Illustrierter Beobachter

12. Jahrgang

1937

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig

12. JAHRGANG / FOLGE 26 / DONNERSTAG, 1. JULI 1937

IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO



Der italienische Jugendführer bei Adolf Hitler.

Staatssekretär Ricci, der mit 1300 italienischen Jugendführern mehrere Tage zu Besuch in Deutschland weilte, wurde von Adolf Hitler in der Reichskanzlei empfangen. Exzellenz Ricci (neben Adolf Hitler) überreicht d[illegible] Führer als Geschenk die Werke von Pizanesi, des berühmtesten italienischen Kupferstechers aus dem 17. Jahrhundert.

Aufnahme: Heinrich Hoffmann.





Am Grabe Albanus Schachleiters auf dem Waldfriedhof in München. Ministerpräsident Ludwig Siebert würdigt in seinen Abschiedsworten die Verdienste des aufrechten deutschen Priesters.

Links: Vor der Allerheiligen-Hofkirche formiert sich der Trauerzug zum Staatsbegräbnis.

ZUR BERGKATASTROPHE AM NANGA PARBAT:



Beim Abschied in Innsbruck: v. l. n. r.: Pfeffer, Troll, Wien, Frankhauser, Hepp, Luft, Göttner.



Fritz Bechtold war 1932 und 1934 am Nanga Parbat



Oben: Paul Bauer, der 1936 im Sikkim-Himalaja war.

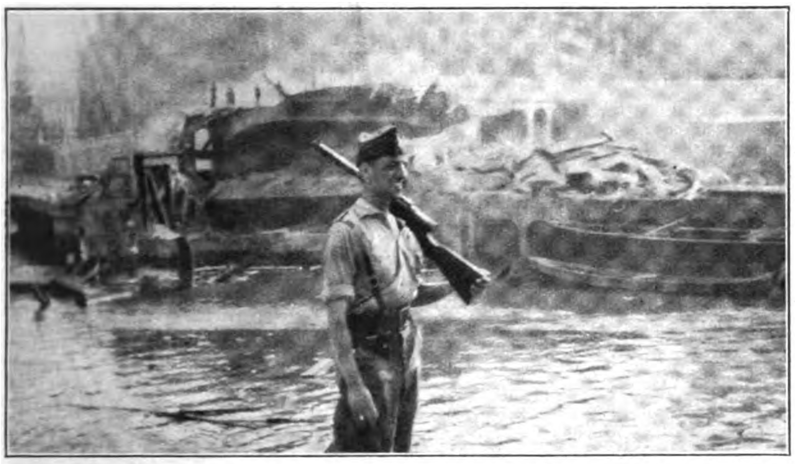
Die 3 Bergsteiger, die zur Bergung der Toten nach Indien abgeflogen sind.



Links: Dr. Karl von Kraus, nahm 1929 an der ersten Expedition teil.



Nach dem Einzug der nationalen Truppen in Bilbao
Spontan und lebhaft äußert sich die Freude der vom roten Terror befreiten Bevölkerung der schwergeprüften Stadt.





Ein Soldat der Franco-Armee am Nervien-Fluß, über den die roten Horden sich zurückzogen; vom linken Ufer aus sprengten sie dann die Brücke, die über diesen Fluß führte. Nebenstehendes Bild zeigt die Begeisterung, mit der die **Stadtbewohner ein nationalistisches Offiziersauto begrüßen.**



Mitglieder der Bürgerpolizei versuchen Autos wieder flottzumachen, die von Streikenden in Monroe in den Fluß geworfen worden waren; 10 Männer und eine Frau wurden bei den Unruhen erheblich verletzt . . .

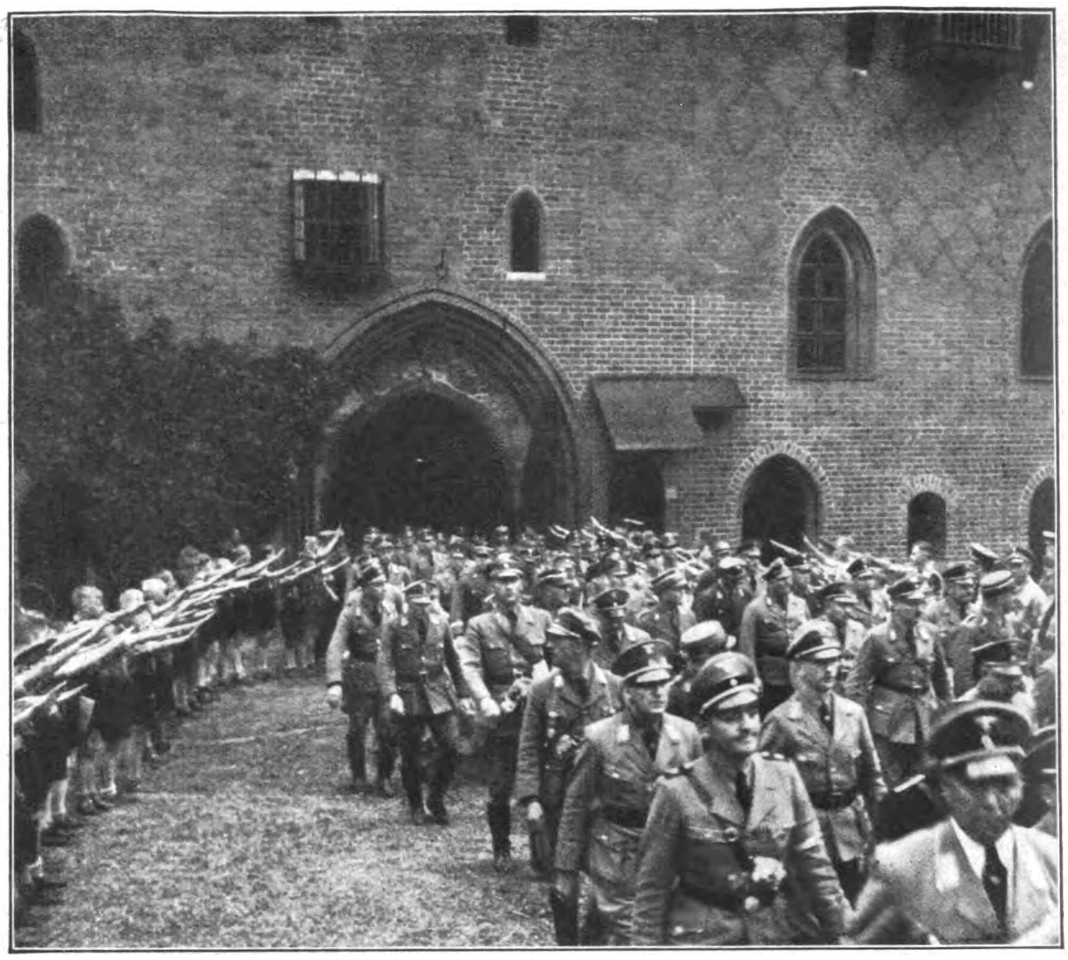


. . . und sind wahrscheinlich schlechter dran als diese beiden Frauen, die von der Polizei wegen Beteiligung am Aufruhr für eine Nacht ins Kittchen gesperrt wurden.

Aufnahmen: Weltbild (2). Bayer. Bildbericht Fischer (2). Deutsche Himalaja-Stiftung (3). Müller (1). Associates-Preß (3).



Dr. Goebbels schreitet vor dem Propagandaministerium die Front der Alten Garde ab. Hinter dem Reichspropagandaminister: Reichsorganisationsleiter Dr. Ley.



Die Alte Garde im Deutschordensschloß Marienburg, der alten Feste deutschen Kulturwillens in der Ostmark.

Mit den Alten Kämpfern im deutschen Osten

Bilder von der Fahrt der Alten Garde nach Danzig und Ostpreußen



Danzigs Jugend bekundet durch hellen Jubel und Darbietung von Kornblumen ihre Freude, des Führers Alte Kämpfer zu sehen

Die Fahrt der Alten Garde, der ältesten Kämpfer Adolf Hitlers, führte diesmal über Berlin in schicksalschweres Gebiet, zum Osten des Reiches. Die Aufnahmen vermitteln Ausschnitte von dieser Fahrt, die Erlebnis, Freude und Begeisterung zusammenwoben in dem einzigen Wort: deutsch.



Links: Auf dem Marsch durch die Straßen des ehrwürdigen deutschen Danzig. Von r. n. l.: Stabschef Lutze, Gauleiter Forster, Dr. Ley, Gauleiter Erich Koch, Gauleiter Mutschmann.



Zwischen Ortelsburg und Osterode.
Im Vordergrund: der Vertreter des Führers, **Rudolf Heß; grüßend: Reichsarbeitsführer Hierl.**
Links: die Männer des Arbeitsdienstes sind angetreten, **die in dieser Gegend Ostpreußens zur Zeit** freudig Arbeit für **die HJ. leisten**





Eine Fahrt auf den schönen masurischen Seen.
Von links: Reichsführer SS Himmler, Reichsorganisationsleiter Dr. Ley, Gauleiter Erich Koch.



Die begeisterten ostpreußischen Jungen lassen es sich nicht nehmen, mit den Booten auf dem See um die Wette zu laufen, um möglichst lange etwas von dem Besuch der Alten Kämpfer zu haben.

Sämtliche Aufnahmen: Fritz Boexner.



An weihevoller Stätte
Die Alten Kämpfer des Führers am Tannenbergdenkmal.

Das älteste Pferderennen Europas:

PALIO in Siena

Das italienische Volksfest am 2. Juli





Links: Trommler leiten den feierlichen Einzug der 17 Contraden ein.

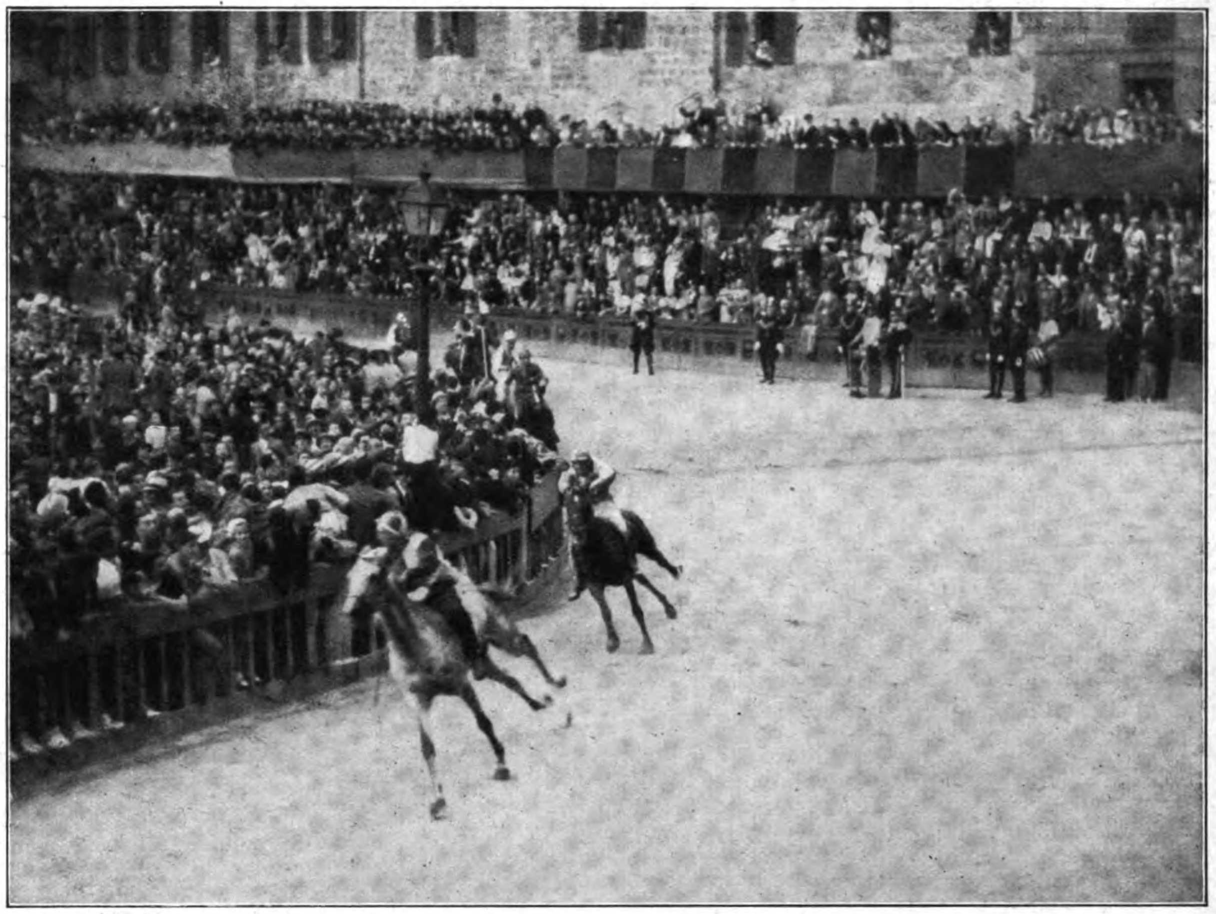
Auf dem Rathausplatz von Siena findet alljährlich das weltberühmte Palio-Rennen statt. Ein Stück mittelalterlicher Geschichte, das sich unverfälscht bis in die heutige Zeit hinübergerettet hat: Gemäß einer uralten Überlieferung messen sich die ausgewählten Vertreter der 17 Stadtviertel an jedem 2. Juli im reiterlichen Wettkampf. Bei diesem Pferderennen, das die Formen eines großen Volksfestes annimmt, tragen die Mitwirkenden mittelalterliche Trachten. Die Vorbereitungen halten wochenlang die ganze Stadt in Atem, während das eigentliche Rennen selbst kaum drei Minuten dauert. Von alters her bildet jedes der 17 Stadtviertel von Siena eine Renngemeinschaft, die sogenannte Contrade. Diese Contrade erwählt aus ihrer Mitte das beste Pferd und den



Eine nach Zehntausenden zählende Menge füllt den weiten Rathausplatz, um dem festlichen Einzug der Contraden beizuwohnen. Eintrittsgeld wird für die Zuschauer nicht erhoben, nur die Plätze auf den besonders errichteten Tribünen werden einem alten Brauch gemäß von hilfsbedürftigen Mitgliedern der Contraden an die wohlhabenden Bürger von Siena vermietet.



Eine Augenblicksaufnahme während des Rennens. Die Pferde werden ungesattelt geritten; durch die Schwierigkeiten des Kurses stellt das Rennen hohe Anforderungen an Pferd und Reiter.



Die Bevölkerung eines jeden Stadtviertels spendet ihren Lieblingen besonderen Beifall. Da die Rennbahn an den meisten Stellen ungewöhnlich schmal ist, starten die 17 Reiter gruppenweise.

besten Reiter, um bei dem alljährlichen Rennen würdig vertreten zu sein. Das Rennen findet in den Abendstunden statt, während am Vormittag desselben Tages die Contraden in feierlichem Umzug vor dem Dom gesegnet werden.

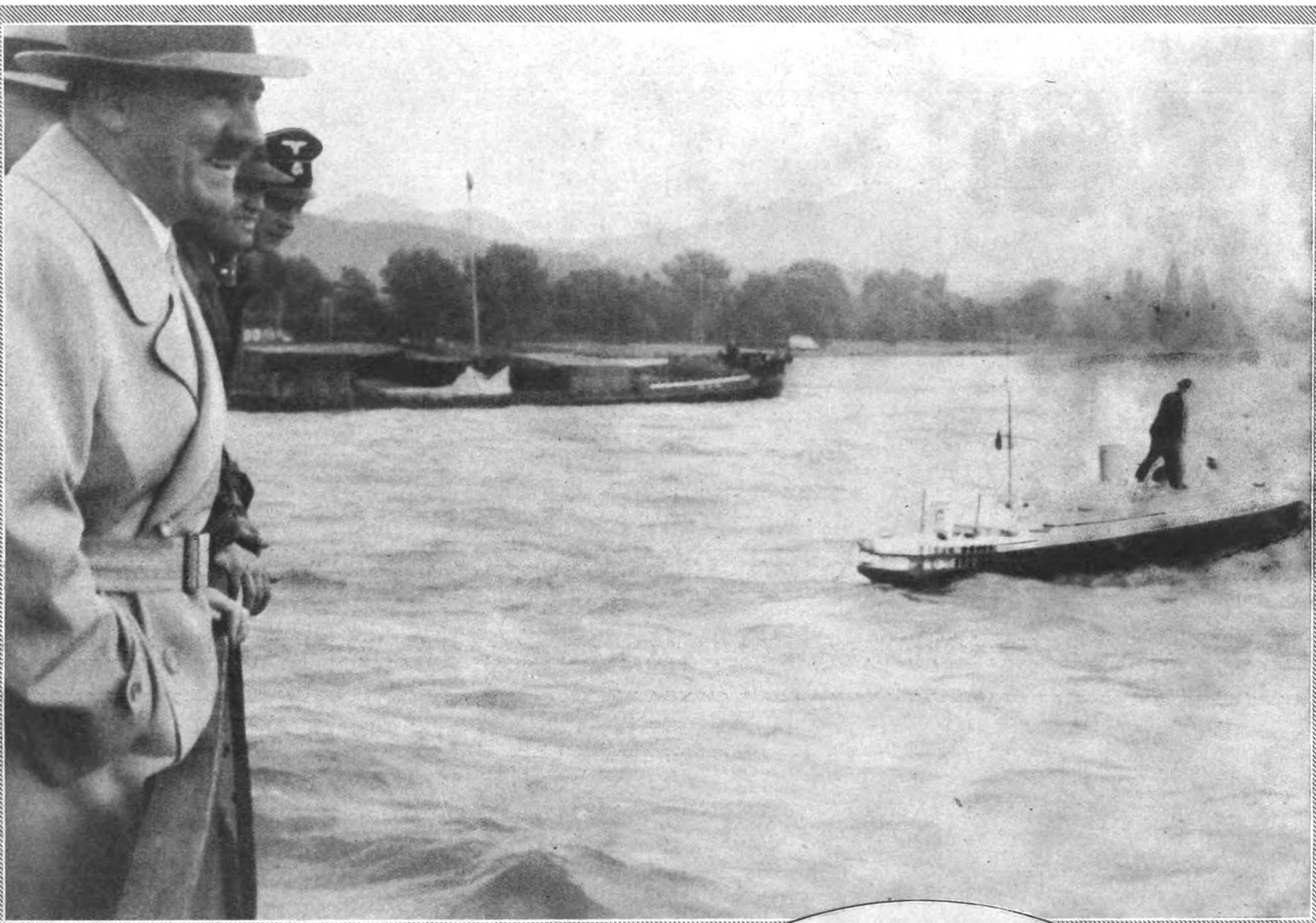


Während des feierlichen Um- und Einzuges werden die Rennpferde am Zügel herumgeführt; die dazugehörenden Reiter sitzen während des Umzuges auf einem anderen Pferd. Fanfaren blasen, Trommeln wirbeln, und Fahnenschwinger zeigen ihre Kunst und Geschicklichkeit



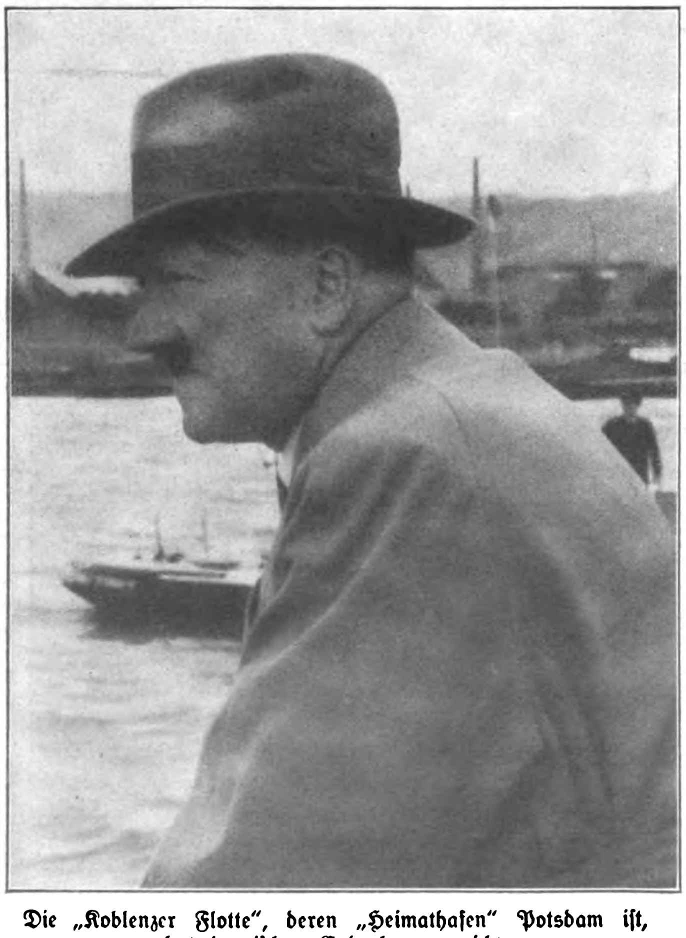
Sobald der Sieger durch das Ziel gegangen ist, klettern die Anhänger seiner Contrade über die Barrieren, um den Held des Tages zu beglückwünschen.

Sämtliche Aufnahmen: Photo Afa.



Motorschiffe der Schiffsmodellbauschule Potsdam, die sich auf einer Propagandareise rheinabwärts befinden, „paradieren“ in Koblenz vor dem Führer.

DER FÜHRER AUF SEINER RHEINREISE IN GODESBERG



Die „Koblenzer Flotte“, deren „Heimathafen“ Potsdam ist, hat inzwischen Godesberg erreicht.



Der Kommandant eines der Modellschiffe ist sichtlich erfreut in unmittelbarer Nähe des Führers vorbeifahren zu können. Aber auch dem Führer macht das exakte Manövrieren Spaß.

Sämtliche Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.

DIE DEUTSCHE ARBEITS-FRONT

IHRE ÄMTER UND LEISTUNGEN

XVI. Das Schatzamt

Der Verwaltunsapparat der Deutschen Arbeitsfront stellt ein kleines Wunderwerk der Organisationskunst dar. 26 Millionen Mitglieder mit einem monatlichen Beitragsaufkommen von ca. 30 Millionen Mark sind zu erfassen. Bis hinunter in die letzte Straßenzelle, den letzten Häuserblock und Betrieb muß der Verwaltungsapparat reichen, wenn er seine Aufgaben erfüllen will.

Die zentrale Lenkung des Verwaltungsapparates liegt in den Händen des Schatzamtes der Deutschen Arbeitsfront, an dessen Spitze der Reichsfachwalter, Parteigenosse Brinkmann, der Dr. Ley für die Verwaltung und Finanzgebarung der Deutschen Arbeitsfront verantwortlich ist, steht.

In dem in seiner Einfachheit imposant wirkenden Verwaltungsgebäude der Deutschen Arbeitsfront, das an der Peripherie der Reichshauptstadt liegt, sitzen wir dem Reichsfachwalter gegenüber und erhalten einen Einblick in die Verwaltungsarbeit. Das Schatzamt ist nicht die Stätte, wo große schöpferische Ideen geboren werden, sondern hier



Der Leiter des Schatzamtes der Deutschen Arbeitsfront, Reichsfachwalter Parteigenosse Brinkmann, mit seinen beiden nächsten Mitarbeitern, Parteigenosse Boltz und Parteigenosse Halder.



In einem Jahr wurden vom Schatzamt der DAF. ungefähr 81 Millionen Reichsmark an Unterstützungen gezahlt. Nur durch Einsatz modernster technischer Apparaturen kann dieser Arbeitsanfall bewältigt werden. Das Bild zeigt, wie mittels Adreßmaschinen die Anweisungen ausgefüllt werden.

Sämtliche Aufnahmen: Fritz Boegner.



In drei Wochen soll geheiratet werden ... Nun schnell zur zuständigen Verwaltungsstelle, um einen Antrag auf Heiratsbeihilfe einzureichen.

wird in eiserner Pflichterfüllung saubere Verwaltungsarbeit geleistet. Die Arbeit formt den Menschen; nüchtern und sachlich erhalten wir auf unsere Fragen Auskunft, Zahlen und Statistiken unterstreichen jede Antwort.

Das schwierigste Problem, das vom Schatzamt der DAF. zu lösen war, so beginnt Parteigenosse Brinkmann die Unterhaltung, war die technische Durchführung der Beitragserhebung. Eine unerhörte Kleinarbeit und systematische Durchorganisation war notwendig, um die Voraussetzungen für einen geregelten Beitragseingang zu schaffen. Das einzelne DAF.-Mitglied, das gewohnt ist, daß pünktlich wöchentlich oder monatlich der DAF.-Kassierer entweder im Betrieb an dem Arbeitsplatz erscheint oder zu Hause an die Tür klopft, weiß in den meisten Fällen gar nicht, welch enorme Kleinarbeit **notwendig war, um diese gewissenhafte Präzision der Verwaltung zu schaffen.**

Das Beitragsaufkommen der DAF. ist von ca. 16½ Millionen Ende 1934 auf ca. 30 Millionen im Dezember 1936 angewachsen. Diese Steigerung ist neben dem Anwachsen der Mitgliederzahl auf die allgemeine Hebung des Lohnniveaus des deutschen schaffenden Menschen zurückzuführen. Die Beitragssätze, die nach Einkommenstufen gerecht gestaffelt sind, liegen weit unter denen der alten Gewerkschaften.

Dann kommen wir auf die Verwendung der Beitragseingänge zu sprechen. Bis auf die Aufwendungen für die Verwaltung und die dringend notwendigen Rücklagen für spätere Verpflichtungen fließen die Einnahmen in Form von materiellen und ideellen Leistungen restlos an die Mitglieder zurück. Das Bestreben des Schatzamtes ist es hier, die Verwaltungskosten stets auf einem Mindestmaß zu halten, um möglichst viele Mittel für die großen Leistungen der DAF. an die schaffenden Menschen frei zu bekommen.

Über die materiellen Leistungen der DAF. erhalten wir vom Reichsfachwalter bei einem Rundgang durch das Verwaltungsgebäude und bei einem Besuch eini-



Mütterchen erhält eine Notfallunterstützung. Die DAF. zahlt an unverschuldet in Not geratene Mitglieder, sofern die sachlichen Voraussetzungen gegeben sind, Erwerbslosen-, Kranken-, Invaliden- und Notfallunterstützung sowie Sterbegeld und Heiratsbeihilfen.

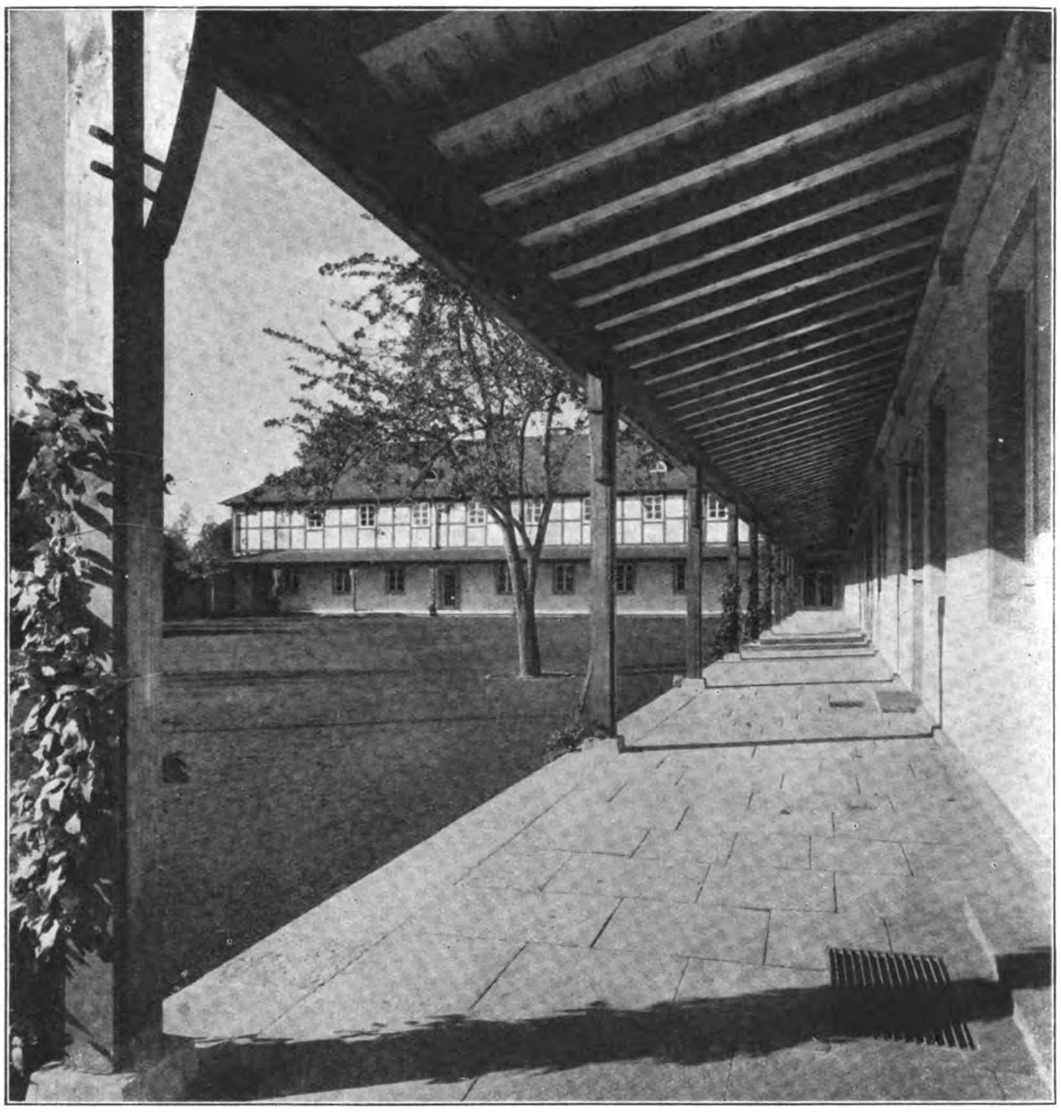
ger Verwaltungsstellen Auskunft. Die materiellen Leistungen sind aufgebaut auf der Aufgabe, die sich die DAF. gestellt hat, unverschuldet in Not geratene Mitglieder zusätzlich zu unterstützen, sofern die sachlichen Voraussetzungen gegeben sind. So kennt die DAF. an wesentlichen materiellen Leistungen: Erwerbslosen-, Kranken-, Invaliden- und Notfallunterstützung, sowie Sterbegeld und Heiratsbeihilfen. Welchen Umfang diese Leistungen haben, geht daraus hervor, daß allein im Jahre 1936 ca. 2,7 Millionen Anträge bearbeitet wurden, die einen bewilligten Betrag von ca. 81 Millionen ergaben. Wie ein Präzisionsuhrwerk ist der gewaltige Verwaltungsapparat durchorganisiert. Fehler, Verwechslungen, unbearbeitete Anträge sind hier unmöglich. Alles wird getan, um eine möglichst große Schnelligkeit und Beweglichkeit im Verwaltungsapparat zu erreichen.

Nach unserem Rundgang kommen wir auf die vielfältigen ideellen Leistungen der DAF. zu sprechen. Zahlen und Leistungen überstürzen sich hier. All die vielfältigen Leistungen der DAF. lernen wir hier noch einmal von der verwaltungstechnischen Seite kennen. Soziale Betreuung, Berufsschulung, sozialpolitische Schulung, Reichsberufswettkampf und dann „Kraft durch Freude“. Hier hatte das Schatzamt die schwierige Aufgabe zu lösen, einen Verwaltungsorganismus zu schaffen, der in der Lage sein mußte, den Vertrieb von Fahr- und Veranstaltungskarten zu erfassen und zum anderen die reibungslose Abwicklung eines in seiner Großartigkeit beispiellosen Reiseprogramms zu gewährleisten. Das Bestreben der DAF. ist es auch bei „KdF“, durch genaueste Organisation die Preise so niedrig wie nur möglich zu halten, um zu erreichen, daß sich Reisen und Veranstaltungen selbst tragen.

Das Fundament einer jeden Organisation ist die Verwaltung; ist diese schlecht, so ist die gesamte Organisation in Gefahr. Als wir nach unserem ausgedehnten Besuch das Schatzamt verlassen, ist es uns Gewißheit geworden, daß das Gebäude der DAF. auf einem Fundament steht, das nicht nur seinen Aufgaben gerecht wird, sondern auf das noch manches Stockwerk zum Wohle der schaffenden deutschen Menschen errichtet werden kann.



Der Leiter des Schulungsamtes, Parteigenosse Dr. Wagner.



Teilansicht der Reichsschulungsburg Wannsee der DAF. 10 Schulungsburgen und 21 Gauschulen stehen dem Schulungsamt für die Durchführung der Schulungsaufgaben zur Verfügung.

XVII. Das Schulungsamt

Die neuen Gedanken der Sozialpolitik können nicht nur durch Gesetze und Verordnungen verwirklicht werden. Betriebsgemeinschaft, soziale Ehre, Kameradschaft zwischen Betriebsführer und Gefolgsmännern werden nur dann im Arbeitsleben der Nation ihren Ausdruck finden, wenn die Menschen in den Betrieben vom Geiste der neuen Gemeinschaft beseelt sind.

Träger der neuen Sozialpolitik sind in den Betrieben vor allem die DAF.-Walter, die Warte der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ und die Mitglieder des Vertrauensrates, Betriebsführer und Gefolgsmänner. Auf diese Männer, auf ihr Können, ihren Glauben und ihre Leistung für die Gemeinschaft kommt es vor allem an.

Diesen Männern das Rüstzeug für ihre tägliche Arbeit in den Betrieben zu übermitteln und sie zu gläubigen Kämpfern zu erziehen, ist Aufgabe des Schulungsamtes der DAF., das ein Hauptarbeitsgebiet der DAF. und ein Amt im Hauptschulungsamt der NSDAP. ist.

Auf der Reichsschulungsburg Wannsee der DAF. besuchen wir den Leiter des Schulungsamtes, Parteigenossen Dr. Wagner, der dort gerade einen Kursus überprüft. Für die Durchführung der Schulungsaufgaben stehen dem Amt 10 Schulungsburgen und 21 Gauschulen zur Verfügung. Unsere Fragen: Wer, wie und was wird durch die DAF. geschult, beantwortet uns Dr. Wagner in einer Schulungspause. Geschult werden alle Beauftragten der DAF., also DAF.-Walter, KdF.-Warte, Vertrauensrats- und Arbeitsausschußmitglieder. Die Schulung ist eine fachpolitische, d. h. daß die Schulungsteilnehmer neben dem fachlichen Rüstzeug für die tägliche Arbeit im Betriebe die Erkenntnisse der großen politischen Zusammenhänge übermittelt erhalten.

Geschult wird in drei Stufen. Kreisschulung, Gauschulung und Reichsschulung. Die Kreisschulung zerfällt in Grundschulung und Vertrauensratsschulung. Zur Gauschulung werden nur Teilnehmer einberufen, die mit Erfolg an der Kreisschulung teilgenommen haben; ebenso ist es bei der Reichsschulung. Um die tüchtigsten Kräfte für eine evtl. Weiterverwendung in der DAF. heraussieben zu können, wird für jeden einzelnen Schulungsteilnehmer eine besondere Kartei geführt.

Das Amt ist nach den praktischen Erfordernissen in die Abteilungen „Aktive Schulung“, „Theoretische Schulung“, „Einberufung“, „KdF.-Schulung“ und „Verwaltung“ aufgeteilt. Nach einer genauen Systematik erfolgt durch das Amt die Lehrplangestaltung, der Einsatz der Lehrkräfte, die Überwachung der Schulung sowie die Einberufung und die Auslese der Teilnehmer für die Reichslehrgänge.

Die Schulung nimmt einen wichtigen und großen Raum in der Erziehungsarbeit der DAF. ein. Im Jahre 1936 wurden durch die Grundschulung etwa 800 000 DAF.-Walter und 350 000 Vertrauensratsmitglieder, davon etwa 40 000 Betriebsführer, erfaßt. In der Gauschulung waren es etwa 70 000 DAF.-Walter und auf der Reichsschulung etwa 10 000.

Bevor wir die Schulungsburg verlassen, können wir noch an der Verabschiedung eines Kursus teilnehmen und uns überzeugen, mit wieviel neuer Kraft die Männer der Front nach einem solchen Kursus wieder an ihre tägliche Arbeit zurückkehren, um auf ihrem Platz weiterzukämpfen für das nationalsozialistische Deutschland.

Werner Denkler.



Links: Aufmerksam lauschen die Träger der neuen Sozialpolitik, Betriebsführer, DAF.-Walter und Gefolgschaftsmitglieder, dem Vortrag Dr. Wagners, um die Grundsätze der DAF. in ihren Wirkungskreisen durchzuführen.

Die nachgelassenen Finanzen des Grossherzogs

ROMAN VON FRANK HELLER

(7. Fortsetzung)

Sechstes Kapitel

Indem das Internationale Institut für genealogische Forschungen sich gezwungen sieht, von theoretischer zu praktischer Tätigkeit überzugehen.

1.

Ich wußte es damals nicht, aber ich sollte es bald erfahren, daß der Punkt der englischen Küste, an dem ich gelandet war, sich ganz besonders für die Ausschiffung von Herren eignete, die unbemerkt zu bleiben wünschen. Wenn der Leser eine Karte des südöstlichen Englands zur Hand nimmt, findet er, daß die Nordsee einige Meilen südwestlich von Harwich eine breite Bucht mit mehreren Verzweigungen bildet, in die kleinere Flüsse münden. The Blackwater ist der gemeinsame Name dieses Estuariums Dahin hatte mich der Zufall verschlagen, und so allmählich dämmerte es mir auf, daß er mir hierdurch wirkliches Wohlwollen bewiesen hatte. Die Küste ist ein ödes Marschland, wo man selbst bei Tageslicht kaum andere Einwohner sieht als Krabbenfischer. Sie wird zwar von den Zollbooten abpatrouilliert, aber die können auch nicht überall zugleich sein, und eine kleine Jolle wie die meine hat alle Aussicht, durch die Maschen ihres Netzes zu schlüpfen.

Aber wünschte ich denn damals überhaupt, unbemerkt und einsam zu bleiben? Ursprünglich nicht. Was ich damals begehrte, war vor allem ein gut besetzter Tisch und dann ein warmes Bett, und keines von beiden war hier erreichbar. Das einzige Zeichen von Zivilisation, das sich überhaupt entdecken ließ, war ein Strandwall und ein Pfad auf dessen windgeschützter Seite. Ich begann diesen Pfad entlangzugehen, in der Hoffnung, menschliche Ansiedlungen zu finden. Aber es dauerte lange, bevor sich solche zeigten. Und nach und nach begriff ich, wie günstig das für mich war: ich war ohne Paß, ich hatte sehr wenig Geld, ich hatte mir den Zutritt nach England in überaus regelwidriger Weise verschafft. Gewiß, in meinem Heimatland war ich ein unbescholtener Bürger, und dies würde sich auch nach und nach beweisen lassen, aber bis dahin würde man mich als einen verdächtigen und keineswegs willkommenen Zuschuß zur Bevölkerung des Inselreichs betrachten. Und ich wünschte wahrlich nicht, die Gefangenschaft auf der Astarte mit einer ähnlichen beim englischen Staate zu vertauschen.

Es dauerte eine Stunde, bis ich von dem Pfad auf einen schmalen Weg gelangte, der quer durch das Marschland führte. Es dauerte eine weitere Stunde, bis ich von dort auf eine Hauptstraße kam und schließlich noch eine, bis ich in meine erste Stadt einmarschierte. Sie hieß Witham und lag dreißig englische Meilen westlich von Harwich, auf dem Weg nach London. Ich fand ein einfaches Gasthaus, wo man, nachdem ich einige dänische Banknoten vorgewiesen hatte, keine wie immer geartete Neugierde an den Tag legte, und am nächsten Morgen war ich mit der Sonne auf.

Mein Plan war klar. Ich wollte nach London fahren, und dort gedachte ich dem Institut für genealogische Forschungen, Strand 239, einen Besuch abzustatten. Es konnte unter allen Umständen für den einen Inhaber des Instituts nicht ohne Interesse sein, daß der andere derzeit in höchster Lebensgefahr schwebte Gewiß, die Herren Lavertisse, Graham und Collin nahmen äußerst selten, um nicht zu sagen nie, die Hilfe der Behörden in Anspruch. Aber ich zweifelte nicht, daß sie in einem Fall wie diesem von ihren Grundsätzen abgehen würden.

Ich nahm den ersten Morgenzug von Witham nach Chelmsford, wo ich nach einer Viertelstunde eintraf. Die Schnellzüge von Harwich nach London halten einen kurzen Augenblick in Chelmsford, das eine Stadt von einer gewissen Bedeutung ist und einem berühmten englischen Staatsmann seinen Marquistitel geschenkt hat. Der Expreß dampfte heran, voll von Reisenden, die via Hoek van Holland und Harwich aus dem Kontinent kamen. Ich sprang auf und begab mich direkt in den Speisewagen, wo ich mich für die Entbehrungen des gestrigen Tages schadlos halten wollte. Kippers, Bacon mit Eiern, Butter, Brot und Käse schienen mir die geeignetste Form, dies zu tun, und der Kellner teilte meine Auffassung. Ich entfaltete eine Zeitung, die ich mir in Chelmsford gekauft hatte, ließ sie aber dann wieder sinken, um meine Mitreisenden zu studieren. Sie waren wahrlich eines Studiums wert! Alle Rassen Nord- und Mitteleuropas schienen sich an den Tischen des Speisewagens ein Stelldichein gegeben zu haben. Seltsame Profile verwirrten das Auge, seltsame Zungen das Ohr. Plötzlich zuckte ich zusammen Wer war das, der dort am Nebentisch saß, wenn nicht der schottische Professor der Nationalökonomie!

Sein Haar flatterte so wild wie nur je, seine Augen blitzten ebenso feurig — und doch glaubte ich eine Veränderung an ihm wahrzunehmen. Es war, als wären in dem weltfremden Theoretiker Interessen erwacht, die ihm bisher fremd gewesen. Er hatte eine Börsenzeitung vor sich, was ja vielleicht an und für sich nicht so eigentümlich war, aber seine Art, sie zu studieren, erinnerte eher an einen spielwütigen Spekulanten als an einen kühlen Mann der Wissenschaft. Er fuhr sich mit den Fingern durchs Haar, warf Ziffern auf ein Blatt Papier und führte komplizierte Berechnungen durch. Nun bekam er einen Tischgenossen, einen kupferroten holländischen Herrn in seinem eigenen Alter, der offenbar der Ansicht war, daß es nie zu früh am Tage sein kann, um eine Unterhaltung zu beginnen. Kaum hatte er Platz genommen, als er auch schon die Schleusen seiner Beredsamkeit öffnete.

„Schöner Morgen, oder was sagen Sie, Sir?"

Der Professor sah vom „Economist" auf und bestätigte es

„Schöne Landschaft, oder was meinen Sie?"

Der Professor brummte etwas, das vermutlich ein Ja vorstellen sollte.

„Und reich, Sir, wie Ihr ganzes Land!"

Der Professor legte die Zeitung weg.

„Wenn Sie meinen, daß unser Land goldreich ist, haben Sie recht. Wenn Sie hingegen etwas anderes meinen, haben Sie unrecht. Dieses Land, Sir, ist eben im Begriff, mit Volldampf einem Abgrund zuzusteuern! Hören Sie auf meine Worte: mit Volldampf

Der Holländer starrte seinen Tischnachbar verblüfft an. Diese Art von Beredsamkeit war ihm fremd.

„Sie meinen, daß England, das reiche England —"

„Ja, Sir, das gerade meine ich! Aber dasselbe gilt auch von allen anderen Ländern, in denen man derselben wahnwitzigen, grotesken Götzenanbetung wie in England huldigt. Sämtliche sind sie im Begriffe, mit Volldampf zu allen Teufeln zu gehen!"

„Was für eine Art Götzenanbetung?" murmelte der überwältigte Holländer und sah sich nach einem anderen Platz um. Aber der letzte freie Stuhl mir gegenüber wurde gerade in diesem Augenblick von einem eben eintretenden Herrn mit kurzen Backenbärtchen und sechseckigen Augengläsern besetzt

„Welche Götzenanbetung sollte ich meinen", schrie der Professor mit einem Stimmaufwand, der die Gläser tanzen ließ, „wenn nicht die einzige, die es zu allen Zeiten gegeben hat, den Tanz um das goldene Kalb' Wohlstand, mein Herr, werden wir hier auf der Welt nicht früher haben, als bis der letzte Münzenpräger in den Armen des letzten Goldgräbers aufgeknüpft ist' Hören Sie wohl auf meine Worte!"

Man kann nicht anders sagen, als daß der Holländer wohl darauf hörte. Seine Augen rollten mit einem Ausdruck des Entsetzens in dem feisten Gesicht herum, und es bestand kein Zweifel, daß er den Moment, in dem er sich mit dem Professor in ein Gespräch eingelassen hatte, aufs tiefste bereute. Aber er wagte doch noch einen letzten Vorstoß:

„Und wenn man Ihnen eine Million Pfund in Gold antrüge, würden Sie also nein sagen?" erkundigte er sich ironisch.

Die Augen des Professors bekamen einen verlorenen Ausdruck.

„Eine Million in Gold", murmelte er, „eine Million in Gold . . . Warum sich mit einem so schundigen Betrag zufriedengeben? Warum sagen Sie nicht fünf? Wenn ich sie bekomme . . ."

„Was dann?" erkundigte sich der Holländer noch ironischer.

Der Professor antwortete nicht. Er wendete den Blick in meine Richtung, und, befürchtend, daß er mich erkennen und mir dieselbe Behandlung angedeihen lassen könnte wie bei der letzten Vorlesung, beeilte ich mich die „Daily Mail" zu hissen. Ich las mechanisch einige Notizen. Sie schienen unleugbar die These des Professors zu bestätigen, daß in England nicht alles so gut stand, als man glauben sollte. Wir schrieben den 12. September. Vor zwei Tagen, während ich auf der Nordsee umhertrieb, hatte Finanzminister Snowden dem Parlament ein Budget vorgelegt, das unerhörte Opfer von der Nation verlangte. Ersparungen im Betrage von etwa siebzig Millionen Pfund waren unerläßlich. Alle Beamten und Angestellten sollten ausnahmslos von großen Gehaltsabzügen betroffen werden, man mußte zehn Millionen neue Steuern ausschreiben, Schule, Sanitätswesen, Armee, Flotte, die Arbeitslosen, alle mußten ihr Scherflein beitragen, wenn das Land aus der Krise gerettet werden sollte. . Ein redaktioneller Leitartikel faßte diese und andere Nachrichten folgendermaßen zusammen: wenn England sich nicht in Acht nimmt, muß es den Weg gehen, den der Professor prophezeit hatte — den Weg in den Abgrund.

Ich ließ die Zeitung sinken und begegnete dem Blick meines Tischgenossen. Ich habe schon gesagt, daß er kleine Koteletten von der Art trug, wie man sie oft in Österreich sieht, und daß er sechseckige Augengläser hatte. Nun bemerkte ich auch, daß das Bändchen der französischen Ehrenlegion sein Knopfloch schmückte. Es schwebte mir dunkel vor, daß ich ihn schon irgendwo gesehen hatte. Er grüßte und sagte mit einem Seitenblick auf den Nebentisch:

„Napoleon bewunderte den Krieger, der schon am frühen Morgen kämpfen konnte. Aber was soll man zu einem Gelehrten sagen, der bereit ist, sich auf nüchternem Magen in eine Debatte zu stürzen? Ist das nicht beinahe ebenso achtungswert?“

„Professor Fortreß schläft sicherlich in seinem wissenschaftlichen Harnisch“, antwortete ich. „Das einzige, was mich wundert, ist, daß der Holländer nicht noch einen Gratiskurs über die Vortrefflichkeiten des Inkareichs als Draufgabe bekommen hat!“

„Ah, Sie kennen Professor Fortreß?“ fragte er mit spöttischem Tonfall.

Plötzlich wußte ich, woher ich ihn kannte. Ich hatte ihn bei den Vorlesungen in Kopenhagen gesehen, zuletzt an jenem Nachmittag, an dem ich mich in einen Hinterhalt locken und entführen ließ!

„Ja“, antwortete ich, „sind Sie schon von Kopenhagen aus mit dem Professor zusammen gefahren?“

„Sie erkennen mich also auch?“ rief er, und wieder glaubte ich einen spöttischen Ton in seiner Stimme zu hören.. „Bravo!“

„Ja“, sagte ich, „ich schmeichle mir, ein recht gutes Personengedächtnis zu haben.“

„Und dabei übersehen Sie die interessanteste Reisende des ganzen Zugs!“ sagte er in demselben Ton wie zuvor. „Wer ist denn die Dame, die Sie aus der Ecke hinter mir mit Augen betrachtet, die einer Medea würdig sind? Ich kann sie nur dunkel und in einem Spiegel sehen, aber Sie haben freien Ausblick, und trotzdem sehen Sie nichts! Als ich Sie zuletzt sah, saßen Sie zusammen zu den Füßen des Professors, so nahe beieinander als überhaupt möglich. Was ist seither passiert? Sind Sie über irgendeinen Punkt im Wirtschaftsleben des Inkareiches uneinig geworden? Oder hat eines von Ihnen den Glauben an das Gold als Wertmesser aufgegeben?“

Ich hörte kaum, was er sagte. Schon bei seinen ersten Worten hatte ich mich halb von meinem Sitz erhoben und festgestellt, daß er recht hatte. Sie saß dort drüben, in einem moosgrünen Schneiderkleid, das ihre exotische Schlankheit noch besser zur Geltung brachte als irgendeine Toilette, in der ich sie bisher gesehen hatte. Unter der schrägen Hutkrempe fixierten ihre schrägen Augen unverwandt einen und denselben Punkt. War das ich? In diesem Fall wurde ich plötzlich noch weniger als ein Punkt, denn im selben Moment, in dem mein Blick dem ihren begegnete, ging er mitten durch mich hindurch, ich hörte auf zu existieren, ich löste mich in Luft auf, in dünne Luft.

„Nicht wahr?“ fragte mein Tischgefährte. „Ich hatte recht?“

„Jawohl“, sagte ich kurz.

„Das ist ja auch kein Gesicht, das man vergißt!“ bemerkte er.

Wie war sie hergekommen? Was suchte sie hier? Die erste Frage ließ sich nur in einer Weise beantworten: irgendeinmal nach meinem Verlassen der Astarte hatte der Kapitän wieder die volle Herrschaft über sein Schiff erlangt und es nach Harwich gebracht. Und von dort hatte Madame den ersten Zug nach London genommen. Was der Zweck ihrer Reise war, darüber konnte ich nichts Bestimmtes wissen. Aber daß er irgendwie mit dem Verhör mit Mr. Graham zusammenhing, dessen war ich so gut wie sicher.

Was sollte ich tun? Was konnte ich tun? Ich konnte doch nicht gut auf sie zugehen und sie wegen meiner Entführung und der des Engländers zur Rede stellen — würde mich einfach auslachen. Ich hatte ja auch nicht den Schatten eines Beweises. Ich war ohne Paß und hatte nur ganz wenig Geld bei mir Sie war sicherlich in jeder Hinsicht mit allem versehen . . . Nein, für mich gab es nur eines. Ich mußte Monsieur Lavertisse aufsuchen, ihn von dem Schicksal seines Freundes in Kenntnis setzen und ihn bitten, die nötigen Schritte zu unternehmen. Etwas anderes kam nicht in Frage.

So weit war ich in meinen Gedanken gekommen, als ich von meinen Kippers aufsah und dem Blick meines Tischgefährten begegnete.

„Sie sehen so träumerisch aus“, bemerkte er. „Ich kann das verstehen. Sie können sich nicht verzeihen, daß Ihnen, dem großen Physiognomiker, ein solcher Schnitzer passiert ist.“

„Gestatten Sie mir die Bemerkung, daß, wenn ich träumerisch aussehe, man von Ihnen selbst ohne Übertreibung das Gleiche behaupten kann.“

Tatsächlich starrte er über die flachen Wiesen von Essex mit einem Ausdruck hin, der nicht weit von Rührung entfernt war. Und das war unleugbar der letzte Ausdruck, den man in seinem Gesicht zu sehen erwartete. Es war ein kluges Gesicht, ein sympathisches Gesicht, ein Gesicht mit einem erklecklichen Fond von Energie, aber es war nicht ein Gesicht, das danach angetan schien, große Rührung widerzuspiegeln.

„Wie beliebt, ich sehe träumerisch aus? Tja — vielleicht mögen Sie recht haben. Ich befinde mich tatsächlich auf einer sentimentalen Reise. Ich mache eine Tour wieder, die ich vor vielen Jahren gemacht habe — meine erste Auslandsreise!“

„Wirklich?“

„Ja! Ich träumte davon, die Welt zu erobern. Ich hatte viertausend Pfund in der Brieftasche Und als ich in Liverpool Street Station aus dem Zuge stieg — demselben Zuge, mit dem wir jetzt fahren — war meine Brieftasche futsch!“

„Ich begreife, daß eine solche Erinnerung zu Träumereien stimmen muß. Denn Sie haben Ihre Brieftasche natürlich nie zurückbekommen.“

„Doch“, sagte mein Tischgenosse mit einem eigentümlichen Lächeln. „Ich habe sie zurückbekommen“

Ich stellte die „Daily Mail“ vor mir auf, als Schutz gegen alle weitere Unterhaltung. Aber ich konnte nur schwer mit meinen Gedanken bei dem bleiben, was ich las. Ihre Gegenwart hatte dieselbe Unruhe in mein Gehirn gebracht, die der Magnet in einem Kompaß hervorruft. Und als wäre das nicht genug, kam ein neues Störungsmoment hinzu. Es kam via die „Daily Mail“ In der „persönlichen“ Spalte stand folgende Anzeige:

„Professor Pelotard Please write at once to Box 222, Barcelona, Urgent, urgent, urgent! Delay may be fatal! Urgent, urgent, urgent!“

Es war so lange her, seit ich die Annonce gesehen hatte, die sich mit meinem mystischen Landsmann befaßten, daß sie so halb und halb meinem Gedächtnis entschwunden waren — ich hatte ja auch unterdessen an einiges andere zu denken gehabt; aber beim Anblick dieses neuen Exemplars erwachte die Erinnerung an die vorhergehenden zum Leben, und wieder einmal stellte ich mir dieselben zwecklosen Fragen. Wer mochte es sein, der in dieser Weise in allen Zeitungen der Welt Nummer für Nummer annoncierte? Damals als ich die erste Anzeige sah, bewegte ich mich in einem alltäglichen, kleinbürgerlichen Kopenhagener Milieu; seither hatte eine Laune des Zufalls mich in ein Abenteuer von recht niedlichen Dimensionen gestürzt — und dennoch war es, als verbliche sein Glanz im Schatten dieser Annoncenkampagne.

„Sie sehen träumerischer aus denn je“, bemerkte eine Stimme neben mir.

Ich antwortete nicht. Der Zug näherte sich den tristen Vorstädten des nordöstlichen London. Die strahlende Septembersonne streifte wie eine scheue Liebkosung diese Wohnstätten der Arbeit und der grauen Not Auf den engen Hinterhöfen flatterte schmutzige Wäsche im Wind. Bleiche Frauen gingen ihren Haushaltungsverrichtungen nach, und magere Kinder wimmelten überall herum. Die meisten Fabrikschlote entsandten keinen Rauch Am Nebentisch rief eine wohlbekannte Stimme:

„Da sehen Sie das wahre Antlitz des reichen England! So sieht es aus! Und so wird es aussehen so lange die Einwohner dieses Landes mit ihrem Kult des Goldes fortfahren!“

Der Holländer hütete sich wohl, zu widersprechen. Ich warf einen Blick nach ihrem Platz. Er war bereits leer, kein grünes Straßenkleid, kein schräger Hut, keine schrägen Augen unter der Hutkrempe . . . Ich suchte den Blick des Kellners, und er kam an den Tisch.

Als ich mit ihm abgerechnet hatte, fand ich zu meinem Staunen, daß mein Tischgefährte bis über die Ohren in meine Zeitungen vertieft dasaß. Der spöttische Ausdruck war aus seinem Gesicht verschwunden. Er las und las mit einer Miene, als könnte er seinen Augen nicht trauen.

„Behalten Sie die Zeitungen nur“, sagte ich mit einem Versuch, seinen Ton nachzuahmen. Sie müssen Sie ja ganz unerhört interessieren, da Sie darüber den Gipfelpunkt Ihrer sentimentalen Reise zu vergessen scheinen — die Ankunft in der Station wo man Sie so schmählich behandelt hat!“

„Sie haben recht“, murmelte er und lächelte schuldbewußt. „Zehn Tage lang habe ich allem abgeschworen, was Zeitung heißt — und nun vergesse ich mich dermaßen! Leben Sie wohl — vielleicht sehen wir uns ein andermal!“

Er verschwand in sein Abteil, gerade als wir durch die verrußten Viadukte der Liverpool Street Station rollten

2

Auf dem Bahnhof herrschte ein Gewühl wie in einem Ameisenhaufen. Passagiere pufften einander, Träger boten ihre Dienste an, Autos tuteten. Ich hatte einen Entschluß gefaßt. Wenn irgend möglich, wollte ich ihr folgen und ihre Adresse auskundschaften. Wenn Lavertisse seinen unglücklichen Freund finden sollte, mußte er doch irgendeinen Anhaltspunkt haben Aber ich konnte nirgends das dunkelgrüne Straßenkleid und den schrägen Hut entdecken. Wen ich hingegen plötzlich wiedersah, das war mein Tischgefährte. Er stand vor einem Telegrammaufgabeschalter, eifrig schreibend. Noch einmal ging es mir durch den Kopf, welcher Nationalität er wohl angehören mochte Eine winselnde Stimme ließ mich zusammenzucken:

„Sie wünschen ein Hotel, Sir?“

Ich drehte mich um und sah einen kleinen Mann in einem schlecht sitzenden blauen Sakkoanzug, der mich gespannt betrachtete — einer jener Wegelagerer, wie sie sich immer in der Nähe großer Bahnhöfe herumtreiben. An und für sich wünschte ich unleugbar ein Hotel, aber das Fuchsgesicht des Mannes und seine wurmstichigen Zähne waren so wenig einladend, daß ich nur den Kopf schüttelte. Dabei warf ich zufällig einen Blick hinter mich, und siehe da, ein paar Dutzend Meter weit entfernt stand sie. Sie hatte eine Zigarette angezündet und rauchte in kleinen kurzen Zügen, die die Spitze in raschem Rhythmus aufglühen und erlöschen ließen: Blink, blink, blink, bli—i—ink, blink. Wartete sie auf jemanden? Vermutlich — nein, nun ging sie auf die wartenden Autos zu. Ich mußte ihr folgen, koste es, was es wolle!

Aber ach, nur in den englischen Detektivromanen verfolgt man so ohne weiteres einen Menschen quer durch das Gewühl der Londoner Straßen und Gäßchen Will man es in Wirklichkeit tun, muß man zumindest ein gebürtiger Londoner sein. Sie sprang in ein Auto, ich sprang in das nächste, indem ich dem Chauffeur die klassische Weisung gab, das andere Auto nicht aus den Augen zu lassen. Wir passierten die nächsten Straßen gemeinsam. Aber kaum waren wir in die City gekommen, wo der Verkehr bereits enorm war, als auch schon die Schwierigkeiten begannen. Bei der St.-Pauls-Kathedrale wären wir auf ein Haar getrennt worden, und kurz darauf geschah das, was ich schon lange befürchtet hatte. Ihr Chauffeur manövrierte sich an einem Lichtsignal vorbei, unmittelbar bevor es Stopp sagte Ich warf meinem Chauffeur ein paar Schilling hin, stieg aus und blieb, Erbitterung im Herzen, stehen Einige Schritte von mir entfernt hatte ein Mann Posto gefaßt, den ich zu erkennen glaubte — ja, gewiß, es war der Wegelagerer von der Liverpool Street Station, oder wenn nicht er, dann ein naher Verwandter von ihm dasselbe Fuchsgesicht, dieselben wurmstichigen Zähne, derselbe blaue Sakkoanzug. Ich sah auf die Uhr. Es war kaum neun. Ich sah auf eine Straßentafel. Sie besagte Strand. Ich nahm das als einen Wink des Schicksals: das Internationale Institut für Genealogische Forschung befand sich Strand 239. Das Beste, was ich tun konnte, war, mich dahin zu begeben.

Ich schlenderte langsam die Straße hinunter. Das Getöse der hunderttausend Autos Londons erfüllte die Morgenluft mit einem dumpfen vibrierenden Ton wie von einer Riesenglocke. Der gewaltige, nie versiegende Menschenstrom rauschte vorbei. Straßenhändler boten ihre Waren feil, zahllose Läden lockten mit ihren Schätzen, farbenprächtige Plakate bedeckten die Autobusse, grellfarbige Reklamebilder die Hausmauern, und hoch über den Dächern und dem Menschenstrom zeichneten Flugzeuge ihre luftigen Reklamen in den hellblauen Septemberhimmel. Ich hatte das Gefühl, daß dies eine gute Stadt für Abenteuer und Abenteurer sein mußte, selbst in Depressionszeiten wie diesen. 239 — hier war es, ich war am Ziel.

Das Internationale Institut hatte eine vertrauenerweckende Lage. Das Haus 239 Strand war ein Neubau im modernen, funktionalistischen Stil, mit mehreren Eingängen und einer Anzahl von Firmentafeln Es erwies sich, daß das Institut Stiege A im 2 Stock gelegen war. Soweit war alles gut und schön Aber die Ziffern unter dem Namen besagten: Bürozeit von 10—5.

Es würde also noch eine Stunde dauern, bis ich Monsieur Lavertisse sprechen konnte. Ich stellte dies fest und machte einen Schritt auf den Eingang zu Plötzlich blieb ich stehen. Jenseits des blanken Glases und Chromstahls des Haustors hatte ich eine Silhouette erblickt, die mir jetzt schon vertraut zu werden begann — ein schlaues Fuchsgesicht, einen Mund mit wurmstichigen Zähnen und einem schlechtsitzenden blauen Sakkoanzug Es sei denn, daß ein sehr großer Prozentsatz der Be-

völkerung der Weltstadt diesem Signalement entsprach, gab es nur eine Erklärung für dieses Phänomen: man war mir von Liverpool Street aus gefolgt, man erwies mir die Ehre, meinen Schritten in dieser Hauptstadt der Welt nachzuspionieren.

Und wer konnte es sein, der mir diese besondere Aufmerksamkeit erwies? Die Antwort war gegeben: es war sie.

Außer ihr kannte ich kaum eine Menschenseele in London. Ich hatte sie zu verfolgen gedacht, und anstatt dessen ließ sie mich verfolgen! Der Gedanke sandte einen elektrischen Strom durch mein Rückgrat. Einen Strom, der im ersten Augenblick nicht von ausschließlich unangenehmer Art war. Denn wenn auch der Mann im Sakkoanzug ein wenig gewinnendes Äußeres hatte, so war er doch auf alle Fälle das Werkzeug einer der faszinierendsten Frauen, die ich je gesehen hatte . . .

Dann stellten sich andere Gedanken ein. Von meinem Aufenthalt an Bord der Astarte wußte ich zur Genüge, daß weder sie, noch ihre Untergebenen besonders skrupulös in der Wahl ihrer Mittel waren. Wenn ich ihr jetzt in die Hände fiel, nachdem es mir gelungen war, sie zu überlisten und aus dem Schiff zu verschwinden, war mein Schicksal wohl kaum beneidenswert zu nennen. Aber hatte ich recht gesehen? War es der Mann von der Liverpool Street, der hinter dem Glasportal aufgetaucht war? Ich trat auf die Straße hinaus und sah mich um. Viele Menschen gingen über den Strand, aber niemand mit einem Fuchsgesicht und einem blauen Sakkoanzug war zu entdecken. Ich steckte die Hand in die Rocktasche, um eine leichte Feuchtigkeit wegzuwischen, die sich an meinem Haaransatz gebildet hatte, ich vergaß es zu tun.

Denn die Tasche enthielt allerdings ein Sacktuch, aber außerdem noch etwas anderes, einen Gegenstand, dessen Art mir anfangs ganz unerklärlich war. Er fühlte sich weich, aber zugleich spröde an, er ließ sich in verschiedene Richtungen biegen, und in seiner Mitte war irgendein Ding aus Metall angebracht. Plötzlich wußte ich, was das war.

Es war ihr Handtäschchen. Das schwarze Samttäschchen, das sie in meiner Kajüte vergessen und das für mich die Freiheit bedeutet hatte! Das Täschchen, das ich am Tage vorher — war es wirklich möglich, daß es nicht länger her war — mit dem schwarzen Psalmbuch verglichen hatte, das ehrbare Frauen ehedem Sonntags zum Kirchgang trugen! Es lag in meiner Tasche, in die ich es gesteckt hatte, nachdem ich ihren Schlüssel benützt hatte. Und wer war das, der jetzt auf der anderen Seite der Straße herankam und Kurs auf Strand 239 nahm?

(Fortsetzung folgt.)

Der Tiervater von Stellingen

Carl Hagenbecks Aufstieg zum grössten Tierhändler der Welt

Ein Tatsachenbericht von Johannes Hall

Merkwürdiges Kinderspielzeug . . .

Wie alltäglich saß der Hamburger Fischhändler Gottfried Clas Carl Hagenbeck auch in den Nachmittagsstunden des 10. Juni 1846 an dem Pult seines Kontors in der Petersenstraße der Vorstadt St. Pauli und arbeitete.

Er hatte aus kleinsten Anfängen ein gutgehendes und ertragreiches Geschäft aufgebaut und war mit Recht stolz auf den Erfolg. Nun addierte er die Zahlenreihen zusammen, die er in der vergangenen Woche mit seiner steilen, etwas kantigen Handschrift auf die Gewinnseite seines Hauptbuches eingetragen hatte.

Daß die „Fischhandlung Hagenbeck" florierte, konnte er ohne Überhebung feststellen. Noch war die Stör-Zeit nicht beendet, und er hat bereits fast 5000 große Fische umgesetzt. Nahm man für einen gewöhnlichen Milchstör den Durchschnittspreis von 3 Mk. Kurant und für einen großen Rogenstör 10 Taler an, so ergab sich eine ganz hübsche Gewinnsumme.

Zufrieden lächelnd schaute der Kaufmann durch das in der Sommersonne blinkende Fenster, indes der in ganz Hamburg berühmte „Schauspieldirektor" Dannenberg die Straße betrat, um seinen „Werberundgang" für die Fischhandlung zu beginnen.

Dannenberg war ein altes Original. Er gab an Volksbeliebtheit seinem „Konkurrenten" Aalweber, der, nebenbei bemerkt, auch in den Diensten Hagenbecks stand, durchaus nichts nach. Seine helle Jacke, rote Weste und den unvermeidlichen weißen Zylinder kannten jung und alt, und wenn er, dem ein tiefschwarzer Backenbart, eine seltsam eingedrückte Nase und kleine Goldringe in den Ohren ein eigenartiges Aussehen verliehen, sich zeigte, blieben die Passanten stehen und warteten neugierig auf seine Ankündigungen.

Es dauerte auch diesmal nicht lange, bis seine durchdringende Stimme zu dem rechnenden Kaufmann im Kontor schallte: „Hört, Lüd, frisch geröferte warme Neesen! Bi Hogenbeck in de Peterstroot giwt dat acht dicke, fette, warme Neesen för eenen Schilling!"

Gottfried Hagenbeck blickte auf die hohe Standuhr in der Ecke. Der lange Perpendikel schwang in seinem hölzernen Gehäuse mit leisem Knarren hin und her, und der große, aus gehämmertem Messing gefertigte Zeiger verkündete fünf Minuten nach Vier. Eine Unmutsfalte erschien auf der Stirn des Kaufherrn.

Pünktlichkeit war eine jener Eigenschaften, die nicht nur er selbst besaß, sondern auch von seinen Familienmitgliedern und allen im Hause Beschäftigten verlangte. Das erste Viertel der fünften Nachmittagsstunde war seit jeher dem Kaffeetisch, an dem sich die ganze Familie traf, gewidmet. Besonders heute freute sich Gottfried Hagenbeck auf diese gemütlichen Minuten, da man den zweiten Geburtstag des kleinen Carl feierte.

Aber noch war keine Aufforderung zum Hinaufkommen aus der in der ersten Etage liegenden Privatwohnung erklungen, obwohl der Zeiger sich bedrohlich



Carl Hagenbeck
(1844—1913),
der Gründer des Tierparks Stellingen; durch seine „zahme Dressur" Vorbild der modernen Tierlehrer.

der Zwei näherte. Schon wollte der Kaufmann, ärgerlich über die unerklärliche Verspätung, das Kontor verlassen, als hastige Tritte von der Treppe her schallten und seine Frau kurz darauf weinend ins Büro kam.

„Carlchen ist verschwunden! . . ."

„Nana!" antwortete der überraschte Vater mit einem seiner Lieblingsausdrücke, „der Jung' muß doch irgendwo stecken!"

„Ich habe mit den Mädels schon alle Zimmer durchsucht . . . vergebens!"

„So? . . . Da will ich mal selbst sehen! . . ." Beruhigend klopfte er seiner Frau auf die Schulter und verließ hastig die Geschäftsräume.

Sorgfältig wurde nun noch einmal das ganze Haus von unten bis oben und wieder von oben bis unten durchstöbert, aber nirgends war der kleine Ausreißer zu finden. Keiner der Angestellten hatte das Kerlchen gesehen, immer stärker rannen die Tränen der Mutter und der Mädchen, aber auch der sonst so ruhige Kaufherr verriet ängstliche Unruhe.

Schon wollte er Dannenberg zurückrufen lassen, damit dieser in den angrenzenden Straßen nach dem Knaben suchen konnte, und begab sich auf den Hof, um einen Lehrling fortzuschicken, als er plötzlich das helle Lachen seines Söhnchens vernahm, das jubelnd durch den Zaun des Nachbargrundstückes gekrochen kam und mit den Händchen behutsam seine Schürze zuhielt.

Und ehe der Vater in seiner freudigen Überraschung Worte fand, fragte das Kind wichtig:

„Rat mal, Vater! Was hab' ich da drinnen?"

Auch die Mutter hatte die Stimme ihres Lieblings gehört und war, vor Glück noch lauter weinend, ebenfalls auf den Hof gekommen, um ihn an ihr Herz zu drücken. Doch der Zweijährige schob sie erregt von sich und sagte:

„Tu ihnen nicht weh! . . ."

Bei diesen Worten öffnete er seine Schürze.

Im selben Augenblick stieß Frau Hagenbeck einen gellenden Schrei aus und wäre vor Schreck ohnmächtig umgefallen, hätte ihr Mann sie nicht aufgefangen.

Aus der Schürze Carls sprangen . . . acht junge Ratten!

„Immer hereinspaziert, meine Herrschaften! . . ."

Es war ein warmer Märztag des Jahres 1848.

Während in verschiedenen europäischen Hauptstätten erregte Menschenmassen gegen eine verhaßte Obrigkeit

demonstrierten und Rufe wie „Nieder mit dem König!" oder „Fort mit Metternich!" erschollen, zeigte der Spielbudenplatz in St Pauli ein friedlicheres Bild.

Wohl drängten sich auch hier die Einwohner in dichten Scharen, aber es war nicht politische Leidenschaft, die sie auf die Straße trieb, sondern die... Neugierde!

Diese galt dem Hühnermärderschen Museum, vor dessen Eingang ein Ausrufer im knallroten Frack der dänischen Postillione mit gravitätischen Schritten auf und ab ging und in pathetischem Hochdeutsch rief:

„Immer hereinspaziert, meine Herrschaften! Hier sind die ersten lebend gefangenen Seehunde aus dem eisigen Norden zu sehen! So etwas muß man gesehen haben! Das ist unglaublich, das ist noch nicht dagewesen! Erwachsene zahlen einen Schilling! Kinder nur die Hälfte!"

Seine verlockenden Anpreisungen hatten auch den gewünschten Erfolg. Eine endlose Schlange von Neugierigen zog durch das „Raritäten-Etablissement", in dem in zwei großen Holzbottichen wirklich sechs lebende Seehunde lagen. Man konnte nicht feststellen, wer erstauntere Augen machte, die Tiere oder die Menschen. Verwundert wurde diese Sensation aus den nördlichen Meeren angestarrt.

Aber nicht nur die in Hamburg noch nie gesehenen Seehunde bildeten das allgemeine Gesprächsthema auf dem Spielbudenplatz, sondern auch ein Knirps von vier Jahren, der furchtlos an den Bottichen stand und mit seinen Händchen die „bärtigen Ungeheuer" streichelte. Mancher sorgenden Mutter lief es kalt über den Rücken, wenn sie die Kühnheit des Kerlchens gewahrte, und mehr als einmal wurde der Ausschreier gefragt, wer denn dieses tapfere Kind sei. Immer lautete seine beruhigende Antwort:

„Dat is keene Bangbüx nich, dat is Corl Hogenbeck!"

Die Schaustellung der Seehunde, in deren Besitz Gottfried Hagenbeck ganz zufällig gekommen war, bildete bald einen vollkommen neuen Zweig seines Geschäftes. Um sich nämlich von seinen bisherigen Störlieferanten unabhängig zu machen, hatte der Kaufmann eine Anzahl Fischer gegen festes Gehalt in seine Dienste genommen; sie waren kontraktlich verpflichtet, alles abzuliefern, was sie in ihren Netzen fingen. So kam es, daß sie eines Abends von der Ausfahrt zurückkehrten und ihrem erstaunten Patron die ins Garn gegangenen Seehunde zeigten.

Als spekulativer Kopf kam der Fischhändler sofort auf die kluge Idee, die Tiere für Geld sehen zu lassen. Dabei ahnte er nicht, daß diese kleine Schaustellung die Keimzelle einer Firma werden sollte, die zwanzig Jahre später unter dem Namen „Tierhandlung Hagenbeck" Weltruf erlangte.

Ein Berliner Geschäftsfreund, dem er die Seehunde auf dem Spielbudenplatz zeigte, schlug ihm vor, die Tiere auch in der preußischen Hauptstadt auszustellen. Sie besaßen damals einen großen Seltenheitswert, weswegen Hagenbeck den Rat befolgte und mit seinen Holzbottichen nach Berlin fuhr. Obwohl die politische Gärung dort schon sehr fortgeschritten war, wurde die Schaustellung im Krollsgarten ein glänzendes Geschäft. Selbst wenn man berechnet, daß der Hamburger Kaufmann durch einen Berliner Unternehmer später um den vereinbarten Verkaufspreis geprellt wurde, schloß das „Seehund-Unternehmen" dennoch mit einem schönen Gewinn ab. Die Anschaffung der Tiere hatte ja nichts gekostet.

Durch diesen finanziellen Erfolg ermutigt, ließ er seine Fischer nunmehr eifrig nach Seehunden ausspähen. Er verschmähte jedoch wohlweislich, die inzwischen bekannter gewordenen Tiere selbst auszustellen, sondern verkaufte die in den nächsten Jahren gefangenen Seehunde an reisende Schausteller weiter. Diese zogen dann mit ihnen von Messe zu Messe, von Jahrmarkt zu Jahrmarkt und führten sie dem erstaunten Publikum nicht selten als „Walrosse" oder gar „Seejungfern" vor.

Auf diese Weise gliederte sich dem Fischgeschäft in der Petersenstraße langsam eine Tierhandlung an, da Hagenbeck auch nach anderen seltenen Tieren Umschau hielt. Ehe er sie weiterverkaufte, zeigte er sie gegen Entgelt auf dem Spielbudenplatz und auf dem allwinterlichen „Hamburger Dom", der ihm mit seinem ständigen Rummel von Schaubuden, Karussells und sonstigen Anziehungspunkten Gelegenheit zu manch gutem Geschäft gab

Nie verging eine solche Veranstaltung, ohne daß Hagenbeck irgendein merkwürdiges Tier ausstellte, und bald hörte man den Namen des Fischhändlers Hagenbeck in einem Atemzug mit dem Begriff „Tierschau" nennen.

In diesem Milieu wuchs der kleine Carl auf. Er und seine Geschwister mußten frühzeitig im Geschäft mithelfen, denn in der Saison wurden fleißige Hände dringend benötigt. War die Stör-Zeit zu Ende, begann die Verarbeitung von Aalen, die wöchentlich in Sendungen bis zu 10 000 Pfund in der Petersenstraße eintrafen. Auch im Spätherbst und Winter gab es viel zu tun, denn dann waren Heringe, Sprotten und dergleichen kleine Fische „an der Reihe", was wörtlich zu nehmen ist, da die Kinder sie aus einer eisigen Pökellauge herausnehmen und auf dünne Eisendrähte aufreihen mußten.

Für die geleistete Arbeit bezahlte der Vater sie in der gleichen Weise wie die übrigen Angestellten, denn er war der Meinung, daß Kinder zur Arbeit nicht gezwungen, sondern angereizt werden sollen. Überhaupt war für ihn der Erwerb von praktischen Kenntnissen wichtiger als eingepaukte „Bildung". Dennoch sah er darauf, daß seine Söhne und Töchter — sofern das Geschäft die Zeit hierzu erübrigte — eine benachbarte Schule besuchten, und pflegte zu sagen:

„Pasters süllt je nich warden, aber reeken un schriben mutt je könen!"

Besonders aufmerksam beobachtete Gottfried Hagenbeck die immer mehr zutage tretende verständnisvolle Freundschaft seines Sohnes Carl mit den Tieren, die durch seine Hände gingen, da er fühlte, in ihm später einen vorzüglichen Leiter der inzwischen weiterentwickelten Tierhandlung zu finden. Deshalb nahm er ihn von seinem elften Lebensjahr ab auf Geschäftsreisen, die dem Ankauf von Menagerien dienten, mit, um ihm frühzeitig den Verkehr mit der Kundschaft beizubringen

Mit fünfzehn Jahren Tierhändler...

Jahre waren vergangen.

Wieder saß Gottfried Hagenbeck an seinem Pult und rechnete.

Aber dieses Mal standen düstere Falten auf seiner Stirn, denn er mußte feststellen, daß der Abschluß für die Tierhandlung ein Defizit aufwies, das nur durch Verwendung des Gewinnes des Fischgeschäftes ausgeglichen werden konnte.

Diese Tatsache betrübte ihn aus zwei Ursachen: erstens hatte er viel zu viel Pflichtbewußtsein seiner Familie gegenüber, um eine solche Bilanz gutzuheißen, zweitens hing er mit dem ganzen Herzen am Tierhandel. Auch konnte er immer wieder den Kauf- und Verkaufsaufzeichnungen entnehmen, daß das Tiergeschäft an sich rentabel war und daß die Verluste nur durch plötzliches Eingehen wertvoller Tiere entstanden.

Der Kaufmann sah ein, daß es so nicht weitergehen durfte. Es war für das Geschäft untragbar, den Gewinn aus dem Fischgeschäft beim Tierhandel zuzusetzen. Beide Geschäftszweige benötigten jeder für sich einen tatkräftigen Leiter, wenn sie ertragreich gestaltet werden sollten. Er aber konnte die doppelte Last unmöglich allein tragen.

Nach langem Überlegen rief er seinen Sohn Carl, der im nächsten Jahr — Ostern 1859 — konfirmiert werden sollte, ins Kontor. Er hatte eine ernsthafte Unterredung mit ihm, die uns heute eigenartig anmutet, da wir in einem Vierzehnjährigen ein Kind und keinen Geschäftsmann sehen.

In eindringlichen Worten setzte er dem Jungen die finanziellen Schwierigkeiten der Firma Hagenbeck auseinander. Der Vater wußte, er konnte mit Carl wie mit einem Kaufmann gereiften Alters reden, und erklärte ihm, er habe sich entschlossen, nur noch die ertragreiche Fischhandlung aufrechtzuerhalten. Es stehe nun bei Carl selbst, sich ihr ebenfalls völlig zu wid-

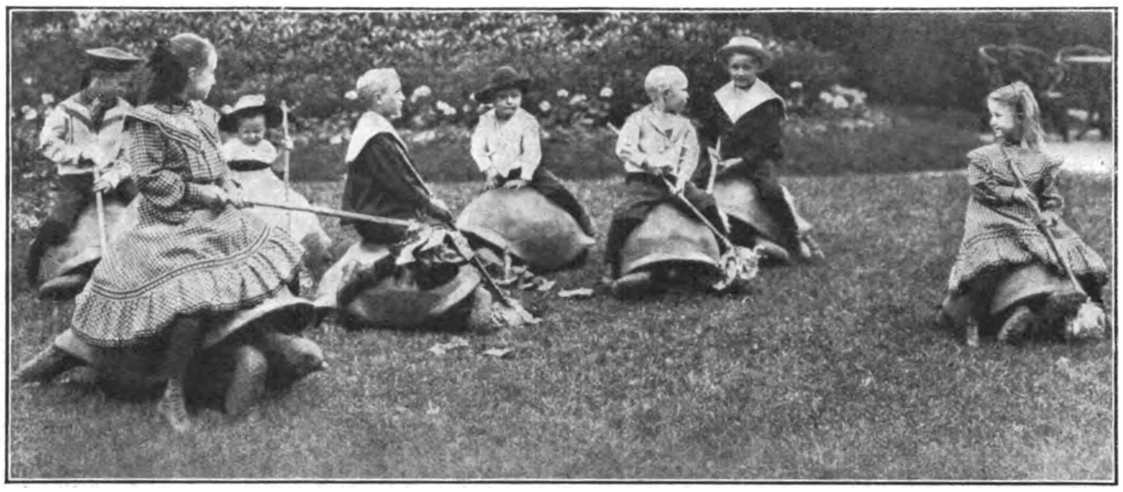


So fängt Hagenbeck Elefanten!
In einer großen Fanggrube werden die Tiere durch verschiedene Kniffe angelockt und dann mit Leinen allmählich zahm gemacht.


Sorglos sonnen
mit NIVEA
Niemals das Sonnenbad zu lange ausdehnen! Manche Eltern tun bei ihren Kindern hierin des Guten oft reichlich viel. Längeres Sonnenbaden macht leicht nervös und sollte erst nach völliger Bräunung des Körpers erlaubt werden. Beugen Sie vor allem durch häufiges Einreiben mit Nivea-Creme oder Nivea-Öl vor. Nivea macht die Haut geschmeidig, bräunt schön u. mindert die Gefahr des Sonnenbrandes. Also: am Badestrand stets Nivea zur Hand!
FÜR HAUS UND SPORT
NIVEA CREME
ZUR HAUTPFLEGE
Nivea Nußöl

men, damit er sie später als geeigneter Leiter übernehmen könne.

Aufmerksam hörte der Knabe zu, wußte er doch, daß von dieser Unterredung seine Zukunft abhing. Mehr aber noch als auf die Worte seines Vaters lauschte er auf einen merkwürdig trüben Ton, der in den Ermahnungen mitschwang; er hörte das Bedauern wegen des Verzichtes auf die Tierhandlung deutlich. Carl war nicht nur selbst mit Leib und Seele der Tierwelt verfallen, sondern wußte auch, daß der Vater genau so an ihr hing und nur aus Verantwortungsgefühl anders sprach, als er zu sprechen gewünscht hatte.



Die Enkel Carl Hagenbecks veranstalten im großväterlichen Park ein Schildkrötenwettrennen.
Sämtliche Aufnahmen: Krack (Mauritius).

Und als er dann antwortete: „Vater! Ich will Tierhändler werden!" gewahrte er ein freudiges Leuchten in den Augen des Älteren.

Gottfried Hagenbeck drückte seinem Sohn die Hand und schloß mit ihm einen regelrechten Vertrag. Nach diesem sollte Carl übers Jahr die Tierhandlung übernehmen und sehen, wie er sie aus eigener Kraft in die Höhe brachte. Selbstverständlich galt der Vater als Inhaber und stand ihm mit Rat und Tat zur Seite, legte aber schriftlich fest, daß er bei einem etwaigen späteren Verlust nicht mehr als 2000 Mk. kurant zuzuzahlen brauche. Er schloß die schwerwiegende Aussprache mit den Worten: „Dat nützt nu nix, Englisch und Franzeusch mußt du ook leern!"

Für den alten Hamburger Kaufmann war dieses Unterfangen kein Experiment, sondern eine völlig ernste geschäftliche Angelegenheit, denn er konnte sich auf seinen Sohn verlassen; hatte dieser ihm doch mehr als einmal bewiesen, daß er für den Tierhandel nicht nur körperlich und verstandesgemäß geeignet war, sondern auch einen „guten Riecher" für gewinnbringende Geschäfte besaß

Vielleicht hat ein solcher Beweis, den ihm Carl ein halbes Jahr vor dieser Unterredung lieferte, zu seinem uns etwas verwegen erscheinenden Entschluß beigetragen. Eines Tages kam der Junge von einem Hafenbesuch zurück und brachte drei Zigarrenkistchen, angefüllt mit großen Käfern, ins Kontor, die er (280 Stück für 56— Mark) einem aus Südamerika zurückgekehrten Schiffsjungen abgekauft hatte. Gottfried Hagenbeck war über diesen eigenmächtigen Kauf seines Sprößlings wenig erbaut, da er nicht glaubte, daß sich für diese „Kakerlaken" ein Käufer finden würde. Um aber Carl eine kleine Lehre zu erteilen, sagte er:

„Ich habe dich zwar angespornt, stets nach seltenen Tieren Ausschau zu halten, und auch ermächtigt, in geeigneten Fällen, wenn Schnelligkeit nottut, ohne mich zu fragen, für unser Geschäft rechtsgültige Käufe abzuschließen, glaube aber, daß du in diesem Fall einen schlechten Griff gemacht hast Damit du dich in Zukunft etwas besser vorsiehst soll dies dein erstes selbständiges Geschäft sein. Ich bezahle selbstverständlich den von dir vereinbarten Kaufpreis, ziehe dir die Summe aber von deinem Lohn ab. Dafür darfst du den Überschuß behalten, den du bei einem etwaigen Verkauf der Kakerlaken erzielst!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Aufstand in SIAN

PERSÖNLICHE AUFZEICHNUNGEN ÜBER DIE KRITISCHEN DEZEMBERTAGE DES JAHRES 1936

VON MARSCHALL TSCHIANGKAISCHEK UND FRAU MEILING SUNG TSCHIANG

(2. Fortsetzung.)

Viermal kam Tschang an diesem Tage zu mir. Er war ruhiger und schweigsamer als sonst. Gegen Abend betrat er mein Zimmer in Uniform. Als er die Türe öffnete und mich im Bett sah, zog er sich zurück, um mich nicht zu stören. Er ging in die große Halle, in der sich viele Menschen zu unterhalten schienen. Worüber, war jedoch nicht zu verstehen. Ein paar Male glaubte ich die Worte „Befragung des Volkes" unterscheiden zu können

Um halb zwölf Uhr nachts teilte Bataillonskommandeur Sung mir mit, daß Sunmintschiu mich zu sehen wünschte. Angeblich sei er gekommen, um meinen Umzug vorzubereiten Sun erschien mit einer Pistole bewaffnet Mehrmals erklärte er, daß ich noch in der Nacht umziehen müßte, worauf ich ihm antwortete, daß ich ebensogut hier wie anderswo sterben könne

„Nein, ich will lieber sterben", fuhr ich fort, „als dieses Zimmer verlassen. Nach meinem Tode können Sie dem Volk sagen, daß ich in der großen Halle vor meinem Zimmer bestattet zu werden wünsche. Sie haben mein Zimmer bewaffnet betreten. Ich bin unbewaffnet, aber Sie sollten sich klar darüber sein, daß das Recht auf meiner Seite steht. Wenn Sie mich töten wollen, töten Sie mich sofort Diesen Raum werde ich jedenfalls nicht lebend verlassen."

Sun schlug darauf einen anderen Ton an, forderte aber nach wie vor meinen Umzug. Um zwei Uhr morgens war er immer noch da Schließlich war es mir über, und ich sagte:

„Sie kommen mitten in der Nacht in mein Zimmer Sie tragen eine Waffe und belästigen mich mit Forderungen. Was soll das heißen? Ich bin Ihr Vorgesetzter. Wenn ich Ihnen befehle, zu verschwinden, dann haben Sie zu verschwinden, und zwar sofort!"

Sun verließ darauf mein Zimmer. Ich wußte, daß diese Rebellen gefährlich waren. Die einzige Waffe, die ich gegen sie hatte, war moralische und geistige Stärke In meiner Jugend hatte ich die klassischen Werke unserer Weisen studiert. Als ich erwachsen war, hatte ich mich der nationalen revolutionären Sache gewidmet. In den Seiten unserer Geschichte finden wir viele Schilderungen darüber, wie die Helden unserer Nation dem Tode begegneten. Als ihr großer Bewunderer ziehe ich es vor, ihren Fußspuren zu folgen, statt mich selbst zu entehren Vor allem das tapfere Leben Dr. Suns sollte von uns allen befolgt werden. Tun wir das nicht, werden wir dem Unglück nicht entgehen Ich bin heute entschlossen, mit stetig wachsender moralischer Kraft den Meuterern zu begegnen Ich muß bereit sein, den Tod zu sterben, den die Meuterer mir durch ihren sogenannten „Volksentscheid" bescheren wollen. Ich prüfte meinen Geist und fand ihn klar und ruhig.

14. Dezember.

Tschang erschien und wollte mich wieder sehen Er stand an der Tür mit Tränen in den Augen, als ob ihn seine Tat reute. Ich sprach ihn nicht an Nach einer Weile ging er, ohne ein Wort gesprochen zu haben Ich schickte Diener nach Schao Eine Stunde verging. Er ließ sich nicht sehen. Mehrmals fragte ich die Diener, was denn los sei Ihre Antworten machten mich mißtrauisch. Sollte Schao nicht mehr hier sein? Oder hatten die Rebellen ihn getötet?

Gegen Mittag erschien Tschang aufs neue Er wiederholte seine Bitte, ich möchte umziehen. Die Wächter, meinte er, wären nicht seine eigenen Leute, außerdem sei es für ihn zu unbequem, mich hier aufzusuchen Er könnte unter den jetzigen Umständen nicht die Verantwortung für meine Sicherheit und Bequemlichkeit übernehmen, um die er sehr besorgt sei Ich sollte doch wenigstens in das Haus Kaos ziehen. Ich erklärte ihm, daß ich entschlossen sei, zu bleiben.

„Wir haben Ihr Tagebuch gelesen", fuhr Tschang dann fort, „und auch einige andere wichtige Dokumente und sind tief betroffen von der Größe Ihrer Persönlichkeit. Ihre Treue zur revolutionären Sache und Ihre Entschlossenheit, die Verantwortung für die Rettung der Nation zu tragen, haben unsere Vorstellungen weit übertroffen. Sie haben mir in Ihrem Tagebuch Mangel an


doppelt fermentiert
ERNTEN 32 BIS 34 + MUSTERCIGARETTEN + MISCHUNGSNUMMER R 6 o/M
REEMTSMA
SORTE
»R6« o/M
H.F.&PH.F.REEMTSMA + CIGARETTENFABRIKEN + ALTONA-BAHRENFELD
4

Charakter vorgeworfen. Ich fühle, daß Sie vielleicht nicht unrecht haben. Ihr großer Fehler ist, daß Sie uns, Ihren Untergebenen, zu wenig von Ihren Gefühlen und Ansichten erzählt haben. Hätte ich nur ein Zehntel von dem gewußt, was in Ihrem Tagebuch steht, so würde ich diese Aktion nicht unternommen haben. Jetzt weiß ich genau, daß meine früheren Ansichten falsch gewesen sind. Heute weiß ich, daß ich eine Untreue gegenüber dem Land beginge, wenn ich nicht mein Bestes täte, Sie zu schützen. Aber Sie hier zu lassen, löst das Problem Ihrer Sicherheit nicht. Und wenn Sie sich euch immer noch weigern umzuziehen, so muß ich doch alles tun, was in meiner Kraft steht, um Sie zu überreden. Wenn Sie selbst dieses Zimmer nicht verlassen wollen, werde ich Sie auf meinem Rücken hinaustragen müssen."

Nach wie vor lehnte ich seine Bitte ab. Wenn man mich nicht nach Nanking reisen ließe, erklärte ich, würde ich dieses Haus nicht verlassen.

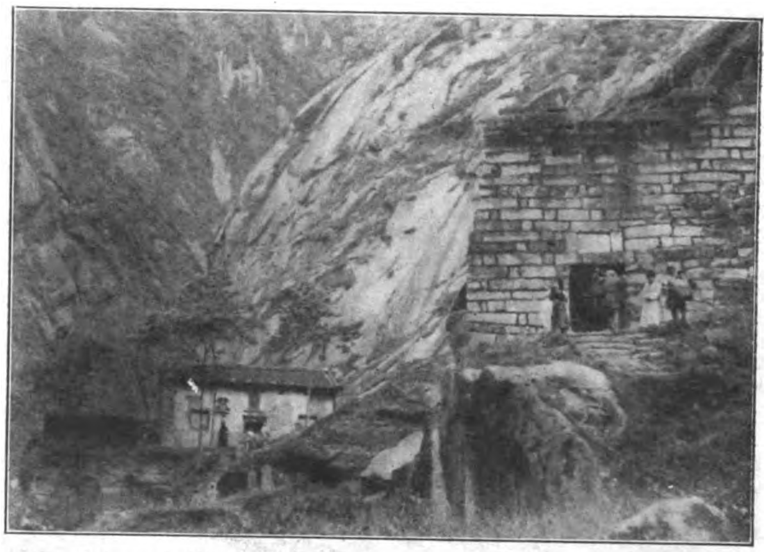
Tschang bemerkte darauf, daß ein Umzug in ein anderes Haus es ihm ermöglichen würde, mich heimlich nach Nanking zurückzuschicken.

Nein, erklärte ich, ich könne Sian nur in aller Offenheit und Würde verlassen; niemals würde ich mit einer heimlichen Reise einverstanden sein. Mehr als einmal hätte ich ihm bereits gesagt, daß Charakter mehr bedeute als das Leben.

Überraschend zeigte mir Tschang darauf ein Telegramm von Donald, in dem es hieß, daß er bald hier sein werde. Man hat oft angenommen, daß Donald ein Ratgeber der Regierung ist. Tatsächlich ist er nur ein persönlicher Freund von mir und ein Gast meines Hauses. Ich habe ihn zwar in meinen Kreis hineingezogen, er hat aber stets alle Ehren und namentlich den Titel eines Ratgebers ausgeschlagen. Jetzt kam er im Auftrag meiner Frau nach Sian, um nachzuforschen, ob ich überhaupt noch am Leben bin.

Ich forderte Tschang auf, Donald sofort zu mir zu schicken, sobald er angekommen sei.

Noch einmal versuchte Tschang, mich zum Umzug zu überreden. Ich war müde geworden und erklärte ihm, daß wir erst nach Donalds Ankunft wieder über die Sache sprechen möchten. Lange stand Tschang tränenden Auges vor mir, bevor er mich verließ.



Der gefährliche Wulikwan-Paß in der Provinz Schensi, der in das Innere des Huaschan-Gebirges führt.

Sämtliche Aufnahmen: Pressephoto.

Um vier Uhr nachmittags schickte ich nach Yanghutschen. Erst jetzt hörte ich, daß er an dem Handstreich beteiligt war. Ich fragte ihn, wie er sich die Dinge eigentlich denke. Sie, die Rebellen, erwiderte er, hätten zuerst nicht gedacht, daß ihre Aktion eine solche Entwicklung nehmen würde, und er persönlich bedaure außerordentlich, daß es so gekommen sei. Jetzt sei er bereit, meinen Befehlen zu gehorchen und zu tun, was ich wollte. Ich fragte ihn, wie der Aufstand begonnen hätte und unter welchen Umständen er ins Werk gesetzt worden sei. Er schien aber nicht bereit, mir Einzelheiten zu erzählen.

Ich erklärte darauf, niemals hätte ich angenommen, daß er und seine Freunde sich von den anderen (den Kommunisten. D. Schriftl.) mißbrauchen lassen und ein solches Unheil anrichten würden. Ich könnte mich allerdings selbst nicht von der Verantwortlichkeit freisprechen, da ich meinen Untergebenen immer zu sehr vertraut und keine Vorsichtsmaßnahmen gegen solche Möglichkeiten getroffen hätte. Ich sei unter diesen Umständen bereit, mich bei den Zentralbehörden und dem Volk für die Rebellen zu verwenden, wenn Yang und seine Bundesgenossen bereit seien, wiedergutzumachen, was sie angerichtet hätten, mich nach Nanking zurückzuschicken und den Zentralbehörden ihre ganze Schuld zu beichten, so daß kein weiteres Unheil mehr geschehen und das Land in Gefahr bringen könnte. Sie sollten sich darüber im klaren sein, daß ihre Taten bereits den Plan zur Rettung der Nation in einem großen Maße verdorben hätten. Yang erklärte, sich mit den anderen beraten zu wollen, und verließ mich.

Um fünf Uhr besuchte mich Donald. Seine treue Freundschaft bewegte mich tief, zumal er sich als Ausländer in diese gefährliche Lage begab. Nachdem wir uns begrüßt hatten, übergab er mir den handgeschriebenen Brief meiner Frau. Sofort machte er mir den Vorschlag, bei mir zu wohnen. Natürlich hieß ich ihn willkommen. Er meinte jedoch, daß mein Aufenthaltsraum sehr unbequem und unwürdig sei, und daß ich schon meiner Gesundheit wegen umziehen sollte.



Die Macht der Tradition.
Im Tempel der Familie Tschiang zu Tschikau, dem Geburtsort des Marschalls, fand eine Opferfeier zu Ehren des verstorbenen Tschiangschihau, des ältesten Bruders Tschiangkaischeks, statt. Der zum Christentum übergetretene Tschiangkaischek verläßt den Tempel nach vollzogener Opferhandlung.

Tschang war ebenfalls anwesend. Sein Kummer schien sogar echt zu sein. Jeder, meinte er, würde mir bestimmt gehorchen, wenn ich nur mit Donald zusammen ein anderes Haus beziehen wollte; außerdem würde es dann möglich sein, mich schon sehr bald nach Nanking abreisen zu lassen.

Da auch Donald sich meiner Bitte anschloß, konnte ich mich nicht länger weigern. Am Nachmittag bezogen wir daher das Haus des Generals Kao.

Ich überlegte mir genau, was Tschang mit meinem Umzug bezweckt haben konnte, aber ich fand keine Erklärung. Fürchtete er vielleicht, daß ich, wenn ich länger in der Nähe Yangs bliebe, mit diesem in engere Fühlung kommen und er, Tschang, dann nicht mehr mit mir anfangen konnte, was ihm beliebte?

Als wir in unserer neuen Wohnung waren, ließ sich Tschang bei mir sehen. Ich fragte ihn, ob er und seine Mitverschworenen nun, nachdem ich mich seinem Wunsch gefügt hätte und umgezogen sei, sich endlich entschlossen hätten, mich abreisen zu lassen. Andernfalls sollten sie sich möglichst bald darüber klar werden. Nein, erklärte Tschang plötzlich, die Sache sei nicht ganz einfach. Da eine ganze Reihe von Leuten an der Aktion beteiligt sei, könnten sie nur gemeinsam Entschlüsse fassen. Außerdem hätten sie bereits ein Telegramm mit einem Programm von acht Punkten ausgesandt, und ich müßte wenigstens einigen davon zustimmen, damit der ganze Handstreich nicht sinnlos werde. Wenn nichts erreicht würde, dann würde die Menge nicht bereit sein, mich abreisen zu lassen.

Die acht Punkte waren:

1. Reorganisation der Nanking-Regierung in dem Sinne, daß auch Mitglieder anderer Parteien und Kreise an der Regierung und der Rettung der Nation beteiligt würden;
2. Beendigung sämtlicher Bürgerkriege;
3. Sofortige Entlassung der patriotischen Führer, die in Schanghai verhaftet worden waren;
4. Amnestie für alle politischen Vergehen;
5. Gewährung der Versammlungsfreiheit für das Volk;
6. Freie Hand für die patriotischen Bewegungen im Volk;
8. Treue Erfüllung des Willens des Führers;
8. Einberufung einer nationalen Rettungskonferenz.

Ich hielt Tschang vor, daß er nicht erfülle, was er mir vor meinem Umzug versprochen hatte, und verbot ihm weiterzusprechen. Ich erklärte ferner, wie ihre Vorschläge auch aussehen mochten und wie diskutabel manche auch klängen, nach diesem Handstreich könnte man zu ihrer Aufrichtigkeit kein Vertrauen mehr haben.

Tschang fuhr fort, die acht Vorschläge zu erklären; ich sagte jedoch, daß ich entschlossen sei, mein Leben zu opfern, bevor ich unter Zwang irgendein Dokument unterzeichnete, und daß ich mir diesen Entschluß sehr reiflich überlegt hätte.

Tschang warf mir vor, ich sei zu despotisch; schon als einfacher Bürger müßte er das Recht haben, seine Ansicht über die Angelegenheiten der Nation zum Ausdruck zu bringen, worauf ich ihn darauf hinwies, daß alle loyalen Bürger zunächst einmal den Befehlen der Zentralregierung und ihrer Führer zu gehorchen hätten. Könne sich noch jemand als Bürger betrachten, der seinen Führer gefangennehme und zu diesem oder jenem zu zwingen versuche?

„Außerdem", fuhr ich fort, „sind Sie Soldat und können nicht das gleiche Privileg für sich in Anspruch nehmen wie der gemeine Bürger. Wer die Nation in Gefahr bringt, ist mein Feind und ein Feind des Volkes. Wenn Sie die Rechte eines privaten Bürgers beanspruchen, dann wenden Sie sich an die Volksversammlung oder an die lokalen gesetzgebenden Körperschaften. Bei unserer gegenwärtigen Organisation können Sie Ihre Vorschläge sogar der Zentralregierung unterbreiten. Statt dessen haben Sie sich an einer Meuterei beteiligt; Sie versuchen mit Ihren acht Vorschlägen nichts anderes, als Ihre eigenen Ziele zu erreichen. Das ist vollkommen unmöglich. Kurzum, bevor ich nicht wieder in Nanking bin, können wir über Ihr Programm nicht diskutieren."

Tschang fragte darauf, ob seine Vorschläge wenigstens nach meiner Rückkehr der Zentralregierung vorgelegt werden würden.

Jawohl, erwiderte ich ihm, ich würde ihm erlauben, seine Sache vorzubringen, müßte ihm aber gleich sagen, daß ich seine Vorschläge nicht unterstützen würde.

„Wenn Sie sie nicht unterstützen, was soll es dann für einen Zweck haben, sie überhaupt vorzubringen?"

Ich erklärte ihm, daß die Partei ihre Satzungen hätte,

daß ich auch nicht allein zu entscheiden hätte, sondern daß es auf einen Mehrheitsbeschluß ankäme.

Tschang schwieg eine Weile. Dann fuhr er fort:

„Sie, Generalissimus, sind ohne Zweifel ein bedeutender Mensch, aber Sie haben einen Fehler, Sie denken zu altmodisch und halten sich zu sehr an das formale Recht."

Ich fragte ihn, was er mit „altmodisch" meine.

Zuerst wußte er keine Antwort, dann meinte er, ich lese Bücher wie die von Hansei und Moti (zwei chinesische Philosophen. D Schriftl.), die man wohl altmodisch nennen könne

„Ich weiß nicht", antwortete ich, „wieviel neue Bücher Sie gelesen haben und was Sie unter ‚neuen' Büchern verstehen. Wenn Sie Marx' ‚Kapital' oder Bücher über den Kommunismus als ‚neue' Bücher betrachten, werde ich gern mit Ihnen darüber diskutieren. Sie sollten wissen, daß man nicht aus den Büchern, die jemand liest, darauf schließen kann, ob der Leser alt- oder neumodisch ist. Was Sie als ‚neue' Bücher betrachten, habe ich schon vor fünfzehn Jahren gelesen."

Tschang suchte lange nach neuen Beispielen:

„Sie haben immer Männer wie Yosei, Wentienhsiang und Szekosa (drei bekannte Gestalten der chinesischen Geschichte, die ihr Leben für die Nation opferten. D. Schriftl.) im Kopf. Darum sind Sie hinter der Zeit zurück. Warum bestehen Sie darauf, sich für Prinzipien opfern zu wollen, statt an die Möglichkeiten der Vollendung zu denken? Ich halte Sie für den einzigen großen Mann unserer Zeit; warum lehnen Sie da unsere Forderungen einfach ab, anstatt uns in dieser Revolution zu führen, damit wir irgendwas erreichen und nicht nur Ihr Leben opfern? Jemandes Leben zu opfern kann nach unserer Meinung nicht das Ziel einer revolutionären Bewegung sein."

Ich war von Tschangs unlogischen Ausführungen überrascht und machte ihn darauf aufmerksam, daß Revolution in der Tat Opfer und nicht Spekulation bedeute.

„Um Ihnen die Wahrheit zu sagen", fuhr ich fort, „würde mein Opfer Vollendung bedeuten. An dem Tag, an dem ich mein Leben für ein Prinzip opfere, wird die Revolution von Erfolg gekrönt sein. Sie haben die Schriften des Führers (Sunyatsens. Die Schriftl.) über die geistige Erziehung gelesen, in denen er sagt, daß das Land leben wird, wenn er stirbt, und daß das Land sterben würde, wenn er allein für seinen persönlichen Vorteil lebte."

Tschang war mit dieser Philosophie anscheinend nicht einverstanden.

Ich seufzte:

„Sie kennen wirklich noch nicht die großen Grundsätze der Revolution, und nur darum begehen Sie solch einen Unfug. Wenn ich heute versuchen wollte, mein Leben zu retten, und die Wohlfahrt der Nation vergäße oder wenn mich in der Stunde der Gefahr Furcht befiele, hätte ich aufgehört, Soldat zu sein, und die Nation würde auf einen gefährlichen Weg geraten. Das heißt, daß sie sterben würde, wenn ich lebte. Wenn ich aber festbleibe und lieber mein Leben opfere, als mich auf Kompromisse einzulassen, dann werden viele mir folgen und im Geiste des Opfers Pflichten auf sich nehmen. Wenn also irgend jemand glaubt, er könne nationale Politik treiben, indem er mich gefangennimmt und mein Leben gefährdet, so ist er ein vollkommener Narr."

(Fortsetzung folgt.)

KURT MAIX:

Zwei Berggeschichten

Kameraden im Fels

Juni 1914:

Ein strahlend blauer Dolomitensonntag. Durch die steile Schuttrinne, die vom Massodikar gegen die Gugliascharte leitet, steigt ein blutjunger, baumlanger Mensch empor.

Die Nagelschuhe hat der Junge mit den weichsohligen Kletterschuhen vertauscht. Einen hellen Jauchzer schickt er hinunter ins Tal. Der Schall bricht sich in den Wänden der Cima Brenta alta. Lange klingt das Echo. Plötzlich kommt auch von unten ein Juchzer herauf. Das ist kein Echo mehr. Jetzt sieht man auch eine kleine Gestalt über das Schneefeld emporsteigen, das von der Gugliascharte nach der anderen Richtung gegen das Brentatal abfällt. Der blonde Bergsteiger jodelt nochmals zurück. Dann legt er Hand an den Fels.

Vorsichtig, Zoll um Zoll arbeitet sich der Kletterer an winzigen Griffen und Tritten empor. Jetzt gelten nicht mehr Furcht oder Zweifel, nur mehr der Wille zur Tat. Der Bursche beherrscht den Fels meisterhaft, erreicht die kleine Kanzel am oberen Ende der Wand. Hier setzt er sich tiefatmend zur Rast.

Da fällt ihm der Mensch ein, der zu ihm emporgerufen hatte, als er beim Einstieg stand. Wo der wohl . . .? Halt da, knapp unter ihm. Der Fremde klettert allen Gesetzen der Schwerkraft spottend. Dann ist er schon heroben bei ihm auf der Kanzel.

„Saluti", grüßt der Neue.

„Bergheil", der Blonde.

Der Italiener lüftet seinen kleinen Räuberhut, macht eine Verbeugung.

„Allessandro Comici, studente da Milano."

Der Große drückt herzlich die Hand des Italieners.

„Freut mich. Karl Sandmoser, Student der Medizin aus Innsbruck."

Die Verständigung ist etwas schwer. Aber sie wissen voneinander. Beide sind sie jung und vergnügt. Beide wollen sie auf den gleichen Berg. Sandmoser nimmt sein Seil von der Schulter, rollt es auf, wortlos bindet er sich an das eine Ende, Comici an das andere. Gemeinsam klettern sie hinauf über den steilen Riß, arbeiten sich durch den siebzig Meter hohen Kamin zur „Garbari Kanzel".

Der Italiener geht voraus. Sandmoser kauert in einer kleinen Nische, hält fest das Seil, bereit, einen Sturz des andern zu hemmen. Nur einmal stockt es, und Sandmoser hört den Italiener oben fluchen. Aber dann hat Comici die böse Stelle überwunden, und bald darauf stehen beide auf dem erstaunlich geräumigen Gipfel der Guglia di Brenta. Wieder finden sich die Hände der beiden zu einem herzhaften Druck.

„Berg 'eil!", sagt Comici.

„Saluti!" Sandmoser.

Nach langem, schwerem Abstieg haben beide die Empfindung, sich schon jahrelang zu kennen. Zwei Fremde stiegen zu Berg. Zwei Kameraden gingen hinab ins Tal.

Juni 1917:

Die Welt steht in Flammen!

Auf dem Gipfel der Marmorlata, dem höchsten Berg der Dolomiten ist eine österreichische Stellung. Zähe und mutige Männer haben auf diese Höhe ein kleines Gebirgsgeschütz geschafft, das Tod und Verderben in die feindlichen Reihen speit.

Auf dem Gipfel steht der Kaiserjägerleutnant Karl Sandmoser auf Wacht. Sein Gesicht ist hart und dunkel gebeizt, es ist das ewige Gesicht des Frontsoldaten, der nur mehr der menschgewordene Ausdruck des Willens und der Pflicht ist.

Sandmoser denkt. Wie oft er wohl auf Dolomitengipfeln gestanden ist. Auch auf diesem hier. So schön war's wohl nie wie damals, als er mit dem netten jungen Mailänder auf die Guglia stieg.

Ping . . . . ping . . . . ping . . . .!

Was war das? Mit angehaltenem Atem lauscht er. Das klang wie Hammerschläge. Sandmoser ist aber überzeugt, sich getäuscht zu haben. Niemand kommt in Nacht und Nebel durch diese Riesenwand. Selbst bei Tag ist . . .

Doch da . . . Eine Blutwelle schießt Sandmoser zum Herzen. Kaum zehn Meter von ihm — Ein grauer Stahlhelm, ein Paar schwarze Augen, eine Gestalt . . .

Sandmoser hört seine eigene Stimme. Doch sie klingt ihm fremd!

„Halt! Hände hoch!"

Was müssen das für Kerle sein, die in stockdunkler Nacht durch die Marmolatasüdwand steigen Er will hingehen, dem dunkeläugigen Manne da vor ihm die Hand drücken, er sieht nur den Bergsteiger da drüben, sieht plötzlich statt des Stahlhelms einen kleinen Räuberhut und erkennt! Der Mann ist sein Freund, ist Sandro Comici . . .

Wieder hört Sandmoser seine eigene Stimme.

„Halt! Hände hoch!"

Der Kaiserjägerleutnant sieht, daß der italienische Offizier an den Gürtel greift, an dem eine Handgranate hängt, und Sandmoser fühlt, wie seine Finger eisern den Griff seiner Pistole umspannen.

„Sandro", will er fragen, „wie hast du in der Nacht den Überhang unter der ersten Terrasse gemacht, du Teufelskerl."

Aber seine Stimme tönt nun zum drittenmal:

„Halt! Oder ich schieße!"

Der Leutnant weiß, daß mit ein paar Handgranaten die ganze Stellung zu nehmen ist, weiß, daß es um die Front, um die Heimat geht.

Scharf durchreißen zwei Pistolenschüsse die Stille des Bergmorgens. Ein Körper taumelt, kollert, stürzt, reißt einen zweiten, der unter ihm stand, mit. Dumpf hört man die Aufschläge in der Wand. Dann lange nichts. Endlich weit, weit unten den letzten Aufprall.

Der baumlange Leutnant Karl Sandmoser steht vor seinem Hauptmann und macht die Meldung.

„Ist gut Leutnant", sagt dieser. „Durch Ihre Wachsamkeit haben Sie die ganze Stellung gerettet. Ich werde davon Bericht erstatten."

Sandmoser steht noch immer unbeweglich da. Seine Augen schauen ins Leere. Da versteht der Hauptmann, was den jungen Menschen bewegt.

„Sandmoser, wir sind nicht als Bergsteiger da heroben, sondern als Soldaten im Krieg! Verstehst du?"

„Jawohl, Herr Hauptmann!"

Der Leutnant Karl Sandmoser geht wieder hinauf auf seinen Posten.

Der Retter

Der Sturm rüttelt an Türen und Fensterläden, zerrt an den Verspannungsdrähten der Hütte, peitscht immer neue unendliche Schneemassen vor sich her. Seit Stunden geht das schon so.

In der Gaststube der Hütte ist es doppelt gemütlich. Alle sind wir froh, daß wir nicht draußen sein müssen in dem Höllensabbat, sondern herinnen, wo das Teewasser summt und die Pfeifen qualmen. So sitzen wir um den breiten, niederen Tisch.

Da ist der Florian Aschentaler, er kann nächtelang Geschichten erzählen, nur „eigene Erlebnisse". Wenn er wirklich alles erlebt hätte, was er erzählt, müßte er mindestens hundert Jahre alt sein.

Ganz in eine Ecke gedrückt sitzt einer, er ist mit Aschentaler gekommen, der ihn morgen aufs Roteck führen soll. Aschentaler behandelt seinen „Herrn" ziemlich nebensächlich, stellt nur hier und da einige Pflichtfragen, aber man sieht deutlich, daß dieser schmächtige blasse Mann, dessen Augen sich hinter einer großen horngeränderten Brille verschanzen, kein Alpinist ist. Aber der Blasse störte unsere Runde nicht weiter So kam langsam der Nachmittag.

Plötzlich prasselt draußen ein Poltern, das den Sturm übertönt. Gleich darauf fliegt die Türe auf. Schnee jagt herein.

Wir sehen im Türrahmen einen Mann lehnen.

Der Fremde sinkt in unsere Arme. Aber dann reißt er sich nochmals zusammen, stammelt: „. . . Droben — unter der Kristallwand — liegt der andere . . ."

Dem Sprecher drohen die Augen zuzufallen. Wir rütteln ihn wieder wach. Endlich redet er weiter:

„Genau beim Einstieg zur Nordwestwand — Wir sind beide gestürzt. — Ich fiel in den Schnee — er schlug auf dem Felsen auf. — Sein Bein . . . der Sturm . . ." Dann rührt er sich nicht mehr, schläft schon den todähnlichen Schlaf der Erschöpfung.

Im Nu haben wir uns fertig gemacht, auch vom Dachboden der Hütte die zusammenlegbare Tragbahre heruntergeholt. Einstweilen hat der Tourist Aschentalers, der immer so still in seinem Eck gesessen ist, den Arzneikasten der Hütte durchsucht, Bandagen und sonst noch allerlei hervorgeholt und in seinem Rucksack verstaut, und als wir in den Schneesturm hinausgehen wollten, um den Verletzten zu suchen, steht auch er bereit.

Aschentaler mißt seinen Touristen von oben bis unten.

„Sie bleiben da!"

„Aschentaler, ich gehe mit!" sagt der Fremde ruhig.

Der Führer kriegt einen roten Schädel.

„Das ischt nix für Sie bei dem Wetta. Da bleiben S'!"

Tief und grollend klingt die Stimme Aschentalers, der nicht gewohnt ist, daß man ihm am Berge widerspricht.

Scharf und schneidend kommt die Antwort:

„Ich gehe, muß gehen! — Ich bin Arzt!" . . .

Irrsinniger Kampf gegen den Sturm. Schritt für Schritt müssen wir in der tiefen Neuschneemasse erobern. Aschentaler ist überragend.

Keiner von uns denkt daran, ihn im Vorangehen abzulösen. Das bedeutet nur Verzögerung. Der Mann kennt kein Ermüden.

Zwischen uns geht der Doktor. Nach einer Stunde sieht man schon, daß er sich nur mehr mit aller Energie weiterschleppt. Aber er spricht kein Wort, zwingt seinen schwachen Körper zur ungeheuren Anstrengung und geht weiter mit uns, wankend zwar, aber er geht.

Es ist fünf Uhr nachmittags, der Sturm läßt nach, und eine halbe Stunde später taucht vor uns der Einstiegspfeiler der Kristallwand aus dem Nebel.

Ein in einen Zeltsack eingehülltes Bündel, über und über mit Blut bedeckt, das ist der Mensch, um den wir ausgezogen waren. Wir wagen es kaum, den Unglücklichen anzurühren. — Das Schienbein ist zweimal gebrochen, die Knochen haben Muskel und Haut durchbohrt.

Alle Erfahrung, die Aschentaler und wir bei Bergungen Verletzter gesammelt hatten, hätten in dem Fall nicht viel geholfen. — Der Arme wäre kaum noch lebend ins Spital gekommen.

Aber da ist der Doktor, der blasse, von den Strapazen todmüde Arzt, der jetzt, da alles auf ihn ankommt, ein Held der Selbstüberwindung wird.

Der Arzt läßt den Unglücklichen in der tiefen Ohnmacht. „Eine natürliche Narkose“, meint er.

Der Sturm hat aufgehört. Langsam kommt die Dämmerung. Aber noch immer arbeitet der kleine Mann. Er, den wir heimlich belächelten, den sein Führer zurückwies, als er seine Hilfe anbot, er ist jetzt unser aller Führer, befiehlt, ordnet an, ruhig und klar. — Rastlos arbeitet der Arzt, bis die Verbände richtig sitzen.

Dazwischen verabreicht er dem Verunglückten herzstärkende Mittel, der nun aus seiner Ohnmacht erwacht, leise vor sich hinstöhnt.

Es ist schon Nacht. Die Sturmlaternen beleuchten gespenstisch den „Operationssaal“ in dreitausend Meter Höhe, da ertönt die Stimme des Doktors:

„So, jetzt vorsichtig auf die Bahre.“

Als wir die Bahre aufnehmen wollen, sehen wir den Doktor im Schnee sitzen und — schlafen!

Da hebt ihn Aschentaler vom Boden auf, ganz sachte, wie man ein Kind aufhebt. Seine Baßstimme klingt zart, voll verhaltener Bewunderung:

„So, hiaz bin i wieder der Stärkere.“

Und schreitet, den schlafenden Doktor am Arm, langsam und vorsichtig ins Tal hinab.

Mißglückter Bluff

In der Stadt Omaha des nordamerikanischen Staates Nebraska muß jeder Bewerber um eine Beamtenstellung sich einer Intelligenzprüfung unterwerfen. Innerhalb einer vorgeschriebenen Frist hat er eine Reihe von schriftlichen Fragen zu beantworten, die Dinge des allgemeinen Wissens und der politischen und rechtswissenschaftlichen Sachkenntnis betreffen. Aber dazwischen befinden sich immer einige sogenannte Bluff-fragen, die eigentlich unbeantwortbar sind, und durch die sich der Bewerber eben nicht verblüffen lassen soll.

Vor einiger Zeit bewarb sich ein Student der Universität von Iowa in Omaha um eine Beamtenstellung, und wie üblich wurde auch er der Intelligenzprüfung unterzogen, mit dem überraschenden Ergebnis, daß der Prüfling diesmal schlauer war als seine Examinatoren, denn er konnte auch die „unbeantwortbaren“ Fragen vollkommen richtig klarlegen. In der Prüfungsaufgabe wurden ihm zwei Fallen gestellt, die der intelligente Student geschickt zuklappte: „Wie lang ist ein Bindfaden?“ und „Wie weit kann ein Hund in einen Wald hineinlaufen?“

Die Fragen verblüfften diesmal die Prüfungskommission durch die logisch exakten Antworten, die der Student von Iowa gab. „Ein Bindfaden“, so schrieb er, „ist doppelt so lang wie die Entfernung zwischen seiner Mitte und einem seiner Enden.“ Und: „Ein Hund kann höchstens bis zur Mitte eines Waldes hineinlaufen, denn nachher läuft er so schon wieder hinaus!“

H. M.



Werner Fuchs-Hartmann:

Der Anekdoten-Erzähler

VII.*

Theater – Theater

Kleine Geschichten von großen Musikanten, schlechten Intriganten und seltsamen Intendanten

Die gelungensten Stichworte und Pointen fallen durchaus nicht immer auf offener Szene; mitunter ist es gerade der Kulissenwitz — sowohl des Bühnenlebens wie des Lebens für die Bühne —, der sich den Beifall des Publikums über den Tag hinaus erhält. Die bunte Geschichte des Theaters ist ein reicher Boden dafür, der schon seiner ganzen Entwicklung nach gleichsam zwangsläufig manche Anekdote aufblühen ließ. Es sei nur an das alte England gedacht, wo von den Schauspielern auch die Frauenrollen in männlicher Besetzung gespielt werden mußten, was natürlich nicht immer ohne Schwierigkeiten abging. Als der theaterfreudige König Karl II. sich eines Abends einfand, verzögerte sich der Beginn der Vorstellung derart, daß der Monarch ungeduldig wurde. Ein Mitglied der Truppe eilte dienstbeflissen herbei. „Nur einen Augenblick Geduld noch“, bat er, „die Königin wird gerade rasiert!“

Als der Kurfürst von Hannover unter dem Namen Georg I. den englischen Thron bestieg, hatte sich inzwischen auch die Frau die Bühne erobert. Aber auch dann fehlte es nicht an ergötzlichen Zwischenfällen, zu denen das Temperament des musikgewaltigen Händel, der seinem Landesherrn ebenfalls nach London gefolgt war, reichliche Beiträge lieferte. Der Meister zeigte sich nämlich als Dirigent oft recht eigenwillig. So leitete er einst, entgegen allem Herkommen, die Aufführung einer seiner Opern von der Harfe aus, die er so wundervoll spielte, daß er die allgemeine Aufmerksamkeit von den Sängern ablenkte. Diese wurden darob sehr ärgerlich, und einer von ihnen verschwor sich, bei der nächsten Gelegenheit von der Bühne aus auf das verführerische Instrument zu springen. Händel erfuhr davon und rief während einer Probe dem Entrüsteten zu: „Sagen Sie mir doch bitte, an welchem Abend Sie zu springen gedenken, damit ich es im Theaterzettel bekanntgeben kann. Ich bin sicher, daß wir durch Ihren Sprung mehr Geld einnehmen werden als mit Ihrem Gesang!“

Händel konnte sich dergleichen gut leisten, denn er stand bei Hof in hohem Ansehen. Das war zu jener Zeit noch nicht jedem Künstler vergönnt, am wenigsten jenen, die ihre Kräfte dem Theater widmeten. Als Molière starb, verweigerte ihm der engherzige und engstirnige Erzbischof von Paris ein Begräbnis in geweihter Erde, mit der Begründung, daß der Verstorbene nicht nur Dichter, sondern auch Schauspieler gewesen sei. Der König, der den genialen Komödiendichter sehr geschätzt hatte, fragte spöttisch: „Wie tief geht denn nach Eurer erleuchteten Meinung der geweihte Kirchenboden?“ Der andere wurde darob ziemlich verlegen. „Nun, ich denke, zumindest acht Fuß tief“, meinte er zögernd. Ludwig nickte. „Schön, dann möge man eine Grube von 10 Fuß machen, und da soll Molière begraben sein!“

Der geistreiche Diderot hatte längst nicht mehr solche Vorurteile zu fürchten. Das Zeitalter der Aufklärung ließ manche Engherzigkeit der früheren Jahre zur Lächerlichkeit werden, und der Dichter konnte es sich leisten, seine Meinung frei zu bekennen. Als Diderot einmal in Petersburg weilte, verlangte Katharina II. von ihm die Aufführung eines seiner älteren Lustspiele. Der Dichter lehnte ab. „Aber warum denn“, fragte die Zarin, „fürchten Sie etwa durchzufallen? Ich selber habe Theaterstücke geschrieben und mußte erleben, daß sie ausgepfiffen wurden, ohne daß ich mich davon betroffen fühlte.“ Diderot lächelte. „Die Dinge liegen sehr verschieden. Wenn ich als Verfasser falle, falle ich ganz — wenn Ew. Majestät als Verfasserin fallen, so bleibt immer noch die Kaiserin übrig!“

Die bald darauf ausbrechende Französische Revolution schickte sich an, die geistige Freiheit erneut zu unterdrücken. Der Dramatiker Laya kümmerte sich wenig darum. Er hatte die Kühnheit, in seinem Werk „Der Freund der Gesetze“ den Nationalkonvent anzugreifen, und das zu einer Zeit, da dieser bereits auf dem Gipfel seiner Macht stand. Laya brachte sogar Gestalten auf die Bühne, denen deutlich Züge und Eigenschaften Marats und Robespierres beigelegt waren. Die Folge war ein ungeheurer Theaterskandal. Santerre, der Generalkommandant der Nationalgarde, erschien auf der Bühne, und das Spiel sollte abgebrochen werden. Der Dichter hatte es jedoch wider Erwarten verstanden, sich die Gunst seiner Zuhörer zu verschaffen. Die übergroße Mehrheit verlangte stürmisch die weitere Aufführung und nahm eine drohende Haltung an. Santerre blieb nichts anderes übrig, als schleunigst von der Bühne zu verschwinden und sich zum Nationalkonvent zu begeben. Aber dieselbe Institution, die gerade daran ging, Ludwig XVI. den Prozeß zu machen, fand nicht den Mut, gegen den auffässigen Dichter vorzugehen.

Heinrich Laube hatte etwa fünfzig Jahre später mit seiner Aufrichtigkeit weniger Glück. Bereits als Student war er von seiner dichterischen Mission erfüllt und fühlte sich lebhaft von der Muse geküßt. So floß ihm auch das gewaltige Drama „Gustav Adolf“ in fünf langen Akten aus der trunkenen Feder, und es gelang ihm sogar, die Aufführung am Breslauer Stadttheater durchzusetzen. Leider gefiel das Stück ganz und gar nicht, und es kam soweit, daß die Schauspieler schließlich vor lauter Zischen ihre eigenen Worte nicht mehr verstanden. Zum Glück hatte sich Laube nicht als Verfasser genannt. Dennoch schwebte in Freundeskreisen ein Verdacht gegen ihn, so daß er es für ratsam hielt, ebenfalls kräftig zu zischen. Ein Schlächtermeister, der neben dem unglücklichen Dichter saß, schien aber anderer Meinung zu sein. Er empfahl Laube in sehr volkstümlicher Weise, den Mund zu

* Fortsetzung des in Folge 14 erschienenen VI. Teiles.

halten. Der junge Student wollte sich das natürlich nicht gefallen lassen und zischte immer weiter wacker darauf los, ohne sich um die Einwendungen des biederen Meisters zu kümmern. Das aber nahm dem Handwerksmann den letzten Rest von Höflichkeit. Er erhob sich in seiner ganzen respektablen Größe und warf Laube zum Tempel hinaus. So wurde ein Dichter an die Luft gesetzt, weil er es für geraten gehalten hatte, sich selber auszuzischen.

Aber das Außergewöhnliche und Unerwartete paßt recht gut in die Welt des Theaters, und der Eingeweihte nimmt Überraschungen als eine selbstverständliche Begleiterscheinung hin. So fiel einmal während der Aufführung einer sehr mäßigen Komödie mitten im zweiten Akt ein ziemliches Stück Putz von der Decke, ohne jedoch Schaden anzurichten. Einer der Schauspieler trat an die Rampe und beruhigte das Publikum mit den Worten: „Lassen Sie sich bitte nicht stören, meine Herrschaften, das ist nicht das erste — Stück, das hier abfällt!"

Ein Glanz- und Bravourstück hingegen waren seit jeher Schillers „Räuber", die sich freilich von unbedenklichen Direktoren manche Ausschmückung im Zeitgeschmack gefallen lassen mußten. So kündigte eine am 4. Oktober 1789 in Brünn gastierende Schauspielertruppe ihre Vorstellung mit den folgenden Anpreisungen an: „Mit gnädigster Erlaubnis wird heute Sonntag von der Wolfischen Gesellschaft deutscher Schauspieler ein vortreffliches, aller Orten sehr berühmtes, von dem noch berühmteren Herrn Schüller neu bearbeitetes, mit Verzierungen und schönen Abwechslungen versehenes, großes bürgerliches Trauerspiel in fünf Aufzügen auf vieles Nachfragen aufgeführt werden, genannt ‚Der Fall des Moorischen Hauses' oder ‚Die Räuber'. Alles, was in einem Trauerspiel Vergnügen, Mitleid, Bewunderung erregen kann, was man Großes, Schönes und Moralisches in vielen Stücken einzeln findet, ist in dem heutigen allein enthalten. Das Laster nimmt den Ausgang, der seiner würdig ist, der Verirrte tritt in das Gebiet der Gesetze, und die Tugend geht siegend davon, es treten dabei über 60 Personen auf, die vielen Hunde aber, die lebenden Pferde, worauf die Räuber geritten kommen, der Räuberberg, die Räuberhöhle, das in Brand gesteckte Schloß und andere Verzierungen des Theaters werden heut ein herrliches Trauerspiel vor Aug' und Herz und dem Geist vorstellen .."

Kann man mehr versprechen? Nein, man muß schon sagen, daß man bemüht war, der Wirklichkeit nahezukommen, und es gehörte ganz in das Programm, wenn der Schmierendirektor einen Schauspieler anschrie: „Hören Sie, Ihr Spiegelberg war eine Jammerleistung! Das ist ja ein Skandal! Sieben Jahre spielen Sie nun schon unter meiner Leitung und wissen noch immer nicht, wie sich ein ganz gemeiner Spitzbube benimmt? — Herr, was haben Sie eigentlich bei mir gelernt???"

Eine sehr zweischneidige Anfrage, und grob außerdem. Der geistvolle Hans von Bülow machte das viel feiner. Als er sich einmal mit dem Direktor des Züricher Theaters gründlich verkracht hatte, schickte er ihm andern Tages einen Brief „Entsprechend Geschätzter!" hieß es darin. „Sie würden mich sehr erfreuen, wenn Sie die Güte hätten, sich einen stärkeren Bindfaden um Ihren langen Hals zu schlingen. Wenn Sie dann noch ein übriges tun wollen, hängen Sie sich an dieser Krawatte freischwebend auf. Sie würden sehr beglücken Ihren dankbaren Hans von Bülow."

Eine Zeitlang weilte Bülow als Kapellmeister in Hannover. Hier betrübte ihn die Anwesenheit zweier Sängerinnen, deren Körperumfang in höchst fatalem Verhältnis zum Stimmenumfang stand. Einmal von befreundeter Seite nach seinen Primadonnen gefragt, rief er verzweifelt: „Primadonnen, sagen Sie? — Sie meinen wohl Prima Tonnen?!"

Das war ebenso temperamentvoll wie offenherzig, und auch das gehört zum Künstler. Giuseppe Verdi hatte das richtig erkannt. Als er gelegentlich seines 74. Geburtstages gefragt wurde, wann man denn seinen „Othello" erwarten dürfe, lächelte der Meister trübe. „Ach, ich glaube kaum, zu einem Ende kommen zu können. Das Wagnis ist zu verwegen. Die glühende Eifersucht nachzuempfinden in einem Alter, wo man kaum Gelegenheit haben wird, noch einmal darin zu verfallen, wird schwer möglich sein!"

Rossini hätte diese Auffassung sehr gut begriffen. Auch bei ihm waren Schaffenskraft und Gefühl nicht voneinander zu trennen. Einst legte er gerade Hand an den Schluß einer Partitur, als sich Besuch bei ihm meldete. „Man soll bitten, ein wenig zu warten", gab er zurück, „ich bin gerade bei meinem letzten Seufzer!"

Dennoch war der gefühlsbeschwingte Carl Maria von Weber ein grundsätzlicher Gegner Rossinis, was ihn jedoch nicht davon abhielt, während eines Aufenthaltes in Wien der Aufführung einer Rossinischen Oper beizuwohnen. Es war eine besonders sorgfältig einstudierte Darbietung, und Weber konnte sich der Wirkung nicht entziehen. Er wurde immer unruhiger, um dann schließlich aufzuspringen und seinem Begleiter zuzuflüstern: „Jetzt muß ich weg — sonst fängt mir das Zeug womöglich noch zu gefallen an!"

Kaltblütigkeit

Iwan Orlow war zur Zeit Peters des Großen am Aufstand der meuternden „Strelitzen" (Leibgarde) beteiligt. Der aufgebrachte Zar ließ etwa 1000 der Aufrührer hinrichten. Der Hof des Gefängnisses schwamm in Blut.

Unter all den schlotternden und angstbleichen Gesichtern bemerkte der Zar einen riesenhaft gebauten Mann. Völlig unbewegt, ja mit einem spöttischen Lächeln stand er da und wartete, bis die Reihe an ihn käme. Scheinbar, um ihn für diesen offenbaren Mut zu belohnen, ließ Zar Peter ihn außerhalb der Reihenfolge sogleich zur Hinrichtung befehlen.

Gelassen schritt der Orlow auf den Richtblock zu, da rollte ihm unversehens das blutige Haupt eines soeben geköpften Kameraden vor die Füße. „Platz da, mein Bester!" sagte er gleichmütig und schleuderte den Kopf mit einem kräftigen Fußtritt beiseite. Dann kniete er vor dem furchtbaren Richtblock nieder und beugte das Haupt, um den Todesstreich zu empfangen.

Aber statt des scharfen Schwertes fühlte er plötzlich eine schwere Hand auf der Schulter. Die Stimme seines Kaisers forderte ihn auf, sich zu erheben. Glückwünschend schüttelte der Zar dem Sünder die Hand, fest überzeugt, an diesem todeskühnen Meuterer nun einen fanatisch-treuen Anhänger gewonnen zu haben! F. B.

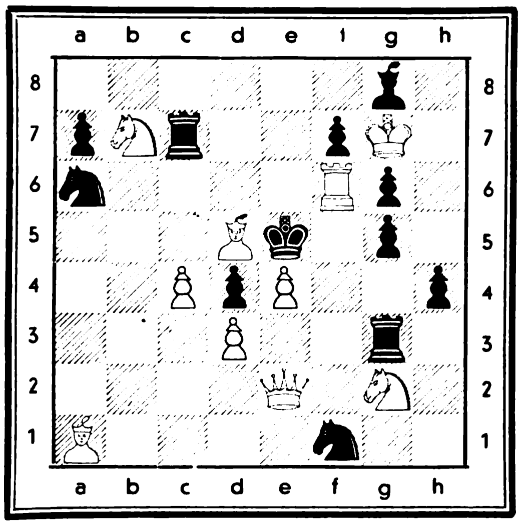
Schachbeobachter

Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe (Urdruck)

Von Ernst Nebendorf, Wermelskirchen

Schwarz: Ke5, Tc7, Tg3, Lg8, Sa6, Sf1, Ba7, d4, f7, g5, g6, h4 (12)



Weiß: Kg7, De2, Tf6, La1, Ld5, Sb7, Sg2, Bc4, d3, e4 (10)

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 22

Vierzüger von A. Heimes, Büdlich

Weiß: Kc6, De1, Tb2, Sf5, Ba5, e4, e6, g6, h5 (9).
Schwarz: Ke8, Dh7, Te8, Lg7, Sb1, Ba6, c2, c5, d6, e5, e7, g2 (12).

1. Dh4! (droht 2. D×e7, 3. S×d6† und 4. Tb8‡)
1. ..., Lf6 (oder Lf8); 2. Dh3 (droht Db3 oder S×d6† und e7‡), 2. ..., D×h5 oder g2—g1S; 3. Db3, belieb.; 4. Db8‡ usw.

Richtig gelöst: Dr. Münch, Bocholt; J. Herwig, Gotha; P. Schurig, Sebnitz; P. Knörrchen, Berlin-Steglitz; M. Templin, Friedensstadt; F. Sucker, Gnaschwitz; H. Kolwitz, Berlin-Neukölln; Dr. Stacke, Bln.-Charlottenburg; A. Seber, Trier; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; F. Büttner, Fürth i. B.; M. Burdack, Hormersdorf; A. Grundmann, Halle/S.; W. Fenchel, Gau-Odernheim; A. Hinrichs, Naumburg.

Einige Löserurteile: „Eine vorzügliche Leistung, reich an Feinheiten und Verführungen" Dr. M., B.; „Eine Glanzleistung, die sich vor allem durch bezauberndes und opferfreudiges Zusammenwirken von Dame und Springer auszeichnet" P. Sch., S.; „Drohpunktwechsel in schlechthin klassischer Darstellung — ein Plan von unerhörter Tiefe und Präzision" H. K., B.-N.; „Eine Aufgabe von seltenem Schwierigkeitsgrad!" Dr. St., B.-Ch. usw.

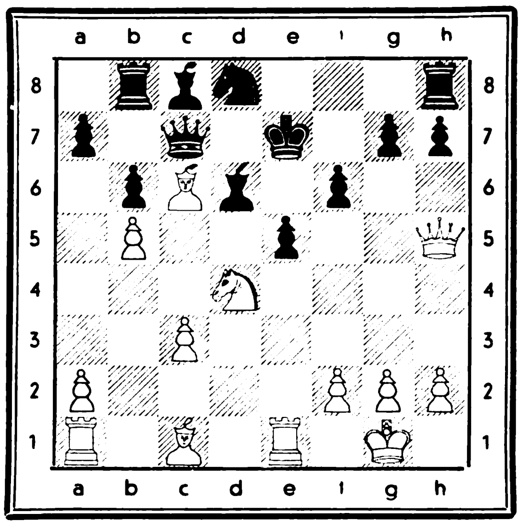
Eine feine Opferkombination!

Folgende Partie (Colle-Aufbau) enthält eine Kombination im Stile des unvergeßlichen P. Morphy.

Weiß: Koltanowski (Belgien) Schwarz: Catalo

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	d2—d4	d7—d5	12.	Le4—c6†	Ke8—e7
2.	Sg1—f3	Sg8—f6	13.	b2—b4	Sc5—b7
3.	e2—e3	e7—e6[1]	14.	Sf3—d4	Dd8—c7
4.	Lf1—d3	c7—c5	15.	Dd1—h5	Sb7—d8
5.	c2—c3[2]	Sb8—d7	16.	b4—b5!	f7—f6
6.	Sb1—d2	Lf8—d6	17.	Tf1—e1	e6—e5
7.	0—0	b7—b6?[3]	18.	Te1×e5![5]	Ld6×e5[6]
8.	e3—e4!	d5×e4	19.	Lc1—a3†	Le5—d6
9.	Sd2×e4	Sf6×e4	20.	Ta1—e1†	Lc8—e6
10.	Ld3×e4	Ta8—b8	21.	Sd4—f5†	Ke7—f8
11.	d4×c5	Sd7×c5[4]	22.	Dh5—e8‡[7]	

Stellung nach dem 17. Zug von Schwarz:



[1] In dieser Aufstellung von Weiß könnte der Nachziehende seinen Läufer c8 unbeschadet und billig nach f5 ziehen.
[2] Weiß wählt den bekannten „Colle-Aufbau" seines Landsmannes.
[3] Ein verfrühter Zug, der vom Anziehenden in glänzender Weise widerlegt wird. Besser wäre die kleine Rochade.
[4] Auf 11. ..., L×c5? würde 12. Lf4 folgen.
[5] Eine feine Opferkombination.
[6] Falls 18. ..., f6×e5; so 19. Lg5†, Kf8; 20. De8‡!
[7] Ein ebenso hübsches wie merkwürdiges Matt, inmitten der feindlichen Figuren und Stellung!

Berichtigung: Der Komponist der Endspielstudie „Ein tapferer Bauer" in Folge 23, H. F. Wieckowiak, ist nicht aus Warschau, sondern aus Herten-Disteln (Westfalen).

Humor

„In Amerika hat ein Maler der krassen naturalistischen Richtung das Porträt eines reichen Kaufmanns gemalt. Und als das Bild fertig war, hat er den Auftraggeber erschlagen."

„Das ist sonderbar. Umgekehrt fände ich es viel natürlicher!"



Umgekehrt.
„Darf ich Ihnen meinen Stehplatz anbieten, mein Herr?"
Zeichnung: Flemig

Ein Schotte kam an einen Postschalter und verlangte eine Pennymarke. Plötzlich aber stutzte er und faßte den Beamten hinter der Scheibe schärfer ins Auge. „Sie kommen mir mächtig bekannt vor, Mann!" meinte er.

„Das glaub' ich!" lachte der andere „Ich war es ja, der Sie vorige Woche vorm Ertrinken gerettet hat!"

„Wahrhaftig!" erinnerte sich der Schotte, und die Dankbarkeit weckte ungeahnt freigebige Gefühle in seiner Brust. „Na, kommen Sie! Dafür nehme ich jetzt drei Pennymarken!"

*

Frau Grillmeyer besucht das Atelier eines bekannten Bildhauers und flötet:

„Ich möchte meinen Gatten zum Geburtstage gern mit einem kleinen Originalkunstwerk überraschen, etwa in Form eines Briefbeschwerers Würden Sie mir einen anfertigen?"

„Gewiß, meine Gnädigste", antwortet der Bildhauer. „Haben Sie vielleicht schon einen bestimmten Wunsch?"

„O ja, am liebsten hätte ich **Goethes Faust!**"

„Nun, Karlchen, hast du das Gedicht noch einmal laut durchgelesen wie ich es dir gesagt hatte?"

„Ja, Mutti"

„So? Wie kommt es dann aber, daß du es noch immer nicht kannst?"

„Och", stottert Karlchen, „ich glaube, ich habe nicht zugehört!"

*

„Herr Ober, hier schwimmt ja eine Spinne in der Kaffeesahne Was soll denn das bedeuten?"

„Da muß ich erst mal den Wirt fragen. Ich selbst bin nämlich nicht abergläubisch."

*

Ein Fremder war in eine Kirchweihrauferei geraten und hatte dabei drei Zähne verloren. Er klagte gegen den Lechenhofer Hias, der ihm diese Verletzungen beigebracht hatte. „Mein Gott", sagte der bei der Gerichtsverhandlung, „soll sich halt der Herr net dreinmischen, wann er kan G'spaß versteht."

*

„Gestern abend hätte es beinahe bei uns im Theater gebrannt."

„Wie kam das?"

„Der erste Held rauchte eine Zigarette und warf den Stummel in unsere Schneelandschaft"

*

Schmalfisch findet in einer Schublade einen — Gott hab ihn selig — Hundertmilliardenschein. Angesichts dessen lächelt der diesen Vorgang bemerkt habende Lackbein. „Was lachst du?" sagt Schmalfisch. „Herrgott — wenn ich die hundert Milliarden heute hätte!"

„Na, du hast sie doch!" sagt Lackbein.

„Ja, aber sie sind doch nichts wert!"

„Na, warum hast du dir seinerzeit nix dafür gekauft?"

„Na, da waren sie doch nix wert!"

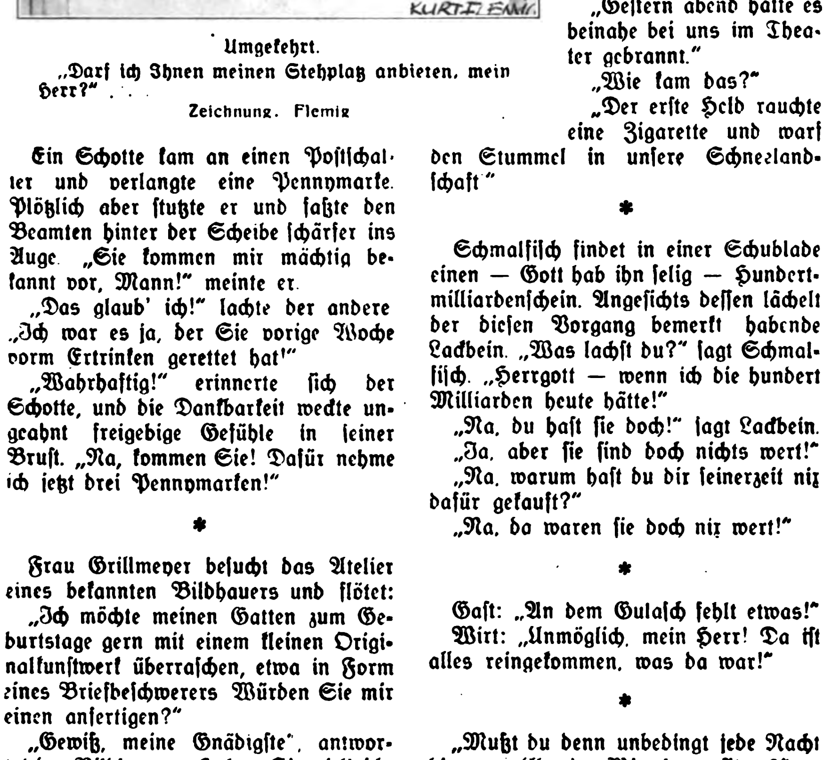
*

Gast: „An dem Gulasch fehlt etwas!"
Wirt: „Unmöglich, mein Herr! Da ist alles reingekommen, was da war!"

*

„Mußt du denn unbedingt jede Nacht bis zwei Uhr im Wirtshaus sitzen?"

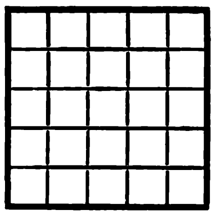
„Nein Das mache ich ganz freiwillig."



„Um Gottes willen, nimm das Kind zurück, wenn es ins Wasser fällt!"
„Macht nischt, lieber Herr, den haben wir nochmal zu Hause, det is'n Zwilling!"
Zeichnung: Bever

RÄTSEL

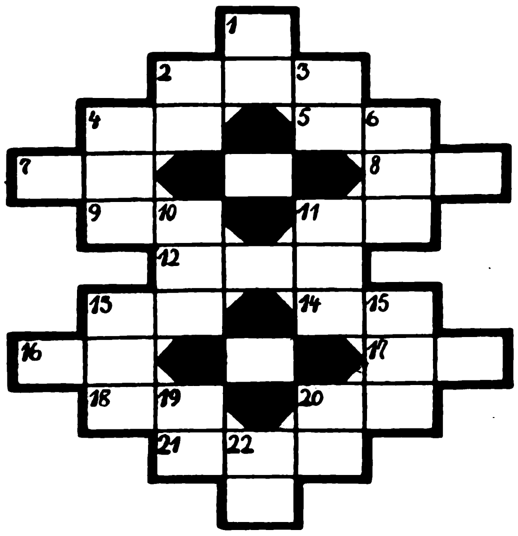
Magisches Quadrat



Die Buchstaben a a a e e e i i l l n n n n n o s s s t t t t t t sind so in die Felder einzutragen, daß waagerecht und senkrecht gleichlautende Wörter mit folgender Bedeutung entstehen: 1. Seidengewebe, 2. Hautfarbe, 3. Verzeichnis, 4. Männername, 5. Ort bei Zwickau.

Kreuzwort-Silbenrätsel

Waagerecht: 2. ehemaliger italienischer Gemeindebeamter, 4. Teil des Schiffes, 5. griechische Zahl, 7. amerikanische Geierart, 8. ehemalige deutsche Stadt, 9. Segelstange, 11. kalter Wind an der dalmatinischen Küste, 12. militärische Formation, 13. südamerikanisches Gebirge, 14. Eßgerät, 16. kleines Raubtier, 17. nord. Mythengestalt, 18. Radiostation, 20. Stadt in Polen, 21. nordamerikanische Stadt. — Senkrecht: 1. deutscher Maler, 2. Glücksspiel, 3. Stadt in Hannover, 4. kleinster Freistaat der Welt, 6. photographischer Apparat, 10. westeuropäische Inselgruppe, 11. spanische Schenke, 13. Märchendichter, 15. altrömische Kriegsgöttin, 19. griechisches Wort für Haut, 20. Berg in Kalifornien, 22. europäische Münzeinheit.



Zerlegerätsel

Der Ausspruch Beethovens: „Kraft ist die Moral der Menschen, die sich vor anderen auszeichnen“, ist derart in einzelne Wörter zu zerlegen, daß sämtliche Buchstaben restlos verwandt werden.

Die Wörter bedeuten: 1. dänischer Märchenerzähler, 2. schmerzhafte Krankheit, 3. Blutgefäße, 4. spanischer Küstenfluß, 5. nordische Dichtung, 6. Gesichtsteil, 7. Halbinsel im Schwarzen Meere, 8. Wurzeln der Kaffeezusatzbereitung, 9. ansteckende Krankheit, 10. fröhliche Veranstaltung.

Silben-Aussuchrätsel

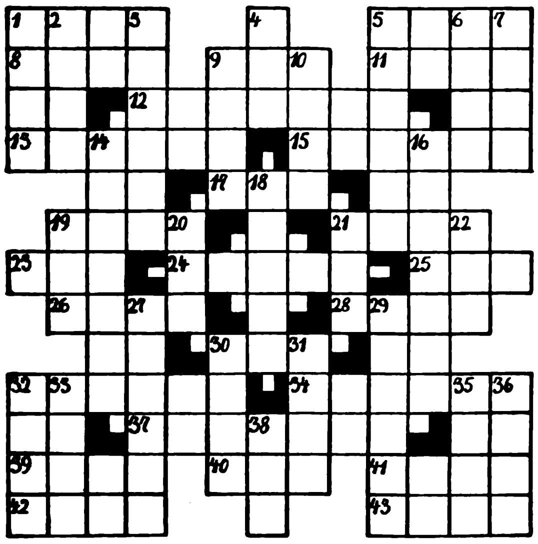
Jedem der nachstehend aufgeführten Wörter ist eine Silbe, unabhängig der gegebenen, zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch des Führers ergeben.

Landwirtschaft, Wollgras, Flensburg, Verdienst, Hektar, Verarbeitung, Schnellzug, Dreimaster, Annemarie, Großglockner, Arsenal, Chor, Badenser, Antillen, Telemark, Maderanertal, Mitternacht, Raubtier, Onega, Leber, Thermometer, Rubens.

Ergänzungsrätsel

. . ntil, B . . . sgau, Ma . . . l, . . . he, . u . t . ral, se . in . r, Sa . . . s . n, Wei . . . ein, Telem . . . Sind die vorstehenden Wörter richtig ergänzt, so ergeben die eingesetzten Buchstaben ein Sprichwort.

Kreuzworträtsel



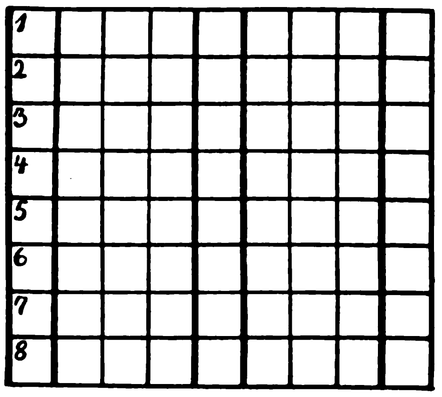
Waagerecht: 1. Gestalt aus Schillers Wallenstein, 5. Zahl, 8. römischer Gott, 9. spanischer Frauenname, 11. Flußrand, 12. Lehrer Max Regers, 13. Preisnachlaß, 15. Neuerer, 17. lateinisch: ich, 19. Schluß, 21. morsch, 23. Mineral, 24. griechische Sagengestalt, 25. Kielwasser, 26. Wasserpflanze, 28. griechische Küstenlandschaft, 30. Getränk, 32. unklar, 34. necken, 37. feiner, 39. nicht lang, 40. Bankansturm, 41. Baum, 42. Spitze, 43. Untiefe. — Senkrecht: 1. westdeutscher Fluß, 2. Frauenname, 3. europäischer Staat, 4. Bindewort, 5. Göttin der Morgenröte, 6. Geliebte des Leander, 7. Futtergefäß, 9. Schwimmvogel, 10. lateinisch: im Jahre, 14. Stadt in Schlesien, 16. Landschaft an der Spree, 18. begnadeter Mensch, 19. Fluß in Italien, 20. Ort in Holland, 21. Märchenwesen, 22. Schicksal, 27. Gemarkung, 29. Stadt in Südholland, 30. Gewässer, 31. Fischfett, 32. musikalischer Begriff, 33. Gemütsbewegung, 35. Hinterlassenschaft, 36. flaches Gewässer, 38. Eigenschaft.

Silbenrätsel

Aus den Silben: al — am — an — bad — da — der — der — des — die — dis — do — e — e — fe — fund — ha — hai — kung — kus — la — län — li — nar — ne — ne — ne — neis — nes — neu — ra — ra — se — se — sei — sel — sel — stek — stie — to — ton — wi — wi — zent — zis sind 17 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, erstere von oben nach unten, letztere in umgekehrter Richtung gelesen, den Wahlspruch Fichtes ergeben (st = ein Buchstabe). Die Wörter bedeuten: 1. griechischer Gott der Unterwelt, 2. Gnadenerlaß, 3. Nebenfluß der Oder, 4. Wurfscheibe, 5. Muse, 6. Augenteile, 7. Zwiebelgewächs, 8. Stadt in Britisch-Indien, 9. Frauenname, 10. Hunderasse, 11. Hochschullehrer, 12. englische Schulstadt, 13. Gebirgsgefahr, 14. Baumwollgewebe, 15. deutscher Ingenieur, 16. Krankheitsübertragung, 17. Reinigungsmittel.

1 .... 7 .... 13 ....
2 .... 8 .... 14 ....
3 .... 9 .... 15 ....
4 .... 10 .... 16 ....
5 .... 11 .... 17 ....
6 .... 12 ....

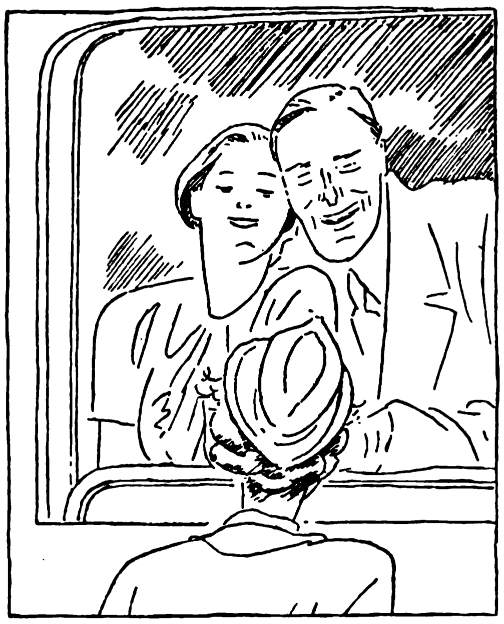
Füllrätsel



a — bel — bra — da — da — di — do — du — ei — fel — fud — gat — go — jak — ka — lon — mes — mos — nan — nat — ne — ne — ni — nin — no — on — or — ri — sa — so — tan — u — um — vid. Aus vorstehenden Silben sind fünfbuchstabige Wörter zu bilden und je zwei in die waagerechten Reihen einzutragen. Der Endbuchstabe des ersten Wortes ist zugleich Anfangsbuchstabe des zweiten. Bei richtiger Lösung ergeben die fettgedruckten Senkrechten ein Zitat und seinen Verfasser. 1. niederländischer Maler — Holznagel, 2. Stadt in Italien — westdeutsches Gebirge, 3. russische Halbinsel — französische Stadt, 4. sagenhafter griechischer Sänger — Weichselmündung, 5. arabische Wüstenlandschaft — Volksstamm auf Borneo, 6. südamerikanischer Straußvogel — Erdfarbe, 7. Weinsorte — Gesetzgeber des alten Griechenlands, 8. Tanz — Amtstracht.

Lösungen der Rätsel aus Folge 25

Treppenrätsel: a) k, b) Amelie, c) Kamelie; 2. a) fl, b) Asche, c) Flasche; 3. a) ein, b) Baum, c) Einbaum; 4. a) Elba, b) San, c) Elbasan; 5. a) Forel, b) le, c) Forelle; 6. a) fraise, b) n, c) Fraisen. ✶ **Silbenrätsel:** 1. Weber, 2. Iris, 3. Rasmussen, 4. Detonation, 5. Dudelsack, 6. Iduna, 7. Ranunkel, 8. Triburg, 9. Eschweiler, 10. Intermezzo, 11. Newport, 12. Themistokles, 13. Arroganz, 14. Gottesanbeterin, 15. Eldorado, 16. Wladiwostok, 17. Essex, 18. Raspel, 19. Kadaver, 20. Zaunkönig, 21. Usedom, 22. Rosengarten, 23. Lohengrin, 24. Ananas, 25. Session, 26. Titurel. „Wird dir ein Tagewerk zur Last, bist du nicht wert, daß du es hast." ✶ **Zahlenrätsel:** 1. Roman, 2. Anakonda, 3. Ulme, 4. Hadramaut, 5. Feuerlilie, 6. Rosmarin, 7. Orkan, 8. Saffian, 9. Teheran. „Rauhfrost." ✶ **Zergliederung:** Rost, Oder, Satzteil, Esen, Nero, Beweis, Energie, Ras, Gard. Rosenberg. ✶ **Diagonalrätsel.** 1. Panther, 2. Seeigel, 3. Kaliber, 4. Schiras, 5. Fresken, 6. Plagiat, 7. Kamerun. Pelikan — Kleiber. ✶ **Kryptogramm:** „Ewig und unvergänglich sind die Treue und der Glaube an das deutsche Volk." ✶ **Füllrätsel:** 1. Rembrandt, 2. Frettchen, 3. Pyrenaeen, 4. Korrektur, 5. Vertreter, 6. Tierkreis, 7. Spinnerei, 8. Belvedere. ✶ **Silbenkreuz:** 1—2 Weizen, 1—5 Weiche, 2—4 Zensur, 3—4 Lasur, 3—5 Lache, 3—6 Laster, 5—6 Chester. ✶ **Kryptogramm:** „Man muß das Wahre immer wiederholen, weil auch der Irrtum immer wieder gepredigt wird." ✶ **Kapselrätsel:** Denver, Elbe, Uri, Tor, Schock, Sund, Eis, Inge, Nil, Hang, Ende, Inge, Ster, Sport, Tanz, Kar, Lappe, Ali, Rain, Senf, Egge, Ill, Nager. Deutsch sein, heißt klar sein. ✶ **Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 1. Hennegau, 6. Hera, 7. Rente, 9. Seil, 10. Glas, 12. Wolke, 14. Manual, 15. Drusen, 18. Ohren, 19. Bern, 21. Idol, 22. Niete, 24. Ahne, 25. Rienburg. — Senkrecht: 1. hell, 2. naß, 3. Eriwan, 4. Gelon, 5. Ulla, 6. Hagedorn, 8. Edelinge, 11. Amur, 13. Lupe, 14. Menden, 16. Rhein, 17. Seile, 19. blau, 20. Ring, 23. Ei. ✶ **Pyramidenrätsel:** 1. O, 2. Ob. 3. Abo, 4. Bora, 5. Borat, 6. Brokat, 7. Akrobat.



„Ich beneide Euch ja so . . .



. . . nun werdet Ihr ja bald wissen, warum alle gerade von Lübeck so begeistert sind." — Schon die Ankunft ist überraschend. Mächtige, gotische Kirchtürme mit leuchtend patina grünen Dächern ragen über das dichte Häusergewirr der Altstadt weit hinaus. Wenn Sie die herrlichen Baudenkmäler Lübecks sehen wie z. B. das Holstentor, das Rathaus oder das Hl.-Geist-Hospital, wenn Sie die mit seltenen Kunstschätzen aller Zeiten und Stile reich geschmückten Kirchen und Patrizierhäuser bewundern und wenn Sie beobachten, wie die vielen, für Lübeck so kennzeichnenden Wohn-‚Höfe' und -‚Gänge' heute noch dem gleichen Zweck dienen, wie vor Hunderten von Jahren, dann werden Sie empfinden: Das Einzigartige an dieser Stadt ist das mitreißende Erlebnis einer Welt, in der Altes und Neues in engster Verbundenheit und Ergänzung mit- und nebeneinander leben. Sie essen im Ratskeller im Schabbelhaus oder in der jahrhundertealten ‚Halle' der Schiffergesellschaft echtes ‚Labskaus' und trinken Rotspon dazu, wie einst die alten Hanseaten. Und vergessen Sie nicht, einen Ausflug in Lübecks schöne Umgebung zu machen. Die Holsteinische Schweiz und die Seebäder der Lübecker Bucht sind ja so leicht zu erreichen. Auch eine kleine Seereise mit einem der schneeweißen Schiffe des ‚Seedienst Ostpreußen' ist wirklich lohnend."



Lübeck muß man erlebt haben!



Direkte Bahn-, Autobus- und Schiffsverbindungen mit allen größeren Städten des In- und Auslandes. Gute Hotels und Gaststätten. Verlangen Sie das neue ausführliche **Stadtheft** im Reisebüro, in der Auskunft- und Werbezentrale „Deutschland", Berlin, Columbushaus, oder kostenlos von der Lübecker Verkehrs- und Wirtschaftswerbung e. V. in Lübeck.



„Wie haben Sie das fertig gebracht?" - „Durch Nachdenken." - „Versteh ich nicht!" - „Ich habe mir gesagt, überflüssiges Fett kommt einem doch nicht durch die Luft zugeflogen. Es kommt aus der Nahrung, aus **derselben Nahrung,** die bei anderen Menschen **kein** Fett ansetzt. Woran muß es demnach liegen? An der fehlerhaften Verdauung. Also habe ich eine Kur mit den Dragees Neunzehn gemacht." Dragees Neunzehn normalisieren die Nahrungsverwertung im Körper und wirken dadurch der ungesunden Fettablagerung entgegen! Dragees Neunzehn sind ein Ergebnis der Forschungen vom Universitäts-Professor Dr. med. Hans Much, dem es gelungen ist, die verdauungsregulierenden Stoffe aus der Leber zu isolieren und zu präparieren. Mit Hilfe von Dragees Neunzehn wird die Verarbeitung der Nahrung im Körper ohne Reizwirkung gesteuert.



„Neunzehn" ein reines Naturprodukt. Preis: Packung zu 40 Stück RM. 1.50, zu 150 Stück RM. 4.20. Zu haben in allen Apotheken.

Weimar Hochschulen Bau, Kunst, Handwerk

Lest den „VB."



Diese Marke kostet 75 Pfg. Hundert ähnl. Angebote in der Briefmarken-Ztg. Probe-Nr. gratis! K. Hennig Hamburg 20/cr





Katalog über **Zauber-Kunst** gratis János Bartl Hamburg 36/o

Schreibkrampf Zittern Angstgefühl. Brosch. kostenlos. **Hugo Wolff** Berlin Zehlendorf 7

Stottern gründl. Beseitigung! Ausk. fr. **Fachinstitut Naeckel,** Berlin-Ch., Dahlmannstr. 22



Jeden Dienstag neu! Ueberall für 30 Pfennig!

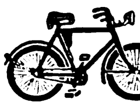
Größer werden



kann jeder bis zum 30. Jahre durch uns. bewährte Aufbau-Methode. Nur RM. 2.85 u. Porto Prosp. frei! **HELLAS,** Berlin-Lichterfelde 103

HAGON gegen Nerven- u. Kopfschmerzen In Apotheken M. 0.90 u. 1.50

Stabile Fahrräder



Marke „Vaterland" m. Frl. u. R. v. 28.– m. Dyn.-Bel. 33.– gelötet m. M. 31.– m. Zweigang 55.– **Motorfahrräder** billig. Tägl. Dankschr. Katalog m. 60 Modellen kostenlos. **Fr. Herfeld Söhne Neuenrade Nr. 127**

Kaufe bar und spar! **Billige aber zuverlässige Uhren**



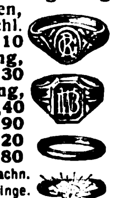
m. Garantiesch. Bei Nichtgefall. Umtausch oder Geld zurück. Nr. 3. Herrentaschenuhr m. geprüft., 36stünd. Ankerwerk, vernick. M. **1.90** Nr. 4. Versilbert. Ovalbügel, 2 Goldränder . . . . M. 2.30 Nr. 5. **Besseres Werk,** flache Form. M. 3.40 Nr. 6. Sprungdeckel-Uhr, 3 Deck., vergold. 4.90 Nr. 6b. Dto., stoßsicher 6,40, besseres Werk 7.40



Nr. 8. Armbanduhr, vernickelt, mit Lederarmband . . M. 2.60 Nr. 85. Dto., für Damen, kleine Form, mit Ripsband. M. 4.— Nr. 99. Dto., Golddoublé, 5 Jahre Gar. f. Gehäuse Für Damen, mit Ripsband . M. 5.90 Für Herren, viereckige Form. M. 6.90 Nr. 1461. Geschnitzte **Kuckucksuhr,** ¼ stündl. Kuckuck rufend M 2.50



Weckeruhr, gutes Werk. M 1,70 Nickelkette -.25. Doppelkette, vergoldet, M. -.70. Kapsel M. -.25. Nr. 612. **Monogramm-Siegelring** für Damen od. Herren, 18 kar. vergold., einschl. Monogramm M. 1.10 Nr. 614. **Siegelring,** 8eckige Platte, M. 1.30 Nr. 2803. **Siegelring,** moderne Form. 1,40 **Freundschaftsring** -.90 **Trauring,** Doublé 1,20 **Doublé-Ring** mit Simili M -,80



Als Ringm. Papierstr. eins. - Vers. geg. Nachn. Jahresversand 30 000 Uhren, 20 800 Ringe.

Katalog gratis u. unverbindlich

Fritz Heinecke, Braunschweig





Hobel u. alle Werkzeuge, gut und preiswert. Katalog kostenlos. Westfalia Werkzeug-co., Hagen 204/Westf.



Sommersprossen läst. Haare, Pickel, Warzen. Muttermale entfernen Sie schmerzlos und schnell durch **LAMODA.** Hilft auch Ihnen, sonst Geld zurück. Ueber 10000 Bestell. durch Empfehlungen. Pack. Mk. 1.90 o. Porto. Fehler angeben! Auskunft kostenl **Fr. Kirchmayer, Berghausen B 42, Bad.**

Taschen-Haus-Apotheke!



unentbehrl. f. Reise, Sport u. Haushalt. In geschmackvoller Aufmachung, 18teilig, nur **RM 2.25** u. Nachn. Bei Nichtgef. Zurücknahme. **W. Garnier, Hannover 38**/1, Friesenstr. 21. Vertr. ges.

Damen-Bart u. lästige Haare beseitigt radikal u. schmerzlos d. weltbekannte **Helwaka-kur.** Ärztlich empfohl. Spezialmethode. **Gold. Medaillen** Fachausstell. **Brüssel** 1932, **London** 1933. Reichspatent. Wz. 468509. Dankerfüllte Zuschriften über **Dauererfolge** (kein Nachwuchs mehr). Kleinkur 2.75, stark 3.25, Originalkur 5.50 und 6.50 Nachnahme **Helwaka, Köln 39**

Ingenieur-Schule (HTL) **Mittweida** Maschinenbau / Betriebswissenschaften Elektrotechnik / Automobil- u. Flugtechnik Programm kostenlos

Staatliche Hochschule f. angewandte Technik · **Köthen** (Anhalt) Allgem. Maschinenbau. Automobil- u. Flugzeugbau. Stahlkonstrukt. Gastechnik. Gießereitechnik. Stahlbau, Eisenbetonbau. Verkehrswege u. Tiefbau. Allgem. Elektrotechn. Fernmeldetechn. Hochfrequenzt. Keramik, Zement- u. Glastech. Eisenemailliertechn. Papiertechn. Techn. Chemie. Aufnahmebeding.: Vollend. 18. Lebensj. OII-Reife od. Mittl. Reife m. gut. Schulbildg. i. Naturwissenschaft. Vorlesungsverzeich. kostenl.



Der **Sicherheitsabzug** a. **EM-GE Luftgewehre u. Luftpistolen** erhöht die Gebrauchssicherheit und die Treffsicherheit der Waffe! - Unsere kostenfr. Liste gibt Aufschluß! Wir lief. ferner in bek. Güte: **EM-GE Gas-, Leucht- u. Startpistol.** Ohn. Waffensch. i. Fachgesch. **Moritz & Gerstenberger** Waffenfbk., Zella-Mehlis 37 i. Th.



10 Pfg. tägl. zahlb. monatl. 1/5 Anzahl. Katalog frei Anerkannt Gut · Billig **Hans W. Müller** Ohligs 301



13 500 versch. Briefmarken. 650 Oz. 1½ Rpf. weit. 700 Oz. 3½ Rpf. z. Auss. **Keine Mindestabnahme.** Probelief. geg. Berufsangab. **Marken - Schneider, Reutlingen 46 E**

Korbmöbel direkt an Private B. Landwehr, Lohne i. O.

Kaufe **Handharmonikas** von RM. 4.40 an preiswert



41 Tasten 120 Bässe RM 130.– 34 " 80 " " 96.– von der **Fabrik Meinel & Herold Klingenthal Nr. 824** Verlangen Sie Hauptkatalog umsonst

Kurzberichte aus der Wissenschaft

Wohin mit der Wollhandkrabbe?

Die außerordentliche Vermehrung der Wollhandkrabbe in Deutschland, die auch zur Erstellung zahlreicher Fangeinrichtungen führte, zwingt dazu, über Verwertungsmöglichkeiten dieses Schädlings nachzudenken. Von H. Schmalfuß und H. Werner wird vorgeschlagen, die Fleischteile aus den frischen, zerkleinerten Körpern durch Geflügel ausfressen zu lassen.

Die Zweckmäßigkeit der Natur

Die Elefantiasis des südlichen Mitteljava ist eine Krankheit, bei der sich die Beine unterhalb des Knies, seltener auch die Unterarme, chronisch stark verdicken. Sie wird durch einen Rundwurm verursacht, der Lymphstauungen hervorruft, die eben zu jenen Schwellungen führen. Während wohl 25 bis 40 vom Hundert aller dort lebenden Menschen den Wurm in den Geweben unschädlich beherbergen, werden nur 1 bis 3 vom Tausend der Bevölkerung von der Krankheit befallen. Es hat sich nun, wie E. Rodenwaldt mitteilt, gezeigt, daß die Embryonen der Würmer nur des Nachts im Blute kreisen, da sie nur zu dieser Zeit Gelegenheit haben, von nur des Nachts schwärmenden, blutsaugenden Mückenarten aufgenommen zu werden, in deren Körper sie dann ihre Entwicklung bis zur reifen Larve durchmachen, um dann zu dieser Zeit wieder durch den Stich der Mücke in den menschlichen Körper zu gelangen und sich zum geschlechtsreifen Tiere zu entwickeln.

Was die menschlichen Zehen leisten

Versuche von J. Hahn stellten fest, daß die menschliche Großzehe bei absichtlichem Anstemmen gegen den Boden eine Druckkraft von rund 28 Kilogramm zu entwickeln vermag. Beim Gehen kommt es zu Druckkräften dieser Zehe bis zu 35 Kilogramm bei Männern und bis nahezu 30 Kilogramm bei Frauen. Die Leistungen der anderen Zehen sind viel kleiner. Relativ groß sind die Kräfte der letzten vier Zehen bei Kindern.

Was kostet ein Schwachsinniger?

Eine interessante Zusammenstellung bringt die „Umschau“, indem sie die Jahreslöhne schwer arbeitender Volksgenossen mit den Kosten vergleicht, die die Betreuung eines Schwachsinnigen fordert. So kostet ein Jahr Aufenthalt im Krankenhaus 3000 Mark; dafür müssen zwei Arbeiter ihren Jahreslohn hergeben. Sieben Jahre Erziehungsanstalt kosten 7000 Mark; dafür müssen vier Arbeiter ihren Jahreslohn hergeben. Zehn Jahre Irrenanstalt kosten 17 000 Mark; dafür müssen zehn Arbeiter ihren Jahreslohn hergeben.

Kosmische Strahlung und Sonnentätigkeit

Das letzte Wort über den Ursprung der allseitig in die Erdatmosphäre einfallenden kosmischen oder Ultrastrahlung mit ihrem ungeheuren Durchdringungsvermögen ist noch nicht gesprochen. Während man früher annahm, daß diese Strahlung in den Fixsternen unseres Milchstraßensystems entstehe, erklärt man heute ihren Ursprung vielfach in außergalaktischen Systemen. Neuerdings versucht man, den Ursprung der kosmischen Strahlung durch Untersuchung ihrer Intensitätsänderung in Abhängigkeit von der Sonnenaktivität zu ergründen.

Der menschliche Körper braucht Kochsalz

Zweifellos kann Kochsalz bei verschiedenen Krankheiten schädlich wirken. Entgegen den Meinungen verschiedener Ernährungsreformer jedoch konnte H. Glatzel nachweisen, daß das Kochsalz in entsprechenden Mengen für den Menschen durchaus förderlich ist. Dieser Stoff begünstigt die Aufnahme, Umwandlung und Verdauung der Kohlehydrate besonders in dem Fall, wo viel kohlehydratreiche und kochsalzarme pflanzliche Nahrung aufgenommen wird. Sicherlich sei das Kochsalz noch an einer Reihe anderer Stoffwechselvorgänge beteiligt. Der Kochsalzgebrauch und das Kochsalzbedürfnis des Menschen ist also kein Zeichen der Entartung, sondern naturgegeben.

Dr. Walter Orth.



Das Brandenburger Tor, Wahrzeichen der Reichshauptstadt.
Dieser aus dem 18. Jahrhundert stammende Stich zeigt noch das wirkliche „Tor“, das aus der Stadt hinaus unmittelbar in den Tiergarten führt. Links: Die Wache.



Das Brandenburger Tor um
Machtvoll steht es inmitten einer beschaulichen Ruhe, dieser wichtigen Ausfallstraße nach Westen das Straßenfiguren standen (links und rechts der äußeren Säulen), Streifen durch den mittleren Torbogen kennzeichnet den

Berlin
im Wandel der Zeit

INTERESSANTE GEGENÜBERSTELLUNGEN ANLÄSSLICH DER 700-JAHR-FEIER UNSERER REICHSHAUPTSTADT



Unter den Linden einst und heute. So zeigte sich die Prachtstraße im 18. Jahrhundert. Rechts: das Palais des Prinzen Heinrich, die spätere Universität, mit der Akademie (heute Staatsbibliothek); links: das Opernhaus.



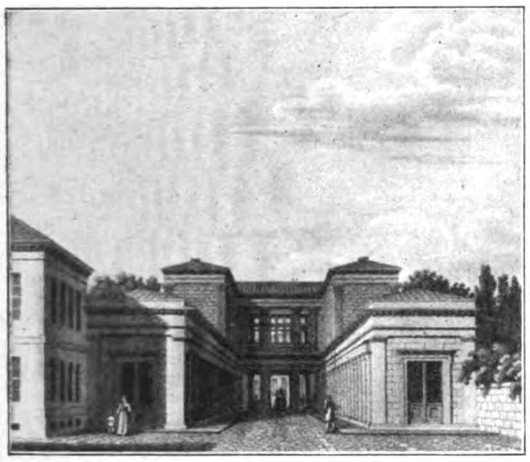
Die „Linden“ in den neunziger Jahren. Links: das
die der Straße den Namen gaben,



die letzte Jahrhundertwende.
die noch nichts ahnen läßt von Autos, die heute auf bild beherrschen. Wo früher die Nischen mit den Stein- sind aber schon die Durchbrüche zu sehen. Der helle Weg, den nur die kaiserlichen Wagen fahren durften.



So sieht das Brandenburger Tor heute aus.
Autos und Autobusse kennzeichnen die moderne Zeit. Unberührt vom Wandel der Zeit steht heute wie damals die Siegesgöttin, die vieles Geschehen in der deutschen Geschichte gesehen hat: Von der Erniedrigung Deutschlands durch Napoleon, der sie zum Zeichen seiner Macht mit nach Paris nahm, von der Heimkehr der siegreichen Truppen 1871, vom Niedergang Deutschlands 1918, vom historischen Fackelzug bei der Machtergreifung des Nationalsozialismus im Jahre 1933 bis zum erhebenden Augenblick, als Adolf Hitler dem deutschen Volke die Wehrfreiheit wiedergab



Dreimal neue Wilhelmstraße. So sah die neue Wilhelmstraße, die ein Kupferstecher im Bilde festgehalten hat, zur sogenannten Schinkelzeit aus...



.. diese Aufnahme aus den neunziger Jahren hingegen, die gegenüber früher zwar eine starke Veränderung zeigt, beweist, daß eine architektonische Umgestaltung im Äußeren nicht vorgenommen wurde.



Heute ist der Übergang verschwunden, die Straße verbreitert worden, indem man die Fluchtlinie der linken Seite zurücknahm. Dagegen ist das Eckhaus auf der rechten Seite fast gleichgeblieben.



Palais Wilhelms I., in der Mitte vor den Linden, das Standbild Friedrichs des Großen.



Eine Aufnahme von heute. Die alten Linden sind der neuen Umgestaltung zum Opfer gefallen doch die wieder neu gepflanzten Bäumchen wachsen heran, so daß der Berliner neben den schön stilisierten Straßenlaternen auch bald „Unter den Linden" seine Linden wiederhaben wird.





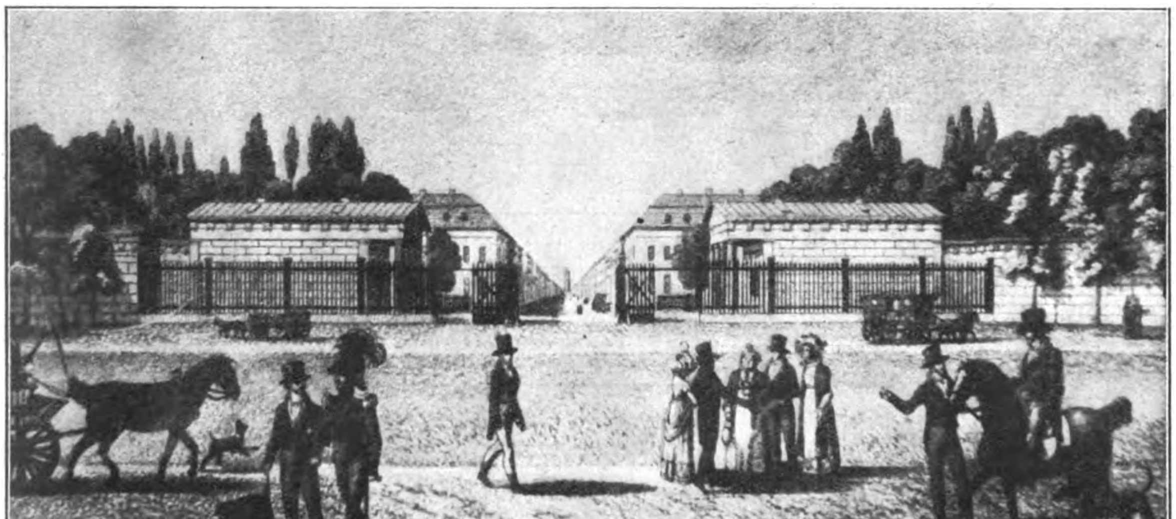


Der Schloßplatz, nach dem Königlichen Schloß benannt, im Wandel der Zeiten

Um 1780. Rechts erkennt man einen Teil des Marstallgebäudes. Vorn: Haltestelle für Fiaker

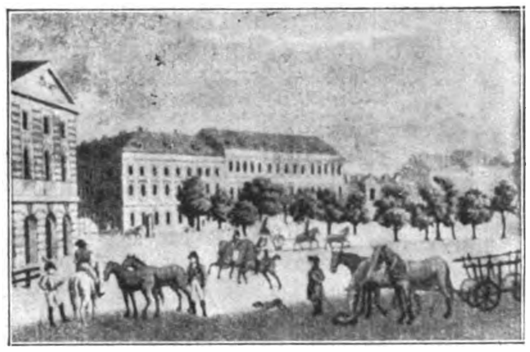
So sah die letzte Jahrhundertwende den Schloßplatz. Der Tritonenbrunnen von Begas ist neu

. . . während heute Autos, Omnibusse und Straßenbahn den modernen Verkehr des 20. Jahrhunderts vertreten. Baulichen Veränderungen auf der rechten Seite stehen die fast gleich gebliebenen Häuser der Burgstraße, jenseits der Spree, gegenüber



Eine Darstellung des Potsdamer Platzes zu Anfang des 19. Jahrhunderts.
In der Mitte das Leipziger Tor mit den „Tempelchen" zu beiden Seiten, die auch heute noch stehen.

Als eine der vielen Stadtgründungen der Askanier in der Mark Brandenburg entstand vor 700 Jahren unsere heutige Reichshauptstadt. Aber erst mit dem Wachstum Preußens und der späteren Reichsgründung begann der Aufstieg Berlins, dem als Tummelplatz mannigfacher Ideen die klare Linie versagt blieb. Erst der Nationalsozialismus brachte der Stadt die Grundsätze straffer Führung, nach denen sich heute Umbau und Ausbau vollziehen



Dieses Kleinstadt-Idyll nach einem alten Stich ist der Alexanderplatz . . .



Vor 30 Jahren: Das Bild mutet schon großstädtisch an, wenn auch der Autobus (im Hintergrund) noch mit den Pferdeomnibussen konkurrieren muß und die Verkehrsregelung fehlt.



. . . der im Jahre 1890 schon ein wenig großstädtischer anmutet . . .



Heute ist der Potsdamer Platz Brennpunkt des Verkehrs, nur die beiden „Tempelchen" weisen zurück auf alte, geruhsame Zeiten.

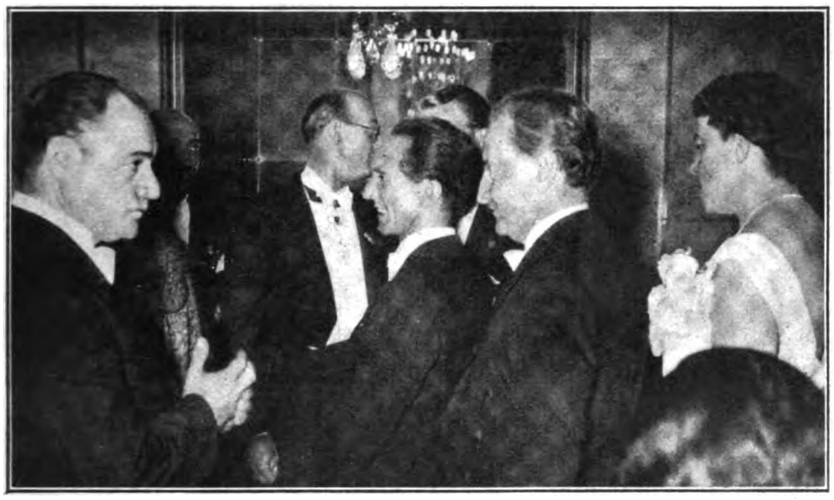


. . . und heute einen der wichtigsten Verkehrsknotenpunkte Berlins bedeutet.

Sämtliche Aufnahmen: Schade.



Der Führer beim Gastspiel der Scala im Deutschen Opernhaus während der „Aïda"-Aufführung.
Die auserlesene Künstlerschar (in der Mitte Generalmusikdirektor Victor de Sabata, links davon Generalintendant Mataloni) wird wiederholt vor den Vorhang gerufen.

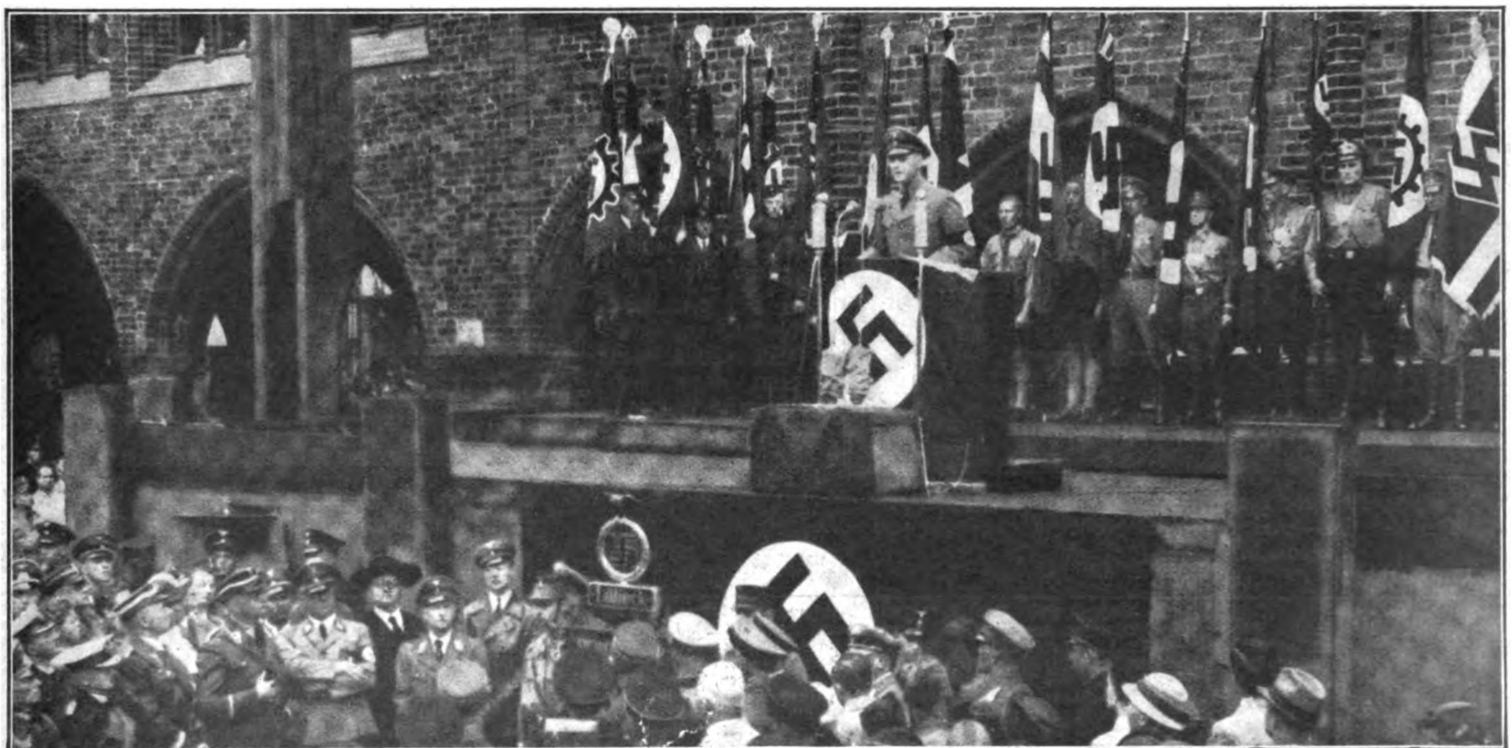


Reichspropagandaminister Dr. Goebbels im Gespräch mit den Künstlern.
V. l. n. r.: Benjamino Gigli, der den Radames spielte; daneben: der Generalintendant der Mailänder Scala, Mataloni, und der Generaldirektor der Italienischen Theater, Baron de Pirro vom Ministerium für Volkskultur.



Der Führer bewies den Gästen seine höchste Anerkennung.
Links von Adolf Hitler: Tencredi Pasero und Mafalda Favero; hinter dem Führer: Staatssekretär Funk; rechts von diesem im Hintergrund: Obergruppenführer Brückner; ganz rechts: die Primaballerina Nives Poli.

Aufnahmen: Horst Frege (1), H. Hoffmann (3).



Die vierte Reichstagung der Nordischen Gesellschaft in Lübeck.
Den Höhepunkt der Nordischen Tagung bildete die Kundgebung auf dem Marktplatz, in deren Mittelpunkt die Ansprache des Reichsleiters Alfred Rosenberg stand.



„Hier, meine Herrschaften, sehen Sie das alte Rathaus, über den Torbogen liegt der alte Festsaal, wo im Jahre . . .“

Eine Großstadt, besonders wenn sie etwas zu zeigen hat, ist heute ohne die motorisierten Rundfahrtwagen nicht denkbar. Der Fremdenführer, ein überaus wichtiger Mann, hat nicht nur den Bädeker im Kopf, er muß auch seine Erläuterungen in fremden Sprachen abgeben können, was natürlich viel zum Bekanntwerden wichtiger Bauten und Kunststätten unerläßlich ist.

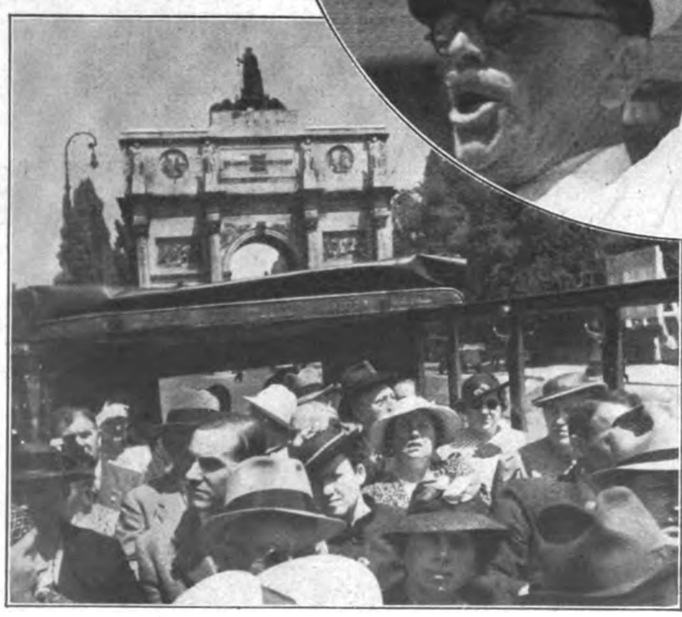
Sommerfahrt im Fremdenwagen durch die Hauptstadt der Bewegung



. . . „und hier links das Haus der Deutschen Kunst, ein Sinnbild klaren künstlerischen Gestaltungswillens des Nationalsozialismus. Im Juli wird das Haus der Deutschen Kunst seine Pforten öffnen, die Vorbereitungen für die Festtage . . .“



„Esta vieja casa, Señores, era la consistoriales . . .“ „Questa casa qui, Signori, adesso un museo, e stato . .“ . . . und wenn man die Erklärung schwedisch wünscht, dann kann einem auch geholfen werden.



„Bis zum Siegestor Leopold-, heißt die Straße jetzt Ludwigstraße; hier links sehen Sie gleich die Durchbruchstraße zum Hause der Deutschen Kunst . . .



„. . . und jetzt kommen wir zu einer historisch besonders bedeutsamen Stätte des Nationalsozialismus, der Feldherrnhalle mit dem Ehrenmal.

Sämtliche Aufnahmen: Bayer. Bildbericht-Fischer.

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12–2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Bern III 7205; Warschau 194121; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968; Den Haag 211846; Paris 190066; Brüssel 350797. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße; Swiss Bank Corporation, West End Branch, 11c, Regent Street, Waterloo Place, London S. W. 1. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39-41, Fernruf 20756 u. 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D.A. I. Vierteljahr 1937: über 685000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig

JB Illustrierter Beobachter

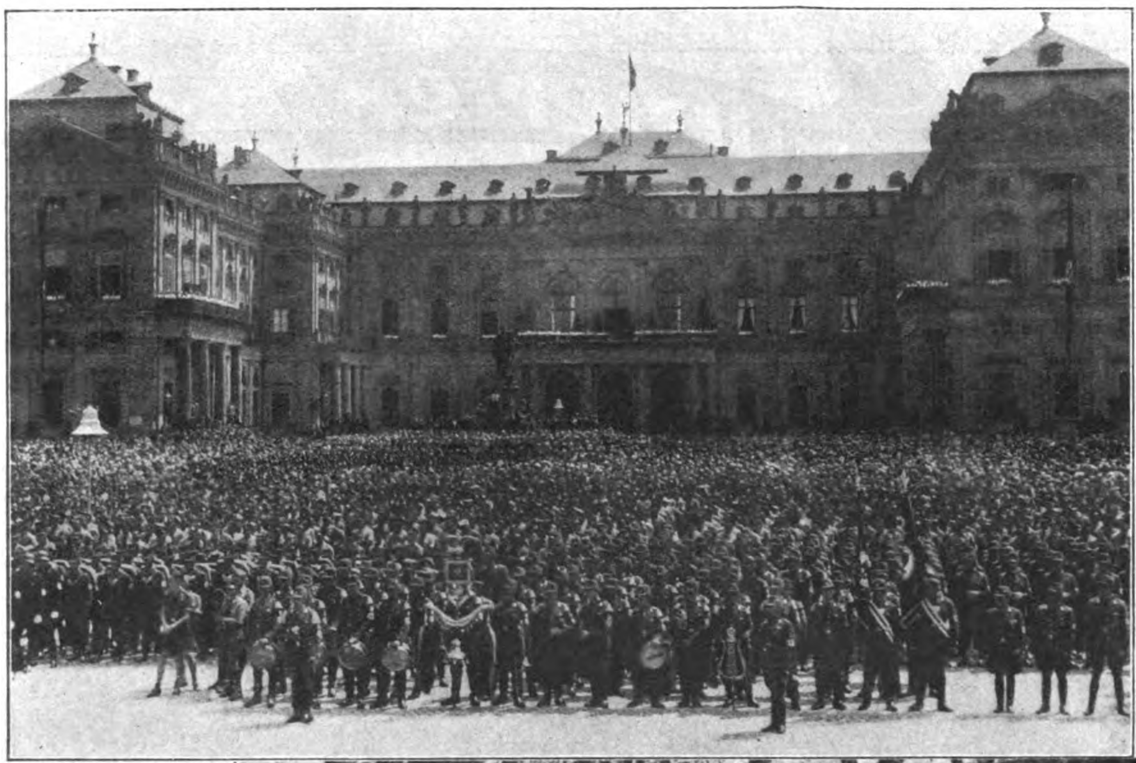
12. JAHRGANG / FOLGE 27 / DONNERSTAG, 8. JULI 1937

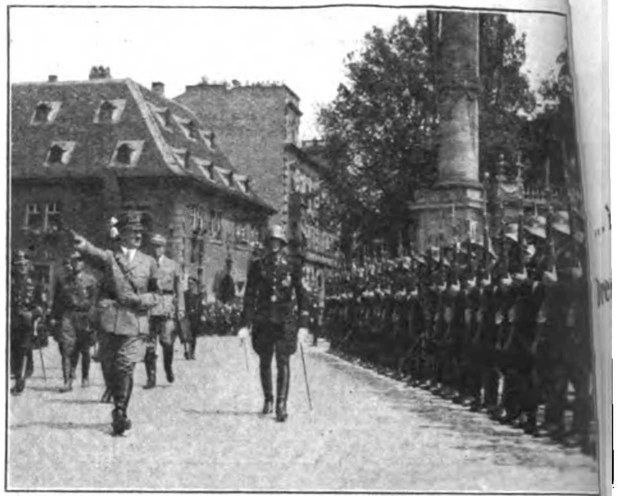
VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO



Freude im neuen Siedlerheim

Aufnahme: Dr. Hubmann





Der Führer ist zum mainfränkischen Gautag eingetroffen und schreitet die Front der vor den Marschblöcken der Gliederungen angetretenen Ehrenformationen ab.

Die Gliederungen der Bewegung erwarten auf dem Würzburger Residenzplatz die Ankunft des Führers.

Der Führer in Würzburg ...



Rechts: Neben der ständigen Begleitung Adolf Hitlers sah man zahlreiche Ehrengäste in Würzburg. Hier unterhält sich der Führer mit dem SS-Gruppenführer Botschafter v. Ribbentrop; rechts davon: Reichspressechef Dr. Dietrich.

... in Nürnberg



Links: In der Stadt der Reichsparteitage unterrichtete sich der Führer über den Stand der Arbeiten auf dem Reichsparteitaggelände Neben ihm Professor Speer.

... in

Dresden





Links: In Dresden bereitete die Bevölkerung, voran die Jugend, Adolf Hitler einen jubelnden Empfang. Gauleiter Mutschmann berichtet dem Führer.

Der 25. Juni war für den Gau Sachsen ein Festtag besonderer Art. Unter begeistertem Jubel der Bevölkerung traf der Führer in Dresden ein, um die über 100 km lange Reichsautobahnstrecke Dresden—Meerane mit ihren eindrucksvollen Brückenbauten einzuweihen.

Während der Eröffnungsfeier der Autobahnstrecke Dresden—Meerane. Rechts vom Führer: Generalinspekteur Dr. Todt.

Sämtliche Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.

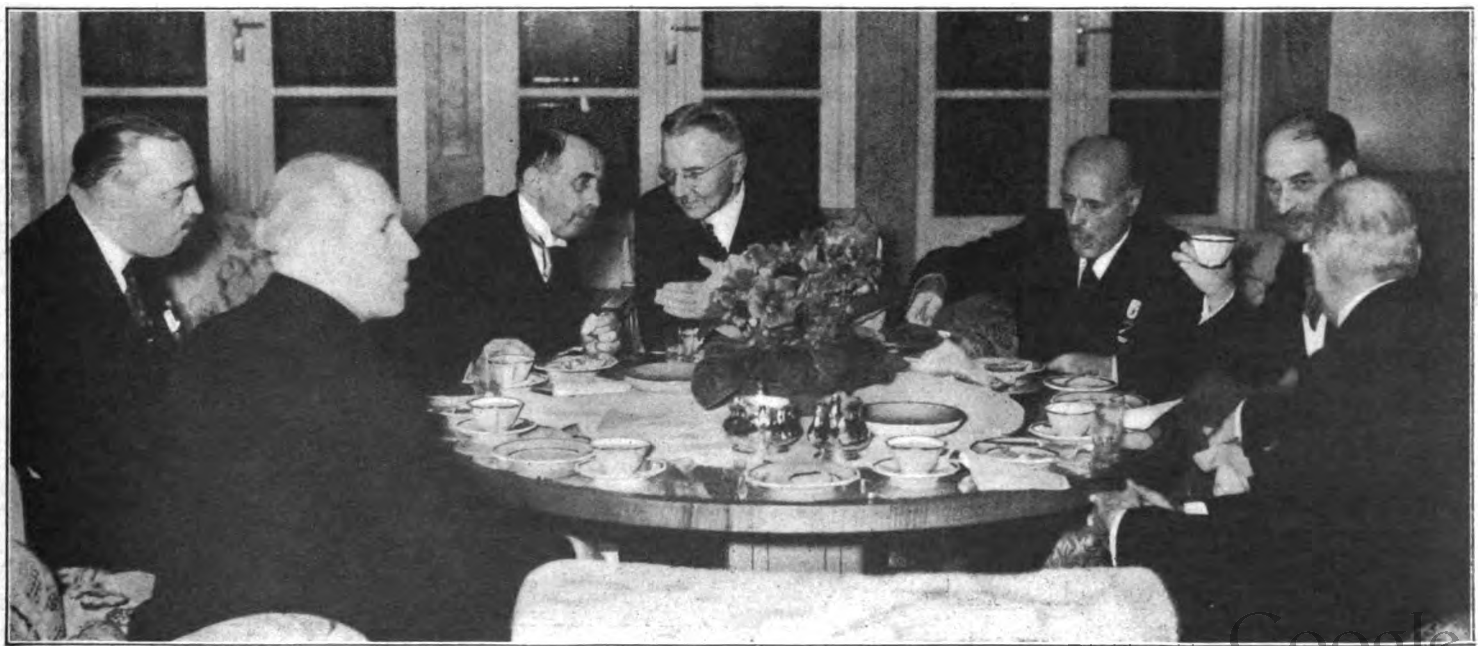
Rechts: Der Führer empfängt die Teilnehmer am Kongreß der Internationalen Handelskammer und wechselt gerade einen Händedruck mit Lord Luke, London. Zweiter von links in der ersten Reihe: Sir John Sanderson, Sidney; rechts auf dem Bilde, an der Türe stehend: Pierre Vasseur, Paris.



... in

Berlin

Rechts: Mit Dr. Schacht. Im Kreise von l. n. r.: Lord Luke, London; Lima Basto, Lissabon; von Strecruritz, Wien; Dr. Schacht; Desouches, Franz.-Afrika; R. Douchemin, Paris; Dr. Gratc, Budapest.





Der Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst Frhr. v. Fritsch, läßt sich an Hand einer Karte den Verlauf der Rennstrecke erklären. V. l. n. r.: Generaloberst Frhr. v. Fritsch; General Dransfeld, der Inspekteur des Kraftfahrwesens der Luftwaffe; Gauleiter Wächtler; NSKK.-Gruppenführer Müller; Korpsführer Hühnlein; Oberführer v. Bayer-Ehrenberg.

3 Tage

Unter dem Leitgedanken: Kameradschaft, Ertüchtigung der Fahrer und Erprobung der Fahrzeuge in schwierigstem Gelände wurde von Regensburg aus die diesjährige „3-Tage-Mittelgebirgsfahrt" durchgeführt, an der 420 Teilnehmer des Heeres, der Marine, Luftwaffe, SA., ꞨꞨ, des NSKK. sowie Fahrer der Reichspost und Industrie in vorbildlicher Kameradschaft Proben ihres hohen Könnens ablegten und unter ungeheuren Mühen und Strapazen die Bayerische Ostmark geländesportlich eroberten.

Aufnahmen für den „I.B." von Bayer Bildbericht-Fischer.



Auch die Marine ist dabei. General Wäger und der Korpsführer begrüßen Marineoffiziere, die auf der Strecke die am Rennen teilnehmenden Marinefahrer beobachten.

Unten: „Scharf links 'ran, die Fahrer kommen!" Und schon brausen sie an dem Korpsführer vorbei.

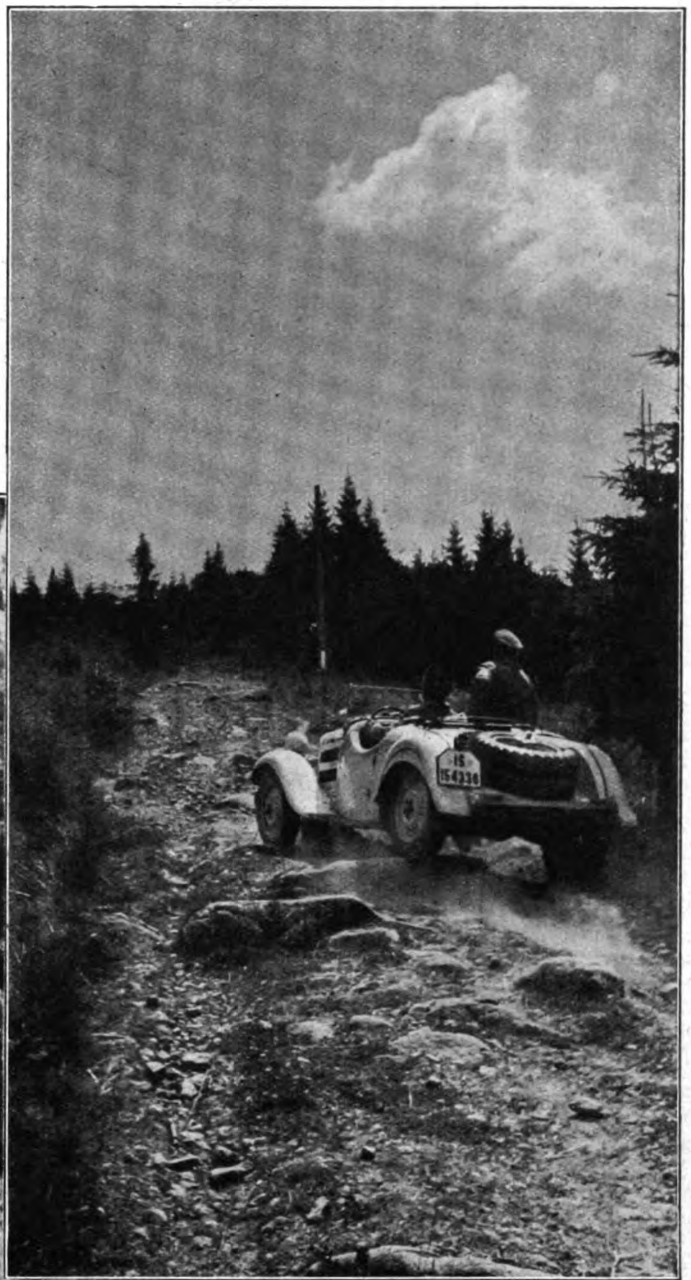




An der Kontrollstelle. Korpsführer Hühnlein erkundigt sich bei einem Teilnehmer nach dem Verlauf der Fahrt. „Fürchterliche Wege" wird ihm geantwortet, worauf der Korpsführer ermunternd meint: „Das ist ja der Zweck dieser Übung!"

-lang Geländekampf





Die Wagen haben es bei dieser Ohne-Halt-Fahrt auch nicht besser. An Achsen, Reifen und Fahrer werden die höchsten Anforderungen gestellt.



Kein Phantom, Wirklichkeit! Nicht einmal mit einer Belichtung von 1/200stel Sekunde war diesem Fahrer beizukommen; dazu noch in halsbrecherischem Gelände.



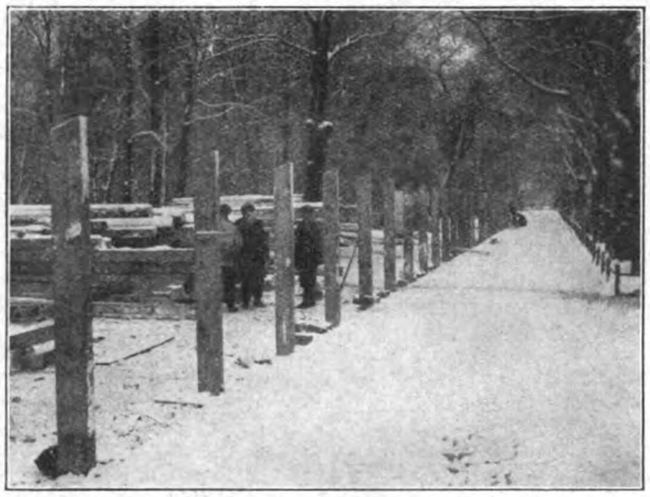
Links: 2-Kilometer-Ohne-Halt-Fahrt. Eine Zerreißprobe: es geht buchstäblich über Stock und Stein, so etwas will gefahren sein!

Kameradschaft! Ein Fahrer der Reichswehr ist verunglückt. Generaloberst Frhr. von Fritsch und Korpsführer Hühnlein veranlassen persönlich sofortige Hilfe.

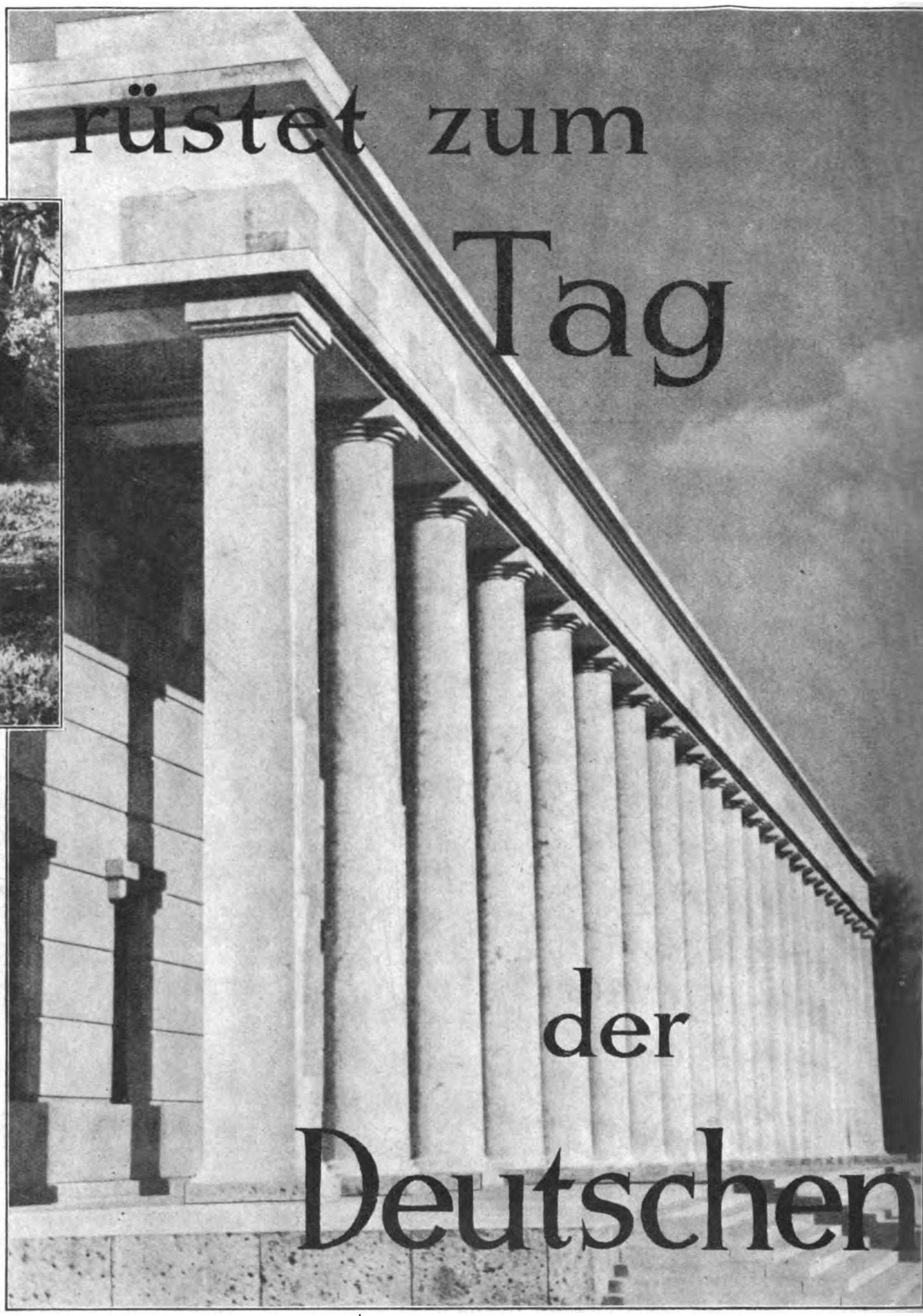
München rüstet zum Tag der Deutschen



So entstand die einzigartige Pflegestätte deutscher Kunst. Die künftige Baustelle ist abgesteckt und nun wird der Baugrund abgerodet . . .



. . . damit nach der Bodenebnung mit den Fundamentsarbeiten begonnen werden kann zu dem eindrucksgewaltigen Bauwerk nationalsozialistischen Gestaltungswillens, dem Haus der Deutschen Kunst (Bild rechts).



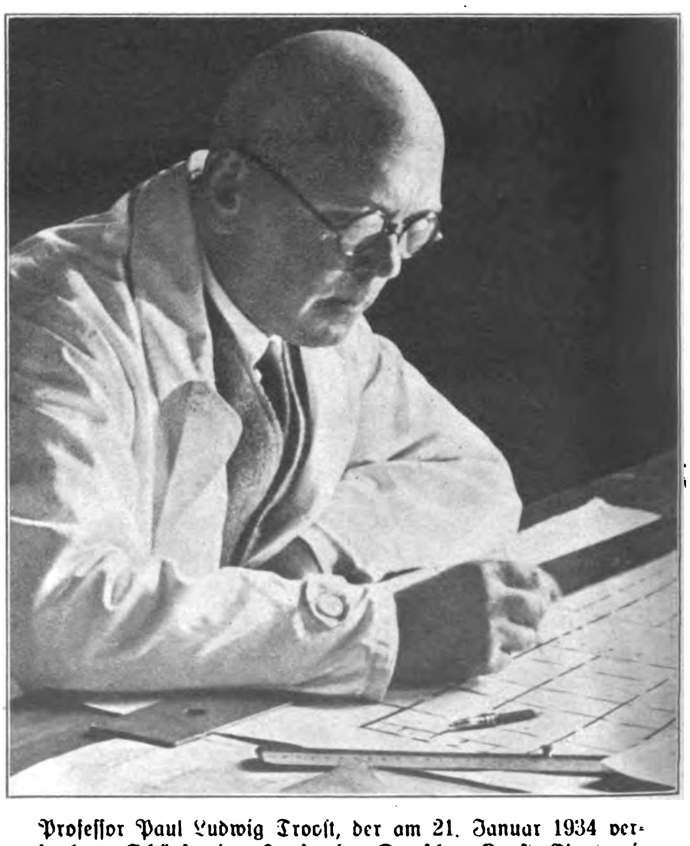
Aufnahmen: Schmauß (1). Alice Heß (6). Engel (3). Heinrich Hoffmann (2).



Pallas Athene, eine hervorragende Schöpfung des Münchener Künstlers Henke, ist für einen Festzugswagen vorgesehen, der das Zeitalter des Klassizismus sinnbildlich darstellt.



Professor Buchner, Beauftragter für die Straßendekorationen während der Festtage, betrachtet eine Plastik des Bildhauers Dorn Diese Plastik wird am Tage der Deutschen Kunst neben anderen Schöpfungen in München aufgestellt werden.



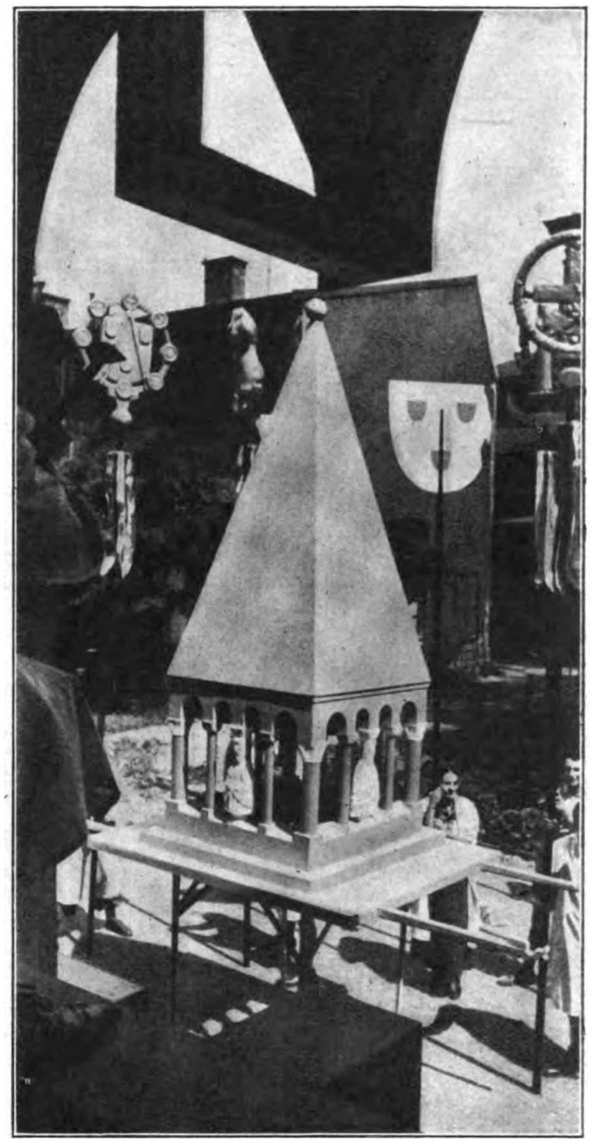
Professor Paul Ludwig Troost, der am 21. Januar 1934 verstorbene Schöpfer des Hauses der Deutschen Kunst. Ein tragisches Schicksal ließ den großen Architekten des Führers die Einweihung seines großen Werkes nicht mehr erleben.



Kostümprobe im Staatstheater unter Leitung des Kunstmalers Otto Reigbert, der gleichzeitig auch Schöpfer sämtlicher Figurinen des Festzuges ist.



Reiter und Pferde mit Schabracken aus der gotischen Zeit in den ersten Rohentwürfen nach Professor Heß und Allmann. Der Helm der mittleren Reiterfigur ist bereits vollendet.



Die Klasse Professor Henselmanns der Akademie für angewandte Kunst in München schnitzte die Embleme für die Stadtdekorationen und schuf den romanischen Wagen.

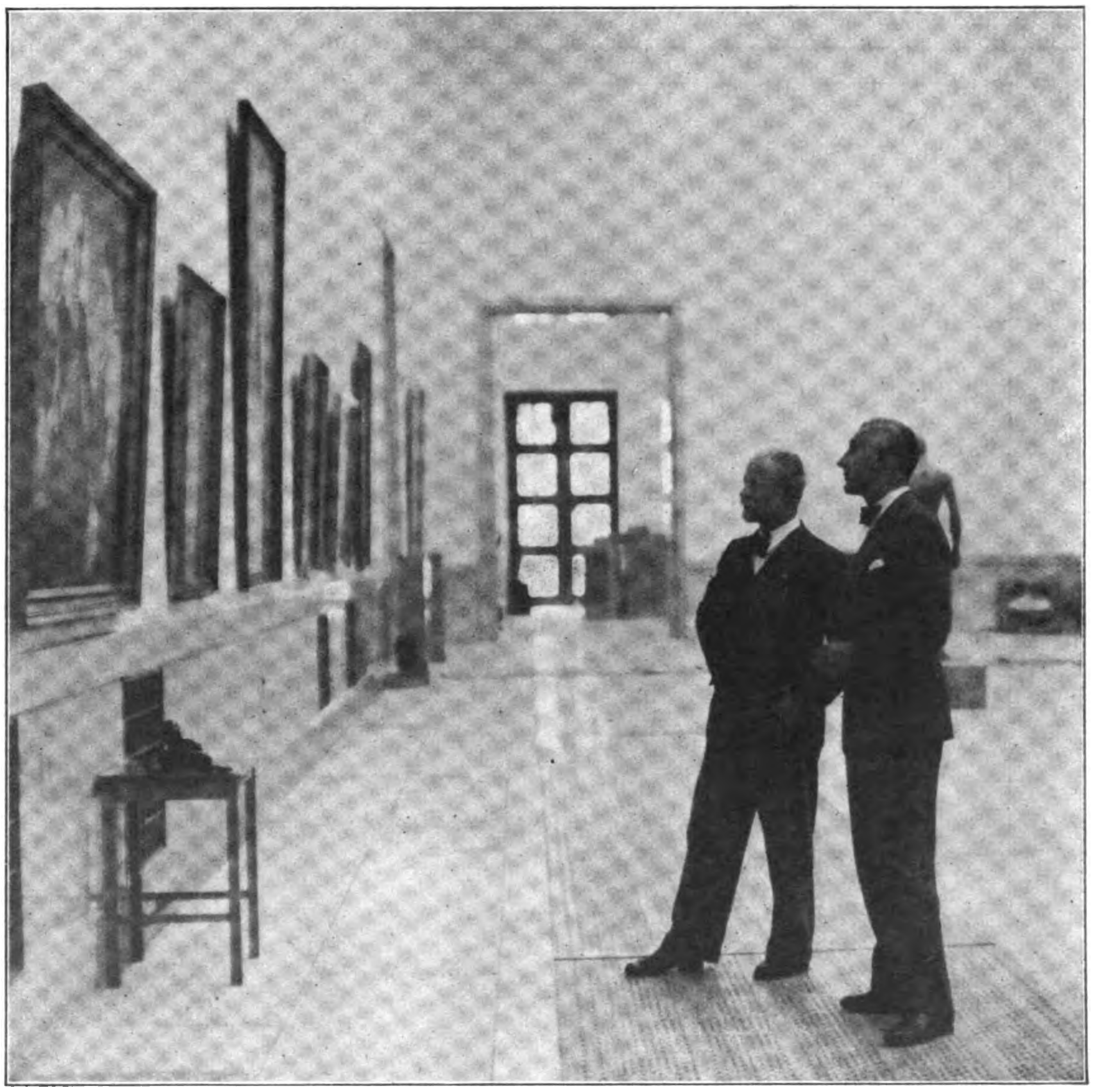
Kunst



Professor Knecht (rechts) und Kunstmaler Kaspar vor den Entwürfen des Festzuges, dessen Organisation und Durchführung ihre Schöpfung ist.



Die Ehrenhalle im Haus der Deutschen Kunst, kurz vor der endgültigen Fertigstellung.



Einer der hellen idealen Ausstellungsräume im Innern des Hauses der Deutschen Kunst.
Der Präsident der Reichskammer der Bildenden Künste, Professor Ziegler (rechts), mit dem Kunstmaler Lebrecht, Berlin, bei den Vorbereitungsarbeiten für die Ausstellung.



Ministerpräsident Generaloberst Hermann Göring empfängt im Charlottenburger Schloß die Gäste der Internationalen Handelskammer, an die er eindrucksvolle Worte über den friedlichen Aufbauwillen Deutschlands richtete.
V. l. n. r.: C. Enckell, Helsingfors, Giscard d'Estaing, Paris; Frau Giscard d'Estaing und (neben Hermann Göring) der französische Botschafter Francois Poncet.



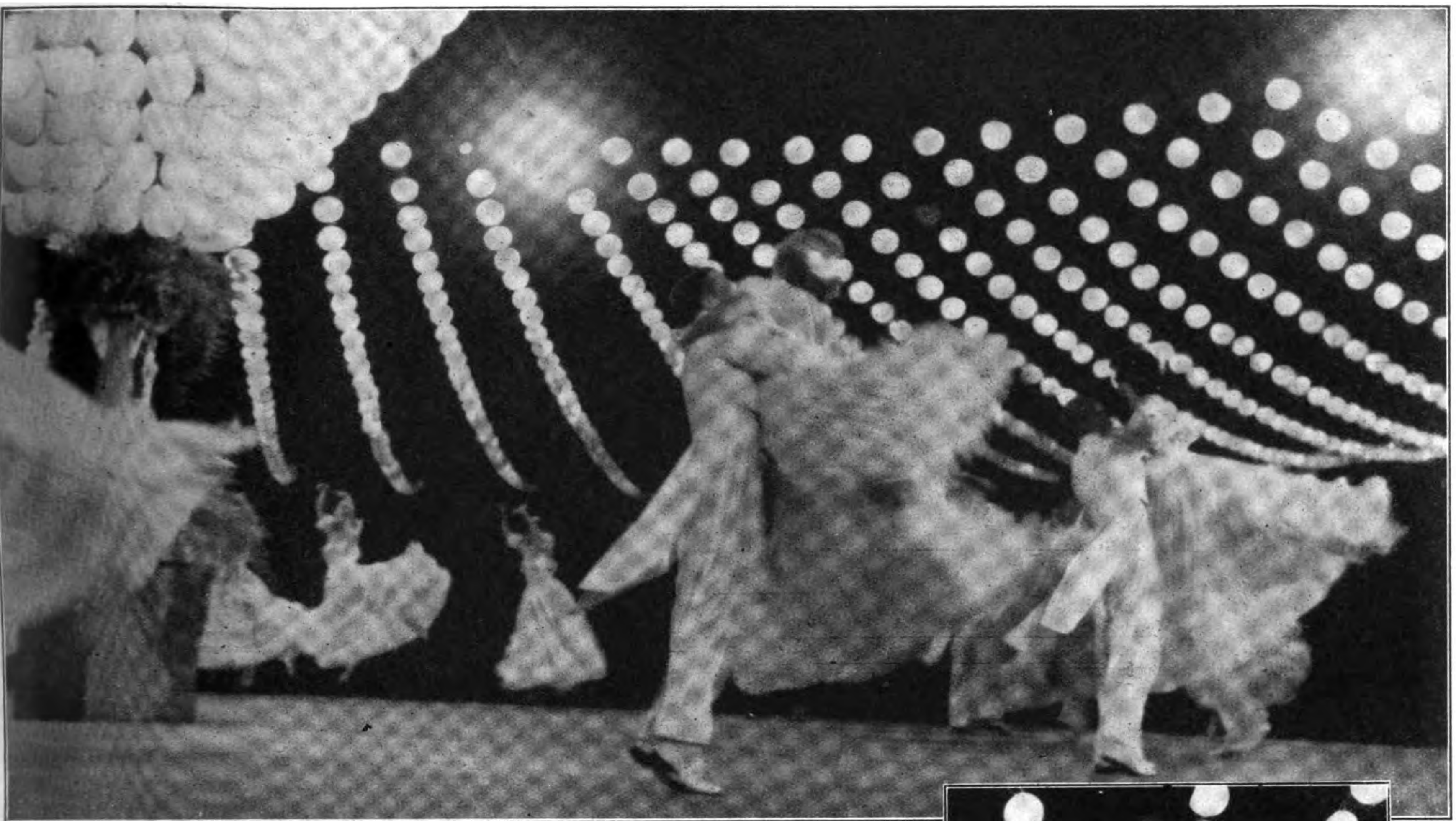
Frau Emmy Göring begrüßt J. Siegfried Edström, Stockholm; in der Mitte: G. Riedberg, Paris.

Empfang
der in Berlin tagenden Internationalen Handelskammer durch Ministerpräsident Generaloberst Göring

Sämtliche Aufnahmen: Fritz Boegner.

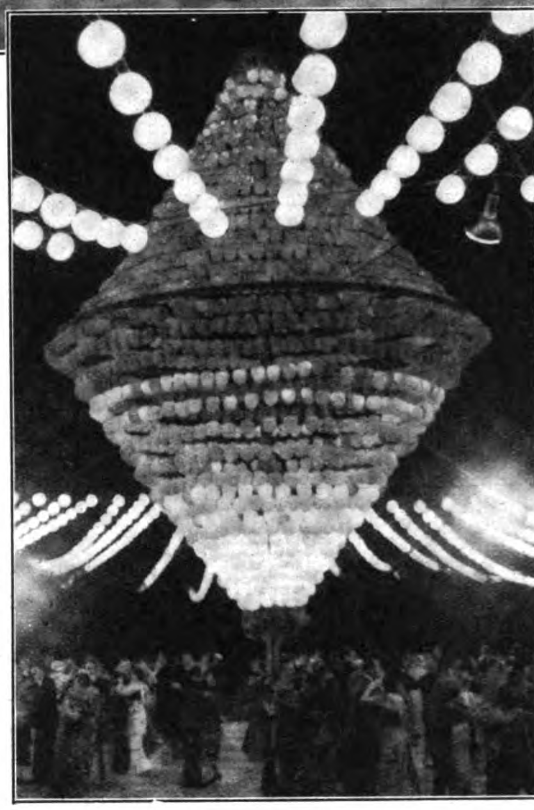


Gesprächsfäden über alle Kontinente. In der Mittelgruppe von links: der japanische Botschafter, Frau Walchand Hirachand und Herr Walchand Hirachand aus Bombay. Gruppe rechts: A. Frowein aus Wuppertal-Elberfeld in Unterhaltung mit Sir John Saderson aus Sidney.



Ein Walzer,
getanzt vom Opernballett.





Die Gäste beim Tanz im Freien.

Dr. Goebbels lädt ein:

Nächtliches Fest

für die Tagungsteilnehmer der JHK. auf der Pfaueninsel bei Berlin

Links: Reichspropagandaminister Dr. Goebbels im Gespräch mit dem Präsidenten der JHK., Dr. Frederik Fentener van Vlissingen, der zusammen mit dem neu erwählten Präsidenten Thomas John Watson vom Führer mit dem Verdienstkreuz vom deutschen Adler mit dem Stern ausgezeichnet wurde. Im Vordergrund: Frau Magda Goebbels.



Indische Teilnehmer am Kongreß verfolgen aufmerksam die Tanzvorführungen des Opernballetts.

Sämtliche Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.

DIE DEUTSCHE ARBEITS-FRONT

IHRE ÄMTER UND LEISTUNGEN

XVIII a.
KdF.-Sportamt.

Aus der Berliner Innenstadt schnurrte unser kleiner Wanderer los. Durch die Mietskasernen der Großstadt führte unser Weg. In eine der vielen dunklen Seitenstraßen, die nur dürftig erleuchtet von einigen Gaslaternen dahinschlummern, finden wir die Turnhalle, an deren Eingang ein Schild mit dem DAF.-Abzeichen uns verkündete, daß hier KdF.-Sport getrieben wird.

Mitten in dem fröhlichen Kreis von Männern und Frauen — der Reichssportführer und sein Beauftragter Lorch. Auf einem Schwebebalken sitzend, finden wir Gelegenheit, mit diesen Männern, deren Leben und Wirken dem deutschen Sport gilt, einige Worte über den KdF.-Sport und seine besonderen Aufgaben im nationalsozialistischen Staate zu wechseln.

Zunächst einige Zahlen. Im Jahre 1936 wurden in 275 000 Kursen über 5 900 000 Volksgenossen, die bisher keinerlei Sport betrieben, erfaßt. Die Zahl der bei der KdF. hauptamtlich beschäftigten, staatlich geprüften Sportlehrer beträgt beinahe 3000. „Unser KdF.-Sport ist lustig aufgezogen und bringt Freude. Jeder, auch der sich ungeeignet Fühlende, soll sich an ihm beteiligen können Durch das Herangbringen des deutschen Arbeiters an den Sport soll seine Lebensfreude und Lebensenergie gestärkt werden. Weiter soll der KdF.-Sport daran mitwirken, den Leistungsverfall — den sogenannten Arbeitsknick —, der heute schon bei einem verhältnismäßig jungen Alter eintritt, heraufsetzen und dem deutschen Arbeiter seine Leistungsfähigkeit bis hinein in das hohe Alter zu erhalten. Es gibt keinen Sport, den KdF nicht betreibt Auch die sogenannten ‚besseren' Sportarten, wie Tennis, Reiten, Golf, Segeln usw., werden durch KdF. betrieben. Besonders wird auch von uns der Betriebssport gefördert. In allen größeren Werken sollen Sportplätze und Sporthallen entstehen. Hier haben unsere Betriebssportwarte, die in allen Betrieben eingesetzt wurden, noch große Aufgaben zu erfüllen. Die organisatorische Gliederung des Sportamtes ist wie die der DAF. Die Gausportämter und Stützpunkte in den Kreisen und Orten sind die Organisations-Grundzellen."

Dann geht der Reichssportführer auf die Weiterentwicklung des KdF.-Sportes ein. „Das Ziel des KdF.-Sportes soll keineswegs das sein, Sensationen und Höchstleistungen zu erzielen, aber trotzdem werden wir in Zukunft auf den Ansporn des Kampfgedankens auch in unseren KdF.-Kursen nicht verzichten können. „Sehen Sie selbst", sagt der Reichssportführer, in die Halle weisend, wo gerade ein wildes Raufballspiel abläuft, „wie sehr der Kampfgedanke im Sport zu einer Leistungssteigerung beiträgt."

Amtsleiter Lorch, der Beauftragte des Reichssportführers für den KdF.-Sport, gibt uns dann noch einige wichtige Hinweise für die Zukunftsaufgaben des Amtes KdF. So werden im Sommer im größeren Maße KdF.-Sportsommerlager und Sportsegelschulen sowie Segelfliegerlager eröffnet.

Auf unserem Rückweg durch die Großstadtstraßen überlegen wir noch einmal, was uns die Männer des KdF.-Sportes, die ihre Arbeit nicht am Schreibtisch, sondern draußen in ihren Sportkursen im praktischen Leben suchen, vom KdF.-Sport und seiner Zukunft erzählt haben und kommen zu der Gewißheit, daß hier im KdF.-Sport die große deutsche Volkssportbewegung, die jeden Schaffenden erfassen wird, entsteht, die dazu beitragen wird, daß unser deutsches Volk ein Volk von fröhlichen, frohen und kraftvollen Menschen wird.



Reichssportführer Parteigenosse von Tschammer-Osten mit seinem Stellvertreter für das Sportamt „Kraft durch Freude", Parteigenosse Lorch, der stets unterwegs ist, um die Entwickelung des KdF.-Sportes zu beobachten. Dort, wo die vielfältige Kleinarbeit geleistet wird, holen sich diese führenden Männer des deutschen Sports die Erkenntnisse für ihre Arbeit zur Kräftigung und Gesunderhaltung des deutschen Volkes.



Ein Betrieb lernt schwimmen. Geschlossen geht es einmal in der Woche zum KdF.-Schwimmbad. Neue Lebensenergien werden hier bei fröhlichem Sport gesammelt — und morgen geht es bei der Arbeit noch einmal so gut.

Aufnahmen. Fritz Boegner.

Die nachgelassenen Finanzen des Grossherzogs

ROMAN VON FRANK HELLER

(8. Fortsetzung)

Sie war es. Und in ihrer Gesellschaft befand sich ein Mann in blauem Sakkoanzug und mit einem Lächeln, zu dessen Herzlichkeit nur etliche Zähne fehlten. Was würde jetzt geschehen?

Wenige Schritte von mir entfernt stand einer jener Männer, die der Stolz und die Zierde des britischen Reiches sind, die Grundlage für sein Gedeihen und Bestehen, ein blaugekleideter Schutzmann, ein Bobby. Sein Gesicht war massiv und unbewegt wie das Antlitz einer Statue, die Gedanken hatten es sicherlich nicht leicht, sich den Weg in sein Gehirn zu bahnen, aber die Gedanken, die einmal dort eingedrungen waren, saßen dafür um so fester. Und unter diesen Gedanken war einer der unerschütterlichsten die Heiligkeit des Privateigentums. Denn darauf ruht die Existenz und Macht des britischen Reiches. Wenn eine Dame jetzt auf ihn zukam und sagte: Dieser Mann hat in seinem Sack ein Handtäschchen, das mir gehört, so würde er sich zuerst überzeugen, ob sie recht hatte, und nachdem er dies getan hatte, würde er mich darauf aufmerksam machen, daß alles, was ich sagte, bei der Gerichtsverhandlung gegen mich sprechen würde. Was sollte ich tun? Offenbar mich des Täschchens entledigen. In einer Ecke der Halle stand ein Metallkorb für Papierabfälle Ich war schon auf dem Wege dorthin, als mir ein Gedanke kam. Das Täschchen war das einzige Verbindungsglied zwischen ihr und mir. Vielleicht, ja beinahe bestimmt gab es irgendeinen Fingerzeig, der Lavertisse auf ihre Spur führen konnte, wenn sie in London verschwand — und sie hatte es ja heute schon einmal zustandegebracht, zu verschwinden! Ich durfte das Täschchen nicht preisgeben. Es konnte Mr. Grahams Rettung bedeuten, wie es die meine bedeutet hatte.

Aber dann gab es nur eines: die Flucht!

In der nächsten Quergasse lag eine Untergrundstation Da konnte ich in einen Zug einsteigen, gleichviel wohin, eine angemessene Zeit warten und dann nach Strand 239 zurückkehren. Der Plan war einfach — allzu einfach. Ich hatte die Rechnung ohne eine Person gemacht, die doch schon bewiesen hatte, daß man im höchsten Grade mit ihr rechnen mußte. Kaum hatte ich drei Schritte vom Hause Strand 239 weg gemacht, als es mir zum Bewußtsein kam, daß jemand anderer genau dasselbe getan hatte. Er hatte kein Fuchsgesicht und keine wurmstichigen Zähne, er hatte ein Gesicht, das wie ein geschwollener Finger aussah, und überhaupt keine Zähne. Nach allem zu schließen, war er ein ehemaliger Boxer. Ich begann auf die Stiege der Untergrundstation zuzulaufen. Es schien ihn keine Mühe zu kosten, mit mir Schritt zu halten Was sollte ich tun? An der Straßenecke hielten ein paar Mietautos, ich nahm das erste. Mit einem raschen Blick vergewisserte ich mich, daß der Mann mit dem geschwollenen Gesicht das nächste nahm.

Es ist unnötig, die Touren zu beschreiben, die ich meinen Chauffeur machen ließ. Sie waren alle vergebens. Wir waren etwa eine halbe Stunde gefahren, als mir plötzlich etwas einfiel: wieviel Geld hatte ich bei mir? Ein rascher Überschlag zeigte mir, daß es nicht viel war — kaum ein Pfund. Wenn diese Jagd noch lange andauerte, war mein Schicksal besiegelt, denn dann würde es der Chauffeur sein, der einen Bobby herbeirief. Plötzlich kam mir ein Gedanke, der geradezu eine Inspiration war.

„Grand Hotel Hermitage!" rief ich dem Chauffeur zu.

Sein Blick hätte vielleicht unbedingten Respekt ausgedrückt, wenn ich ihm nicht vorher schon so viele widersprechende Weisungen erteilt hätte. Aber als wir etwas später vor dem berühmten Hotel in Piccadilly stehenblieben und ich tatsächlich dort ausstieg, stellte sich der Respekt sofort ein. Ich zahlte ihn und eilte in die Halle des Hotels.

Die Idee, die mir gekommen war, war die, daß mein Freund mit dem geschwollenen Gesicht wohl kaum Einlaß in dieses Hotel erlangen konnte. Ich würde mit anderen Worten dort von seinen Aufmerksamkeiten befreit sein. Der erste Teil dieser Berechnung erwies sich als stichhaltig: er machte nicht einmal den Versuch, mir, vorbei an dem goldbetreßten Portier, hineinzufolgen. Ich stieß einen tiefen Seufzer aus. Wenn nur das Gerücht, das behauptete, England habe in letzter Zeit jene Erfindung, die man Telephon nennt, kennengelernt, die Wahrheit sprach!

„Sie wünschen ein Zimmer, Sir?" fragte eine Stimme neben mir.

„Ich wünsche einem Freunde zu telephonieren, mit dem ich hier lunchen will."

„Lunchen, Sir? Es ist noch kaum zehn Uhr!"

„Mein Freund und ich bevorzugen frühe Lunchstunden. Wo ist das Telephon?"

Er zeigte mir den Weg mit jenem mißbilligenden Gesichtsausdruck, der der englischen Dienerschaft im Verkehr mit ihren Arbeitgebern eigen ist Das Telephon stand auf einem Tisch. Mein Gespräch mußte — wenn es sich nun zeigte, daß Monsieur Lavertisses Firma ein Telephon hatte — in den vorsichtigsten Redewendungen geführt werden. Ja — sie hatte eines! Ich sagte die Nummer an. Nach einem Augenblick verkündete eine Stimme, hier sei das Internationale Institut für Genealogische Forschung

„Ist Monsieur Lavertisse zu sprechen?"

„Er ist noch nicht da."

„Hat er ein Privattelephon?"

„Nein."

„Ich habe für ihn eine Nachricht von höchster Wichtigkeit. Gibt es keine Möglichkeit, mit ihm in Kontakt zu kommen?"

„Sie müssen später anrufen, Sir."

Ich legte den Hörer ab und setzte mich nieder, um zu warten. Die Zeiger der Uhr bewegten sich mit unglaublicher Langsamkeit über das Zifferblatt Nach zehn Minuten rief ich wieder an. Dieselbe Stimme gab denselben Bescheid. Anstatt zu meinem Sitz zurückzukehren, machte ich ein paar Schritte auf den Hoteleingang zu. Jenseits der Glasscheibe erblickte ich ein geschwollenes Gesicht, das mir bekannt vorkam. Es neigte sich in vertraulichem Gespräch einem anderen von kaum vertrauenerweckenderem Typ zu. Die Lage war nicht mißzuverstehen. Mein letzter Verfolger hatte Hilfe herbeigerufen oder jedenfalls erhalten. Wie lange konnte es dauern, bis irgend etwas geschah? Ich eilte zum Telephon zurück und klingelte wie ein Besessener. Wunder über Wunder — die Stimme am Telephon war eine andere. Konnte es möglich sein, daß . . .

„Ist Monsieur Lavertisse zu sprechen?"

„Hier Lavertisse. Wer spricht?"

„Sie werden sich meiner wohl kaum erinnern. Aber wir haben uns tatsächlich in Kopenhagen getroffen Mein Name ist Richard Hegel und . . "

„Wiederholen Sie den Namen, wenn ich bitten darf!"

Ich gehorchte.

„Buchstabieren Sie ihn, wenn ich bitten darf!"

Ich buchstabierte.

„Sie sagen, daß Sie Herr Richard Hegel aus Kopenhagen sind? Haben Sie meinen Brief bekommen?"

Ich glaubte zu verstehen. Mein törichter Brief an das Institut spukte wieder einmal Mr Graham hatte mich zwar persönlich aufgesucht, aber zur größeren Sicherheit hatte auch noch der andere Inhaber der Firma an mich geschrieben.

„Monsieur Lavertisse, hier handelt es sich nicht um meinen Brief an das Institut, es handelt sich um etwas viel Wichtigeres. Ich habe Nachrichten über Ihren Freund Graham . . ."

Er unterbrach mich ohne weiteres. Er schrie beinahe:

„Graham? Der kann warten! Sie bleiben also dabei, daß Sie Herr Richard Hegel aus Kopenhagen sind?"

„Ja, aber . . ."

„Wollen Sie sofort in mein Büro kommen?"

Was sollte das heißen? Grahams Schicksal interessierte ihn so wenig, daß er mir gar nicht zuhören wollte! Hingegen ersuchte er mich nun schon zum dritten Male, meine Identität zu bestätigen!

Die Situation ging über mein Fassungsvermögen.

„Hallo! Hören Sie nicht, was ich sage? Wollen Sie sofort in mein Büro kommen? Wir haben keine Minute zu verlieren!"

„Ich täte es gern, aber ich glaube nicht, daß das geht. Ich werde verfolgt."

„Was werden Sie?"

„Verfolgt. Ich glaube nicht, daß ich bis in Ihr Büro kommen würde."

„Nom d'un nom d'un nom d'un chien!" Monsieur Lavertisses Stimme überschlug sich in gallischen Flüchen, von denen ich nicht mehr als die Hälfte verstand. „Wo sind Sie?"

„In der Halle des Grand Hotel Hermitage . . ."

„In zehn Minuten bin ich bei Ihnen — in fünf Minuten bin ich bei Ihnen! — Ich komme, so rasch ich kann! Warten Sie auf mich, hören Sie, warten Sie auf mich!"

Ping! Die Stimme war weg. Ich wußte weder aus noch ein. Einige Minuten verstrichen. Ein dicker Oberkellner, der wie ein Bischof aussah, erschien auf der Bildfläche.

„Für wieviel Uhr dürfen wir den Lunch bestellen?"

Ich antwortete nicht. Ich war ganz davon eingenommen, die zwei Gesichter jenseits der Hoteltüre zu beobachten Sie strahlten geradezu Zufriedenheit mit dem Dasein aus Kein Zweifel, ihre Besitzer machten es wie ein berühmter Landsmann von ihnen, namens Mr. Micawber, es zu machen pflegte: sie warteten darauf, that something will turn up.

„Soll der Lunch fertig sein, wenn Ihr Freund kommt, Sir?"

Die Stimme des Oberkellners war unvergleichlich in ihrer insinuanten Frechheit. Natürlich hatte er jedes meiner Worte am Telephon gehört Natürlich war er bereit, das vor Gericht zu beeiden, falls die anderen vor Lavertisse kamen ...

„Ich glaube, hier ist Ihr Freund, Sir!"

Ich drehte mich rasch um. Durch die große Eingangstüre war niemand hereingekommen. Aber im Hintergrund des Saales, auf der Schwelle des Grillroom, stand ein geschmeidiger, schwarzäugiger Herr, in dem ich ohne eine Sekunde des Zögern Monsieur Lavertisse erkannte. Er musterte mich einen Augenblick und winkte mir dann, näherzukommen. Viele Fragen schwebten mir auf der Zungenspitze. Er beugte allen vor.

„Der Oberkellner hier ist mein Landsmann und ein alter Bekannter. Ich habe ihn angerufen, nachdem ich mit Ihnen gesprochen hatte. Wenn Sie verfolgt werden, ist es am besten, alles Aufsehen zu vermeiden."

Während er noch so sprach, zog er mich zu einer rückwärtigen Türe, doch nicht so schnell, als daß ich nicht noch einen letzten Ausdruck von maliziöser Höflichkeit in dem Gesicht des Oberkellners lesen konnte Wir kamen in eine Quergasse, wo ein Auto wartete. Er schleuderte mich förmlich hinein.

Ich wollte von Mr. Graham erzählen, aber er unterbrach mich

„Schon gut, schon gut! Darüber sprechen wir später Bon Dieu, dieser Verkehr! Da kommt man noch zu Fuß schneller vorwärts als mit dem Auto! Ah, nom d'un nom! Werden Sie denn nie auf das andere Trottoir hinüberkommen, diese alten englischen Schachteln! Glauben Sie, Piccadilly Circus ist ein Teesalon! Schon wieder gelbes Licht! Ah, nom d'un nom d'un nom! Ist Charing Croß Road eine Dorfstraße? Hält man mitten am Vormittag hier ein Plauderstündchen ab? Rotes Licht — bon Dieu de bon Dieu, und wir sind noch nicht über Strand hinaus, und — schon wieder rotes Licht! Ah, nom d'un nom d'un nom d'un chien, ich werde wahnsinnig, ich wand're aus!"

Seine französischen Stilblüten prasselten wie Feuerwerkraketen zur Höhe, die Luft war erfüllt von dem Rauch ihrer Explosionen. Irgendwo zwischen Aldwich und Ludgate Circus stoppte er das Auto, warf dem Chauffeur eine Banknote hin, packte mich am Arm und schleppte mich in ein Quergäßchen. Ein Haus, so alt, daß es wieder zum Kinde geworden zu sein schien — es gibt solche Häuser in England —, neigte sich über die Straße. Was in aller Welt sollten wir dort? Monsieur Lavertisse ließ mir überhaupt keine Zeit, das zu fragen. Mit einem Griff, der mir beinahe die Schulter ausrenkte, zerrte er mich die Treppen hinauf, klopfte an eine Türe mit polierten Messingbeschlägen und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Ein älterer Gentleman mit fahlen Augen öffnete. Lavertisse deponierte eine Visitkarte auf einem Silbertablett. Der ältere Gentleman verschwand. Nach einer kurzen Pause, während der Lavertisse dreimal seinen Zeitmesser befragte, kehrte dieser zurück, hob seine matten Augenlider zu etwas, das vermutlich einen Gruß vorstellen sollte, riß zwei Türen vor uns auf und geleitete uns in einen Saal, wo eine Anzahl von Menschen um einen mit grünem Tuch bezogenen Tisch versammelt war. Zahllose verstaubte Bände drängten sich auf schwarzen Bücherregalen aus Eiche, die sich rings um die Wände zogen. Am oberen Tischende präsidierten drei Herren, auf die das Adjektiv alt anzuwenden, richtig und zugleich falsch gewesen wäre. Sie hatten ohne Zweifel den Sechziger zum letzten Male gesehen, ihre Wangen waren runzlig wie Winteräpfel, und, in Linnen eingerollt, hätte man sie mit Leichtigkeit für Thotmes den Ersten, den Zweiten und Dritten ausgeben können; aber wenn man sie näher ansah, entdeckte man, daß ein munteres Feuer in ihren Augen brannte, an jene Kohlenglut erinnernd, die in der Tiefe eines englischen Kamins zu glosen pflegt.

Wo um Himmelswillen befanden wir uns? Was war der Zweck dieser Expedition, auf die mich Monsieur Lavertisse mitgenommen hatte?

Mein Begleiter sank auf einen Stuhl am unteren Tischende und zog mich auf den daneben nieder. Der jüngste der drei alten Herren hob einen Hammer, sah auf die altertümliche Wanduhr aus schwarzer Eiche und ließ dann den Hammer fallen.

„Die Sitzung ist eröffnet", sagte er. „Ich erteile das Wort Mr. Horatio Simpkins, dem Jüngeren!"

Siebentes Kapitel.

Juan Felipe de Ciudadela und Valverde.

1.

Der älteste der drei alten Herren setzte sich einen Schildpattzwicker auf die Nase, nahm eine Prise Schnupftabak aus einer Schildpattdose und begann ein Aktenstück zu verlesen, das vor ihm auf dem Tische lag. Es fehlte nur eine Perücke auf seinem Kopfe, um sich in einen englischen Gerichtssaal versetzt zu glauben, und eine schwarze Kappe, um ihn ein Todesurteil verkünden zu hören. Aber was er sagte, war folgendes:

„Die Verbindungen zwischen der Firma Simpkins, Simpkins, Simpkins & Söhne und dem Großherzogtum Minorca reichen einhundertdreiundzwanzig Jahre zurück, also bis zum Jahre 1808. Solange war es das Vorrecht unserer Firma, die juristischen Interessen des Großherzogtums Minorca in Großbritannien dessen Kolonien, Kronkolonien und Besitzungen jenseits der Meere wahrzunehmen. Ich will mit einigen wenigen Worten die Vorgeschichte dieser langjährigen Geschäftsverbindung beleuchten, da sie nicht nur für uns Mitglieder der Firma Simpkins, Simpkins, Simpkins & Söhne (er verbeugte sich zeremoniös vor seinen zwei Beisitzern) von Interesse ist, sondern auch für die übrigen hier anwesenden Personen (er grüßte die Tafelrunde mit einer etwas weniger zeremoniösen Kopfneigung).

Im letzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts hatte der damals regierende Großherzog von Minorca, Don Jeronimo II., in einem Anfall von berechtigter Empörung, aber mit einer bei einem Fürsten schwer entschuldbaren Unbedachtsamkeit seinen Hofliberllisten, genannt Alessandro von Lissabon, eine Anzahl Schmähschriften gegen General Napoleon Buonaparte verfassen lassen. Einige wenige Jahre vergingen. Buonaparte, der sich inzwischen zum Kaiser der Franzosen hatte ausrufen lassen und sich nunmehr Napoleon I nannte, lud den spanischen König, Karl IV., zu einer politischen Zusammenkunft in Bayonne, nicht weit von der spanischen Grenze. Er benützte diese Gelegenheit dazu, den Monarchen zu verhaften, worauf er erklärte, daß das Haus Bourbon in Madrid zu regieren aufgehört habe, und seinen Bruder Josef als König von Spanien einsetzte.

Von Minorca aus verfolgte Don Jeronimo II. mit aufmerksamen Blicken, was sich so nahe von seinen Grenzen abspielte. Der Schmähschriften eingedenk, die er gegen Buonaparte hatte verfassen lassen, und ungeneigt, die Gefangenschaft Karl IV. zu teilen, schiffte er sich schleunigst nach England ein. Seine Ahnungen waren nur zu begründet gewesen. Am 25. Oktober des gleichen Jahres erklärte Buonaparte, daß das Haus Ramiros von Minorca zu regieren aufgehört habe, und nahm die Insel für französische Rechnung in Besitz — als einen Ausläufer der Gebirge Südfrankreichs.

Don Jeronimos Aufenthalt in England währte sieben volle Jahre. Und in dieser Zeit bekam unsere Firma, die damals den Namen Simpkins & Son führte, den ehrenvollen Auftrag, die juridischen Interessen eines der ältesten regierenden Fürstenhäuser Europas zu vertreten.

Lassen Sie mich sagen, daß dies eine Aufgabe war, die uns vorerst nichts anderes eintrug als die Ehre! Es war ein verarmtes Reich, das Don Jeronimo II. übernahm, als er im Jahre 1815 seinen Einzug in Mahon halten konnte, und im Laufe der Jahre besserten sich die finanziellen Verhältnisse des Großherzogtums in keiner Weise. Aber die Freundschaftsbande, die zwischen Don Jeronimo II. und dem damaligen Inhaber unserer Firma, Mr. Horatio Simpkins, dem Älteren, geknüpft wurden und auf im höchsten Grade übereinstimmenden Ansichten über General Buonaparte beruhten, hielten noch lange nach deren Tode stand, auch wenn sich gewisse Meinungsverschiedenheiten, beispielsweise über die Begleichung aufgelaufener Honorare, ergaben, die das gute Verhältnis hätten trüben können.

So standen die Dinge, als zu Anfang dieses Jahrhunderts ein Ereignis von überaus erfreulicher Art mit einem Schlage die ganze Situation veränderte. Der damalige Großherzog von Minorca, Don Ramon XX., vermählte sich unter romantischen Umständen mit einem Sprößling des russischen Kaiserhauses. Die Schulden des Großherzogtums älteren und neueren Datums wurden in toto liquidiert, und jene Teile davon, die auf Großbritannien sowie seine Kolonien, Kronkolonien und Besitzungen jenseits der Meere fielen, wurden natürlich durch unsere Firma liquidiert, die nunmehr Simpkins, Simpkins, Simpkins & Söhne, hieß.

Das neue großherzogliche Vermögen wurde anfangs in Paris verwaltet, wo das kaiserlich russische Herrscherhaus seit alters her seine Verbindungen hatte Aber als sich vor einigen Jahren immer deutlichere Annäherungen zwischen der französischen Republik und der sogenannten Regierung des neuen Rußlands vollzogen, beschloß Seine Hoheit im Einverständnis mit uns, das ganze Vermögen nach London zu transferieren. Wir hielten uns für um so berechtigter, diese Änderung anzuraten, als die französische Regierung die unglückselige Neigung hat, von einem Monat zum anderen zu wechseln — eine Tendenz, die sich in Großbritannien noch nicht bemerkbar gemacht hat.

Vor vier Jahren trat jenes äußerst beklagenswerte Ereignis ein, das so allmählich die ganze Sachlage verändern sollte. Ihre Hoheit, die Großherzogin, wurde nach kurzer Krankheit hinweggerafft. Ihr hoher Gatte stand einsam da. Durch so viele Jahre mit ihr vereint, die ihm das Teuerste auf Erden war, konnte er nicht vergessen, was eine oberflächlichere Natur vielleicht mit Leichtigkeit verwunden hätte. Das Leben in Minorca wurde ihm unerträglich. Er beschloß, eine Reise anzutreten, deren Dauer er nicht im vorhinein bestimmen wollte, die sich aber zumindest auf ein paar Jahre erstrecken sollte. Er bewog einen alten Freund, zu dem er seit seiner frühesten Jugend in den besten und herzlichsten Beziehungen stand, Señor Esteban Paqueno, die Rolle eines Reichsverwesers zu übernehmen. Señor Paqueno, zu dem auch wir uns rühmen können, in den besten Beziehungen zu stehen, tat dies nur mit größter Selbstüberwindung. Sein Alter an sich war schon eine Entschuldigung, und überdies gehörte er seit langem einer geistlichen Brüderschaft in Barcelona an Doch mit der Lizenz seiner Vorgesetzten in der Brüderschaft nahm er schließlich, wenn auch schweren Herzens, die Last auf sich, die sein Herr ihm aufbürdete.

Señor Paqueno hatte sich vorgestellt, daß sein Posten als Reichsverweser nur ein kurzes Interim in seinem Klosterleben bilden würde, aber es kam ganz anders. Die ersten Monate vergingen, ohne daß er viel an das Opfer dachte, das er seinem Herrn brachte, denn er hörte in regelmäßigen Zwischenräumen von ihm, und wenn auch die Briefe düster genug waren, glaubte er doch zu merken, daß die Zeit so nach und nach ihr Werk tat. Don Ramon irrte ohne festen Plan in Europa herum, und von Europa weiter nach Amerika Schließlich kam er nach Mexiko. Sein letzter Brief an Señor Paqueno ist aus dieser Stadt vom 12. September 1929 datiert. Er ist ganz kurz und enthält einige ziemlich rätselhafte Andeutungen, daß Seine Hoheit im Begriffe stehe, eine Expedition anzutreten, wie sie ein weltberühmter Mann spanischer Zunge vor 300 Jahren unternommen hatte. Sollte es mir nicht so gut gelingen wie ihm, muß man Nachsicht mit mir haben. Mein Leben läßt sich jedenfalls in vielen Punkten mit dem seinigen vergleichen." Señor Paqueno fühlte sich über diese Worte, deren Sinn er nicht ganz verstand, beunruhigt. Er beeilte sich, an seinen Herrn zu schreiben und näheren Bescheid über seine Pläne zu erbitten Er bekam jedoch keine Antwort, und seither hat man — ich will mich kurz fassen — nichts mehr vom Großherzog gehört. Keine Briefe, keine Telegramme sind gekommen Die Nachforschungen, die Señor Paqueno in Mexiko anstellen ließ, ergaben als einziges Resultat, daß der Graf von Punta Hermosa — dies war der halboffizielle Name Seiner Hoheit — Mitte September 1929 mit unbestimmtem Ziel abgereist sei. Er hatte nicht einmal einen Diener mitgenommen. Jede weitere Spur von ihm fehlte, was natürlich nicht denkbar wäre, wenn Seine Hoheit unter eigenem Namen und so, wie es sich für seinen Stand geziemte, gereist wäre. Der Schluß, den man daraus ziehen mußte, war offenbar der, daß Don Ramon tatsächlich seinen in dem Brief erwähnten Plan ausgeführt und sich auf ‚eine Expedition begeben hatte, wie sie ein weltberühmter Mann spanischer Zunge vor 300 Jahren unternommen hatte'. Welcher der vielen Konquistadoren und Abenteurer der damaligen Zeit ihm vorgeschwebt war, können wir natürlich nicht feststellen. Aber die Worte sind ja vielsagend, und nicht weniger der Ort, von wo sie geschrieben wurden — Mexiko, die Hauptstadt des spanischen Märchenreichs im Westen.

Anfangs August des heurigen Jahres erhielten wir von Señor Paqueno einen Brief, der unser lebhaftes Staunen erregte. Er bat uns darin, ihn „unverzüglich auf das genaueste über alle Maßnahmen und Schritte zu unterrichten, die von Feinden des großherzoglichen Hauses gegen dieses unternommen wurden". Es war uns unmöglich, zu verstehen, was unser geschätzter Korrespondent mit diesen Worten meinte, und ebensowenig verstanden wir den Inhalt eines Schreibens, das am folgenden Tage eintraf und in dem er uns einschärfte, daß ‚alle Machinationen' gegen das großherzogliche Haus sofort gerichtlich verfolgt werden müßten Wir konnten nur erwidern, daß die Firma Simpkins, Simpkins, Simpkins & Söhne ihrer hundertjährigen Tradition getreu alles tun würde, um mit allen Mitteln der englischen Gesetzgebung die Interessen ihres hochgeschätzten Klienten, des Hauses Ramiros, zu schützen. Doch schon am nächsten Tag bekamen wir die Erklärung.

An diesem Tage, dem 12. August dieses Jahres, traf folgender Brief ein:

‚Messrs. Simpkins, Simpkins, Simpkins & Söhne!

Meine Herren!

Ich gestatte mir, Ihre Aufmerksamkeit auf folgende Tatsachen zu lenken:

In dem großherzoglich minorcanischen Dekret, ausgefertigt von dem damaligen Großherzog, Don Jeronimo I., gegeben im Schloß zu Mahon am 3 Dezember 1773 und gegengezeichnet vom Staatsminister, Grafen Tortosa (man sehe großherzogl. minorcanische Dekretsammlung, Nr. 1192—1195 und ‚Gaceta de Minorca' vom Dezember des besagten Jahres) wird verfügt:

(1) Daß das Salische Gesetz, das bisher die giltige Norm für die Erbfolge des Großherzogtums war, für alle Zukunft außer Kraft gesetzt wird, so daß:

(2) vom Datum des besagten Tages an die weiblichen Nachkommen in allen Stücken das gleiche Erbrecht haben wie die männlichen Nachkommen;

(3) daß nach den Bestimmungen des Dekrets ‚zur Wahrung und Sicherstellung eines ruhigen, gefestigten Regiments im Reiche kein Inhaber des Thrones sich länger als zwei Jahre ferne vom Reiche, dessen Besitzungen und Domänen aufhalten darf; sowie

(4) daß jedes Mitglied des großherzoglichen Hauses, das sich gegen diese Vorschriften vergeht, des Thrones für verlustig erklärt wird.'

Diese Bestimmungen, die ja nicht mißzuverstehen sind, sind noch immer im Fürstentum rechtskräftig.

Zur Stunde, da ich dies schreibe, sind zwei Jahre und elf Monate verflossen, seit der regierende Großherzog, Don Ramon XX., die Insel verlassen hat. Im ersten Jahre stand er noch in brieflicher Verbindung mit einem von ihm ernannten Reichsverweser. Seither hat dieser ganz nach eigenem Gutdünken ‚regiert', ohne daß er sich, auch wenn er es gewollt hätte, mit dem Fürsten beraten konnte. Wenn schon die Abwesenheit des Monarchen offenkundig gegen § 4 des Dekrets verstößt, so stellt die fortgesetzte Ausübung der Regierungsmacht durch eine fremde Person einen so offenkundigen Bruch alles Gesetzes und Rechts dar, daß ich nicht näher darauf einzugehen brauche. Da es überdies möglich ist, daß die Abwesenheit Sr. Hoheit sich bis ins Unendliche erstreckt, wünsche ich als Vertreter gewisser, gemäß den § 1—2 des Dekrets an der Thronfolge interessierten Persönlichkeiten, alle jene Ansprüche geltend zu machen die derzeit vorliegen oder sich noch ergeben können. Die in dem Dekret vorgeschriebene Frist von zwei Jahren ist ja schon längst überschritten. Aber auch der Zeitraum, in dem das Fürstentum ohne jede Beteiligung des Inhabers des Thrones regiert wurde, beginnt sich der im Dekret genannten Frist von zwei Jahren zu nähern. Von heute in einem Monat, am 12. September 1931, läuft diese letzte, juristisch denkbare Frist ab Ich behalte mir das Recht vor, dann meine obenerwähnten Ansprüche zur Gänze geltend zu machen, und da es zu meiner Kenntnis gelangt ist, daß gewisse Interessen des Fürstentums von Ihrer geschätzten Firma vertreten werden, möchte ich dies hiermit zu Ihrer Kenntnis bringen. Ich erbitte mir eine möglichst umgehende Empfangsbestätigung meines Schreibens.

Hochachtungsvoll

A. Fraternité,

Advokat bei den Pariser Gerichten.'"

Ein Ausruf wollte sich den Weg über meine Lippen bahnen, wurde aber nur zu einem unartikulierten Laut

(Fortsetzung folgt.)

Der Tiervater von Stellingen

Carl Hagenbecks Aufstieg zum grössten Tierhändler der Welt

Ein Tatsachenbericht von Johannes Hall

1. Fortsetzung.

Doch der Vater täuschte sich ganz erheblich, wenn er hoffte, seinem Sohn an diesem Beispiel zu beweisen, wie vorsichtig man beim Einkauf sein müsse. Nach zwei Tagen kam nämlich Carl freudestrahlend ins Kontor und legte dem Familienoberhaupt 300.— Mark auf den Tisch und bat, diesen Betrag abzüglich der vorgeschossenen 56.— Mark aufzubewahren. Auf die verblüffte Frage des Kaufmanns, woher er denn das Geld habe, erklärte der Knabe stolz:

„Ich habe meine ‚Kakerlaken' für 100 Taler an den Naturalienhändler Breitrück verkauft und gleichzeitig einen neuen Auftrag für ähnliche Lieferungen erhalten, den ich wiederum dem Schiffsjungen übertragen habe, der bereits nächste Woche nach Südamerika zurückkehrt und mir die Käfer besorgen will!"

Ein Jahr nach dem Vertrag zwischen Vater und Sohn wurde Carl konfirmiert und übernahm die Tierhandlung, während Gottfried sich wieder voll und ganz dem Fischgeschäft widmete Für den jugendlichen Tierhändler begann nun eine schwere Zeit, da er ja nicht nur Tiere kaufte und wieder verkaufte, sondern sie oft wochenlang in primitiven Räumen behandeln und pflegen mußte.

Damals gab es noch nicht den Beruf eines „Tierwärters", und jegliche praktische Erfahrung in der Haltung fremder Tierarten fehlte. Dem jungen Carl standen für die Tierhandlung nur seine drei Schwestern, sein Bruder und ein alter, ausgedienter Fischer zur Verfügung. Caroline führte die immer stärker anwachsende Korrespondenz, Christine und Luise pflegten die Vögel, Wilhelm war als Kutscher tätig und der Fischer bildete sich langsam zum Wärter aus.

Alle übrigen Lasten und alle Verantwortung lagen auf den Schultern des Konfirmanden.

Überraschung in Amsterdam...

Herbst 1862 in Amsterdam.

In angeregter Unterhaltung schlenderten einige Herren durch den zoologischen Garten und blieben interessiert vor verschiedenen Käfigen stehen. Den Inhalt ihres Gesprächs bildete die große Tierauktion, die am kommenden Tag hier stattfinden sollte und stets den jährlichen Höhepunkt des europäischen Tiermarktes darstellte.

Die Gruppe setzte sich aus den Direktoren der wenigen damals bestehenden Tiergärten aller Länder zusammen und wollte diese Gelegenheit benutzen, um ihren Bestand an fremden Tierarten aufzufüllen



Hagenbeck verband mit seinem Unternehmen die Durchführung völkerkundlicher Schaustellungen, die sich auch in Stellingen als besonderer Anziehungspunkt erwiesen

„Ich glaube", sagt Geoffroy St. Hilaire vom berühmten Pariser „Jardin d'Acclimatation", „ich werde mit meinen Einkäufen warten, bis Mr. Jamrach aus London eingetroffen ist. Er wird unbestreitbar die besten Angebote und die reichhaltigste Auswahl mitbringen. Meinen Sie nicht auch, Monsieur Schöpf?"

Der Gefragte, Direktor des Dresdener Zoos, antwortete: „Bis vor kurzem habe ich auch geglaubt, daß Jamrach konkurrenzlos ist, aber die Angebote, die ich von Hagenbeck aus Hamburg in der letzten Zeit erhalten habe, und die Abschlüsse, die ich mit dieser deutschen Firma tätigte, haben mich eines Besseren belehrt..!"

„Ja, Hagenbeck!" fiel ihm der Franzose ins Wort, „diesen Namen habe ich auch schon gehört; wenn ich mich nicht irre, hat mich Kollege Martin aus Rotterdam auf ihn aufmerksam gemacht. Aber seine Angebote können doch nur gelegentliche sein, denn die Zentrale des europäischen Tierhandels liegt nun einmal seit Jahrzehnten in London; ein Umstand, der durch die enge Verbindung Englands mit seinen tierreichen Kolonien leicht zu verstehen ist. Auch hat Charles Jamrach sich als Kenner und Importeur von exotischen Tieren einen Namen gemacht, der ihm einen großen Kundenkreis erschloß..!"

„Was Sie anführen, Monsieur Hilaire, stimmt, aber wenn mich nicht alles täuscht, ersteht unserem alten Londoner Freund in meinem Landsmann ein gefährlicher Konkurrent, der..., welch ein Zufall, dort kommt er selbst, als wenn er geahnt hätte, daß wir von ihm sprechen!"

„Oh! Wo ist Monsieur Hagenbeck? Nach Ihren Worten bin ich geradezu begierig, Ihren Landsmann kennenzulernen.."

„Sehen Sie nicht den jungen blonden Mann, der dort am Löwenkäfig steht..?"

„Machen Sie keine Scherze, Monsieur Schöpf! Dieser junge Mensch, der noch nicht einmal zwanzig Jahre alt zu sein scheint, kann doch nicht der Tierhändler Hagenbeck sein, den Sie zum Konkurrenten Jamrachs erheben?" Zweifelnd fragte Hilaire und blickte erstaunt in die Richtung, aus der sich Carl Hagenbeck den Direktoren näherte.

Schöpf kannte ihn von früheren Geschäften her persönlich und ging ihm entgegen, er klärte ihn mit kurzen Worten auf, welche bedeutenden Persönlichkeiten der Tierbranche er kennenlernen würde, und stellte ihn dann den erstaunten ausländischen Herren vor; sie hatten sich von Hagenbeck wahrlich ein anderes Bild gemacht.

Besonders Hilaire konnte kaum begreifen, daß der so junge Mann ein erfolgreicher Tierhändler sein könne und unterhielt sich fast zwei Stunden mit Carl. Das Ergebnis dieser Aussprache war ein Abschluß des Franzosen mit dem jungen Hamburger Kaufmann, der an Größe alle bisher von Carl oder seinem Vater getätigten Tierverkäufe weit übertraf.

Als die Direktoren Westermann aus Amsterdam und Martin aus Rotterdam merkten, daß Hilaire, dem der Ruf eines äußerst gewitzigten und vorsichtigen Kaufmanns vorausging, ein derart großes Geschäft mit dem Deutschen abschloß, zögerten auch sie nicht, Carl bedeutende Bestellungen zu übertragen.

Als er am Abend ins Hotel zurückkehrte, wo sich sein Vater, der wegen der Wichtigkeit der Amsterdamer Auktion mit nach Holland gefahren war, von den Strapazen der langen Reise ausgeruht hatte, konnte ihm Carl melden, daß er nicht nur den derzeitigen Bestand in Hamburg verkauft, sondern weit darüber hinaus Lieferungsabschlüsse getätigt habe.

Gottfried Hagenbeck hörte seinem Sohn aufmerksam zu, schlug ihm freundlich auf die Schulter und sagte anerkennend: „Gut, min Jong!"

Anderntags kam Charles Jamrach aus London und machte seine Besuche bei den Direktoren, erhielt jedoch überall die ihm unfaßbare Antwort: „Tut mir leid, Mr. Jamrach, aber ich habe mich bereits gestern bei Hagenbeck völlig eingedeckt!"

Fluchend über den „German boy" fuhr der Engländer wieder über den Kanal, Vater und Sohn Hagenbeck aber kehrten frohen Mutes nach Hamburg zurück, hatten sie doch die Gewißheit, daß von nun an der Name Hagenbeck gleichberechtigt neben dem Jamrachs auf dem internationalen Tiermarkt genannt würde.

Der Ringkampf in der Droschke.

Eines stürmischen Märztages des Jahres 1865 fuhr eine Droschke im scharfen Trab auf der Landstraße nach Southampton in Südengland.

Erstaunt blickten die Bewohner der durchfahrenen Ortschaften dem Gefährt nach. Es machte mit seinen dichtverhangenen Fenstern einen geheimnisvollen Eindruck, und die stetig aufmunternden Rufe des Kutschers an die vom Regen und Schweiß naßgewordenen Pferde ließen manchen Landmann den Kopf schütteln.

Was hätten die Dörfler aber erst für Gesichter gemacht, wenn sie einen Blick in das Innere des Wagens hätten werfen können:

Im Dunkel der engen Droschke befanden sich zwei abenteuerlich seltsame Reisegefährten!

Die Nachricht eines englischen Freundes — in den letzten Jahren hatte Hagenbeck mit England, Holland, Belgien und Frankreich Verbindungen angeknüpft — hatte ihn auf einen Landsitz in der Nähe Southamptons gerufen, wohin ein Südamerikaforscher ein in Europa bisher unbekanntes Tier mitgebracht hatte.

Hagenbeck zögerte, da es sich um einen Ameisenbär handelte, keinen Augenblick, nach England zu reisen. Als er ankam, lief im schneebedeckten Garten des Forschers das große Tier frei umher. Dieser seltsame Anblick bestärkte in Carl Hagenbeck den Entschluß, ausgedehnte Akklimatisationsversuche mit tropischen Tieren anzustellen.

Er erwarb also das stattliche Exemplar, der Ameisenbär maß genau 7,5 Fuß, und ließ sich von dem Südamerikafahrer überreden, das Tier einfach in der Droschke nach Southampton zu transportieren, wobei er nur ermahnt wurde, die Fenster fest zu schließen und zu verhängen, damit es nicht auf den Gedanken käme, zu entfliehen.

Die ersten Meilen über verhielt sich der Ameisenbär auch ganz ruhig, plötzlich jedoch fühlte Carl Hagenbeck einen wahnsinnigen Schmerz in beiden Waden und bemerkte zu seinem Schrecken, daß sich das Tier mit seinen Grabkrallen, die es zum Aufbrechen der Ameisen- und Termitenbauten braucht, tief in seine Beine gebohrt hatte und gar nicht daran dachte, loszulassen.

In dem engen Innenraum der Droschke entspann sich nun ein Ringkampf. Mit aller Macht versuchte Hagenbeck die Umklammerung zu lösen, aber es gelang ihm nicht, denn der Bär entwickelte Riesenkräfte. Dazu kam noch ein Umstand, den sich der Tierhändler in der Dunkelheit zuerst nicht erklären konnte, und der ihn noch mehr beängstigte:

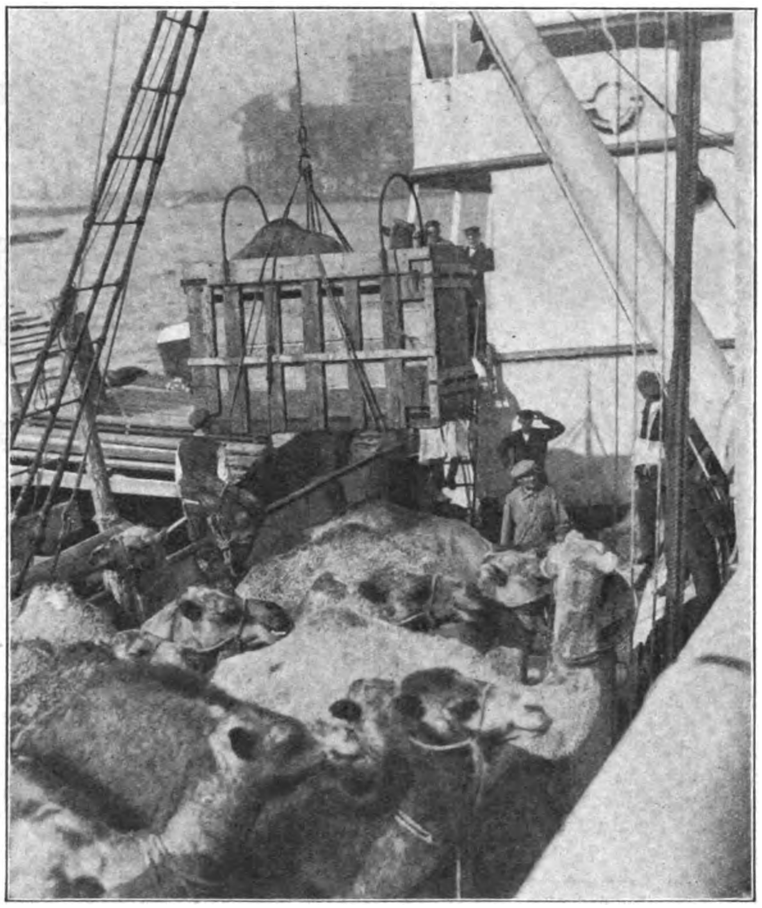
Er fühlte auf einmal etwas Schlangenähnliches, das ihm dauernd im Gesicht herumfuhr und ein verständliches Unbehagen verursachte.

Sehen konnte er nichts.

Mit der einen Hand versuchte er — allerdings vergeblich — seine Beine freizubekommen, mit der anderen wehrte er sich gegen das klebrige Schlangengebilde.

Trotzdem er alle Aufmerksamkeit dem gefährlichen Fahrtgenossen widmen mußte, überlegte er angestrengt, was das wohl für ein wurmförmiges Gebilde sein möchte. Plötzlich wußte er es! Es konnte nur die lange klebrige Zunge des Ameisenbären, die ihm zum Insektenfang diente, sein.

Aber auch diese Erkenntnis verringerte die Gefährlichkeit seiner Lage nicht, immer schwerer lastete das Tier auf ihm. Seine Hilferufe verhallten unter dem Gerassel der Wagenräder und dem Hufklappern der Pferde.



Ein Kameltransport für Hagenbeck landet im Hamburger Hafen.
Aufnahmen: Krack (Mauritius)

Schon fühlte Hagenbeck seine Kräfte erschlaffen. Immer heftiger krallte sich der Ameisenbär in seine Beine ein, als die Droschke endlich vor dem Bahnhof Southampton hielt.

Es war höchste Zeit!

Zerschunden und zerkratzt, halb ohnmächtig vor Schmerz, lag der Tierhändler, als der Kutscher die Tür öffnete, auf dem Boden des Wagens. Erst nach langwährenden Bemühungen gelang es, Hagenbeck aus seiner unangenehmen Stellung zu befreien und den Ameisenbär in eine große Kiste zu verstauen.

In dieser wurde er dann per Bahn nach London gebracht, von wo aus die Überfahrt nach Hamburg angetreten und, abgesehen von einer schweren Seekrankheit, auch glücklich durchgeführt wurde.

Hier erwarb der zoologische Garten auf Grund eines Vertrages, der für den Tierhandel jener Zeit charakteristisch war, das seltene Tier. Ein Teil des hohen Ankaufspreises wurde in bar entrichtet, weitere Zahlungen jedoch immer erst nach jedem Monat, den das wertvolle Exemplar überlebte, bezahlt, da niemand wagte, das schwer zu behandelnde und zu ernährende Tier fest zu kaufen.

Die Tatsache, daß der Ameisenbär lange Jahre hindurch zu den ganz besonderen Seltenheiten der europäischen Tiergärten gehörte, stellte dem Verständnis Hagenbecks für die Lebensnotwendigkeiten fremdartiger Tiere ein glänzendes Zeugnis aus; es gelang ihm, den Bewohner des tropischen Amerikas an eine Speise aus Maismehl und gekochter Milch, an rohe Eier und täglich ein halbes Pfund Fleisch zu gewöhnen.

Ein Telegramm aus Suez.

Wieder waren einige Jahre vergangen.

Immer mehr hatte sich die Tierhandlung vergrößert und schon längst waren die benutzten Räume im Hühnermärderschen Museum am Spielbudenplatz in St. Pauli zu klein geworden. Aus diesem Grunde kaufte Gottfried Hagenbeck 1863 das nebenanliegende Haus Nr. 19. Es entsprach mit einem freien Hofplatz und einem großen, achtzig Fuß langen und dreißig Fuß breiten Lagerhaus einigermaßen den nunmehrigen Anforderungen, denn die Tiertransporte aus allen Weltteilen an das Unternehmen wurden von Jahr zu Jahr zahlreicher.

Hier trafen sich Zoo-Direktoren, Leiter der großen Zirkusse und reisende Schausteller. Sie fanden stets, was sie suchten. Hagenbeck hatte die Worte Schöpfs zu St. Hilaire an jenem denkwürdigen Tag in Amsterdam wahrgemacht: Der Hamburger Kaufmann war nicht nur ein starker Konkurrent des führenden Londoner Tierhändlers Jamrach geworden, sondern nahm jetzt im Import und Export fremder und einheimischer Tiere unbestreitbar die erste Stelle auf dem Weltmarkt ein.

Während die Firma im Jahre 1862 noch nicht daran denken konnte, einen großen Transport afrikanischer Tiere zu erwerben, die der bekannte Weltreisende Lorenzo Cassanova aus dem ägyptischen Sudan nach Europa brachte, war sie schon in der Mitte der sechziger Jahre imstande, außer Cassanova noch andere Fänger und Jäger mit festen Aufträgen in südliche und östliche Länder zu entsenden. Der Zufall wollte es sogar, daß ausgerechnet William Jamrach, der Sohn des Londoner Konkurrenten, zuerst stets den Hamburgern anbot.

Dem Aufblühen der Hagenbeckschen Tierhandlung kam außer Tüchtigkeit ihres Besitzers — Carl hatte 1866 das Geschäft auf eigene Rechnung übernommen — noch der Umstand zugute, daß gerade damals die reisenden „Shows" in Amerika gewaltige Dimensionen annahmen und steten Bedarf an Tieren besaßen, die sie sich bald in der Elbestadt besorgen ließen.

Eines Nachts, es war am Pfingstmontag des Jahres 1870, weckte das schrille Läuten der Hausklingel in der Petersenstraße — Carl wohnte noch im väterlichen Hause — den inzwischen sechsundzwanzig Jahre alt gewordenen Tierhändler.

Schnell sprang er aus dem Bett, er ahnte nichts Gutes!

Solche nächtlichen Störungen waren nichts Seltenes und hatten meistens einen unangenehmen Grund. Es kam nämlich mehr als einmal vor, daß irgendein Tier mit seinem ihm angewiesenen Quartier am Spielbudenplatz „nicht einverstanden" war und beschloß, „Lokalwechsel" vorzunehmen!

So war einmal ein großer, zum Glück blinder Grislybär aus seinem Käfig ausgebrochen und hatte einen Schuster, der in der Nachbarschaft wohnte und wegen Schlaflosigkeit aus dem Fenster blickte, in nicht geringen Schrecken versetzt. Ein andermal hatte eine Riesenschlange den Weg ins Freie gefunden, und ein Seehund war sogar bis zur Wallböschung des Stadtgrabens vorgedrungen; man kann sich vorstellen, welche Mühe es machte, die Ausreißer in der Nacht wieder einzufangen.

Nicht immer verliefen solche Expeditionen glimpflich, und manche Biß- oder Kratzwunde am Körper Carl Hagenbecks oder eines seiner Wärter erinnerte sie ständig an diese Abenteuer. Auch am Tage, besonders beim Verladen der Tiere, kam es oft zu nicht allzu sanften Zusammenstößen zwischen Mensch und Bewohner der Wildnis, und da nicht immer gutmütige Geduld zum Ziele führte, mußte manchmal auch Gewalt angewendet werden, bis die „Ausflügler" wieder in sicherem Gewahrsam saßen.

An einen solchen unangenehmen Zwischenfall dachte Carl Hagenbeck, als er in dieser Nacht das Fenster öffnete und auf die Straße blickte. Doch bald war er beruhigt, denn es war nur ein Depeschenbote, der zwei Telegramme, die auftragsgemäß auch nachts zu bestellen waren, überbrachte.

Aus ihnen erfuhr der Tierhändler, daß Cassanova und ein anderer Beauftragter, namens Migoletti, mit


Doppelt fermentiert
ERNTEN 32 BIS 34 + MUSTERCIGARETTEN + MISCHUNGSNUMMER R 6 o/M
REEMTSMA
SORTE
»R6« o/M
H.F.&PH.F. REEMTSMA + CIGARETTENFABRIKEN + ALTONA-BAHRENFELD
4

je einem großen Transport aus dem Innern Afrikas in Suez eingetroffen waren. Weiterhin aber auch, daß ersterer schwer krank in der ägyptischen Hafenstadt lag und an seinem Aufkommen gezweifelt wurde. Überschlug Hagenbeck die angegebenen Tierzahlen, mußte er feststellen, daß beide Transporte zusammen die größte Tiersendung darstellten, die jemals nach Europa unterwegs gewesen war.

Es durfte keinen Augenblick lang gezögert werden.

Bereits am folgenden Morgen reiste er mit seinem Bruder nach Triest, von wo aus sie nach einer Fahrt von neun Tagen in Suez ankamen.

Hier erwartete die beiden Deutschen eine Herkulesarbeit, die zu bewältigen ihnen manchen Tropfen Schweiß, aber auch manches reichliche Trinkgeld — in jenen Gegenden „Backschisch" genannt — kostete. Man kann sich die Größe ihrer Aufgabe vorstellen, wenn man erfährt, daß sie ein Rhinozeros, fünf Elefanten, zwei Warzenschweine, vier Erdferkel, vierzehn Giraffen, zwölf Antilopen und Gazellen, vier wilde nubische Büffel, sechzig größere und kleinere Raubtiere, darunter dreißig gefleckte und gestreifte Hyänen, sieben junge Löwen, acht Leoparden und Geparden sowie einige Wildkatzen, dazu sechsundzwanzig afrikanische Strauße und zwanzig große Kisten, angefüllt mit Affen und Vögeln, nach Europa bringen mußten, wozu sich noch zweiundsiebenzig nubische Milchziegen als wandernde Molkerei für die jungen gefangenen Tiere gesellten.

Die Tage in Suez und später in Alexandrien, wo die Tiere aus den Eisenbahnwagen aufs Schiff verladen wurden, waren naturgemäß reich an Erlebnissen und bitteren Erfahrungen. Nicht nur Cassanova war totkrank — er starb kurz nach der Ankunft Hagenbecks in Ägypten — auch die Mehrzahl seiner Leute lag an schwerem Fieber danieder; sie konnten sich um die zahlreichen Tiere nicht kümmern, und bald glich die Karawane einem fürchterlichen Tohuwabohu.

Mit festem Willen und bewunderungswürdiger Energie griffen die Brüder ein, schlugen sich mit einem Haufen arabischen Gesindels herum, das in der Nacht einen Raubangriff auf die Tiere und das viele wertvolle Gepäck unternahm, setzten gegen die ortsübliche Langsamkeit des Bahnbeamten durch, daß die Zusammenstellung der benötigten Transportwagen nur einen, statt wie angeblich nötig acht Tage dauerte. Nach einem abenteuerlichen Wettlauf in die Wüste fingen sie eine entflohene Gruppe von zwanzig Straußen wieder ein, verhüteten unter Lebensgefahr einen durch die Unachtsamkeit des betrunkenen Lokomotivheizers entstandenen Brand während der Fahrt von Suez nach Alexandrien und leiteten hier die schwierige Überführung der Tiere auf das Schiff so umsichtig, daß außer kleinen, mehr oder weniger humoristischen Zwischenfällen sich kein Mißgeschick ereignete.

Glücklich überstand der Transport die lange Fahrt durch das Mittelländische Meer nach Triest, wo die zahlreichen und seltenen Tiere noch größeres Interesse und Staunen hervorriefen als in den ägyptischen Hafenstädten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Aufstand in SIAN

PERSÖNLICHE AUFZEICHNUNGEN ÜBER DIE KRITISCHEN DEZEMBERTAGE DES JAHRES 1936

VON MARSCHALL TSCHIANGKAISCHEK UND FRAU MEILING SUNG TSCHIANG

(3. Fortsetzung.)

Tschang sah ein, daß er bei mir nichts ausrichten konnte; er schwieg eine Weile und verließ mich dann.

Donald teilte mir nunmehr mit, wozu sich die Zentralbehörden nach dem Handstreich entschlossen hätten. Sie bereiteten eine Strafexpedition gegen die Rebellen vor. Ich freute mich sehr, denn ich sah daraus, daß der Geist unseres Führers lebendig war und ich mich nicht um die Nation zu sorgen brauchte.

Weiter erfuhr ich von Donald, daß meine Frau durchaus nach Sian kommen wollte, wovon ich dringend abriet.

Ich bat ihn, dies meiner Frau mitzuteilen; nur nach meinem Tode sollte sie hierher kommen.

Ich hörte, daß J. L. Huang (Sekretär des Generalissimus und Generalsekretär der Bewegung „Neues Leben". D. Schriftl.) Donald begleitet hatte, und wunderte mich, daß er mir noch keinen Besuch gemacht hatte.

15. Dezember.

Ich warte mit Spannung auf Huangs Besuch, der einen Brief von mir an meine Frau weiterbefördern sollte, denn ich hatte inzwischen erfahren, daß mein Telegramm überhaupt nicht abgeschickt worden war.

Tschang wollte jedoch nicht, daß Huang etwas von der scharfen Bewachung, unter der ich wie ein gemeiner Gefangener stand, zu Gesicht bekam und darüber der Zentralregierung berichtete; er forderte daher Huang auf, auf dem Flugplatz zu bleiben. Ich sollte meinen Brief durch einen Boten zu Huang schicken. Mir redete Tschang ein, Huang sei auf dem Flugplatz geblieben, um möglichst bald vor einem drohenden Unwetter abfliegen zu können. Ich war so empört, daß ich mich entschloß, überhaupt nicht zu schreiben.

Später ließ Tschang nach Donalds Intervention Huang doch noch zu mir, jedoch sollte ich ihm lediglich erklären, daß es mir gut gehe, „um meine Frau zu beruhigen", wie Tschang meinte.

Als Huang gekommen war, schrieb ich meiner Frau folgenden Brief:

„Da ich entschlossen bin, wenn nötig mein Leben für die Nation zu opfern, brauchst Du Dich um mich nicht zu sorgen. Niemals werde ich etwas tun, dessentwegen meine Frau sich zu schämen brauchte oder was



Marschall Tschanghsueliang (in Uniform) verläßt in Begleitung des chinesischen Botschafters in Paris, Dr. Wellington Koo, sein Pariser Hotel gelegentlich einer Informationsreise durch Europa.
Aufnahme: Pressephoto.

mich unwürdig machte, ein Jünger Dr. Sunyatsens zu sein. Da ich für die Revolution geboren bin, werde ich auch mit Freude für sie sterben können. Unbefleckt werde ich meinen Körper meinen Eltern zurückgeben können. Was mein Heim anbelangt, so habe ich nichts zu sagen, als daß ich wünschte, Du würdest meine beiden Söhne Tschingkuo und Weikuo als Deine eigenen Kinder betrachten. Auf keinen Fall darfst Du nach Schensi kommen."

Ich las den Brief mehrmals dem Huang vor, so daß er, wenn der Brief verlorengehen sollte, ihn wörtlich meiner Frau mitteilen konnte.

Später erfuhr ich, daß Tschang nicht versucht hatte, den Brief aufzuhalten, daß aber Huang nicht die Erlaubnis bekam, in die Hauptstadt zurückzukehren. Tschang wünschte nämlich, daß meine Frau nach Schensi käme; er hoffte, sie würde mich dazu überreden, in seine Vorschläge einzuwilligen. Da er aber meine Frau nicht allzu lange auf eine Botschaft von mir warten lassen durfte, bat er Donald, nach Loyang zu fahren und von dort aus mit meiner Frau zu telephonieren. Die einzige Hoffnung der Sianleute war, daß sich die Zentralbehörden durch meine Frau davon abhalten ließen, Sian anzugreifen.

Paowenyueh (ehemaliger Stabschef von Tschanghsueliang, später Mitglied der Militärkommission in Nanking. D. Schriftl.) besuchte mich am Nachmittag und berichtete, daß Donald in Begleitung einer anderen Person nach Loyang abgeflogen sei. Natürlich nahm ich an, daß die andere Person Huang war, aber später erfuhr ich, daß Paos Besuch nur dazu dienen sollte, mich irrezuführen.

Am Abend erschien wiederum Tschang. Er hielt neue Telegramme in der Hand, aus denen er mir die Tagesnachrichten vorlas. An der Stelle, an der es hieß, daß sich die Kwantungarmee auf Suiyuan zu bewege, machte Tschang ein ziemlich bußfertiges Gesicht. Er schien sehr besorgt, die Sianaffäre möglichst umgehend zu einem Abschluß zu bringen. Er gestand mir auch, daß Janghutscheng schon lange hatte meutern wollen und daß er, Tschang, obwohl mehrfach aufgefordert, sich der Bewegung anzuschließen, stets gezögert habe; erst als er sich

über einen Vorwurf, den er von mir in Lintung bekommen hatte, außerordentlich geärgert hatte, habe er sich entschlossen, mit Yang gemeinsame Sache zu machen. Heute bereue er seine Tat. Sollte China infolge seines Handstreiches untergehen, so blieben ihm nur zwei Möglichkeiten, nämlich Selbstmord zu begehen oder als Bandit in die Berge zu flüchten.

Ich erinnerte mich an die Episode, auf die Tschang anspielte. Es war seine zweideutige Haltung anläßlich der bereits erwähnten Studentendemonstrationen. Ich hatte ihn damals scharf zurechtgewiesen, und zwar weil er sich in Sian die Doktrin der „Volksfront" zu eigen gemacht hatte, weil er reaktionäre Politiker in seinen Kreis gezogen hatte und schließlich, weil er sich gegenüber der Tätigkeit der sogenannten Nationalen Rettungsgesellschaft völlig passiv verhalten hatte. Diese Gesellschaft hatte es sich zum Ziel gemacht, Studenten und Soldaten zum Aufstand aufzureizen, wodurch dauernde Unruhe in die Bevölkerung des Nordwestens getragen wurde.

Ich hatte Tschang jedoch seit 1928, als er sich aus eigenem Willen der Zentralregierung unterstellte und an der Einigung der Nation mitarbeitete, stets als einen patriotischen und vielversprechenden Soldaten betrachtet. Stets hatte ich ihn in Schutz genommen, wenn er verleumdet wurde. Als ihm die höchste militärische Autorität im Nordwesten, einem Gebiet von großer strategischer Bedeutung, in die Hände gelegt wurde, hatte ich ihn sehr ernsthaft ermahnt, treu seine Pflicht zu tun. Aus vollem Herzen hatte ich gehofft, daß er unserem Lande gute Dienste leisten werde. Aber was er sich jetzt leistete, war das genaue Gegenteil. Seine Tat brachte das riesige Gebiet in Gefahr, das gleiche Schicksal zu erleiden wie der Nordwesten. Ich bedauere, mich in seinem Charakter so geirrt zu haben. Der Vorfall von Linting hatte mich so geärgert, daß ich damals in mein Tagebuch eingetragen hatte: „Es ist schade, daß Hantschen in wichtigen Dingen versagt, daß sein Charakter unstet und seine Entschlußkraft gering ist." Tschang mußte diese Sätze jetzt in meinem Tagebuch gelesen haben.

16. Dezember.

Am frühen Morgen erschien Tschang; sein Gesicht war grau, und er war sichtlich nervös. Er teilte mir mit, daß es ihm gelungen sei, das Komitee zu überreden, mich in vier bis sieben Tagen nach Nanking zurückzuschicken, daß aber die heranrückenden Truppen der Zentralregierung begonnen hätten, Weinan und Hwahsien zu bombardieren. Die Bevölkerung sei so erregt, daß an die geplante Freilassung nicht zu denken sei. Was solle er tun?

Aus der Nachricht ging hervor, daß die Zentralregierung fest entschlossen war, die Rebellion zu unterdrücken, und ich freute mich gleich einem Reisenden, der gute Nachricht aus seiner Heimat erhalten hat.

Warum gab Tschang eine Frist von vier bis sieben Tagen an? Wollten er und seine Mitverschworenen gewisse Entwicklungen abwarten?

Von Donald, der eben aus Loyang zurückgekehrt war, hörte ich, daß sich die Zentraltruppen zwischen Sian und Loyang befanden.

Auf Wunsch von Tschang besuchte mich am Abend Tschiangpaili (ehemals Präsident der Militärakademie von Paoting. D. Schriftl.). Er war kurz vor dem Ausbruch der Meuterei in Sian angekommen und im Reception-Hotel festgehalten worden. Er erzählte, daß sich die Lage an sich bessere, daß man aber mit einer schlimmeren Wendung rechnen müsse, wenn sich die Truppen der Zentralregierung zu schnell näherten. Selbst wenn ich bereit sei, mich zu opfern, so sollte ich doch auf die Bevölkerung Rücksicht nehmen, die durch die Kommunisten schon viel zu leiden hätte. Er bat mich dringend, den Zentralmilitärbehörden zu schreiben, daß ich bald freigelassen werden würde und daß die Strafexpedition den Angriff und vor allem das Bombardement einstellen sollte.

„Das ist nicht so einfach", erwiderte ich. „Wenn man mir jedoch ein bestimmtes Datum, und zwar ein sehr nahes, für meine Freilassung angibt, werde ich aus freiem Willen Instruktionen an die Zentralmilitärbehörden senden, das Bombardement für drei Tage einzustellen. Die Aufforderung zur Einstellung der Feindseligkeiten darf aber keinesfalls von Tschang kommen, dessen Bitte um eine Frist von sieben Tagen bestimmt nur ein Trick ist, um Zeit zu gewinnen. Die Zentralbehörden werden darauf nicht hereinfallen."

Tschiang meinte, man müsse die Angelegenheit noch näher bereden und vor allem jemand aussuchen, der die Vermittlung übernehmen könnte.

Bald darauf ließ sich Tschang wieder sehen. Er brachte die Nachricht mit, daß es zwischen den Zentraltruppen und den Leuten von Janghutscheng bei Hwahsien zu Kämpfen gekommen sei. Gehe der Vormarsch

weiter, so werde ihm nichts übrigbleiben, als sich mit seinen Soldaten zurückzuziehen. Ich merkte die verborgene Drohung wohl, die in dem Wort „Rückzug" lag; natürlich war gemeint, daß man mich dann mitnehmen werde.

Aber ich überhörte sie.

17. Dezember.

Am Vormittag bat mich auf Tschangs Wunsch Tschiangpaili, den Zentralmilitärbehörden zu schreiben, was ich gestern vorgeschlagen hatte. Tschiangmingsan, einer meiner Generäle, sollte den Brief im Flugzeug nach Loyang bringen.

Ich war einverstanden, und als Mingsan kam, schrieb ich einen Brief in meiner Handschrift an den General Hoyintsching, in welchem ich ihn bat, das Bombardement bis Sonnabend einzustellen.

Am Abend kam Tschang und erklärte:

„Es gibt immer noch viele Schwierigkeiten. Aber Mingsan mag zunächst den Brief abliefern; über alles andere können wir später reden. Mingsan ist übrigens schon auf dem Wege nach Loyang."

Tschangs Bemerkung über „alles andere" sollte natürlich nichts anderes bedeuten, als daß man nach einem Vorwand suchte, meine Freilassung zu verschieben.

18. Dezember.

Heute war eine Woche seit dem Ausbruch der Revolte vergangen. Aber da ich entschlossen bin, auf meine persönliche Sicherheit keine Rücksicht zu nehmen, ist mein Herz ruhig. Ich lese die Schriften des Philosophen Moti.

Am Abend erzählte mir Tschang, daß er aus Nanking ein Telegramm bekommen habe, in dem es heiße, daß T. V. (T. V. Sung, Bruder von Frau Tschiangkaischek, ehemaliger Finanzminister, jetzt Präsident der Bank von China und Mitglied des ständigen Ausschusses des nationalen Wirtschaftsrates. D. Schriftl.) und Mosan (General Kutschutung, Präsident der Provinz Kweitschau) in Kürze nach Sian kommen würden. Ich hatte von T. Vs. Plan schon durch Donald gehört und nahm an, daß Tschang ihn dringend eingeladen hatte. Mosan hatte sich in dem Telegramm ferner bereit erklärt, mit mir die Vorschläge der Rebellen zu besprechen, falls Tschang oder Jang sich mit ihm persönlich in einem noch zu bestimmenden Ort treffen wollten.

Tschang erzählte, er hätte zurücktelegraphiert, daß ich dringend auf den Besuch von Mosan warte.

19. Dezember.

In den letzten Tagen hatte ich starke Schmerzen in den Gelenken, so daß ich kaum aufrecht sitzen konnte.

Heute ist Sonntag. Der dreitägige Waffenstillstand ist zu Ende. Aber Tschang und seine Mitverschworenen haben bisher noch keine Anstalten gemacht, mich nach Nanking zurückzuschicken. Da ich von der Wertlosigkeit ihrer Versprechungen von vornherein überzeugt war, hatte ich in dieser Hinsicht auch nicht die geringsten Hoffnungen gehegt.

Im Lauf des Abends kam Tschang. Er erzählte, daß das Datum für die Abreise von T. V. und Mosan aus Nanking noch nicht feststehe, daß er aber von Mingsan befriedigende Berichte über dessen Mission in Nanking gehört habe. Ich wußte nicht ganz, was das bedeuten sollte, war mir aber klar, daß die Dinge in Nanking doch etwas anders liegen mußten, als Tschang sie sich vorstellte.

Tschang bemühte sich wieder sehr eifrig, seine unglückliche Aktion zum Abschluß zu bringen, und bat mich, wenigstens diejenigen seiner Vorschläge, die sich am leichtesten in die Wirklichkeit umsetzen ließen, in wohlwollende Erwägung zu ziehen. Es würde, meinte er, genügen, wenn ich nur vier von den acht Punkten annähme. Ich wiederholte ihm, daß, da ich noch nicht in Nanking sei, nicht einmal über einen einzigen Punkt eine Diskussion möglich sein würde.

20. Dezember.

Als ich am Vormittag das Surren eines Flugzeuges in der Luft hörte, nahm ich natürlich an, daß der Kampf nach dem Ablauf des Waffenstillstandes wieder aufgenommen worden war, und daß es sich wohl um ein Beobachtungsflugzeug handeln mußte.

Bald darauf trat aber T. V., begleitet von Tschang und Donald, in mein Zimmer. Es war also T. Vs. Maschine gewesen. Mit einem Gemisch von Freude und Sorge schüttelte ich T. V. die Hände. Ich konnte kaum ein Wort herausbringen. T. V. übergab mir einen Brief von meiner Frau. Es hieß darin: „Sollte T. V. innerhalb von drei Tagen nicht wieder in Nanking sein, so komme ich nach Schensi, um mit Dir zu leben oder zu sterben." Meine Augen wurden naß.

T. V. bat darauf Tschang und Donald, uns allein zu lassen. Es war das erstemal seit meiner Festnahme, daß mir erlaubt wurde, mit jemand ohne Anwesenheit eines Dritten zu sprechen. Aber ich wußte, daß draußen Horcher an der Tür standen.

Jetzt erst erfuhr ich, daß Huang überhaupt nicht nach Nanking zurückgereist war.

Ich hatte schon vorher mein Testament aufgesetzt. Nun übergab ich es T. V., der es meiner Frau überbringen sollte. Wir sprachen über persönliche Dinge. Ich war tief bewegt, als T. V. mir erzählte, daß Tschayyuantschung an einer Verwundung gestorben sei.

Ich berichtete T. V. von der Beschlagnahme meines Tagebuches und wichtiger Dokumente durch Tschang und von Tschangs veränderter Haltung, nachdem er die Papiere gelesen hatte. Dann machte ich T. V. darauf aufmerksam, daß die gegenwärtige Krise im Land nicht überwunden werden könne, wenn die Strafexpedition nicht möglichst bald Erfolg habe. Ich zeigte ihm auch meinen eigenen Angriffsplan, den er den Zentralmilitärbehörden mitteilen sollte. Nach einer halben Stunde bat ich ihn, mich zu verlassen. Eine längere Unterhaltung hätte Verdacht erregt.

Spät am Abend besuchte mich T. V. noch einmal. Ich sagte zu ihm:

„Was immer du tust, du mußt vor allem an die Ruhe der Nation denken. Nimm keine Rücksicht auf meine persönliche Sicherheit. Unsere privaten Interessen spielen keine Rolle. Selbst wenn Sian umzingelt ist und ich in persönlicher Gefahr schwebe, wird mein Herz ruhig bleiben."

21. Dezember.

Ich hatte so tief geschlafen, daß ich erst gegen elf Uhr aufwachte. T. V. Sung besuchte mich, als ich kaum die Augen aufgemacht hatte. Er machte sich bereits für seine Abreise nach Nanking fertig. Ich wunderte mich über seine frühe Rückkehr, denn er hatte mir gestern erzählt, daß er drei Tage in Sian bleiben wollte.

Er kam dicht an mein Bett heran und flüsterte mir zu, daß ein Horcher an der Tür sei. Die Angriffspläne, die ich ihm mitgeteilt hätte, entsprächen genau den Plänen, die man in Nanking ausgearbeitet habe.

„Dann", erwiderte ich, „muß die Regierungsarmee in fünf Tagen Sian umstellt haben. Vielleicht bin ich dann in Sicherheit. Wenn nicht, werde ich keine Furcht haben. Bestelle bitte den Kameraden in Nanking, daß sie sich durch keine Rücksichten auf mich stören lassen sollen."

(Fortsetzung folgt.)

MAX JUNGNICKEL:

Seine Braut

Der weite Krankensaal liegt im hellen Nachmittagslicht. Durch alle Fenster flutet die Sonne, tastet sich hin auf die weißen Betten. Blasse, kranke Hände fassen müde danach, welk, als wollten sie mit ihr spielen.

Es ist Freitagnachmittag. Morgen um diese Zeit ist Besuchsstunde, dann kommen die Kinder, die Väter und Verwandten. Ach, sie sehnen sich alle nach diesen Wiedersehensminuten, alle diese Frauen hier. Tagelang zehren sie davon. Morgen! Morgen! — — Auch die junge Frau, die bleich und still in dem dritten Bette liegt. Seit drei Wochen schon. Wenn die andern erzählen, sie ist immer daheim: bei ihrem Mann und bei ihrem kleinen Jungen. Es ist gut, daß sie die Armbanduhr mit ins Krankenhaus genommen hat — Um acht Uhr früh! Jetzt werden sie aufstehen! Ob sie beide gut geschlafen haben? Heute muß Peter um neun in der Schule sein. Ob der Vater versteht, ihm den Schlips für die Matrosenbluse zu binden? — Um zehn Uhr! Jetzt haben sie Lesen in der Schule. Ob er wohl aufpaßt?

So verfolgt sie mit herzlicher Sorge das Leben ihrer beiden liebsten Menschen auf dem Zifferblatt der kleinen goldenen Uhr.

Auf einmal wird die Tür des Krankenhauses vorsichtig aufgeklinkt. Neugierig schiebt sich ein kleiner Junge herein. Ein siebenjähriger Kerl, Matrosenanzug an, lange Hosen. Schnurrig sieht er aus. Wie er da auf Zehen geht, sich duckt. Verhaltenes Lächeln im lichten Gesicht. Den Schulranzen auf dem Rücken. In der rechten Hand eine kleine Heckenrose, die er wohl im Vorbeigehen von einem Zaun brach. — Da ist er schon am Bett der Mutter und drückt und küßt sie ab. Ein kleiner Sturm geht über die bleiche Frau hin. Sie faßt seinen Kopf zwischen beide Hände und lächelt ihn, mit rotangehauchtem Freudenschimmer im Gesicht, immer wieder an und schmeichelt an ihm herum und sagt ihm zärtliche Namen ins Ohr. Sie fühlt, wie ihre Augen wässerig werden, und auf einmal fragt sie: ‚Aber wie bist du denn hierhergekommen? Es ist doch keine Besuchszeit. Haben sie dich denn reingelassen?"

Er nickt, daß sein Haarschopf fliegt, und legt ihr das Heckenröschen auf die Bettdecke. „Ich bin eben reingerannt!" Und nun kramt er aus seiner Hosentasche einen Patentbleistift. Er drückt, wie zum Spaß, auf den Knopf, sofort schießt die schwarze Spitze heraus. Und nun nimmt er den Bleistift und legt ihn neben die Blume auf die Bettdecke. Die Mutter weiß, daß er den Bleistift über alles liebt. Und nun schenkt er ihn weg, schenkt ihn hin. Ihr! Ihr! Sie fühlt, wie eine heiße, glückliche Welle durch ihr Herz fährt. — Und da hat er noch in der rechten Hand etwas Rundes, in Zeitungspapier gewickelt. So rund und groß wie ein Fünfmarkstück. Er hält es krampfhaft. Auf einmal wird er ernst: „Weißt du, Mutti, hier drin ist meine Braut." Und indem er ihr das runde, eingewickelte Ding hinreicht, gibt er der Mutter noch einen herzhaften Kuß, rennt vom Bett weg, winkt ihr noch einmal an der Tür zu und ist verschwunden.

Lange liegt die junge Frau still, glücklich vor sich hindämmernd. Es ist ihr, als ob sie von einem Wunder überfallen wurde. Wie selbstvergessen nimmt sie die Rose, beriecht sie und legt sie zurück. Dann fingert sie an dem Bleistift herum, drückt auf den Knopf Es ist ihr, als ob noch die Wärme ihres kleinen Jungen in dem schnurrigen Ding lebt. Und nun wickelt sie neugierig das runde Ding auf. Da soll ja seine Braut drin sein. Es ist ein Taschenspiegel. Sie schaut hinein. Sieht ihr Angesicht darin. — Sie! Sie ist es! Und da fallen ihr die Tränen aus den Augen. Sie drückt ihren Kopf in die Kissen, flüstert vor sich hin: „Mein kleiner, lieber Junge." Und ganz mit dem Herzen haucht sie: „Mein Bräutigam." Und ein geisterfeines Lächeln huscht um ihren Mund. Unter ihren geschlossenen Augenlidern leuchtet und lacht das Angesicht ihres kleinen Jungen.

E. C. Christophé:

Falscher Verdacht

Über den nächtlichen Himmel jagten schwere, schwarze Wolkenschatten Der Sturm brauste und orgelte über die Dächer der Riesenstadt, hier und dort krachte es, wenn irgendeine lose Tür donnernd zuschlug. Manchmal sprühte mit Schnee vermischter Regen über den glatten Asphalt.

Ich trat aus dem Haus. Der Sturm packte meinen Mantel, mühsam hielt ich den Hut auf meinem Kopf. Schritt für Schritt nur kämpfte ich mich vorwärts. Wollte in mein Lokal, in meine gemütliche, warme Stammkneipe. Etwas Alkohol würde bei dem Wetter nicht schaden, dachte ich und schnalzte schon mit der Zunge.

Da sah ich eine schwarze Gestalt. Ein hagerer Mensch, vermummt bis an das Kinn, schritt vor mir Schwankend.

Plötzlich hörte ich, wie er ächzte. Es schüttelte ihn förmlich. Mein Gott, dachte ich. was fehlt ihm. was ist mit ihm geschehen.

Ich wollte ihn überholen, ansprechen. Aber der Sturm blies so stark. daß ich nicht schneller gehen konnte. Vorn sah ich schon die große Brücke. Da mußte ich hinüber. Auf der anderen Seite lag mein Lokal.

Der Mann vor mir hatte es plötzlich eilig. Er schritt schneller aus Zwanzig Meter war er jetzt schon vor mir.

Er wird doch nicht etwa, dachte ich und blinzelte rasch auf den sich träge wälzenden schwarzen Wasserspiegel. der glucksend seine dunklen Wellen durch den unheimlichen Brückenbogen schob

Tatsächlich, der Mann blieb stehen. Mitten auf der Brücke Am Geländer. Er starrte ins Wasser. In die Tiefe. Es überlief mich noch kälter als mir schon war.

Um Himmels willen, dachte ich, der Ärmste, man muß ihm helfen Ich muß ihm helfen. Ich faßte erst einen Entschluß, dann seinen Arm

„Kommen Sie, Unglücklicher", sagte ich. „das ist kein Aufenthalt für Sie."

Er sah mich aus zerquälten Zügen an.

„Kommen Sie", rief ich eifrig und schob ihn vor mir her. „Vergessen Sie alles!"

„Ich kann nicht", sagte er stöhnend. „ich kann nicht. mein Gehirn ist wie ausgedörrt. Es ist zum Verzweifeln."

„Nur Ruhe und Mut", sagte ich. „man muß das Leben nehmen. wie es ist."

Schon betraten wir das Lokal.

Er öffnete den Mund.

„Erzählen Sie noch nicht", unterbrach ich ihn ernst. „rühren Sie die alten Wunden noch nicht auf. Trinken Sie erst."

Er trank. Drei Glas echtes Bier. Auf meine Kosten. Seine Augen belebten sich wieder.

„Sehen Sie", sagte ich, „ich weiß. wie das ist. Hier nehmen Sie". und ich drückte ihm einen Zwanzigmarkschein in die Hand, „das langt fürs erste, und immer Kopf hoch. mein Lieber. Und nun erzählen Sie. was ist geschehen und wer peinigte Sie so?"

„Mein hohler Backzahn", flüsterte der Fremde dumpf

HANS HELLENBRUCH:

Verwicklungen um eine Uhrkette

Eine Uhrkette ist gemeinhin ein Gegenstand, der den Besitz einer Taschenuhr vorausgesetzt. Wo dem nicht so ist, hat ihr Zurschautragen jede Berechtigung verloren und grenzt an Vorspiegelung einer falschen — oder hier richtiger gesagt — nicht vorhandenen Tatsache. Und kein Mann, der auf sich hält, wird sich in den Ruf bringen wollen, etwas vorzutäuschen, was er nicht besitzt. Noch dazu ist ja heutzutage eine Taschenuhr als Gebrauchsgegenstand für billiges Geld in jedem Warenhaus zu haben. Auch die billigste obendrein mit einem halben Jahr Garantie

Das alles sagte sich auch Jack, als er nach einer nächtlichen Kneiptour den Verlust seiner Taschenuhr feststellen mußte. Er trauerte dem nicht lange nach, obwohl der vorsintflutliche Chronometer ein altes Erbstück großväterlicherseits gewesen war. Nur die silberne Uhrkette hatte sich nicht von ihm trennen können und baumelte verlassen im Westenknopfloch.

Jack betrat also, nachdem er sein Geld überzählt hatte, ein Warenhaus, sah sich entschlossen um und schritt auf den Stand mit Uhren zu. Es war in einer geschäftsstillen Stunde kurz vor Mittag.

„Kann man hier eine Taschenuhr kaufen?" wandte er sich an eine junge Verkäuferin, die das Lager mit Uhren bediente.

„O doch!" beteuerte die Miß, die beinahe wie Greta Garbo aussah, und unterbrach das Abstäuben eines Glaskonsols. „Was darf es denn bitte für eine sein?"

„Ein hübsches Gesicht", hatte Jack erstmal im stillen für sich festzustellen, gab sich dann aber einen Ruck, keinerlei unverantwortliche Gefühle aufkommen zu lassen. „Die billigste natürlich", antwortete er dann.

„O bitte!" entgegnete die Miß höflich, aber mit einem leisen Unterton enttäuschter Genugtuung darüber, daß sie noch jeden Kunden bisher richtig eingeschätzt habe. Um ihre Mundwinkel lag ein Anflug von jenem stereotypen Verkäuferinnenlächeln, das Jack etwas gekränkt als Geringschätzung auffaßte.

„Na, meinetwegen", beruhigte er sich und warf einen kurzen Blick auf den vernickelten Zeitmesser, den ihm die Miß so beiläufig zur Begutachtung vorhielt, als sei ihr die Zustimmung ihres Kunden so selbstverständlich wie nur etwas.

„Ist schon recht", brummte Jack und griff nach seiner Börse.

Die Miß nestelte die Uhr, die auf ein Papptäfelchen geheftet war, los und streifte Jack für den Bruchteil einer Sekunde mit einem Blick, der, wenn auch in ganz minimalem Grade, die Befriedigung darüber ausdrückte, es mit einem Kunden zu tun zu haben, der bei einem Kauf von einem halben Dollar keine langen Fisimatenten macht. Wenn sie geahnt hätte . . .

Dann zog sie die Uhr auf, hielt sie ans Ohr, um sich zu überzeugen, daß alles seine Ordnung habe, obwohl das Ticken deutlich genug zu hören war. Dabei warf sie wieder einen Blick auf Jack, diesmal nur so obenhin, wie man nach einem Menschen hinsieht, um sich zu vergewissern, daß er noch da sei.

Jack setzte eine gelangweilte Miene auf, machte zum zweitenmal die Feststellung, daß sein Gegenüber beinahe wie Greta Garbo aussah, und bedauerte, es bei dieser Feststellung belassen zu müssen. Sein Sinn stand nicht nach Abenteuern. Ganz und gar nicht.

Nun griff die Miß unter den Tisch und holte ein braunes Tütchen hervor, in das die Uhr dann verpackt werden sollte. Vorher aber brachte sie ein buntes, bedrucktes Zettelchen zum Vorschein, das einer Aktie in verkleinertem Maßstabe glich.

„Das ist der Garantieschein", erläuterte die Miß unerwartet herablassend, als überraschte sie ein artiges Kind mit einem Bonbon. „Den dürfen Sie nicht verlieren", setzte sie bedeutungsvoll hinzu und stempelte das Papier mit dem Tagesdatum ab.

„Halb so wichtig", sagte sich Jack, erhaben darüber, sich durch ein Lockmittel zum Kaufabschluß reizen zu lassen, und nahm sich vor, mit dem Papierschein die Tapete seiner möblierten Behausung auszuflicken.

Währenddem hatte sein Gegenüber den Schein in das braune Tütchen gesteckt und wollte eben das gleiche mit der Uhr samt der daran befindlichen Kette tun. In dem Augenblick besann sich Jack, daß er ja noch die silberne Uhrkette von dem verlorengegangenen Chronometer besaß. „Gut, daß ich darandenke", sagte er sich und zu der Miß gewandt: „Die Kette da", er deutete mit dem Finger drauf, „können Sie weglassen."

Ein Heiratsantrag wäre in diesem Augenblick der Miß wohl nicht so unverständlich gewesen wie diese plötzliche Einwendung ihres Kunden. Sie mußte tatsächlich erst mal Luft schöpfen, um das an ihr gestellte Verlangen zu begreifen. Als sie sich gefaßt hatte, sagte sie, ein wenig nachsichtig, aber bestimmt: „Die Kette ist in den Preis mit einbegriffen", und schien die Angelegenheit damit für erledigt zu halten.

„Ich will die Kette aber nicht haben", wiederholte Jack.

Jetzt bekam die Miß vor Erstaunen runde Augen. „Ja aber . . .", sagte sie stockend und setzte ein behutsames Lächeln auf, unschlüssig darüber, zu welchen diplomatischen Mitteln sie greifen sollte. „Weder die Uhr noch die Kette ist einzeln verkäuflich."

„Das wäre ja noch schöner", brauste jetzt Jack auf, „ich nehme die Uhr jedenfalls nur ohne Kette." Er hatte zwar das Gefühl, sich mordsdämlich und ungehörig zu benehmen, obendrein einer jungen, hübschen Dame gegenüber. Aber wie alle Männer, die fühlen, daß eine Situation mit ihnen durchbrennt, beharrte er um so eigensinniger auf seinem Standpunkt.

„Ich bezahle natürlich auch ohne Kette den vollen Preis", glaubte Jack plötzlich einlenken zu müssen, erleichtert darüber, den Punkt gefunden zu haben, auf den es hier vielleicht nur ankam.

„Das sowieso", lag der Miß schon auf der Zunge. Sie besann sich aber rechtzeitig. „Ich kann doch eine einzelne, zurückgelassene Kette nicht wieder auf Lager nehmen."

„Können Sie nicht?" mimte Jack den Erstaunten. „Werfen Sie sie doch weg!"

Diese Zumutung verblüffte die Miß derart, daß sie nur fragen konnte: „Aber wohin denn?"

„Meinetwegen in den Papierkorb."

„In den Papierkorb? Und wenn man sie da findet?" Die Miß malte sich im Geist schon alle Schrecken einer solchen Entdeckung aus. „Und da wundern wir uns", würde der herbeigerufene Seniorchef wettern, „daß die Firma Pleite geht."

„Machen Sie damit, was Sie wollen", rief Jack. „Ich schenke Ihnen die Kette."

Darauf sah ihn die Miß mit großen bestürzten Augen an, als gehe ihr jetzt erst ein Licht auf, mit was für einem Menschen sie es zu tun habe. „Aber erlauben Sie mal, ich muß mir von Ihnen keine Uhrkette schenken lassen!" Sie vergoß beinahe eine Träne.

Jack fühlte sich weich werden. „Schließlich", sagte er sich, „kannst du die Kette ja selbst wegwerfen." Und großzügig wie er nach Augenblicken der besseren Einsicht sein konnte, wollte er schon den unerquicklichen Handel beenden und die Uhr mitsamt der Kette hinnehmen.

Da nahte sich ihnen aber der Abteilungsleiter Mr. Stanhope, der den Vorfall von weitem beobachtet hatte und sein Eingreifen, hauptsächlich weil er vor Langeweile fast umkam, für notwendig hielt.

Er machte vor Jack eine weltmännische Verbeugung, die er sich in diesem Falle hätte ruhig schenken können, und fragte dann mit entwaffnender Liebenswürdigkeit, sowohl gegen Jack als auch gegen die Miß gewandt, um was es sich hier handle.

Die Miß setzte ihm den Fall auseinander.

„Ja", fügte Jack hinzu, der sich durch das Eingreifen eines dritten genötigt glaubte, sich wieder auf seine Forderung zu versteifen, „ich will die Uhr ohne Kette haben, natürlich zum vollen Preis."

„Aber bitte sehr, wenn Sie es wünschen", entgegnete Mr. Stanhope und begriff nicht recht, wieso sich daraus hatten Verwicklungen ergeben können. Er setzte ein überlegenes Lächeln auf, das ihm aber schnell vergehen sollte.

„Und was mache ich mit der Kette?" fragte die Miß dazwischen. Der Abteilungsleiter begriff nur langsam. „Na, die nehmen Sie wieder auf Lager."

„Und schreibe ich sie vom Lager ab oder hinzu und zu welchem Preis?" bohrte die Miß weiter.

Mr. Stanhope wurde zuerst stutzig und dann nachdenklich. Eine einzelne, zurückgelassene Kette, die nicht mehr vorhanden sein durfte und doch vorhanden war, und für die sich auch kein Wert ansetzen ließ, da sie ja bereits mit der verkauften Uhr mitbezahlt war, wurde zu einem algebraischen Rechenexempel: Gleichung mit einer unbekannten Größe.

Mr. Stanhope vergaß seine sonstige Würde und kratzte sich hinter dem Ohr. Dann hob er seinen Blick geistesabwesend zur Decke und hetzte seine Gedanken in Kreuz- und Quersprüngen durch das Gestrüpp der höheren Mathematik. Jack, der dem zusah, setzte ein infames Lächeln auf, das soviel heißen sollte wie: „Kopfrechnen schwach." Auch die Miß weidete sich gründlich an der Ratlosigkeit ihres Abteilungsleiters.

„Tja", sagte Mr. Stanhope nach einer Weile, als bitte er noch um ein wenig Aufschub, strich sich wie irr mit der Linken die Falten um seine Mundwinkel, als könnte er so zu einer schnelleren Lösung kommen, und wurde sichtlich nervös. Und wie bei einem aufgezogenen Mechanismus ein Rädchen das andere in Umlauf setzt, so wurden seine Gedanken wie in ein in immer schnelleren Touren sich ablaufendes Räderwerk wahnwitziger Vorstellungen gezwungen. Im Geiste sah er, wie ein Heer von Buchhaltern sich vergeblich abmühte, eine Bilanz zu ziehen, durch die wie ein Phantom eine Uhrkette geisterte, die sich allen Einkalkulierungsversuchen widersetzte. Spezialisten wurden zu Rate gezogen, die die vertracktesten Berechnungen aufstellten und dabei weiter nichts ausrichteten, als daß sie selbst nach einigen Tagen in eine psychiatrische Klinik überführt werden mußten. Der Fall zog ungeahnte Kreise; Presse und Öffentlichkeit beschäftigten sich damit, und schon schien eine neue Seuche nach Art der Kreuzworträtsel auszubrechen. An der Kolumbia-Universität kam es zu Krawallen, weil ein besonders gelehrtes Huhn von Professor seinen Examinanden das Problem zur Lösung vorzulegen wagte. Die ganze Wirtschaftsstatistik der USA.-Staaten geriet ins Wanken. Selbst der Finanzminister machte sich an den Fall wie an das Ei des Kolumbus heran und reichte bald darauf seine Entlassung ein.

Auf der Stirn des Abteilungsleiters traten Schweißperlen. Er sah Jack an, als stände ein Geist aus der Unterwelt vor ihm. Wie ein Alpdruck fühlte er die Verantwortung für die gesamte bedrohte Weltwirtschaft auf sich ruhen. Nur ein kühner Entschluß vermochte hier unvorstellbare Gefahren abzuwenden.

Nach einer Atempause der Überwindung trat Mr. Stanhope auf Jack zu und drückte ihm die Uhr mit den Worten: „Behalten Sie ihr Geld, aber gehen Sie. Gehen Sie bitte sofort!" in die Hand.

Jack nahm die Uhr, sah Mr. Stanhope mit einem reichlich dämlichen Gesichtsausdruck an und hielt es für geraten, bevor sich der Abteilungsleiter eines Besseren besinnen konnte, sich schleunigst aus dem Staube zu machen.

Mr. Stanhope sah Jack nach wie ein Feldherr nach gewonnener Schlacht dem in die Flucht geschlagenem Feind. Dann trat er aufatmend an die Kasse und legte einen halben Dollar aus seiner Tasche hinein. Und nun kehrte er sich der Miß zu und erwartete ein tröstliches Wort der Anerkennung für die Größe seines Opfers.

Statt dessen wies die Miß auf den Ladentisch. „Und was wird mit der Kette?"

„Welche Kette?" fragte entgeistert Mr. Stanhope.

„Na eben die Kette, die haben Sie ihm nicht mitgegeben."

Darauf erlitt Mr. Stanhope einen Schlaganfall.

HUMOR

Ein eleganter junger Mann ließ sich auf einer Parkbank nieder, die schon von einer behäbigen älteren Frau besetzt war. Während er ruhig vor sich hinsah, hatte es der Frau bei seinem Anblick einen sichtbaren Ruck gegeben, und sie starrte ihn nun unausgesetzt mit aufdringlicher Neugier an. „Entschuldigen S', Herr", konnte sie sich schließlich nicht länger bezähmen. „San Sie net der berühmte Schauspieler Alfred Gutweg?"

„Allerdings!" erwiderte der junge Mann mit Zurückhaltung. „Der bin ich."

„Ja mei!" rief die Frau erfreut. „I hab' ma 's do glei denkt! Sie schaun eahm nämlich so arg gleich!"

*

Micker wurde von einem Auto überfahren.

Der Schupo fragte: „Wollen Sie Strafantrag stellen?"

„Nein", seufzte Micker, „das würde mir meine Frau sehr übelnehmen!"

„Was hat denn Ihre Frau damit zu tun?"

„Sehr viel! Sie ist nämlich am Steuer des Wagens gesessen!"

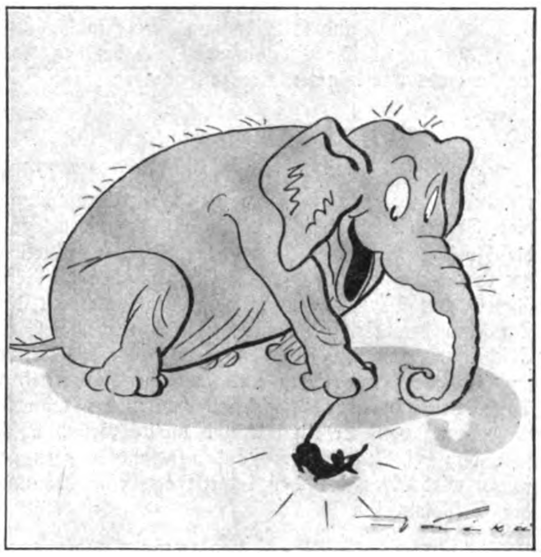
*

„Angeklagter", sagte der Richter in Kalifornien, „Sie haben also das kostbare Halsband dieser Dame gestohlen! Können Sie etwas zu Ihrer Entschuldigung anführen?"

„Jawohl, Euer Gnaden!" erklärte der Dieb. „Ich wollte der Dame damit einen Gefallen tun. Sie ist doch Filmschauspielerin!"

*

Thomas wurde zu einer goldenen Hochzeit eingeladen. Er zog Erkundigungen ein, wie man sich da zu verhalten hätte. Als er hörte, daß man da etwas aus Gold schenken müsse, zog er sich glänzend aus der Affäre. Mit Würde überreichte er dem Jubelpaar ein Glas mit einem Goldfisch.



Die Maus: „Ich sag's Ihnen zum letztenmal im guten, lassen Sie meinen Schwanz los!"

Zeichnung: Fäcke

„In Persien lebt die älteste Frau der Welt. Sie hat ihr Alter selbst mit hundertundsechsundzwanzig Jahren angegeben!"

„Donnerwetter! Wie alt wird sie da erst in Wirklichkeit sein!"

*

1. Reisender: „Darf ich Ihnen 'ne Zigarre anbieten?"
2. Reisender: „Sehr liebenswürdig! Danke schön!"
1. Reisender: „Haben Sie vielleicht 'n Streichholz?"
2. Reisender: „Dacht mir doch gleich, daß Sie was von mir haben wollen!"

Der Geschäftsbrief war unerhört schlecht und undeutlich abgefaßt. Der Chef rief den Schreiber zu sich und fuhr ihn an: „Ein Mensch, der sich nicht verständlich machen kann, ist ein Idiot! Verstehen Sie mich?"

„Nein", antwortete der Schreiber.

*

„Es gibt auf der ganzen Welt keine Frau, die so treu ist wie die meine."

„Nanu? Sie ist Ihnen doch schon viermal durchgebrannt."

„Macht nichts. Sie ist aber jedesmal wiedergekommen."

*

Bei der medizinischen Prüfung fragte der examinierende Professor einen Studenten: „Und wieviel Morphium würden Sie also dem Kranken geben?"

Der Examinand antwortete: „Na, einen Eßlöffel ungefähr."

„Huuuuuh!" machte der Professor. Nach einer Weile sagte der Student: „Ich möchte meine Antwort von vorhin richtigstellen, Herr Professor!"

Der Professor sah auf die Uhr: „Bedaure sehr, Ihr Patient ist seit zehn Minuten tot."

*

„Was Sie auch über den Geruchsinn Ihres Waldmann sagen mögen, mein Fips steht ihm in keiner Weise nach. Gestern hatte ich ihn zu Hause gelassen. Nach zwei Stunden entwischt er und fand noch meine Spur. Was sagen Sie dazu?"

„Sie sollten mal ein Bad nehmen."

*

In England wurden vor kurzem die Kleinbahnpreise stark verbilligt. Daraufhin beschwerte sich bei der zuständigen Behörde ein Schotte, daß die Ersparnis derjenigen Leute, die ihre kleinen Reisen zu Fuß zu machen pflegten, nun fast um die Hälfte geringer sei als früher.

Kurzberichte aus der Wissenschaft

Die Wikinger in Amerika.

Es ist sicher, daß nicht Columbus Amerika entdeckte, sondern schon lange Zeit vor ihm nordische Menschen dieses Land betraten. W. Krause versuchte mit Hilfe handschriftlicher Quellen — der altisländischen Eriksaga und Snorri Sturlusons „Heimskringla" — die Frage zu lösen, welchen Teil Nordamerikas die Wikinger besiedelten. Danach betrat Leif, der Sohn Eriks des Roten, des Entdeckers und ersten Besiedlers Grönlands, Amerika wahrscheinlich in der Gegend von Neuschottland. Dem neuen Land wurde der Name Vinland gegeben. Drei Jahre später — im Jahre 1003 — brach der Isländer Thorfinn Karlsefni auf, Vinland wiederzufinden. Es dürfte jedoch wahrscheinlich sein, daß dieser nur bis Neufundland vorgestoßen und um den nördlichen Teil dieser Insel herumgefahren ist.

Düngung und Vitamingehalt.

Düngungsversuche von M. Ott an Feld- und Gartenfrüchten zeigten, daß der Vitamingehalt der Vegetabilien nicht unabhängig von der Art der Düngung ist. Bei Kartoffeln beispielsweise wächst der Gehalt an Vitamin C durch Stickstoff- und Phosphordüngung und sinkt bei Kalium- und Kalkdüngung. Bei Volldüngung ergab sich der gleiche Vitamingehalt wie bei den Kartoffeln eines ungedüngten Kontrollfeldes.

Tabak bei Aufregung.

Die Tatsache, daß das Rauchen vorzüglich gegen plötzliche Erregungszustände wirkt, war Veranlassung, diese Frage einmal wissenschaftlich zu überprüfen. Wie die Forscher A. Wenusch und R. Schöller mitteilen, hat es den Anschein, daß durch Tabakrauchen die Reizschwelle des Drucksinns mehr oder weniger erhöht, der Drucksinn gewissermaßen also geschwächt wird. Diese Erscheinung zeigt sich nicht nur an den Gliedmaßen, sondern auch am Rücken und anderen Körperstellen. Diese Erhöhung der Reizschwelle wirkt als teilweise Absperrung von der Umwelt und dürfte Grund dafür sein, daß bei Aufregungszuständen besonders gern geraucht wird. Das Rauchen bewirkt also eine Lähmung der Gefühlsnerven.

Der Schmerz unterliegt der Tagesperiode.

Wie A. Jores und J. Frees feststellen konnten, unterliegt die Schmerzempfindung des menschlichen Körpers einem tagesperiodischen Wechsel. Die Schmerzempfindlichkeit steigt im Laufe des Tages langsam an, um gegen 18 Uhr ihren Höhepunkt zu erreichen, dann kommt es zu einem raschen Abfall und einem gleichbleibenden Niveau in der Nacht, das unter dem des Tages liegt. Es wird empfohlen, alle schmerzhaften Eingriffe morgens früh und nicht am späten Nachmittag zu machen, da bei schmerzhaften Zuständen mit einer Steigerung der Schmerzempfindung am Nachmittag zu rechnen ist

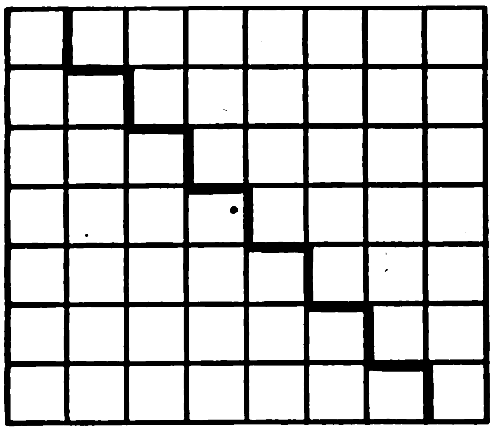
Holz gegen Rheumatismus.

Die guten Wirkungen von Schlammbädern bei den verschiedensten Erkrankungen dürften bekannt sein. Seit einiger Zeit verwendet man nunmehr auch bei hartnäckigen und zu Rückfällen neigenden rheumatischen Erkrankungen Holzschlammbäder mit besonders gutem Erfolge. Bei den Arbeitern von Holzschleifereien und Papierfabriken war im übrigen schon lange bekannt, daß das Baden in Holzschliff gute Heilerfolge bei rheumatischen Erkrankungen bringt. Der zum Baden verwendete Holzschlamm wird aus Hochgebirgsfichte gewonnen, die unter Zusatz von Wasser ähnlich wie in den Papierfabriken auf dem Stein zu Schlamm geschliffen wird.

Dr. Walter Orth

RÄTSEL

Treppenrätsel



Die Wörter bedeuten: a) bis zur Treppe, b) nach der Treppe, c) zusammen. 1. a) Konsonant, b) Rechtspfleger, c) Küchengerät; 2. a) musikal. Zeichen, b) Akquisiteur, c) Stellungsuchender; 3. a) türk. Statthalter, b) Berufsbezeichnung, c) Helfer; 4. a) Luftbewegung, b) Kleidungsstück, c) Luftwirbel; 5. a) Ursache, b) Erdart. c) musikal. Begriff; 6. a) deutsche Hauptstadt, b) persönl. Fürwort, c) preuß. Feldherr 18. Jahrh.; 7. a) Aufschrift, b) Vokal, c) Hoffitte.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a— bar — bat — be — bel — bi — bis — ca — ca — chel — de — dei — ei — ei — er — fehr — gi — gra — ha — ha — hä — ham — hand — hel — her — her — hir — i — kro — land — le — lin — na — not — rue — sel — ster — strut — te — ten — ti — ting — uecht — un — wah — ya — zahl sind 15 Wörter zu bilden, deren 1. und 3. Buchstaben von oben nach unten gelesen einen Ausspruch von Mussolini ergeben.

1 .... 6 .... 11 ....

2 .... 7 .... 12 ....

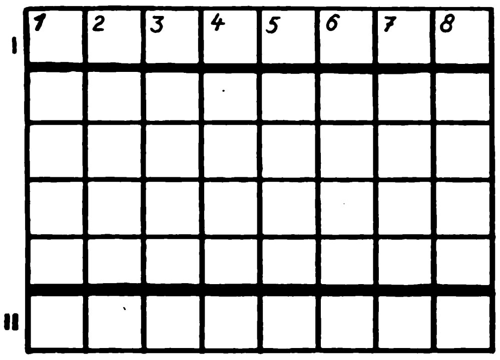
3 .... 8 .... 13 ....

4 .... 9 .... 14 ....

5 .... 10 .... 15 ....

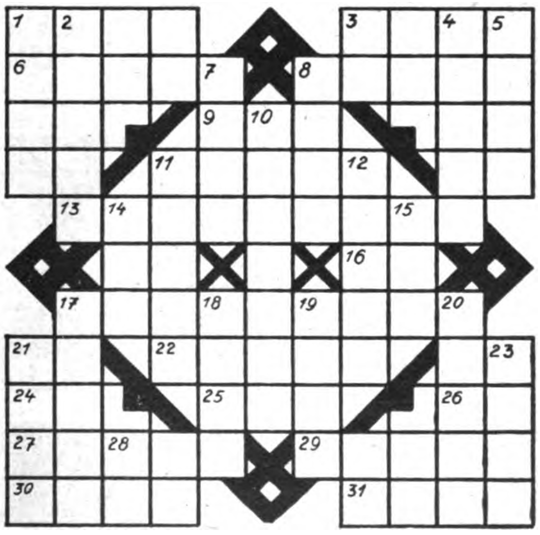
1. spanische Provinz, 2. Schweizer Landschaft, 3. Ort in Irland, 4. Antilleninsel, 5. Nebenfluß der Saale, 6. Stadt in England, 7. Bergrücken bei Hannover, 8. Nibelungengestalt, 9. Waldvogel, 10. islamitische Sekte, 11. Wurfgeschoß, 12. alte Waffe, 13. Berggeist, 14. Schlachtort (1675) im Havelland, 15. Turnkünstler.

Füllrätsel



Die Buchstaben: a a a a a b c d d e e e e e f g h i i i i i k k k l n n n o o o p p r r r r s s t t t t u u w werden derart in die leeren Felder gesetzt, daß sich senkrecht folgende Wörter ergeben: 1. kostbare Seide, 2. Schulleiter, 3. kriegerischer Afghanenstamm, 4. römisches Unterkleid, 5. Werkzeug, 6. Stadt in Anhalt an der Elbe, 7. Hindernis, 8. französische Stadt an der Mosel. Richtig geraten nennen die Reihen I und II zwei Musikinstrumente.

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. europ. Hauptstadt, 3. Metall, 6. Scherz, 8. Amtsperson, 9. Stadt in Finnland, 11. gerichtlicher Akt, 13. Bergmassiv in Südtirol, 16 Faultier, 17. Gebirgspaß in Österreich, 22. Stadt in Tirol, 24. Ausruf, 25. Nebenfluß des Ebro, 26. Tierprodukt, 27. tropisches Huftier, 29 Stadt an der Fulda, 30. nord. Gott, 31. Mediziner. Senkrecht: 1. Nebenfluß der Weichsel, 2. Schrank, 4. Leintuch, 5. Nebenfluß der Donau, 7. Ort am Gardasee, 8. japan. Heerführer, 10. Stadt in Bayern, 11. Schlucht, 12 Ort in Frankreich, 14. Gedicht, 15. Artikel, 17. persischer Fürstentitel, 18. Gewässer, 19. Nebenfluß der Donau, 20. Stadt am Isonzo, 21. Schachausdruck, 23. italienische Automarke, 28. italien. Fluß.

Zahlenrätsel

1	6	8	6	9	6	10			Sundainsel
2	5	11	4	2	4	11	12	7	planmäßiges Werben
3	12	13	6	8					Sportgerät
4	14	13	12	3					engl. Dynastie
2	8	9	14	8	2				Paß in Graubünden
5	6	4	3	6	11	13	6		Körnerfrüchte
6	11	7	9	2	14	15			Boot
7	2	15	14	3					Festungsort in Belgien
2	8	11	1	2	7	4	6		Hafenstadt in Spanien

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen ergeben eine spanische Hafenstadt

Buchstaben-Austauschrätsel

Eden, Lampe, Wand, Ratte, Elster, Igel, Haus, Sol, Rest, Affekt Rose, Enge, Adam, Tat, Hase, Alm, Elan, Mund, Bor, Haß, Elm, Iren, Laub, Hut, Amine, Welle, Taube, bei vorstehenden Wörtern ist der Anfangsbuchstabe durch einen anderen zu ersetzen, so daß Wörter mit anderer Bedeutung entstehen, deren Anfangsbuchstaben einen Ausspruch unseres Führers ergeben

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Bewerber, Kinder, Schwelle, stets, Wasser, Seidel, Weinwirt, Stalldienst, Pferd, Karfunkel, Gesicht, sehnig, Trichter, Vermittler, Weihrauch, Heinrich, Glasur, Sender sind je 3 Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch von Goethe ergeben.

Lösungen der Rätsel aus Folge 26

Magisches Quadrat: 1. Atlas, 2. Teint, 3. Liste, 4. Anton, 5. Stenn ★ **Kreuzworträtsel-silbenrätsel:** Waagrecht: 2. Podesta, 4. Anker, 5. Dela, 7. Kondor, 8. Memel, 9. Rahe, 11. Bora, 12. Brigade, 13. Anden, 14. Gabel, 16. Marder, 17. Loki, 18. Sender, 20. Wilna, 21. Madison. — Senkrecht: 1. Ubde, 2. Poker, 3 Stade, 4. Andorra, 6. Kamera, 10. Hebriden, 11. Bodega, 13. Andersen, 15. Bellona, 19. Derma, 20 Wilson, 22. Dinar. ★ **Zerlegrätsel:** 1. Andersen, 2. Ischias, 3. Venen, 4. Fer, 5. Edda, 6. Mund, 7. Krim, 8. Zichorien, 9. Cholera, 10. Fest ★ **Silbenaussuchrätsel:** Landwirtschaft, Wollgras, Flensburg, Verdienst, Hektar, Verarbeitung, Schnellzug, Dreimaster, Annemarie, Großglockner, Arsenal, Chor, Badenser, Antillen, Telemark, Maderanertal, Mitternacht, Raubtier, Onega, Leder, Thermometer, Rubens. — Wir wollen die Arbeit zu einem großen Ordenstitel der Nation erheben. ★ **Ergänzungsrätsel:** Ventil, Breisgau, Mantel, Krähe, Futteral, Seminar, Sachsen, Weinstein, Telemark. — Vereinte Kräfte machen stark. ★ **Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 1 Seni, 5. acht, 8. Amor, 9. Ena, 11. Ufer, 12. Lindner, 13. Rabatt, 15. Neolog, 17. ego, 19. Ende, 21. faul, 23. Erz, 24 Danae, 25. Sog, 26. Alge, 28. Elis, 30. Met, 32. truebe, 34. reizen, 37. niemand, 39. kurz, 40. Run, 41. Eibe, 42. Tete, 43. Neer. — Senkrecht: 1. Saar, 2. Emma, 3. Irland, 4. und, 5. Aurora, 6. Hero, 7. Trog, 9. Ente, 10. anno, 14. Bunzlau, 16. Lausitz, 18. Genie, 19. Era, 20. Ede, 21. Fee, 22 Los, 27. Grenze, 29. Leiden, 30. Meer, 31. Tran, 32 Takt, 33. Reue, 35. Erbe, 36. Noer, 38. Mut. ★ **Silbenrätsel:** 1. Hades, 2. Amnestie, 3. Reisse, 4. Diskus, 5. Erato, 6. Lider, 7. Narzisse, 8. Haiderabad, 9. Alwine, 10. Neufundländer, 11. Dozent, 12. Eton, 13. Lawine, 14. Nessel, 15 Diesel, 16. Ansteckung, 17. Seife. — Handeln! Handeln! das ist es, wozu wir da sind. ★ **Füllrätsel:** 1. David — Dobel, 2. Udine — Eifel, 3. Kanin — Nimes, 4. Arion — Nogat, 5 Kefud — Dajak, 6. Nandu — Umbra, 7. Samos — Solon, 8. Tango — Ornat. — Du kannst, denn du sollst Kant





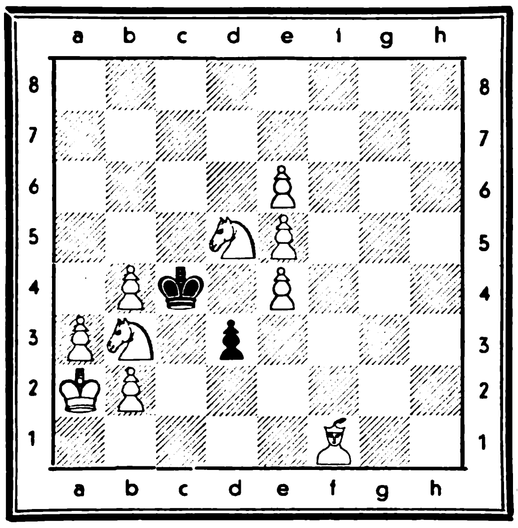
Schach-Beobachter

Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe (Urdruck)

Von Ernst Skowronek, Wanne-Eickel

Schwarz: Kc4, Bd3 (2)



Weiß: Ka2, Lf1, Sb3, Sd5, Ba3, b2, b4, e4, e5, e6 (10)

Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 23

Zweizüger von W. H a a k e, Wunstorf.

Weiß: Kg8, Dd6, Tc2, Te2, Lc6, Lg1, Sb6, Sf7 (8).

Schwarz: Kd3, Db5, Tc4, Tf1, Ld5, Lg7, Sc1, Sh4 (8).

Schlüsselzug: 1. Dd6—e6!

R i c h t i g g e l ö s t: Dr. Münch, Bocholt; P. Schurig, Sebnitz; W. Fenchel, Gau-Odernheim; Dr. O. Vogel, Bechhofen; J. Herwig, Gotha; H. Sencar, Oldenburg; P. Knörrchen, Bln.-Steglitz; F. Büttner, Fürth i. B.; P. Fröhlich, Schmirchau; H. Müller, Glashütte; W. Scheide Halle a d S.; A. Brückner, Stollberg; Eggebrecht, Norden; R. Wöhrlin, Flörsheim; H. Rudloff, Güstrow i. M.; O Gothner, Goslar; H. Köstner, Hatzfeld-Banat (Rumänien); Dr. Starke, Bln.-Charlottenburg; A. Hinrichs, Naumburg a. d. S.; K. Schmidt, Detmold; W Böhme, Borna; W. Gebauer, Bürgel; Erika Schupp, Wiesbaden; L. Schlobach, Rochlitz; H. Schmidt, Feldafing; L. Heim, Lauchheim: K. Müller, Dinslaken; A. Grundmann, Halle a. d. S.; A. Kreidt, Cabarz; Dr. Mederle, Rockenhausen; A. Wiegand, E. Petzold, Lauscha; Dr. W. Krause, Hildesheim; M. Burdack, Hormersdorf; E. Daust, Bln.-Wilmersdorf; O. Karl, Murnau; J. Müller Konstanz: K. H. Horn, Hannover; L. Hohensee, Berlin N.; J. Diehl, Oberschmitten; Pfr. Klein, Setzingen; Hannah Haun, Borne-Schönebeck; F. Ruckdeschel, Nürnberg: C. Hülsenbeck, Düren; E. Mornbaur, Solingen; H. Kolwitz, Bln.-Neukölln; Dr. R. Kindig, Graz: O. Behncke jr., Cuxhaven; Ch. Ellrich, Spangenberg; Dr. K. Schmidt sen., Neunkirchen a. d. Saar; L. Ellner, Nürnberg: Dr. Krug, Dresden; M. Raila, Frankfurt a. M.

E i n i g e L ö s e r u r t e i l e: „Ein Original in der Vielgestaltigkeit" P. Sch., S.; „Eine pikante Sache" W. Sch., H.; „Sehr hübsches Damenopfer und der Kampf aller Offiziere machte mir Freude" H. R., G.; „Ein schöner Opferzug" Dr. St., B.; „Der Schlüsselzug in seiner Einfachheit genial" E. Sch., W.; „Es ist geradezu erstaunlich, 51 mögliche Gegenzüge" H. Sch., F.; „Ein Meister hat hier aus steingleicher Kraft ein herrliches Kunstwerk zu Wege gebracht" H. K., B.-N. und so weiter.

Mittelspielkombination

Caro-Kann, gewonnen von Jos. Benzinger, München

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	e2—e4	c7—c6	9.	0—0	0—0
2.	d2—d4	d7—d5	10.	Tf1—e1	b7—b6
3.	Sb1—c3[1]	d5×e4	11.	Dd1—e2	Tf8—e8
4.	Sc3×e4	Sb8—d7[2]	12.	Sf3—e5	Lc8—b7[4]
5.	Sg1—f3	Sg8—f6	13.	Se5×f7!	Kg8×f7
6.	Se4—g3	e7—e6	14.	De2×e6†	Kf7—f8
7.	Lf1—d3	c6—c5	15.	Ld3—c4	Schwarz gibt auf[5]
8.	c2—c3[3]	Lf8—e7			

[1] Oder die heutige moderne Fortsetzung 3. e4×d5, c6×d5; 4. c2—c4!

[2] Eine hypermoderne Verteidigung, die sich nicht so gut erweist als die altbewährte Spielweise 4. ..., Lf5; 5. Sg3, Lg6; 6. h2—h4, h7—h6 usw.

[3] Die Deckung des Bauern d4 ist notwendig, da nach c×d4, S×d4 der Bauernvorstoß e6—e5 droht.

[4] Schwarz spielt zu sorglos und übersieht die starke weiße Figurenopferdrohung.

[5] Da Schwarz zwei Bauern verlor, die Mehrfigur zurückopfern muß und noch dazu eine schwache Königsstellung hat, gab er mit Recht auf.



RITTER
CIGARETTEN
SPÄTLESE O/M
enthält ausschließlich Orienttabake
RITTER
CIGARETTEN
10
SPÄTLESE O/M
10
MIT SPÄTLESE BEZEICHNEN WIR DIEJENIGEN TABAKBLÄTTER DIE ZULETZT AM SPÄTESTEN GEERNTET WERDEN. DIESE WERTVOLLSTEN BLÄTTER DER GANZEN TABAKPFLANZE ERHALTEN ALSO AM LÄNGSTEN DIE REIFENDEN STRAHLEN DER SONNE DES ORIENTS. DAHER DER GESCHMACKS- UND AROMAREICHTUM DER CIGARETTE SPÄTLESE O/M
Fein-geschnitten
SPÄTLESE
4 ₰



Dr. Frank vor 120 000 in Stuttgart
Vom BDM. empfängt er einen Blumenstrauß.
Auf dem Schlußappell des Gautages Württemberg-Hohenzollern wandte sich Reichsminister Reichsleiter Dr. Hans Frank in einer auch vom Ausland stark beachteten Rede unter dem Jubel der Teilnehmer schärfstens gegen das kulturzerstörende Untermenschentum Moskaus und die politisierende Geistlichkeit. Die Kundgebung der 120 000 auf der Adolf-Hitler-Kampfbahn wurde zu einem einzigen flammenden Bekenntnis zum Führer.

VOM TAGE



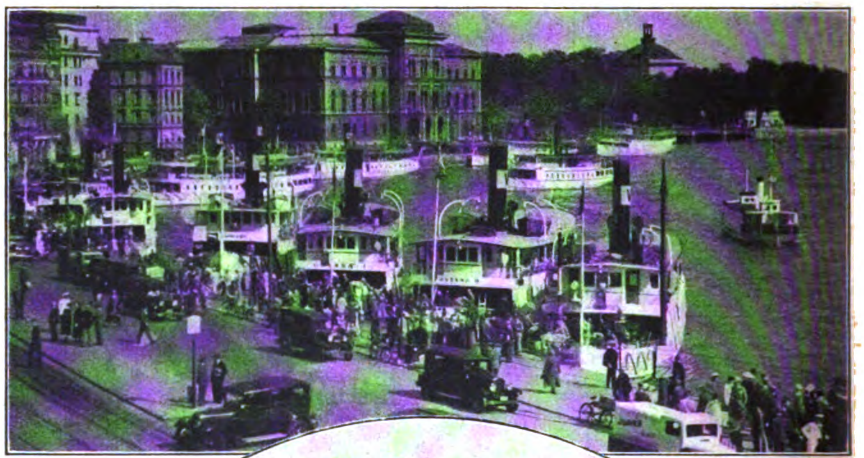


Die Gebirgsstraße auf dem Wallberg bei Tegernsee kurz vor Fertigstellung der ersten Teilstrecke, die am 8 Juli vom Stabschef Lutze eröffnet wird.
Diese schöngebaute Straße wurde ausschließlich von SA-Kameraden des Hilfswerks Nordwest in Handarbeit ohne besondere straßenbautechnische Hilfsmittel geschaffen.
Aufnahmen: Valérien (2) Eisenschink (1).



An der Abfahrtstelle der Schärendampfer herrscht Sonnabendnachmittag Hochbetrieb, denn sämtliche Dampfer fahren pünktlich um 3 Uhr ab. Da es in den Schären wenig zu kaufen gibt, führen die meisten Ausflügler ihren Proviant mit sich. Das zweite Bild zeigt die Betriebsamkeit an der Anlegestelle.

Wochenende in Stockholm



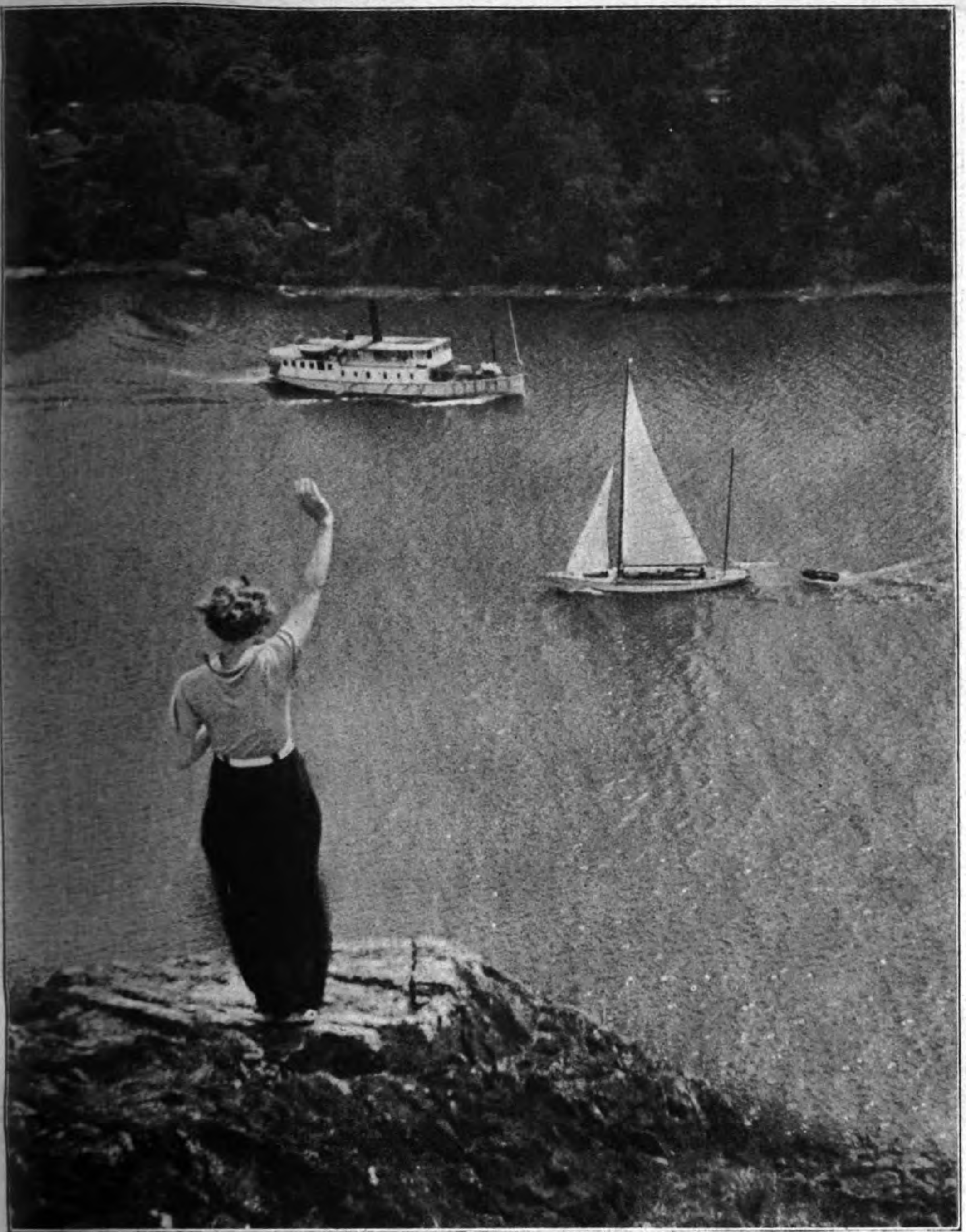


Kleine Dampfer halten den Verkehr zwischen Stockholm und den Schären aufrecht. Die beiden Mädel winken dem abfahrenden Dampfer nach, der sie für zwei Tage aus dem Alltag herausgebracht.



Sämtliche Aufnahmen: Keßler

Radausflüge werden mehr von jungen Mädchen als von Männern unternommen; offensichtlich ist man dabei guter Dinge.

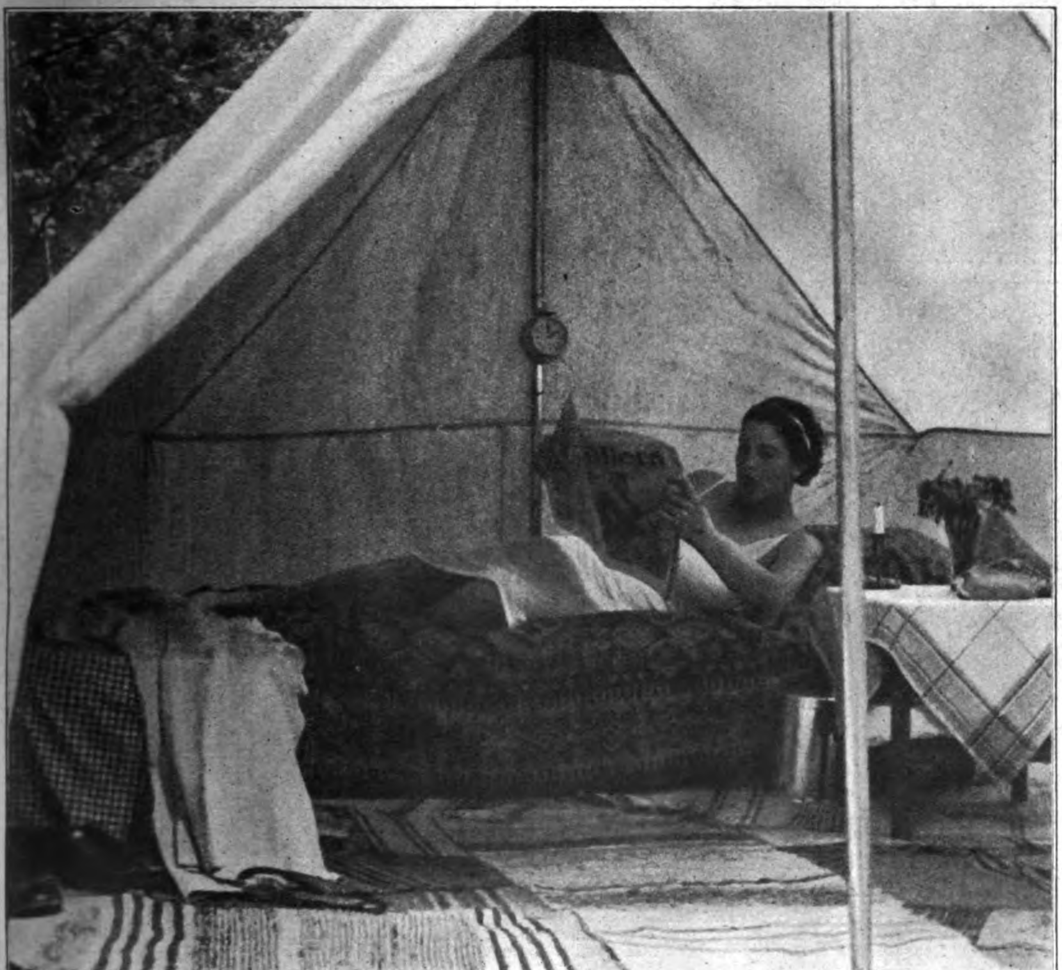


Wasser, Dampfer, Segelboote,
der Dreiklang des Stockholmer Wochenendes.



Einer der wenigen Badestrande in der Nähe Stockholms; er ist nicht einmal Naturstrand, sondern künstlich hergerichtet.

Der Stadt Stockholm sind Tausende kleiner Inseln (Schären genannt) vorgelagert. Es ist eine alte Gepflogenheit der Stockholmer, zum Wochenend hinauszufahren in die Schären, wo die meisten Stadtbewohner ein kleines Wochenendhäuschen besitzen. Die Verbindung zwischen Stockholm und den Schären wird durch kleine Dampfer aufrechterhalten, die nicht allein die Beförderung der Lebensmittel, sondern auch die Post besorgen.



Ausschnitt aus einer Zeltstadt in der Nähe Stockholms.
So läßt es sich gut leben!

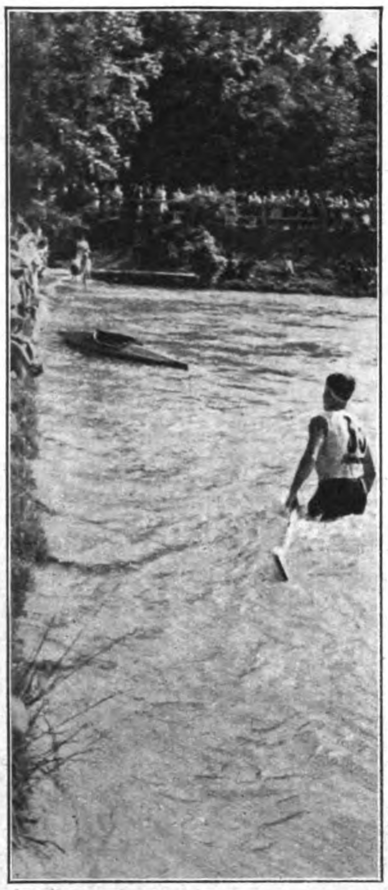


Ganz Stockholm ist von Wasser umgeben und durchzogen, und überall findet man Bootsanlegestellen.

Rennen über die Isar-Fälle

IM PADDELBOOT

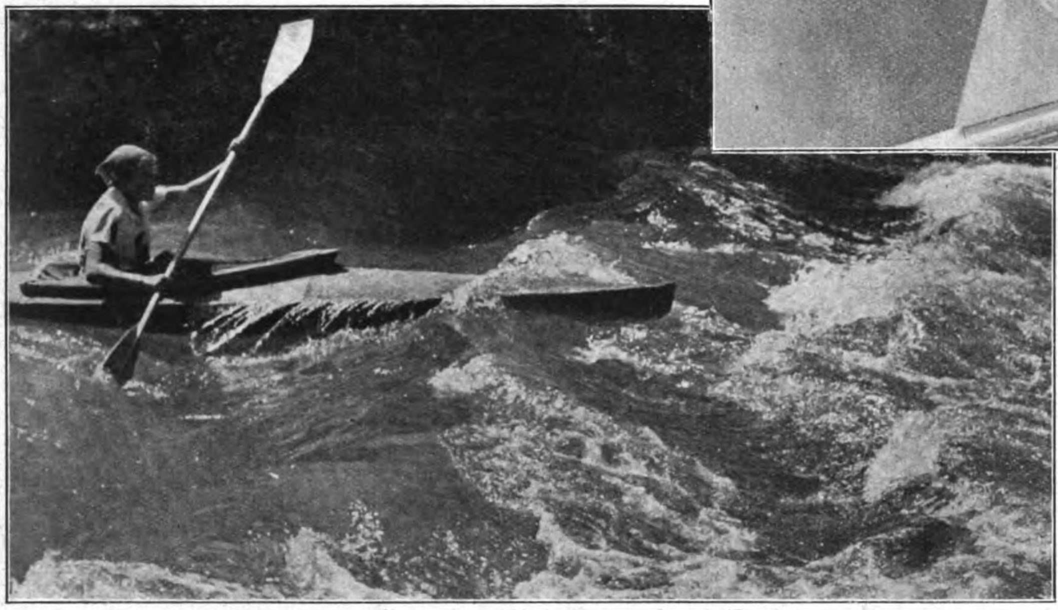
Unter dem Startkommando des Olympiasiegers Ernst Krebs wurden bei München die Deutschen Faltbootmeisterschaften durchgeführt. Die Teilnehmer führten die Hohe Schule der Paddler vor die auf dem munteren Wasser der Isar die Begriffe der Fährentechnik, des Wendens, Eskimotierens und Konterschlags in höchster Vollendung zeigten.



Das nennt man Pech! Knapp hundert Meter vor dem Ziel hat der Fahrer umgeworfen und muß nun sein Boot „heranlocken".



Sportgeist! Zwei abgekämpfte Paddler werden am Ziel von schon früher eingetroffenen Kameraden betreut.



Hochauf spritzt der Gischt, aber es wird tapfer durchgehalten.



Angefeuert von den vielen Zuschauern, schießt das Boot wie ein Pfeil durch die aufgewühlten Wellen. Ob er es wohl schafft?



Rechts:
Am Ziel: Zwei tapfere Mädel, die mit Recht lachen können, weil sie es geschafft haben.

Sämtliche Aufnahmen: Friedrich Engel

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12—2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Bern III 7205; Warschau 194121; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968; Den Haag 211846; Paris 190066; Brüssel 350797. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße; Swiss Bank Corporation, West End Branch, 11c, Regent Street, Waterloo Place, London S. W. 1. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39-41, Fernruf 20755 u. 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Aufforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D.A. II. Vj. 1937: über 685000 Stck. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.

[A B C D E F]

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig

12. JAHRGANG / FOLGE 28 / DONNERSTAG, 15. JULI 1937

IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO



Ein Frühling Deutscher Kunst bricht an.

Aufnahme: Alice Heß.

Zum Tag der Deutschen Kunst

Das große Fest der

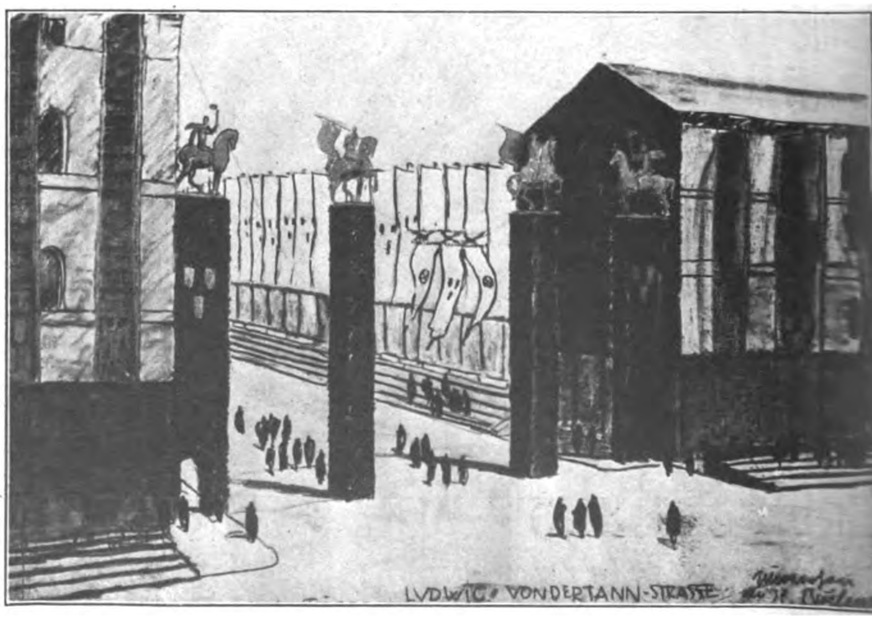
DIE GANZE NATION BEGEHT IN DER HAUPTSTADT DER BEWEGUNG DIE ERÖFFNUNG DES HAUSES



Ein neuer Frühling deutscher Kunst wird von der Hauptstadt der Bewegung ausgehen. Bei den Festvorstellungen im Ausstellungspark wirkt auch das Romantische Ballett Peters-Pavlinins mit. Die Aufnahme zeigt Mitglieder des Balletts während einer Probe auf der Blumenwiese. Beschwingter Rhythmus stellt die Freude dar.

Aufnahme: Alice Heß





Prof. Buchners Entwürfe für die Straßendekorationen am Tage der Deutschen Kunst.

Die künstlerische Ausgestaltung der Brienner Straße. Die Dekorationen an der Ludwig- und Von-der-Tann-Straße.

Aufnahmen: Kurt Huhle (5), Erika Schmauß (1)

Deutschen Kunst

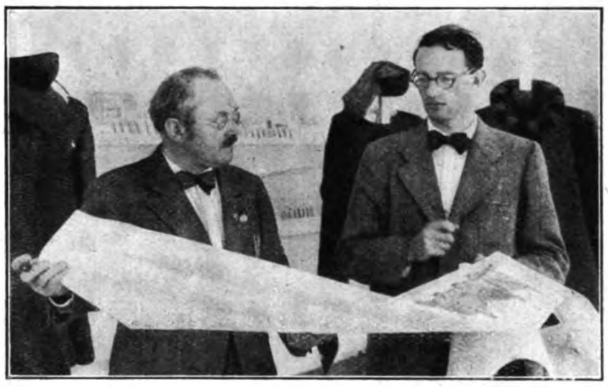
DER DEUTSCHEN KUNST MIT EINEM VOLKSFEST VON NOCH NICHT GESEHENER GROSSARTIGKEIT



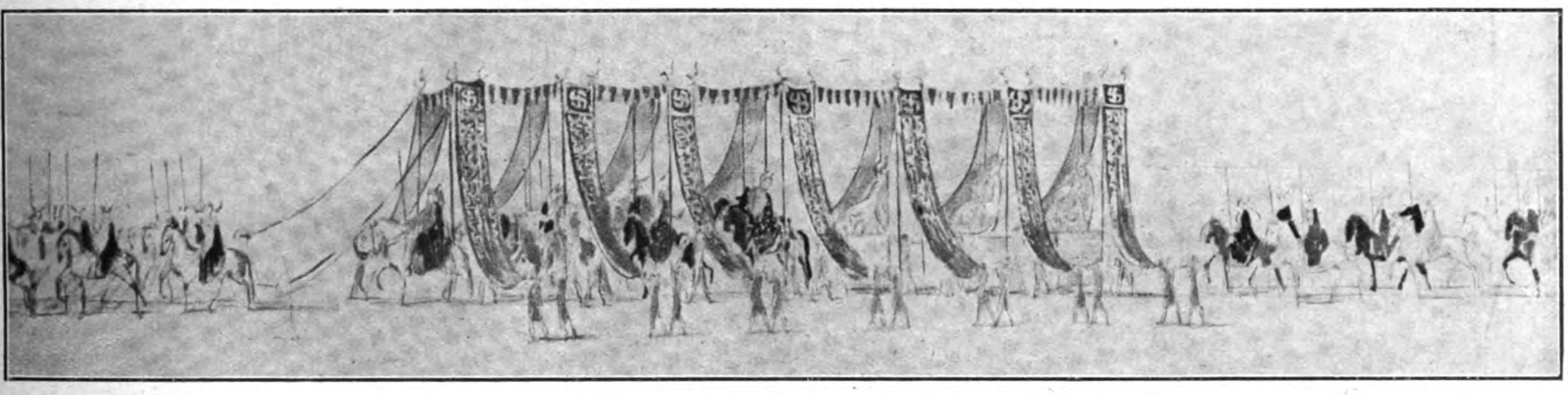


Rechts: Ein historischer Augenblick Der Führer bei der Grundsteinlegung zum Hause der Deutschen Kunst 1933.

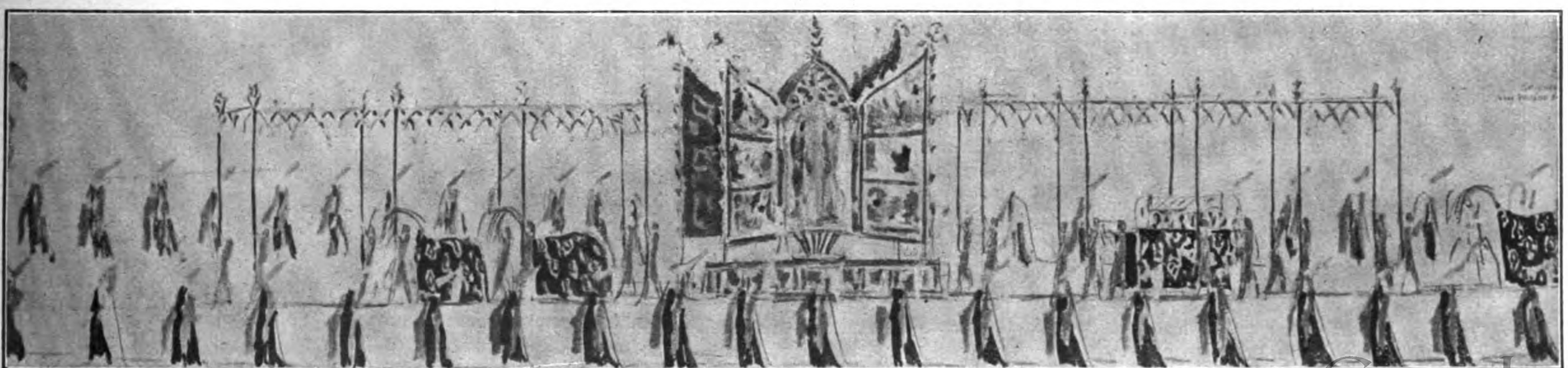
Links vom Führer: Gauleiter Staatsminister Adolf Wagner; rechts von Adolf Hitler: Professor Paul Ludwig Troost und Reichsstatthalter Ritter von Epp.



Professor Knecht (links) und Kunstmaler Kaspar, von denen die Entwürfe zum Festzug anläßlich des bevorstehenden Tages der Deutschen Kunst stammen

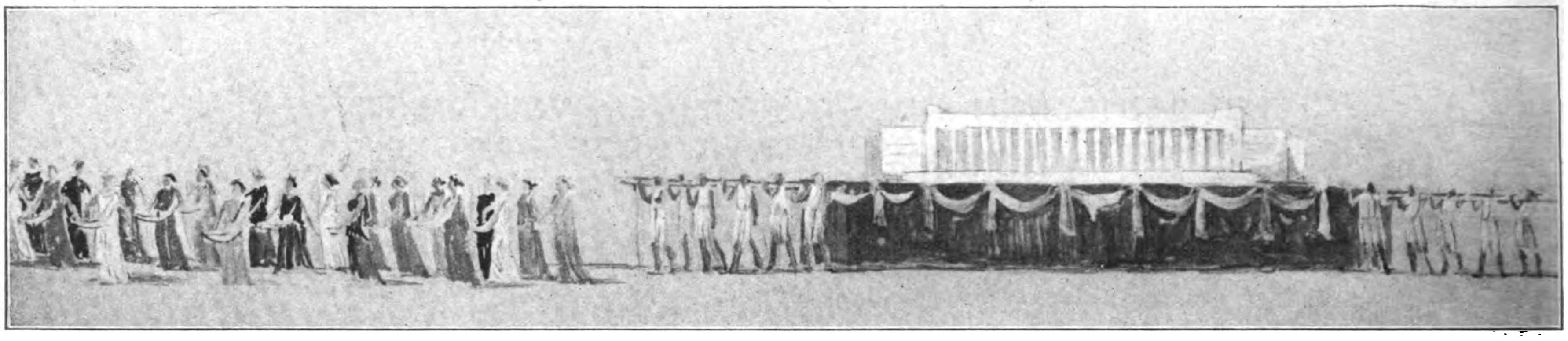


Rechts: Entwurf zur Festzugsgruppe „Walhall“ mit Wotan, den Göttern und Göttinnen der Germanen.



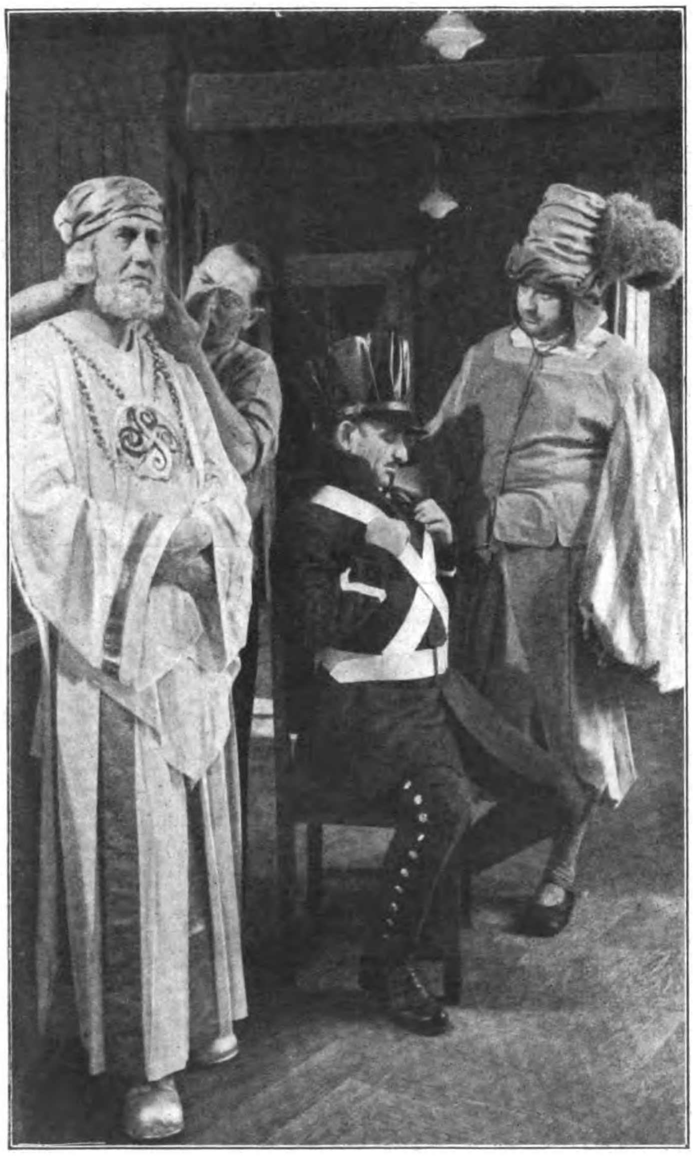
Rechts: Der Festzugswagen der Malerei des Mittelalters.

Von den Vorbereitungen zum Tag der Deutschen Kunst

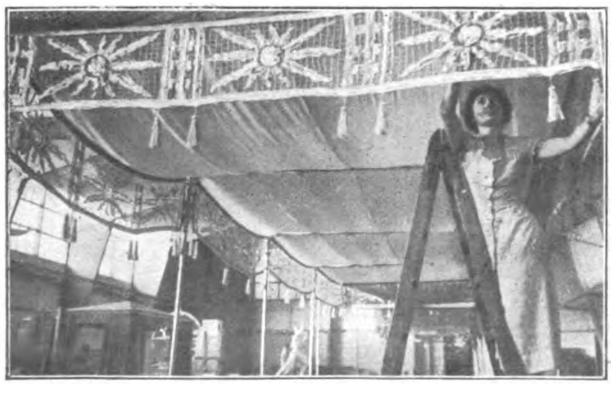


Blumenmädchen begleiten den Wagen des Hauses der Deutschen Kunst Ein Entwurf für den Festzug zum Tage der Deutschen Kunst

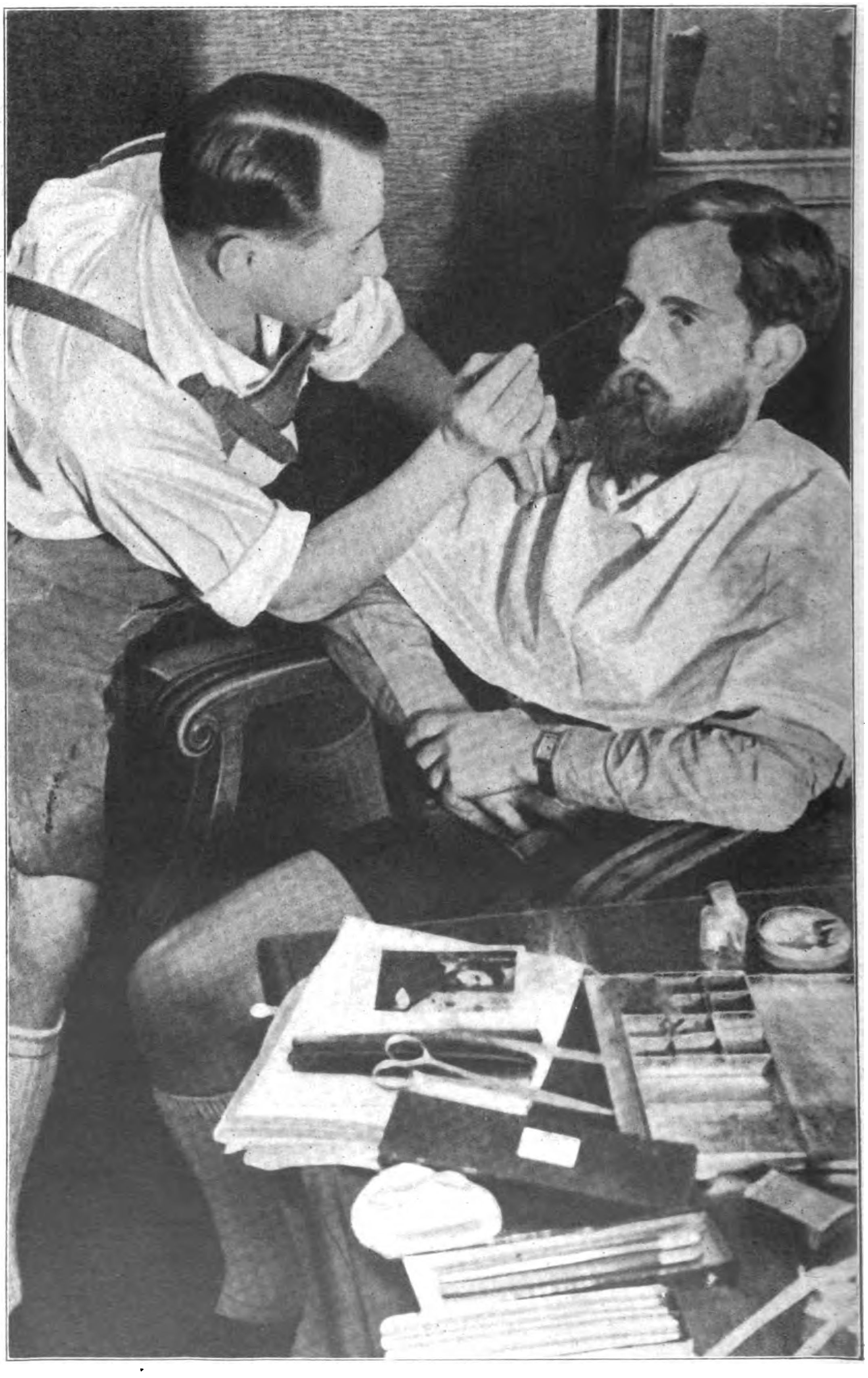
Aufnahmen: Bayer. Bildbericht-Fischer (2). Alice Heß (1). Huhle (1)



Letzte Kostümprobe für die Begleitfiguren zum Festzug. Ein germanischer Priester erhält die letzten Feinheiten an seiner Frisur; ein Soldat aus den Freiheitskriegen und eine Figur aus dem Mittelalter werden sich gleich danach zum letzten Schliff unter die Hände des Künstlers begeben



Fleißige Hände schaffen an einem großen Baldachin für den Festzug.



Für einen Künstlerstammtisch aus vergangenen Tagen beim Künstlerfest im Löwenbräukeller ersteht neben anderen berühmten Malern auch die Gestalt Arnold Böcklins.



An einem goldgestickten Prunkmantel, der im Festzug einhergetragen werden soll, wird letzte Hand gelegt



Der Chinesische Turm im Englischen Garten, eine Stätte Alt-Münchener Gemütlichkeit, wird zum Schauplatz großer Künstlerfeste umgestaltet.

Aufnahmen: Alice Heß (2). Bayer. Bildbericht Fischer (1).



Über den Dächern von München

wird unter der Leitung des Staatsschauspielers K. Delcroix das Alt-Münchener Kasperltheater geprobt, das am Tag der Deutschen Kunst am Chinesischen Turm durch lebende Figuren zur Aufführung gelangt.



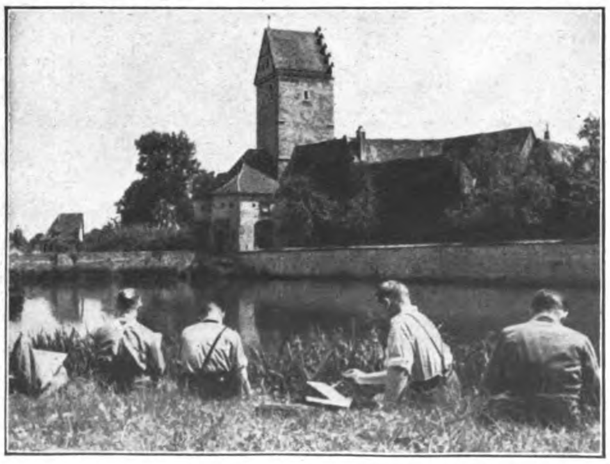


Reichsführer SS Himmler senkte einen Eichenbusch in die endgültige Ruhestätte des deutschen Königs Heinrich

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann (2) Neubauer (3).

KÖNIGS HEINRICH I. GEBEINE GEFUNDEN UND BEIGESETZT

Feierliche Weihestunde an der Gruft des großen Königs Heinrich im Dome zu Quedlinburg. Im Vordergrund: Reichsführer SS Himmler.







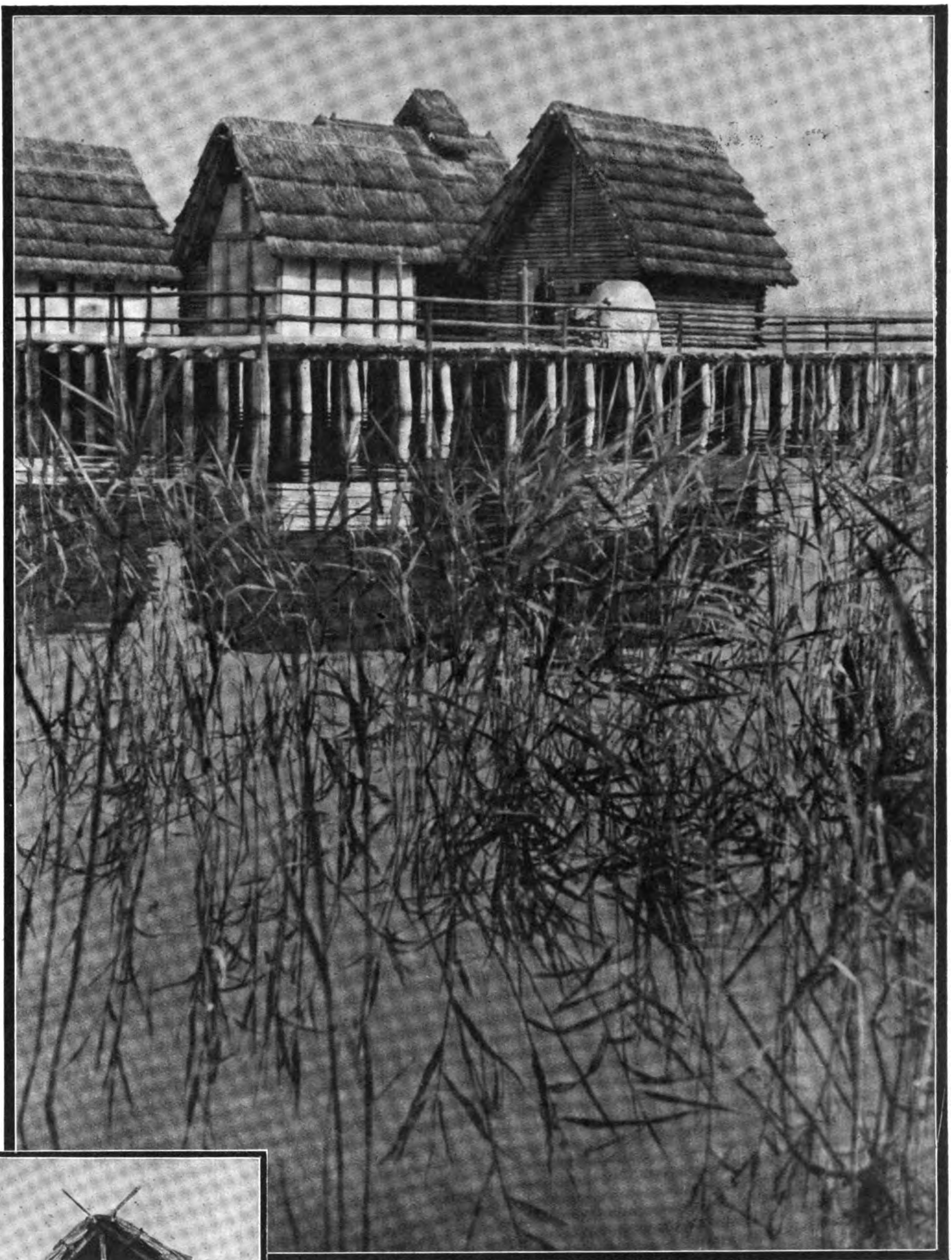
Nationalsozialistische Volkswohlfahrt schickt Künstler in alte deutsche Städte.
Im Rahmen der Adolf-Hitler-Freiplatzspende konnten das erstemal deutsche Künstler als Berufsgruppe an historischen deutschen Stätten Erholung finden und sich in der Freizeit ihren Berufen nach Belieben widmen. Die Aufnahmen zeigen unsere Künstler bei ihrer Beschäftigung in dem schönen Städtchen Dinkelsbühl.

Wiedererstandene Vorzeit

DIE PFAHLBAUTEN VON UNTERUHLDINGEN AM BODENSEE

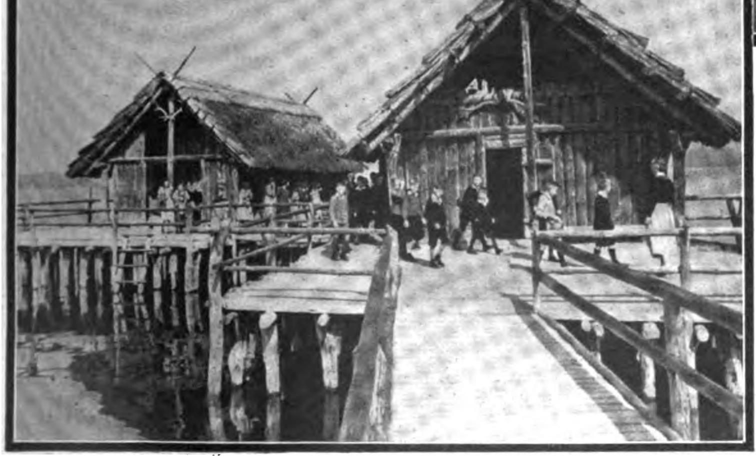
Pfahlbauten! — Romantische Träume aus unserer Kinderzeit steigen in unserer Erinnerung auf. Mitten im glatten See die Pfahlbauburg, ein sicherer Schutz vor Feinden und wilden Tieren, so stand es in den alten Schulbüchern. Die Vorgeschichtsforschung hat die Pfahlbauten ihrer Romantik entkleidet. Sie hat gezeigt, daß sie den größten Teil des Jahres über gar nicht im Wasser standen, sondern nur wegen der häufigen sommerlichen Überschwemmung des Sees auf Pfählen errichtet waren. Es waren Fischer- und Bauerndörfer, wie wir sie heute noch überall am Bodensee sehen, erst viel später sind sie vom Wasser überflutet worden und auf den Seegrund gelangt Schon lange haben sich die Bodenseefischer über die Pfähle auf den ufernahen Teilen des Seegrundes gewundert, die ihre Netze zerrissen, und haben die merkwürdigen alten Geräte gesammelt, die zwischen den Pfählen zum Vorschein kamen 43 steinzeitliche und 12 bronzezeitliche Pfahlbauten sind bis heute an den Bodenseeufern entdeckt worden. Unteruhldingen hat eine besonders fundreiche steinzeitliche und eine bronzezeitliche Siedlung.

Wie oft wünschte sich der Erforscher der Unteruhldinger Pfahlbauten, der Bauer und Fischer Georg Sulger, die Wiedererrichtung eines solchen Pfahlbaues. Die Möglichkeit hierzu gaben die großen Ausgrabungen, die Prof. Reinerth im Federseemoor und am Bodensee durchführte. Sie erschlossen uns den Hausbau unserer steinzeitlichen und bronzezeitlichen Vorfahren in allen Einzelheiten. Unter der wissenschaftlichen Leitung von Prof. Reinerth erstellte so der von Bürgermeister Sulger gegründete Pfahlbauverein Unteruhldingen das erste vorgeschichtliche Freilichtmuseum in Deutschland. Es ist das Bestreben des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte, daß bald jeder deutsche Gau ein Freilichtmuseum ähnlich wie Unteruhldingen erhält, in dem immer gerade die für seine Vorzeit bezeichnenden Bauten wiedererstehen sollen. So errichtete Prof. Reinerth bei Oerlinghausen im Teutoburger Wald einen cheruskischen Sippenhof, aus der Zeit der Hermannschlacht, und auf dem Lübecker Stadtwall ein



Ein großartiges Freilichtmuseum deutscher Vorgeschichte:
Am Bodensee zur Bronzezeit
Gegenüber den Bauten aus der Steinzeit (unten) zeigen diese Häuser schon den Fortschritt von Flechtwerk- oder Blockwänden.

Aufnahmen Payer, Bildbericht (Fischer)



Hunderte von Schülern überzeugen sich in Unteruhldingen täglich von der Kulturhöhe, die schon unsere steinzeitlichen Vorfahren besaßen.

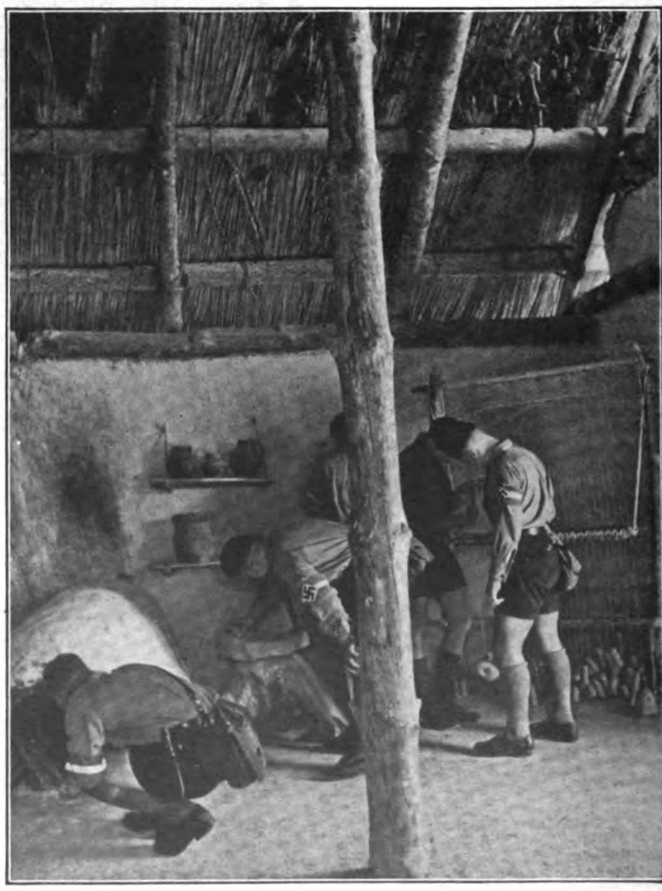


In der Mitte der bronzezeitlichen Siedlung steht, die anderen Bauten überragend, das Führerhaus mit einem besonderen Vorraum.



Einfach, schön und praktisch ist das Bronzezeithaus eingerichtet, über der von zwei Feuerböcken flankierten Herdstelle hängt der Kochkessel. Waffen und Geräte finden ihren Platz an den festen Blockwänden.

nordisches Steinzeithaus der Großsteingräberkultur und ein suebisches Gehöft der Zeitwende. Die Freilichtmuseen sollen jedem Volksgenossen die hohe Kultur unserer Ahnen lebendig machen, sie sollen die lange zerstörte Brücke zu den unvergänglichen Werten unserer Vorzeit wieder aufbauen helfen



Im Küchenraum des steinzeitlichen Pfahlbauhauses. Hitler-Jugend untersucht den Backofen und den Webstuhl.

Für 8 Wochen vom Amt weg – in die Betriebe

Führende Männer von Partei und Staat werden in Zukunft regelmäßig auf 8 Wochen in die Betriebe gehen und ohne Rücksicht auf Amt und Würde als Landarbeiter, Hilfsmonteure oder Fabrikarbeiter eingesetzt werden



Stabsleiter Hugo Fischer (rechts hinten) von der Reichspropagandaleitung der NSDAP. beim Transport einer schweren Eisenplanke auf der Deutschen Werft in Hamburg



Regierungsrat Schlecht vom Ministerbüro Dr. Goebbels (Zweiter von links) als Landarbeiter auf einem schlesischen Großgut

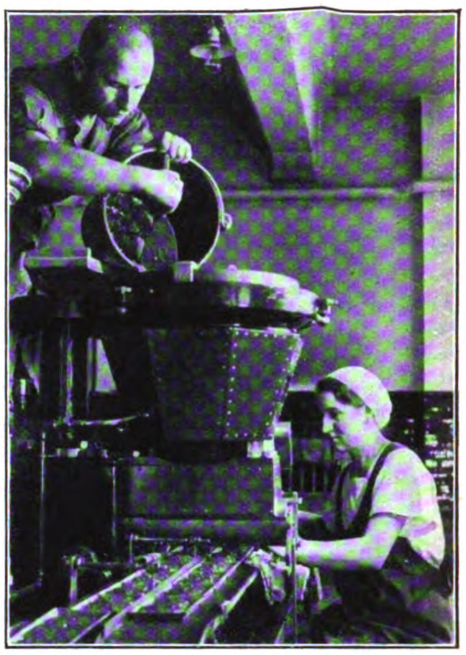
Reichspropagandaminister Dr. Goebbels hat es zu einer ständigen Einrichtung erhoben, daß die höheren Beamten und Landesstellenleiter des Propagandaministeriums auf 8 Wochen als Hilfsarbeiter in Fabriken und landwirtschaftliche Betriebe gehen, wo sie als Arbeiter unter Arbeitern leben und tätig sein werden. Die führenden Männer des Propagandaministeriums sollen in der Front des werktätigen Volkes stehen, damit sie aus eigener Anschauung heraus erfahren, wie der deutsche Arbeiter fühlt und handelt; sie sollen die Nöte und Sorgen, aber auch die Freuden des Arbeiters kennenlernen und durch den Arbeitseinsatz in lebendiger Fühlung mit dem Volke bleiben



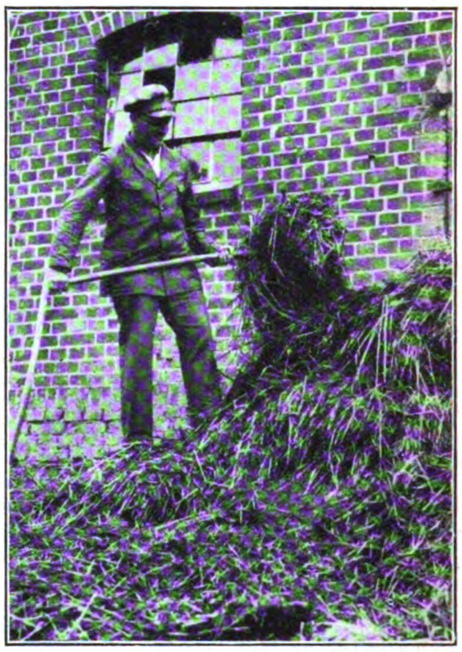
Landesstellenleiter der Kurmark, Scherer, montiert für die Firma Siemens & Halske einen Großlautsprecher



Für 8 Wochen weg vom Amt in die Betriebe.
Ministerialrat Hasenöhrl, Leiter der Auslandsabteilung des Propagandaministeriums, in einer hannoverschen Tapetenfabrik beim Verladen der schweren Papierrollen.



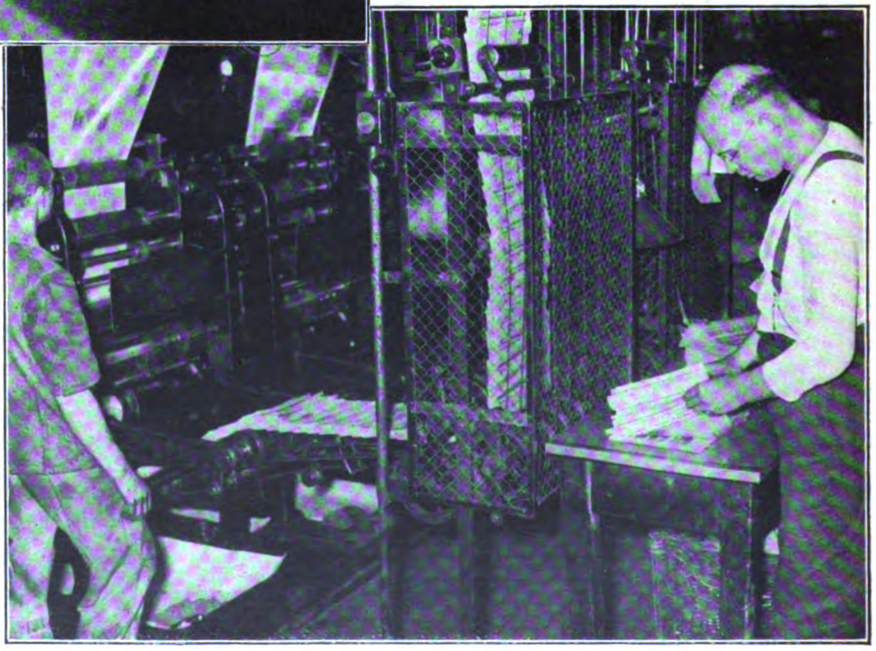
Landesstellenleiter Westfalen-Süd, Brust, in der Tafelformerei der Schokoladenfabrik Mauxion.



Landesstellenleiter Mittelfranken, Bäselsöder, gabelt Mist auf einem mecklenburgischen Bauernhof.



Reichssendeleiter Hadamovsky an der Mischmaschine einer Gummifabrik.



Landesstellenleiter Magdeburg-Anhalt, Dr. Ihlenburg, an der Rotationsmaschine eines großen Zeitungsbetriebes.

Sämtliche Aufnahmen: Heinrich Hoffmann

DIE DEUTSCHE ARBEITS-FRONT

IHRE ÄMTER UND LEISTUNGEN

XVIII b.
KdF. Amt „Feierabend".

Mittler zwischen Kunst und Volk.

Draußen, weitab von jedem Dorf und jeder Stadt, liegt das Reichsautobahnlager — 500 Mann Belegschaft. Tag für Tag, ob Regen, Schnee, Eis oder Sonnenschein, schaffen diese 500 wie Hunderttausende andere, die an den öffentlichen Bauten oder den Straßen des Führers bauen. Sie lebten dort draußen ein Leben der Einsamkeit, fern von allen kulturellen Freuden, wenn nicht — der Leiter des Amtes „Feierabend", Parteigenosse Klemme, nimmt den Finger von der Riesenkarte Deutschlands, auf der die über 700 von der Sonderaktion für Reichsautobahnen im Amte „Feierabend" betreuten Lager aufgezeichnet sind — eine Sonderaktion für Reichsautobahnen bestünde. Geheimnisvolle Linien in allen Farben laufen kreuz und quer von Lager zu Lager. Diese Linien und Farben zeigen den Eingeweihten, wie das Lager betreut wird, zeigen den Weg der Reichsautobahnbühne, der „KdF."-Veranstaltungen usw.

Besonders eindrucksvoll kommt die Zusammengehörigkeit von Arbeit und Kultur in den Konzertveranstaltungen in Fabriken und Werkräumen zur Geltung. Dort, wo der schaffende Mensch sein Tage-



Parteigenosse Klemme, der Leiter des Amtes „Feierabend" in der DAF., im Gespräch mit dem Leiter der NS.-Sinfonieorchester, Parteigenosse Adam (links). Die Werkkonzerte des Amtes „Feierabend" brachten Tausenden von Volksgenossen Freude und Entspannung.

Aufnahmen: Fritz Boegner



Die Reichsautobahnbühne ist da!
Oft sehr weit von der nächsten Stadt entfernt, abseits der großen Straßen, liegt das Reichsautobahnlager. In regelmäßigen Abständen sorgt hier das Amt „Feierabend" der DAF. mit Theater- und Filmvorführungen für Unterhaltung und Abwechselung.



Links: Die Reichsautobahner bestürmen nach der Vorstellung die Schauspieler um Autogramme. Die Künstler haben diese Dankbarkeit auch verdient, denn bei Regen und Frost muß sich oft die Reichsautobahnbühne ihren Weg zu den Männern bahnen, die an den Straßen des Führers bauen

werk vollbringt, dorthin gehen die Orchester, an ihrer Spitze das NS.-Sinfonieorchester, um den schaffenden Menschen die herrlichsten Werke deutscher Kultur zu vermitteln. Es ist ein reiches Arbeitsfeld, das von dem Amt „Feierabend" bearbeitet wird. Um den Volksgenossen die Kulturwerte seiner Nation zugänglich zu machen, wurden vom Amte „Feierabend" Kunstausstellungen in Betrieben und Fabriken durchgeführt. Einen wichtigen Raum in der Arbeit des Amtes nimmt die Förderung des Volksliedsingens, der Laienspiele und Trachten- und Volkstanzgruppen ein. Durch einen geschulten Mitarbeiterstab wird vom Amt die bodenständige Volkskultur gefördert und in die Feierabendgestaltung einbezogen. Alle Arbeit des Amtes „Feierabend" ist darauf aufgestellt, unsere schaffenden Volksgenossen, die in den vergangenen Epochen als zweitrangig betrachtet wurden, heranzubringen an die kulturellen Güter ihrer Nation



Volksmusik, Volksliedsingen und Volkstanz werden vom Amt „Feierabend" weitgehend gefördert und möglichst ausgiebig in die Feierabendgestaltung eingesetzt. Die alten Werte deutschen Brauchtums sollen wieder erweckt werden, um eine entscheidende Rolle mitzuspielen im deutschen Kulturleben.

XVIII c. KdF. Die Organisation des Optimismus.

Wo „KdF." ist, da ist Freude und Frohsinn. Lachende und glückliche Menschen. Alle kulturellen Gebiete der Nation erschließt die NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" den deutschen schaffenden Menschen und räumt so die gesellschaftlichen Vorurteile vergangener Epochen restlos hinweg. In den großen Bädern der Nord- und Ostseeküsten, auf den Riesenschiffen, die bis hinunter nach Madeira eilen, in den schneebedeckten Bergen des Südens, ist der deutsche Arbeiter durch „KdF." genau so heimisch geworden, wie in den Opernhäusern und Konzertsälen, auf den Sportplätzen und in den Hörsälen. „KdF." hat das kulturell untermauert, was dem deutschen Arbeiter weltanschaulich durch den Nationalsozialismus gegeben worden ist.



Rechts: Reichsorganisationsleiter Dr. Ley besichtigt mit dem Leiter der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude", Parteigenosse Horst Dreßler-Andreß, eine Ausstellung.

Die nachgelassenen Finanzen des Grossherzogs

ROMAN VON FRANK HELLER

(9. Fortsetzung.)

Horatio Simpkins, der Jüngere, warf mir einen vernichtenden Blick zu, räusperte sich und fuhr fort: „Dieses Schreiben erregte zuerst unser größtes Erstaunen und, warum es verhehlen, auch Mißtrauen. Es schien uns undenkbar, daß die Gesetzesartikel, die hier erwähnt wurden, existieren oder noch rechtskräftig sein sollten. In dem letzteren Punkte mußten wir sehr bald unsere Auffassung modifizieren. Auch England hat ja Gesetzesbestimmungen, die vielen sonderbar vorkommen und Hunderte von Jahren zurückreichen. Aber existierte das erwähnte Dekret überhaupt?

Das war die erste Frage, die wir uns zu beantworten hatten. Der nächste Punkt war, die Tragweite seiner Bestimmungen zu erforschen, der dritte, in Erfahrung zu bringen, welche Interessen es waren, die unser unbekannter Korrespondent vertrat. Wir bestätigten Monsieur A. Fraternité, daß wir seinen Brief erhalten hatten, und setzten uns dann mit unserem Vertreter in Mahon in Verbindung.

Dieser war sehr bald in der Lage, festzustellen, daß das erwähnte Dekret existierte und rechtskräftig war, da es nie aufgehoben wurde Zugleich teilte er uns dessen Entstehungsgeschichte mit, und diese ist für das richtige Verständnis der ganzen Angelegenheit von so großem Interesse, daß ich sie hier mit einigen Worten zusammenfassen will

Der Großherzog, der im Jahre 1773 in Minorca regierte, Don Jeronimo I., gemeiniglich der Glückliche genannt, hatte zwei Söhne und zwei Töchter Den älteren der Söhne, der ihm später unter dem Namen Jeronimo II. auf dem Throne folgte, habe ich schon zu Beginn meines Exposés erwähnt. Nach ihm kamen die beiden Töchter, und dann der jüngere Sohn, dem der Vater den Namen Graf von Ciudadela und Valverde gegeben hatte. Er war ein unruhiger Geist, der sich bei seinen häufigen Besuchen in Frankreich, wohin der Vater ihn geschickt hatte, damit er sich in Anstand und guten Sitten vervollkommne, anstatt dessen von den Modephilosophen jener Zeit blenden ließ, den sogenannten Enzyklopädisten, deren verhängnisvolles Spiel mit dem Feuer kaum zwanzig Jahre später die Französische Revolution zeitigen und eine ganze Welt in Brand stecken sollte. Vergeblich suchte Don Jeronimo I. seinem Sohn die Augen für die Gefährlichkeit der Ansichten, die er dort eingesogen hatte, zu öffnen Der Graf von Ciudadela weigerte sich nicht nur, seinen Ideen zu entsagen, er erklärte sich vielmehr bereit, wo immer es ihm möglich sei, dafür zu kämpfen. Auf die Frage des Vaters, weshalb er diesen Kampf nicht in Minorca beginne, erwiderte er, er fände es hoffnungslos in einem so versumpften, reaktionären Lande etwas ändern zu wollen. Diese Unterredung fand am 2 Dezember 1773 statt. Schon am folgenden Tage erließ Don Jeronimo das Dekret, von dem wir oben gehört haben, und kaum eine Woche später segelte der Graf von Ciudadela nach Neapel, um dort mit dem Kampf für seine Ideen zu beginnen

Was Don Jeronimo mit dem Edikt beabsichtigte, ist, im Lichte dieser Tatsachen gesehen, klar genug. Da der Thronfolger noch keine Leibeserben hatte, wollte er dafür Sorge tragen, daß die Krone gegebenenfalls nicht dem Revolutionsphilosophen Juan Felipe von Ciudadela zufalle, sondern dessen Schwestern. Und um sich gegen alle Möglichkeiten zu sichern, fügte er die Bestimmung des obligatorischen Aufenthaltes des Regenten im Reiche, dessen Domänen und Besitzungen hinzu. Juan Felipes Abscheu gegen sein Vaterland schien ihm eine genügende Bürgschaft dafür zu bieten, daß er unter solchen Bedingungen nicht nach der Krone trachten würde. Ich wiederhole — aus historischem Gesichtspunkt ist das Dekret in jeder Hinsicht wohlbegründet Etwas anderes ist es, daß Gesetze und Verordnungen, die auf einen bestimmten vorliegenden Fall abzielen, später oft gegen ihre ursprüngliche Absicht wirken Die Geschichte gibt uns viele Beispiele dafür. Man hat allen Grund zu befürchten". — Mr. Simpkins bediente sich langsam aus der Schildpattdose — „daß Don Jeronimos Edikt sich direkt gegen seine ursprüngliche Absicht, für die ruhige, sichere Entwicklung des Reiches zu sorgen, auswirken wird!

Wir hatten nun die Existenz des Dekrets und die Tragweite seiner Bestimmungen festgestellt Es erübrigte noch festzustellen, welche Interessen es waren, die unser Korrespondent, Monsieur Fraternité, vertrat. Soviel wir wußten, war Seine Hoheit Don Ramon XX der einzige lebende Nachkomme des Hauses Ramiros. Sollte es noch irgendwelche unbekannte Verwandte geben? Da uns selbst die Voraussetzungen für eine Untersuchung dieser Art fehlten, wendeten wir uns an eine Firma mit langjähriger Erfahrung auf diesem Gebiete — Mr. Simpkins neigte leicht den Kopf gegen meinen Begleiter Lavertisse, der dies mit einer Verbeugung erwiderte —, nämlich an das Institut für Genealogische Forschung. Was dieses uns in Bälde berichten konnte, war folgendes:

Es gab nur eine einzige Seitenlinie des regierenden Zweiges des Hauses Ramiros. Auf Don Jeronimo I. war sein Sohn Don Jeronimo II. gefolgt. Seine beiden Schwestern, zu deren Gunsten das Salische Gesetz aufgehoben worden war, waren ohne Nachkommen verstorben. Die eine von ihnen hatte sich mit einem Prinzen aus dem Hause Bourbon-Parma vermählt, der aber sehr bald durch einen unglücklichen Schuß bei einer Jagd ums Leben gekommen war. Die andere Schwester ging 1789 ins Kloster, wie die Überlieferung sagt, um die Sünden ihres Bruders Juan Felipes zu sühnen, dem sie die direkte Verantwortung für den Ausbruch der Französischen Revolution zuschrieb Auf Don Jeronimo II. folgte dessen einziger Sohn, Don Ramon XVIII., und weder dieser, noch dessen Sohn, Don Luis XI., noch auch dessen Sohn, Don Ramon XIX., hatte außer den betreffenden Thronfolgern noch andere Nachkommen

Wir kehren also zu Juan Felipe Graf von Ciudadela und Valverde zurück, der im Jahre 1773 sein Vaterland verließ Hat er irgendwelche Nachkommen hinterlassen? Wie es sich zeigte, war dies in hohem Maße der Fall. Von Minorca hatte er sich nach Neapel, der Hauptstadt des Königreiches beider Sizilien, begeben doch die neapolitanische Polizei fand sehr bald seine Anwesenheit durchaus unerwünscht, und schon drei Monate später finden wir ihn in Wien ansässig, wo das strenge, aber gerechte Regiment der Kaiserin Maria Theresia seinem revolutionären Eifer viele Angriffspunkte bot. Dies hinderte ihn jedoch nicht, sich auch noch mit anderen Dingen zu befassen. Zu Beginn des Jahres 1774 heiratete er eine junge Wienerin aus bürgerlicher Familie. Der Vater hieß Lindauer und soll Gastwirt in einem der Wiener Vororte gewesen sein War es die Verachtung des Revolutionärs für Titel und ererbte Namen oder der Respekt des Aristokraten vor ihnen, der den Grafen von Ciudadela bewog, bei der Schließung der Ehe seinen Namen ‚Johann Philipp von Zitadell aus Minorca' zu unterzeichnen? Es steht uns frei zu glauben, was wir wollen, und da Zitadell eine ebenso richtige Übersetzung von Ciudadela ist wie Johann Philipp von Juan Felipe, kann niemand den männlichen Kontrahenten bezichtigen, unter falschem Namen geheiratet zu haben! In dieser Ehe kamen zwei Kinder zur Welt, bald darauf wurde die Mutter durch vorzeitigen Tod hinweggerafft. Ob Juan Felipe das Leben in Wien nach ihrem Hinscheiden nicht mehr freute, oder ob ihm die österreichischen Behörden, die durch ihre überaus wachsame Polizei bekannt waren, das Leben sauer machten, wissen wir nicht. Eines ist sicher: er verschwand vom Donaustrand, ohne sich weiter um seine zwei Söhne zu kümmern, und als er das nächste Mal wieder auftaucht, sehen wir ihn in einem ganz anderen Milieu, nämlich in Edinburgh in Schottland.

Da gab es zu jener Zeit noch eine recht starke Partei, die sich trotz der Niederlage bei Culloden im Jahre 1746 weigerte, die englische Herrschaft und ihre Segnungen" — Mr. Simpkins bediente sich aus der Schildpattdose und schnob durch die Nase — „anzuerkennen. Noch nach so vielen Jahren hielten sie am Hause Stuart fest und sangen Lieder zum Preise von Bonnie Prince Charles Juan Felipe dürfte kaum bie eine königliche Familie der anderen vorgezogen haben Seine Unzufriedenheit war wie die seiner modernen Kollegen gegen das Bestehende als solches gerichtet Aber England war ja damals wie heute die Hochburg des Bestehenden, und wenn er dem Hause Hannover Schwierigkeiten bereiten konnte, indem er für das Haus Stuart agitierte, so tat er es mit Freuden. Einer der Schotten, mit denen er zusammenarbeitete, war ein kleiner adeliger Squire, namens Mac Farlane der eine Tochter, Susan, hatte. Juan Felipe bewarb sich um die schöne Susan, bekam ihr Jawort und heiratete sie. Diese zweite vollgültige Ehe datiert aus dem Jahre 1786 Sie wurde bald mit Kindern gesegnet und schien sich glücklich anzulassen. Nichtsdestoweniger nahm sie ein sehr rasches Ende, und was dies verursachte, war nichts Geringeres als die Französische Revolution

Kaum hatte Juan Felipe das erste Echo des Donnergrollens in Paris gehört, als sein Entschluß auch schon gefaßt war Den Verschwörer in Neapel, Wien und Edinburgh zu spielen, war ja ganz schön und gut, aber auf die Dauer konnte es einen so ‚byronschen' Geist" — Mr. Simpkins schnob heftig — „nicht befriedigen. Ohne Frau oder Kindern einen Gedanken zu schenken, begab er sich, so rasch es die damaligen Beförderungsmittel gestatteten, nach Paris Da war die Revolution schon in vollem Gang Die Ideen, die er in seiner Ju-

gend bei Voltaire, Rousseau und Konsorten eingesogen hatte, begannen nun Früchte zu tragen. In Schottland wartete seine Familie vergebens auf Nachrichten von ihm. Seine Frau mußte um seinetwillen viel Schmach erdulden, trug es aber mit dem Gleichmut einer tapferen Seele. Der einzige äußere Beweis für ihre Gefühle war, daß sie seinen spanischen Familiennamen Cindadela allmählich durch das englische Gegenstück ersetzte und für sich und ihre Kinder den Namen Fortreß annahm.

Was Juan Felipe betrifft, so ist es schwer, um nicht zu sagen unmöglich, seine Schicksale in dem Hexenkessel der Pariser Revolution bis ins einzelne zu verfolgen. Politisch gesehen, scheint er sich immer auf dem äußersten linken Flügel befunden zu haben, in Gesellschaft von Marat, Robespierre und ihresgleichen. Als die Schreckensherrschaft endlich vorbei war, kann es uns daher nicht wundernehmen, daß er die Folgen seines allzugroßen Weltverbessereifers zu tragen hatte. Doch erlebte er sie in sehr milder Form. Das Directoire und Buonaparte begnügten sich damit, ihn in die Gefangenschaft nach Französisch-Louisiana zu schicken. Es liegt eine Ironie des Schicksals darin, daß gerade, als dies geschah, sein hoher Bruder, Don Jeronimo II. — dem Juan Felipe wie das wilde Tier der Apokalypse erschienen sein muß — seinen Hoflibellisten eben jene Schmähschriften gegen das Directoire und Buonaparte verfassen ließ, die ihn einige Jahre später seine Krone kosten sollten! So können sich die Extreme begegnen! Juan Felipes Gefangenschaft in Louisiana währte zehn lange Jahre. Dann gelang es ihm, in den Vasallenstaat Seiner Spanischen Majestät, Mexiko, zu entfliehen, wo er dank seiner Herkunft, aus der er kein Hehl machte, Zutritt in die höheren Kreise erhielt. Einer seiner neuen Freunde, ein Graf de Fonseca, hatte eine schöne Tochter, namens Juanita. Binnen kürzester Zeit war sie Gräfin von Ciudadela und Valverde. Aber die Münze behält ihr Gepräge, wenn es auch von den Jahren verwischt wird! Gar bald war Juan Felipe mit neuen Umtrieben beschäftigt. Diesmal handelte es sich nicht darum, brave Österreicher gegen eine landesväterliche Despotie oder leichtgläubige Schotten gegen Englands mildes Regiment aufzuwiegeln — nein, seine Pläne waren die hochfliegendsten, die er noch je gehabt. Er wollte das lateinische Amerika vom spanischen Mutterland losreißen. Warum sollte dann nicht er die Stelle einnehmen, die nach dem Vizekönig von Mexiko frei würde? Seine Pläne waren jedoch noch kaum zu Taten gereift, als sie ein jähes Ende fanden. Der Graf de Fonseca, der die Vermählung seiner Tochter triumphierend dem Heimatland mitgeteilt hatte, bekam von dort einen Brief, der ihm reinen Wein darüber einschenkte, mit wem sie sich vermählt hatte, und zugleich trafen an alle Gouverneure, Kommandanten und Befehlshaber Seiner Spanischen Majestät Orders ein, Juan Felipe von Ciudadela und Valverde, wo immer sie ihn sahen, sofort zu ergreifen und bis auf weiteres in Gewahrsam zu halten.

Eine Arretierung war also unmittelbar bevorstehend. Aber Juan Felipe, in dem das Mißtrauen und die Wachsamkeit des Verschwörers sich nun bereits zu einem sechsten Sinn entwickelt hatte, roch Lunte und verschwand, gerade als die Bombe platzen sollte. Er verließ wieder einmal Frau und Kind — ein Sohn war in der Ehe geboren worden — und floh Hals über Kopf. Seine Fahrt ging nach Peru, und da ereilte ihn bis auf weiteres sein Schicksal. Der Festungskommandant in Trujillo verhaftete ihn und sperrte ihn in das Kastell der Stadt. Wie lange seine Gefangenschaft währte, ist nicht genau festgestellt, und über die Art seiner Befreiung sind mancherlei abenteuerliche Geschichten im Umlauf. Sicher ist, daß er befreit wurde und daß die Situation von Grund aus verändert war, als dies geschah. Der große Freiheitsheld Südamerikas, Simon Bolivar, war auf den Plan getreten, und in seinem Schatten war Juan Felipe verurteilt, eine Rolle zweiten Ranges zu spielen. Sein Alter verging unter vergeblichen Versuchen, eine letzte Art von Revolution zu machen — die Farbigen gegen die Weißen aufzuwiegeln. Das war der letzte verzweifelte Versuch eines entgleisten Menschen, und mitten darin starb er.

Die Frage, die die Firma Simpkins, Simpkins, Simpkins & Söhne interessierte, war die, ob aus einer der drei erwähnten Ehen Nachkommen existierten, die rechtmäßige Ansprüche an den Thron und das Vermögen des Hauses Ramiros erheben konnten. Diese Frage muß ohne Zweifel bejaht werden. Aber ich halte es für das Beste, meinen gelehrten Freund, Monsieur Lavertisse, selbst sein Gutachten in dieser Frage abgeben zu lassen."

Er neigte den Kopf gegen die Anwesenden. Das jüngere Mitglied der Firma Simpkins schlug mit dem Hammer auf den Tisch und sagte:

„Mr. Horatio Simpkins hat seine Darlegungen beendet. Monsieur Lavertisse hat das Wort!"

Bisher hatte mich Mr. Simpkins' Erzählung derartig in Atem gehalten, daß ich alles rings um mich ganz vergessen hatte, um mir nur ja kein Wort entgehen zu lassen. Erst in dem Augenblick, in dem er das Monokel aus dem Augenwinkel fallen ließ und seine Darlegung beendete, fand ich Zeit, mich in dem Raum, in dem ich saß, umzusehen. Was ich da sah, gab mir einen Riß — und ich war doch jetzt schon gegen Überraschungen so ziemlich abgehärtet.

Außer den drei Herren Simpkins, Lavertisse und mir selbst saßen noch fünf Personen um den Tisch. Drei von ihnen kannte ich: sie, den schottischen Professor und Monsieur A. Fraternité. Was bedeutete das? Was konnte es anderes bedeuten, als daß alle diese Personen in der einen oder anderen Weise an Mr. Simpkins' Erzählung interessiert waren? Aber was hatte ich in dieser Gesellschaft zu suchen?

Monsieur Lavertisse hatte schon die längste Zeit seine schwarze Aktentasche bereitgehalten. Kaum hatte Mr. Simpkins zu Ende gesprochen, als er sie auch schon öffnete und eine imponierende Sammlung von Dokumenten und Aktenstücken aus ihr entweichen ließ. Ich erblickte Schriften und Stempelmarken aus aller Herren Länder, dänische, schwedische, österreichische, englische und spanische. Da waren Tabellen, die sich wie Äste verzweigten, und Stammbäume, auf denen ein Dutzend einzelner Flüsse sich zu einem einzigen Strom vereinigten. Genealogisch gesehen, ist ja jeder von uns ein solcher Strom, ein Amazonenstrom, geboren aus zahllosen Nebenflüssen. Monsieur Lavertisse verbeugte sich leicht:

„Madame, Messieurs! Mein hochgeschätzter Freund, Mr. Horatio Simpkins junior, hat mir eine Frage gestellt, und ich beeile mich, sie so kurz als möglich zu beantworten.

Wie wir soeben gehört haben, hat Juan Felipe seine erste Ehe im Jahre 1774 in Wien geschlossen. Sie ist in den Büchern der Gemeinde St. Anton verzeichnet, in denen der Name des Ehemanns als Johann Philipp von Zitadell aus Minorca und der der Frau als Anna Veronika Lindauer eingetragen ist. In dieser Ehe wurden noch im selben Jahre Zwillinge geboren, beide männlichen Geschlechts. Sie erhielten die Namen Johann Philipp und Johann Jakob. Beide hatten das unruhige Temperament ihres Vaters geerbt. Ehe sie noch das zwanzigste Lebensjahr erreicht hatten, ließen sie sich als Soldaten anwerben, wurden aber bald des Kriegshandwerks überdrüssig und verließen ihr Vaterland schlecht und recht als Abenteurer. Im Jahre 1796 ging der Ältere in Flensburg im damaligen Dänemark eine Ehe mit der Tochter eines dortigen Kaufmanns ein. Im demselben Jahre verheiratete sich sein Zwillingsbruder in Stralsund, im damaligen Schwedisch-Pommern, ebenfalls mit einer Kaufmannstochter. Beide Brüder starben in jungen Jahren, und jeder von ihnen hinterließ nur ein Kind, das in beiden Fällen eine Tochter war. Johann Philipps Tochter heiratete 1817 in Flensburg einen Dänen, namens Bing. Johann Jakobs Tochter hatte sich schon 1813 mit einem schwedischen Leutnant, namens Lindman, vermählt, der in der Schlacht bei Leipzig fiel. Der ältere Zweig ist ganz leicht durch die Jahre zu verfolgen, da er in ausgeprägtem Grade immer wieder sogenannte Vetternehen geschlossen hat. Der letzte und einzige Nachkomme ist nun Herr Justus Bing, wohnhaft in Kopenhagen. Der jüngere Zweig, der nach Schweden übersiedelte, erwies sich hingegen als sehr schwer zu verfolgen. Im Laufe von hundert Jahren haben fünf Generationen einander abgelöst, und in den verschiedenen Ehen sind immer nur Töchter geboren worden. Die Tochter aus der Ehe Lindman heiratete 1831 einen Geistlichen, namens Parelius ..."

„Wie sagten Sie?" murmelte ich und hielt mich an der Tischkante fest. „Parelius?"

„Ja."

„Aber die Großmutter meiner Großmutter hieß Parelius."

„Parfaitement! Durch die Ehen Lindman, Parelius, Dahl, Petré und Bergius gelangen wir von Zitadell bis zu Hegel. Es hat Zeit und Arbeit gekostet, so weit zu kommen, aber Arbeit ist ja dazu da, getan zu werden. Als Sie uns zuerst schrieben, glaubten wir, die Wahrheit zu sagen, daß Ihr Brief ein Bluff sei, denn uns waren keine Nachkommen aus der Ehe Petré bekannt. Aber wir suchten und fanden. Sie sind der letzte und übrigens einzige Überlebende der Linie Johann Jakob. Die Beweise liegen hier!"

Er wies auf die Aktentasche.

„Mit anderen Worten ..."

„Ich überlasse es Ihnen selbst, diese Worte zu finden!"

Eine Stimme, die wie ein Tigerknurren klang, unterbrach uns:

„So hören Sie doch schon endlich mit dieser widerlichen Komödie auf! Als ob dieser Herr (ich bekam einen Blick, der wie ein Stilettstoß war) sich nicht die ganze Zeit völlig im klaren über die Dinge gewesen wäre, die uns der Herr Genealogieprofessor so umständlich erzählt! Als ob es ihm je gelungen wäre, jemanden an die kleine Komödie glauben zu machen, die er zu spielen versucht hat!"

„Wie, Madame? Ich habe Komödie gespielt? Vor Ihnen? Man lernt, so lange man lebt! Und worin bestand diese Komödie, wenn ich mir die Frage erlauben darf?"

„Haben Sie etwa nicht behauptet, daß Sie sich aus Geld, aus einer Erbschaft nichts machen würden? Sie schweigen! Ihr Schweigen ist Antwort genug! Seien Sie ganz ruhig, mon ami, die Sache ist nicht so einfach, wie Sie glauben! Fahren Sie fort, Herr Genealogieprofessor!"

Lavertisse nahm seinen Vortrag wieder auf. Ich konnte ihm nur schwer folgen. Die Neuigkeiten, die ich eben gehört, hatten mich halb und halb betäubt. Der Gedanke, in einem Drama wie diesem, mit seinen vielen eigentümlichen Verwicklungen, mitzuspielen war genug, um jedem, wer es auch sein mochte, einen elektrischen Strom über den Rücken zu jagen. Ich war nicht mehr nur ein unbeteiligter Zuschauer oder ein gleichgültiger Statist, ich stand im Rollenverzeichnis! Was das in Geld ausgedrückt bedeutete, oder ob es in Geld ausgedrückt überhaupt etwas bedeutete, interessierte mich nicht. Oder — war das nicht wahr? Es ist leicht, von Rang und Reichtümern Abstand zu nehmen, solange sie nur ein Luftgebilde oder eine Fiktion sind. Etwas ganz anderes ist es, sich gleichgültig oder abweisend zu verhalten, wenn sie in Reichweite auftauchen, bereit, alles zu geben, bereit, die Rolle des Geistes der Lampe zu spielen. „Eine Rente von zehntausend im Jahr, das ist alles, woraus ich mir etwas mache!" So hatte ich zu Bing in Kopenhagen im Kaffeehaus gesprochen, das hatte ich ihr an Bord der Jacht gesagt. War ich noch immer bereit, es zu wiederholen? Ich suchte es mir einzureden. Aber zutiefst in meinem Innern saß ein kleiner Zweifel und nagte.

Lavertisse sagte:

„Der schottische Zweig von Juan Felipes Nachkommen war sehr leicht zu verfolgen. Im Laufe von hundert Jahren haben wir nur drei Generationen, die alle jenen Namen tragen, mit dem Miß Susan Mac Farlane den spanischen Zunamen ihres ungetreuen Gatten wiedergab, Fortreß. Der einzige jetzt lebende Träger dieses Namens ist der Professor an der Universität Edinburgh, Reginald Fortreß, in den weitesten Kreisen bekannt durch seinen Kampf gegen das Gold als Wertmesser."

Ein wütendes Schnauben unterbrach ihn:

„Mein Herr! Haben Sie die Güte, alle privaten Betrachtungen zu unterlassen! Was man Sie gebeten hat, zu konstatieren, ist meine Verwandtschaft mit der großherzoglichen Familie von Minorca, und die Rechte, die mir daraus erwachsen. Nichts anderes. Meine Ansichten über die unheilvollen Eigenschaften des Goldes sind unverändert. Aber ich habe nie verhehlt oder zu verhehlen gesucht, daß das Gold auch andere Eigenschaften besitzt, obwohl die Menschen es mißverstanden und mißbraucht haben."

Was waren das für Töne? Wenn es jemanden gab, der dem Reichtum und allem, was damit zusammenhing, total abgeschworen hatte, so war es wohl der schottische Professor! Nicht nur das Gold als Wertmesser, nein, der Privatbesitz als solcher war in der letzten Vorlesung, die ich von ihm hörte, die Zielscheibe seiner bittersten Ironie gewesen. Das Inkareich, wo alles Eigentum dem Staate gehörte, war für ihn das Ideal gewesen, und das moderne Europa das Zerrbild eines geordneten Gemeinwesens. Sollte er anderen Sinnes geworden sein? Sollte der Reichtum, aus der Nähe gesehen, sich nicht als so abschreckend häßlich erwiesen haben? Saß auch in seinem Inneren ein kleiner Wurm, der an den Idealen seines Herzens nagte?

Lavertisse fuhr unbeirrt in seinem Bericht fort:

„Die dritte Linie von Juan Felipes Nachkommen war am allerleichtesten zu verfolgen. Sie hatte den Namen des Stammvaters, de Ciudadela und Valverde, beibehalten, nur mit Weglassung des ersten Teiles. Hierdurch betonte sie ihren Ursprung von der hochvornehmen Familie des vornehmen Grafen, ohne sich doch direkt zu der Verwandtschaft mit dem augenblicklich unpopulären Aufrührer zu bekennen. Im Laufe eines Jahrhunderts haben wir vier Generationen, aber die Kinderarmut, die wir schon bei den europäischen Zweigen beobachtet haben, macht sich auch hier geltend. Es gibt keine Seitenlinien, und die einzige, jetzt lebende Repräsentantin des Geschlechts ist die Gräfin Juanita Conecion de Valverde, geboren in Lima, Peru, im Jahre ..."

„Nähere Details sind überflüssig", sagte eine eiskalte Frauenstimme. „Sind Sie jetzt mit Ihrer Vorlesung fertig, Herr Genealogieprofessor?"

„Madame, ich bin fertig."

Ich habe selten einen solchen Ausdruck von Stolz, Triumph, Hohn, Verachtung und allen anderen Gefühlen gesehen, die in dieselbe Klasse rangieren, wie jenen, der sich jetzt in ihren schrägen Raubtieraugen malte. Sie hatte mich betrogen, mich kidnappen, mich durch London verfolgen lassen, sie war sicherlich bereit, die Attacke bei nächster Gelegenheit wieder aufzunehmen — sie war meine Gegnerin und meine Feindin bis zu den letzten Konsequenzen dieser seltsamen Familienfehde. Aber ich mußte mir selbst gestehen — und ich gestand es ohne Vorbehalt oder Zögern —, ich hatte nie etwas Stolzeres und Überlegeneres gesehen als ihr Antlitz und ihr Mienenspiel, als sie nun das Wort ergriff, um mich und die anderen abzufertigen:

„Sie sind zu Ende? Um so besser! Das erspart mir die Mühe, weitschweifig zu werden — denn es scheint mir, daß wir hier schon zu viele Worte an eine so überaus einfache Sache vergeudet haben! Sie, Herr Genealogieprofessor, haben sich große Mühe gegeben, festzustellen, wie viele Personen sich als Nachkommen meines Stammvaters, des Grafen von Ciudadela und Balverde betrachten können! Was haben wir gehört? Daß er in Wien eine Ehe mit einer Gastwirtstochter geschlossen hat! Daß er sich in Schottland ein zweites Mal unter seinem Stande vermählte! Daß es, ringsum in der Welt verstreut, etliche Sprößlinge aus diesen Mesalliancen gibt! War etwas anderes zu erwarten? Ein Stammbaum kann ja dem Inhaber recht viel Freude machen, aber er berechtigt noch lange nicht zu dem Anspruch auf den Thron eines souveränen Reiches! Wenn dem so wäre, würden die Throne, die es noch in Europa gibt, vor endlosen Prozessen stehen! Der Herr Professor der Genealogie hat einen einzigen legitimen Sprößling des Grafen von Ciudadela erwähnt. Meine Stammutter war eine geborene Gräfin de Fonseca. Meine Familie war mindestens ebenso hochgeboren wie das Haus Ramiros in Minorca. Es ist ausgeschlossen, daß irgend jemand anderer als ich als Erbin in Betracht kommt! Ich appelliere an Sie, Herr Präsident" — sie wendete sich mit einem bezaubernden Lächeln Mr. Horatio Simpkins, dem Jüngeren, zu — „habe ich nicht recht?"

Der Chef der Firma Simpkins setzte sich die Schildpattbrille auf die Nase, sah die junge Dame mit einer Miene an, als verkostete er einen Portwein von besonders guter Qualität und antwortete dann mit jener Majestät, die das Alter verleiht:

„Madame, die Frage, die Sie stellen, ließe sich ohne weiteres beantworten, wenn wir in England wären!"

„Aber wir sind ja in England!"

„Nein, Madame, juridisch gesehen nicht."

„Ah, und warum sind wir — juridisch gesehen — nicht in England?"

„Wünschen Sie sich das nicht, Madame! Es würde sich an Ihnen selbst rächen. Wir Engländer haben, wie Sie vielleicht wissen, keine geschriebenen Gesetze. Wir lassen uns von Präzedenzfällen leiten. Und es gibt in England Präzedenzfälle, die gegen Ihre These sprechen!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Tiervater von Stellingen

Carl Hagenbecks Aufstieg zum grössten Tierhändler der Welt

Ein Tatsachenbericht von Johannes Hall

2. Fortsetzung.

Auf dem Kai und in den Straßen, die vom Anlegepier zum Bahnhof führten, stauten sich, als die lange Karawane hindurchmarschierte, gewaltige Menschenmassen, und es bedurfte der größten Aufmerksamkeit Hagenbecks, daß sich kein Unfall ereignete, der bei der Stauung des neugierigen Publikums leicht unabsehbare Folgen hätte nach sich ziehen können. Aber abgesehen von einer zweistündigen Ohnmacht, die der Tritt einer großen Giraffe dem Bruder Carls eintrug, wickelte sich die Verladung der exotischen Tiere auch hier glatt ab, und unter dem Jubel einer mehrtausendköpfigen Menge fuhr der Zug nordwärts.

Als Beispiel für die glänzende Organisation, die Carl Hagenbeck bereits damals seiner Tierhandlung geschaffen hatte, sei erwähnt, daß bei seiner Ankunft in Hamburg nur noch die Strauße und sechs Raubtiere von der riesigen Karawane übrig waren. Alle übrigen Tiere hatte er unterwegs verkauft. Auch der Rest wurde innerhalb vierzehn Tagen abgesetzt.

Nie mehr hat Hagenbeck eine so gewaltige Tiersendung auf einmal aus einem tropischen Lande erhalten, obwohl die Lieferungen seiner Jäger und Fänger in den nächsten Jahren nie abrissen. Die durch seine Hände gehenden Tiere kamen bald aus allen Ländern der Erde, und sein Kundenkreis erstreckte sich über alle Kontinente. Nach der siegreichen Beendigung des Deutsch-französischen Krieges nahm sein Geschäft einen solchen Aufschwung, daß auch die Räumlichkeiten am Spielbudenplatz zu klein wurden, und im Frühling 1874 siedelte Hagenbeck zum Neuen Pferdemarkt in Hamburg über, wo er ein großes Wohnhaus mit einem dahinterliegenden 76 000 Quadratfuß umfassenden Garten erwarb, der mit allen notwendigen Einrichtungen ausgestattet wurde.

Der kleine Tunnel und der große Elefant.

Ende der 60er Jahre in einem kleinen Hotel der belgischen Station Chene bei Lüttich:

Zufrieden über einen guten Kaufabschluß legte sich Carl Hagenbeck ziemlich spät zu Bett, um sich durch einige Stunden Schlaf für die Arbeit, die ihn am anderen Morgen erwartete, neue Kraft zu holen.

Auf ein Telegramm des damals in ganz Europa bekannten Menageriebesitzers Kreutzberg war er nach Lüttich geeilt, um dessen Tierbestand zu kaufen, denn Kreutzberg wollte sich vom Geschäft zurückziehen. Das Angebot kam Hagenbeck sehr gelegen. Es lag eine große Nachfrage nach Tieren vor, und Kreutzberg besaß ganz ausgezeichnetes Material, unter dem besonders eine Elefantenkuh von über drei Meter Höhe jeden Tierkenner entzückte.

Der Menageriebesitzer erwartete Hagenbeck auf dem Bahnhof der alten Wallonenstadt, und beide fuhren sofort nach dem Ort Chene weiter, wo der Tierzug einige Stunden später eintreffen sollte und die Übernahme einfacher und ruhiger erfolgen konnte als auf dem verkehrsreichen Lütticher Bahnhof. Über die geschäftlichen Vereinbarungen waren sie sich bald einig, da Hagenbeck einerseits das Tiermaterial genau kannte, Kreutzberg andererseits dem Hamburger Kaufmann, mit dem er bereits seit Jahren in laufender Verbindung stand, volles Vertrauen entgegenbrachte.



Carl Hagenbeck mit seinen Lieblings-Seelöwen in Stellingen.
Sammlung Handke.

Hagenbeck hatte noch kurz vor dem Schlafengehen einen Überschlag über die angelegte Summe und die Wiederverkaufspreise gemacht und festgestellt, daß die belgische Reise ein gutes Geschäft werden würde. So schlummerte er ruhig dem Morgen entgegen an dem die Übernahme erfolgen sollte.

Plötzlich schreckte ihn lautes Pochen an der Zimmertür aus seinem Schlaf. Verwundert rieb er sich die Augen, es konnte doch noch gar nicht so spät sein, daß er schon aufstehen mußte. Ein Blick auf die Uhr zeigte die vierte Stunde, dennoch erscholl das Pochen wieder, und zwar noch heftiger als vorher, dazu rief eine Stimme: „Herr Hagenbeck! Herr Hagenbeck! Schnell! Schnell! Ein großes Unglück ist geschehen!"

Diese Worte hören, aus dem Bett springen und die Tür aufreißen, war das Werk eines Augenblicks.

Auf dem Gang stand, am ganzen Leibe schlotternd, ein Tierwärter Kreutzbergs und jammerte immerzu: „Ach, Herr Hagenbeck! Ach, Herr Hagenbeck!"

Doch Carl hatte sich schon wieder gefaßt, zog den Boten ins Zimmer und sagte: „Also, Mann, erzählen Sie mal kurz, was ist denn eigentlich los?"

„Was los ist? . . . Die ‚Lissy' ist los! . . . Ich glaube, jetzt hat sie bereits den ganzen Zug zertrampelt! Ach Gott! Ach Gott!"

Hagenbeck erschrak über dieses Jammern des alten bewährten Wärters, den er seit Jahren als einen umsichtigen und selten aus der Ruhe zu bringenden Tierpfleger kannte. Um ihn in eine solche Verfassung zu stürzen, mußte sich schon allerhand ereignet haben.

„Wer ist ‚Lissy' und was zertrampelt sie für einen Zug? . . .", der Kaufmann klopfte dem Aufgeregten beruhigend auf die Schulter,


ECHT TÜRKISCHE TABAKE
DELTA
ATIKAH
24 CIGARETTEN
AUSLESE
Heiligenstaedt
Besser rauchen ist nicht teurer!
Für Atikah brauchen Sie im ganzen nicht mehr auszugeben als Sie sonst für Ihren täglichen Rauchbedarf anzulegen pflegen: weil Atikah vollaromatisch ist, gibt sie Ihnen so viel mehr Genuß, Anregung und Erfrischung, daß Ihr Rauchbedürfnis nachhaltender befriedigt wird als von einer gehaltlosen Tabakmischung, die Ihnen kaum mehr als leicht angewärmte Luft gibt.
5 Pf.
ATIKAH
AUSLESE CIGARETTEN
SELBSTVERSTÄNDLICH OHNE MUNDSTÜCK

„Jetzt erzählen Sie mal ganz ruhig, ich ziehe mich unterdessen an!"

Während Hagenbeck hastig in seine Kleider schlüpfte und sich wusch, stammelte der Wärter:

„Ungefähr zwei Kilometer vor der Einfahrt in Chene muß der Zug durch verschiedene Tunnels. Wir hatten schon alle bis auf einen durchfahren, als das Unglück geschah! . . . Die ‚Lissy', das ist die große Elefantenkuh, war in einem riesigen Lattengestell untergebracht, das auf eine offene Lore montiert ist. Der Kasten war nun höher als die Tunnelöffnung, und als die Lore mit dem Elefanten an die Einfahrt kam, prallte sie mit mächtigem Krach an den oberen Tunnelbogen und zerbrach. Lissy hatte anscheinend geschlafen und wurde durch den Zusammenstoß geweckt und, da die Lokomotive natürlich weiterzog, in den zu niedrigen Tunnel hineingerissen. Sie können sich wohl vorstellen, was sich innerhalb der nächsten Sekunden für ein Durcheinander abspielte. Mit der einen Hälfte des Transportzuges fuhr die Lokomotive weiter, die abgerissene Hälfte steckt zum Teil noch im Tunnel und die freigewordene Lissy, die sicherlich schwere Verletzungen erhalten hat, trampelt in den Trümmern der Wagen herum und zerknackt sie wie Streichhölzer!... Dazu kommt noch, daß sich nur zwei Wagen vor der Elefantenkuh die Käfige mit den Löwen und den Tigern befinden! . . . Stellen Sie sich vor, Herr Hagenbeck, wenn die Lissy auch noch diese Tiere befreit! . . Ach Gott! Ach Gott!"

Hagenbeck erbleichte. Die Sache hörte sich verdammt schlimm an.

Blitzschnell überlegte der junge Hamburger. Dann rief er, schon im Hinausgehen, dem Mann zu:

„Im übernächsten Zimmer schläft Herr Kreutzberg! Wecken Sie ihn sofort und teilen Sie ihm mit, ich sei bereits auf den Bahnhof geeilt, er soll so schnell wie möglich nachkommen!"

An dem verdutzt aufblickenden Nachtportier vorbei stürzte Hagenbeck auf die Straße und jagte zur Station, die glücklicherweise nur einige hundert Meter entfernt war. Hier herrschte ebenfalls große Aufregung, und der aus dem Schlaf gerissene Vorsteher raufte sich vor Verzweiflung die Haare, da er vor lauter Schrecken nicht wußte, was er anfangen sollte. Eins hatte er allerdings sofort nach Eintreffen der Botschaft getan: die benachbarte Station verständigt, keinen Zug abgehen zu lassen.

Nur einige Worte zwischen beiden genügten, und wenige Minuten später rollte eine große Draisine der Unglücksstätte entgegen. Schon nach kurzer Fahrt trafen sie auf den ersten Teil des Transportzuges, stiegen aus und liefen zum Tunnel, der, ein günstiger Zufall, nur etwa 300 Meter lang war.

Das Zugpersonal stand an der Tunnelöffnung und blickte verängstigt hinein, denn furchtbare Trompetentöne schallten ihnen entgegen. Als Hagenbeck die Laute vernahm, legten sich seine größten Befürchtungen, denn als Elefantenkenner hörte er genau, daß es mehr oder weniger Freudentöne waren, die Lissy ausstieß, keinesfalls aber Wutschnauben.

Er fragte sofort nach einem Bündel Heu. Als er die entsetzten Gesichter der Umstehenden bemerkte, mußte er trotz der ernsten Situation lächeln und sagte:

„Jawohl! Sie haben mich richtig verstanden! Ich brauche ein großes Bündel Heu, und zwar schnell..."

Gleich darauf war es zur Stelle. Hagenbeck klemmte es unter den Arm und schritt in den Tunnel hinein, nachdem er erklärt hatte, niemand dürfe ihm folgen, wenn sein Unterfangen gelingen sollte.

„Nehmen Sie doch wenigstens eine Fackel mit! Im Tunnel ist es ziemlich dunkel!" riet ihm der Stationsvorstand.

„Ich habe doch keine Selbstmordgelüste!" erwiderte gelassen der Deutsche.

Er verließ sich offensichtlich völlig auf sein „Tierverständnis", das ihm schon in manchen Fällen geholfen hatte; der Elefant durfte vor allen Dingen nicht glauben, er käme als Feind.

Deshalb hielt er das duftende Heubündel weit vorgestreckt und durchschritt furchtlos den Tunnel. Die drei abgerissenen Wagen, von denen der Wärter befürchtet hatte, Lissy habe sie zertrampelt, standen scheinbar völlig unverletzt in der dunklen Höhlung und bald gewahrte Hagenbeck den riesigen Elefanten, der mit seinem kolossalen Körper fast die ganze hintere Tunnelöffnung ausfüllte. Lissy schien ganz guter Laune zu sein und stieß ab und zu Freudentöne aus, worauf stets ein Krachen und Splittern folgte.

Aha! Sie belustigte sich, die Trümmer ihrer Lore zu zertrampeln!

Nun wußte Hagenbeck bereits, daß er gewonnenes Spiel hatte und rief lockend: „Lissy! Lissy!"

Das Tier hob den Kopf und sog die merkwürdigerweise nach Heu duftende Luft ein. Zwar erschien da noch ein Mensch, aber wenn er einen solchen Leckerbissen mitbrachte, konnte er kaum als Feind kommen.

Die Elefantenkuh ließ die Trümmer Trümmer sein und ging dem Heuduft entgegen. Das aber paßte Hagenbeck nicht in seinen Plan. Er wollte Lissy nicht in den Tunnel hinein, sondern aus dem Tunnel herauslocken. Er beschleunigte seine Schritte und war bald vor dem Tier, das noch einen freudigen Trompetenstoß hören ließ und sich dann über das Heu hermachen wollte.

Hagenbeck überlegte: am Elefanten vorbeigehen und ihn durch das Heu zu einer Drehung in Richtung Tunnelausgang zu veranlassen, kam wegen der Größe Lissys nicht in Frage, er mußte also versuchen, den Koloß rückwärts hinauszudrängen.

Gedacht — getan!

Beruhigend patschte er dem Tier auf die Backen, hielt ihm das Heu vors Maul und während Lissy behaglich schmatzend das willkommene Frühstück verzehrte, drückte Hagenbeck sie langsam rückwärts. Noch war das Bündel nicht alle, da standen sie beide außerhalb des Tunnels.

Hagenbeck atmete auf!

Das Schwierigste war geschafft! Jetzt mußten nur noch ein paar Wärter geholt werden, aber pfeifen oder rufen durfte er nicht, damit Lissy nicht noch nachträglich unruhig wurde, und allein lassen durfte er sie auch nicht. Was sollte er tun?

Da kam ihm Kreutzberg zu Hilfe. Kaum hatte er von dem Boten das Unglück vernommen, als er ebenso schnell wie Hagenbeck angezogen und auf die Station gestürzt war, wo er gerade noch die Draisine hatte wegfahren sehen. Deshalb war er zu Fuß zum Tunnel geeilt, und als er hier gehört hatte, daß Hagenbeck sich im Innern befand, zögerte er keinen Augenblick, ihm zu folgen; er kannte Lissy, die sich seit mehreren Jahren in seinem Besitz befand, sehr gut und konnte früher mit ihr fertig werden als jeder andere.

Zu seinem nicht geringen Erstaunen traf er Hagenbeck und die Elefantenkuh schon im Freien an, wo sich Lissy an den Resten des Heus gütlich tat. Er blieb nun gleich bei dem Tier, das seinen Herrn sofort erkannte und ihn freundschaftlich schubste, Hagenbeck aber eilte zurück und beorderte zwei Wärter zu Kreutzberg. Sie führten den Elefanten sofort in den nächsten Ort, wo er in einer hohen Scheune vorläufig Unterkunft fand.

Bereits zwei Stunden später waren die Trümmer der Elefantenlore weggeräumt und auch die abgerissenen Wagen auf dem Bahnhof Chene angelangt. Hier übernahm Hagenbeck den Tierbestand von Kreutzberg und suchte für Lissy einen besonders großen und festen Waggon aus.

Beim Abschied sagte der alte Menageriehändler, der kein Freund von langen Redensarten war, zu Hagenbeck:

„Ich habe schon immer gesagt, der junge Hagenbeck ist ein Tierkenner, wie man ihn nicht mehr antrifft, und der heutige Tag hat mir bewiesen, daß ich mich nicht getäuscht habe. Sie werden Ihren Weg gehen, mein Junge!"

„Hagenbeck, Sie sind mein Mann . . .!"

An einem Novembermorgen des Jahres 1872 stand Carl Hagenbeck vor der Tür seiner Tierhandlung am Spielbudenplatz und blickte sich nach einem angekündigten Transport um. Seiner Ansicht nach mußte er eigentlich schon eingetroffen sein.

In diesem Augenblick fuhr eine Droschke an den Rand des Bürgersteiges, und ein älterer, etwas untersetzter Herr mit vollen grauen Locken stieg aus. Prüfend blickte der Ankömmling auf die Hausnummer über der Tür, zog eine Besuchskarte aus der Tasche und reichte sie Hagenbeck mit den Worten:

„Melden Sie mich sofort Herrn Carl Hagenbeck...!"

Erstaunt über dieses Ansinnen warf Hagenbeck einen Blick auf die Karte und las erfreut:

„Phineas Taylor Barnum, Amerika."

Dann stellte er sich lächelnd dem weltberühmten Meister des Humbugs, von dem er schon sehr viel gehört hatte, vor. Nun war das Erstaunen auf seiten des Amerikaners, er blickte den jungen Mann fragend an und antwortete dann:

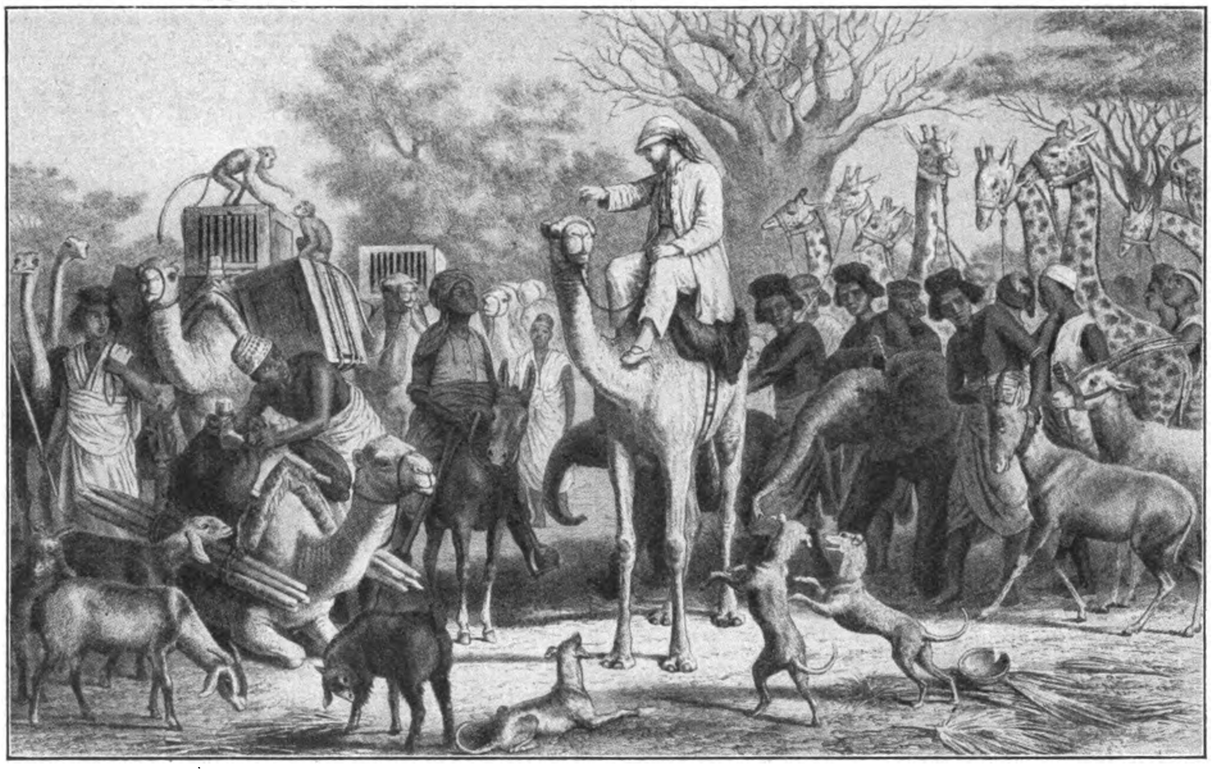
„Oh! Sie sind Carl Hagenbeck! Ich habe Sie mir ganz anders vorgestellt, ungefähr so alt wie mich! Sie sind doch höchstens Mitte der Zwanzig! Nein! So etwas! . . .", und als Carl lächelnd bejahte, fuhr er fort:

„Nun gut! Auch gleich! Hauptsache ist, wir machen gute Geschäfte zusammen! Habe von Ihrem Geschäft vernommen und weiß, daß achtzig Prozent aller Tiere, die nach Amerika kommen, durch Ihre Hände gehen! Auf meiner jetzigen Reise will ich allerdings nicht viel Tiere kaufen, aber Ideen! Verstehen Sie mich, Herr Hagenbeck, ich brauche Ideen! Großartige Ideen, und zahle gut! . . . Im nächsten Frühling will ich in Neuyork ein riesiges römisches Hippodrom im Madison Square Garden eröffnen und brauche hierzu Sensationen! . . . Sensationen!"

Hagenbeck unterbrach den Redestrom höflichst und lud den Gast ein, lieber erst ins Haus zu kommen, wo sie sich ungestörter unterhalten konnten als auf der Straße. Auch ließ Carl seinen Vater rufen, der den Amerikaner, der ein großes, dickes Notizbuch gezückt hatte, um sich neue Ideen aufzuschreiben, ebenfalls erfreut begrüßte.

Bald entwickelte sich eine angeregte Unterhaltung, und da es Hagenbeck nicht an guten Vorschlägen für den amerikanischen Unternehmer fehlte, hatte Barnum schon nach kurzem ein paar Seiten vollgeschrieben. Mitten in der Aussprache rief er plötzlich:

„Ich sehe schon, ich muß meine Abreise um einige Tage verschieben. Bitte schicken Sie sofort einen Boy zum Büro der Hapag und lassen Sie meinen Platz vorläufig abbestellen. Ich erkenne, daß ich von Ihnen viele brauchbare Ideen erhalte, und die sind mir ein paar Tage Aufenthaltsverlängerung bestimmt wert!"



Beladung und Aufbruch einer afrikanischen Tierfang-Expedition von Hagenbeck in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts.

Nach einem zeitgenössischen Holzschnitt· Sammlung Handke.

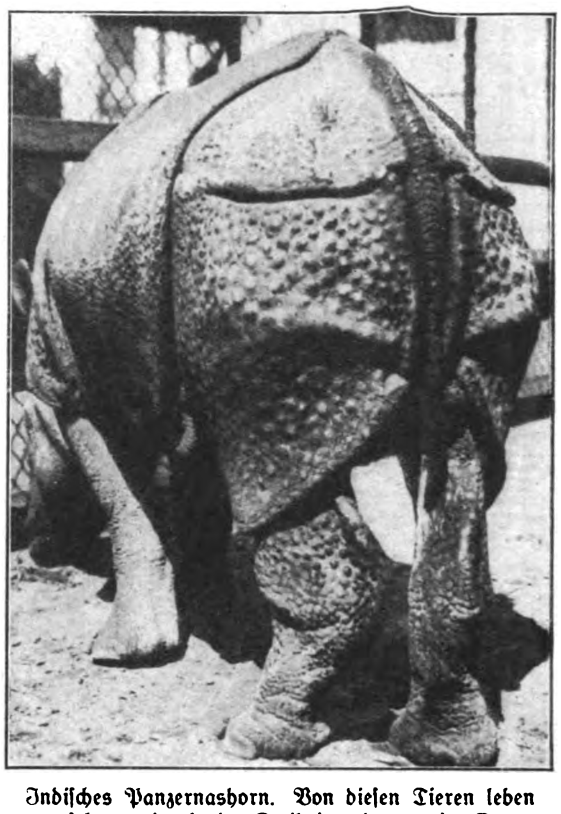


dorland boyer
Losgelöst vom Alltag
erleben fröhliche Ferienmenschen an sich das Wunder der Verwandlung. Ein neues Lebensgefühl pulst durch einen entschlackten, verjüngten Körper. Doppelt sorgsam achtet man auf Sauberkeit und Frische, auf pünktliches Innehalten der goldenen Gesundheitsregel: täglich morgens und vor allem abends Chlorodont, damit auch die Zähne frisch und blank sind und sich, ungestört von bösen Keimen, von innen her verjüngen können. Nur so wird der Urlaub zum Segen für den ganzen Körper!
CHLORODONT
die Qualitätszahnpaste
morgens
und
erst recht
abends:

Dann lauschte er wieder aufmerksam auf Hagenbecks Worte, und als dieser ihm vorschlug, doch einmal Elefantenwettrennen zu veranstalten und Strauße als Reittiere benutzen zu lassen, sprang der aufgeregte Mann auf, schlug Carl auf die Schulter, daß er noch drei Tage lang blaue Flecken hatte, und rief im Tone des höchsten Entzückens:

„Hagenbeck, Sie sind mein Mann! Kommen Sie mit nach Amerika! Ich mache Sie sofort zu meinem Kompagnon und sichere Ihnen ein Drittel am Verdienst meiner Schau zu!"

Als Carl erwiderte, daß er hierzu kein Geld hätte, rief Barnum wegwerfend: „Ich brauche kein Geld von Ihnen, das kann ich von jedem Bankier in Amerika erhalten! Ich brauche Ihre Ideen! Ihr Talent schätze ich höher als jede Dollarsumme . . .!"



Indisches Panzernashorn. Von diesen Tieren leben nur sehr wenige in der Freiheit und nur vier Exemplare in der Gefangenschaft; eines davon in Stellingen. Der Transport des Tieres nach Hamburg kostete 50 000 Mark.

Aufnahme: Mauritius Krack.

Hagenbeck und sein Vater brauchten lange, um ihn zu überzeugen, daß Carl auf keinen Fall das große Geschäft in Hamburg im Stich lassen konnte; endlich sah es der Amerikaner ein und zuckte bedauernd die Achsel.

„Schade! Sehr schade! Wir beide hätten Millionen zusammen verdient!"

Doch als Carl ihm noch verschiedene andere gute Vorschläge für die Ausstattung seiner Sensations-Schau gemacht hatte, glätteten sich seine Mienen wieder, und erfreut über den Reichtum dieser Ideen unternahm er mit Vater und Sohn einen ausgedehnten Rundgang durch den Tiergarten hinter dem Hause. Dieser Rundgang endete mit einem Kaufvertrag von etwa 4000 Dollar für Raubtiere.

Am Abend trafen sich die Geschäftsfreunde in einer gemütlichen Weinstube. Das Gespräch drehte sich natürlich nur um Tiere und sonstige Sensationen. Carl konnte nicht umhin, Barnum zu fragen, was eigentlich sein erstes großes Geschäft gewesen sei. Bei dieser Frage lachte der Amerikaner und sagte:

„Ich begann meine Laufbahn mit der Schaustellung der 161 Jahre alten Negeramme des Präsidenten Washington, die in den Staaten ungeheures Aufsehen erregte und den Grundstein zu meinem Vermögen legte." Und als er die erstaunt fragenden Blicke der beiden Hagenbecks bemerkte, ging ein Schmunzeln über sein glattrasiertes Gesicht, und er fuhr fort: „Meine damalige Sensation hatte nur zwei kleine Fehler, aber die gingen außer mir niemanden etwas an: erstens war das häßliche Negerweib nur 75 Jahre alt, und zweitens war sie überhaupt nie die Amme des seligen Washington gewesen. Darauf kommt es ja auch gar nicht an, sondern nur darauf, daß es die Leute glauben . . ."

„Ja, aber die Presse . . .? Die Reporter bei Ihnen sind doch so tüchtig; hat da keiner von ihnen Lunte gerochen?"

„Ach wo! Keine Spur! Die waren selbst froh, daß sie etwas Sensationelles zu schreiben hatten. Die Artikel hätten Sie lesen müssen, die von den großen Blättern über meine Amme veröffentlicht wurden! Krankgelacht habe ich mich! Zum Glück erfuhr die Negerin nie, um was es sich überhaupt drehte, sie war nämlich taubstumm . . .! Aber einmal, da wollte mich eine Zeitung hereinlegen! Ich hatte einen großen Mantelpavian erworben, den ich ausstellen wollte, als ich eines Tages in irgendeinem Blatt einen Artikel über die Orang-Utans las, der in dem Bedauern ausklang, daß man in ganz Amerika noch keine Gelegenheit gehabt hätte, ein solches Tier zu sehen. Das war etwas für mich! Schon am nächsten Tage verkündeten hohe Plakate, daß bei mir der erste in die Neue Welt gekommene Orang-Utan zu sehen sei. In Wirklichkeit war es der Mantelpavian! Sie machen sich keine Vorstellung, wie viele Tausende kamen, um das seltene Tier zu sehen! Zu meinem größten Ärger brachte das bereits erwähnte Blatt tags darauf von einem namhaften Zoologen einen Artikel, in dem das Tier als Mantelpavian bezeichnet wurde und darauf hingewiesen war, daß es gar kein Orang-Utan sein könne, da es einen Schwanz besitze. Was glauben Sie wohl, was ich tat? Ich ließ riesenhafte Affichen drucken, die in greller Schrift verkündeten: ‚Wunderbares Naturschauspiel! In meiner Sammlung befindet sich der einzige Orang-Utan der Welt, der einen Schwanz besitzt!' Und der Erfolg? Täglich war meine Schau ausverkauft! . . . Sehen Sie, meine Herren! So macht man bei uns in den Staaten Reklame und Geschäfte! . . ."

Als aber Barnum einsehen mußte, daß Carl Hagenbeck durch kein noch so günstiges Angebot zu bewegen war, die Fahrt über den Ozean als zukünftiger Kompagnon seiner Schau anzutreten, reiste er endlich ab, nachdem er Aufträge im Werte von über 62 000 Mark und das Versprechen zurückgelassen hatte, seinen Tierbedarf von nun ab stets bei der Hamburger Firma zu decken, ein Versprechen, das nicht nur er, sondern auch sein späterer Nachfolger, Mr. Baily, gehalten hat.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung

In seiner Folge 26 vom 1. Juli, Seite 986, brachte der „IB." die Aufnahme einer Schulungsburg. Es handelt sich hierbei nicht, wie irrtümlich angegeben, um die Schulungsburg der DAF. in Wannsee, sondern um die Reichsschulungsburg der DAF. in Erwitte i. W.

ANEKDOTEN

Ein dringender Fall.

Ein bekannter Londoner Bühnenautor befand sich, obwohl seine Stücke ihm reichlich Erfolg und Tantiemen einbrachten, dauernd in Geldverlegenheit, und er hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, seinen Verleger in Hinblick auf künftige Einnahmen häufig um Vorschuß zu bitten, der ihm auch noch niemals abgeschlagen worden war. Aber schließlich wurde es selbst dem großzügigen Verleger zu viel, und das nächste Mal, als sein Autor wieder mit seiner Vorschußbitte kam, ermahnte er ihn ernstlich. Er müsse es sich endlich angewöhnen, mit seinen reichlichen laufenden Einnahmen auszukommen; Vorschuß könne er in Zukunft nur noch in außergewöhnlichen Fällen bekommen, wie beispielsweise in einem Krankheitsfall.

Die Ermahnungen schienen durchaus Eindruck gemacht zu haben, denn der Schriftsteller versicherte, er könne die Gründe wohl verstehen und er würde fortan nur noch bei Krankheiten Vorschuß nehmen.

Drei Tage später erhielt der Verleger von seinem Autor ein dringendes Telegramm aus Paris: „Sendet sofort 100 Pfund — spüre Zahnschmerzen." H. M.

Quitt.

Der Leipziger Chirurg Thiersch wurde plötzlich nach Dresden berufen. Dort war der Kronprinz schwer erkrankt. Bei der Abfahrt, auf dem Leipziger Hauptbahnhof, traf er mit einem hohen Regierungsbeamten zusammen, der ihn ziemlich von oben behandelte. Schließlich sagte der Beamte: „Leider müssen wir uns trennen, Herr Geheimrat, Sie fahren doch gewiß zweiter Klasse."

Mit diesen wenig taktvollen Worten stieg er rasch in die erste ein. Aber der hohe Beamte machte große Augen, als er sah, daß der Arzt in Dresden von einer Hofequipage abgeholt wurde.

Er wurde plötzlich liebenswürdig, schüttelte Thiersch herzlich die Hand und sagte: „Also ist es doch wahr, was ich soeben im Coupé hörte, daß Seine Königliche Hoheit der Kronprinz sehr krank ist?"

„Leider, Exzellenz", bestätigte der Arzt, „aber ich bin erstaunt, daß diese Tatsache schon unter der breiten Masse bekannt ist." K. V.

Einbildung.

Der italienische Dichter D'Annunzio war nach seinen ersten Erfolgen in eine maßlose Einbildung geraten. Eines Tages brachte ihm der Postbote einen Brief, dessen Anschrift lautete: „An den größten Dichter Italiens."

D'Annunzio warf nur einen Blick auf den Umschlag und reichte dann den Brief dem Postboten zurück:

„Das Schreiben ist nicht für mich", sagte er, „sonst müßte es heißen: An den größten Dichter." R. H.

Der Aufstand in SIAN

PERSÖNLICHE AUFZEICHNUNGEN ÜBER DIE KRITISCHEN DEZEMBERTAGE DES JAHRES 1936

VON MARSCHALL TSCHIANGKAISCHEK UND FRAU MEILING SUNG TSCHIANG

(4. Fortsetzung.)

Mit lauter Stimme bat ich T. V. Sung dann, nicht noch einmal nach Sian zu kommen und auch meiner Frau unter allen Umständen davon abzuraten.

Er bestand darauf, übermorgen wiederzukommen. Ich wehrte heftig ab.

„Nein, nein", sagte er, „mir wird hier nichts passieren. Gegen mich scheinen die Meuterer nicht das Geringste zu haben."

Er kam noch einmal zurück, nachdem er das Zimmer schon verlassen hatte, um mir wiederum zu versichern, daß er übermorgen wieder in Sian sein werde. Ich wußte, daß ihm der Abschied schwer fiel. Vielleicht war es ein Abschied für immer. Ich bat ihn, sich meiner Frau und meiner Kinder anzunehmen.

Als Tschang sich sehen ließ, fragte ich ihn, wo er den Brief an meine Frau gelassen habe, den er durch Huang hatte befördern lassen wollen.

„Wenn der Generalissimus", antwortete er, „eines Tages nach Nanking zurückkehrt, kann er den Brief persönlich übergeben. Aber auch wenn Sie hier sterben, wird Ihre Frau den Brief bekommen."

Das sollte offenbar eine Drohung sein. Am Abend teilte er mir mit, daß er Sian für zwei Tage verlassen werde. Der Kampf habe begonnen, sagte er auf meine Frage; viele Soldaten seien bereits gefallen, und er sei von den Rebellen aufgefordert worden die Operationen an der Front zu leiten. In spätestens zwei Tagen sei er zurück.



Tschiangkaischek und seine Mitgefangenen nach ihrer Rückkehr von Sian nach Nanking.
Aufnahme: Presse-Photo.

Aus der Art, in der er mir dies mitteilte, war zu ersehen, daß er herausbekommen wollte, ob ich Furcht habe. Da ich keine Spur von Aufregung verriet, verließ er wortlos das Zimmer.

22. Dezember.

Den ganzen Tag lang hoffte ich, den Lärm von Flugzeugen und das Knallen von Gewehren zu hören, da, nach Tschangs aufgeregtem Benehmen zu urteilen, die Truppen der Rebellen eine schwere Niederlage erlitten haben mußten. Aber ich hörte keine Flugzeuge Gegen vier Uhr nachmittags erschien meine Frau.

Ich war so überrascht, sie zu sehen, daß ich nicht wußte, ob ich wachte oder träumte Mehr als einmal hatte ich T. V. gebeten, meine Frau an der Reise nach Sian zu verhindern. Aber sie hatte allen Gefahren getrotzt und war in die Höhle des Löwen gekommen. Ich war tief bewegt, und Tränen traten mir in die Augen.

Meine Frau tat ihr Bestes, mich zu beruhigen, aber ich machte mir große Sorgen um ihre Sicherheit. Seit

zehn Tagen hatte ich jeden Gedanken an meine eigene Sicherheit von mir gewiesen, aber von nun an hatte ich um meine Frau zu bangen.

Sie ist so mutig, so klug, so freundlich und so leidenschaftlich, daß ich stets davon überzeugt sein werde, ihre Arbeit für unser Volk wird einmal weitreichende Folgen haben. Sie und ich sind stets eines Sinnes gewesen und haben uns immer im Kampf um die Grundsätze unseres Führers Dr. Sun gegenseitig gestützt. Wie sollte ich es ertragen können, ihr Leben hier in Gefahr zu wissen?

Meine Frau berichtete mir, wie es draußen aussah. Tschiangtingwen, Taili, Donald und T. V. waren mit ihr gekommen und baten mich dringend, vor allem anderen zu versuchen, von hier wegzukommen.

Ich antwortete:

„Da ihr Patrioten seid und wißt, was Recht und Unrecht ist, solltet ihr wissen, daß das Wohl des Landes über allem steht. Wenn ihr hierher kommt und meine Lage teilen wollt, so tut ihr das für das Land und nicht für mich. Solange ich hier bin, kann ich den Rebellen nichts versprechen."

Meine Frau drückte mir die Hand.

„Auch ich stelle das Land über dich und deine Ehre über dein Leben. Ich werde dich zu nichts zwingen. Aber es mag dich trösten, daß ich gekommen bin, alle Gefahren mit dir zu teilen."

Sie berichtete mir, daß viele Offiziere und Mannschaften meiner Leibwache in Lintung gefallen seien, als die Rebellen dort mein Hauptquartier angegriffen hatten. Ich empfand Trauer über das Ende dieser Braven, aber ebenso freute es mich, daß sie bis zum letzten Atemzug ihre Pflicht getan hatten.

23. Dezember.

Ich besprach die Lage und die möglichen Folgen mit meiner Frau. Wir beide hatten den Eindruck, daß sich die psychologische Haltung der meuternden Führer in Sian geändert hatte, und daß die Rebellen nicht mehr so hartnäckig waren wie bisher.

Meine Frau fragte mich, wie unser Führer, Dr. Sunyatsen, ähnlichen Gefahren in Kanton begegnet sei. Als ich ihr erzählte, daß meine weite und beschwerliche Reise zu ihm, den ich auf dem Kreuzer „Yungfeng" traf, ihm Trost und Gesellschaft gebracht habe, fragte sie, wer jetzt das gleiche für mich tun werde.

Ich wies sie darauf hin, daß die Umstände heute ganz anders seien. Wer heute mir komme, verliere seine Freiheit und könne mir nicht helfen. Ich wisse aber, daß viele meiner Kameraden und Schüler nicht zögern würden, zu mir zu kommen.

Den halben Tag lang verhandelte T. V. mit Tschangshueliang und Yanghutschen, ohne daß es zu einer Entscheidung über meine Rückkehr nach Nanking kam.

Am Abend erschien T. V. und teilte mir mit, daß es immerhin nicht allzu schwierig sein werde, mich freizubekommen, ohne daß ich auf irgendeine Bedingung einginge. Er wolle alles, was in seiner Macht stehe, tun, um zu diesem Resultat zu kommen.

24. Dezember.

Die Rebellenführer zeigten sich plötzlich widerspenstig. Sie behaupteten, daß sie mich nicht reisen lassen könnten, wenn die Regierungstruppen sich nicht zurückzögen.

T. V. ist außerordentlich empört, aber ich habe die Nachricht ruhig aufgenommen da ich nicht erwartet habe, Sian verlassen zu können. Die Frage nach Leben und Tod macht mir keine Sorgen mehr.

Später stellten die radikalen Elemente des sogenannten Nordwestkomitees ein Programm von sieben Punkten auf und baten T. V., es mir vorzulegen.

T. V. lehnte das Ansuchen glattweg ab. Tschangshueliang versuchte darauf zu vermitteln und forderte die Radikalen auf, die Politik aus dem Spiel zu lassen. Das Programm wurde darauf zurückgezogen.

Es ging ständig hin und her an diesem Tag, und am Abend hieß es, daß Yanghutschen sich meiner Freilassung entschlossen widersetzte. Er geriet mit Tschang beinahe in Streit. Was daran wahr und wer von beiden aufrichtig war, wußte ich nicht.

25. Dezember.

Am Morgen berichtete mir T. V., daß Tschang sich entschlossen habe, mich nach Nanking reisen zu lassen; ich könne aber wegen der Opposition von Yang die Stadt nicht in aller Offenheit verlassen, da die Straßen und der Flugplatz von Yangs Soldaten bewacht würden, die sich sowohl in wie außerhalb der Stadt in großen Mengen aufhielten.

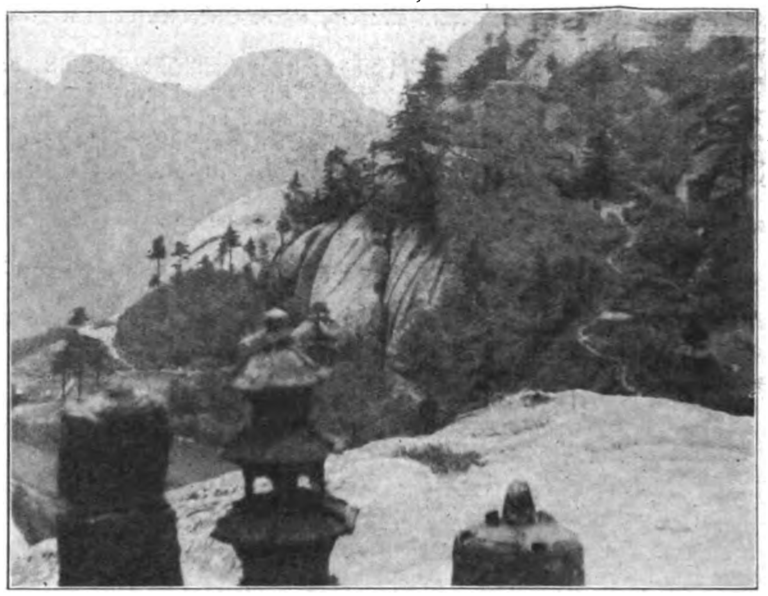
Nach Tschangs Plan sollten meine Frau und Donald sich auf den Flugplatz begeben, während ich in Verkleidung in die Baracken von Tschangs Truppen und von da aus auf den Flugplatz gebracht werden sollte.

Den gleichen Vorschlag machte Tschang später meiner Frau. Er drängte sie zu möglichst baldiger Abreise, da sie andernfalls in den Kampf, der zwischen seinen eigenen Soldaten und denen Yangs bevorstehe, gefährdet werden würde.



Tschiangkaischek und seine Gattin Meyling Sung Tschiang, die persönlich mit den Meuterern in Sian verhandelte.

Aufnahme: Presse-Photo.



Der Zentralberg im Huaschan-Gebirge.
Die Provinz Schensi mit ihrem teilweise alpinen Landschaftsbild erschien Tschiangkaischek und seinen Mitarbeitern als eine verlockende Winterfrische, aber die Dinge nahmen einen andern Verlauf . . .
Aufnahme· Presse-Photo

Meine Frau antwortete, daß sie nicht nach Sian gekommen wäre, wenn sie Angst vor Gefahren gehabt hätte. Da sie nun einmal hier sei, werde sie nicht abreisen, wenn man nicht auch mich freiließe. Sie war bereit, mit mir zu leben oder zu sterben, und wußte auch, daß ich niemals mit einer Flucht in Verkleidung einverstanden sein würde.

Tschang schien sehr beeindruckt zu sein und versprach, irgendeinen anderen Ausweg zu suchen.

Gegen Mittag teilte mir T. V. mit, daß Yang seine Haltung bereits geändert habe Um zwei Uhr bat er mich, mich für die Abreise fertigzumachen, die wahrscheinlich noch im Laufe des heutigen Tages möglich sein werde.

Später kam auch Tschang, um mir mitzuteilen, daß Yang nunmehr mit meiner Abreise einverstanden sei, daß das Flugzeug bereit sei und ich mich auf den Flugplatz begeben möge.

Ich bat ihn, Yang zu mir zu bringen. Eine halbe Stunde später erschienen sie beide. Sie setzten sich an mein Bett. Ich redete ihnen lange und ernsthaft ins Gewissen. Keiner hatte etwas darauf zu erwidern. Ich stand dann auf, kleidete mich an und langte um vier Uhr auf dem Flugplatz an.

Tschang bestand plötzlich darauf, mich nach Nanking zu begleiten Mehrmals forderte ich ihn auf, zu bleiben, da sonst die Nordostarmee ohne Kommando sei. Außerdem sei es für ihn unter den obwaltenden Umständen sicher nicht gerade sehr angenehm, in Nanking zu erscheinen.

Er erklärte, den Oberbefehl an Yang abgegeben zu haben. So flogen wir also zusammen ab und langten um 5.20 Uhr in Loyang an.

26. Dezember.

Das Flugzeug startete um 9.45 Uhr aus Loyang und erreichte Nanking um 12.20 Uhr. Auf dem Flugplatz warteten Präsident Lin und meine Kameraden von der Zentralregierung. Ich verbeugte mich tief vor dem Präsidenten und grüßte die anderen. Der herzliche Empfang, den mir das Volk in den Straßen der Stadt bereitete, beschämte mich tief.

Der Handstreich von Sian war schließlich auf meine Unfähigkeit zurückzuführen gewesen, meine Untergebenen zur Disziplin zu erziehen und Vorsichtsmaßnahmen gegen unerwartete Möglichkeiten zu treffen. Meine Gewissensbisse in dieser Beziehung sind so tief, daß ich sie nicht schriftlich ausdrücken kann.

Die Zentralregierung wurde mit dem Handstreich von Sian glücklicherweise leicht fertig, und Partei, Regierung, Armee und Volk stellten in gemeinsamer Arbeit die Autorität der Regierung schnell wieder her

Ein Aufstand, der die Welt zu erschüttern drohte, ging schließlich ohne große Folgen vorüber. (Fortsetzung folgt.)

König und Bauer

König Heinrich der Vierte hatte sich einstmals auf der Jagd verirrt, und wie er auch kreuz und quer durch den Wald ritt, er konnte seine Hofleute nicht mehr finden. Als er endlich wieder auf den rechten Weg fand und die Straße einsam ritt, holte er einen Bauern ein, der zum Markte ging. Froh, einen Menschen getroffen zu haben und der Einsamkeit zu entrinnen, fragte ihn Heinrich wohlgelaunt:

„Wo gehst du hin, Bauer?"

„Zur Stadt", entgegnete dieser wortkarg.

Wie der Bauer aber so langsam auftaute, seine Scheu vor dem nobel gekleideten Mann sich mählich verlor und sie so langsam ins Gespräch kamen, äußerte der Bauer den Wunsch, in der Stadt auch den König zu Gesicht zu bekommen, er habe ihn noch nie gesehen.

„Komm mit mir!" entgegnete Heinrich. „Ich reite gleich zum König."

„An was erkennt man dann diesen?" wollte sein Begleiter wissen

„Paß auf! — Sobald wir zur Stadt kommen und du siehst einen, der den Hut auf dem Kopfe behält, das ist der König."

Die Sonne vergoldete die Stadttore mit ihren letzten Strahlen, als sie endlich anlangten. Die ganze Schar der Hofleute erwartete dort ängstlich ihren König und empfing ihn freudig und mit ehrfurchtsvoll entblößten Häuptern.

„Siehst du nun, wer der König ist?" fragte Heinrich

„Ich weiß nicht, was ich sagen soll", erwiderte der Bauer, der seinen Hut ebenfalls aufbehalten hatte, unsicher, „aber einer von uns beiden muß es wohl sein"

Th M.

Annette Kispert:

Das Schrotkorn

Dora wäre die reizendste Frau der Welt, wenn sie nicht so grauslich abergläubisch wäre. All ihren Bekannten geht sie damit auf die Nerven. Man braucht sie nur nach ihrem Befinden zu fragen, gleich hämmert sie mit den Fingerknöcheln auf den erstbesten Gegenstand und ihrem „danke, gut" folgt ein hastig gemurmeltes „unberufen eins, zwei, drei". Und wenn ihr eine schwarze Katze über den Weg läuft, so wird sie ohne Rücksicht auf Anwesende sofort „toi, toi, toi" stottern und dabei richtig ein bißchen ausspucken, obwohl sie doch sonst so sehr auf gute Formen hält. Und wenn vormittags vor zwölf Uhr das Salzfaß umfällt, setzt sie totsicher umgehend ein Kassandra-Gesicht auf und erwartet den ganzen Tag nichts anderes als Unglück. Oh, sie macht sich ihr Leben nicht leicht mit all diesem Unfug. Allerdings kann sie durch ein zufällig gefundenes vierblättriges Kleeblatt in einen wahren Glückstaumel geraten, aber wie selten hat ein Großstadtmensch überhaupt Gelegenheit, sich an Klee zu erfreuen? Und einzelne Hufeisen, diese wahrhaft pompösen Glücksbringer, findet man ja meist auch nicht auf dem Gehsteig.

Richard, ihr Gatte, ist durchaus nicht abergläubisch, aber er hat in dieser Hinsicht leider keinerlei Einfluß auf seine Frau. Im Gegenteil, Dora betrachtet es fast wie ein Manko an ihrem Eheliebsten, daß er so völlig ungehemmt durch schwarze Katzen und umgestürzte Salzfässer durchs Leben wandelt, daß er selbst, als Großpapas Bild eines Tages plötzlich von der Wand fiel, seelenruhig erklärte, der Nagel sei nicht fest genug eingeschlagen gewesen, während sie es doch nur als das bevorstehende Hinscheiden des Großpapas deuten konnte. Erst als der Großpapa nach einem Jahr noch immer fröhlich am Leben weilte, beruhigte sie sich darüber, aber ihr Aberglaube geriet dadurch nicht etwa ins Wackeln. „Oh, es gibt so viele Beweise dafür", erklärt sie in solchen Fällen abwehrend und schaut so feierlich-entschlossen drein, daß Richard lieber davon absieht, einen Bekehrungsversuch anzugliedern, weiß er doch nur zu genau, daß er gerade so gut eine leere Wand anpredigen kann.

Und nun geschah es, daß eines Tages Onkel Kuno, der irgendwo in Pommern Oberförster ist, dem jungen Ehepaar einen prächtigen Fasan schickte. Es ging bei Richard und Dora nicht immer hoch her in puncto Essen, und so wurde der Fasan mit gebührendem Jubel begrüßt, und mit wahrer Andacht setzte man sich am nächsten Tag zu Tisch.

Mitten in der Schmauserei biß Richard plötzlich auf etwas Hartes. Ein Knöchelchen, dachte er und bugsierte es eilends aus dem Mund heraus. Aber, siehe da, es war ein Metallkügelchen.

„Aha, ein Schrotkorn", knurrte er.

„Ein Schrotkorn?!" Im Nu schnellte Dora von ihrem Stuhl hoch und beugte sich über Richards Teller, das Schrotkorn zu besichtigen. Und mit einer Begeisterung, als habe Richard eine Gehaltserhöhung empfangen, jauchzte sie: „Wie wundervoll! Wie herrlich!"

Richard blickte seine Frau stier, verständnislos an, und Dora beeilte sich, ihm zu erklären, daß ein im Braten gefundenes Schrotkorn Glück bedeute, und zwar handele es sich bei solchem Schrotkorn nicht nur um das Eintreffen eines ordinären kleinen Alltagsglücks, sondern um einen ganz außergewöhnlichen Glücksfall.

„Oh, Richard", und sie klatschte in die Hände vor Freude wie ein Kind, „stelle dir doch vor: uns steht ein großes Glück bevor."

Richard aß ungerührt weiter und brummte dazwischen, daß ein gutgebratener Fasan, ob mit, ob ohne Schrotkorn, schon genug Glück im Hause sei.

Aber Dora konnte sich dem Genuß des Fasans gar nicht mehr mit rechter Ruhe hingeben. Das Schrotkorn hatte sie ganz außerm Häuschen gebracht. Als sie den Tisch abräumte, sagte sie: „Du mußt heute unbedingt etwas Besonderes unternehmen, Richard. Begreife doch, du hast heute eine Glückshand!" Und als sie beim Zusammenfalten des Tischtuches angelangt war, jubelte sie ihn an: „Du mußt ein Lotterielos kaufen, ein Lotterielos!"

„Quatsch", wehrte Richard ab. Nein, er hatte nicht die geringste Lust, sein Geld so leichtsinnig zu vergeuden.

Aber Dora ließ nicht locker. „Man muß dem Glück die Hand bieten, wenn es so deutlich kundgibt . . ." Und dann sprach sie wie ein übermütiger kleiner Wasserfall auf ihren Richard ein.

Richard saß verstockt und stumm da, mit vorgeschobener Unterlippe, man hätte meinen können, er würge einen Kloß im Mund herum.

Doch Dora legte sich unentwegt ins Zeug. „Mal sehen, welche Ziehung in Aussicht ist", und schon durch-

blätterte sie in fliegender Eile die Zeitung. Und — ein Quietschton des Entzückens entquoll ihren Lippen — sie entdeckte, daß ausgerechnet am nächsten Tag eine Ziehung der Staatslotterie stattfand. Ihre Wangen glühten vor Erregung „Richard, du mußt heute noch ein Los ziehen. Was sind drei Mark für ein Achtellos, wenn wir totsicher gewinnen!"

„Rausgeworfenes Geld", knurrte Richard, aber dann, bevor Dora noch weitere Worte fand, reckte er sich plötzlich hoch und sagte lächelnd: „Na schön, mein Kind, ich werde dir den Gefallen tun."

Und wirklich legte er ihr am Abend das Los auf den Tisch.

Dora hüpfte, sang und schwebte im siebenten Himmel. Sie konnte am Abend kaum einschlafen vor Aufregung. Richard stopfte sich ganze Ballen Watte in die Ohren, um nur ihr ewiges „Sag, Richard, wie hoch wird unser Gewinn wohl sein?" nicht mehr zu hören. Und im Traum sah sie die Hundertmarkscheine nur so vom Himmel auf sich runtersausen

Das Mittagessen andern Tags brannte natürlich an. Aber konnte man von Dora verlangen, daß sie für Speise und Trank Interesse hatte, wo solch ein Ereignis bevorstand? „Schimpfe nicht, Richard, du wirst künftig besser ernährt", tönte es frohlockend in sein dumpfes Grollen hinein. Und als er mit halbleerem Magen zur Nachmittagsarbeit abzog, schallte es flehentlich hinter ihm her: „Vergiß nicht, heute abend im Aushang des Lotteriegeschäfts die Ziehungsliste einzusehen. Ich schlafe sonst die ganze Nacht nicht."

Richard wußte, schlief Dora nicht, hatte auch er keine geruhsame Nacht, also schlenderte er nach Geschäftsschluß noch zum Lotteriegeschäft. Und dann kam er breitschmunzelnd heim. Weiß Gott, fünfzig Mark hatte er gewonnen.

Gewiß, Dora hatte von dem Schrotkorn mehr erwartet, aber auch ein einzelner Fünfzigmarkschein ist schließlich nicht zu verachten. Und dann, welcher Triumph! Der Schrotkorn-Aberglaube hatte sich jedenfalls bewährt.

„Siehst du, siehst du? Hatte ich nicht recht? Auf ein Schrotkorn kann man sich verlassen. Richard, du mußt zugeben, der Gewinn beweist . . ."

Richard unterbrach sie mit einem sachlichen: „Also pro Mann fünfundzwanzig Mark."

Dora tat einen vergnügten Hupfer. „Ich werde mir ein hübsches Kleidungsstück dafür kaufen. Und du? Sag, was wirst du mit deinem Glücksgeld anstellen?"

Richard grinste. „Das kommt darauf an, wieviel mir der Zahnarzt übrigläßt."

„Der Zahnarzt? Mußt du denn zum Zahnarzt?"

„Leider", nickte Richard, „ich habe nach Tisch nämlich gemerkt, daß das Schrotkorn gar kein Schrotkorn war, sondern die herausgefallene Plombe meines linken Weisheitszahns."

Dora prallte zurück vor Verblüffung. Wie? Es war gar kein Schrotkorn gewesen? Richard hatte gewonnen in der Lotterie ganz ohne vorheriges Schrotkorn?

So betroffen blickte sie drein, daß Richard Mitleid mit ihr empfand, daß er zartfühlend alle höhnischen Neckereien, die ihm schon auf der Zunge lagen, eilends verschluckte, daß er nur mit kleinem Augenzwinkern freundlich sagte: „Du siehst, Frauchen, mein Glück hat ohne Schrotkorn funktioniert. Es geht auch ohne Aberglauben, nicht wahr?"

Ach, dieser naive Richard! Sie waren vom Abendbrottisch noch nicht aufgestanden, als Dora, mit einer Stimme, der man anmerkte, daß ihrer Besitzerin soeben eine Last vom Herzen rutscht, frohgemut erklärte: „Weißt du, Richard, wahrscheinlich bedeuten auch herausfallende Zahnplomben Glück. Es gibt ja in dieser Hinsicht so vieles, was noch nicht so allgemein bekannt ist Von heute ab glaube ich jedenfalls felsenfest, daß herausfallende Plomben Glück in Geldsachen ankündigen" Und ihre kleine Hand fast drohend erhebend: „Widersprich nicht, Richard! Du hast selbst gesehen, wir haben den Beweis heute dafür erhalten."

Und Richard widersprach wirklich nicht. Denn im ersten Augenblick war er zu sehr verblüfft über Doras neuesten Aberglauben-Schlager und im zweiten Moment fiel ihm ein: Gegen Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens. Gewiß, er hätte diesen schönen Satz laut und klangvoll aussprechen können, aber Richard ist ein friedliebender Mann, der gar manches, was er denkt, lieber taktvoll in sich begräbt.

RALPH URBAN:

Die Unerschütterliche

Grill und Kraft reisten des öfteren zusammen in Geschäften. Wenn sie die Nacht durchfuhren, dann schliefen sie gerne bequem und ungestört, ohne für Schlafwagenplätze zahlen zu müssen. Etwaige in ihr Abteil eindringende Fremdkörper wußten sie rasch und schmerzlos zu entfernen. Das machte die Übung.

Diesmal war der Zug stark besetzt und die Reise lang. Dennoch verteidigten Grill und Kraft ihr Abteil lange erfolgreich. In einer Station stieg eine Dame mit einem kleinen Jungen ein und wollte zu Grill und Kraft.

„Sind hier zwei Plätze frei", erkundigte sie sich überflüssigerweise.

„Aber gewiß, gnädige Frau", versicherte Grill höflich und zwinkerte der Dame bedeutungsvoll zu Gleichzeitig schob er sie sanft auf den Gang zurück, während Kraft auf seinem Platz mit den Zähnen knirschte und leise vor sich hin knurrte.

„Ich fühle mich nämlich verpflichtet, Ihnen mitzuteilen", flüsterte Grill der Frau ins Ohr, „daß der Mann dort beim Fenster unter Tollwutverdacht steht. Ich bringe ihn ins Pasteurinstitut zur Beobachtung Es ist zwar nicht anzunehmen, daß er Sie oder das Kind beißen wird —." Weitere Worte erübrigten sich, denn die Dame mit dem Kind war schon weg. Worauf die Sieger ihre müden Glieder ausstrecken wollten. Sie legten die Reisedecken auf die Bänke, zogen die Vorhänge zu und verschlossen die Tür des Abteils. Jetzt galt es noch, sich gegen etwaige Eindringlinge bei der nächsten Station zu verteidigen, dann konnte man mit einer ungestörten Nachtruhe rechnen

Der Zug hielt, und das wüste Gepolter im Gang erzählte von unglücklichen Reisenden und vielen Koffern. Die Klinke des Abteils von Grill und Kraft schnappte verzweifelt hin und her, was aber die verschlossene Tür und die beiden Männer kalt ließ. Der Zug setzte sich in Bewegung, die Zuckungen der Klinke wurden schwächer und seltener, Grill und Kraft hingegen glücklicher und glücklicher.

Plötzlich aber begann es hart und gebieterisch zu klopfen und hörte nicht mehr auf Es klopfte schaffnerisch. Also öffnete Grill. Im nächsten Augenblick flogen sieben Koffer ins Abteil, zu Fuß kam eine ältere, lange, hagere Dame nach. Sie hatte einen Bartanflug und das bestimmte Aussehen der Kampfnaturen. Sie zückte ihre Stielbrille, blickte durch sie scharf auf Grill und Kraft und sprach mit eigentümlich gurgelnder Betonung: „Prächtig! Auf der einen Bank werde ich schlafen, die andere können Sie sich teilen. Herein kommt niemand mehr, schließen Sie die Tür ab!" Worauf sie ihre Koffer ausweidete und ihr Nachtlager zu bereiten begann. Kraft knirschte heftiger denn je mit den Zähnen und knurrte laut, während Grill der Dame zuflüsterte, daß der andere Herr tollwutverdächtig sei und sie beißen könnte.

„Aha", sagte die Reisegefährtin, verdunkelte das Licht, legte sich nieder, klappte die Augendeckel zu und rührte sich nicht mehr. Grill und Kraft sahen einander an, schüttelten die Köpfe und waren sich vollkommen darüber klar, daß die Dame innerhalb der nächsten halben Stunde übersiedeln würde. Zunächst erzählte Grill dem Kraft einen Witz, worüber sie beide so lachten, daß die Leute im Nebenabteil unruhig wurden Die Dame aber rührte sich nicht Dann erzählte Kraft dem Grill einen Witz, und die Lautstärke des darauffolgenden Gelächters hätte selbst einen Ochsen umgeworfen. Auf die Dame machte es keinen Eindruck

Also begannen sie zu singen. Sie sangen zweistimmig und jeder etwas anderes, sie brüllten wie die Löwen, so daß vorne auf der Maschine der Lokomotivführer zum Heizer sagte: „In der nächsten Station müssen wir die Lager nachsehen!" Die Dame regte sich nicht. Nach zwei Stunden waren Grill und Kraft stockheiser und vollkommen erschöpft. Nun machte Grill einen letzten Versuch.

„Nun bist du wohl überzeugt", sagte er, „daß sie wirklich fest schläft. Nimm den Revolver und erledige sie!" In diesem Augenblick begann die Dame zu schnarchen. Schnarchen war vielleicht nicht der richtige Ausdruck, denn es klang, wie wenn eine Kreissäge will und das Holz nicht will. Als sie es nicht mehr aushalten konnten, berührte Grill sanft einen der langen Füße der Dame. Sofort verstummte das Schnarchen, die Frau richtete sich steil auf, sah Grill vernichtend an und sagte: „Wenn Sie es nochmals wagen, mich zu betasten, Sie lüsterner Wüstling, dann knalle ich Ihnen eine, daß Ihnen die Haut raucht!" Worauf sie wieder in die Horizontale zurückging und weiterschnarchte.

Zehn Minuten später trat Kraft auf den Gang hinaus, bald folgte auch Grill. Dort blieben sie bis in den jungen Tag hinein. Lange nach Sonnenaufgang verstummte endlich das Schnarchen. Als die beiden Herren übernächtig und erschöpft wieder ihr Abteil betraten, saß die Dame bereits aufrecht und sah gut ausgeschlafen aus.

„Gnädige Frau haben einen ausgezeichneten Schlaf", stellte Grill anerkennend fest.

Die Dame nahm ihr Augenglas zur Hand, blickte den Schwätzer verächtlich an und sprach: „Bemühen Sie sich nicht, ich mache prinzipiell keine Reisebekanntschaften. Und außerdem bin ich taub!"

HUMOR

„Das jüngste Buch dieses modernen Dichters soll ja dreihunderttausend Worte umfassen!“

„Ja — ich habe sie gelesen. Sie sind zwar nicht neu, aber er hat sie wirklich in sehr originelle Reihenfolge gebracht!“

*

„Hast du das gelesen? Ein Neuyorker Broadwaytheater will demnächst Goethes ‚Faust‘ in modernen Kostümen herausbringen!“

„Ja ja! Die Direktoren sind sich bloß noch nicht einig, für welche Patentmedizin bei der Verjüngungsszene Reklame gemacht werden soll!“

*

„Die eingebauten Wandschränke in deiner Wohnung gefallen mir sehr!“

„Das sind keine eingebauten Wandschränke, das sind doch die Zimmer!“

*

„Rechne mal aus, Fritzchen, sieben Jungen wollen in einem Kahn fahren, aber drei haben nicht die Erlaubnis von ihren Eltern bekommen. Wieviel Jungen fahren nun in dem Kahn?“

„Sieben!“

*

„Minna, ich habe geklingelt, haben Sie es nicht gehört?“

„Nein, es fuhr gerade ein Lastauto vorbei.“

„Ich habe aber sechsmal geklingelt.“

„Ja, es fuhren eben sechs Lastautos vorbei.“

*

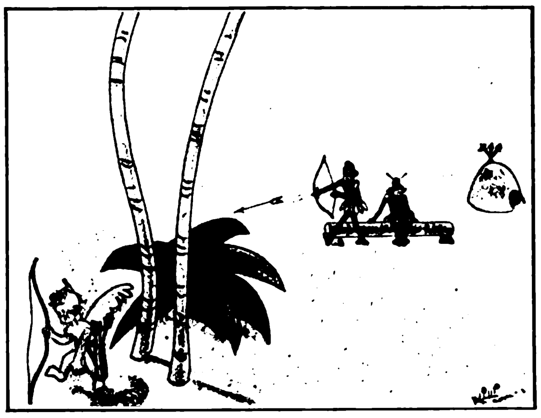
„Kannst du dir etwas Schlimmeres vorstellen als mein Leiden?“, sagte ein Freund zu Mark Twain. „Ich habe Zahnweh und Ohrenreißen zu gleicher Zeit.“

„Ja“, sagte Mark Twain. „Rheumatismus und Veitstanz!“

Ein kleiner Junge schreibt einen Aufsatz: „Noahs Leben in der Arche.“ „... Und eines Morgens ging Noah fischen — aber nur fünf Minuten lang.“

Die Lehrerin fragt erstaunt, warum er so genau in der Zeitangabe sei.

„Er hatte doch nur zwei Würmer mit!“ kam die Antwort.



Amor: „Donnerwetter, hier darf man seine Pfeile nicht absenden. Die Brüder schießen wieder!“

Zeichnung: Kleppe.

Über eine Wiese kommen die Schulklassen und singen. Eine Dame hört entzückt zu. Neben ihr steht zufällig ein alter Professor, der auf das Zirpen der Grillen horcht. „Klingt das Singen nicht reizend?“ fragt die Dame.

„Ja“, sagt der gute alte Professor, „und das merkwürdigste ist, sie machen es, indem sie die Hinterbeine aneinander reiben!“

Ein Gläubiger kam:

„Einmal ist die gnädige Frau nicht zu Hause, das anderemal ist der gnädige Herr nicht zu Hause. Wann werden denn hier überhaupt die Rechnungen bezahlt.“

„Hier werden grundsätzlich gar keine Rechnungen bezahlt“, sagte Minna.

*

„Du, Alfred, denk' dir, in Colorado hat man Fußspuren eines prähistorischen Riesentiers gefunden, die nach Annahme der Gelehrten schon zwanzigtausend Jahre alt sind!“

„Erzähl' das gefälligst jemand anderem, du Idiot! So lange ist Amerika ja noch gar nicht entdeckt!“

*

Der Chef geriet mit dem Buchhalter in einen heftigen Disput. Schließlich fragte er: „Sind Sie etwa der Chef?“

„Nein“, sagte der Buchhalter.

„Na also, warum reden Sie denn solchen Unsinn?“

*

„Sie sind doch der einzige Mensch, den niemand gern kommen sieht“, sagte jemand zum Steuereinzieher.

„Ganz im Gegenteil“, antwortete der Beamte, „ich werde sogar meistens gefragt, ob ich nicht noch einmal wiederkommen könnte!“

*

Onkel: „Na, Karlchen, wie geht's denn mit der französischen Sprache in der Schule?“

Karlchen: „O fein, Onkel. Wir können schon ganze Sätze übersetzen. Gestern hatten wir einen Satz: ‚Der gute Onkel gibt dem Neffen eine Mark‘ und ‚Ich habe einen Onkel, welcher den Kindern Bonbons schenkt‘.“

Dr. WALTER ORTH:

Irrt der hundertjährige Kalender?

Er ist ein recht launischer Geselle, dieser hundertjährige Kalender! So voller Launen wie jener berühmte Hund, der den lakonischen Befehlen seines Herrn gehorcht — oder nicht. Befragen wir ihn voller Sorgen über das kommende Wetter wie jene Märchenkönigin das Spiegelein an der Wand über ihre Schönheit, und hatte er dann wirklich recht, so rühmen wir seine Fähigkeiten und seine Unfehlbarkeit. Irrte er aber — nun, warum sollte er sich in hundert Jahren schließlich nicht einmal irren? Selbst die besten Meteorologen pflegen sich in ihrer kurzfristigen Prognose zu täuschen!

Weniger zuversichtlich nehmen wir indes diesen „Wetterfahrplan" zur Hand, wenn wir von dem merkwürdigen Zustandekommen erfahren, wie dies uns G. Hellmann schildert. Es würde etwa dasselbe bedeuten, wollten wir unseren im 21. Jahrhundert lebenden Nachkommen die von uns gemachten täglichen Aufzeichnungen über den Verlauf des Wetters im 19. Jahrhundert als bindende Wettervorausschau überliefern. Zweifellos unterliegt das „Wetter" als der Inbegriff einer Reihe atmosphärischer Vorgänge gewissen kurz- oder langperiodischen Schwankungen, ohne sich jedoch um die willkürliche hundertjährige Zeiteinteilung des Menschen zu kümmern.

Im schönen Frankenlande liegt zwischen Lichtenfels und Kulmbach das kleine Städtchen Weismain, in dem im Jahre 1613 Moritz Knauer das Licht der Welt erblickte. Frühzeitig trieb es Knauer in das Kloster; er wurde Abt der Zisterzienser in Langheim. Den größten Teil seines Lebens verbrachte der Einsiedler auf einer kleinen Wetter- und Sternwarte. Fein säuberlich notierte er alle seine Feststellungen, und im Alter von 37 Jahren — also im Jahre 1650 — machte er sich an die Ausarbeitung eines Handbuches, das seine meteorologischen Beobachtungen, Angaben über den Verlauf des Wetters, über die Zeitrechnung und Ähnliches enthalten sollte. Der Tod verhinderte sein Vorhaben, das Handbuch zu vervielfältigen und zu veröffentlichen

Im Jahre 1700 erschien nun ein Werk, das wir heute als den „Hundertjährigen Kalender" bezeichnen. Diesen Titel erhielt der Kalender allerdings erst mit seiner dritten Auflage des Jahres 1720, während die erste Auflage auf „das 17te Saeculum" und die zweite „auf hundert Jahr" gestellt war. Der Ursprung des Handbuches ist uns vollkommen klar: Um 1690 wurden die Knauerschen Aufzeichnungen von dem Arzte Christoph Hellwig aufgestöbert und in Druck gegeben Allein die Behauptung im Vorwort, daß das Manuskript hundert Jahre alt sei, ist irreführend, denn wie wir hörten, hat Knauer seine Aufzeichnungen erst viel später begonnen. Dann aber hatte Knauer sicher nicht die Absicht, Wettervoraussagen auf lange Sicht zu geben. Vielmehr versuchte er, eine wissenschaftliche Arbeit zu liefern, die rein berichtend etwaige Zusammenhänge des Wetters mit bestimmten Konstellationen der Sterne zu ergründen versuchte. Es wäre wohl in einem Menschenleben auch gar nicht möglich gewesen, periodisch wiederkehrende Wetterlagen in hundert Jahren unter Beweis zu stellen. Die Arbeit des Einsiedlers war, wie Hellmann nachweisen konnte, grammatikalisch in der Zeit der Vergangenheit geschrieben, während Hellwig einfach das Futurum setzte: „So wird das Wetter an diesem oder jenem Tage werden", entgegen Knauers Angaben: „So war das Wetter zu dieser oder jener Zeit." Der Arzt hatte einfach aus den Berichten des Verfassers des Handbuches Prognosen gemacht, und nunmehr glaubt man heute, daß das Wetter einer willkürlichen hundertjährigen Zeiteinteilung unterworfen sei. Das „Jahr" ist wohl dem natürlichen Ablauf des Weltgeschehens entnommen; es ist aber nicht einzusehen, daß das Wetter nach hundert Jahren, deren Zeitraum in keinerlei Zusammenhang mit einem Rhythmus im Weltgeschehen steht, wiederkehren soll.

Einer unserer bekanntesten Meteorologen, August Schmauß, sagt hierzu: „Noch heute treffen wir viele Anhänger des hundertjährigen Kalenders, die triumphierend auftreten, wenn ein darin angegebener Witterungsvorgang eintritt: ‚Seht, das hat der, der ihn geschrieben, schon hundert Jahre voraus gewußt, während Ihr Meteorologen kaum für zwei Tage Auskunft geben könnt' Nun, solche Prognosen könnte auch der Meteorologe machen. Er braucht bloß ein meteorologisches Jahrbuch vom Jahre 1900, in dem alle in diesem Jahre erfolgten Witterungsvorgänge verzeichnet sind, als für das Jahr 2000 gültig neu zu drucken, dann werden ihm spätere Generationen das Prädikat nicht versagen können, daß er ein ganzes Jahrhundert vorher, wenn auch nicht alles, so doch vieles ‚geschaut' hat. Mit demselben Rechte gilt das Jahrbuch 1900 natürlich auch für jedes folgende Jahr; da es Witterungsvorgänge enthält, die möglich waren, enthält es auch solche, die sein werden."

So irren wir heute im Glauben an eine hundertjährige Periode des Wetters. Überdies, wir wollen jene Leichtgläubigen nicht ganz enttäuschen. Wetterereignisse wiederholen sich, ganz abgesehen von periodischen Wiederholungen, wie beispielsweise einer Sonnenfleckenperiode, natürlich! Denn: Auf Regen folgt Sonnenschein, und auf Sonnenschein folgt Regen. Dies ist eine alte Erfahrungstatsache. Man wird sich freuen, wenn, wie der hundertjährige Kalender voraussagte, nach unseren Wünschen schönes Wetter über dem Lande liegt. Ebensogut aber hätte unser „Wetterfahrplan" auch schlechtes Wetter prophezeien können, ohne daß sich das Schönwetter die Laune hätte verderben lassen. Die Aussichten sind eben im höchsten Falle 50prozentig. Zu derartigen Weissagungen aber bedarf es keines hundertjährigen Kalenders, dafür genügt auch ein Würfelspiel.

Schach-Beobachter

Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Ein Strauß prächtiger Kombinationen

Caro-Kannpartie, gespielt in einem Reihenspiel

Weiß: Keres (Estland)	Schwarz: Havelka (Prag)
1. e2—e4	c7—c6
2. d2—d4	d7—d5
3. e4×d5	c6×d5
4. c2—c4	Sg8—f6
5. Sb1—c3	e7—e6
6. Sg1—f3	Lf8—e7
7. Lc1—f4	a7—a6
8. c4—c5	Sb8—c6
9. Lf1—d3	0—0
10. 0—0[1]	b7—b6
11. c5×b6	Dd8×b6
12. Dd1—d2	Kg8—h8[2]
13. Sc3—a4	Db6—a7
14. Ta1—c1[3]	Sc6×d4[4]
15. Tc1—c7	Sd4×f3†
16. g2×f3	Da7—d4
17. Tc7×e7	Dd4×a4[5]
18. Kg1—h1	Lc8—d7
19. Tf1—g1	Sf6—g8[6]
20. Tg1×g7![7]	Sg8×e7
21. Lf4—e5	f7—f6
22. Tg7×h7†	Kh8—g8
23. Dd7—g5†![8]	f6×g5
24. Th7—g7†	Kg8—h8
25. Tg7×g5†	Tf8—f6
26. Le5×f6‡	

[1] Bis hierher in bekannten Bahnen der Caro-Kann-Verteidigung.

[2] Natürlich nicht mit 12. ..., S×d4 die vergiftete Bauernspeise schnappen, wegen 13. S×d4, D×d4 (?); 14. L×h7† mit Damengewinn.

[3] Eine Falle!

[4] Schwarz kann der Versuchung nicht widerstehen und schnappt den Speck.

[5] Nun meinte Schwarz: „Es ist doch nichts passiert! Ich habe einen Bauern gewonnen!" Und er freute sich. — Aber nicht mehr lange.

[6] Schwarz will die Qualität gewinnen. Er erkennt die Gefahr noch nicht.

[7] Ein Blitz aus heiterem Himmel.

[8] Ein brillantes Damenopfer krönt die hübschen Kombinationen.

Aufgabelösung aus Folge 24

Vierzüger von H. G u e, Magdeburg.

Weiß: Ke3, Tf1, Lc4, Lg1, Sf5, Bc3. c6, d2, d5, g3, h4, h5 (12).

Schwarz: Ke5, Dh8, Tf8, Th7, Lc2, Ba3, b3, d3, d6, f6, f7 g4 (12).

1. Kf2, T×h5; 2. Kg2. Dh6; 3. Ld4†. Ke4; 4. S×d6‡.
1. ..., K×S: 2. Kg2†, Ke5; 3. Ld4†, Ke4; 4. Tf4‡.
1. ..., Ld1: 2. Ke1. Lf3; 3. Ld4†, K×S; 4. L×d3‡ usw.

Richtig gelöst: W. Fenchel, Gau-Odernheim; Dr. Münch. Bocholt; P. Schurig. Sebnitz; Dr. Mederle, Rockenhausen; Dr. W. Krause, Hildesheim; K. Schmidt, Detmold; J. Sencar, Oldenburg; Schmidt, Feldafing; J. Herwig Gotha; Eggebrecht, Norden; P. Knörrchen, Berlin-Steglitz; C. Löschner, Langewiesen; W. Kyber, Tübingen; A. Hinrichs. Naumburg a. d. Saale; O. Behncke jr., Cuxhaven; Rudloff, Güstrow; L. Hohensee, Berlin W; F. Ruckdeschel, Nürnberg; E. Momband, Solingen. H. Kolwitz, Berlin-Neukölln; A. Hofmann, Chemnitz. M. Burdack, Hormersdorf; J. Diehl, Oberschmitten· Ebeling, Potsdam; Dr. Starke, Berlin-Charlottenburg: C. Hülsenbeck, Düren; Erika Schupp, Wiesbaden; L Heim, Lauchheim; Dr. J. Krug, Dresden; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; G. Peipers, Eckardtsheim; W. Gebauer. Bürgel; Klunk, Isny; Ch. Ellrich, Spangenberg; F. Büttner, Fürth i. B.; O. Hildebrandt, Hamburg; A. Köglmayr, Marnbach; A. Grundmann, Halle.

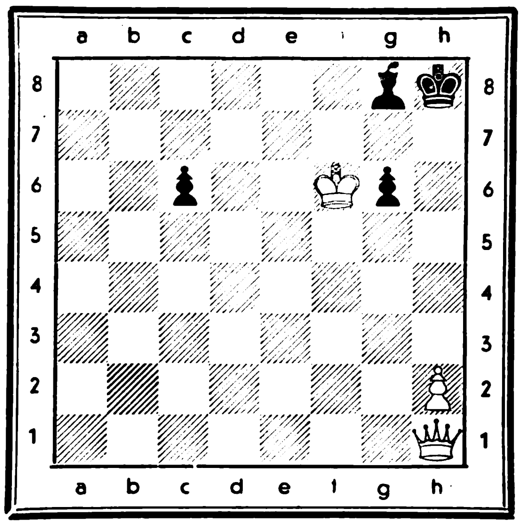
Einige Löserurteile: „Ein prächtiger Vierzüger mit einem verblüffend stillen, aber ebenso geistreichen Schlüsselzug" P. Sch., S.; „Ein klares und schönes Spiel" E., O.; „Ein guter Wurf mit einem wahrhaft ‚königlichen' Doppelschlüssel" H. K., B.-N.; „Sehr hübsche Wendungen" Dr. St., B.-Ch., usw.

Die Aufgabe in Folge 27 ist ein Dreizüger.

Aufgabe (Urdruck)

Von Karl J u n k e r, Plettenberg

Schwarz: Kh8, Lg8, Bc6, g6 (4)



Weiß: Kf6, Dh1, Bh2 (3)

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

RÄTSEL

Silbenrätsel

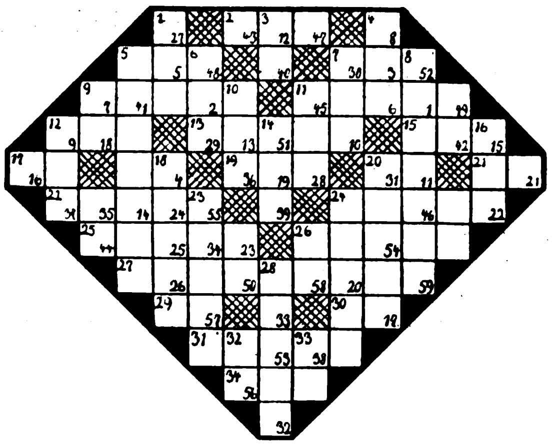
Aus den Silben: a — blau — bri — bruck — dank — dolph — e — en — eu — gen — gro — ich — id — ih — inns — kan — mon — ne — ne — nen — neu — nit — pen — pis — ra — ri — rin — ros — sa — schrau — ste — strumpf — teu — ti — to — tom — ty — u — um — wart — xe sind 16 Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben von oben nach unten und deren vierte Buchstaben in umgekehrter Richtung gelesen einen Ausspruch Goethes ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. Gestalt aus dem Nibelungenlied, 2. badisches Weindorf, 3. griechischer Gott, 4. aufdringlich überkluge Frau, 5. kleinster Teil, 6. Dichter des „Freut euch des Lebens“, 7. Wirtschaftsraum, 8. italienische Landschaft, 9. negerähnlich, 10. ägyptischer Totengott, 11. altgermanischer Volksstamm, 12. Hauptstadt von Tirol, 13. deutscher Maler des 19. Jahrhunderts, 14. Druckbuchstaben, 15. Mineral, 16. urweltliches Raubtier.

1 .... 9 ....
2 .... 10 ....
3 .... 11 ....
4 .... 12 ....
5 .... 13 ....
6 .... 14 ....
7 .... 15 ....
8 .... 16 ....

Buchstaben-Austauschrätsel

Pille, Inge, Tat, Ader, Wand, Lot, Oder, Sand, Egel, Alba, Tank, Adel, Mast, Affekt, Land, Mal, Born, Alster, Haft, Eller, Leine, Rat, Hamm, Diner, Tor, Achse, Eil, Rose, Eden, Rabe, Dorf, Amen, Sage, bei vorstehenden Wörtern ist der Anfangsbuchstabe durch einen anderen zu ersetzen, so daß Wörter mit anderer Bedeutung entstehen, deren Anfangsbuchstaben ein Sprichwort ergeben.

Zitat-Kreuzworträtsel



Waagerecht: 2. Teerprodukt, 5. Besitzung, 7. Märchenwesen, 9. Reihenfolge, 11. Laubbaum, 12. persönliches Fürwort, 13. sagenhafter griechischer König, 15. Westeuropäer, 17 spanischer Artikel 19 weibliches Haustier, 21. ägyptischer Gott, 22 mathematisches Zeichen, 24. sagenhafter griechischer Sänger, 25. List, 26 Sternbild, 27 Stadt in der Pfalz, 29. Tierprodukt, 30 persönliches Fürwort, 31 belgische Festung, 34. englischer Adelstitel — Senkrecht: 1. Verhältniswort, 3 Abkürzung eines Rechtsbegriffes, 4. englisches Zahlwort, 5 Topfpflanze, 6 Männername, 7. Tonstufe, 8. Ausgabe, 10 kristallisierte Flüssigkeit, 11. Temperaturbezeichnung 12 Nebenfluß der Donau, 14. Artikel, 16 Hausflur, 18 Käufer, 20. Angehöriger einer Rasse, 23 Freundin Goethes, 24. Berg des Bayerischen Walds 28 Felsspalt, 32. Spielkarte, 33. Auerochse.

Die auf die rechts numerierten Quadrate entfallenden Buchstaben ergeben eine Inschrift am Haus der Deutschen Kunst in München (ch = ein Buchstabe.)

Geheimschrift

3 8 1 3 — 9 2 10 — 4 1 3 11 8 3 11 5 — 12 11 2 10 — 11 10 3 3 2 — 5 1 3 9 3 — 3 11 2 3 — 6 3 5 13 3 5 11 7 9 2 7 — Die Zahlen sind durch Buchstaben zu ersetzen Die Lösung ergibt ein Zitat aus Rosenbergs Mythos

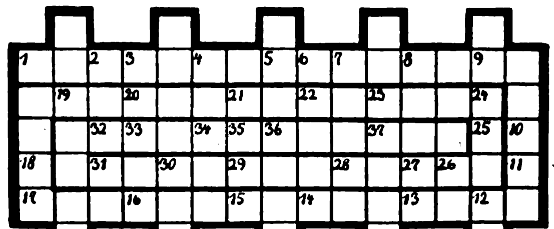
Schlüsselwörter: 4 1 9 2 10 12 6 3 1 7 = Vater der Landsknechte; 5 13 8 11 5 11 = Südseeinsel

Kryptogramm

Niederwald Riemenschneider Tischkante Pranner, Wasserfall, Tattersall Böllwerk, Vormund, anwenden, Bohnerwachs, verlagen, Stichprobe, Diskant, Anni, Dachsockel, Willkür, Allersbausen Vernichtung Aus jedem Wort sind drei, dem letzten vier aufeinanderfolgende Buchstaben herauszuziehen, welche aneinandergereiht einen Ausspruch Fichtes ergeben (ch gleich ein Buchstabe.)

Spiralrätsel

In die Spirale sind Wörter nachstehender Bedeutung einzutragen Sie beginnen bei den angegebenen Zahlen während das Ende derselben zu erraten ist. Richtig gelöst ergeben die fünf Senkrechten, nach Einsetzung der fehlenden Buchstaben, ein Zitat Oskar Wildes. (ch = ein Buchstabe.)



1 ehemalige ostdeutsche Stadt, 2. Stadt an der Donau, 3. Elentier, 4. Wegbelag, 5. Laubbaum, 6. Admiral des Weltkrieges †, 7. niederländische Landschaft, 8. Süßwasserfisch, 9 kleiner Spalt, 10. Teil der Uhr, 11 Gipfel der Berner Alpen, 12. alte Waffe, 13. dänische Insel, 14 Raubtier, 15. Insekt, 16. römische Hausgötter, 17. griechische Göttin, 18. englisches Zahlwort, 19. Niederschlag, 20. Stadt in der Schweiz 21 Expeditionsschiff Nansens, 22. Insel der Nordsee, 23. alkoholisches Getränk, 24. Papierformat, 25 spanischer Frauenname 26 Laubbaum, 27 arabischer Würdenträger, 28 Baumfrucht, 29. Stadt in England (y = i), 30 Nebenfluß der Saale, 31 Insekt, 32. Fruchtinneres, 33. Frauenname, 34 Gesichtsteil, 35 nord. Gottheit, 36 landwirtschaftl Gerät, 37 persische Elle.

Ordnungsrätsel

auf — be — dau — de — den — der — die — er — ge — ge — hen — in — jun — jun — ker — ker — ker — kön — nen — nur — nur — sen — sind — ste — und — völ — völ — völ — wach — welt — wer

Vorstehende Silben sind sinngemäß zu ordnen, so daß fortlaufend gelesen ein Ausspruch Dr. Goebbels' entsteht

Vokallos

w r w l l n k n d c k m s r s n d r n g n z k r l

Obige Konsonanten sind durch Einfügung der fehlenden Vokale in sinngemäße Wörter zu verwandeln, die hintereinandergelesen ein Wort des Ministerpräsidenten Göring auf der Schlußtagung des HJ.-Reichsführerlagers ergeben.

Lösungen der Rätsel aus Folge 27

Treppenrätsel: 1. T, Richter, Trichter; 2. be, Werber, Bewerber 3 Bei, Stand, Beistand; 4. Wind, Hose, Windhose; 5. Grund, Ton, Grundton; 6. Dessau, er, Dessauer; 7. Etikett, e, Etikette. ★ **Silbenrätsel:** 1. Biscaya, 2. Uechtland, 3. Cahir, 4 Haiti, 5. Unstrut, 6. Nottingham, 7. Deister, 8. Giselher, 9. Eichelhäher, 10. Wahhabiten, 11. Eierhandgranate, 12. Hellebarde, 13. Ruebezahl, 14. Fehrbellin, 15. Akrobat. — „Buch und Gewehr — faschistische Lehr!" Mussolini. ★ **Füllrätsel:** 1. Brokat, 2. Rektor, 3. Afridi, 4. Tunika, 5. Spaten, 6. Coswig, 7. Hueide, 8. Epinal. I. Bratsche, II. Triangel. ★. **Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 1. Oslo, 3. Gold, 6. Spaß, 8. Notar, 9 Abo, 11. Klage, 13. Dolomiten, 16. Ai, 17 Semmering, 22. Meran, 24 ab, 25. Ega, 26. Et, 27. Tapir, 29. Bebra, 20. Thor, 31. Arzt. — Senkrecht: 1. Ossa, 2. Spind, 4. Laken, 5. Drau, 7. Salo, 8. Nogi, 10. Bamberg, 11. Klamm, 12. Etain, 14. Ode, 15. ein, 17. Schah, 18. Meer, 19. Raab, 20. Goerz, 21. matt, 23. Fiat, 28. Po. ★ **Zahlenrätsel:** 1. Celebes, 2. Agitation, 3. Rodel, 4. Tudor, 5. Albula, 6. Getreide, 7. Einbaum, 8. Namur, 9. Alicante — „Cartagena." ★ **Buchstaben-Austauschrätsel:** Iden, Campe, Hand, Katte, Alster, Egel, Maus, Pol, Fest, Effekt, Hose, Inge, Edam, Rat, Nase, Ilm, Clan, Hund, Tor, Faß, Ulm, Eren, Raub, Mut, Imme, Celle, Haube. — „Ich kaempfe hier nicht fuer mich." ★ **Kryptogramm:** Bewerber, Kinder, Schwelle, stets, Wasser, Seidel, Weinwirt, Stalldienst, Pferd, Karfunkel, Gesicht, sehnig, Trichter, Vermittler, Weihrauch, Heinrich, Glasur, Sender. — „Wer der Welt etwas sein will, der darf sich nicht mit ihr einlassen."



Noch vor fünf Jahren schwang im Pontinischen Land die Malaria ihre furchtbare Geißel über den wenigen Siedlern, die in den Pontinischen Sümpfen ein hartes, entbehrungsreiches Leben fristeten. Heute zählt die Stadt Littoria 12 000 Einwohner und in der Provinz Pontinia wohnen heute annähernd 40 000 Menschen. Eine große Kulturtat des faschistischen Italien.

Oben: Militärmusik mit Saxophon. Milizsoldaten der Militärkapelle Littoria spielen auf.



Im Zeichen der Freundschaft.

Bauern aus dem Gebiet Pontinia anläßlich einer Großkundgebung. Als äußeres Zeichen ihrer Freundschaft zu Deutschland haben sie sich mit Hakenkreuzfähnchen geschmückt.

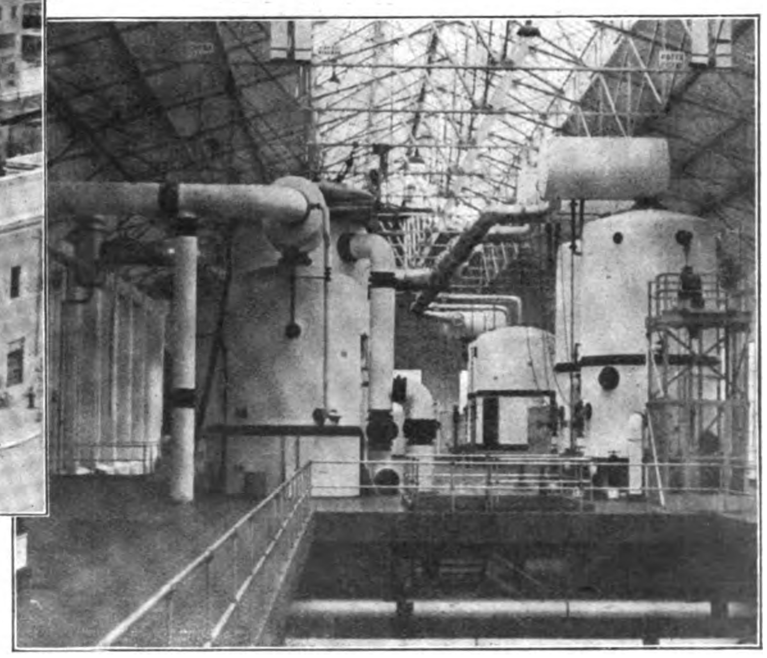


Zur Pflege des Volkstums schuf man die neuen pontinischen Trachten; sie werden später einmal mit Ehrfurcht getragen werden zum Gedenken an die große Kulturarbeit der ersten Siedler.



Breite Straßen, weitausladende Plätze und zweckmäßige Bauten, das ist der fesselnde Eindruck, den der Besucher von der Stadt Littoria empfängt. Im Hintergrund: die weite Ebene des pontinischen Gebietes.

PONTINISCHES LAND
— die Schöpfung Mussolinis



15 Millionen Tonnen Zucker, aus Rüben gewonnen, wird diese modernste Fabrik Italiens jährlich produzieren; Hunderte von Arbeitern finden in diesem Werk Arbeit und Brot.

Aufnahmen Herbert Römer.



Deutschland gewinnt in Amerika überlegen den Vanderbilt-Pokal.
Der Sieger Bernd Rosemeyer (Auto-Union) legte die 483 Kilometer lange kurvenreiche Rennstrecke in 3:37,7 Stunden zurück, was einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 132 st/km entspricht.



So will der Amerikaner sein Ideal sehen.
Eine der gelungenen Aufnahmen, die schon aus manchem unbekannten Girl einen beliebten „Star" gemacht haben.

Aufnahmen: Presse-Bild-Zentrale (2), Atlantic (1), Keystone (1).

DER GROSSE SIEG DEUTSCHER WAGEN IN AMERIKA

Dreißig der besten Rennfahrer Europas und Amerikas starteten am 5. Juli auf der neuhergerichteten Roosevelt-Rennbahn bei Neuyork um den wertvollen Vanderbilt-Pokal. Wie bei fast allen großen internationalen Rennen, traten auch diesmal die Überlegenheit deutscher Werkmannsarbeit und der unbeugsame Siegeswille der Männer am Steuer klar zutage. Das Rennen endete mit einem eindrucksvollen Sieg Bernd Rosemeyers auf Auto-Union; Zweiter wurde Seaman auf Mercedes.



Bernd Rosemeyer und seine Gattin, Elli Beinhorn-Rosemeyer, an Bord der „Bremen" bei ihrer Ankunft in Neuyork.



Der Herrscher von Abeokuta vor dem Flugzeug, das ihn von London nach Paris bringen soll. Die Riesenluftreifen des Flugzeuges scheinen ihn besonders stark zu beeindrucken.



Fliegende Cowboys.
Die großen Farmer im Westen der Vereinigten Staaten bedienen sich des Flugzeuges, um wilde Pferde in den geschützten Bergweideplätzen aufzuschrecken und zu Tal zu treiben, wo dann berittene Cowboys die Herden in der Verfolgung so bedrängen, daß man sie in Gatter abfangen kann.



Eine der gewöhnlichen Begleiterscheinungen: Antilopen in voller Flucht vor dem unheimlichen Riesenvogel, dessen Schatten sie verzweifelnd entfliehen möchten.
Aufnahmen: Atlantik.

AUF DER FLUCHT VOR DEM GROSSEN VOGEL



Ein Schnappschuß aus Landshut am Tag des Festspiels:
Die elektrische Klingel! Das wäre so etwas für das fünfzehnte Jahrhundert gewesen, der Liebsten einfach zum Stelldichein zu läuten!

Eine ganze Stadt versetzt sich ins Mittelalter

Als Herzog Georg der Reiche im Jahre 1475 in Landshut „Hochzeit machte", hat niemand darangedacht, daß die damaligen Prunktage sich über bewegte Jahrhunderte hinweg bis in das heutige moderne Zeitalter hinüberretten würden in Tracht, in Brauch und in eine alles beschwingende Fröhlichkeit. Ein alter, schöner Brauch in einer alten Stadt. Damals wie heute: alles macht mit, und der Fremde, der sich miteingeladen fühlt vom fünfzehnten Jahrhundert, kann sich diesem seltsamen Zauber nicht entziehen.



Groteske äußere Gegensätze während der Landshuter Hochzeit.
Das zwanzigste Jahrhundert der Zweckmäßigkeit und Technik lädt die „gute alte Zeit" ein, die sich darstellt durch Samt, Pelz und Kranzgewinde.



Die Trummel schlug Taritabum, und als es hieß: „He, Landsknecht, kumm!", da schwang sich der Hellebardenträger auf ein Fahrrad und fuhr zu seinem Fähnlein.



Augenblick noch, Herr Kaiser, denn Sie wissen ja: wenn der Purpur fällt . . .



Bevor es zum Sturm geht, gibt Veit noch schnell seine Aktentasche auf dem Büro ab.



Links: Eine kleine Landshuterin. Puppen — heute noch wie damals.

Sämtliche Aufnahmen: Fr. Engel.

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12–2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Bern III 7205; Warschau 194121; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968; Den Haag 211846; Paris 190066; Brüssel 350797. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße; Swiss Bank Corporation, West End Branch, 11c, Regent Street, Waterloo Place, London S. W. 1. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39-41, Fernruf 20755 u. 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Aufforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D.A. II. Vj. 1937: über 685000 Stck. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.
|ABCDEF|

Preis: 20 Pfennig
Österreich 40 Groschen
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig

12. JAHRGANG / FOLGE 29 / DONNERSTAG, 22. JULI 1937

IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22



Einweihung des Hauses der Deutschen Kunst.
Der Führer, vom Staatskommissar für das Haus der Deutschen Kunst, Gauleiter Adolf Wagner, begrüßt, begibt sich zur Eröffnungsfeier in das festliche Haus
Aufnahme: Heinrich Hoffmann.

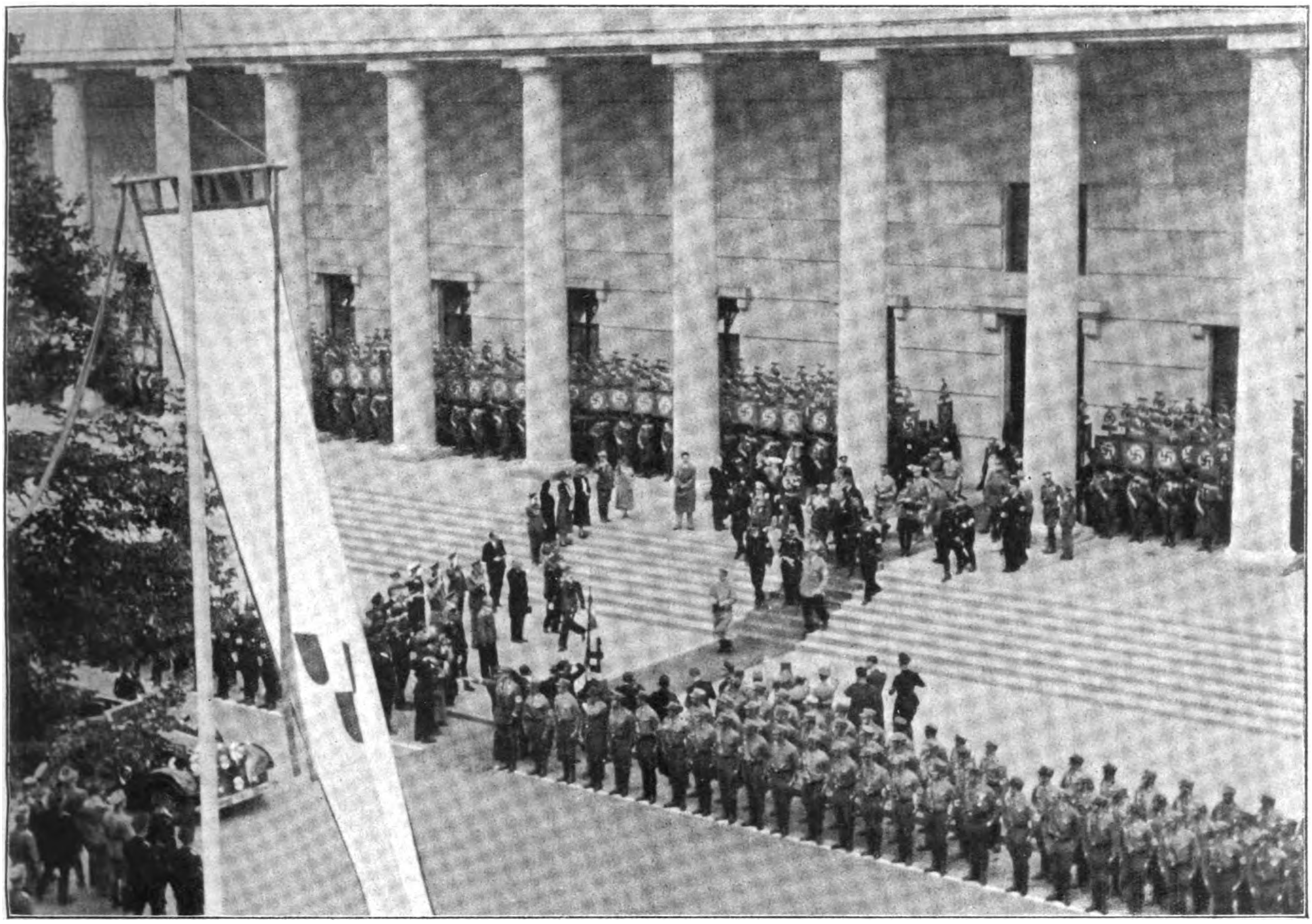
Der Tag der Deutschen Kunst

Tag der Deutschen Kunst 1937



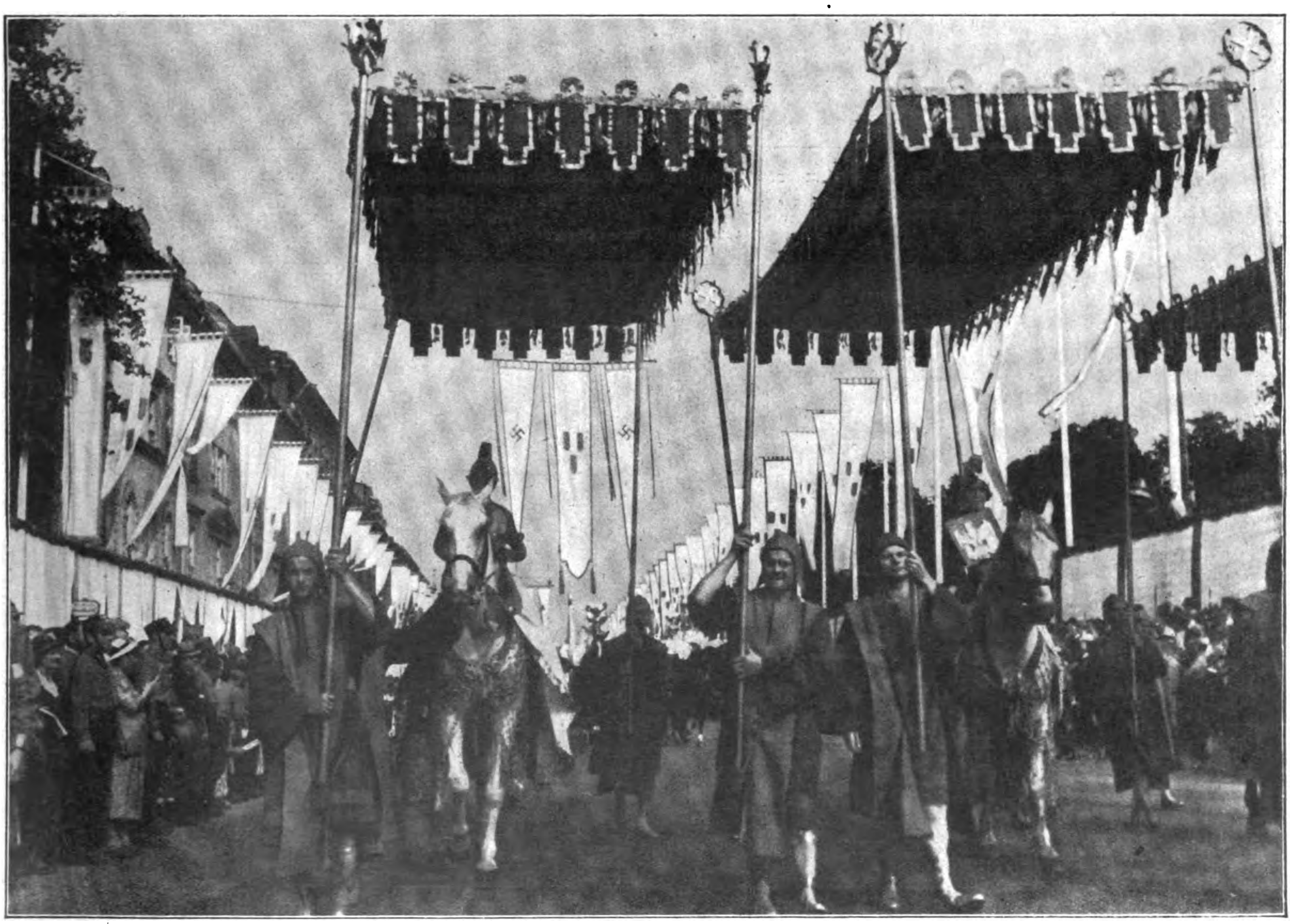
Adolf Hitler am Grabe Paul Ludwig Troosts.
Der Führer ehrt am Tage der Eröffnung des Hauses der Deutschen Kunst seinen Baumeister.

Aufnahme: Heinrich Hoffmann.



Nach dem Staatsakt der Einweihung verläßt der Führer mit seiner Begleitung unter den Standarten der Bewegung das Haus der Deutschen Kunst

Aufnahmen: Fischer-Boegner



Der Festzug „Zweitausend Jahre deutsche Kultur" bewegt sich durch die Straßen Münchens

Unter prunkvollen Baldachinen tragen Reiterinnen das Wappen der Reichskunstkammer durch die in weiße Farbenpracht getauchte Von-der-Tann-Straße.





2000 Jahre deutscher Kultur, von Künstlern in Plastik und Malerei gestaltet, ziehen vorüber

Die Siegeszeichen: die Plaketten der vier Reichsparteitage und die Wappen der Kunst, überragt vom Hoheitszeichen.

Der Tag, dargestellt auf goldenem Zweigespann mit den Rossen Frühwach und Allgeschwind; unter weiß-goldenem Baldachin die Sonne.

Aufnahmen: Fischer-Boegner



Eine weitere Darstellung aus der germanischen Zeit

Das Sinnbild der Sonne: das silberne Hakenkreuz in goldenem Strahlenkranz, umgeben von germanischen Frauen, die Sonnensymbole tragen

Vorbeizug an der Tribüne des Führers

Gauleiter Staatsminister Adolf Wagner eröffnet im Kongreßsaal des Deutschen Museums feierlich den Tag der Deutschen Kunst





Links: Der Stellvertreter des Führers, Rudolf Heß, neben dem Staatskommissar für das Haus der Deutschen Kunst, Gauleiter Adolf Wagner während der Eröffnungsfeier.
Unter den Festgästen (rechts vom Gauleiter) der französische Botschafter mit Frau François-Poncet und der italienische Botschafter mit Frau Attolico

General der Artillerie von Reichenau im Gespräch mit dem französischen Botschafter vor dem prachtvoll geschmückten Gebäude des Kongreßsaales.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann (1) und Bayer. Bildbericht-Fischer (2)



Anmut und Grazie beherrschen das Bild.
Ehrenjungfrauen, die zur Begrüßung der Festgäste in künstlerischen Kostümen Vorräumen und Aufgängen ein liebliches Bild verleihen, gönnen sich eine Ruhepause.



Ein Bildausschnitt aus dem Maximilianeum während des Empfanges der in- und ausländischen Presse, deren Vertreter in diesen Festtagen die Begrüßungsworte des Gauleiters Adolf Wagner bestätigt finden werden: „Die Atmosphäre Münchens ist die Atmosphäre der Kunst."

Feierlich prunkvolle Veranstaltungen geben dem großen Fest der Nation einen würdigen Rahmen.



Der Führer im Nationaltheater.
Im festlich ausgeschmückten Nationaltheater wurde am ersten Tage der Deutschen Kunst der bunte Reigen der Veranstaltungen mit Richard Wagners großem dramatischem Liebesgedicht „Tristan und Isolde" eröffnet.

Die Aufnahme zeigt den Führer im Gespräch mit dem General der Artillerie v. Reichenau; in der Mitte: Reichsbildberichterstatter Heinrich Hoffmann.



Eine Szene aus „Tristan und Isolde"
Gertrud Runger als Isolde und Dr. Julius Pölzer als Tristan.



In den Kammerspielen wurde am gleichen Abend Lessings „Minna von Barnhelm" mit Paula Denk als Minna und O. E. Hasse als Riccaut de la Marlinière nach einer Neuinszenierung von Otto Falckenberg aufgeführt.

gen
tion



ter.
wurde am ersten
igen der Veran-
matischem Liebes-
ffnet.
mit dem General
sbildberichterstatter



Der Führer in seiner Loge während der Festaufführung. Rechts von ihm: Reichspropagandaminister Dr. Goebbels, links: Gauleiter Staatsminister Adolf Wagner.



Abend Lessings „Minna von Barnhelm"
je als Riccaut de la Merlinière nach
Falckenberg aufgeführt.



Links: Unter den Gästen des Abends Reichsleiter Bormann (links), Reichsführer SS Himmler (Mitte) und den Polizeipräsidenten der Hauptstadt der Bewegung, SS-Obergruppenführer Frhr. v. Eberstein.



Ein einzigartiger künstlerischer Rahmen einer Festaufführung. Bildausschnitt eines Teiles des Foyers während der Pause.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann (3), Bayer. Bildbericht-Fischer (2), Presse-Photo (1), Hanns Holdt (2).



Vor dem Kongreßhaus des Deutschen Museums sind die Wehrmacht und sämtliche Gliederungen der Partei angetreten. Der Führer schreitet die Front ab; in seiner Begleitung: Generalarbeitsführer Baumann und (links) Obergruppenführer Brückner.

Machtvolles Bekenntnis der Einheit von Volk und Kunst



In feierlicher Weise begeht die Reichskammer der bildenden Künste im Kongreßsaal des Deutschen Museums ihre zweite Jahrestagung. Die Weihe dieser Sitzung empfing besonderen Ausdruck durch die Anwesenheit Adolf Hitlers, des großen Schirmherrn und Meisters der deutschen Kunst. Die Aufnahme zeigt den Führer zwischen Dr. Goebbels und Adolf Wagner.



Der Präsident der Reichskammer der bildenden Künste, Professor Ziegler, bei seiner Ansprache vor dem Führer, den Ehrengästen und Künstlern auf der zweiten Jahrestagung der Reichskammer der bildenden Künste im Kongreßsaal des Deutschen Museums.

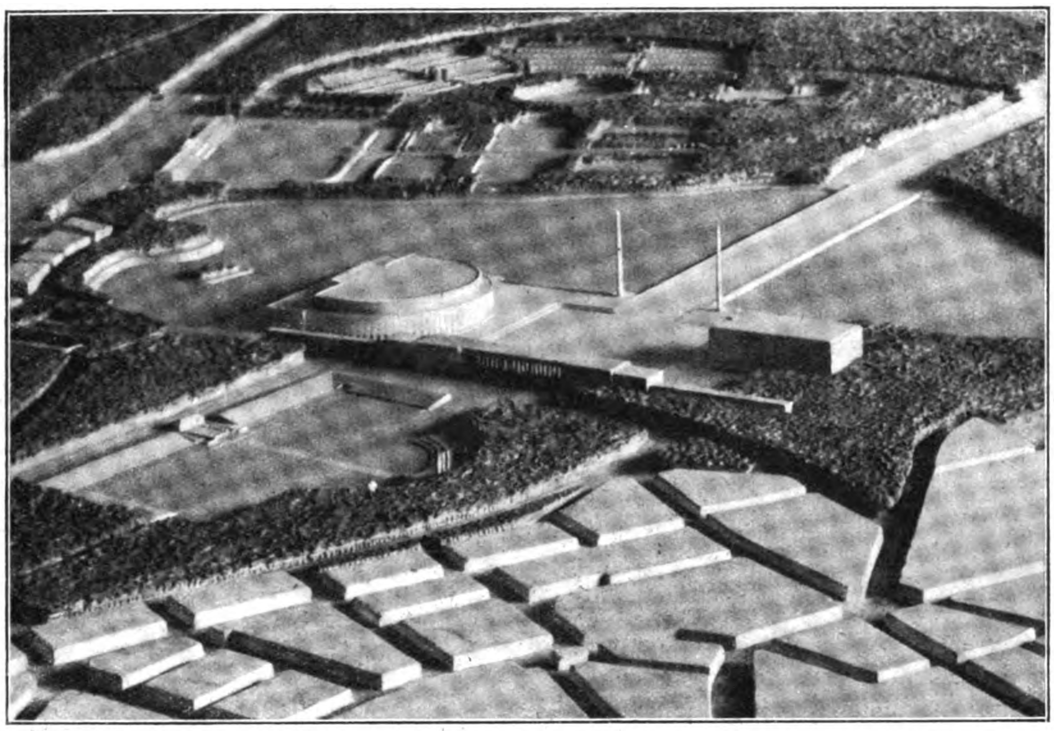
Aufnahmen: Bayer. Bildbericht-Fischer.

Die Stunde der Wiedergeburt deutscher Kunst wird uns und kommenden Geschlechtern in einem starkem Gefühl des Dankes gegenwärtig bleiben.

Ein gewaltiges Werk

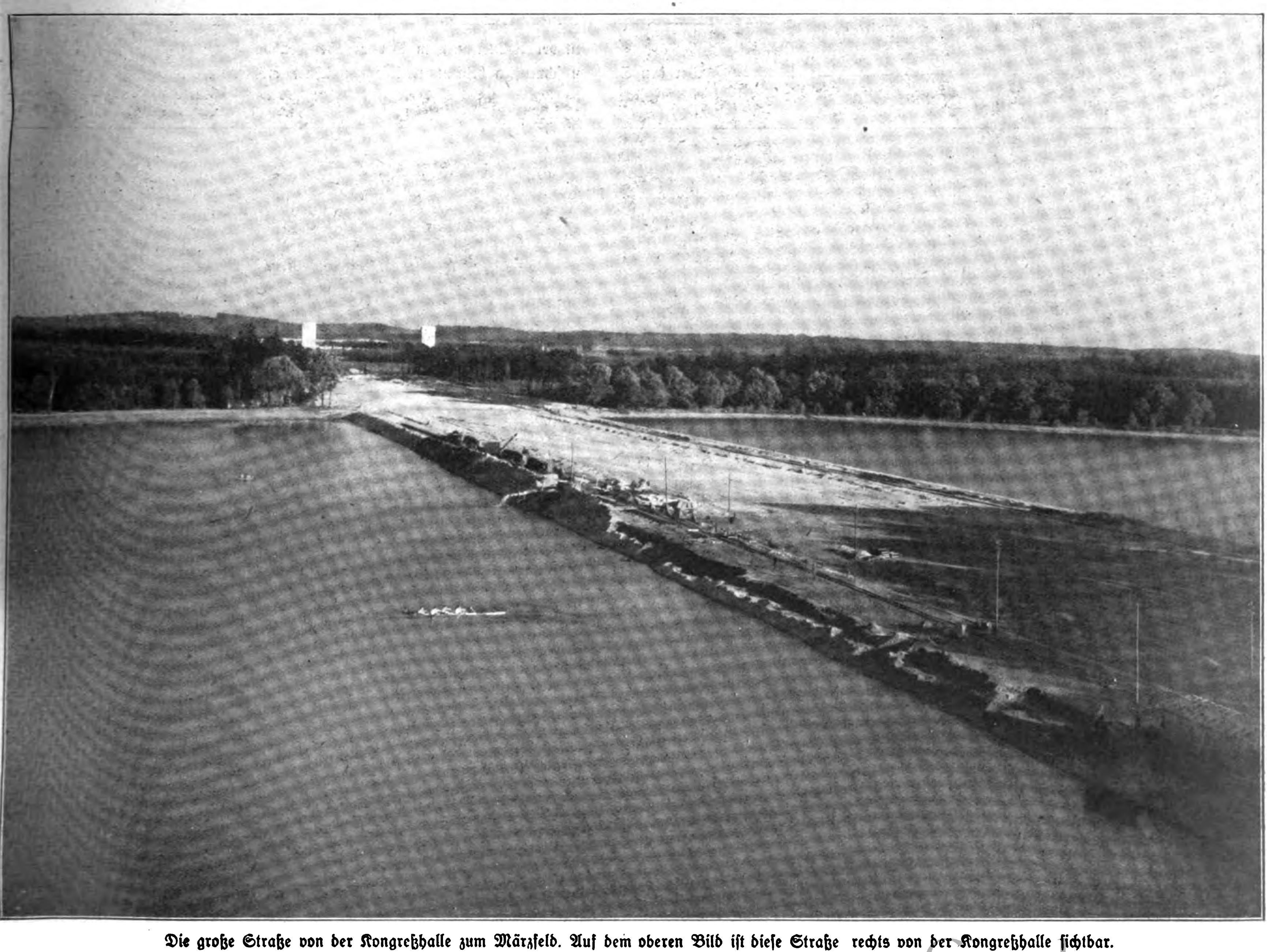
schreitet planmäßig der Vollendung entgegen

Kongreßhalle – Märzfeld, eine Straße, auf der die Nation marschiert



Aufnahmen: Henkel

Modell mit dem Kongreßgebäude (in der Mitte des Bildes) und der Überbrückung des Dutzendteiches zum Märzfeld. Im Vordergrund die vorgesehenen Wohnblocks



Die große Straße von der Kongreßhalle zum Märzfeld. Auf dem oberen Bild ist diese Straße rechts von der Kongreßhalle sichtbar.



Der Sultan von Marokko an Bord des Dampfers „Chella" bei der Ankunft in Marseille vor seiner Weiterreise nach Paris.

Aufnahmen: Weltbild.

VOM TAGE



Wettstreit der Kellnerinnen in Sudbury bei London.
Wer den Gast am schnellsten bedient, wird ausgezeichnet, während . . .



. . . in Paris die Stammgäste eines Cafés durch den Streik im Gaststättengewerbe vor leeren Tischen sitzen, wo sich nur ein Zeitungsverkäufer um sie kümmert.

Bilder vom deutschen Sieg im Vanderbilt-Rennen



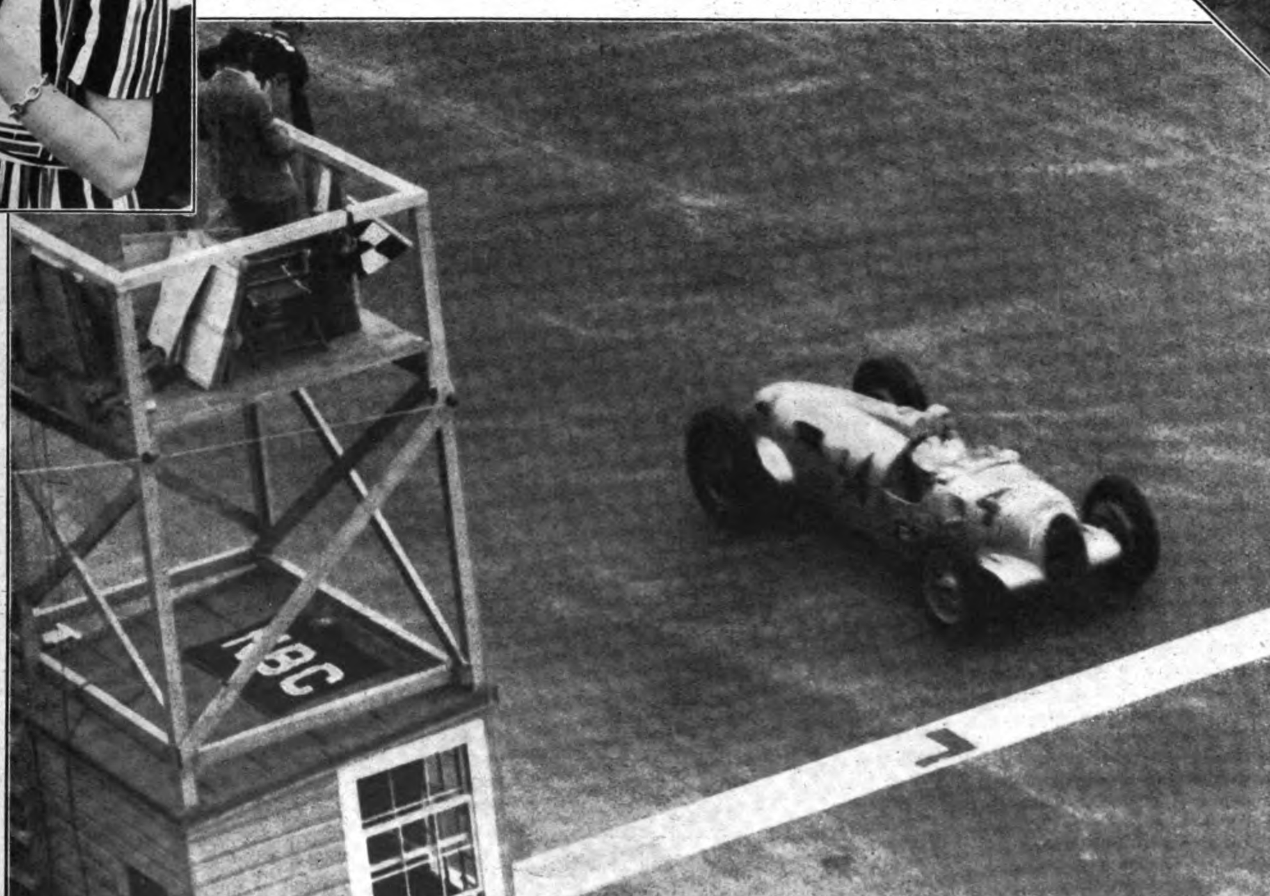
Am 5. Juli wurde auf der Roosevelt-Rennbahn bei Neuyork der Vanderbilt-Pokal, eine besonders wertvolle Trophäe, ausgefahren. Das Rennen war von vornherein eine Angelegenheit zwischen den deutschen Spitzenmarken Mercedes-Benz und Auto-Union. Nach einer selbst für amerikanische Begriffe mörderischen Jagd holte Bernd Rosemeyer (Auto-Union) den Siegespreis nach Deutschland.

Aufnahmen: Associated-Press



Oben: Die Schwester des Preisstifters George Vanderbilt, Frau Gloria Baker, beobachtet den Verlauf des Rennens.

Oben: Kurz vor dem Start. Der Bildausschnitt vermittelt einen Begriff von den Ausmaßen der Rennbahn, die erst vor kurzem für Großveranstaltungen neu hergerichtet worden ist.



Der Wagen Nr. 4 mit Bernd Rosemeyer am Steuer geht als Erster durchs Ziel; Zweiter wurde Richard Seaman auf Mercedes-Benz.





Links: Bernd Rosemeyer wird unmittelbar nach seinem eindrucksvollen Sieg vom deutschen Botschafter Dr. Dieckhoff beglückwünscht.

Georg H. Robertson, der Generaldirektor der Rennbahn (links), überreicht dem strahlenden Sieger im Vanderbilt-Pokal, Bernd Rosemeyer, einen Scheck über 20 000 Dollar als Siegespreis.



Die Sieger von Neuyork wieder in der Heimat.
Bernd Rosemeyer bei der Ankunft im Bahnhof Zoo in Berlin, wo ihn Sportfreunde für seinen hervorragenden Sieg herzlich feiern.

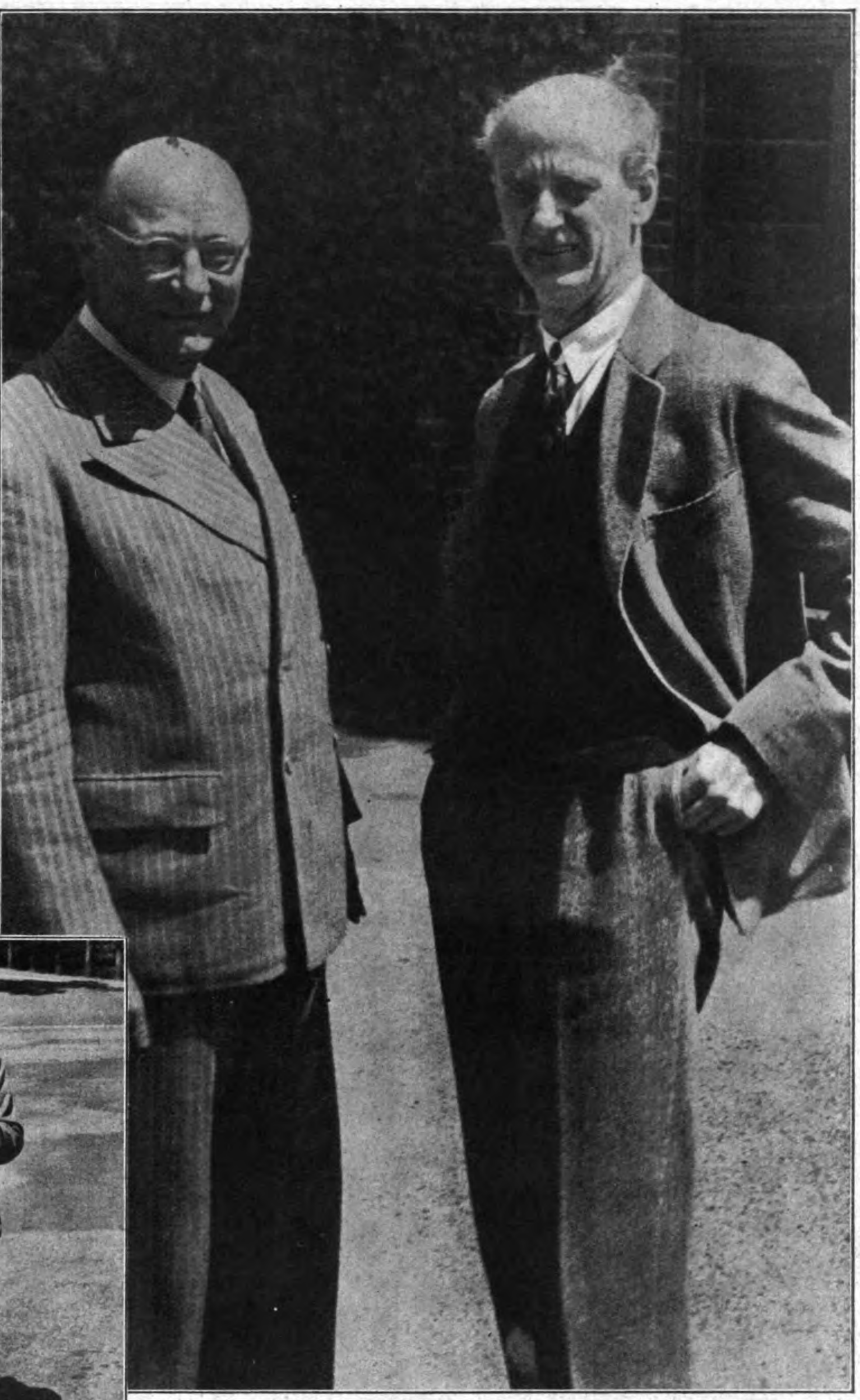
Aufnahme: Presse-Photo.

FESTSPIELE

Bayreuth 1937

Die Festspiele in Bayreuth haben sich von Jahr zu Jahr mehr zu einem Olympia der deutschen Kunst entwickelt und das Wort Franz Liszts an Richard Wagner: „Germanien ist dein Eigentum, und du sein Ruhm", hat im Dritten Reich durch den mächtigen Schirmherrn der deutschen Kunst lebendigen Sinn bekommen.

Aufnahmen für den „JB." von Presse-Photo.



Generalmusikdirektor Staatsrat Professor Dr. Wilhelm Furtwängler (rechts) im Gespräch mit Rudolf Bockelmann, dem Wotandarsteller.

Für Deutschland und auch für das kunstbegeisterte Ausland sind die Bayreuther Festspiele seit Jahren nicht mehr wegzudenken. Der Kreis der Wagnerfreunde wächst in immer größerem Maße. Wenn auch die Wagner-Aufführungen im Reich während der Opernspielzeit mit jedem Winter immer zahlreicher werden, so bleiben die Festspiele in Bayreuth doch immer der Höhepunkt deutschen Kunsterlebens. Die besten Kräfte deutscher Bühnen, die besten Dirigenten, die besten Spielleiter geben sich hier alljährlich ein Stelldichein und bilden mit den ausgezeichneten Chören ein Ensemble, wie es kaum eine andere Bühne der Welt aufzuweisen hat. An der Spitze aller dieser Festaufführungen steht Winifred Wagner, die geniale Verwalterin des Erbes Richard Wagners.



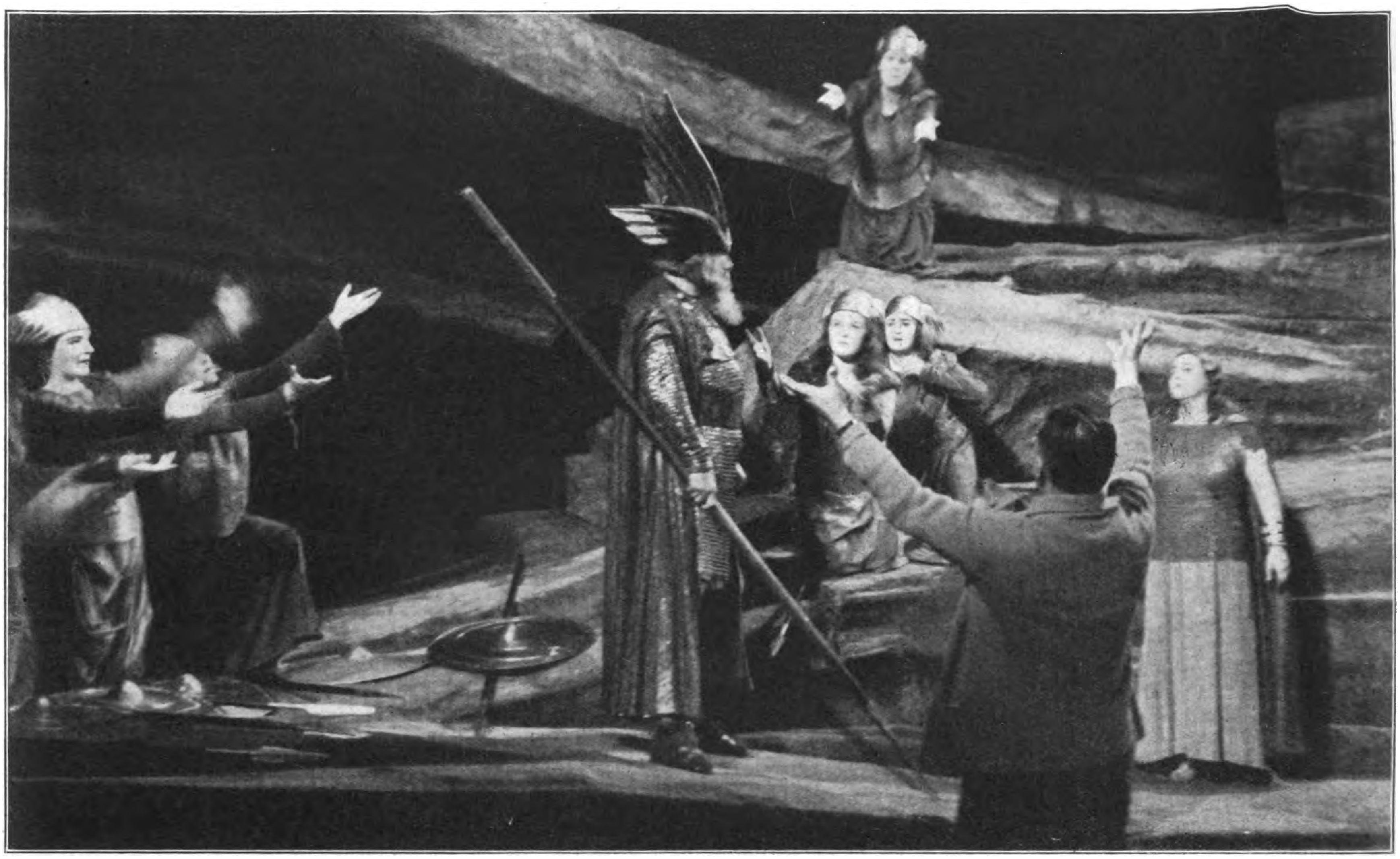
Links: Kammersänger Lorenz aus Berlin — der Darsteller des Sigmund in der Walküre — hat sich akklimatisiert und trägt bayerische Tracht.



Links: Frau Winifred Wagner bespricht mit Prof. Preetorius (rechts) auf der Bühne den ersten Akt der Walküre.

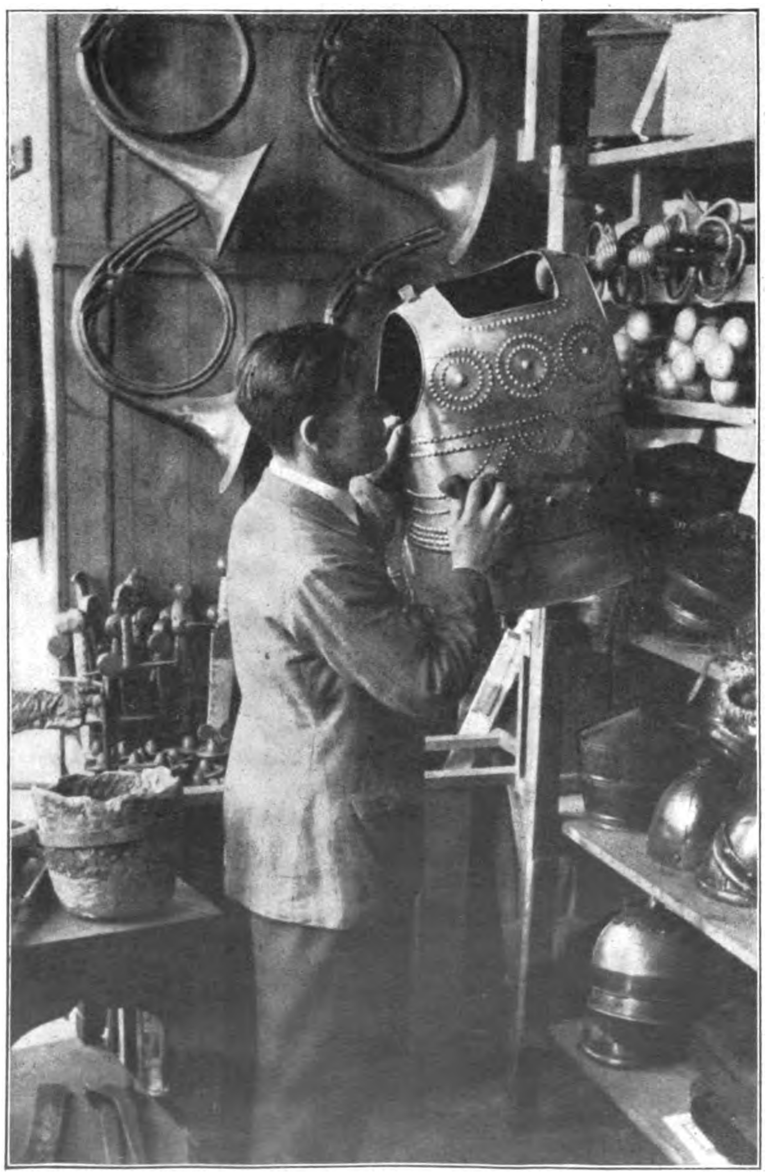


Die Walküren bei einer Probe im Zimmer des Generalintendanten Tietjen.

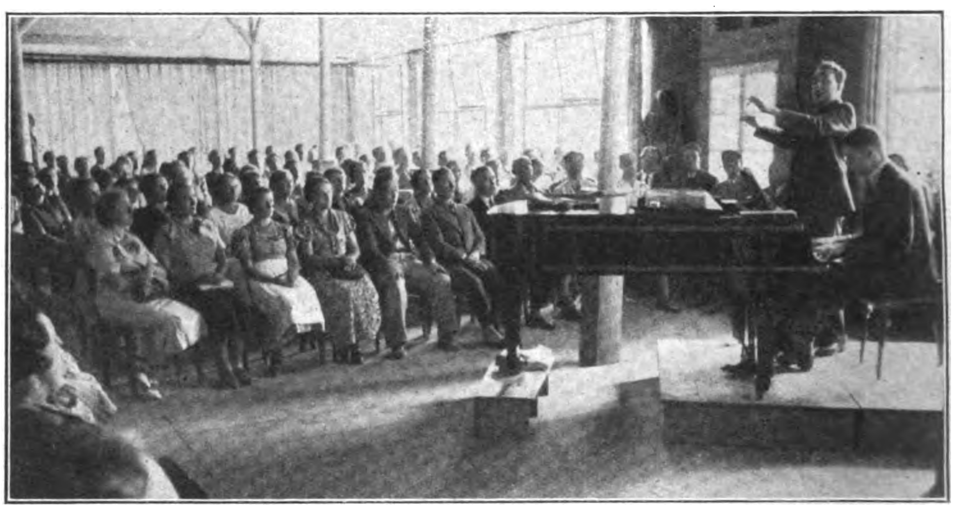


BAYREUTH 1937

Generalintendant Heinz Tietjen bei der Regie des Schlußaktes: „Wotan und die Walküren am Felsenberg."



In der Rüstkammer des Festspielhauses Bayreuth sind im Laufe der Zeit eine beachtliche Menge von Rüstungen für die verschiedenen Opern Wagners zusammengetragen worden.



Während einer Probe des Chors unter der Leitung von Friedrich Jung, Berlin, dem die Gesamtleitung der Chöre obliegt.



Feststimmung: Eine Pause während der Generalprobe in Bayreuth.

Sämtliche Aufnahmen: Presse-Photo G.m.b.H.

DIE DEUTSCHE ARBEITS-FRONT

IHRE ÄMTER UND LEISTUNGEN

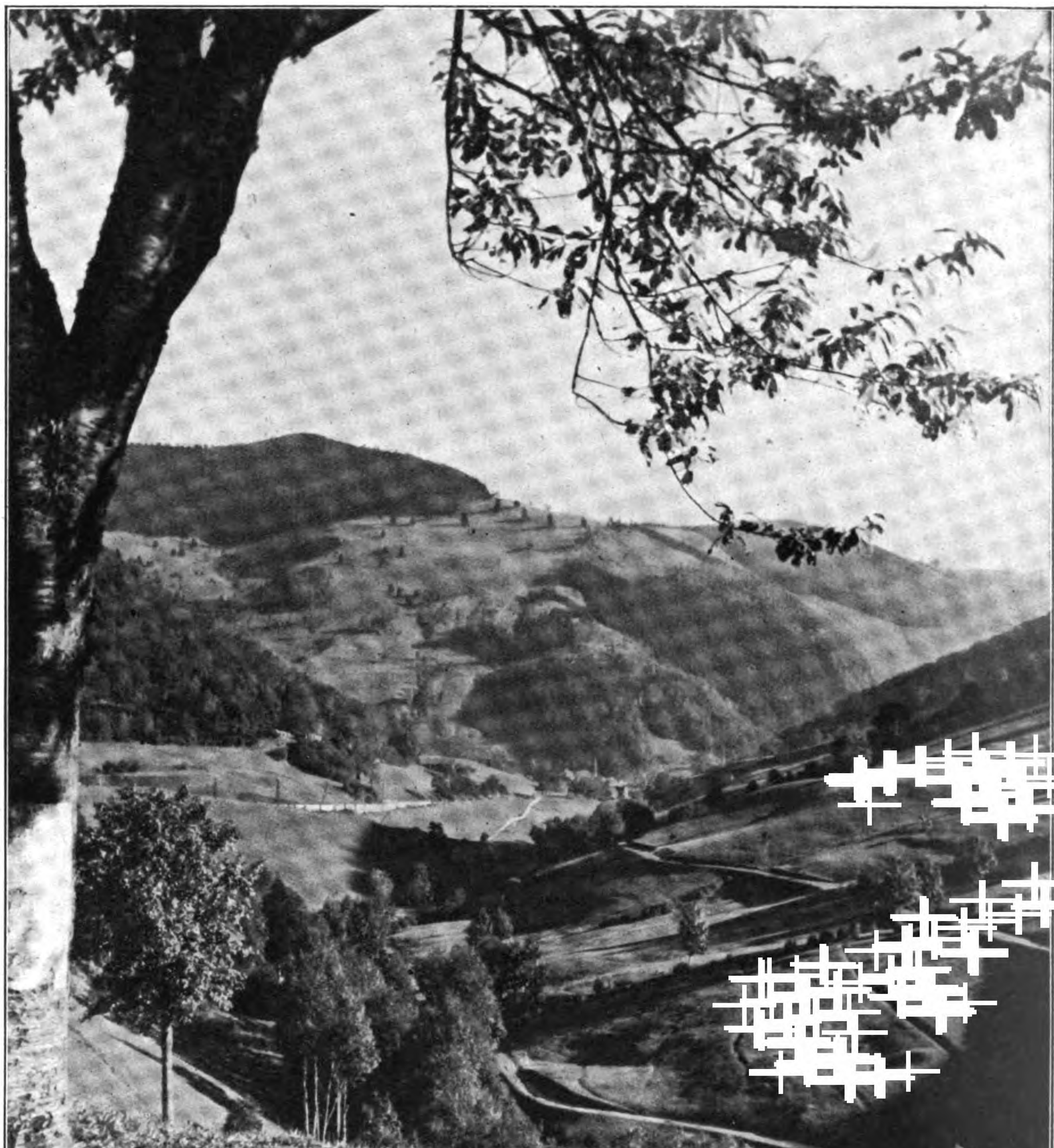
XVIII d.
KdF. Amt „Reisen, Wandern und Urlaub".

Ehrlich gesagt, wir waren etwas gespannt, als wir das einfache Arbeitszimmer im „KdF."-Haus in der Berliner Kaiser-Allee, in dem gerade der Leiter des Amtes „Reisen und Wandern", Parteigenosse Dr. Lafferenz, mit seinen engsten Mitarbeitern Parteigenosse Paulus und Parteigenosse Tschentscher, eine der vielen Arbeitsbesprechungen abhielt, betraten Um weiter bei der Ehrlichkeit zu bleiben, waren wir zuerst einmal enttäuscht, denn nichts war vorhanden von den erwarteten Riesentelephon- und Klingelanlagen mit Leuchtknöpfen in allen Farbschattierungen, von den 7 Schreibmaschinendamen, denen abwechselnd diktiert wird Ganz einfach und schlicht sah alles aus, nur ein Arbeitstisch, von oben bis unten bedeckt mit Arbeitspapieren, verriet etwas von der Vielheit der hier zu leistenden Arbeit.

Klar und einfach wie das Arbeitszimmer — so sind die Antworten auf unsere Fragen. Jedem Schaffenden muß es ermöglicht werden, seinen Urlaub sinngemäß zu verbringen. Wie wir so klar und nüchtern Antwort auf Antwort erhalten, müssen wir an die vielen hunderttausende fröhlichen und lachenden Augen denken, die wir überall in Deutschland bei den „KdF."-Reisen fanden.

Große Statistiken an den Wänden des Zimmers mit roten und grünen Schnüren, die gerade verstellt werden, erregen unser Interesse. Jeder Gau ist hier mit seiner Zug- und Teilnehmerzahl vertreten.

In einer Ecke des Arbeitszimmers steht auf einem Ständer ein großes Hauptbuch, das über und über mit eigentümlichen Schriftzeichen und Hieroglyphen bedeckt ist. Es ist, wie uns mitgeteilt wird, der „Wahrsager". Aus ihm ist jederzeit ersichtlich, wann und wo in den einzelnen Gauen ein „KdF."-Zug gestartet wird, mit welcher Anzahl von „KdF."-Fahrern, ob und wie er an seinem Bestimmungsort angekommen ist. Im Jahre 1936 wurden 6 Millionen Schaffenden durch „KdF." längere Urlaubs- und Wochenendfahrten ermöglicht.

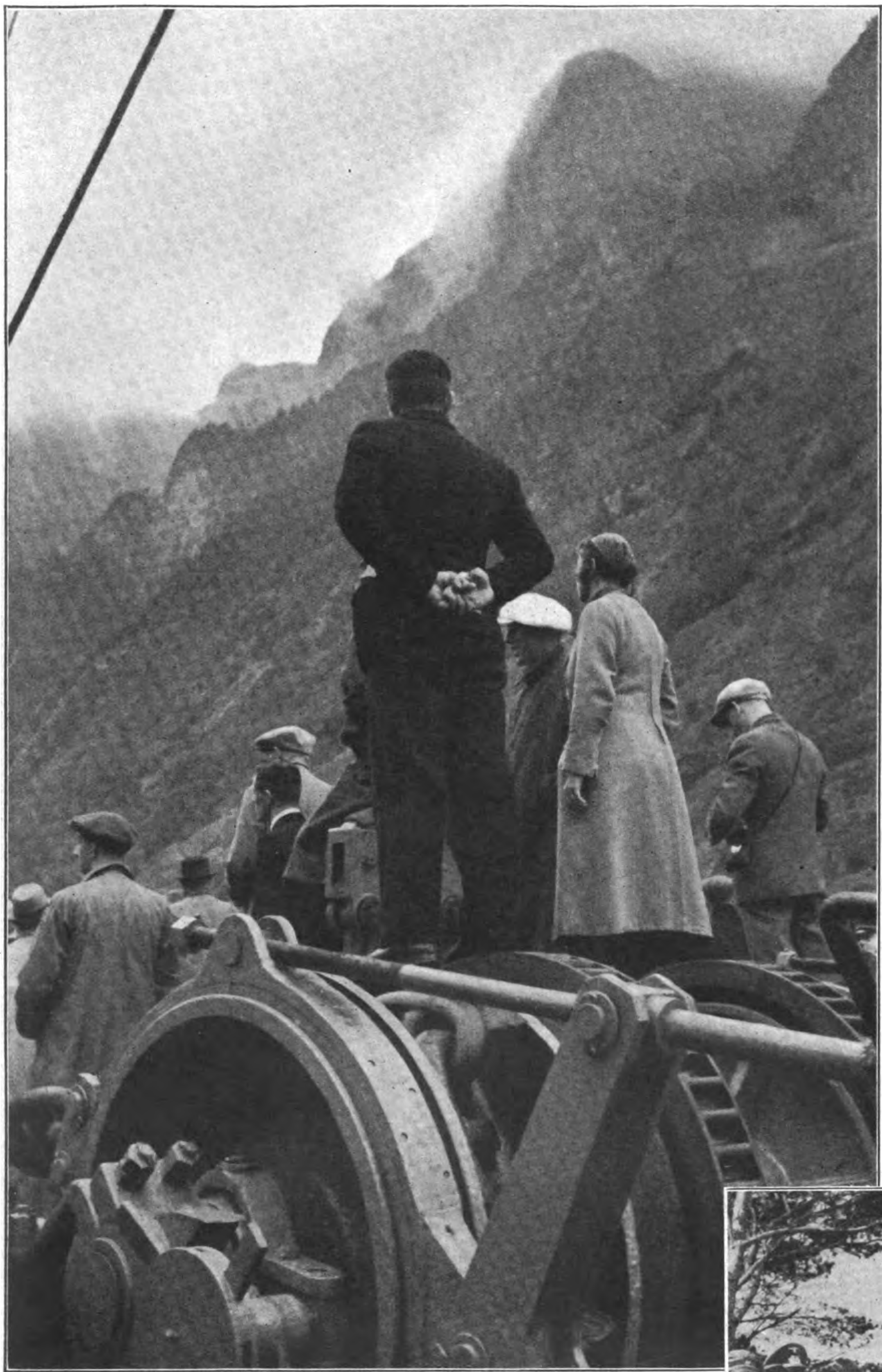


Nur der kann seine Heimat lieben, der sie auch kennt.
Eines der vielen schönen Schwarzwaldtäler. Es soll keine Landschaft mehr in Deutschland geben, die nicht durch KdF. den deutschen Menschen erschlossen wird.

Sämtliche Aufnahmen: Fritz Boegner



Der Leiter des Amtes „Reisen und Wandern", Parteigenosse Dr. Lafferenz, mit seinen nächsten Mitarbeitern bei einer Arbeitsbesprechung. Besondere Statistiken vermitteln eine Übersicht der Entwicklung der Reisetätigkeit.



Bis in Norwegens Fjorde fahren die „KdF."-Schiffe mit Tausenden von Schaffenden an Bord. 150 000 waren es im Jahre 1936 — wieviele werden es 1937 sein?

Die frohen Gesichter und lachenden Augen sind es auch, die die Männer des Amtes immer wieder veranlassen, in rastloser Arbeit neue Wege der Urlaubsgestaltung zu suchen, um noch einer größeren Anzahl von Volksgenossen die Möglichkeit einer „KdF."-Reise zu geben



Der „Wahrsager" wird befragt. Jeder Reisebegleiter eines „KdF."-Transportes hat vor und nach der Reise eine telegraphische Meldung an das Amt zu senden, in dem er Stärke und Verlauf der Reise berichtet. Nach diesen Meldungen wird ein Hauptbuch geführt, das stets Auskunft über alle „KdF."-Reisen gibt



Wo KdF. ist, da sind fröhliche und lachende Menschen. Nach langen Arbeitsmonaten kann man einmal ausspannen und fröhlich sein, sich tollen wie die Jungen.



Reichsorganisationsleiter Dr. Ley bei der Grundsteinlegung zum neuen „KdF."-Bad auf der Insel Rügen. Hunderttausende werden jährlich in diesem nach den modernsten Grundsätzen eingerichteten Bad Erholung und neue Lebensfreude finden.

Die nachgelassenen Finanzen des Grossherzogs

ROMAN VON FRANK HELLER

(10. Fortsetzung.)

Also Gott sei Dank, daß wir in Minorca sind! Denn wenn ich Sie nicht mißverstehe, befinden wir uns — juridisch gesehen — dort?"

„Wünschen Sie sich auch nicht nach Minorca, Madame! Da gibt es ganz unzweideutige Präzedenzfälle, die Ihre These total umstoßen. Don Luis XI., der Großvater Don Ramons des XX., verheiratete sich mit einer bürgerlichen Dame und ging also das ein, was Sie eine **Mésalliance** nennen. Aber sein Sohn wurde aus diesem Grund keineswegs des Erbfolgerechtes verlustig."

„Ist das wahr?"

„Ohne allen Zweifel. Wir haben uns, durch Monsieur Fraternités Brief veranlaßt, genau über alle diese Dinge informiert."

„Sie vergessen eines, meine Gnädige!" rief Professor Fortreß, der sich schon die längste Zeit nur mit Mühe beherrscht hatte. „Meine Stammutter war von schottischem Landadel, und schottischer Landadel wird sich wahrhaftig noch mit spanischem Hochadel messen können!"

Sie warf ihm einen eiskalten Blick zu.

„Sagen läßt sich alles, mein Herr. Aber es gibt gewisse Äußerungen, die den, der sie fällt, von jeder seriösen Debatte ausschließen."

„So?" rief der Professor, außer sich vor Empörung. „Und wenn Sie meine Auffassung nicht teilen, Madame, warum ließen Sie dann von Ihrem Agenten in Kopenhagen ein Attentat gegen mich verüben, dessen wahre Bedeutung ich erst jetzt erfasse?"

Sie machte einen Schritt zurück — denn sowohl sie wie der Professor waren von ihren Plätzen aufgesprungen.

„Sie phantasieren!" stieß sie hervor. „Ich weiß überhaupt nicht, was Sie meinen!"

„Sie wissen ganz genau, was ich meine!" rief der Professor. „Man hat ein Attentat gegen mich verübt. Und wer dahinter steckt, das kann nur jene Person gewesen sein, die gewisse Rechte gefährdet glaubte!"

Seine Augen sprühten Funken. Es war nicht mehr viel von dem ironischen Gelehrten übrig, der das Gold als Wertmesser bekämpfte. Ich fühlte, wie eine seltsame Erregung sich meiner bemächtigte. Sie redeten, als ob außer ihnen selbst niemand anderer existierte! Es gab einen Gesichtspunkt, den sie total zu vergessen schienen. Es war an der Zeit, sie daran zu erinnern!

„Meine Herrschaften", sagte ich. „Entschuldigen Sie, wenn ich störe. Aber machen Sie die Rechnung nicht ein wenig ohne den Wirt! Don Jeronimo I. hat allerdings, wie wir eben gehört haben, das Salische Gesetz abgeschafft. Aber ich kann mich nicht erinnern, daß er gleichzeitig das Anciennitätsprinzip abgeschafft hat! In allen Ländern, von denen ich noch gehört habe, ist das Vorrecht des älteren Sohnes oder der älteren Tochter gegenüber ihren jüngeren Geschwistern eine anerkannte, unbestrittene Tatsache."

Sie maßen mich vom Scheitel bis zur Sohle. Die gleiche Verachtung leuchtete aus beider Augen, doch aus den ihren am stärksten.

„Wenn Sie recht hätten", sagte sie, „würde man also in Minorca einer Wirtshausmamsell als Stammutter huldigen. Das wäre wohl das erstemal in der Weltgeschichte! Seien Sie ganz ruhig — es wird noch einige Zeit dauern, bis es so weit kommt."

„Ich kenne Sie", murmelte der Professor, „aber woher nur? Ah, jetzt weiß ich es. S i e haben bei meinen Vorlesungen in Kopenhagen Radau gemacht."

Wie das Gespräch noch geendet hätte, wenn es so weiter gegangen wäre, wie es begonnen hatte, läßt sich schwer sagen. Erregung leuchtete aus unser aller Zügen, und heftige Worte zitterten auf unser aller Lippen. Aber in diesem Augenblick kam eine Unterbrechung. Der ältere Gentleman mit den fahlen Augenlidern, der Lavertisse und mich eingelassen hatte, erschien mit einem silbernen Tablett, auf dem er eine Visitenkarte brachte. Mr. Horatio Simpkins warf einen Blick darauf und nickte. Ein paar Sekunden später eskortierte der Fahle mit sichtlichem Respekt einen älteren Herrn in den Saal. Die drei Mitglieder der Firma Simpkins erhoben sich wie auf Kommando, um ihn zu begrüßen.

Wer konnte das sein? Dem Äußeren nach sah er wie ein Bücherwurm aus, er hatte kurzsichtige schwarze Augen unter dicken Hornbrillen, dünnes, weißes Haar und dünne, kleine Hände. Seine Gestalt war mager und vorgeneigt, seine Kleidung ein kaftanähnlicher Schlußrock aus billigem, schwarzem Stoff. Und doch erwiesen die drei majestätischen Mitglieder der Firma Simpkins, Simpkins, Simpkins & Söhne ihm die Ehre, sich bei seinem Eintritt vollzählig zu erheben! Noch einmal, wer konnte das sein? Ich sollte nicht lange in Ungewißheit darüber schweben. Der Neuankömmling hatte weder Auge noch Ohr für jemand anderen in der Versammlung als die drei englischen Herren. Er begrüßte sie mit zeremoniöser Höflichkeit, indem er die Hand aufs Herz legte und sich bis zum Erdboden verneigte. Sie erwiderten den Gruß ebenso zeremoniös, wenn auch mit englischer Steifheit. Ihr Gast rief:

„Señor Simpkins, sagen Sie mir ohne Umschweife: gibt es etwas Neues?"

„Ja, Señor", erwiderte der Angesprochene ohne Zögern. „Es gibt große Neuigkeiten. Diese Dame und diese Herren warten darauf, sie Ihnen zu überbringen!"

Er machte eine Handbewegung, die uns alle umfaßte. Der alte Herr im Kaftan drehte sich rasch um, betrachtete uns mit seinen kurzsichtigen Augen und grüßte tief.

„Verzeihen Sie die Unhöflichkeit eines alten Mannes, Madame, meine Herren" bat er. „Ich ahnte nicht, daß ich hier in eine Sitzung einbreche. Ich bin noch ganz wirr im Kopfe von der Reise mit den Luftschiffen, die mich so unfaßbar rasch aus Barcelona hierher gebracht haben, Madame, meine Herren, ich habe die Ehre, Sie zu begrüßen! Ist es vermessen zu fragen, worin Ihre Neuigkeiten bestehen?"

Sein kurzsichtiger Blick ging im Kreise herum. Seine Lippen bebten erwartungsvoll. Ich fühlte, wie eine leise Röte sich über mein Gesicht verbreitete, und noch lange bevor sein Blick mich erreichte, hatte ich den meinen gesenkt. Ich ahnte, wer er war, und meine Ahnung bestätigte sich, als Mr. Simpkins wieder das Wort ergriff.

„Ich muß Sie leider enttäuschen, Señor Paqueno, mein hochgeschätzter Freund! Diese Dame und diese Herren sind nicht gekommen, um Ihnen Nachrichten jener Art zu bringen, wie Sie sie erhoffen. Sie haben sich vielmehr eingefunden, um das Erbe nach Ihrem hohen Herrn in Anspruch zu nehmen. Die Frist, die Monsieur Fraternité uns gab, und die juridisch unanfechtbar, ja sogar im Hinblick auf die Formulierung von Don Jeronimos Dekret generös ist, ist abgelaufen. Ich kann nur eines tun, nämlich das Vermögen Ihres Herrn sperren zu lassen, bis ein Prozeß entschieden hat, welcher der Erbschaftsprätendenten den Sieg davonträgt. Es tut mir leid, Ihnen dies sagen zu müssen, aber so ist es. Rasch, Jameson, einen Sessel!"

Diese letzteren Worte waren an den fahlen Bedienten gerichtet. Señor Paqueno war offenbar einer Ohnmacht nahe. Während Jameson und die jüngeren Mitglieder der Firma Simpkins sich um den alten Minister aus Minorca bemühten, geleitete Mr. Horatio Simpkins, der Jüngere, mit einer majestätischen Geste uns andere zum Ausgang. Unterdessen sprach er:

„Wie Sie gehört haben, Monsieur Fraternité, habe ich die juridischen und logischen Konsequenzen aus der vorliegenden Situation gezogen. Sie brauchen nicht zu befürchten, daß jemand in die legitimen Interessen irgendeines der Erben eingreift. Ich habe dafür gesorgt, daß kein Unbefugter sich an dem Erbe Don Ramons XX. vergreifen kann. Es ruht in einer Bank, von meinen Siegeln geschützt. Madame, meine Herren! Sie werden Ihre Rechtsansprüche in einer Frist, die man Ihnen umgehend bekanntgeben wird, vorlegen können. Mein Herr Kollege von den Pariser Gerichten, ich habe die Ehre, Ihnen einen guten Tag zu wünschen. Madame, meine Herren, ich wünsche Ihnen das gleiche!"

Achtes Kapitel.

In dem ich den Mittelpunkt einer Annoncenkampagne treffe.

1.

Ein paar Minuten später stand ich mit Monsieu Lavertisse in dem Treppenaufgang des antiken Hause der Firma Simpkins in der Fox Street. Ich konnt noch immer kaum glauben, daß ich wach war. Abe Lavertisse überzeugte mich in überaus handgreifliche Weise davon.

„Entschuldigen Sie", sagte er, „aber da ist noch ei Punkt, den wir keine Zeit hatten zu besprechen, bevo die Sitzung begann, nämlich das Honorar. Ich vermut Sie haben mit Mr. Graham einen Kontrakt abge schlossen? In diesem Fall geht ja alles in Ordnung.

„Ich kenne Ihre Bedingungen", sagte ich, „und bi bereit, darauf einzugehen. Ich kann zwar noch imme kaum glauben, daß ich wache, aber ich gebe mit Freud $33^1/_3$ Prozent Provision von den Märchenschätzen d Sie aus dem Nichts hervorgezaubert haben. Aber i habe mit Mr. Graham keinen Kontrakt abgeschlosse So weit sind wir gar nicht gekommen. Ich kenne Ih

Bedingungen nur durch Herrn Justus Bing. Er hat mir nämlich Ihre Adresse gegeben."

„Sapristi! Macht in Skandinavien ein Erbe den anderen auf seine Chancen aufmerksam! Quel beau pays de la confiance!"

„Das wohl doch nicht. Bing erwähnte nur Ihre Existenz und zeigte mir ein paar Briefe von Ihnen Als ich an Sie schrieb, tat ich es, um eine Novellenidee zu finden, aus keinem anderen Grunde. Und als ich das Henry Graham erzählte, zerkriegten wir uns."

Lavertisse starrte mich mißtrauisch aus zwei klugen schwarzen Augen an.

„Sans blague? Sie halten mich nicht zum besten?"

„Sans blague!"

Ich erzählte ihm die wahrheitsgetreue Geschichte meiner Abenteuer — ich berichtete von dem Brief, von meinem sonderbaren Erlebnis im Café, Bings und des Professors analogen Abenteuern, meiner Entführung, kurz von allem. Er nickte einmal ums andere.

„Madame Juanita wußte, daß es uns gelungen war, zwei Erben in Kopenhagen aufzuspüren, und auch daß der dritte — Professor Fortreß — sich auf einer Vortragsreise dort befand. Der Advokat hatte sich nämlich ebenfalls an uns gewendet — wenn er uns auch, wie es sich für einen Advokaten seiner Rasse schickt und geziemt, um das Honorar zu prellen versuchte. Herr Bing wollte keinen Kontrakt mit uns schließen, und Professor Fortreß hat die Angewohnheit, nie einen Brief zu öffnen. Graham fuhr nach Kopenhagen, um einen Vertrag mit Ihnen oder dem Professor durchzudrücken. Sie wollte ihren Konkurrenten studieren und besuchte daher seine Vorlesung. Sie sehen sie, Sie gehen ihr nach — was ist natürlicher! — sie bemerkt es, signalisiert ihrem wenig sympathischen Landsmann, Monsieur Fraternité, mit Hilfe der Zigarette, die sie jeden Tag im Hotel raucht, wie Sie erwähnten —"

„Was meinen Sie? Mit Hilfe einer Zigarette signalisieren?"

„Sagten Sie nicht, daß sie so glühte: blink, blink, blink, bli—i—ink, blink?"

„Ja."

„Und was ist das anderes als das Morsezeichen für eine Warnung! Nun schön, er, mein nicht sehr sympathischer sogenannter Landsmann, geht Ihnen nach, er will Ihnen einen Wink geben, sich nicht in Dinge zu mischen, die Sie nichts angehen, und er findet dazu Gelegenheit in Ihrem Stammcafé. Denn da er noch nicht wußte, daß Sie ein Nebenbuhler um die Erbschaft sind, kann er keinen anderen Beweggrund dazu gehabt haben. Dann überrumpelt er die beiden anderen, deren Existenz er kennt, Herrn Bing und den Professor, und läßt ihnen eine ähnliche Behandlung angedeihen. Warum? Sicherlich um ihnen die eine oder andere Unterschrift zu entlocken Das gelingt ihm — aber inzwischen ist Graham in Kopenhagen eingetroffen und hat schließlich nach der letzten Vorlesung Professor Fortreß kennengelernt, der es jedoch versteht, ihn zu überlisten, als es sich darum handelt, einen Kontrakt mit uns abzuschließen Da sie und Fraternité nicht wissen, wie die Dinge stehen, lassen sie Sie und Graham entführen. Et voilà! Daß ich mit alledem recht habe, ist ausgemacht. Durch Mr. Simpkins weiß ich, daß ein Vertreter von Herrn Bing heute anwesend war. Und wer war dieser Vertreter? Ein Strohmann, ein maskierter Helfershelfer meines so wenig appetitlichen Landsmanns, Herrn Fraternité! Würde ein Redakteur in Kopenhagen freiwillig einen solchen Vertreter wählen? Sans blague?"

„Sans blague, nein!" antwortete ich und überreichte Herrn Lavertisse ihr Handtäschchen. „Wenn alle anderen Bindeglieder mit dem armen Mr Graham versagen, so kann dieses vielleicht zu paß kommen! Was glauben Sie, ist das für ein weißer Puder? Koko?"

Er schnupperte vorsichtig daran und schüttelte dann den Kopf. Wir waren inzwischen zur Ecke von Aldwych gekommen und sahen uns nach einem Taxi um. Eines nach dem andern sauste vorbei Alle waren besetzt. Plötzlich packte ich ihn am Arm.

„Was ist denn los?"

„Eine alte Regel sagt, daß man in einer fremden Stadt ein- und dieselbe Person immer dreimal hintereinander trifft", sagte ich. „Wollen Sie sich den Mann dort drüben ansehen? Den, der sich gerade aus dem Taxi hinausbeugt?"

„Er hat das Bändchen der Ehrenlegion im Knopfloch?"

„Ja! Wir sind miteinander im Zuge aus Harwich gefahren, wir stießen in der Liverpool Street Station zusammen, und jetzt sehe ich ihn wieder! Es ist übrigens ein sonderbarer Typus, ich kann aus seiner Nationalität nicht klug werden."

„Aufgepaßt!" schrie Lavertisse und riß mich mit einem raschen Griff auf das Trottoir hinauf. Ein Auto war um die Ecke von Fox Street gebogen. Es fuhr dicht am Trottoirrand. In dem Augenblick, in dem es uns passierte, wurde die Türe aufgerissen. Gedankenlose oder unerfahrene Passagiere haben zuweilen die schlechte Gewohnheit, die Tür zu öffnen, bevor das Auto stehengeblieben ist. Aber hier handelte es sich um nichts Derartiges. Das Auto war in voller Fahrt, es dachte ebenso wenig daran, stehenzubleiben, wie die Passagiere auszusteigen ... Nein, sie hatten mit dem Öffnen der Tür etwas anderes beabsichtigt. Im Fond des Wagens sah ich undeutlich ein Fuchsgesicht mit wurmstichigen Zähnen und ein anderes geschwollenes Gesicht, das schon etliche Boxkämpfe durchgemacht haben mußte Im nächsten Moment war das Auto in dem Verkehrsgewühl verschwunden, als ob nichts gewesen wäre.

Lavertisse und ich wechselten einen langen Blick. Wir brauchten keine Worte, um uns zu verstehen. Sein Mund bekam einen entschlossenen Ausdruck, den ich früher nicht gesehen hatte. Vielleicht hatte er bei alledem noch nicht recht an meine Schilderungen geglaubt.

„Nein, hier darf man nichts riskieren", murmelte er zu sich selbst. „Ein sicheres Logis, das ist die erste Grundbedingung!"

„Grand Hotel Hermitage!" rief er dem Chauffeur eines Taxis zu, das endlich stehengeblieben war. „Der dortige Oberkellner ist mein guter Freund, und —"

„Grand Hotel Hermitage", murmelte ich. „Ein erstklassiges Luxushotel! Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich knapp ein Pfund besitze —"

„Ich gebe Vorschuß", lächelte er.

Vorschuß war ein Wort, das mir nicht ganz unbekannt war. Aber Vorschuß in einem Zusammenhang wie diesem ... ich griff mir zum zehnten Male an den Kopf, um mich zu überzeugen, daß ich wach war.

Der Oberkellner des Hermitage empfing uns mit einem strahlenden Lächeln.

„Ihr Lunch ist doch ein bißchen später geworden, als Sie glaubten, Sir?" bemerkte er. „Um so besser, da werden Sie guten Appetit haben."

„Nichtsdestoweniger glaube ich, daß Monsieur Lavertisse und ich noch einen Drink vor dem Essen brauchen", sagte ich und zog den Franzosen in die Hotelbar. Wir machten unsere Bestellungen und hoben die Gläser gegeneinander, dann ließ ich das meine sinken.

„Monsieur Lavertisse", flüsterte ich, „da ist er wieder!"

„Wer?" murmelte der Franzose und sprang von seinem Stuhl auf

„Der Mann mit den Koteletten und dem roten Bändchen! Der Mann, den wir an der Ecke von Alwych im Auto sahen!"

„Aber das ist ja eine fixe Idee von Ihnen, dieser Herr!" rief mein Begleiter und sah sich um. „Oder — oder sollte das einer Ihrer Verfolger sein — wo ist er denn? Ich kann ihn nicht sehen!"

„Sie sehen in die falsche Richtung", bemerkte ich „Schauen Sie in den Spiegel, dann sehen sie ihn am Ende der Bar."

Lavertisse verstummte. Kein Zweifel, es war mein Tischgefährte aus dem Zuge, der Mann, den ich in Liverpool Street Station gesehen hatte und der gerade vorhin an der Ecke von Aldwych an uns vorbeigefahren war — er saß da auf einem Hocker an derselben Bar wie wir selbst, wir sahen sein Gesicht im Spiegel .. Aus der Kehle meines Begleiters kam ein Knurren, das alles Mögliche bedeuten konnte, von Erbitterung bis zu diabolischer Lustigkeit Er stand auf und ging langsam bis zum Ende der Bar, ohne seine Augen von dem Gesicht im Spiegel abzuwenden Der Unbekannte wartete gelassen sein Kommen ab Ich vermutete einen Zusammenprall, eine Katastrophe Und was sah ich?

Eine Umarmung, eine „accolade" nach bestem französischem Muster! Das Knurren löste sich in ein schallendes Gelächter, das kein Ende nehmen zu wollen schien Ausrufe schwirrten durch die Luft. Und da geschah es, daß mir, wie es in der Bibel heißt, die Schuppen von den Augen fielen, so daß sie sich öffneten und ich sah

Was? Wen? Was, wenn nicht den geheimnisvollen Herrn, mit dem meine Gedanken sich Tag für Tag beschäftigt hatten — wen, wenn nicht den Mittelpunkt jener Kampagne, über deren Sinn ich mir so lange den Kopf zerbrochen hatte, und die nun schon seit fast zwei Wochen die Annoncenspalten aller Zeitungen Europas füllte! Mit anderen Worten, Professor Pelotard, mit noch anderen Worten, Herrn Filip Collin aus Schweden!

Auch ich verließ meinen Platz an der Bar

2.

Bald darauf saßen wir alle um ein Tischchen in einem Privatkabinett. Die Zungen der beiden Freunde liefen um die Wette, wie das schon zu sein pflegt, wenn man sich sehr lange nicht gesehen hat Und ich merkte, daß dies der Fall sein mußte

„Wo kommen Sie her, Professor? Und was ist der Anlaß, daß Sie gerade jetzt hier auftauchen?"

„Ich komme zunächst aus Kopenhagen, lieber Lavertisse, und sowohl meine Reise, wie daß ich hier auftauche, muß als eine unzweideutige Alterserscheinung gebucht werden. Ich habe eine Tournee unternommen, wie man sie zu machen pflegt, wenn man ein gewisses Alter erreicht hat, eine sentimentale Reise zu den Jagdgründen seiner Jugend. Fragen Sie nur Herren Hegel — er kann Ihnen Einzelheiten von meinem Einzug in London heute morgen erzählen!"

„Ja richtig, Herr Hegel erwähnte mir gegenüber, daß Sie sich im Zuge getroffen haben. Er hat Sie auch auf der Straße und jetzt in der Bar erkannt!"

„Ah, aber Herr Hegel ist ein großer Physiognomiker, das dürfen Sie nicht vergessen!"

Herrn Collins Tonfall jagte eine leichte Röte in meine Wangen. Jetzt, wo ich wußte, was ich wußte, konnte ich mich nur selbst fragen, wie es möglich war, daß ich ihn nicht schon in Kopenhagen erkannt hatte. Er schien meine Gedanken zu erraten, denn er fuhr fort:

„Will man einen Physiognomiker von seinem Rang irreführen, dann muß man dafür sorgen, daß unser Äußeres Züge aufweist, die von der Hauptsache ablenken. Keine Perücken oder blauen Brillen, sondern irgendeine ganz einfache Sache, wie diese vollkommen echten Koteletten, die amerikanischen sechseckig geschliffenen Augengläser und dieses Bändchen. Ich konnte Herrn Hegel an den Augen ablesen, daß er sich vergeblich fragte, wie in aller Welt diese drei Dinge unter einen Hut zu bringen seien. Und während er darüber nachgrübelte, vergaß er, mein Gesicht zu erkennen Habe ich recht?"

„Sie haben recht", sagte ich.

„Nun schön, obwohl ich kein so guter Physiognomiker bin wie Sie, habe ich Sie und Lavertisse in der Fox Street auf den ersten Blick erkannt, und hier haben Sie mich nun! Wie geht es Ihnen jetzt, lieber Lavertisse? Machen Sie noch immer nur streng ehrliche Geschäfte?"

Lavertisse nickte energisch zustimmend.

„Das ist ja großartig! Aber ist es nicht schwer, davon zu leben?"

„Nicht schwerer als auf andere Weise! Wir haben ein kleines Patent herausgefunden, Graham und ich, und das bringt uns unser Einkommen. Wenn alle Menschen ebenso ehrlich wären wie wir, würde es mehr tragen. Hier ist unsere Geschäftskarte!"

Herr Collin studierte sie lange mit emporgezogenen Augenbrauen.

„Und das bringt wirklich etwas ein?"

Lavertisse wurde eifrig.

„Wenn Sie eine Ahnung hätten, wie viele in Verstoß geratene Erben es in England und den Kolonien gibt, würden Sie das nicht fragen! On dirait des parapluies perdues — man sollte glauben, es handle sich um stehengelassene Regenschirme! Und dabei kommen große Summen in Frage — also natürlich nicht immer, aber doch oft! Graham und ich machen unsere Nachforschungen, wir liegen auf der Lauer, wir verlangen unsere Tantiemen, und wir bekommen sie — meistens, nicht immer. Es ist ja so, wenn ein Mann nur ahnt, daß er Geld zu erwarten hat, wird er wie ein wildes Tier", seufzte Lavertisse und sah auf seinen Teller herab. „Ah, Professor -- nachdem ich diesen Beruf ausgeübt habe, könnte ich ein Buch über den menschlichen Charakter schreiben!"

„Überlassen Sie das lieber Herrn Hegel!" bat Filip Collin

„Herr Hegel ist der lebende Beweis dafür, daß mein Beruf auch seine Lichtseiten hat", antworte sein Freund.

„Was sagen Sie?"

„Ich überlasse die Erzählung Herrn Hegel selbst!"

Filip Collin sah mich fragend an, und ich erzählte nun zum zweiten Male an diesem Tage meine Erlebnisse in chronologischer Reihenfolge, von meiner Begegnung mit dem Kreuzworträtselmann bis zu meiner Landung in England Die Aufmerksamkeit meines illustren Landsmanns war wirklich überaus schmeichelhaft. Als ich fertig war, saß er lange schweigend da.

„Und Sie meinen also, daß Sie auf diese Weise, durch einen zufälligen Brief, erfahren haben, daß Sie von einem minorcanischen fahrenden Ritter abstammen?"

„Ja. Was weiß ein gewöhnlicher bürgerlicher Mensch, der sich an kein genealogisches Institut gewendet hat, von seiner Abstammung? Und was bedeutet es, daß man von einem Fräulein Zitadell in Stralsund abstammt, wenn man es zufällig erfährt?"

Er dachte einen Augenblick nach und wandte sich dann Lavertisse zu.

„Wer ist dieser Fraternité, der die Sache zuerst bei Simpkins in Angriff genommen hat?"

„Ein angesehener Advokat in Paris, wie Simpkins erfahren hat. Ein Bandit ärgster Sorte, wie meine Augen mir sagen."

„Und wer ist seine Klientin?"

„Herrn Hegels Freundin — Madame Juanita de Valverde! Ohne jeden Zweifel!"

„Hm! Ich habe das Vergnügen, sie gesehen zu haben, und sie scheint mir durchaus fähig, ihre Angelegenheiten selbst zu führen. Warum sich dann mit einem Advokaten aus Paris belasten, der sicherlich — Sie verzeihen, lieber Lavertisse — seine Prozente von der Erbschaft nimmt!"

Lavertisse zuckte die Achseln.

„Wer weiß? Sie ist vielleicht trotzdem ein Weib und wagt sich nicht ohne Beistand an ein juristisches Verfahren."

„Trotz alledem ein Weib? Ich würde sagen, immer und unter allen Umständen! Aber sagen Sie mir etwas anderes: hängt diese ganze Aktion Fraternités nicht in der Luft?

Lavertisse schüttelte den Kopf.

„Wenn das der Fall wäre, hätte eine Firma wie Simpkins nie auch nur einen einzigen Schritt in der Sache unternommen. Daß sie es getan haben, ist der beste Beweis, daß die Geschichte Hand und Fuß hat. Das Dekret ist nicht mißzuverstehen und auch nicht fortzudeuteln. Es spricht von einer Abwesenheit von zwei Jahren als Grund der Rechtsverwirkung. Hier liegt eine Abwesenheit von nahezu drei Jahren vor, die beiden letzten ohne jedes Lebenszeichen Und nicht genug damit" (er senkte die Stimme, obwohl wir in einem abgeschlossenen Raum saßen), „ich weiß, daß die Firma Simpkins private Informationen erhalten hat, die jeden Zweifel ausschließen. Die Spur des ehemaligen Großherzogs von Minorca wurde bis zu einer mexikanischen Hafenstadt an der Küste des Stillen Ozeans verfolgt, wo er zuletzt in überaus dubioser Gesellschaft gesehen wurde — mit reinen Banditen jener Sorte, wie sie dort floriert. Bis dahin hatte er regelmäßig Summen von seiner Bank in Neuyork bezogen, aber seither hat er nicht einen Cent abgehoben. Und der Mensch kann ja nicht von der Luft leben! Wenn Fraternité dieselben Auskünfte erhalten hat und sie bei Gericht vorlegen kann, gewinnt er den Prozeß sofort. Sein erster Brief an Simpkins war ja vorsichtig gehalten. Aber es gibt Raubtiere, die am gefährlichsten sind, wenn sie schnurren."

„Ich glaubte, England verlangt einen Zeitraum von mindestens sieben Jahren, um eine verschwundene Person für tot zu erklären?"

„Da sind Sie ausnahmsweise im Irrtum, Professor. Es gibt für solche Fälle in England keine Regel. Das einzig Feststehende ist, daß eine Frau, die wieder heiratet, nachdem ihr Mann sieben Jahre verschollen war, nicht wegen Bigamie bestraft werden kann. Im übrigen entscheiden die Gerichte von Fall zu Fall Und dann ist noch ein Umstand zu berücksichtigen: das ist keine englische Angelegenheit. Wenn ein Gericht in Minorca den letzten Großherzog des Throns verlustig erklärt — und das muß es tun, so wie das Dekret lautet — ist es für ein englisches Gericht schwer, wenn nicht unmöglich, sich dieser Entscheidung zu widersetzen. Und Minorca und alles, was drum und dran hängt, gehört den Fürsten von Minorca mit absolutem Recht."

„Wie das ganze spanische Südamerika seinerzeit der Privatbesitz der spanischen Monarchen war", murmelte Filip Collin „Ich weiß, auch ich kenne Minorca ein wenig!"

Er starrte vor sich hin

„Kannten Sie den letzten Großherzog?" wagte ich zu fragen.

Er nickte stumm. Plötzlich fiel mir etwas ein. Es war unbegreiflich, daß ich es so lange vergessen konnte.

„Haben Sie nicht gesehen, daß man nach Ihnen annonciert und Sie bittet, nach Barcelona zu antworten?"

„Ich sah es zum ersten Male heute morgen in Ihrer eigenen Zeitung", erwiderte er mit einem leisen Lächeln. „Ich habe auch sofort nach Barcelona telegraphiert."

„Und?"

„Und bin ohne Antwort!"

„Aber ein Telegramm von hier nach Barcelona und zurück kann doch unmöglich mehr als ein paar Stunden brauchen!"

„Gewiß nicht."

„Und trotzdem haben Sie keine Antwort! Obwohl man seit mehr als einer Woche in allen Zeitungen Europas nach Ihnen annonciert hat!"

Er sah mich ironisch an.

„Das scheint Ihnen ja großen Eindruck gemacht zu haben?"

„Es hat mir beinahe den Schlaf geraubt!"

Er saß einen Augenblick in Gedanken versunken da.

„Was haben Sie da von Graham erzählt?"

Ich schilderte, unter welchen Umständen ich mich von seinem voluminösen Freund getrennt hatte Er wandte sich an Lavertisse.

„Hier ist keine Zeit zu verlieren. Graham muß geholfen werden!"

„Als ob ich mir das nicht auch schon gedacht hätte!" rief der Franzose. „Aber was sollte ich tun? Ich war ja allein. Das ist nicht wie dazumal, als wir zu dritt waren, Professor!"

„Aber jetzt sind wir zu zweit. Sie müssen sich der Sache mit Graham annehmen. Sofort. Ich übernehme diesen jungen Mann. Ich habe aus seinen Erzählungen den bestimmten Eindruck gewonnen, daß das Londoner Klima für ihn nicht zuträglich ist!"

Das Gespräch nahm eine andere Wendung und kam wieder einmal auf das unerschöpfliche Thema: die schlechten Zeiten.

„Hören Sie auf meine Worte, Professor, wenn es nicht bald anders wird, ist dieses Land verkauft und verraten. Vor zwei Tagen schrieb Mr. Snowden zehn Millionen neue Steuern vor und kürzte die Löhne und Unterstützungen um siebzig Millionen. Wo soll das hinführen?"

„Und alles des Goldes wegen, wenn man Professor Fortreß glauben soll", bemerkte ich. „Erinnern Sie sich noch, was er bei seiner ersten Vorlesung in Kopenhagen sagte? Daß, wer in diesem Augenblick die Banken von ihrem Gold befreien könnte, ein wahrer Wohltäter der Menschheit wäre, gleichviel welcher Mittel er sich dazu bediente!"

„Wo wollen Sie damit hinaus?" fragte Herr Collin mit einem Aufleuchten im Blick.

„Warum übernehmen Sie diese Aufgabe nicht?"

„Sie glauben, ich hätte — wie soll ich sagen — die Voraussetzungen für eine solche Manipulation?"

„Ja!"

„Ich erblicke in dieser Auffassung meiner Person das Mißtrauen des angehenden Kapitalisten, nichts anderes! Übrigens, wir haben ja ganz vergessen, auf Ihre Erbschaft zu trinken! Wie groß ist sie eigentlich?"

„Da müssen Sie Monsieur Lavertisse fragen Ich habe keine Ahnung!"

Eine blaue Rauchwolke stieg aus Lavertisses Zigarette auf

„Ich auch nicht. Ich weiß nicht einmal, welche Bank das großherzogliche Vermögen verwaltet. Simpkins, Simpkins, Simpkins & Söhne sind in diesem Punkt nicht mitteilsam."

Herr Collin sah auf seine Uhr.

„Sperrstunde vorbei! Und heute ist Samstag! Da ist nichts zu machen — ich muß mich eben eindrängen, wenn es geht! Lavertisse — Sie versuchen also, Nachrichten über Graham zu beschaffen! Ich übernehme diesen jungen Mann. Herr Hegel — ich habe die Ehre, Sie in ein Lokal einzuladen, wo Sie sich binnen kurzem wie ein Fisch im Wasser bewegen werden — in einem der Haupttempel des Mammons in der City!"

Wir nahmen Abschied von Lavertisse und rollten dem weltberühmten Zentrum der Hauptstadt des Goldes zu. Herr Collin überließ sich privaten Grübeleien, was ihn jedoch nicht hinderte, von Zeit zu Zeit einen Blick hinter sich zu werfen, um zu sehen, ob jemand uns folgte. Nach seinem Gesichtsausdruck zu schließen, war das nicht der Fall. Was mich betrifft, so saß ich da und dachte an etwas Bestimmtes. Ich gebe zu, es war unlogisch und dumm, wenn man eben erst noch die feste Überzeugung gehabt hat, daß alles, was über zehntausend jährlich hinausgeht, von Übel ist

Die Worte, an die ich dachte, waren bei dem Verhör mit Mr. Graham an Bord der Astarte gefallen Ein und derselbe Satz war unaufhörlich variiert worden: Wissen Sie, wieviel fünf Prozent von fünf Millionen Pfund sind?"

3.

Wir hielten an der Ecke einer Straße, die so eng war, daß sie nur Personenverkehr zuließ Schräg links von uns lag ein Gebäude, das mir nach unseren vorangegangenen Gesprächen beinahe Lust machte, gleich den Mohammedanern niederzufallen und einen Gebetteppich auszubreiten — ein niedriges graues Haus, das durch ein Eisengitter von der Straße abgetrennt war und gerade umgebaut wurde, das Sanctum Sanctorum des Goldes, die Bank von England Ich kannte sie zur Genüge aus Photographien, um zu wissen, daß ich auf geheiligtem Boden stand.

In der Straße, in die wir einbogen, stürzten junge Männer ohne Hut auf dem Kopfe zwischen den Häusern hin und her, die Hände voll von vielfarbigen Papieren Etwas ältere Herren in Zylindern, gestreiften Hosen und Jackett tauschten im Vorbeieilen kurze Grüße. Auf allen Gesichtern lag ein Zug von unterdrückter Erregung, den ich von meinen Besuchen im Kasino der Riviera kannte. Wir klingelten an einem Hause in der Mitte der Straße, einem dreistöckigen Hause mit der einfachen Tafel: Mr. Ernest Peabody, Bankier. Hinter dem schmiedeeisernen Tor vollführte der Türhüter abwehrende Bewegungen mit beiden Händen und geruhte kaum das Schiebefensterchen zu öffnen. Eine Karte und eine Banknote meines Begleiters veranlaßten ihn, seine Haltung ein wenig zu ändern. Er verschwand in seiner Loge. Nach zwei Minuten kam er wieder, in seinem Gesicht malte sich mürrisches Staunen. Das Tor drehte sich in seinen Angeln, wir wurden eingelassen. Der Türhüter zeigte uns den Weg in einen Saal, in dem ein wahrer Höllenlärm herrschte Schreibmaschinen knatterten wie Maschinengewehre, au Leitungsdrähten, die am Plafond befestigt waren brachten geflochtene Körbe Stöße von bunten Papieren von Tisch zu Tisch. Die Wände waren voll von Einwurfsschächten, durch die andere Papierstöße in unbekannte Abgründe gestürzt wurden. Telephone klingelten wie in Todesängsten Aus diesem Inferno wurden wir in ein Purgatorium geführt, wo nur ein halbes Dutzend Personen die Riten des äußeren Raumes vollzogen, und von dort in ein reines Paradies, wo sich bloß drei Personen befanden. Eine von ihnen, ein älterer Herr mit Whiskers und dem Gesichtsausdruck eines Leichenbestattungsunternehmers, grüßte uns mit einer Miene resignierter Verzweiflung. Immerhin unterzog er sich der Mühe, aufzustehen und die Hand auszustrecken.

„Wie geht es, Mr. Crofton?"

„Wie es einem eben bei diesen Zeiten gehen kann, Herr Professor."

Offenbar kannte man Herrn Collin auch in diesem Milieu.

„Und dem Chef?"

„Was wollen Sie? Bei diesen Zeiten!"

Mein Begleiter breitete die Arme aus.

„Ich habe den Eindruck, daß hier mit voller Kra[ft] gearbeitet wird!"

Mr. Croftons Gesicht wurde von einem schmerzlich[en] Lächeln verzerrt.

„Hier durch!" bat er und öffnete uns eine Tür „Dieser Gentleman in Ihrer Gesellschaft, Sir?"

„Ja, Crofton! Ein Akolyt, der kommt, um zwei Tu[r]teltauben oder junge Täubchen zu opfern!"

Croftons Lächeln wurde um noch eine Nuan[ce] schmerzlicher. Eine Tür ging vor uns auf. Wir sta[n]den im Allerheiligsten des Mammons. Mein erster G[e]danke war: mögen alle milden Mächte mich vor Rei[ch]tum bewahren!

Ein Tisch, auf dem ganze Serien von elektrisch[en] Tastern ein Register für infernalische Melodien bildet[en], eine Reihe von Telephonen, kostbare Möbel, ein giga[n]tischer Schreibtisch und dahinter ein Mann von et[wa] fünfundfünfzig Jahren, an dessen Haaransatz [d]er Schweiß perlte — möglicherweise der Herr des Gold[es], sicherlich der Sklave des Goldes. Wenn er die Erlau[b]nis gegeben hatte, uns einzulassen, so war ihm [d]as schon längst entfallen, denn er begrüßte uns damit, [d]ie Telephonmuschel gerade noch vom Munde zu neh[men] und zu schreien: „Was ist denn los, Crofton? Was f[ällt] Ihnen ein, was soll das heißen? Sie wissen doch, [daß] ich Ihnen verboten habe, mich zu stören!" Der M[ann] mit den grauen Koteletten deutete mit einer stumm[en,] aber vielsagenden Geste auf meinen Begleiter. [„]Isaacs — denn ich sagte mir, daß er es sein mußte[—] erwiderte sie mit einem feuerspeienden Blick Gerade [als] ich erwartete, uns hinausgeworfen zu sehen, murm[elte] Herr Collin drei für mich total unverständliche Wo[rte:]

„Sutherland Avenue 26!"

(Fortsetzung fol[gt])

Der Tiervater von Stellingen

Carl Hagenbecks Aufstieg zum grössten Tierhändler der Welt

Ein Tatsachenbericht von Johannes Hall

3. Fortsetzung.

Die Schlange bricht aus.

Zu den gefährlichsten Tieren gehören die Schlangen, eine Erfahrung, die auch Carl Hagenbeck in seiner Praxis mehr als einmal am eigenen Körper machen mußte. Wohl hatte er schon als kleiner Junge gelernt, mit dieser Tiergattung umzugehen und im Laufe der Jahre genug Kenntnisse gesammelt, trotzdem hat er manchen Biß eines solchen Reptils davongetragen

Das gefährlichste Erlebnis hatte er im Jahre 1885, und nur seiner Kaltblütigkeit und Gewandtheit verdankte er, daß er lebend davonkam.

Als an einem heißen Sommertag ein Wärter das Schlangengehege betrat, blieb er erschrocken stehen: wenige Schritte vor ihm kämpfte Carl Hagenbeck verzweifelt mit einer großen, dunklen Python, die schon sein rechtes Bein fest umschlungen hatte und daran war, auch noch seinen Oberkörper zu umstricken, wobei sie mit weit aufgesperrtem Rachen das Gesicht des Tierhändlers bedrohte.

„Mensch! Los! Helfen Sie mir doch! Schnell einen Kescher! . . ."

Der Wärter ließ seine Eimer fallen und rannte nach einem Kescher, einem sackartigen Gebilde, mit dem man gewöhnlich Schlangen einfing. Inzwischen strengte sich Hagenbeck schweißtriefend an, weitere Umschlingungen der Python zu verhindern, denn wenn es ihr gelang, ihm die Brust zu umwinden, zerbrach sie ihm alle Rippen.

Carl Hagenbeck war damit beschäftigt gewesen, vier ungefähr fünf Meter lange Pythonschlangen aus ihrem Kasten in einen anderen zu befördern Zu diesem Zwecke hatte er sich mit einer Wolldecke versehen, um sein Gesicht, das diese Tiere meistens als Angriffspunkt ausersehen, zu schützen. Zwei Pythons hatte er schon ohne große Mühe transferiert, als er aber mit der dritten beschäftigt war, fuhr die vierte mit einer solchen Schnelligkeit auf ihn zu, daß er keine Zeit mehr fand, ihr die Wolldecke entgegenzuwerfen. Instinktiv riß er sich den weichen Filzhut vom Kopf und schützte seine Augen, keine Sekunde zu spät, denn im selben Moment hatte sich die Schlange auch schon in dem Hut festgebissen!

Mit schnellem Griff packte er die Python im Genick, um sie in den Kasten zu drücken, doch das wütende Tier war schneller als er. Ehe sich Hagenbeck versah, hatte es das Schwanzende so fest um sein rechtes Bein geschlungen, daß er im nächsten Augenblick glaubte, es sei völlig abgeschnürt. Die plötzliche Blutstauung verursachte arge Schmerzen, doch durfte er ihrer nicht achten, denn immer gefährlicher wurde seine Lage, da die Python sich immer höher ringelte.

Vor allen Dingen mußte Hagenbeck darauf achten, daß die Schlange nicht auch seine Arme umschlang, ein Umstand, der ihn daran hinderte, sein Bein aus der schmerzhaften Umstrickung zu befreien.

In diesem Augenblick sah er den Wärter und rief nach dem Kescher.

Schnell kam der Mann mit dem Fanginstrument zurück, stellte sich in seiner Aufregung aber ungeschickt an und versetzte die Python in noch gefährlichere Wut, die sie an ihrem Opfer, dessen Unterleib sie bereits eng zusammenschnürte, ausließ.

Hagenbeck rann der Schweiß von der Stirn, so strengte er sich an, dem Unheil zu entgehen, aber mit seiner menschlichen Muskelkraft kam er gegen die unheimliche Stärke der Schlange nicht auf.

Plötzlich sah er das äußerste Ende des Schwanzes für einen Augenblick auf dem Boden, denn die Python versuchte, noch höher an ihm emporzuklimmen Er trat mit dem linken Fuß kräftig darauf Aus Schmerz oder Schreck ließ die Schlange sofort los. Zwar schnellte sie ihm eine Sekunde später bereits wieder entgegen, aber diesmal fing der Wärter ihren Kopf geschickt im Kescher, Hagenbeck warf ihr ebenso schnell die Wolldecke über, und trotz heftigen Sträubens der Python brachten sie das so eingewickelte Tier glücklich in den Kasten

Erst jetzt spürte Hagenbeck seine grausamen Schmerzen in ihrem ganzen Umfang, denn das im Bein gestaute Blut pulsierte auf einmal in den Körper zurück Noch nach Tagen zeigten blau-rote Striemen deutlich den Weg, den die Python an seinem Bein genommen hatte.

Ein Bankett in Paris

Im Jahre 1886 hatte sich im Bankettsaal des „Jardin d'Acclimatation" in Paris eine glänzende Gesellschaft zusammengefunden. Sie feierte den Abschluß einer Sensation, die zweieinhalb Monate lang das Tagesgespräch der französischen Hauptstadt gewesen war und allein Sonntags 60 000 Besucher angelockt hatte

Soeben hatte der Chefredakteur des „Figaro" eine der bedeutsamsten Reden des Abends gehalten und mit einem Toast auf den gefeierten Direktor des Gartens, Monsieur Geoffroy St Hilaire, geschlossen, als sich der so geehrte Zoologe erhob und erwiderte:

„Meine Herren! Nicht mir allein gebührt das Verdienst, die Singhalesentruppe nach Paris gebracht zu haben, wo sie mit ihren interessanten Vorführungen Tausende und aber Tausende in ihren Bann zog und vor den erstaunten Augen der Besucher das bunte zauberhafte Leben des Orients, vor allen Dingen das ihrer engeren Heimat, der Insel Ceylon, entfalteten, sondern auch dem deutschen Tierhändler Carl Hagenbeck aus Hamburg, der diese anthropologisch-zoologischen Schaustellungen zuerst in Europa einführte. Er ist der Pionier der belehrenden und unterhaltenden Völkerschaustellungen, ohne seinen Wagemut und seine Initiative hätte der Jardin d'Acclimatation' nie mit einer solchen Sensation nicht nur für die breite Öffentlichkeit, sondern auch für die Wissenschaft aufwarten können! Deshalb erhebe ich mein Glas und bitte Sie, mit mir einzustimmen in den Ruf: ‚Carl Hagenbeck, er lebe hoch!'"

Der Gelehrte, dessen Bescheidenheit und Ehrlichkeit seiner Bedeutung nicht nachstand, hatte mit seinen Worten die Wahrheit gesprochen In der Tat war es Carl Hagenbeck, der als erster fremde Völkergruppen nach Europa bringen ließ und sie zur Schau stellte.

Es war im Jahre 1874, als Hagenbeck einem alten Freund, dem Tiermaler Heinrich Leutemann, brieflich mitteilte, er erwarte in nächster Zeit eine Renntierherde von etwa dreißig Stück, und wenn der Künstler Interesse habe, könne er die Tiere malen. Er müsse nur bald nach Hamburg kommen, da die Renntiere schon an verschiedene Zoos verkauft wären und nur kurze Zeit am Neuen Pferdemarkt in Pflege sein würden Der Maler sagte zu und fügte

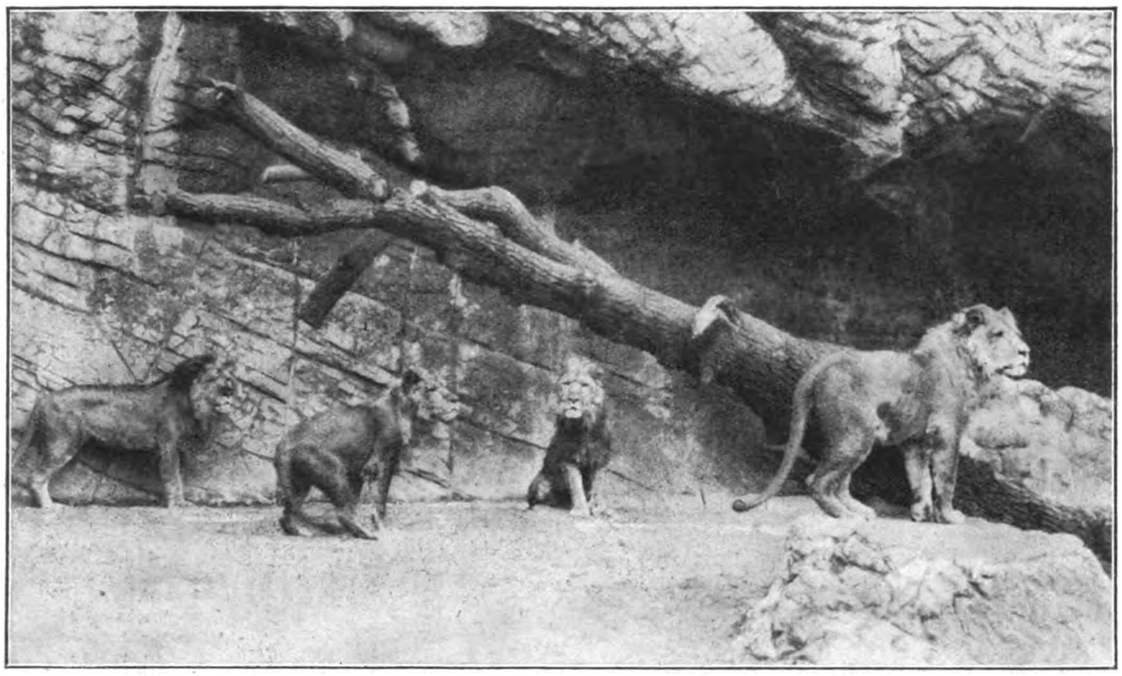


Abladen der Störe vor dem Geburtshause Carl Hagenbecks in der Petersenstraße in Hamburg.

Aufnahme nach einem Gemälde: Theo Umlauf



doppelt fermentiert
ERNTEN 32 BIS 34 + MUSTERCIGARETTEN + MISCHUNGSNUMMER R 6 o/M
REEMTSMA
SORTE
»R6« o/M
H.F.&PH.F. REEMTSMA + CIGARETTENFABRIKEN + ALTONA-BAHRENFELD
4 ₰



Hagenbeck führte als erster in Stellingen eine den natürlichen Lebensverhältnissen der Tiere angepaßte Schaustellung ein

Aufnahme: Presse-Photo

seine Ansicht bei, daß es freilich noch ein interessanteres Bild gäbe, wenn er gleichzeitig einige Lappländer in ihrer bunten Kleidung inmitten ihres Hausrates als Staffage auf das Bild bringen könnte, das würde dadurch viel lebendiger und malerischer.

Kaum las Hagenbeck diese Zeilen, als ihm auch die Idee vorschwebte, dem Publikum Völkerausstellungen zu bieten. Nachdem einige Telegramme mit Norwegen gewechselt wurden, traf bereits im Herbst eine Expedition von dreißig Renntieren in Begleitung einer Lappländer-Familie in Hamburg ein, wo die Bewohner des Nordens ungeheures Aufsehen erregten

Schon am ersten Tag setzte eine wahre Völkerwanderung zum Neuen Pferdemarkt ein, und der Besuch ließ auch in den nächsten Wochen nicht nach. Der Erfolg wurde hauptsächlich deshalb so groß, weil das ganze Unternehmen mit einer gewissen Naivität und Unverfälschtheit ins Leben getreten war und auch so vorgeführt wurde. Die Lappländer hatten gar keinen Begriff von Schaustellungen und von dem, was damit zusammenhängt, deshalb wurden auch keinerlei Vorstellungen gegeben. Sie schlugen einfach ihre Zelte auf und lebten, wie sie es gewohnt waren, von der Fütterung der Renntiere an bis auf das Stillen des Säuglings vor den Augen des verwunderten Publikums

Auf Hamburg folgten die Schaustellungen in Berlin und Leipzig, die ebenfalls beispiellosen Zulauf hatten und in Hagenbeck den Plan reifen ließen, noch andere fremde Völkergruppen nach Europa zu bringen. Erstens war es ihm bei seinen glänzenden Verbindungen, die er durch Tierjäger und Fänger in allen Erdteilen hatte, ein leichtes, interessante anthropologische Szenen zusammenstellen zu lassen, zweitens aber kam ihm eine derartige Geschäftsbelebung gerade recht, denn auf den plötzlichen Aufstieg nach dem siegreichen Krieg von 1870/71 war eine starke Depression auf dem Geldmarkt eingetreten, die sich selbstverständlich auch auf das Tiergeschäft auswirkte. Mitte und Ende der siebziger Jahre hatte Hagenbeck oft um die Erhaltung und Weiterführung seines Geschäfts zu kämpfen Wäre er nicht von einem seltenen Optimismus und dem Vertrauen auf seine Tüchtigkeit beseelt gewesen, so hätte er die Tierhandlung mehr als einmal aufgeben müssen. Kein Zoo-Direktor hatte Geld, Neuanschaffungen zu machen, aber fast täglich kamen Tiertransporte aus fernen Ländern, die während ihres Aufenthaltes in Hamburg ungeheure Summen „auffraßen".

Auf die Lappländer folgten 1876 eine Gruppe von Nubiern aus dem ägyptischen Sudan, ein Jahr später war es der Eskimo Ukubak mit seiner Familie, der ganz Europa durch seine Kajaktauchkunststücke entzückte, 1883 führten Indier und Kalmücken die Sitten und Gebräuche ihrer entgegengesetzt liegenden Heimat vor, um dann der großen Ceylon-Karawane im Jahre 1884 den Platz in allen Großstädten Europas zu räumen.

Diese Singhalesentruppe bestand aus 67 Menschen, 25 Elefanten und einer großen Anzahl Rinder verschiedener Art und verbreitete einen Hauch des alten Wunderlandes Indien. Magier und Gaukler, Teufelstänzer mit den grotesk-schrecklichen Masken, und schöne, schlanke, rehäugige Bajaderen mit ihren die Sinne erregenden Tänzen, dazu die religiös-pompösen Aufzüge sowie erstaunliche Arbeitsleistungen der Elefanten im Rahmen des bunten Lagerlebens, das alles verband sich in dieser Schaustellung zu einem unvergleichlichen Bild für den Europäer, der wohl viel von Asien gelesen, aber noch nie lebende Vertreter dieses geheimnisvollen Erdteils gesehen hatte.

Kein Wunder also, wenn Hagenbeck mit dieser Schaustellung einen nie zuvor erreichten Erfolg erringen konnte. Zählt man die Besucherzahlen zusammen, die auf der großen Europareise erzielt wurden, erhält man Millionenziffern.

Der Toast St. Hilaires am Abschiedsabend der Singhalesen-Schaustellung im Herbst 1886 auf den Deutschen Carl Hagenbeck war mehr als berechtigt!

Hagenbeck wird Zirkusdirektor

Ein Jahr später.

Der Herbststurm fegte durch die Straßen Hamburgs, brauste von der Nordsee heran und schwoll an zum Orkan. Und wer nicht unbedingt die schützenden Häuser verlassen mußte, der blieb schön zu Hause und begnügte sich mit dem Beobachten des Sturmes, der unter dem Baumbestand und den Dachziegeln wie ein Berserker wütete.

Schlimmer noch als in den Straßen trieb es der Sturm auf den freien Plätzen, besonders aber kühlte er sein Mütchen an einem großen Zelt auf dem Heiligengeistfeld. Carl Hagenbeck hing gerade hoch oben in der Zeltkuppel und wollte das Dach von einem der Hauptmaste lösen, da er die Katastrophe voraussah, wenn sich der Orkan in der Zeltplane verfing.

Knapp ein Meter neben ihm stürzte der Mast zerbrochen in die Tiefe und riß die Leinwand, die eine große Manege überspannte, mit sich. Eine Minute später glich der in mühseliger, dreitägiger Arbeit errichtete Zirkus einem Chaos. Ein Gewirr von zerbrochenen Masten lag herum, die Zeltleinwand bildete ein riesiges Knäuel. Glücklicherweise wurde keiner von den Arbeitern ernstlich verletzt, und auch Carl Hagenbeck landete nach einem gefährlich aussehenden Sturz auf den weichen Haufen zusammengewehter Zeltplane.

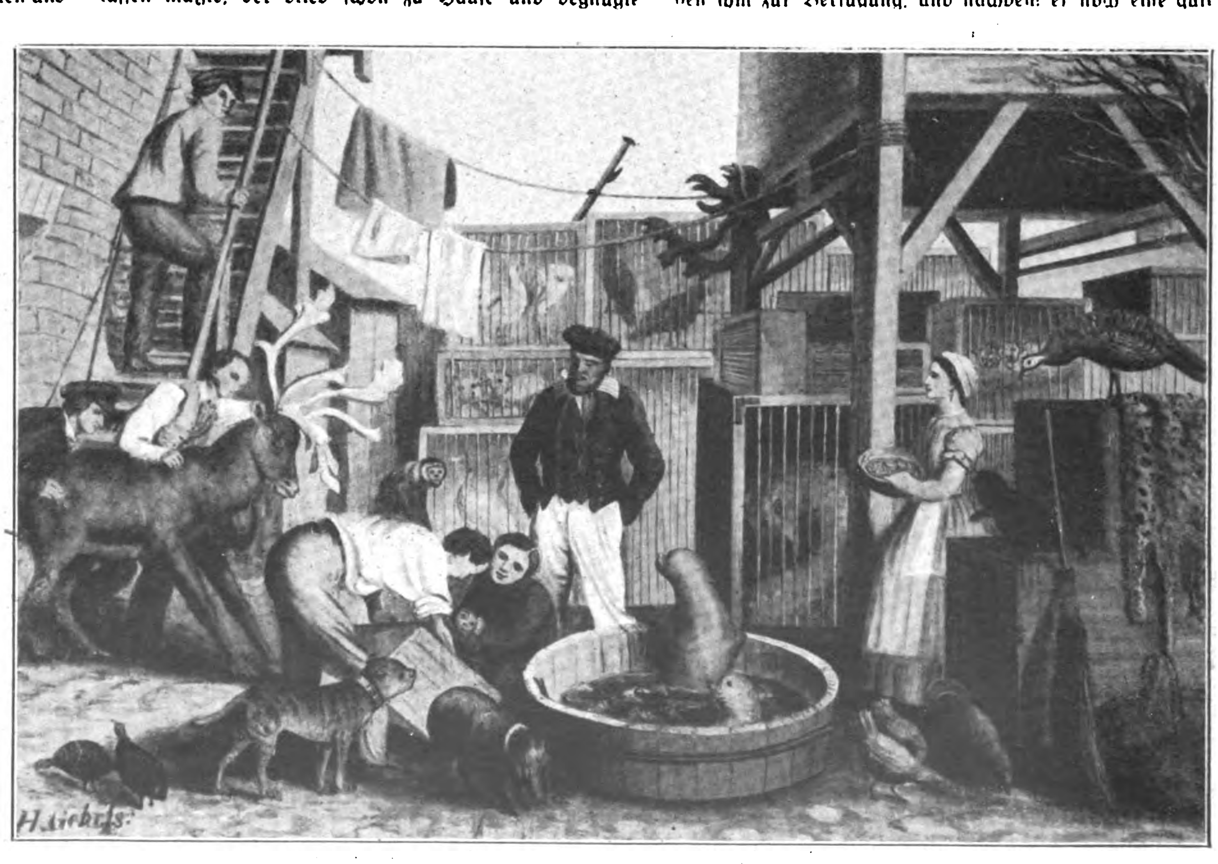
Mit Tränen in den Augen standen die Artisten vor den Trümmern, und sogar Hagenbeck war einen Augenblick lang verzagt. Aber sofort kam seine alte, schon so oft erprobte Energie wieder über ihn, und mit lauter Stimme, das Tosen des Sturmes übertönend, forderte er seine Leute auf, schnell ans Werk zu gehen und zu zeigen, daß sie allen Hindernissen gewachsen waren. Er selbst ging mit gutem Beispiel voran Die Arbeit wurde mit solchem Feuereifer angefaßt, daß das Aufräumungswerk binnen zwei Stunden beendet war. Allerdings dauerte es dann noch einige Tage, bis alle Schäden ausgebessert und das Zelt von neuem aufgerichtet werden konnte. Endlich, in der dritten Septemberwoche öffnete der „Zeltzirkus Hagenbeck" mit einer Galavorstellung seine Pforten

Carl Hagenbeck war Zirkusdirektor geworden!

Auch in diesem Falle kann man das bekannte Sprichwort zitieren: „Der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe . . .!" Als sich nämlich im vergangenen Jahre die Singhalesentruppe in Paris aufgelöst hatte und die meisten Ceyloner in die Heimat zurückgefahren waren war Hagenbeck die große Elefantenherde geblieben Was sollte er mit den gefräßigen Tieren? Abnehmer fand er in den nächsten Monaten nicht für sie, also mußte er sie in Hamburg durchfüttern

Man kann sich wohl vorstellen, daß solche „Pensionäre" ein schönes Kapital verzehren, und Hagenbeck rechnete aus, daß es nicht mehr lange dauern würde bis die Tiere den Verdienst der Völkerschauausstellung im wahrsten Sinne des Wortes „aufgefressen" hätten Soweit durfte es nicht kommen! Die Elefanten mußten sich ihr Futter selbst erarbeiten!

Nach einiger Überlegung entschloß sich Hagenbeck, einen großen Zeltzirkus nach amerikanischem Muster zu eröffnen. Außer der Elefantenherde war auch noch eine kleine Truppe von Singhalesen in Europa geblieben, die er nun gut zur Vorführung der Tiere gebrauchen konnte Auch verschiedene Gruppen dressierter Raubtiere standen ihm zur Verfügung, und nachdem er noch eine gute



Seehunde im Hofe des Geschäftshauses am Spielbudenplatz, der ersten Stätte des Hagenbeckschen Tierhandels

Aufnahme nach einem Gemälde: Thea Umlauf

Bräune richtig mit NIVEA



Artistengesellschaft engagiert hatte, wollte er den Plan sofort verwirklichen. Allerdings war der Anfang mit dem Einsturz des Zeltes nicht gerade ermutigend, aber Hagenbeck zögerte nicht, alle Kraft daranzusetzen, trotz der widerwärtigen Umstände seinen Willen durchzusetzen.

Und die Zukunft zeigte wieder, daß der Optimismus des Hamburgers berechtigt war. Die Leistungen von Mensch und Tier begeisterten das in Scharen herbeigeströmte Publikum, und eine dreijährige ausgedehnte Rundreise durch ganz Norddeutschland wurde ein schöner Erfolg. Freilich wurden keine großen Überschüsse erzielt, aber Hagenbeck brachte sich und seinen zahlreichen Tierbestand gut über die Jahre 87, 88 und 89 hinweg und konnte am Schluß der Tournee sogar noch die wertvollsten Tiere an den Zirkus Barnum & Bailey verkaufen, der damals gerade in London gastierte.

Wichtiger als die finanzielle Seite seiner „Zirkus-Zeit" war die Tatsache, daß Carl Hagenbeck die Gelegenheit fand, eine völlige Revolutionierung der Tierdressur durchzuführen.

Schon in jungen Jahren hatte sich ihm die Überzeugung aufgedrängt, daß die Tiere Wesen wie wir selbst sind und daß sich ihre Intelligenz nicht in der Art, sondern nur dem Grade und der Stärke nach von der unsrigen unterscheidet. Während seines vertrauten Umganges mit den verschiedensten Tierarten hatte Hagenbeck die Erfahrung gemacht, daß alle auf Bosheit mit Bosheit und auf Freundschaft mit Freundschaft reagieren, und hatte gefunden, daß mit Beharrlichkeit, Güte und Liebe, gepaart mit Strenge, bei ihnen viel mehr zu erreichen war als durch rohe Gewalt. Aber noch etwas anderes, für ihn ungemein Wichtiges war ihm aufgefallen: auch bei den Tieren sind Begabungen, Charaktere und Temperamente völlig verschieden

Als Hagenbeck diese Erkenntnis gewonnen hatte, stand für ihn fest, daß die bisher grausame Tierdressur durch eine humanere ersetzt werden müsse. Peitsche, Knüppel und Eisenstange waren die Requisiten der damaligen „wilden" Dresseure und furchtbare Mißhandlungen „störrischer" Tiere an der Tagesordnung. Wenn sich dann einmal ein dermaßen gequältes Tier gegen seinen Peiniger auflehnte und über ihn herfiel, war der Schrecken groß. Die Ursache solcher blutiger Zwischenfälle, die nicht selten mit dem Tode des Dresseurs endeten, oder die Erschießung des wütenden Tieres zur Folge hatten, suchte man stets in der „Wildheit" der Bestie, ohne sich die Mühe zu geben, einmal daranzudenken, wie es wohl einem Löwen oder einem Tiger zumute sein muß, wenn ihm der Dompteur eine glühende Eisenstange in die Rippen stieß.

(Fortsetzung folgt.)

Wolfgang Federau:

Der Alp

Peter hatte eben erst das Buch beiseite gelegt und die Lampe gelöscht. Jetzt lag er, den Kopf in die Kissen vergraben, und starrte in das halbe Dunkel, das ihn umgab. Es war schon weit im Frühjahr, die Nächte wurden kürzer und kürzer, und bei wolkenlosem Himmel oder wenn gar der Mond schien, blieb immer eine sanfte, milchige Dämmerung im Raum. Gerade ausreichend, um die gewohnten Umrisse der Gegenstände zu erkennen.

Plötzlich kam von dem Bett nebenan ein unterdrückter, leiser Angstschrei. Der klägliche Schrei eines Menschen, der in irgendeine schlimme, furchtbare Lage geraten ist und vergeblich nach Hilfe ruft.

Peter gab es einen kleinen Stich im Herzen. Er wandte den Kopf zur Seite, dorthin, wo seine Frau schlief. Aber es verschwamm dort, tiefer im Zimmer, alles in weichen Schatten, er konnte nichts sehen, nichts erkennen.

Dem Schrei folgte jetzt ein banges, gequältes, ein aus der Tiefe eines zitternden Herzens heraufdringendes Stöhnen. Die Frau neben ihm stammelte ein paar Worte; nein, Worte waren es nicht. Nur Laute, deren Sinn Peter vergeblich zu erfassen suchte.

„Arme Vera", dachte Peter mitleidig. „Sie träumt wohl wieder. Immer träumt sie so viel — das ist auch nicht richtig, ist nicht gesund. Es bringt unsern Schlaf um sein bestes, wer träumt, der ist am Morgen nie so recht frisch und froh ..."

„Irgendwo", dachte Peter, „irgendwo habe ich gelesen, daß Träume aus dem Magen kommen — die schlechten Träume wenigstens. Ich glaube, Shakespeare hat es gesagt, in seinem Julius Cäsar. Genau freilich weiß ich es nicht — ich könnte es nicht beschwören. Und ob es überhaupt stimmt? Vera ißt immer sehr wenig, eigentlich — und heute haben wir außerdem so früh Abendbrot gehabt. Das kann also der Grund nicht sein."

Das Stöhnen und Jammern nebenan, das gequälte Murmeln und angstvolle Seufzen ließ nicht nach. „Wenn ich nicht wüßte, daß sie nur träumt", überlegte Peter, „dann könnte ich es wohl mit der Angst zu tun bekommen. Es hört sich arg schlimm an ..."

Einen Augenblick kämpfte er mit dem Entschluß, Vera zu wecken. Gleich gab er den Gedanken wieder auf.

„Sie würde froh sein, vielleicht", dachte er. „Aber, einmal aus dem Schlummer gerissen, schläft sie immer so schwer wieder ein, liegt dann die halbe Nacht wach. Ich kenne das schon. Also lieber nicht. Schließlich dauert auch der längste Traum nicht ewig."

Aber er selbst, er konnte natürlich auch nicht schlafen Er tastete nach dem Buch, das er eben erst aus der Hand gelegt hatte, stellte es senkrecht, um mit ihm das Licht abzublenden, dann knipste er die kleine Lampe auf dem Nachttisch wieder an.

Er richtete sich auf, beugte sich über die Frau, die neben ihm lag. Sie lag da, den Mund leicht geöffnet, als sehe sie etwas Entsetzliches, Unaussprechbares. Ihr Atem ging keuchend und stoßweise, sie zitterte, und ihr Gesicht war von einer dumpfen Trauer, einer namenlosen Angst ganz zerrissen und überschattet. „Wie sie sich quält", flüsterte Peter tonlos vor sich hin. Er stellte sich vor, daß ihre Seele durch irgendwelche finstere Abgründe wanderte und geheimnisvolle Abenteuer erlitt. Der Gedanke, daß man sich so nah sein konnte, räumlich, und zugleich so fern, wie zwei Sterne, die in einem Abstande von Millionen von Lichtjahren durch das Weltall kreisen, dieser Gedanke rührte ihn kühl und schmerzlich an und erschreckte ihn.

Die Träumende verspürte nichts von den Blicken, die auf ihrem Antlitz ruhten. Kleine Schweißperlen deckten ihre Stirn, und in den Winkeln ihrer Augen glaubte Peter etwas Feuchtes schimmern zu sehen. Tränen? — Vielleicht waren es wirklich Tränen.

Er hing an diesem Gesicht, an dem Gesicht seiner Frau, als hätte er es noch nie gesehen. Als hätte er etwas ganz Neues entdeckt, was sich bislang vor ihm scheu und keusch verborgen hatte. Diesen Mund, diesen roten, blühenden Mund, der so gern lächelte, nun vom Schmerz auseinandergerissen zu sehen, das war freilich etwas Neues, etwas ganz Ungewohntes. Der Schmerz, die Angst, die nicht Gestalt werden, sich nicht äußern und entladen konnten, sie zerstörten zwar das schöne Gleichmaß dieser Züge, aber sie verliehen dem Antlitz der Frau zugleich jenen Adel, der nur aus dem Leid geboren werden kann.

Plötzlich errötete Peter. Er schämte sich, daß er hier lag, über die Schlummernde gebeugt, und sie anstarrte und es wagte, ein Geheimnis zu belauschen, das das Geheimnis der Frau hätte bleiben müssen. „Sie selbst", dachte er, „sie kann sich nicht derart erblicken, nie wird sie sich selbst auf diese Art geschaut haben. Und ich ... nein, es ist nicht recht, was ich da tue."

Er hätte nicht sagen können, wieso es unrecht war. Aber er spürte es deutlich, eine innere Stimme sagte es ihm. Deshalb erhob er sich leise von seinem Lager, warf sich den Bademantel über, verließ den Raum.

„Ich werde mich drüben ein wenig hinsetzen, in meinem Zimmer", entschloß er sich, „und eine Zigarette rauchen. Wenn ich zurückkomme, dann ist alles vorbei, denke ich. Und unbeschwert durch böse Träume wird sich Vera des Schlafes erfreuen können —."

In der Diele schaltete er das Licht ein, um nicht gegen irgendeinen Gegenstand zu stoßen und durch dieses Geräusch Vera zu wecken. Hatte er sie bisher schlafen lassen, so wäre es nicht zu verantworten, sie nun auf diese Art zu erschrecken.

Plötzlich blieb er stehen. Sein Blick fiel auf die Wohnungstür. Sein Herz machte ein paar ganz schnelle, harte Schläge — dann schien es mit dem Klopfen ganz auszusetzen.

Seine Augen starrten auf den Türdrücker Es war ihm doch eben vorgekommen, als hätte der sich ganz langsam bewegt? So, als wenn draußen eine Hand vorsichtig und prüfend sich auf ihn gelegt hätte, um erst einmal zu probieren, ob vielleicht die Tür gar nicht verschlossen sei. Ehe man zu dem andern Mittel griff, sie gewaltsam, mit Hilfe eines Dietrichs oder irgendeines anderen passenden Werkzeugs, zu öffnen.

Wie angewurzelt stand Peter da und starrte auf den Türdrücker. Es konnte kein bißchen Licht nach außen dringen, das den, der dort etwa war, hätte warnen können. Doch der Türdrücker blieb unbewegt, lange Zeit, und so war das alles wohl ein Irrtum gewesen Sein aufgeregtes Blut, die Sache mit Vera, die mitternächtige Stunde, all das hatte zusammengewirkt, um ihm etwas vorzugaukeln, was nicht war. Eine Sinnestäuschung, nicht mehr.

Peter, schon im Begriff, sein Arbeitszimmer zu betreten, änderte plötzlich seinen Entschluß. Ging in den anschließenden Raum, wo ihrer beider Kind schlief, in seinem kleinen Bettchen.

Hier weilte er gern — hier fand er Ruhe und Frieden, wenn er müde war und vergrämt und die Sorgen um ihn standen wie ein großer dunkler Wald. Das war oft genug der Fall, und nicht immer konnte Veras Lachen ihm diese Sorgen vertreiben. Aber der kleinen Inge gelang es fast immer, ein Wunder zu vollbringen, um das die Frau sich so oft und so vergeblich bemühte. Sie brauchte gar nichts zu tun, es genügte schon, wenn man neben ihrem Bett hockte und auf das süße, weiche, noch ungeprägte Gesichtchen schaute. Dann wurde alles klein und belanglos, was einen eben noch so sehr bedrückte, und die Welt und das Leben bekamen ein neues und schöneres Aussehen.

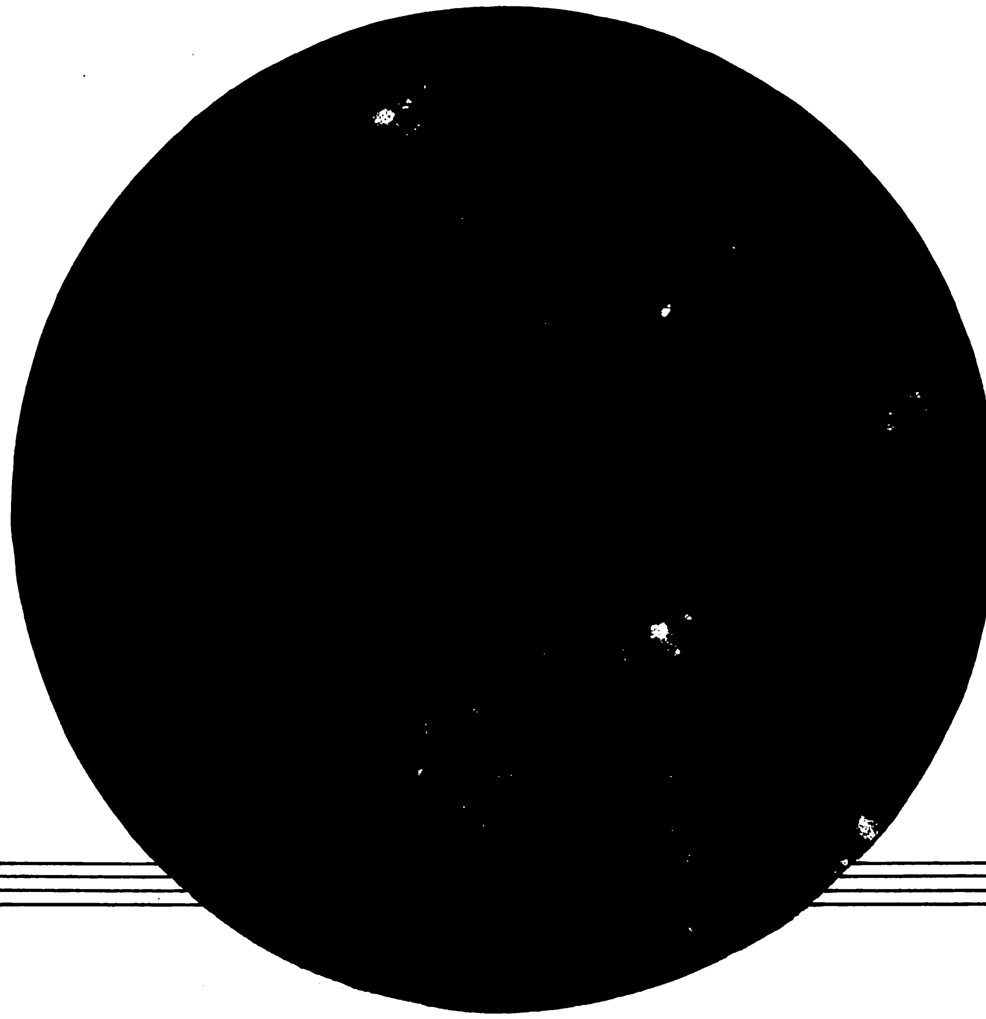
Hier, im Kinderzimmer, konnte man unbesorgt Licht machen. Die Lampe war durch einen weinroten Behang verhüllt, sie spendete nur ein sehr gedämpftes Licht, und außerdem pflegte Inge vom Licht nicht zu erwachen. Ihr Schlaf war tief und fest, und nichts von dem, was Erwachsene zu beunruhigen vermag, hätte sie aus der Tiefe dieser Versunkenheit herausreißen können.

Aber kaum hatte Peters Finger den Schalter berührt, als er mit zwei, drei mächtigen Schritten neben Inges Bett stand. Da lag die Kleine, ihr von seidenweichen blonden Härchen bedeckter Kopf war dunkelrot, beinahe schon bläulich gefärbt sie atmete krampfig, als wäre sie im Begriff zu ersticken

Sie war ganz nahe daran, wirklich. Denn in ihrem Bett, auf ihrer Brust, nein, auf ihrem Hals, lag Munk Lag ihr Spielgefährte, der schwarze Kater Munk.

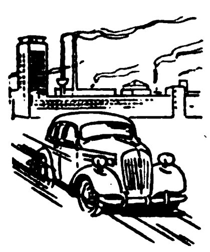
Mit einem rauhen, mit einem mörderischen Griff riß Peter das Tier an sich, das heftig schrie und mit krallenbewehrten Pfoten auf ihn einhieb. Peter spürte die Kratzwunden nicht, er merkte es nicht, als der Kater ihn mit seinen kleinen, scharfen Raubtierzähnen in den Finger biß. Er hätte nichts bemerkt, auch wenn das Tier in seiner Angst ihm das Fleisch in Fetzen heruntergerissen hätte. Er hielt den Kater mit der Faust fest, als wollte er ihn erwürgen, und beugte sich über Inges Bett. Das Gesicht der Kleinen nahm sehr bald seine natürliche Farbe an, das Herzchen schlug sanft und friedlich, und jetzt — ja, jetzt huschte ein unbewußtes, erlöstes Lächeln über die zarten, feuchten Lippen des Kindes.

„Lieber Gott", sagte Peter, und am liebsten hätte er die Hände gefaltet, wie man es ihn gelehrt hatte, da er noch ein Knabe gewesen war. Aber natürlich schämte er sich, das zu tun. Und außerdem hielt er ja in einer



OPEL-WAGEN № 611747 WIRD GEBAUT

Die Dimension des Mückenflügels



OPEL-Wagen Nr. 611747 - ist das ein besonderer? Nein - und doch! Er ist ein OPEL! Hinter ihm steht die Facharbeit der 22000 von Rüsselsheim und Brandenburg, jener 22000 Männer der größten Automobilfabrik des Kontinents.

611747 – dort kommen seine Achsen zum Band, die Achsen, die nach einer Kette von Kontrollen durch Chemiker, Physiker und Praktiker würdig befunden wurden, OPEL zu dienen.

611747 – dort schleift eine Maschine die Zylinderbohrung seines Motors auf 1/100 Millimeter genau. Hier werden die Kolben mit einem Spiel von 1/300 Millimeter eingepaßt. 1/3000 Millimeter beträgt die Präzision der Einstellung seiner Vergaserdüsen, und innerhalb der vorgeschriebenen Toleranz von 1/6000 Millimeter liegen die Lagerschalen. Einsechstausendstel Millimeter! Kaum noch vorstellbar, beträgt doch die Stärke eines Mückenflügels nur 1/200 Millimeter.

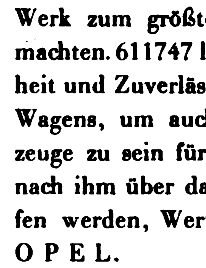
611747 – dort kommt die Karosserie heran – sie kommt von ihrem langen Weg über die Riesenpressen, durch den Funkenregen der Schweißapparate und aus dem Spritznebel des glänzenden Lacks.

611747 – gewinnt Gestalt auf dem laufenden Band, wird von den Motormonteuren, den Elektrikern über-



nommen, geht zur ersten Kontrolle, zur zweiten Kontrolle und wieder und wieder zu anderen Kontrollen. 611747 nimmt in sich die OPEL-Erfahrungen von Jahrzehnten auf. –

611747 wächst aus dem Können der 22000 Männer von OPEL – 611747 springt an, gewinnt Leben und läuft mit eigener Kraft vom Band.



Läuft mit der gleichen verhaltenen Energie all der OPEL-Wagen, die vor ihm von den gleichen Männern im gleichen Geiste mit der gleichen Gewissenhaftigkeit gebaut wurden und die damit ihr Werk zum größten des Kontinents machten. 611747 läuft mit der Sicherheit und Zuverlässigkeit jedes OPEL-Wagens, um auch seinerseits Werkzeuge zu sein für die Tausende, die nach ihm über das gleiche Band laufen werden, Werkzeuge zu sein für OPEL.

Einer wie alle, alle wie einer

Verbinden Sie Ihre diesjährige Urlaubsreise mit dem Besuch der größten Automobilfabrik des Kontinents in Rüsselsheim am Main.

dieser Hände immer noch, wie in einer eisernen Klammer, den Kater.

Eine Katze — was wiegt sie schon in der Hand eines starken, ausgewachsenen Mannes? Kaum, daß man die Last verspürt. Aber auf dem schmalen, zierlichen Hälschen eines Kindes, das noch nicht seinen ersten Geburtstag gefeiert hat, kann sie wohl die Kehle zudrücken, fest genug — so fest, daß sie der Luft, welche das Leben bedeutet, jeden Durchgang verwehrt.

Als Peter sah, daß nun nichts mehr zu befürchten war, daß Inge ruhig und besänftigt weiterschlief, ging er, den Kater noch immer fest in der Hand, hinüber in sein Zimmer, ließ sich schwer in seinen Stuhl fallen. Noch immer schlug sein Herz ungebärdig, nach dem großen, großen Schreck.

„Munk", sagte der Mann, „ich weiß nicht, wie du hier hereingekommen bist. Dein Platz ist nachts im Holzstall, das solltest du wissen. Ganz genau weißt du es. Warum bist du nicht dort geblieben, wo du hingehörst?"

Munk, der mit gesträubtem Fell auf den Knien des Mannes saß, antwortete nicht. Nur seine grünlichen Augen glitzerten. Und einmal mauzte er — es klang so, als wisse er, daß es nun um das Letzte ginge.

„Da ist Inge, unser Kind", fuhr Peter fort, als spräche er mit einem Menschen, „es hätte schlimm ausgehen können — ich mag gar nicht darandenken, was geschehen wäre, wenn ich ein wenig später gekommen wäre, ein paar Minuten später nur. Ein Menschenkind, Munk, war in Gefahr durch dich, der du doch nur eine unvernünftige Kreatur bist, ein Tier und nichts weiter. Und deshalb — ich tue es nicht gern, aber du wirst begreifen, daß du sterben mußt. Töten muß ich dich, ja — damit du nicht das Kind tötest, unser Kind. Denn hundert wie du, tausend wie du, wiegen nicht ein einziges Menschenleben auf. Aber das — das kannst du allerdings nicht verstehen."

Der Kater miaute kläglich. Seine Pupillen wurden zu ganz dünnen, dunklen Strichen. Das ist immer bei Katzen so, wenn sie sehr große Angst haben. Auch dann, wenn sie nicht in die Sonne sehen. Gefahr oder Sonne, das übt bei ihnen, in ihren Augen, die gleiche Wirkung aus.

Wie spielend schloß Peter seine beiden großen, starken Hände um den Hals der Katze. Er hätte sie nur zuzudrücken brauchen, dann wäre alles sehr bald vorüber.

Aber plötzlich besann er sich. „Nein", sagte er wieder, „du hast Glück, Munk. Ich will noch einmal Gnade für Recht ergehen lassen. Inge, wenn sie dies alles sähe und wüßte, worum es ging, würde gewiß für dich bitten. Sie liebt dich sehr, und du hast ihr viel Freude bereitet, in ihrem bisherigen kurzen Dasein. Um dieser Freude willen, die sie dir verdankt, sollst du begnadigt werden. Wir werden ein Gitter machen, über Inges Bettchen, zur Nacht, damit so etwas nie mehr geschehen kann. Bedanke dich bei Inge, deiner Fürsprecherin, morgen — was sollte ich ihr sagen, wenn sie nach dir verlangt, und du . . . du lebst nicht mehr?"

Er stand auf, öffnete das Fenster, warf die Katze hinaus. Ihr schwarzer, sammetweicher Körper wurde sofort von der nächtlichen Dunkelheit geschluckt.

Peter ging wieder hinüber ins Schlafzimmer. Da saß Vera aufrecht in ihrem Bett, sah ihm angstvoll und aufgeregt entgegen. Sie war hellwach.

„Seit wann bist du unter die Nachtwandler gegangen?" schalt sie mit einem dünnen Lächeln.

„Ich konnte nicht schlafen" erwiderte der Mann. „Da ging ich hinüber, um noch ein wenig zu rauchen — das beruhigt mich immer gleich, du weißt ja."

„Und ich", klagte die Frau, „ach, du kannst dir gar nicht denken, wie entsetzlich ich geträumt habe. Ich weiß jetzt nichts Genaues mehr, aber ich wurde verfolgt, und jemand warf eine Schlinge nach mir, sie glitt über meinen Hals, einer zog sie zu, und . . ."

„So, so" unterbrach der Mann und fühlte selbst, daß er leichenblaß geworden sein mußte — gut, daß man es nicht sehen konnte, bei diesem unzureichenden Licht. „Du hast sehr gestöhnt im Traum — vielleicht konnte ich deshalb nicht schlafen."

„Es tut mir so leid" sagte Vera. „Furchtbar leid. Du hättest mich wecken sollen."

„Es braucht dir nicht leid zu tun", widersprach Peter und sah die Frau mit einem verlorenen Blick an. „Es ist immer gut so, wie es ist — auch daß ich aufstand, war gut. Ich werde jetzt viel, viel besser schlafen . . ."

Er legte sich wieder nieder. Vera schmiegte den Kopf in seinen Arm — sie war gleich wieder eingeschlafen, seltsamer Weise.

Der Mann aber lag noch lange wach. „Sie soll es nie erfahren, was in dieser Nacht beinahe geschehen wäre", nahm er sich vor. „Es ist besser, wenn sie es nicht weiß. Für sie und ... ja, und auch für Munk..."

Der Aufstand in SIAN

PERSÖNLICHE AUFZEICHNUNGEN ÜBER DIE KRITISCHEN DEZEMBERTAGE DES JAHRES 1936

VON MARSCHALL TSCHIANGKAISCHEK UND FRAU MEILING SUNG TSCHIANG

(5. Fortsetzung.)

II.
Eine Frau unter Meuterern
Ich kämpfe um meinen Mann

Von

Frau Tschiangkaischek (Meyling Sung)

Für ein paar amerikanische Zeitungen war Sian nichts anderes als der Schauplatz einer Fernost-operette à la Gilbert oder Sullivan. Für die Chinesen und namentlich für mich war Sian etwas anderes, nämlich der Schauplatz eines moralischen Kampfes, von dessen Ausgang die Zukunft Chinas abhing. Was sich vom 12. bis zum 26. Dezember 1936 in Sian ereignete, war nicht eine der in China nicht gerade seltenen militärischen Unruhen. Die Ereignisse hatten ihren ganz besonderen Charakter und waren wahrscheinlich ernster als irgendein Bürgerkrieg, der bisher die Geschichte Chinas befleckt hat. Persönliche, nationale, internationale Probleme ersten Grades spielten dabei eine bedeutsame Rolle.

Es ist schwierig, das, was geschah, schon jetzt in eine klare und übersichtliche Perspektive zu bringen. Wer es versucht, hat alle persönlichen Gefühle auszuschalten und sachlich die Faktoren zu studieren, die so plötzlich wie ein Gewitter bei klarem Himmel in Tätigkeit traten, als die Nachricht bekannt wurde, daß mein Gatte, der Generalissimus Tschiangkaischek, während einer Meuterei in Sian, der Hauptstadt der Provinz Schensi, gefangengenommen worden war. Ich bekam die Nachricht durch Dr. H. H. Kung, den Finanzminister, der voll Besorgnissen in meine Wohnung in Schanghai kam, wo ich gerade eine Konferenz über die Neuordnung des Ausschusses für das Luftfahrtwesen abhielt (Frau Tschiangkaischek ist Generalsekretärin dieser Kommission, an deren Reorganisation sie seit 1936 arbeitet. D. Schriftl.).

„Die Truppen haben gemeutert; vom Generalissimus fehlen alle Nachrichten."

Diese Worte klangen selbst für den besorgniserregend, der seit langem an Gefahren gewohnt ist. Viele Stunden erfuhr man nichts Näheres. Die telegraphischen und Radioverbindungen mit Sian funktionierten nicht. Dafür fehlte es nicht an Gerüchten, lächerlichen und beunruhigenden, die sich im Handumdrehen verbreiteten und vom Publikum geradezu verschlungen wurden. Alle Weltzeitungen druckten sie mit schreienden Schlagzeilen ab.

In Nanking, der Hauptstadt, wußte man so wenig wie in Schanghai. Dr. Kung, Donald, den ich gebeten hatte, nach Sian zu fliegen, und ich fuhren sofort dahin. Die amtlichen Kreise der Hauptstadt waren von dem unerwarteten Handstreich völlig überrascht worden; das Zentralexekutivkomité und der politische Zentralrat waren jedoch sofort zusammengetreten und hatten ihre Entschlüsse bereits gefaßt. Tschanghsueliang, der Führer des Aufstandes, wurde sofort aus der Militärkommission ausgeschlossen und von seinem Posten als Kommandant der für die Unterdrückung der Banditen im Nordwesten bestimmten Truppen enthoben. Der Fall wurde im übrigen der Militärkommission zur Prüfung und zur Bestrafung der Schuldigen übergeben.

Schon früh am Tage war ein Zirkulartelegramm aus Sian eingelaufen, das die Unterschriften Tschanghsueliangs, Yanghutschens, des Befriedungskommissars, und ihrer leitenden Offiziere sowie die angeblichen Unterschriften von einigen Beamten der Zentralregierung, die sich gerade in Sian befanden, trug. Das Telegramm enthielt im übrigen geradezu haarsträubende Beschuldigungen. Die Unterzeichner behaupteten, sie hätten dem Generalissimus ihre Wünsche „mit Tränen in den Augen" vorgetragen, wären aber wiederholt „gezüchtigt" worden. Schließlich hatten die Meuterer acht Forderungen aufgestellt, die sie als „Elemente der nationalen Rettung" bezeichneten und von denen sie „erwarteten, daß die Behörden in Nanking geruhen würden, sie anzunehmen".

So war die Lage, als wir am 13. Dezember Nanking erreichten. Ich stand einer nationalen Situation gegenüber, die außerordentlich gespannt war und den phantastischsten Möglichkeiten Raum bot, einer Situation, die für mich außerdem noch eine sehr ernste persönliche Bedeutung hatte. Natürlich bekam ich zu hören, daß man mich als eine Frau betrachte, von der man nicht annehmen könne, daß sie dieser Situation gewachsen sei. Aber ich bestand darauf, daß auch meine Ansichten gehört wurden.

Ich hatte böse Befürchtungen, als ich hörte, daß man Tschanghsueliang degradieren wollte, bevor man die Situation genau kannte oder Dr. Kung und ich in Nanking angekommen waren. Aber ich stand noch vor einem viel ernsteren Problem, nämlich vor der Tatsache, daß die führenden Militärs es für ihre unerläßliche Pflicht hielten, auf der Stelle die militärische Maschine in Gang zu setzen und eine Strafexpedition gegen Sian zu unternehmen, was ich für eine „törichte

militärische Besessenheit" hielt. Mag sein, daß militärische Gesichtspunkte eine solche Expedition erforderten und daß auch der Generalissimus sie erwartete, aber ich konnte mich beim besten Willen nicht damit einverstanden erklären. Daher entschloß ich mich, zu Recht oder Unrecht, diesen Plan zu bekämpfen und für eine schnelle, ruhige und unblutige Beilegung der Angelegenheit einzutreten.

Noch vor acht Uhr morgens benachrichtigte ich Tschanghsueliang telegraphisch, daß Mister Donald am nächsten Tag nach Sian fliegen werde. Auch Donald telegraphierte, und wir warteten hoffnungsvoll auf eine baldige Antwort. Von überall her versuchten wir, Nachrichten zu bekommen; es war unmöglich. Um mich herum herrschte eine furchtbare Aufregung. Überall riet man hin und her, was alles noch passieren könne. Ich wußte um diese Zeit noch nicht, daß die telegraphische Verbindung mit Sian völlig unterbrochen war.

Ich hatte mehrere Besprechungen mit den Führern der Nation, in denen ich für eine ruhige Behandlung der Sache, für den Verzicht auf überstürzte Aktionen und für Vertrauen in das seelische Rückgrat unseres Volkes eintrat. Ich wünschte, daß die Führer in Sian bei ihrem Wort genommen werden sollten und daß man sich vor allem bemühen sollte, die wirkliche Wahrheit zu erfahren.

„Vielleicht sind ihre Anliegen berechtigt", erklärte ich. „Und wenn ein Bezirk im Land berechtigte Klagen gegen die Zentralverwaltung zu erheben hat, sollten wir in aller Freundschaft prüfen, wie es damit steht. Schließlich sind wir alle Chinesen. Wir sollten uns niemals bekämpfen, wenn wir es vermeiden können."

Ich nahm die acht Programmpunkte der Meuterer nicht ernst. Zunächst taten auch die anderen es nicht. Es war bekannt, daß Tschang und seine Leute mit ihrer unfruchtbaren Tätigkeit im Nordwesten unzufrieden waren, es war also nicht ausgeschlossen, daß Tschang seine politischen Forderungen nur als Vorwand gebrauchte, um in eine angenehmere Provinz versetzt zu werden. Dieses Argument blieb nicht ohne Eindruck auf diejenigen, die für eine sofortige Strafexpedition eingetreten waren.

Am Morgen trafen zwei weitere verspätete [...]gramme von Tschang ein, eines an Dr. Kung, das [...]dere an mich. Ich hielt das an mich gerichtete [...]gramm für eine ziemliche Unverschämtheit. Dann [...]dachte ich daran, daß Tschang es vielleicht gar [...] selber unterzeichnet hatte oder daß er es in einem [...]fall von Zorn abgesandt haben könnte.

Die Antwort auf unsere Anfrage wegen Don[...] Flug nach Sian traf nicht ein. Um Zeit zu sp[...] reiste Donald nach dem Frühstück zusammen mit [...] Huang, den ich darum bat, für den Fall, daß ein [...]metscher gebraucht wurde, nach Loyang. Ich gab [...] Donald einen Brief für meinen Mann mit, in de[...] ihn mit dem Gedanken zu trösten versuchte, da[...] wohl wüßte, was er für die Nation getan habe [...] ich ihn Gott empfehle und daß ich nicht aufhören w[...] für ihn zu beten.

An Tschanghsueliang richtete ich einen langen [...] in welchem ich ihn auf die verhängnisvollen Wirku[...] aufmerksam machte, die seine Aktion auf die Eini[...] der Nation haben mußte, und in dem ich meinem [...]

trauen Ausdruck gab, daß er nicht die Absicht haben könnte, dem Lande und dem Generalissimus durch seine unkluge Handlung zu schaden; er solle zur Besinnung kommen, ehe es zu spät sei.

Am Abend telephonierte mir Mr. Donald, daß er in Loyang angekommen sei, daß aber auch dort keine Nachrichten zu erhalten seien, obwohl Sian nur anderthalb Flugstunden von Loyang entfernt sei. Etwa zwanzig Flugzeuge hatten an diesem Tage einen Demonstrationsflug über Sian gemacht, um den Meuterern zu zeigen, daß die Regierung den Flugplatz von Loyang in der Hand habe, worauf Tschanghsueliang seine Artillerie auf Loyang in Marsch setzte. Die Artillerie gehorchte jedoch nicht, so daß die Regierung weiter über eine ausgezeichnete Operationsbasis in der Nähe von Sian verfügte. Mr. Donald teilte weiter mit, daß er am nächsten Morgen nach Sian fliegen wolle, auch wenn er inzwischen nichts von Tschanghsueliang gehört hätte. Im Laufe des Abends bekam ich aber dann doch noch eine Nachricht von Tschang, in der Donald aufgefordert wurde, zu kommen. Ich brauchte also nicht zu befürchten, daß Donalds Apparat abgeschossen werden könnte.

Die dienstlichen Pflichten des Generalissimus waren sofort vom Kriegsminister übernommen worden.

In meiner Umgebung gingen Gerüchte um, daß mein Mann entweder bereits tot sei oder daß er zum mindesten Sian niemals lebend verlassen werde. In meiner Gegenwart waren die Leute nachdenklich und besonders freundlich, aber hinter meinem Rücken wurde die Atmosphäre von Tag zu Tag immer pessimistischer. Natürlich verdammte man allgemein die Aktion der Meuterer von Sian.

Von Anfang an war ich fest davon überzeugt, daß ich ein Opfer bringen und, koste es, was es wolle, mit den Leuten vom Nordwesten verhandeln müsse, die jetzt meinen Mann gefangenhielten.

Ich konnte das Gefühl nicht los werden, daß es aus der Situation doch noch einen Ausweg geben werde, so dunkel und verzweifelt sie zu sein schien, wenn es mir nur möglich sein würde, mit den Meuterern zu sprechen. Darum plädierte ich für Zurückhaltung, solange es noch die geringste Möglichkeit für eine Beilegung gab.



Tschiangkaischek wird nach der Landung im Flughafen Tahsiaotschang bei Nanking freudig begrüßt.
Aufnahme: Presse-Photo.

Bei den Militärs bekam ich zu hören, der Generalissimus hätte sein Leben nicht so unvorsichtig und unnötig in Gefahr bringen sollen.

Ich erwiderte, daß der Generalissimus, wenn er seine hohe Stellung verdiente, vor keiner Gefahr zurückschrekken dürfte.

„Es sollte nicht seine Sache sein", erklärte ich, „für seine persönliche Sicherheit sorgen zu müssen, da er einzig und allein für das Wohl des Landes lebt und seine ganze Zeit von den Angelegenheiten der Nation in Anspruch genommen wird. Es ist daher die Pflicht seiner Untergebenen, dafür zu sorgen, daß ihm nichts passiert. Wenn er vor allem anderen auf seine persönliche Sicherheit bedacht wäre, würde er nicht verdienen, der Führer des Landes zu sein."

„Jedenfalls", wurde mir erwidert, „erfordert das Ansehen der nationalen Regierung, daß sofort gehandelt wird."

„In dieser Krise", sagte ich, „gibt es keine nationale Regierung ohne den Generalissimus. Nennen Sie mir doch nur einen Mann, der die Eigenschaften und den Charakter eines Mannes hat, der die Führung der Nation übernehmen könnte."

„Wozu viel reden?" erklärte ein anderer. „Der Generalissimus ist ja aller Wahrscheinlichkeit nach bereits tot."

„Und was bedeutet das Leben eines Mannes im Vergleich zu dem des Staates?", warf wieder ein anderer ein.

„Ach, sie ist ja nur eine Frau, die für das Leben ihres Mannes fürchtet", bekam ich mehr als einmal zu hören.

„Ich bin allerdings eine Frau", antwortete ich. „Aber ich spreche hier nicht als eine Frau, die ihren Gatten retten will. Wenn es notwendig für das Wohl des Volkes wäre, daß er stirbt, wäre ich die erste, die ihn opfern würde. Meiner Ansicht nach würde aber ein Angriff auf Sian und ein Bombardement nicht nur das Leben des anerkannten Führers der Nation gefährden, sondern auch unendlich viel Leid auf Tausende unschuldiger Menschen bringen und unsere militärische Macht schwächen, die wir für die nationale Verteidigung brauchen. Wir können doch wenigstens versuchen, ob es noch möglich ist, zu einer friedlichen Verständigung zu kommen. Meine Herren, glauben Sie mir doch, daß ich hier als Mitglied einer Gemeinschaft vor Ihnen stehe, das ganz leidenschaftslos und sachlich die kostspieligste Lösung eines ernsten nationalen Problems verhindern will. Unter keinen Umständen werde ich zögern, das Leben meines Mannes zu opfern, wenn es auch nur den geringsten Nutzen für das Land haben sollte. Aber in der Meinung des Volkes und in meiner eigenen ist die Sicherheit des Generalissmus untrennbar von der Einigkeit, ja der Existenz der Nation, und wir sollten wirklich nichts unversucht lassen, ihn mit friedlichen Mitteln zu befreien.

(Fortsetzung folgt.)

Ernst Hoferichter:

Familie Loichinger geht aufs Land

Die Geschichte eines Urlaubs

I.

In der Wohnung vierter Stock links — Seitenbau — ging es heute wild her Im Flügelschlag der Türen raschelten die papierenen Fächer an der Wand. und der ausgestopfte Fasan über der Hausapotheke verlor eine Schwanzfeder Vater Loichinger fluchte in die Schubladen und schwitzte dazu wie eine angelaufene Fensterscheibe.

Babette, seine Frau, brachte den Zeigefinger nicht mehr von der Nasenspitze weg. Mit seiner Hilfe mußte sie überdenken, was sie noch alles zu besorgen hatte. Um aber nichts zu vergessen, sagte sie ihr Vorhaben laut zu sich selbst: „. . . Also, z'erst muaß i an Kanarienvogel zu der Huberin 'nüber tragen, . . . der Hausmeisterin an Waschhausschlüssel geb'n, . . bei der Krämerin vierundzwanzig Pfennig zahl'n . . . Und 's Stiag'nputzen trifft mi aa noch . . .!"

Dieser Monolog störte den Vater bei seiner Arbeit, die darin bestand, daß er das Abortfenster wasserdicht gegen Regengüsse abschloß:

„Hörst jetzt net amal mit dei'm G'schwatz auf . . .? Da soll ma a saubere Arwat macha, wenn — —"

„Wenn i di stör', so laß' halt d' Wasserspülung laufa, nachher hörst mi net . .!" gab sie ihm zurück.

Dazwischen hinein fing der kleine Pepi mit dem neuen Schmetterlingsnetz die Fleischfliegen von der Ofenplatte weg und die Franzl schmierte das Gesicht ihrer Porzellanpuppe gegen Sonnenbrand mit Margarine ein.

Auch aus dem hübsch möblierten Raum des Zimmerfräuleins konnte man Vorbereitungen auf große Dinge vernehmen. Koffer rutschten am Boden herum, Schlüssel wurden ausprobiert und durch den Türspalt roch es nach Brennschere und Spiritus.

Am Abend ging von Küchenbalkon zu Küchenbalkon diese Rede:

„. . . Frau Loichinger, da hab'n S' recht, daß aa amal aufs Land genga . . .! Sie brauchen 's schon — und Ehna Mo' und d' Kinder erst recht . . .!"

„. . . Aber dö Aufregung, Frau Gschwendtner, dö Aufregung . . .! . . . Am liebsten bleibat i da . .! So a Roas' bis Viechtlaching muaß aa g'wohnt sein . . .!"

„. . . No ja, dann können Sie Eahna lang g'nug erhol'n . . .!"

„Ja, Zeit hätt' ma g'nuag . . . Wir woll'n nämli drei bis vier Tag ausbleib'n, wenn nix dazwischenkommt . . .!"

„Ja — und Eahna Zimmerfräulein geht aa mit . . .?"

„Freilich . . .! Indem sie Platzanweiserin in an Kinopalast is, tuat's ihr aa guat, wenn's a bisserl unter d' Leut kommt — —"

„. . . Also, Frau Loichinger, werd'n S' recht g'sund die drei Tag . . . und vielleicht bringen S' Eahna chronisches Ischia aa on . . .!"

„Dank schön . . . und auf a recht guat's Wiederseh'n . . .!"

II.

Im Vorortszug, der morgenschön durch Wiesen, Felder und Wälder fuhr, gab es noch allerlei zu tun, um die Reise vergnüglich abzukürzen.

Frau Loichinger mußte den Hosenträger ihres Mannes flicken, der in der Erregung der Abreise gerissen war. Der Vater wiederum war mit der Reparatur der Wärmflasche beschäftigt, die Frau Loichinger „für alle Fälle" mitgenommen hatte.

Nur die Wally, das Zimmerfräulein, sah wie eine Gräfin zum Fenster hinaus legte die Beine übereinander und tat so, als ob es nichts zu tun gäbe.

„. . . Sehg'n S', Fräul'n Wally, da hätten S' Eahna dö z'riss'na Strümpf zum Ausbessern mitnehma könna, dann braucheten Sie jetzt net so da sitzen . . .!" meinte Frau Loichinger.

„Ach wo . . .! Jetzt hab ich Urlaub . . . Ferien . . .!"

„I moan ja nur . . . es war ja nur a Frag' — Und vor lauter Urlaub genga dö Mordstrümma Löcha aa net zua — —"

„Bist jetzt net staad . . .! Wia soll'n da dö Kinder eahna Hausaufgab' macha wennst allaweil . . .!" wurde der Vater wild und zitterte mit den Enden seines Schnurrbartes.

Es wurde still und man hörte nur mehr die Nadel durch den Hosenträger stechen. das Gewinde der Wärmflasche pfeifen und die Griffel über die Schiefertafeln kritzeln

So kam allmählich der Bahnhof in Sicht, und die Familie erhob sich wie eine Karawane.

„. . . Jetzt habt's euch ausg'ruht g'nuag . . . Pepi, du tragst dö Schachteln . . d Franzi nimmt dös Koffer mit'm G'schirr . . . i trag dö drei Rucksäck . . . und du und 's Fräul'n Wally, ihr packt's dö Kist'n mit'm Werkzeug . . .!"

Der Weg bis zum Dorf erwies sich kürzer, als es der Vater errechnet hatte — und in zwei Stunden waren sie beim Bruder Toni angelangt

Der hatte ein kleines Sach', drei Kühe, vier Schweine und etliche Tagwerk Grund.

Frau Loichinger rüttelte an der Haustüre. Niemand öffnete.

„. . . Ah, dö werd'n draußt im Feld sei . . .?"

„Aber, Frau Loichinger, Sie haben doch Ihrem Bruder eine Karte geschrieben, daß wir ankommen . . .?"

„Ja mein's, Fräul'n Wally, dös is da net wia im Film, wo a Himmelbett auf g'stellt is und der Kaviar in Strömen flieaßt . . .!"

„Babett, genga ma daweil in 'n Stall . . . Paß auf. der is offen!"

Er war es auch. Die zwei Frauen nahmen auf den Melkstühlen Platz, Franzi und Pepi spielten auf dem Misthaufen „Kaufladen" und Fräulein Wally heulte Rotz und Wasser.

„. . : Da brauchen S' do net woana, jetzt hab'n ma's ja überstanden . . . jetzt san ma da . . . mitten auf'm Land . . .!"

„. . . das ist ja entsetzlich hier . . . Wie soll man sich denn da erholen . . .?" schluchzte die Wally und wischte sich mit der Puderquaste die Tränen aus dem Gesicht.

„. . . Nur Zeit lassen . .! Dös is nur, weil Sie Eahna jetzt langweil'n . . . Aber sobald S'a passende Beschäftigung hab'n, nacher vergeht Eahna dös Trüabsalblasen . . ." tröstete sie Herr Loichinger und sah sich dazu das Vieh an.

„Göi, sauber hab'n s' all's beinander . . ." fragte Frau Loichinger und schätzte gleichzeitig an einem Euter die zu erwartende Vollmilch nach Liter und Quartel ab. „. . . Ja, ja, wenn oana naß fuattert, dann . . . Halt, da siech i was . . .! — — Babett, tua ma glei amal aus der Kist'n den großen Hammer und dös Packerl mit dö Drahtstiften außi . . . An der Saustallwand, da wackelt dö Tür, dös kann i gar net sehg'n —"

„Aber, Vater, fangst jetzt schon wieder . . .!"

„. . Dös kann i gar net sehg'n, sag i — und dös g'hört zu meiner Erholung, daß — —"

Bald dröhnte der Stall vor lauter Hämmern und Nageln, daß die Hühner von ihren Stangen ins Freie flatterten. Und da Frau Loichinger es nicht mit ansehen konnte, wie ihr Mann arbeitet, so begann sie die verrauchten Stallaternen mit Zeitungspapier zu reinigen . . .

Indes Fräulein Wally mit ihrem verweinten Gesicht und dem verwischten Lippenrot genügend beschäftigt war —

Plötzlich wurden draußen im Hof Stimmen laut „. . . Jesus, Ihr seid'd schon da . . .?" rief der Toni und seine Frau gleichzeitig. „Es wurde Ihnen die Ankunft doch durch Karte mitgeteilt .?" schrie Wally vorwurfsvoll dazwischen.

„. . Ja, dö Karten hab'n mir scho kriagt . . . aber g'lesen hab'n ma's no net .!"

„ Und i hab dir derweil dein Saustall auf'n Glanz herg'richt !" meldete Loichinger

„Da schau her, wia dö Lampen jetzt sauber san . .!" rief freudig die Babette

„. Euch Stadtleut fallt lauters so Schnackselarwat ein . . .! Da wär ma liaba g'wen, du hätt'st auf der Tenna drob'n ausbessert und Babett hätt' dös aa sehg'n könna, daß d' Küah g'striegelt g'hören —", bemerkte der Toni unzufrieden.

„. . Ja, mei — Toni, mir san ja erst kemma . . .!"

III

Und jetzt war ein Tag schöner als der andere.

Der Urlaub verging den Loichingers so schnell wie Butter in der Sonne

Der Vater legte zwei Fußböden, reparierte die Dreschmaschine und weißte die Kuchel und die Stube. Frau Loichinger übernahm das Misten, flickte elf Hosenböden und zwanzig Hemden — und kochte zur Erholung für acht Personen

Wären sie nicht auf dem Lande gewesen, dann würde das sonderbare Verhalten der Fräulein Wally zu ihrem „Stadtgespräch" geworden sein

„. . . Schaug s' nur grad on, wia s' der Arwat aus 'm Weg geht . ! Zum Fenster schangt s' aussi, in d' Sonna legt sie sich, im Bett liegt s' bis siebene in der Früah . .!" tuschelte Frau Loichinger

„. Gestern hat s' a Wesp g'stocha .!"

„Weil sie sich net rührt, dös Luada . . . Und weil sie sich ums Mäu lauters Marmelade schmiert .!"

Pepi und Franzi zupften im dunklen Stadel von früh bis nachts Seegras, rührten in der Vorratskammer die Buttermaschine und schliefen auf dem Dachboden, müde, ohne Nachtgebet ein

Als drei Tage um waren, mußten sie noch eine Nacht Urlaub zugeben Der Toni fand noch zerschlagene Dreschflegel, ein leckes Odelfaß und seine Frau brachte einen Arm voll Socken

„. . . Dahoam könnt's euch wieder ausschnaufa . .!"

Am vierten Tage abends gingen sie wieder zum Bahnhof. Der Vater trug die drei Rucksäcke, die Mutter und Fräulein Wally schleppten die Werkzeugkiste und die Kinder waren mit Schachteln und Koffern bepackt

Am ersten Stadtmorgen erschien Frau Gschwendtner auf ihrem Küchenbalkon:

„. . . No, Frau Loichinger, wia war 's in dö Ferien . . .?"

„Dank der Nachfrag, schön war's . . . nur fein . . .!"

„Hab'n S' mit dem Wetter Glück g'habt . .?"

„Mit 'm Wetter . .? Warten S' amal .! Dös könnt' i Eahna jetzt gar net sag'n . . . Dös müaßt i erst in da Zeitung nachlesen —"

„Ja, wieso dös, Frau Loichinger . . .?"

„Wissen S', dö Zeit war zu kurz und erlebt hab'n mir so viel — aber 's nächste Jahr bleib'n ma länger . . Und jetzt muaß i bei der Huberin mein' Kanarienvogel hol'n, morgen geh' i ins Waschhaus und 's Stiagnputzen trifft mi aa wieder . .!" —

Humor

Die Wirtin kommt früh an den gemeinsamen Frühstückstisch ihrer Sommergäste und fragt besorgt: „Hat jemand vielleicht den Herrn Pechmeier gesehen? Er ist weder im Haus noch im Garten zu finden; ob er gar abgereist ist, ohne seine Rechnung zu bezahlen?"

Einer der Gäste tröstet die Wirtin: „Da sehen Sie entschieden zu schwarz, soweit ich Herrn Pechmeier kenne, ist er ein Ehrenmann; vielleicht ist er nur heute nacht von den Wanzen aufgefressen worden?"



„Die erste Liebe ist doch die schönste, nicht wahr, Fritz?"
„Ja, aber — ich bin mit dir auch ganz glücklich!"

*

„Also euer Lehrer hat sich verlobt? — Ja, habt ihr denn davon gar keine Ahnung vorher gehabt?"

„Klar! — 14 Tage vorher schon hat er keine Fehler mehr gemerkt, acht Tage vorher hat er selber lauter Fehler beim Übersetzen gemacht, und einen Tag vorher hat er Fritz Bemme mit ‚Margaretchen' aufgerufen!"

*

Die ältere Dame stellte den jungen Mann und sagte streng: „Sie sollten sich schämen, jede Nacht mit dem jungen Mädchen Mondscheinpartien zu machen! Was denken Sie sich eigentlich dabei?"

Der junge Mann meinte verlegen: „Aber . . . aber, die junge Dame ist doch meine Schwester!"

„So, so", knurrte die ältere Dame, „ich habe aber noch gar nicht gewußt, daß ich außer der Tochter auch noch einen Sohn habe!"

*

„Erst war deine Schwester mit einem Bankbeamten, dann mit einem Proleristen, und jetzt ist sie sogar mit einem steinreichen Bankier verlobt."

„Ja, die hat Glück, die ringt sich langsam, aber sicher empor!"

*

Hausfrau (zum Bettler, der andauernd an der Nebentür klingelt): „Na, Sie Dussel, weshalb klingeln Sie denn, wo Sie sehen, daß dort niemand zu Hause ist!"

Bettler: „Entschuldigen Sie, meine Dame, würden Sie vielleicht so gut sein und mal einstweilen für Ihre Nachbarin auslegen!"



„Warum pumpen Sie denn nicht jemand an, der Sie besser kennt als ich?"
„Das geht nicht, ich muß das Geld unbedingt haben!"

„Na, wie ist es dir denn die zwei Tage in London ergangen?"

„Ganz gut! Nur hatte ich mich schon immer auf ein Roastbeef gefreut, und wie ich es mir bestellen will, fällt mir auf einmal beim besten Willen nicht ein, wie das Ding auf englisch heißt."

*

Ella hat am Strand einen jungen Mann kennengelernt. Ella schwärmt der Mutter von ihrer Eroberung vor. Die aber sagt weise: „Man müßte ihn erst einmal angezogen sehen!"

*

„Herr Kruke, ich wollte Sie um eine Woche Urlaub bitten. Ich möchte gern heiraten."

„Konnten Sie eigentlich nicht Ihren Urlaub dazu benutzen?"

„Nein, den wollte ich mir nicht verderben!"

*

„Ich finde, die immer wieder auftauchenden Gerüchte, daß die Frauen wieder stärker werden wollen, sind nicht sehr glaubwürdig!"

„Natürlich nicht! Sie werden wahrscheinlich bloß von verzweifelten Stofffabrikanten ausgestreut!"

*

„Wenn Ihr Schwiegersohn Taucher ist, verdient er wohl ganz schönes Geld?"

„Im Gegenteil, er hält sich man so grade über Wasser!"

*

„Weißt du, was ich immer denken muß, wenn ich all die Schuhe, Handtaschen und Gürtel aus Schlangenhaut sehe, die die Frauen tragen?"

„Na, was denn?"

„Daß es der Schlange sicher schon längst leid tut, daß sie sich damals überhaupt mit der Eva bekanntgemacht hat!"

*

„Diese Frauen sind doch schrecklich auf ihren Vorteil aus! Da hat in Paris kürzlich ein Mann dreiundvierzig Tage lang gefastet, und sobald das bekannt wurde, hat er mehr als fünfhundert Heiratsanträge bekommen."

HUMOR DER ANDEREN

„Diese Platte ist von meiner Frau besprochen worden."

„So! Ja, es ist doch etwas märchenhaft Großartiges, die Stimme jemandes hören zu können, der gar nicht anwesend ist."

„Ja. Und sie jeden Augenblick stoppen zu können! (Caras y Caretas)

*

Besitzer des Wochenendhauses (am anderen Morgen): „Ich hoffe, Sie fühlen sich in meinem Hause wohl und geborgen."

Sommergast (zögernd): „Oh ja! Das heißt, wenn ich niesen will, gehe ich lieber hinaus." (Tit Bits)

*

Ein Herr schimpfte gewaltig mit dem Briefboten, da er eine Sendung nicht richtig erhalten hatte. Zum Schluß fragte er: „Wenn ich nun einen Brief schreibe und ihn an den größten Dummkopf dieser Stadt adressiere — wer wird den Brief dann wohl bekommen, wenn ich fragen darf?"

„Wahrscheinlich würde er an den Absender zurückgehn!" antwortete der Postbeamte sanft. (Politiken)

*

Der Provisor hatte den ganzen Tag Rezepte geschuftet und Kuren vorgeschlagen. Todmüde war er ins Bett gesunken, da läutete die Nachtglocke. Schimpfend zog er sich wieder an und schlürfte in die Apotheke. „Was wollen Sie denn?" fragte er durch die Klappe in der Tür. Ein kleiner Knirps draußen antwortete: „Für 5 Cents Heftpflaster." — „Für 5 Cents gibt's hier überhaupt nichts, du Lausbub!" fluchte der Provisor, schlug die Klappe zu, um schnell wieder in die Federn zu kriechen. — Nach einer halben Stunde wurde er abermals aus dem Schlaf gerissen. Als er durch die Klappe guckte, sah er den Knirps von vorhin dastehen. „Bengel, verflucht . . . was willst du schon wieder?" schrie er. Der Junge reichte ihm ein Geldstück hin. „Für zehn Cents Heftpflaster." (Answers)

*

Frau Sullivan zeigte mir neulich Teller, die schon über hundert Jahre in ihrer Familie sind.

„Ich wußte ja, daß sie aus kleinen Verhältnissen stammt."

„Was hat denn das damit zu tun?"

„Ihre Vorfahren hatten nie Dienstboten." (Stray Stories)

*

Der gute Billi lag im Krankenhaus schwer darnieder, und seine drei Freunde waren gekommen, um ihn etwas aufzuheitern.

Der erste: „Ich habe dir ein paar Blumen mitgebracht, Billi. Sollten sie nicht schnell verwelken, lassen sie sich wohl auch für einen Kranz noch verwenden."

Der zweite: „Du siehst ganz schauderhaft aus, alter Junge! Aber laß den Mut nicht sinken! Weißt du noch, wie wir voriges Jahr Charley besuchten? Der sah gerade so aus wie du jetzt und hat doch noch drei Tage gelebt."

Der dritte: „Das muß man sagen, Billi, du bist hier hübsch untergebracht. Auch ein schönes Treppenhaus. Nur'n bißchen eng. Ich mußte denken, wie woll'n sie hier nur den Sarg herunterbringen?" (Answers)

*

„Portier! Können Sie nicht den Lärm da auf der Treppe abstellen? Man kann ja gar nicht einschlafen."

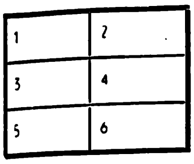
„Gewiß, mein Herr! Es wird gleich Ruhe sein — die Feuerwehr hat jetzt den Brand lokalisiert." (Tit Bits)



„Wie oft habe ich dir schon gesagt, Kasimir, daß du mich nicht küssen sollst, wenn ich Stecknadeln im Munde habe!"
(Tit Bits)

RÄTSEL

Silbenkreuz



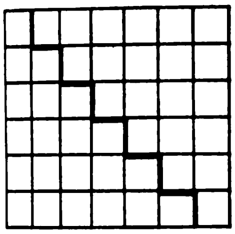
1—2 Bankausdruck, 2—3 frz. Bildhauer, 3—1 kleines Boot, 3—4 austral. Windhund, 4—5 Gestalt aus Hebbels Genoveva, 5—6 Glut, 6—2 Venuspriesterin, 6—3 schwedischer Asienforscher.

Zahlenrätsel

1 10 11 12 11 13	Lederstreifen
2 8 7 6 5 11 7 9 11	Vergöttlichung
3 1 2 13 3 9	Planet
4 10 4 11 1 7 13 11	ital. Fremdenführer
5 11 14 15 7 14 2 13 16	deutsche Insel
6 11 14 11 12 2 4 5	Sohn des Odysseus
7 16 11 13 17 2 14 16	deutsches Gebirge
8 11 6 10 6 10 7 13	Bittschrift
2 1 15 3 12 11 13 6	Beweismittel
9 4 5 17 2 13	Schwimmvogel

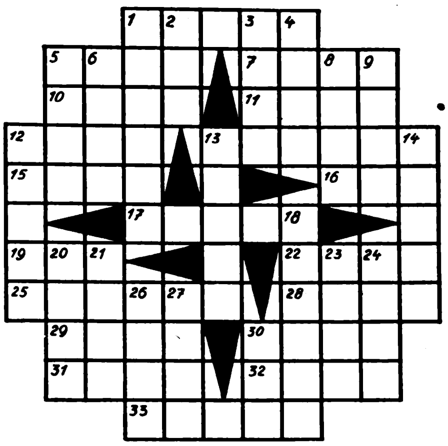
Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen ergeben den Namen eines Bergkristalls

Treppenrätsel



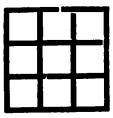
Die Wörter bedeuten: a) bis zur Treppe, b) nach der Treppe, c) zusammen. 1. a) Konsonant, b) Banner, c) Europäer, 2. a) Auerochs, b) Streit, c) Verzicht auf Rache im Mittelalter, 3. a) Tonstufe, b) deutscher Philosoph, c) hohe Stimme 4. a) Körperteil, b) Leib, c) Krankheit, 5. a) schmaler Weg, b) persönl. Fürwort, c) Bergmann, 6. a) Wochentag, b) Vokal, c) Aufstellung von Maschinen

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Luftgeist, 5 General Wallensteins, 7. Besuch, 10. schädlicher Stoff, 11. röm. Gott, 12. Einzelvortrag, 13 Abfahrtslauf, 15. Tierfett 16 latein.: ich, 17. Stadt in Pommern, 19 Vogel, 22 griech. Gott, 25. Nordseeinsel, 28. französ. Dichter † 1923, 29. Nebenfluß der Mosel, 30. Seuche, 31 weibl. Vorname, 32 Fahrzeug, 33. asiat. Strom — Senkrecht: 1. männl. Vorname, 2. Farbe, 3. gleich 4. Kamel, 5. russischer Männername, 6. Farbe, 8 Salzwasser, 9. Futterbehälter, 12 Schmutz, 13. deutscher Dichter 19. Jahrhundert, 14 Negerstamm im Sudan, 18. Vater Achilles', 20. Kleidungsstück, 21. russ. Grenzgebirge, 23. Teil der Feuerung, 24. männl. Vorname, 26. Salz, 27 chem. Element, 30 französ. Luftkurort

Arithmetik



Die laufenden Zahlen von 72—80 sind so in die Felder einzuordnen, daß sowohl von links nach rechts, von oben nach unten, sowie beiderseitig diagonal sich die Summe von 228 ergibt

Rätselgleichung

([A+B] — [C+s]) + (D— [E+F]) + ([G+H+I] — K) + (L—M) = X

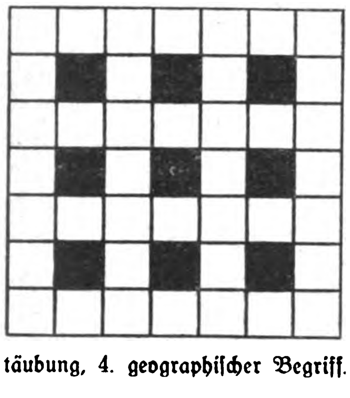
A) Nibelungengestalt, B) Körperteil, C) Stadt in der Schweiz, D) Ostgotenkönig, E) Männername, F) persönliches Fürwort, G) alte Kupfermünze, H) Wirtschaft, I) Männername, K) Fluß in Spanien, L) Himmelskörper, M) Hausflur, X) Monumentalbau der Hauptstadt der Bewegung

Silbenrätsel

Aus den Silben: a — a — bi — bli — burg — burg — ce — de — del — der — di — do — e — e — e — el — fe — frie — go — in — ka — ke — ko — lie — lo — lun — ma — ming — mis — mo — o — o — o — pi — rant — rau — ri — ri — ro — san — sex — spe — ster — ster — ster — stet — sus — thek — then — ti — ti — tin — ul — ve — weiß — wor — wy sind 18 Wörter zu bilden, deren 1. und 3. Buchstabe von oben nach unten gelesen einen Ausspruch von Lavater ergeben (st und tt = 1 Buchstabe.) 1. Staat der USA., 2 weibl. Vorname, 3 Stadt in Mittelfranken, 4 sagenhafte Gründerin von Karthago, 5 austral. Nadelholz, 6 engl. Grafschaft, 7. Büchersammlung, 8. Oberhaut, 9. Stadt in Pommern, 10. Alpenpflanze, 11. Stadt in England, 12. Stadt in Ostpreußen, 13. Händler, 14. Zugmaschine, 15. Eingeborene von Neuseeland 16 Herrenmantel, 17. schlechte Kneipe, 18 Stadt in Südamerika.

1 .... 10 ....
2 .... 11 ....
3 .... 12 ....
4 .... 13 ....
5 .... 14 ....
6 .... 15 ....
7 .... 16 ....
8 .... 17 ....
9 .... 18 ....

Viereck



Die Buchstaben: a a a a b b d d e e e e e e e e e i i i i k k m m n n o o r r r s s s s s s t t werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1 belgisches Seebad, 2 Stadt in Persien, 3. Betäubung, 4. geographischer Begriff.

Kapselrätsel

Aus den Wörtern: Leeuwarden, Arrestant, Schande, Wachtel, Gelnhausen, Klagenfurt, Klapperschlange, Fernamt, Samland, Lauterberg, Ostende sind je drei aufeinanderfolgende Buchstaben, dem letzten Wort vier Buchstaben, zu entnehmen; dieselben aneinandergereiht, ergeben ein altes Sprichwort.

Rösselsprung

		gan				
		ein	der	der		
	na	nur	ze	bin	tum	mel
	schlich	ich		nes	spur	
tur	doch	pflu	mann	reich	in	
		ter	wächst	ges		
				land		

Lösungen der Rätsel aus Folge 28

Silbenrätsel: 1. Dankwart, 2. Ihringen, 3. Eros, 4. Blaustrumpf, 5. Atom, 6. Usteri, 7. Kantine, 8. Umbrien, 9. negroid, 10. Sarapis, 11. Teutonen, 12. Innsbruck, 13. Schraudolph, 14. Typen, 15. Eurenit, 16. Ichneumon. „Die Baukunst ist eine erstarrte Musik." ✱ **Buchstaben-Austauschrätsel:** Wille, Enge, Rat, Oder, Hand, Rot, Eder, Land, Igel, Elba, Bank, Edel, Last, Effekt, Band, Tal, Dorn, Elster, Rain, Iller, Seine, Tat, Lamm, Einer, Vor, Echse, Nil, Dose, Iden, Gabe, Torf, Omen, Tage. „Wer ohne Liebe lebt, der ist lebendig tot." ✱ **Zitat-Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 2. Pech, 5. Gut, 7. Fee, 9. Serie, 11. Linde, 12. ihr, 13. Midas, 15. Ire, 17. el, 19. Sau, 21. Re, 22. Minus, 24. Arion, 25. Finte, 26. Orion, 27. Edenkoben, 29. Et, 30. er, 31. Namur, 34. Sir. — Senkrecht: 1. zur, 3. E. V., 4. ten, 5. Gerante, 6. Tim, 7. Fis, 8. Edition, 10. Eis, 11. lau, 12. Ilm, 14. das, 16. Ern, 18. Kunde, 20. Arier, 23. Stein, 24. Arber, 28. Kamin, 32. As, 33. Ur. „Die Kunst ist eine erhabene und zum Fanatismus verpflichtende Mission." (Adolf Hitler.) ✱ **Geheimschrift:** „Ehre und Freiheit sind Ideen, Freude eine Betätigung." Schlüsselwörter: Frundsberg, Tahiti. ✱ **Kryptogramm:** „Der Mensch kann, was er soll; und wenn er sagt: ich kann nicht, so will er nicht." ✱ **Spiralrätsel:** 1. Memel, 2. Melk, 3. Elk, 4. Kies, 5. Espe, 6. Spee, 7. Peel, 8. Elritze, 9. Ritze, 10. Zeiger, 11. Eiger, 12. Ger, 13. Röm, 14. Löwe, 15. Wespe, 16. Penaten, 17. Ate, 18. Ten, 19. Regen, 20. Genf, 21. Fram, 22. Amrun, 23. Rum, 24. Din, 25. Ines, 26. Esche, 27. Scheich, 28. Eichel, 29. Elb, 30. Ilm, 31. Mücke, 32. Kern, 33. Erna, 34. Nase, 35. Aie, 36. Sense, 37. Ser. „Der Künstler ist der Schöpfer schöner Dinge." ✱ **Ordnungsrätsel:** „Nur wachsende Völker sind junge Völker, und nur junge Völker werden auf die Dauer in der Welt bestehen können." ✱ **Vokallos:** „Wir wollen keine Duckmäuser, sondern ganze Kerle."

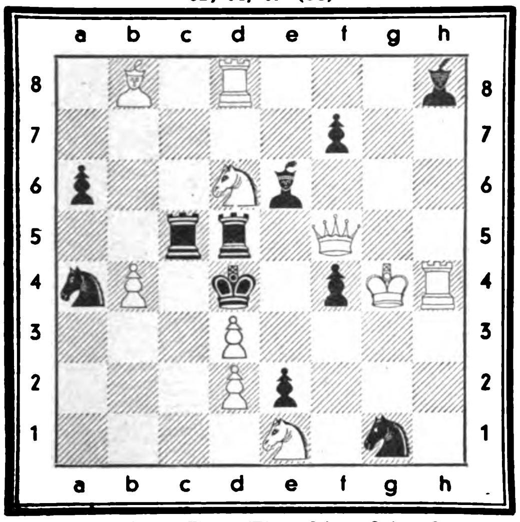
Schach-Beobachter

Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe (Urdruck)

Von Walter Pallmer, Crostau (Sa.)

Schwarz: Kd4, Tc5, Td5, Le6, Lh8, Sa4, Sg1, Ba6, e2, f4, f7 (11)



Weiß: Kg4, Df5, Td8, Th4, Lb8, Sd6, Se1, Bb4, d2, d3 (10)

Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 25

Zweizüger von H. Hülsmann, Bochum

Weiß: Ka8, Dh8, Td8, Th5, Lc6, Lf8, Sb5, Sd3, Ba2, c2, e6 (11).

Schwarz: Kc4, Dg1, Te7, Tg7, Ba6, a7, b4, c8, f4 g2 (10).

Schlüsselzug: 1. a2—a4!

Richtig gelöst: Dr. Münch, Bocholt; W. Fenchel, Gau-Odernheim; P. Schurig, Sebnitz; Eggebrecht, Norden; C. Löschner, Langewiesen; Ebeling, Potsdam; M. Templin, Friedensstadt; K. Schmidt, Detmold; J. L. Pollach, Nürnberg; Hannah Haun, Borne; P. Knörrchen, Bln.-Steglitz; E. Schmidt, Feldafing; J. Herwig, Gotha; H. Rudloff, Güstrow; Dr. Mederle, Rockenhausen; Erika Schupp, Wiesbaden; B. Petzold, Cunersdorf; F. Lichtenberg, Köln-Mülheim; J. Diehl, Oberschmitten; W. Scheide, Halle a. d. Saale; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; Dr. Starke, Bln.-Charlottenburg; M. Burdack, Hormersdorf; J. Lanski, Wetzlar; K. H. Horn, Hannover; L. Heim, Lauchheim; Dr. J. Krug, Dresden; G. Peipers, Eckardtsheim; O. Klunk, Isny; F. Büttner, Fürth i. B.; A. Köglmayr, Marnbach; Feilhauer, Sagan; A. Kreidt, Cabarz; Prof. Polster, Nossen; K. Roß, Hamburg; H. Kolwitz, Bln.-Neukölln; O. Hildebrandt, Hamburg; F. Ruckdeschel, Nürnberg; A. Grundmann, Halle a. d. Saale; E. Mombaud, Solingen; Ch. Ginader, Endorf; O. Gothner, Goslar; Schulze, Kölau; E. Mohr, St. Ingbert; Dr. K. Schmidt sen., Neunkirchen a. d. Saar; F. Ruckdeschel, Nürnberg; Margot Nöbbe, Steinberghaff; W. Remler, Naunhof.

Einige Löserurteile: „Interessant und nicht leicht" Dr. M., B.; „Reichhaltig und schön" P. Sch., S.; „Sehr hübsche Varianten durch Öffnen und Schließen der Linien! Fein komponiert!" R., G.; „Eine sehr feine, gewissermaßen graziöse Aufgabe" M. B., D-H.; „Prachtvoll, dabei nicht leicht" Dr. J. K., D., usw

Französische Verteidigung

Gespielt in der 2. Runde im Turnier zu Kemeri 1937

Weiß: Rellstab — Schwarz: Stahlberg

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	e2—e4	e7—e6	12.	f4×e5	c5×d4
2.	d2—d4	d7—d5	13.	c3×d4	Sd7—b6
3.	Sb1—c3	Sg8—f6	14.	0—0	Lc8—d7
4.	Lc1—g5	Lf8—e7[1]	15.	Sb5—d6	Ld7—e8[5]
5.	e4—e5	Sf6—d7	16.	Dd1—c2	h7—h6?[6]
6.	Lg5×e7[2]	Dd8×e7	17.	Sf3—h4![7]	Le8—h5[8]
7.	f2—f4	c7—c5[3]	18.	Ld3—h7†	Kg8—h8
8.	Sc3—b5!	0—0	19.	Sh4—g6†	Lh5×g6
9.	c2—c3![4]	Sb8—c6	20.	Dd3×g6	Tf8—f5[9]
10.	Sg1—f3	f7—f6	21.	Tf1×f5	Schwarz gibt auf.[10]
11.	Lf1—d3	f6×e5			

[1] Dr. Aljechin bevorzugt hier folgenden Verteidigungs-Plan: 4. ..., d5×e4; 5. Sc3×e4, Sb8—d7.

[2] Weiß kann hier auch mit 6. h2—h4 in dem berühmten und heute noch umstrittenen „Dr.-Aljechin-Angriff" einlenken, wie die Partien „Aljechin-Fahrni" (Mannheimer Turnier 1914) und die Fernpartie Geist-Prof. Busch usw zeigen.

[3] Ein Fehlplan! Besser wäre 0—0. Jetzt kommt Weiß zur Deckung des Punktes d4!

[4] Die Turmgewinnvariante 9. Sc7 ist heute noch nicht restlos geklärt und wäre für Weiß sehr riskant. Schwarz könnte dann mit f7—f6 einen gefährlichen Königsflügelangriff einleiten.

[5] Besser wäre, den Sd6 mittels 15. ..., Sc8 zu vertreiben. Falls dann 16. S×b7 (?) gefolgt wäre, käme Schwarz mit Tb8; 17. Sc5, Sc6×d4 im Vorteil.

[6] Eine arge Schwächung des Königsflügels. Es sollte 16. ..., g7—g6 geschehen.

[7] Ein hübscher Springerritt!

[8] Schwarz durfte den Sh4 nicht schlagen, wegen Lg7† mit folgendem Tf8‡.

[9] Auch andere Züge können Schwarz nicht mehr retten.

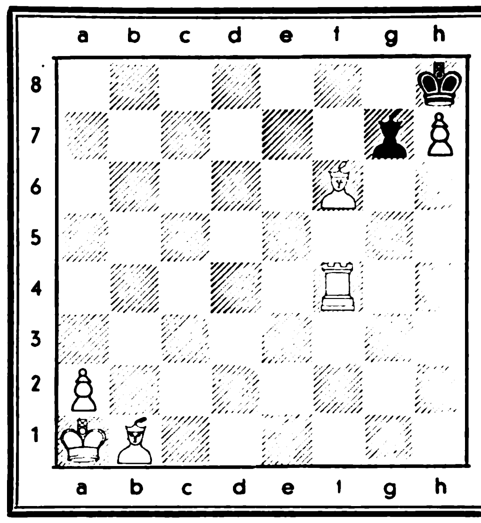
[10] Eine ausgezeichnete Leistung Rellstabs.

Selbstmatt-Endspielstudie

(Urdruck)

Von Hans Herzhauser, Kaiserslautern

Schwarz: Kh8, Lg7 (2)



Weiß: Ka1, Tf4, Lb1, Lf6, Ba2, h7 (6)

Weiß erzwingt eigenen Verlust! Wodurch

Lösung:

Durch das feine Tempospiel 1. Lc3, Lf6 Tg4, Le5[2]; 3. Tg5[3], Lf6; 4. Ld4, Lg7 (erste ist erreicht); 5. Ta5, Lf6; 6. Ta7, Le5; 7. Lf6[5]; 8. Le5, Lg7 (nun ist man an der zw Stufe angelangt; der weiße Turm kann selbs Hilfe des Läufers das erforderliche Tempo in 7. Reihe nie gewinnen); 9. Tf1, Lf6; 10. Tg1, 11. Lf6, L×f6‡!

[1] Auf 1. ..., Ld4 (Le5) folgt 2. Tf7! Falsch 2. Tg4 (?), da Lf6! remis erzielt.

[2] Auf 2. ..., Ld4 gewinnt 3. Tg1 leicht, und 2. ..., Lg7, so 3. Ta4.

[3] Unrichtig wäre der Versuch 3 Tg1 (?), denn würde remis erzwingen; z. B.: 3. Tg1?, Ld4; 4. (Tg5?), Lf6 (Le5!); 5 Tg5 (Ld4!); Le5 (Lf6)!

[4] Unnötig länger dauert 7. Te7.

[5] Nach 7. ..., Lg7; muß ebenfalls 8. Le5 folgen, 9. Ta7 und 10. Lf6 Falsch wäre wiederum 8. Tf1? Lf6!; 9. Tg1?, Le5! erreicht Schwarz remis.

Unseres Wissens der erste Beitrag zum Ka „Selbstmatt im Endspiel"!


Der neue Mischungs-Typ!
SPÄTLESE:
zuletzt geerntete Blätter
RITTER
CIGARETTEN
10
SPÄTLESE O/M
10
MIT SPÄTLESE BEZEICHNEN WIR DIEJENIGEN TABAKBLÄTTER DIE ZULETZT-AM SPÄTESTEN-GEERNTET WERDEN. DIESE WERTVOLLSTEN BLÄTTER DER GANZEN TABAKPFLANZE ERHALTEN ALSO AM LÄNGSTEN DIE REIFENDEN STRAHLEN DER SONNE DES ORIENTS. DAHER DER GESCHMACKS- UND AROMAREICHTUM DER CIGARETTE SPÄTLESE O/M
Fein-geschnitten
SPÄTLESE
SPÄTLESE O/M
ist daher so bekömmlich!
RITTER
CIGARETTEN
4 ₰

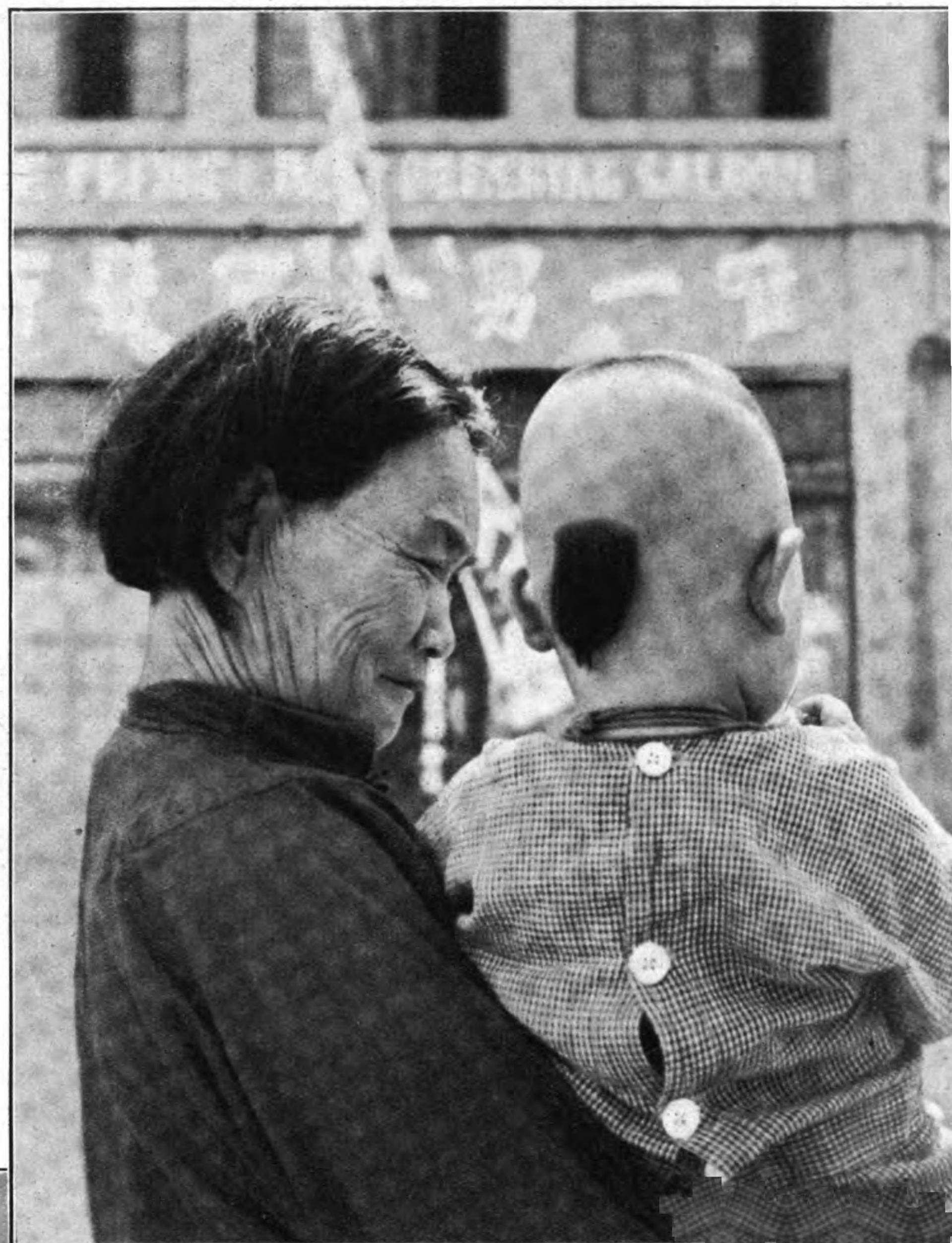
CHINA

chinesisch und europäisch

Zeitungsmeldungen zufolge sind in der Nähe Peipings (der „Stadt des Friedens") Kämpfe zwischen chinesischen und japanischen Truppen ausgebrochen. Aber China ist groß . . .



Einer der vielen wunderlichen Gebräuche bei der Beerdigung eines wohlhabenden Chinesen: Unter bestimmten Zeremonien werden Kutsche samt Pferd, Kutscher und Lakai, die aus Papiermaché hergestellt sind, verbrannt.



Ein origineller Haarschnitt, der unbedingt „Zupfen" verleitet. Jedenfalls aber finde Großmutter des Kleinen diese Haart ganz entzückend.

Sämtliche Aufnahmen: Mauritius.



China hat von Amerika den „Flapper" (älteren modischen Backfisch) übernommen, der dem modernen China das Gepräge gibt: Kleidung der Gegensätze, hoher geschlossener Kragen und schrittfrei an beiden Seiten bis über das Knie. Ein frecher Wind kann da unter Umständen viel Belustigung bringen.



Verschiedene heutige Typen auf einem Bild. D mit Zopf (oben auf der Treppe) gehört eine deren Mitglieder nicht heiraten; unten links: ei kniefrei und modern beschuht; daneben: zwei die große Mode — auch in der Frisur — mitmachen mögen.



Teilausschnitt der Nankingstraße in Schanghai. Moderne Geschäftshäuser, Saisonausverkäufe, Rolls-Royce „jüngerer und älterer Linie“, Internationaler Verkehr.



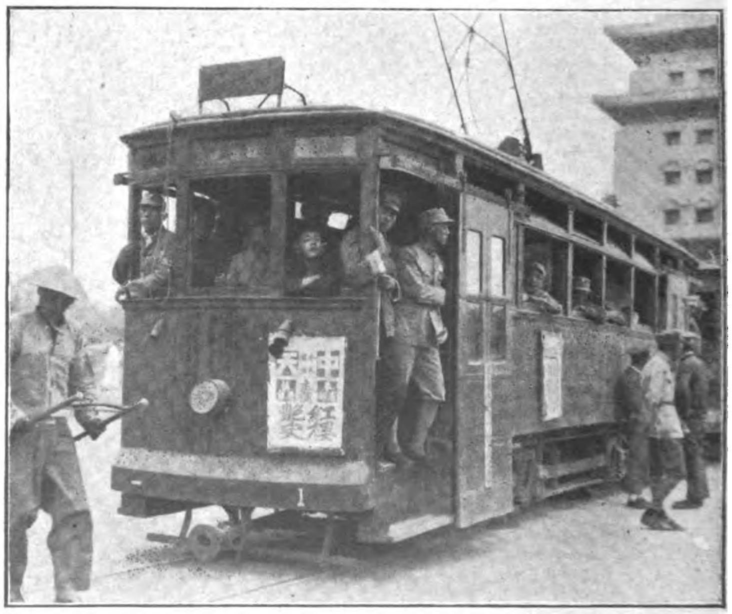
Noch einmal der moderne China-Flapper. Kennzeichen: geschlitzte Kleider, hohe Absätze, Dauerwellen.



Ein Marmor-Restaurant auf schwimmendem Grund. Im Baustil dieses Luxushauses sind mehrere Epochen zu Wort gekommen.

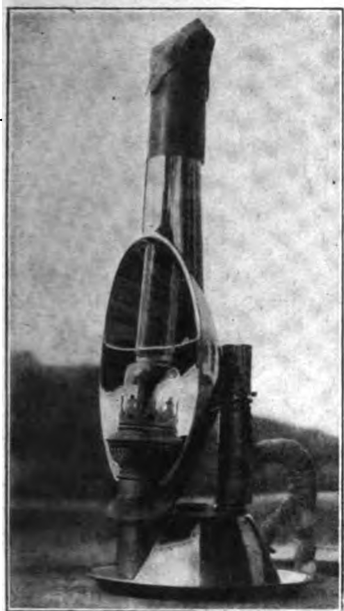


Rechts: Eine Stadt der Sampans (Flachboote). Man sagt, daß viele Bewohner dieser Boote niemals an Land gehen, auf den Booten geboren werden und auch auf den Booten sterben.

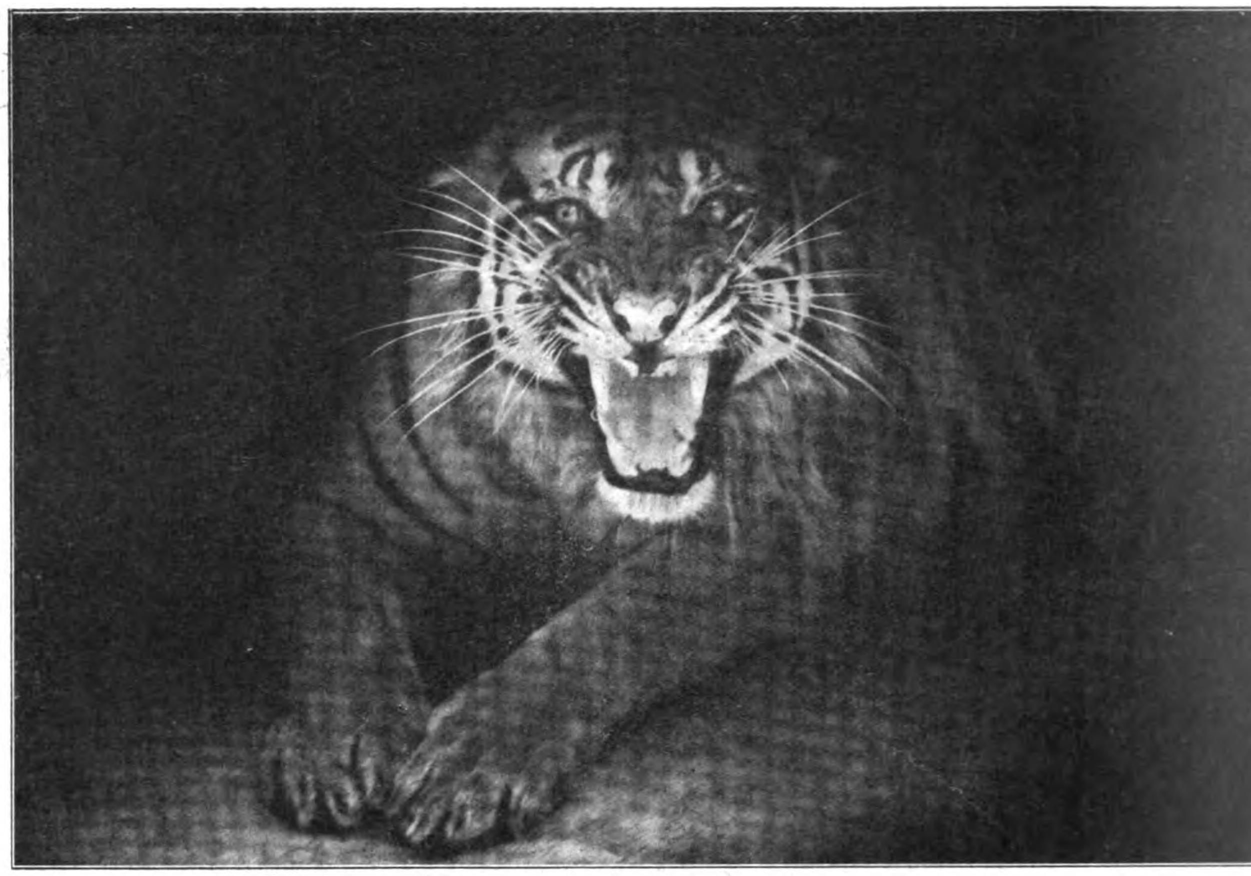


Eine Straßenbahn in Peiping. Immer mehr wird man sich in China der vorherrschenden Uniform bewußt. Aus dieser Aufnahme aus Peiping, wo augenblicklich wieder ein Sturm bläst, geht das ganz besonders deutlich hervor.

Mit der Blendlampe auf Tiger



Die wind- und regensichere Petroleumlampe, deren sich der Jäger in der Nacht bedient.



Der Tiger i[m] Schein der Lam[pe] — unruhig, ab[er] noch ahnungslos



Links: Das Ergebn[is] großer Geduld u[nd] ruhiger, zielsichere[r] Hand. Der bekann[te] holländische Jäge[r] Benninghof mit d[en] erlegten Tigern.

Aufnahmen: Associated-Press (3) Lidl (1).



Rechts: Militärischer Führernachwuchs: Fähnriche der Kriegsschule München beim Auszug zu sportlichen Übungen.



Festlich begangener Tag der Deutschen Kunst:
Der Festzug „2000 Jahre deutsche Kultur" auf seinem Weg über den Königlichen Platz in München.
Aufnahme: Kurt Huhle

Verlag: **Franz Eher Nachf., GmbH.,** München 22, Thierschstr. 11, Fernspr. 20647 u. 22131, zwisch. 12–2 Uhr 22134. **Drahtanschr.:** Eherverlag München. Bezug in Oesterreich durch jede Postanstalt zum Preise von monatl. 2.25 Sch., vierteljährlich 6.15 Sch., Einzelnummer d. Illustr. Beob. 40 Groschen. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303, Bern III 7205; Warschau 194121; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968; Den Haag 211846; Paris 190066; Brüssel 350797. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße, Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank u. Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße; Swiss Bank Corporation, West End Branch, 11c, Regent Street, Waterloo Place, London S. W. 1. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag; Schriftleitung München 13, Schellingstraße 39—41. Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. II Vj. 1937: über 685000 Stck. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3. Für Herausgabe und Schriftleitung in Österreich verantwortlich: Dr. Walter Richter, Wien I., Eßlinggasse 5.
[A B C D E F]

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig

12. JAHRGANG / FOLGE 30 / DONNERSTAG, 29. JUL

IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHE



Das Pferdegesicht im Endkampf.
Das innenliegende Pferd unter Jockei W. Hetzler muß das Letzte geben. Die Ohren sind zurückgelegt, das Maul schäumt, jeder Muskel ist aufs äußerste angespannt und zeigt den Willen des Pferdes zum Sieg.
Aufnahme Bayer Bildbericht-Fischer

Zum Braunen Band von Deutschland

Guglielmo Marconi †

Funktechnik! Ein Wort, das heute aus dem Leben der menschlichen Gemeinschaft nicht mehr wegzudenken ist. Ein Begriff, der uns in den verschiedensten Erscheinungsformen auf Schritt und Tritt begegnet: als Rundfunk, als behördlicher Nachrichten-, Wetter- und Polizeidienst, als drahtlose Telephonie nach Übersee, als Funkpeilung oder gar als Fernsteuerung. Und in jüngster Zeit als Bildfunk. Mit dieser Erfindung, einer der größten der Menschheit überhaupt, wird der Name Guglielmo Marconi für immer entscheidend verbunden bleiben. Dieser Mann, der nun zur ewigen Ruhe eingegangen ist, hat zwar die Einzelteile seiner Erfindung bereits von andern Männern übernommen. Im Mai dieses Jahres waren es gerade 40 Jahre her, daß Marconi zum ersten Male in der Geschichte drahtlose elektrische Schwingungen zur Überbrückung wirklich nennenswerter Entfernungen benutzte. Und 1902 gelang ihm bereits die Wellenüberbrückung des Atlantiks. Damals mußte Marconi noch ohne Röhren und ohne Wellenmeßgerät arbeiten. Knatternde Funken und uns heute vorsintflutlich erscheinende Geräte, die nur wenig mit unsern neueren Apparaten gemein hatten, bildeten die erste Stufe der Entwicklung. Und in unseren Tagen bilden die Leistungen der Funktechnik ein schöneres Denkmal für den großen Meister, als es je aus Stein oder Erz gehauen werden könnte.

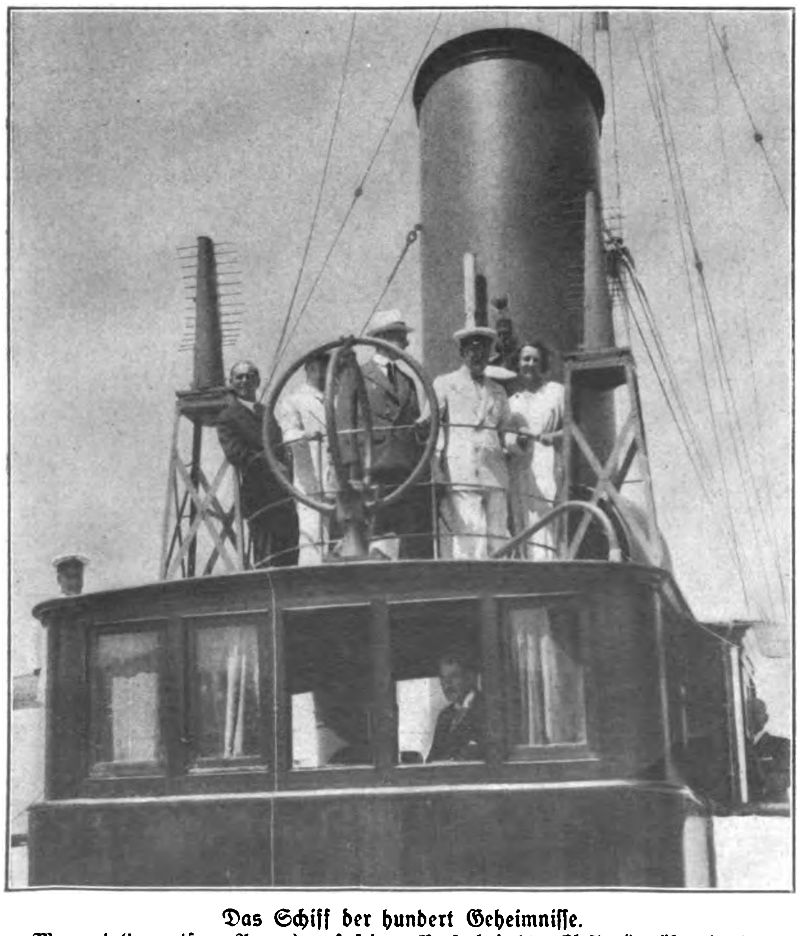


Der Senator Marconi in seiner akademischen Amtstracht.

Aufnahmen: Weltbild (1), Associated Preß (3)



Ein stolzer Augenblick für Marconi, aber auch stolz für Italien:
Mussolini führt den großen italienischen Erfinder als Präsidenten der Königlichen Akademie von Italien ein.



Das Schiff der hundert Geheimnisse.
Marconi (in weißem Anzug) auf seiner Versuchsjacht „Elektra" während einer Fahrt, die nur mit Fernsteuerung vom Lande her durchgeführt wurde.



Alle Welt lud ihn zu Gaste.
Marconi mit seiner Gattin bei seinem letzten Besuch in England nach der Ankunft auf dem Londoner Viktoria-Bahnhof.

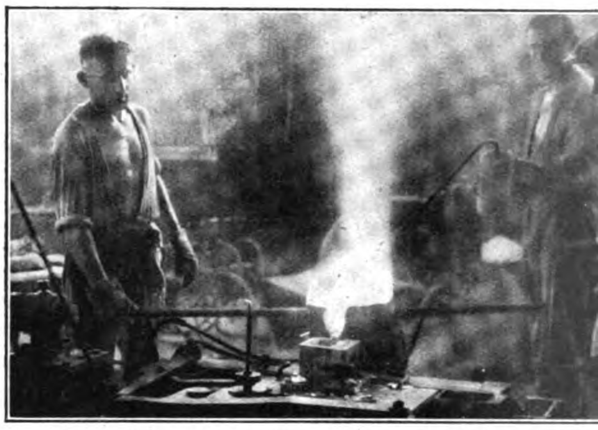
LEICHTMETA

zu hundert vom Hun
aus deutschen Rohstof

Deutscher Erfindergeist schuf ein vo aller Welt anerkanntes, hochwertige Leichtestmetall, ohne das die Industri heute nicht mehr auskommen kan



Elektronmetall wird zu Blöcken gegossen, um in dieser Form den weiterverarbeitenden Betrieben zugeleitet zu werden. Das Bild zeigt einen Gießer in der Blockgießerei, der den Gußlunker eines Blockes auffüllt.



Das Füllen einer Kokille, eine Arbeit, bei der man sich gewöhnt haben muß.

Die umwälzenden Grundsätze unserer Rohstoffwirtschaft, wie sie im Vierjahresplan feste Gestalt angenommen haben, und der absolute Wille der Wirtschaftsführung, so weit wie möglich unabhängig von der Einfuhr fremder Rohstoffe zu werden, haben neuerdings auf dem Metallgebiet die allgemeine Aufmerksamkeit auf das leichteste aller Nutzmetalle, das Magnesium, gelenkt.

Bei der feierlichen Eröffnung der Reichsausstellung „Schaffendes Volk" in Düsseldorf kennzeichnete der Beauftragte für den Vierjahresplan, Ministerpräsident Generaloberst Göring, gerade das Magnesium als den besonderen Werkstoff, den wir in unserem Vaterland in Hülle und Fülle zur Verfügung haben und durch dessen Verwendung wir die mannigfachsten Legierungen herstellen können.



Die bis zu den größten Abmessungen gegossenen Blöcke aus Elektronmetall werden in einer anderen Abteilung des Werkes versandfertig gemacht. Eine Metallsäge schneidet den Kopf ab, während eine Drehbank den Mantel des Blockes verarbeitet, der dann als silbern glänzender Zylinder den weiterverarbeitenden Betrieben angeliefert wird



„Masseln", so nennt man die gebräuchlichste Form, die heute i Gießereien verwendet wird. Blick in ein Lager von aufgesta Masseln aus Elektronmetall.

Aufnahmen: Presse-Illustrationen Hoffmann (Fr. Carl).

DER REICHSKRIEGSMINISTER AN BORD DES MARINESCHULSCHIFFS „HORST WESSEL"

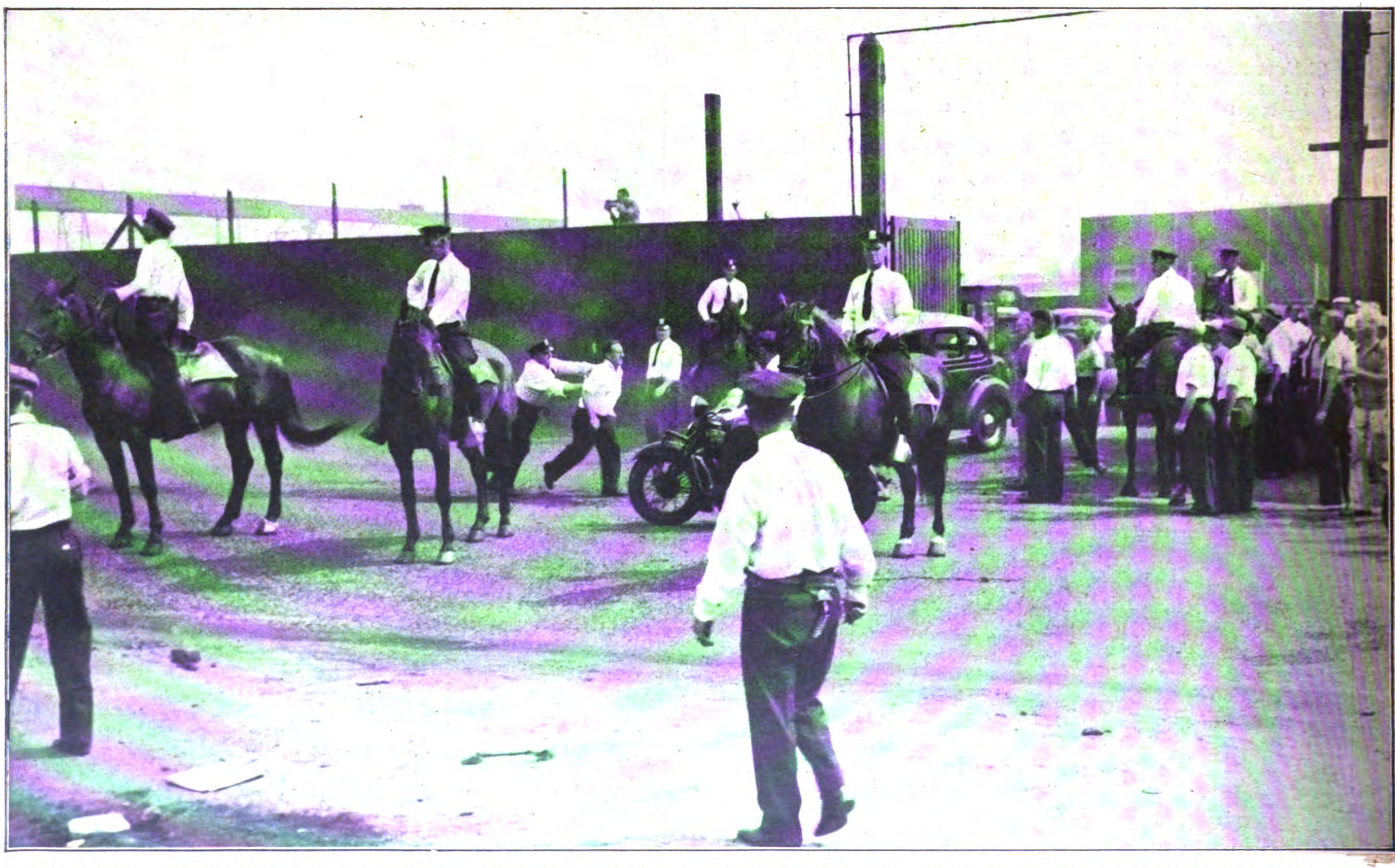


Reichskriegsminister Generalfeldmarschall von Blomberg machte mit dem Segelschulschiff „Horst Wessel" eine Fahrt von Kiel zum Südausgang des Großen Belts.
Die Aufnahme zeigt den Reichskriegsminister in dem Augenblick, als er das in Nähe vorbeifahrende Segelschulschiff „Gorch Fock" grüßt.



Der Reichskriegsminister beobachtet das Arbeiten der Offiziersanwärter in der Takelage.

Aufnahmen: Weltbild (1). Thiele (2).



Kein Sportaustrag Pferd gegen Motorrad, sondern — ein neuartiger Versuch, den Wirtschaftsfrieden in den USA. wiederherzustellen: Ein Streikposten (links neben dem Motorrad) wird ein wenig „hochgenommen".

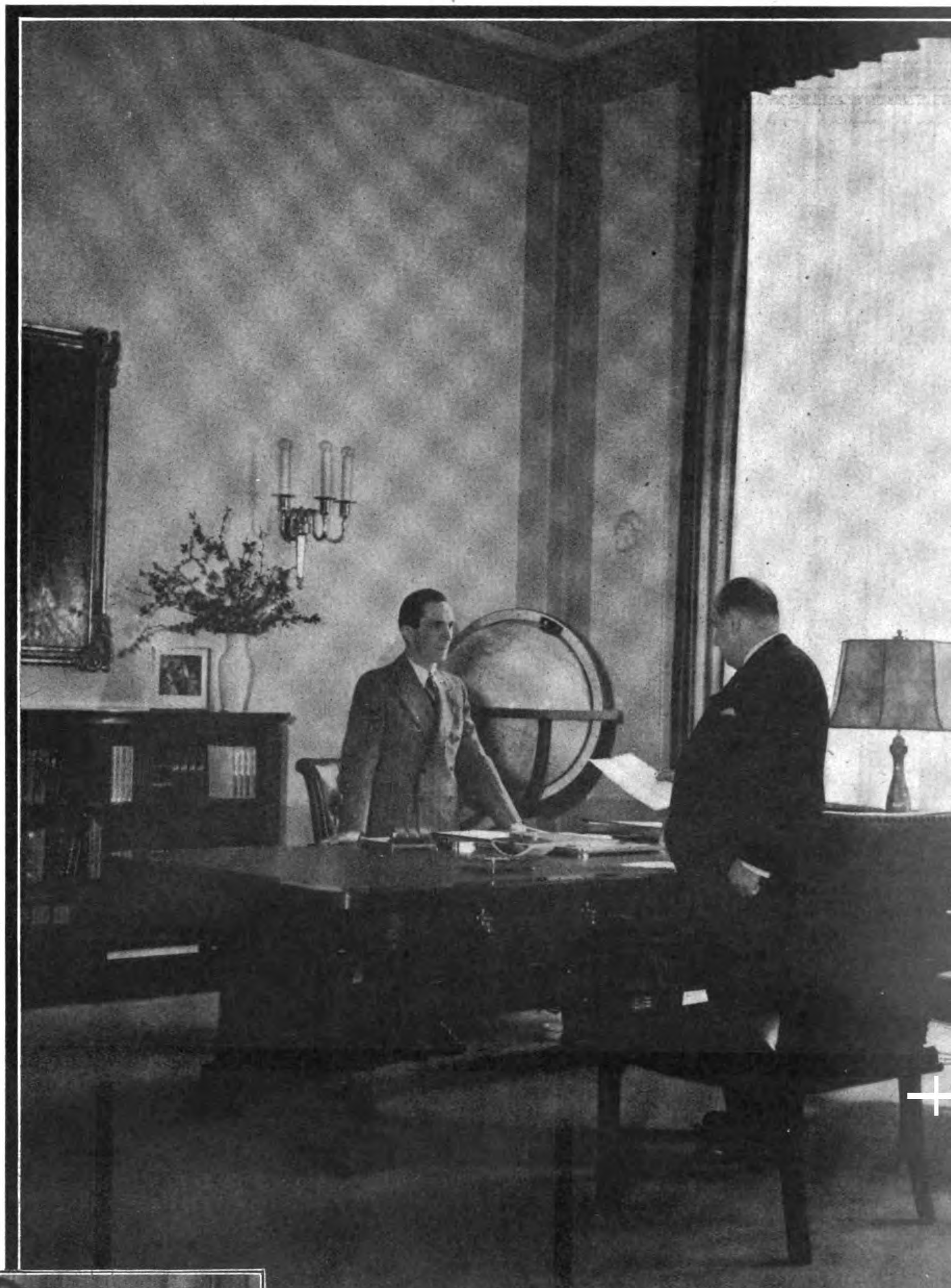
Ein Tag im Propagandaministerium

Im Kampf der nationalsozialistischen Bewegung um die Macht hat die politische Propaganda eine bedeutsame und in vieler Hinsicht entscheidende Rolle gespielt. Es gelang dem Führer durch eine großangelegte Massenaufklärung, das deutsche Volk für die nationalsozialistische Bewegung zu gewinnen. Im Verlauf der Revolution hat sich die politische Propaganda in Deutschland zur höchsten Kunst entwickelt. Sie wurde durch den Reichspropagandaleiter der NSDAP. und jetzigen Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda, Dr. Goebbels, in der Vergangenheit gegen das System und seit dem Tage der Nationalen Erhebung für den nationalsozialistischen Staat



Der Pförtner im Propagandaministerium.
Hunderte von Menschen gehen täglich an ihm vorbei und erhalten Rat und Auskunft.

in souveräner Meisterschaft zur Anwendung gebracht. Es ist dieser Propaganda zu danken, daß unser deutsches Volk am politischen Geschehen wieder Anteil nimmt,



Reichsminister Dr. Goebbels bei der täglichen Arbeitsbesprechung mit seinem Staatssekretär Walter Funk.



Die Betreuung der Presse gehört zu den hauptsächlichen Aufgabengebieten des Propagandaministeriums.
Die führenden Journalisten des Reiches gehen in der Presse-Abteilung der Reichsregierung ein und aus. Täglich finden Pressebesprechungen, wie wir sie hier im Bilde sehen, statt. In der Mitte am Tisch sitzend von links nach rechts: Oberregierungsrat Stephan, Ministerialrat Berndt, Oberregierungsrat Fritsche, Regierungsrat Dr. Brauweiler.



Rechts:
Die große Rundfunkanlage im Propagandaministerium. Von hier aus werden auch die Lautsprecher auf dem Wilhelmplatz bedient





Der Pressereferent des Ministers, Regierungsrat Schlecht, bei der Zusammenstellung der Morgenzeitungen für den Minister

Dr. Goebbels ist ein eifriger Zeitungsleser. Als für die Presse verantwortlicher Minister liest er täglich alle wichtigen Nachrichten der In- und Auslandspresse.

und daß es sich tatkräftig und freudig für das große Aufbauwerk des Führers einsetzt und geschlossen hinter Adolf Hitler und seiner Bewegung steht. Diese glückliche Entwicklung ist zu einem wesentlichen Teil dem segensreichen Wirken des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda zuzuschreiben, das seit 1933 die öffentliche Meinungsbildung in Deutschland betreut.

Hier werden wichtige Beschlüsse gefaßt. Blick in den Arbeitsraum von Dr. Goebbels. Von links nach rechts: Ministerialrat Berndt, Ministerialdirektor Hanke, Ministerialrat Gutterer, Dr. Goebbels und Staatssekretär Funk



Rund 70 000 Zeitungen werden monatlich in der Zeitungssammlung des Propagandaministeriums sortiert und im Zeitungsarchiv aufbewahrt.



Das Propagandaministerium verfügt über ein großes Bildarchiv.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.



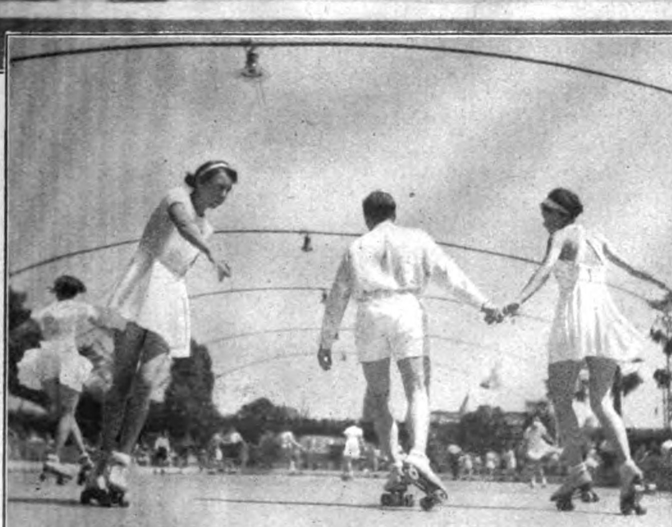
Im großen Pressearchiv des Propagandaministeriums findet man alle wichtigen Zeitungsnachrichten der letzten Jahrzehnte.

Rollschuh-Somme

unter Palmen — in Frankfurt am M



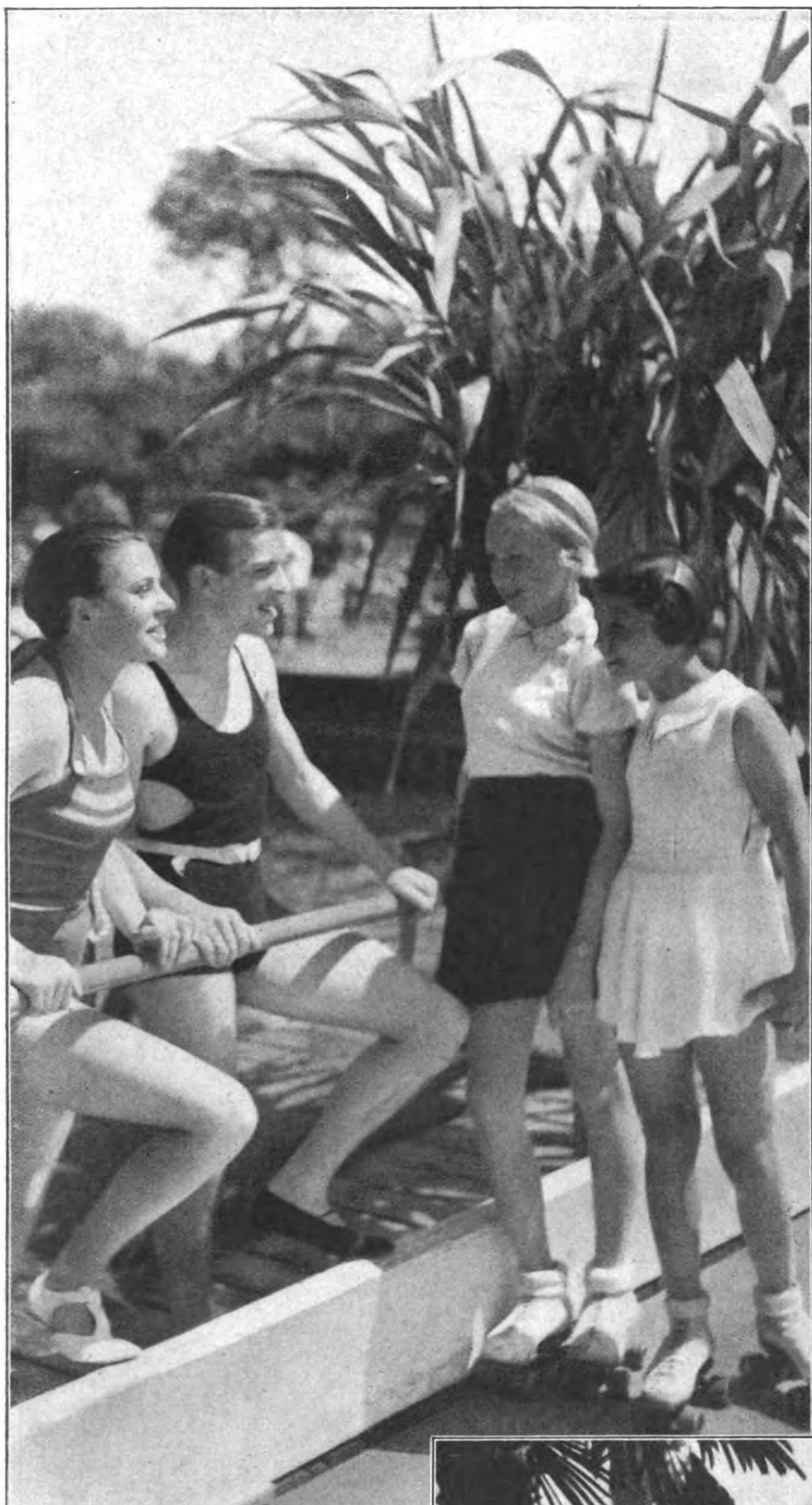
Rollschuh-Minnedienst. Auf der Eisbahn ist es etwas mühsamer, Bandagen schürzen, hier aber ist man gerne ritterlich.



Links: Die Frankfurter Rollschuhbahn erfreut sich eines regen Betriebs; jeder versucht, sein Können zu vervollständigen

Rechts: Paarlaufen, genau wie auf dem Eise, und es gehört die gleiche Geschicklichkeit dazu.





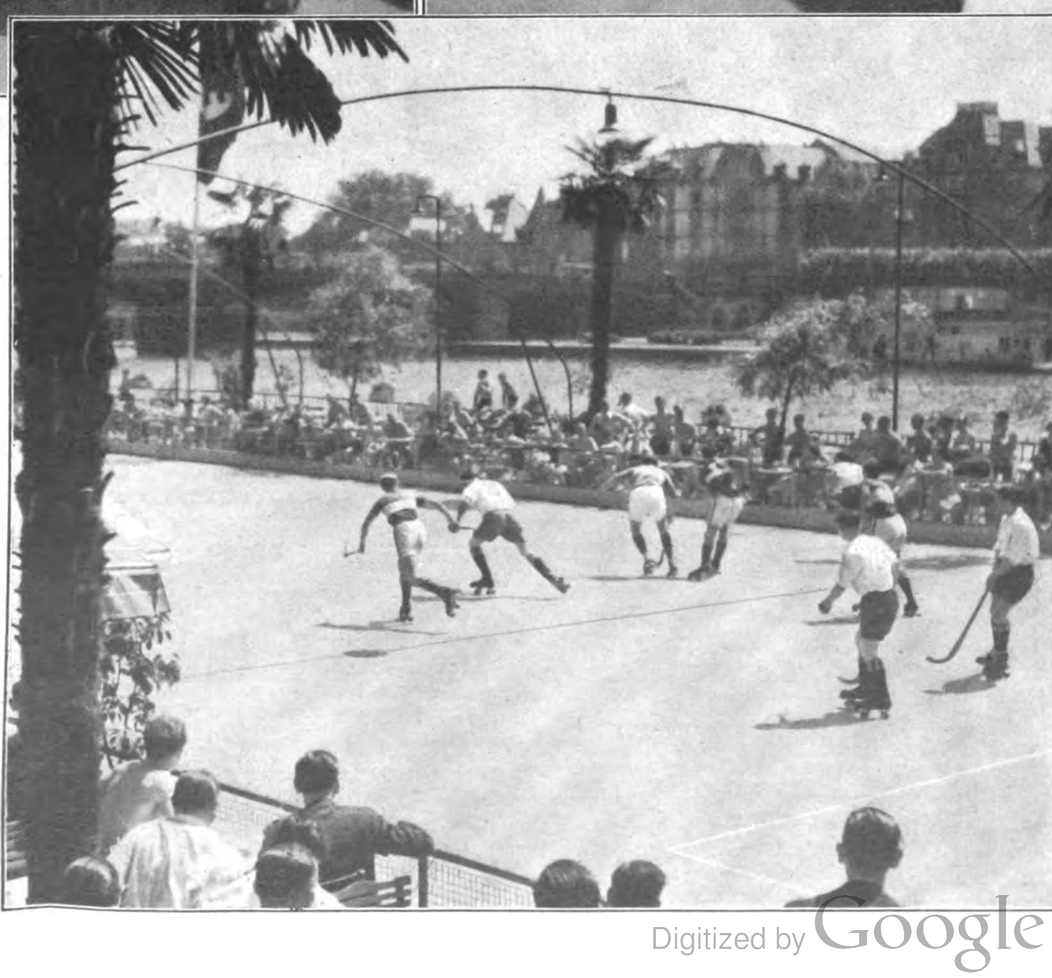
Ein Schritt nur trennt die Rollschuhbahn vom Schwimmbad; mehr sportliche Abwechslung kann man wirklich nicht verlangen.



Oben: Eine kleine Pause unter Palmen; hier darf man ungestraft daruntersitzen.

Unter hochragenden schlanken Palmen und tropischen Pflanzen laufen Frankfurter Rollschuh. Am Mainufer, vom kühlen Strom umspült, ist die glatte Bahn erbaut, die man als beste Rollschuhbahn Deutschlands bezeichnet. Hier feiert dieser Sport, der in Vergessenheit geraten war, seine Auferstehung. Trotz Palmen und einer Ausstattung, bei der man sich geradezu an einen kalifornischen Luxusstrand versetzt glaubt, ist die Frankfurter Rollschuhbahn, die mit einem herrlichen Schwimmbad verbunden ist, für jeden Volksgenossen zugänglich, denn der Eintritt kostet nur wenige Groschen.

Vom frühen Morgen bis spät in den Abend hinein tummelt sich fröhliche Jugend auf der glatten Fläche, wechseln Vorführungen mit Sportdarbietungen ab. Es gibt außerdem Rollschuh-Sportklubs, die den Kunstlauf pflegen und den Nachwuchs ausbilden.



Aufnahmen: S. Balkin.

Links: Auf der Frankfurter Bahn werden oft Rollschuh-Hockeykämpfe ausgetragen. Das schnelle, mitreißende Spiel erfreut sich allgemeiner Beliebtheit.

DIE DEUTSCHE ARBEITS-F

IHRE ÄMTER UND LEISTUNGE



Der Leiter des Amtes „Deutsches Volksbildungswerk" prüft die Zusammenstellung einer Wanderbücherei, die für die Lager an den öffentlichen Ba

Aufnahmen: Fritz Boegner.

XVIII e. KdF. Amt Deutsches Volksbildungswerk.

Ungeweckt und ungenutzt schlummern in unserem Volke die wertvollsten Kräfte. Millionen schaffender Deutscher haben die Sehnsucht, sich außerhalb ihres Berufes weiterzubilden, Erkenntnisse zu sammeln und mit aufgeweckten Sinnen an den kulturellen Gütern der Nation und ihrer Neugestaltung teilzunehmen.

Um allen Volksgenossen, besonders den materiell armen und wirtschaftlich Bedrängten, die Möglichkeit zu geben, teilzunehmen an jenen Schätzen ihres Volkes, die vordem nur den durch das Schicksal Begünstigten zugute kamen, wurde im Rahmen der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" das Amt „Deutsches Volksbildungswerk" geschaffen.

Amtsleiter Leutloff, den wir gerade bei der Prüfung einer neuen Wanderbibliothek für Reichsautobahnen und auslandsdeutsche Gruppen überraschen, zeigt uns den Aufbau und die Aufgaben seines Amtes.

Wir wollen keine lebensfremden Spintisierer und Grübler, wie das früher unter dem Schlagwort „Wissen ist Macht" in den verschiedensten Bildungsverbänden geschah, sondern einen lebenbejahenden, charakterfesten und leistungsfähigen Menschen formen, dessen Denken, Fühlen und Handeln bestimmt wird durch die Gesetze der nationalsozialistischen Weltanschauung.

In der Arbeit des Amtes nehmen die Arbeitsgemeinschaften, in denen sich alle Teilnehmer unter sachkundiger Leitung mit einem bestimmten Problem auseinandersetzen, einen großen Raum ein, da sie in einem besonderen Maße geeignet sind, den Lernstoff interessant zu gestalten und das Selbstbewußtsein des einzelnen zu stärken In den Arbeitskreisen finden neben den theoretischen Unterweisungen auch praktische Übungen statt. So kennt das Amt u. a. Musik-, Photo-, Mal- und Bastelkreise usw.

In einem besonderen Ausstellungsraum des Amtes können wir kleine Kunstwerke, die in solchen Arbeitskreisen gefertigt wurden oder auf Anregung des Amtes entstanden, bewundern. Wir glauben es gern, daß Ausländer, die den deutschen Arbeiter und seine Qualitäten nicht kennen, auf der Ausstellung des Hamburger Freizeitkongresses nicht glauben wollten, daß diese Werke von Laien geschaffen wurden.

Die Lehrkurse des Amtes dienen der systematischen Aus- und Fortbildung der Volksgenossen auf irgendeinem Wissensgebiet.

Einer besonderen Beliebtheit erfreuen sich in allen Schichten der Bevölkerung die Führungen, Besichtigungen und Lehrwanderungen. Bei einer Führung durch das Berliner Pergamon-Museum, in dem die wunderbarste griechische Baukunst ihren Ausdruck findet, sahen wir es, daß es keine ergriffeneren Beschauer und dankbareren Zuhörer geben kann als diese Schaffenden, die nach hartem Tagewerke an den Führungen und Besichtigungen des Volksbildungswerkes teilnehmen. Wer an diesen Besichtigungen teilnimmt? Alle! Schlosser, Stenotypistinnen, Verkäufer, Angestellte; kein Lebensalter fehlt. Der weißhaarige Werkmeister lauscht genau so ergriffen wie der zukünftige Buchhalter.

Die Burgen und besonderen Heimstätten der Volksbildungsarbeit sind die „Volksbildungsstätten". Sie fassen in ihrem Lehrplan alle Aufgabengebiete des deutschen Volksbildungswerkes zusammen. Volksbildungsstätten bestehen nur in Groß- und Mittelstädten, da nur dann eine Gründung erfolgt, wenn wenigstens 500 eingeschriebene Hörer in einem Arbeitsabschnitt zusammenkommen Von dem hohen Stand der Arbeit des Volksbildungswerkes zeugen die Vorlesungsverzeichnisse dieser Volksbildungsstätten, die in jedem Semester herausgegeben werden.

Ehe wir das Amt verlassen, gibt uns Amtsleiter Leutloff noch einige Zahlen mit auf den Weg, die uns zeigen, welchen Resonanzboden die Arbeit des deutschen Volksbildungswerkes bei den schaffenden Deutschen gefunden hat. Im Jahre 1936 wurden etwa 7000 Führungen mit über 400 000 Teilnehmern durchgeführt, 2 688 Volksbildungsveranstaltungen abgehalten, 300 Volksbildungsstätten errichtet, in 10 200 Volksbildungsabenden auf dem Lande wurden 1 904 128 Volksgenossen erfaßt. 200 Wanderbüchereien wurden mit je 250 Bänden für die Reichsautobahnen, Arbeitslager, Schulschiffe und Ortswaltungen der DAF. zur Verfügung gestellt.

XIX. Heimstättenamt.

Tief ist im schaffenden deutschen Menschen, be der Maschinen oder in Bürostube verbrin eigenen Heim, der eigenen Scholle, verank mit ihren Fabriken, Maschinen, Schornsteinen b stärker wird diese Sehnsucht. Sie zu erfüllen, hat zur Aufgabe gestellt. Seine Ausführungsorgane gabe sollen die Heimstättenämter der Deutschen Spitze das Reichsheimstättenamt steht.



Den ganzen langen Arbeitstag über hat si seine beiden Ältesten darauf gefreut, nac Garten umzugraben. So erzieht die Sied kräftige Menschen.



Siedlung — ein Kinderparadies.
Den ganzen Tag im Grünen herumtollen, sich von der Sonne braun brennen lassen, im Sandkasten „Eierkuchen" backen, das ist etwas für Kinder, die einmal groß und stark werden wollen.

Aufnahmen: Fritz Boegner

Leiter des Reichsheimstättenamtes ist ein Mann der praktischen Siedlungspolitik, Parteigenosse von Stuckradt. Als langjähriger Leiter einer der großen deutschen Siedlungsgesellschaften kennt er alle Probleme der praktischen Siedlungspolitik aus eigener Erfahrung.

In den ersten vier Jahren nationalsozialistischer Staatsführung konnten auf dem Gebiete des Wohnungsbaues bereits sichtbare Erfolge erzielt werden. Der jährliche Reinzugang an Wohnungen konnte von 78 000 im Jahre 1933 auf 290 000 im Jahre 1936 gesteigert werden. Doch bei diesen Erfolgen muß Klarheit darüber herrschen, daß es erst einmal darauf ankam, daß überhaupt gebaut wurde, nicht wie gebaut wurde.

Es kam ferner darauf an, tragbare Lasten für Siedler und Mieter zu schaffen. Hier ist vor allem der Wohnungstyp zu finden, der bei ausreichendem Wohnraum am sparsamsten zu erstellen ist. Dann ist die Frage der Beschaffung von Darlehen zu niedrigen Zinssätzen vordringlich.

Ein weiteres Gebiet, dem das Reichsheimstättenamt seine besondere Aufmerksamkeit zuwendet, ist das der Beschaffung der Eigenkapitalien. Heute ist ein Durchschnittsanwärter in den meisten Fällen kaum in der Lage, das geforderte Eigengeld von RM. 1000.— aufzubringen. Verhandlungen die seit längerem vom Reichsheimstättenamt geführt werden, werden auch hier zu einem Erfolg führen.

Es darf in Zukunft kein Siedlungsverfahren an irgendwelchen bürokratischen Handlungen scheitern oder auch nur hinausgezögert werden. Das Siedlungsverfahren muß, soweit wie nur möglich, eine Vereinfachung erfahren. Die behördlichen Bestimmungen für die Siedlungen müssen so vereinfacht werden, daß sich der Siedlungsgedanke wirklich in breitesten Volksschichten durchsetzen kann. Die Deutsche Arbeitsfront geht auf diesem Wege der Vereinfachung voraus, indem sie das ihr übertragene Siedlereignungs- und Auswahlverfahren sinnvoll bis zum letzten vereinfacht.

Die Aufgaben, die der Deutschen Arbeitsfront auf dem Gebiete der Siedlung im Vierjahresplan wie im allgemeinen gestellt sind, werden voll und ganz gelöst werden.



Siedlung Würselen,
eine Heimstätte abseits der großen Straßen, mit viel Sonne und Grün



Parteigenosse von Stuckradt,
ein Mann der praktischen Siedlungspolitik, der von Dr. Ley mit der Leitung aller für den Heimstättenbau innerhalb der DAF. wichtigen Abteilungen und Ämter betraut wurde. Er ist Leiter des Reichsheimstättenamtes der DAF., der Bauabteilung und Bauprüfungsabteilung des Schatzamtes und sämtlicher Siedlungsgesellschaften der DAF., sowie der Abteilung Siedlung in der Zentralstelle für den Vierjahresplan bei der DAF.

Überall, wo heute im Rahmen des Vierjahresplanes neue Werke entstehen, werden neben diesen nach den Plänen des Reichsheimstättenamtes Siedlungen und Geschoßwohnungen, die dem deutschen Arbeiter würdig sind, in ausreichendem Maße erbaut sein. Neben diesen Heimstättenbauten im Rahmen des neuen Planes werden in Zukunft die Gauheimstättenämter aktiv, beratend und planend an der Gestaltung und Schaffung gesunden Wohnraumes in allen Gauen Deutschlands mitarbeiten.

Die nachgelassenen Finanze des Grossherzogs

ROMAN VON FRANK HELLER

(11 Fortsetzung.)

Im nächsten Augenblick war die Situation vollkommen umgewandelt. Der Mann hinter dem Schreibtisch war von seinem Platze aufgesprungen, ein Redestrom ergoß sich aus seinem Munde:

„Professor — verzeihen Sie mir — ich habe Sie nicht gleich erkannt — hatte faktisch auf die Karte vergessen, die Sie mir heraufschickten — inzwischen kam ein Anruf aus Neuyork, daß die British Smelting, Sie wissen, meine Gesellschaft, von 46 auf 42$^{1}/_{8}$ gefallen sind, und die Amalgamated Petrol, Sie wissen, auch meine Gesellschaft, auf 44 heruntergegangen sind, und die United Steel —"

„Mr Peabody", versicherte mein Begleiter, „Was mich unter diesen Umständen wundert, ist nicht, daß Sie meine Karte vergessen haben, sondern daß Sie sich überhaupt noch daran erinnern! Verzeihen Sie, daß ich Sie mitten in der amerikanischen Börsenzeit gestört habe, und lassen Sie mich noch diskreter verschwinden, als ich gekommen bin!"

Der Mann hinter dem Schreibtisch wischte sich die Stirn, ergriff eine Zigarrenkiste aus selten aromatischem Holz und reichte sie herum.

„Gehen? Kommt nicht in Frage!" rief er. „Wie lange ist es her, daß wir uns nicht gesehen haben? Ist das ein Freund von Ihnen?"

„Gestatten Sie mir, Mr. Hegel aus Schweden vorzustellen. Berühmter Schriftsteller!" bat Herr Collin.

Der Mann mit den fieberischen Augen lachte hell auf.

„Schreiben Sie Tragödien, Mr. — wie war es doch — Hegel? In diesem Falle kommen Sie gerade zurecht, die Tragödie des Jahrhunderts zu schreiben — den Todeskampf eines großen Reiches! Dieses Land, Professor —"

„Geht mit Volldampf zu allen Teufeln", ergänzte Herr Collin „Das habe ich jetzt schon ein paarmal gehört. Was aber nicht hindert, daß ich mich weigere, es zu glauben. Ich habe in Ihrem Kontor noch selten soviel Leben und Bewegung gesehen wie heute."

„Sie sehen selten soviel Leben und Bewegung wie an Bord eines Schiffes, das die Ratten gerade verlassen! Und das ist eben das Schauspiel, das Sie augenblicklich bei mir und überall sonst in London sehen. Ein Fahrzeug kann auf den Wellen schaukeln, ohne unterzugehen. Aber wir schaukeln nicht auf den Wellen, wir sind auf einem Riff festgefahren!"

„Einem Goldriff, wie man mir gesagt hat!"

Der Bankier schüttelte energisch sein Haupt.

„Nein, Professor, nein! Es gibt Leute, die das behaupten, aber ich kann es nicht glauben. Über hundert Jahre hat die Wohlfahrt dieses Landes auf einer anständigen, auf Gold basierten Valuta beruht — ehrlichem Gold. Das englische Pfund hat England die Welt erobert. Wer das Gegenteil behauptet und will, daß wir unseren guten Sterling aufgeben, der ist ein Landesverräter, nichts anderes. Da haben Sie meine Ansicht, Professor! Was ist die Ihre!

„Ich werde Ihnen mit einer Frage antworten: Wollen Sie mir fünf Millionen Pfund zu einer Spekulation leihen? Dann werde ich Ihnen zeigen, was ich von der Sache halte!"

Mr. Peabody sah lange von seinem Gast auf die Kognakflasche, die er hingestellt hatte. Sein Blick war so beredt, daß er keiner Worte bedurfte, um verstanden zu werden.

„Fünf Millionen Pfund! Bagatelle! Kleines Taschengeld! An dem Tage, an dem ich den zehnten Teil davon in barem Gelde hätte —"

Er änderte den Ton:

„Ich bedauere, Professor! Wenn Sie heraufgekommen sind, um sich fünf Millionen Pfund von mir auszuleihen, dann haben Sie sich an die unrichtige Adresse gewendet! Kommen Sie in ein paar Tagen wieder, hahaha, ah, hahaha — ja, kommen Sie in ein paar Tagen wieder!"

Sein Lachen hörte sich beinahe unheimlich an. Herr Collin schien es nicht zu beachten. Er fuhr mit derselben Ruhe fort:

„Sie können mir keine fünf Millionen Pfund leihen? Schade, da kann man nichts machen! Aber ich wollte Sie noch etwas anderes fragen."

Er schrieb ein paar Worte auf ein Blatt Papier.

„Sie erinnern sich doch noch an diese Affaire?"

Der Finanzmann starrte von dem Papier auf seinen Gast.

„Und ob ich mich daran erinnere! Natürlich! Eines der größten Geschäfte, an denen ich je beteiligt war! Warum fragen Sie?"

„Wer vertritt jetzt den Betreffenden hier in England? Wissen Sie das?"

Die Antwort kam unmittelbar, so scharf wie ein Peitschenknall.

„Ich weiß nichts! Ich habe mit meinen eigenen Angelegenheiten zu viel zu tun, um mich in fremde zu mischen! Fragen Sie — hm — die juridischen Vertreter des Betreffenden in England, das ist der einzige Rat, den ich Ihnen geben kann! Und jetzt müssen Sie mich wirklich entschuldigen, Professor, meine Zeit —"

„Ich habe Sie um Entschuldigung zu bitten! Ich habe Ihnen eine halbe Stunde einer Zeit gestohlen, deren Wert sich gar nicht in Gold abschätzen läßt — nicht einmal bei dem jetzigen Goldpreis! Wenn mir recht geschähe, ließen Sie mich sofort von Mr. Crofton hinauswerfen."

„Sie, Professor? Nie! Sie wissen, daß meine Türe Ihnen immer offensteht, aber Sie müssen schon entschuldigen, wenn die Zeiten —"

Unter gegenseitigen Höflichkeitsbezeigungen dieser Art kamen wir zu der gepolsterten Doppeltüre, auf deren anderer Seite Mr. Crofton, nunmehr allein, im Vorraum zum Allerheiligsten thronte. Ich glaubte, daß unser Besuch im Mammonstempel damit abgeschlossen sei, aber da befand ich mich im Irrtum. Kaum hatten wir die Schwelle des Vorraumes überschritten, als Filip Collin sich an die Stirn schlug.

„Ah, wie vergeßlich man sein kann! Mr. Crofton — gestatten Sie, daß ich einen Augenblick eine[n Te]lephone benütze."

Der melancholische Mr. Crofton bewilli[gte es mit] einem steifen Nicken und vertiefte sich dar[auf wieder in] seine Geschäftsbücher. Filip Collin verschw[and auf die] andere Seite der Mahagonischränke. Das T[elephonieren] schien ihm ungeahnte Schwierigkeiten zu [bereiten; er] bekam dreimal hintereinander die falsche N[ummer und] mußte schließlich mit einer Entschuldigung [Mr. Crofton] um seinen Beistand bitten. Dieser machte e[in gequält]nes Gesicht und kam ihm zu Hilfe. Was [ich aber sah,] war, daß Herrn Collins Finger sich in[zwischen mit] irgend etwas, das auf dem Mahagonitisch [lag, was ich] aber nicht genau unterscheiden konnte, zu sc[haffen mach]ten. Oder täuschten mich meine Augen? E[ndlich erhielt] der Professor seine Verbindung und führte e[in Gespräch,] das über meinen Horizont ging, aber an [...] richtet schien. Dann nahmen wir Abschied, [...] äußeren Lokale, die sich eben zur Ruhe [...] kamen zum Tor hinunter, wo der Cerbe[rus uns mit] einem sonnigen Lächeln begrüßte. Plötzlic[h blieb Herr] Collin stehen und schlug sich abermals an [die Stirn.]

„By Jove, habe ich nicht mein Zigare[ttenetui] beim Chef liegen gelassen! Da muß ich ab[...]

Er brauchte den Satz nicht zu Ende zu [...] Portier war schon auf dem Wege. In einer [...] er zurück. Im Laufe dieser Minute konn[te ...] Begleiter auf die architektonischen Sch[...] Hofs aufmerksam machen, der seiner Ang[abe nach aus] dem siebzehnten Jahrhundert stammte [...] hatte er damit recht, aber selbst kannte e[r ...] schon zur Genüge, denn er blieb beim [...] stehen, und ich glaubte zu sehen, daß sein[e ...] hier irgend etwas zu verrichten hatten. [...] mit dem Zigarettenetui zurück und erhiel[t ...]nung. Wir trennten uns unter den herzli[...]

Eine Stunde später waren wir daheim [...] dem Wege dorthin hatte ich für Laver[...] jene Kleidungsstücke gekauft, die meine [...] reise aus Kopenhagen mich verhindert [...] nehmen.

4.

Samstag, der zwölfte, an dem dies [...] damit, daß ich unter Herrn Collins Au[...] mein Dinner verzehrte und dann zu[...] wurde. Der Sonntag verging in ähnlich[er ...] überwachte mich von dem Moment, in d[...] bis ich mich wieder niederlegte. Man gü[...] den und führte mich, wohin ich nicht [...] ein königlicher Prinz oder ein hervorra[gender ...] gewesen wäre, man hätte mich nicht [...]geres Wesen behandeln können.

Und was tat mein illustrer Freund, [...]terdessen? Er las Zeitungen. Wenn er [...]gnügen in den letzten vierzehn Tagen [...] hatte, dann brachte er dies jetzt reichl[...]dung von Preßorganen, die er sich a[...] anschaffte, war einfach imposant. Sovie[l ...] umfaßte sie Exemplare sämtlicher Zeit[ungen und Zeit]schriften Londons der letzten drei W[ochen ...]

dem die wichtigsten Blätter des Kontinents. Als ich mich Samstagabend schlafen legte, saß mein Landsmann in sie vertieft da, und als ich am Sonntagmorgen erwachte, war er mit derselben Lektüre beschäftigt, und diese Orgie dauerte den ganzen Tag an.

Die Spezialisten, die über den Rußgehalt der Londoner Luft Buch führen, müssen Montag, den vierzehnten, als einen Merktag angezeichnet haben, jedenfalls jene, die in der Nähe von Piccadilly wohnten; denn im Laufe dieses Tages veranstaltete der Professor im offenen Kamin des Hotelzimmers ein Autodafé seiner Zeitungen — eine nach der anderen verwandelte sich in Staub und Asche, indes Herr Collin mit brütenden Blicken in den Kamin starrte. Während der drei Stunden, die diese Prozedur währte, sprach er kein Wort. Als sie vorbei war, nahm er mich auf einen Spaziergang in den Green Park mit, und als wir von dort zurückkehrten, wurde ich in mein Zimmer eingeschlossen wie eine Seraildame, und man verbot mir, mich hinauszuwagen.

Fürsorge für unser Wohl ist sehr sympathisch und rührend, aber ich konnte nicht umhin, zu finden, daß der Professor damit zu weit ging, als Dienstag, der fünfzehnte, und Mittwoch, der sechzehnte, in ganz der gleichen Weise verflossen. Ich hatte doch schon allerhand mitgemacht, in Kopenhagen und auf der Nordsee, ich war kein Wickelkind und London nicht Chikago! Mittwochnachmittag beschloß ich, dem Verbot wenigstens insoweit zu trotzen, daß ich dem Lesezimmer des Hotels einen Besuch abstattete.

Es war im ersten Stock gelegen, in Ellipsenform erbaut und im Klubstil eingerichtet. Ich erwähne die Ellipsenform aus gewissen Gründen, die sich gleich zeigen werden. Ich nahm ein paar Abendblätter und ließ mich in einem der tiefen Ledersauteuils nieder. Bald hatte ich alles über den Neuigkeiten vergessen, die mir aus ihren Spalten entgegenströmten.

Ein wenig verschleiert, aber doch für den, der zwischen den Zeilen zu lesen verstand, ganz durchsichtig, erzählten sie von nichts Geringerem als einer Meuterei in der Flotte! Englands Flotte, sein Stolz seit drei Jahrhunderten, hatte sich geweigert, Order zu parieren! Das Atlantikgeschwader hielt gerade Manöver ab, und dieses Manöver mußte abgebrochen werden. Vor einigen Tagen hatte der Finanzminister Lohnherabsetzungen angekündigt, unter anderem auch für die Marine, und nun beantwortete die Mannschaft das mit Meuterei! Das Geschwader befand sich, wie gemeldet wurde, auf dem Wege heim zu seinen Flottenbasen, wo Verhandlungen über die durch gewisse Lohnreduktionen hervorgerufenen Unzukömmlichkeiten gepflogen werden sollten.

Ich saß wie gelähmt da. Die Zeit, in der wir lebten, brachte ja fast täglich Überraschungen, die noch vor ein paar Generationen den Umsturz aller ererbten Begriffe bedeutet hätten. Aber dies war doch eine Botschaft, die man sich nicht einmal in seiner wildesten Phantasie hätte träumen lassen. Englands Flotte trat in den Streik, und Englands Regierung nahm Verhandlungen mit den Streikenden auf! Hatten Professor Fortreß und Mr. Peabody recht mit ihrer Behauptung, daß das Land seinem Untergang zutrieb? Es begann wirklich so auszusehen.

Ich fuhr zusammen, ein Laut hatte mich anscheinend aus dem leeren Nichts erreicht, der Laut zweier Stimmen, die im Gespräch begriffen waren. Im Schutze der Zeitung warf ich einen Blick um mich. Außer mir selbst befanden sich nur zwei Personen in dem Raum, zwei Herren, die gerade an dem entgegengesetzten Ende desselben Platz genommen hatten. Ich habe schon erwähnt, daß das Lesezimmer in Form einer Ellipse angelegt war. Infolge irgendeines Gesetzes für die Fortpflanzung des Schalls in solchen Räumen, ereignete sich nun der Fall, daß ihre Stimmen mich ebenso deutlich erreichten, als wenn ich in ihrer unmittelbaren Nähe gesessen hätte. Ich habe schon ähnliche Phänomene erlebt — es gibt öffentliche Lokale, wo man sich den Spaß macht, sie dem Publikum vorzuführen, wie die berühmte Flüstergalerie in der Londoner St.-Pauls-Kathedrale. Aber ich hatte mir nie gedacht, daß dies eine Rolle für mich spielen könnte. Ich konnte die beiden Herren nicht sehen, aber ich hörte sie, und ehe ich noch viele Sekunden gelauscht hatte, war ich mir völlig im klaren darüber, wer sie waren.

Lavertisse und der Professor!

„Also", sagte die Stimme des Professors, „was haben Sie über Graham ausgekundschaftet?"

„Sehr wenig, so gut wie nichts", antwortete die Stimme des Franzosen. „Eine Jacht dieses Namens mit der minorkanischen Flagge legte Samstag morgens in Harwich an. Sie setzte zwei Personen ans Land, einen Herrn und eine Dame, und stach dann sofort wieder in See."

„Monsieur Fraternité und Madame", konstatierte Herr Collin. „Na, und?"

„Und sonst gar nichts! Ich habe mich in allen Häfen längs der Küste erkundigt — ich hatte stundenlange Gespräche mit den Behörden, aber es ist einfach nichts zu erfahren! Entweder ist die Astarte nach Frankreich hinübergesegelt, oder sie hält sich auch bis auf weiteres auf offener See. Was sollen wir tun? Wir können ja Graham nicht einfach seinem Schicksal überlassen. Sollen wir eine Anzeige bei der Polizei erstatten?"

„Das wäre das erstemal in unserem Leben! Nein — ich fürchte nichts für Grahams Schicksal, solange sie und der Advokat hier in London sind. Und hier bleiben sie sicher vorläufig. Während Sie nach Nachrichten über Graham fahndeten, habe ich hier im eigenen Wirkungskreis gewisse Untersuchungen vorgenommen. Sehen Sie her, diese Telegramme bekam ich vorhin aus Paris. Was sagen Sie dazu?"

Es wurde still — Lavertisse studierte offenbar die besagten Telegramme. Ich wußte nicht, was ich tun sollte. Sitzen zu bleiben und das Gespräch der beiden Freunde zu belauschen, konnte man ja kaum anders als Spionage nennen! Andererseits: wenn ich mich zu erkennen gab, verriet ich damit, daß ich mich über Herrn Collins Verbot, das Zimmer zu verlassen, hinweggesetzt hatte, und ich wußte nicht, wie er eine solche Insubordination aufnehmen würde. Überdies: die Angelegenheiten, über die man sprach, gingen mich ja beinahe ebensosehr an wie sie! Ob diese Erwägungen oder die allgemeinmenschliche Neugierde den Ausschlag gab, weiß ich nicht — genug, ich blieb sitzen!

„Nicht wahr?" sagte Filip Collins Stimme. „Da können wir uns auf allerhand gefaßt machen?"

Der Franzose bestätigte es mit einem gallischen Fluch.

„Wie ist das?" sagte die Stimme des Professors. „Sie befaßten sich doch einzig und allein mit streng ehrlichen Geschäften?"

„Einzig und allein!"

„Dachte ich mir es nicht! Ich hätte sonst einen Vorschlag, den ich unter den gegebenen Verhältnissen als den Gipfelpunkt aller Ehrlichkeit betrachte, der aber natürlich einem Außenstehenden auch in anderem Lichte erscheinen könnte. Fürchten Sie nichts — ich werde ihn überhaupt nicht aufs Tapet bringen! Ich will Ihre Tugend nicht auf dem Gewissen haben!"

Pause.

„Nein, Professor! Ich will nicht!"

„Wozu beteuern Sie das? Ich habe ja kein Wort gesagt! Ich gedenke auch kein Wort zu sagen. Ich schätze Ihre moralischen Prinzipien viel zu hoch, als daß es mir auch nur im Traume einfallen könnte, etwas zu sagen."

Pause.

„Professor! Sie finden mich natürlich lächerlich — sagen Sie es nur gerade heraus — ich lese es in Ihren Augen — aber ich will nicht, hören Sie, ich will nicht!"

„Warum wiederholen Sie denn in einemfort ein und dieselbe Sache? Ich sage Ihnen doch, daß ich Ihre Tugend nicht auf dem Gewissen haben will. Das wäre ein zu hoher Preis, selbst für die Wohlfahrt einer ganzen Nation!"

„Phantasieren Sie, Professor? Einer ganzen — ah, ich verstehe — das ist ein Trick, damit ich Ihnen zuhöre!"

„Was meinen Sie, mein Lieber? Zuhören? Ich habe ja feierlich erklärt, daß ich nichts sagen will — nein, und wenn Sie mich noch so sehr darum bitten! Ich muß eben allein jagen, und das tue ich gerne. Meine Tugend kann nicht ramponierter werden, als sie schon ist. Wenn ich dadurch eine Situation retten kann, die den sogenannten Verantwortlichen über den Kopf zu wachsen beginnt, so opfere ich, was noch davon übrig ist."

Pause.

„Können Sie sich nicht etwas deutlicher ausdrücken, Professor? Sie sagen zwei Worte, und dann verstummen Sie! Das ist nicht die Art, wie man sich mit Freunden ausspricht!"

„Mein Lieber, Sie mißverstehen die Sachlage. Ich habe die Karten auf den Tisch gelegt. Ich habe gesagt: mir schwebt eine Transaktion vor, die ich für den Gipfelpunkt der Ehrlichkeit ansehe, die sich aber Außenstehenden vielleicht etwas anders darstellen kann. Ich wünsche niemanden anderen hineinzuziehen, am allerwenigsten einen Freund, dessen ethische Ideale ich aus tiefstem Herzen bewundere —"

„Professor — wenn Sie mir nicht sagen, was Sie in petto haben, gerate ich außer mir! Ich fasse das als eine Unfreundlichkeit auf, eine Beleidigung, eine —"

„Gehen Sie nicht zu weit, lieber Freund! Ich habe auch Gefühle! Nein, ich sage nicht, was ich in petto habe. Ich gedenke allein zu jagen Aber es hindert Sie ja niemand, als Zuschauer dabei zu sein [...] keine Geheimnisse vor einem alten Freunde w[...]

„Professor —"

„Kein Wort mehr über die Sache! Heute [...] zwei Uhr bin ich in der Lombard Street zu [...]

„Heute nacht um zwei Uhr? In der Lomb[...] wo —"

„Sie müssen schon entschuldigen, ich hab[...] Telegramme aufzugeben — leben Sie woh[...] Wiedersehen, ganz wie Sie wollen!"

Die Stimmen verstummten. Die beiden Fr[...] schwanden. Ich war nicht faul, mich in me[...] zu retten. Nach dem, was ich eben geh[...] wünschte ich nicht, von dem Professor im [...] überrascht zu werden.

5.

Es bedurfte nur eines Blicks auf Fil[...] Gesicht, als wir uns beim Dinner trafen, [...] dem Entschluß zu bestärken, den ich schon [...] faßt hatte: nämlich, der Begegnung in de[...] Street beizuwohnen. Die Augen meines L[...] leuchteten in jener Glut, die ich nur zu wohl [...] verstand: es war die Spannung des Jäger[...] Jagd, des Hasardspielers vor dem Spiel mit [...] Einsätzen, des Abenteurers vor dem großen [...] Und wenn er mir noch so streng verbot, aus [...] ich wollte mit dabei sein, und ich würde mit [...]

Er beeilte sich nicht aufzubrechen Als d[...] vorbei war — wir nahmen es natürlich in [...] vatappartement, das wir bewohnten — tran[...] aller Ruhe und Gemütlichkeit Kaffee. Er pla[...] alles und nichts, und ich hörte zu. Nie hab[...] unterhaltenderen Erzähler getroffen Aber [...] Uhr sagte er Gute Nacht, und wenn er G[...] sagte, dachte man nicht daran, Einspruch z[...] Etwas später hörte ich, wie seine Türe zum [...] geöffnet und wieder geschlossen wurde. Ich [...] Stunde verstreichen, bevor ich zur Tat schri[...] den dunklen Ulster an, den ich mir Samst[...] hatte, und setzte eine Sportkappe auf Den [...] bis über die Ohren aufgestellt, riskierte i[...] nichts. Ich hatte bei meinen Spaziergänge[...] Professor gut aufgepaßt. Von dem Mann[...] Fuchsgesicht oder seinem Freunde war weit [...] nichts zu entdecken gewesen. Zur größeren [...] ließ ich den Nachtportier ein Auto bis zum [...] gang heranpfeifen. Den Rockkragen bis über [...] aufgestellt und die Kappe tief in die Stir[...] stieg ich ein und gab die Adresse: Bank o[...] Der Chauffeur glotzte mich an, aber sagte [...] kommt wohl nicht allzu häufig vor, daß [...] mitten in der Nacht dorthin fahren läßt [...] Uhr abends ist die Londoner City leer wie [...] Ihre unzähligen Banken sind geschlossen. Und [...] geschlossensten jene, deren offizieller Koser[...] Alte Dame in der Threadneedle Street" ist [...]

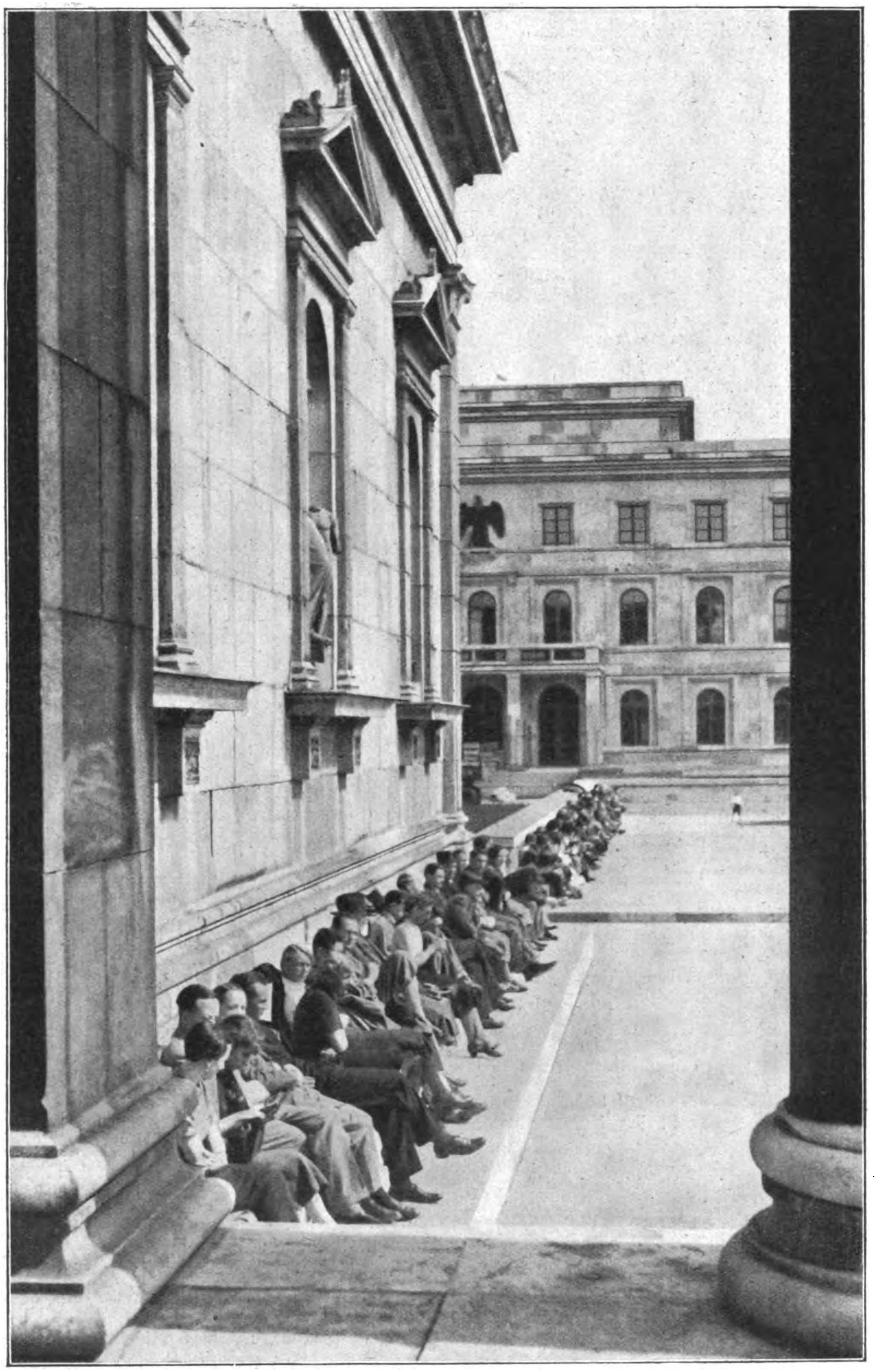
Zehn Minuten später hielten wir vor de[...] testen aller Geldinstitute der Welt. Ich stieg [...] richtete dem Chauffeur seinen Tribut und [...] mit einem gewissen Zögern davonfuhr. Off[...] er für sein Leben gern gewußt, welcher Art [...] war, den ich der „Alten Dame" abstatten [...] der Ferne sah ich die Silhouette eines Herr[...] selben Wunsch hegte — einen britischen [...] beeilte mich, in die nächste Quergasse [...] Einige Minuten später war ich in der Lomb[...]

Sie war ebenso leer wie die Straßen die[...] hatte, um hinzukommen. Es war kaum ha[...] war zu früh zur Stelle. Das schadete nich[...] kierte ich wenigstens nicht, irgend etwas zu [...] Ich machte eine vorsichtige Runde durch [...] Jedes Haus — davon überzeugte ich mich [...] Blick auf die Firmentafeln — beherbergte [...] oder eine Reihe überseeischer Unternehm[...] Bobby tauchte in einiger Entfernung auf, [...] eilte mich, zu verschwinden.

Am anderen Ende der Straße blieb [...] stehen. Ich wäre fast mit zwei Herren kolli[...] den einen von ihnen kannte ich. Ich hat[...] eine Sekunde des Nachdenkens erkannt [...] ältere, spanisch sprechende Herr, der dam[...] Sitzung im Hause der Firma Simpkins [...] aufgetaucht war — Señor Paqueno Sovi[...] war er der eingesetzte Reichsverweser des [...] tums Minorca. Aber in seiner Gesellschaf[...] ein Mann, den ich, ohne London beson[...] kennen, mit größter Sicherheit als eine[...] abgestraften Verbrecher — einen Lag, ein[...] — agnoszieren zu können glaubte.

Was sollte das heißen?

Hinter einem Pfeiler verborgen, beoba[...] Bewegungen des sonderbaren Paares. Si[...]



Mittagsstunde auf dem Königlichen Platz.
Aufnahme: Schraudenbach.

einfacher Natur. Señor Paqueno führte seinen Begleiter direkt zu Mr. Peabodys Haustor. Der Mann an seiner Seite warf wiederholt scheue Blicke um sich, aber der alte Minister selbst ging wie einer, der von einer Inspiration oder einem Schutzengel geleitet wird. An ihrem Bestimmungsort angelangt, machte er eine Handbewegung gegen seinen Begleiter. Dieser zögerte lange, dann verschwand er in die Einfahrt. Was er dort machte, blieb mir unbekannt. Zehn Minuten darauf wanderten er und Señor Paqueno weiter Kein Bobby, kein Nachtwächter hatte sie bei ihrem Vorhaben gestört.

In meinem Kopfe summte es von Fragen und Ideen. Es war jetzt dreiviertel zwei. Vielleicht konnte ich noch rasch einen Blick auf Mr. Peabodys Haus werfen, bevor meine Freunde erschienen. Was ich dort zu sehen erwartete, war mir nicht ganz klar, nur daß ich etwas zu sehen erwartete. Ich war schon beinahe davor angelangt, aber nicht ganz. Da hörte ich plötzlich von beiden Seiten Schritte und glaubte ein paar Herren zu sehen, die mir bekannt vorkamen — den Mann mit den verschwollenen Zügen und meinen Freund mit den wurmstichigen Zähnen. Ich sah mich um. Zwei Schritte von Mr. Peabodys Bank lag ein großes Haus mit vielen Firmentafeln, von denen eine die der Anglo-Minorcan Development Company war Vielleicht war es dieser Name und die damit verknüpften Ideenassoziationen, die mich veranlaßten, auf den Eingang des Hauses zuzugehen Beinahe im selben Augenblick fühlte ich mich von starken Armen gepackt, die mich durch das Haustor hineinzerrten Und im nächsten Moment befand ich mich auf einem erzwungenen Eilmarsch eine Flucht dunkler Treppen hinauf. Eine Türe wurde geöffnet, mehrere Türen wurden geöffnet, man warf mich in ein stockfinsteres Zimmer, ohne mehr Umstände, als wenn man einen Kohlensack abgeliefert hätte Und dann sah ich mich allein

Ich war kein Wickelkind und London nicht Chikago!

Neuntes Kapitel

Das Kloster Sankt Just in Estremadura

1

Einen Augenblick stand ich wie betäubt in der Dunkelheit da, im nächsten wurde das elektrische Licht angeknipst, und ich konnte sehen, wo ich mich befand. Ein Ausruf entschlüpfte mir. Der Raum, in den man mich gebracht hatte, war ein Kontor, ein gewöhnliches Geschäftskontor, und als solches möbliert. Billige, hellgelbe Stühle, ein Rollschreibtisch, ein Bücherbrett mit etlichen Geschäftsbüchern, das war die Einrichtung In einer Ecke des Raumes stand eine Chaiselongue, und auf dieser Chaiselongue lag ein Mann ausgestreckt.

Er war es, der das Licht angedreht hatte. Er starrte mich schlaftrunken an, offenbar hatte ich seinen Schlummer unterbrochen, und er schien darüber ungehalten. Es war ein Mann von ungefähr fünfundfünfzig Jahren, ziemlich hochgewachsen und schulterbreit, schwarzhaarig, aber mit einem Anflug von Grau. Seine Augen waren schwarz, der Blick klug und scharf. Er hatte jenes unbeschreibliche Etwas an sich, das von der Gewohnheit zu befehlen kommt. Er betrachtete mich nachdenklich und murmelte dann für sich selbst:

„Das ist also das letzte Modell!"

Er sprach englisch, doch mit fremdländischem Akzent. Ich sah mich in dem Raum um. Alles hätte ich mir erwartet, nur nicht ein Interieur wie dieses. Ein Kontor! Mitten im Herzen der Londoner City! Die englische Flotte meuterte, und die Geschäftskontore der City waren getarnte Verbrechernester!

„Bis jetzt habe ich noch keinen Blonden gesehen", fuhr der Mann auf der Chaiselongue fort, für sich selbst zu philosophieren. „In gewisser Weise ist das vertrauenerweckender. Nun ja — alles ist relativ! Name? Offizieller Beruf?"

Die letzten Fragen waren an mich gerichtet und von einem gigantischen Gähnen begleitet

„Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich Sie mitten in der Nacht aufwecke", sagte ich „Ich versichere, daß es nicht aus freiem Willen geschehen ist! Meine Name ist Richard Hegel, und ich bin Schriftsteller."

Das Gähnen ging in ein ebenso ungeheures Gelächter über.

„Schriftsteller! Großartig! Was werden Sie das nächste Mal aufgabeln! Sind Sie dazu engagiert, ein Buch über mich zu schreiben? Ich hoffe, es wird gut bezahlt werden! Früher einmal —"

Er unterbrach sich. Ich fand es an der Zeit, auch ein paar Fragen zu stellen

„Wollen Sie mich nicht über ein paar Dinge aufklären?" bat ich.

„Gerne", sagte er mit einem ironischen Aufblitzen im Auge. „Wenn es etwas gibt, das ich weiß und das Sie nicht wissen, so steht dieses mein Wissen zu Ihrer Verfügung! Aber wollen Sie nicht Platz nehmen?"

Er wies mit einer Geste auf die Kontorstühle, fischte eine Zigarre aus der Tasche und zündete sie an Ich suchte nach diplomatischen Wendungen

„Ich vermute, Sie sind der Chef dieser . . . Firma?" fragte ich.

Er schüttelte den Kopf mit demselben ironischen Aufleuchten im Blick.

„Ach nein, weit entfernt! Nennen Sie mich einen armen, schlecht behandelten Sklaven, das ist zutreffender!"

„Der eigentliche Chef ist eine Dame, nicht wahr?"

Er nahm die Zigarre aus dem Mund

„Ja", sagte er nach einer kleinen Pause „der Chef ist eine Dame. Das heißt — aber gleichviel! Fragen Sie nur weiter!"

„Und ich bin natürlich auf deren Order hergebracht worden?"

„Aber ich habe keine Ahnung, wie es kommt, daß Sie hier sind! Erzählen Sie doch!"

„Nein", sagte ich. „Als Mitglied der Firma sind Sie sicherlich in alle ihre Geheimnisse eingeweiht."

Er machte ein etwas verblüfftes Gesicht, aber schwieg und rauchte seine Zigarre weiter. Mir war die Lust zur Konversation vergangen. Wie dieses Abenteuer enden würde, ließ sich überhaupt nicht voraussehen. Denn ursprünglich hatten sie und der Advokat noch nicht recht gewußt, was mit mir los war, jetzt wußten sie es, wußten, daß ich ihr Konkurrent um die Erbschaft in Minorca war. Vielleicht mit größeren Chancen als sie! Was machten wohl die Herren Collin und Lavertisse in diesem Augenblick? Warum hatten sie sich gerade in dieser Straße ein Rendezvous gegeben? Ich wurde von einer Stimme unterbrochen, die sagte:

„Sie sind kein Engländer!"

„Nein."

„Welcher Nation gehören Sie an?"

Warum sollte ich dem Angehörigen einer gemeinen Verbrecherbande, denn das war er ja, überhaupt antworten? Aber irgend etwas in seinen Augen ließ es mich trotzdem tun

„Schwede."

Er blies den Zigarrenrauch von sich und blickte nachdenklich den Ringen nach

„Ich kannte einmal einen Schweden", sagte er. „Vielleicht kennen Sie ihn auch? Er hieß — wie hieß er doch rasch in seiner eigenen Sprache? Collin!"

(Fortsetzung folgt.)


Sie WISSEN
WARUM ...
ECHT TÜRKISCHE TABAKE
ATIKAH-CIGARETTEN
AUSLESE
... sie von allen Cigaretten gerade Atikah bevorzugen ... und deshalb ist überall, wo kultivierter Geschmack den Lebenszuschnitt bestimmt, Atikah zu einem selbstverständlichen Attribut geworden.
Immer können Sie beobachten, daß Atikah gerade dort geraucht wird, wo große Erfahrung und ein sehr kultivierter Geschmack zu unterscheiden gelehrt haben. Das ist kein Zufall: als vollaromatische Cigarette war Atikah von vornherein nur für besonders anspruchsvolle Kenner bestimmt. Sie enthält ausgesucht kostbare, würzige Orienttabake, die so fein aufeinander abgestimmt sind, daß die geschmacklichen und aromatischen Eigenheiten jeder Tabaksorte sich voll entfalten und im Zusammenklang jene einzigartig vielseitige Geschmackfülle ergeben, in der der Raucher immer wieder neue Feinheiten findet. Nie wirkt Atikah eintönig oder langweilig, sondern immer angenehm erfrischend und anregend, und dadurch wird jede einzelne zu einem stets neuen, lebendigen Genuß.
ATIKAH
5
VOLLAROMATISCHE AUSLESE-CIGARETT
SELBSTVERSTÄNDLICH OHNE MUNDST

Der Tiervater von Stellingen

Carl Hagenbecks Aufstieg zum grössten Tierhändler der Welt

Ein Tatsachenbericht von Johannes Hall

(4. Fortsetzung.)

Die erste „zahme" Tierdressur.

Hier griff nun Hagenbeck ein.

Durch Zufall erfuhr er, daß der berühmte englische Dompteur Deyerling ohne Engagement war und holte ihn 1887 nach Hamburg. Er stellte ihn unter der Bedingung an, daß Deyerling nur nach seinen persönlichen Angaben die Tiere schulen dürfe und nicht berechtigt war, rohe Gewalt anzuwenden. Der Engländer, ebenfalls ein großer Tierfreund, willigte freudig ein und half Hagenbeck bei der Durchführung seiner Pläne mit großem Erfolg.

Hagenbeck begann gleich mit der Dressur von Löwen und schaffte sich zu diesem Zweck in den nächsten zwei Jahren nicht weniger als einundzwanzig Prachtexemplare an. Von diesen einundzwanzig erwiesen sich jedoch nur vier als brauchbar. Schon dieser Hinweis genügt, um zu zeigen, wie kostspielig eine zahme Dressur ist, ist andererseits aber auch ein Beweis dafür, daß die individuelle Verschiedenheit gleichartiger Tiere ganz enorm ist.

Knüppel und Eisenstange verschwanden aus der Manege. Nur mit der Peitsche bewaffnet unterrichtete der Dresseur die Löwen. Neben einer ausgesprochenen Liebe zu den Tieren gehört eine große, zähe Geduld dazu, die zahme Dressur durchzuführen. Nie ermatteten Hagenbeck und Deyerling. Auch dann, wenn durch die Unaufmerksamkeit eines Löwen die Arbeit vieler Wochen vernichtet wurde, blieben sie ruhig, besonnen. Waren die Tiere nachlässig, wurden sie gescholten, arbeiteten sie gut, dann gab es saftige Fleischbrocken zur Belohnung, wobei die „Faulen" grimmigen Auges zusehen mußten. War einer der Löwen allzu ungezogen, bekam er auch mal eins mit der Peitsche übergezogen, aber nur dann, wenn kein anderes Mittel half. So gewöhnten sich die Tiere daran, eine Strafe wirklich auch als Strafe aufzunehmen, und waren in der Folge bald selbst bestrebt, keine nahe Bekanntschaft mit der schmerzhaften Peitsche zu machen, deren lautes Knallen sie andererseits zur Arbeit ermunterte.

In mühseliger Kleinarbeit lernten sie allerlei Tricks: sie nahmen verschiedene Stellungen auf Pyramiden, Stühlen und Böden ein und begaben sich auf Kommando wieder an ihre ursprünglichen Plätze am Käfiggitter. Zum Schluß fuhr Deyerling sogar in einem zweirädrigen, mit drei Löwen bespannten Karren, in der Form einem altrömischen Rennwagen ähnlich, viermal in voller Karriere durch den 40 Fuß im Durchmesser spannenden Käfig, während die anderen Löwen ein furchtbar anzuhörendes Gebrüll anstimmten.

Eine Sensationsnummer war geschaffen!

Nur wer die Zeitungen jener Tage nachliest, kann sich ein Bild von dem Erfolg machen, den diese Löwennummer in Europa errang. In allen Großstädten spielten sich unbeschreibliche Szenen vor dem Zirkuseingang ab, denn im Handumdrehen waren die Vorstellungen ausverkauft, und allein im „Nouveau Cirque" in Paris erzielte Deyerling drei Monate lang tagtäglich ein vollgestopftes Haus.

War schon die Art der Vorführung, bei Dompteur trat stets nur mit der Peitsche auf, für die Fachwelt ein Ereignis, so wurde das Erstaunen noch größer, als man erfuhr, daß alle Löwen die Dressur „überstanden" und kein Tier irgendeine Beschädigung erlitten hatte, eine Tatsache, die den „wilden" Dresseuren einfach nicht in den Kopf wollte.

Carl Hagenbeck schnitt in den drei Jahren ihres Auftretens finanziell besser ab als mit irgendeinem anderen Geschäft vorher. Eine Massennachfrage nach „zahmdressierten" Tieren setzte ein, die er naturgemäß nicht so schnell befriedigen konnte, da er erst einen einzigen Versuch mit den Löwen gemacht hatte.

Eines Tages besuchten die amerikanischen Konsuln von Bremen und Hamburg den Hagenbeckschen Tierpark und konnten Deyerling bei seiner Löwenarbeit beobachten. Kaum hatten sie die Tricks gesehen, als beide fast zu gleicher Zeit riefen:

„Mit so einer Nummer können Sie auf der Weltausstellung in Chikago ein Vermögen verdienen, Herr Hagenbeck!"



Werbeplakat der Hagenbeckschen Tierschau während der Gastspielreise in Japan.
Nach einem Photo von Mauritius (Krack).

Hagenbeck säumte nicht lange — die Unterredung fand Ende 1889 statt und die Weltausstellung sollte im Frühjahr 1893 eröffnet werden — und entschloß sich für Chikago einen riesigen zoologischen Zirkus zusammenzustellen, dessen Glanzstücke zahme Raubtierdressuren sein sollten.

Schwieriger als der Entschluß war die Ausführung des Planes!

Noch wichtiger als die Auswahl der Tiere, die ja nicht gerade einfach ist, wird hierbei das Suchen von tüchtigen Leuten, die nicht nur große Tierfreunde, sondern auch mutige Menschen sein müssen.

Deyerling mußte mit der Löwengruppe auf Tournee, konnte also für die Dressur neuer Gruppen nicht verwendet werden.

Schicksalsschläge.

Als Hagenbeck wieder über den Plan der Beschickung der Weltausstellung nachdachte, kam ihm plötzlich der Einfall, seinen Schwager Heinrich Mehrmann zum Tierdresseur auszubilden. Er ließ ihn in sein Arbeitszimmer holen und begrüßte ihn mit den Worten:

„Also, lieber Heinrich, wir haben heute den 3. Januar 1890! In genau drei Jahren wirst du mit einer großen von dir dressierten Raubtiergruppe nach Chikago reisen und die Sensation unseres ‚Zoologischen Zirkus Hagenbeck' bilden!..."

Mehrmann machte ein verblüfftes Gesicht und antwortete:

„Willst du mich uzen? Und hast du mich deshalb rufen lassen?"

„Ich habe dir meine aufrichtige Meinung gesagt", entgegnete Hagenbeck, „vorausgesetzt, daß du Lust dazu und Courage hast. Und da du ein großer Tierliebhaber bist, so denke ich, wird sich die Sache sehr gut machen lassen!"

Als der Schwager merkte, daß es Hagenbeck ernst mit seinem Vorschlag war, besann sich Mehrmann nicht lange und schloß die kurze, aber inhaltsschwere Unterredung mit den Worten:

„Wenn du Vertrauen zu diesem Unternehmen und auch zu mir hast, dann können wir's ja probieren!"

Schon nach wenigen Wochen wurde mit dem Versuch begonnen.

Hagenbeck hatte zu diesem Zweck eine große, in ihrer Zusammensetzung völlig neuartig, daher sensationell wirkende Raubtiergruppe ausgewählt. Sie bestand aus zwölf Löwen, zwei Tigern, einigen Jagdleoparden, zwei Kragenbären und einem Eisbär. Bereits nach vierzehn Tagen hatten sich die Tiere so aneinander gewöhnt, daß Mehrmann beginnen konnte das spielerische Herumtollen langsam in „Dressurbahnen" zu lenken, wobei ihm anfangs Carl Hagenbeck, später nur mehr ein Wärter assistierte.

Dank der nie erlahmenden Geduld des neuen Dompteurs, der die Peitsche nur in den seltensten Fällen als Strafmittel benutzte, andererseits aber mit Belohnungen in Form von saftigen Fleischbrocken oder Zuckerstückchen nicht sparte, war die Gruppe schneller, als man bei der „wilden" Dressur je hätte erwarten können, eingearbeitet.


Natürlich soll man genießen
die schöne Welt schauen — ohne Sorgen unterwegs sein. Doch immer sei Chlorodont dabei! Das A und O der Körperpflege ist auch auf Reisen:
Morgens und erst recht abends
CHLORODONT
die Qualitätszahnpaste

Noch im Winter desselben Jahres konnte Hagenbeck Engagements für sie abschließen

Da die Tiere auf der Weltausstellung in Chikago gezeigt werden sollten, wo sie vor einem nach Tausenden zählenden Publikum im Freien arbeiten mußten, kam es darauf an, sie so bald wie möglich an diese beiden Faktoren zu gewöhnen. Deshalb schloß Hagenbeck mit dem Crystal-Palace in London das erste Engagement ab, das zu einem vollen Erfolg wurde. Die glänzend dressierte Gruppe wurde zu einer noch nie gesehenen Sensation und hatte zur Folge, daß zwei Amerikaner Hagenbeck die nette Summe von 200 000 Mark in bar für die Tiere boten. Der Hamburger Kaufmann schlug jedoch diesen Preis ab, weil die amerikanischen Unternehmer zweifellos für ihn eine große Konkurrenz in Chikago geworden wären, wohin sie die Gruppe sicherlich gebracht hätten.

Hätte Hagenbeck allerdings geahnt, was sich im Herbst 1891 ereignen würde, so wäre der ungemein günstige Kauf zum Abschluß gelangt. Durch einen gewissenlosen Londoner Lieferanten bekamen die Tiere nämlich schlechtes Fleisch zum Fressen und starben bald darauf an Rotz.

Zu dem so erlittenen großen finanziellen Verlust kam noch der Umstand, daß bis zur Eröffnung der Weltausstellung nur fünfzehn Monate fehlten. In dieser kurzen Zeit hieß es nun, nicht nur neue Tiere zu beschaffen, sondern sie auch abzurichten.

Telegramme flogen um den Erdball!

Die Tierfänger Hagenbecks rüsteten schnell Expeditionen aus, und bereits im Frühjahr 1892 trafen vier Tiger in Hamburg ein. Mehrmann ging sofort daran, diese Tiere und einige noch vorhandene Löwen und Bären zu dressieren.

Aber das Unglück schien es nun einmal auf Hagenbeck abgesehen zu haben: ein Tiger bekam den grauen Star, ein anderer war auf der Überfahrt von Indien nach Europa von den Matrosen so gereizt worden, daß er zu nichts mehr zu gebrauchen war, und die beiden übrigen starben ganz plötzlich nach schrecklichem Erbrechen!

Sofort kaufte Hagenbeck in England eine Gruppe von vier Löwen, um wenigstens einen Ersatz zu haben. Bereits nach vierwöchentlichem Aufenthalt in Hamburg waren die Tiere ebenfalls verendet!

Jetzt sprang der Zoologische Garten in Frankfurt am Main hilfsbereit ein, um das deutsche Gastspiel in Chikago zu ermöglichen, und verkaufte seine drei prächtigen Königstiger an Hagenbeck: nach knapp einem Monat starben die Tiere an derselben geheimnisvollen Krankheit!

Wochenlang reiste Hagenbeck kreuz und quer durch Europa und erwarb, wo er nur konnte, oft zu den höchsten Preisen, brauchbare Tiere, um die Amerikareise dennoch durchzusetzen, aber alle Tiere starben in Hamburg!

Die Fachwelt schüttelte die Köpfe. Die Ärzte standen vor einem Rätsel und Hagenbeck vor der Tatsache, daß er Chikago absagen mußte, denn das große Tiersterben hatte ihn bereits über 70 000 Mark gekostet. Er war am Ende seiner Kapitalkraft angelangt. Im letzten Augenblick offenbarte er sich einem Hamburger Bankier, der sich sofort bereit erklärte, das notwendige Geld vorzustrecken.

Mit neuem Mut ging Hagenbeck an die Arbeit!

Es gelang ihm, von einem Zirkus drei größere Gruppen Raubtiere zu kaufen, die Mehrmann sofort „in die Kur nahm“, und durch einige ältere Tiere aus dem Hamburger Bestand zu ergänzen, die seltsamerweise die geheimnisvolle Krankheit überstanden hatten.

Carl Hagenbeck aber schiffte sich am 16. August 1892 nach Amerika ein, um einige ihm empfohlene Herren als Teilhaber für das Geschäft in Chikago zu gewinnen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Aufstand in SIAN

PERSÖNLICHE AUFZEICHNUNGEN ÜBER DIE KRITISCHEN DEZEMBERTAGE DES JAHRES 1936

VON MARSCHALL TSCHIANGKAISCHEK UND FRAU MEILING SUNG TSCHIANG

(6. Fortsetzung.)

Als ich hinzufügte, daß ich selber nach Sian fliegen und prüfen wolle, ob eine gütliche Einigung möglich sei, stieß mein Vorschlag auf entschiedene Ablehnung. Es hieß, daß in Sian alles drunter und drüber gehe, und die Pessimisten und die Verfechter einer sofortigen Aktion waren überzeugt, daß der Generalissimus getötet werden würde, wenn er nicht überhaupt schon tot war. Mir wurde erklärt, daß meine Reise nach Sian völlig umsonst sein würde, daß ich mein Leben nutzlos riskierte, daß auch ich gefangengenommen werden würde, daß man mich foltern würde, um einen Druck auf den Generalissimus auszuüben, daß man mich als Geisel festhalten würde und daß dies alles die Lage nur noch erschweren würde.

Es war schwierig, in dieser Atmosphäre der Verzweiflung einen klaren Kopf zu bewahren, und manchmal fragte ich mich, ob alle unsere Anstrengungen, das Volk von seinen vielen Prüfungen zu erlösen, nicht an ihrem Ende angelangt seien. Aber ich hielt an meiner Überzeugung fest, und immer genauer weiß ich jetzt, daß es der Glaube ist, der Berge versetzt, und daß wir vor allem Glauben an Gott und an unsere Mitmenschen haben müssen, wenn wir das Unrecht bekämpfen wollen.

Es schmerzte mich, daß ich diesmal, zum ersten Male seit Jahren, den Generalissimus nicht auf seiner Reise begleitet hatte; ich war krank gewesen. Ich hatte das sichere Gefühl, daß die Dinge, wenn ich in Sian gewesen wäre, nicht diese Wendung genommen hätten.

Solche Gedanken trugen natürlich wenig zu meinem Trost bei, ebensowenig wie die vielen Besucher, die mir ihr Mitgefühl ausdrücken oder „Nachrichten“ bringen wollten.

Ich kam nicht einen Augenblick zu mir selbst. Sehr viel Zeit nahmen die Leiter aller möglichen Organisationen in Anspruch, die in dieser Lage meinen Rat haben wollten. Darunter befanden sich auch die Vertreter des Schülerverbandes der Militärakademie von Whampoa. Sie waren Schüler meines Mannes und baten mich inständig, zu ihnen zu sprechen. Es war eine ziemlich große Versammlung, vor der ich mich zu äußern hatte.

Zunächst riet ich ihnen, was ich schon ihren Vorgesetzten geraten hatte, nämlich mit ihrem Urteil zu warten, bis sie Genaues wüßten, Ruhe zu bewahren und nichts zu tun und zu sagen, was das Volk noch mehr gegen diejenigen aufbringen konnte, die für die Vorgänge in Sian verantwortlich waren. Weiter erzählte ich ihnen alles, was ich von der gegenwärtigen Lage wußte. Ich gab meiner Überzeugung Ausdruck, daß die Rebellen bereuen würden, sobald ihnen klargeworden sei, was sie dem Lande angetan hätten. Die Straße der Reue dürfe ihnen nicht versperrt werden; man dürfe Verhandlungen nicht glatt ablehnen. Wenn die Rebellen wirkliche Reue zeigten, sollten sie, die Kadetten von Whampoa, großzügig genug sein, ihnen zu verzeihen.



Tschiangkaischek nach seiner Freilassung bei der Ankunft in Nanking. Neben ihm seine Frau Meiling Sung Tschiang.

Aufnahme: Presse-Photo.

Ungeheuren Dank schulde ich Dr. Kung und meinen beiden Schwestern, Frau Kung und Frau Sunyatsen, allen meinen Brüdern und meinen Freunden, die mir in diesen Tagen der Angst und Verzweiflung beigestanden haben. Dr. Kung, als Präsident der Exekutive Yuan, der erste Beamte des Staates, befand sich in einer besonders schwierigen Lage; während er auf der einen Seite seine Pflicht zu tun hatte, hatte er auf der anderen Seite sehr viel Sympathie für die von mir verfochtene Politik.

Am Montagabend kam der erste Hoffnungsfunke, die erste greifbare Rechtfertigung meines Vertrauens in Form eines Telegrammes von Mr. Donald, der sich bereits in Sian befand. In dem Telegramm hieß es, daß es dem Generalissimus gut gehe, daß er bequem untergebracht sei und daß er, Donald, bei ihm wohne. Donald hatte hinzugefügt, daß Tschanghsueliang Dr. Kung bitte, nach Sian zu kommen, und daß er vor allem meine Anwesenheit wünsche. In einem späteren Telegramm Tschangs an


doppelt
fermentier
ERNTEN 32 BIS 34 + MUSTERCIGARETTEN + MISCHUNGSNUMMER R 6 o/M
Der ungewöhnlich zarte und reine Charakter dieser Mischung beruht darauf, daß
REEMTSMA
SORTE
»R 6« o/M
H. F. & PH. F. REEMTSMA + CIGARETTENFABRIKEN + ALTONA-BAHRENFELD
4 ₰

mich wurde ich noch dringender aufgefordert, nach Sian zu kommen, und es wurde mir versichert, daß dem Generalissimus kein Leid geschehen werde.

Ich fand es erstaunlich, daß man in Mr. Donalds Telegramm starke Zweifel setzte. Manche Leute waren so überzeugt von dem Tode des Generalissimus, daß sie das Gegenteil nicht glauben wollten. Sie meinten, daß Donalds Botschaft nur den Zweck gehabt habe, den Leuten von Sian einen Gefallen zu tun und Dr. Kung, den Finanzminister, nach Sian zu locken, um eine weitere Geisel zu haben.

Ähnlich wurde das Telegramm von Tschanghsueliang an mich beurteilt. Diese phantastischen Theorien machten keinen Eindruck auf mich. Sie bestärkten mich vielmehr in der Überzeugung, daß meine Politik, jede Kampfhandlung zu vermeiden, richtig war. Ich machte verzweifelte Anstrengungen, nach Sian reisen zu können. Dr. Kung und alle meine Schwestern und Brüder erklärten sich bereit, mich zu begleiten.

Ich erfuhr um diese Zeit, daß alle Verbindungen mit Sian nun endgültig abgebrochen seien und alle Drähte unter Zensur ständen. Um so größer war meine Überraschung, als mich Mr. Donald am Dienstag von Loyang aus anrief. Er war am Morgen bei schlechtem Wetter dorthin geflogen, um mir direkte Informationen über die Lage in Sian zu geben.

Er bestätigte mir, daß der Generalissimus nicht schlecht behandelt werde, daß er nach Donalds Ankunft eingewilligt habe, in ein bequemeres Haus zu ziehen, daß der Generalissimus zum ersten Male ausführlich mit Tschanghsueliang gesprochen habe, daß Tschanghsueliang sich bereit erklärt habe, mit dem Generalissimus nach Nanking zu reisen, weil er zwar Unrecht getan, sich aber von den besten Motiven habe leiten lassen, daß Tschang vor allem mich und Dr. Kung in Sian haben wolle und daß der Generalissimus mir bestellen lasse, ich solle unter keinen Umständen nach Sian reisen.

Ich bat Mr. Donald, am nächsten Tag nach Nanking zu kommen, aber er lehnte ab, weil er dem Generalissimus und Tschanghsueliang versprochen habe, noch am gleichen Tag nach Sian zurückzukehren. Das Wetter sei aber so schlecht, daß er erst morgen früh fliegen werde. Ich konnte ihm mitteilen, daß die Militärbehörden zum sofortigen Angriff auf Sian entschlossen seien und daß auch er sich daher in Lebensgefahr begebe. Ich bat ihn, den Generalissimus von der Lage der Dinge zu unterrichten.

Mr. Donald erklärte darauf, daß, wenn er selbst auch nicht nach Nanking kommen könne, Mr. James Elder, ein naher Freund Tschanghsueliangs, der ihn aus Sian nach Loyang begleitet habe, am nächsten Morgen nach Nanking starten würde und mir alles erzählen könne, was sich ereignet hatte. Er würde mir auch einen Brief mit weiteren Instruktionen mitbringen.

Am späten Abend rief ich Mr. Donald an, um ihm zu sagen, daß die Ärzte Dr. Kung verboten hätten, nach Sian zu reisen, daß er, Donald, aber Tschanghsueliang fragen solle, ob er T. V. Sung, meinen Bruder, und den General Kutschutung empfangen wolle. Meiner Abreise mache man hier große Schwierigkeiten, ich sei aber trotzdem entschlossen, zu kommen.

Ich fragte ihn, ob er irgendwelche Telegramme mit Nachrichten abgesandt habe, weil es hier hieße, er unterstütze Tschanghsueliang. Er erklärte darauf, daß er lediglich zwei Telegramme aufgegeben habe, einen kurzen Lagebericht und eine Antwort auf eine Anfrage von Mr. Hallet Abend, dem Korrespondenten der „New York Times".

Gerade dieses letzte Telegramm, in dem es hieß, daß es dem Generalissimus gut gehe und daß seine Gefangennahme von Tschanghsueliang verurteilt werde, der behaupte, daß seine Sache im nationalen Interesse liege, wurde mir als weiterer Beweis dafür bezeichnet, daß Mr. Donald Tschanghsueliang unterstützt und die wirkliche Lage verfälsche. Ich war von dieser Beweisführung bestürzt, die ich der militärischen Mentalität zuschrieb, und bat Mr. Donald telegraphisch, keine Telegramme mehr veröffentlichen zu lassen.

Korrespondenten und Zeitungen, die stets gewöhnt waren, von Dr. Donald Berichte zu erhalten, selbst wenn er sich mit dem Generalissimus in den fernsten Gegenden befand, konnten sich darauf sein Schweigen überhaupt nicht mehr erklären, und viele zogen daraus den Schluß, daß die Dinge in Sian nicht besonders gut stehen könnten. Sie nahmen an, daß man auch Donald gefangengenommen habe oder daß noch Schlimmeres passiert sei. Das trug dazu bei, die durch die militärische Zensur bereits angerichtete Verwirrung noch zu verschlimmern.

Am Mittwochmorgen telephonierte ich wiederum mit Mr. Donald, kurz vor dessen Abflug nach Sian. Ich bat ihn, er solle Tschanghsueliang überreden, den Generalissimus sofort freizulassen, wenn er nicht für verhängnisvolle Folgen verantwortlich sein wollte.

„Fliegen Sie von Sian nach Nanking zurück", bat ich ihn.

„Nein", war die Antwort, „ich muß hierbleiben."

„Dann werden Sie getötet werden, wenn ich den Kampf nicht verhindern kann."

„Vielleicht gibt es noch einen anderen Weg."

Dr. Kung nahm mir den Hörer aus der Hand und bat Mr. Donald, Tschanghsueliang mitzuteilen, daß seine Existenz, ganz zu schweigen von seiner Ehre, davon abhinge, daß der Generalissimus gerettet werde. Tschang könne sich und das Land retten, wenn er den Generalissimus nach Taiyuanfu bringe und freilasse. In diesem Falle werde ihm alles verziehen werden.

Mit aller Geduld, die ich aufbringen konnte, wartete ich nun auf das Flugzeug, das Mr. Elder nach Nanking bringen sollte. Das Flugzeug mußte aber in Pengpu eine Notlandung vornehmen, und es wurde Mitternacht, bis ich Mr. Elder sah.

Von ihm erfuhr ich, daß der Generalissimus durch einen Sturz verletzt worden sei; daß die ganze Meuterei völlig unerwartet gekommen sei; daß Tschanghsueliangs sämtliche Soldaten in Sian von General Yang entwaffnet worden seien; daß Tschang nur noch 400 Soldaten als Leibwache in der Stadt habe und nur etwa 6000 in der Umgebung der Stadt, und daß diese die Luftabwehr auf dem Flugplatz organisierten; daß später den Soldaten Tschangs die Waffen zurückgegeben worden seien; daß Yangs Soldaten die Tanks der Regierungsflugzeuge auf dem Flugplatz entleert hätten; daß der ganze Stab des Flugplatzes entfernt worden sei; daß Oberst Huang den Generalissimus gesprochen, daß man ihn aber gehindert habe, nach Nanking zurückzureisen, weil der Generalissimus ihm einen Brief mitgegeben hatte, den er mir abliefern sollte.

Da der Generalissimus den Brief laut vorgelesen hatte, konnte Mr. Elder den Inhalt wiedergeben, aus dem hervorging, daß der Generalissimus lieber sterben wollte, als den Rebellen unter Zwang nachgeben, und daß er der Meinung war, sein Ende würde nicht mehr lange auf sich warten lassen. Das war daraus zu

entnehmen, daß er mir schrieb, was ich im Falle seines Todes tun sollte.

Der letzte Satz, den ich von Mr. Donald am Telephon aus Loyang gehört hatte, klang noch in meinem Ohr, und ich fragte Mr. Elder, wie es mit der „Boeing" (dem Flugzeug von Tschangsueliang) stünde. Ich erfuhr, daß es sich in Sian befände, worauf ich Mr. Elder fragte, ob er annehme, daß Tschanghsueliang etwa die Absicht hätte, im Falle eines Angriffes auf Sian fortzufliegen.

„Das ist möglich", antwortete er.

„Ich glaube, daß es so kommen wird", bemerkte ich.

„Madame", erklärte mir Mr. Elder plötzlich, „Sie können sich darauf verlassen, daß wir alle zu Ihrer Verfügung stehen. Bei mir versteht sich das von selbst, und Barr (der Chefpilot von Tschanghsueliang) wird tun, was Sie wünschen."

Ich bat ihn, Barr so bald als möglich zu mir zu schicken.

Ich hatte nun also Tatsachen erfahren, von denen ich vorher nichts gewußt hatte. Es schien aus ihnen hervorzugehen, daß Tschanghsueliang keineswegs in der Lage war, den Generalissimus unter allen Umständen zu schützen. Ich war daher doppelt entschlossen, einen Angriff auf die Stadt zu verhindern, soweit es in meiner Macht stand, ohne Rücksicht darauf, daß der Generalissimus selbst den Angriff erwartete und wünschte.

Den Inhalt des Briefes an mich teilte ich den Militärbehörden nicht mit, weil das meine Lage nur erschwert und die Verfechter einer sofortigen dramatischen Aktion nur unterstützt hätte. Die Bombardierung von Sian würde für den Generalissimus ohne Zweifel den Tod bedeuten, aber ich war der Meinung, daß sein Leben für China unter allen Umständen wertvoller war, als es sein Tod hätte sein können; ich kämpfte also hartnäckiger denn je darum, ihn zu retten, und war felsenfest entschlossen, nach Sian zu reisen, obwohl ich jetzt wußte, daß Tschanghsueliang keine Truppen innerhalb der Stadtmauern und nur eine Handvoll außerhalb der Stadt besaß.

Trotzdem durfte ich hoffen, daß die Möglichkeiten für eine friedliche Beilegung der Affäre immer noch größer waren als für eine gewaltsame. Im Lauf der Nacht empfing ich ein Kabel von Mr. Donald, in dem es hieß, daß er nach Sian zurückgeflogen sei
phonischen Botschaften sowohl an
wie an Tschanghsueliang ausgerich
die Leute von Sian meinen Brude
ral Ku willkommen heißen würden
rechtigt, mich weiter um die Befrei
mus mit Hilfe friedlicher Mittel zu

In den folgenden Tagen entfaltet
Tätigkeit. Militärische Streitkräfte
Sian bereits in Bewegung gesetzt
zur Zeit schwere Stürme in der Ge
Einsatz von Flugzeugen behinderte
immerhin damit rechnen, daß es ir
gelang, durchzubrechen und die S
ren, denn einige Punkte an der Ei
Loyang und den Bergen von Sian
bardiert worden.

Die Spannung ließ etwas nach,
Kabel von Mr. Donald bekam, aus
der Generalissimus den General
einem handschriftlichen Brief an de
sandt und um die Einstellung des
Tage gebeten hatte.

E. C. Christophé:

Schatten zwischen den Geleisen

Manchmal suchen wir irgend jemand. Schlagen das dickleibige Adreßbuch auf, blättern darin, fahren mit dem Zeigefinger die Spalten entlang, plötzlich weist unser Zeigefinger auf einen Namen, auf irgendeinen Namen unter den hunderttausend, die da in Reih und Glied wie Soldaten untereinander stehen. Vielleicht steht Schulze da, ganz einfach Schulze, Anton Schulze. Und als Beruf das Wort Rangierer

Rangierer, denken wir, und gleiten achtlos mit dem Finger weiter, was ist das schon. Ein Mann, der die Wagen aneinanderkoppelt und auf einer Trillerpfeife irgendwelche Signale trillert, die von der Rangierlokomotive mit einem kleinen kurzen Pfiff beantwortet werden.

Dieser Anton Schulze war sechsunddreißig Jahre alt. Sein Körper war hager und seine Haut von Wind und Wetter wie Leder gegerbt. Der Güterbahnhof, auf dem der Rangierer Schulze Tag um Tag oder Nacht um Nacht seinen Dienst tat, war so groß wie eine kleine Stadt. Hier standen die Eilgüterzüge, dort drüben wurden die Wagen gesammelt, die über den Ablaufberg auf die einzelnen Züge verteilt wurden, und da schließlich lagen die Laderampen.

Der Rangierer Schulze kannte sein Pensum im Schlaf. Er rannte, koppelte, entkoppelte, flötete, winkte mit der Laterne und rannte abermals. Ist kein leichtes Leben zwischen den Geleisen, und wer die Statistik im Dienst verunglückter Rangierer sieht, hält wohl einen Augenblick inne, wenn er mit dem Zeigefinger im Adreßbuch über diesen Beruf fährt.

In dieser Nacht war der Teufel los. Der ganze Güterbahnhof stand voller Wagen. Die starken Lampen warfen ihr weißes, gleißendes Licht über die glitzernden Geleise, hier und dort knurrten die rollenden Wagen in den Weichen, drüben prallten mit dumpfem Murren ablaufende Wagen auf die Kette der Wartenden Eine Stimme aus einem Stellwerk brüllte irgend etwas in die taghelle Nacht, eine Lokomotive fauchte und pfiff, schwere Schatten lagen zwischen den haltenden Zügen und dazwischen rannten eifrig und emsig wie Gnomen, flötend, trillernd und sich wie Kletten an fahrende Züge klammernd, die Rangierer. Anton Schulze mitten unter ihnen.

Noch eine halbe Stunde, dann war der Dienst beendet. Gott sei Dank, dachte Anton, denn seine Füße schmerzten gewaltig. War auch eine tolle Nacht gewesen, aber dann ging's heidi nach Hause. Anna würde natürlich wieder aufwachen, sie hat einen Schlaf wie eine Maus, und nur der Hans und die Liese schliefen wie die Ratten und merkten nie, wenn Vater nach Hause kam. Anton Schulze lächelte.

Drüben und nicht in seinem Revier stand der Wagen mit Glas. Der Wagen mit der Aufschrift „Vorsichtig rangieren". Er wurde behandelt wie ein rohes Ei, denn wenn es Bruch gab, wer bekam die Schuld? Der Rangierer. Nicht etwa von heute auf morgen, o nein. Zuerst bumste es gegen den Vorsteher, der bumste den Aufseher und schließlich bumste es ganz unten den Rangierer. Deshalb nahm man sich eben noch um einige Grade mehr in acht. Sicher ist sicher.

Anton Schulze sah den Kollegen irgendwo im Schein der Lampen wie ein Teufel an die Leiste eines Wagens geklammert vorbeisausen, gerade wollte er sich wenden, um zu gehen, da donnerte über den Ablaufberg ein Ungeheuer. Ein großer, schwerer, gedeckter Wagen. Das geschulte Ohr des Rangierers hörte schon aus der Ferne, daß der Wagen bis in den letzten Winkel vollgeladen war. Langsam rollte er abwärts, schneller, immer schneller, quietschte durch die erste Weiche und nahm Kurs, ja wahrhaftig, nahm Kurs auf den Wagen mit der leuchtenden Aufschrift: „Achtung! Glas! Glas! Glas! Vorsichtig rangieren!!"

Noch zweihundert Meter vielleicht . . . und jetzt nur noch hundertundfünfzig . . .

Gibt nicht viel zu überlegen auf einem nächtlichen Rangierbahnhof, sonst gibt es Kleinholz, daß es kracht. Anton Schulze spannte seine Sehnen, griff den schweren, eisernen Hemmschuh und rannte dem herandonnernden Ungeheuer entgegen. Wie zwei feindliche Gewalten stürzten sie aufeinander zu, der kleine Menschenzwerg mit dem Stückchen Eisen in der Hand, und das gewaltige, viereckige Ding, das zwanzig Tonnen in seinem Leibe schleppte.

Näher, noch näher, noch fünfzig, vierzig, dreißig Meter entfernt von dem Wagen mit Glas . . . da . . . jetzt sprang Anton mit fliegenden Pulsen an das Gleis . . legte den Hemmschuh auf . . . ein schriller Schrei . . . mit rasendem Quietschen zerbrach die so plötzlich vernichtete Energie zornig in der lärmerfüllten Nacht, sekundenschnell zog der Rangierer seinen Schädel zurück, zehn Zentimeter vielleicht zischte der schwerbeladene Wagen vorbei, nur zehn Zentimeter entfernt.

Aber seine Gewalt war gebrochen, langsam und gehorsam rollte er gegen den Wagen mit Glas, gegen den Wagen mit der Aufschrift: „Achtung! Vorsichtig rangieren!"

Irgendwo in das Dunkel entwich ein gespenstischer Schatten, ein Schatten mit grinsendem Totenkopf.

Der Rangierer Anton Schulze aber ging jetzt wirklich. Drüben schlug eine dumpfe Uhr die Stunde. Es war Zeit

Anna erwachte natürlich wie immer, als er die Stube auf Strümpfen betrat. Sie lächelte. Vielleicht dachte sie auch: Gott sei Dank!

Die Kinder schliefen. „Etwas Neues?" fragte die Frau des Rangierers.

„Nein", erwiderte Anton Schulze und gähnte müde, denn die Sache mit den zehn Zentimeter und dem zwischen den Geleisen hockenden gespenstischen Schatten kommt bei Anton Schulze alle Tage vor.

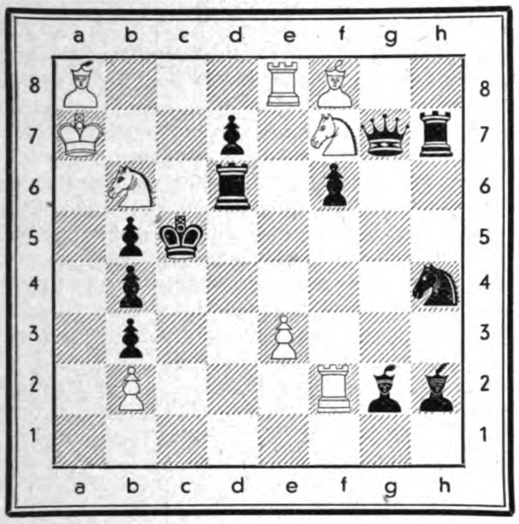
Schach-Beobachter

Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe (Urdruck)

Von A. Heister, Porta-Barkhausen

Schwarz: Kc5, Dg7, Td6, Th7, Lg2, Lh2, Sh4, Bb3, b4, b5, d7, f6 (12).



Weiß: Ka7, Te8, Tf2, La8, Lf8, Sb6, Sf7, Bb2, e3 (9).

Weiß zieht und setzt in vier Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 26

Dreizüger von Ernst Nebendorf, Wermelskirchen.
Weiß: Kg7, De2, Tf6, La1, Ld5, Sb7, Sg2, Bc4, d3, e4 (10)
Schwarz: Ke5, Tc7, Tg3, Lg8, Sa6, Sf1, Ba7, d4, f7, g5, g6, h4 (12)

1. De2—b2, T×c4; 2. Sc5, S×c5; 3. Db8 matt usw.

Richtig gelöst: Dr. Münch, Bocholt; P. Schurig, Sebnitz; H. Hoy, Hamburg; Dr. Röhrs, Berlin-Friedenau; R. Hofbauer, Berlin W; Ebeling, Potsdam; A. Köglmayr, Marnbach; M. Burdack, Hormersdorf; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; Schmidt, Feldafing; J. Herwig, Gotha; F. Ruckdeschel, Nürnberg; M. Templin, Friedensstadt; E. Mombaur, Solingen-Ohligs; H. Kolwitz, Berlin-Neukölln; Ch. Ginader, Endorf; Dr. Starke, Berlin-Charlottenburg; R. Deng, Königsberg; M. Friedel, Ammendorf; J. L. Pollach, Nürnberg; W. Fenchel, Gau Odernheim; L. Hohensee, Berlin W; O. Klunk, Isny; P. Knörrchen, Berlin-Steglitz; O. Hildebrandt, Hamburg; Fl. 25 und 26 G. Wendorff, Greifenberg; L. Ellner, Nürnberg; Pfr. Klein, Setzingen; A. Grundmann, Halle; F. Büttner, Fürth i. B.

Einige Löserurteile: „Die Symmetrie der Abspiele ist bewundernswert" Dr. M., B.; „Reizend ist's, wenn nur 2 Abspiele nicht weniger als 6 hübsche Mattbilder aufs Brett zaubern!" P. Sch., S.; „Hat mir viel sorgenbrechende Freude beschert" M. B., D.-H.; „Eine feine, tiefschürfige Aufgabe" J. H., G.; „Eine Fülle von Möglichkeiten und Schönheiten" M. T., F.; „Verstellung, die sich spiegelt — ganz groß und fein versiegelt" H. K., B.-N.; „Zwei prachtvolle Parallelen!" Dr. St., B. usw.

Scharfe Simultanpartie

Anläßlich eines Massenspiels in Wien wurde folgende Kampfpartie, eine Slawische Verteidigung im Damengambit, gespielt.

Weiß: Dr. Aljechin		Schwarz: Dr. Maurer	
1. d2—d4	d7—d5	17. Tf1—b1	Dc5—e7
2. c2—c4	c7—c6	18. Sc3—b5	Te8—d8
3. Sb1—c3[1]	Sg8—f6	19. Sb5—c7	Ta8—b8
4. Sg1—f3	e7—e6	20. Ta1×a7[6]	Lc8—d7[7]
5. Lc1—g5	Sb8—d7[2]	21. Tb1×b7	Tb8×b7
6. e2—e3	Dd8—a5	22. Ta7×b7	Td8—c8
7. Lg5×f6	Sd7×f6	23. h2—h3[8]	Sf6—e8
8. Lf1—d3	d5×c4	24. e4—e5[9]	De7—d8[10]
9. Ld3×c4	Lf8—b4[3]	25. Sc7×e8!	Tc8×c2
10. Dd1—c2	0—0	26. Se8—f6†	Kg8—g7[11]
11. 0—0	Tf8—e8	27. Tb7×d7	Tc2—c1†
12. e3—e4	Lb4—f8[4]	28. Kg1—h2	Dd8—b6
13. Lc4—d3	g7—g6	29. Sf3—g5[12]	Kg7—h6
14. a2—a3	c6—c5[5]	30. Sg5×f7†	Kh6—g7
15. b2—b4!	c5×b4	31. Sf7—d6†	Schwarz
16. a3×b4	Da5×b4		gibt auf.[13]

[1] Bogoljubow spielt hier immer 3. Sg1—f3, um e7—e5 zu verhindern.

[2] Dieser Zug ist richtiger als etwa 5. . . ., Le7.

[3] Etwas besser wäre 9. . . ., Se4; 10. Dc2, S×c3; 11. b2×c3, b7—b6; 12. 0—0, La6 mit nachfolgendem Vorstoß des c-Bauern, womit Ausgleich zu erzielen wäre.

[4] Es ist interessant, zu sehen, wie Schwarz mit seinen leichten Figuren manöveriert, um den eigenen Königsflügel zu stärken. Auf b4 kann der Läufer nichts mehr ausrichten und zieht sich folgerichtig zurück.

[5] Diesen Vorstoß nützt Weiß mittels Bauernopfer zu einer für ihn vorteilhaften Linienöffnung aus.

[6] Damit hat Weiß mit gutem Angriffsspiel den geopferten Bauern wieder zurückerobert.

[7] Damit spielt Schwarz auf eine Fesselstellung des Springers c7, welche gute Aussichten zum Auswerten gibt.

[8] Nach diesem Zuge kommt Weiß in Nachteil. Es sollte 23. La6 geschehen.

[9] Aljechin erkennt sofort, daß Sc7 ... alle Register seines Könnens. Es ko... Wendungen.

[10] Mit diesem anscheinend starke... Schwarz das Pferdchen c7 erobern. ... einem überraschenden, hübschen D...

[11] Auch 26. . . ., Kh8 ist nicht bess...

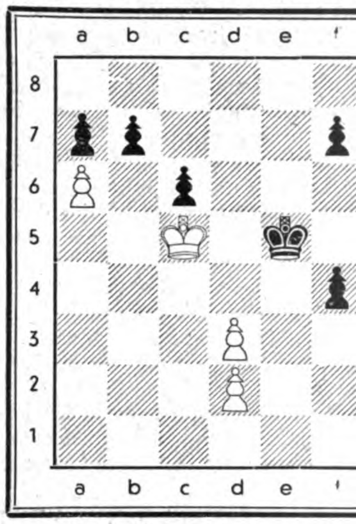
[12] Nun kommt der schwarze König ... der feindlichen anstürmenden leich... dem es kein Entrinnen mehr gibt.

[13] Auf 31. . . ., Kh6 folgt 32. T×h... nebst folgendem Matt.

Aufbau eines Mattn...

Ein lehrreiches Endspiel von C...

Schwarz: Ke5, Lg7, Ba7, b7, c6, ...



Weiß: Kc5, Lh5, Ba6, d2, d...

Trotz zwei Bauern weniger ge...

Tip: Der naheliegende Zug ... natürlich nicht zum Ziele, wege... Lf8† nebst Ld6! Weiß muß also ... Wie?

Lösung:

...e5—e4! (falls 1. . . ., Ke6 (?), so ...×f5, K×f5; 4. a×b!); 2. Lh5—f3† ...gt L×d4† nebst Le5!), 2. . . ., ...—e4†! (wenn 3. a×b?, so L×d4†, ... Le5†!), 3. . . ., Kd3—e4; 4. a6×b7, ...c5—c4, Ld4—e5; 6. Le2—d3‡!



Kurt Günther v. Fischer:

Die ansteckende Krankheit

Auf Ellis Island, der Einwanderungs- und Quarantänestation Neuyorks, herrscht große Aufregung: ein Passagier des großen Südamerikadampfers „Simon Bolivar" ist plötzlich unter heftigen Krampferscheinungen verschieden. Gelbfieber! Der Chief Commissioner, der die letzte, eingeschleppte Scharlachepidemie noch in unangenehmer Erinnerung hat, tobt. Gerade hier muß dieser Señor Perreirra mit seiner fürchterlich ansteckenden Krankheit landen! Wer weiß, an wieviel Personen er seine todbringenden Keime schon weitergegeben hat. Verdammt faule Sache! So was wird ja schon durch bloßes Sprechen übertragen!

„Schnell!" schreit der Chief Commissioner seine Untergebenen an, „macht mir sofort alle Leute ausfindig, mit denen der Mensch beisammen war!"

„Okay, Doc!" salutieren die Beamten, laufen in den großen Saal, wo die Passagiere des „Simon Bolivar" in Reihen auf die Abfertigung warten und brüllen:

„Befindet sich jemand hier, der mit Señor Juan Perreirra gesprochen hat?"

Nur eine einzige Person meldet sich. Es ist ein großer, breitschultriger junger Mann mit strohblondem Haar und roter Gesichtsfarbe. Er sagt: „Ich habe vorgestern mit Señor Juan Perreirra gesprochen, aber nur . . ."

„Gehen Sie sofort von den anderen Leuten weg!" unterbricht ihn der Beamte barsch und tritt selbst einen Schritt zurück. „Sie kommen mit mir zum Chief Commissioner!"

In dem großen Amtsraum hält sich der oberste Beamte das Taschentuch vor den Mund. „Juan Perreirra ist heute an tropischem Gelbfieber gestorben! Kamen Sie mit ihm in Berührung?"

„Ich habe zwar mit ihm gesprochen", sagt der Einwanderer zögernd, „aber nur . . "

„Was heißt hier ‚aber' und ‚nur'!" donnert der Beamte. „Sie haben mit ihm gesprochen und damit basta! Sehen Sie denn nicht, daß Sie sich selbst in höchster Lebensgefahr befinden! Zum Anstaltsarzt!"

Jetzt verliert der Einwanderer die Geduld. „So lassen Sie mich doch ausreden! Das Ganze ist ja nur . . ."

„Halten Sie den Mund!" brüllt der Beamte. „Sie infizieren mir ja hier die ganze Luft! Die Gesundheit einer Millionenstadt steht auf dem Spiel!"

Zwei weißgekleidete Spitalsdiener mit Gazemasken und Handschuhen stürzen herein. Sie sind daran gewöhnt, daß Krankheitsverdächtige Widerstand leisten. Während sie den sich Wehrenden fortschleppen, redet ihm der eine gütlich zu, und hält ihm gleichzeitig einen Mullbausch vor den Mund.

„Aha, da ist ja der Mann, der mit dem Gelbfieberkranken gesprochen hat!" begrüßt ihn der Oberarzt.

„Ja!" brüllt der Einwanderer krebsrot vor Wut. „Aber doch nur . . ."

In diesem Augenblick wird ihm ein Thermometer in den Mund gesteckt. „Kein Aber, junger Freund!" sagt der Oberarzt. „Der Cryptococcus xanthogenicus wird durch bloßes Sprechen übertragen!" Zu den Assistenten gewandt: „Heißes Desinfektionsbad, Jodeinpinselung, Mundspülen, Abführmittel!"

Dem Armen werden die Kleider vom Leibe gerissen und zur Verbrennung weggeworfen, er wird mit brühheißen und eiskalten Strahlen gefoltert, erhält eine Seruminjektion von 30 ccm in den Unterarm, während ihm der Oberarzt die ganze Zeit strengstes Stillschweigen auferlegt. Die kleinste Erregung kann sich in diesem Stadium der Krankheit verhängnisvoll auswirken.

Nach drei Viertelstunden sind alle nur möglichen prophylaktischen Maßnahmen getroffen, man trägt den äußerst erschöpften jungen Mann ins Bett, zwei Anstaltsärzte nehmen an seiner Seite Platz.

Der eine legt ihm einen Eisbeutel auf den Kopf und sagt im Tone tiefsten Bedauerns: „Also Sie sind der Pechvogel, der mit dem Gelbfieberkranken gesprochen hat!"

„Ja!" haucht der Einwanderer, „aber nur — telephonisch!"

Dann fällt er in Ohnmacht.

Gang des Schicksals

Erzählung von Hans Bethge

Es läutete. — Rudolf, der am Schreibtisch saß, legte die Zigarette nieder, ging auf die Diele hinaus und öffnete. Vor ihm stand ein junger blonder Mensch von sympathischem Aussehen, machte eine leichte Verbeugung und fragte, ob Ansichtspostkarten willkommen wären, die er selbst gezeichnet habe, das Stück koste zwanzig Pfennig. Rudolf sah sich die Karten an, fand sie reizend, wählte fünf davon aus und sagte:

„Diese fünf will ich nehmen."

Er reichte dem jungen Mann ein Zweimarkstück, auf das dieser nicht herausgeben konnte.

„Wenn Sie erlauben, wechsle ich unten in einem Geschäft", sagte der Jüngling, machte wieder eine leichte Verbeugung und eilte die Treppe hinab, um das Geld zu wechseln.

Rudolf begab sich an den Schreibtisch zurück, arbeitete eine Weile, sah nach der Uhr, schüttelte leicht den Kopf, und als eine Stunde verstrichen war, blickte er nachdenklich vor sich hin, während ein ironisches Lächeln über seine Züge ging.

„Verdorben durch die Nöte der Zeit", dachte er, „schade um ihn. Er sah sympathisch aus."

Seine Betrachtung ging in die Irre, denn er ahnte nichts von der Tragödie, die sich unterdessen abgespielt hatte.

Alfred, der junge Maler, wollte, als er unten auf der Straße angelangt war, ein Geschäft aufsuchen, das an der andern Häuserfront lag. Er überquerte allzu hastig den Fahrdamm, wich einem Auto aus und merkte nicht, daß er dabei vor eine Elektrische geriet, die ihn erfaßte und ein Stück mit sich schleifte. Als sie anhielt, lag Alfred bewußtlos und mit blutüberströmtem Kopf neben den Schienen. Man holte die nächste Droschke und brachte den Schwerverletzten in ein Krankenhaus.

Dort lag er wochenlang zwischen Leben und Tod. Er hatte einen Schenkelbruch erlitten, eine Quetschung des Brustkastens, vor allem aber eine schwere Verletzung der Schädeldecke, die sein Aufkommen in Frage stellte. Seine Schwester Anni pflegte ihn mit rührender Hingabe. Sie war Krankenpflegerin von Beruf. Sie war zwar in einer andern Klinik beschäftigt, siedelte aber ganz zu dem Bruder über und tat *alles*, was den Zustand des so unglückselig Verletzten hoffnungsvoller gestalten konnte. Eine Zeitlang schienen alle Bemühungen des Arztes ohne Erfolg zu bleiben. Dann trat eine Besserung des Allgemeinbefindens ein. Alfred erlangte das Bewußtsein zurück und fing sogar an zu sprechen, wenn auch erst langsam und mit leiser, stockender Stimme.

Anni, der man die sorgenvoll durchwachten Nächte ansah, war selig über den so günstig veränderten Zustand des Bruders, und ihre müden Augen fingen wieder an, ihren gewohnten Glanz zu bekommen.

„Du wirst gesund", flüsterte sie Alfred heiter zu, „es wird alles gut."

Er lächelte und schloß die Augen.

Einige Tage später — es war gegen Abend, und die letzten Sonnenstrahlen glitten rotgolden in das weiß getünchte Zimmer — flog ein bekümmerter Ausdruck über das Gesicht des Kranken. Er winkte der Schwester, sie setzte sich neben ihn. Er erzählte mühsam, mit abgerissenen Worten, wie er zu dem Unfall gekommen war. Er bat Anni inständig, möglichst bald zu dem Herrn zu gehen und ihm die Mark zurückzubringen, die er ihm schulde. An seiner unruhigen Stimme war zu erkennen, wie sehr ihm dieser Gang am Herzen lag. Anni versprach es.

„Bisher hat er sicher geglaubt, ich sei ein Betrüger", endete der Kranke seine Rede, die ihn angestrengt hatte. Er schloß die flackernden Augen, döste eine Weile vor sich hin und schlief dann langsam ein.

Am nächsten Vormittag verschlechterte sich Alfreds Zustand wieder, es setzte unerwartet starkes Fieber ein, die Herztätigkeit ließ nach, alle Gegenmaßnahmen blieben erfolglos, und einige Tage später tat er in völliger Bewußtlosigkeit seinen letzten Atemzug.

Anni begrub ihn. Anni war in einem ganz zerschmetterten Zustand. Sie ließ sich auf einige Wochen vom Dienst beurlauben, da sie der Erholung dringend bedurfte. Eines Tages nahm sie ein Markstück und läutete an der Wohnung, die ihr Alfred bezeichnet hatte.

Als Rudolf das blasse Mädchen in Trauer vor sich sah, erschrak er. Sie fragte, ob sie eintreten dürfe, um ihm über eine Angelegenheit Bericht zu erstatten, die ihn angehe.

Rudolf bejahte und geriet in eine leichte Verwirrung. Er ahnte sogleich Unheimliches.

In seinem Zimmer erzählte sie dann alles, was vorgefallen war. Sie legte still das Markstück auf den Schreibtisch und sagte, wie wichtig es dem Bruder gewesen sei, daß sie es zurückbrächte. Es sei ihm schrecklich gewesen, für einen Betrüger gehalten zu werden, auch von jemand, der ihn sonst nicht kannte.

Rudolf war völlig fassungslos. Er griff sich an die Stirn, und seine Augen verdunkelten sich.

„Ich bin an allem schuld", sagte er mit schleppender Stimme, „warum habe ich ihn das Geld wechseln lassen . . ."

Anni schüttelte abwehrend den Kopf.

„Hier gibt es keine Schuld“, sagte sie ruhig, „es ist der Gang des Schicksals.“

„Welch einen Haß müssen Sie gegen mich hegen . . .“

„Einen bitteren Haß gegen das Schicksal“, entgegnete Anni, „nicht gegen Sie. Sie sind unschuldig.“

Rudolf schritt eine Weile bedrückt im Zimmer auf und ab und überließ sich seinen schwermütigen Vorstellungen

„Wollen Sie mir sein Grab zeigen?“ fragte er. „Ich möchte ihm wenigstens ein paar Blumen bringen.“

„Gern“, erwiderte sie, und es wurde eine Stunde verabredet, zu der sie miteinander das Grab besuchen wollten.

Es war ein Frühherbstnachmittag, verklärt und in einem feinen goldenen Dunst, als sie sich trafen Sie kamen mit Hortensien und Chrysanthemen, traten an den frischen Hügel und schmückten ihn, von den sonderbarsten Gefühlen beseelt. Er war sich bewußt, er stand hier am Grabe eines Jünglings, den er nur einmal flüchtig gesehen hatte und der noch am Leben wäre, wenn er selbst damals zufällig ein Markstück in seiner Börse gehabt hätte. Auch in Anni stürmte es wild durcheinander. Als sie das Grab verließen, nahm Rudolf schweigend ihre Hand und küßte sie

Sie sahen sich wieder, auf Gängen durch den Stadtpark, wo sie sich an dem weidenumsäumten See in einem kleinen, versteckten Café niederließen, den Schwänen zusahen und plauderten. Und etwas Sonderbares geschah. Als sie drei-, viermal beisammen gewesen waren, wußten sie, daß sie sich liebten. Erst traf es sie wie ein Erschrecken, dann aber gaben sie sich glücklich und bedenkenlos dem ganzen Zauber ihres Erlebnisses hin.

Sie beschlossen, ihre Leben miteinander zu verbinden

Als sie eines Tages, vom Friedhof kommend, wieder einmal durch den Stadtpark wandelten und am See stehenblieben, um dem Feuer des Sonnenunterganges zuzuschauen, sagte Rudolf aus seinen Gedanken heraus:

„Seltsam, er hat erst sterben müssen, damit wir beide uns finden konnten. Wäre das Unglück nicht geschehen, wir hätten nie voneinander erfahren. Wie rätselhaft ist alles.“

„Es ist der Gang des Schicksals“, sagte sie leise, zog ihn zärtlich zu sich hinüber und küßte ihn.

ANEKDOTEN

Der tapfere Pauker

Die für die Preußen siegreiche Schlacht bei Striegau oder Hohenfriedberg im Jahre 1745 hätte für dieselben durch die Geistesgegenwart eines sächsischen Paukers leicht verlorengehen können. Der Soldat war gleich beim Anfang des Treffens mit seinen beiden silbernen Pauken gefangengenommen worden; allein in der Hitze des Gefechtes vergaß man, ihm seine Pauken und sein Pferd abzunehmen. Diesen Umstand benützte der Pauker musterhaft. Als eben die preußische Kavallerie attackierte und im vollen Einhauen begriffen war, schlug er Rückzug, da sich der Sieg auf preußische Seite lenkte. Sein heftiges Retraiteschlagen und lautes Rufen: „Halt, halt! Zurück, zurück!" verwirrte einige preußische Schwadronen dermaßen, daß der schon fast gewisse Sieg wieder zweifelhaft wurde. Da entdeckte ein preußischer Offizier, daß es der sächsische Pauker sei, der ihnen diesen Streich spielte. Wütend sprengte er auf diesen los, um ihn vom Pferde zu hauen. Eine geschickte Wendung rettete diesem das Leben, denn der Hieb verwundete ihn nicht schwer.

Nach beendeter Schlacht umringte den Verwundeten eine Menge preußischer Offiziere und Gemeiner. Die einen verwünschten und die anderen lobten ihn, bis diesem Treiben ein Kürassier dadurch ein Ende bereitete, daß er ausrief: „Hier ist nicht Zeit, Kriegsrecht zu halten! Wer ein braver Kamerad ist, der helfe ihn in das Lazarett bringen!"

Dies geschah, der Pauker wurde gepflegt und wieder ausgewechselt. Der sächsische Kurfürst belohnte die Geistesgegenwart und den Mut des Soldaten mit einer Steuereinnehmerstelle. O. M.

König und Tischlermeister

Einst beauftragte Friedrich der Große einen Tischlermeister, für ein Wohnzimmer des Schlosses neue Möbelstücke aus Mahagoniholz anzufertigen. Nach der Herstellung jedoch fand der König sie zwar sehr geschmackvoll, den dafür berechneten Preis aber zu hoch.

„Das zahle ich nicht", sagte er in energischem Tone zu dem Meister, der gekommen war, den Betrag der Rechnung in Empfang zu nehmen. Wiederholt versicherte der Tischler, den König nicht überfordert zu haben.

„Werde ein Exempel statuieren", entgegnete der Monarch, „keinen Pfennig bekommt Er, wenn Er die Rechnung nicht ermäßigt."

Gekränkt verließ der Meister das Schloß. Als bald darauf eine von ihm an den König gerichtete Mahnung erfolglos blieb, wandte er sich an das von Friedrich begründete Kammergericht. Dies geriet bei Beurteilung des vorliegenden Falles in einige Verlegenheit, da keiner der Richter den Wert der Tischlerarbeit abzuschätzen vermochte. Man kam auf den Ausweg, einen Taxator für Tischlerarbeiten gerichtlich zu bestellen und die Möbelstücke abschätzen zu lassen.

Der Spruch desselben lautete:

„Der Tischlermeister Kohlmann hat keinen Pfennig zuviel berechnet, der Preis ist sehr mäßig gehalten."

Demgemäß entschied das Kammergericht, daß der König dem Meister den verlangten Betrag zu leisten habe.

Der Monarch ließ nun den Tischler zu sich rufen und sagte: „Er hat mich ja schön blamiert! Macht Er das mit allen seinen Kunden so?"

„Wenn sie nicht zahlen wollen wie Eure Majestät — ja."

„Da werde ich mich wohl hüten, bei Ihm wieder einmal zu bestellen", entgegnete der König.

Meister Kohlmann nahm die Worte ernst. „Ist schon besser so, dann komme ich wenigstens nicht wieder in die Lage, mein Geld herausklagen zu müssen."

Lachend gab darauf Friedrich dem Tischler die Hand: „Sei Er ohne Sorge, ich wollte Ihn nur einmal prüfen für jetzt und alle Fälle und sehen, ob Er reell sei. Habe noch mehr Aufträge für Ihn. Er bleibt von nun an mein Hoflieferant. Lasse mir auch nichts abhandeln. Was dem einen recht ist, das ist dem andern billig." O. M.

Die drei Astrologen

Friedrichs des Großen geniale Kriegstaten wurden in aller Welt bedacht und bewundert.

Der Sultan der Türkei wollte wissen, wie der Preußenkönig es fertiggebracht hatte, sich von Lobositz bis Freiberg im Siebenjährigen Kriege so glücklich durchzuschlagen, und er beauftragte seinen Gesandten Achmet Effendi, zu Friedrich zu gehen und ihn zu bitten — da er glaubte, dieser bediene sich astrologischer Weisungen —, ihm drei „seiner Astrologen" zu schicken.

Der König wußte anfangs nicht, wie er diesem seltsamen Wunsche nachkommen sollte. Nachdem er eine Zeitlang überlegt hatte, befahl er den Aufmarsch der Wachtparade, trat mit dem Gesandten ans Schloßfenster und erklärte: „Drei Mittel habe ich gefunden, meine Länder innen wohl zu regieren und außen gegen jeden Feind zu verteidigen. Erstens habe ich mir aus Geschichte und Erfahrung gewisse Kenntnisse zu erwerben gesucht, die zur guten Regierung der Länder und zum Kriegführen unentbehrlich sind. Weil es aber mit den eigenen Kenntnissen nicht getan ist, wenn man nicht zugleich die erforderliche Gewalt in Händen hat, um jeden Widerstand von innen und außen zu bekämpfen, so erhalte ich zweitens ständig eine wohlunterwiesene Armee in hinreichender Anzahl und Rüstung, die selbst zu Friedenszeiten täglich geübt wird, so, als ob sie im Kriege begriffen wäre — wovon Ihr die Probe hier vor Euch seht! Und da solche Armee weder leistungsstark bleiben noch lange zu ihren Zwecken würde gebraucht werden können, wenn es an Mitteln fehlte, sie immer in streitbarem Stande zu erhalten und zu jeder Stunde in Bewegung zu setzen, so sorge ich drittens dafür, daß meine Militärkasse stets mit Talern angefüllt ist, um allezeit die Kriegskosten bereit zu haben und von keines andern guten Willens abhängig zu sein.

Diese drei Dinge sind meine Astrologen; andere habe ich nicht! Ich bitte Euch dies unserm guten Freunde, dem Sultan Mustapha, zu melden!" M. B.



Ralph Urban:

Der schwarze Buddha

„Und wie lange glauben Sie, Mr. Brown, daß Sie zur Aufklärung der Angelegenheit benötigen werden?" fragte Sir Donald, nachdem er dem jungen Privatdetektiv den Fall vorgetragen hatte.

Mr. Brown berührte zählend einige seiner Fingerspitzen und sagte: „Zwei bis drei Stunden, Sir!"

„Das ist nicht möglich", meinte der Hausherr. „Ich dachte, Sie würden sich in der Rolle eines Dieners längere Zeit in meinem Haus aufhalten müssen, bevor Sie den Dieb ausgeforscht haben."

„Das ist nicht notwendig", erklärte der Detektiv. „Ich hole nur noch meinen schwarzen Buddha von zu Hause, der den Dieb innerhalb von einigen Minuten feststellen wird."

Zwei Stunden später befanden sich im Arbeitszimmer Sir Donald und Mr. Brown der ganzen Dienerschaft des Hauses gegenüber. Da stand der greise Butler, neben ihm der Diener John, dann kam der Gärtner, der im Haus auch für die Heizung sorgte und der ein Galgengesicht hatte, der nächste in der Reihe war der neue Chauffeur, der niemandem in die Augen sehen konnte; die hübsche zierliche Jessie und noch zwei andere Mädchen bildeten den Abschluß.

„Sir Donald bedauert sehr", richtete der Detektiv an die Dienerschaft das Wort, „daß sich unter seinen Hausangestellten ein Dieb befindet. Die Tatsache steht fest, ohne daß dem einzelnen von Ihnen nahegetreten werden soll. Die kleinen Diebstähle von Wertgegenständen häuften sich in letzter Zeit. Gestern wurden dem Hausarzt, während er bei Sir Donald weilte, aus seiner Brieftasche zwei Zehn-Pfund-Noten gestohlen. Er hatte die Brieftasche im Mantel stecken gehabt, der während seines Besuchs unten in der Halle hing. Da sonst niemand im Haus war, kann nur jemand von Ihnen der Täter gewesen sein. Nun ist Sir Donald geneigt, dem Betreffenden Straffreiheit zuzusichern und ihm außerdem das gestohlene Geld zu schenken, wenn er augenblicklich dieses Zimmer verläßt."

Niemand rührte sich. Der Gärtner nagte nervös an seinen Lippen, der Chauffeur betrachtete seine Fußspitzen.

„Schön," fuhr der Detektiv fort, „der Dieb wird auch so in den nächsten fünf Minuten entlarvt sein. Am Tisch im Nebenzimmer steht mein Buddha, der mir bisher noch jeden Dieb verraten hat. Die Statue stammt aus Indien, und von ihren wunderbaren Kräften werden Sie sich selbst überzeugen können. Jeder von Ihnen geht allein ins Nebenzimmer, legt seine Hand auf den Kopf des Buddhas und spricht: ‚Ich habe es nicht getan!' Wenn der Dieb die Hand auf die Statue legt und diese Worte spricht, dann gibt der Buddha einen kläglichen singenden Ton von sich — aber das werden Sie gleich hören. Wollen Sie den Anfang machen, Butler?"

Der Detektiv trat zur Tür und öffnete sie, so daß nur das Licht vom Arbeitszimmer in den verdunkelten Nebenraum drang. Festen Schrittes ging der Butler hinein, und gleich darauf hörte man seine Stimme: „Ich habe es nicht getan!"

Sir Donald schüttelte den Kopf.

„Es ist gut", sagte Mr. Brown. „Kommen Sie wieder heraus, und dann geht der nächste hinein."

Der Diener John, der Gärtner, der Chauffeur, Jessie und die anderen Mädchen, sie alle betraten den Raum, sprachen jene Worte und kamen wieder heraus. Nichts war geschehen. Sir Donald machte ein ärgerliches Gesicht.

„Hände hoch!" brüllte der Detektiv, riß aus jeder seiner Rocktaschen eine Pistole und richtete sie auf die bestürzten Leute. Die Hände flogen nur so in die Höhe. Sekundenschnell überblickte Mr. Brown die Hände, dann steckte er die Pistolen ein und sagte: „Es ist gut. Jessie ist die Diebin! Warum haben Sie es getan, Jessie?"

Entsetzt starrte das Mädchen den Detektiv an, dann schlug es mit einem Schrei die Hände vors Gesicht. Fünf Minuten später hatte Jessie alle Diebstähle eingestanden.

„Ich wußte", klärte nachher Mr. Brown den Herrn des Hauses auf, „daß mit Ausnahme des Diebes jeder seine Hand auf den Kopf der Statue legen würde. Als sie dann die Hände in die Höhe hielten, sah ich sofort, daß nur Jessies beide Hände rein waren. Ich hatte nämlich den Kopf des Buddha mit Ruß beschmiert."

Humor

Vater und Sohn sind im schönen neuen Stuttgarter Strandbad, draußen in Hofen am Neckar. Es entspinnt sich im Wasser folgendes Gespräch: „Hermännle, hascht au scho dunkt?" — „Was moinscht, Bappele?" — „Obs d' au scho dunkt hascht?" — „Was moinscht, Bappele?" — „Obs bei Kopf scho onders Wasser dunkt hascht?" — „I verschtah de nette! Was moinscht, Bappele?" — „Herrschaft no emaol, Bue, sei do net so blitzdomm! Obs bei saudumme dreckete Riebeleskopf scho onders Wasser nadunkt hascht, du Jeesesblitz?" „Hano, freile, Bappe, sell han i scho lang!"

*

„Was sind denn das für winzige Portionen, Kellner, die ich bekomme. Der Herr dort drüben bekommt das Doppelte. Ich werde mich beim Geschäftsführer beschweren"

Kellner: „Das ist der Geschäftsführer, mein Herr."

*

„Hast du an Papa geschrieben?"

„Ja, Schatz!"

„Und um meine Hand gebeten?"

„Ja, Liebling!"

„Ich bin ängstlich, was Papa sagen wird. Du weißt doch, er kann dich nicht leiden. Und er wird so leicht wütend!"

„Hab' keine Angst, Liebling, es wird nichts geschehen. Ich habe den Brief vorsichtshalber nicht unterzeichnet!"

*

Lehrer: „Wer kann mir einen Satz mit teils — teils bilden?"

„Meine Eltern sind teils männlichen, teils weiblichen Geschlechts"

*

Schuhmacher: „Hier ist das bestellte Paar Stiefel für Ihre Polarreise. Darf ich fragen, wie Sie mit den letzten Stiefeln zufrieden waren?"

Nordpolfahrer: „Sehr gut! Es waren die besten, die ich je gegessen habe."

*

„Wie behagt es dir denn in deiner neuen Villa in der Gartenvorstadt?"

„Sehr gut! Wenn's draußen noch dunkel ist, muß ich allerdings aufstehen, um den Frühzug zur Stadt zu erwischen. Und abends komme ich erst wieder nach Hause, wenn alles dunkel ist. Und Sonntags schlafe ich durch. Aber neulich habe ich mir einen Tag Urlaub im Büro genommen!"

„Wozu?"

„Um mir einmal mein neues Heim bei Tageslicht zu besehen!"

„Der Farbenfilm soll in Hollywood nun so eine Vervollkommnung erreicht haben, daß sogar das Erröten naturgetreu wiedergegeben werden kann."

„Nun braucht man bloß in Hollywood noch Filmsterne, die das Erröten wieder lernen."

*

Untersuchungsrichter beim Verhör: „So etwas Verstocktes! — Nichts 'rauszukriegen aus dem Kerl! — An ihm scheitert meine ganze Kunst!"

„Nun, nun, Herr Untersuchungsrichter, verlieren Sie nur nicht gleich den Mut!"

*

Kaluweit aus Allenstein kommt nach Berlin und geht ins Café. Holt sich die Zeitung und bestellt raffinierterweise einen Sherry-Cobler, eisgekühlt. Der Ober bringt ihm das Getränk, aber Kaluweit aus Allenstein verweigert entrüstet die Annahme. „Nähmen Se gleich das Zeug zarück! Da stäckt ja 'n janzar Strohhalm drin!"

*

„Welche Bedeutung hat die grüne Farbe?" fragte die Lehrerin.

„Hoffnung!" rief ein Schüler.

„Richtig! Und Weiß?"

Niemand meldet sich. „Warum trägt die Braut am Hochzeitstage immer weiße Kleider, nun?"

Schweigen. „Weil Weiß die Farbe der Freude und des Glücks ist", erklärte die Lehrerin. Ein kleiner Junge erhebt sich: „Warum tragen denn die Männer immer schwarze Kleider?"

*

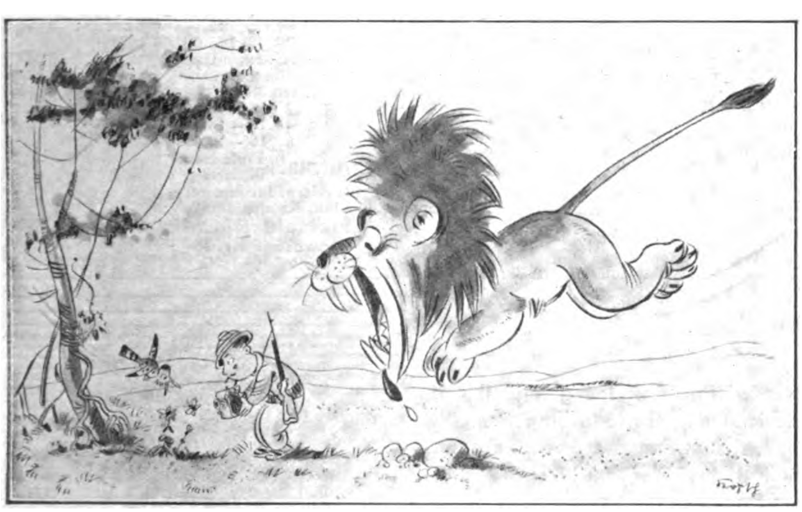
Der Strecke der englisch-indischen Eisenbahn entlang liegen kleine Stationen, die meist von eingeborenen Beamten bedient werden. Diese indischen Beamten haben strengen Befehl, nichts zu tun, ohne vorher bei der vorgesetzten Eisenbahninspektion anzufragen.

So lief eines Tages folgendes Telegramm ein: „Inspektionsbüro Singapore. Tiger auf Bahnsteig, frißt Bahnhofsportier. Bitte, drahtet Verhaltungsmaßregeln."

*

„Wenn zwei Leute täglich zehn Stunden lang Domino spielen und in jeder Minute viermal setzen würden, so könnten sie das genau hundertundachtzehntausend Jahre hindurch fortsetzen, ehe sie alle Kombinationen dieses Spiels erschöpft hätten."

„Fabelhaft! Aber die Schwierigkeit wird natürlich sein, zwei Leute zu finden, die wirklich soviel Zeit haben!"



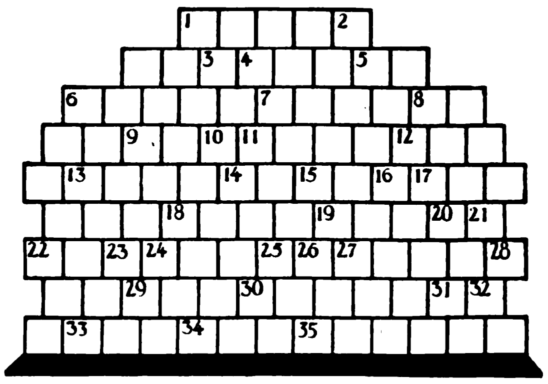
Drei Schnappschüsse

Zeichnung: Kopsch

RÄTSEL

Schachtelbaukasten

In den Baukasten sind Wörter nachstehender Bedeutung einzutragen. Bei richtiger Lösung ergeben die auf die Zahlenfelder entfallenden Buchstaben ein Zitat Goethes.



1. Schleuderunterbietung (7 Buchstaben), 2. Frauenname (4), 3. Nebenfluß des Amazonenstroms (3), 4. römischer Kaiser (4), 5. kleine Ansiedlung (3), 6. Stadt in Brandenburg (6), 7. Männername (6), 8. griechische Dichterin (6), 9. tiefster Punkt der Himmelskugel (5), 10. persönliches Fürwort (3), 11. schillerndes Glas (8), 12. Pilzart (9), 13. Körperteil (Mehrzahl) (5), 14. arabischer Titel (4), 15. Nebenfluß des Ob (7), 16. Möbelstück (5), 17. Hüftweh (7), 18. Rennbeginn (5), 19 Schleppfahrzeug (6), 20. Artikel (3), 21. Nebenfluß des Arno (3), 22. Vogel (4), 23. deutsches Schmuckmaterial (10), 24. Hausflur (3), 25. Freundin Goethes (5), 26. Hautfarbe (5), 27. Besonderheit der Webtechnik (7), 28. Badeort der Schweiz (5), 29. farblose Flüssigkeit (6), 30. Schiffsladung (7), 31. Wurfspeer (3), 32. Nutznießung einer Hinterlassenschaft (4), 33. Reinigungsgerät (5), 34. See in Finnland (5), 35. Gartenblume (6).

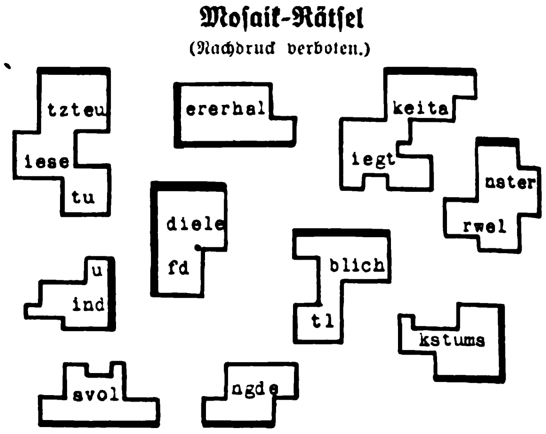
Silben-Ergänzungsrätsel

1. — bel	7. — na —	13. — stu —
2. — ter	8. — na	14 — ger —
3. — eg —	9. — sen —	15. — me —
4. — mer —	10. — tha —	16. — me —
5. — man —	11. — fel —	17 — ro
6. — buk —	12. — xen —	

Aus den Silben: ae — am — ar — bi — bild — e ei — erb — eu — ger — gras — he — her — land — le — li — long — low — mi — nai — ne — ne — pe — res — ret — ro — see — sis — stei — — strauch — tim — tu — wald — ze sind Wörter zu bilden, deren Mittelsilbe angegeben ist. Die Endbuchstaben von oben nach unten und die Anfangsbuchstaben in umgekehrter Richtung gelesen, ergeben einen Ausspruch des Führers. Die Wörter bedeuten: 1. Luftbilderscheinung, 2. Muse, 3. deutsche Olympiasiegerin im Skilauf, 4. oldenburgische Landschaft, 5. Gedichtform, 6. Stadt in Französisch-Sudan, 7. Turmart, 8. Stadt in Spanien, 9. Zierstrauch, 10. sagenhafter See auf Rügen, 11. amerikan. Schriftsteller, 12. Pilzart, 13. trichterförmige Flußmündung, 14. Höhenzug in Franken, 15. griech. Göttin, 16. deutscher Schlachtenmaler, 17. Stadt in Britisch-Ostafrika. (ch und st = ein Buchstabe.)

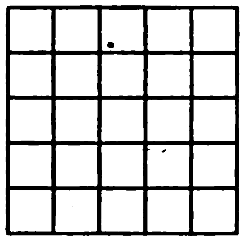
Mosaik-Rätsel

(Nachdruck verboten.)



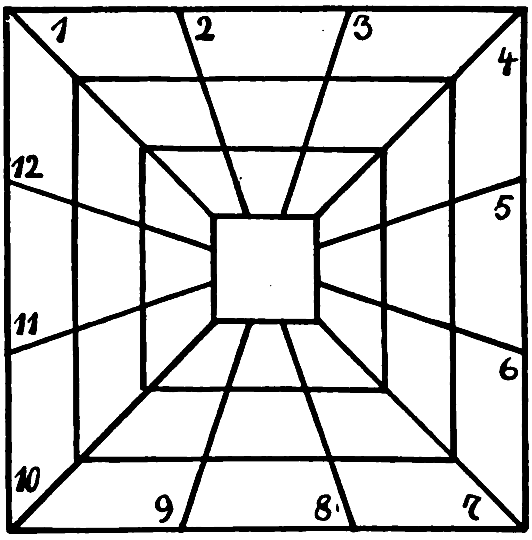
Die Mosaiksteinchen sind zu einem Rechteck zusammenzufügen. Bei richtiger Zusammenstellung ergibt sich fortlaufend von links nach rechts gelesen, ein Ausspruch des Führers. Die fettgedruckten Linien stellen die Umrandung des Rechtecks dar.

Magisches Quadrat



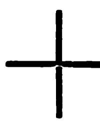
Die Buchstaben: a a a a b e e e e e e e e h l l l l n n n n n r t werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Nadelbaum, 2. Fläche, 3. Naturerscheinung, 4. räumlicher Begriff, 5. weibl. Vorname.

Füllrätsel



Es sind vierbuchstabige Wörter zu suchen, die alle den gleichen Endbuchstaben haben. Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben der Außenfelder den Namen eines treuen geistlichen Mitkämpfers des Führers. 1. Getreidespeicher, 2. altrömischer Sittenlehrer, 3. Geliebte des Leander, 4. Kanzel, 5. italienische Stadt, 6. Männername, 7. berühmter Strand an der Adria, 8. Fluß in Spanien, 9. Unterfeldherr Wallensteins, 10. Musikbesetzung, 11. Frauengestalt der griechischen Mythologie, 12 Stadt in Nevada.

Kreuz-Scharade

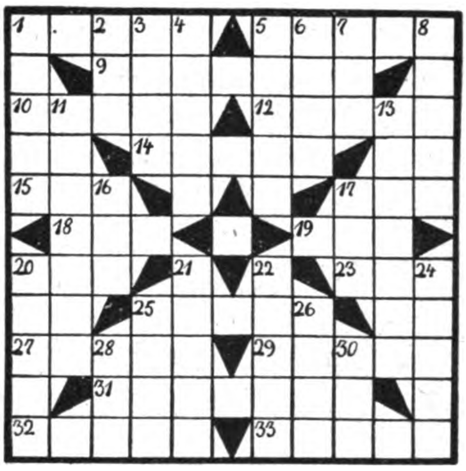


An Stelle der Zahlen sind Buchstaben zu setzen, die entstehenden Wörter bedeuten:

1 2 3 4	Papiermaß
1 3 2 4	Körnerfrucht
4 2 1 3	französische Anrede
2 4 3 1 3	Nebenfluß der Rhone
4 2 1	englische Anrede
3 2 4	Erfrischung
3 1 2 3 4 3 3	See in Kanada
1 2 3 4 3	sagenhaftes Wesen
1 3 2 4 3	Überlandfahrt
2 1 3	Inselbewohner
3 1 2 4	griechische Göttin
4 3 1 2 3	Zahlenfolge
2 4 2 4	ägyptische Göttin
2 4 3 1	Nebenfluß der Elbe

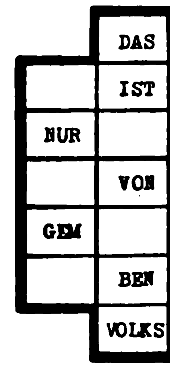
Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Schlingpflanze, 5. Frauenname, 9. Oper von Smetana, 10. geographischer Begriff, 12. griechischer Gesetzgeber, 14. Gebirge Südamerikas, 15. räumlich beschränkt, 17. weich gekocht, 18. arabisches Schiff, 19. Tugend, 20. Tierkadaver, 23. Wettvorschlag,



25. Sittenanschauung, 27. orientalischer Gruß, 29. landwirtschaftliches Gebäude, 31. Musikinstrument, 32. Bekannte französische Tageszeitung, 33. Bauchnarbe. — Senkrecht: 1. Gefühl der Zuneigung, 2. Abschiedsgruß, 3. Roman von Zola, 4. Kurort im Harz, 5. nordischer Dichter, 6. berühmter preußischer Kriegsminister im zweiten Reich, 7. Passionsdorf in Tirol, 8. Zahlengruppe, 11. Wundverband, 13. Huldigung, 16. Brennstoff, 17. ländl. Besitz, 20 Gebiet Vorderindiens, 21. Prosadichtung, 22. Stoffar[t] 25. Affenart, 26. Strom in Si[b] Gewicht. 29. Nebenfluß der Do[...]

Silben-Einscha[ltung]



Die Silben: deut — di — durch — ein — ein — heu — kör — le — le — ne — nicht — son — ster — und — volk sind so einzuschalten, daß sie mit den gegebenen Silben einen Ausspruch des Führer[s]

Lösungen der Rätsel

Silbenkreuz: 1—2 Giro, 2—3 Rodi[...] 4—5 Solo, 5—6 Lohe, 6—2 Hero, [...] rätsel: 1. Riemen, 2. Apotheose, [...] 5. Helgoland, 6 Telemach, 7. Odenw[...] ment, 10. Schwan. „Rauchtobas." [...] b) Panier, c) Spanier; 2. a) U[...] 3. a) bis, b) Kant, c) Diskant; 4. [...] weh; 5. a) Steig, b) er, c) Steig[...] c) Montage. ✱ Kreuzworträtsel: [...] 5. Illo, 7. Gast, 10. Gift, 11. Am[...] 15. Tran, 16. ego, 17. Stolp 19. U[...] 28. Loti, 29 Saar, 30. Pest 31 [...] — Senkrecht: 1. Alfons, 2. rot, [...] 6. Ilia, 8. Sole, 9. Trog, 12. Sta[...] 18. Peleus, 20. Hose, 21. Ural, 23. [...] 27. Uran, 30. Pau. ✱ Arithmetik: 7[...] 72, 73 — 78 — 77. ✱ Rätselgleichu[ng ...] C) Genf, D) Theoderich, E) The[...] Schenke, I) Bruno, K) Ebro, L) Ste[...] Deutschen Kunst." ✱ Silbenrätsel: [...] 3. Rothenburg, 4. Dido, 5. Arauk[...] thek, 8. Epidermis, 9. Stettin, 10. [...] 12 Insterburg, 13 Lieferant, 14. [...] 16. Ulster, 17. Spelunke, 18 Santi[...] muß oft das Bitterste kosten." ✱ [...] Taebris, 3. Narkose, 4. Eismeer. ✱ [...] Arrestant, Schande, Wachtel, Geln[...] perschlange, Fernamt, Samland, L[...] Schachteln klappern am lautesten." [...] ein schlichter Landmann nur, doch [...] Spur der ganze Reichtum der Nat[...]

Begegnung in Tripolis

Novelle von Werner P. Töfflinger

Es liegt noch nicht ganz ein Jahr zurück. Ich hatte damals einen Plakatauftrag gut honoriert bekommen und mir vorgenommen, von dem Geld eine Seereise nach Norwegen zu machen, als mich eines Tages ganz überraschend ein Brief meines Freundes Hellgrewe erreichte.

Er hatte seit endlos langer Zeit nicht mehr geschrieben und fragte an, wohl mehr im Scherz als im Ernst, ob ich nicht Lust hätte, Pinsel und Kohlestift beiseitezulegen und ihn in Tripolis zu besuchen. Er hätte sich dort eine sichere Lebensstellung erarbeitet und würde sich freuen, ein bekanntes Gesicht wiederzusehen.

Ich ließ mir die Aufforderung durch den Kopf gehen. Ein wenig trieb mich wohl auch die Neugierde, gleichzeitig Nordafrika kennenzulernen. Und eines Tages packte ich kurzentschlossen meine Koffer.

Ich bereute es nicht. Die Überfahrt war herrlich. Wie in einem bunten Traum erlebte ich die Wunderwelt Siziliens, den ewigen Glanz des Mittelmeeres. Als ich, benommen von den Eindrücken der Reise, in Tripolis von Bord ging, kam mir ein Herr in einem blütenweißen Leinenanzug entgegen.

Es war Hellgrewe, hager und braungebrannt. Er begrüßte mich herzlich. Ein wenig schien er mir zwar gealtert, seitdem er damals vor fünf Jahren als junger Bergwerksingenieur in die Fremde gezogen war. Doch nach wie vor war er der gleiche liebenswürdige Gesellschafter und Gastgeber, und schnell fühlte ich mich bei ihm wie zu Hause.

Wir tauschten Jugenderinnerungen aus und machten gemeinsam Streifzüge durch die malerische Umgebung. Außerhalb der Stadt besaß Hellgrewe ein kleines Häuschen, einen Bungalow im Kolonialstil. Durch die hohen Blütenstengel zahlloser Agaven im Garten strahlte das Meer zu uns herauf, tintenblau oder golden überhaucht von der Glut der untergehenden Sonne.

Eines Abends saßen wir zusammen auf der Terrasse. Wieder einmal hatten wir von Vergangenem geplaudert und genossen den Frieden der sacht hereinbrechenden Dämmerung, als sich Hellgrewe plötzlich erhob und gespannt auf den schmalen Uferweg hinabstarrte.

Unter uns zog, in eine Wolke von Staub gehüllt, träge ein Trupp Ziegen vorüber. Dahinter folgte ein Auto, ein wackeliges Gefährt, über und über mit Blechgeschirr beladen. Am Steuer saß ein baumlanger Kerl mit einem gutmütigen Kindergesicht und unverkennbar slawischen Zügen. Neben ihm, ein wenig zurückgelehnt, ein schmächtiger einarmiger Herr.

Hellgrewe hatte sich vorgebeugt. Ein fast zärtliches Lächeln spielte um seinen Mund. Die Hand zum Gruß hebend, murmelte er einen Namen, winkte. Aber ehe er sich noch bemerkbar machen konnte, war die seltsame Karawane unten schon vorüber.

Ich wollte fragen, neugierig gemacht durch seinen jähen Stimmungswechsel: Irgend etwas an dieser kleinen Szene mußte ihn mit Freude, aber auch gleichzeitig mit Unruhe erfüllt haben. Doch Hellgrewe ließ sich Zeit. Er deutete zwar an, daß der kleine, einarmige Herr einmal eine Rolle in seinem Leben gespielt hatte. Aber, merkwürdig ernst, hielt er mit seinem Bericht zurück und erst als die Sonne hinten im Meer verschwunden war, als man uns Kaffee auf die Terrasse herausbrachte, bekam ich die Geschichte des Einarmigen zu hören.

„Es war in den Basaltbrüchen bei Far-el-Dhir", begann Hellgrewe, „vor vielleicht vier Jahren. Ich hatte damals Sprengungen für die italienische Regierung zu leiten und suchte Leute. Über alle Erwartungen schnell hatte ich eine brauchbare Mannschaft zusammen. Da meldete sich im letzten Augenblick ein kleiner Herr bei mir, schmalschultrig und unansehnlich, und bat, mit seinen zwei Begleitern in unsere Sprengkolonne aufgenommen zu werden.

Er stellte sich als Leutnant Popoff vor, der während der russischen Revolution unter General Wrangel gegen die Bolschewiki und später als spanischer Legionär in Marokko gekämpft hatte. Seine Begleiter waren gleichfalls Russen, hünenhafte Kaukasier, zwei Brüder von frappierender Ähnlichkeit.

Ich ließ mich von der gewandten sicheren Art des kleinen Leutnants gefangennehmen. Vielleicht hatte mich auch seine wechselvolle Lebensgeschichte beeindruckt. Jedenfalls stellte ich noch am gleichen Tag das merkwürdige Kleeblatt ein.

Wir merkten bald, daß die drei wie Verschworene zusammenhingen. Der kleine Leutnant Popoff war ihr Anführer und Sprecher. Bei hundert Gelegenheiten am Tag bewiesen sie ihm ihren Respekt.

Leider hatten die beiden Kaukasier verschiedene Untugenden. Sie arbeiteten unermüdlich, wie Pferde, waren zäh und genügsam. Allein das Leben hier draußen hatte sie zu Landsknechten in Arbeitskitteln werden lassen. Sie liebten den Trunk und das Kartenspiel. Mehrmals war es schon zu Reibereien mit den eingeborenen Arbeitern gekommen. Die Schuld lag jedesmal auf seiten der beiden Brüder. Schließlich, als von neuem ein hitziger Streit ausbrach, wußte ich mir keinen anderen Rat, als die beiden fristlos zu entlassen. Ich holte mir Popoff und erklärte ihm, daß seine Begleiter noch heute ihr Bündel schnüren könnten

Der kleine Leutnant erwiderte nichts. Die schmächtigen Schultern gestrafft, totenblaß und still, hörte er das Urteil an. Er verneigte sich und ging. Am Abend fand ich einen Brief in meinem Zimmer vor. Popoff bat hierin gleichfalls um seine Entlassung. Er gehöre zu seinen Landsleuten und könne es nicht mit seiner Offiziersehre vereinbaren, frühere Kriegskameraden im Stich zu lassen.

Ich redete ihm zu. Aber er schwieg. Schließlich, als keinerlei Vermittlungen halfen, wurde ich schwankend und zog die Kündigung zurück. Schon eine Stunde später erschienen die beiden Brüder in meinem Büro. Sie wüßten, daß sie Leutnant Popoff alles zu verdanken hätten, murmelten sie, augenscheinlich zerknirscht. Sie würden sich von nun an zusammenreißen, und sie gelobten bei allen Heiligen, irgendein gutes Werk zu tun.

Sie waren grob und ungeschlacht, doch gutmütig und fromm wie Kinder. Ich ermahnte sie, von jetzt ab besser auf die Lagerordnung zu achten, und schickte sie hinaus, ohne daß mir der Gedanke kam, sie könnten eines Tages ihr Gelöbnis verwirklichen.

Doch bald bot sich Gelegenheit, bei der sie mir die Wahrheit ihrer Worte, allerdings auf eine sehr tragische Weise, bestätigten. Oben am Hang machte uns eine Felsspitze sehr zu schaffen. Die letzten Sprengungen waren mißglückt und hatten die Gesteinswand unterhöhlt, so daß die Felsspitze jeden Augenblick abzubrechen drohte. Unser Anmarschweg zur Arbeitsstelle war gefährdet. Mir blieb nichts anderes übrig, als vorerst die Arbeit einzustellen und zum Hauptlager zu fahren und mir Anweisungen zu holen.

Diese Tatsache nahmen die beiden Brüder als Anlaß zu einem tollkühnen Entschluß. Ich fuhr sehr spät, blieb also über Nacht fort. Als alle im Lager schliefen, stahlen sich die beiden Brüder heimlich davon. Popoff, der in dieser Nacht Dienst tat, bemerkte ihr Verschwinden, als er die Runde machte und die Tür zum Magazin angelehnt fand. Er schöpfte augenblicklich Verdacht. Und als er das Fehlen mehrerer Pakete Sprengstoff gewahrte, zögerte er nicht, den beiden in die Berge zu folgen.

Es mußte kurz nach Mitternacht gewesen sein, ich passierte mit dem Motorrad gerade den Engpaß, der zu unserem Lager hinabführte, ärgerlich, daß meine Unterredung mit dem Chefingenieur ergebnislos verlaufen war, und voller Bedenken, wie ich in den nächsten Tagen meine Leute beschäftigen sollte, als mich ein kurzer Knall aufhorchen ließ.

Das nervenreizende Gekläff der Schakale verstummte. Ich bremste. Da sich der Knall nicht wiederholte, glaubte ich, durch den Flintenschuß eines eingeborenen Jägers genarrt worden zu sein, und fuhr weiter.

Gleich darauf jedoch zerriß eine Reihe ohrenbetäubender Detonationen die Ruhe der Nacht. Eine dumpfe erdbebenartige Erschütterung pflanzte sich durch den Boden fort, ein Trommeln und Dröhnen folgte, als würden schwere Kisten mit Riesenfüßen vorwärtsgestoßen Dann herrschte Totenstille.

Ich weiß nicht mehr, wie ich damals zu Tal kam. Benommen von der Ahnung, daß durch irgendeinen verbrecherischen Leichtsinn unser Magazin in die Luft gesprengt worden war, raste ich blindlings durch die Nacht. Als ich schließlich, zerschunden und zerkratzt von den Dornen, die in den Bergen alle Pfade überwuchern, das Lager erreichte, umfing mich heillose Verwirrung.

Das Unmögliche war geschehen!

Die Felsspitze war gesprengt. Der Anmarschweg zu unserer Arbeitsstätte wieder frei geworden. Während mir die Leute bestürzt Bericht erstatteten, erschien Gregor Bratus, der eine der Brüder.

Leichenblaß, ein kleines Ikonenbild, wie es alle russischen Soldaten früher zu tragen pflegten, gegen die keuchende Brust gepreßt, schleppte er sich heran

Geistesabwesend, wich er allen Fragen aus Mit irren Augen spähte er durch die Finsternis, als hätte er irgend etwas verloren oder hoffe, hier in unserem Kreis jemanden wiederzusehen. Erst als ich beschwichtigend auf ihn einsprach, begann er zögernd, Wort für Wort aneinanderreihend, von dem Unglück zu berichten.

Die Sprengung sei zu früh erfolgt, stammelte er. Sein Bruder und Leutnant Popoff seien von den Felsstücken erschlagen worden. Aber er allein hätte alles verschuldet. Er schlug sich vor die Stirn, murmelte unverständliche Worte und wankte wieder in die Nacht hinaus.

Wir hatten weder Blendlaternen noch Pechfackeln. So gut es uns gelang, suchten wir trotz der dichten Finsternis das zerklüftete Gelände ab. Erst einige Stunden später, als ich im Morgengrauen mit einer zweiten Suchkolonne aufbrach, um die Verunglückten zu bergen, sah ich den kleinen Leutnant.

Er war nicht tot. Er lebte. Wir winkten, doch er schien uns nicht zu bemerken. Mehr kriechend als gehend kam er auf uns zu. Als wir dicht vor ihm standen, erkannten wir, daß er seinen erschlagenen Kriegskameraden hinter sich herschleppte.

Er selbst war schrecklich zugerichtet, doch bei vollem Bewußtsein.

„Jetzt werde ich doch Krämer werden müssen", lächelte er, auf seinen verstümmelten Arm weisend. Er verbiß heldenhaft seinen Schmerz. „Immer habe ich gehofft, noch einmal kämpfen zu dürfen — kämpfen..." Er schluckte. Mitten im Wort brach er vor uns bewußtlos zusammen.

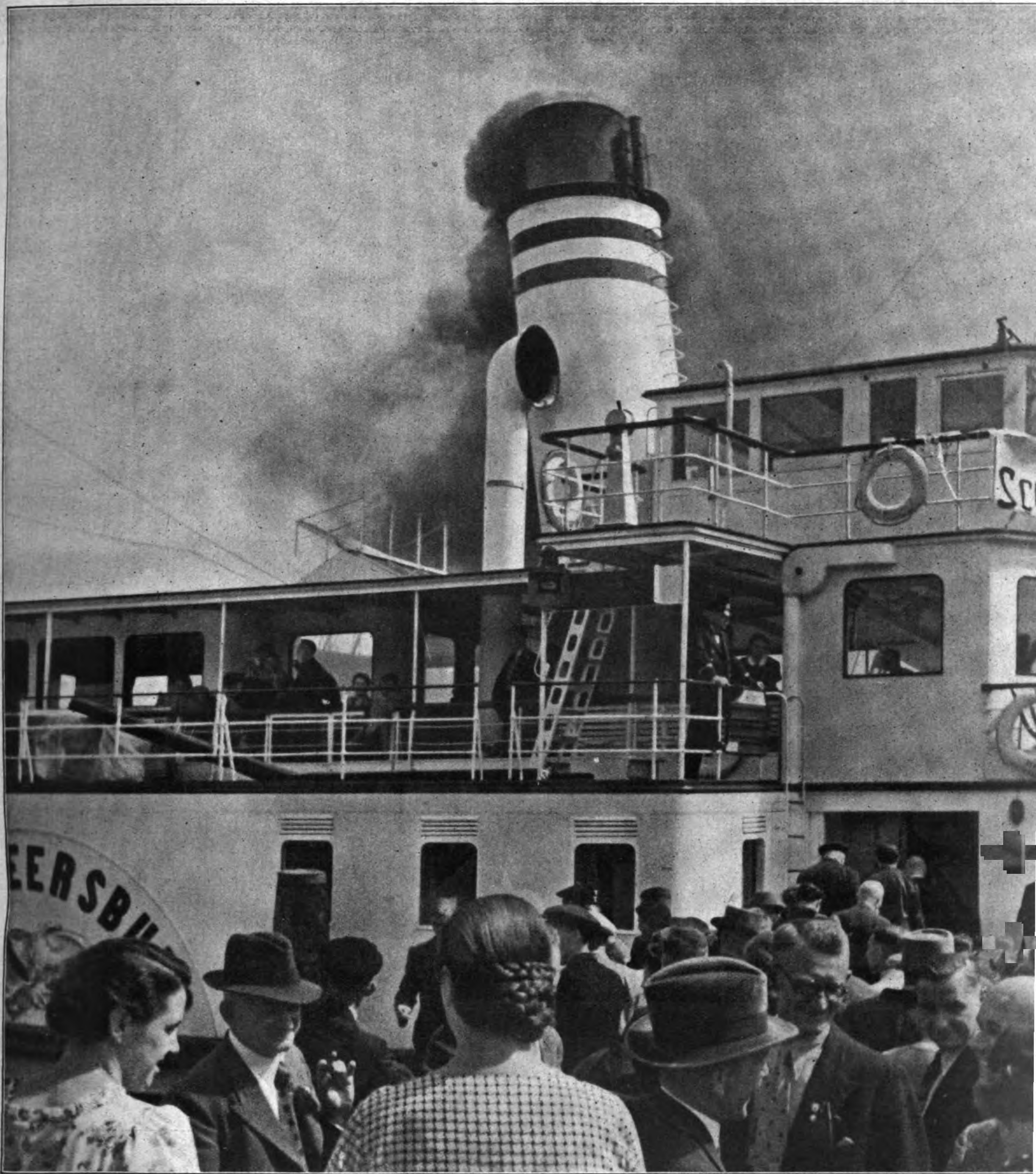
„Der Schluß ist eigentlich alles andere als dramatisch, eher rührend und ein Beweis, auf welche seltsame Art das Leben oft Menschen aneinanderschmiedet", sagte Hellgrewe nach einer Pause. „Wir schafften den kleinen Leutnant Popoff damals sofort nach Tripolis in das Militärlazarett. Gregor Bratus stellte sich selbst der Polizei. Er beteuerte immer wieder, er hätte nur aus Dankbarkeit ein gutes Werk tun wollen, aber Gott hätte ihn gezüchtigt und ihm den Bruder genommen.

Doch am tiefsten schien ihn zu schmerzen, daß Popoff durch seine und seines Bruders Schuld zum Krüppel geworden war. Vielleicht spürte er als alter Soldat am besten, was es hieß, auf diese Art zugerichtet worden zu sein.

Als er nach drei Jahren aus dem Gefängnis entlassen wurde, suchte er den kleinen Leutnant auf, der die Vertretung eines Blechwarengeschäftes übernommen hatte, und bat, bei ihm bleiben zu dürfen.

Vor einigen Monaten sah ich die beiden zum ersten Male wieder, den Riesen und den schmächtigen Leutnant. Sie haben auf eine neue Art Freundschaft geschlossen und sind bescheidene herumziehende Kaufleute geworden."

Hellgrewe schwieg. Langsam stemmte er sich vom Stuhl hoch. Ein kühler Wind wehte vom Meer her und fing sich in den Wipfeln der Palmen. „Vielleicht verstehst du jetzt", sagte er lächelnd, „daß ich in vielem ein anderer geworden bin. Man lernt sein Leben mit neuen Augen sehen, aber man lernt auch seine Heimat stärker lieben", fügte er leise an, und versonnen starrte er auf den Uferweg hinab, der jetzt schwarz und verlassen unter uns lag.



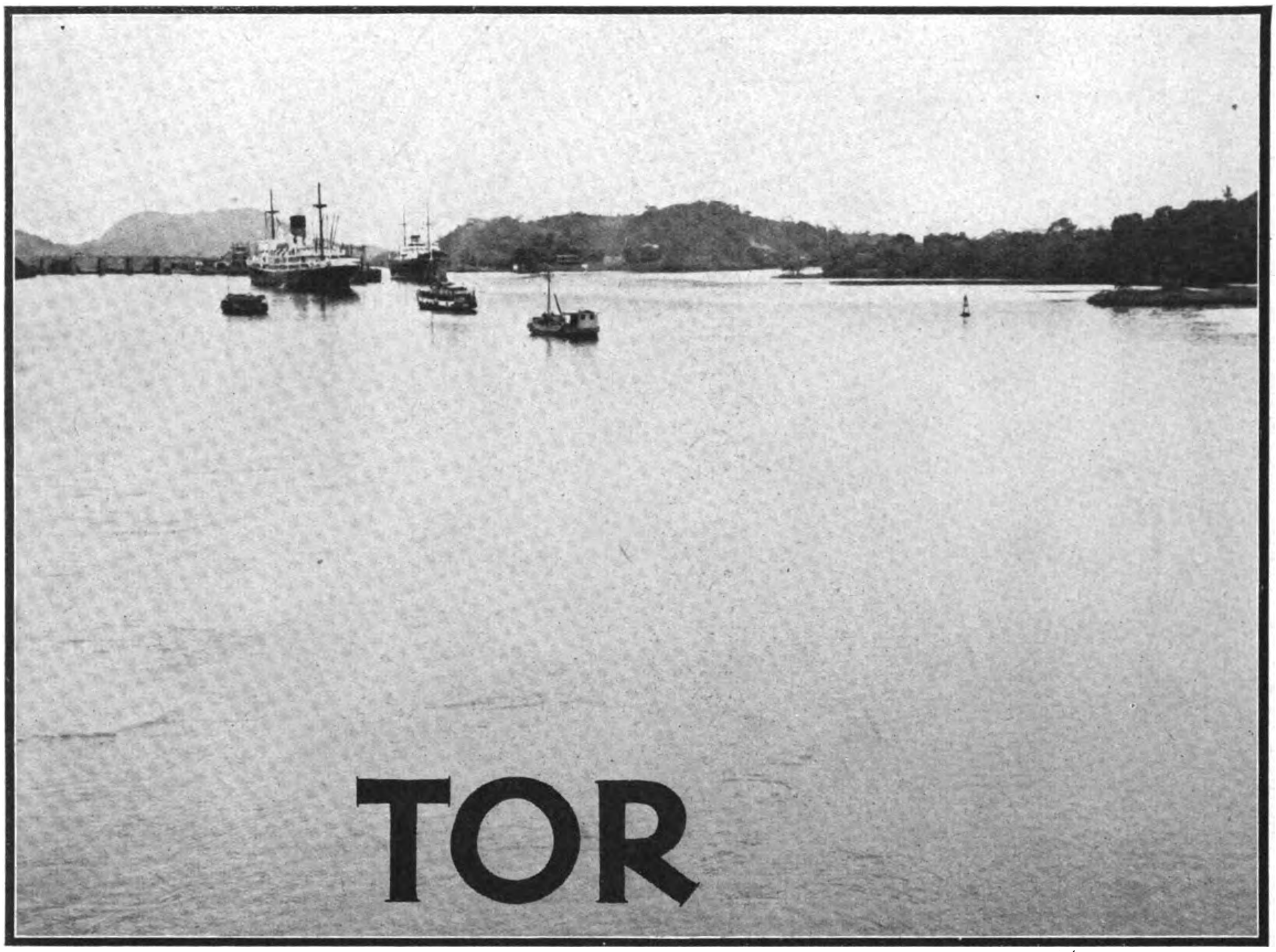
Die Belegschaft eines ganzen Betriebes, Arbeiterin, Direktor, Portier, Stenotypistin, begeben sich an Bord eines modernen Bodenseedampfers zu einer lustigen Fahrt um den schönen Bodensee.

Freude an Bord



Rechts:
Immer weiter bleibt die Anlegestelle zurück, bald wird es nur noch ein schmaler Streifen sein und dann tänzeln Luft und Freude über die Planken. Zur Mahlzeit werden Bodenseefelchen mal an der „Quelle" gegessen.

Aufnahmen: Bayer. Bildbericht Fischer.



TOR ZWISCHEN ZWEI OZEANEN

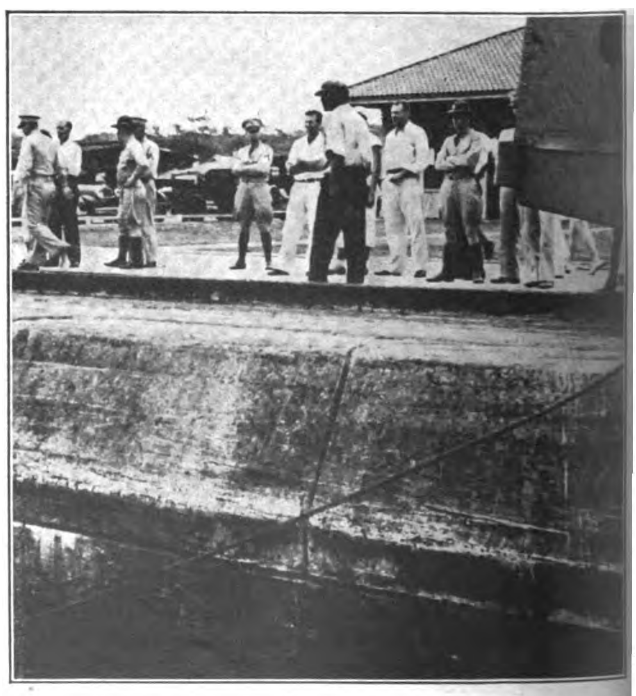
Das Bild stellt das Ende des Panamakanals auf der pazifischen Seite dar; links sieht man noch die Eckpfeiler der gewaltigen Pieranlagen der Stadt Panama.



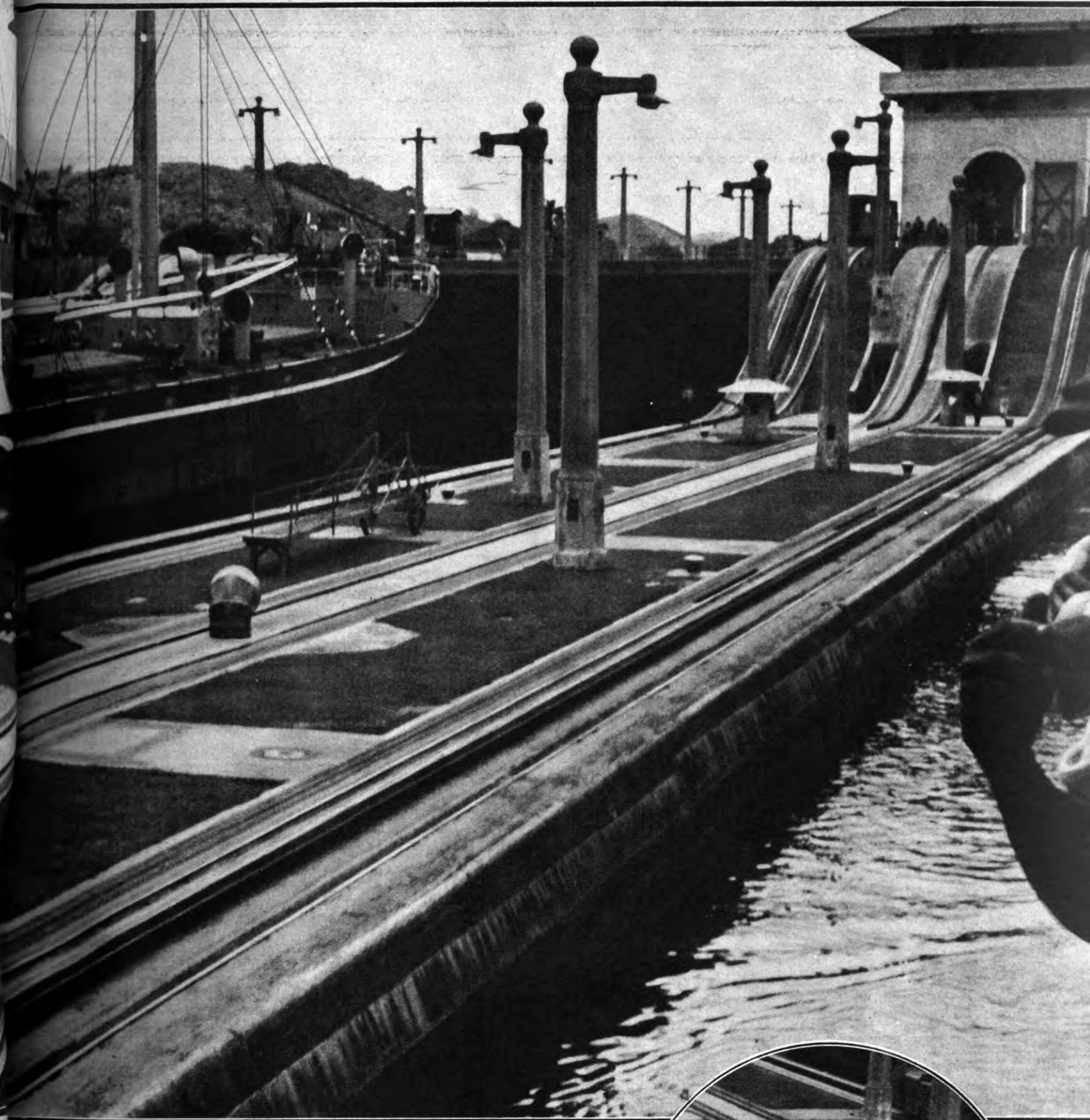
Panama



In diesen Häusern, hart an den Schleusen des Panamakanals, wohnen die Verwaltungsbeamten, Ingenieure und Arbeiter; der Kanal ist ein sehr kostspieliges Unternehmen, das jährlich 8 Millionen Unterhaltungskosten verschlingt.

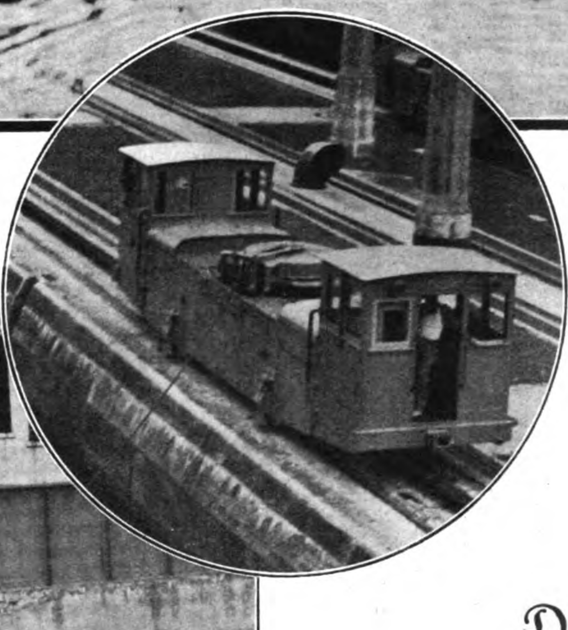


Die Kanaltruppe steht Tag und Nacht auf Posten. Wer innerhalb der Schleusenanlagen das Schiff verlassen will, wird sofort von den Wächtern in Empfang genommen, denn — man kann nie wissen!



Die „Eisenbahnstraßen". Eine Schleuse dient zur Fahrt nach dem Atlantik, durch die andere kommen die Schiffe von dort; man begegnet sich zwischen Dämmen.

Sämtliche Aufnahmen: Bernd Ruland.





Links: Da d… über … liegt, … durch … senan… Kana… der … auf … werd… durch… sen. … der … schen… Schi…

Links:
Die Pumpanlagen des Panamakanals sind wohl die gewaltigsten der Welt. Sie sind gleichzeitig so angelegt, daß sie notfalls auch dazu verwendet werden können, die gewaltigen Sperrvorrichtungen in Betrieb zu setzen.

Der 81 kn… verbind… dem Stillen … tung liegt in… kürzung des … beiden Küste… schen den n… und der W… Neben seine… besitzt der K… gische Bede… weil die au… Kriegsflotte … einigt werd… des Kanals … gen an de…

t auf Posten. Wer … assen will, wird sofort … denn — man kann …

Mitten im Lärm
der japanischen Großstadt...



Die Japaner sind außerordentlich wißbegierig, was zur angenehmen Folge hat, daß die Büchereien gute Geschäfte machen. Schon für wenige Yen kann man sich in Japan eine Bibliothek zusammenkaufen



Ein Shakuhachi-Spieler auf der Ginza in Tokio. Sein Gesicht ist unter einem großen Korb verborgen, während er das klarinettenartige Instrument spielt und Almosen sammelt



Links: Auf der Ginza in Tokio. Schaffnerin zu sein, ist ein sehr einträglicher Beruf für junge Mädchen; sie verstehen aber auch den „Dienst am Kunden", wie das Bild zeigt.

Die Ginza in Tokio könnte ebensogut die Straße einer europäischen Hauptstadt sein, wenn nicht einiges in dieser Millionenstadt sich erhalten hätte, was typisch japanisch ist. Überhaupt: Tokio! Da sieht man junge Arbeiterinnen auf dem Dachgarten einer Spinnerei während der Freizeit Tennis spielen und ein paar Schritte weiter begegnet man Frauen mit Holzsandalen, die in der sogenannten Obi ihre Kinder wie vor vielen hundert Jahren auf dem Rücken tragen.



Idyll mitten im Lärm der Großstadt auf der Ginza in Tokio. Kleiner Japanjunge mit einem Kanarienvogel

Aufnahmen: Mauritius (Henle)

Verlag: **Franz Eher Nachf., G. m. b. H.**, München 22, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12—2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Bern III 7205; Warschau 194121, Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968; Den Haag 211846; Paris 190066; Brüssel 350797. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49, Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße; Swiss Bank Corporation, West End Branch, 11c, Regent Street, Waterloo Place, London S. W. 1. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39-41, Fernruf 20755 u. 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden.
[A B C D E F]　D.A. II. Vj. 1937: über 685000 Stck. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg
Danzig 30 Guldenpfennig

12. JAHRGANG / FOLGE 31 / DONNERSTAG

IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. M



Im Hause Wahnfried zu Bayreuth.
Der Führer und die Enkelin Richard Wagners, Tochter von Frau Winifred Wagner.

Aufnahme: Heinrich Hoffmann

Die SS erhält in Riem bei München ihre Hauptreitschule

In Anwesenheit der Ehrenabordnungen aller Gliederungen der Partei, Abordnungen der Wehrmacht und Behörden fand an festlich geschmückter Stätte die feierliche Übergabe der schönen Turnieranlage statt.



SS-Brigadeführer Christian Weber, der Präsident der Reichsorganisation „Das Braune Band von Deutschland", begrüßt vor der feierlichen Übergabe der SS-Hauptreitschule den SS-Führer Heinrich Himmler.



Rundgang durch die vorbildlich eingerichtete SS-Hauptreitschule.



Auf dem Wege zur neuen Turnieranlage in München-Riem haben schmuckgekleidete Ehrenjungfrauen Aufstellung genommen.

Sämtliche Aufnahmen: Heinrich Hoffmann



Zwischen Hakenkreuzfahnen, Wimpeln und aufragenden, mit Tannengrün geschmückten Pfeilern fand der feierliche Akt der Übergabe der SS-Hauptreitschule statt.



Die entscheidenden Sekunden vor dem Ziel:
„Blasius" unter Jockey W. Held (siehe oben im Kreise) hat mit der auf dem Bild an dritter Stelle liegenden „Iniga Isolani" die Gerade herunter um die Führung gekämpft, als 100 m vor dem Ziel der beste französische Hengst „Batellor" unter dem berühmten Jockey Bridgeland herausschießt. Jockey W. Held hat aber für die letzten Meter noch so viel Reserve aufgespart, um „Blasius" freizumachen und als Erster durchs Ziel zu gehen.



Das größte und bedeutendste pferdesportliche Ereignis des Jahres:

DAS BRAUNE BAND IN MÜNCHEN

Sämtliche Aufnahmen: Bayer. Bildbericht-Fischer.

Links:
Präsident Christian Weber, der Schöpfer des Braunen Bandes und Wiedererwecker des deutschen Rennsports und der deutschen Vollblutzucht im Führerring vor dem großen Rennen.



„Blasius"
läßt sich, der verdienten Siegerehrung bew[...] mann den Lorbeerkranz um den Hals h[...] Tier scheint sich zu freuen, daß der Preis im Lande bleibt.



Die Mitglieder des Kuratoriums für „Das Braune Band" auf der Ehrentribüne. In der Mitte: Reichsleiter Max Amann; links davon, neben dem Mi[...] Schaub, ganz links: Gauleiter Wagner; vor ihm: Reichsschatzmeister Schwarz; rechts außen im Bild: Reichsaußenminister Frhr. von Neurath al[...]



Nach dem Rennen auf dem Nürburgring um den Großen Preis von Deutschland empfing der Führer im Haus „Wahnfried“ in Bayreuth den Sieger Rudolf Caracciola und Manfred von Brauchitsch, der den zweiten Platz errang.
Von links: von Brauchitsch, Reichspropagandaminister Dr. Goebbels, Caracciola, Adolf Hitler.
Aufnahmen: Heinrich Hoffmann



Der Führer weilt während der Festspiele in Bayreuth.
Die Aufnahme zeigt den Führer und Dr. Goebbels bei der Erledigung von Staatsgeschäften.

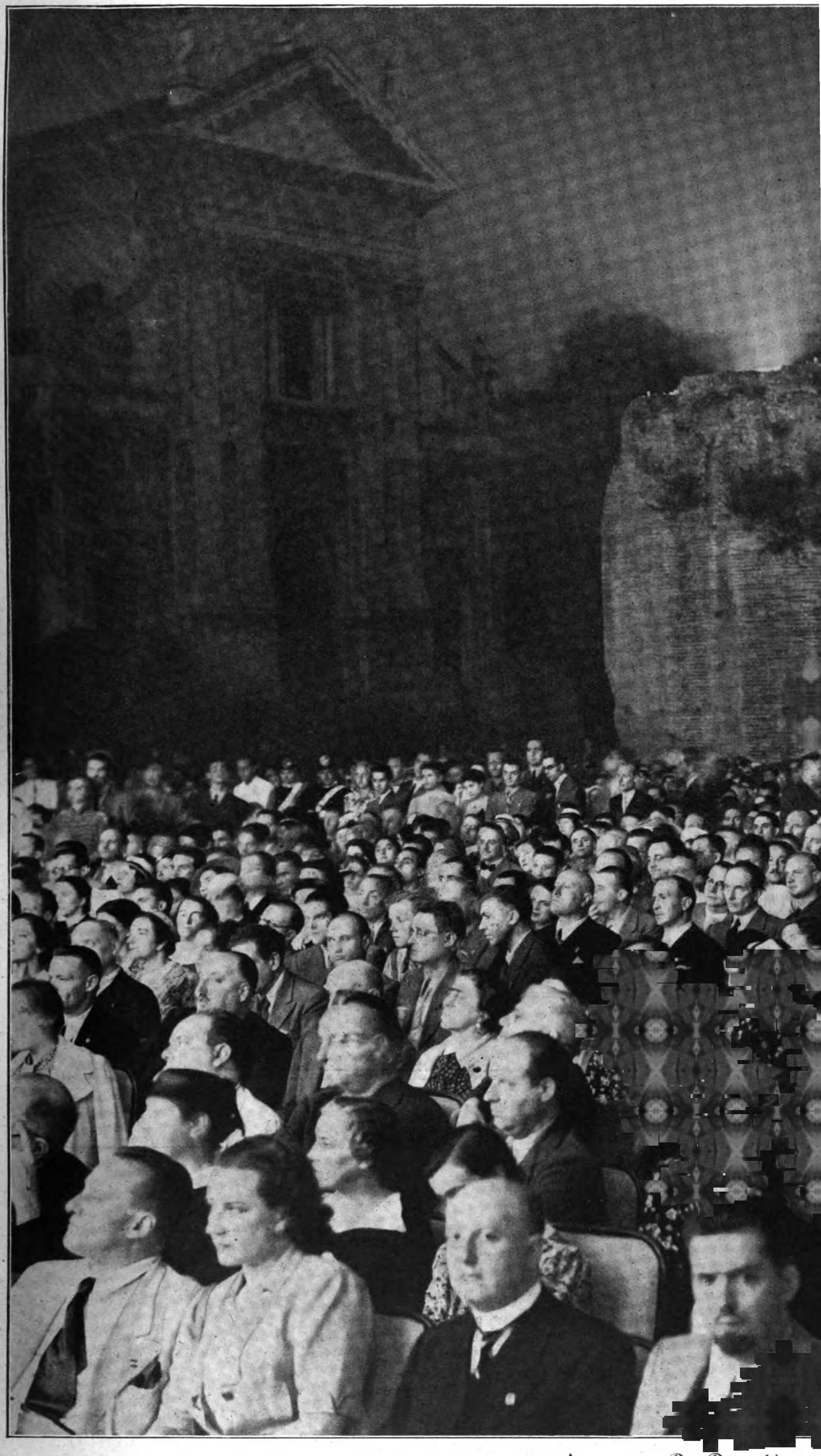


„...b“ in Bayreuth den Sieger Rudolf Caracciola

Hitler.



...häften.



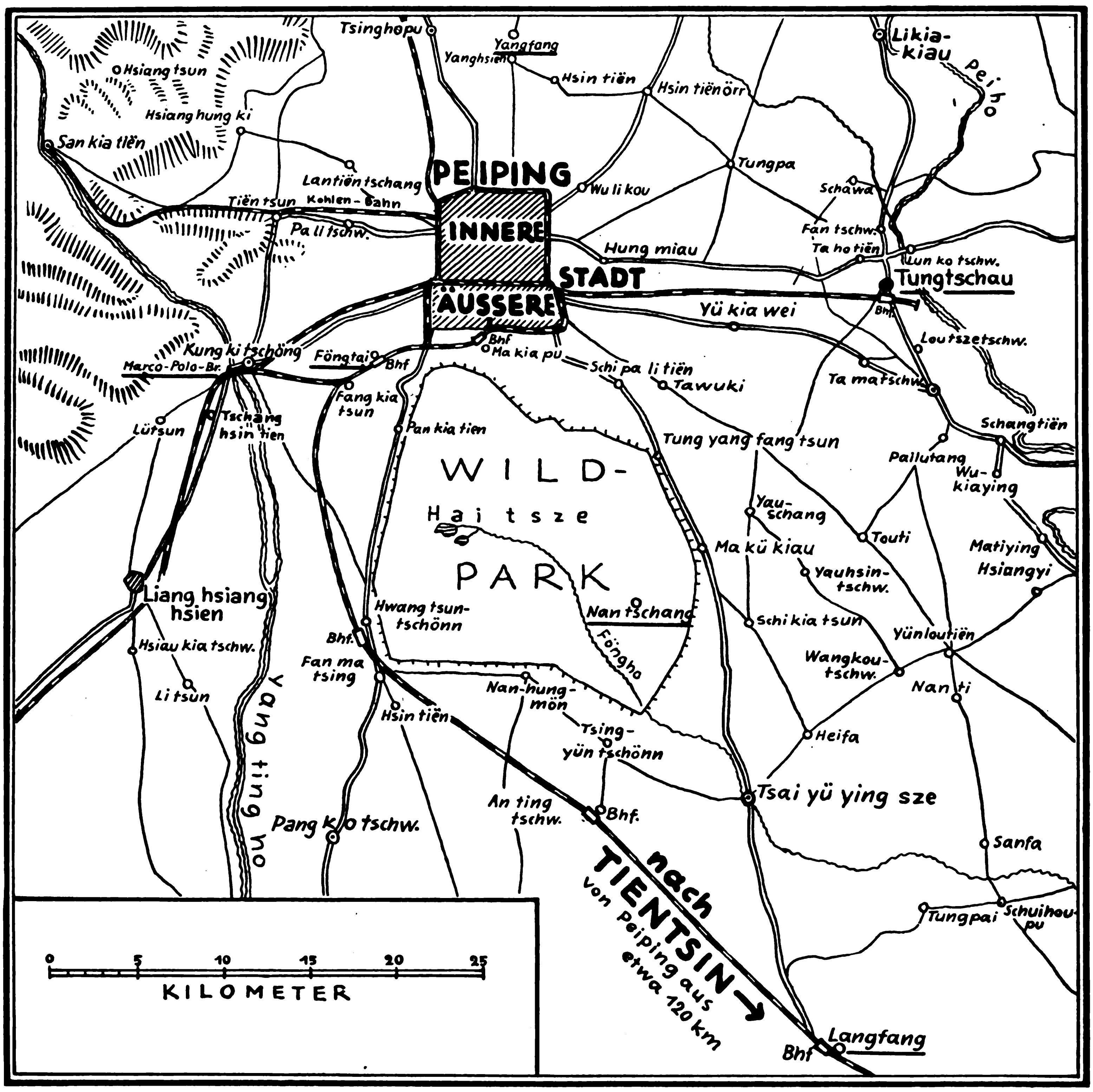
Der Duce als Zuhörer bei einem Konzert in der Basilika von San Massenzio, wo die großen **Freiluftkonzerte** des römischen Philharmonischen Orchesters des Augusteo stattfinden. **Unerwartet** ist Mussolini mit dem Propagandaminister Alfieri (rechts vom Duce) erschienen und hat sich unter die Zuhörer gemischt.

Der Duce als unerk

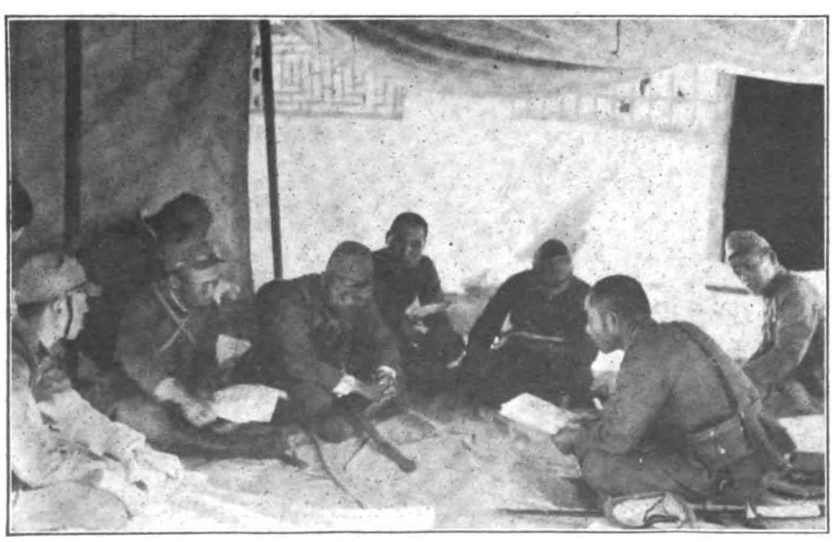
Die beiden Pfeile, die auf die
bezeichnen den Platz des itali

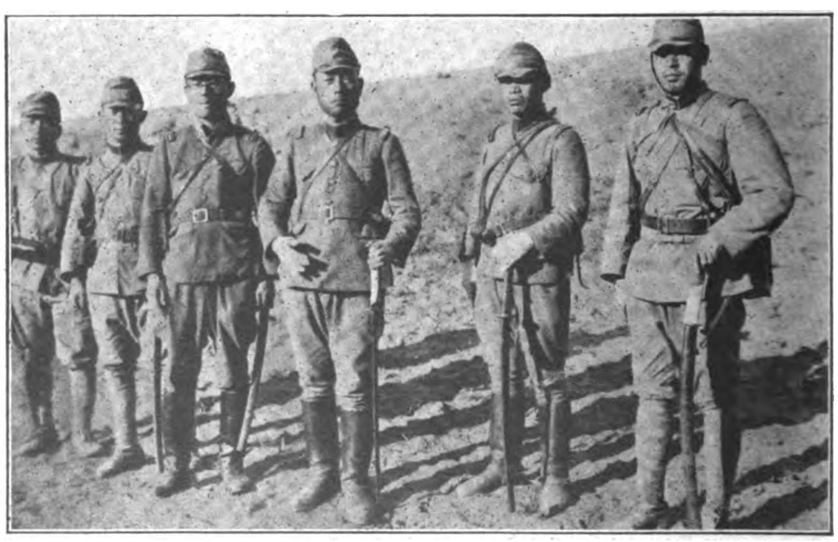
Aufnahme Heinr

Zu den Kämpfen im Fernen Osten



Übersichtskarte von Peiping und seiner näheren Umgebung.





Die japanischen Streitkräfte Tsutsuis an der Front.

Im Zeltlager des Kommandeurs Tsutsui (rechts, ohne Kopfbedeckung).

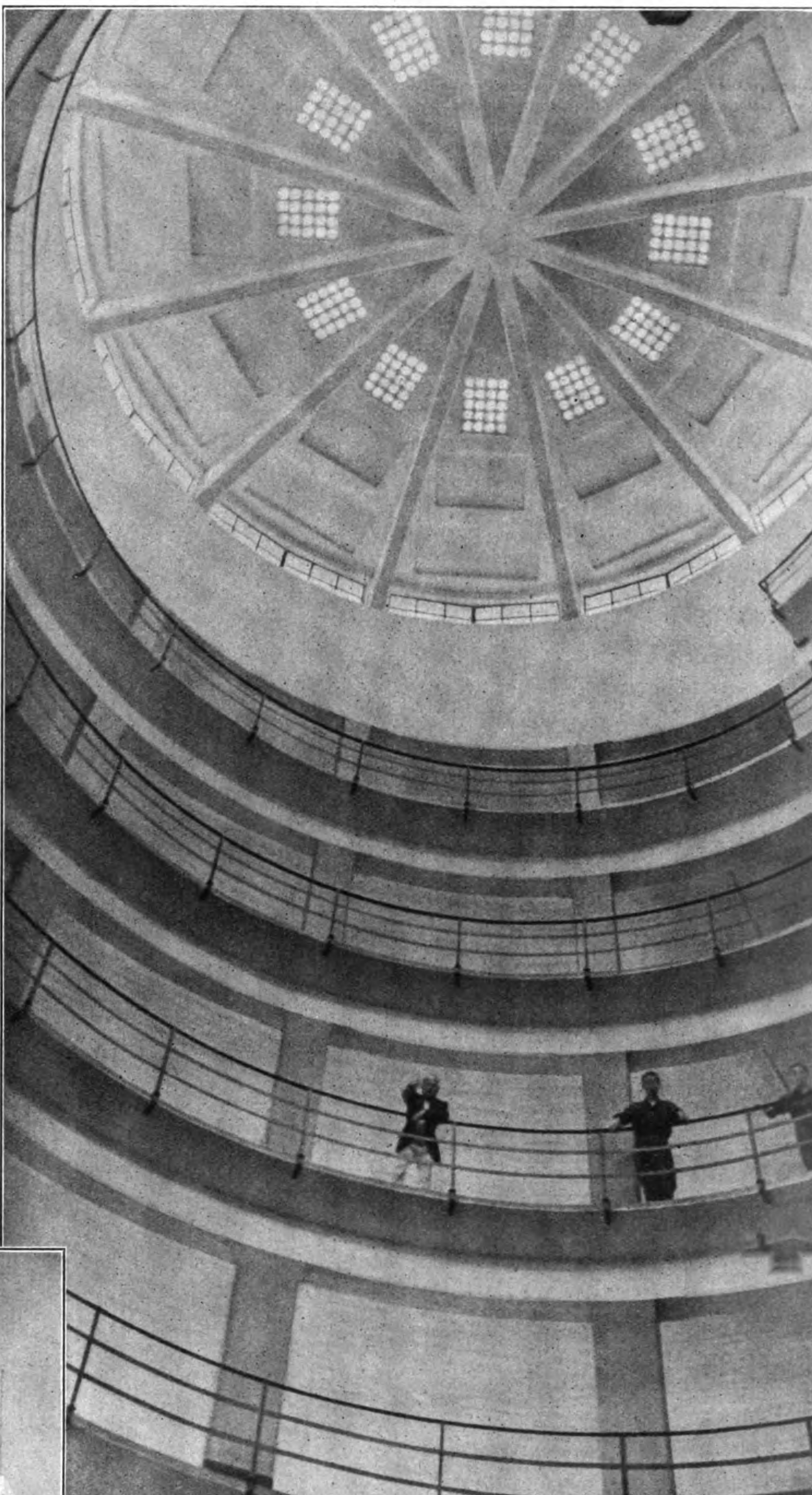
Kommandeur Tsutsui (Dritter von rechts) mit seinem Stab.

Aufnahmen: Weltbild (2). Zeichnung: „J.B."

Eine Lösung des Verkehrsproblems:

Die größte Garage Europas

für den Fremdenstrom zur „Stadt ohne Strassen", nach Venedig



Seit der immer stärker werdenden Motorisierung Europas hat Venedig, „Die Stadt ohne Straßen", ihre besonderen Verkehrsprobleme zu bewältigen. Das größte Verkehrsproblem Venedigs entstand da, wo die große, breite Sammelstraße, die aus allen Gegenden Italiens den Strom der Autoreisenden nach Venedig-Mestre führt, plötzlich im Nichts endet, wo der Große Kanal dieser Straße den Weg endgültig abschneidet.

An dieser Stelle entstand die **größte Garage Europas**, ein Wunderwerk moderner Technik, das vor allem dazu bestimmt ist, die Autos der zahllosen Fremden zu beherbergen, die mit den Gondeln und Motorbooten nach Venedig hinein und hinüber zum Lido fahren.

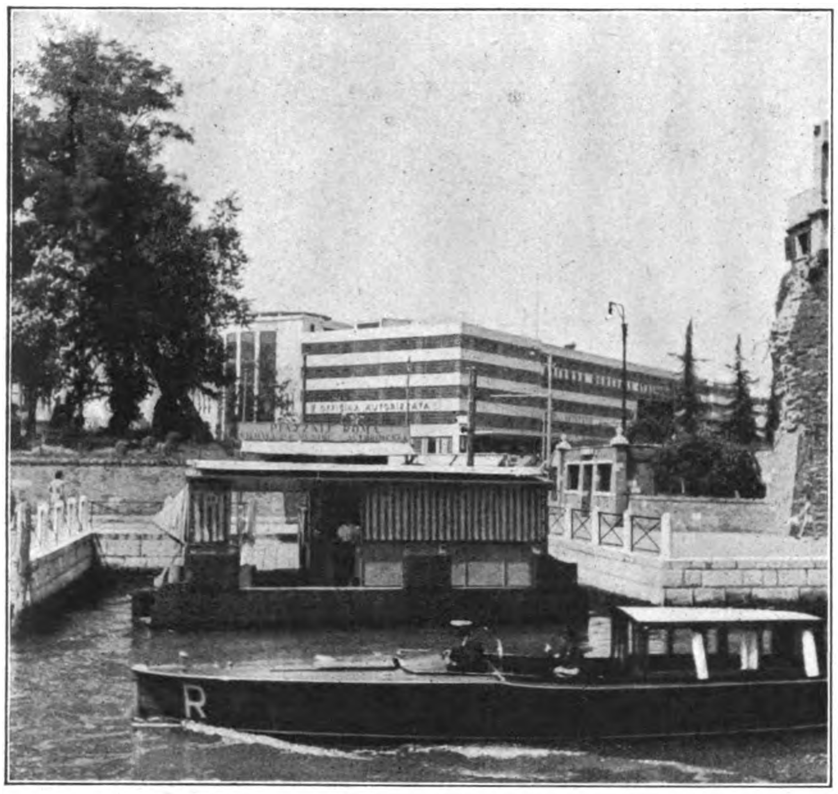
Ein Teilausschnitt der größten Garage Europás. In mehreren Stockwerken übereinander liegen die Unterstellräume für ü



Links: Flinke und geübte Hände machen die oft wochenlang im „Haus der 1000 Autos" eingestellten Wagen rasch wieder reisefertig. Eben noch schaukelten ihre Besitzer im 10-Kilometer-Tempo der Gondeln über den Kanal — und gleich geht es wieder im 100-Kilometer-Tempo aus Venedig heraus.

Rechts: Während der Wagen vom Bedienungspersonal vorgefahren, geputzt und mit neuem Brennstoff versehen wird, warten die Besitzer bei einem „Espresso" auf ihr Benzinroß.



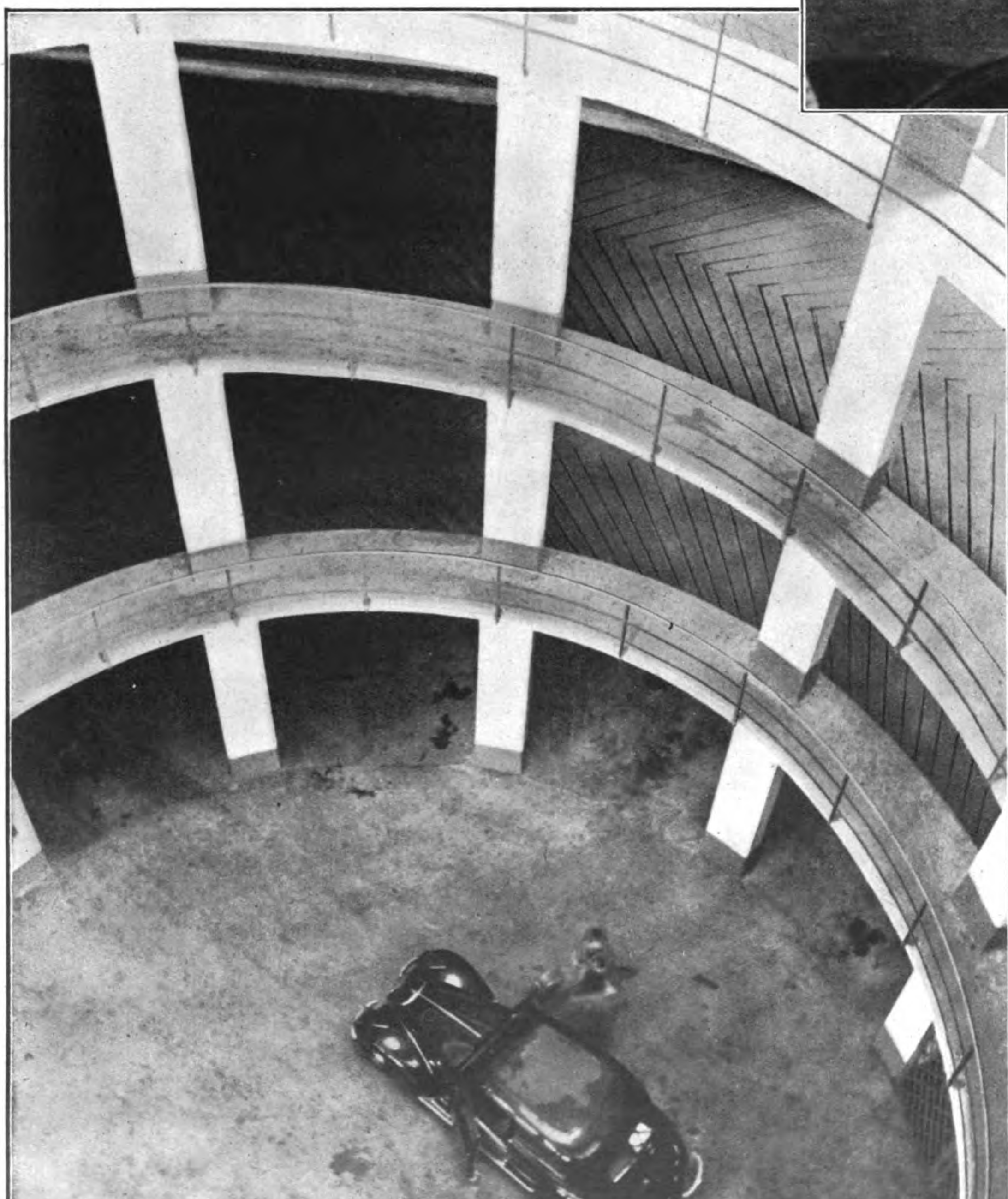


Dort, wo der Große Kanal beginnt und die Autostraße Venedig-Mestre endigt, erhebt sich wie ein Palast weißstrahlend die „Garage der 1000 Autos". Von hier ab herrschen Gondel und Motorboot.



Reisebüro, Hotelzimmervermittlung, Fahrschule, Post-, Telegraphen- und Telephonamt, Friseur, Restaurant, Autoverkauf und -vermietung und Bank, all das ist im Erdgeschoß der größten Garage Europas an der Anfahrtsrampe vom Wagen aus zugänglich.

Aufnahmen: E. Sohler.





Zu ebener Erde (Bild links) werden die Wagen gesäubert und in mehreren Stockwerken (Aufnahme oben) liegen die Unterstellräume; im Schneckengang führt je eine Zufahrts- und eine Abfahrtseinbahnstraße zu den einzelnen Stockwerken.

DIE DEUTSCHE ARBEITS-FRONT

IHRE ÄMTER UND LEISTUNGEN

XX. Amt Reichsbetriebsgemeinschaften.

Neben der regionalen Gliederung in 32 Gaue besteht in der DAF. die fachliche Gliederung in 18 Reichsbetriebsgemeinschaften. Die 18 Reichsbetriebsgemeinschaften, die stets die artgleichen Betriebe eines Berufes zusammenfassen, haben die Aufgabe, nach dem von Dr. Ley aufgestellten Grundsatz „Der Betrieb ist eine Einheit" alle Betriebe, d. h. alle Betriebsführer und Gefolgschaftsmitglieder, zu betreuen. Neben der sozialpolitischen Betreuung, die die Hauptaufgabe der Reichsbetriebsgemeinschaften darstellt, der Erziehung aller Schaffenden zur sozialen Selbstverantwortung sowie der daraus zu erweckenden nationalsozialistischen Gesinnung, ist den Reichsbetriebsgemeinschaften die Berufserziehung und Berufslenkung, die Förderung des Berufsnachwuchses usw. übertragen.

Wenn wir die Ämter der DAF. als die Kommandostellen eines Großen Generalstabs bezeichnen, so sind die Betriebsgemeinschaften die Kommandostellen der Fronttruppen. Die Pflicht der RGB. ist es, die von den Fachämtern gestellten Aufgaben bis in jeden Betrieb hinein zu verwirklichen und andererseits aus der Fronterfahrung stets neue Anregungen an die Ämter heranzubringen, die dann auf Grund ihrer Gesamtübersicht alle für die Betriebsgemeinschaft notwendigen Entscheidungen treffen. Die Reichsbetriebsgemeinschaften sind also am besten als die „Nervenstränge" im organischen Aufbau der DAF. zu bezeichnen



Wilhelm Jäzosch,
Leiter der RBG. „Eisen und Metall", ist seit Übernahme der Gewerkschaften Stellvertreter im Deutschen Metallarbeiterverband. Parteigenosse Jäzosch war als Röhren- und Eisenkaufmannlehrling tätig, dann als Angestellter bei mehreren Eisenexportfirmen.



Paul Walter,
Leiter des Deutschen Handwerks in der DAF. Parteigenosse Walter kennt aus eigener Betätigung die vielfältigen Probleme des Handwerks und Handels; er ist seit 1926 Mitglied der NSDAP., Träger des Goldenen Ehrenzeichens und des Ehrenzeichens des Gaues Berlin.

Leiter
und



Hilmar Stock,
Leiter der RBG. „Textil". Parteigenosse Stock ist Gau- und Reichsredner und Gaubetriebszellenobmann; er besuchte die Berufsschule und Technische Hochschule und war als technischer Kaufmann und Laborant an der Reichsbahn tätig.



Hans Wolfersdörfer,
Leiter der RBG. „Nahrung und Genuß", ist Vizepräsident des Landtages der Provinz Sachsen und Referent für sozialpolitische Fragen der NS.-Reichstagsfraktion. Parteigenosse Wolfersdörfer war 1919 Beamter und stellv. Leiter des Bayerischen Kriegswucheramtes.



Dr. Fritz Klose,
Leiter der RBG. „Stein und Erde", war schon 1930 Redner in Danzig und 1933 Sonderbeauftragter beim Senat der Freien Stadt Danzig Als Ingenieur war Parteigenosse Dr. Klose mehrere Jahre auf der Schichau-Werft in Danzig tätig



Paul Harpe,
Leiter der RBG. „Bau", ist Ortsgruppenleiter. Gauinspekteur und Gauorganisationsleiter im Gau Groß-Berlin. Parteigenosse Harpe, der bis 1922 in der Landwirtschaft, dann bei der Stadt Berlin tätig war, ist seit November 1933 Mitglied des Reichstages



Albert Padberg,
1934 stellv. Reichsbetriebsgemeinschaftsleiter „Bergbau" ist seit 1935 Leiter der RGB. „Bergbau" und stellv. Gauwalter für den Gau Westfalen-Süd. Padberg besuchte die Bergschule, war dann als Hilfssteiger und Fahr- und Fördersteiger bis zum Jahre 1933 tätig



Karl Neumann,
Leiter der Reichsbetriebsgemeinschaften „Bekleidung und Leder", ist Träger des Goldenen Ehrenzeichens der Partei und des Goldenen Ehrenzeichens des Gaues Berlin. Parteigenosse Neumann ist seit 1922 praktisch in der Bekleidungsindustrie tätig.



Karl Carius,
Leiter der RBG. „Chemie", ist Stadtverordneter der NSDAP., Gaubetriebszellenobmann, seit 1933 Mitglied des Reichstages und Gauamtsleiter der NSDAP. Südhannover-Braunschweig. Parteigenosse Carius, der eine kaufmännische Lehre absolviert hat, leitet sein Amt seit 1936.



Rudolf Lencer,
Leiter der RBG. „Banken und Versicherungen", ist auch als Redner und Betriebszellenobmann tätig. Parteigenosse Lencer hat eine abgeschlossene Banklehre hinter sich und war bei verschiedenen Bank- und Industriefirmen praktisch tätig.



Bruno Dickelmann,
Leiter der RBG. „Papier", ist Stadtratsmitglied und Mitglied des Oldenburgischen Landtags. Außerdem ist Parteigenosse Dickelmann Gauobmann der Deutschen Arbeitsfront des Gaues Weser-Ems und seit 1933 Mitglied des Reichstages.



Dr. med. Kurt Strauß,
ist Leiter der RBG „Freie Berufe" und als Oberarzt im Städt. Robert-Koch-Krankenhaus Berlin tätig. Mitglied des Führerringes des NSD.-Ärztebundes, war Dr. Strauß schon 1933 Reichsleiter des Verbandes angestellter Ärzte und Apotheker.



Fort mit dem blindgewordenen Taschenspiegel! Nach dem Bade kann sich der Arbeiter in hellen, weißgekachelten Räumen für den Feierabend frisieren.

XXI. Amt für Schönheit der Arbeit

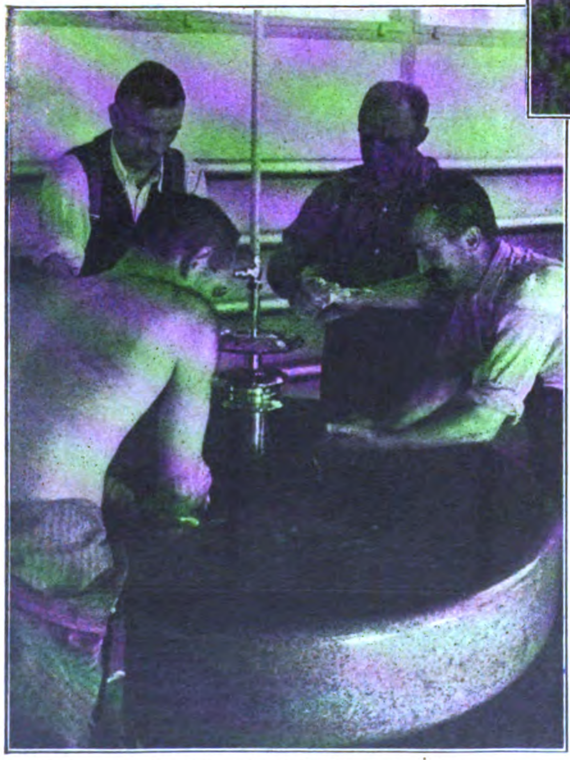
Der grundlegende Unterschied zwischen liberalistischem und nationalsozialistischem Wirtschaftsdenken ist, daß beim Liberalismus die Wirtschaft im Vordergrund steht, während beim Nationalsozialismus der Mensch den Mittelpunkt der Wirtschaft bedeutet. Auch der Liberalismus hat etwas für den schaffenden Menschen im Betriebe getan, denken wir nur an die Auswirkungen der Taylorschen Untersuchungen, aber diesen Bestrebungen konnte kein größerer Erfolg beschieden sein, da sie allein davon ausgingen, die „Ware" Arbeitskraft zinsbringender einzusetzen. Die in der Zeit des Liberalismus entstandenen vorbildlichen Betriebe mit ihren hellen luftigen Fenstern, ihren hygienischen Einrichtungen, Siedlungen usw. blieben nur Einzelerscheinungen, denn es fehlte der zündende Funke, der alle Betriebsführer und Gefolgschaftsmitglieder entflammte. In der kurzen Zeit seines Bestehens kann das Amt „Schönheit der Arbeit" auf große Arbeitserfolge zurückblicken. Von Anbeginn stieß es in breitester Front vor. Es kümmerte sich zuerst nicht um irgendwelche theoretische Forschungen, sondern griff mit frischer Stoßkraft die praktische Arbeit an.

„Schönheit der Arbeit" will kein Diktator sein, sondern lediglich Richtlinien geben und aufklärend wirken. Nicht mit Gesetzen und Paragraphen soll der Begriff „Schönheit der Arbeit" vorwärtsgetrieben werden, sondern durch Aufklärung, durch Propaganda, durch immerwährendes Trommeln. Einige Zahlen vervollständigen das Bild der Arbeit des Amtes: Im Jahre 1936 führte das Amt 14640 Besichtigungen durch, die Kosten der abgeschlossenen Betriebsverbesserungen beliefen sich auf 89085820 RM. In dieser Jahresarbeit sind enthalten: die Schaffung von 1475 Kantinen, 123 Sport- und Spielplätzen, **40 Schwimmbädern, rund 1000 neuer Grünanlagen und Tausende von Umgestaltungen.**



An dieser Stelle eines Fabrikhofes, wo ehedem eine Schuttabladestelle muffige Gerüche ausstrahlte, sind Teich und Rasen entstanden, wo man gern in den Arbeitspausen lagert.

Sämtliche Aufnahmen: Fritz Boegner.



Früher wusch sich die Belegschaft in einem alten Blecheimer, um den gröbsten Dreck von der Haut herunterzuschaben. Jetzt hat „Schönheit der Arbeit" **mit dem Betriebsführer gesprochen — und schon sind saubere Waschgelegenheiten und Umkleideräume entstanden.**



Ein idealer Ruheplatz für Arbeiterinnen, auf dem man freudig die Freizeit während der Arbeit verplaudert.



Schulweg im neuen Land.
Das Tor zum „Hermann-Göring-Koog" ist eine im Binnendeich eingelassene Schleuse, die vor Jahren noch das offene Meer a
Aufnahme: Schraudenbach

Die nachgelassenen Finanz des Grossherzogs

ROMAN VON FRANK HELLER

(12. Fortsetzung.)

Ich richtete mich auf. Diese Falle war zu plump, zu durchsichtig! Sie hatten mich in der Gesellschaft des Professors gesehen und wollten mich jetzt über ihn ausholen! Vor mir hatten sie keine Angst, wohl aber vor ihm, und zweifellos mit gutem Grund! Ein plötzlicher Gedanke durchzuckte mich: hatte er vielleicht eine Attacke gegen sie vorgehabt, als er Lavertisse vorschlug, ihn mitten in der Nacht in dieser Straße zu treffen? Der Gedanke erfüllte mich sofort mit neuer Hoffnung.

„Ein Schwede, der Collin hieß?" sagte ich sarkastisch „Wirklich? Gestatten Sie mir die Frage, wo haben Sie ihn getroffen?"

„In Minorca, wenn es Sie interessieren kann" erwiderte er.

Ich hohnlachte innerlich. Minorca! Das hätte ich voraussehen können! Es war nur zu begreiflich, daß sie Minorca zur Sprache brachten, um mich über diesen Punkt zu sondieren. Andererseits — eine Erinnerung tauchte in meinem Inneren auf — andererseits hatte der Professor tatsächlich gesagt, daß er Minorca kenne.

Ich ließ den Gedanken als irrelevant fahren. Eine Sache war langsam in mein Bewußtsein gedrungen: die merkwürdige Stille im Haus. Seit man mich ohne viel Federlesens in diesen Raum geworfen hatte, hatte ich von außen keinen Ton gehört. War der Mann auf der Chaiselongue mein einziger Kerkermeister? In diesem Falle mußte es eine Möglichkeit der Flucht geben . .

Ich sah mich um. Erst jetzt fiel mir etwas an der Einrichtung des Zimmers auf: es hatte keine Fenster. Hoch oben in der Wand befand sich ein Ventil, aber die einzige vorhandene Lichtquelle war elektrisch. Ich drückte rasch auf die Klinke — die Tür war von außen versperrt. Ich rüttelte aus Leibeskräften daran. Eine Luke, an jene Art Fenster erinnernd, das die Franzosen, um seinen verräterischen Charakter anzudeuten, Judas nennen, öffnete sich in der Türfüllung. Ein zorniges Auge starrte herein, und ein Mund murmelte eine Drohung, dann schloß sich die Juda
der Chaiselongue blies ein

„Nicht unähnlich einen
mit seinem alten Aufleuch

„Mit einem so sympa
Sie hat das nichts zu bed
würdig. „Denn ich verm
hier verbringen werden?"

„Mit Ihrer Erlaubnis
Chaiselongue übernehmen

„Es könnte mir nie e
so zu mißbrauchen."

Ich kreuzte die Arme
Augen, um anzudeuten,

„Soll ich das Licht br

„Ja, bitte", sagte ich
wünsche keine Überraschu

Ich hätte mir nie gedacht, daß ich unter solchen Umständen ein Auge schließen könnte. Aber die Natur wird nie müde, uns Überraschungen zu bereiten. Nach einer kleinen Weile nickte ich ein, erwachte mit einem Ruck, döste wieder und schlief endlich ganz ein. Als ich erwachte, lag ich auf der Chaiselongue. Mein Zimmergefährte saß auf dem hellgelben Stuhl.

„Hören Sie mal", sagte ich und setzte mich indigniert auf. „Was soll das heißen? Warum haben Sie mich auf Ihren Platz gelegt?"

„Ich unterscheide nicht so genau zwischen mein und dein", antworte er. „Das ist, wie Sie wissen dürften, eine Eigenheit bei Verbrechern."

Ich machte eine unwillkürliche Geste nach der Brusttasche, aber hielt dann inne. Erstens sah er nicht wie ein Taschendieb aus. Zweitens hatte ich wahrlich keine Kostbarkeiten bei mir!

„Genieren Sie sich nicht!" bat er. „Ich täte an Ihrer Stelle das gleiche. Wenn man die Nacht in zweifelhafter Gesellschaft verbracht hat, muß man gewisse Vorsichtsmaßregeln treffen, je früher, desto besser!"

Ich fand keine Antwort. Aufrichtig gesagt, schämte ich mich ein wenig vor diesem Mitglied einer gemeinen Bande! Es klingt grotesk, aber er hatte eine gewisse angeborene Würde, die Respekt erzwang. Zweifellos hatte er, bevor er auf Abwege geriet, den sogenannten besseren Ständen angehört.

Meine Züge mußten meine Gedanken etwas zu deutlich widergespiegelt haben — vielleicht liegt ein Körnchen Wahrheit in der Behauptung dieser Spötterin, Fräulein Gundelach, daß meine Aura hellrosa ist. Denn der Mann auf dem Sessel nickte feierlich, gleichsam als Antwort auf eine ausgesprochene Frage und sagte:

„Gewiß! Ich bin nicht immer so gewesen, wie Sie mich hier sehen, Herr — wie war es doch? — Hegel! Einmal war ich relativ ehrlich. Ich machte mich allerdings nicht nützlich, aber streng genommen, war das nicht meine Schuld, sondern die meiner Ahnen. Ja — in einer Weise brachte ich vielleicht einigen Nutzen: als abschreckendes Beispiel! Alle Menschen, die sich damit befaßten, die Welt besser und heller zu machen, brauchten nur auf mich hinzuweisen, um einen vorteilhaften Hintergrund für ihre Schilderungen zu haben."

Seine Antwort verwirrte mich. Ich konnte nicht klug daraus werden, ob er im Ernst sprach oder nicht.

„Ihre Ahnen?" sagte ich. „Sie sind also ein Adeliger?"

„Nein!" Er schüttelte betrübt den Kopf. „Nein, ach nein!"

Dann sah er auf die Uhr und sagte in einem anderen Ton:

„Acht Uhr vorbei! Was glauben die eigentlich? Warum bringt man uns kein Frühstück? Wir müssen uns wirklich bei der Direktion beschweren!"

„Sie essen hier?" fragte ich immer verwirrter.

„Esse und schlafe hier", bekräftigte er.

„Ich hatte die Vorstellung, daß alle guten Cityleute in irgendeiner ‚Suburb' wohnen und jeden Morgen in die Stadt hineinfahren", sagte ich ironisch.

„Ja", erwiderte er mit jenem Aufblitzen im Auge, das mir nun schon vertraut war. „Alle guten Cityleute machen es genau so, wie Sie sagen. Aber Sie dürfen nicht vergessen, daß es auch noch andere Sorten gibt! Ich bin so wie die betrügerischen Bankleute, von denen man in der Zeitung liest und die sich nie Ferien nehmen! Ich esse und schlafe in meinem Kontor, damit meine Unterschleife nicht vorzeitig entdeckt werden — my office is my castle!"

In diesem Augenblick öffnete sich das Judasfenster ohne vorhergehende Warnung. Eine derbe Hand zeigte sich mit einem Tablett, auf dem zwei Krüge mit einem dampfenden Getränk standen sowie Butter und Brot. Mein Zimmergefährte sprang vom Sessel auf und eilte zur Türe, um das Tablett entgegenzunehmen. Wie er so durch das Zimmer lief, gab es mir einen kleinen Ruck: er hinkte! Einen invaliden Mann als Gefängniswärter einzusetzen, das war wirklich originell.

„Danke", stammelte ich, denn mein Zimmergefährte hatte mich damit überrascht, mir Kaffee einzuschenken, bevor er sich selbst bediente. „Sie sind zu aufmerksam gegen einen schlichten Gefangenen!"

„Vergessen Sie nicht, daß Sie Schriftsteller sind!" erwiderte er. „Der Anblick des Genies in Fesseln kann auch das verhärtetste Gemüt rühren! Was schreiben Sie denn, wenn ich fragen darf?"

„Detektivromane", sagte ich kurz.

Er riß die Augen auf.

„Ah? Da sind Sie also auf Studienbesuch in der Unterwelt?"

„Das mag das richtige Wort sein."

Das Gespräch stockte, während wir unseren café au lait tranken, der eines Restaurants in Frankreich oder Italien würdig war. Er las das Staunen in meinem Gesicht und nickte bekräftigend.

„Der Koch ist ein Peruaner", bemerkte er.

„Im Hinblick auf ein gewisses anderes Mitglied dieser Nation, das ich kürzlich kennenlernte, ist das gerade kaum eine Empfehlung. Aber solange Sie meine Mahlzeiten teilen, brauche ich wohl nicht zu befürchten, vergiftet zu werden!"

„Bravo!" sagte er. „Haben Sie nicht bemerkt, daß ich Ihnen zuerst eingeschenkt habe? Jetzt wissen Sie den Grund!"

Ich zuckte zusammen, was bei ihm einen schallenden Heiterkeitsausbruch hervorrief.

Einige Zeit verging schweigend. Meine Gedanken beschäftigten sich wieder einmal mit dem Professor. Woran er dachte, weiß ich nicht, aber seine nächsten Worte konnten beinahe als ein Schulbeispiel für Telepathie gelten.

„Wie ist das also?" sagte er. „Kennen Sie diesen Schweden, von dem ich sprach — Collin?"

Wieder einmal wußte ich nicht, was ich antworten sollte. Daß er ein Mitglied der Bande war, davon war ich fest überzeugt, aber dabei konnte ich nicht umhin, eine gewisse Sympathie für diesen großen, freundlichen Mann mit dem ironischen Glanz im Blick zu empfinden.

„Wir sprechen wohl kaum von ein und derselben Person", sagte ich so gleichgültig wie möglich. „Der Name ist in Schweden nicht selten."

Ich wurde jeder weiteren Debatte enthoben: das Judasfenster öffnete sich unversehens, und ein Gesicht zeigte sich. Aber es war nicht die mürrische, bärtige Physiognomie, die ich gewohnt war zu sehen, sondern ein dreieckiges Katzengesicht mit schrägen Augen und leichtgebogener Nase — ihr Gesicht. Sie guckte uns neugierig an, ungefähr so, wie die Tigerinnen im alten Kolosseum zu den Märtyrern in ihren Käfigen unter der Tribüne hineingeblickt haben mögen. Ihr Mienenspiel war so ausdrucksvoll, daß ich mich in einer blitzartigen Vision in jenes Kolosseum versetzt glaubte, das Trappeln der zahllosen Zuschauer über mir hörte und den Sonnenschein auf dem Sand der Arena funkeln sah.

„Guten Morgen, ma cousine!" rief mein Zimmergefährte munter und winkte mit der Hand. „Der nächtliche Fang muß ja fein gewesen sein, da er uns die Ehre eines Besuches verschafft!"

Sie warf ihm einen giftigen Blick zu.

„Ein entlarvter Heuchler ist immer ein schönes Schauspiel", sagte sie und schloß das Schiebefenster.

„Was wollte sie damit sagen?" erkundigte sich mein Zimmergefährte. „Mich kann sie mit dem Heuchler nicht gemeint haben. Ich kenne ihr Register!"

„Sie meinte mich", antwortete ich. „Ich habe ihr nämlich einmal versichert, daß ich mir mehr als 10 000 Pfund jährliches Einkommen verbitten würde, und das bezweifelt sie."

„Ah? Haben Sie um sie angehalten und sie über Ihre Vermögensverhältnisse orientiert?"

Ich antwortete nicht.

Der Tag schleppte sich hin, endlos lange. Mein Zimmergefährte saß da, die Hände hinter dem Kopf verschränkt, und starrte zur Zimmerdecke, wenn er nicht mit seinem hinkenden Gang im Zimmer auf und ab lief. Von zehn bis fünf Uhr hörte ich aus der Ferne jene Geräusche, die für ein Kontor charakteristisch sind — Stühlescharren, Schritte, Telephonsignale. Nein, daran war nicht zu zweifeln, ich befand mich tatsächlich in einem Office mitten in der Londoner City!

Gegen sieben Uhr abends bekamen wir die zweite Mahlzeit des Tages, einen großen Teller eingemachtes Kalbfleisch mit Tomaten, Zwiebeln und Bohnen. Es fiel mir auf, daß mein Zimmergefährte den Mann, der sie uns brachte, mit einer gewissen gemütlichen Vertraulichkeit behandelte. Sie wechselten ein paar Worte, und der Mann bekam eine Zigarre.

„Da Sie auf so gutem Fuß mit dem Personal stehen", sagte ich, „können Sie mir vielleicht einen Gefallen erweisen? Ersuchen Sie doch um eine Zeitung! Das kann unmöglich gegen das Reglement verstoßen."

Er tat es, und nach einer Weile wurde uns der „Evening Standard" überreicht, den man unten auf der Straße geholt hatte. Ich stürzte mich darauf mit dem gierigen Appetit, den eine ganztägige Isolierung von der Außenwelt mit sich bringt. Unter den „Stop Preß News", der ersten Seite, den letzten Nachrichten bei Drucklegung, fand ich eine, die mir einen Ruck gab, so daß ich die Zeitung sinken ließ:

„Berühmter Gelehrter verunglückt! Professor Reginald Fortreß, der bekannte Nationalökonom, erlitt heute abend in der Untergrundstation Charing Croß Road einen Unfall. Ein Reisender stieß zufällig an ihn an, als sie auf dem Eskalador, der rollenden Treppe, standen, die die Passagiere zu den Zügen hinunterbefördert. Der Professor stürzte kopfüber die lange Treppe hinunter, während sie sich in Bewegung befand, und es ist nur einem glücklichen Zufall zu danken, daß er mit dem Leben davongekommen ist. Prof. F. ist erst vor ein paar Tagen von einer ausländischen Vortragstournee nach London zurückgekehrt!"

„Was interessiert Sie denn so sehr?" fragte mein Zimmergefährte.

Ich zeigte ihm die Notiz, die ihn ganz unberührt ließ.

„Ich begreife Ihre Erregung nicht recht. Von allen überflüssigen Wissenschaften ist diese wohl die überflüssigste. Hat der Professor eine spezielle These?"

„Ja! Den Fluch des Goldes und die Vortrefflichkeit des Inkareiches", antwortete ich.

Von meinem Zimmergenossen fiel plötzlich alle Gleichgültigkeit ab. Er begann von Peru in einer Weise zu sprechen, wie es nur der Eingeweihte kann

„Sie müssen sich lange dort aufgehalten haben, um das Land so gut zu kennen", sagte ich.

„Ich habe über ein Jahr dort verbracht", sagte er mit seinem eigentümlichen Lächeln. „Aber ich kann nicht behaupten, daß ich viel von dem Lande gesehen habe!"

„Sie sind viel zu bescheiden!" sagte ich.

Er erwiderte nur mit demselben mystischen Lächeln. Ich las meine Zeitung weiter, und schließlich wurde es Schlafenszeit. Ich bestand darauf, daß wir diese Nacht abwechselnd auf der Chaiselongue liegen sollten.

Donnerstag, der siebzehnte September, unterschied sich wenig vom Mittwoch, dem sechzehnten. Die Stunden in unserem eigentümlichen Gefängnis vergingen recht und schlecht, und die erste eigentliche Unterbrechung bestand darin, daß wir am Abend eine Zeitung in die Hand bekamen. Sie enthielt keine Nachrichten über Professor Fortreß — die hatten vermutlich im Morgenblatt gestanden —, aber immerhin eine Neuigkeit, die mich persönlich interessierte.

„Unangenehmes Abenteuer eines distinguierten Ausländers. Dem Polizeigericht in Bow Street wurde heute ein eigentümliches Paar vorgeführt. Ein älterer Herr aus Mahon, Minorca, hatte bei seinem Londoner Aufenthalt die Gewohnheit angenommen, nachts in der City herumzuspazieren. Einem der dort patrouillierenden Schutzleute, 15 542, Allingham, war er schon in der vorigen Nacht aufgefallen. Als er nun Señor P. wieder in der Lombard Street sah und obendrein noch ein anderes Individuum dort auftauchte, von dem man ohne Übertreibung sagen kann, daß es verdächtig aussah, war Schutzmann Allingham sich sofort über seine Pflicht im klaren. Er hielt die beiden Nachtwanderer an, die sich nun heute wegen ‚Herumtreiberei' in böser Absicht (loitering with malicious intent) angeklagt sahen. Da nichts Bestimmtes gegen Señor Ps. Begleiter vorgebracht werden konnte, und da Señor P. selbst die besten Referenzen in hiesigen katholischen Kreisen hat, wurden beide wieder auf freien Fuß gesetzt. Zweifellos wird dieses Abenteuer den alten Herrn lehren, daß man seine Spaziergänge nach Mitternacht nicht gerade vor bekannte Geldinstitute verlegen soll."

Ich griff mir an den Kopf. Señor Paqueno — denn daß es sich um ihn handelte, stand außer aller Frage — betrieb also jene Expeditionen, die ich ihn vor zwei Tagen beginnen gesehen hatte, noch weiter! Was bezweckte er damit? Wenn ich je einen Menschen gesehen hatte, der den Eindruck machte, die verkörperte Ehrenhaftigkeit zu sein, so war es der alte Minister aus Minorca. Meine Bestürzung war so groß, daß sie die Aufmerksamkeit meines Zimmergefährten erregte. Als ich ihm die Zeitungsnotiz zeigte, fand ich zu meiner kaum verhehlten Überraschung, daß sie auch ihn in einen Zustand tiefer Versonnenheit versetzte.

„Kennen Sie Señor P.", fragte ich. „Sie sind ja in Minorca gewesen, wie Sie sagten?"

„Señor P.?" fragte er erstaunt. „Den vornehmen alten Herrn mit den Verbindungen in katholischen Kreisen? Wie können Sie nur glauben? Nein, aber sein Leidensgefährte ist sicherlich einer meiner Kumpane, und Sie begreifen, daß mich das nachdenklich stimmt. Eine Warnung für mich, könnte man sagen!"

„Ob man in der Bow Street landet oder hier, kommt schließlich auf eins heraus", bemerkte ich ironisch.

„Wenn Sie das sagen, kennen Sie die Kost in den englischen Arrestlokalen nicht," erwiderte er. „Seien Sie froh!"

Der Rest der Zeitung war so gut wie ausschließlich finanziellen Nachrichten gewidmet. Die Londoner Börse hatte einen ihrer schwarzen Tage erlebt. Die Kurse aller Industriepapiere hatten fallende Tendenz gezeigt, die Rohstoffpreise waren tief hinuntergerutscht, und von

einer und derselben Seite hatte man gewaltige Quantitäten britischer Staatspapiere, Consols, im Betrage von mindestens zwei Millionen Pfund auf den Markt geworfen. Man hatte verkauft und verkauft, bis die vierprozentige Anleihe von 88 auf 85 gefallen war und die fünfprozentige Konvertierungsanleihe von 107 auf 102 Wo soll das enden? So fragte die Zeitung. Ein Papier, garantiert vom englischen Staat, das jährlich fünf Prozent Zinsen trägt, ist im Begriff unter Pari zu geben! Eine solche Situation ist seit den Kriegen gegen Napoleon in diesem Lande nicht dagewesen!

Aber Freitag, den achtzehnten, ist nichts anderes zu sagen, als daß die Transaktionen in englischen Staatspapieren in gesteigertem Maßstab andauerten Mindestens drei Millionen Pfund war der Betrag, auf den man die Verkäufe schätzte — alle von derselben unbekannten Seite. Die Kurse fielen von 85 bzw. 102 auf 82 bzw. 99, und wiederum legte sich die Zeitung dieselbe Frage vor — wo das Ganze enden sollte.

Samstag, der neunzehnte, begann wie die zwei vorhergehenden Tage, aber die Ähnlichkeit war nur scheinbar. Gar bald sollte ich erfahren, daß die unbegreifliche Ruhe, die man mir seit Mittwoch nachts gönnte, nicht etwa bedeutete, daß man mich vergessen hatte.

Schon von jener Morgenstunde an, zu der die Arbeit in diesem seltsamen Office zu beginnen pflegte konnten wir in unserem abgeschiedenen Winkel merken, daß etwas im Zuge war. Es lag etwas Neues in der Luft — eine Erregung, eine fieberhafte Geschäftigkeit. Zuerst gab ich mich mit der Erklärung zufrieden, daß auch diese eigentümliche Unternehmung von der allgemeinen Unruhe an der Börse angesteckt sein müsse. Aber bald hatte ich den Eindruck, daß diese Erklärung nicht hinreichte. Die Geräusche, die an mein Ohr drangen, erinnerten weniger an gewöhnlichen Kontorbetrieb als an eine Übersiedlung. Es klang, als würden schwere Möbel hin- und hergeschleppt und ihres Inhalts entleert Meinen Zimmergefährten hatte sein bisheriges Phlegma verlassen. Er ging wie ein gefangener Tiger hin und her, seine Augenbrauen waren gerunzelt und die Unterlippe vorgeschoben. Plötzlich hielt er in seinem Marsch inne und starrte mich an.

„Wir sprachen einmal von einem Landsmann von Ihnen — erinnern Sie sich? Ist es lange her, seit Sie mit ihm beisammen waren?"

„Wenn wir ein und dieselbe Person meinen, so waren wir erst vor einigen Tagen hier in London beisammen."

Sein Antlitz erhellte sich ein wenig.

„Ist das wahr?"

Er nahm seinen Marsch durch das Zimmer wieder auf, ohne weiterzusprechen.

Plötzlich öffnete sich das Judasfenster, und ein Gesicht sah zu uns herein — ein triumphierendes, dreieckiges Katzengesicht mit schrägen Augen und leichtgebogener Nase. Die Siegesgewißheit, die aus jeder Linie dieses Gesichts strahlte, verhieß für mich nichts Gutes. Aber es gibt Naturschauspiele, die zwar äußerst beklagenswert sind, dem Beschauer aber nichtsdestoweniger einen ästhetischen Genuß bereiten — beispielsweise eine Feuersbrunst oder ein vulkanischer Ausbruch Ihr Gesicht bildete keine Ausnahme davon. Die Tigerin sah zu den Gefangenen unter den Bogen des Kolosseums herein, wohl wissend, daß ihre Stunde gekommen war!

„Guten Tag, ma cousine!" rief mein Zimmergefährte. „Ziehen Sie um? Ich höre so viel Lärm hier im Hause?"

Sie antwortete nicht, sie sah uns nur an. Dann wurde das Judasfenster geschlossen — und fast unmittelbar darauf kam etwas Sonderbares

Irgendwo in der Nähe begann ein Verhör. Kein gewöhnliches Verhör — ein Verhör, bei dem man keine Mittel scheute.

„Mit wem haben Sie in Kopenhagen verhandelt?"

Keine Antwort.

„Haben Sie einen Kontrakt mit dem Manne, der Sie heute nachmittag besuchte?"

Keine Antwort.

„Haben Sie mit anderen Personen verhandelt?"

Keine Antwort.

Ich griff mir an den Kopf. Was war das?

„Wissen Sie, wieviel fünf Prozent Zinsen von fünf Millionen ausmachen?"

Keine Antwort.

„Das wissen Sie nicht? Nein, daß Sie das nicht wissen! Dann will ich es Ihnen sagen. Das macht..."

Es folgten Ziffern auf Ziffern, mit einer melodischen triumphierenden Stimme hinausgerufen, Beträge, die



Mädel im Segelboot.

Aufnahme: E. Boeck.

andeuteten, was sich ein Mensch alles für fünf Prozent Zinsen von fünf Millionen Pfund leisten kann. Ich griff mir an den Kopf. Ich wußte weder aus noch ein Das war ja, Wort für Wort, das Verhör, das ich an Bord der Astarte gehört hatte. Das Verhör mit Mr. Graham, der dann verschwunden war! Plötzlich kam dasselbe dumpfe Gebrüll von Mr. Graham wie damals Und dann wurde alles still.

„Was soll das heißen?" murmelte mein Zimmergefährte mit geballten Händen.

Ich wollte ihm mitteilen, was ich erlebt hatte, aber in diesem Augenblick begann das Verhör neuerdings, wortgetreu das gleiche. Er sank auf seinen Sitz zurück

„Eine Schallplatte!" knurrte er

„Möglich", murmelte ich. „Aber jedenfalls unter sehr merkwürdigen Umständen aufgenommen Das kann ich Ihnen versichern!"

Der Nachmittag wurde Abend, das eintönige Verhör ging weiter, bis wir dem Wahnsinn nahe waren. Etwas nach acht kam eine Unterbrechung. Die Tür unseres Zimmers öffnete sich, und eine Anzahl Personen erschien auf der Schwelle. Ich kannte sie nur zu gut. Da war s i e, da war Monsieur A. Fraternité, Advokat bei den Pariser Gerichten, da war der Mann mit den wurmstichigen Zähnen und da war sein Genosse mit dem geschwollenen Boxergesicht. Außerdem unser gewöhnlicher Wächter und noch ein schwarzhaariges Individuum. Der Advokat begrüßte uns zeremoniös

„Die Stunde der Freiheit schlägt, meine Freunde", eröffnete er uns und rieb sich die gepflegten Hände. Wir werden nun eine kleine Reise antreten. Ich lade Sie dazu ein!"

„Und einigen von uns kaufen Sie vermutlich Retourkarten, anderen wiederum nicht?" erkundigte sich mein Zimmergefährte neugierig. „Wenn Ihr Landsmann Landru mit seinen Freundinnen aufs Land ging, hatte er die Eigenheit, für sie eine einfache Fahrkarte zu lösen — für sich selbst eine Retourkarte."

„Da haben Sie recht", gab Monsieur Fraternité belustigt zu. „So hat er es gemacht!"

„Was ihn auch auf di
fügte mein Zimmergefährte

„Ah, aber Sie verkenne
„Ich denke nicht daran, ein
lösen, lieber Freund! Dazu
kostbar. Sollte ich für jem
kaufen" — ein Blick glitt
cher für unsere allerletzte
uns unleugbar in letzter Z
Für sein zukünftiges W
könnte sich als eine Aufgab
übersteigt."

Sein Blick traf mich, u
kaltes Reptil über meine
loser Angst bemächtigte sich
Beweise seiner Skrupellosig
erinnerte mich der Gelegen
lungen war, ihre Pläne zu
daran zu zweifeln, daß ich
ben sein mußte — und n
mit mir abrechnen würde
Wenn ich noch eine Befr
gab sie mir ein Blick auf
gefühl, das sich darauf m

„Sehen Sie, daß ich
ihrer sanftesten Stimme.
prätendent zu sein, um b
kommen. Sie hätten bess
und sich mit ihren zehnta

Ich begann eine sta
unterbrach mich ohne wei

„Genug geschwätzt! Di
fertig!"

Daß der moderne Arm
konnte ja nicht wunderne
anstellen, uns quer dur
ohne Aufsehen zu erreger
um mich. Die gleiche ei
aus allen Gesichtern. Z
meines Zimmergefährten

Der Tiervater von Stellingen

Carl Hagenbecks Aufstieg zum grössten Tierhändler der Welt

Ein Tatsachenbericht von Johannes Hall

(5. Fortsetzung.)

„Hamburg Cholera ausgebrochen . . .!"

Langsam zogen die Schlepper den deutschen Dampfer „Augusta Victoria" in den Hafen von Neuyork.

Carl Hagenbeck stand an der Reeling und blickte auf die Riesenstadt.

Endlich war er in Amerika! Noch vor wenigen Wochen hatte er nicht mehr zu hoffen gewagt, daß aus seiner Reise etwas würde. Hätte ihm der befreundete Bankier nicht geholfen, er säße heute noch ohne Kapital in Hamburg.

Nun war alles gottlob überstanden! Geld war vorhanden, und Mehrmann würde aus den Tieren schon herausholen, was irgend möglich war.

Unter dem Geheul der Schiffssirenen glitt die „Augusta Victoria" an den Pier. Die Paßkontrolle war bereits erledigt und Hagenbeck schritt über die Laufplanke an das Festland.

Plötzlich hob er erstaunt den Kopf: er hörte deutlich seinen Namen rufen!

Nanu? Was sollte das? Niemand wußte von seiner Ankunft auf diesem Schiff! Sollte es noch einen Hagenbeck hier geben? Das war nicht möglich! ... Wieder rief eine helle Stimme:

„Telegram for Mr. Hagenbeck! . . . Telegram for Mr. Hagenbeck . . .!"

Es war kein Zweifel möglich: das galt ihm.

Der Deutsche ging auf den Ausrufer, einen uniformierten Messengerboy, zu und nannte seinen Namen. Nachdem er die Frage: „Sein Sie Mr. Hagenbeck aus Germany?" lächelnd beantwortet hatte, überreichte der Boy ihm eine Depesche.

Immer noch erstaunt über die Überraschung, gleich beim Betreten amerikanischen Bodens seinen Namen zu hören und ein Telegramm zu erhalten, riß Hagenbeck das Formular auf und überflog die Nachricht . . .

Entsetzt starrte er auf die Schrift:

„Carl Hagenbeck eintrifft mit Augusta Victoria Pier Hafen Neuyork aus Hamburg. Hier Cholera ausgebrochen. Viele Todesfälle. Quarantäne für alle ausfahrenden Schiffe. Gruß Mehrmann."

Hagenbeck mußte sich an einen Stapel Kisten lehnen, eine plötzliche Schwäche hatte ihn überfallen.

Er sah nichts von dem Riesenbetrieb des Neuyorker Hafens, seine Gedanken waren drüben in Hamburg. Jetzt wußte er auf einmal klar und deutlich, woher das große Tiersterben im Frühjahr und Sommer gekommen war: Monate vorher hatte die Seuche die empfindlichen exotischen Tiere dahingerafft, ehe sie sich auf die Menschen stürzte! Hätten die Ärzte damals nur den leisesten Verdacht gehabt, wäre sicherlich viel Unheil zu vermeiden gewesen! Der geheimnisvolle Tod seiner wertvollen Tiere war der Vorbote der Cholera gewesen!

Neue Rufe rissen ihn aus seinem Sinnen: „Extrablatt . . .! Extrablatt . . .!" schallte es über den Pier. „Hunderte von Todesfällen in Hamburg! Schiffahrtsverkehr ins Ausland lahmgelegt!"

Begierig, Neues aus der Heimat zu erfahren, stürzte sich Hagenbeck auf die Meldungen Sie berichteten von den Verheerungen, die die Cholera verursachte. Auch wenn er die ihm bekannte Sensationshascherei der amerikanischen Presse berücksichtigte, klangen die Nachrichten dennoch schlimm genug.

Hagenbeck überlegte, ob er mit dem nächsten Dampfer wieder nach Hamburg zurückkehren sollte, um zu seiner Familie zu eilen. Nach kurzem Bedenken entschloß er sich jedoch, erst das amerikanische Geschäft abzuschließen, fuhr nach Chikago, schloß innerhalb zweier Tage seinen Kontrakt mit den Geschäftspartnern ab und verließ Neuyork bereits wieder am 7. September an Bord der „Lahn".

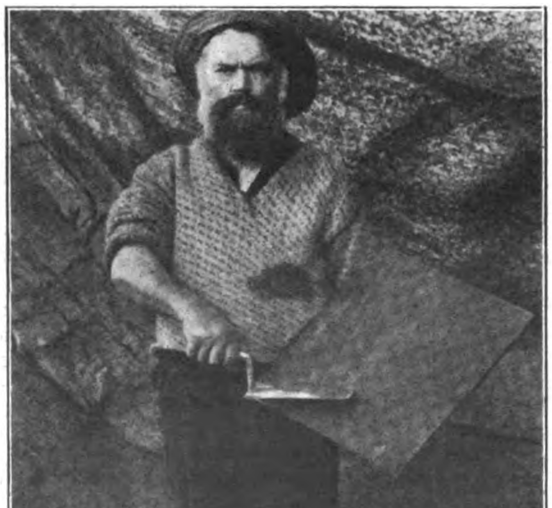
Glücklicherweise war seine Familie von der Seuche verschont geblieben und seine Frau konnte ihn bei der Begrüßung in Hamburg am 16. September völlig beruhigen. Etwas erleichtert suchte Hagenbeck sofort seinen Schwager Mehrmann auf; er fand ihn bei der Arbeit unter den Raubtieren.

Mehrmann hatte inzwischen glänzende Arbeit geleistet. Die Nummer hatte die beste Aussicht, Sensation zu erregen. In die hierdurch hervorgerufene Freudenstimmung Hagenbecks platzte plötzlich wenige Tage nach seiner Ankunft in Hamburg die Depesche seiner amerikanischen Partner, die ihm mitteilte, daß die Regierung der Staaten die Einreiseerlaubnis der Hagenbeckschen Tiere zu der Weltausstellung in Chikago nur dann erteilen würde, wenn der ganze Bestand umgehend nach England transportiert und dort überwintert werden könnte.

Diese Hiobsbotschaft schlug wie eine Bombe ein.

Es galt, keinen Augenblick zu zögern, um die Expedition, die bereits eine Unmasse Geld verschlungen hatte, nicht doch noch zu vereiteln. Kurz entschlossen siedelte Hagenbeck nach unermeßlichen behördlichen Schwierigkeiten nach Blackpool in England über, wo er auf einem großen Platz provisorische Unterkünfte für die Tiere errichten ließ.

Der Winter wurde glücklich überstanden, und am 3. März 1893 verließ die „Aller" mit den für die Weltausstellung bestimmten Tieren den Hafen von Blackpool in Richtung Amerika.



Der Erbauer der Hagenbeck-Felsen, die einen freien Blick auf die Tiere gestatten.
Aufnahme: Mauritius (Krack).

Der „Umweg" über England kostete Hagenbeck die ansehnliche Summe von 100 000 Mark!

Die Sensation der Weltausstellung

Vier Tage vor Eröffnung der Weltausstellung. Nach wochenlanger, geradezu herkulischer Arbeit und Anstrengung war es Hagenbeck und Mehrmann gelungen, die für den „Zoologischen Zirkus Hagenbeck" notwendige Riesenarena rechtzeitig fertigstellen zu lassen, obwohl Streiks und schlechtes Wetter für genug Verzögerungen sorgten.

Zwar hatte Hagenbeck durch die kalte Witterung bereits wiederum über 8000 Mark Schaden erlitten, Affen und Papageien waren eingegangen, er sah aber dennoch vertrauensvoll der Weltausstellungseröffnung entgegen, da die großen Dressurakte im Zentralkäfig vorzüglich klappten und eine Sensation versprachen.

Da trat Mehrmann in sein Büro, das sich neben der Arena des Zirkus befand.

Hagenbeck schaute von seiner Arbeit auf und erschrak. Der Mann, der da vor ihm stand und sich nur noch mühsam aufrecht hielt, war nicht sein kräftiger Schwager Mehrmann, der in vier Tagen die Eröffnungsvorstellung leiten sollte, sondern ein schwerkranker Mensch, dem das Fieber aus den matten Augen sprach.

„Um Gottes willen, Heinrich! Was ist dir?"

„Carl! . . . Mir ist todelend . . .!" Weiter kam der Kranke nicht, ein Schüttelfrost durchraste seinen Körper, Mehrmann fiel zu Boden.

Schnell sprang Hagenbeck seinem Schwager zu Hilfe und rief nach dem Arzt. Ein einziger Blick genügte:

„Schwerer Typhus! . . . Sofort ins Krankenhaus!"

Hagenbeck blickte dem Wagen nach, der Mehrmann fortbrachte.

Er war an Schicksalsschläge gewöhnt, ihn konnte so leicht nichts aus der Ruhe bringen, diesmal fiel ihm aber das Herz doch ein wenig in die Schuhe:

In vier Tagen Eröffnung der Weltausstellung! In zwei Tagen Probevorstellung vor der allgemeinen Ausstellungsleitung und der gefürchteten Presse! Und sein Hauptdresseur für die Sensationsnummer war todkrank!

Das war wahrhaftig ein Schlag!

Um den zu ertragen, dazu gehörten Nerven aus Stahl!

Der Deutsche Carl Hagenbeck hatte diese Nerven!

Mit den Worten: „Und dennoch!" eilte er in die Arena, teilte den Wärtern die Umstände mit und erklärte einfach, klar und deutlich:

„Ich übernehme die große Dressurnummer! . . . Tiere in den Zentralkäfig!"

. . . Zwei Tage später!

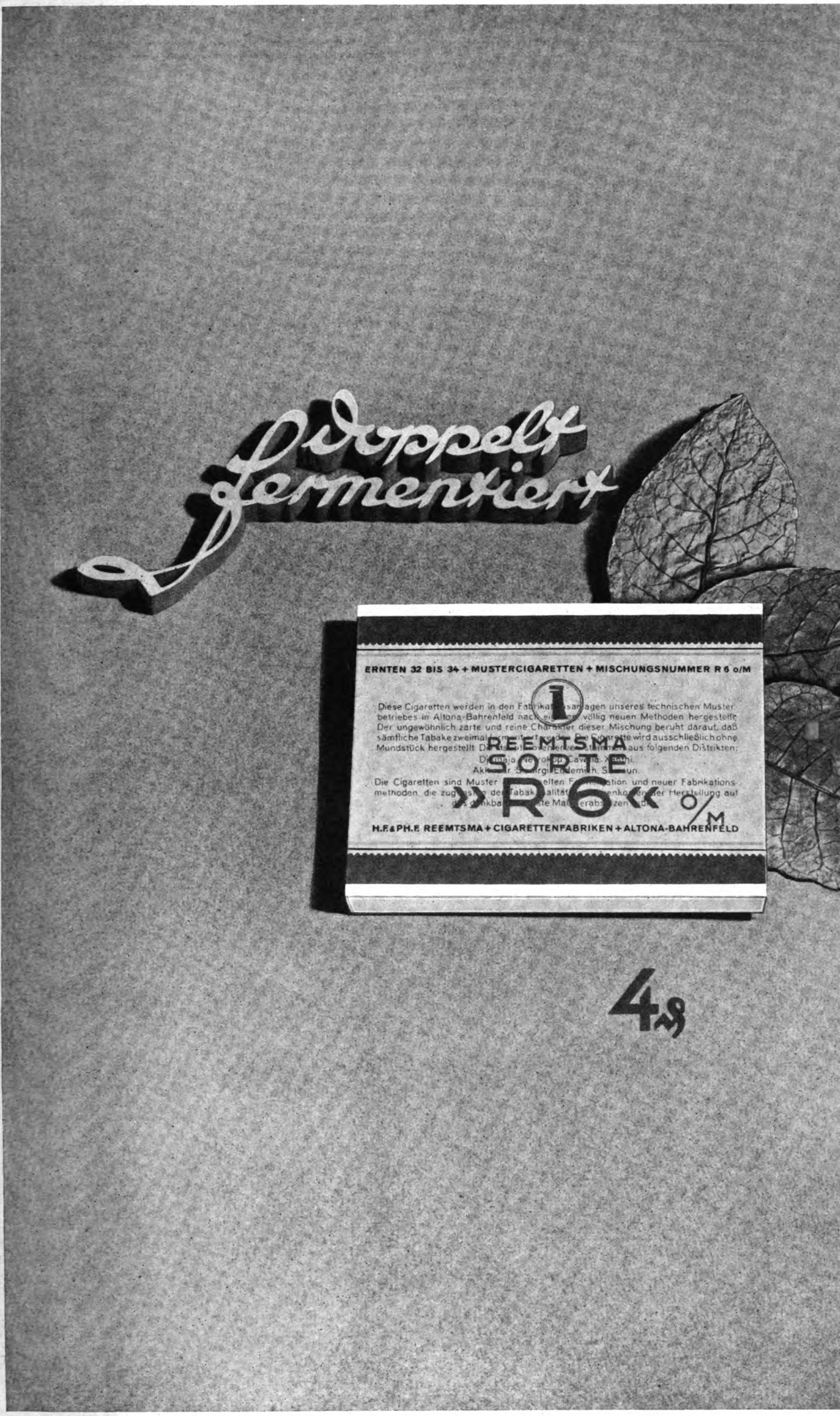
Das Riesenoval des „Zoologischen Zirkus Hagenbeck" war dicht gefüllt mit Vertretern der Regierung, der Ausstellungsleitung und vor allen Dingen der sensationshungrigen Presse.

Nummer auf Nummer erntete großen Beifall, und in der Pause hörte man in dem Erfrischungsraum öfters die Frage:

„Was soll eigentlich noch Besseres geboten werden?! Dem Programm nach soll ja noch eine große Sensation kommen . . .?!"

Und diese Sensation kam!

Nachdem der hohe Zentralkäfig mitten in die Arena eingebaut war und aus den Tierzelten das Brüllen der Löwen, Tiger, Bären und Leoparden drang, be-



doppelt fermentiert
ERNTEN 32 BIS 34 + MUSTERCIGARETTEN + MISCHUNGSNUMMER R 6 o/M
REEMTSMA
SORTE
»R6« o/M
H.F.&PH.F. REEMTSMA + CIGARETTENFABRIKEN + ALTONA-BAHRENFELD
4 Pf

trat ein Herr im Frack den Käfig, verbeugte sich nach allen Seiten und erklärte mit ruhiger Stimme:

„Ladies and Gentlemen!

Zu meinem größten Bedauern muß ich Ihnen mitteilen, daß der Dresseur der nun folgenden großen Raubtiernummer vor zwei Tagen plötzlich an Typhus erkrankt ist! Um aber die Vorstellung durchführen zu können, habe ich mich entschlossen, Ihnen die Glanznummer unseres Unternehmens persönlich vorzuführen! Da ich erst seit achtundvierzig Stunden Kontakt mit den Raubtieren habe, bitte ich um Entschuldigung, wenn die Vorführungen nicht so exakt ausfallen, wie sie sein würden, wenn ihr eigentlicher Dresseur zur Stelle sein könnte. Ich aber werde mir die größte Mühe geben, mein Bestes zu leisten!"

Diesen schlichten Worten Carl Hagenbecks folgte erst ein beklemmendes Schweigen. Die Ehrengäste sahen sich zweifelnd an. Das konnte doch nur ein Reklametrick sein, denn kein Mensch würde sich wagen, sozusagen ohne Vorbereitung Raubtiere vorzuführen. Da stand plötzlich ein älterer Herr in einer der Logen auf und rief:

„Ladies and Gentlemen!

Sie kennen mich alle als Mitglied der Ausstellungskommission. Ich bestätige Ihnen die Worte Mr. Hagenbecks. Der eigentliche Dompteur Mr. Mehrmann liegt im Krankenhaus, und Mr. Hagenbeck besteht darauf, seine Stelle hier einzunehmen! Begrüßen wir ihn, den mutigen Mann, mit Beifall!"

Schon der letzte Satz des Amerikaners ging in einem ungeheuren Tumult unter, denn nichts liebt der Yankee mehr als eine so unerhörte Sensation, und es dauerte lange, ehe sich der erste Beifallssturm gelegt hatte, dem jedoch sofort ein zweiter folgte, als die Menge gewahrte, daß sich Carl Hagenbeck nur ein dünnes spanisches Rohr geben ließ, um die Raubtiere zu erwarten.

Atemlos folgten die Tausende den Vorführungen.

Keine Hand wagte in die andere zu schlagen, um durch das Beifallsgeräusch den Mann im Frack nicht in Gefahr zu bringen. Er ging mit den Löwen, Tigern und Bären um wie mit kleinen Kindern. Als jedoch ein prächtiger Löwe auf einige Worte Hagenbecks mit den Vorderpfoten scharrte und gleichsam um Beifall bat, da kannte der Jubel der Amerikaner keine Grenzen.

Beifallssalve auf Beifallssalve donnerte durch die Arena, jeder neue Trick der Raubtiere wurde durch ein geradezu wüstes Klatschen belohnt, und die Schlußnummer ging in einem chaotischen Wirbel von emporgeschleuderten Hüten, Tücherschwenken und Schreien unter, so daß Hagenbeck zuletzt wirklich befürchten mußte, die Tiere würden doch noch scheu werden, deshalb trieb er sie schnell durch den Laufgang in die Stallungen zurück.

Der Deutsche Carl Hagenbeck hatte einen Erfolg errungen, der zu den glänzendsten Aussichten für die Weltausstellung berechtigte, denn die gesamte Presse Amerikas brachte am anderen Tag seitenlange Berichte über die Sensation der Weltausstellung.

Auch in den nächsten Wochen führte Hagenbeck die große Raubtiergruppe selbst vor, bis Mehrmann wieder gesund wurde und seinen Platz im Zentralkäfig einnehmen konnte. Obwohl der Erfolg des Hagenbeckschen Unternehmens ein ganz gewaltiger war, schloß die Chikagoer Expedition dennoch finanziell nicht so gut ab, wie man erwarten konnte, da Hagenbeck durch die Unredlichkeit seiner amerikanischen Partner um manche tausend Dollar betrogen wurde. Er war dann froh, zuletzt nicht noch „draufzahlen" zu müssen.

Dieses erste Auftreten eines deutschen Zirkus auf einer Weltausstellung hatte jedoch zur Folge, daß eine solche in den nächsten Jahren ohne Hagenbeck gar nicht mehr denkbar war. Die Beschickung der größten internationalen Messen durch die Hamburger Firma stellte auch in den folgenden Jahren stets eine Sensation dar. Besonders ist hierbei die Weltausstellung von St. Louis 1904 zu nennen, auf der Carl Hagenbeck Fachleute und Laien mit noch nie gesehenen und auch nicht für möglich gehaltenen Raubtierdressuren verblüffte.

(Schluß folgt.)

Der Aufstand in SIAN

PERSÖNLICHE AUFZEICHNUNGEN ÜBER DIE KRITISCHEN DEZEMBERTAGE DES JAHRES 1936

VON MARSCHALL TSCHIANGKAISCHEK UND FRAU MEILING SUNG TSCHIANG

(7. Fortsetzung.)

Einige hohe Beamte erklärten darauf wieder einmal, daß sie nicht daran dächten, mit Sian zu verhandeln oder irgendeine Order anzunehmen, selbst wenn sie vom Generalissimus geschrieben sei, da man nicht wissen könnte, ob er nicht dazu gezwungen worden sei. Ich hielt ihnen vor, daß sie ihren Führer beleidigten, wenn sie der Ansicht seien, daß er irgend etwas unter Zwang tun würde.

Als dann aber General Tschiangtingwen zwei Tage später ankam, und sie sich angehört hatten, was er zu erzählen hatte, entschlossen sie sich doch, den Befehlen des Generalissimus zu gehorchen. General Tschiangtingwen bat sie dringend, den Bruch zwischen Nanking und Sian nicht noch dadurch zu verschärfen, daß sie scharfe Zeitungsartikel durch den Rundfunk verbreiten ließen.

Auch sonst wurden die Bemühungen um eine friedliche Beilegung der Sache fortgesetzt. Sunfo (der Sohn von Dr. Sunyatsen) und Dr. Wangtschunghui (zur Zeit Außenminister) berieten mit mir darüber, ob Marschall Yenschischan (Befriedungskommissar von Schansi und Suiyuan) zwischen den Parteien vermitteln sollte, um die Freilassung durchzusetzen. Wir entschlossen uns, die Partei und die Führer der Regierung zu bitten, an Yenschischan ein entsprechendes, gemeinsames Telegramm zu richten. Das geschah.

Barr langte aus Hankau an, und ich besprach mit ihm die Möglichkeit eines Fluges von Tschanghsueliang mit dem Generalissimus. Da ich bereits einmal über die westlichen Gebiete geflogen war und die topographischen Schwierigkeiten der Gegend kannte, insbesondere das Fehlen von Notlandeplätzen, und da ich wußte, daß Flugplätze, die in der Hand der Regierungstruppen waren, vermieden werden mußten, war es mir klar, daß das Ziel irgendwo hinter den roten Linien, wahrscheinlich in Sinkiang hätte sein müssen.

Ich fragte Barr, ob die „Boeing" bei voller Ladung genug Treibstoff mitnehmen könne, um bis nach Sinkiang zu fliegen und ob Tschanghsueliang jemals von dieser Möglichkeit gesprochen habe. „Ja", lautete seine Antwort auf beide Fragen. Wir studierten darauf die Karten jener Gegend, um wenigstens ungefähr die Örtlichkeiten kennenzulernen, in die Tschanghsueliang den Generalissimus voraussichtlich bringen würde, wenn die Umstände es erfordern sollten. Ich erklärte ihm, daß ich Tschanghsueliang unter allen Umständen folgen würde, und wünschte zu wissen, welches Flugzeug genügend Treibstoff mitnehmen könnte.

„Wenn wir eine Douglas-Maschine nehmen und Sie der einzige Passagier sind, können wir die Kabine mit Treibstoff beladen", antwortete er, worauf ich ihn bat, sich bereit zu halten, für den Fall, daß es mir nicht gelingen sollte, einen Angriff auf die Stadt Sian zu verhindern.

Am 19. Dezember, eine Woche nach der Gefangennahme des Generalissimus, drahtete ich Mr. Donald, daß T. V. abfliege. T. V. hatte jedoch noch einige Schwierigkeiten zu überwinden, weil die Behörden Einwände gegen seine Reise erhoben. Immerhin konnte man uns nicht verbieten, wenigstens den Versuch zu machen, die Meuterer zum Einlenken zu bewegen. In den Zeitungen veröffentlichte die Regierung eine Mitteilung, in der sie erklärte, daß T. V. lediglich als Privatmann nach Sian reise.

Am Morgen des 20. Dezember war jeder Nerv in mir gespannt. Ich mußte mich bemühen, den Waffenstillstand auf weitere drei Tage zu verlängern und dann mit meinem Bruder, T. V., nach Sian zu starten. Im letzten Augenblick kamen noch hohe Beamte in meine Wohnung, die von mir verlangten, daß ich meine Abreise verschieben sollte. Das Argument, das mich schließlich tatsächlich noch in Nanking zurückhielt, war das, daß ein Angriff auf die Stadt so lange nicht unternommen werden sollte, als der Generalissimus noch in Sian weilte. Ich war schließlich damit einverstanden, daß, falls T. V. nach drei Tagen noch nicht nach Nanking zurückgekehrt sein sollte, mir keine Hindernisse mehr für meinen Flug nach Sian in den Weg gelegt werden würden. Außerdem bekam ich noch ein Kabel Tschangs, das mir mitteilte, ich solle, solange die Feindseligkeiten nicht eingestellt seien, nicht nach Sian kommen, da er nicht imstande sei, meinen Schutz zu gewährleisten.

Am folgenden Morgen bekam ich zwei Telegramme von T. V. In dem einen hieß es, daß es dem Generalissimus gut ginge, und in dem anderen, daß Mr. Donald am gleichen Tage nach Nanking fliegen werde.

Mr. Donald erreichte Nanking jedoch nicht, sondern telephonierte aus Loyang, er habe am Ufer des Gelben Flusses eine Notlandung vornehmen müssen und würde erst am Montag in Nanking eintreffen. Auch T. V. wollte an diesem Tage, wie er mir brahtete, nach Nanking zurückkehren. Beide trafen in verschiedenen Flugzeugen im Laufe des Montagnachmittag ein, und nachdem ich ihren Bericht über die Lage in Sian gehört hatte, bestand ich darauf, mit ihnen zusammen am nächsten Morgen nach Sian zu fliegen.

Von Mr. Donald erfuhr ich, daß Tschanghsueliang bereits entschlossen war, im Falle eines Angriffes sich mit dem Generalissimus zurückzuziehen. Ich glaubte die Gedankengänge von Tschang zu verstehen, und das bestärkte meine Zuversicht, mit ihm erfolgreich verhandeln zu können, sobald ich erst einmal die Möglichkeit hatte, ihn zu sehen. Die Lage in Sian stellte sich mir so dar, daß Mr. Donald das Fundament gelegt, T. V. die Mauern errichtet hätte, und daß es mir vorbehalten sei, das Dach aufzusetzen.

Da General Tschianglingwen bereits in Sian gewesen war, bat ich ihn, mich zu begleiten. Tschiangs Frau war allerdings wenig damit einverstanden, und ich mußte meine ganze Überredungskunst aufwenden, um sie zu beruhigen, als wir am nächsten Morgen auf dem Flugplatz standen.

„Er ist ein Soldat!" erklärte ich, „und sein Leben

SONDERBEILAGE:

Das 12. Deutsche Sängerbundfe
in Breslau



Fahnenschwinger im Zuge während des Vorbeimarsches.

Länger als zwei Stunden zogen die Vertreter des deutschen Volkstums mit brausenden Heilrufen am Führer vorbei. Wohl kaum zuvor ist Deutschen in aller Welt mit ihrer Heimat und ihrem Volkstum gleich machtvoll und mitreißend zum Ausdruck gekomm

30000 Auslandsdeutsche nahmen teil



Ein einzigartiger Sturm von Heilrufen begleitet den Führer auf seinem Weg zur Ehrentribüne.

Überwältigende Kundgebungen in Breslau



Rechts: Der Führer auf der Ehrentribüne während seiner Ansprache auf der Friesenwiese.



Oben: Ein Blick auf die unübersehbare Menge der deutschen Sänger auf der Friesenwiese, wo die Darbietungen stattfanden.



Links: Fahnenvorbeimarsch am Führer.

Jubel um den Führ



Freude und Erlebnis, die aus übervollem Herzen quillen.

Das machtvolle Bekenntnis des deutschen Volkstums anläßlich des 12. Deutschen Sängerbundfestes in Breslau gestaltete sich zu einem unvergeßlichen Erlebnis nicht nur für die Zehntausende der deutschen Volksgenossen, sondern auch für die auslandsdeutschen Sänger, die aus aller Welt nach Breslau gekommen waren. Die Auslandsdeutschen empfanden das Glück — wie der Führer in so wunderbaren Worten gesagt hat — „an der Wurzel und in der Urheimat ihres gemeinsamen Volkstums zu weilen". Nur so kann man die überquillende Freude begreifen, die über Plätze und Straßen brandete und dem Manne galt, der die alte Heimat zu neuer Macht und zu neuer Freiheit geführt hat.





Oben: Tausende von Händen strecken sich dem Führer entgegen . . .

. . . und (Bild links) der Überschwang lauter Freude paart sich mit tiefer, herzlicher Ergriffenheit.



Rechts: Arbeitsschwere, harte Arme recken sich auf zum Deutschen Gruß.



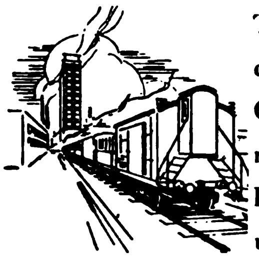
Deutsche Sänger aus allen Gauen und Ländern ziehen am Führer vorbei. Die Aufnahme zeigt die Abordnung der Deutschen aus den USA.

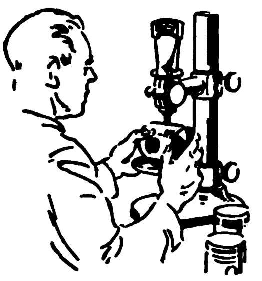
Aufnahmen: H. Hoffmann (8), Weltbild (3).

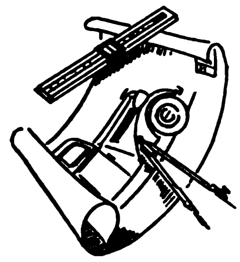


Feierliche Überreichung des Ehrenbürgerbriefes der Stadt Breslau an Dr. Goebbels. Oberbürgermeister Dr. Friedrich spricht dem Reichspropagandaminister den Dank der Stadt Breslau dafür aus, daß er die Schirmherrschaft über das 12. Deutsche Sängerfest übernommen und alle Kräfte zum Gelingen dieses Festes eingesetzt habe.









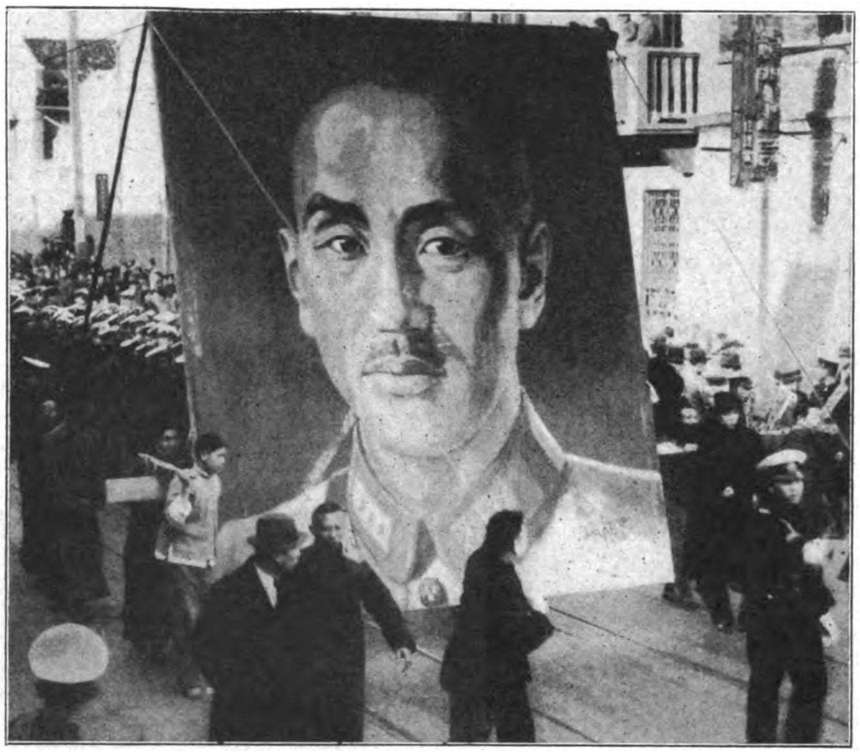
gehört der Nation. Sie, die Gattin eines hohen Offiziers, sollten sich seiner würdig zeigen, indem Sie ihm keine Hindernisse in den Weg legen."

Die Tränen stürzten ihr aus den Augen, aber sie gab ihren Widerstand stillschweigend auf. Frau Kung legte ihr den Arm um die Schultern und zog sie an sich, während wir in das Flugzeug kletterten.

Obwohl wir freigebig mit den dunkelsten Prophezeiungen versehen worden waren und ich mir über den Charakter der meuternden Truppen keine Illusionen machte, reiste ich mit ruhiger Entschlossenheit und ohne Furcht ab. Niemand kannte die Gefahr, in die ich mich begab, besser als ich selbst

Zum ersten Male seit einer Woche schien die Sonne, als wir in Loyang ankamen. Der mit Bombenflugzeugen gefüllte Flugplatz machte keinen sehr ermutigenden Eindruck auf mich. Ich frühstückte mit den Offizieren des Platzes und der Geschwader. Bevor ich wieder ins Flugzeug stieg, machte ich den Kommandanten noch einmal auf den Befehl aufmerksam, daß kein Flugzeug ohne Befehl des Generalissimus starten dürfe

Wir folgten der Eisenbahnlinie durch schneebedeckte Berge. Hinter den Gipfeln des berühmten heiligen Hwashan-Gebirges, das in der Sonne funkelte, öffnete sich das Tal, das nach Sian führte.



Chinesen in Schanghai feiern die glückliche Rückkehr des Marschalls Tschiangkaischek aus der Gefangenschaft.

Aufnahme: Presse-Photo

„Da liegt Lintung, wo der Generalissimus gefangen wurde", sagte Mr. Donald und zeigte auf einen viereckigen ummauerten Ort, der sich an die Berge schmiegte.

Unter uns erschien der Flugplatz von Sian. Aber bevor wir landeten, übergab ich Mr. Donald einen Revolver und nahm ihm das Versprechen ab, daß er mich ohne Zögern erschießen sollte, wenn die Soldaten Miene machen sollten, mich festzunehmen.

Ich hatte mir natürlich schon überlegt, wie ich mich verhalten würde, wenn ich denen gegenüberstand, die für die Gefangennahme meines Mannes verantwortlich waren. Ich wußte, daß alles von meinem ersten Verhalten abhängen würde. Ich war entschlossen, Ruhe zu bewahren, selbst wenn sie sich schlecht benehmen sollten, und so natürlich wie möglich zu sein.

Kraftwagen waren auf dem Flugplatz nicht zu sehen. Nur ein paar Posten waren vorhanden. Man hatte also offenbar das Telegramm, das unsere Ankunft ankündigen sollte, nicht bekommen. Wir beschrieben daher einen Kreis über der Stadt, um die Leute auf uns aufmerksam zu machen. Bald erschienen auch Autos auf dem Flugplatz.

Als unser Apparat auf der Erde stand, kam Tschanghsueliang zu uns. Er sah sehr müde und verlegen, ja sogar ein wenig beschämt aus.

Ich begrüßte ihn, wie ich es immer getan hatte, und bat ihn, dafür zu sorgen, daß die Soldaten mein Gepäck nicht durchsuchten.

„Oh, Madame, selbstverständlich nicht", erwiderte er.

Nun erschien auch Yanghutschen. Ich schüttelte ihm die Hand, wie wenn ich eine zufällige Besucherin gewesen wäre. Yang war offensichtlich sehr nervös. Meine Ruhe schien ihn zu erleichtern.

Die Fahrt in die Stadt war weniger aufregend, als ich befürchtet hatte. Als wir das Haus von Tschang erreicht hatten, fragte er mich, ob ich den Generalissimus sofort zu sehen wünschte.

Ich erklärte ihm, daß ich zuerst Tee zu trinken wünschte, um ihm zu zeigen, daß ich ihn durchaus als Gentleman betrachte und mich völlig in seine Hände begebe.

Der Generalissimus war noch nicht von meiner Ankunft unterrichtet worden. Um ihm unnötige Aufregung zu ersparen, ordnete ich an, daß er erst durch mein Erscheinen selbst von meiner Reise Kenntnis erhalten sollte. Das Haus, in dem er gefangengehalten wurde, war nur einen Steinwurf weit von Tschangs Haus entfernt. Es wurde scharf bewacht. Ein paar Posten hatten sogar Maschinengewehre bei sich.

Als ich in das Zimmer meines Gatten trat, waren seine ersten Worte:

„Warum bist du gekommen? Weißt du nicht, daß du in der Höhle des Tigers bist?" Er schüttelte traurig den Kopf. Tränen liefen ihm aus den Augen

„Ich wollte dich sehen", sagte ich so ruhig wie ich konnte.

Mein Mann lag im Bett. Er sah trübe und schlecht aus, ein Schatten seiner selbst.

„Obwohl ich dich gebeten hatte, unter keinen Umständen nach Sian zu kommen" sagte er, „wußte ich doch, daß ich es nicht verhindern konnte"

Er erzählte mir von seinen bitteren Erfahrungen und von seiner festen Entschlossenheit, sich in nichts einzulassen, solange er unter Zwang stand. Auch ich sollte keinen Versuch machen, seinen Entschluß zu ändern

Ich erklärte ihm, daß auch für mich das Wohl des Landes über dem seinen stünde.

Mehrfach betonte er, daß er bereit sei, für das Land zu sterben. Ich konnte ihm mitteilen, daß seit seiner Gefangennahme das ganze chinesische Volk, ja selbst seine politischen Gegner tief von seinem Schicksal bewegt seien und daß man überall in der Welt für seine Freilassung bete. Selbst die kleinsten Schulkinder weinten, als wenn sie ihren Vater verloren hätten. Viele Soldaten hätten Selbstmord begangen, als das Gerücht verbreitet worden sei, daß man ihn getötet habe

„Darum solltest du nicht davon sprechen", fuhr ich fort, „dein Leben für das Wohl der Nation opfern zu wollen. Es ist mehr als je nötig, daß du zum Wohle des Landes lebst. Sei ruhig, denn Gott ist mit uns! Ich bin hier, um dein Schicksal zu teilen und mit dir zu sterben, wenn das Gottes Wille ist, oder mit dir zu leben und zu arbeiten."

Weiter erklärte ich ihm, daß meiner Ansicht nach die Meuterer sich bereits bewußt geworden seien, ein Unrecht begangen zu haben, und daß man, wenn man sie richtig behandelte, zu einer friedlichen Beilegung gelangen könnte. Inzwischen möchte er nicht die Geduld verlieren.

Ich war nun also in Sian, der Wiege der chinesischen Rasse. Sollte es jetzt ihr Grab werden? Würde man den Generalissimus nicht freilassen, würde die Nation ohne Zweifel zerrissen werden und einem furchtbaren Verhängnis entgegengehen. Ließe man ihn frei, würde die Nation aus der Krisis gefestigter als je hervorgehen können.

Aber wir durften die Augen nicht vor der Tatsache verschließen, daß Sian eine furchtbare Falle für uns werden konnte. Auf den Straßen warteten meuternde Soldaten nur auf die Befehle ihrer Herren. Und nicht weit von hier standen die roten Horden, denen seit Jahren der Kampf des Generalissimus galt. Und jenseits der Grenze warteten und wachten andere.

Warum widersetzte ich mich so leidenschaftlich einem Angriff der Regierungstruppen auf Sian? Nicht nur um das Leben meines Mannes zu retten, sondern weil ich die verhängnisvollen Folgen voraussah, die sich aus der Anwendung von Gewalt für das Land ergeben mußten.

Da waren die Nordwestarmeen, stark an Kopfzahl und ausgezeichnet ausgerüstet, die jedem Angriff auf Sian naturgemäß damit begegnen würden, daß sie sich mit den roten Truppen verbündeten. Die Kampfkraft der Roten würde durch ein solches Bündnis ganz bedeutend verstärkt werden, und die Folge mußte ein Bürgerkrieg mit völlig ungewissem Ende sein.

Unter solchen Umständen war mit der Intervention einer Macht zu rechnen, die schon lange nach einem Vorwand suchte, sich die Herrschaft über unser Land zu sichern. Ich wurde diesen Alptraum nicht los, seit ich wußte, daß die Militärs in Nanking auf dem Angriff bestanden.

Ich ließ Tschanghsueliang zu mir bitten. Wahrscheinlich war er erleichtert, daß ich nicht aufbrauste, sondern so ruhig und richtig mit ihm sprach, wie es möglich war. Ich bemühte mich, ihm zu beweisen, daß er sich irrte, wenn er annahm, daß das Volk Chinas auf seiner Seite sei.

„Ich hätte Ihnen gleich sagen können", fuhr ich fort, „wenn Sie mich gefragt hätten, daß es vollkommen ausgeschlossen ist, daß der Generalissimus irgendwas unter Zwang bewilligt."

„Dies alles wäre auch nicht geschehen, wenn Sie hier gewesen wären, Madame", antwortete er zu meiner Überraschung. „Es war zweifellos unrecht von uns, den Generalissimus gefangenzunehmen, aber wir glaubten, daß das, was wir tun wollten, zum Besten des Landes sei. Der Generalissimus hat es jedoch abgelehnt, mit uns überhaupt in Erörterungen einzutreten. Er war so wütend, daß er gar nicht mit uns sprechen wollte. Sagen Sie ihm doch bitte, daß wir in Wirklichkeit nichts mehr von ihm wollen, nicht einmal seine Unterschrift! Wir wollen weder Geld noch Land."

Ich sagte ihm, daß ich ihm glaube: Er habe jedoch seine Aufrichtigkeit der Welt zu beweisen, indem er den Generalissimus bedingungslos freilasse. Ich hielt ihm vor, daß er zu ungeduldig und impulsiv sei und daß es Dinge gebe, die man nicht durch drastische Aktionen erreichen könne. Man könne China nicht durch einen Handstreich ändern, sondern nur durch mühselige und vorsichtige Arbeit.

„Madame", erwiderte er, „ich will mich selbst oder diese Aktion nicht rechtfertigen. Das Motiv war aber jedenfalls gut, und es wäre nichts passiert, wenn Sie Ihren Mann begleitet hätten, wie Sie es gewöhnlich tun. Ich habe immer wieder den Generalissimus zu sprechen versucht, aber er hat mich jedesmal abgewiesen und heftig gescholten."

„Sie verstehen den Generalissimus nicht. Er schilt nur Leute aus, in die er Hoffnungen setzt. Wenn er jemand für untauglich hält, so entläßt er ihn, aber er macht sich nicht die Mühe, auf ihn zu schimpfen. Sie haben immer gesagt, der Generalissimus sei zu Ihnen gewesen wie ein Vater, und er hat Ihrem Wort geglaubt."

„Sie wissen, daß ich immer Vertrauen zu Ihnen gehabt habe", erwiderte der junge Marschall, „und auch meine Bundesgenossen bewundern Sie Als sie die Papiere des Generalissimus durchsahen, fanden sie zwei Briefe von Ihnen, die ihnen noch mehr Respekt einflößten Darum glaube ich, daß Sie die Sache hier wenigstens insoweit in Ordnung bringen können, als sie den Generalissimus betrifft. Wir wünschen, daß er Sian in voller Sicherheit verläßt, denn wir wollen seine Arbeit am Aufbau des Vaterlandes nicht stören. Er ist nach wie vor unser Führer, dem zu folgen wir bereit sind. Wir wollen nur, daß er uns Gelegenheit gibt, ihm unsere Ansichten vorzutragen, und dazu müssen Sie uns verhelfen."

Ich fragte ihn, was für Briefe von mir an den Generalissimus er gemeint habe. Einer, antwortete er, habe sich auf die Errichtung eines Fonds für die Verteidigung von Suiyuan bezogen.

„In dem anderen Brief sprachen Sie von Ihrer und des Generalissimus gemeinsamer Arbeit für China. Sie meinten, Sie beide hätten Ihre Pflicht nicht genug erfüllt, die Nation hätte bereits größere Fortschritte gemacht haben müssen. Diese Worte haben auf uns einen großen Eindruck gemacht.".

(Fortsetzung folgt.)



ALFRED HEIN:

Der Erntewagen

Eine Geschichte aus Ostpreussen

Der Leiterwagen fuhr zwischen den Hockenreihen entlang; abwechselnd wurden von rechts und links die Garben aufgeladen. Das ging nach einem geheimen Takt: eins — zwei — eins — zwei! Kräftige Arme mußten die Männer und Frauen haben, die mit den zweizinkigen Forken die Garben spießten und in großem Bogen so hochwarfen, daß die Fuderladerin sie richtig auffangen konnte. Immer mußte das Stoppelende oben sein, damit die Ähren schön geschont werden.

Aber nun war man auch mit dem letzten Wagen fertig. Verwalter Sensfuß besah sich das Ganze; es war alles gut: nach außen hingen die Stoppelenden, die Ähren ruhten gut geborgen in der Mitte des Fuders. Der Verwalter befahl dem alten Pusseleit, den Balken über das aufgeladene Korn zu schieben und an beiden Wagenenden mit Stricken festzuknüpfen. So — jetzt hielt die Sache. Mit Hallo stürzten sich die Kinder der Gutsarbeiter auf den Wagen und schmückten ihn mit Blumen, Schleifen, bunten Fähnchen und Tüchern Die Pferde bekamen auch ein paar Ährenbüschel angesteckt.

Zur Erntekönigin aber ward Lisbeth erwählt, die einzige Tochter des Gutsherrn, die, nur in den Ferien zu Hause, wacker mitgeholfen hatte, den goldenen Segen der Erde zu bergen. Wie immer ließ der Verwalter Sensfuß, der „langweilige Robert“, wie sie ihn im stillen nannte, kein Auge von ihr, als sie, die Röcke leicht schürzend und eng zusammennehmend, den Wagen bestieg, um flugs von Kinderhänden mit einem Kranz aus letzten Sommerblumen geschmückt, hoch droben zu thronen.

„Fahr zu, Pusseleit!“ rief sie dem alten Kutscher zu. Doch der Alte hatte bereits allerhand vom Erntebier gekostet, in der Mittagszeit war er sogar fortgeschlichen, um zwei Pillkaller Nikolaschka in der Zollkneipe an der polnischen Grenze hinter die Binde zu gießen. Alwin Pusseleit stand mit steifen, aber keineswegs sicheren Beinen da und versuchte nur mühsam den Erntewagen zu erklimmen.

„Zu viel gesoffen, oller Dragoner, wat?“ fragte Robert Sensfuß — aber dann half er ihm kameradschaftlich hoch. Der Wagen zog an, schwankte und wankte — rollte, da sprang, einer jähen Eingebung folgend, der Verwalter, sich am hervorragenden Haltebalken hochklimmend, auch noch aufs Fuder.

Die Schnitter und Schnitterinnen, die die letzten Ähren zusammenharkten, winkten froh nach. Bald zögen sie auch heim mit Erntekrone und Gesang.

„Das ist doch immer das Allerschönste, der letzte Wagen“, begann Robert, der nun im weichen Korn versinkend neben der Erntekönigin Lisbeth saß, das Gespräch. Doch Lisbeth zeigte wahrhaft königinstolzen Hochmut und schaute über ihn hinweg in die den Wagen nur wenig überragenden Tannenwipfel des Waldes hinein, durch den jetzt die Fahrt schon ging. In der Ferne blinkte der große See.

Robert sah nichtsdestoweniger Lisbeth zärtlich an. Sie wußte ja seit Jahren, daß er sie liebte, daß er ihretwegen alle anderen Mädchen, die gern die Seine geworden wären, links liegen ließ, daß er auf sie warten würde bis zum Jüngsten Tag.

Aber Lisbeth hatte sich schon als Schulmädchen geschworen, keinen Bauern zum Mann zu nehmen. Ihre Mutter, die im vorigen Jahr gestorben war, hatte sie in diesem Entschluß immer unterstützt; denn die Mutter hatte sich Lisbeths Vater aus der Großstadt, aus Königsberg, aufs Gut geholt, sie konnte sich nie einleben ins Ländliche. Die Mutter war vor ihrer Heirat Krankenschwester gewesen; dasselbe wollte die Tochter werben — „da lernt man doch das Leben kennen, und ein interessanterer Beruf als Kuhmagd ist er schon“, hatte Lisbeth die Worte der Mutter noch deutlich im Ohr. So war auch Lisbeth allem Dagegenreden des Vaters zum Trotz Krankenschwester im Königsberger Staatskrankenhaus geworden. Und es schien wirklich, als wäre die Lisbeth Löhnert für Gut und Dorf auf immer verloren. Man munkelte auch, daß sie einen jungen Arzt hätte, jedenfalls war sie mit dem in der Hauptstadt öfters zu zweit gesehen worden. Ja, Lisbeth hatte diesen jungen Arzt auch wirklich geliebt, er aber wurde plötzlich an ein anderes Krankenhaus versetzt. Als sie ihn bat, er möge doch ihre Versetzung an das gleiche Krankenhaus veranlassen, da winkte er ab, sein Brief klang plötzlich sehr kurz angebunden. Drei Wochen später erhielt sie seine Verlobungsanzeige, er hatte die Tochter seines Chefarztes gefreit. Da litt es Lisbeth an der alten Wirkungsstätte nicht mehr, sie kündigte und war nun schon seit Sommeranfang zu Haus. Allerdings war ihrerseits von nichts anderem als von Ferien die Rede, bald würde sie sich um eine neue Schwesternstelle bewerben.

Also eigentlich stand die Sache für Robert hoffnungslos. Dennoch gab er das stille Werben um Lisbeth nicht auf. Er erinnerte sich an einen Sommer vor sieben Jahren, als er Volontär und sie ein Mädel von fünfzehn war — da fuhren sie auch mit dem letzten Wagen heim. Damals hatte ihn die Fünfzehnjährige mit unverschleiert verliebten Augen die ganze Fahrt lang angesehen — er aber sagte sich, für einen Flirt ist das Mädel zu schade. Später. Und dann war es zu spät, als Lisbeth ihren Großstadtsparren bekam. Dabei paßte die stramme Marjell so gut aufs Land. Donnerwetter, gäbe das eine tüchtige, richtige Frau für diese Wirtschaft. Der alte Löhnert, das wußte er, würde nicht nein sagen, wenn sie beide vor ihn träten und seinen Segen forderten.

Der Wagen stolperte über einen Stein. Die Pferde rissen unruhig an den Leinen. Der Wagen wankte bedenklich, denn der leicht angeduselte Pusseleit hielt die Zügel sehr lasch.

„Pusseleit, gib acht, jetzt geht es zum See hinab. Die Straße ist steil!“

„Jau, jau, Härr Verwalter!“

Robert wandte wieder den Blick auf Lisbeth. Wie liebte er die naturroten Wangen, die braunen Augen, das dunkellockige Haar — die feingeschwungene Nase — den trotzig verschlossenen Mund ...

„Sie wissen, was ich denke, Fräulein Lisbeth, Sie fühlen es —“

Lisbeth wurde rot. Denn eben hatte sie dies gedacht: Er ist doch ein frischer, urgesunder, stattlicher Kerl. Ein fixer Jung, wenn es galt, seine Kräfte und überhaupt

körperliche Künste zu zeigen, der beste Sportsmann weit und breit. Aber kein Gesellschafter! Das hatte Mutter schon gesagt ... Doch was hat man von einem Gesellschafter, wenn er nicht hielt, was er versprach? Und sie dachte an den jungen Arzt, der sich mit der anderen verlobt hatte. Der war ein guter Gesellschafter gewesen und im übrigen ein unzuverlässiger Windhund. Robert würde halten, was er versprach.

Und Lisbeth lächelte Robert unwillkürlich an.

Robert sah das Lächeln: Herrgott! Das war doch dasselbe Lächeln wie damals vor sieben Jahren.

„Lisbeth, liebst du mich?" fragte er und sprang in ihre Nähe. Der hohe Erntewagen wankte. Ein Schrei — ein Fluch. Durch den Ruck war der vom Suff dauernd in sich schwankende Pusseleit vom Wagen gepurzelt — Gott sei Dank, er stand auf! — Die Pferde rasten schon los — — —

Lisbeth schrie und umklammerte Robert. Er spürte, sie liebt mich. Oder war es Todesangst? Da ging's ja in den See! Die Pferde waren nicht in den Weg zum Gut eingebogen! Robert riß sich von Lisbeth los! Die Pferde gingen durch! In wenigen Sekunden sausten sie in den See hinein auf dem schweren Wagen, der mit dem eigenen Schwergewicht hinter den ungezügelten Pferden nachdrückte und immer schneller rollte.

Robert warf sich quer über den Wagen — längelang! Rutschte vor. Die Leine hatte sich in der Deichsel verhaspelt. „Halt mich fest, Lisbeth!" schrie er; sie ergriff mit ihren kräftigen Fäusten seine beiden Füße, kopfüber herunterhängend band er die Leinen los, zog an mit aller Energie — hoch aufbäumend standen die Pferde.

Da — zu ihren Füßen — lag der See. Schwarz. Sagenhaft tief. Keinen wiedergebend, der sich in seinem Algengestrüpp verfing.

In der Schreckminute war vor Lisbeths innerem Auge das ganze Leben abgerollt. Und es war nichts als ein schaler Geschmack auf der Zunge geblieben: O Gott, war das alles? Was habe ich schon viel in der Stadt erlebt? Dann war der Reuegedanke aufgetaucht: Warum habe ich Roberts Liebe verschmäht? Und weiter dachte es in ihr: Wenn er mich rettet, will ich ihm gehören ein Leben lang! Es war wie ein Gelübde.

Robert lachte sie an: „Das ist noch gut gegangen, Lisbeth!"

Da reichte sie ihm die Hand. Er verstand sofort. Robert zog Lisbeth an seine Seite. Sie legte den Arm um seine Schulter.

So fuhren sie ein. Robert kutschierte den Wagen sogleich auf die Tenne. Dort wartete schon Lisbeths Vater.

„Ist was passiert?" fragte der alte Löhnert.

Lisbeth wurde abwechselnd blaß und rot. „Die Pferde gingen am See durch. Der Pusseleit fiel vom Wagen, als es ein bißchen ruckste. Der Kerl war wieder besoffen. Aber Besoffene fallen weich. Ich sah ihn aufstehen und nachtorkeln. Er muß bald hier sein. Beinahe wären wir in den See gesaust", sagte Lisbeth, und fast verschlug ihr die Sprache in der Erinnerung an die ausgestandenen Ängste, als sie hinzufügte: „Er hat mirs Leben gerettet."

„Ja — aber es ist doch noch mehr los —" meinte Robert.

„Wie? Was ist mit euch beiden?" lachte der Vater, Robert zum Dank kurz die Hand drückend.

„Ich fahre diesmal die schönste Ernte meines Lebens ein, Vater Löhnert!" sagte Robert freudestrahlend.

„Na endlich! Wie hast du denn das gemacht, mein Jung?" fragte der alte Löhnert nur und klopfte ihm auf die Schulter. „Na, erzähl später! Nu aber erst rann an die Arbeit! Wir müssen das letzte Fuder noch abladen. Und wenn du, Marjäll, den Hof für den Robert haben willst, dann faß mal an — nicht bloß so als Ferienspaß!"

In diesem Augenblick kam Pusseleit angetorkelt. „Bist du auch noch da?" rief der alte Löhnert.

Pusseleit sah zu Boden und drehte die Mütze. Er wartete auf einen Hagel Schelte. Aber nichts dergleichen geschah. „Nanu, Härrche?" sagte er nach einer Weile. „Warum schimpfen Sie nich?"

„Was soll ich schimpfen? Vielleicht wär mir die Marjäll wieder in die Stadt gelaufen, wärst du nicht vom Erntewagen runtergefallen."

„Das verstäh ich nicht!"

„Brauchst auch nicht! Aber damit du's weißt: Der Robert und die Lisbeth, die haben's endlich miteinander ausgemacht, daß sie heiraten werden."

„Na — dann is ja man jut, Härrche, basser die Pferdche gähn durch als die Marjällen!"

ANEK

Wahres

Als die Kleinstaaterei
das Fürstentum W. die
fahrer ihr Fortbewegungs
bezeichnen hätten. Ein a
Begriff war, dieses geseg
wurde an der Grenze v
Bestimmung aufmerksam
Mann, „noch extra einen
Radnummer, dann fahr
herum."

Die let

Wegen seiner außero
gabung, seiner geselligen
würdigen Persönlichkeit
chowsky vom König Fri
schätzt.

Leider besaß der Gene
Folgen der König schon
auszugleichen — er ve
gaben und Einnahmen
bringen. Die Ausgaben
weitem

Als der König wieder
Günstling verschuldet wa
folgenden Weihnachtsfest
Staatsschuldscheinen in
bunden als Weihnachtsge

„Mein lieber Malachow
das neu herausgekommene
übermitteln ließ?" sagte d

„Ganz ausgezeichnet,
neral ohne Zögern. „Es
fallen, daß ich schon den
kann, wenn von diesem
verbesserte und vermehrte

Darüber freute sich de

Nach einiger Zeit erhie
dasselbe Büchlein mit n
dem Titelblatt hatte der

„Zweite, vermehrte un
ruflich letzte Auflage."







HEIMITO v. DODERER:

Seine Eminenz, der Devotionalienhändler

Mitten im strömenden Leben der Großstadt liegt das Devotionaliengeschäft. — Sie wissen nicht, was ein Devotionaliengeschäft ist? Genau genommen ist es eine schreckliche, eine wahrhaft allzu prosaische Sache. In einem solchen Laden kann man alle jene durch ehrwürdige Überlieferung in den Einzelheiten ihrer Ausführung genau festgelegten Dinge, welche sonst lediglich in der Kirche zu sehen sind — und auch da sozusagen nur von weitem —, ganz einfach kaufen, einpacken lassen und wegtragen — vorausgesetzt, daß man bezahlt hat: Kelche, Patenen, Leuchter, Meßgewänder, Chorröcke, Ornate. Wie derlei eigentlich als Betrieb erlaubt sein kann, weiß ich nicht. Jedenfalls ist es so, und daher gibt es denn Devotionaliengeschäfte.

Der Kundenverkehr ist dort naturgemäß weniger lebhaft als etwa beim Schlächter oder in einer Bäckerei. In jenem Devotionaliengeschäft nun, von welchem hier die Rede ist, genügte deshalb denn auch der Inhaber des Ladens zur Kundenbedienung, die er persönlich besorgte. Außer ihm befand sich niemand hinter der Theke.

Dieser Inhaber war ein großer Mann mit einem langen und breiten, scharf vierkant gestutzten Vollbart. Wie ein Assyrier sah er aus.

Eines Tages trat zum Assyrier ein Mensch in den Laden, den ich am liebsten als den „Küster" bezeichnen möchte, obgleich er vielleicht gar kein Küster oder Mesner war; jedoch kam er wohl irgendwie von dieser Sorte her. Man findet eine verwandte Art oft bei weltlichen Personen, die viel im Kreise der Geistlichkeit verkehren, für dieselben arbeiten, ihren Schutz und ihr Wohlwollen genießen und sich beides auch zu erhalten wünschen, oder deren Existenz unmittelbar von höheren kirchlichen Stellen abhängt — seien das nun Beamte, Diener, Verwalter oder sonstige Hilfskräfte. Derartige, auf seltsame Weise am Rande des Übersinnlichen hausende Wesen, deren Daseinsumstände mit diesem Übersinnlichen aber nicht geradewegs, sondern nur durch das Mittel eines bescheidenen Nutzens verknüpft sind, zeigen sich dafür meist erkenntlich durch eine sanfte und gedämpfte Lebensart, gehen auch stets dunkel gekleidet, glattrasiert, und man findet, wie ich beobachtet zu haben meine, bei ihnen häufig eine Vorliebe für schwarze, breitgeschlungene Krawatten, während der Kragen fast immer von der gerade gangbaren Form abweicht und eine gewissermaßen historisierende Neigung andeutet.

Ein so beschaffener „Küster" also trat in das Magazin des Assyriers, den das weiter nicht wundern konnte; denn derartige Leute gingen bei ihm des öfteren ein und aus.

Der Küster wünschte einen fertigen und vollständigen Bischofsornat zu kaufen. Er stellte sich als leitender Wirtschaftsbeamter eines Priesterseminars vor, das seinem höchsten Oberhirten diesen Ornat als Ehrengeschenk überreichen wollte. Hätte nun der Mann irgendwelchen Kredit in Anspruch genommen, dann wäre — wie wohl anzunehmen ist — der Assyrier seiner Person doch forschend näher getreten. Jedoch war gerade das Gegenteil der Fall. Der fremde Küster wünschte — wie er gleich einleitend bemerkte — den nicht unbedeutenden Betrag sofort an Ort und Stelle nach Abschluß des Kaufes zu erlegen, nur müsse der Assyrier ihm darüber eine Quittung schreiben.

Dieser war zufrieden. Zudem, des Küsters Antlitz gehörte ja zu einer ihm vertrauten Sorte, und das war vielleicht die beste Legitimation für den Mann.

Es ging ans Auswählen und Studieren und Probieren. Diese Arbeit nahm viel Zeit in Anspruch, und das durfte sie billigerweise; denn der Kauf war ein bedeutender, umfaßte eine Reihe verschiedener Gegenstände, als da sind: Chorhemd, Rock, Mitra, Krummstab und dergleichen. Unser Vierkantbart war denn auch über die Dauer der Verhandlungen keineswegs ungehalten, vielmehr prüfte er alles selbst mit größtem Bedacht. Die heikelste Frage blieb nun am Ende freilich, ob der Ornat seinem zukünftigen Eigner auch passen würde, so weit dies in einem solchen Fall nötig war.

Hier wußte der Küster guten Rat. Des hohen Herrn Statur stimme — behauptete er — mit jener des Assyriers voll und ganz überein — auf sein Augenmaß könne er sich verlassen. Und nun wäre es wohl eigentlich am besten, wenn der Geschäftseigentümer die große Freundlichkeit hätte, den gewählten Ornat vollständig anzulegen und darin einige Schritte



zu tun, damit man die Sache einmal im ganzen besehen könne.

Der Vierkant war einverstanden, und sie traten nach rückwärts. Jedoch eben, als er — die Mitra bereits auf dem Haupte und den Krummstab in der Rechten — mit gravitätischen Schritten in vollem Ornat einmal hin und her durch den Raum stolzierte, hatte der Küster auch schon affenartig behende eine Lade aufgerissen, mit einem einzigen Griff alle in der Handkasse befindlichen Geldscheine zu sich gesteckt und flph in langen Sprüngen durch den Verkaufsraum und auf die Straße. Dort schrie er — um die nächste Ecke rennend — Zeter und Mordio: „Hilfe, Hilfe, ein Verrückter verfolgt mich, ein Wahnsinniger, zu Hilfe!"

Und in der Tat — hinter ihm kam der Bischof fliegenden Gewandes, mit hochgeschwungenem Krummstab und drohenden Gebärden, die Mitra schief über dem puterroten Gesicht, laut schreiend und den mächtigen Bart weit vorgestoßen. Alsbald befand er sich im Handgemenge mit einigen Passanten, denen sich rasch ein Schutzmann beigesellte. Sie alle zusammen aber waren nicht imstande, den tobenden Kirchenfürsten zu besänftigen und zu bändigen. Nur mehr ein unverständliches Gurgeln drang aus seiner Kehle. Der „Bischof" riß sich endlich los, brauste weiter dahin, trat aber im Vorwärtsstürmen auf sein Gewand und landete — nunmehr endgültig — im Schmutz der Gosse.

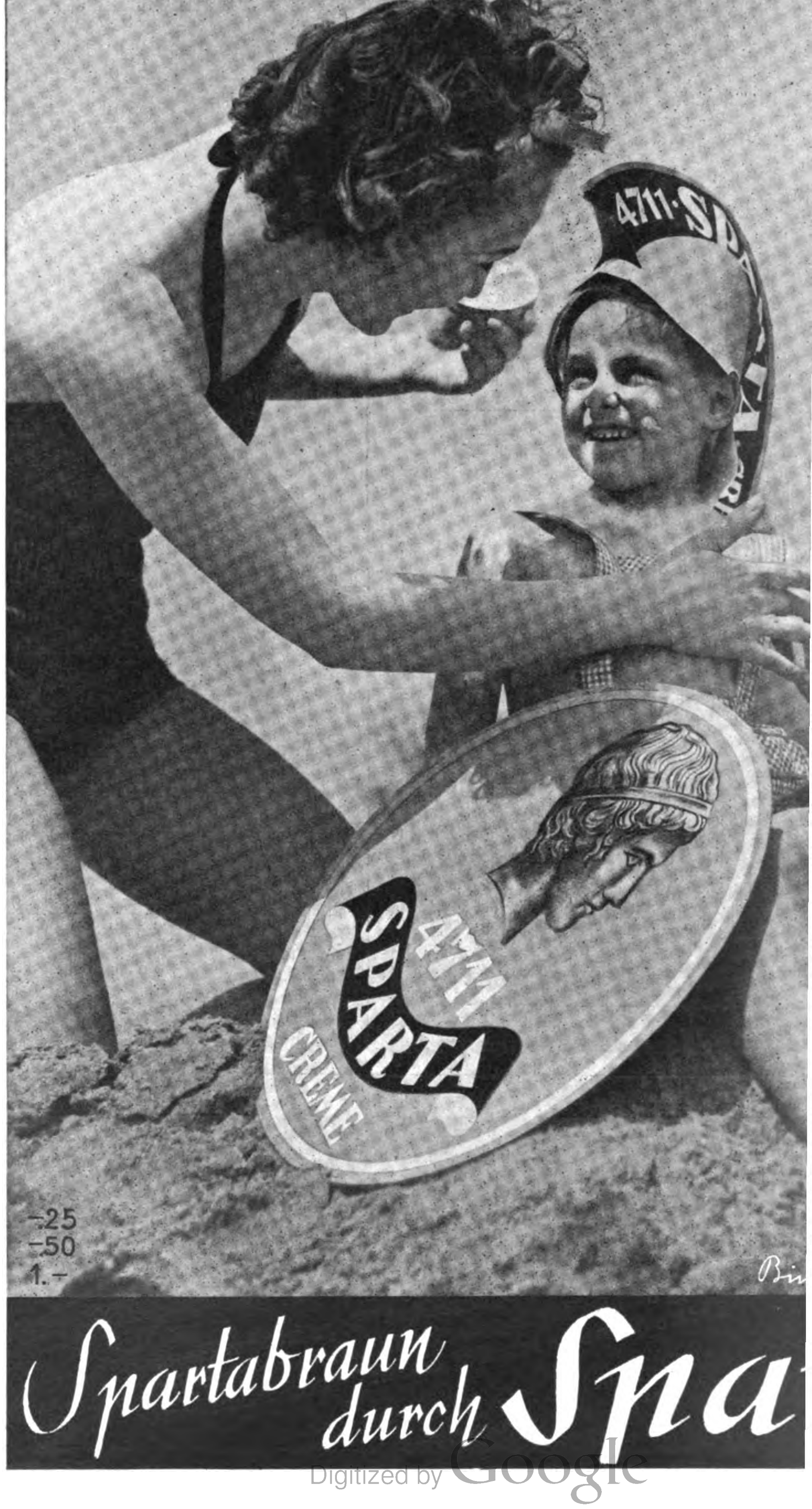
Der Küster aber war längst verschwunden — mit ihm an barem Geld rund fünfhundert Mark, die somit dem inländischen Devotionalienhandel entzogen wurden und es auch blieben; denn gefaßt hat man den frommen Spitzbuben bis heute nicht.

DIE BLINDEN PASSAGIERE

Die Eisenbahngesellschaften der Vereinigten Staaten gestatten den Journalisten, umsonst zu fahren gegen die einfache Vorzeigung ihrer Karte. Kommt da nun eines Tages ein armer Teufel, der unbedingt eine weite Reise machen muß, aber kein Geld fürs Billett hat, und betritt möglichst unbefangen ein Coupé.

Dem Beamten, der ihn um seinen Fahrschein bittet, wirft er mit möglichster Sicherheit das Zauberwort: „Presse!" hin. Der andere fragt höflich nach seiner Karte, und als der blinde Passagier eifrig danach sucht und dann mit bedauerndem Achselzucken erklärt, er habe seine Karte vergessen, fragt er ihn nach der Zeitung, bei der er angestellt sei.

Ohne Zögern erhäl
York Sun'!"
„Das trifft sich
Schaffner. „Der Che
Wagen nebenan und
dies könnte ich Sie n
Reisenden aus dem
Salonwagen erster K
diamantengeschmückter
weichen Klubsessel rä
Beamte, „ist ein Reis
behauptet, der Redak
„Aber natürlich",
gehört zu meiner Re
sich in Entschuldigun
läßt die beiden allein
blinden Passagiers, b
dankt, daß er ihn in
Stiche gelassen habe
„Aber wo werde i
nierende Herr mit f
mindestens ebenso ver
wie Sie. Ich bin nä
‚Sun', wie Sie dor
beide als . . . blinde



Humor

„Marie, es zieht, die Gäste beklagen sich!" „Gnä Frau, das kommt von der offenen Haustür." „Dann machen Sie sie zu." „Es geht nicht. Der Mann mit der vorletzten Wäscherechnung hat den Fuß zwischengeklemmt."

*

Ein Bauer, der müde auf seinem Bock sitzend vom Markt kommt, nimmt einen Seemann zu sich auf den Wagen. Weil er gern ein bißchen schlafen möchte, fragt er den Seemann: „Kannst du fahren?"

„No klor kann ich fahren", erwiderte der Seemann. Darauf gibt ihm der Bauer die Zügel und legt sich hinten ins Stroh. Nach einer Viertelstunde kippt der Wagen in den Straßengraben. Der Bauer kommt empört hoch und brüllt: „Ich denk', du kannst fahren!"

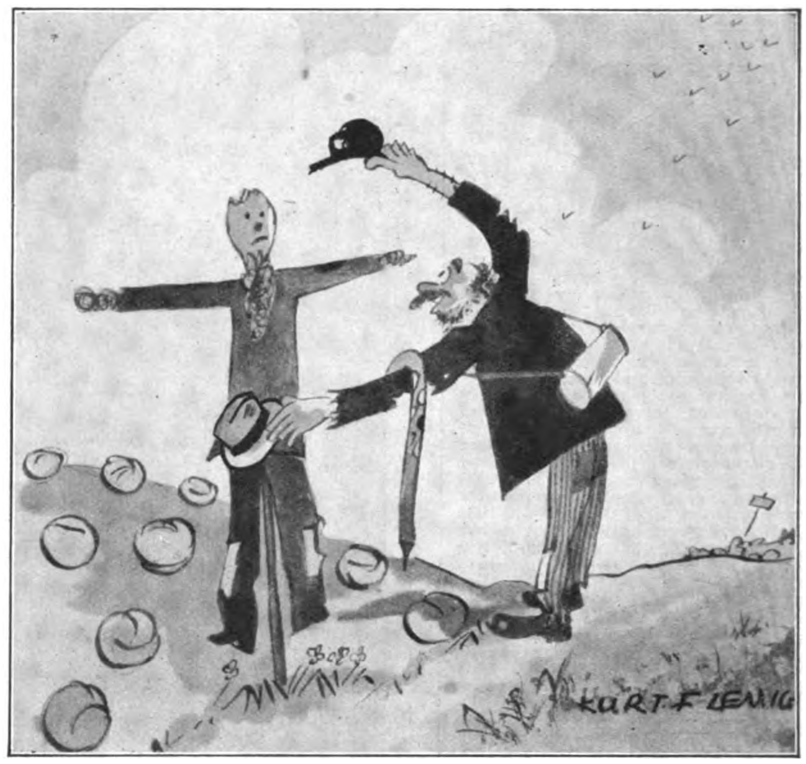
„Tja, Minsch", meint der Seemann, „ich denk' du sitzst achter an't Stüer!"

Mathematikprofessor Rombus erklärt in der Klasse die Zinsberechnung und kommt dann zu dem Ergebnis: Zins ist gleich Kapital mal Zinsfuß, geteilt durch Hundert und bei einer bestimmten Zeit: „mal Zeit". Inzwischen geht die Unterrichtsstunde zu Ende und Sticht fängt an, seine Bücher zusammenzupacken. Da noch eine Minute bis zum Glockenschlag fehlt, ruft Rombus den unaufmerksamen Sticht schnell noch einmal auf: „Sticht, wie berechnet man die Zinsen?" „Kapital mal Zinsfuß geteilt durch Hundert!" lautet die Antwort. „Mal Zeit" ergänzt zornig der Professor. Im selben Augenblick läutet es ein Uhr und dankend quittiert Sticht: „Mahlzeit, Herr Professor!"

*

„Mein Sohn schreibt jeden Sonntag nach Hause."

„Und meiner bekommt sein Geld gleich für den ganzen Monat."



Umtausch. Gestatten? . . .

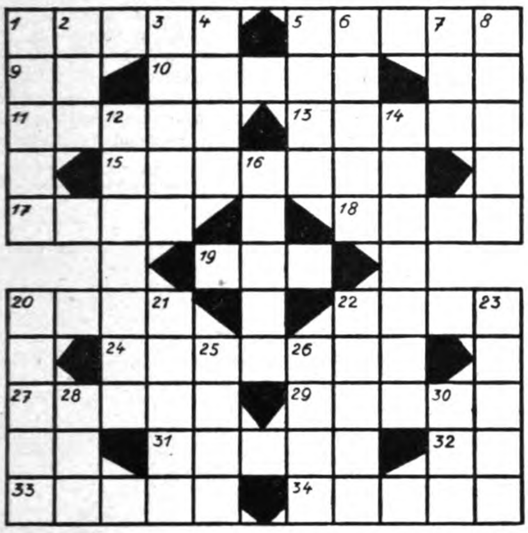
Der berühmte englische Maler Alma Tadema hatte einen Doppelgänger, den Parlamentarier Maurier, der ihm sehr ähnlich sah. Bei einer Gesellschaft, bei der beide anwesend waren, wandte sich eine Dame an ihren Tischherrn und sagte: „Wissen Sie Herr Tadema, ich finde es zu lächerlich, was von Ihrer Ähnlichkeit mit Herrn Maurier geredet wird. Eine gewisse Ähnlichkeit ist ja da, aber mehr doch nicht. Habe ich nicht recht?"

„Nicht ganz", antwortete ihr Tischherr höflich, „denn sehen Sie, Gnädigste, ich bin zufällig Maurier!"

Tierarzt Wilke, der immer behauptet, daß sein Beruf weit schwerer ist als der seines Freundes, des Kreisarztes Martens, weil doch seine Patienten nicht sagen könnten, was ihnen fehlt, ist krank, und Martens wird gerufen. Um ihn aufs Glatteis zu führen, schweigt der Tierarzt wie ein Stein, wenn Martens ihn fragt, um die Diagnose zu stellen. Nachdem er schließlich ein Rezept geschrieben hat, sagt der Arzt zu Frau Wilke: „Ich verschreibe hier also ein Pulver, und wenn es danach nicht besser wird, dann müssen wir die Kracke totschlagen."

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Wasserfahrzeug, 5. Teil des Schiffes, 9. Nahrungsmittel, 10. Stadt in Nordafrika, 11. Gegenpunkt zum Zenit, 13. Stadt an der Drau, 15. Tatkraft, 17. Temperaturbegriff, 18. Stadt in Belgien, 19. Stadt in Finnland, 20 Teil des Fußes, 22 behend, 24. Stadt in Schleswig-Holstein, 27. musikal.: langsamer Satz, 29. Stadt in Frankreich, 31. männl. Vorname, 32. Fürwort, 33. Ort am Tegernsee, 34 tropisches Huftier. — Senkrecht: 1. Wüstenfuchs, 2. weibl. Vorname Abk., 3. Lachsfisch, 4. Teil des Koran, 5. Nebenfluß des Rheins, 6. Säure, 7. Bund, 8. Erbe, 12. Meeressäugetier, 14. Meerestier, 16. Meeressäugetier, 20. Berliner Zeichner, 21. Zaun, 22. Ader, 23. Farbauftrag, 25. Wut, 26. Eile, 28. schmal, 30. männl. Vorname Abk

Silbenrätsel

Aus den Silben: ab — ab — brük — de — di — dou — dschak — e — graph — he — i — ich — in — ka — ke — la — le — les — li — lo — lot — ma — mi — mus — nes — nor — o — o — o — om — pach — po — ras — rau — rel — ri — rus — san — sar — sau — sau — sel — sels — set — sot — tät — ter — thy — tiv — to — und — wa — ze — zi werden 18 Wörter gebildet, deren erste und letzte Buchstaben von oben nach unten gelesen einen Ausspruch des Führers ergeben. (ch = 1 Buchstabe.) 1. engl. Fürstentum, 2 Mißbildung, 3. Blinkgerät, 4. Reisspeise, 5. Gedächtnisstütze, 6. deutscher Dichter 19. Jhrh. 7. franz. Weinort, 8. südamerikan. Raubtier, 9 Insekt, 10. urweltliche Fischeidechse, 11. grammat. Begriff, 12. Diener Don Juans,

1 .... 10 ....

2 .... 11 ....

3 .... 12 ....

4 .... 13 ....

5 .... 14 ....

6 .... 15 ....

7 .... 16 ....

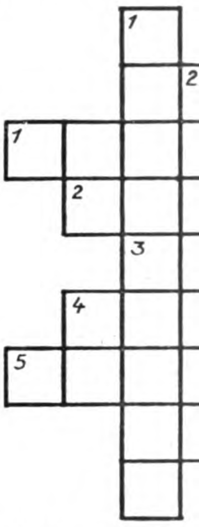
8 .... 17 ....

9 18

13. geograph. Begriff, 14. türk. Verwaltungsbezirk, 15. körperl. Verfall, 16. norweg Schriftstellerin 17 franz. Dichter, 18 Mundart

M

Die Buchstaben:
b b d d e e e
l l l l l l l l
werden so in die Feld



recht die gleichen Wör
Jugendorganisation,
Provinz. 5. Tänzerin.

Mag

Die Buchstaben a
d e e e e e e
g i i l l n n
r t t w sind so
Felder einzutragen,
waagrecht und senk
gleichlautende Wörte
folgender Bedeutung
stehen: 1. Gerbereip
2. Auserlesene, 3. Ru
4. Stockwerk, 5. hollä
Stadt am Rhein

Zahlenrätsel

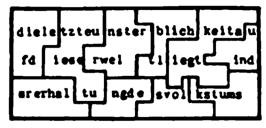
1	4	9	9	10	8	2				Stadt auf Sizilien
2	5	11	4	5						Berg i. Böhmerwald
3	2	12	11	4						Vogel
3	6	7	1	2						bayer. Dichter
4	13	14	4							Fabelwesen
5	10	3	7	5	8	4	13	13		italien. Volkslied
6	12	1	1	4	13					Insekt
7	15	15	7	9	10	3	10	7	8	Widerstand
5	2	15	15	7	5	3				dienstliche Meldung
8	7	14	5	4	3	4	3	4		ägypt. Königin

Die Anfangsbuchstaben der richtig gefundenen Wörter von oben nach unten gelesen ergeben den Namen eines Gipfels der Walliser Alpen.

Lösungen der Rätsel aus Folge 30

Schachtelbaukasten: 1. Dumping, 2. Inge, 3. Ene, 4. Nero, 5. Ort, 6. Teltow, 7. Walter, 8. Erinna, 9. Nadir, 10. Dir, 11. Irisglas, 12. Glasköpfe, 13. Köpfe, 14. Emir, 15. Irtisch, 16. Tisch, 17. Ischias, 18. Start, 19. Tender, 20. der, 21. Era, 22. Rabe, 23. Bernstein, 24. Ern, 25. Stein, 26. Teint, 27. Eintrag, 28. Ragaz, 29. Azeton, 30. Tonnage, 31. Ger, 32. Erbe, 33. Besen, 34. Enare, 35. Reseda. — Die Notwendigkeit ist der beste Ratgeber. ✱ **Silben-Ergänzungsrätsel:** 1. Nebelbild, 2. Euterpe, 3. Grasegger, 4. Ammerland, 5. Romanze, 6. Timbuktu, 7. Minaret, 8. Linares, 9. Erbsenstrauch, 10. Herthasee, 11 Longfellow, 12. Hexenei, 13. Aestuar, 14. Steigerwald, 15. Nemesis, 16. Emele, 17. Nairobi. — Der Deutsche wird seinen Stahlhelm tragen. ✱ **Mosaikrätsel:** Die Lösung zeigt die nebenstehende Zusammenstellung. ✱ **Magisches Quadrat:** 1. Tanne, 2. Areal, 3. Nebel, 4. Naehe, 5. Ellen.

✱ **Füllrätsel:** 1. Silo, 2. Cato, 3. Hero, 4 Ambo, 5. Como, 6. Hugo, 7. Lido, 8. Ebro, 9. Ilo, 10. Trio, 11. Echo, 12. Reno. — Schachletter. ✱ **Kreuz-Scharade:** Ries, Reis, Sire, Isere, Sir, Eis, Eriesee, Riese, Reise, Ire, Eris, Serie, Isis, Iser. ✱ **Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 1. Liane, 5. Irene, 9. Dalibor, 10. Ebene, 12. Solon, 14. Anden, 15. eng, 17. gar, 18. Dau, 19. Mut, 20. Aas, 23. Tip, 25. Moral, 27 Selam, 29. Tenne, 31. Okarina, 32. Matin, 33. Nabel. Senkrecht: 1. Liebe, 2. Ade, 3. Nana, 4. Elend, 5. Ibsen, 6. Roon, 7. Erl, 8. Einer, 11. Bandage, 13. Ovation, 16. Gas, 17. Gut, 20. Assam, 21. Roman, 22. Satin, 24. Pfeil, 25. Makl, 26. Lena, 28. Lot, 30. Nab. ✱ **Silbeneinschalträtsel:** Das deutsche Volk ist heute nicht nur ein Staat, sondern ein von lebendigem und innerem Leben durchpulster Volkskörper



Schach Beobachter

Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Ein Glanzsieg Bogoljubows

Partie aus dem Vier-Meister-Kampf
Französische Verteidigung, gespielt in der 4. Runde in Stuttgart

Weiß: Bogoljubow. Schwarz: Dr. Aljechin.

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	d2—d4	e7—e6	13.	Te5×e6†	Ke8—f7
2.	e2—e4[1]	d7—d5	14.	Te6×f6†[4]	g7×f6
3.	Sb1—c3	Lf8—b4	15.	Dd1—h5†	Kf7—g8[5]
4.	e4—e5[2]	c7—c5	16.	Lc1—h6	Dd8—d7
5.	d4×c5	Sb8—c6	17.	Sb5—c7	Dd7—f7[6]
6.	Sg1—f3	f7—f6[3]	18.	Dh5—h3	Ta8—b8
7.	Lf1—b5	Lb4×c5	19.	Ta1—e1	Tb8—d8
8.	0—0	Lc8—d7	20.	Sc7×d5[7]	Td8×d5
9.	Tf1—e1	f6×e5	21.	Dh3—g4†	Td5—g5
10.	Sf3×e5	Sc6×e5	22.	Dg4—c8†	Lc5—f8
11.	Te1×e5	Ld7×b5	23.	Lh6×f8	h7—h5[8]
12.	Sc3×b5	Sg8—f6	24.	f2—f4	Kg8—h7[9]

[1] Weiß besetzt die Mitte. Mit 2. c2—c4 käme es zu bekannten Stellungen des Damengambits. Schwarz lenkt nun in die französische Verteidigung ein.

[2] Zu interessanten Verwicklungen könnte 4. Sg1—e2 führen. Falls dann Schwarz auf Bauerngewinn spielen würde mit der Folge 4. . . ., d5×e4; 5. a2—a3, L×c3; 6. S×c3, f7—f5 erlangt Weiß starken Angriff mit 7. Lc4 oder auch mit 7. f2—f3 usw.

[3] Ein unglücklicher Verteidigungsplan. Der Zug schwächt die eigene Königsstellung.

[4] Der Sinn des hübschen Qualitätsopfers ist, die feindliche Königsstellung zu sprengen.

[5] Damit wird der Turm vom eigenen König „blockiert". Aber andere Züge sind auch nicht besser.

[6] Falls 17. . . ., D×c7 (?), so 18. Dg4†, Kf7; 19. Dg7† mit Damengewinn.

[7] Dieses Springeropfer hat den Sinn, den Turm aus der 8. Reihe zu locken.

[8] Auf 23. . . ., D×f8 (?) würde 24. Te8 folgen.

[9] Hier überschritt Schwarz die Zeit. Aber Weiß dürfte im Endspiel gewinnen.

Eine ausgezeichnete taktische Leistung Bogoljubows.

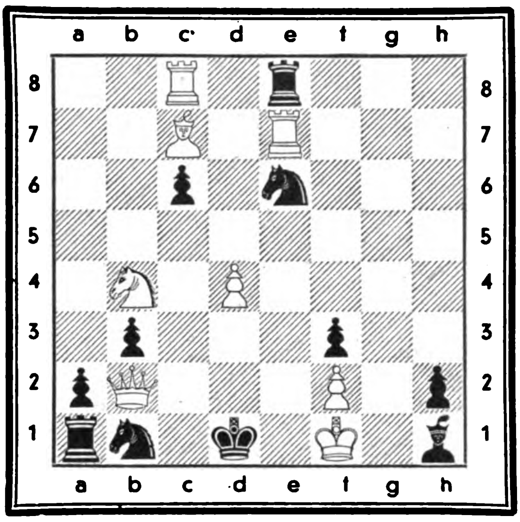
Aufgabelösung aus Folge 27

Dreizüger von Ernst Skowronek, Wanne-Eickel.
Weiß: Ka2, Lf1, Sb3, d5, Ba3, b2, b4, e4, e5, e6 (10).
Schwarz: Kc4, Bd3 (2).
1. Kb1, K×b3; 2. Sb6, d3—d2; 3. Lc4‡.
1. . . ., Kb5; 2. L×d3†, Kc6; 3. Sa5‡.

Ein Selbstmatt

Urdrucke von Otto Rein

Schwarz: Kd1, Ta1, Te8, Lh1, Sb1, Se6, Ba2, b3, c6, f3, h2 (11)



Weiß: Kf1, Db2, Tc8, Te7, Lc7, Sb4, Bd4, f2 (8)
Selbstmatt in drei Zügen.

Richtig gelöst: Dr. Münch, Bocholt; H. Kolwitz, Berlin-Neukölln; C. Löschner, Langewiesen (Th.); P. Schurig Sebnitz; O. Hildebrandt, Hamburg; R. Hofbauer, Berlin W; F. Guhrsch, Stettin; W. Fenchel, Gau-Odernheim; A. Seber, Trier; Dr. W. Krause, Hildesheim; Ebeling, Potsdam; J. Herwig, Gotha; P. Fröhlich, Schmirchau; M. Templin, Friedensstadt; G. Peipers, Eckardtsheim; L. Hohensee, Berlin W; F. Mombaur, Solingen-Ohligs; Herb. Schulz, Berlin-Neukölln; Erika Schupp, Wiesbaden; A. Köglmayr, Marnbach; Pfr. W. Plöthner, Goldbach; Dr. Starke, Berlin-Charlottenburg; A. Hinrichs, Naumburg a. d. Saale; M. Loch, Berlin N; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; W. Gebauer Bürgel; O. Behncke, Cuxhaven; W. Petri, Plittershagen; A. Grundmann, Halle a. d. S.; K. Hartnagel, St. Ingbert; L. Ellner, Nürnberg; Schmidt, Feldafing; F. Büttner, Fürth i. B.; J. Diehl, Oberschmitten; L. Heim, Lauchheim; W. Träger, Frankfurt-Eschersheim; R. Weng, Königsberg; Pfr. Klein, Setzin-



Der neue Mischungs-Typ!
SPÄTLESE:
zuletzt geerntete Blätter
RITTER
CIGARETTEN
10
SPÄTLESE O/M
10
BEZEICHNEN WIR DIEJENIGEN TABAKBLÄTTER, DIE ZULETZT-AM SPÄTESTEN-
WERDEN. DIESE WERTVOLLSTEN BLÄTTER DER GANZEN TABAKPFLANZE
EN ALSO AM LÄNGSTEN DIE REIFENDEN STRAHLEN DER SONNE DES ORIENTS.
DER GESCHMACKS- UND AROMAREICHTUM DER CIGARETTE SPÄTLESE O/M
Fein-geschnitten
ist daher so bekömmlich!
4 ₰
RITTER
CIGARETTEN



Kinder, wie Erwachsene gekleidet, ein
auf Rotten-Ro

Nüchterne LON — farbig

London, schon unter den Römern als Londinium bekannt, eine uralte Stadt mit eigener Verfassung aus dem 12. Jahrhundert, die das Selbstgefühl der Bewohner außerordentlich förderte. Durch den steten Zustrom der Fremden ist London die volkreichste Stadt der Welt geworden, pflegt aber auch im gesellschaftlichen Leben heute noch alte Überlieferungen die ihr den Stempel der konservativsten Stadt aufgedrückt haben.



Links: Die Londoner Autobusse haben trotz des starken Verkehrs keine Richtungszeiger. Der Chauffeur winkt, gleichgültig, ob er rechts oder links einbiegen will, stets rechts mit der Hand ab. Die Eingeborenen kennen das, aber die Fremden?



Große
Das Bi
Garrick
warten
hat. leg



NÜCHTERNES LONDON
— FARBIG GESEHEN

Ein seit Jahrhunderten gleiches Bild: Aufziehen der Wache vor dem St.-James-Palast

Sämtliche Aufnahmen: Estorff-Volkmann.



Links: „Auslage" eines Schirmgeschäfts im Hafenviertel. Für 2 Schilling kann man hier einen Schirm kaufen



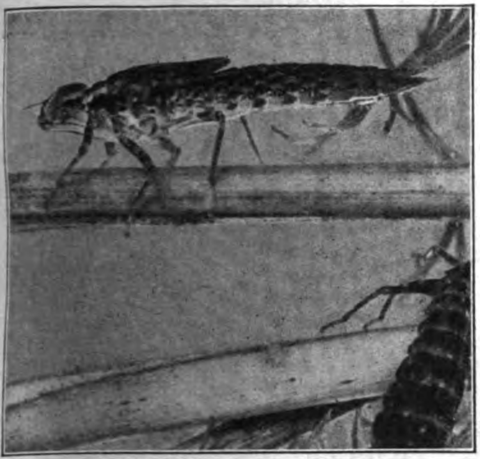
„Go on, mäh' sie nieder!" Schießsport mit dem Maschinengewehr; man schießt auf lange Kolonnen uniformierter Feinde, die Uniformen sind neutral gewählt.



„Es ist eine feine Sache, Soldat zu werden", ermuntert das Plakat die jungen Engländer, „du hast alles frei und bekommst obendrein noch bezahlt."



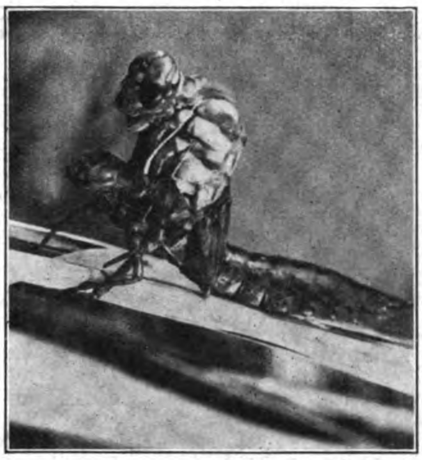
Wie in vielen überseeischen Ländern, so lieben es auch in England die Gepäckträger und Marktfrauen, Lasten auf dem Kopf zu tragen.



Eine Libellenlarve sitzt unter Wasser an einem Schilfstengel, nachdem sie abgehäutet hat.

Aufnahmen: Dr Croy.

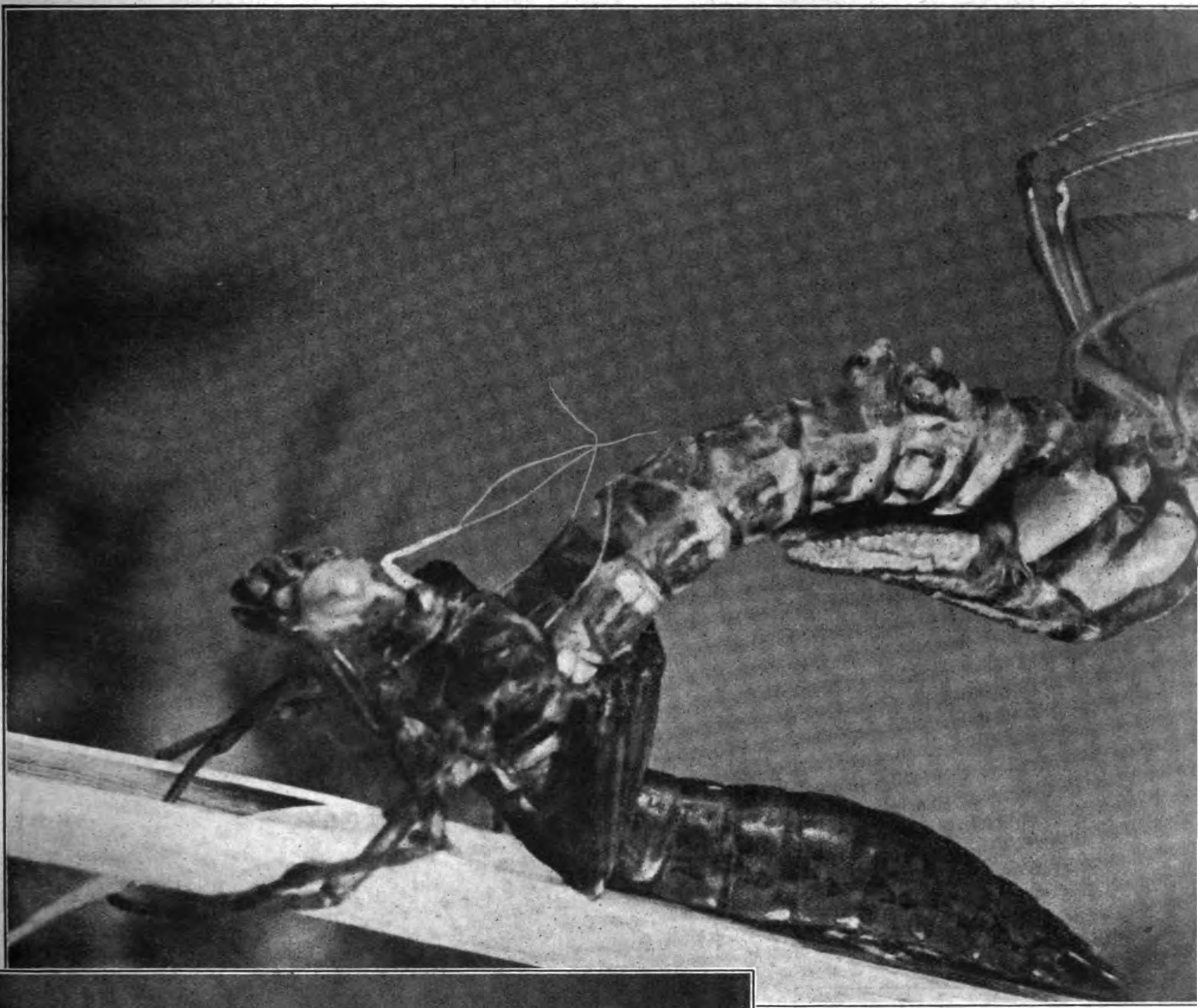
Die Geburt der Libelle



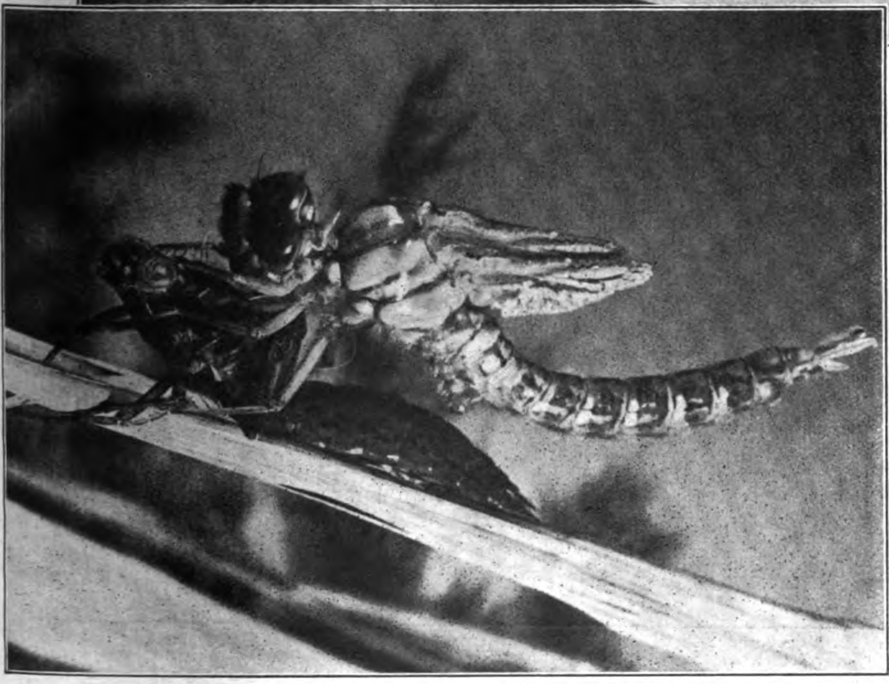
Nun ist sie aus dem Wasser an die Oberfläche gestiegen, man sieht, wie ihr Rücken platzt und wie die Libelle entsteigt



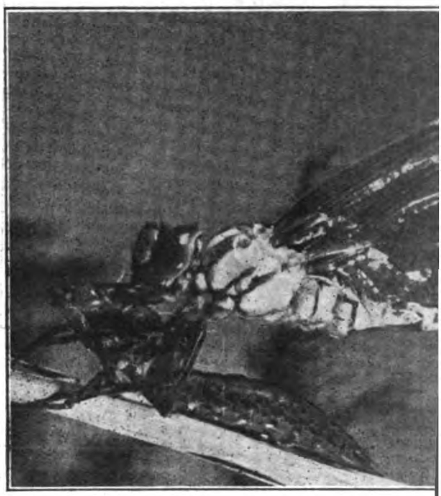
. .
zw



Durch die Schwerpunktverlagerung muß s
bis das ihr entsteigende Ungetüm, das m
herumtastet, festen Halt g



Die Libelle hat sich an der abgestreiften Larvenhaut festgeklammert, aber noch sind ihre Flügel weiche Lappen, weil ihnen das Blut fehlt



Jetzt aber ist schon der Lebenssaft i
glasig und hart, während die L

So hat sich die Libelle in 20 Minuten zum flugfertigen Insekt entwickel



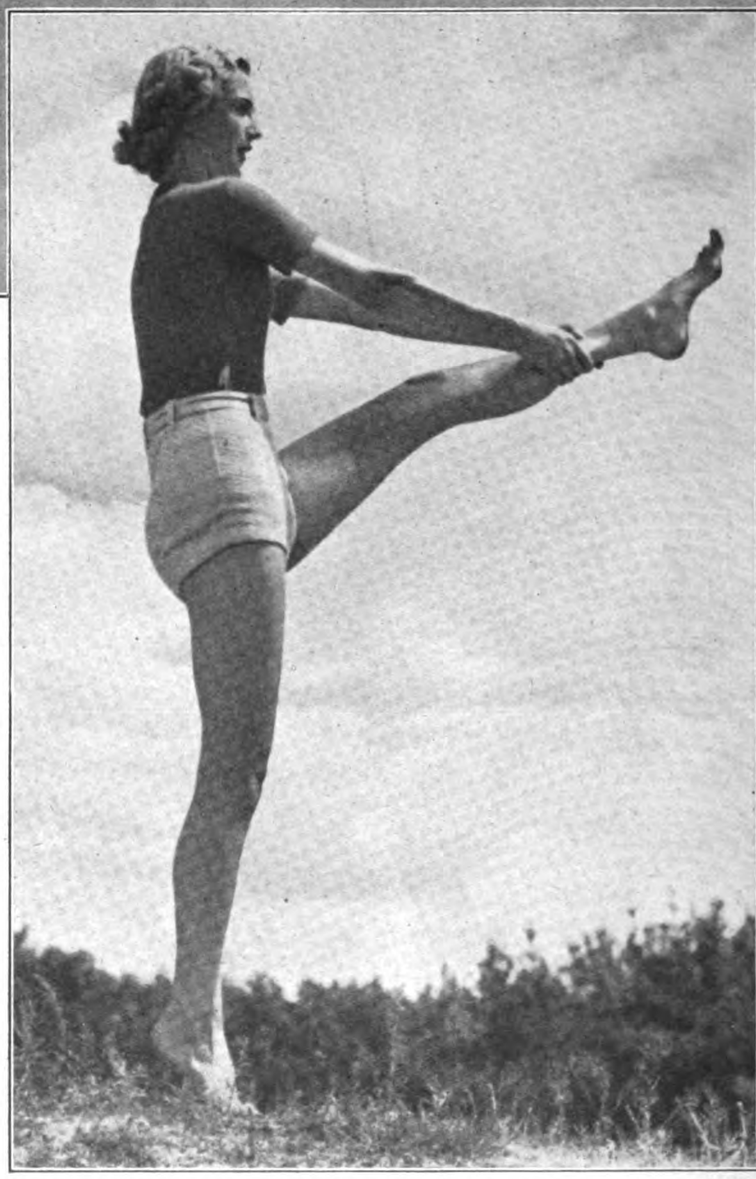
Das Spiel mit dem Ball, die beliebteste Abwechslung beim täglichen Training.

Was tut eine Eiskunstläuferin im Sommer?

Auch der Sport des Eiskunstlaufs, bei dem Anmut und Liebreiz besonders in Erscheinung treten, erfordert stetiges Training, denn nur so kann der Bereich der Leistungsfähigkeit ausgeweitet werden.



Die 16jährige deutsche Eiskunstlaufmeisterin Eva Prawitz bereitet sich auf ihren Wintersport vor. Im Faltboot durch das Schilf: Wasser, Sonne, Luft, diese drei Dinge vermitteln den Zustrom neuer Kraft . . .



. . . aber auch diese Beinübungen, mit Grazie ausgeführt, gehören unbedingt dazu, um für die beim Eislauf geforderten Leistungen vollkommen gerüstet zu sein.

Aufnahmen: Spudich.

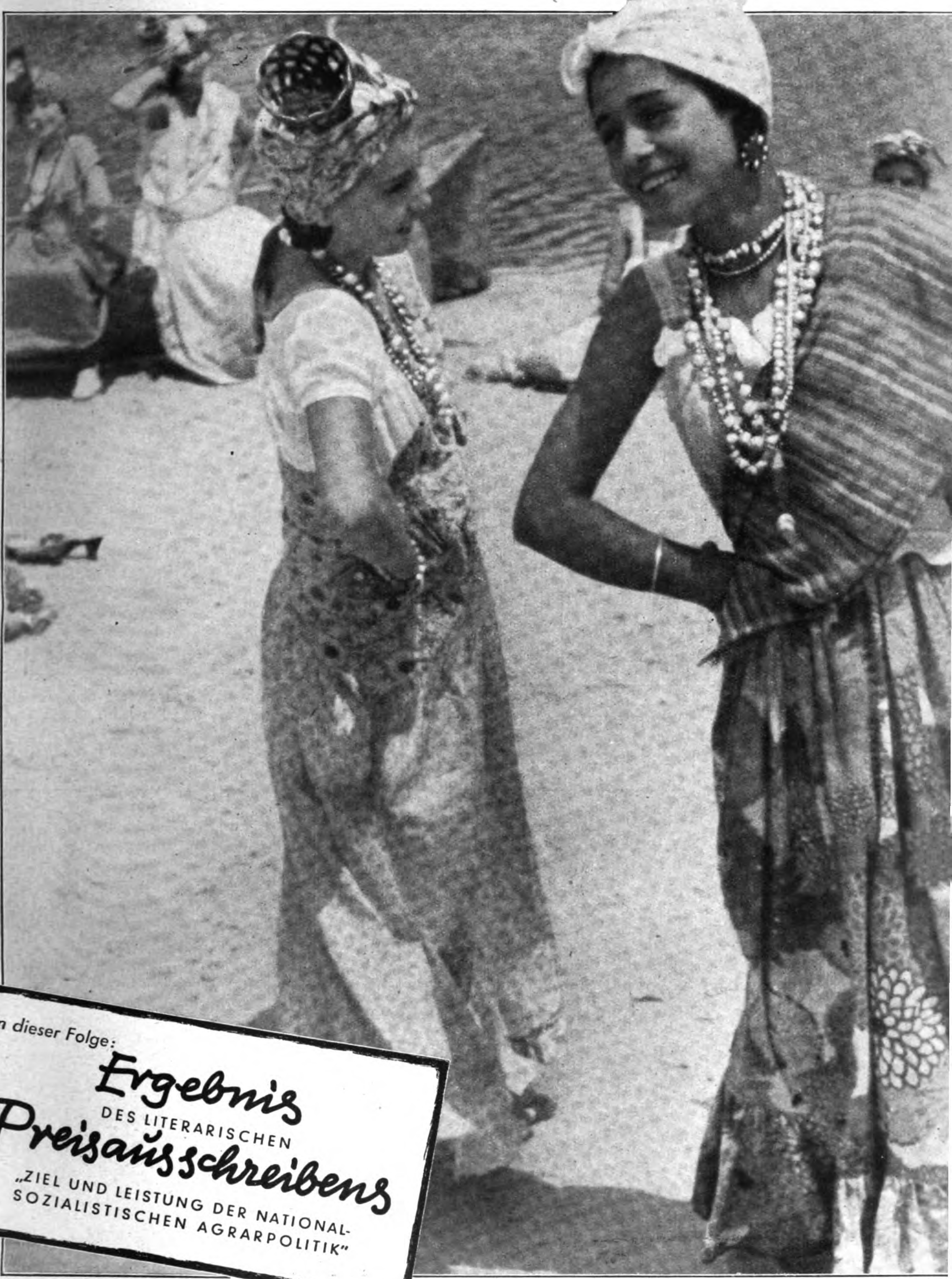
Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12—2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Bern III 7205; Warschau 194121; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968; Den Haag 211846; Paris 190066; Brüssel 350797. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße; Swiss Bank Corporation, West End Branch, 11c, Regent Street, Waterloo Place, London S. W. 1. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39-41, Fernruf 20755 u. 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden.
|A B C D E F| D.A. II. Vj. 1937: über 685000 Stck. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig

IB Illustrierter Beobach

12. JAHRGANG / FOLGE 32 / DONNERSTAG

VERLAG ... EHER NACHF.



In dieser Folge:

Ergebnis des literarischen Preisausschreibens „Ziel und Leistung der nationalsozialistischen Agrarpolitik"

Tanz in Bahia

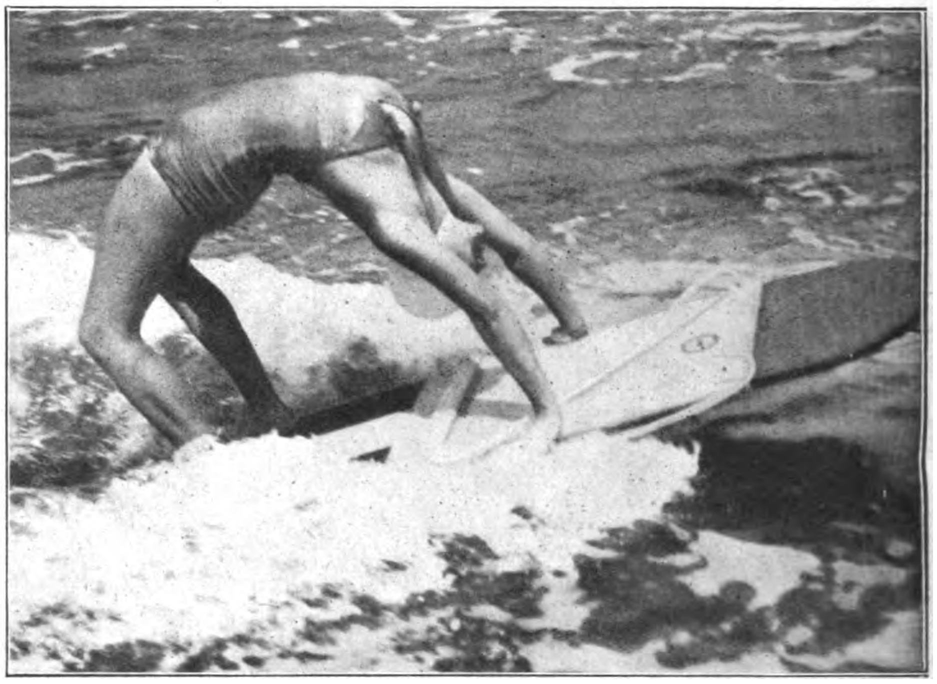
„Na Bahia tem Coco por vitem . . . " („In Bahia gibts Cocus zum Leben")

Hübsche Mädchen führen einen reizenden Tanz auf, bei dem erzählt wird, was es in Bahia alles g

Photo: Mauritius



Reichsstatthalter General d. J. Franz Ritter von Epp begeht am 16. August sein 50jähriges Militärdienstjubiläum.



Eine lebende Brücke auf schwankendem Grund; Zimmergymnastik ist gewiß einfacher
Die Amerikanerin Webster bei ihren bewundernswerten Kunststücken auf Wasser-Stiern.



Waisenkinder des Nationalen Spaniens vor ihrer Abreise nach Rom, wo sie überstandene Schreckenstage vergessen sollen.

Aufnahmen: Hans Lueken (2). Weltbild (2). Presse-Photo: (3). Greiner (1).



Chinesen der alten Kaiserstadt Peiping auf der Flucht.
Blick auf die Chien-Men-Straße, die zum Gesandtenviertel führt; die Flüchtlinge hoffen, Leben und Habe dort in Sicherheit bringen zu können.



Ein widerliches Straßenbild während der Streiks in Cleveland Ein Arbeitswilliger ist überfallen worden und wird niedergeknüttelt; die Tagesbilanz zeigte einen Toten und vierzig Verwundete.

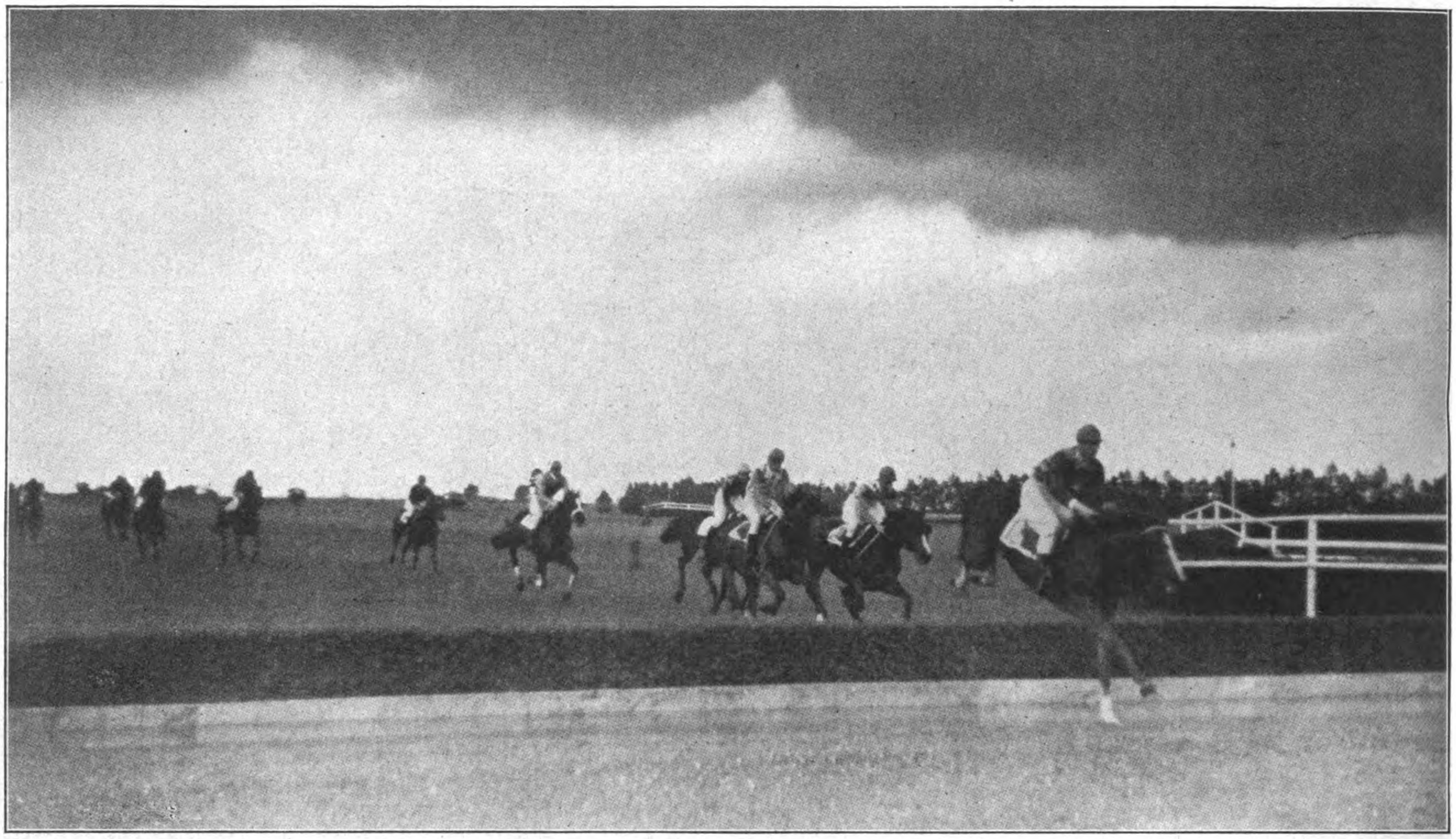


Rechts: Arbeitswillige rüsten sich mit Steinen und anderen Abwehrmitteln zur Verteidigung.





Griechenland feiert den Jahrestag seiner autoritären Regierung als Volksfest.
Im großen Athener Stadion brachten 80 000 Zuschauer volksfestlicher Spiele dem Ministerpräsidenten Metagas (Bild rechts, leuten) begeisterte Huldigungen dar.



16 Pferde kämpfen um den Deutschen Alpenpreis im größten Jagdrennen, das Deutschland je sah; das „Feld" kommt über den kleinen Wassergraben.

Fünf Nationen im Rennsattel

Internationaler Amateur-Reitertag in Riem

Sämtliche Aufnahmen: Bayer. Bildbericht-Fischer.



Präsident Christian Weber im Gespräch mit Prinz Ali Khan, dem Sohn des sagenhaft reichen Aga Khan, Englands größtem Rennstallbesitzer und Züchter. Mitte: Der bekannte Trainer Ch. Bariller.



Der Sieger im Deutschen Alpenpreis, der französische Leutnant Mathet, erwidert die Begeisterung der Zuschauer mit dem Deutschen Gruß Mathet ist der beste französische Herrenreiter.



Der Deutsche, Oberleutnant Hasse, wurde Vierter.



Der Schweizer, Oberleutnant Musy, stürzte, mit vorne liegend, an der letzten Ecke.



Der italienische Leutnant Argenton ist der bekannteste ital. Herrenreiter.

Eine Stadt verplanscht den Sommertag



Das Gellertwellenbad in Buda ist während der Sommermonate Tummelplatz des mondänen Budapest; Badenixen halten Hof, man flirtet . . .



. . . belustigt sich manchmal in den Wellen auf übermütige Art . . .

Eigentlich kann man von einer Badesaison in Budapest nicht sprechen, denn auch in den Wintermonaten haben die unzähligen Thermal- und Bitterwasserquellen der ungarischen Hauptstadt ihre regelmäßigen Besucher. Die sommerliche Badezeit jedoch verwandelt ganz Budapest in eine wirkliche Badestadt; jauchzendes, ausgelassenes Leben erfüllt tagaus, tagein alsdann die zahlreichen Badeanlagen: das bekannte Gellertbad, Secheniybad und vor allem das fast 3 Kilometer lange Strandbad auf der Margaretheninsel. In diesen Monaten trifft sich ganz

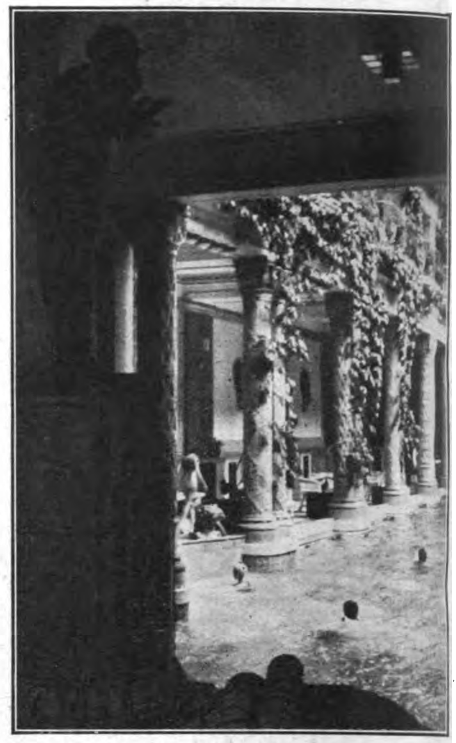


und ist sogar hin und
Damen ganz



Bildausschnitt von einer fröhlichen, sorglosen Gesellschaft im Schwefelbad auf der Margaretheninsel. So kann man es zur Not aushalten!

Sämtliche Aufnahmen: Erika Schmauß

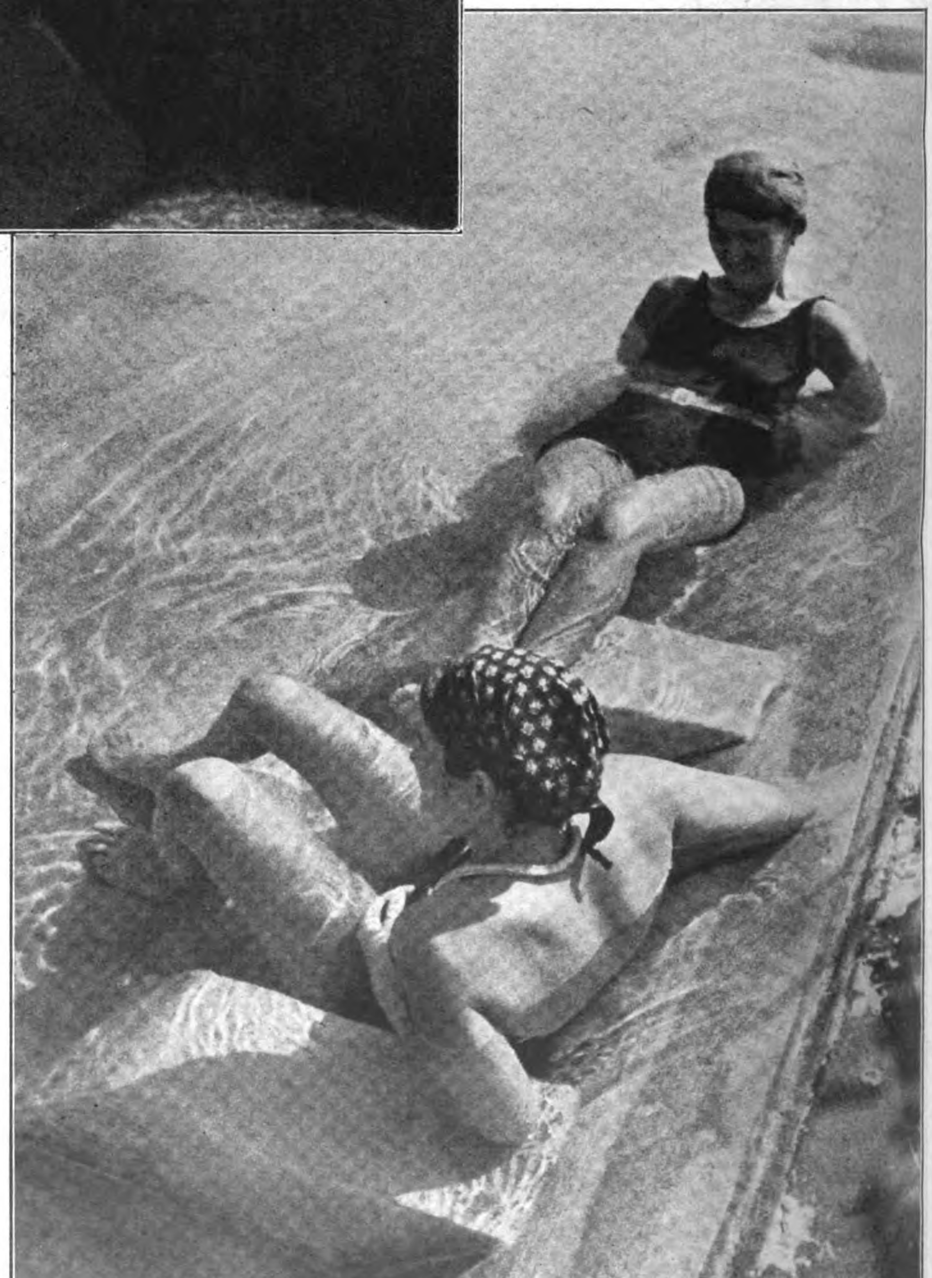


Die Sprudelbäder, besonders im Gellertbad, erfreuen sich allgemeiner Beliebtheit; hier ist es wirklich „prickelnd-schön".

Budapest draußen im Badekostüm: der Weltenbummler und der ernste Gelehrte, der beschäftigte Kaufmann und der sorglose Student, das schwärmende Tippfräulein und die wirkliche Komtesse. Und alle huldigen nur einem Grundsatz: fröhlich und lustig zu sein. Man liest, lacht, flirtet, diniert, trinkt Mokka, lauscht den Klängen der Musik und zwischendurch läßt man sich dann wohl auch vom Schwefelwasser umspülen, weil man ja schließlich zum Baden gegangen ist.



Briefe aus dem Schwefelbad auf der Margaretheninsel müssen wohl besonders zündend wirken . . .



Halb Schwefel — halb Sonne, eine erlesene und doch so einfache Mischung — aber nur für Eingeweihte.

NOT!



Die Müllabladeplätze in den Elendsgebieten von Süd-Wales sind ständig von „Schatzgräbern" belagert, die aus jeder eintreffenden

BESUCH BEI DEN STIEFKINDERN DER REICHEN MUTTER ENGLAND, DEN BERGARBEITERN IN SÜD-WALES



Ein typischer Altkleiderladen, wohin nie ein Anzug aus der Londoner Old Bond-Street sich verirrt; der Zustand des Hauses verträgt sich gut damit.



In vielen Häusern kennt man keine Vorhänge mehr, sie werden durch Zeitungen ersetzt.

Es ist eigentlich seltsam, daß die Untertanen des britischen Weltreiches nicht ausnahmslos in den Genuß eines solchen Wohlhabenheitsgrades gekommen sind, wie er der „Prosperity" eines Landes entspricht, dem die Ernte eines halben Erdballs fast mühelos in die





Ein Bild aus Abbw Vale (Süd-Wales): Das Fenster zur „guten Stube" wird geputzt.

Scheuern eingefahren wird. Noch seltsamer aber ist, daß es im Mutterlande England Gebiete gibt, in denen die Bevölkerung durch die herrschenden Umstände erbarmungslos der schlimmsten Proletarisierung anheimfällt. Das trifft insbesondere zu auf das Bergbaugebiet von Süd-Wales. Diese an Bodenschätzen so reiche Gegend ist wirkliches Notstandsgebiet und wird auch in der englischen Amtssprache als „Sondergebiet" bezeichnet. In der englischen Öffentlichkeit wurde seinerzeit sehr beachtet, daß der frühere König Eduard VIII. persönlich diese Elendsgebiete bereiste und unter dem Eindruck der erschütternden Zustände nachdrücklich erklärte: „Hier muß etwas geschehen!" Unser Bildbericht aus dem Bezirk Merthyr Tydwill zeigt eigentlich mehr, als man in Worten sagen könnte.



Oben:

Bergarbeitersiedlungen in Dowlais (Süd-Wales), auf Schutthalden errichtet.

Sämtliche Aufnahmen: Macauley

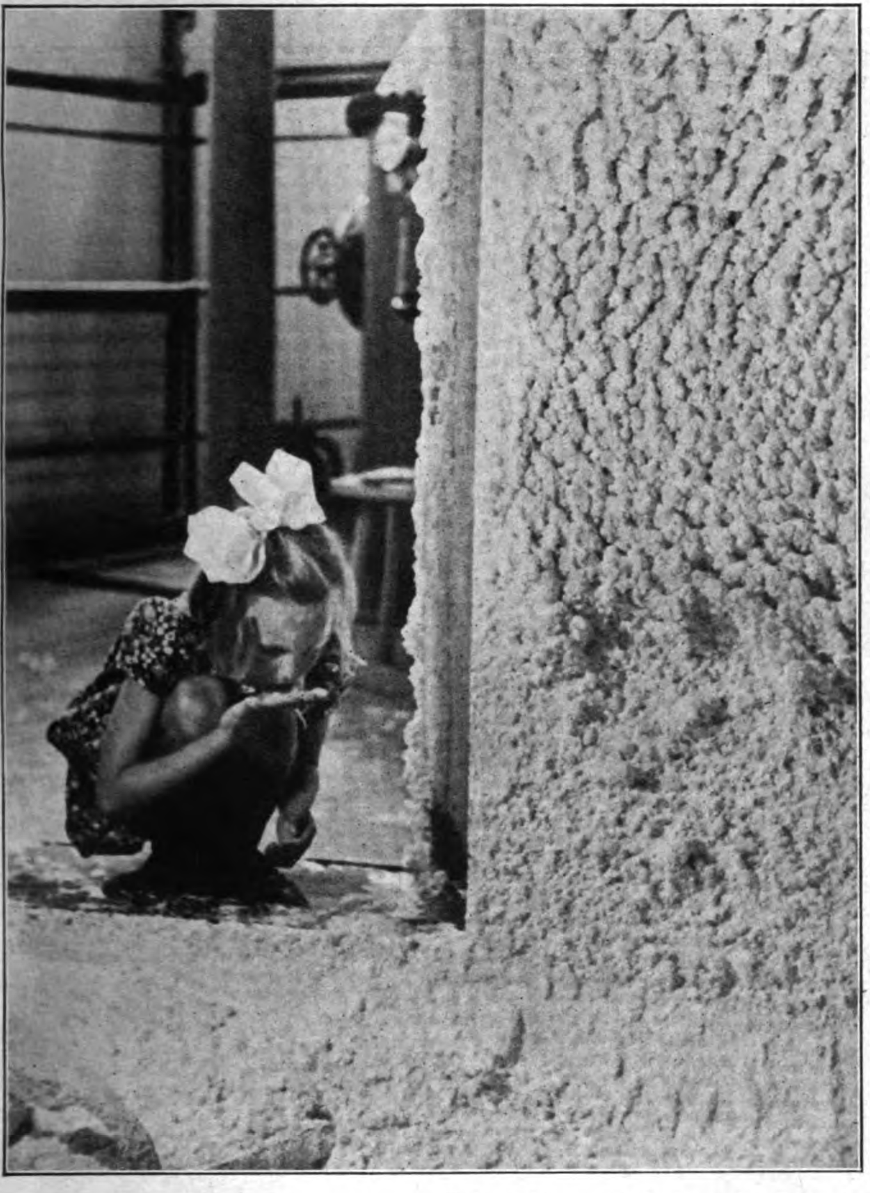
Links:

Arbeiterwohnungen inmitten der trostlosen Schutthalden von Dowlais.

Rechts:

Bergarbeiterfamilie in Süd-Wales: Der Vater seit Jahren arbeitslos, die schulentlassenen Söhne haben überhaupt noch keine Tätigkeit ausüben können.



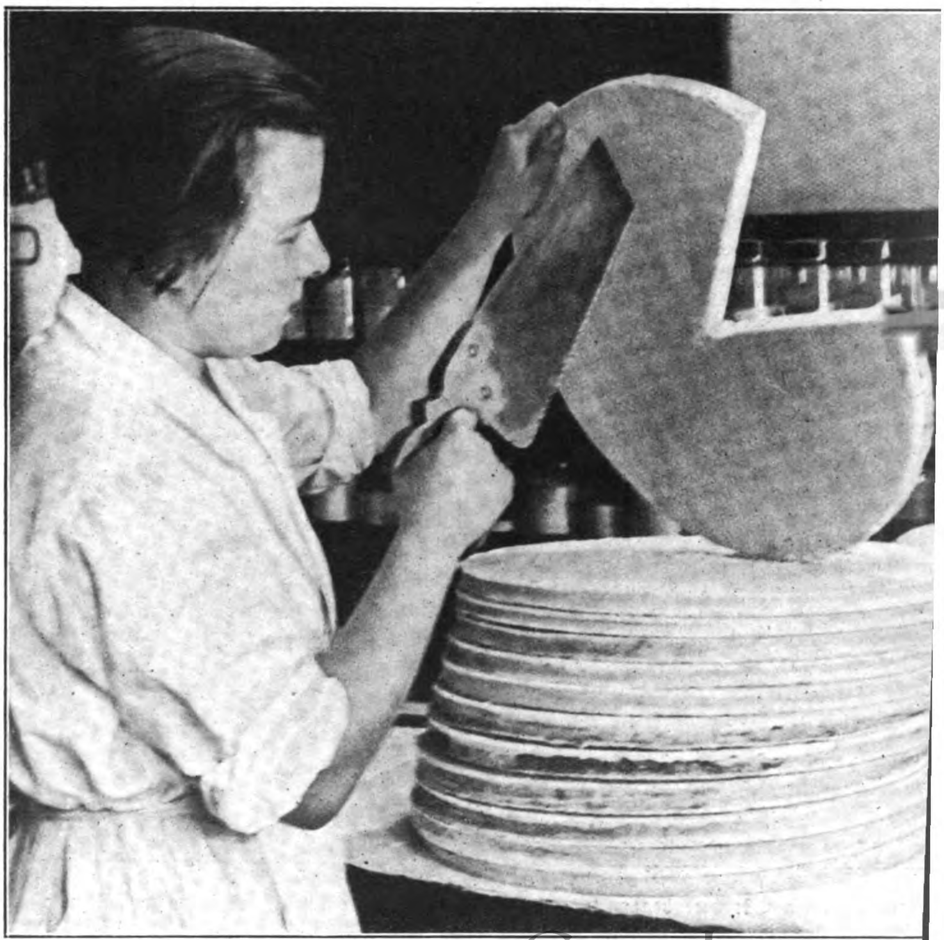




Kein Salzbergwerk, sondern eine Kostprobe im Trockenturm, dessen Wände mit feinstem Milchschnee bedeckt sind, den man (rechts) auf diese Weise abkratzt.

Mit Schneeschaufeln im M

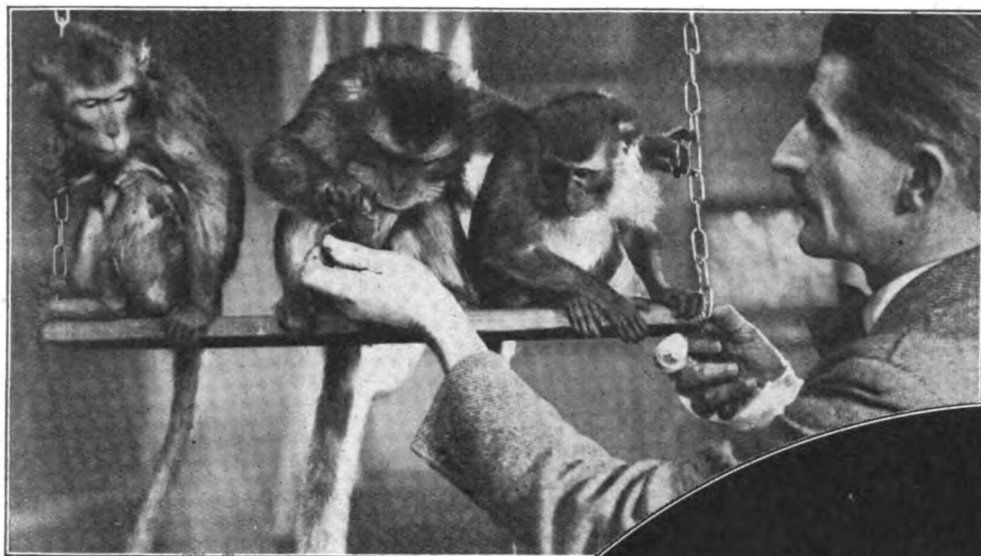
In der Zeit vom 22. bis 28. August dieses Jahres findet zum ersten Male in Berlin der XI. Milchwirtschaftliche Weltkongreß, verbunden mit einer Internationalen Molkereiausstellung, statt, an dem 50 Nationen mit 1600 Fachwissenschaftlern aus allen Teilen der Welt teilnehmen.



Die Herstellung von Trockenmilch erfolgt heute grundsätzlich nach zwei verschiedenen Verfahren. Bei dem ersten, dem sogenannten Walzenverfahren, wird die Milch in sehr dünner Schicht über heizbare Metallwalzen geleitet und so bei Atmosphärendruck oder im Vakuum getrocknet und hinterher abgeschabt. Das zweite, durch unsere Aufnahmen dargestellte Verfahren ist das Zerstäubungsverfahren; es besteht darin, daß die zu trocknende Milch zunächst in einem Voreindampfer eingedickt wird. Dann wird sie durch eine Rohrleitung in einen mehrere Meter hohen Trockenturm geleitet, wo sie durch eine Zerstäuber-

Gefährliche Komparsen

Aufnahmen aus dem Filmzoo der Ufa



Die drei „Filmgrazien".
Zwar ernten sie im Film den größten Publikumserfolg, aber mit ihren Launen und ihrer Heimtücke hat der Abrichter zu rechnen; wehe, wenn er nach der Arbeit einmal die Süßigkeiten vergessen sollte!

Aufnahmen: S. Balkin.



Etwas konnte im Film durch die technische Apparatur nicht ersetzt werden: Tiere als Mitspieler. Diese Aufgabe zu lösen, war nicht einfach, denn das hastende Treiben in einem Filmatelier unter den unbestechlichen Jupiterlampen setzt eine andere Tierdressur voraus, als das Abrichten von Tieren für eine gewöhnliche Schaustellung. Viel Tierliebe und noch viel mehr Geduld sind dazu nötig, die Tierkomparsen soweit zu bringen, daß sie ihre teils putzigen, teils aber auch sehr instinktgebundenen Rollen so spielen, daß sie lebenswahr wirken. Der Erfolg einer Abrichtung liegt darin, die Grenze des Triebhaften, vor allem bei Raubtieren, genau zu erkennen.

Ein Affe hat gebadet
Die Annahme, Affen seien wasserscheu, ist unrichtig; im Gegenteil: Affen baden sehr gern und lassen sich ebenso gern hinterher frottieren.



Ein Fremder dürfte das nicht sein, dem ein Bär hier begegnet; nur sein Herr kann ihm so entgegentreten.



Regisseur Junghans weist seinem „Star", einer Boa Constrictor, den Platz in der Szenerie an.



Eine Babys-Schau in Tokio zu dem Zweck, die Gesundheit jener Kinder festzustellen, deren Väter zwischen 30 u

Aufnahme: News Photo Service Domei.

Die nachgelassenen Fin des Grossher

ROMAN VON FRANK

(13. Fortsetzung.)

In den letzten Tagen hatte ich mir eine eigene Theorie über meinen Zimmergefährten zurechtgelegt. Ursprünglich hatte ich ihn für einen Spion gehalten, der dazu angestellt war, mich zu bewachen. Jetzt neigte ich eher der Auffassung zu, daß er ein Mitglied der Bande war, das sich in der einen oder anderen Weise gegen deren Kodex vergangen hatte und nun zur Strafe eingesperrt gehalten wurde. Wollte er um seine Freiheit kämpfen? Sie waren ihrer vier, den Advokaten nicht gerechnet. Wir waren nur zwei. Aber wenn er kämpfen wollte, so wollte ich es wahrlich auch. Seine Augen beantworteten die stumme Frage der meinen mit einem Ja. Ich weitete den Brustkorb und ballte die Hände. Aber wie auf Kommando kamen aus den Taschen der anderen Waffen hervor — Sandsäcke und Gummiknüppel. Einer solchen Übermacht gegenüber war aller Kampf aussichtslos. Ihre Augen sprühten beim Anblick meines Mienenspiels Phosphorfunken. Ihre Untergebenen hatten schon den Kreis um uns geschlossen, als etwas Unerwartetes geschah.

Drei harte Schläge wurden gegen die Eingangstür geführt. Eine kalte, klare Stimme rief:

„Antoine Fraternité! Das Spiel ist verloren! Öffnen Sie."

Die Hände, die auf unseren Schultern lagen, senkten sich wie durch einen Zauberschlag. Die Augen, die noch vor einer Sekunde siegesgewiß und übermütig gefunkelt hatten, verloren plötzlich etwas von ihrem Glanz. Die Gesichtsfarbe des Advokaten wurde langsam gelb wie die Unterseite eines Krokodils. Nur sie behielt etwas von ihrer früheren Haltung bei. Drei neue Schläge folgten, und dieselbe Stimme rief:

„Antoine Fraternité! Wir wissen, daß Sie hier drinnen sind! Öffnen Sie!"

Ein unruhiges Gemurmel erhob sich unter den männlichen Begleitern des Advokaten. Sie warf ihnen einen vernichtenden Blick zu.

„Das hätte ich mir denken können! Ihr feigen Schurken — seid ihr schon bereit, euch zu ergeben? Öffnet meinetwegen die Türe, aber wehrt euch! Was habt ihr sonst zu erwarten? Gefängnis — im besten Fall! Antoine — so reden Sie doch zu ihnen! Bin ich der einzige Mann unter euch?"


KISSNER
HAUS NEUERBURG
Von Jhrem Reisevorrat haben auch Sie vielleicht solch eine Schachtel übrig behalten. Wenn Sie jetzt nach Jhrer Heimkehr den Verschluss-Streifen ablösen, werden Sie mit Vergnügen feststellen, wie frisch die Zigaretten während der ganzen Dauer Jhrer Reise geblieben sind; sie schmecken noch genau so gut, wie alle die anderen, die unterwegs zu Jhrer Ferienfreude beigetragen haben.
12 OVERSTOLZ 50 PF.
OHNE MUNDSTÜCK
in Tropen-Packung
GÜLDENRING mit Gold 4 PF. ★ RAVENKLAU mit Gold 5 PF. ★ AUSLESE ohne Mdst. 6 PF.

zuplündern, ist mißlungen! Ich könnte Sie der englischen Polizei ausliefern, aber ich ziehe vor, es — bis auf weiteres — nicht zu tun. Wenn Sie dieses Land vor Mitternacht verlassen haben, ist es mir gleichgültig, ob Sie Ihre Tätigkeit im Dienste der französischen Rechtspflege wieder aufnehmen oder nach Minorca zurückkehren. Aber ich an Ihrer Stelle ginge nicht nach Minorca. Eine Republik ist für einen Mann von Ihren Talenten ein sicheres Arbeitsfeld."

In meinem Kopfe wirbelten die Gedanken durcheinander. Schwindel? Plan, dieses Land auszuplündern? Was bedeutete das? Steckte der Advokat hinter den Angriffen der letzten Tage auf den Kredit Englands? War er es, der den katastrophalen Sturz der Staatsanleihen verursacht hatte?

Der Advokat rang nach Luft zu einem Protest, aber die Stimme blieb ihm in der Kehle stecken. Er sah sich im Kreise seiner Anhänger um. Aber niemand zeigte Lust, einzuschreiten.

„Und ich?" ertönte ein schriller Ruf. „Gedenken Sie auch mich mit Hilfe dieser Bücher anzuklagen?"

„Nein, Madame", erwiderte Filip Collin. „Die Anklage gegen Sie überlasse ich diesen drei Herren — wenn sie wünschen, daß es überhaupt zu einer Anklage kommt."

Er deutete mit einer Geste auf Mr. Graham, meinen Zimmergefährten und mich selbst. Sie starrte uns mit einem Ausdruck so intensiven Hasses an, daß ich unwillkürlich einen Schritt zurück machte. Nochmals wollte sie ihre Untergebenen zum Widerstand anfeuern, aber Herr Collin kam ihr zuvor.

„Ich bin da, um diese Sache in aller Stille zu ordnen", sagte er, „aber ob es so kommt oder nicht, hängt von Ihnen selbst ab. Ein Freund von mir wartet unten. Er hat eine Signalpfeife in der Hand und ist instruiert, die Polizei herbeizurufen, wenn nicht binnen — er sah auf die Uhr — binnen einer Minute alles erledigt ist. Im anderen Fall tritt die Signalpfeife in Aktion — und ich übernehme keinerlei Verantwortung für die Folgen!"

War es eine Signalpfeife, die in diesem Augenblick von der Straße heraufstönte, oder war es eine Autohupe? Das wird wohl nie aufgeklärt werden, aber eines ist sicher: im Laufe der Minute, die nun folgte, waren die Treppen des uralten Hauses in der Lombard Street einer Belastungsprobe ausgesetzt, wie sie sie so manches liebe Jahr nicht mitgemacht hatten. Ich war nicht wenig erstaunt zu sehen, daß mein Mitgefangener keinen Gebrauch von der Amnestie machte, die der Professor so freigebig erlassen hatte. Selbst wenn er eine persönliche Differenz mit der Bande hatte, riskierte er doch bei ihrer gegenwärtigen Schreckensstimmung sicherlich nichts von ihr.

Sie war die letzte, die retirierte.

„Das letzte Wort ist noch nicht gesprochen!" rief sie Herrn Collin zu. „Wenn ich ein Mann wäre — ach was, ich bin schon mit gefährlicheren Herren als Ihnen fertig geworden!"

„Das hat mir der Polizeipräsident von Paris in einem Telegramm angedeutet", antwortete mein Landsmann höflich. „Ich wußte nicht, ob ich wagen sollte, das von einer so entzückenden Dame wie Sie zu glauben. Aber gestatten Sie mir, Ihnen einen guten Rat zu geben, Madame: fangen Sie mit der Abrechnung in Ihrem engsten Kreise an! Fragen Sie Monsieur Fraternité, warum er diesen Namen führt — und ziehen Sie Ihre Schlüsse daraus!"

Sie starrte ihn an und begann dann die Treppe hinunterzugehen.

„Ma cousine!" rief mein Zimmergefährte ihr nach. „Wenn Sie ein Buen retiro brauchen, dann kommen Sie nach Minorca! Unsere Radiophonie ist sehr verbesserungsbedürftig! Ihre Schallplattensendung heute nachmittag prädestiniert Sie geradezu für eine solche Stellung. Oder würden Sie einen Posten im Gefängniswesen vorziehen? Ganz wie Sie wollen!"

Es kam keine Antwort, nur ein Sturmrauschen von Röcken, die die Treppe hinunterfegten. In meinem Kopfe wirbelten die Gedanken. Ich hatte hundert Fragen zu stellen und hätte sie am liebsten alle auf einmal gestellt. Aber der Professor beugte dem vor, indem er auf den Ausgang deutete.

„Später!" Das war alles, was er sagte.

Wir gingen durch die gesprengte Türe, deren Namensschild noch immer verkündete, daß die Anglo-Minorcan-Development Company hier ihren Wohnsitz hatte. Ich fragte ihn, ob er nicht glaube, dies sei das erstemal, daß ein Kontor als reguläres Gefängnis funktioniert habe.

„Sie irren", erwiderte er ernst. „Dies ist kein Gefängnis, dies ist das Kloster Sankt Just in Estremadura."

Er wendete sich meinem Zimmergefährten zu:

„Nicht wahr, Hoheit? Habe ich nicht recht?"

Der Mann, mit dem ich drei Tage und drei Nächte zusammengehaust hatte, nickte mit jenem ironischen Aufleuchten im Auge, das mir nun schon so vertraut war.

„Sie haben recht wie immer! Und Sie kennen Ihre spanische Geschichte!"

Ich griff mir an den Kopf. Was waren das für Reden? Hoheit? Ein Kloster?

„Als Kaiser Karl V., in dessen Reich die Sonne nie unterging, satt an Jahren und Ehren war", sagte Herr Collin, „zog er sich freiwillig in ein Kloster zurück, und dieses Kloster hieß Sankt Just in Estremadura. Minorca ist kein Weltreich, die Sonne geht dort unter, aber man kann auch dort Macht und Ehren sattbekommen. Und dann kann es geschehen, daß man in einem Kontor wie diesem anstatt in einem Kloster landet, ohne daß darum die Einsamkeit geringer ist."

Er machte eine einführende Geste:

„Darf ich Sie Seiner Hoheit, Don Ramon XX., Großherzog von Minorca, Graf von Bethlehem und Erblichen Beschützer des Heiligen Grabes vorstellen? Wenn man so lange unter ein und demselben Dach geweilt hat, ist es wirklich nicht verfrüht, daß man sich kennenlernt."

Zehntes Kapitel.

Mr. Graham diniert.

1.

Wir kamen auf die Straße hinunter. Wie an jenem Tage, an dem ich das Büro der Firma Simpkins in Lavertisses Gesellschaft verließ, konnte ich mich auch jetzt nur schwer davon überzeugen, daß ich wach war. Hatte ich eben erst dem Professor hundert Fragen zu stellen gehabt, so hatte ich jetzt zweihundert, um nicht zu sagen tausend. Wer meine Erzählung verfolgt hat, wird sich darüber nicht wundern. Auf der Treppe des Hauses der Herren Simpkins war es Lavertisse gewesen, der mich in die Wirklichkeit zurückgerufen hatte, indem er von Prozenten zu reden begann. Auf der Schwelle des Hauses, wo die Anglo-Minorcan Development Company ihre Lokale hatte, war es sein Kollege, Mr. Graham, der mir den gleichen Dienst erwies.

„Ich will etwas zu essen haben", sagte dieser würdige Sohn Albions.

„Es ist vielleicht schon lange her, seit dies zuletzt der Fall war, lieber Mr. Graham?" erkundigte sich mein Zimmergenosse.

„Zweiundsiebzig Stunden", war Mr. Grahams Antwort.

Ein Mann kam uns entgegen. Es war Lavertisse, und in seiner Hand sah ich die Signalpfeife, von der der Professor gesprochen hatte.

„Sie sind weg", teilte er mit. „Ohne daß ich das Musikinstrument auch nur an die Lippen zu führen brauchte. Sie hatten drei Autos, und ich habe mir die Nummern gemerkt. Aber ich glaube nicht, daß man sie benötigen wird."

„Man wird sie nicht benötigen", sagte Filip Collin.

„Ich will etwas zu essen haben", sagte Mr. Graham.

Der Pfiff, den die Bande erwartet hatte, durchschnitt endlich die Luft, diesmal im Zeichen des Friedens, nicht des Krieges. Aus der nächsten Quergasse tauchten ein paar Autos auf und fuhren zu uns hin. Der Professor gab das Fahrziel, und es überraschte mich keineswegs: Grand Hotel Hermitage.

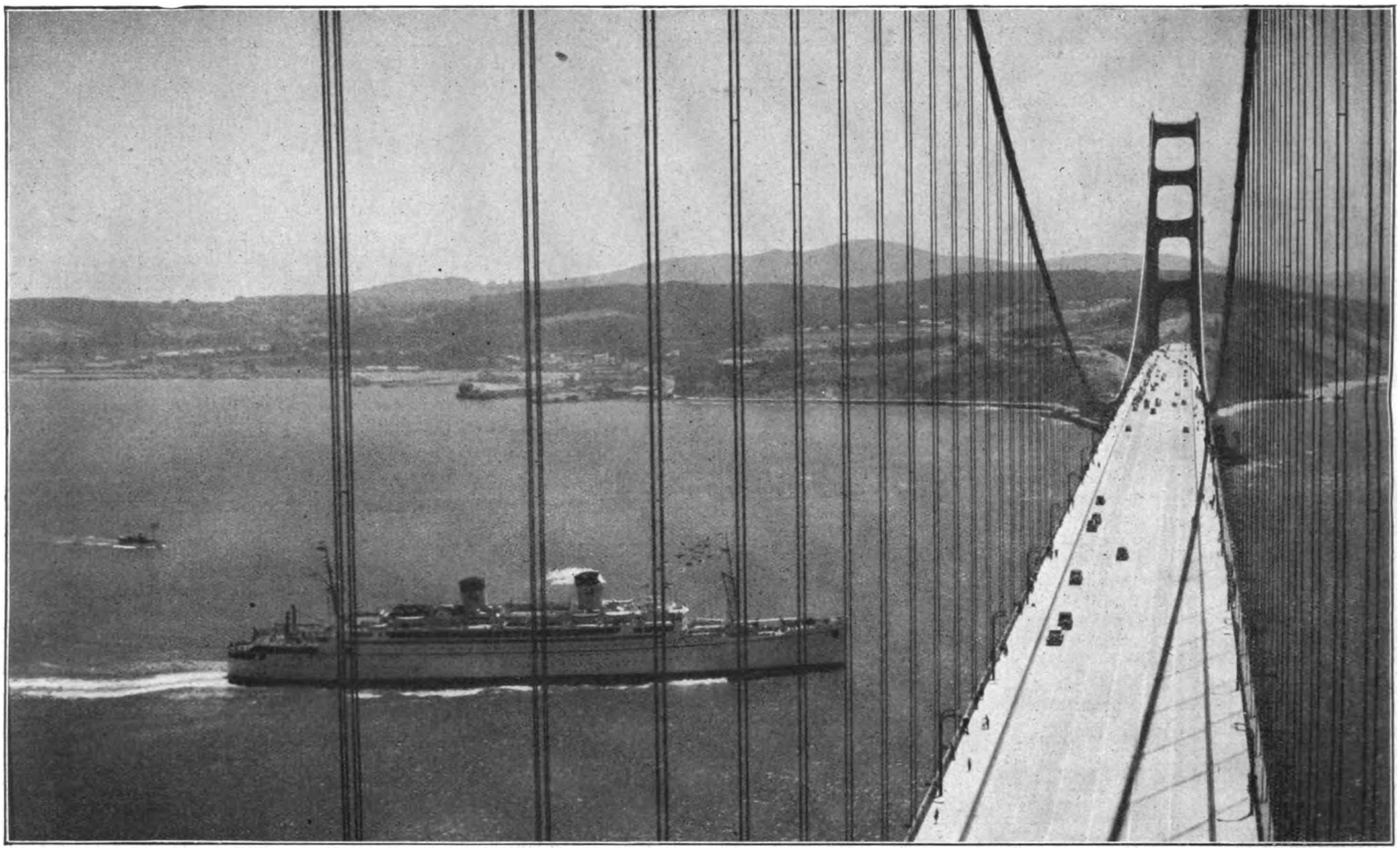
„Ist das Dinner bestellt?" fragte Mr. Graham.

„Es ist bestellt", antwortete der Professor.

Zehn Minuten später fuhren wir vor dem Hoteleingang vor. Der goldbetreßte Türhüter begrüßte mich wie einen verlorenen Sohn. Der elegante Weltmann, der in der Rezeption thronte, desgleichen. Der Portier verbeugte sich bis zur Erde. Und der Oberkellner, der bei unserem Anblick herbeigeeilt war, versicherte, dies sei der glücklichste Tag seines Lebens.

Der Übergang von der Absperrung der letzten Tage zu den Dutzenden Augen, die aus den Fauteuils der Halle mit hochgeborenem Staunen mich und meine Gesellschaft musterten, war überwältigend. Ich sah uns kritisch an. Der Professor und Lavertisse waren zwar in Vormittagsdreß, aber doch korrekt gekleidet. Was Mr. Graham, meinen Zimmergefährten und mich betraf, so konnten wir ebensogut aus einer Schreckenskammer entsprungen sein. Wir waren unrasiert und von zweifelhafter Sauberkeit, und unsere Kleider sahen aus, als hätten wir darin geschlafen — was ja auch stimmte, insoweit wir überhaupt geschlafen hatten.

Zwei Doppeltüren sprangen auf. Jenseits derselben wartete ein Privatkabinett mit einer langen gedeckten Tafel und fünf Herren, die mir alle bekannt waren. Drei von ihnen waren die Inhaber der Firma Simpkins Simpkins, Simpkins & Söhne. Der vierte war



Die gewaltige San-Franzisko-Oakland-Bay-Brücke, unter der ein großer Passagierdampfer bequem durchfahren kann.

Aufnahme: Atlantic Photo - G. m. b. H.

Plätzen wimmelt. So gut wie sicher waren sie, mit dem Maßstab der landläufigen Moral gemessen, von zweifelhafter Ehrlichkeit. Aber ich hatte gelernt, dieser Moral zu mißtrauen. Ich wollte sehen, ob es in anderen Gesellschaftsschichten eine bessere gäbe. Meine Bekannten hatten in Peru, was sie eine ‚Chance' nannten. Sie hatten nichts dagegen, sie mit mir zu teilen. Ich war nicht jung, aber ich war kräftig, und ich konnte kochen! Das war eine der wenigen Fertigkeiten aus meinem früheren Leben, die mir im neuen zugute kamen.

Aus der ‚Chance' in Peru wurde nichts Wir streiften in den Anden herum, auf denselben Wegen, über die die Konquistadoren gezogen waren, und in derselben Absicht wie sie, Gold zu finden. Wir fanden keines. Aber mein neues Leben sagte mir zu. Über ein Jahr verging in ständigem Kontakt mit der Natur und einfachen Menschen in einem primitiven Lande. Ich könnte hundert Abenteuer aus dieser Zeit erzählen, aber ich kann mir denken, daß was Sie hören wollen, etwas ganz anderes ist — nämlich wie es kommt, daß ich heute abend hier sitze!

Es begann mit einem Streit und ein paar Messerstichen in einer Fonda in einer peruanischen Provinzstadt, setzte sich damit fort, daß meine Kameraden die Behörden dieser Stadt, die Cajamarcos hieß, beleidigten, und endete damit, daß wir alle miteinander ins Gefängnis wanderten.

So lernte ich, wie die Justiz, von unten betrachtet, aussieht. Das ‚Verbrechen' meiner Kameraden war nicht von schwererer Art gewesen, aber wenn die Obrigkeit beleidigt ist und der Beklagte kein Geld hat, kann ein Verbrechen Konsequenzen nach sich ziehen, von denen ein Mensch in geborgenen Verhältnissen sich keine Vorstellung machen kann. Tag für Tag verlangten wir, daß unsere Sache zur Verhandlung komme, doch umsonst. Man ließ uns ‚über dem Feuer brodeln', wie es in der Landessprache heißt. Die Tage wurden zu Wochen und die Wochen zu Monaten, wir brodelten weiter "

„Aber Hoheit!" seufzte Señor Paqueno. „Warum gaben Hoheit sich nicht zu erkennen?"

„Wenn Sie meinen, daß man mir geglaubt hätte, Paqueno! Da ahnen Sie nicht, wie ich aussah. Jeder Mann mit zwei Monate alten Bartstoppeln im Gesicht kann schon auf sein Aussehen hin verurteilt werden. Überdies hatte ich mir selbst zugeschworen, meine Identität nicht dazu zu benützen, mich aus einer Klemme zu ziehen. Dann wäre ja meine große Entdeckungsreise illusorisch geworden — das hätte geheißen, mit falschen Karten spielen! Übrigens erwies sich das als überflüssig. Meine Kameraden und ich wurden auch so befreit. Und wissen Sie wie? Durch ein Erdbeben!

Eines schönen Tages, als die Stadt Cajamarcas gerade Siesta hielt, erzitterte die Erde unter drei kurzen Stößen. In der Mauer unseres Gefängnisses zeigte sich sofort ein Riß, der groß genug war, um einen erwachsenen Menschen durchzulassen. Fünf Minuten später waren wir auf der Flucht aus Cajamarcas begriffen. Natürlich weiß ich, daß niemand das für wahr halten wird. Aber es ist tatsächlich wahr!"

Ein Chor von Protesten erhob sich, höflichen seitens der Herren Simpkins, energischen von mir und Señor Paqueno

„Ich habe selbst das Telegramm über diesen Vorfall gesehen!" rief ich. „Aber das ist noch nicht alles. In ganz denselben Gegenden wurde vor etwas mehr als hundert Jahren einer der Ahnen Ew Hoheit in ganz derselben Weise aus seinem Gefängnis befreit!"

„Wirklich?" sagte Don Ramon mit emporgezogenen Augenbrauen.

„Was bedeutet eine solche Parallele, selbst wenn sie ein Mitglied des Hauses Ramiros betrifft?" rief Señor Paqueno. „Die Heilige Schrift selbst liefert uns den Beweis für ein solches Ereignis. Im 16 Kapitel der Apostelgeschichte wird erzählt, wie Paulus —"

„Lieber Paqueno!" bat Don Ramon mit einem leisen Lächeln. „Nehmen Sie sich in acht! Wenn Ihre Vorgesetzten Sie hörten, würde Ihnen das eine Anklage wegen Blasphemie eintragen! Meine Kameraden und ich wurden verfolgt, aber wir entkamen Nicht umsonst hatten wir alle Wege und Stege in den Anden durchstreift. Um ganz sicher zu gehen, teilten wir uns in zwei Gruppen. Ich hatte als Gefährten einen Mann, namens Luis — eigentlich denjenigen der drei, den ich am wenigsten mochte. Sie wußten natürlich alle, daß ich ursprünglich nicht ihrer Klasse angehört hatte, aber während die anderen aus diesem Grunde bloß nicht auf mich herabsahen, sah Luis zu mir auf! Doch da ich ihn im ganzen für einen gutmütigen Menschen hielt, beachtete ich sein betuliches Wesen nicht weiter Als wir uns von den beiden anderen getrennt hatten, beeilte er sich, mir zu erzählen, daß er eine ‚Chance' habe die viel, viel besser sei als die in Peru Und was mehr war, ich sei der rechte Mann, sie zu ‚realisieren' Die ‚Chance' war in Europa, von wo Luis stammte. Wie in aller Welt wollte er, daß wir nach Europa kommen sollten? Seine Antwort war überaus vernünftig: was wollte ich in Südamerika anfangen, nachdem ich aus dem Gefängnis durchgebrannt war? Wie wollte ich auf die Dauer ohne Geld in Freiheit bleiben? Nach Europa zu kommen, war sehr einfach. Konnte ich vielleicht nicht so gut kochen wie irgendein Chef in einem feinen Hotel? Ich konnte ohne weiteres eine Stelle auf einem Schiff finden, er gleichfalls, und in England wartete die ‚Chance'. Der Gedanke an England sagte mir nicht besonders zu — aber ich hatte mir selbst gelobt, die Partie zu Ende zu spielen, und das Europa, das ich in Luis Gesellschaft sehen würde, war sicherlich ein anderes als das, welches ich selber kannte! Eine Woche darauf waren wir unten an der Küste und fanden einen Trampdampfer, der uns vorerst nach Panama brachte. Und in Colon fand ich eine Stelle als Koch auf einem Schiff, das nach England ging."

„Ew. Hoheit", jammerte Señor Paqueno, „als Koch!"

Mr. Graham sah von seinem Teller auf und warf dem alten Minister einen vernichtenden Blick zu.

„Was ist an diesem Beruf auszusetzen?" knurrte er, indem er sich zum dritten Male von der Sole Dieppoise vorlegte.

„Das weiß ich wirklich auch nicht", erwiderte Don Ramon lachend. „Nach zwei Wochen waren wir in England. Und da zeigte es sich, was für eine ‚Chance' es war, die Luis in petto hatte. Louis' ‚Chance' war ich selbst! Während unseres langen Beisammenseins hatte er herausspekuliert, daß ich ein Mensch aus sehr guter Familie sein müsse, der nur auf Abwege geraten war. Ein solcher Mensch kann sich auf zweierlei Art nützlich machen: als Helfershelfer und als Erpressungsobjekt. Luis kannte eine schöne Dame, die schon lange am Rande der Unterwelt operierte. Man sprach von den Coups, die sie in mehr als einer Hauptstadt ausgeführt hatte Er sagte sich, daß sie die richtige Person wäre, seine ‚Chance' auszunützen. Und darin hatte er recht Aber vielleicht weniger dank der Gräfin Juanita de Valverde als dank ihrem Freunde und Beschützer, Monsieur Fraternité!"

Don Ramon seufzte auf und sah seinen Minister an.

„Was meinen Sie, Paqueno, halten Sie unsere Gesetzgebung für ganz modern und up to date?"

„Nein, Hoheit" beeilte sich der alte Señor Paqueno zu erwidern, nein, leider. Verschiedene Ereignisse der letzten Zeit haben mich darüber belehrt, daß sie gewisse Mängel aufweist, gewisse sehr große Mängel, und —"

„Und einer davon ist unser Aktiengesellschafts-Gründungsgesetz", ergänzte Don Ramon „Das hat nämlich den Fehler, daß es überhaupt nicht existiert' Ich habe


Er WEISS
ATIKAH
VOLLAROMATISCHE
SELBSTVERSTÄNDLICH OHNE

gehört, daß es gewisse Fürstentümer gibt, wie beispielsweise Liechtenstein, die ihre Gesetzgebung mit Absicht so eingerichtet haben, daß ausländische Gesellschaften ihre Gebiete aufsuchen, um vor allzu inquisitorischen Steuerbehörden geschützt zu sein. Minorca hat keine solchen Anstrengungen gemacht. Minorca hat nie vorausgesehen, daß es so etwas wie eine Aktiengesellschaft geben könnte! Aber Monsieur Fraternité, der der Vertrauensmann von ein paar Gesellschaften mit dem Sitz in Paris ist, erkannte die Vorzüge Minorcas und beeilte sich, den ‚sozialen Sitz' dieser Gesellschaft nach Mahon zu verlegen. Er begann die Verhältnisse bei uns eingehend zu studieren und kam bald darauf, daß es hier noch andere Möglichkeiten gab als Steuerflucht. Er forschte als Fachmann in unseren Archiven, und in einem der Dekrete meines Stammvaters Don Jeronimo fand er, was Luis eine ‚Chance' genannt hätte. Seit etlichen Jahren kannte er eine sehr schöne Dame, die den Namen de Valverde führte. Dieser Name kam in den Annalen des Herzogtums vor. Sollte ein Zusammenhang bestehen? Mit Hilfe eines genealogischen Büros war es ihm ein leichtes, zu konstatieren, daß ein solcher Zusammenhang bestand."

Mr. Graham bediente sich von dem Geflügel, das man eben hingestellt hatte, und sagte:

„Genealogische Firma — unsere Firma! Und dabei wollte er uns um unsere Prozente beschwindeln! I'll be damned!"

Er trank demonstrativ die Flasche Margaux aus, die vor seinem Kuvert stand und bereits Nummer 2 in der Reihe war.

„Gerade zu dieser Zeit tauchte ich auf", fuhr der Großherzog fort. „Luis führte mich bei seiner eleganten Freundin aus früheren Zeiten ein. Ich muß sagen, ich war verblüfft über seine Bekanntschaften! Aber auch über ihre — sie bewegte sich in dieser Gesellschaft wie der Fisch im Wasser. Sie unterhielt sich augenscheinlich ganz brillant mit Karfiol-Joe, Barcelona-Pedro und wie sie alle hießen. Barcelona-Pedro sollte mein Verderben werden. Seine Heimatstadt liegt so nahe von Minorca, daß er mich sofort erkannte. Vermutlich" — er lächelte und deutete mit einer Geste auf sein rechtes Bein — „hat mich das verraten. Auch meine getreuen Untertanen sollen mich ja den Lahmen nennen!

Sie können sich vorstellen, wie Pedros Mitteilung auf Gräfin Juanita und Monsieur Fraternité wirken mußte. Sie hatten sich schon als glückliche Erben einer etwas ramponierten großherzoglichen Krone und eines ganz niedlichen kleinen Vermögens gesehen — und nun zeigte es sich, daß der dazugehörige verstorbene Verwandte fehlte. Sie fingen mich mit Hilfe eines von Luis hergestellten Medizinaltrankes ein, dessengleichen ich nie getrunken habe. Ich glaubte alle Sterne des Himmels gleichzeitig zu sehen. Aber als ich erwachte, saß ich in einem Raum, in den weder Sonne noch Sterne schienen — im hintersten Zimmer des Kontors, das Monsieur Fraternité in London gemietet hatte. Eigentlich war es zum Kassenraum bestimmt. Nun mußte es als Gefängnis dienen. Ich hatte zwei Wochen dort gesessen, als ich Gesellschaft bekam!"

Er hob zeremoniös das Glas gegen mich.

„Eine Gesellschaft, die mich ganz die Gefangenschaft vergessen ließ — wenn man von der etwas mageren Verköstigung absieht!"

Mr. Graham, der sich zum zweitenmal von dem Geflügel genommen hatte, knurrte:

„Verköstigung? Die letzten zweiundsiebzig Stunden habe ich überhaupt keinen Bissen zu essen bekommen!"

Er trank demonstrativ die Hälfte der neuen Flasche aus, die man vor ihn hingestellt hatte.

Señor Paqueno nahm den Faden auf.

„Der Erzählung meines hohen Herrn", sagte er mit seiner, zarter Stimme, „habe ich, wenn dies zu meiner Entschuldigung dienen kann, nur das eine hinzuzufügen, daß ich erst im August auf die Machinationen aufmerksam wurde, die Monsieur Fraternité gegen seine Interessen in Gang gesetzt hatte. Ich schrieb sofort an die hochgeschätzte Firma Simpkins. Aber ach, die Nachrichten, die ich von Herrn Simpkins erhielt, lauteten immer betrüblicher. Außer Herrn Fraternités Klientin existierten noch mindestens drei andere Prätendenten, deren gesetzliche Rechte nicht angezweifelt werden konnten. Was sollte ich tun? Jahrelang hatte ich in einem Kreise gelebt, in dem die vielen Begierden der Welt unbekannt waren. Nur ein Mann unter allen, die ich je getroffen, war imstande, den Kampf gegen diese bösen Menschen auf gleichem Fuße aufzunehmen. Aber wo befand er sich? Ich hatte ihn seit Jahren nicht gesehen und nichts von ihm gehört. Ich konnte mir nur ein Mittel ausdenken, in Verbindung mit ihm zu kommen. Ich wendete mich an ein Annoncenbüro in Barcelona und beauftragte es, ihn um jeden Preis zu finden. Aber ach, Tag für Tag verging, in allen Zeitungen der Welt erschienen Annoncen, doch es kam keine Antwort. Erst hier in London" — Señor Paqueno lachte verlegen —, „als es zu spät war und ich schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, sah ich Professor Pelotard wieder! Das ist mein Bericht, Hoheit!"

Er sah zerknirscht auf seinen Teller. Der Professor beugte sich vor und flüsterte etwas das ihn erröten ließ.

Lavertisse sagte:

„Mein Bericht ist noch kürzer. Wir führten die Untersuchungen durch, um die die Firma Simpkins uns gebeten hatte. Leider konnte das Resultat vor Monsieur Fraternité nicht geheimgehalten werden. Er erfuhr, daß es außer der Gräfin noch andere Erben gebe, und um zu verhindern, daß sie die Erbschaft bekamen, reiste er in Gesellschaft von Gräfin Juanita nach Kopenhagen, wo sich durch einen Zufall alle drei aufhielten. Ich ließ Graham nachfahren, um ihr Treiben zu durchkreuzen, aber leider versagte Graham und —"

„Versagte?" brüllte Mr. Graham, indem er sich von dem Roastbeef nahm, das eben hereingetragen wurde. „Versagte? Ich möchte den sehen, der da nicht versagt hätte! Aber wenn man Giftmischern in die Hände fällt, die nicht davor zurückscheuen, Menschen zu rauben oder ihre armen Opfer tagelang hungern zu lassen —"

Er leerte den Rest der Flasche, die man eben vor sein Kuvert gestellt hatte, auf einen Zug.

In so wenigen Worten als möglich berichtete ich über meine Erlebnisse. Man hörte mir mit respektvoller Höflichkeit zu, aber aller Augen waren schon beim Professor.

„Als ich in diese Affäre hineingezogen wurde", sagte Filip Collin, „war es mir sofort klar, daß man vor allem einmal auskundschaften müsse, wer dieser Monsieur Fraternité eigentlich war. Er hatte ja diese ganze Sache ins Rollen gebracht. Ich setzte mich mit einem Untersuchungsinstitut in Paris in Verbindung und bat es, mir Informationen über ihn sowie über seine Klientin zukommen zu lassen. Nach einigen Tagen bekam ich eine lange Antwort, die mir einiges zu denken gab. Monsieur Fraternité war ein angesehener Advokat, der sich auf geschäftliche Juridik spezialisiert hatte und Rechtskonsulent einer großen „holding company" mit dem Sitz in Mahon und einer Filiale in Lombard Street war. Der Name lautete „Anglo-Minorcan Development Company". Als ich mich bei einem Freunde, der alle Voraussetzungen hat, gründlich Bescheid zu wissen" — er verbeugte sich vor Mr. Peabody, der zerstreut zurücklächelte — „erkundigte, erfuhr ich, daß diese Gesellschaft samt den Unternehmungen, die daran hingen, mit größter Sicherheit eine jener finanziellen Seifenblasen war, von denen wir in letzter Zeit so viele gesehen haben — Unternehmungen, die einige Jahre blendende Dividenden ausschütten, um sich dann eines schönen Tages in das, was Shakespeare so treffend Luft, dünne Luft nennt, aufzulösen. Monsieur Fraternités Gesellschaft hatte mehrere Jahre hindurch den Aktionären 15—20 Prozent Dividende gezahlt. Das brachte ich über ihn in Erfahrung. Die Mitteilungen über seine Klientin lauteten nicht weniger sensationell. Sie war die Tochter eines Peruaners mit spanischem Grafentitel, war Tänzerin gewesen, und arbeitete nun seit mehreren Jahren ausschließlich im Abenteurerfach. Man sprach von verschiedenen großen Coups, die sie ausgeführt hatte. Unter anderem von einer Fusion zwischen zwei großen Metallkonzernen, die in letzter Stunde scheiterte, nachdem Gräfin Juanita mit dem Chef des einen soupiert hatte . . .

Selbst wenn man diese Geschichten mit aller gebotenen Vorsicht aufnahm, blieb doch noch genug übrig, das mir bewies, daß ich es hier mit zwei ganz hartgesottenen Personen zu tun hatte. Durch Herrn Hegel wußte ich, daß ihr Besuch in Kopenhagen, wo sich die drei Konkurrenten um die Erbschaft gerade gleichzeitig aufhielten, von einer Reihe eigentümlicher Vorfälle begleitet war. Sowohl Professor Fortreß wie Herr Hegel und Herr Bing waren Attentaten ausgesetzt gewesen, und der letztere hatte sogar in ein Krankenhaus gebracht werden müssen. Hier in London verschwand Herr Hegel, den zu beschützen ich alles Erdenkliche getan hatte, und der Professor erlitt einen Unfall, der ihn mit Leichtigkeit das Leben hätte kosten können. Diese Leute waren offenbar zu allem fähig. Aber sahen sie denn nicht ein, daß ihre Methoden zu brutal waren? Daß ein Gerichtshof es kaum hingehen lassen würde, daß alle Erben bis auf einen so eigentümlichen Unglücksfällen zum Opfer fielen? Von einem Advokaten wie Monsieur Fraternité konnte man wohl annehmen, daß er mit List arbeitete, nicht aber mit so roher Gewalt. Vermutlich war sie es, die diese guerre à outrance führte. Aber wie konnte er zugeben, daß seine Klientin solche Unvorsichtigkeiten beging?

Das fragte ich mich immer wieder, und nachdem ich mir die Frage genügend oft gestellt hatte, glaubte ich eine Antwort gefunden zu haben. Ich überließ es meinem Freunde Lavertisse, ihre Richtigkeit nachzuprüfen — er ist ja Spezialist für Genealogie —"

‚Sie meinen, daß —"

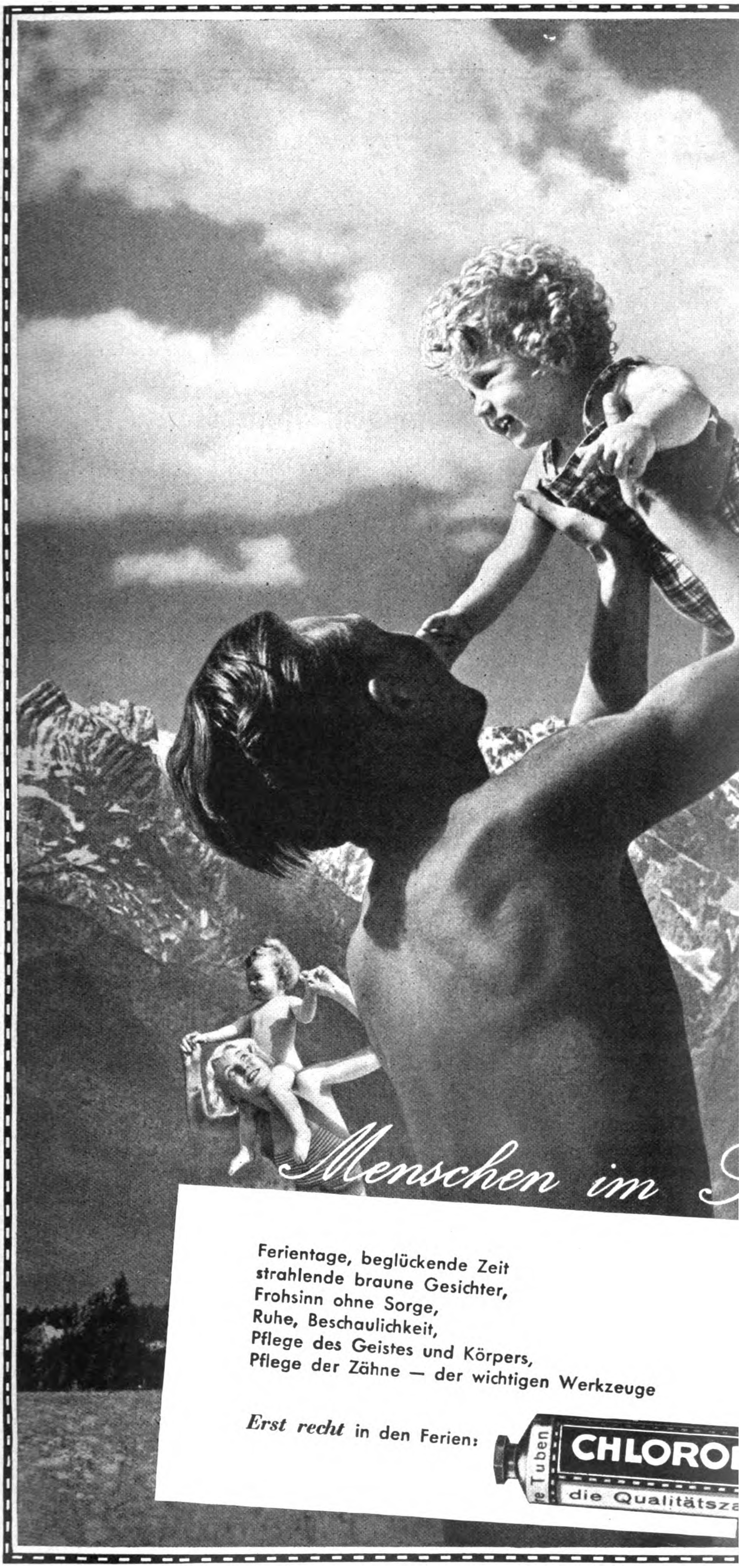
„Die Erklärung kommt sofort, Hoheit! Von aller Anfang an hatte ich das Kontor in der Lombard Street durch ein Detektivbüro überwachen lassen. Aber nach allem zu schließen, war es wirklich das, wofür es sich ausgab — ein gewöhnliches Office, von neun bis fünf geöffnet. Ab und zu stattete Madame Juanita dort einen Besuch ab, aber das konnte man ja nicht verdächtig nennen. Und weder ihr Privatleben noch das des Advokaten, das ich ebenfalls überwachen ließ, gaben irgendwelchen Anlaß, gegen sie einzuschreiten. Was sollte ich tun? Irgendwie mußte ich sie zwingen, Farbe zu bekennen, das war die einzige — Chance, die Partie zu gewinnen. Ich bat meinen Freund, Mr. Peabody, der ausgezeichnete Verbindungen mit den verschiedenen Börsenzeitungen hat, so ungünstige Gerüchte über Monsieur Fraternités Gesellschaften zu lancieren, als innerhalb der Grenzen des Gesetzes gestattet war, und das geschah. Die Wirkung blieb auch nicht aus, weder auf der Börse noch anderswo. Die Aktien der Anglo-Minorcan sausten hinunter, und in dem Kontor der Lombard Street herrschte ein Leben und Treiben wie in einem Ameisenhaufen, wenn man mit einem Stecken darin herumgestochert hat. Würde ich die Aktion gegen Monsieur Fraternité noch fortsetzen müssen? Das erwies sich als unnötig, wenn auch der Beweis dafür in einer Form kam, die ich nicht erwartet hatte. Madame Juanita suchte die Herren Simpkins auf und teilte ihnen mit, daß sie von diesem schmutzigen Kampf um eine Erbschaft tief angeekelt sei, die sie mit den Nachkommen von Gastwirten und ähnlichem Gelichter teilen zu müssen riskierte. Sie wollte sich von der ganzen Sache zurückziehen, die anderen nach Belieben herumstreiten lassen und ins Ausland reisen! Das war unleugbar eine eigentümliche Wendung! Ich begann darüber nachzugrübeln. Soviel ich sehen konnte, waren nur zwei Lösungen möglich. Die eine war, daß sie die anderen Erben schon aus dem Wege geräumt hatte oder sicher war, dies tun zu können und im vorhinein für ein Alibi sorgen wollte. Aber es gab doch mindestens noch zwei, die ganz wohlbehalten waren, Professor Fortreß und Herr Bing — noch weitere Unfälle für sie zu arrangieren, würde wohl auf die Dauer nicht ganz leicht sein. Die zweite Lösung war die, daß sie auf die Erbschaft verzichtete, weil es einfach keine Erbschaft gab und sie dies wußte! Mit anderen Worten: weil Seine Hoheit am Leben war!

Ich wußte, daß dies eine kühne Schlußfolgerung war. Seine Hoheit war nun schon fast zwei Jahre verschwunden. Während dieser ganzen Zeit hatte der Herzog nichts von sich hören lassen, von seinem Bankkonto war kein Pfennig abgehoben worden, und der Mensch kann ja nicht von der Luft leben! Und wenn jemand ihn in erpresserischer Absicht entführt hatte, so hätte doch auch dieser Jemand im Namen aller Vernunft schon längst etwas von sich hören lassen müssen. Aber mehr als zwei Erklärungen für Madame Juanitas veränderte Haltung ließen sich nicht finden — wenn man nicht annehmen wollte, daß sie aus purer Uneigennützigkeit auf die Erbschaft verzichtete, was wohl die wenigst wahrscheinliche Lösung war.

Da die Erklärung Nummer eins, daß sie sicher war, alle Konkurrenten aus dem Wege zu räumen, nicht wahrscheinlich war, mußte ganz einfach Erklärung Nummer zwei die richtige sein. Und da ihr Tun und Lassen und das des Advokaten in der Stadt völlig einwandfrei war, mußte es ganz einfach in dem Kontor in der Lombard Street irgendein Geheimnis zu entdecken geben!

So weit war ich gekommen, als einer meiner Wachposten mir mitteilte, daß noch lange nach Geschäftsschluß, ja sogar bei Nacht Menschen in den Geschäftsräumen aus und eingingen. Nun zögerte ich nicht länger. Ich beschloß, loszuschlagen, und heute hatte ich Gelegenheit dazu. Mein Freund Graham, den wir schon halb und halb verloren glaubten, tauchte plötzlich auf. Er war gerade der Mann, den ich brauchte, wenn ich die Polizei nicht hineinziehen wollte — was nie meine Art war. Den ganzen Tag hatte oben im Kontor ein fieberhaftes Treiben geherrscht. Ich glaubte, zu wissen, was der Grund dieser Geschäftigkeit war: man war im Begriff aufzubrechen. Das stimmte genau mit meiner Theorie überein. Gegen sieben Uhr abends kamen zwei Männer mit einem Reiseköfferchen voll Geschäftsbücher hinunter. Sie stiegen in ein wartendes Auto und fuhren davon. Der Chef der Firma, seine schöne Klientin und noch ein paar Personen, befanden sich noch oben. Mr. Graham und ich eilten die Treppen hinauf, während Lavertisse unten Wache stand. Ich forderte Monsieur Fraternité auf, zu öffnen und teilte ihm mit, daß die Bücher der Firma beschlagnahmt seien.

(Schluß folgt.)


Menschen im
Ferientage, beglückende Zeit
strahlende braune Gesichter,
Frohsinn ohne Sorge,
Ruhe, Beschaulichkeit,
Pflege des Geistes und Körpers,
Pflege der Zähne — der wichtigen Werkzeuge
Erst recht in den Ferien:
CHLORO
die Qualitätsz

Ergebnis des 8000.- RM. - Preisausschreibens

Der Aufruf des Illustrierten Beobachters (Folge 48, 26. November 1936) an deutsche Erzähler und Novellisten, eine Erzählung oder Novelle zu schreiben, in der

„Ziel und Leistung der nationalsozialistischen Agrarpolitik“

zum Ausdruck kommen, hat einen erfreulich starken Widerhall gefunden.
Aus allen deutschen Gauen, aus Stadt und Land, sind insgesamt 284 Arbeiten eingegangen, die zum größten Teil ein tiefes Verständnis für die nationalsozialistische Agrarpolitik, ihr Ziel und ihre Leistung für das deutsche Volk, erkennen lassen. Damit hat der Zweck des Preisausschreibens, Anregung zur Gestaltung von Werken zu geben, die in unserer Zeit wirklich tief verwurzelt sind, seine beste Erfüllung gefunden. Darüber hinaus hat die starke Beteiligung am Preisausschreiben den Beweis erbracht, daß die nationalsozialistische Agrarpolitik nicht Sache eines Standes ist, sondern daß ihre Grundgedanken vom ganzen Volk verstanden und getragen werden.

In diesem Sinne dankt der Illustrierte Beobachter allen Volksgenossen, die durch ihre Beteiligung am Preisausschreiben Verständnis und tätiges Interesse für die großen Aufgaben unserer Zeit bewiesen haben. Bei der großen Zahl der Einsendungen war die Arbeit des Preisgerichtes nicht leicht. Es hat sich ihr um so lieber unterzogen, als aus der Mehrzahl der eingegangenen Arbeiten ehrlichstes Bemühen um die Gestaltung politisch und weltanschaulich durchaus erfaßter Fragen spricht. Aus diesem Grunde hat der Verlag Franz Eher Nachf. G. m. b. H., dem auch dieses Preisausschreiben wiederum bewiesen hat, daß der Illustrierte Beobachter überall in Stadt und Land gelesen wird, sich entschlossen, für die nicht mit einem Preise bedachten Arbeiten nationalsozialistische Bücher als Trostpreise zu vergeben.

Die Entscheidung des Preisgerichts fiel auf folgende Arbeiten:

1. Preis RM. 2500

Wolfgang Zenker, Mölkau (Amtsh. Leipzig), „Der ferne Hof“.

2. Preis RM. 2000

Willi Gutting, Sondernheim (Pfalz), „Das neue Recht“.

3. Preis RM. 1500

Karl Peter Kern, Berlin-Steglitz, Amfortasweg 7, „Ewiges Deutschland“.

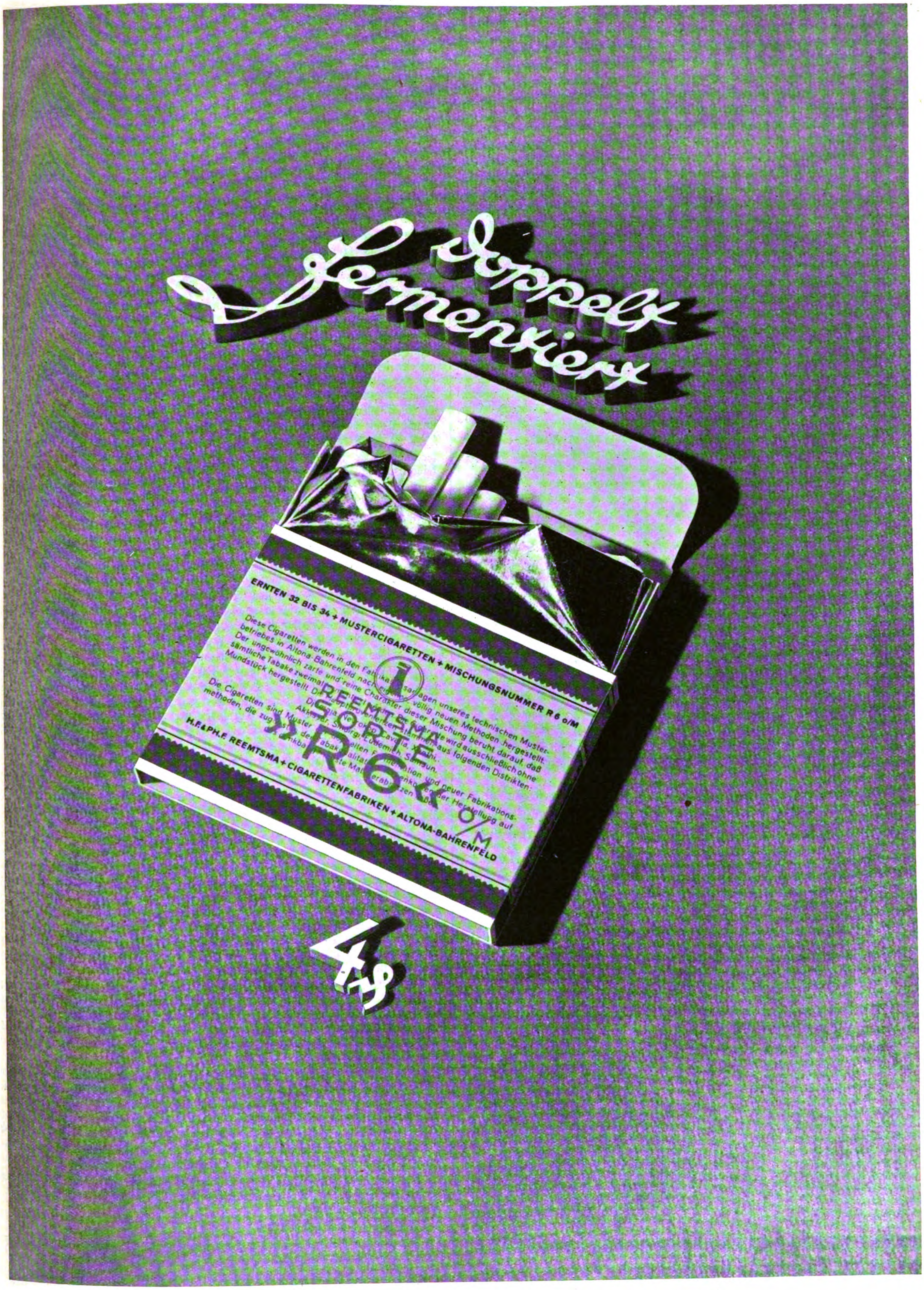
4.-7. Preis je RM. 300

August Hachmann, Hamburg 26, Rentzlersweg 10, „Um Heimat, Hof und Herd“ • Harm Hagen, Friedland in Mecklenburg, Kaiserweg 24, „Der Gotteshof“ • Hans Lorenz Lenzen, Bad Godesberg a. Rh., Frankengraben 8, „Der Wappenadler“ • Dr. Erhard Kühle, Leipzig C 1, Perthesstr. 4, „Der ewige Acker“

8.-15. Preis je RM. 100

Martha Hub, Düsseldorf, Himmelgeisterstr. 96, „Brot aus dem Moor“ • Albert Kropp, Garmisch-Partenkirchen, Leitenfeldstr. 12, „Der SS-Bauer Seppl“ • Kurt Laib, Kiel, Fockstr. 13, „Um den Beekhof“ • Karl Kummel, Dortmund, Kronprinzenstr. 64, „Die Harmbeeke“ • Paul Seelhoff, Lübeck, Geninerstr. 25, „Der Hof“ • Oskar Wystrach, Retschdorf a. Katzbach, Haus Sonnenblick, „Die Marschnerbäuerin“ • Wolfgang Zimmermann, Dresden-A 1, Kl. Plauensche G. 43, „Tormüller kehrt heim“ • Frau Helene Zühlke, Berlin-Karow, Kerkowstr. 36, „Drei Hammerschläge“.

Die mit dem 1. Preis ausgezeichnete Arbeit „DER FERNE HOF“ von Wolfgang Zenker veröffentlichen wir in der nächsten Woche, in Folge 33 des „Illustrierten Beobachters“.


Doppelt fermentiert
ERNTEN 32 BIS 34 + MUSTERCIGARETTEN + MISCHUNGSNUMMER R 6 o/M
REEMTSMA
SORTE
»R 6« o/M
H.F.&PH.F. REEMTSMA + CIGARETTENFABRIKEN + ALTONA-BAHRENFELD
4 ₰

Der Aufstand in SIAN

PERSÖNLICHE AUFZEICHNUNGEN ÜBER DIE KRITISCHEN DEZEMBERTAGE DES JAHRES 1936

VON MARSCHALL TSCHIANGKAISCHEK UND FRAU MEILING SUNG TSCHIANG

(Schluß)

Ich benutzte diese Gelegenheit, Tschang vorzuhalten, daß seine Aktion das Fundament der nationalen Einigkeit erschüttert habe, an der das Land so lange gearbeitet habe. Ich erinnerte ihn an eine Unterhaltung, die ich kurz nach seiner Rückkehr aus Europa mit ihm gehabt hatte und bei der ich ihm erklärt hatte, daß allzu große Vitalität unter Umstnäden für jeden Menschen gefährlich werden kann; er möge sich in Zukunft jeden seiner Schritte genau überlegen.

Er, Tschang, fuhr ich fort, hätte zwar behauptet, daß dem Generalissimus kein Leid geschehen werde, aber er möge sich gefälligst daran erinnern, daß der Generalissimus am Morgen des 12. Dezember, als die Meuterei begann, gezwungen gewesen sei, sich stundenlang in den kalten Bergen verborgen zu halten und daß es nur der göttlichen Vorsehung zu verdanken sei, daß er nicht unter den Kugeln der Maschinengewehre gefallen sei.

„Aber lassen wir das! Es kann sich jetzt nur darum handeln, den Zwischenfall so schnell wie möglich beizulegen. Was also soll geschehen?“

Er sei bereit, antwortete Tschanghsueliang, den Generalissimus auf der Stelle freizulassen. Es hätten aber auch noch andere ein Wort mitzureden, und er könne keine Entscheidung ohne deren Zustimmung treffen.

„Gut, dann sprechen Sie mit ihnen und erzählen Sie ihnen, was ich Ihnen gesagt habe. Wenn einer von ihnen mit mir sprechen will oder wenn Sie glauben, daß ich einen von ihnen beeinflussen kann, schicken Sie ihn zu mir. Ich warte auf Ihre Antwort.“

Es war schon spät am Abend.

Bis elf Uhr wartete ich. Da Tschang immer noch nicht zurückgekehrt war, erkundigte ich mich telephonisch nach ihm. Er sei in einer Konferenz, hieß es. Ich ließ ihm sagen, er möge mich nach der Konferenz sofort aufsuchen.

Kurz nach zwei Uhr morgens erschien er. Er sah außerordentlich müde aus. Die Konferenz, erklärte er, habe ziemlich lange gedauert, so daß er angenommen habe, ich sei bereits zu Bett gegangen; darum habe er sich nicht gemeldet

„Und was haben Sie gesagt?“ fragte ich.

„Yang und seine Leute sind nicht bereit, den Generalissimus zu entlassen. Sie haben erklärt, daß Sie und T. V. vielleicht dafür sorgen würden, daß mein Leben sicher ist. Was aber würde aus ihnen werden? Außerdem haben sie mir Vorwürfe gemacht, daß ich sie zu diesem Abenteuer verleitet hätte. Wenn jetzt keine von unseren Forderungen bewilligt würde, seien sie in einer schlechteren Position als je. Morgen wollen sie noch einmal beraten.“

Ich sah, daß er völlig erschöpft war und brach die Unterhaltung ab:

„Es ist fast drei Uhr. Legen Sie sich jetzt hin! Wir können morgen weitersprechen.“

Es waren Tage wachsender Besorgnis. Die Möglichkeit, daß eine Reihe mißtrauischer Offiziere uns alle plötzlich einsperren könnte, erzeugte eine Atmosphäre von ungeheurer nervöser Spannung. Niemand wußte, was im nächsten Augenblick geschehen konnte. Die bewaffneten Posten im Haus waren nicht weniger nervös als wir. Unsere einzige Erholung bestand darin, daß wir ein wenig auf den schneebedeckten Wegen in der Nähe des Hauses spazierengehen konnten. Überall stießen wir auf Wachen, die mit Maschinengewehren bewaffnet waren. Nur der Himmel war hell und freundlich.

T. V. war in dieser Zeit ständig durch Verhandlungen in Anspruch genommen Einmal verhandelte er mit dieser, ein anderes Mal mit jener Offiziersgruppe, und kam er mit der einen zu einem „endgültigen Entschluß“, so stieß ihn die andere wieder um. Für die Offiziere von Sian schien es sich in erster Linie darum zu handeln, straflos aus dem sträflichen Abenteuer herauszukommen.

Unsere Ankunft hatte eine Spaltung im Lager der Meuterer hervorgerufen. Tschanghsueliang stand schon seit der Ankunft Donalds unter Verdacht. Als er nun, nach seinen Gesprächen mit mir, noch energischer für die Freilassung des Generalissimus eintrat, galt er bald als „einer von uns“; es war daher durchaus möglich, daß man schließlich ihn und uns verhaften würde. Überall herrschten Mißtrauen und Verdächtigungen.

In der ganzen Zeit merkten wir nichts von einer drohenden Haltung der Roten. Im Gegensatz zu der im Lande verbreiteten Ansicht waren wir überzeugt, daß sie mit der Gefangennahme des Generalissimus nichts zu tun hatten und an ihr auch gar nicht interessiert waren. Aber wir konnten natürlich niemals vergessen, daß ihre Armeen draußen bereitlagen, zwar noch stumm, aber doch drohend und gefährlich.

Ich hielt den Generalissimus ständig auf dem laufenden. Nach einem dieser Gespräche zog meine Dienerin mich ins Nebenzimmer.

„Madame müssen vorsichtig sein“, erklärte sie mir geheimnisvoll. „Die Burschen, die an der Tür stehen, horchen am Schlüsselloch. Aber ich habe es ihnen gegeben!“ schloß sie triumphierend.

„Wie hast du das gemacht?“

„Ich sagte zu ihnen, da gebe es wohl Interessantes zu hören, stieß sie weg und tat selbst so, als ob ich horchte.“

Tschanghsueliang bemühte sich eifrig, das Mißtrauen seiner Bundesgenossen zu zerstreuen. Er schickte mir einen Mann, von dem er behauptete, daß er Einfluß auf die Meuterer habe. Ich wollte mich mit ihm über unsere Lage unterhalten, aber er sprach zwei geschlagene Stunden hindurch über das ganze Problem des Nordwestens und die Gründe, die sie zu der Festnahme des Generalissimus veranlaßt hätten.

Ich hörte ihm zu, ohne ihn zu unterbrechen. Es interessierte mich, daß auch dieser Mann der Ansicht war, niemand außer dem Generalissimus sei imstande, unter den gegenwärtigen Umständen die Nation zu führen.

Das Resultat unserer Unterhaltung war schließlich, daß er mir versprach, seinen Einfluß bei Yang geltend zu machen, um die möglichst baldige Freilassung des Generalissimus durchzusetzen.

Am nächsten Tag bat ich ihn, die Meuterer von der Sinnlosigkeit ihres Widerstandes gegen die Regierung zu überzeugen, wobei ich ihn daran erinnerte, daß alle bewaffneten Aufstände gegen die Regierung in den letzten zehn Jahren zu nichts geführt hätten. Innere Spannungen sollten durch politische Mittel und nicht durch Gewalt gelöst werden.

Das war auch die Politik des Generalissimus gewesen, sogar gegenüber den Kommunisten. Oft hatte er durch Flugzeuge über den kommunistischen Gebieten Flugblätter abwerfen lassen, in denen den Roten versprochen wurde, daß ihnen nichts geschehen werde, wenn sie sich wieder in die chinesische Nation einordnen und an ihrem Ausbau mitarbeiten wollten.

Hoffnungen und Enttäuschungen lösten sich am Abend des 24. Dezember ab. Ich bat Tschanghsueliang, dafür zu sorgen, daß der Generalissimus am Weihnachtsfest freigelassen werde, da der Waffenstillstand an diesem Tage ablaufe und wir unzweifelhaft getötet werden würden, wenn der Angriff auf die Stadt beginne. Außerdem würde, wie Dr. Kung sich in Nanking ausgedrückt hatte, die Freilassung ein schönes Weihnachtsgeschenk für das chinesische Volk sein.

Tschang sah nicht sehr vertrauensvoll aus, versprach aber, sein Bestes zu tun. Er erklärte, daß er so gut wie keine Truppen in der Stadt habe und daß Yangs Soldaten die Stadt besetzt hielten.

„Wir werden vielleicht gegen ihn kämpfen müssen", fuhr er fort. „Und das wird sehr gefährlich für Sie werden. Ich kann aber den Generalissimus vielleicht heimlich aus der Stadt zu meinen Soldaten schaffen, während Sie und Mr Donald unter dem Vorwand von Vermittlungsverhandlungen nach Nanking fliegen."

Er besprach diesen Plan auch mit T. V., der der Meinung war, man sollte ihn versuchen, wenn alles andere fehlschlage.

Ich weigerte mich, und zwar nicht nur, weil der leidende Generalissimus eine solche Flucht nicht würde aushalten können, sondern auch weil eine Flucht unwürdig war.

„Wenn er nicht ohne Verkleidung und in aller Öffentlichkeit abreisen kann, werde ich bei ihm bleiben."

T. V. und Tschanghsueliang mußten feststellen, daß ich genau so hartnäckig war wie mein Mann.

„Sie müssen unter allen Umständen dafür sorgen", fuhr ich fort, „daß der Generalissimus freigelassen wird. Ganz China fordert die Freilassung. Aus der ganzen Welt sind Telegramme bei uns eingelaufen, in denen die Freiheit des Marschalls gefordert wird und Sie als Verräter bezeichnet werden."

„Ich weiß", erwiderte Tschang. „Die Regierung hat mir die Telegramme zugeschickt. Aber ich habe doch nie die Absicht gehabt, dem Generalissimus ein Leid zuzufügen."

Wir waren gespannt, was der Weihnachtstag uns bringen würde. Sehr hoffnungsvoll sah es nicht aus. Ich mußte ständig daran denken, daß der Waffenstillstand ablief, und nach der Mentalität der Militärs von Nanking mußte ich damit rechnen, daß die Stadt jetzt mit aller Energie angegriffen werden würde.

Alles hing davon ab, daß die Führer von Sian kaltes Blut bewahrten. Ich versicherte den Mißtrauischen, daß, wenn sie wirklich bereuten, sie nicht um ihr Leben zu fürchten brauchten. Andernfalls aber könne niemand sagen, was alles passieren würde.

Tschanghsueliang verlor die Geduld und drohte den Meuterern, daß er sie im Stich lassen würde, wenn sie die Politik nicht aus dem Spiel ließen.

Aber auch von Geld, von Machtzuwachs oder besseren Stellungen wurde nicht gesprochen. Dieser geschäftliche Aspekt, der sonst bei widerspenstigen Militärs in China stets eine Rolle spielt, fehlte hier vollkommen, und ich kann nicht leugnen, daß ich hierin bereits eine Verbesserung der allgemeinen Zustände sah.

Die politischen Reformen, die die Meuterer von Sian forderten, hatten in Wirklichkeit den Generalissimus schon seit langem beschäftigt, wie die Meuterer übrigens aus dem beschlagnahmten Tagebuch selber hatten entnehmen können. Aber es lag in seiner ganzen Natur, solche Dinge für sich zu behalten, und vielleicht war er wirklich ein wenig unduldsam gegenüber anderen, die ihm durchaus ihre Meinungen aufdrängen wollten, zumal wenn sie, wie in diesem Falle, seine Untergebenen waren.

Aber er war stets bemüht, dem Volk eine möglichst gute politische Vertretung zu schaffen. In all seinen antikommunistischen Feldzügen hat er die Kommunisten stets aufgefordert, sich ihm zu ergeben. Viele haben es getan. Sie und ihre gefangengenommenen Gesinnungsgenossen wurden darauf neu eingekleidet, gut ernährt und in Kursen mit dem bekannt gemacht, was das neue China für die Masse des Volkes schon geleistet hat.

Aus diesem Geist heraus entstand die Bewegung „Neues Leben", wurde das gewaltige landwirtschaftliche Wohlfahrtswerk in der Provinz Kiangsi geschaffen. Der Generalissimus wußte, daß er die Kommunisten auf ihrem eigenen Felde zu schlagen hatte, wenn er verhindern wollte, daß ihre Lehren Wurzeln schlugen. Die Provinz Kiangsi war die erste, in der die Kommunisten sich aus eigener Machtvollkommenheit niederzulassen versuchten. Das Gebiet, in dem sie operierten, war völlig verwüstet; die Bevölkerung war gänzlich demoralisiert und zum großen Teil einkommens- und obdachlos. Ihnen wieder eine Lebensmöglichkeit und einen Lebensinhalt zu geben, war das Problem, mit dem der Marschall sich zuerst beschäftigte, nachdem die Kommunisten vertrieben waren. Er löste das Problem durch die Gründung von Hilfszentren, an der sich auch in großem Umfange die Missionare beteiligten. Die Bewegung „Neues Leben" sollte der Bevölkerung ein geistiges Lebensziel geben und sie darüber hinaus in der Hygiene, der Selbsthilfe, dem Gemeinschaftsdienst usw. unterweisen. Sie ist heute über ganz China verbreitet.

Der Weihnachtstag dämmerte. Wir hatten seit langem für diesen Tag ein Spiel eingeführt: Derjenige, der als erster den anderen begrüßt, sollte das Programm des Tages bestimmen. Diesmal gewann er. Kaum graute der Tag, als aus seinem Bett schon ein „Frohes Fest!" ertönte. Die Umstände ließen zwar alles andere eher erwarten als ein frohes Fest, aber ich gab ihm aus vollem Herzen seinen Wunsch zurück. Es gab keinen Weihnachtsbaum, und auch der Weihnachtsmann würde diesmal an Sian vorübergehen.

Aber nein! Plötzlich öffnete sich die Tür und herein traten zwei Diener. Jeder hielt einen riesigen Strumpf in der Hand. An meinem hing ein freundlicher Weihnachtsgruß und eine Reiseschreibmaschine, an dem anderen eine warme Reisedecke für den Generalissimus, der seine eigene bei der Meuterei verloren hatte.

Der Weihnachtsmann war also doch nach Sian gekommen, ja, er war sogar unter unserem eigenen Dach. Er war ein alter Freund meiner Familie, den wir „Gran" oder „Don" nannten. „Das sieht dem alten Herrn ähnlich", sagte mein Mann und lachte, zum erstenmal, seit ich in Sian war.

Mit der Morgensonne zog wieder Hoffnung in unsere Herzen ein. Zunächst machten aber die radikalen Offiziere neue Schwierigkeiten. Sie verlangten vom Generalissimus unterzeichnete Befehle, und mein Mann weigerte sich. Er wollte auch niemand sprechen. Um mir Mut zu machen, begann ich trotzdem zu packen. Ich war überzeugt, daß wir noch vor Sonnenuntergang in Nanking sein würden. Wir hätten dann um 11.30 Uhr starten müssen. Um 10.30 Uhr schien die Entscheidung gefallen zu sein. Tschanghsueliang erschien.

„Das Flugzeug steht bereit", erklärte er. „Aber sonst ist noch nichts in Ordnung."

Es wurde elf Uhr. Unsere Hoffnungen wurden immer kleiner, aber noch gaben wir es nicht ganz auf.

„Wir können nach Loyang fliegen und dort die Nacht bleiben", meinte jemand.

„Natürlich", erwiderte ich eifrig, „wir brauchen noch nicht zu verzweifeln. Beten wir, und Gott wird uns helfen!"

T. V. begab sich in die Stadt, um mit Yang zu sprechen. Andere liefen hier- und dorthin. Jeder war nervös.

Es wurde ein Uhr.

„Wenn wir bis vier Uhr starten können, sind wir noch am Abend in Loyang", rechnete jemand aus.

Kurz nach zwei Uhr sahen wir Tschanghsueliang über unseren Hof gehen; ein Kuli folgte ihm, einen Koffer in der Hand. Der Wachen bemächtigte sich große Aufregung. Wir hatten noch keinen Bericht aus der Stadt erhalten, wo T. V. und andere mit den Offizieren verhandelten, die Repressalien befürchteten, wenn der Generalissimus entlassen würde, ohne ihnen schriftlich Straflosigkeit zuzusichern.

Das Telephon klingelte andauernd. Endlich erschien T. V. Freudestrahlend berichtete er, daß man uns wirklich abreisen lassen wolle.

„Warum wollen Sie noch so spät fliegen?" fragte Tschanghsueliang „Ist es nicht besser, bis morgen zu warten und dann direkt nach Nanking zu fliegen?"

„Warten?" rief ich. „Je schneller wir hier herauskommen, um so besser. Können Sie wissen, was in dieser Nacht noch alles passieren kann?"

Tschang meinte, wir sollten so unauffällig wie möglich abreisen und nicht einmal meine Dienerin mitnehmen, weil unzufriedene Offiziere sonst vielleicht Schwierigkeiten machen könnten

„Was?" sagte ich. „Die Dienerin hier in den Händen von aufständischen Truppen lassen? Wer weiß, was ihr geschehen würde, wenn wir sie hierließen!"

„Sie wird vollkommen sicher sein."

„Nein, sie hat sich so treu und tapfer benommen, ich habe nicht das Herz, sie in Gefahr zu lassen."

Als ich dem Generalissimus mitteilte, daß wir jetzt abreisen könnten, wollte er zunächst mit Tschanghsueliang und Yanghutschen sprechen.

Tschang bestand darauf, mit uns nach Nanking zu reisen. Er sei nun einmal für den Aufstand verantwortlich, und es sei seine Pflicht, zu beweisen, daß das, was er und seine Freunde beabsichtigt hatten, keine Rebellion und vor allem nicht gegen den Generalissimus gerichtet war. Da dieses Verhalten ein ganz neues Element in der Geschichte der chinesischen Meutereien war, gab der Generalissimus seine Einwilligung. Er nahm wohl an, daß Tschangs ungewöhnliche Forderung einen Präzedenzfall schaffen könnte, der für die Zukunft möglicherweise bedeutsam war.

Tatsächlich war es das erstemal, daß ein hoher Offizier, der für eine Meuterei verantwortlich war, sich selbst der Regierung stellen wollte. Das erklärt auch, warum die Regierung sich gegenüber Tschanghsueliang sehr milde zeigte, ein Umstand, der im Ausland vielfach nicht verstanden wurde. Es war inzwischen spät geworden, und wir beeilten uns, wegzukommen. In zwei Kraftwagen fuhren wir zum Flugplatz. Die Motoren von Tschangs Flugzeug waren bereits angelassen Die Propeller heulten auf, und bald lag Sian unter uns. Zum ersten Male seit vierzehn Tagen konnte ich erleichtert aufatmen.

Überlistet

Am Hofe Friedrichs des Großen befand sich einige Zeit auch ein Engländer, der ein ausgezeichnetes, fast wunderbares Gedächtnis besaß. Dieser war auch bei Hofe zugegen, als Voltaire gemeldet wurde. Da der König wußte, daß ihm Voltaire ein neues Gedicht vorlesen wollte, bat er den Engländer, für einen Augenblick in ein Nebenzimmer zu treten, doch darauf zu achten, was dem König gleich deklamiert werde. Voltaire trat ein, tat, wie es der König erwartet hatte. Kaum hatte dieser jedoch seinen Vortrag beendet, meinte der König etwas ironisch:

„Mein lieber Voltaire, Eure poetische Ader scheint versiegt zu sein? Denn Ihr macht ja scheinbar schon Anleihen bei anderen Dichtern!"

„Wieso, Sire?" antwortete darauf Voltaire erstaunt, „ich könnte einen Schwur darauf leisten, daß diese Verse mein geistiges Eigentum sind und erst heute von mir gedichtet wurden."

„Das scheint aber nicht zu stimmen, kurz vordem war ein Engländer bei mir der mir Wort für Wort dasselbe rezitierte. Da sich der Mann noch im Schlosse befindet, kann Er sich sogleich davon überzeugen."

Der König klingelte und ließ durch einen Diener den Gedächtniskünstler auf einem andern Wege aus dem Nebenzimmer hereinführen.

„Wiederholen Sie", gebot der König dem Engländer, „die mir vorhin vorgetragenen Verse!"

Zum größten Erstaunen gab der Engländer das eben Vernommene wieder, ohne eine einzige Silbe auszulassen. Voltaire war erstaunt vor Entsetzen. Das ging selbst über seinen Verstand. „Das geht nicht mit rechten Dingen zu!" rief er endlich und stürzte davon. Friedrich aber freute sich über den wohlgelungenen Streich köstlich und gab dem Gedächtniskünstler ein herrliches Geschenk. Erst viel später teilte er Voltaire den ihm gespielten Streich mit. P. S.

Der Tiervater von Stellingen

Carl Hagenbecks Aufstieg zum grössten Tierhändler der Welt

Ein Tatsachenbericht von Johannes Hall

(Schluß)

Da kann nur Hagenbeck helfen . . .

Ein neues Jahrhundert ist angebrochen.

Mit ihm stieg die Macht Deutschlands, und über verschiedenen Teilen fremder Kontinente wehte die Fahne unseres Vaterlandes. So auch über Südwestafrika.

Aber die deutsche Regierung gab sich nicht damit zufrieden, endlich Kolonien zu besitzen, sondern ging daran, diese der Heimat nützlich zu machen. Dazu gehörte vor allen Dingen, das Land zu kultivieren, andererseits aber auch von unruhigen und verbrecherischen Elementen zu säubern. Diese Aufgabe oblag der deutschen Schutztruppe.

Endlose Wüsten mußten die Braven durchziehen, Strapazen um Strapazen auf sich nehmen, denn das Land bot ob seiner geographischen Beschaffenheit die größten Schwierigkeiten.

Bald sah die Kolonialverwaltung in Berlin ein, daß mit dem vorhandenen Reit- und Transporttiermaterial in Südwestafrika nichts ausgerichtet werden konnte, deshalb sann man auf Abhilfe. Nach langem Überlegen kam man auf den Gedanken, die äußerst bedürfnislosen Dromedare aus der Sahara und Ägypten einzuführen. Die ersten Versuche jedoch mißglückten, da anscheinend nicht die richtige Auswahl unter den Tieren getroffen worden war.

Wiederum war guter Rat teuer.

Während einer Aussprache im Kolonialamt zu Berlin sagte plötzlich ein Abteilungsleiter:

„Da kann nur Hagenbeck helfen . . .!“

Und wenige Stunden später erreichte Hagenbeck ein Regierungsgespräch in Hamburg, das ihn sofort nach Berlin rief.

Am 12. Dezember 1905 saß er in der Kolonialverwaltung einem Major gegenüber, der ihn fragte:

„Herr Hagenbeck! Wir benötigen in kürzester Frist 1000 Dromedare! Die Tiere müssen so schnell wie möglich nach Südwestafrika geliefert werden, und zwar unter der Bedingung, daß die erste Ladung von drei- bis vierhundert Stück spätestens schon Anfang März am Bestimmungsort eintrifft! Gleichzeitig müssen Sie für jedes Tier einen passenden praktischen Sattel mitliefern und für das arabische Treiber- und Dienerpersonal Sorge tragen! Können Sie diesen Auftrag ausführen?“

Hagenbeck erkannte sofort die großen Schwierigkeiten, die besonders in der Beschaffung der Sättel und des Treibermaterials lagen, dennoch antwortete er:

„Jawohl! Herr Major! Ich übernehme den Auftrag!“

„Gut! Dann müssen Sie aber auch noch dafür Sorge tragen, daß die Treiber für mindestens ein Jahr in den Dienst der Schutztruppe treten . . .!“

Auch diese Bedingung nahm Hagenbeck an und unterschrieb am 16. Dezember den bindenden Vertrag mit der Kolonialverwaltung.

Nun begann wieder der Telegraph zu spielen, denn wegen der Kürze der Lieferzeit war kein Augenblick zu verlieren. Die Tätigkeit, die sich nicht nur in Hamburg in den nächsten Wochen entwickelte, stellt der Organisation der Hagenbeckschen Firma ein glänzendes Zeugnis aus.

Während die Tierfänger an den Küsten des Roten Meeres für den Ankauf der 1000 Dromedare sorgten, reisten Sachverständige in Deutschland umher und kauften viele hunderttausend Pfund Heu und Stroh, das in Ballen gepreßt von Europa nach Afrika geschickt wurde, um den Tieren auf dem Transport von Arabien und Ägypten nach Südwestafrika als Futter zu dienen. An Hand eines alten Dromedarsattels, der ein Stück einer Nubierkarawane bildete, die vor Jahren von Hagenbeck in Deutschland gezeigt wurde, ließ er die notwendigen Sättel ebenfalls in Deutschland herstellen.

Eine weitere Aufgabe war, den Transport der Dromedare von der Küste des Roten Meeres nach Südwestafrika reibungslos durchzuführen. Bei der großen Wichtigkeit des Auftrages wollte sich Hagenbeck nicht auf die mehr oder weniger zweifelhaften Transportmöglichkeiten in Afrika selbst verlassen, sondern charterte einen eigenen Dampfer, der im Hamburger Hafen innerhalb dreier Tage zu einem Riesenstall für ungefähr vierhundert Tiere umgebaut wurde. Bereits am 3. Januar 1906 stach die „Maria Menzell“ nach Ägypten in See.

An Bord befanden sich die erprobtesten Wärter der Hamburger Firma, gleichzeitig hundertfünfzig Tonnen Heu, fünfundsiebzig Tonnen Stroh, fünfundsiebzig Tonnen Hafer und fünfundzwanzig Tonnen Torfstreu neben ungezählten Kisten und Utensilien. Außerdem ließ Carl Hagenbeck seinen jüngsten Sohn Lorenz über Italien nach Ägypten reisen, damit er in Port Said die Ankunft des Dampfers erwarten konnte, nachdem er inzwischen die Bereitstellung der Dromedare in den verschiedensten Häfen des Roten Meeres beaufsichtigt hatte.

Bereits Ende Januar standen durch die außerordentliche Zuverlässigkeit der Hagenbeckschen Organisation 403 Dromedare in Berbera im nördlichen Somaliland bereit, der Dampfer „Maria Menzell“ übernahm sie und landete mit ihnen schon am 28. Februar in Swakopmund in Deutsch-Südwestafrika. Von den verladenen Tieren gingen unterwegs nur sechs ein, die übrigen 397 jedoch erwiesen sich als völlig geeignet für den Dienst in der Schutztruppe.

Inzwischen hatte die deutsche Regierung am 21. Januar ihren Auftrag auf 2000 Stück erhöht und mit Hagenbeck vereinbart, daß sämtliche Tiere sieben Monate nach Erteilung des ersten Auftrages bereits in Lüderitzbucht zur Verfügung stehen mußten. Mit Hilfe von insgesamt fünf gemieteten Dampfern und unter Anspannung aller Kräfte der Hamburger Firma löste Hagenbeck sein Versprechen bereits am 25. Juni 1906 völlig ein.

War die Beschaffung der 2000 Dromedare schon ein Glanzstück seiner Reisenden, so wurde die Anheuerung der Araber zu einer Herkulesarbeit, denn der Araber verläßt nur ungern seine Heimat und besitzt vor allem „Fremden" Scheu und Argwohn. Als die in Betracht kommenden Araber, meistens halbwilde Beduinen, hörten, daß sie „weit übers Meer" nach dem Westen Afrikas fahren sollten, bekamen sie es mit der Angst zu tun und gaben sich den abenteuerlichsten Vorstellungen hin. Auch versuchten interessierte Mächte, die Expedition zu verhindern, und gaben sich Mühe, die Eingeborenen vor den Deutschen zu warnen. So kam es, daß die einen glaubten, sie würden in die heißen Goldminen verschleppt, andere bildeten sich ein, die Fahrt ginge in das gefürchtete Land der Niam-Niam, der Menschenfresser, wo jeder sein Ende in einer Bratpfanne finden würde. Trotz dieser Quertreibereien konnte Hagenbeck seinen Auftrag zur vollsten Zufriedenheit der deutschen Regierung erledigen.

Neben dem Beweis, wie umfangreich die Aufgaben einer großen Tierhandlung sind, die sich nicht nur auf Beschaffung von Raubtieren für Zoos oder Zirkusse beschränkt, ist die Tatsache charakteristisch, daß ein Auftraggeber — hier war es zufällig die deutsche Regierung — afrikanische Tiere, für Afrika selbst bestimmt, ausgerechnet in Hamburg bestellt.

Besser kann wohl die Leistungsfähigkeit der deutschen Firma Carl Hagenbeck nicht bewiesen werden! Diese wird noch besser illustriert, wenn man erfährt, daß Hagenbeck allein für Telegramme, die mit dieser Dromedarlieferung zusammenhingen, über 20 000 Mark ausgegeben hat!!

Ein Tierparadies wird geschaffen

7. Mai 1907.

Dieser Tag bedeutete die Krönung des Lebenswerkes Carl Hagenbecks.

Unabsehbare Reihen von Wagen, besetzt mit Vertretern des Staates, der Kunst, der Wissenschaft, des Handels und der Industrie, fuhren hinaus nach Stellingen, um Zeugen der Eröffnung des Tierparadieses zu sein.

Vor einem mächtigen Sandsteintor, das gekrönt wurde von großen Erzlöwen, Eisbären und Figuren wilder Krieger aus Afrika und Amerika, während zwei Elefantenrüssel als Halter für elektrische Bogenlampen dienten, empfing Carl Hagenbeck, der nunmehr 63jährige, die Ehrengäste, um sie durch seine Schöpfung zu führen.

Es war ein weiter und keineswegs leichter Weg, der aus der Petersenstraße in St. Pauli hier herauf nach Stellingen führte, aber Carl Hagenbeck erreichte sein Ziel, weil er beharrlich und treu zu sich selber seinen Pfad ging.

Längst hatte er erkennen müssen, daß der Kauf und Verkauf von Raubtieren und anderen exotischen Tiergattungen allein sein Geschäft nicht rentabel gestalten konnte, denn die Verluste waren oft zu groß, um sie aus den erwähnten Einnahmen abdecken zu können. Er mußte die Leistungsfähigkeit seiner Firma ausnutzen und einen regelrechten Handel auch mit Nutztieren treiben.

Von diesem Gedanken war nur ein kleiner Sprung zu der Idee der Züchtung. So befaßte er sich bereits zu Beginn der neunziger Jahre mit der Einführung jagdbaren Wildes aus fernen Ländern und dem Im- und Export von Haus- und Nutztieren. Hand in Hand hiermit ging dann die Akklimatisierung, Züchtung und Kreuzung einheimischer mit fremden Tierrassen.

Solche Bestrebungen aber und der immer fortschreitende Ausbau der Hagenbeckschen Tierhandlung bedingten ein großes Gelände, das nicht nur augenblicklich den Anforderungen genügte, sondern auch auf Jahrzehnte hinaus in der Lage war, gewaltige Tierbestände aufzunehmen. Weiterhin mußte es imstande sein, den fremden Tieren nach Möglichkeit ihre Heimat zu ersetzen, das heißt, Hagenbeck ging darauf hinaus, den

gefangenen und nach Europa gebrachten Tieren möglichst dieselben Lebensmöglichkeiten zu geben, die sie in der Wildnis gehabt hatten.

Carl Hagenbeck wollte einen riesigen offenen Tierpark schaffen, der jedem Tier das bot, was es seiner Veranlagung und seinen Gewohnheiten nach unbedingt brauchte

Aus diesem Grunde suchte er lange in Hamburg nach einem geeigneten Gelände, aber vergebens. Endlich fand er, was er brauchte, in Stellingen und begann im Oktober 1902 mit den Erdarbeiten. Nach fünfjähriger unermüdlicher Arbeit war das Werk, das noch heute jeden Besucher, ganz gleich, ob Fachmann oder Laie, ob jung oder alt, in seinen Bann zieht, in seinen Grundzügen geschaffen.

Und wenn Carl Hagenbeck im Jahre 1905 einem amerikanischen Journalisten, der ihn nach seinen Plänen für Errichtung eines Tierparks in Stellingen fragte, erklärte: „Mein leitender Gedanke ist, die Tiere in größtmöglicher Freiheit vorzuführen und damit gleichzeitig zu zeigen, was die Akklimatisation zu tun vermag. Ich will den Tierliebhabern an einem großen, praktischen und dauernden Beispiel zeigen, daß es gar nicht nötig ist, luxuriöse und kostspielige Gebäude mit großen Heizanlagen einzurichten, um die Tiere am Leben und gesund zu erhalten, sondern daß der Aufenthalt in freier Luft und die Gewöhnung an das Klima eine weit bessere Gewähr für die Erhaltung der Tiere bietet. Die Hauptanziehungskraft des geplanten Tierparkes soll in der neuartigen Unterbringung der Tiere zu suchen sein. Ein modernes Tierparadies soll sich da aufbauen, wo jetzt noch nichts zu sehen ist als Kartoffeläcker. Von einem gegebenen Punkte des Gartens soll man die Tiere aller Zonen, in großen Abstufungen, und jede Art in einer ihrer Heimat angemessenen Umgebung, gleichsam frei sich bewegen sehen. Die Gemsen, Wildschafe und Steinböcke auf künstlichen Gebirgen, die Tiere der Steppen auf weiten freien Triften, die Raubtiere in unvergitterten Schluchten, nur durch einen Graben von den Besuchern getrennt. In der Mitte wird sich ein Zentralgebäude mit großer Arena für Dressurzwecke erheben, und daneben weite Räume für das, was man den Transitverkehr nennen kann . . .!" so zeigte die Eröffnungsführung am 7. Mai 1907, daß Carl Hagenbeck sein Versprechen wahr gemacht hatte. Er schuf ein wahres Tierparadies, das für den deutschen Knaben, der mit fünfzehn Jahren von seinem Vater zum Leiter einer kleinen Tierhandlung gemacht wurde, die er zur größten Weltfirma ihrer Art entwickelt hat, gleichzeitig ein bleibendes Denkmal ist.

Als Carl Hagenbeck im Jahre 1913 starb, konnte er mit dem Bewußtsein von hinnen gehen, nicht nur seinen Namen, sondern auch seinem Vaterlande Ehre angetan zu haben.

ANEKDOTEN

Buchführung mit Hieroglyphen.

In der Stadt Connecticut in den Vereinigten Staaten hielt ein Kaufmann einen Laden. Er hatte klein angefangen und in seiner Jugend nicht schreiben gelernt. Er führte deshalb seine Bücher — zu sparsam, einen Buchhalter zu beschäftigen — mit Hilfe einiger selbsterfundener Zeichen.

Eines Tages kam ein Kunde, um die aufgelaufene Rechnung zu bezahlen. Der Kaufmann holte sein Hieroglyphenbuch und zählte auf, was geliefert worden war, unter anderem auch einen ganzen Schweizerkäse.

Der Besucher geriet in Zorn und erklärte, keinen Käse erhalten zu haben, aber der Ladeninhaber wies ihm in seinem Buch einen grob gezeichneten Kreis — sein Zeichen für einen Käse — und verlangte Zahlung.

Da sie sich nicht einigen konnten, begannen sie eine ausgiebige Prügelei mit Stuhlbein und Spatenstiel, die erst infolge gegenseitiger Erschöpfung und der Schmerzhaftigkeit der erhaltenen Löcher und Beulen zum Stillstand kam.

Da rief der Kunde auf einmal: „Mann Gottes! Jetzt weiß ich, was ich noch von dir bekommen habe: das war ein Mühlstein!"

„Richtig", sagte der Kaufmann nach fünf Minuten Nachdenkens, „es stimmt. Ich habe vergessen, in der Mitte das Loch zu machen."

Beginn einer Karriere.

Eines Tages kam zu dem Zirkusdirektor Carl ein junger schlanker Mann und begehrte als „Affe" engagiert zu werden. Carl lehnte ab, da er seine Menagerie im Augenblick nicht erweitern wolle.

Der Besucher ging zur Tür, blieb aber vor dem Hinausgehen einen Augenblick stehen und kratzte sich mit dem linken Fuß hinter dem rechten Ohr.

„Machen Sie das nochmal!" rief Carl. Der junge Mann tat es und war engagiert.

Es war Eduard Klischnigg (1813—1877), der größte unter den Schlangenmenschen, die man nach ihm auch „Klischnigger" nennt. Ein Prinz bezeichnete ihn einst als den „größten Affen des Jahrhunderts". Er war von so unglaublicher Gelenkigkeit und Biegsamkeit, daß man ihn vielfach für einen wirklichen Affen hielt.

Auf den Anfang kommt es an.

Als Kaiser Joseph II. einst im Wiener Augarten spazieren ging, lief ihm ein großer Pudel in den Weg und wollte, obwohl vom Gefolge zurückgetrieben, nicht mehr von ihm weichen. Schließlich griff man ihn und der Kaiser entdeckte zu seiner Verwunderung rund auf dem Halsband die Worte „Kaiser Joseph" eingraviert.

Der Herrscher, ein Tierfreund, dachte, ein geschickter Dresseur hätte ihm den Hund abgerichtet und zugetrieben, um ihm eine Freude zu machen

Kurz darauf kam jedoch ein dicker Mann atemlos angerannt und rief schon von weitem: „Ach, da ist er ja! Mein Hund!"

„Ihr Hund? So!" sagte der Kaiser. „Aber wie kommen Sie dazu, ihm meinen Namen auf das Halsband gravieren zu lassen?"

„Entschuldigen, Majestät! Das ist mein Name. Ich heiße nämlich Joseph Kaiser. Man muß dabei richtig anfangen."

Ein vernünftiger Vorschlag.

Als Felix Dahn eines Tages in Würzburg zur Rektoratswahl gehen wollte, traf er unterwegs zufällig, wie schon die zwei Jahre vorher, den Theologen Hettinger. Beide gaben ihre Stimme immer für einen anderen Kandidaten ab.

„Wissen Sie was", sagte da Dahn zu Hettinger, „statt zur Wahl zu gehen und dort gegeneinander zu stimmen, gehen wir lieber einen Schoppen trinken. Das Ergebnis für die Wahl und für die Weltgeschichte ist das gleiche."

„Ausgezeichnete Idee", sagte Hettinger. Und sie verfügten sich zu ihrer Stammkneipe.

H. R.



Josef Clemens Lohr:

Die Uhr

Eines Tages, um die Jahrhundertwende herum, erbte ich von meinem Großvater eine wertvolle Uhr. Eine schwere, dickbauchige Großvateruhr Ich nahm sie als Erbstück, wie sie schon mein Großvater ehrte und schätzte.

In der Tat. es war keine beliebige Taschenuhr, wie man sie im Laden ersteht, wenn man dazu Neigung verspürt. Zu ihrer Bedienung gehörten zwei Schlüssel, kunstvoll und fein ziseliert, die an einem Bändchen getragen wurden. 1793 stand in schön geschnörkelten Ziffern auf der Innenseite des Deckels. Man denke, was für eine uralte Uhr! Kein Wunder also, wenn sie mein Großvater wie zerbrechliches Glas behandelte, behutsam und voller Andacht. Man konnte von ihr wohl behaupten, daß sie schon manche Stürme erlebt. Ihre Beulen redeten eine deutliche Sprache Der Familie galt sie als dokumentarische Chronik.

Erstanden hatte sie mein Vorfahre Conrad im schönen Paris. Er war gelernter Wagner und Stellmacher und hatte sich in Paris in der Kunst des Karosseriebaues ausgebildet. Der feinen Kaleschen des Rokoko, in denen gepuderte Dämchen und feine Herren in Kniehosen zwischen Paris und Versailles hin und her fuhren, galanten Abenteuern nachjagten, bis sie die gefederten Wagen mit den Leiterwagen vertauschten, die sie zur Guillotine brachten.

Sein Sohn trug sie unter der Sonne Napoleons mit dem Detachement Bayern nach Rußland, vor Moskau, und war einer der wenigen Glücklichen, die aus Eis und Schnee die heimatliche Scholle wieder erreichten Seit seiner Rückkehr haftete an der Uhr der Ruf eines Talismans.

Von der Zeit des Wiener Kongresses an führte sie lange ein beschauliches Dasein in Kommoden und Truhen, Vertikos und Vitrinen, je nach der Zeit und dem Ort. Bis sie mein Großvater in den 70iger Jahren aus ihrer Ruhe erlöste und im Feldzug nach Frankreich in der Brusttasche trug. Auch er kehrte heim, trotz Gravelotte und St. Privat und den schweren Kämpfen an der Loire . . . Es war ersichtlich, daß die Uhr ein Glücksbringer war, der den Träger feite gegen Kugel und Splitter.

Als mein Großvater sich zum Sterben hinlegte, rief er mich an sein Bett, legte mir mit zitternden Fingern die Uhr in die Hände und sprach mit röchelnder Stimme und glänzenden Augen: „Junge, halte die Uhr in Ehren! Sie hat uns bisher nur Glück gebracht! Viel hat sie schon erlebt, unsere Schmach und unseren Aufstieg! Halt sie in Ehren, Junge!" Dann starb er.

Meinem Vater war es in der langen Zeit eines glückhaften Friedens nicht vergönnt, die Uhr vom Haken zu nehmen. So gern er's getan hätte. Er war darüber ehrlich betrübt.

Jetzt war die Reihe an mir. Vielleicht als dem letzten der Träger? Der größte aller Kriege brach aus. Ich griff zu, noch ein bartloser Junge, holte die Uhr aus dem Samt und zog hinaus mit den andern auf die flandrischen Felder! Mit Millionen!

Immer war die Uhr mein Begleiter, in Flandern bei Ypern, bei Arras, an der Somme und Champagne. Überall spürte ich ihre Nähe, immer tickte im Gleichtakt ihr Werk und half mir des Nachts über lange, einsame Stunden hinweg . .

Sie besaß kein leuchtendes Blatt, worauf die andern so stolz waren, hörte oft das Gelächter über meine Zwiebel aus Mohammeds Zeiten, wenn sie aber genaue Zeit haben wollten, die ganze Leuchtkraft nichts nützte, weil der Sand und der Schlamm und die Nässe ihr Gehwerk einrosten ließen, kamen sie immer zu mir. Gewiß, schön war sie nicht, aber ihr Gehwerk war gut, solide Arbeit, an den neuen Uhren gemessen. Nie war sie stehengeblieben, nur einmal . . . und das war, als mich die Franzosen verwundet in Obhut nahmen. Da blieb sie stehen, es war genau acht Uhr fünfzehn gewesen . . . Als ich im Lazarett die Augen aufschlug, galt mein erster Gedanke der Uhr Sie war weg, verschwunden, spurlos verschwunden. Niemand wußte wohin . . . ich suchte und suchte, aber vergebens, die Uhr blieb verschwunden . . .

Jahre entbehrte ich sie. Ich wagte nicht, den Verlust nach Hause zu schreiben. Es hatte sich irgendein Schurke ihrer bedient. Sank unser gütiger Stern? Ich trauerte ehrlich. Und unsere Lage? Gefangen in Frankreich stillsitzen müssen, während die Kameraden kämpfen und starben? Da, eines Tages überreichte mir der Lagerführer ein Päckchen. Was konnte das sein? Von zu Hause dem Mädchen? Ich löste die Schnur und hielt die Uhr in der Hand, meine kostbare Uhr!

Bei meiner Gefangennahme war sie einem Kontrolloffizier in die Finger gefallen, wurde untersucht und kam jetzt zurück. Ein Wunder direkt! Ich hatte sie wieder! Die Zeiger standen auf acht Uhr fünfzehn Minuten. Beinahe zärtlich spielte ich mit dem Ding, steckte die rostigen Schlüssel und ein vertrauter Gang erfreute mein Ohr. Unbeschreiblich war meine Freude. Sie hing also doch an unserem Hause.

Bald darauf kam ich heim. Heil und gesund. Wieder hatte die Uhr in einem Feldzug gedient, wenn auch nicht mit einem glücklichen Ausgang

Jetzt lag sie auf meinem Schreibtisch Sollte sie endlich Ruhe finden nach so vielen Kämpfen? Manchmal, wenn sich der Himmel mit Wolken bedeckte, als die Franzosen sich breit machten auf unserem Boden, blickte ich auf sie. Aber immer wieder verzogen sich die Gewitter. Aber etwas anderes kam, wie der Föhn in der Märznacht: Unserer innerer Aufstieg! Ihm mußte auch der äußere folgen, daran zweifelte eigentlich niemand! Die Scharte mußte ausgewetzt werden!

Inzwischen wuchs mein Junge heran, der nächste Träger der Uhr. Sollte am Ende gar er berufen sein, für Deutschlands äußere Freiheit zu kämpfen? Bedurfte es dazu der Uhr, eines blutigen Krieges?

Er wurde größer und größer, ein begeisterter Pimpf! Eines Tages ging er auf Fahrt, hinaus auf die Burgen und Türme, zu den Bauern und unter die Zelte. Ich vermißte die Uhr. Er hatte sie ohne mein Wissen vom Schreibtisch genommen.

Nach Wochen kam er wieder nach Hause. Saß unbefangen am Tisch, erzählte und kaute. Ich fragte ganz nebenbei: „Junge, wo hast du die Uhr?"

„Welche . . . ja, natürlich, Vater!" Dabei sah er mich an so ohne Schuld, klar und nüchtern, daß ich mir die letzte Frage verbiß. Aber er sprach ganz von selbst

von dem, was mich drückte: „Weißt du, Papa", meinte er mit einem gesunden, natürlichen Lachen, „mit der Uhr . . . na also das ist so eine Geschichte, die Uhr, du weißt doch, die komische, mit der haben sie mich zuerst ausgelacht, dann haben wir sie zerlegt. Einer konnte die Räder gebrauchen für sein Modell, ein anderer die Feder, kein Stück blieb mehr übrig! Gott, war ja nicht schade, weißt du, das alte Ding, so eine komische Uhr!"

Er sagte das alles wie selbstverständlich. Ich saß ihm gegenüber und betrachtete lange den Jungen. War er nicht ganz anders als wir? Wir, die wir vollgepfropft wurden mit Weisheit und Ehrfurcht vor dem Althergebrachten, Tradition und unnützem Ballast. Blitzartig ging es mir durch den Kopf. Dieser Junge gehört einer anderen Zeit, einer neuen, glückhaften Zeit! Einer Zeit, die unbeschwert, unbelastet sich ihr eigenes Leben gestaltet. Die sich eine eigene, ihre Lebensauffassung gibt! Also bin ich doch der letzte Träger gewesen! Laut aber sagte ich zu dem Jungen: „Du hättest aber doch erst fragen sollen, mein Junge!"

RICHARD SPITZNAGEL:

Das musikalische DUELL

Fürstengunst ist wie Aprilwetter. Bald lacht sie dem, der sie genießt, heiter, wie die Frühlingssonne, bald versinkt sie hinter finsteren Wolken und ein Sturmwind fegt den Günstling hinweg. Auch der berühmte Orgel- und Klavierspieler und Komponist Louis Marchand mußte eines Tages bei seinem königlichen Herrn, Ludwig XIV., diese Erfahrung machen. Marchand hatte mit seiner Frau einen ehelichen Zwist gehabt, der in einen Skandal auszuarten drohte. Da hatte sich seine allerchristlichste Majestät in den Streit gemischt und befohlen, dem anmaßenden Organisten die Hälfte seines Gehalts zu nehmen und der beleidigten Dame auszuzahlen. Marchand hatte dazu geschwiegen. Aber in einem großen Hofkonzert in Versailles war er plötzlich mitten in einem Orgelvortrag aufgesprungen und hatte den verdutzten Höflingen zugerufen: „Wenn meine Frau die Hälfte meines Gehalts bekommt, so soll sie auch die Hälfte meines Orgelspiels übernehmen!" Und ohne das Gewitter abzuwarten, das sich über ihn entladen mußte, verließ er Paris und begab sich freiwillig ins Exil.

Es gab ja auch noch andere Sonnen in Europa, an denen man sich wärmen konnte! Da war zum Beispiel August der Starke, König von Sachsen und Polen, ein glänzender Herrscher, der stets eine offene Hand zeigte, wenn es sich um Musik und Theater handelte. Der Dresdener Hof zog Marchand mächtig an und so wandte er sich, sein Glück versuchend, dorthin. Wie der Schweif eines Kometen, so begleitete ihn der Ruhm, den er sich in Frankreich erworben hatte, nach Deutschland. Sein Spiel und seine Kompositionen hatten die Pariser Gesellschaft zu einer Begeisterung ohnegleichen hingerissen. Als Vollblutfranzose mit allen Vorzügen und Nachteilen seines Volkes behaftet, glänzte er durch völlige Beherrschung aller technischen Mittel und durch Eleganz des Vortrags. Das sprühende Feuerwerk seiner Kunst gefiel auch am Dresdener Hofe, und da der König ein Liebhaber französischer Musik war, so hatte Marchand bald die Mehrheit des Hofes auf seiner Seite. Er erhielt für sein Spiel zwei Medaillen im Werte von 100 Dukaten, und der König beabsichtigte, ihn dauernd bei Hofe anzustellen.

Um die gleiche Zeit, im Herbst 1717, reiste ein deutscher Musiker ebenfalls nach Dresden. Es war der Hoforganist und Kammermusikus Johann Sebastian Bach. Er kam aus der kleinen thüringischen Residenz Weimar, wo er im Dienste des Herzogs stand. Ihn lockte weniger die Sonne königlicher Gunst als die Musik, die sich unter dieser Sonne zur schönsten Blüte entfaltet und eine Menge bedeutender Talente nach Dresden gezogen hatte. Mit diesen in Fühlung zu treten und sich auch durch eigenes Spiel bekanntzumachen, war sein Wunsch. Bald bot sich ihm Gelegenheit, seine Kunst zu offenbaren, und er tat dies mit der ganzen Meisterschaft, die ihm eigen war.

Es währte nicht lange, da entstand unter den Musikfreunden ein Streit um die Frage, wer der größere Künstler sei: Marchand oder Bach. Dieser Streit beschränkte sich schließlich nicht nur auf die Person der beiden, er wurde zu einem erbitterten Kampf der Meinungen über den Wert der französischen und deutschen Musik überhaupt. In diesem Kampf drohte die französische Partei den Sieg über die Ansichten ihrer Gegner davonzutragen, weil sie den König hinter sich hatte. Um den Streit zu beenden und das Ansehen der deutschen Musik zu retten, schickte Bach seinem Gegner eine schriftliche Herausforderung zu einem musikalischen Duell. Er erklärte sich darin bereit, auf jede musikalische Aufgabe, die ihm Marchand stellen würde, einzugehen unter der Bedingung, daß Marchand ihm gegenüber das gleiche tue. Marchand nahm die Forderung an. Ein Schiedsrichterkollegium wurde gebildet und der erste Minister des Königs, Graf Flemming, der selbst ein großer Musikfreund war und sich eine eigene Kapelle hielt, stellte seine Salons für den originellen Wettkampf zur Verfügung. Ganz Dresden erwartete gespannt den vereinbarten Tag.

Am Abend desselben war eine auserlesene Gesellschaft beim Grafen Flemming versammelt. Pünktlich war Johann Sebastian Bach zur Stelle und auch die Schiedsrichter hatten sich vollzählig eingefunden. Nur einer fehlte: Louis Marchand. Man wartete, aber der Franzose kam nicht. Da sandte der Graf einen Boten in Marchands Quartier, um ihn an seine Verpflichtung zu erinnern. Doch der Bote kehrte, ohne seinen Auftrag ausgeführt zu haben, wieder zurück, denn Marchand war bereits am Morgen des gleichen Tages mit Schnellpost aus Dresden abgereist. Er hatte kurz vorher Gelegenheit gehabt, den Deutschen bei seinem Spiel zu belauschen, und da war ihm die Erkenntnis gekommen, daß dieser ihm nicht nur im Orgelspiel, sondern auch in der Klavierkunst, in welcher bis dahin die Franzosen vorherrschend waren, überlegen sei. Und deshalb hatte er sich, wie man heute noch sagt, französisch empfohlen.

Bach spielte nun allein vor den Versammelten, überschüttete sie mit allen Gaben seiner göttlichen Kunst und erntete den Lorbeer des Siegers. So wurde der eitle und verwöhnte Liebling der Pariser, Louis Marchand, von dem kleinen weimarischen Hofmusikus Johann Sebastian Bach überwunden.

HUMOR DER ANDEREN

„Warum weinst du denn, armes Kind?"

„Mein Vater ist tot, meine Mutter ist tot, meine Großmutter wurde beerdigt, meine Brüder und Schwestern sind im Krankenhaus . . . und wenn ich ohne einen Pfennig nach Hause komme, verhauen mich alle zusammen!" (Vart Hem.)

*

„Warum machst du denn immer ein Diktatzeichen auf deine Briefe, wo du doch keine Stenotypistin hast und alle Briefe selbst tippst?"

„Ja, ich bin etwas schwach in der Orthographie." (Humorist.)

*

„Ich weiß nicht genau, was es sein soll, aber es muß ein nettes Geburtstagsgeschenk sein!"

„Mein Herr! Sie können bei uns alles bekommen, vom Reißnagel bis zur Möbelausstattung!"

„Vielleicht können Sie mir etwas dazwischen zeigen!" (Ric et Rac.)

*

Neulich kam ein Mann zur Polizei und meldete, daß sein Rad gestohlen worden war. „Hatten Sie eine Bremse dran?" fragte der Wachtmeister.

„Nein."

„Ein Katzenauge?"

„Nein."

„Eine Klingel?"

„Auch nicht."

„Schön … das macht also zehn Mark Strafe — und dann wollen wir mal sehen, was sich machen läßt, um Ihr Rad wieder zu finden!" (Magasinet.)

„Warum datierst du denn den Brief mit dem 20.? Heute ist doch erst der 15."

„Ich wollte ihn dir zum Einstecken mitgeben!" (Vart Hem.)

*

„Die Dame hat sich über Sie beschwert, Herr Miller! Sie haben ihr nicht genügend Höflichkeit gezeigt!"

Der erschöpfte Verkäufer: „Das ist aber auch das einzige im ganzen Geschäft, was ich ihr nicht gezeigt habe!" (Life.)

*

Watson ist bei Tired und Sons beschäftigt. Heute ist er wieder mal eine halbe Stunde zu spät gekommen. Der Chef läßt ihn rufen: „Können Sie mir sagen, wie das möglich war?"

„Ja, ich habe mich verschlafen."

Da weiten sich die Augen des Chefs vor Erstaunen: „Was? Zu Hause schlafen Sie auch noch?" (Tit Bits.)

*

Zahnarzt: „Soll ich ein Betäubungsmittel anwenden?"

Cowboy: „Wird es sonst weh tun?"

Zahnarzt: „Vermutlich."

Cowboy: „Dann rate ich es Ihnen Ihrer eigenen Gesundheit wegen." (Life.)

*

Es war am Schalter für postlagernde Briefe. Paul trat heran. „Ist ein Brief für mich da?"

„Welche Chiffre?"

„Brennende Ungeduld."

Der Beamte nickte. „Ja, der Brief liegt schon seit sieben Wochen hier." (Tit Bits.)

DER ANDEREN

armes … Mutter … rde be- … hwestern … wenn ich … komme.

Hem.)

… mer ein … wo du … und alle … in der

… norist.)

… es sein … Geburts- … ns alles … is zur … was da- … Rac.)

… Polizei … gestohlen … Bremse

… n Mark … ir mal … um Ihr … asinet.)

„Warum datierst du denn den Brief mit dem 20.? Heute ist doch erst der 15."
„Ich wollte ihn dir zum Einstecken mitgeben!"

(Vart Hen.)

*

„Die Dame hat sich über Sie beschwert, Herr Miller! Sie haben ihr nicht genügend Höflichkeit gezeigt!"
Der erschöpfte Verkäufer: „Das ist aber auch das einzige im ganzen Geschäft, was ich ihr nicht gezeigt habe!"

*

Watson ist bei Tired und Co. beschäftigt. Heute ist er wieder mal eine halbe Stunde zu spät gekommen. Der Chef läßt ihn rufen: „Können Sie mir sagen, wie das möglich war?"
„Ja, ich habe mich verschlafen."
Da weiten sich die Augen des Chefs vor Erstaunen: „Was? Zu Hause schlafen Sie auch noch?"

(Tit Bits)

*

Zahnarzt: „Soll ich ein Betäubungsmittel anwenden?"
Cowboy: „Wird es sonst weh tun?"
Zahnarzt: „Vermutlich."
Cowboy: „Dann rate ich es Ihnen Ihrer eigenen Gesundheit wegen."

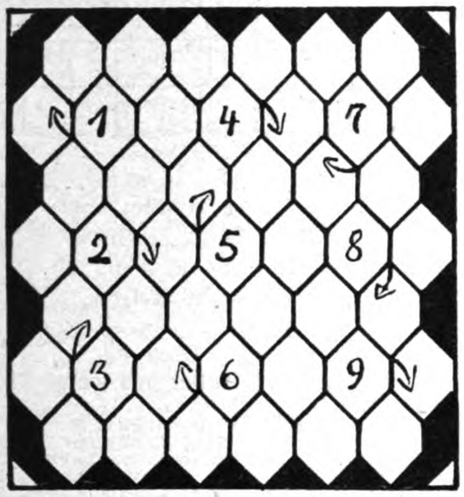
*

Es war am Schalter für postlagernde Briefe. Paul trat heran „Ist ein Brief für mich da?"
„Welche Chiffre?"
„Brennende Ungeduld."
Der Beamte nickte. „Ja, der Brief liegt schon seit sieben Wochen hier."

(Tit Bits)

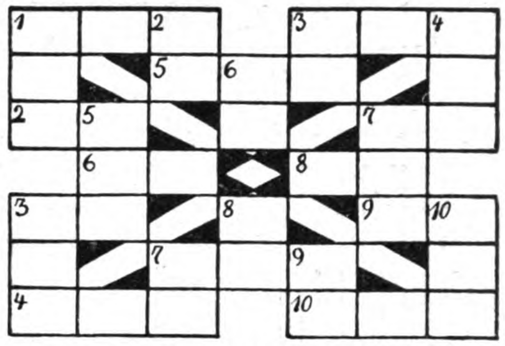
RÄTSEL

Wabenrätsel.



Die Wörter beginnen im Pfeilfeld und drehen in Uhrzeigerrichtung. 1. Wallfahrtsort der Mohammedaner, 2. amerikanischer Finanzmann, 3. Meersäugetiere, 4. Naturereignis, 5. Schlachtort in Österreich aus dem Jahre 1809, 6. deutsche Industriestadt, 7. Männername, 8. Stadt in Anhalt, 9. Stadt in Posen.

Magisches Silben-Kreuzworträtsel.



1. geometrische Figur, 2. italienisches Wasserfahrzeug, 3. Schlachtort des Weltkrieges (dreisilbig), 3. Nadelbaum (zweisilbig), 4. Teil des Odenwaldes, 5. Meersäugetier, 6. Nilinsel mit berühmtem Isistempel, 7. Warenschau (zweisilbig), 7. Stadt auf Sizilien (dreisilbig), 8. Frauenname, 9. ostindischer Fürst, 10. weitmaschiges Baumwollgewebe.

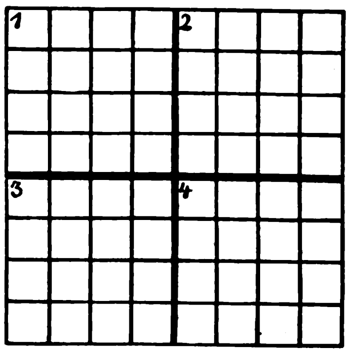
Mühlenbretträtsel.

1—3 Bezeichnung für die SA., 1—6 Wilhelm-Busch-Figur, 1—18 bayerischer Gebirgsort, 2—7 Niederschlag, 3—8 Stadt in Italien, 3—20 Indianerstamm, 4—5 unaufrichtiger Mensch, 4—16 Gebirge in Syrien, 5—17 Pilzart, 6—8 englische Stadt (y = i), 6—13 griechischer Buchstabe, 8—15 persönliches Fürwort, 9—10 ungebrochenes Grasland, 11—12 Frauenname,

13—15 … nenzüc… Stadt … manne…



Magische Vierecke.



1. chinesische Münze, Nebenfluß des Rheins, Frauenname, sagenhafter englischer König. — 2. Fluß in Spanien, Kinderspeise, Nahrungsmittel, Nebenfluß der Seine. — 3. Besucher, römischer Gott, Mineralwasser, gute Eigenschaft. — 4. griechische Landschaft, Strand bei Venedig, Götzenbild, Arbeitslohn. — Die auf die Eckfelder entfallenden Buchstaben ergeben den Namen eines bedeutenden nationalsozialistischen Bauleiters.

Rösselsprung.

		freit	der		
	ge	ber	sen	der	
die	bin	von	be	win	sich
	ü	welt	mensch	we	
	al	det	det	der	
		sich	le		

Besuchskartenrätsel.

G URBAN·ORIEN

Wo wohnt der Herr?

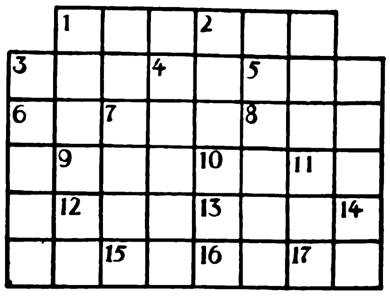
Balkenrätsel.

r	o	a	s	w	z	h	e
e	s	a	e	i	i	l	g
n	e	n	b	n	t	u	g
g	i	t	s	ä	c	i	t
c	i	n	t	h	m	i	h
d	r	i	r	n	e	e	e
e	o	s	s	i	n	s	n
n	m	e	m	d	i	r	i
l	n	h	e	t	m	e	f
a	e	t	t	i	n	h	l
b	e	i	u	m	n	t	s

Die Balken sind so umzustellen, daß die waagerechten Reihen einen Ausspruch des Führers ergeben.

Ergänzungsrätsel.

Die in jedem der nachstehenden Wörter fehlenden Buchstaben sind in die Figur bei den entsprechenden Zahlen einzutragen. Bei richtiger Lösung entsteht ein Ausspruch Johann Gottlieb Fichtes.



1. S . l . cht. 2 T . tor. 3 Fut . . . al, 4. It ak ., 5 . .rni a 6 Bra . au 7 ol . ., 8. Bra . . hau, 9 Ac . . . l, 10. G ster. 11. We . n . . ein, 12. . eo og ., 13 Gle . . heit, 14. A . n ., 15. L . . na, 16 Kas . . n, 17. Sa . stein.

Lösungen der Rätsel aus Folge 31

Kreuzworträtsel. Waagrecht: 1 Floß, 6. Segel, 9. Ei, 10. Tunis, 11. Nadir, 13 Essig, 15 Energie, 17. kalt, 18. Gent, 19. Abo, 20. Zehe, 22 agil, 24. Itzehoe, 27. lento, 29. Arles, 31 Ernst, 32 du, 33 Egern, 34. Tapir. — Senkrecht: 1. Fenek, 2. Lia, 3. Stint, 4. Sure, 5 Sieg, 6. Essig, 7. Ehe, 8. Legat 12. Delphin, 14. Seeigel, 16. Robbe, 20. Zille, 21. Eiter, 22. Aorta, 23 Lasur, 25. Zorn, 26. Hast. 28 eng, 30. Edi ✱ **Silbenrätsel:** 1. Wales, 2. Abnormität, 3. Heliograph, 4. Risotto, 5. Eselsbrücke, 6. Raupach, 7. Sauternes, 8. Ozelot, 9. Zikade, 10. Ichthyosaurus, 11. Ablativ, 12. Leporello, 13. Insel. 14. Sandschak, 15. Marasmus, 16. Undset, 17. Sardou, 18 Idiom „Wahrer Sozialismus ist hoechstes Volkstum." ✱ **Magische Figur:** 1. Mirabelle, 2. Balilla, 3. Binde, 4. Geldein, 5 Ballerina. ✱ **Magisches Quadrat:** 1. Leder, 2. Elite, 3. Diwan, 4. Etage, 5. Renen. ✱ **Zahlenrätsel:** 1 Messina. 2. Arber, 3. Taube, 4. Thoma, 5. Elfe, 6. Ritornell, 7. Hummel, 8. Opposition, 9. Rapport. 10. Nofretete „Matterhorn."

Die Beiträge von führenden Männern des neuen Deutschland, die interessanten Beilagen geben dem „Völkischen Beobachter" sein Gepräge, das auch dem anspruchsvollsten Leser Rechnung trägt.

Humor

Irgendwo in Südamerika gibt es eine Gegend, wo die Bauarbeiter nur ganz langsam arbeiten. Einmal war ein Fremder dort bei seinem Freund zu Besuch. Der Freund führte ihn in der Stadt umher und zeigte ihm alles. „Dies hier ist unser neues Opernhaus!" sagte er vor einem mächtigen Prunkbau, der noch kein Dach hatte. „Und das", er deutete auf ein noch nicht zur Hälfte gediehenes, riesiges weißes Haus mit Säulen, „wird ein Luxushotel! Wie gefällt dir das?"

„Ganz gut!" meinte der Fremde, „aber ich begreife bloß nicht, warum ihr auf eure unfertigen Gebäude Statuen stellt!"

„Statuen?!" entsetzte sich der Freund „Aber Menschenskind, das sind doch die Maurer!"

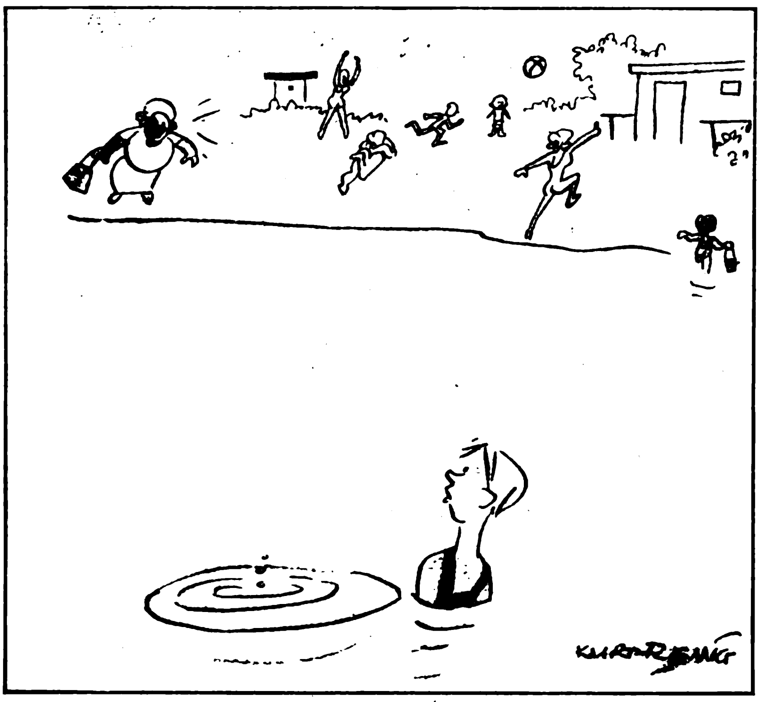
Eine Exportfirma, die viel mit afrikanischen Händlern arbeitet, erhielt kürzlich folgenden Brief eines schwarzen Geschäftsfreundes:

Njambwe-Ugogo, Ostafrika.

Massa Becker, Schulze u. Co. Hamburg.

Massa! Warum hast Du nicht die Seife geschickt, welche ich verlangt habe? Glaubst Du, mein Geld ist schlecht? Verflucht seist Du, Becker, Schulze u. Co., die Heuschrecken mögen Deine Maisfelder fressen, und die Tsetsefliege steche Deine Kühe, weil Du die Seife nicht schickst. Schicke die Seife sofort und sei bedankt von Deinem untertänigen Diener Hassan ben Omar.

Nachschrift. Entschuldige den Brief, denn eben findet mein Weib die Seife unter dem Ladentisch. Allah segne Dich!



„Paßt du auch gut auf Fritzchen auf, Paul? . . ."
„Aber sicher, Mutter — ich führe ihn ja immer an der Hand . . ."

In einem sehr frommen Dorf in Oberschwaben erfährt der Pfarrer, daß ein treues Mitglied seiner Gemeinde krank ist und für längere Zeit ans Bett gefesselt sein wird. Um ihn etwas aufzuheitern, bringt der geistliche Herr ihm Till Eulenspiegels lustige Streiche zum Lesen. Bei seinem nächsten Besuch erkundigt sich der Pfarrer, wie dem Patienten denn das Buch gefallen habe. „Ha no, Herr Pfarr'", versetzt der Gefragte, „wann i net so gwiß wüßt', daß dees Gottes Wort isch, no hätt' ich manchmal grad' 'nauslache möge!"

*

„Also, lieber Meister, was macht die Reparatur des Schreibtischschlosses?"

„Ach, Herr Professor, ick will jar keen Jeld haben; Sie könnten mir bloß 'n Jefallen tun. Sehn Se mal, unsereener weeß doch nie so richtig Bescheid. Wie heeßt et nun eijentlich: heeßt et „mir" oder „mich?"

„Ja, lieber Meister, sehen Sie mal, das kann man doch nicht so mit einem Wort sagen, das kommt doch auf den einzelnen Fall an. Also, zum Beispiel . . ."

„Na, ick seh' schon, Herr Professor, Sie wissen 't ooch nicht. Det Schloß macht 50 Pfennig."

*

„Freilleinchen, tanzen Sie Jazz?"

„Nee, mein Herr, jatzt nich — vielleicht später!"

Balke war in die Ferien gefahren.

Balke schrieb heim: „Ich liege im hohen Gras, Schmetterlinge und lose Falter umflattern mich . . ."

Antwortete Frau Balke bissig: „Du scheinst ja in eine recht nette Gesellschaft geraten zu sein . . .!"

*

Tourist: „Was ist denn das für eine alte Dame, die so feierlich durchs Dorf geführt wird?"

Bauer: „Das ist unser ältestes Gemeindemitglied. Sie ist heute hundertein Jahre alt geworden."

Tourist: „Und der so traurige alte Mann, der neben ihr geht, wer ist das?"

Bauer: „Das ist ihr Schwiegersohn, der sie vor zweiundfünfzig Jahren in eine Lebensversicherung einkaufte."

*

Vater: „Merke dir, mein Töchterchen, wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht.

Tochter: „Und wenn mich die guten Buben locken, was soll ich dann tun?"

*

„Eine Sache schätze ich an dem Jungen ganz besonders", sagte der gute Onkel, nachdem ihn der Bengel eine halbe Stunde am Bart gerissen und vor den Magen geboxt hatte.

„Was denn?" fragte der glückliche Vater.

„Daß es kein Zwilling ist."

Kurzberichte aus der Wissenschaft

Gehirnarbeit auf Filmstreifen.

An der Stockholmer Hochschule wurde ein von schwedischen Forschern konstruierter Apparat vorgeführt, der die Tätigkeit des Gehirns auf Filmstreifen aufzeichnet. Die Versuche mit diesem Apparat wurden an Menschen wie an Tieren vorgenommen. Es soll jetzt die Möglichkeit bestehen, die verschiedenen Gehirnfunktionen mit Hilfe dieses neuen Apparates besser als bisher zu lokalisieren, was für die Erkennung und Behandlung von Gehirnkrankheiten von großer Bedeutung sein dürfte.

Das größte und schärfste Auge der Welt.

Das für das Kalifornische Technologische Institut in Pasadena gebaute Riesenteleskop wird eine doppelt so große Fernsicht haben als das bis jetzt größte Instrument. Rechnerisch wird das Teleskop etwa 640 000 mal weitsichtiger sein als das schärfste Menschenauge. Sein 200-Zoll-Hohlspiegel wird Strahlen auffangen, die uns aus einer Entfernung von einer Milliarde Lichtjahren erreichen. Das Teleskop ist so groß, daß die beobachtenden Astronomen sich im Teleskop selbst aufhalten werden.

Angina heilbar durch Kurzwellen.

Im Institut für Physiko-Therapie des Rainerspitals zu Wien wurden in letzter Zeit verblüffende Heilerfolge bei Halsentzündung mit Kurzwellen erzielt. Bereits nach einem, höchstens drei Tagen, läßt sich die Krankheit zur Abheilung bringen. Voraussetzung für den Erfolg ist, daß die Kurzwellenbehandlung sofort bei Beginn der Krankheit aufgenommen wird.

Schlagwetter und Vulkanismus

Nach jahrelangen Beobachtungen interessierter Fachwissenschaftler besteht Grund zu der Annahme, daß Grubenunglücke und Vulkanausbrüche in gewisser Beziehung zueinander stehen. Bei den Feststellungen ist auffallend, daß zwischen beiden Ereignissen, mögen sie auch in verschiedenen Erdteilen eintreten, jeweils ein Abstand von 5 bis 6 Tagen liegt. Dieses unerklärliche Hinüberspringen der Ereignisse deutet darauf hin, daß die letzte auslösende Ursache jeweils nicht am Ort des Ereignisses selbst zu suchen ist, sondern daß letzten Endes eine gemeinsame Zentralursache für beide sich getrennt auswirkenden Ereignisse ihren Einfluß ausübt.

Der Mensch als Wettergott

Das Streben des Menschen, über die Naturgewalten zu herrschen, hat neuerdings zu dem Erfolg geführt, daß es einem holländischen Meteorologen nach langen Versuchen gelang, einen Regen von mehreren Minuten Dauer künstlich zu erzeugen. Auf dem Flugfelde Schiphol bei Amsterdam wurde dieses Experiment vom Flugzeug aus durch Ausstreuen von Kohlensäure auf Zirruswolken ausgeführt mit dem Resultat, daß dadurch ein fünf Minuten lang anhaltender Regen künstlich hervorgerufen wurde.

Organismus und Tageszeit

Durch neuere Forschung ist festgestellt worden, daß die einzelnen Organe zu den verschiedenen Tageszeiten ganz unterschiedliche Arbeit verrichten. So soll z. B. die Leber während der Nacht eine ganz andere Tätigkeit ausüben als am Tage. Während sie in der ersten Hälfte des Tages die Galle produziert, benutzt sie den Rest des Tages bis in die Nacht hinein wesentlich dazu, das sogenannte Glykogen, den Speichelstoff des Körpers, zu bilden und anzuhäufen.

Wolle aus Kalkstein

Glaswolle und Schlackenwolle sind als bewährtes Isoliermaterial bereits bekannt. Nun hat man ein ähnliches faseriges Produkt aus geschmolzenen Steinen hergestellt. Kalkstein wird in einem elektrischen Ofen geschmolzen und je nach Verwendungszweck in kurz- oder langfaserige „Wolle" aufgelöst. Die Verwendungsmöglichkeiten dieser neuen „Steinwolle" sind unabsehbar.

Das Loch in der Milchstraße

In der Milchstraße wurde ein Loch entdeckt, durch das man, wie durch ein Fenster, in bisher unbekannte Räume außerhalb der Milchstraße blicken kann. Durch dieses Loch wurden bisher 147 große neue Sterne entdeckt, von denen über hundert mehr als 30 000 Lichtjahre entfernt sein sollen.

Bäume nur bei Nacht umpflanzen!

Nach einem Gutachten des Gartengestalters, Professors Wiepking-Jürgensmann, sollen Bäume, die in der Nacht umgepflanzt werden, besser fortgedeihen als solche, bei denen der Bodenwechsel am Tage erfolgt. Er führt das darauf zurück, daß die für das Leben und das Wachstum der Bäume notwendigen Bodenbakterien durch die Lichteinstrahlung am Tage zum Teil absterben, während sie bei nächtlichem Bodenwechsel erhalten bleiben.

Die Züchtung des Leprabazillus gelungen

Nach jüngsten Schätzungen leiden etwa 4 Millionen Menschen an Lepra. Um so größere praktische Bedeutung kommt den neuesten Forschungen am Wiener Serotherapeutischen Institut zu, wo zum ersten Male die Züchtung des Leprabazillus gelang und damit der Grundstein zu einem wirksamen Heilmittel der furchtbaren Seuche gelegt wurde.

„Gefährliches Gold" im Munde

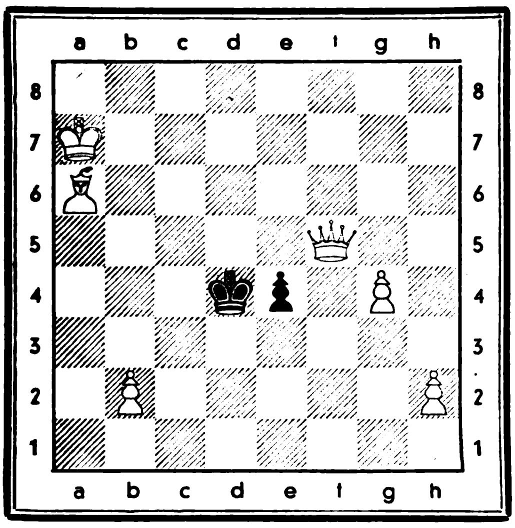
Nach gutachtlicher Äußerung des Materialprüfungsamtes des Reichsverbandes der Zahnärzte Deutschlands haben die während der letzten zehn Jahre gesammelten Erfahrungen erneut die Notwendigkeit ergeben, die kupferreichen Unedellegierungen auch wenn sie bleifrei sind, für Zwecke des Zahnersatzes auszuschalten, weil sonst die Gefahr von Vergiftungserscheinungen besteht. Als Goldersatzmaterial bezeichnet das Reichsgesundheitsamt nur solche Legierungen als geeignet, die korrosionsbeständig und deshalb gesundheitlich einwandfrei sind. Kupferreiche Unedellegierungen, auch bleihaltiges Amalgan oder Gußmaterial seien für Zwecke der Zahnbehandlung bzw. des Zahnersatzes unbedingt auszuschließen. Alwin Dreßler.

Schach-Beobachter

Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe (Urdruck)

(F. Zech, Seelig gewidmet).
Von Dieter Steinhoff, Leobschütz.
Schwarz: Kd4, Be4 (2)



Weiß: Ka7, Df5, La6, Bb2, g4, h2 (6)
Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 28

Dreizüger von Karl Junker, Plettenberg
Weiß: Kf6, Dh1, Bh2 (3)
Schwarz: Kh8, Lg8, Bc6, g6 (4)

1. Dh1—g2, Lh7; 2. Db2, Lg8; 3. K×g6 usw. (Es scheitert 1. De4 an Lf7! 1. Da1 oder 1. Dc1 an Kh7!)

Richtig gelöst: W. Fenchel, Gau-Odernheim; P. Schurig, Sebnitz; Dr. Münch, Bocholt; Dr. Mederle Rockenhausen; L. Hohensee, Berlin W; G. Peipers, Eckardtsheim; R. Hofbauer, Berlin W; M. Templin, Friedensstadt; J. Herwig, Gotha; P. Hagmayer, Waldkirch; M. Loch, Berlin N; E. Mombaur, Solingen Ohligs; H. Schul, Berlin-Neukölln; A. Köglmayr, Marnbach; P. Knörrchen, Berlin-Steglitz; P. Fröhlich, Schmirchau; Pfr. W. Plöthner, Goldbach; A. Hinrichs, Naumburg (S.): W. Gebauer, Bürgel; O. Behncke, Cuxhaven; Dr. Starke, Berlin Charlottenburg; A. Grundmann, Halle (S.); J. Diehl, Oberschmitten; W. Böhme, Borna; Dr. W. Krause, Hildesheim; Ch. Ginader, Endorf; M. Raila, Frankfurt a. M.; F. Büttner, Fürth i. B.; Hanui Springweiler, Basel; L. Heim, Lauchheim; H. Schmidt, Feldafing; R. Weng, Königsberg; G. Wendorff, Greifenberg; H. Bielicke, Quolsdorf; M. Burdack, Hormersdorf; H. Kolwitz, Berlin-Neukölln; K. Schmidt, Detmold; E. Brand, Plettenberg-Holthausen; W. Träger Frankfurt-Eschersheim; L. Ellner, Nürnberg; Dr. K. Schmidt sen., Neunkirchen; O. Hildebrandt, Hamburg; Dr. H. Wieder, Athen. Folge 27 und 28: A. Wiegand, Greiner, Petzold, Lauscha; H. Fulbrügge, Elsnig; O. Dehler, Bad Blankenburg; H. Backer, Sornhüll; K. Kannenberg, Remkersleben; Erika Schupp Wiesbaden.

Einige Lösurteile: „Eine recht nette Miniatur" (P. Sch., S.); „Ein geistreiches Spiel" (Dr. M., B.); „Klein, aber fein" (Dr. M., R.); „Ein tiefer und klarer Beitrag zum Thema ‚Rand und Ecke'!" (H. K., Berlin N).

An viele Löser: Lösungen, die erst nach 14 Tagen eingesandt werden, können aus technischen Gründen nicht mehr berücksichtigt werden. Bei Anfragen bitte Rückporto beilegen.

Mangelhafte Entwicklung

Sizilianische Verteidigung, gespielt in Bad Oeynhausen um die Deutsche Meisterschaft 1937

Weiß: Engels (Düsseldorf)
Schwarz: Heinrich (Mannheim)

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	e2—e4	c7—c5	9.	0—0—0[4]	Sc6×e5[5]
2.	Sg1—f3	Sg8—f6[1]	10.	Sf3×e5	Da5×e5
3.	e4—e5	Sf6—d5	11.	Lf1—b5	f7—f5[6]
4.	Sb1—c3	Sd5—c7[2]	12.	Th1—e1	f5—f4
5.	d2—d4	c5×d4	13.	Le3—d4	De5—g5
6.	Dd1×d4	Sb8—c6	14.	Dh4—h3	f4—f3†
7.	Dd4—h4	Sc7—e6[3]	15.	Ld4—e3	Se6—f4[7]
8.	Lc1—e3	Dd8—a5	16.	Dh3×f3	Aufg.[8]

[1] Üblich und auch etwas besser ist hier 2. . . ., Sb8—c6.
[2] Dieser Rückzug ist verfehlt und paßt nicht in die schwarze Verteidigungsaufstellung. Es sollte 4. e7—e6 geschehen.
[3] Nun springt dieses Pferdchen zum vierten Male. Besser wäre, die Läuferschräge c8—h3 mittels 7. . . ., d7—d5 zu öffnen.
[4] Weiß spielt folgerichtig auf vollständige Entwicklung und bietet ein Bäuerlein an.
[5] Hat ihn schon! An diesem Bauerngewinn ist kein Segen.



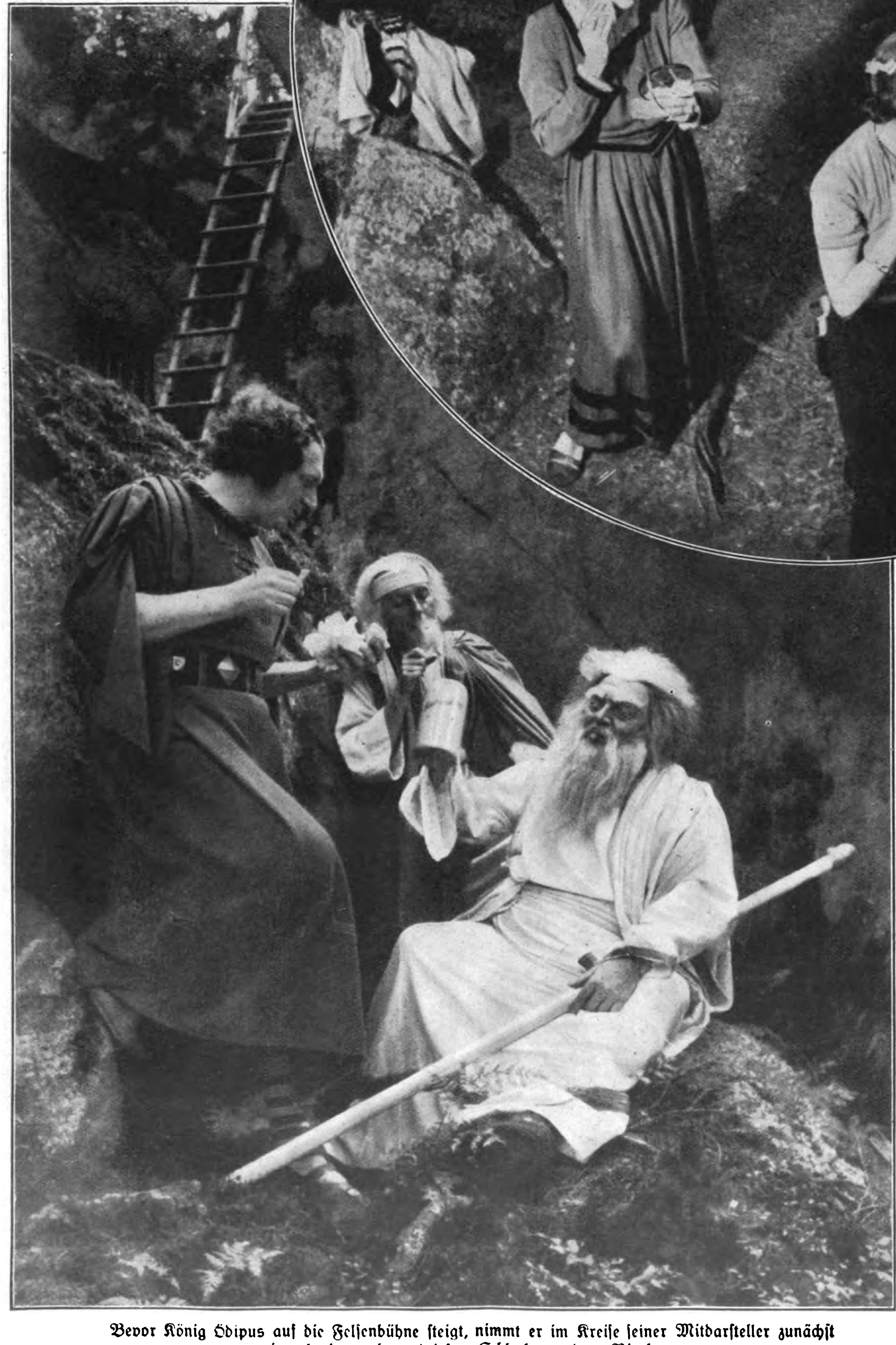
Links: Kleine Darstellerinnen, die auf ihr Zeichen zum Auftreten warten

Garde



Schminken und Pudern im Freien; es geht nun mal nicht anders, Hauptsache, daß man auch so entzückt.

Auf der ältesten deutschen Naturbühne zu Wunsiedel in der Bayerischen Ostmark kommen insbesondere unsere alten Volksklassiker zu Wort; die Sonderheit dieser Bühne liegt darin, daß die Spiele ganz nach den Gegebenheiten der Natur gestaltet und daß Mythen und Sagen lebendig werden. Schillers „Wilhelm Tell“ wurde in diesem Jahr in Wunsiedel 35mal aufgeführt, 90 000 Zuhörer besuchten im letzten Jahr dieses einzigartige Naturtheater.



Bevor König Ödipus auf die Felsenbühne steigt, nimmt er im Kreise seiner Mitdarsteller zunächst einmal einen abgrundtiefen Schluck aus dem Bierkrug.

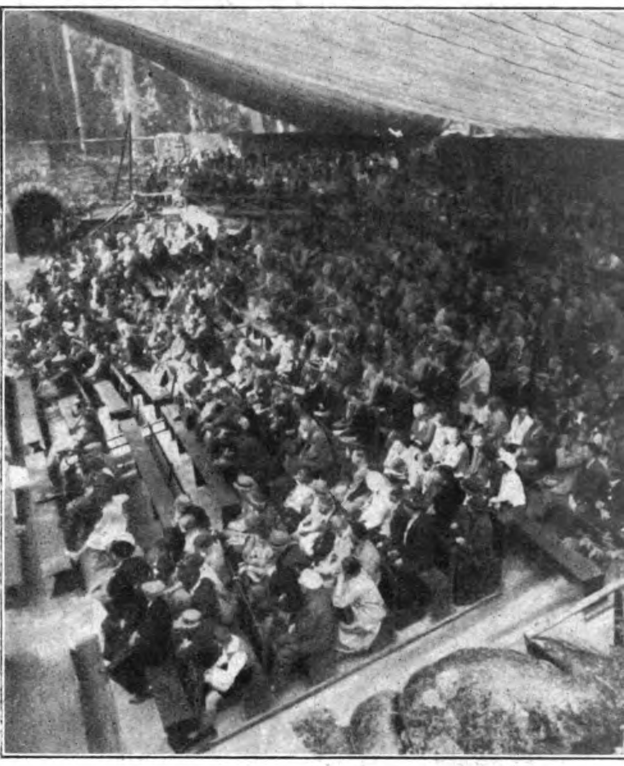


Tanz der Elfen aus „Sommernachtstraum“.

robe wie bei Rübe

IM FREILICHTTHEATER BEI WUNS





Eine Szene aus Goethes „Faust"; 1500 Zuhörer können bei den Aufführungen bequem



Kleidertrocknen nach einem Regenguß, während ein „Felsstockwerk" tiefer Rollen einstudi

Sämtliche Aufnahmen: Alice Heß.

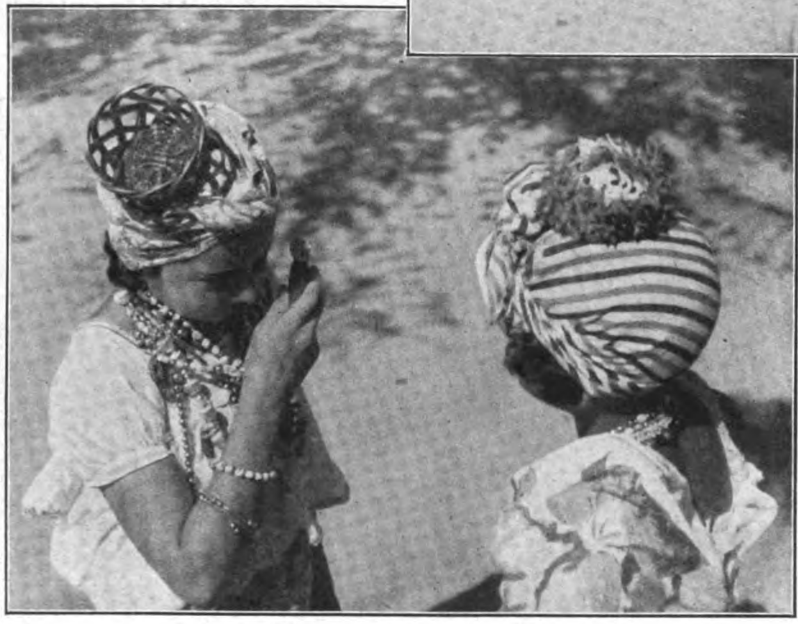
Morenas tanzen ohne Parkett

Bahia, die älteste Stadt nationalbrasilianischer Kultur, hat als einzige Stätte des großen Überseereiches seine Volkstrachten bewahrt und auch die alten bahianischen Tänze, die heute wieder besonders gepflegt werden. „Morenas" nennt man die hübschen, braunhäutigen Mädchen, die kein Parkett brauchen und auf Straßen und Strandplätzen mit Grazie ihre angeborene Tanzbegabung zeigen.



Im Rhythmus des Singens und Händeklatschens nähern und entfernen sich die Tänzerinnen, bis der eigentliche Tanz beginnt

Aufnahmen: Mauritius-Verlag



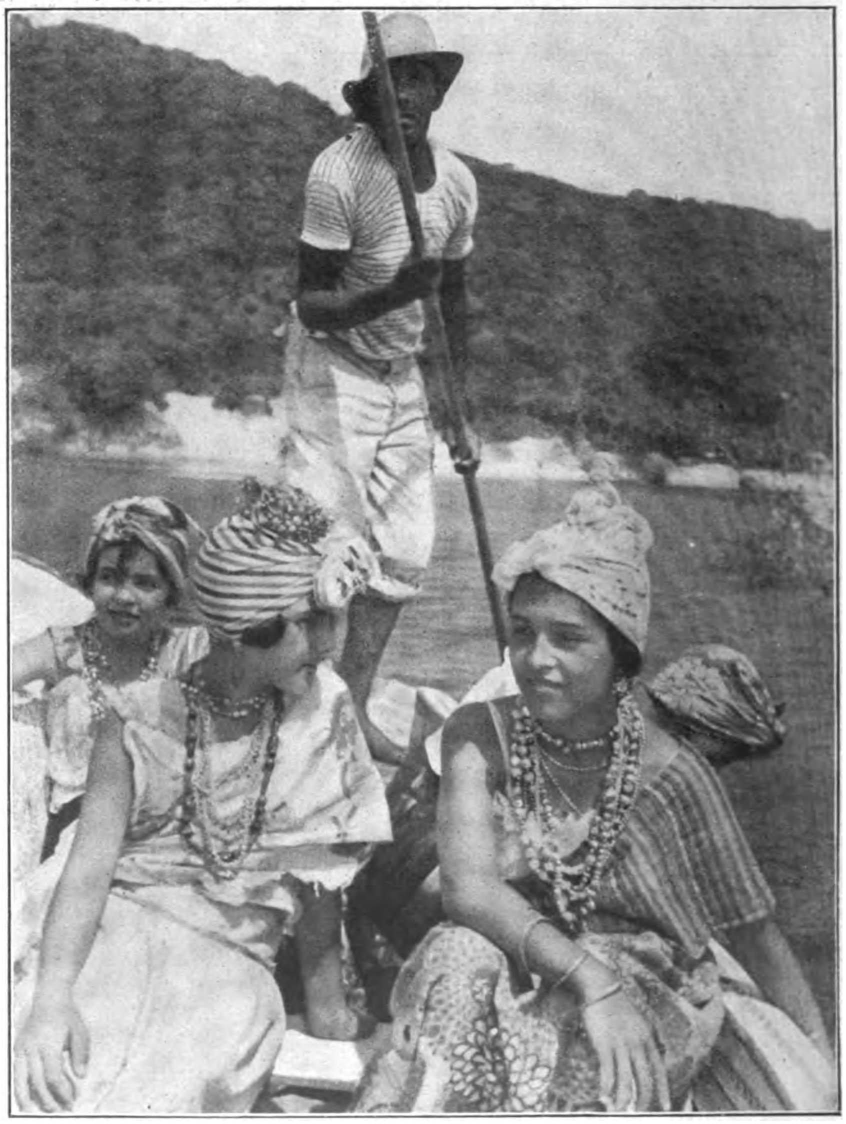
„Aufforderung zum Tanz." Mit einem winzigen Amulett, das einen Arm darstellt, winkt eine Morena der anderen, um mit ihr bahianisch zu tanzen.



Links: So wird der Takt angegeben; nebenher ist man aber ein ganz klein wenig kritisch.

*

Rechts: Am Abend bringt der getreue Fährmann die kleinen Mädchen wohlbehütet nach Hause.



Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12–2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Bern III 7205; Warschau 194121; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968; Den Haag 211846; Paris 190066; Brüssel 350797. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße; Swiss Bank Corporation, West End Branch, 11c, Regent Street, Waterloo Place, London S. W. 1. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39-41, Fernruf 20755 u. 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden.
|A B C D E F| D.A. II. Vj. 1937: über 685000 Stck. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.

Preis: 20 Pfennig
Österreich 40 Groschen
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig

12. JAHRGANG / FOLG

IB Illustrier Beob

VERLAG FRANZ EHE



In dieser Folge:
Die mit dem 1. Preis ausgezeichnete Novelle
von Wolfgang Zenker:
„Der ferne Hof"

Adolf Hitler empfing a
den Besuch des St
der auf Befehl des Führers die Reichswett
(S. a. den ausführlichen Bildber
Aufnahme . Heinri

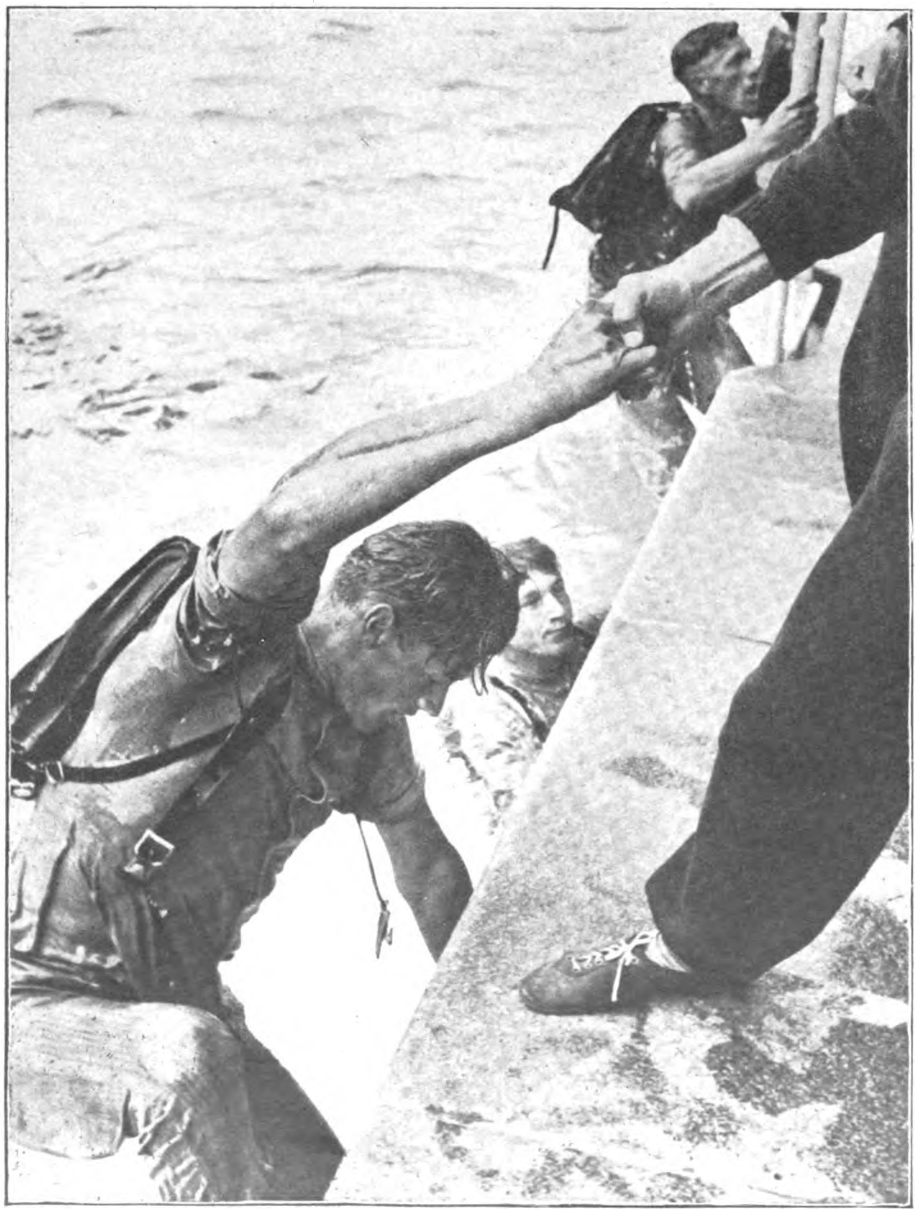
SA. im sportlichen Kampf

BILDER VON DEN REICHSWETTKÄMPFEN IN BERLIN



Ruhig Blut auch nach starker Anstrengung!
Diese Mannschaft hat eben einen Hundertmeter-Hindernislauf mit Kriechhindernis und Hecke hinter sich. Ein Keulenzielwurf, in kürzester Frist von der ganzen Mannschaft erledigt, bildet das Ende dieser Übung.
Aufnahme: Hans Henschke.

SA.-Sportkämpfe unterscheiden sich in einem sehr nachdrücklich von anderen Sportwettbewerben: es sind überwiegend Mannschaftskämpfe.
Und da im Kampf der Mannschaften immer der schwächste Mann gewertet wird, hängt alles von dem Geist der Kameradschaft ab, der die Mannschaft beseelt. Einer für alle, alle für einen.

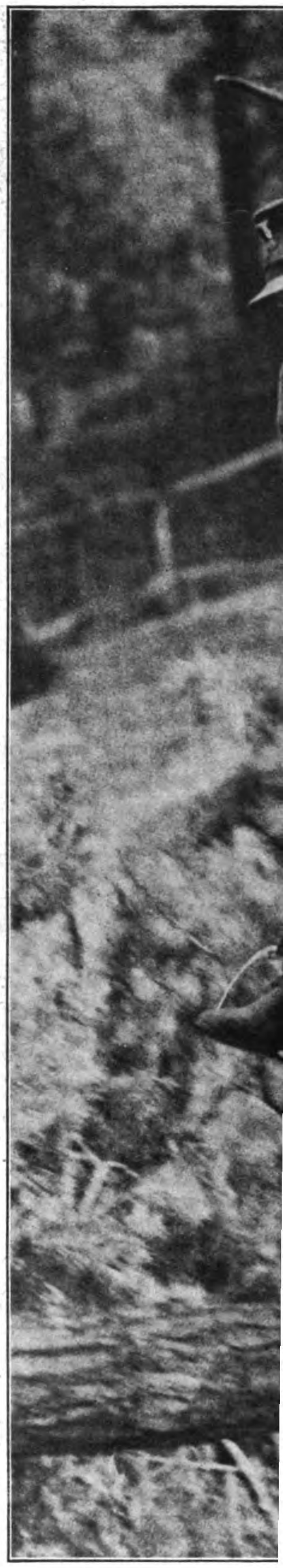


Im Rahmen der wehrsportlichen Wettkämpfe wurde ein Schwimmen in Uniform und Tornister durchgeführt.
Aufnahme: Weltbild.



Die Mannschaftsleistung entscheidet!
Der schwächere Kamerad muß in Schlepptau genommen werden.
Aufnahme: Atlantic.





Der Letzte hat es hier am schwersten!
Im 250-Meter-Hindernislauf des Mannschaftsfünfkampfes wird hier die Viermeterwand genommen.



Wettkriechen, eine Übung, die viel Gewandtheit und
Bei den zahlreichen Wettbewerben wurden immer wieder Kriechhindernisse als

Aufnahme: Atlantic.



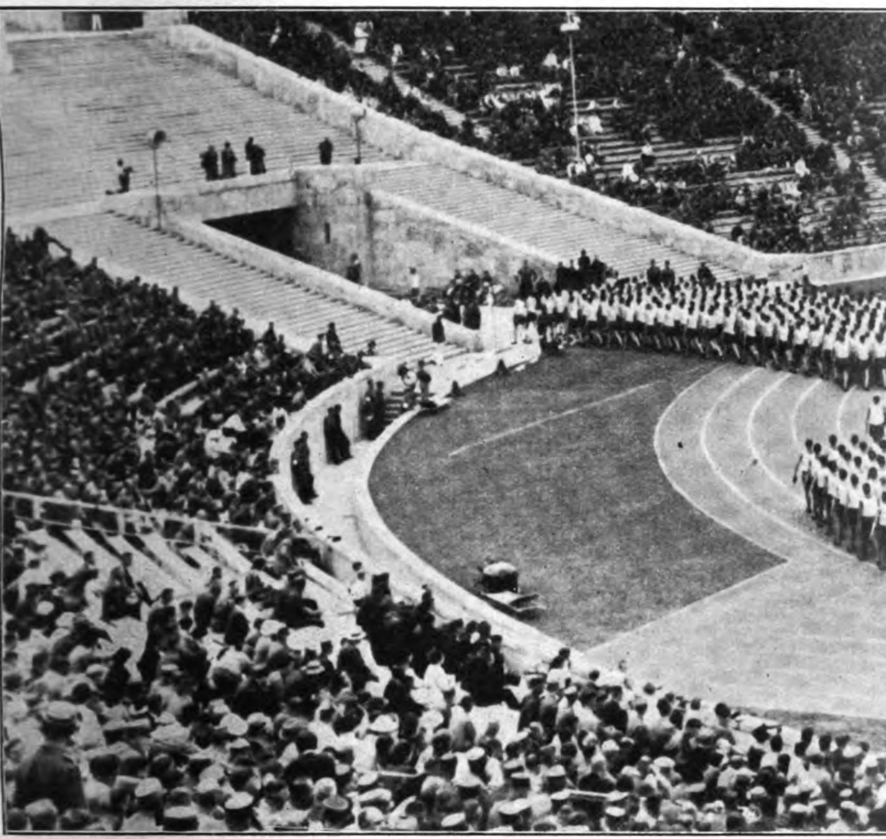
Einmarsch zum Führerappell in die Dietrich-Eckart-Freilichtbühne.



Der Stabschef der SA., Lutze, beim Führerappell.



Fackelaufmarsch während des Führerappells.



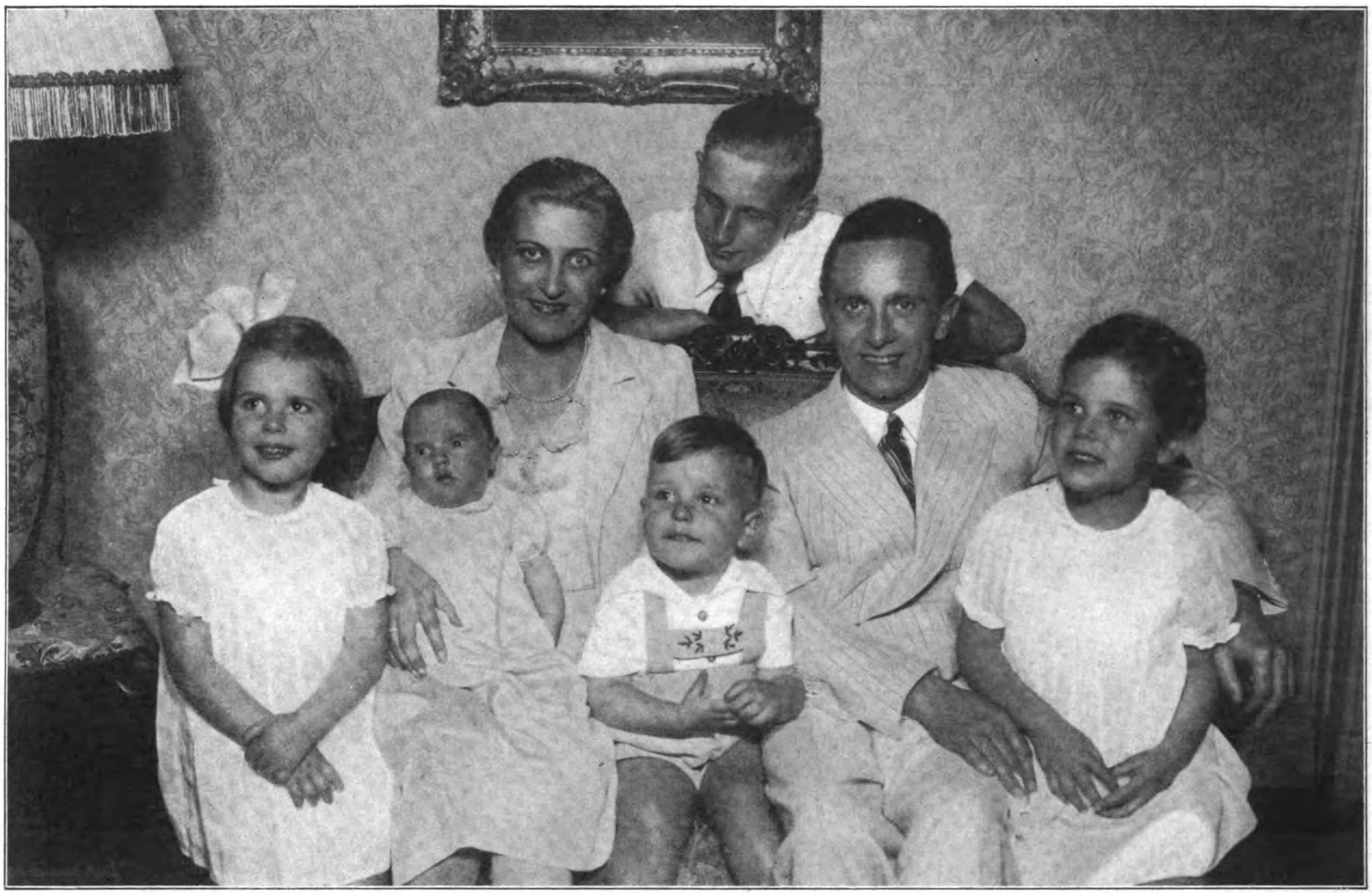
Nach dem
Die SA.-Gruppe Hessen beim Ab



Die Gruppenführer der SA. als Zuschauer in der Führerloge.

Rechts:
Obergruppenführer Herzog beglückwünscht die siegreichen Mannschaften.

Sämtliche Aufnahmen: F. Bauer.



Zum 700-Jahr-Jubiläum der Reichshauptstadt: Die neueste Aufnahme von Reichsminister und Gauleiter Dr. Goebbels und seiner Familie.
Von rechts nach links: Die Kinder Helga, Harald, Helmut, Häde und Hilde.



Hochzeit in Baden-Baden.
Der Adjutant des Führers, Obergruppenführer Brückner, hat sich in seiner Vaterstadt Baden-Baden mit Fräulein Ingeborg Gisela Horst vermählt. Das junge Ehepaar nach der Trauung.

Aufnahmen: Valérien (2), Photo-Kühn (1), Rob. Röhr (1).

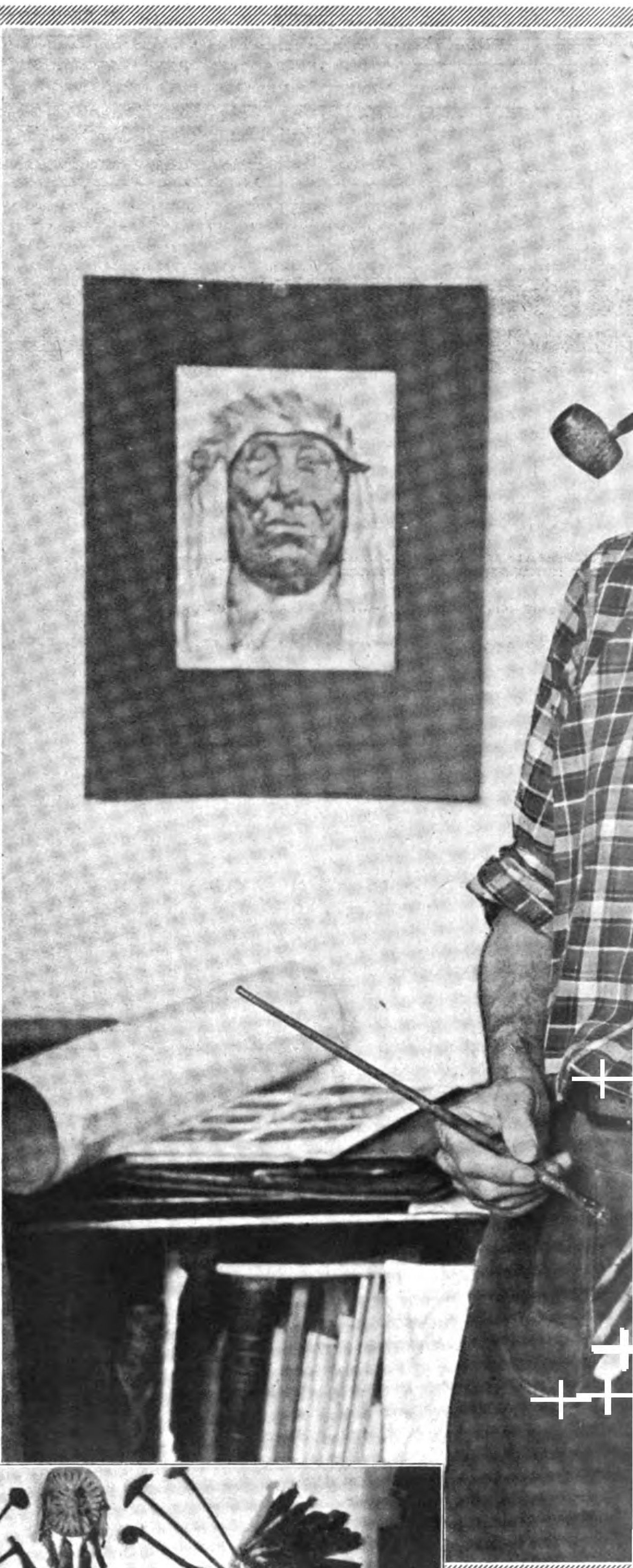




Oben: Unter Anteilnahme einer begeisterten Zuschauermenge eröffnet Stabschef Lutze die erste Teilstrecke der von der SA. gebauten Wallbergstraße.

Links: Der Stabschef besichtigt den in Bau befindlichen 2. Teil der schönen Wallbergstraße.

Elk Eber



Über den Erfolg oder Nichterfolg einer bildnerischen Darstellung entscheidet einzig und allein der Eindruck, den ein Werk auf die Beschauer macht. Denn die Kunst allein, in welcher Form sie sich auch offenbaren mag, ist die Sprache, in der das Empfinden eines Volkes seine tiefsten Gefühle und Geheimnisse ausspricht. Das urgesunde Empfinden des deutschen Volkes ist viele Jahre lang überlagert worden von mächtigen politischen Strömungen; die deutschempfindenden Künstler wurden unserem Volk ferngehalten. Die zersetzenden Tendenzen der Nachkriegszeit, die Irrlehre von der internationalen Kunst führten schließlich zu einer Psychose, die alles in den Himmel hob, was neu und anders war als bisher. Man erwartete die Sensation und fiel in ein Extrem, das jede heimat-

Rechts: Der Maler Elk Eber, dessen künstlerischer Ruf als Indianerbildmaler auch nach Amerika gedrungen ist, während der Arbeit in seinem Atelier. Er schafft zur Zeit an einer Arbeit für den Präsidenten Roosevelt.



Links: Elk Eber ist großer Kenner des Indianerlebens; seine Sammlung seltenster indianischer Gebrauchs- und Kunstgegenstände dürfte einzigartig sein.

Aufnahmen: Bayer. Bildbericht Fischer

Rechts: Das Spiel mit einem treuen Hun füllt die Arbeits pausen aus.



Zwei Werke des Künstlers neben dem Führerbild im Hause der Deutschen Kunst, die der Führer ankaufte.



Noch heute steht der Künstler, der Blutordensträger ist, in den Reihen der SA., der er seit 1921 ununterbrochen angehört.



In vorderster Linie während des großen Krieges schuf der Soldat Elk Eber bedeutende Skizzen, die heute im Besitz der Stadt München sind.



Der Freiheitskämpfer als Wachposten des Freikorps Oberland bei der Befreiung Münchens von der Räteherrschaft.

und stammesgebundene Kunst ausschließt.

Einer der wenigen ernsten Künstler, die ihr eigenes Fronterlebnis nicht verzerrt sondern heroisch auffaßten und auch ge**stalteten, ist der Münchner Maler Elk Eber. Der Zusammenbruch der Front, die Wirren um die jämmerlichen politischen Ex**perimente hatten die Schwingen des Schwerkriegsbeschädigten nicht gelähmt; als Freikorpsmann kämpfte er genau so verbittert gegen den Bolschewismus wie als SA.-Mann unter der Fahne **Adolf Hitlers für die Freiheit des deutschen Volkes, dem er als Künstler mehr sagen wollte und auch zu sagen hatte. Wer heute** im Hause der Deutschen Kunst vor den Wandgemälden Elk Ebers in Betrachtung versunken steht, auf den strömt ein Erleben ein, das ihm nur jemand vermitteln konnte, der als Frontsoldat und **Kämpfer des Führers den Glauben an Deutschland und an eine deutsche Kunst zu keiner Zeit verloren hat.**

Schottischer Bilder-Bogen



Unten: Schottland hat trotz der Union mit England seine eigene Gesetzgebung. So haben beispielsweise die Banken das Recht, Geld auszugeben; auf diese Weise gibt es mehr als zehn verschiedene Banknoten, die neben der englischen im Umlauf sind



Im Kreis: So tragen Mütt in Glasgow ih Kinder, weil m Kinderwagen ni gern mit in d Stadt nimmt E Tuch wird Schulter und Ki geschlungen, äh lich wie man n Hochlandart ei Ploid trägt.



Links: Wenn d Haar auch weiß i kann man ru „Shorts" beim Ausflug trage niemand stört i daran

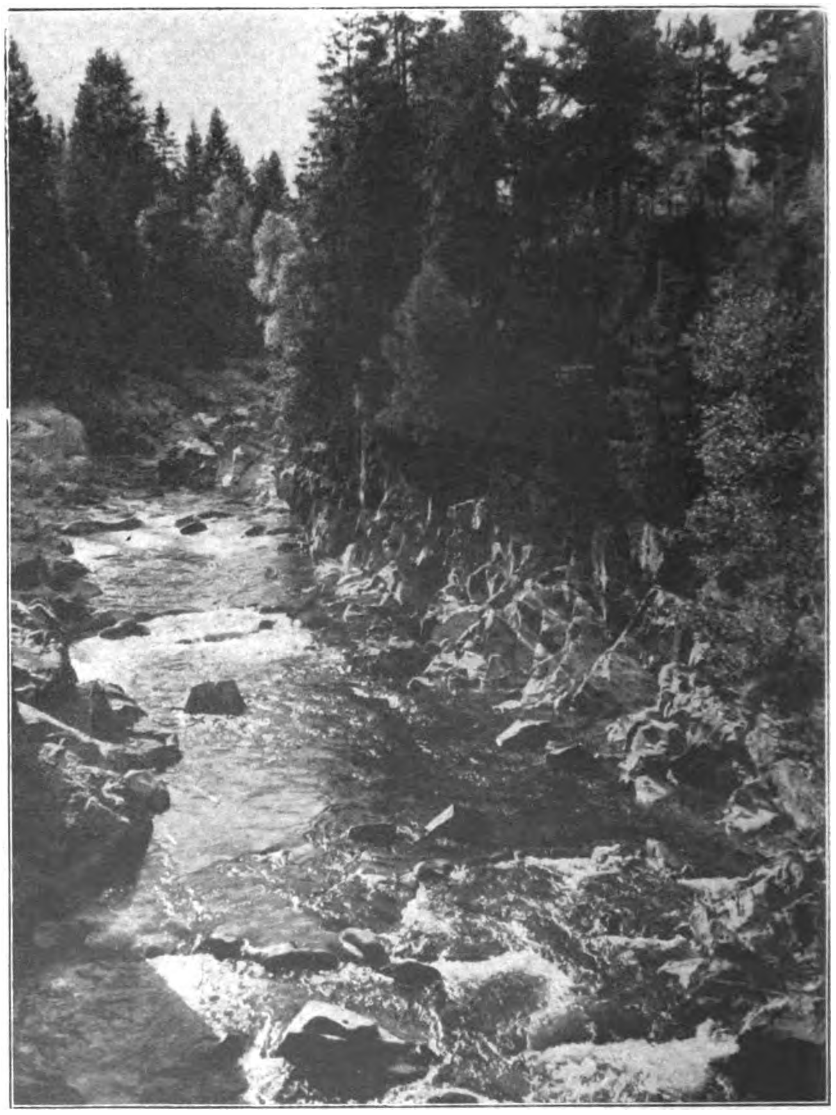
Ein Hun
Diesen P
rikaner fü
rigen Zuc
Realisation
schönen
„Scot

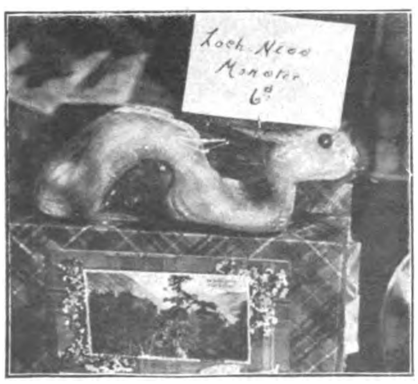


In Schottland sprechen heute noch etwa 130 000 Hochländer gaelisch. Die Aufnahme zeigt einen gaelischen Schulchor

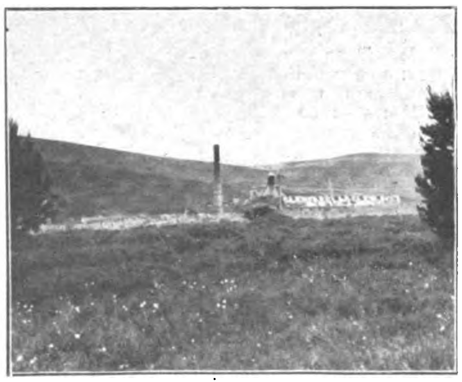


Früher hatten in Schottland einzelne Sippen ihren eigenen Dudelsackspieler. Hier unterhält sich der Bürgermeister von Fort William (links) mit einem bekannten Dudelsackspieler.





Das bekannte „Ungeheuer von Loch Neß" (aber aus Zucker) sieht man oft in den Schaufenstern.



Eine typische Whiskybrennerei (links) und der Hochlandbach, der das Wasser für die Herstellung liefert
Zur Whiskyherstellung eignet sich nur durch Torfmoore und Wasserfälle „geläutertes" Wasser; daher liegen die Brennereien meist einsam in Moor- oder Heidegegenden.

Deutschlands J

in Luft, Lich



Die „Gulasch-kanone" wird mit vereinten Kräften geöffnet; was mag wohl heute die Überraschung des Tages sein?



Heidi! So wird der Pimpf durch die Lüfte geschwungen und dabei hat er nicht einmal Angst!



Ein lustig Spiel im Freien.
Achtung! Wenn der Ball oben ist, heißt es „'runter!" Das Weitergeben nicht vergessen!



Beneidenswerter Ball — so auf Händen getragen zu werden!

Aufnahmen: Presse-Illustration Hoffmann (Laux).



Bergdorf in den Abruzzen.
Aufnahme von Hans Schürer, München.

Die nachgelassenen Fin des Grossher

ROMAN VON FRANK I

(Schluß)

Ein Mann mit seinem schlechten Gewissen zweifelt nie an einer Lüge oder einem Bluff. Er öffnete nicht. Mr. Graham hat genau die richtige Körperkonstitution, um auf nüchternen Magen eine Eichentüre zu sprengen. Das Bewußtsein, daß seine Peiniger hinter dieser Türe waren, verlieh ihm neue Kräfte. Er sprengte die Türe — und ich fand meine Theorie bestätigt. Seine Hoheit war am Leben. Es gab keine Erbschaft. Sie hatten jedenfalls beabsichtigt, den Großherzog an Bord ihrer Jacht zu bringen — und dann hätte es ihnen ja freigestanden, ihm entweder gegen ein angemessenes Lösegeld die Freiheit wiederzugeben oder so allmählich dafür zu sorgen, daß die Erbschaft doch Wirklichkeit wurde."

„Aber", rief Don Ramon, „Sie sagten doch, daß eine guerre à outrance ihre Methode war und er sich unmöglich daran beteiligten konnte!"

„Ah, aber ich hatte ihn durch die Pressekampagne gegen seine Gesellschaft in ungeahnte Schwierigkeiten gestürzt. Und außerdem hatte er noch einen letzten Trumpf in der Hand. Das hatte ich gerade durch die Nachforschungen meines Freundes Lavertisse erfahren. Juan Felipe von Ciudadela und Valverde hatte noch einen Erben hinterlassen. Auf seine alten Tage wurde er demütig und verzichtete auf seine Titel, ganz wie gewisse hochadelige Revolutionsmänner in Frankreich. Ein Prinz aus dem Hause Orléans nahm bekanntlich den Namen Philipp Egalité an. Der Graf von Ciudadela und Valverde legte sich den noch humanitäreren Namen Fraternité bei. Unter diesem Namen verheiratete er sich zum letzten Male mit einer schönen Peruanerin von Halbblut, und deren Nachkomme im vierten Glied ist unser aller Freund, Monsieur Antoine Fraternité, Advokat bei den Pariser Gerichten! Wenn Madame Juanita zu anspruchsvoll wurde oder sich zu stark exponierte, brauchte er nur eine Geste zu machen, um einen neuen Erben unter dem Mantel, den er selbst trug, hervorzuschütteln! Das war es, was ich mir erlaubte, ihr im Abschiedsaugenblick anzudeuten."

3.

Ein Beifallsgemurmel dankte dem Professor. Er lenkte es mit einer Geste auf Mr. Graham ab.

„Hier sitzt der Mann, dem Ehre gebührt! Die ganz

„Dafür habe ich meine Gründe", sagte Herr Collin. „Ich hatte eine zu wichtige Affäre im Gang, um mich von Kleinigkeiten ablenken zu lassen. Die werden schon selbst dafür sorgen, daß ihre Strafe sie ereilt. Und meine Angelegenheit war wirklich sehr wichtig! Ja, das kann man wohl sagen."

Er starrte gedankenvoll auf seinen Teller. Wir begriffen, daß er noch etwas zu erzählen hatte, aber konnten uns nicht denken, was es sein mochte. Alles war ja schon aufgeklärt.

„Als ich vor einer Woche nach England kam", fuhr er gedankenvoll fort, „hatte ich den Eindruck, daß hier im Lande nicht alles zum besten stand. Arbeitslosigkeit, sinkende Staatseinkünfte, steigende Steuern, stillgelegte Fabriken, Menschen, die klagten oder streikten — das las man in den Zeitungen, das sah man überall, wo man hinkam. Und einem berühmten Professor zufolge, dessen Vorlesungen ich in Kopenhagen besucht hatte, kam das alles daher, daß England ein Sklave des Goldes war. Wozu dient dieses Gold? fragte der Professor. Man gräbt es in Südafrika und anderen Ländern aus der Erde, man transportiert es über die Meere nach Europa, und wenn es glücklich dort angelangt ist, vergräbt man es wieder in die Erde, in die Kassengewölbe der Banken. Man brüstet sich mit den Unmengen Gold, die in jedem Lande für die Banknoten garantieren. Aber im selben Augenblick, in dem der Wert dieser Banknoten in Gefahr kommt, beeilt man sich, ein Embargo auf Gold zu legen. Man untersagt dem Privaten, es zu kaufen, man verbietet den Export in andere Länder. Wozu dient also das Gold? Je mehr ich über seine Worte nachdachte, desto schwerer fiel es mir, eine Antwort darauf zu finden.

Bei einer seiner Vorlesungen sagte Professor Fortreß:

„Wer die Banken von ihrem unnützen Golde befreien könnte, wäre ein Wohltäter der Menschheit!"

Ich erlaubte mir die Frage, ob es gleichgültig sei, mit welchen Mitteln man das erreichte, und er bejahte es!

Diese Worte gingen mir nicht aus dem Kopf. Man denke, ein Wohltäter der Menschheit zu werden! Sie von jener Sklaverei zu befreien, die dem Professor zufolge die schwerste von allen war! Das war ein Traum, aber ein schöner Traum. Er hatte mich schon beschäftigt, bevor ich nach England kam und die verhängnisvollen Wirkungen der Versklavung des Landes durch das Gold gesehen hatte. Dann hatte ich einen Augenblick an anderes zu denken. Ich wurde in jene mystische Erbschaftsaffäre hineingezogen. Aber gerade während ich mich damit beschäftigte, kam mir plötzlich eine Idee. Vielleicht hatte ich hier eine Gelegenheit, meinen schönen Traum zu verwirklichen! Vielleicht war der Moment schon gekommen, wo ich ein Wohltäter der Menschheit werden konnte! Wieviel das Vermögen Seiner Hoheit betrug, wußte ich nicht. Aber ich hatte Anlaß, es für beträchtlich zu halten! Ich suchte von meinem Freunde, Mr. Peabody, Näheres darüber zu erfahren, aber er verhielt sich äußerst abweisend — ja, er leugnete sogar, überhaupt etwas davon zu wissen. Vielleicht fürchtete er meine zugreifende Art, die er von früher her kennt, vielleicht war es seine Pflicht als Bankmensch, in dieser Weise zu antworten. Jedenfalls war ich nicht wenig erstaunt, als ich durch die juridischen Vertreter Seiner Hoheit, die Herren Simpkins, hörte, daß wer dieses Vermögen verwaltete, kein anderer war, als Mr. Peabody selbst — der Freund Seiner Hoheit aus alten Zeiten.

Als ich das erfuhr, war die Sachlage noch so, daß Monsieur Fraternité und seine schöne Klientin alle Chancen zu haben schienen, die großherzogliche Erbschaft einzuheimsen, also unter anderem das Vermögen, das von Mr. Peabody verwaltet wurde. War dies eine befriedigende Bestimmung für das Geld, das mein hochverehrter Freund, Don Ramon, einmal als Mitgift erhalten hatte? Die Antwort konnte nur Nein lauten! Aber gab es eine Möglichkeit, dies auf gesetzlichem Wege zu verhindern? Kaum — dasselbe hatte mein hochgeschätzter Freund, Señor Paqueno erkannt! Und darum —"

„Ich bitte Sie, Herr Professor!" rief der alte Minister, dessen Gesicht auf einmal blutrot vor Beschämung geworden war. „Ich bitte Sie, sprechen Sie nicht weiter!"

„Aber warum denn nicht? Soll Seine Hoheit denn nicht wissen, wie weit Sie in Ihrer Freundschaft für ihn gehen? Als Sie sein Vermögen rettungslos unwürdigen Personen ausgeliefert glaubten, zögerten Sie keinen Augenblick, den Versuch zu machen, es mit Hilfe eines Mannes aus Londons Unterwelt zu retten! Der Versuch schlug fehl, Sie mußten einen Besuch in Bow Street abstatten, aber —"

„Sagen Sie nicht mehr!" bat der alte Minister. „Nie, nie werde ich diesen Besuch vergessen und auch nicht, wie ungeschickt ich die Interessen Seiner Hoheit gewahrt habe —"

Seine Stimme ging in Stammeln über. Der Großherzog drückte ihm unter dem Tisch gerührt die Hand. Herr Collin beeilte sich, in seinem Bericht fortzufahren:

„Also, was blieb mir übrig? Zu tun, was Professor Fortreß gesagt hatte: zu welchen Mitteln immer zu greifen! Aber auch dies war nicht so leicht. Auf mich allein gestellt, war ich jedesfalls nicht imstande, eine solche Aktion einem glücklichen Ausgang zuzuführen. Gewiß, ich hatte einen Freund, der mir unschätzbare Dienste leisten konnte. Aber dieser Freund war immer von peinlicher Genauigkeit in bezug auf die Affären, in die er sich einließ. Als ich ihm beiläufig meine Ideen andeutete, prallte er zurück, als ob er ein Gespenst gesehen hätte. So beschloß ich denn, auf eigene Faust zu operieren. Als mein Freund dies hörte, wollte er sofort mit dabei sein. So ist er nämlich. In derselben Nacht gegen zwei Uhr trafen wir uns vor dem Hause Lombard Street 27."

Mr. Ernest Peabody fuhr plötzlich aus seiner Versunkenheit auf:

„Nummer 27? Sie meinen wohl 25? Dort hatte Fraternité sein Kontor!"

„Ja, gewiß", sagte Filip Collin. „Aber damals war ich noch weit davon entfernt, an einen Besuch bei ihm zu denken. Die Visite, die ich abstatten wollte, galt Ihnen selbst, Mr. Peabody!"

Der Bankier strich sich über die Stirne und sah ihn an, aufs Schlimmste gefaßt.

„Nun, und?" murmelte er.

„Nun, und", sagte Filip Collin. „Ich wußte natürlich, daß die richtige Stunde für einen Besuch bei einem so angesehenen Finanzmann nicht die Zeit sein kann, wo die Sonne verschwunden ist und die Gespenster sich zeigen. Mit anderen Worten, ich erwartete nicht, Ihre Türe offen zu finden. Darum hatte ich mich bei einem früheren Besuch, der sich in den tadellosesten Formen abspielte, mit ein paar Abdrücken Ihrer Schlüssel versehen und die Anordnung Ihrer Alarmsignale studiert. Dabei war mir aufgefallen, daß Sie in diesem Punkte wie in so vielen anderen überaus konservativ sind. Sie verwenden noch immer Fotheringays Alarmsystem. Ich glaube, sogar die Bank von England hat es bereits aufgegeben. Aber ich will mich nicht in Einzelheiten über meinen und meines Freundes Besuch verlieren. Er dauerte übrigens nur eine Stunde, so scharf ist das Gehör meines Freundes. Das Kombinationsschloß einer bestimmten Türe in Ihrem unterirdischen Gewölbe mit Hilfe eines Bohrers zu öffnen, war für ihn ein Kinderspiel — entschuldigen Sie, wenn ich das sage!"

Mr. Peabody war bleich wie Banquos Geist.

„Und das erzählen Sie mir, mir — mir!" sagte er. „Sind Sie wahnsinnig? Oder bin ich es?"

„Lassen Sie mich weitererzählen, bevor wir ein Urteil darüber abgeben", bat Filip Collin. „Als ich Zeit fand, die Wertpapiere zu sortieren, die ich aus Ihrem Kassagewölbe vor dem Schicksal gerettet hatte, in Herrn Fraternités Händen zu landen, begriff ich schon eher, daß sie in Ihren Alarmeinrichtungen etwas konservativ sein können, denn diese Papiere bestanden nicht aus Banknoten, sondern ausschließlich aus britischen konsolidierten 5%igen und 4%igen Obligationen, die lange nicht so leicht zu realisieren sind wie die Anweisungen der Bank von England. Aber ich habe meine Verbindungen. Samstag begann ich die geretteten Wertpapiere auf den Markt zu werfen. Möglicherweise hätte sich unter anderen Umständen Mr. Peabody selbst oder sein Bevollmächtigter Crofton über diese großen Verkäufe Gedanken gemacht, oder sich sogar nach den Nummern der verkauften Posten erkundigt. Aber in diesem Punkte waren mir die Herren Simpkins zu Hilfe gekommen, die zur Wahrung berechtigter Interessen eine gewisse Erbschaft gesperrt und auf der Kasse, in der diese Erbschaft verwahrt wurde, ihre Siegel angebracht hatten. Ein paar Siegel zu entfernen und wieder anzubringen, ist lange nicht so schwer, wie ein Kombinationsschloß mit Hilfe des Gehörs zu öffnen. Am Freitag setzte ich meine Verkäufe in beschleunigtem Tempo fort. Der Markt nahm mit Leichtigkeit alles auf, was ich offerierte. Aber leider brachte das Angebot von so großen Posten es mit sich, daß die Kurse ein wenig fielen!"

„Ein wenig!" schrie der Bankier. „Die Fünfprozentigen sind von 107 auf 99 gefallen und die Vierprozentigen von 88 auf 82. Faseln Sie, Mensch? Wollen Sie sagen, daß Sie es sind, der —"

„Was kann Sie an meiner Operation so erregen?" fragte der Professor erstaunt. Die Papiere, die ich aus einer bestimmten Kasse in Ihren Gewölben gerettet habe, nämlich diejenige, in der das Vermögen Seiner Hoheit deponiert war, waren Staatspapiere. Ich verkaufte sie an der Börse. Was bedeutet das anderes, als daß ich sie gegen eine andere Form öffentlicher Papiere umtauschte, nämlich englische Banknoten? Und gelten die Scheine der englischen Bank nicht für die solidesten Dokumente der Welt? Ich kann wirklich Ihre Empörung nicht recht begreifen? Daß die Kurse ein wenig gefallen sind, hatte faktisch nichts zu bedeuten — es fügte sich sogar sehr gut in meinen Plan, denn auf diese Art versetzte ich den Markt in jene Vibration, die erforderlich war, um ihn durchzuführen. Heute früh war ich der Inhaber von fünf Millionen Pfund in Banknoten — ich hatte, wie gesagt, dafür gesorgt, den ganzen Betrag in Noten zu bekommen, nicht in Anweisungen auf die eine oder andere Bank. Sie füllten zwei große Handtaschen. Und gegen elf Uhr Vormittags begab ich mich mit besagten Handtaschen in jenes Etablissement, das mit seiner Unterschrift für den Wert dieser Scheine bürgt — Sie wissen doch, das niedrige graue Gebäude, das im Volksmund „Die Alte Dame in der Threadneedle Street" heißt."

„Sie gingen mit Ihren Banknoten zur Bank von England? Was wollten Sie dort? Sie verrückter Mensch! Was wollten Sie dort?"

„Das werden Sie sofort hören! Ich wendete mich an einen jungen Beamten, überaus wohlerzogen, überaus höflich, und äußerte den Wunsch, den Direktor zu sprechen. Er fragte mich, wen ich meine, und ich wiederholte: den Direktor, den Chef des Unternehmens! Er glaubte, so wie Sie, Mr. Peabody, daß er es mit einem Minderbegabten zu tun hätte, und antwortete überaus höflich, überaus wohlerzogen, der Direktor eines Unternehmens wie die Bank von England sei wirklich nicht ohne vorhergehende Anmeldung zu sprechen — es sei nicht wie in Amerika, wo man, wie er zu verstehen glaubte, direkt von der Straße in die Privatwohnung des Bankdirektors ging, wenn man ein Geschäft machen wollte (er hielt mich natürlich für einen Amerikaner). Aber wenn ich ihm mein Anliegen auseinandersetzen wolle, würde er versuchen, mir an die Hand zu gehen Was wünschte ich? Ich sagte, ich wolle etwas Geld wechseln Ja — das ginge natürlich, aber wäre es nicht zweckmäßiger, wenn ich mich da an eine gewöhnliche Wechselstube wendete, beispielsweise an Cook?

Nein, sagte ich, ich will etwas Gold haben. Sie wechseln doch Ihre Banknoten in Gold, oder nicht? — Doch, sagte er, die Bank von England hat diese Gepflogenheit und hat sie schon seit ziemlich vielen Jahren. Noten mit unserem Namenszug sind Gold, mein Herr! Wieviel wollten Sie doch wechseln?

Fünf Millionen — sagte ich.

Wie bitte? fragte er und richtete sich in die Höhe, genau so wie Sie jetzt, Mr. Peabody. Höre ich recht? Sie wollen fünf Millionen Pfund in Gold gewechselt haben?

Vielleicht ist es ein bißchen mehr, vielleicht ein bißchen weniger, sagte ich und machte eine meiner Handtaschen auf, ich glaube eher, es ist etwas mehr. Wohin soll ich mich da wenden?

Er guckte einen Augenblick in meine Taschen, sah sich die Noten an, legte sie wieder zurück und verließ mich. — Entschuldigen Sie mich, Sir, sagte er. Ich muß doch mit einem meiner Vorgesetzten sprechen. — Ja, wieso denn? sagte ich. Ich glaubte doch, Sie wechseln Ihre Noten auf Wunsch! Er antwortete nicht, sondern verschwand und holte einen älteren Beamten, der mich fragte, was ich wünsche. Ich sagte es. Er machte ein ebenso erstauntes und mißtrauisches Gesicht wie der erste und sah sich ebenfalls den Inhalt meiner Taschen an. Ich begann ungeduldig zu werden — hören Sie mal, sagte ich, ich habe es etwas eilig! Ich glaubte, dies sei die einfachste Sache der Welt. Aber da scheine ich mich geirrt zu haben! Warum kann ich denn nicht mit dem Direktor sprechen, wie ich gleich gebeten habe?

Sie starrten mich lange und gründlich an, schließlich flüsterte der eine dem anderen etwas zu, und ein Bote wurde entsendet. Man beguckte mich von allen Seiten, man zischelte und tuschelte, als wenn ich ein Wundertier wäre und nicht ein gewöhnlicher Mensch, der Geld wechseln wollte. Wie lange das dauerte, weiß ich nicht, aber schließlich kam der Bote zurück, und ich wurde in ein inneres Kontor geführt, wo ein Sekretär saß, der anfing, mir genau dieselben Fragen zu stellen, die ich nun schon ein halbes dutzendmal beantwortet hatte. — Hören Sie, sagte ich. Sagen Sie doch lieber gleich, daß die Bank die Zahlungen eingestellt hat. Aber halten Sie mich nicht mit Fragen auf, was ich wünsche, wenn Sie es doch ohnehin schon wissen! Ich wünsche diese Noten in Gold umzuwechseln, oder sonst wünsche ich den Direktor zu sprechen! — Er starrte mich an wie einen Verrückten, aber so allmählich riß er sich zusam-

men und verschwand in ein noch entlegeneres Kontor. Und nach einer kleinen Weile wurde ich zu dem Herrn geführt, den ich von Anfang an hatte sprechen wollen."

„Zu —!?!"

„Ja! Und da traf ich endlich auf einen vernünftigen Menschen. Er hörte mich an und warf nicht einmal einen Blick auf den Inhalt meiner Taschen. Er sagte sich offenbar, daß ich wohl kaum in die Bank von England kommen würde, um falsche Banknoten zu wechseln. — Woher haben Sie all das hier? fragte er. Wir könnten natürlich nachforschen lassen, aber das ist vermutlich nicht nötig! — Ich habe diese Noten aus dem Verkauf englischer 5%iger und 4%iger Staatsobligationen, erwiderte ich. Vorgestern habe ich für zwei Millionen Pfund verkauft und gestern für drei. — Aha, das waren Sie? sagte er. Und nun wollen Sie Gold für die Noten haben! Was tun Sie, wenn Sie es haben? — Das werde ich Ihnen sofort sagen, antwortete ich. Dann deponiere ich das Gold in einer Bank, belehne es zum höchsten Kurs und spekuliere mit Ihren Staatspapieren weiter. In ein paar Tagen komme ich zu Ihnen zurück und bekomme noch mehr Gold, das belehnt werden kann. — Sie scheinen ein großer Freund des Goldes zu sein? sagte er. — Im Gegenteil, erwiderte ich. Ich bin ein erbitterter Feind alles Goldes, das in den Kassengewölben der Banken liegt und dazu beiträgt, die Völker zu versklaven Die einzige vernünftige Verwendung für das Gold ist als Schmuckmetall, und das einzige Volk, das dies erkannt hat, war das edle Inkasvolk in Peru! Wer die Banken von ihrem Gold befreien kann, ist in meinen Augen ein Wohltäter der Menschheit, nicht mehr und nicht weniger. Und ich brenne vor Begierde, mir diesen Namen zu verdienen. — Hm, sagte er, diese Weise klingt mir bekannt. Arbeiten Sie vielleicht mit Professor Fortreß zusammen, wenn ich fragen darf? — Professor Fortreß liegt nach einem bedauerlichen Unfall im Krankenhaus, sagte ich, und soviel ich gehört habe, phantasiert er gerade von einem solchen Coup wie diesem, aber wir arbeiten nicht zusammen! Kann ich das Gold für fünf Millionen Pfund jetzt gleich holen lassen, oder kann ich das nicht? Wenn ich es kann, dann sehen wir uns in ein paar Tagen wieder. — Würde es Ihnen sehr viel ausmachen, bis Montag zu warten? fragte er. Ich habe nämlich gerade jetzt eine Direktionssitzung. — Aber bitte sehr, versicherte ich. Niemand soll von mir sagen, daß ich Ihnen das Messer an die Kehle gesetzt habe. Es ist jetzt halb zwölf Uhr, nicht wahr? — Ja, sagte er und sah auf seine Uhr. Das stimmt. Warum? — Ah, weil dieser Glockenschlag heute, Samstag, den 19. September 1931, möglicherweise historisch werden wird! Jedenfalls ein Zeitpunkt in meinem Leben, den ich nie vergessen werde. Außerdem ist die Sache die, daß, wenn es in London halb zwölf ist, so ist es in Neuyork erst halb acht, und die Börse drüben eröffnet wohl nicht vor zehn Uhr, amerikanische Zeit. Ich habe vorher noch etliche Börsenaufträge zu erteilen. Aber da habe ich also noch massenhaft Zeit. — Warum warten Sie nicht, bis die Börse am Montag hier in London eröffnet? fragte er mit einem giftigen Seitenblick. — Sind Sie so sicher, d a ß sie eröffnet? fragte ich. Ich nicht! — Er machte eine Gebärde, die bedeutete, ich könne verschwinden, und das tat ich auch. Ich kam gerade zurecht, um den Inhalt meiner Taschen in Ihrer Bank, Mr. Peabody, bei meinem Freund Crofton zu deponieren. Ich nahm mit ihrem Alarmsystem vorlieb. Bis Montag wird es wohl halten, und zur größeren Sicherheit werde ich bis dahin Ihr Etablissement bei Nacht bewachen lassen!"

„Großer Gott", murmelte der Bankier und wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Großer Gott! Ich hörte heute nachmittag, daß ein Mitglied der Regierung einen Besuch in der Bank von England gemacht hat. Sollte das bedeuten, daß — sollte das bedeuten, daß —"

„Seien Sie ganz ruhig", erwiderte der Professor und schenkte ihm Wein ein. „Genau das bedeutet es: Die Bank von England geht spätestens Montag von der Goldwährung ab."

„Aber das bedeutet ja, daß die Bank von England die Zahlungen einstellt! Das bedeutet, daß England fertig ist! Das bedeutet, daß die Welt untergeht!"

„Die Welt geht nicht unter", sagte Filip Collin „Eher wird ihr eine Roßkur, wie daß die Bank von England ihre Zahlungen einstellt, ganz gut tun. Meine Aufträge liegen jedenfalls in Neuyork mit Sicherstellung durch die Banknoten, die ich heute nachmittag bei Ihnen deponiert habe!"

„Und die Sie sich vor drei Nächten bei mir in Form von Staatspapieren geholt haben! Und die eigentlich Seiner Hoheit gehören! Sie sind — Sie sind — Sie sind ein Höhepunkt! Was sagen Hoheit zu dieser Geschichte?"

„Was ist da zu sagen?" fragte der Großherzog, de[r] laut lachend zugehört hatte. „Ich bin ebenfalls ein Fein[d] des Goldes, wenn auch in anderer Weise. Auf meine[n] Wanderungen in Amerika bin ich zu einer Werttheori[e] gelangt, die ich bei keinem Nationalökonomen gefunde[n] habe und die total unabhängig vom Gold ist. Ich hab[e] konstatiert, daß das Glück nicht in den Dingen lieg[t] die man besitzt, sondern in jenen, die man zu besitze[n] glaubt."

„Hoheit haben vollständig recht", fiel der alte Señ[or] Paqueno mit zitternder Stimme ein. „Das ist eine Auf[-]fassung, die vortrefflich mit der Lehre der Kirchenväte[r] übereinstimmt und die zeigt, daß die sonst so bedauer[-]liche Abwesenheit Ew. Hoheit sehr gute Früchte getra[-]gen hat. Gestatten Sie mir, meine Freude darüber aus[-]zusprechen." Er beugte sich über die Hand seine[s] Herrn.

Don Ramon klopfte ihm gerührt auf die Schulter.

„Und der höchste aller Werte", sagte er, „ist ein[e] Freundschaft, wie Sie mir von Ihnen, alter Esteban[,] bewiesen wurde, aber auch von den Herren Simpkins[,] die meine Interessen verteidigt haben, von Mr. Pea[-]body, der mein Vermögen verwaltet hat, von Professo[r] Pelotard, der es zur größeren Sicherheit vor unwür[-]digen Personen gerettet, und von Mr. Graham, de[r] meine Kerkermauern gesprengt hat, da kein Erdbebe[n] dies besorgen wollte! Habt Dank, meine Freunde!"

Mr. Graham unterbrach seine Beschäftigung mit de[m] Käse, um ein bis zum Rand gefülltes Glas zu erhebe[n] und zu danken. Die Herren Simpkins, deren starre[s] Entsetzen bei der Erzählung des Professors so allmählic[h] in Spannung und dann in unterdrückte Heiterkeit über[-]gegangen war, fanden den Augenblick für gekomme[n] aufzubrechen. Vielleicht fürchteten sie, andernfalls al[s] Mitwisser in noch ärgere Streiche hineingezogen z[u] werden. Auch Mr. Peabody beeilte sich mit einem Bli[ck] auf die Uhr, zu verschwinden. Die Börse in Neuyor[k] war schon längst geschlossen. Aber wenn der Professo[r] recht hatte — und er schien je eine gewisse Begabun[g] zu besitzen, recht zu haben —, würde die Londoner Börs[e] am Montag nicht eröffnen. Und Börsenaufträge wer[-]den, auch in Amerika, in der Reihenfolge expediert, i[n der] sie einlaufen.

4.

(Dokument Nr. 21. Offizielle Mitteilung durch da[s] Büro Reuter. Sonntag, den 20. September 1931.)

„Die Bank von England erhöht, von Montag ange[-]fangen, ihren Minimaldiskont auf 6 Prozent. Die Re[-]gierung hat nach einer Konsultation mit der Bank fü[r] richtig befunden, zu beschließen, daß alle Finanzopera[-]tionen auf Basis der Goldwährung ab Mitternach[t] von Sonntag auf Montag aufzuhören haben. Ein[e] Gesetzvorlage, durch die die Bank ermächtigt wird, m[it] den Auszahlungen von Gold aufzuhören, wird de[m] Parlament am Montag unterbreitet und in allen Le[-]sungen erledigt werden.

Jene Verbindlichkeiten des britischen Reiches oder de[r] Bank von England, die in ausländischer Valuta zahl[-]bar sind, werden von diesem Beschluß nicht berühr[t]. Eine Unterbrechung des Bankbetriebes wird morge[n] nicht stattfinden, und es ist kein Anlaß, zu vermute[n], daß die Sterlingtransaktionen in irgendeiner Weise tan[-]giert werden. Die Fondsbörse ist jedoch morgen, Sonn[-]tag, während das Parlament die notwendigen gesetz[-]geberischen Arbeiten vornimmt, nicht geöffnet."

(Dokument Nr. 22, „Daily Herald", Monta[g,] 21. September 1931.)

Welche Bedeutung der Beschluß der britischen Re[-]gierung und der Bank von England, den Goldmünzfu[ß] zu suspendieren, haben wird, entzieht sich im Augenbli[ck] der Beurteilung. „Jahrhundertelange Traditionen si[nd] abgebrochen worden. Die Zukunft ist allen verhül[lt.] Aber wir persönlich stehen nicht an, zu sagen, daß w[ir] ihr mit Zuversicht entgegensehen. Der unerträglic[he] Druck der letzten Monate ist gewichen. Und ist es etw[as] anderes als eine Fiktion, die zerstört wurde — die F[ik-]tion, daß Gold Reichtum ist? Wir glauben es nic[ht.] Gewisse temporäre Schwierigkeiten werden zweifelsoh[ne] entstehen, aber unser Budget ist ausgeglichen, un[d] Zuversicht ungebrochen."

(Dokument Nr. 23. „Daily Mail." Montag, [d.] 21. September 1931.)

„. . . Weit davon entfernt, eine Panik herv[or-]zurufen, dürfte die Maßregel der Bank von Engla[nd] das Vertrauen stärken . . ."

(Dokument Nr. 24. „The Times." Montag, [d.] 21. September 1931.)

„. . . wollen wir feststellen, daß diese Maßre[gel] nicht nur Großbritannien allein zum Vorteil gereic[ht] wird Und wir erklären, daß die Männer, die ges[t]... die Welt von der Schreckensherrschaft des Goldes

Herr Potter — ganz privat

DETEKTIVGESCHICHTE VON PETER MATTHEUS

Das Feuerwerk, das den Höhepunkt von Konsul Hilses Sommerfest bildete, neigte sich dem Ende zu. Die Sonnenräder schleuderten zischend silberne und goldene Sterne von sich, und die letzten Raketen fuhren in funkelnden Kurven zum nachtdunklen Himmel empor.

Um diese Zeit machte sich Andreas Potter auf, seinen Freund, den Rechtsanwalt zu suchen. Als er ihn endlich gefunden hatte, schleppte er ihn mit finsterer Entschlossenheit in den Gartensaal und drängte ihn hinter einen der kleinen Tische.

„Sag' mal", knurrte er ingrimmig und ließ sich schwer auf einen Stuhl sinken, „was hast du dir eigentlich dabei gedacht, als du mich veranlaßtest, mit hierherzukommen? Man hat mir ein Diner von acht Gängen vorgesetzt, das sich endlos in die Länge zog — man hat mir ein Schock Fragen vorgelegt, die zum Teil so dumm waren, daß ich sie beim besten Willen nicht beantworten konnte — man hat mich vier Stunden lang gräßlich und mitleidslos gelangweilt — und nun zum Schluß noch dieses Feuerwerk! Ich wiederhole: was hast du dir bei alledem gedacht?"

Der Freund senkte halb belustigt, halb schuldbewußt den Kopf. „Aber, Andreas", sagte er, „du weißt doch, wie die Sache zustande kam. Als du mich gestern so überraschend besuchtest, hatte ich die Einladung für heute abend schon angenommen. Und als ich dann absagen wollte und Hilse deinen Namen hörte, hat er mir so lange zugesetzt, dich mitzubringen, daß ich schließlich nachgeben mußte. Ich kann ja wirklich nichts dafür, daß alle Welt dich vom Hörensagen kennt. Du bist eben eine Berühmtheit, und die Leute reißen sich um dich. Übrigens — was hast du eigentlich gegen das Feuerwerk? Es war doch sehr hübsch."

Herr Potter verzog das Gesicht zu einer ärgerlichen Grimasse. „Ich hasse Feuerwerke!" sagte er. „Ich habe sie nie gemocht." Er sah einen Augenblick lang mißmutig vor sich hin. „Ich wäre längst gegangen", fuhr er dann ruhiger fort, „wenn mich dieser Konsul nicht gleich anfangs in ein langes Gespräch verwickelt hätte. Jetzt wird sich der Mann doch wundern, wenn ich so sang- und klanglos verschwinde. Ich muß mich doch wenigstens von ihm verabschieden, zumal morgen früh mein Zug geht und ich ihm nicht einmal telephonisch für seine Gastfreundschaft danken könnte. Aber ich kann ihn nicht finden. Seit einer Stunde suche ich ihn vergebens. Er ist einfach verschwunden. Sag' mal" — Herr Potter beugte sich näher zu seinem Freund — „was ist er eigentlich für ein Mensch?"

„Hilse? Ohhh . . ." Der Rechtsanwalt zog den Ton ziemlich in die Länge. „Sehr reich und sehr tüchtig, glaube ich. Vielleicht sogar zu tüchtig. Es gibt ein paar Leute, die behaupten, er ginge über Leichen. Aber das wird fast jedem nachgesagt, der Erfolg hat. Darauf kann man nichts geben. Nun, und sonst —? Er soll ein ziemlich skrupelloser Don Juan sein, der gelegentlich auch vor einer kleinen Gewalttat nicht zurückschreckt. So habe ich wenigstens gehört. Mein Gott: er ist Junggeselle, mußt du wissen, und als solcher dem Klatsch besonders ausgesetzt. Ich kann mir nicht denken, daß an den Geschichten viel dran ist Ernsthaft hat noch nie jemand etwas gegen ihn vorbringen können"

Herr Potter nickte flüchtig und stand auf. „Ich will nun sehen, daß ich ihn finde", sagte er. „Und dann werde ich für meinen Teil . . . Hallo! Was ist das?" brach er plötzlich ab.

Einer der Diener des Konsuls kam hastig die Treppe herabgestolpert, die den Gartensaal mit dem ersten Stockwerk der Villa verband. Er drängte sich zwischen den dicht besetzten Tischen durch und flüsterte dem Hausmeister am Büfett etwas ins Ohr. Gleich darauf eilte er, gefolgt vom Hausmeister, denselben Weg zurück, den er gekommen war.

„Ich möchte wissen . . .", sagte Herr Potter langsam und sah den beiden gedankenvoll nach Plötzlich packte er seinen Freund am Arm und zog ihn energisch hinter sich her zur Stiege. „Komm!" sagte er. „Wir wollen sehen, was vorgeht."

Ohne auf die schwachen Proteste seines Freundes zu achten, sprang er die Stufen hinan und lief den Korridor entlang, der von der großen Galerie abzweigte. An einer Biegung stieß er auf den Hausmeister und den Diener. Sie standen mit noch einigen Hausangestellten vor einer geschlossenen Tür und flüsterten miteinander. Mit der größten Selbstverständlichkeit der Welt ging Herr Potter auf die Gruppe zu und faßte den Hausmeister an einem der Knöpfe seiner Livree. „Was gibt es hier?" fragte er eindringlich.

Der Hausmeister blickte ihn verwirrt an und antwortete nicht.

„Gut, gut!" sagte Herr Potter nach einer Sekunde des Nachdenkens. „Ich will meine Frage anders stellen: können Sie mir sagen, wo ich den Hausherrn finden kann? Ich suche ihn schon seit einer Stunde."

Der alte Mann, dessen Knopf sich noch immer in Herrn Potters Hand befand, machte eine hilflose Gebärde. „Wir suchen ihn auch", sagte er nur.

„O, Sie auch? Darf ich fragen, weshalb Sie ihn suchen?"

Der Hausmeister schüttelte etwas ärgerlich den Kopf. „Es gehört nicht zu den Gewohnheiten meines Herrn, sich auf längere Zeit von seinen Gästen zu entfernen", sagte er steif. „Wir alle aber", fuhr er mit einer Handbewegung zur Dienerschaft fort, „haben den Herrn Konsul seit dem Feuerwerk nicht mehr gesehen. Also suchen wir ihn."

„Und haben Sie ihn gefunden?" fragte Herr Potter mit unverminderter Freundlichkeit.

Der Alte hüllte sich wieder in störrisches Schweigen, aber Herr Potter ließ sich nicht abschrecken.

„Ich frage wirklich nicht aus Neugier", sagte er ernsthaft. „Sie müssen wissen: ich bin Detektiv. Ich habe das Gefühl, hier stimmt etwas nicht."

Die Haltung des Hausmeisters änderte sich mit einem Schlage. Es sah aus, als sei er froh, seine Verantwortung loswerden zu können. „Ich habe im Park und im ganzen Hause nach dem Herrn Konsul suchen lassen", begann er hastig zu sprechen „Er ist nirgends zu finden. Eben aber kam ein Diener und meldete mir, daß dieses Zimmer hier" — er wies auf die Tür — „erleuchtet ist. Es ist ein unbenutztes Fremdenzimmer, das sonst immer offen war. Jetzt ist es verschlossen, der Schlüssel steckt innen, und auf Rufen und Klopfen antwortet niemand. Was sollen wir tun?"

„Hat das Zimmer noch einen zweiten Zugang?" fragte Herr Potter.

„Es führt eine Tür ins Nebenzimmer, aber sie ist durch einen Schrank verstellt. Außerdem wurde sie immer verschlossen gehalten Wenn Sie mir bitte folgen wollen . . ."

Der Hausmeister führte Herrn Potter in den Nebenraum, schaltete das Licht ein und deutete auf einen großen Mahagonischrank an der Wand. „Dahinter befindet sich die Tür", sagte er.

Herr Potter trat näher und betrachtete prüfend die spiegelblank polierten Seitenwände des Schrankes. Dann blickte er einen Augenblick zu Boden und wandte sich um. Sein Gesicht war sehr ernst. „Wir wollen die Flurtür aufbrechen", sagte er.

Er wartete geduldig, bis einer der Diener mit einem Brecheisen kam. Mit einer Sicherheit, die große Sachkenntnis verriet, setzte er es oberhalb des Schlosses an und zog. Krachend sprang die Tür auf. In der Mitte des Raumes, neben einer breiten Ottomane, lag die Leiche des Hausherrn auf dem Boden ausgestreckt.

Bevor Herr Potter die Schwelle überschritt, wandte er sich an den Hausmeister. „Sorgen Sie dafür, daß die Gäste nichts merken", befahl er. „Ich werde die Polizei nachher selbst benachrichtigen"

Der alte, nach Fassung ringende Mann winkte zwei Dienern, die sich als eine Art Schildwache am Anfang des Korridors aufstellten, und folgte Herrn Potter und seinem Freunde zaghaft in das Zimmer. Der Konsul lag, mit einem Kugelloch und ein paar roten Spritzern auf der Hemdbrust, halb auf der Seite. Neben ihm, fast unter seinem ausgestreckten Arm verborgen, lag ein kleiner Browning auf dem Teppich, und einen Schritt weiter ein schwerer Bronzeleuchter, dessen Gegenstück auf dem Kaminsims stand. Herr Potter warf nur einen flüchtigen Blick auf die Leiche und sah sich suchend im Zimmer um. „Nichts anfassen!" rief er scharf, als sein Freund sich über den Toten beugte.

„Es sieht nach Selbstmord aus", sagte der Rechtsanwalt leise.

Herr Potter schüttelte unwillig den Kopf. „Kein Gedanke! Es soll so aussehen, aber es ist Mord. Hier! Komm hierher! Was ist das?" Er deutete triumphierend auf eine Stelle des Fußbodens nahe der Flurtür.

„Eine Patronenhülse."

„Richtig", bestätigte Herr Potter. „Alle Brownings haben automatischen Patronenauswurf — sie schleudern die leeren Hülsen nach rechts aus dem Magazin. Dieses Ding hier müßte also, nach der Lage der Leiche zu urteilen, etwa in der Fensterecke liegen. Wenn der Konsul selbst geschossen hätte! Außerdem weist sein Hemd nicht die geringste Spur von Verbrennung oder Pulverschleim auf, und solche Spuren müßten — wäre der Schuß wirklich auf so kurze Entfernung abgegeben — unbedingt zu finden sein. Und drittens: es kommt so selten vor, daß sich ein Selbstmörder ins Herz schießt. Meistens schießen sie sich in den Kopf. Das ist sicherer."

„Aber beide Türen waren doch verschlossen; wie sollte der Mörder aus dem Zimmer gekommen sein?" warf der Rechtsanwalt ein.

„Durch diese Tür!" sagte Herr Potter und wies auf die kleine Verbindungstür. „Durch diese Tür, durch die er auch hereingekommen ist. Der Mörder hat den Schrank abgerückt und entweder mit einem Dietrich oder auch dem Schlüssel, der vielleicht steckte, aufgeschlossen. Nachher ist er auf demselben Wege gegangen, hat hinter sich abgesperrt und dann den Schrank wieder an die richtige Stelle geschoben. Ich weiß nur eins nicht", fügte er nachdenklich hinzu, „der Mörder muß gewußt haben, daß der Konsul in dieses Zimmer kommen würde: wie konnte er das wissen, und was hatte der Konsul hier zu tun?"

Der Hausmeister mischte sich ein. „Ich sagte schon, daß dies ein unbenutztes Fremdenzimmer ist", meinte er kopfschüttelnd. „Seit Monaten hat hier niemand gewohnt. Ich kann mir nicht erklären, aus welchem Grunde der Herr Konsul hier hereingegangen ist."


...Sie wissen warum
ATIKAH
VOLLAROMATISCHE AUSLESE
SELBSTVERSTÄNDLICH OHN

„Eben, eben", sagte Herr Potter freundlich. „Wir müssen sehen, es herauszubringen."

„Aber die Sache mit der Tür will mir gar nicht recht einleuchten", bemerkte der Rechtsanwalt zweifelnd. „Woher weiß du das alles überhaupt? Du hast dir doch die Tür noch gar nicht richtig angesehen."

Herr Potter lächelte etwas geringschätzig. „Aber den Schrank!" sagte er mit Betonung. „Komm!" fügte er hinzu. „Du kannst dich selbst überzeugen. Ich habe ohnehin drüben zu tun."

Er trat auf den Korridor hinaus und schickte einen der Diener mit einem Auftrag fort. Dann führte er seinen Freund in das Nebenzimmer vor den Schrank. „Sieh her", sagte er und deutete auf den Fußboden, „du kannst hier deutlich die Schleifspur sehen, die der Schrank beim Abrücken auf dem gewachsten Parkett hinterlassen hat. Man kann sogar erkennen, daß die Spur ganz frisch ist; denn die abgeschabten Stellen sind vollkommen staubfrei, während der übrige Fußboden eine dünne Staubschicht aufweist. Aber, was viel wichtiger ist", fügte er hinzu und zeigte auf ein paar dunkle Flecke auf der Politur der einen Seitenwand, „hier hast du die Fingerspuren des Mörders! Ich weiß zwar nicht, ob sie scharf genug sind, aber photographieren wollen wir sie auf jeden Fall."

Er nahm dem Diener, den er vorher fortgeschickt hatte, seinen Mantel ab und förderte aus einer der Taschen einen Photoapparat zutage. „Es ist doch gut", bemerkte er schmunzelnd, „wenn man als Detektiv die Gewohnheit hat, einzelne notwendige Dinge stets bei sich zu haben." Er machte mit ein paar raschen geübten Griffen den Apparat für die Aufnahme fertig und drückte dem Rechtsanwalt eine Magnesiumhülse und ein Feuerzeug in die Hand. „Wenn ich ‚Los!' sage, zünde, bitte, an", befahl er und stellte ein. „Achtung! . . . Los!"

Das Blitzlicht flammte auf, und Herr Potter schob den Apparat wieder zusammen. „Nun möchte ich noch eine Frage an dich richten", wandte er sich an seinen Freund. „Wenn du sie beantwortet hast, will ich die Polizei rufen."

Er führte ihn in das Nebenzimmer zu dem Toten.

„Sieh dir seinen Gesichtsausdruck an", sagte er. „Was liest du daraus? Todesangst? . . ? Entsetzen . . .?"

„Nein!" sagte der Rechtsanwalt nach einer Weile. „Ich glaube, es ist Wut."

Herr Potter nickte befriedigt und deckte ein Tuch über das starre Gesicht. „Vorwärts", sagte er. „Wir haben hier nichts mehr zu tun."

Von der Pförtnerloge aus führte er das Telephongespräch mit der Polizei und befahl dem Hausmeister, die gesamte Dienerschaft in der Eingangshalle zu versammeln und dort auf das Eintreffen der Beamten zu warten. Dann ging er mit dem Rechtsanwalt wieder in den Oberstock hinauf und trat an die Brüstung der Galerie über dem Gartensaal.

Die übrigen Gäste, die inzwischen gemerkt hatten, daß etwas nicht in Ordnung war, standen in Gruppen beisammen und diskutierten flüsternd miteinander. Als Herr Potter auf der Galerie erschien, verstummten sie, und es wurde totenstill.

Herr Potter ließ seinen Blick einen Moment lang forschend über die vielen emporgewandten Gesichter gleiten. Dann begann er zu sprechen. Mit trockener Sachlichkeit teilte er den Tod des Konsuls mit und forderte die Gäste auf, sich vor Eintreffen der Polizei nicht zu entfernen. „Der Konsul ist ermordet worden", schloß er. „Aber wir werden seinen Mörder fassen. Der Mörder hat uns selbst das beste Mittel zu seiner Überführung in die Hand gegeben, indem er seine Fingerspuren an einem Schrank hinterließ."

Als er gleich darauf mit seinem Freund den Korridor hinunterschritt und vor der Tür des Mordzimmers stehen blieb, sagte der Rechtsanwalt: „Verzeih, — aber ich finde es nicht sehr klug von dir, daß du das von den Fingerabdrücken am Schrank gesagt hast. Jetzt ist der Mörder doch gewarnt."

Herr Potter erwiderte gleichmütig: „Vielleicht war es meine Absicht, ihn zu warnen."

„Wie?" fragte der Rechtsanwalt erstaunt. „Ist das dein Ernst?"

Herr Potter lächelte rätselhaft. „Von Psychologie scheinst du wirklich nichts zu verstehen", sagte er ruhig. „Jetzt kann ich dir aber keine Erklärungen geben. Bitte, geh' hinunter in die Eingangshalle und paß auf, daß sich die Dienerschaft dort vollzählig versammelt. Du darfst nicht erlauben, daß sich einer auch nur für eine Minute entfernt. Das ist wichtig! Richte dich genau danach!"

Er blickte dem Freund nach, bis er verschwunden war. Dann huschte er schnell in das Zimmer, in dem der Schrank stand, schloß die Tür, löschte das Licht und glitt hinter einen der Fenstervorhänge.

Einige Minuten lang blieb alles still. Dann ertönten hastige Schritte auf dem Gang. Gleich darauf wurde die Tür leise aufgemacht und das Licht angedreht. Auf der Schwelle stand ein Herr im Frack und blickte sich vorsichtig um. Unhörbar schlich er durch das Zimmer zum Schrank, zog ein Seidentuch aus der Tasche und begann, die dunklen Flecke auf der Politur abzureiben. Er war so vertieft in sein Tun, daß er nicht hörte, wie Herr Potter sich sachte hinter dem Vorhang hervorstahl und auf den Zehen zur Tür ging. Erst als die Tür mit einem Knall zuschlug und der Schlüssel umgedreht wurde, fuhr er mit einem unterdrückten Aufschrei herum und lehnte sich totenblaß gegen den Schrank.

Herr Potter stand mit grimmigem Lächeln an der Tür und schwenkte seinen Photoapparat leicht in der Hand. „Sie haben sich unnütz bemüht", sagte er mit ironischer Höflichkeit, „ich habe mir bereits erlaubt, Ihre Fingerabdrücke auf die Platte zu bannen. Im übrigen freue ich mich, daß Sie so prompt in meine kleine Falle gegangen sind. Ich dachte mir nämlich, daß Sie versuchen würden, noch vor dem Eintreffen der Polizei das einzig schlüssige Beweisstück, das gegen Sie spricht, zu vernichten."

„Was meinen Sie?" stammelte der Mann heiser.

„Nun, Sie sind kein routinierter Verbrecher", sagte Herr Potter. „Sie ahnten sicher nichts von dem Vorhandensein der Fingerabdrücke. Als ich Sie aber selbst darauf aufmerksam machte, kam Ihnen natürlich der Gedanke, diese verräterischen Spuren zu vernichten. Ich hatte also nur nötig, hier auf Sie zu warten. Das war viel einfacher, als Sie auf daktyloskopischem Wege aus der Menge der Gäste herauszufinden. Nicht wahr?"

Gepreßt atmend richtete sich der Mann auf. „Gut!" sagte er tonlos. „Ich sehe ein, daß ich verspielt habe. Alles ist verloren." Er ließ den Kopf auf die Brust sinken und hielt Herrn Potter beide Arme hin.

Aber Herr Potter machte eine abwehrende Gebärde. „Ich bin kein beamteter Detektiv", sagte er. „Ich kann Sie weder verhaften noch fesseln. Sie müssen schon warten, bis die Polizei kommt. Wollen Sie mir inzwischen erzählen, weshalb Sie den Konsul erschossen haben?"

Das Gesicht des Mannes verfärbte sich vor Erregung. „Weil er ein Lump war", stieß er hervor, „ein gemeiner Schuft und Erpresser!"

„Das sind starke Worte", bemerkte Herr Potter ernst. „Sie werden ihre Berechtigung belegen müssen."

„Das werde ich! Bei Gott — das werde ich!" sagte der Mann. „Hören Sie: Meine Frau war Schauspielerin, ehe wir heirateten. Sie wissen, am Theater herrscht ein leichterer und freierer Ton als irgendwo anders. Vielleicht war meine Frau damals auch wirklich ein wenig leichtsinnig. Sie ist trotzdem die beste Gattin geworden, die man sich wünschen kann, und hat mir noch nie Grund zur Klage gegeben. Damals also, in ihrer Theaterzeit, hat sie ein paar Briefe geschrieben, deren Inhalt kompromittierend für sie war. Auf irgendeine Weise ist es Hilse gelungen, diese Briefe in seine Hand zu bekommen — und er hat sie zu einem schamlosen Erpressungsversuch benutzt. Meine Frau hatte mir nie erzählt, daß Hilse ihr seit langem nachstellte. Als sie aber diesen Wisch von ihm erhielt, tat sie das beste, was sie tun konnte: sie vertraute sich mir an. Hier, Sie können es selbst lesen und sich das übrige zusammenreimen."

Herr Potter nahm das Stück Papier, das der Mann ihm reichte, und überflog es. Er pfiff leise durch die Zähne. Das Schriftstück enthielt keine Anrede und keine Unterschrift.

Es lautete:

Ich erwarte Sie bestimmt in der Nacht des 9 August zur Zeit des Feuerwerks. Sie müssen den Mittelkorridor, der von der Galerie abzweigt, entlanggehen und nach links abbiegen. Hinter der zweiten Tür werden Sie mich finden. — Wenn Sie nicht kommen, erfolgt unweigerlich die Veröffentlichung der bewußten Briefe. Bewahren Sie sich und Ihren Mann vor einem Skandal!

„Eine nette Schurkerei!" brummte Herr Potter. „Aber hätten Sie ihn gleich erschießen müssen?"

„Ich hatte nicht die Absicht, ihn zu töten", sagte der Mann. „Ich wollte nur die Briefe haben. Aber als ich ihn hier nebenan eintreten hörte und die Tür öffnete, sah ich seinem Gesicht an, wie es enden würde. Er wurde einfach rasend vor Wut. Ohne mich auch nur anzuhören, riß er einen der Leuchter vom Kamin und drang auf mich ein. Da zog ich die Pistole und schoß. Er war sofort tot. Ich schloß die Tür zu und nahm ihm die Briefe ab. Dann legte ich den Browning neben ihn, damit es wie Selbstmord aussehen sollte, und ging. Ich wundere mich übrigens, daß niemand den Schuß gehört hat. Mir klang er überlaut in den Ohren."

„Sie vergessen das Feuerwerk", sagte Herr Potter. „Die ganze Dienerschaft war wohl draußen im Park. Außerdem knallt es bei einem Feuerwerk ja auch. Wer kann bei so einem Geknatter feststellen, woher ein einzelner Schall kommt? Sagen Sie mir nur noch: Weshalb haben Sie den Weg durch dieses Zimmer gewählt und sind nicht über den Flur gegangen?"

„Weil ich ihn überraschen wollte. Ich versprach mir eine gewisse moralische Wirkung von einer Überrumpelung. Außerdem fürchtete ich, er könne beim Geräusch meiner Schritte die Tür aufmachen und auf den Gang kommen. Vielleicht hätte er bei meinem Anblick Lärm geschlagen. So lange er die Briefe hatte, mußte ich mit allem rechnen."

Herr Potter nickte gedankenvoll. „Ich glaube, daß Sie die Sache so erzählt haben, wie sie war", sagte er langsam. „Mehr als alles andere spricht der Gesichtsausdruck des Toten dafür. Es tut mir jetzt fast leid, daß Sie so blindlings in meine Falle getappt sind."

Er versank in Nachdenken und schien alles um sich vergessen zu haben. Der Mann sah mehrmals zu ihm hinüber und sagte endlich leise: „Könnten Sie mich nicht einen Augenblick allein lassen? Wenn Sie ein Herz haben, tun Sie es!"

Herr Potter sah auf. „Sie wollen sich aufhängen oder so etwas, wie? Nein, daraus wird nichts! Aber sagen Sie: Sind Sie der Überzeugung, daß Sie und Ihre Frau über diese Sache schweigen können wie das Grab?"

Der Mann nickte.

„Dann", fuhr Herr Potter fort, „will ich für meinen Teil Sie laufen lassen. Sehen Sie zu, daß Sie unbemerkt in den Gartensaal zurückgelangen. Ich glaube kaum, daß es der Polizei gelingen wird, Sie auf Grund des bloßen Tatbestandes zu ermitteln. Was mich angeht — ich werde Sie nicht verraten. Ich habe mich ja auch nicht einmal nach Ihrem Namen erkundigt. Mein Material muß ich allerdings der Polizei zur Verfügung stellen. Wenigstens bis zu einem gewissen Grade", fügte er lächelnd hinzu.

Er schloß die Tür auf und schnitt den Dank des Mannes kurz ab. „Ich glaube, daß es Fälle gibt, für die kein irdisches Gericht zuständig ist", sagte er. „Laufen Sie, ehe es zu spät ist! Die Dienerschaft habe ich aus diesem Stockwerk entfernt, weil Sie sonst vielleicht nicht gekommen wären. Ich wollte Sie um so sicherer fangen. Das kommt Ihnen nun zugute."

Der Mann eilte den Korridor entlang, und Herr Potter ging in das Zimmer zurück. Er nahm die Platte aus dem Photoapparat, zog die Kassette auf und hielt sie gegen das Licht. Nachdem er sie eine ganze Weile den Strahlen der Glühbirne ausgesetzt hatte, schob er den Deckel wieder darüber und steckte sie in die Tasche.

Dann verließ auch er das Zimmer

Als Herr Potter gegen Morgen mit seinem Freund endlich nach Hause gehen konnte, war der Rechtsanwalt noch immer dabei, das Fazit des Falles zu ziehen.

„Dies scheint mir einer von den Fällen zu sein, an denen sich auch die tüchtigsten Kriminalisten die Schädel einrennen", sagte er mit einem bezeichnenden Seitenblick. „Mit deiner Photographie der Fingerabdrücke hast du dich übrigens schön blamiert."

„Nun, nun", sagte Herr Potter freundlich, „die Platte war wohl nicht in Ordnung."

„Kommt mir auch so vor! Es war überhaupt nichts darauf zu sehen", lachte der Rechtsanwalt bissig. „Und vom Schrank waren die Spuren natürlich fortgewischt. Das kommt von deinem blödsinnigen Gerede! Du hast den Täter ja geradezu aufgefordert, hinzugehen und sie zu entfernen."

Herr Potter zuckte die Achseln.

„Was soll nun werden?" fragte der Rechtsanwalt. „Die Polizei tappt völlig im Dunkeln."

Herr Potter zuckte abermals die Achseln. „Der Täter wird vermutlich nicht gefaßt werden", gab er mit philosophischer Ruhe zurück. „Das kommt vor. Es gibt eben Fälle, die ungelöst bleiben. Vielleicht — weil sie ungelöst bleiben sollen."

„Was ist das für ein Quatsch?" knurrte der Anwalt ärgerlich. „Was redest du da zusammen?"

Zum drittenmal zuckte Herr Potter die Achseln.

„Wir sind alle nur Menschen", sagte er.

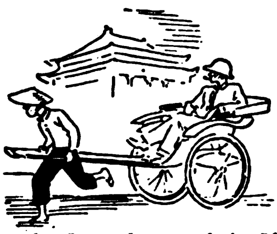


OPEL-WAGEN

№ 611747

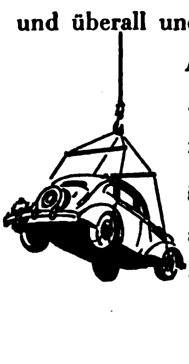
WIRD GEBAUT

Man wartet in Hong-kong



Der Wagen Nr. 611747 ist angesprungen und vom Transportband gelaufen. Aber noch ist Nr. 611747 nicht frei! Wieder beginnen die Kontrollen. Diesmal während der Fahrt auf der Versuchsstrecke, in den engen Haarnadelkurven – auf dem steilen Gefälle, bergauf und bergab — vorbei an der Schallmauer, die jedes Geräusch des Motors an das tausendfach geübte Ohr des Prüfers zurückwirft. Kontrollen, so hart, so vielfach, so unerbittlich, als ob 611747 ein besonderer wäre – und doch ist er es nicht. Aber – er trägt den Namen, der ihn zum besonderen macht, den Namen, der ihn verpflichtet: OPEL.

Dann endlich – dann ist 611747 wirklich frei. Dann geht er hinaus, irgend wohin, nach Nord-, Süd-, Ost- oder Westdeutschland, nach England, Holland oder Skandinavien, nach Südamerika, Ostasien oder Australien. Dort überall wartet man auf ihn, den Wagen 611747. Denn man kennt ihn, und man fährt mit ihm, und er arbeitet immer und überall unermüdlich und stark.



Auf Gebirgspässen und auf endlosen Straßen, im wüsten Streckengelände und auf dem glatten Asphalt großer Weltstädte.

Der
O P
des
Dar
har
sigk
wör
dan
der
das
Wis
ner
dar
zeu
tau
nac
fen
O

Einer wi

Verbinden Sie Ihre diesjährige Urlaubsreise mit dem Besuch der größten Automobilfabrik

WOLFGANG ZENKER:

Der ferne Hof

Glaube mir, Bruder, wenn ich Zeile an Zeile reihe, indem ich Dir schreibe, ist mir nicht so wohl, wie wenn ich hinter dem Pfluge gehe. Ich schriebe auch kürzer, wenn ich schon wieder die Glieder regen könnte. Aber noch liege ich da, fern von unserem Hof, in einem hellen Krankenhauszimmer, und kann nur gerade den rechten Arm wieder gebrauchen. Die Beine sind noch in Gips. Da ist mir das Schreiben willkommen. Die Zeilen sind mir wie die Furchen brauner Schollen, die der Pflug im hellen Stoppelfeld aufwirft, und die Bogen unbeschriebenen Papiers vor mir sind mir wie ein großer Acker, mit dem ich zu Ende kommen muß; sie rufen mich wie ein Brachland, und wenn ich müde werde, rufe ich meiner Hand zu wie sonst den Braunen vorm Pflug, wenn die Furche zu Ende ist und wir wenden: Hotte, tuiste, hoh! Dann geht es weiter, und ich werde den Acker zu Ende pflügen. Ja, das will ich, und es soll mir eine gute Müdigkeit davon in die Knochen kommen, daß ich schlafe und bald wieder zu einer rechtschaffenen Arbeit genese, als das Ackern auf dem weißen Papier ist. Und wenn es einmal holpert und die Furche nicht ganz gerade wird, dann mußt Du denken, daß eben noch Steine in meinem Acker liegen. Recht böse Brocken bisweilen. Aber ich wollte es gar nicht anders.

Nein, ich wollte es gar nicht anders, denn ich bin ein fröhlicher Mensch geworden. Gerade an den schweren Brocken. Bist Du es auch? Daß Du der alte gute Kerl geblieben bist, hat mir Dein Brief gesagt. Maria hat Dir ja gedankt in meinem Namen, denn erst wollte auch mein rechter Arm noch nicht. Ich habe nur den Kopf geschüttelt zu Deinem Vorschlag, und Maria hat mir dabei zugenickt und mich verstanden. Aber es hat mir seitdem auf der Seele gelegen, Dir meine Ablehnung in einem richtigen langen Briefe zu begründen. Denn Du sollst nicht gekränkt sein und mich so gut verstehen wie früher, eh Du über das große Wasser gingst und wir die halbe Nacht in unsrer Giebelkammer vom Leben und von Gott und allen unseren Gedanken sprachen. Du meinst in Deinem Brief, ich würde wohl nach meinem Unfall so viel von der Versicherung bekommen, daß es zur Überfahrt und für den Anfang langte, und Du würdest mir, bei Deinem Weizenmakler einen job verschaffen, bei dem ich schätzungsweise fünfmal soviel verdiente als mit meiner „Farm". Das hat Maria also für uns beide abgelehnt, und ich will nur gleich dazu sagen, daß ich mit meiner „Farm", wie Du es nennst, noch viel weniger verdiene, als Du geschätzt hast. Ich bin über die Ausdrücke „job" und „Farm" und „verdienen" in Deinem Briefe sogar etwas erschrocken. Hat Dich das fremde Land schon so tief in sein Denken eingesponnen? Siehst Du, deshalb muß ich Dir vor allem schreiben. Deshalb rufen mich die Bogen wie ein Acker, der zu lange brach lag, und ich muß Dein Herz aufpflügen, daß es wieder lebendig und fruchtbar wird.

Weißt Du, was ich auf meinem Hof verdiene? Das ewige Leben. Es ist lange her, daß so ein Wort zwischen uns gefallen ist. Aber so weit müssen wir zurück mit unseren Gedanken, daß Du mich verstehst. Weißt Du noch, es waren die letzten Ferien daheim im Forsthaus. Du warst gerade mit der Handelsschule fertig, und ich fuhr immer von daheim aus nach der Landwirtschaftsschule. Mir war es nicht aufgefallen, aber Du begannst gleich in der ersten Nacht nach Deiner Heimkehr davon: „Was ist mit Vater?" Ja, unser Vater war verändert und vergrämt, er strahlte nicht mehr das frohe Behagen aus, das uns alle getragen hatte, das uns das Gefühl gab: Was ist unser Vater für ein starker, sicherer Mann. Jetzt führte er manchmal Reden, er gehöre zum alten Eisen, sei zu nichts mehr nütze, und als Du ihn trösten wolltest, wie schön er's haben werde im Ruhestand, Auskommen und Bequemlichkeit und alle Unterhaltung, die die Stadt ihm biete, da blieb er an der Grenze unseres Kleeackers stehen und zeigte auf den uralten Bauern Schröder, der gebückt über sein Feld ging und Steine in einen Korb las, und unser Vater sagte mit einem Seufzer: „Den beneide ich!" Und dann sprach er vom Großvater, den wir nicht mehr gekannt haben; er war Verwalter auf dem Rittergut, und als er sich zur Ruhe setzen mußte, starb er. Da verstanden wir, daß Vater den nahen Abschied von Wald und Heimat fürchtete, denen ein Menschenleben lang seine Arbeit und seine Gedanken gegolten hatten, und daß er sich ärmer dünkte als der alte Schröder, der bei seinem Sohn ein ärmliches Auszüglerstübchen hatte und Steine vom Felde auflas. Aber vom eignen Acker! Er sprach dann manchmal vom Tode und von seinem Vater. Zwischen uns beiden aber stand dann in unseren nächtlichen Gesprächen in der Giebelkammer eine Schicksalsfrage auf: Ist das unser Los, wie der Vater und der Großvater am Ende unseres Lebens schwermütig und ohne Trost zu sein? Ich sah es doch an den Tieren, wie sich Art und Wesen durch viele Geschlechterketten fortvererben, mein Herz sträubte sich dagegen, aber mein Denken zeigte mir, daß ich nicht aus der Reihe könne, daß ich genau so sein würde wie mein Vater und der Ahn. Du meintest, daß Du Dir Dein eignes Leben, anders und erfolgreicher, zimmern würdest, als Deine Vorfahren. „Und dann?" fragte ich. Da kamen wir auf die letzten Dinge, sprachen von Tod und Ewigkeit, und da wir einander nicht zu belügen pflegten, gestanden wir uns ein, daß wir den Glauben beide längst nicht mehr hatten, den uns unser guter alter Pfarrer einst vorgetragen, ja, mit seinem heitermilden Wesen vorgelebt. Wir wußten nicht weiter. Vor der Herzensnot unsres Vaters und vor unsern letzten Fragen hielt der Kinderglaube nicht stand. Und das Ende unsrer Gespräche war nur das Eingeständnis der Ohnmacht unsres Denkens und unsrer Herzen. Wir waren stolz auf unsre Ehrlichkeit. Später vermieden wir, davon zu sprechen. Du gingst hinüber Vater starb. Ich lauerte als Gutssekretär auf eine kleine Verwalterstelle, denn zum Pachten eignen Landes langte es nicht. Ich wußte, daß ich viele Jahre sparen müßte, ehe es so weit war. Maria wollte warten. Damals war ich oft voller Bitterkeit, wenn ich mir ausmalte, daß ich auch erst, wie der Vater schon, im vierten Lebensjahrzehnt zu einem eigenen Hausstand kommen sollte. Ich mußte wieder viel an Vater und seine letzten Lebensjahre denken. Ja, Bruder, damals suchte ich brennenden Herzens von neuem nach dem Sinn des Lebens. Nicht mehr mit Denken und mit Nachtgesprächen. Ich wollte kämpfen gegen die Sinnlosigkeit des Daseins. Ich entdeckte tief in mir, daß ich doch nicht ohne Glauben war. Nämlich, daß Gott, den wir nicht kennen und den wir mit jedem Bilde, das wir uns von ihm machen, nur verkleinern und verfälschen, daß Gott da ist und will. Ja, daß sein Wille beständig wirkt und in uns ist. Ich ging mit Maria abends am Waldrand lang, im ersten Jahr unsrer Verlobungszeit. Da lag ein Kind in einem alten Kinderwagen, die Mutter suchte wohl im Walde Beeren. Das Kind lachte Maria an aus seinen großen blauen Augen und strampelte und griff vergnügt nach seinem großen Zeh. Da sah mich Maria an, ganz ernst und feierlich, und als wir weitergingen, fiel mir das ein, was ich vorhin schrieb. An diesem Tage, als noch ein unabsehbarer Brautstand vor uns lag, wußten wir schon beide: Unser Kind ist Gottes Wille Wir sprachen nicht davon. Erst als wir schon den Buben hatten, hat Maria mir gesagt, daß ihr's damals am Waldrand ging wie mir. Wir sprachen aber an dem Tage von dem Hof, den wir einst haben wollten, und weil es noch so aussichtslos war und noch so weit in der Zukunft lag, nannte ihn Maria „den fernen Hof". Jetzt aber heißt er wirklich so, denn er liegt weit vom alten Dorf, wie ein Vorposten vorgeschoben, und auch die andern sagen nun: „Der ferne Hof."

Bald nach der Wanderung am Waldrand kam der Tag, an dem wir gemeinsam den Mann erlebten und hörten, den wir nun alle in einem viel tieferen Sinn den Führer nennen, als Ihr drüben Euch vorstellen könnt. Er sprach das aus, was uns als Ahnung und Streben auch im Blute lag, er zeigte uns den Weg, nach dem wir im Dunkel suchten, und pflanzte die Fahne vor uns auf, der wir nun folgen, weil unser Gewissen und Herz ihm ja sagt, nicht nur unser Denken: Gott will, daß Menschen unsrer Art auf Erden leben und seinen Willen tun. Und wir wollen es nun klarer und bewußter, als es jeder einzelne je wollen konnte, wir wollen es mit gutem Gewissen vor Zeit und Ewigkeit. Die Klarheit dieses Wollens hat den Sieg gebracht, viel eher als wir dachten, und das Einzelschicksal, das Maria und ich zusammen trugen, das wurde mit unserm Willen von dem großen Wollen der Seele unsres Volkes mitgeformt, so bald und gut, wie es ein klarer und fester Wille vermag, der Größeres als nur das Seine will.

Vor dem Siege war der Boden bei uns eine Ware, die für mich zu teuer war. Jetzt ist der Boden keine Ware mehr. Dem Bauern, dem der Gläubiger und Händler vor kurzem noch mit Pfändung drohen konnte, ist der Hof zu Erb und Eigen zugeschrieben, und die Bedingung dabei ist nur die: daß er von guten Eltern und Ahnen ist, und selbst in seiner Haltung an Leib und Seele des Bodens seiner Väter wert. Und soweit die Enge unserer Grenzen zuläßt, ist auch für neue Bauernstellen Raum geschaffen. Brachland und Moore werden neu erschlossen, am Meer wird Land den Watten abgewonnen, im Osten sind aus ungenutzten Teilen von Riesengütern Hofstellen eingerichtet, und der Erwerb ist unter allen Dingen am wenigsten vom Geld des Siedlers abhängig. Doch daß er und seine Frau gesund sind, aus guter und gesunder Sippe, und daß sie die Bauernarbeit verstehen, besser noch, im Blute haben, das ist Bedingung. Sieh, so kam ich zu meinem Hof. Und es macht mir nichts aus, daß ich hart schaffen muß, um ihn allmählich ganz schuldenfrei zu machen. Vielleicht gelingt es erst meinen Kindern oder Enkeln; aber ist es nicht ein wundervolles Wissen, daß ich und meine Kinder oder Enkel nie um Geldes willen meinen Hof verlieren können? Wenn nur keiner an Leib und Seele je des Hofes unwert ist, dann ist er uns für immer zugeschrieben. Mit allem Geld der Welt ist nirgends sonst so hohes Recht zu kaufen. Verstehst Du, Bruder, daß ein Bauer, wie ich einer geworden bin, mit vielen tausend Dollars nicht mehr zu verlocken ist? Ich sagte, daß ich mir auf meinem Hof die Ewigkeit verdiene. Ja, so ist das. Wenn ich hinterm Pfluge gehe, dann bin das gar nicht ich, der Oberförsterssohn und Gutsgehilfe von früher. Dann gehe ich, der Bauer, der seit Jahrhunderten die Furchen pflügte, dann macht es nichts mehr aus, daß ich an neunzig Jahre fort vom eigenen Acker war —, so lange ist es her, daß unsres Vaters Urgroßvater Bauer war —, nun bin ich wieder da und pflüge weiter, und alle Unrast und Düsterkeit, die in den Zwischenjahren Vater und Großvater am Ende ihres Lebens quälte, ist vergessen, ich gehe so bis in meine letzten gesunden Tage, und gebe Pflug und

Zügel an den Jungen, der jetzt noch unbeholfen hinter mir in der frischgepflügten Furche stolpert, und später gehe ich, in Fleisch und Blut, in meinem Sohn und Enkel übers Feld, und bin im Einklang mit mir selbst und mit dem Willen, der mich und meine Sippe und mein Volk auf Erden haben will. Nun mußt Du nicht denken, Bruder, daß alles leicht ist oder war. Sonst glaubst Du noch, ich sei ein Schwärmer und lächelst hinter Deinem Dollar-Schreibtisch Dein spöttisches Lächeln, für das ich Dir schon vor fünfzehn Jahren einmal eine herunterhauen wollte, wobei ich dank Deiner Geschicklichkeit mit der Hand in die Glasschranktüre fuhr. Also halte mich einstweilen für was Du willst, Du wirst schon im Laufe des Briefes noch erfahren, warum ich Dir von diesen sonst nie ausgesprochenen Dingen erzähle. Einstweilen aber muß ich immer weiterschreiben, denn sonst komme ich nicht über die nächsten Stunden weg. Heute oder morgen wird der Gipsverband gelöst — und dann erfahre ich erst, ob ich wieder gehen kann.

Jemals wieder gehen. Verstehst Du, was das für m heißt? Vor einer Stunde kommt der Professor ni Ich wollte, ich hätte die Zuversicht aus meiner V lobungszeit.

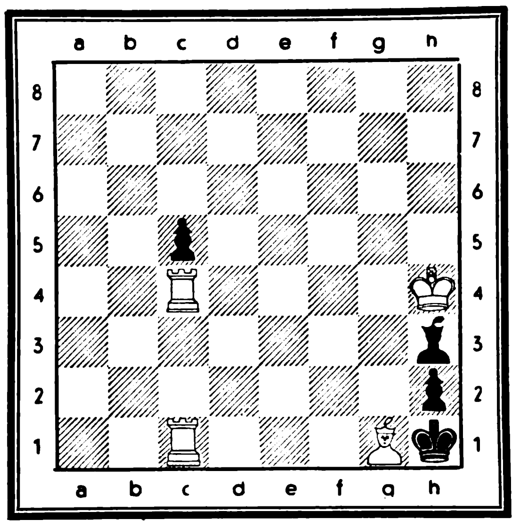
Es war gar nicht so leicht, das alles. Wir haben n mals Rastezeit. Erst einmal, wenn wir alt sind und Bern den Hof hat. Dann vielleicht. Für Maria, die der Stadt aufgewachsen ist, war alles noch viel schr rer, trotz Vorbereitungszeit und Schulung. Ich möc wissen, wie sie es jetzt schafft. Unser Nachbar ist vorigen Jahr in den Auszug gegangen, das ist k Neusiedler, ein alteingesessener Bauer, der will Ma etwas zur Hand gehen. Wäre der Hof nur nicht fern von hier. Sie haben mich erst mit dem Wagen e Stunde bis zur Kleinbahn fahren müssen, dann z Stunden bis zur Schnellzugsstrecke, und noch einm bis hierher eine Stunde. Aber sie sagen, das ist d größte Krankenhaus in der Provinz, und hier könn sie am ersten noch so schwere Brüche heilen A

Schach-Beobachter

Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe (Urdruck)

Von Th. Siers, Marburg a. d. L.
Schwarz: Kh1, Lh3, Bc5, h2 (4)



Weiß: Kh4, Tc1, Tc4, Lg1 (4)
Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 29

Zweizüger von W. Palmer, Crostau.

Weiß: Kg4, Df5, Td8, Th4, Lb8, Sd6, Se1, Bb4, d2, d3 (10).
Schwarz: Kd4, Tc5, Td5, Le6, Lh8, Sa4, Sg1, Ba6, e2, f4, f7 (11)

Schlüsselzug: 1. Kg4—h5!

Richtig gelöst: W. Fenchel, Gau-Odernheim; Dr. Münch, Bocholt; P. Schurig, Sebnitz; H. Schulz, Berlin-Neukölln; A. Hinrichs, Naumburg a. d. Saale; L. Hohensee, Berlin W; C. Ebert, Hamburg; H. u. E. Gießler, Philippsburg; R. Hofbauer, Berlin W; J. Sencar, Köln; M. Templin, Friedensstadt; O. Gothner, Goslar; M. Loch, Berlin N; A. Brückner, Stollberg; H. Rudloff, Güstrow; H. Merker, Jever; Ebeling, Potsdam; Dr. Mederle, Rockenhausen; M. Raila, Frankfurt a. M.; J. Herwig, Gotha; E. Mombaur, Solingen-Ohligs; R. Wöhrlin, Flörsheim; H. Schmidt, Feldafing; G. Wendorf, Greifenberg; H. Kolwitz, Berlin-Neukölln; K. Schmidt, Detmold; A. Köglmayr, Marnbach; Dr. Starke, Berlin-Charlottenburg; Dr. A. H. Küther, Münster; Prof. Polster, Nossen; P. Knörrchen, Berlin-Steglitz; M. Purdack, Hormersdorf (Probl. erscheint); L. Sinn, Krefeld; J. L. Pollach, Nürnberg; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; F. Ruckdeschel, Nürnberg; E. Brand, Plettenberg-Holthausen; D. Wilding, Sömmerda; J. Diehl, Oberschmitten; R. Weng, Königsberg; L. Ellner, Nürnberg; Dr. Schmidt, Neunkirchen; Dr. A. Hahn, Berlin N; G. Millington, Berlin-Dahlem; Dr. W. Krause, Hildesheim; P. Kämmer, Mainz; Dr. H. Wieder, Athen; H. Backer, Sornhüll; A. Wiegand, Lauscha; A. Hofmann, Chemnitz; H. Fuhlbrügge, Elsnig; O. Dehler, Bad Blankenburg; P. Schulz, Kussow; Erika Schupp, Wiesbaden; A. Seber, Trier; W. Andresen, Hamburg; G. F. Riedt, Istanbul; Dr. Röhrs, Berlin-Friedenau; M. Kimmes, Gaubischofsheim; H. Rahm, Bonn; G. Peipers, Eckardtsheim; L. Heim, Lauchheim; O. Hildebrandt, Hamburg; O. Behncke, Cuxhaven; C. Hülsenbeck, Düren; O. Jünke, Rhoda; Ch. Ellrich, Spangenberg; W. Böhme, Borna; F. Lichtenberg, Köln-Mülheim; R. Holzhäuser, Leipzig; H. Bielicke, Quolsdorf; Pfr. Klein, Setzingen; Ch. Ginader, Endorf; J. Schulhoff, Düsseldorf; K. Kannenberg, Remkersleben; Folge 28: Dr. Morell, Wiesbaden.

Einige Löserurteile: „Die Doppelschachs und Fesselungen sind sehr hübsch", Dr. M., B.; „Sehr schöne Varianten und Verstellungen", A. B., St.; „Sehr schöne Doppelmattbilder nebst hübscher Verstellung", Dr. St., B.-Ch.; „Brillante Fesselungs- und Entfesselungsartistik", H. K., B.-N.; „Ein König mit guten Nerven", Pr. P., N.; „Ein verblüffend wirkender, fabelhafter, lebensdurchpulster Zweizüger mit neun Mattmöglichkeiten", M. B., D.-H.; „Ein seltsamer Schlüsselzug", R. W., K.; „Ein origineller Königszug, verbunden mit einem mutigen Damenopfer", P. K., M.; „Sehr verführend" W. B., B., usw

Zur **Aufgabe in Folge 30** wünscht der Komponist die Versetzung des La8 nach b7.

Die Meisterschaft von Deutschland

errang der Münchener Gg. Kieninger (Köln) in Bad Oeynhausen unter 14 Teilnehmern mit 9½ Punkten. Sein Spiel erfreut die Herzen der Positionsspieler, besonders in der Verteidigung zeigt er überragendes Können.

Sizilianische Verteidigung

Weiß: Kieninger — Schwarz: Heinrich

Weiß	Schwarz	Weiß	Schwarz
1. e2—e4	c7—c5	8. d2—d4	Sb8—c6
2. Sg1—f3	Sg8—f6	9. d4×c5	Dd5×d1†[2]
3. Sb1—c3[1]	d7—d5	10. Ke1×d1	Ta8—d8†
4. Lf1—b5†	Lc8—d7	11. Kd1—e2	e7—e6
5. Lb5×d7†	Dd8×d7	12. Lc1—e3	Sc6—b4
6. e4×d5	Sf6×d5	13. Sf3—e1[3]	e6—e5[4]
7. Sc3×d5	Dd7×d5	14. f2—f3	a7—a5
15. a2—a3	Sb4—a6	20. Ta1—b1	Kd7—e6
16. Se1—d3	f7—f6	21. b4×a5	Sa6×c5
17. b2—b4	Td8—c8	22. Tb1—b6†	Ke6—f5[5]
18. c2—c4	Lf8—e7	23. g2—g4†	Kf5—g6
19. Th1—c1	Ke8—d7	24. Sd3×e5‡	

[1] Auch sehr gut ist hier 3. e4—e5 spielbar, und auf 3. . . ., Sd5; 4. Sc3 ist von seiten des Schwarzen 4. . . ., e7—e6 am besten.

[2] Schwarz tauscht die Dame in der irrigen Meinung, den c5-Bauern wieder zurückzuerobern und ein besseres Endspiel zu bekommen.

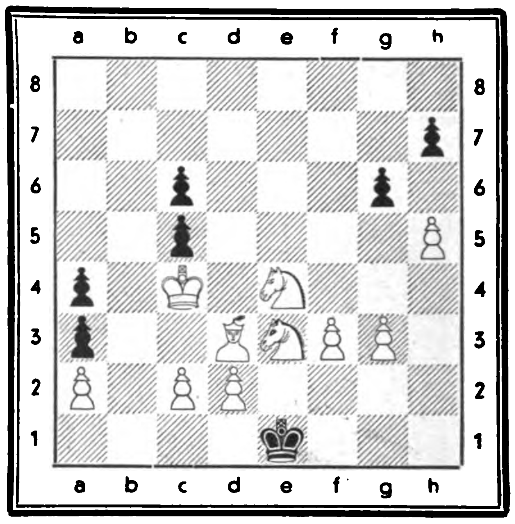
[3] Dieser ungewöhnliche Verteidigungszug rettet indirekt den Bauern c5!

[4] Droht nach e4 zu gehen, um dem Springer das Feld d3 zu nehmen.

[5] Nun geht gar der König in ein „Selbstmatt-Netz". Aber auch andere Königszüge retten die Partie nicht mehr. Es drohte L×c5 nebst T×b7.

Hübsches Tempospiel

Endspielstudie von K. Berlinghof, Karlsruhe
Schwarz: Ke1, Ba3, a4, c5, c6, g6, h7 (7).



Weiß: Kc4, Ld3, Se3, Se4, Ba2, c2, d2, f3, g3, h5 (10).
Weiß zieht und setzt in sieben Zügen matt.

Lösung:

1. h5—h6, g6—g5; 2. Ld3—f1, g5—g4; 3. Lf1—d3, g4×f3; 4. Ld3—f1, f3—f2; 5. Kc4—c3, c5—c4; 6. Se4—g5, c6—c5; 7. Sg5—f3‡!

HUMO

„Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie ich dieses Leben satt habe!“
„Mir geht's genau so, und mein Freund Egon hat auch die Nase voll —“
„Na, da haben wir ja wieder mal 'ne — famose Skatpartie zusammen!“

*

Lieschen, die mit ihren Eltern zur Pariser Weltausstellung fahren durfte, bekommt plötzlich Zahnschmerzen und muß zum Zahnarzt. „Mutti“, fragt sie vorsichtshalber, ehe sie in das Sprechzimmer gehen, „was heißt denn eigentlich ‚au!‘ auf französisch?“

*

„Der kleine Karl von Schmidt's drüben ist doch wirklich ein außergewöhnlich kluges Kind.“
„Ja, gewiß, der hat als Fünfjähriger schon für sich gesorgt und seinen Eltern keinen Pfennig mehr gekostet.“
„?“
„Na ja! — Durch seine klugen Fragen und Antworten, die sein Vater unter „Kindermund“ in den Zeitungen veröffentlichte.“

*

„Fritz, Mama hat es mir streng verboten! Wir sollen uns nicht mehr sehen!“
„Soll ich's Licht ausdrehen, Elli?“

*

„Nun, Gerda, wann willst du denn nun deinen Doktor heiraten?“
„Kommt gar nicht mehr in Frage! — Denk' dir nur, er hat gestern egalweg zu mir gesagt, ich wäre sein Idol! Ich bin doch kein Zahnputzmittel!“



„Ich bin ja nun wirklich gespannt, wann die endlich m
werden, daß ich hier bloß auf meine Kleine warte!?“

Zeichnung: Päcke.

ANEKDOTEN

Alles ist Einbildung.

Der französische Apotheker Coué, der eine Zeitlang durch seine autosuggestive Behandlungsmethode („Es geht mir von Tag zu Tag besser ...") von sich reden machte, hatte einmal in seiner Klinik einen schwerkranken Patienten. Vor der morgendlichen Visite fragte Coué die zuständige Schwester, wie es dem Kranken gehe, und erhielt zur Antwort: „Oh, es geht ihm sehr schlecht."

Ärgerlich blickte Coué die Schwester an und belehrte sie vorwurfsvoll: „Sie haben immer noch nicht begriffen, worauf es bei meiner Behandlungsmethode ankommt! Sie dürfen nicht sagen: es geht ihm schlecht. Höchstens: der Kranke glaubt noch, daß es ihm schlecht gehe!"

Am nächsten Morgen fragte Coué wiederum nach dem Zustand des Patienten. Inzwischen hatte die Schwester gelernt, wie sie sich zu verhalten habe. Mit fröhlichem Optimismus, ganz so, wie es Coué verlangte, erklärte sie:

„Ach, der Patient glaubt nun, daß er gestorben sei!" H. M.

Die Enttäuschung.

Der Dichter D'Annunzio handelte einst mit einem Antiquitätenhändler in Paris um ein kleines Madonnenbild eines süditalienischen Meisters. Lange konnten sie sich wegen des Preises nicht einigen. D'Annunzio bot zehntausend Francs, der Händler wollte fünfzehntausend. Plötzlich sah er den Dichter aufmerksam an und sagte dann ganz gerührt: „Weil Sie es sind, sollen Sie das Bild um zehntausend haben!"

D'Annunzio war glücklich über den Kauf, aber noch glücklicher darüber, weil dieses kleine Erlebnis ihm seinen Weltruhm von neuem bekundete.. Er zahlte und gab dem Händler die Anweisung, ihm das Bild ins Hotel nachzusenden. Und geht. — Plötzlich bemerkte er, daß der Händler ihm nachrannte

„Was gibt's?"

„Sie haben ganz vergessen, mir Ihren werten Namen anzugeben." Th. M.

Durchgesetzt.

Bismarck wohnte in seiner Frankfurter Zeit bei Leuten, die ihn nicht besonders zuvorkommend behandelten. Es war lästig für ihn, seinen Diener immer rufen zu müssen, wenn er ihn brauchte, er bat daher um eine Zimmerglocke. Der Wirt schlug ihm den Wunsch ab, da die Wohnung ohne Glocke gemietet worden sei. Neuanschaffungen seien Sache des Mieters.

Nach einigen Tagen ertönte aus Bismarcks Zimmer ein donnernder Pistolenschuß. Das ganze Haus lief entsetzt zusammen; der Wirt, voll Angst, es sei ein Unglück geschehen, stürzte zu Bismarck hinein. Dieser saß seelenruhig an seinem Schreibtisch und arbeitete. Eine Pistole, die noch rauchte, lag neben ihm auf dem Schreibtisch.

„Mein Gott, was ist geschehen?!", rief der Wirt mit verstörter Miene.

„Nichts", entgegnete Bismarck, „ich habe nur meinen Diener gerufen. Sie werden sich an dieses Geräusch gewöhnen müssen."

Noch am gleichen Tage erhielt Bismarck seine Zimmerglocke. H. B.

Wohlwollen.

Der „alte Heim", der volkstümlichste Arzt des alten Berlin (1747—1834) hatte schon von früher Zeit an ein gutes, fast väterliches Verhältnis zu seinen Bediensteten, namentlich zu den Kutschern, die ihn täglich zu seinen vielen Patienten fuhren. Sein Tagebuch meldet:

„Am 28. Oktober 1788 starb mein alter Kutscher Lampe, nachdem er einige Tage zuvor eine hohe Treppe heruntergefallen war.

Im letzten halben Jahre seines Lebens war er selten nüchtern. Ungeachtet dieses Fehlers war ich ihm wegen seiner Dienstfertigkeit, seiner Geschicklichkeit im Fahren und seiner großen Bekanntschaft mit der ganzen Stadt dennoch gewogen, und sein Tod ist mir sehr nahe gegangen.

Könnte es seinem Leichnam angenehm sein, so würde ich ihn noch — mit Branntwein waschen lassen ... P. E.

Paulrichard Hensel:

ABBRUCH

Das Haus ging mich nie etwas an. Es war eins von den vielen, an denen man täglich vorbeikommt, ohne sie anzusehen; sie bilden nur die Straßen, durch die man zur Arbeit und wieder nach Hause kommt, und hinterlassen keine Eindrücke, nicht einmal die Nummernreihen merkt man sich. So war es auch mit dem Haus, von dem ich erzählen will. Es stand schon immer da, aber ich sah es erst, als es mit ihm zu Ende ging; wie es ja auch meist bei den Menschen so ist, daß man von ihrem Leben erst spricht, wenn es vorbei ist.

Denn eines Tages war ein Bauzaun darum errichtet, und weil man nun auf schmalem Raum hart am Fahrdamm durch Staub und Schutt daran vorbei mußte, wurde man auf das Haus aufmerksam. Es hatte als linken Nachbarn das Verwaltungsgebäude eines Industriewerkes und als rechten einen imposanten Steinkasten mit hohen Fenstern und großzügig angelegten Balkonen, sah aber selbst auch durchaus nicht altersschwach aus. Aber hinter den Fenstern waren keine Gardinen und Blumen mehr, und nach ein paar Tagen waren auch keine Fensterrahmen mehr da — das Haus war zum Abbruch bestimmt. Ärgerlich zwängte ich mich jeden Tag an dem Zaun, den Wagen und den bepackten Arbeitern vorbei, immer eine dünne Schicht des roten Staubes mitnehmend, der aufwirbelte, wenn aus den oberen Stockwerken der Schutt durch schmale Schächte in die darunter haltenden Lastwagen polterte. Es ging flott vorwärts mit der Arbeit, schon war das Dach abgetragen, geschickt verwandelten schwindelfreie Männer die festen Mauern wieder in lose Ziegelsteine — und eines Tages bekam der Weg daran vorbei einen ganz neuen Inhalt.

Das Haus fing zu erzählen an. Der Blick in die Wohnungen wurde frei, man sah, wie groß ein Zimmer war, welche Tapete es hatte, und es tat im ersten Augenblick weh, zu sehen, wie etwas, das bisher als Eigenleben durch die Mauern von der Umwelt abgeschlossen war, jetzt schonungslos bloßgestellt wurde. Und unwillkürlich blieb man an der Haltestelle gegenüber dem Abbruch, an der man sonst gar nichts zu suchen hatte, stehen und lauschte auf die kleinen Geschichten, die die freigelegten Wände erzählten. —

Ein langes Leben war dort in dem grünen Zimmer zu Hause. Damals war es noch eine Vorortstraße mit vielen Baulücken, als die Zwei heirateten; es ging ihnen immer gut, ein Stück nach dem anderen wurde angeschafft, es gab Gesellschaften — es gab dann auch wohl Meinungsverschiedenheiten, Reibereien, aber es waren immer dieselben Wände da, die schließlich doch alles zusammenhielten, aus Gewohnheit und einem Gefühl des Geborgenseins, bis die Menschen alt wurden und es gar nicht spürten. —

In dem hellen Zimmer daneben las vielleicht ein Mädchen die ersten Liebesbriefe oder heimlich am Abend Bücher, die vom Glück anderer erzählten. Jetzt lebt es vielleicht in einem eigenen Heim mit Stahlmöbeln und Reformküche — eine junge Frau, die doch nie die heitere Unbeschwertheit in dem Jungmädchenzimmer vergessen kann. —

Man hat sich über die alte Dame darunter oft geärgert. War sie wirklich so schlimm? Eine ruhige Mieterin — und sonst? Wir haben alle Schwächen. Und sie hat keinem erzählt, wie schwer es ihr wurde, jetzt noch einmal die alten und gepflegten Möbel in fremde Räume schaffen zu lassen. —

Hier wohnte vielleicht einer, der sich mit Krankheit oder Sorgen herumschlug, der das Leben um sich vergaß und keinen Freund hatte als die vier verschwiegenen Wände — oder ein Mann, der, ehrgeizig und besessen, Melodien schuf, die in Tausenden Freude weckten. Und jenes andere Zimmer mit der grotesken Tapete — kann man sich nicht deutlich die schöne, lebenslustige Frau darin vorstellen, die den Raum mit Lachen, Frohsinn, Laune und Lärm zu füllen wußte?

Und immer wieder lösen sich neue Geschichten aus

RÄTSEL

Rösselsprung

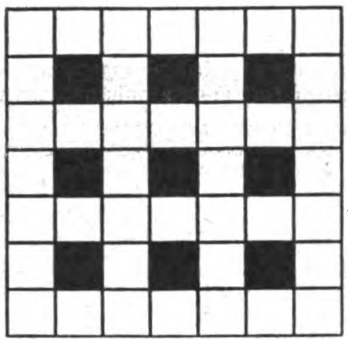
ist	an	ein	im	sei	macht
tier	wen	das	der	nur	mer
derd	die	man	selt	nur	ne
ge	werch	schaut	haut	der	ge
		schlau	dan		

Zahlenrätsel

1 2 5 7 3 — Erzählung
2 8 9 7 8 — südamerik. Gebirge
3 10 11 12 13 — Dichtart
4 2 11 12 14 — Strom in Ostturkestan
5 2 8 13 11 6 4 4 — Zahlungseinstellung
6 15 2 8 13 7 — absatzloser Schuh
6 3 10 14 15 12 2 9 7 — Sportfest
4 2 1 4 — Gewebe

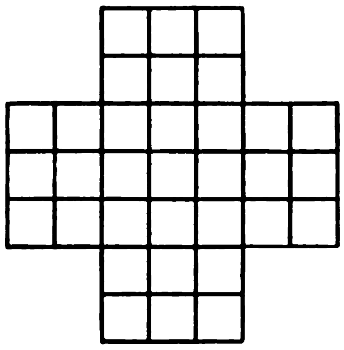
Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen ergeben ein Wasserfahrzeug.

Viereck



Die Buchstaben: a a a a a a b b e e e e e e e g h h i i k n n o o r r r r r s s t t u u ü ü werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Erkältungskrankheit, 2. türkische Insel, 3. männl. Vorname, 4. berittene Truppe.

Magisches Kreuz



Die Buchstaben: b b e e g g i i i i i i k k l l l n n o o o o r r s s t t t t t t werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1 kleiner Tropenvogel, 2. kurzer Dolch, 3. Wandteppich.

Silbenkreuz

1	2
3	4
5	6

1—2 geistliches Amtskleid, 1—3 griech. Philosophenschule, 2—4 Verkaufsraum, 2—6 Erquickung, 3 bis 2 Stadt in Südtirol, 3—5 türkischer Titel, 3—4 brit. Hafen in Arabien, 5—6 Geschenk

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Schabe, Richtung, Odessa, Alimente, Fischer, Henkel, Bernau, Heerschau, Rotunde, Sterlet, Sehnsucht, Hechtsprung, Tower, Gewissen, Leichter, Taucher, Flechse, Weinwirt, Stollen, Genua, Handhabe, Gesandter, munkeln, sind je 3 Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch von Schiller ergeben.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a — a — al — bad — ber — brun — cha — cho — de — de — di — din — en — esch — fi — ga — ge — gim — graph — ha — hil — im — in — la — le — le — mä — me — ment — ness — on — ost — pe — pe — pel — ra — ra — rat — rau — ree — rei — rent — ri — run — so — sper — ta — ta — te — tem — ter — u — um — ver — we sind 18 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben von oben nach unten gelesen, einen Sinnspruch und dessen Autor ergeben. ch = 1 Buchstabe.

1 .... 10 ....
2 .... 11 ....
3 .... 12 ....
4 .... 13 ....
5 .... 14 ....
6 .... 15 ....
7 .... 16 ....
8 .... 17 ....
9 .... 18 ....

1. Stadt in Britisch-Indien, 2. Schiffahrtsunternehmen, 3. Nibelungengestalt, 4. Hochtal i. d. Schweiz, 5. schott. Grafschaft, 6. Gemütsart, 7. röm. Kaiserreich, 8. europ. Hauptstadt, 9. Geschwindigkeitsmesser, 10. Vulkan in Armenien, 11. Hochland im ehem. Deut[…] Ostafrika, 12. Baumechse, 13. Singvogel, 14. Stadt [in] Mähren, 15. Stadt in Italien, 16. Fernschreiber, [17.] Stadt in Hessen-Nassau, 18. Raubvogel.

Verwandlungs-Rätsel

BACH

FELD — HAIN

BANK

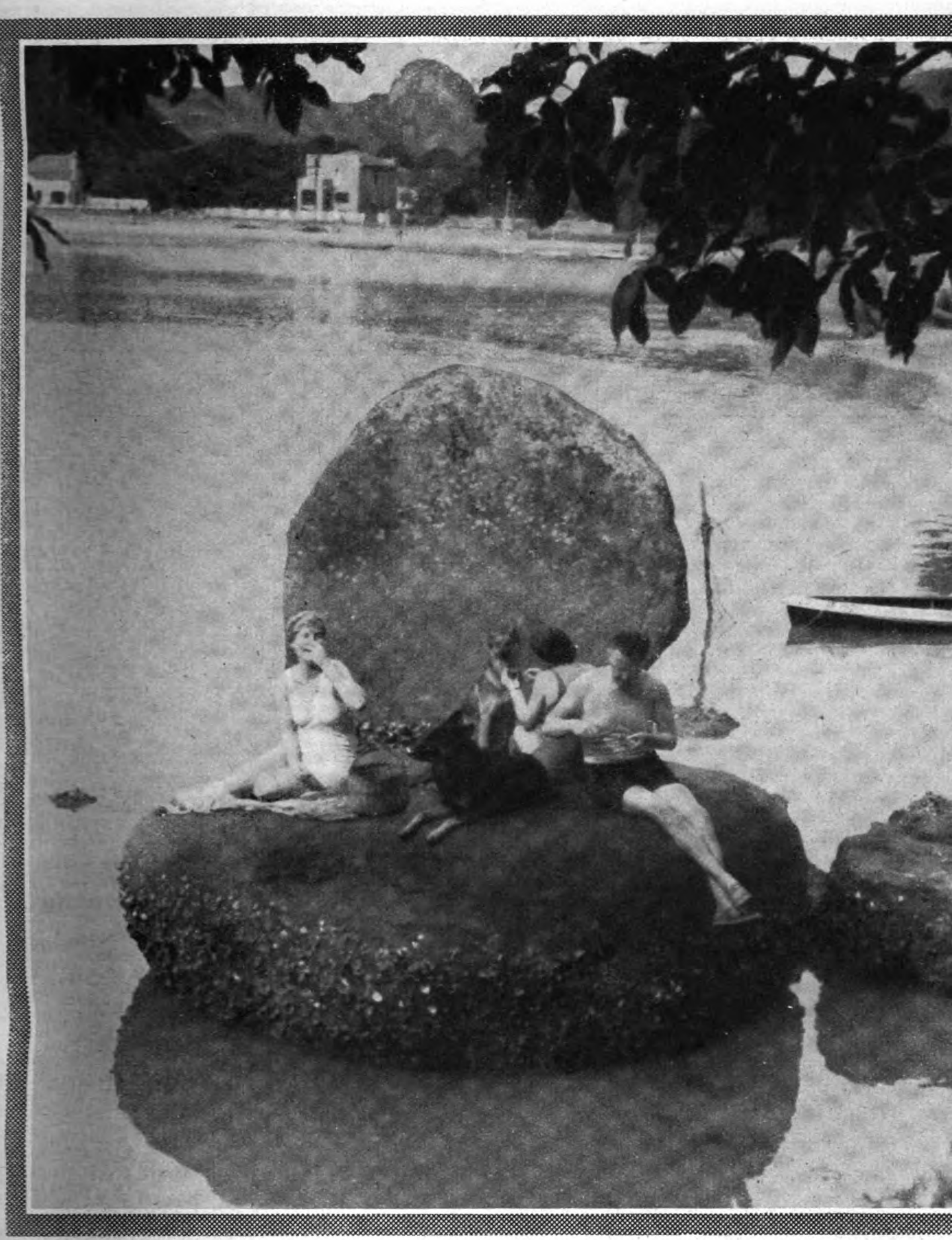
Durch stufenweises Ändern von je 1 Buchstaben sind aus dem Mittelwort die vie[r] Worte an de[n] Kreuzenden z[u] finden.

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. Männername, 4. afrikanisch[…] Titel, 7. friesische Nordseeinsel, 9. Opernhaus in Ma[…]land, 11. Milchprodukt, 13. Gartengerät, 14. Pap[…]geienart, 16. zeitlich begrenzt, 18. Wiederkäuer, [..] Farbe, 21. Klang, Schall, 23. Gewässer, 24. Zeich[en] für Barium, 25. Summierung, 26. ungebraucht, [..] Frauenname, 30. Münchener Maler, 32. Fluß [in] Rußland, 33. wie 23 waagrecht, 34. Männername, [..] elternlose Kinder, 38. Springquelle in vulk. Gebiete[n], 42. Gebirge in Südamerika, 43. bek. Heldentenor, [..] Stadt an der Thaya, 45. Nebenfluß der Weichsel.
Senkrecht: 1. Käseferment, 2. Straußenvog[el], 3. geographischer Punkt, 4. Titel, 5. englisches Bi[…] 6. wie 45 waagrecht, 8. Stadt in Litauen, 10. Sta[dt] in Italien, 12. ägyptischer Sonnengott, 13. Part[…]gliederung, 15. Farbe, 16. Rot, 17. Stadt in der Pr[…]



SPÄTLESE:
zuletzt geerntete Blätter
Der neue Mischungs-Typ!
RITTER
CIGARETTEN
10
SPÄTLESE O/M
10
MIT SPÄTLESE BEZEICHNEN WIR DIEJENIGEN TABAKBLÄTTER, DIE ZULETZT-AM SPÄTESTEN-GEERNTET WERDEN. DIESE WERTVOLLSTEN BLÄTTER DER GANZEN TABAKPFLANZE ERHALTEN ALSO AM LANGSTEN DIE REIFENDEN STRAHLEN DER SONNE DES ORIENTS. DAHER DER GESCHMACKS- UND AROMAREICHTUM DER CIGARETTE SPATLESE O/M
Fein-geschnitten
SPÄTLESE
4 ₰
ist daher so bekömmlich!



Unmittelbar an die Gar... seichtem Wa...



Au...

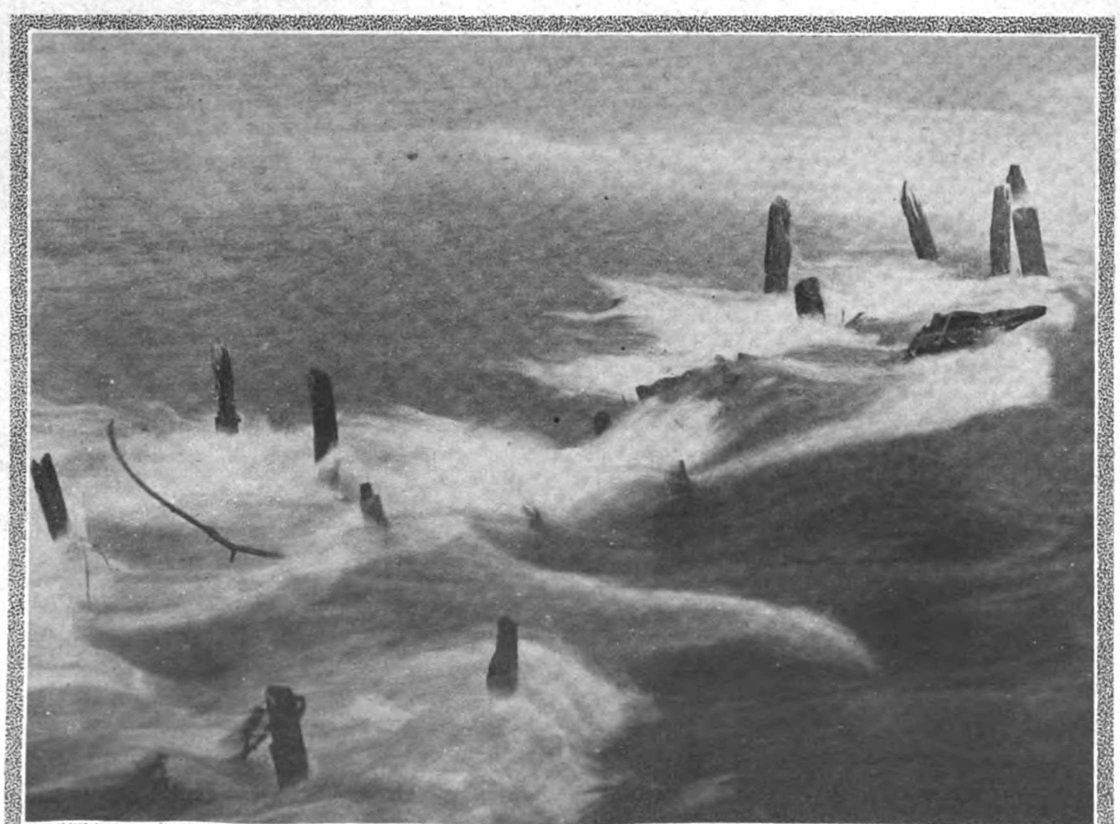
im e...

Victoria, die Hauptstadt des nordbrasilianischen Staates Espirito Santo, liegt auf einer riesigen Insel. Fast die ganze „Praira" (Strand) ist mit Villen bebaut. Das überall felsige Gestade bietet ausge-

Links: Mit Hammer und Meißel müssen die Austern von den Felsen abgeschlagen werden . . .;



Nach dem Regen.
Das Bild gibt eine typisch japanische Landschaft wieder, die von Regenwolken und niedergehendem Regen völlig verhängt ist.
Aufn.: Okomato Toyo.



JAPAN *photographiert* JAPANISCH

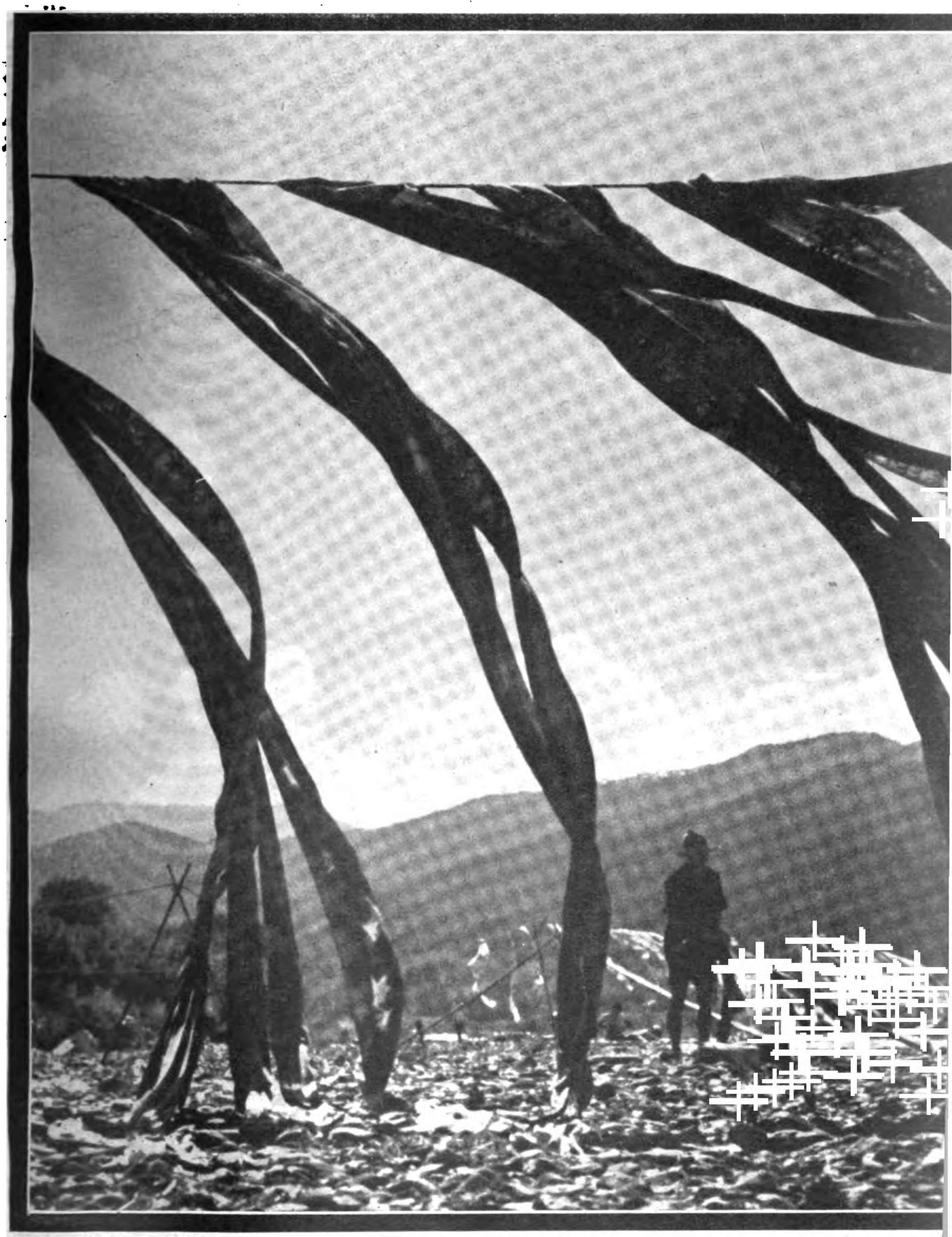
Links:
Hochwasser auf dem Uji-Fluß; eine Aufnahme von Inosuke Fokumoto; man hört förmlich das Aufzischen der gepeitschten Schaumkämme.

Die Werkzeuge der Lichtbildnerei sind neutral und starr; erst der Mensch mit lebendigem Sinn und Ästhetik zwingt sie unter seinen Willen. Wie das Auge ein Bild erfassen will, so fängt die Linse es ein und wirft es als unverlierbare Habe auf die Platte. Der Japaner will seinen Aufnahmen gleichsam Leben einhauchen; er zaubert in eine scheinbar eintönige Landschaft etwas hinein, was sie erst lebendig und beachtenswert macht.



Oben: Hund und Kinder.
Okamoto Tono, der Photograph dieser reizenden Aufnahme, ist dafür bekannt, daß er stets ohne Sonnenlicht arbeitet.

Rechts: Samurai im Festzug.
Diese photographische Leistung Suhura-Tochiros, die großem malerischem Können gleichkommt, fand auf einer Ausstellung höchste Anerkennung.



Aufnahme von dem Gelände einer Färberei in Ki
Der Photograph Kazuyoshi Nishikawa hat hier große bedruckte Stoffbänder aufgenomme

Indíos *spielen* Takwari

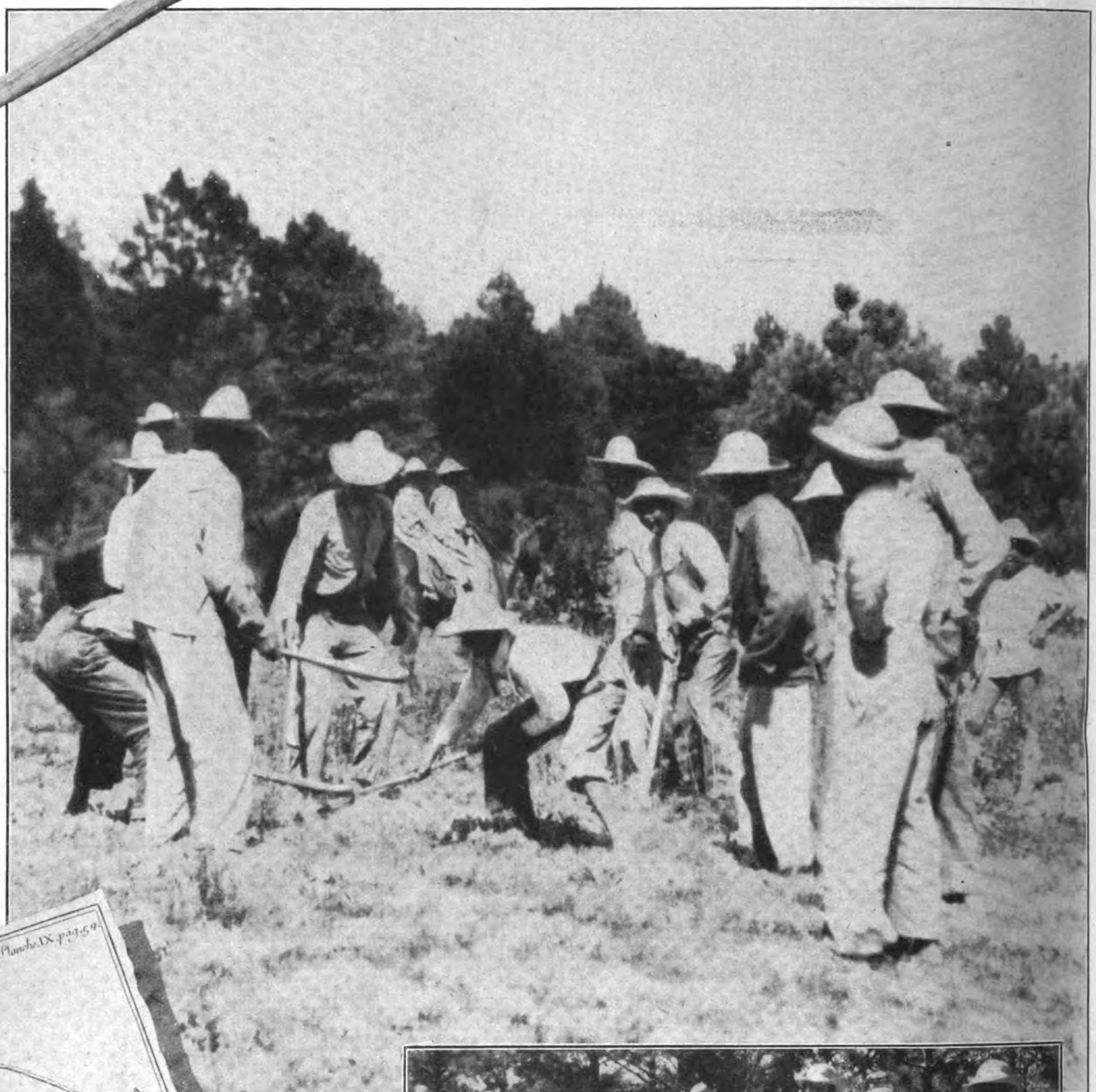


Mexiko ist die Heimat des Hokey, das von dort aus seinen Siegeszug nach Europa angetreten hat.

Takwari! Takwari! hallt es über eine weite, viereckige Lichtung, wo die gegnerischen Mannschaften in malerischen Gruppen lagern Die braunen, verwahrlosten Burschen sitzen über- und nebeneinander gedrängt; die seltsamste Tribüne, die man sich denken kann.

Mit einem gekrümmten, aus einem Ast geschnitzten Stock wird eine Holzkugel von 3 cm Durchmesser hochgetrieben und mit dem nächsten Schlage wie ein Schlagball durch die Luft befördert; die Kugel wird aus dem Holz der Eichenwurzel geschnitzt.

Aufnahmen: Neuhaus.



Oben: Takwari! Takwari! Mexikanische Indos beim Hokeyspiel.



Unten: Als die spanischen Konquistadoren Mexiko eroberten, fanden sie damals schon Indios beim Hockeyspiel.



Rechts: „Champions“, die Führer der Takwarimannschaften.

Verlag: Franz Eher Nachf., GmbH., München 22, Thierschstr. 11, Fernspr. 20647 u. 22131, zwisch. 12–2 Uhr 22134. Drahtanschr.: Eherverlag München. Bezug in Oesterreich durch jede Postanstalt zum Preise von monatl. 2.25 Sch., vierteljährlich 6.15 Sch., Einzelnummer d. Illustr. Beob. 40 Groschen. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Bern III 7205; Warschau 194121; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968; Den Haag 211846; Paris 190066; Brüssel 350797. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank u. Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße; Swiss Bank Corporation, West End Branch, 11c, Regent Street, Waterloo Place, London S. W. 1. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag; Schriftleitung München 13, Schellingstraße 39—41. Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. II. Vj. 1937: über 685000 Stck. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3. Für Herausgabe und Schriftleitung in Österreich verantwortlich: Dr. Walter Richter, Wien I, Eßlinggasse 5
[A B C D E F]

akwar





ünchen. Bezug in Oesterreich durch jede Postanstalt zum
921; Prag 77 303; Bern III 7205; Warschau 194121;
nale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank,
Maximilianstraße; Swiss Bank Corporation, West End Branch
nchen 13, Schellingstraße 39—41. Fernruf 20755 und
h für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München,
rnimmt die Schriftleitung keine Verantwortung.
ung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des
ng in Österreich verantwortlich: Dr. Walter Richter, Wien
many.



Die Feier des 700. Geburtstages der Reichshauptstadt: Ganz Berlin will den historischen Festzug sehen. Die Spitze des Zuges passiert das Brandenburger Tor.

Aufn. Bittner



Oberbürgermeister und Stadtpräsident Dr. Lippert leitete die Reihe der festlichen Veranstaltungen mit der Eröffnung der Freigeländeschau am Funkturm ein.
Aufn. Bittner





Ein guter Bekannter aus verflossener Zeit: Der „Blaue“ darf im Festzug nicht fehlen.
Aufn. Dähn



Links: 20000 Brieftauben aus allen deutschen Gauen starteten zu Beginn der Festwoche mit den Grüßen des Berliner Oberbürgermeisters zum Flug in ihre Heimatsorte.
Aufn. Bittner

Rechts: Die feierliche Eröffnungssitzung im Berliner Rathaus. Dr. Lippert spricht zu der Festversammlung. In der ersten Reihe: Der Berliner Gauleiter Dr. Goebbels.
Aufn. Möbius









Ein guter Bekannter aus ver[...]
Zeit: Der „Blaue“ darf im [...]
nicht fehlen.

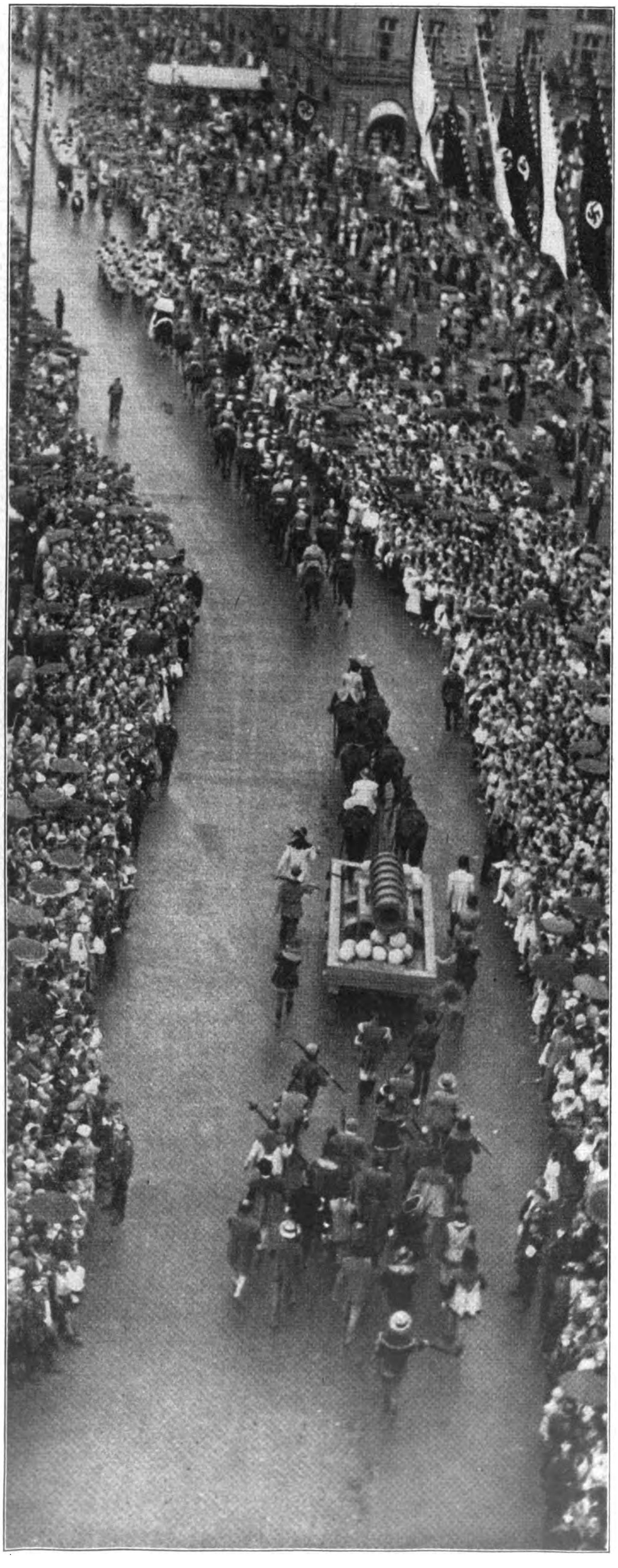




Unter dem Funkturm ein graziöser Reigen: Berliner
In immer wechselnden Kostümen boten sich den Zuschauern Tanzbilder aus



Die erste in Deutschland gebaute Lokomotive (zwei Jahre fehlen noch, dann ist sie hunde



Achtung, die „Faule Grete" kommt! Das war die als „Mauerbrecher" bekannte Kanone, die Burggraf Friedrich von Nürnberg, der erste Hohenzoller, mit in die Mark brachte, und die ihm in seinen Kämpfen mit den Quitzows wertvolle Dienste leistete. *Aufn. Bittner*



Die besten Plätze sind oben!
Hier zeigt es sich, wer klettern kann.
Aufn. Bittner



Ein Wagen aus dem Festzuge: Rokoko.
Aufn. Möbius



Eine volkstümliche Gestalt aus dem alten Berlin: Der Schusterjunge.
Aufn. Atlantic

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig

12. JAHRGAN

IB Illustri[erter] Be[obachter]

VERLAG FRAN



Vor dem Reichsparteitag 1

Der Führer bei einer Besichtigungsfahrt durch das Partei

Aufnahme: Harren.



BDM.-Mädel aus der westfälischen Industriestadt Bottrop statteten dem Führer im „Deutschen Hof" zu Nürnberg einen Besuch ab.



Während seines mehrtägigen Besuches auf Sizilien fuhr der italienische Regierungschef auch in die Schwefelgruben von Grottocalda ein.



Rechts: 150 000 Volksgenossen vor dem Dom zu Speyer bekunden machtvoll, daß ihr Glaube zu Deutschland steht.

Aufnahmen: Gerspach (1), Weltbild (1), Photo-Harren (1).

„NAHKAMPF AUF DER SCHLOSSBRÜCKE"

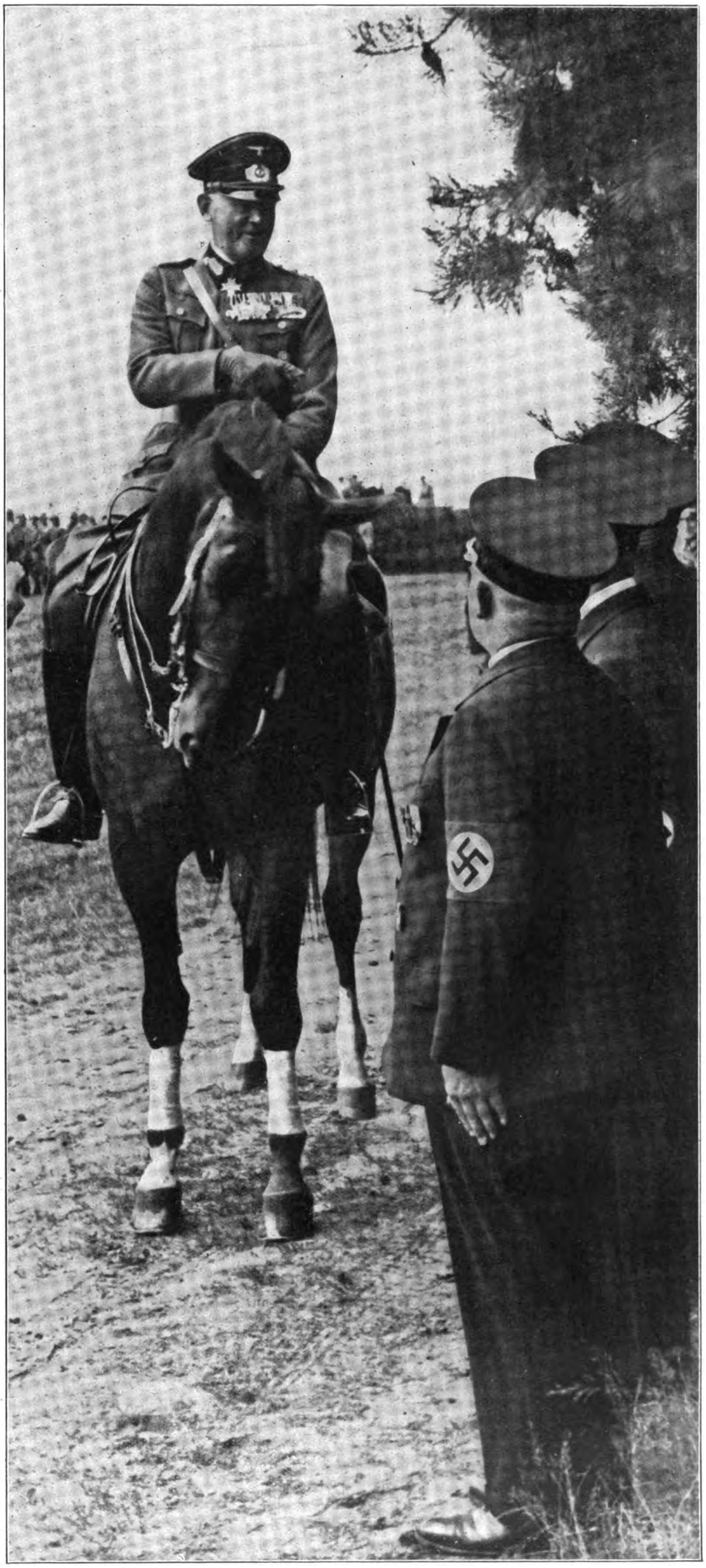


Pankgrafen stürmen Berlin.
Im Rahmen der 700-Jahr-Feier wurde die Erstürmung Berlins durch die Pankgrafen dargestellt, die der Reichshauptstadt erbitterte Fehde angesagt hatten.



Der japanische Jugendführer Graf Fhutara schreitet nach seiner Ankunft in Bremen gemeinsam mit dem Reichsjugendführer die Front des Ehrensturms der SS ab.

Aufnahmen: Weltbild. Frege. Hauschild



Der Führer ernannte den Reichskriegsminister anläßlich seines 40jährigen Militärjubiläums zum Chef des Infanterieregiments 73.
Der Generalfeldmarschall im Gespräch mit alten Kriegskameraden.

Arbeitsdienst baute die







Das im Sprottebruch neu entstandene Dorf Hierlshagen, von Arbeitsdienstmännern als neues Kulturland dem Boden in dreieinhalbjähriger Arbeit abgerungen, konnte den Neusiedlern übergeben werden Die Aufnahmen zeigen die Landjugend bei der Einweihung des jüngsten Dorfes Deutschlands

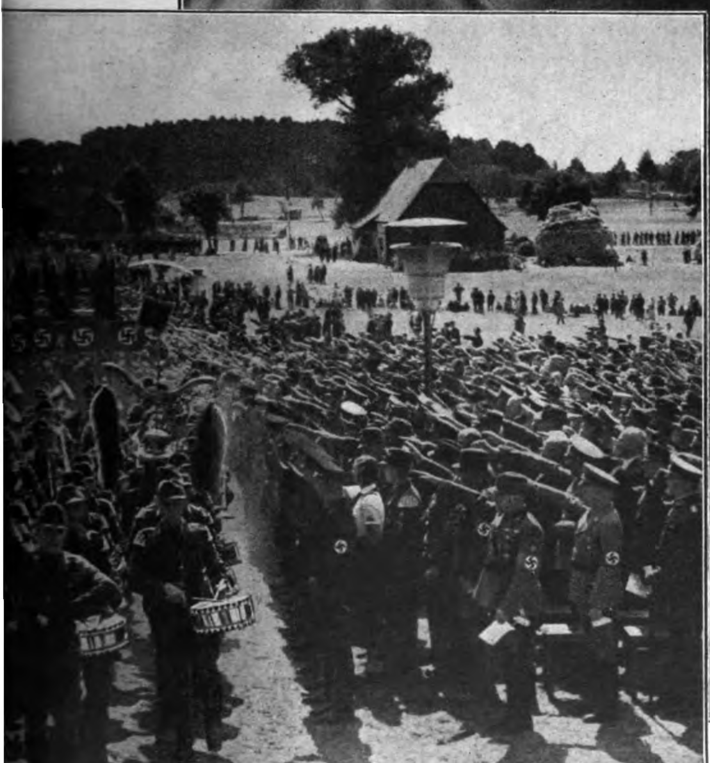


Zu den Feierlichkeiten des jüngste
eingefunden, um der Kundgebun

Dorfsiedlung Hierlshagen

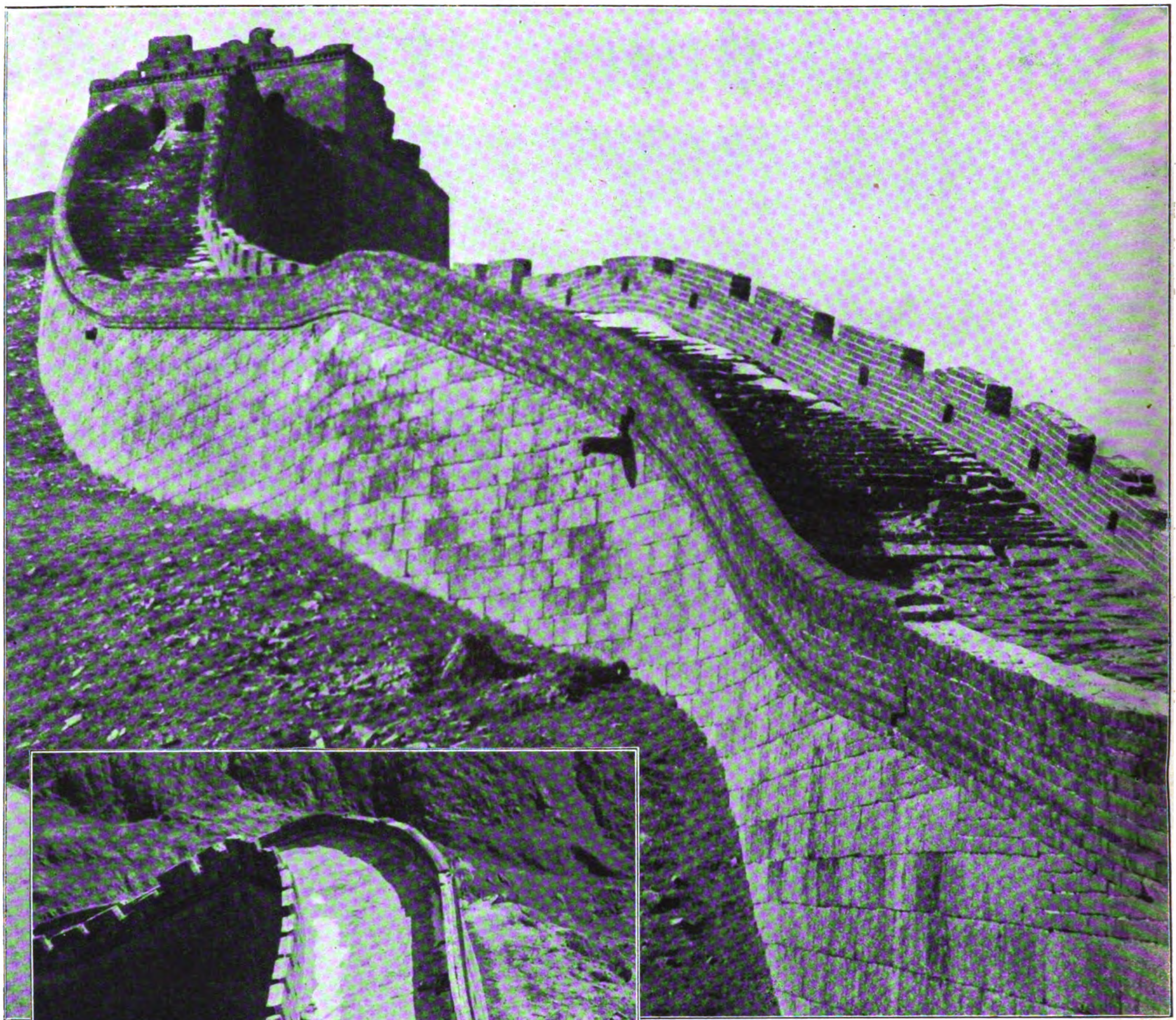


Reichsarbeitsführer Hierl mit seinem Patenkind, das als erstes-Siedlerkind in dem vom Arbeitsdienst kultivierten Sprottebruch zur Welt kam.



[...]eutschen Bauerndorfes hatten sich 20 000 Volksgenossen [...]en Ausdruck des Gemeinschaftsgedankens zu verleihen.

Aufnahmen: Bittner (4), Weltbild (1).



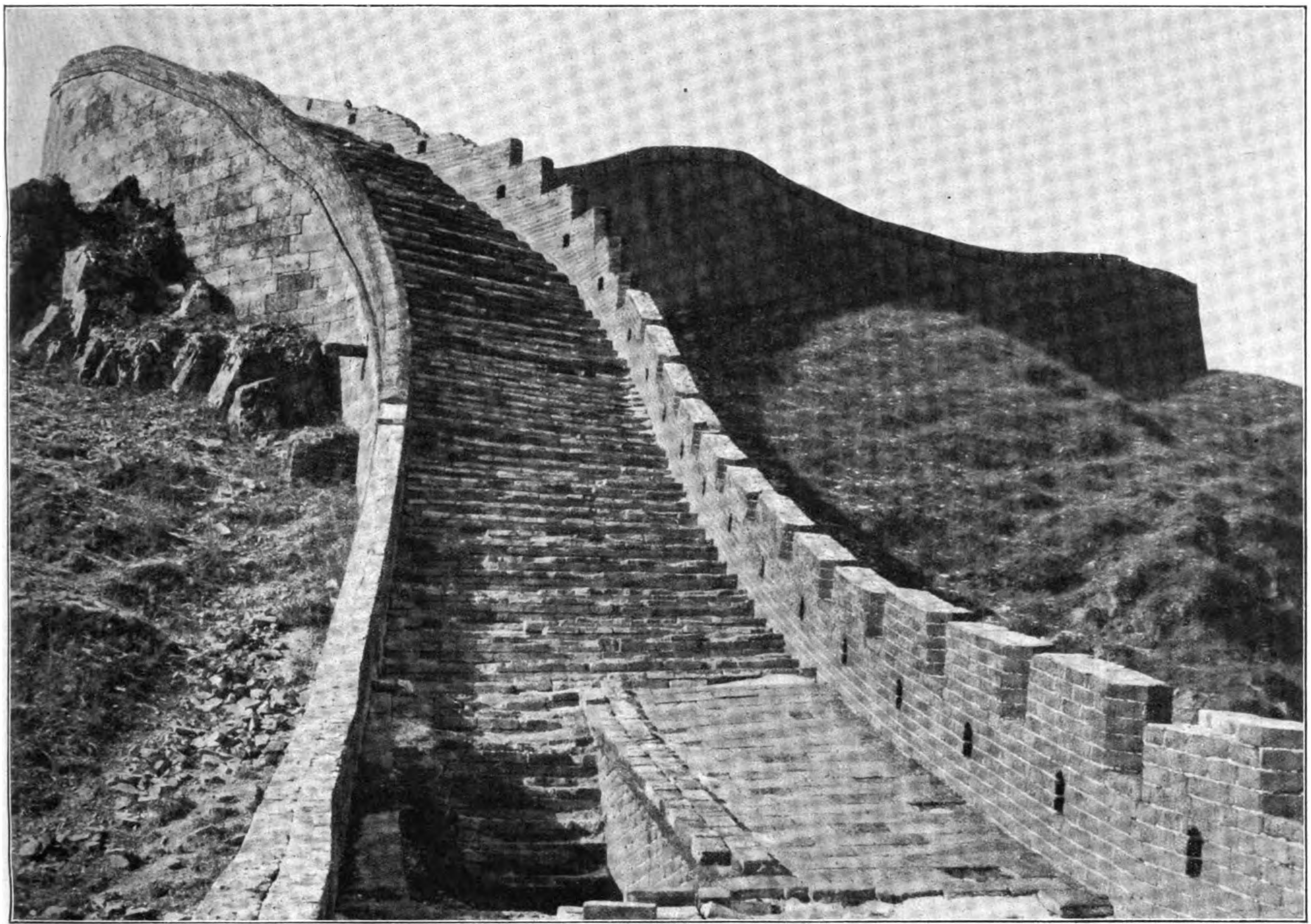
In kühnen Windungen über Höhen und Tal paßt sich das gewaltige Steinwerk dem Boden an.

Sämtliche Aufnahmen: Atlantic-Photo.



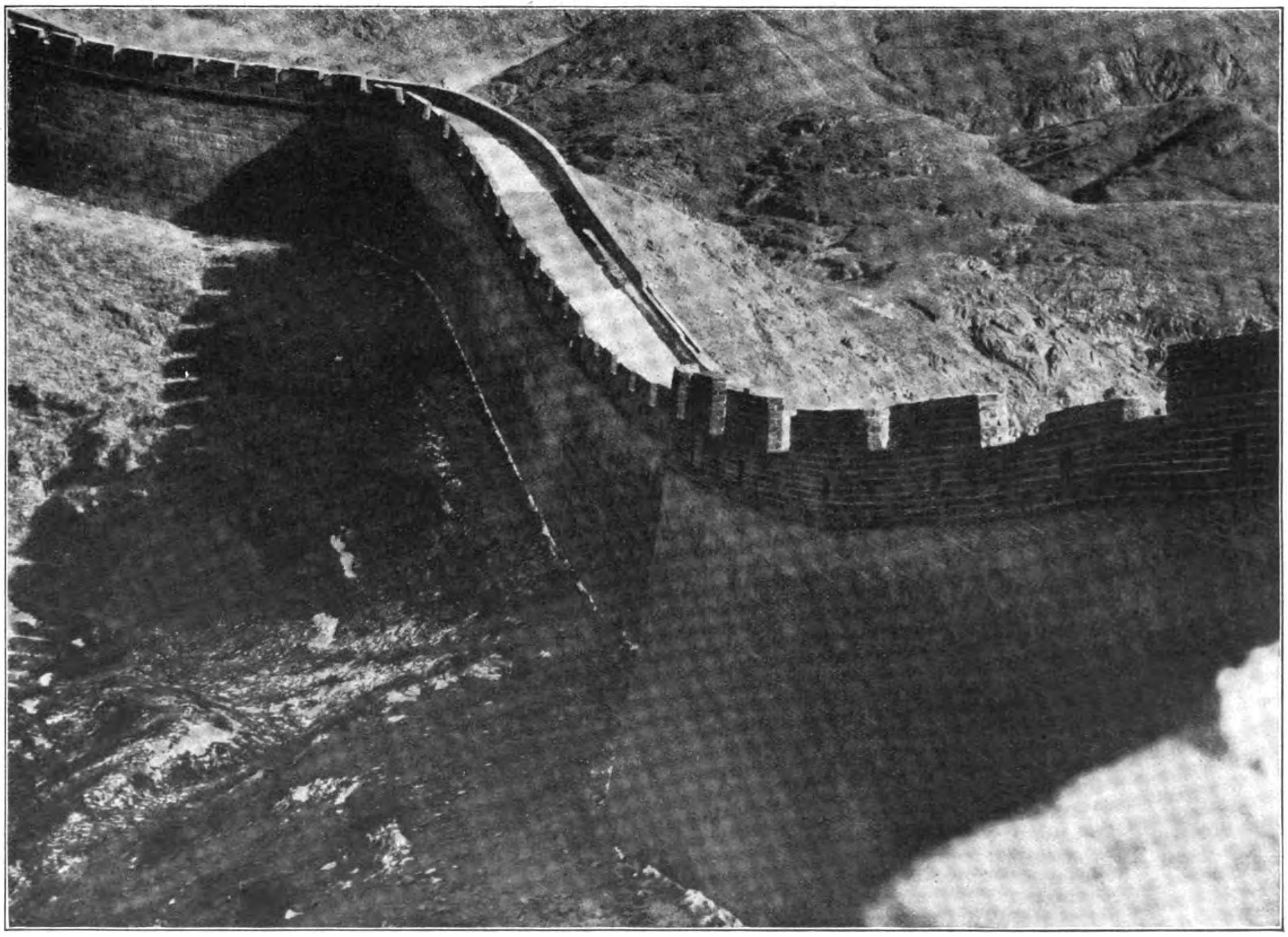
Mit Einschluß der 1,50 m hohen Brustwehren ist die Mauer rund 16 m hoch.

Die größte Mauer der Welt



Einförmigkeit fast ins Endlose gesteigert.
Der 5 m breite Wehrgang wird nur hin und wieder durch Türme unterbrochen.

Die Chinesische Mauer, ein an der früheren Nordgrenze Chinas gegen die Mongolen errichteter Grenzwall, ist etwa 3000 km lang und das gewaltigste Verteidigungswerk der Erde. Die Mauer besteht an vielen Stellen aus gestampftem Lehm, hat Brustwehr, Wehrgang und in Abständen zweistöckige Türme und stark befestigte Tore. Die Chinesische Mauer, 1368—1644 errichtet, hat jahrhundertelang Chinas seßhafte Kultur vor den nomadischen Barbarenvölkern behütet, ist aber heute ohne besondere strategische Bedeutung, wenn auch die Tore, besonders im Nordwesten von Peiping, stark befestigt sind.



Rechts:
Die Höhe ist dem Gelände angepaßt, in den Schluchten ist die Mauer höher als auf den Hügeln



Keine Bergarbeiter, sondern Arbeitslose, die in einem Müllhaufen nach Lumpen, Blech und Heizmaterial suchen und aus dem Erlös ihren Lebensunterhalt bestreiten; wenn sie Glück haben, können sie es auf 50 Pfennig Tagesverdienst bringen.

Aufnahmen: Oskar Millbach.

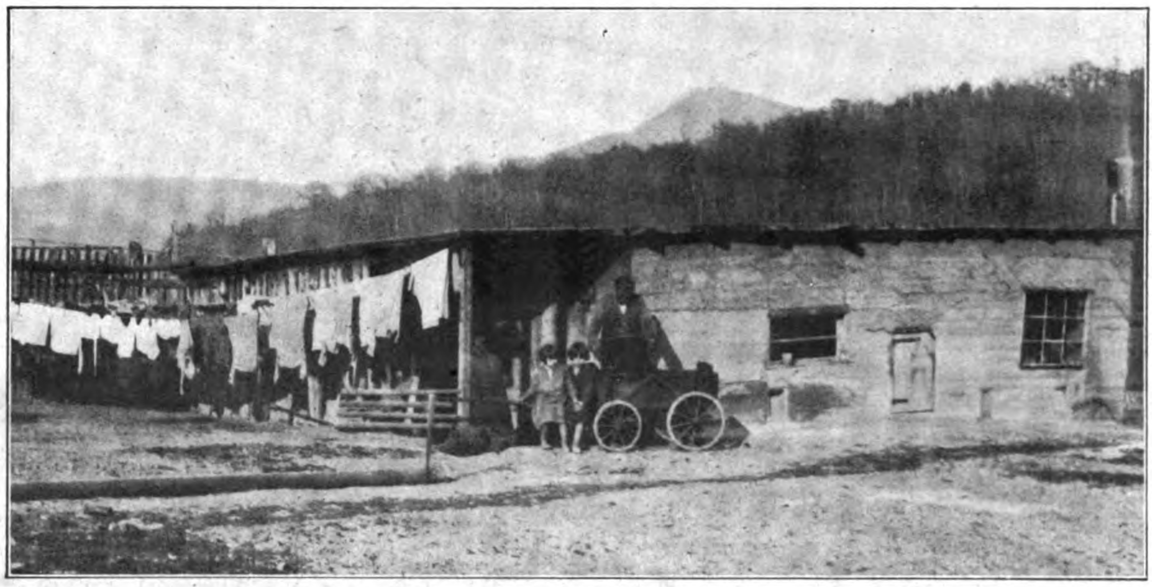


Links: Dieser Mann, seit 5 Jahren arbeitslos, bekommt wöchentlich 10 Kr. (= eine Mark) Unterstützung. Er haust in einer Hütte, die 2 Meter lang und 2 Meter breit ist; der Stuhl dient dem ausgedörrten Körper als Bett.

In den sudetendeutschen Gebieten der Tschechoslowakei herrscht bekanntlich entsetzliche Not. Deutsche Stellen hatten sich nun bereit erklärt, 6000 unterernährte sudetendeutsche Kinder aufzunehmen und ihnen einen Erholungsaufenthalt zu gönnen. Diese Ausreise ist von der Regierung der Tschechoslowakei unter lächerlichen Einwendungen verhindert worden.

Rechts: Das Müllauto ist da! Und schon stürzen sich die Arbeitslosen auf den Dreckhaufen, um das irgendwie Verwendbare herauszusuchen; es sind jene Arbeiter, deren Fleiß früher mal eine deutsch-böhmische Industrie weltbekannt gemacht hat.



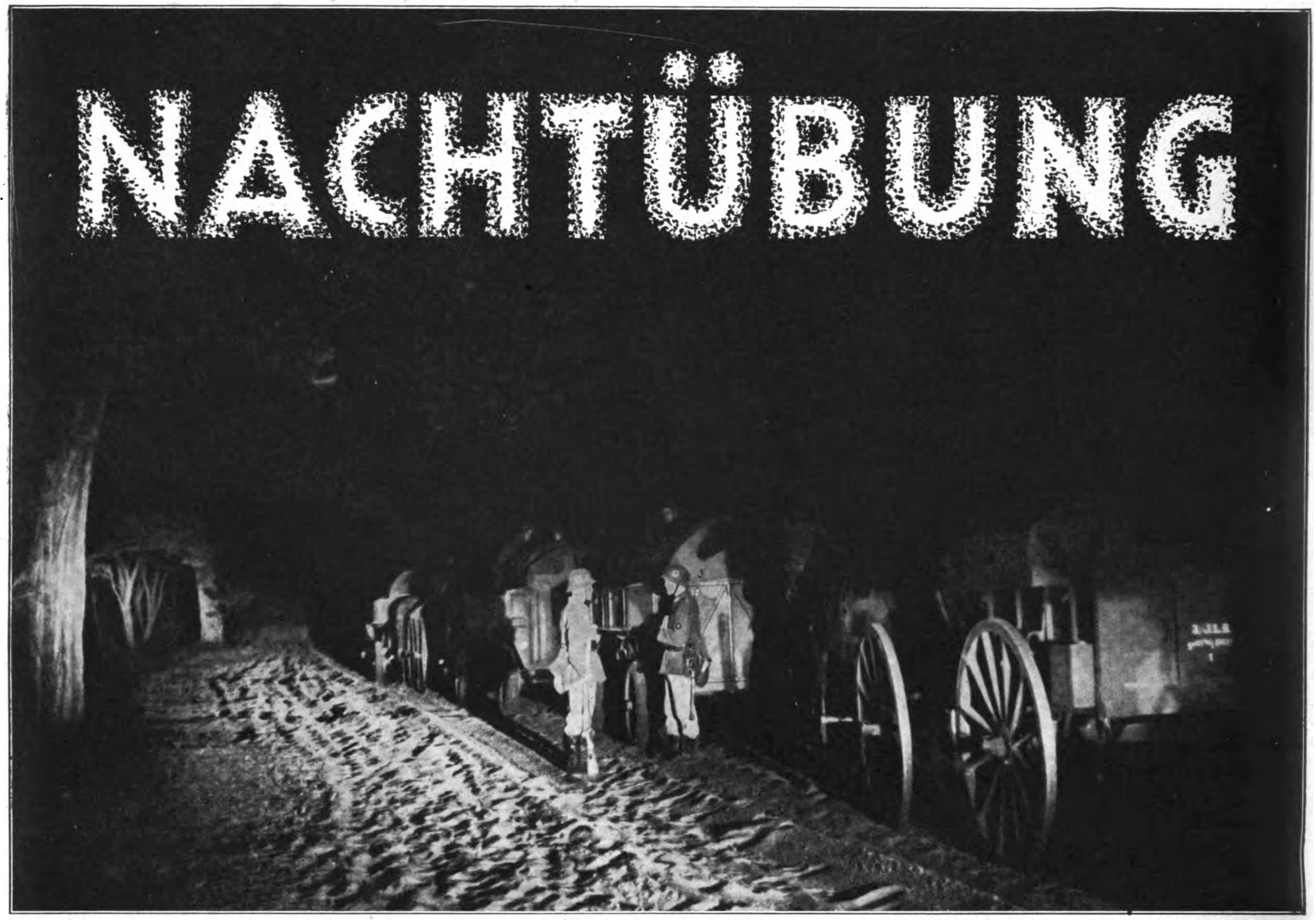


Notwohnung eines wilden Kohlenhändlers, der sich durch diese Tätigkeit einige Pfennige verdient; Fleisch und Fett sind den Leuten seit Jahren unbekannte Begriffe geworden.

DIE ČS TSCHECHOSLOWAKEI LÄSST DIE SUDETENDEUTSCHEN HUNGERN



NACHTÜBUNG



Glimmstengel aus! Sichern und Verbindung halten!
Troßfahrzeuge erwarten auf der stockfinsteren Waldschneise den Marschbefehl.

Sämtliche Aufnahmen: Weltbild.



Fast unheimlich wirken die Gewehrpyramiden, wenn zuweilen ein schwacher Lichtschein sie streift.



Im Schein der Taschenlampe studieren die Kompanie- und Zugführer den Marschweg.

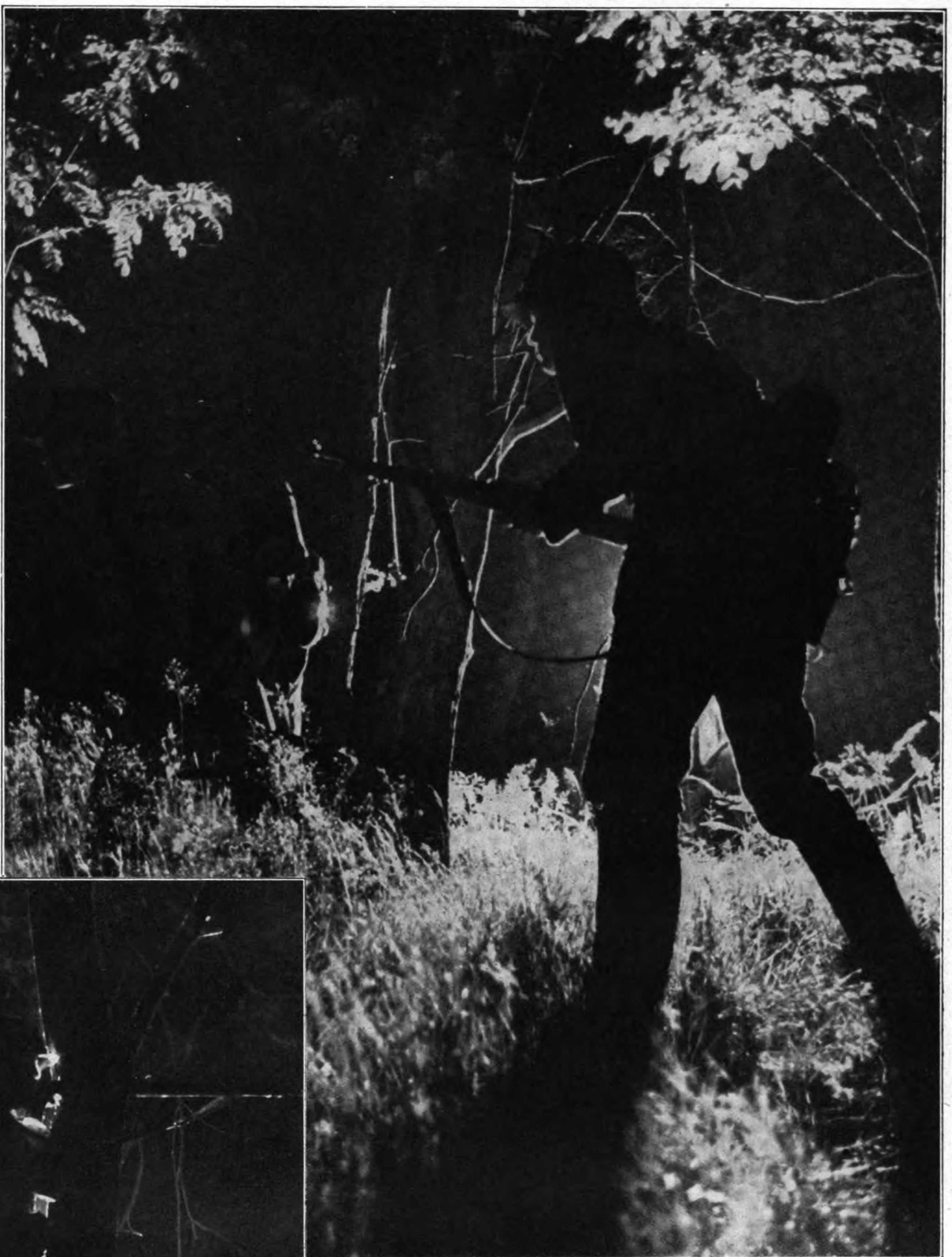


Rechts: Die Pferde werden manchmal in der Dunkelheit unruhig; der Fahrer steigt dann ab und beruhigt die Tiere.



Signale blitzen durch das Dunkel. Mit der Taschenlampe wird das Zeichen zum Vorgehen gegeben.

Die Nacht ist nicht immer des Soldaten Freund. Trotzdem müssen Führung und Truppe aber auch im Nachtgefecht ausgebildet sein. Truppenverschiebungen, die dem wachsamen Auge des Feindes verborgen bleiben sollen, werden häufig bei Nacht vorgenommen. Regelmäßig werden deshalb Nachtübungen angesetzt, die der Marsch- und Gefechtsausbildung in der Dunkelheit dienen sollen. Mehr als bei anderen Gelegenheiten ist der Soldat dabei auf den natürlichen Orientierungssinn angewiesen. Leuchtkugeln helfen erst dann, wenn das Nachtgefecht selbst einsetzt.



Vorsichtig arbeiten sich die Soldaten im nächtlichen Wald Schritt um Schritt vor; im Licht der Leuchtkugeln heben sich ihre Silhouetten gespenstisch von der dunklen Waldkulisse ab.



Soll der Schuß sitzen, streicht man das Gewehr in der Dunkelheit an einen Baum an; wenn die Leuchtkugel hochgeht, ist das Ziel gut zu sehen.



Von Baum zu Baum pirscht sich die Streife, jede Bodensenke geschickt ausnützend.



Der 11. Milchwirtschaftliche Weltkongreß in Berlin ist mit einer Molkereiausstellung verbunden, an der 50 Nationen teilnehmen.

Auf dem Milchwirtschaftlichen Weltkongreß wird auch Milch anderer Tiere gezeigt, die, in Retorten ausgestellt, wissenschaftlichen Zwecken dient. Die Elefantenmilch und die Milch einer Maus werden auf ihren Fettgehalt und auf ihre Zusammenstellung hin untersucht, um festzustellen, wie die Ernährung der jungen Tiere vor sich geht; bei den Vergleichen dient Kuhmilch als Grundlage.



Milchentnahme bei einem Elefanten.
Das Tier ist zwar gutmütig, aber während der ungewohnten Prozedur hat man ihm doch die „Stempel" angekettet . . .

ELEFANTENMILCH, MAUSEMILCH — da lachen die Kühe!



. . . während man bei dem „handlicheren" Weißmäuschen mit feineren Instrumenten arbeitet.

Aufnahmen: Bittner.



Theater um jeden Preis!
Sämtl. Aufnahmen: Carroll-Photo.

Jimmy Stewart:

„Heilige... Hochstaplerin... Hollywood..."

Der Vorhang schnellt in die Höhe, die Bühne ist voll von Menschen, wild agierenden und heftigen Lärm machenden Menschen. Eine Festung ist aufgebaut mit Zugbrücken und Gräben und Wällen, und damit auch niemand die Situation mißverstehen kann, belehrt ein elektrisch beleuchtetes Schild, daß diese Festung die „Festung des Glaubens" darstellen soll. In der Festung des Glaubens gibt es eine Unmenge von weißgekleideten Rittern, die Ritter des Glaubens, wie sich versteht. Sie sind gerade mitten in einem Kampf gegen die rotgekleideten Teufel, die aus der Kulisse heraus gegen den Festungswall anstürmen. Sehr zur Befriedigung des Publikums werden die Teufel sehr bald zurück- und in die Flucht geschlagen, was unter viel Aufwand an Scheinwerferlicht, Musik und Chor vor sich geht.

Der Vorhang fällt, und nun sind die Scheinwerfer auf eine weißgekleidete Dame gerichtet, die mitten auf der Bühne auf einem Thronsessel Platz genommen hat, und diese Dame beginnt nun zu predigen. Das Thema ihrer Predigt sind „die Herren der Welt", und der Sinn der Predigt ist, darzutun, daß es zwar viele Herren der Welt gegeben habe, aber im Grunde doch nur einen einzigen, Jesus Christus. Schon ist der Vorhang wieder aufgegangen, und es marschieren zur Illustration der Predigt nacheinander folgende Herren auf: Pharao, Herodes, Attila, Napoleon I., Eduard VIII. (die Zusammenstellung ist, wie man sieht, etwas bunt und willkürlich und wird noch bunter und willkürlicher), Darwin, Lenin, Mussolini, Onkel Sam Dann als letzter und unter ungeheurer Kraftanstrengung des Orchesters und der Scheinwerfer: Jesus Christus.

Was ist das? Wo sind wir?

Das Haus, in dem wir uns befinden, sieht von außen aus wie ein Zirkus. Ein sehr geräumiger und hoher Rundbau. Auch die elektrische Lichtreklame über der Fassade gemahnt an Zirkus oder Kino Aber wenn man liest, was die Lichtreklame zu vermelden hat, bemerkt man mit Erstaunen, daß sie eine Kirche, einen Tempel anpreist. „Angelus-Tempel" heißt der Bau, und die Leuchtbuchstaben kündigen die Predigt seiner Hohepriesterin an, wie ein Zirkus einen berühmten Drahtseilakt ankünden mag. Man tritt ein und befindet sich in einem riesigen Raum, in dem an die 4000 Menschen Platz finden mögen. Eine Kirche? Gewiß, es gibt gemalte Kirchenfenster, es gibt ein Kruzifix. Ansonsten wirkt das ganze wirklich mehr wie ein Theater. Zwei Ränge sind da, eine richtige Bühne mit Vorhang, Rampen- und Scheinwerferlicht, ein starkes Orchester, das im wesentlichen aus Bläsern besteht, in bunte Phantasieuniformen gekleidet. Ein Chor von jungen Mädchen, die sehr schön sind und sehr jung und geschminkt wie nur irgendein Tiller-Girl, aber schneeweiß gekleidet sind und auf ihrem Rücken Miniaturflügel tragen. Denn sie stellen ja Engel dar.

Aber nicht auf das Orchester, nicht auf die Engel-

Girls fallen die Scheinwerfer. Sie fallen auf die Dame, die fast während des ganzen Programms, Verzeihung, Gottesdienstes, auf ihrem Thron in der Mitte der Bühne sitzt.

Wer ist diese Frau? Sie trägt heute, wie fast alltäglich, ein schneeweißes Kleid, ein dunkelblaues Cape, weiße Schuhe und Strümpfe, ein paar Blumen kokett auf die Achsel gesteckt. Ihre Stimme ist weich, vibrierend, sie spricht technisch vollendet. Sie ist schön, noch immer schön, trotz ihrer 47 Jahre. Sie hat ein bißchen Fett angesetzt, sie ist ein bißchen rundlich geworden, aber das Gesicht hat noch immer Größe, die großen blauen Augen faszinieren, der Mund ist warm und sinnlich, die blonden Haare, die bis vor kurzem noch rot waren, verstärken den Eindruck des Weichen und Gütigen, den sie machen will und machen muß. Sie spricht rasend schnell, sie legt nie eine Pause ein, sie läßt nie ihr Publikum los, ihre Predigten sind, schon rein technisch, eine ungeheure, und wenn man bedenkt, daß sie sie seit 20 Jahren allabendlich hält, eine unglaubliche Leistung.

Wer das ist? Das ist Aimee McPherson, Amerikas erfolgreichste Evangelistin.

Ihr Leben ist nicht weniger phantastisch und unglaublich als sie selbst.

Aimee Elisabeth Kennedy wird 1890 in Ontario, Kanada, geboren. Ihre Erziehung ist streng und dazu streng religiös. Als junges Mädchen arbeitet sie in Missionen. Als sie 19 Jahre alt ist, trifft sie bei solcher Missionsarbeit am Bett eines kranken Kindes den bildschönen, blutjungen Wanderprediger Robert Semple und heiratet ihn. Beide ziehen nun durch die Vereinigten Staaten, predigen und bekehren und kommen schließlich nach China. Epidemien herrschen, beide erkranken schwer, der Mann stirbt, Aimee kommt durch und gebiert eine Tochter, die sie Roberta nennt. Sie kehrt nach Amerika zurück, vollkommen mittellos, nur vom Ertrag von Sammlungen lebend, die sie schon damals nicht ohne Geschick inszeniert. Wiederum Fahrten durch Amerika, sie lernt den Kolonialwarenhändler Harold McPherson kennen, heiratet ihn, gebiert ihm einen Sohn namens Rolf, verläßt dann ihren Mann brüsk unter Mitnahme der Kinder, kauft sich ein Zelt und ein Auto und geht wieder auf Wanderpredigt. Die Scheidung erfolgt später.

Es ging ihr in der Folge nicht schlecht; sie lebt ihrem Drang, zu predigen und zu bekehren, sie lebt von den Sammlungen, die mit tödlicher Sicherheit nach jeder dieser Predigten stattfinden. So kommt sie schließlich, immer mit Auto und Zelt, nach Los Angeles. Es ist 1917. Hier haben die Sammlungen so unverhältnismäßig bessere Ergebnisse, hier sind die Menschen so viel exaltierter und benommener als sonstwo, daß sie beschließt, zu bleiben. In fünf Jahren sammelt sie die nicht alltägliche Summe von 500 000 Dollar, die sie im wesentlichen zum Bau des Angelus-Tempels benützt. Er wird 1923 eröffnet.

Natürlich dauern die Sammlungen auch nachher an. An Sonntagen werden manchmal bis zu 10 000 Dollar eingesammelt. Aimee kennt, wenn es um Geld geht, keine falsche Scham. Von der Bühne aus beobachtet sie, ob auch alle geben, und wehe dem Gläubigen, der sich mit ein paar Cents aus der Affaire zu ziehen sucht. „Jesus wünscht das Geräusch von Kleingeld nicht zu hören", schreit sie empört, „Jesus wünscht Dollar..."

In Amerika ist so etwas möglich. In Amerika kann man religiösen Fanatismus, ja religiösen Wahnsinn (denn das alles ist ja nichts anderes als Wahnsinn — der Gläubigen, der Gemeinde nämlich) mit klaren und tüchtigen Geschäftsmethoden verbinden. Aimee McPherson arbeitet mit Engelschören und himmlischen Posaunen, gewiß. Aber noch im selben Atemzug wird sie ganz prosaisch und praktisch. Ihre Predigten sind viel weniger Predigten als Konferenzen, die mit geringer Tonfalländerung in jedem Kabarett möglich wären. Sie macht Witze und sie erzählt Witze, zwischen zwei Taufen oder Gebeten. Sie bedient sich eines Jargons und eine Symbolik, die aus den Reklamebüros der Zahnpastafabriken gestohlen sind. „Sie haben ein Rendezvous mit Gott!" ruft sie ihrem Publikum zu. Oder sie labet, als Eisenbahnschaffner verkleidet, die Gläubigen ein, den „Vater-, Sohn- und Heiligen-Geist-Expreß" mit ihr zu besteigen. Auf der Bühne wird auch gleich ein solcher Expreßzug sichtbar, der geradewegs in den Schnürboden, will sagen in den Himmel fährt, während ein anderer Zug in die Versenkung fällt, wo bekanntlich nach guter Theatertradition die Teufel lauern. Der Zynismus kennt keine Grenzen. Während feierlicher Gebete mit Orgelbegleitung liest sie, immer auf ihrem Thron auf der Bühne sitzend, die letzte Post, ein Telephon wird herbeigebracht, und sie telephoniert aufs eifrigste, dann springt sie wieder auf, flüstert ins Orchester, gibt Anweisungen in die Kulisse hinein, kurz, sie ist immer aktiv, nur daß sie viel mehr an einen nervösen Inspizienten denn an eine Predigerin oder gar Heilige gemahnt. Kaum ist das Gebet zu Ende, beginnt sie in die Hände zu klatschen und fordert auch das Publikum auf, zu klatschen es wird überhaupt immerfort geklatscht, man ist im Theater. Ganz ernst und unnahbar aber wird sie, wenn Pressephotographen kommen, unnahbar nicht etwa für die Pressephotographen, sondern nur im Bild, das man von ihr nehmen soll. Für die Presse und die Photographen tut sie einfach alles. Unvergeßlich wird mir der Augenblick sein, da nach ungemein feierlicher Trauung zweier Gläubigen durch sie — mit Engelschören, Scheinwerfer und Orgel — mitten in das Ende der Zeremonie ein Pressephotograph auf die Bühne kam und sich, ohne seinen Hut abzunehmen, vor sie hinstellte, so daß das Publikum, will sagen die Gläubigen, nur seine Rückseite sahen und von Aimee fast gar nichts mehr. Die Trauung war vergessen, der Gottesdienst war vergessen, sie hatte nur noch eine Sorge, nämlich die, wie sie für das Bild posieren sollte. Die Orgelmusik dauerte noch an, während sie die soeben Getrauten wie ein wild gewordener Regisseur zurechtschubste, und zwar natürlich in den Hintergrund, denn im Vordergrund war sie und sonst gar nichts.

Die Wirkung bleibt, seltsam genug, obwohl doch der Zynismus deutlich sichtbar wird. Die Wirkung bleibt selbst dann, wenn dieser Zynismus auf das Leben übergegriffen hat. Das Leben der Aimee McPherson ist nämlich nichts anderes als ein einziger ungeheurer Zynismus gegenüber ihren religiösen Ideen gegenüber dem Anspruch auf Heiligkeit. Ihr Leben ist eine Verspottung ihrer Gläubigen und deren Glauben. Es ist ein höchst unmoralisches Leben, ein Leben voller Skandale, die jeden Filmstar in Hollywood unmöglich gemacht hätten. Ihr selbst schaden diese Skandale nicht, ja sie wirken sich noch als Reklame positiv aus. Es schadet ihr nicht die Scheidung vom zweiten Mann, es schadet ihr nicht die dritte Ehe mit einem Choristen aus ihrer Kirche, der ihr bald nach der Hochzeit, und nachdem eine Krankenschwester ihn wegen Bruch eines Eheversprechens verklagt hat, wegläuft. Es schaden ihr nicht die zahllosen Prozesse, in die sie verstrickt ist und die sie meist gegen ihre Intimen führt: gegen ihre Mutter, die sie aus dem Tempel hinauswirft, gegen ihre Freundin und Hilfspredigerin Rheba Crawford, gegen ihre Tochter Roberta. Es schaden ihr nicht die Lacherfolge, die sie in Neuyork einheimst, als sie in dortigen Nachtlokalen erscheint, „um den Teufel aus Neuyork auszutreiben". Es schaden ihr nicht die zahllosen internationalen Skandale, die zum Teil entstehen, weil sie auf einen falschen Namen reist, teils weil die Behörden von ihr genug haben, wie zum Beispiel die Engländer, die sie nicht nach Palästina hereinlassen.

Und es schadet ihr nicht der Skandal von überdimensionalen Ausmaßen, der ausbricht, als sie im Jahre 1926 plötzlich verschwindet.

Wochenlang suchen die Scheinwerfer über dem Pazifischen Ozean, wochenlang beten Gläubige Tag und Nacht an der Küste in der Nähe von Los Angeles, der Taucher Ed Harrison ertrinkt, der junge Robert Browning schwimmt, laut nach ihr rufend, aufs Meer hinaus und kommt nie mehr zurück. 25 000 Dollar Belohnung setzt der Angelus-Tempel aus für den, der sie zurückbringt.

Was ist geschehen? Aimee wollte im Meer schwimmen, hatte sich einen grünen Badeanzug angezogen, die sie begleitende Sekretärin weggeschickt, und war verschwunden. Zwar behaupten böse Zungen, und zwar nicht nur böse Zungen, sondern auch die Polizei, daß sie keineswegs verschwunden sei, sondern nicht unweit von Los Angeles in einer kleinen Villa lebe, und zwar zusammen mit dem Radio-Operateur der Tempelstation, Ormiston. Zwar wurde sie von zahllosen Zeugen gesehen, der im Garten aufgehängte Badeanzug wurde gesehen, der Zettel, auf dem die mit Ormiston lebende Dame dem Kolonialwarenhändler die Bestellungen aufnotiert hatte, als ihre Schrift von Sachverständigen identifiziert; zwar wußte damals, und wissen auch heute alle diejenigen, die nicht blind sein wollen, wie die Dinge



Der „Angelus-Tempel" der „heiligen" Aimee in Los Angeles.



Die biblische Sage von David und Goliath muß auch für Aimees religiöses Possenspiel herhalten . . .

standen, aber die Gläubigen wollten von derlei nichts hören. Als der Skandal zu groß wurde, verschwanden dann plötzlich die Bewohner dieser Villa, die Behörden des Tempels zogen die Belohnung von 25 000 Dollar zurück, und wenige Tage später wurde Aimee in der Wüste von Arizona aufgefunden. Sie hatte eine abenteuerliche Geschichte zu erzählen von einer Entführung nach Mexiko, von einer Gefangenschaft in einem entlegenen Haus, aber ihre Kleider waren für Entführung, Kampf und Flucht in bemerkenswert gutem Zustand, und die Polizei glaubte kein Wort. Die Gläubigen glaubten alles und holten sie in einem rosengeschmückten Wagen nach Los Angeles zurück.

Alles dies schadet ihr nichts, alles dies kann ihren Einfluß nicht schwächen. Gläubige eilen aus allen Teilen Amerikas zusammen, um bekehrt und getauft zu werden. Nebenbei heilt sie natürlich auch Kranke, es gibt im Tempel einen Raum angefüllt mit Krücken, Krankenstühlen und dergleichen, aber es gibt auch hier wieder sehr unangenehme Prozesse, wie etwa letzthin einer, angestrengt von den Nachkommen einer Dame, die Aimee zur Universalerbin eingesetzt hatte zum Dank dafür, daß sie sie vom Krebs geheilt hatte, und die dann sogleich an Krebs gestorben ist.

Bekehren und Taufen ist aber Aimees Hauptbeschäftigung, und sie wäre keine Amerikanerin, wenn sie nicht mit Zahlen darüber aufwarten könnte. Jeden Dienstag ist Bekehrungsabend, und es werden nie weniger als fünfzig, manchmal aber bis zu hundertfünfzig Männer und Frauen bekehrt. Aimee hat bisher 38 000 Taufen vorgenommen. Übrigens hat sie ihre Filialkirchen in ganz Amerika, 367 an der Zahl. Unlängst annoncierte sie, daß sie 1500 Stunden lang für irgendeine Sache gebetet habe. Oder waren es 15 000?

Es kommt ja wirklich nicht so genau darauf an. Und es kommt ja auch gar nicht darauf an, was sie denn nun eigentlich lehrt, wozu sie denn nun eigentlich bekehrt. Es ist ja symptomatisch, daß ich, auf der Suche nach Material über die Dame McPherson, alles mögliche zu hören und zu lesen bekam. Nur über ihre Lehre weiß eigentlich niemand etwas Genaues.

Sie nennt sie das „Viereck-Evangelium". Die Lehre hat vier Hauptpunkte, die Gläubigen müssen an vier Dinge glauben: an die Heilung durch Gott, die Taufe durch den Heiligen Geist, die Wiederkunft Gottes und die Bereuung der Sünden. Man wird einwenden, daß es um dieser Glaubenspunkte willen keiner neuen Lehre, keiner neuen Religion bedürfe.

Als ob es um die Religion ginge! Es geht um das Theater. Der Himmel über uns ist fern. Hollywood aber ist kaum ein paar Kilometer entfernt!



. . . immerhin gibt sie dem David, ob bewußt oder nicht, eine heimtückische Maske.

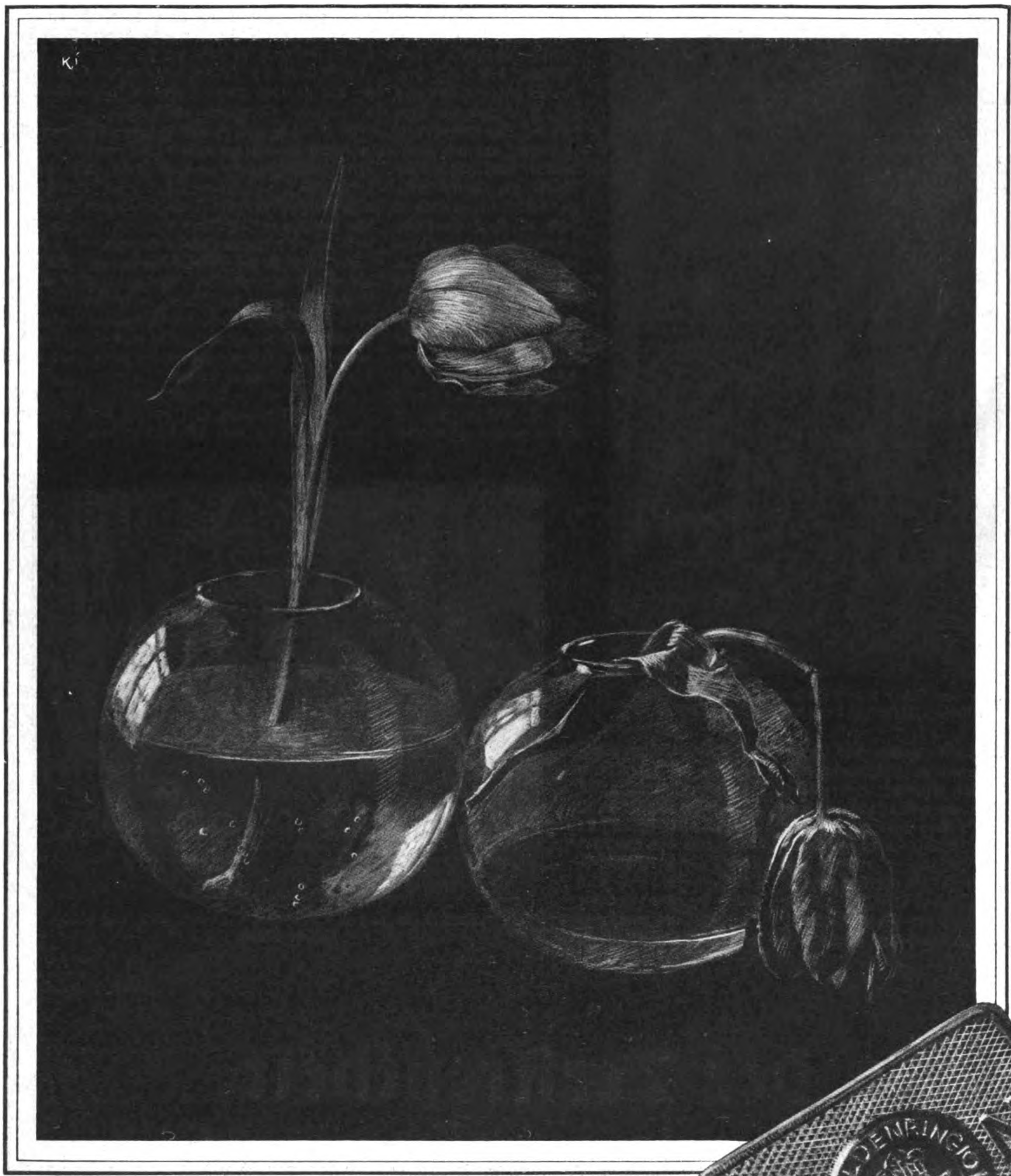
In der Zerstreutheit

Der „zerstreute Professor" ist eine der bekanntesten Witzfiguren. Viel ist schon über ihn gelacht worden. Daß aber durch Zerstreutheit auch tragisches Geschehen verursacht werden kann, dürfte manchem ebenfalls nicht unbekannt sein. Eine dieser tragischen Geschichten erzählt man sich von dem Statthalter des römischen Kaiserreichs in Palästina, Salvius Flaggelus, der ebenso bekannt war durch seine große Freude an den Wissenschaften wie durch seine Zerstreutheit. Einmal sollte eine größere Anzahl von Kriegsgefangenen hingerichtet werden, und Salvius Flaggelus ließ sie auf dem Markt von Jerusalem in langer Reihe aufstellen. Als abschreckendes Beispiel sollten sie durch eine Abteilung römischer Bogenschützen erschossen werden — doch hatte Flaggelus vorher den Offizier, der die Bogenschützen befehligte, davon verständigt, daß man auf ein Zeichen von ihm mit der Exekution aufhören und dem Rest der Gefangenen das Leben schenken solle. Aber zum Unglück der Gefangenen erregte die Sonne, die sich in einem auf der Erde liegenden Glassplitter brach und ein besonderes Farbenspiel abgab, die Aufmerksamkeit des Statthalters, der der Hinrichtung beiwohnte. Er vertiefte sich in Gedanken über die wunderbare Erscheinung der Lichtbrechung und vergaß darüber seine Umgebung so vollkommen, daß er es unterließ, dem Offizier das Zeichen zur Beendigung der Exekution zu geben. Erst als ihm dieser meldete, daß sämtliche Gefangene tot seien, fand er sich in die Wirklichkeit zurück und verließ nach einem zerstreuten Blick auf die Reihe der Leichen den Marktplatz.

Von dem französischen Dichter Voltaire, dem Freunde Friedrichs des Großen, wird ein heiteres Erlebnis berichtet, das ebenfalls von der zeitweisen Geistesabwesenheit des großen Franzosen, aber ebenso auch von dessen berüchtigten Anmaßung spricht. Voltaire hatte die Angewohnheit, seine Gedanken, gleichviel wo er sich befand, zu Papier zu bringen. Zu diesem Zweck trug er stets ein Büchlein bei sich, in dem er besonders klangvolle Reime und geistreiche Einfälle vermerkte. Bei einem Hoffest im königlichen Schloß in Berlin saß bei der Tafel rechts von Voltaire die durch ihre Schönheit und Anmut bekannte Fürstin R., während zur Linken des Dichters der General von Seydlitz seinen Platz hatte. Voltaire, der sich bis dahin sehr lebhaft nach beiden Seiten unterhalten hatte, verstummte plötzlich, zog sein Büchlein hervor und begann zu schreiben. Minuten vergingen, und die neben ihm Sitzenden verhielten sich aus Respekt vor dem berühmten Mann vollkommen ruhig, um ihn nicht zu stören. Schließlich dauerte diese Pause der lebhaften Fürstin aber doch zu lange, und sie wandte sich wiederholt mit der Frage an Voltaire, was er sich da aufschreibe. Dieser war aber in seine Arbeit so sehr vertieft, daß er nichts hörte. Da fühlte sich Seydlitz verpflichtet, ihn aufmerksam zu machen. Er stieß den Dichter leise an und flüsterte ihm zu: „Geben Sie acht, die Fürstin spricht mit Ihnen!" Voltaire schaute den General zerstreut an und erwiderte laut: „Ja, aber was geht das mich an!" Erst das schallende Gelächter der Umsitzenden zeigte ihm, wie ungalant er gewesen war.

Der Physiker Isaak Newton saß an einem sehr kalten Winterabend lesend in seinem Zimmer und fror stark. Er befahl daher zu heizen und rückte seinen Sessel dicht an den Kamin, in dem eine Menge Holz aufgeschichtet lag. Als sich das Feuer allmählich immer mehr entfacht hatte, und die Hitze den berühmten Gelehrten arg zu belästigen begann, rief er nach seinem Diener, der aber erst nach einer Weile erschien. Newton war beinahe geröstet und rief mit ungewöhnlicher Gereiztheit, indem er ärgerlich mit dem Fuß aufstampfte: „Nimm endlich den Kamin fort, du Faulpelz!" „Aber Herr", entgegnete der Diener mit leisem Lächeln, „könnten Sie nicht eher Ihren Stuhl zurückziehen?" „Auf mein Wort", sagte Newton, jetzt erst völlig zur Besinnung kommend, und nickte dabei dem Diener freundlich zu, „daran habe ich wirklich nicht gedacht..." F. H.

HAUS NEUERBURG



Ist nicht ausreichend für die Frischhaltung gesorgt, kann auch der Zigaretten-Tabak welken und schliesslich verdorren. Zu seinem Schutz verwendet Haus Neuerburg

TROPEN-PACKUNGEN,

deren Fugen so gründlich abgedichtet sind, dass der Tabak die Feuchtigkeit behält, die er von Natur aus braucht, um frisch und aromatisch zu bleiben.



OVERSTOLZ 4⅙ PF. OHNE MUNDSTÜCK **GÜLDENRING 4 PF.** MIT GOLDMUNDSTÜCK

RAVENKLAU ★ MIT GOLDMUNDSTÜCK 5 PF. ★ AUSLESE ★ OHNE MUNDSTÜCK 6 PF.

Georg Walter Suppin:

Aufstand in Tengistan

Ein Mann führte Krieg gegen England

Die Erlebnisse des deutschen Konsuls Waßmuß im Hinterland von Buschehr am Persischen Golf gehören zu den denkwürdigsten Ereignissen des Weltkrieges. Wie der englische Oberst Lawrence den „Aufstand in der Wüste", die Erhebung der arabischen Stämme wider die Türkenherrschaft (und damit gegen die Mittelmächte) organisiert hat, so war Waßmuß der Geist des Aufstandes der Stämme von Tengistan gegen die Briten. Er war während des ganzen Krieges der eigentliche Beherrscher von Tengistan, dem „Land der Pässe", am Persischen Golf. Er war ein Machtfaktor, der das Einfallstor nach Persien bewachte, so daß es den Engländern unmöglich wurde, trotz verzweifelter Anstrengungen, nach Iran einzumarschieren, um auf diese Weise Fühlung mit den Russen zu bekommen. Waßmuß' Leistung ist gewaltiger als die des Obersten Lawrence, denn ihm fehlten fast alle Mittel, vor allem das Gold und die Ausrüstung, die dem Engländer beinahe unbeschränkt zur Verfügung gestanden haben. Sozusagen aus dem Nichts organisierte Waßmuß den Widerstand der südpersischen Stämme, so daß England gezwungen war, umfangreiche Sicherungen zu treffen und Streitkräfte zu binden, zu einer Zeit, wo vor allem an der Westfront jeder einzelne Mann fast unentbehrlich war.

Waßmuß wurde 1880 zu Ohlendorf bei Goslar im Harz geboren. Er trat 1906 in die außenpolitische Laufbahn und kam zuerst nach Madagaskar. Kurze Zeit später sehen wir ihn zum erstenmal in Südpersien, als Konsularagent in Buschehr. Doch schon ein Jahr später wurde er wieder nach der Insel Madagaskar gesandt, wo er dann drei für seine Entwicklung äußerst bedeutsame Jahre zubrachte. Erst 1913 wurde er wieder nach Buschehr berufen.

Von Anfang an hatte das Hinterland, das heiße Land Deschistan und vor allem Tengistan, das „Land der Pässe", eine starke Anziehung auf Waßmuß ausgeübt. Oft und oft ritt er über die glühenden Wüsten, durch die wilden Schluchten, die schwindelnden Pässe hinauf, ritt von Weideplatz zu Weideplatz, von Ort zu Ort. Waßmuß' seltsamer Charakter zog die Eingeborenen an, und in kurzer Zeit hatte der deutsche Konsul überall treue Freunde gewonnen.

Diese umfassende Kenntnis des Landes und der Sprache, die Freundschaft, die die Stämme, von den Khanen und Scheichs bis herab zu den einfachsten Hirten, ihm in Treue hielten, waren es in erster Linie, die Waßmuß den „Aufstand in Tengistan" gelingen ließen.

Über seine Heldentaten urteilte schon 1919 ein Engländer in den „Daily Mails":

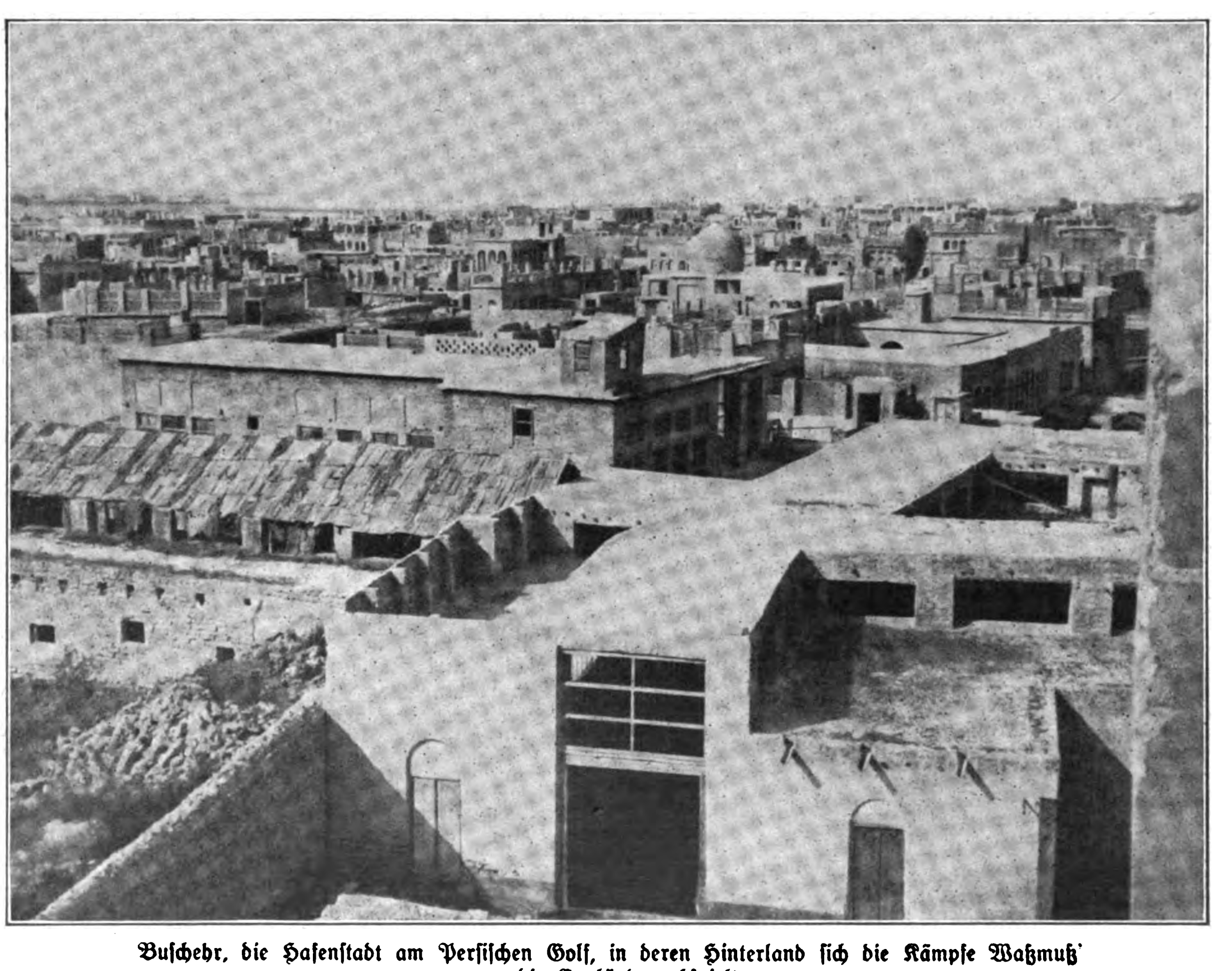
„Waßmuß ist ein Symbol für alle kühnen, gewandten und gefährlichen Methoden, die Deutschland bei der Gewinnung des Ostens anwandte. Im November 1914 versuchten wir vergeblich, diesen jungen Herrn zu fangen, aber er entging uns, wie die ‚Goeben', und eine menschliche ‚Goeben' blieb er den ganzen Krieg hindurch, eine ständige Drohung, eine politische Macht, mit der wir rechnen mußten, ein Faktor, der Tausenden von britischen Soldaten standhielt und sie beschäftigte. Seine Aufgabe löste er mit einem Erfolg, der für einen einzelnen Mann fabelhaft war. Erst griff uns ein Stamm an und dann ein anderer; daraufhin mußten britische Verstärkungen nach Persien gesandt werden, zu einer Zeit, wo jeder Mann anderswo dringend gebraucht wurde."

1.

An einem Septembertag des Jahres 1914, als der Orientexpreß in Konstantinopel einlief, kamen, wie so oft in jenen Tagen, zahlreiche Deutsche in Stambul an. Die Türkei war mit dem Deutschen Reich befreundet, doch die Entscheidung zum Eintritt in den Weltkrieg als Verbündeter Deutschlands war noch nicht gefallen. Enver Pascha, der Führer der jungtürkischen Bewegung, drängte jedoch mit aller Kraft die osmannische Regierung zu diesem schwerwiegenden Entschluß.

Mit den angekommenen Deutschen jenes Septembertages kehrte auch Schünemann wieder in die ihm längst vertraute Stadt am Bosporus zurück. Er kam im Auftrag der OHL. (Oberste Heeresleitung) und des Auswärtigen Amtes in Berlin. Schünemann begab sich zur deutschen Botschaft und wartete dort auf den Gesandtschaftssekretär. Vielleicht wollte er in aller Stille und unerwartet auftreten, um die Männer zu überraschen, die seit einiger Zeit in Stambul versammelt waren, um eine der denkwürdigsten Kriegsunternehmungen vorzubereiten. Männer, die gesandt waren, um die deutsche Abwehr weit außerhalb der Grenzen des Reiches zu führen. Die für Deutschland eintreten sollten in der Verteidigung seiner Weltstellung gegen die Übermacht der Feinde.

Schünemann war ein guter Kenner des Ostens. Er hatte eine abenteuerliche Laufbahn hinter sich, war lange vor dem Krieg nach Täbris ausgewandert und hatte sich dort als Handwerker niedergelassen. Er brachte es nach und nach zu dem, was der Orientale einen Kaufherrn nennt. In Täbris erlebte Schünemann die Greuel des russischen Einfalles und er behielt zeitlebens einen tiefen Haß ge-



Buschehr, die Hafenstadt am Persischen Golf, in deren Hinterland sich die Kämpfe Waßmuß' gegen die Engländer abspielten.
(Aus dem Buche „Iran, das neue Persien", von Axel von Graefe.)
Aufnahme: Axel von Graefe.



Paßstraße zwischen Buschehr und Schiras.
(Links im Bilde der alte Karawanenweg, rechts die neue Autostraße.)
Unter der tatkräftigen Regierung Reza Schah Pahlevis werden nunmehr immer größere Teile Irans dem Verkehr erschlossen.

Aufnahme: Axel von Graefe

gen die Russen im Herzen. Im Sommer 1914 war Schünemann in Deutschland und kämpfte an der Westfront, bis ihn im August jene Nachricht erreichte, die ihn für eine unbekannte Mission nach Berlin rief.

Es war längst dunkel geworden in Stambul, als ein junger Mann aus der deutschen Botschaft trat. Schünemann erkundigte sich bei ihm nach der deutschen Expeditionstruppe.

„Ich denke, die Leute sind bei Tokatlians!" antwortete der junge Sekretär, und Schünemann ging verwundert fort.

Er begab sich sofort zu Tokatlians, einem großen, pomphaften Hotel in Pera, dem Europäerviertel Stambuls. Nichts Gutes ahnend, näherte er sich den hell erleuchteten, großen Spiegelscheiben des Hotels und wunderte sich über den Lärm, der ihm entgegenschlug. Schünemann sah durch die Glastür. In dem großen Saal saßen Deutsche und Türken bunt durcheinander, in merkwürdiger Fröhlichkeit, aßen und tranken und lachten. Oben an der Tafel sah er Enver Pascha in preußischer Uniform, den roten Fez auf dem Kopf. Neben Enver saß der ehemalige deutsche Konsul von Buschehr, Waßmuß. Er sah verdrossen, fast verzweifelt vor sich hin, hielt den Kopf in die Hand gestützt, schweigend vor innerer Erbitterung.

Schünemann wurde mit Jubel begrüßt. Spät nachts aber begab er sich mit Waßmuß in sein Hotel. Die beiden saßen fast bis zum Morgengrauen zusammen, um zu beraten. Waßmuß war von der Botschaft zum Führer der Expeditionstruppe bestimmt worden, aber er sah von Anfang an die Unverwendbarkeit der meisten dieser Leute ein.

„Ich verzweifle an aller Zukunft", sagte er bitter zu Schünemann. „Mit diesen Leuten kann ich nichts anfangen. Wir haben in der ersten Eile die unrichtigen bekommen. Nur gute Kenner des Orients können unser Unternehmen zu einem Erfolg führen, darüber müssen wir uns von Anfang an klar sein!"

„Was sind denn für Leute hier?"

„Zum Teil junge Jahrgänge aus Deutsch-Ostafrika Sie passen nicht in den Orient. Das bestätigt sich mir Tag für Tag. Außerdem ist das ganze Unternehmen völlig falsch organisiert. Niemand hat eigentliche Befehlsgewalt, alle sind gleichberechtigt. Ich bin mit der Leitung der Expeditionsgeschäfte betraut!"

„Wenn die Expedition je ihren Zweck erfüllen soll, so muß sie rein militärisch organisiert werden!" gab Schünemann zu.

„Dazu brauchen wir aber andere Leute!"

„Soviel sehe ich auch, Waßmuß!"

„Unsere Expedition soll außerdem aus Deutschen und Türken zusammengesetzt sein. Ich sehe aber, daß die ‚Afrikaner' mit den Türken nicht auskommen, nicht umgehen können!"

„Ich kann Sie beruhigen, Waßmuß, denn ich bin sicher, daß die ganze Sache schon in den nächsten Tagen auf eine anständige soldatische Grundlage gebracht werden wird. Ich zweifle nicht daran, daß der Hauptmann von Niedermayer der rechte Mann dazu sein wird! Er ist kurz nach mir von seiner Truppe bei Nancy weggerufen worden und für die militärische Persienexpedition bestimmt worden!"

Waßmuß war sichtlich belebt, als er hörte, daß Oskar von Niedermayer, Zugmayer (ein guter Kenner Afghanistans) und andere, alles alte Kenner der östlichen Länder, bald in Stambul eintreffen würden.

„Niedermayer muß sofort mit Enver Pascha beraten! Und als erstes muß er die ‚Afrikaner' von der Hohen Pforte wegbringen!"

„Wir wollen also warten, bis Niedermayer kommt!"

„Wenn ich nicht schon vorher aufbrechen muß!"

Sie machten Zukunftspläne. Waßmuß, den die Ungunst der Umstände bereits ziemlich erschöpft hatte, begeisterte sich an den großen Aussichten. Verschiedene Pläne und Möglichkeiten wurden erwogen. Man kam auf Länder zu sprechen, in denen man früher viele unvergeßliche Stunden erlebt und verbracht hatte. Und als Waßmuß schließlich begann, aus seinen Erinnerungen zu erzählen, den Erinnerungen an das Hinterland von Buschehr am Persischen Golf, an Deschistan und Tengistan, kehrte rasch die alte Kraft in ihn zurück.

Draußen in den finsteren Straßen Stambuls heulten die verwilderten Hunde. Der Viertelmond hing silbern am Himmel und die schlanken Minaretts zeichneten sich scharf ab von dem nebeligen Glanz über dem Meere. Waßmuß sah hin über die Häuser und Kuppeln, hin über die schimmernde Fläche des Bosporus. Im Geiste aber zog er durch die einsamen Schluchten des heißen Landes Tengistan, über die Weiden zu den schwarzen Zelten seiner Freunde, die er dort einstmals gekannt Er war im Geiste bereits zurückgekehrt in das Land, das sein Schicksal werden sollte!

Kurze Zeit später verließ Waßmuß mit seiner wirren und lärmenden Gesellschaft Konstantinopel, um sich weiter nach Osten, nach Haleb (Aleppo) in Syrien zu begeben. Er ließ Schünemann in der Hauptstadt zurück als seinen Vertreter, bei dem wenige Tage später Niedermayer eintraf.

In Haleb machte Waßmuß eine schlimme und aufreibende Zeit durch. Schwer lastete der Druck und die Ungeduld des langen untätigen Harrens auf Waßmuß dessen Tatendrang schwer zu bändigen war. Nun aber lag er mit seiner Vorhut in der einsamen Stadt, wartete und wartete. — Als Zugmayer und Schünemann endlich nach Haleb kamen, fanden auch sie, daß die Zustände unerträglich waren. Gemeinsam begannen nun die drei Männer, ihre Vorbereitungen zu treffen.

2.

Niedermayer und seine Begleiter hatten inzwischen die Arbeit in Stambul aufgenommen. Es galt die Vorbereitung der Expedition, die das britische Weltreich an seiner verwundbarsten Stelle, nämlich am Weg nach Indien und in Indien selbst, treffen sollte. Eine lange Reihe von Besprechungen mit den Türken, vor allem mit Enver Pascha, füllte die Tage. Häufig genug kam es zu Stockungen, die Geduld der Deutschen wurde auf die Folter gespannt, immer neue Schwierigkeiten ergaben sich. So war das gewaltige Expeditionsmaterial zwar aus Berlin abgegangen und sollte durch das bereits mobilmachende Rumänien nach Stambul kommen. Es ist dort nie angekommen! Es fehlte an jeder Vorsicht und Sicherung. Der Transport wurde als „Wanderzirkus" bezeichnet, ohne daß man es für nötig hielt, ihn sachgemäß zu tarnen. Man kann sich daher die Verwunderung des rumänischen Zollbeamten vorstellen, dem plötzlich aus den zerrissenen Blahen eines Waggons, aus dem Gerät des „Wanderzirkus", mit unheimlichem Gepolter ein Maschinengewehr und einige Munitionskisten entgegenkollerten Das ganze Material wurde natürlich beschlagnahmt und die Expeditionsleitung in Stambul wartete vergebens auf seine Ankunft. Und als Ersatzmaterial aus Berlin abgeschickt wurde, dauerte es wieder Wochen, ehe die Ausrüstung in Stambul eintraf. Viel kostbare Zeit war verloren.

Enver Pascha setzte sich indes mit allen Mitteln für den großen Plan ein. Niedermayer arbeitete mit ihm zusammen alle Einzelheiten aus.

„Djihad — der Heilige Krieg wird unsere stärkste Macht und Waffe sein!" meinte Enver.

„Ich weiß nicht recht", zweifelte Niedermayer, „was von der Ausrufung des Heiligen Krieges zu erwarten ist. Ob der Kalif es überhaupt tun wird?"

„Der Kalif ist dazu entschlossen!"

„Es wird schwer sein, so lange die Regierung sich nicht für den Eintritt in den Krieg entschieden hat!"

„Das kann schon in den nächsten Tagen geschehen!" Enver sagte das fest, mit harter Stimme, so daß Niedermayer aufhorchte. Wußte der andere schon mehr? Ja — er war Kriegsminister geworden, in seiner Hand lag mit diese letzte, für Deutschland so schwerwiegende Entscheidung! Er, Enver, konnte sie mit herbeiführen, sie beschleunigen.

Enver sprach mit ruhiger Stimme weiter, sprach sich aber rasch in eine Erregung hinein:

„Wenn der Djihad proklamiert wird, so wird der ganze Islam aufgerufen zum Kampf! Zum Heiligen Krieg! Verstehen Sie mich richtig, zur Verteidigung des rechten Glaubens gegen die Ungläubigen! Alle islamischen Völker werden aufstehen wie ein Mann! Von Marokko bis zum Indus!"

„Da ist aber die Spaltung im Islam, ist die Feindschaft zwischen Sunnah und Schia! Ihr Türken seid wie die Araber Sunniten — auch der Kalif! Die östlichen Völker jedoch, Perser, Afghaner, Inder, sind Schiiten. Ich glaube, sie werden dem Ruf der Sunnah, auch dem Ruf des Kalifen nie folgen!?"

Enver schwieg eine Weile, zwirbelte an seinem Bart.

„Ja", sagte er dann, „diese Schwierigkeit besteht. Es kommt aber nur darauf an, die Priesterschaft von Kerbela und Nedjef zu gewinnen. Folgen uns diese beiden Städte, so folgt der Schah-in-Schah und folgen alle Schiiten!"

„Dann gibt es nur eines: Auf nach Kerbela und Nedjef!"

„Wir werden eine Gesandtschaft nach den Heiligen Stätten der Schia senden, mit Geschenken des Großherrn und mit der Proklamation des Djihad!"

Und das war der große Traum Envers! Und der große Traum der Deutschen, der Türken!

Der ganze Islam sollte in Aufruhr kommen, alle Moslimin, Sunniten und Schiiten, sollten aufstehen wie ein Mann, sobald der Kalif aufrief zum Heiligen

Krieg? Dann würde die grüne Fahne des Propheten im Winde wehen, die grüne Fahne mit dem Sichelmond.

Gleichzeitig sollte eine Expedition aus Deutschen und Türken durch Persien ziehen, zum Emir von Afghanistan. Sie sollte kostbare Geschenke bringen vom Kaiser und vom Großherrn. So würde auch Afghanistan sich erheben und der Krieg, der Heilige Krieg, würde aufflammen über den gebirgigen Einöden, der Krieg vor den Toren Indiens!

Waren Indiens Tore erreicht, dann sollten die vielen Flugschriften verbreitet werden, die in allen indischen Dialekten vorbereitet wurden, verbreitet im ganzen Reich vom Himalaja bis Lanka. Ganz Indien würde in Aufruhr kommen, die islamischen Inder würden sich um die grüne Fahne des Propheten scharen, aber auch die andern würden aufstehen — gegen England! So würde die Flamme des Djihad, des Heiligen Krieges, zünden, von Marokko bis zum Ganges, von Turkestan bis Kordofan!

Das war der große Traum!

Enver Pascha glühte vor Eifer und sein Abenteuerdrang trieb ihn mit aller Kraft den einmal gesteckten Zielen zu.

Der besonnene Soldat Niedermayer bedachte indes die nächsten Möglichkeiten und Notwendigkeiten. Er hatte mit seinen treuen Begleitern schwere Arbeit: die Vorbereitung der Expedition — jener Expedition zum Emir von Afghanistan, die auch Afghanistan für den Krieg gegen England gewinnen sollte. — —

Die Expedition Niedermayer hatte die Aufgabe, die Perser zum Widerstand gegen Russen und Briten anzueifern, nach Afghanistan vorzustoßen und unter Ausnützung der Bewegung des „Heiligen Krieges" den ganzen Nahen und Mittleren Osten, bis an Indiens Tore, gegen die Alliierten zu entflammen. Der Hauptzweck war, starke russische und britische Streitkräfte dauernd zu binden, um dadurch die entscheidenden Fronten zu entlasten. Diese Aufgabe hat die Expedition (mit all ihren Sondergruppen), die aus wenigen mutigen Männern — gegenüber der starken feindlichen Übermacht — bestand, voll und ganz gelöst.

Der Haupttrupp der Expedition Niedermayer ist im Sommer 1915 von Bagdad über Kasr-i-Schirin, Kermanschah, Sultanabad, Ispahan, quer durch die Kewir, die große Salzwüste, in einer von Anstrengungen und Abenteuern übervollen Reise von sechs Monaten Dauer, bei Temperaturen, die bis zu sechzig Grad anstiegen, in tage- und wochenlangem Ritt über Wüsten und Salzsteppen, zwischen Spionen und feindlichen Reitertrupps hindurch, zur afghanischen Grenze gelangt. Den ganzen Ostrand Persiens kontrollierten feindliche (russische und britische) Truppen (der „East-Persia-Cordon") und sperrten die afghanische Grenze ab. In einer furchtbaren Nacht gelang es Niedermayer, zwischen den Briten und Russen „durchzuschlüpfen" und die Expedition, oder vielmehr der Rest derselben, konnte am 15. August in Herat einziehen. Von den 140 Menschen und 236 Tieren, mit denen man in Ispahan aufgebrochen war, haben nur 37 Menschen und 79 Tiere Herat erreicht. Die übrigen sind den Anstrengungen und Feinden erlegen, auf der Strecke geblieben, ihre Gebeine bleichen in den Wüsten und Salzsteppen. Andere blieben krank und wund an öden Wegstationen zurück. Persische Kameltreiber und Diener flohen, aus Angst, Leben oder Freiheit zu verlieren. In Gewaltmärschen von fünf bis sechs Tagen, durch die große Kewir, über ein wellenförmig erstarrtes Salzmeer in glühender Sonne, auf stinkige, salzige, bittere Wasserlöcher angewiesen, unter entsetzlichen Qualen und furchtbaren Anstrengungen, führte Niedermayer seine Expedition zwischen den wachsamen Feinden durch ans Ziel.

Von der Hauptexpedition Niedermayer wurden in Persien nach allen Richtungen kleinere Gruppen mit Sonderaufträgen abgesandt. Alle ihre Männer haben Unerhörtes geleistet und von ihren Heldentaten, die teils auf verlorenem Posten für Deutschland vollbracht, ist nur in höchster Anerkennung zu sprechen.

Eine zweite Expedition führte Dr. von Hentig im März 1915 von Bagdad gleichfalls nach Kabul. Im Mai 1916 brach dann Niedermayer von Kabul zu seinem denkwürdigen Rückzug auf, der ihn verkleidet über Afghanistans Nordgrenze, mitten durch die Kara-Kum-Wüste, zwischen den russischen Truppen durch und zurück nach Meschhed und Persien führte. Gleichzeitig verließ auch Hentig Kabul und zog mit seinen Gefährten über die himmelhohen, eisigen Pässe des Pamir und Karakorum und kam in jahrelanger Flucht quer durch das gewaltige chinesische Reich nach Schanghai.

In Südostpersien (Kirman) arbeitete die Gruppe Seiler-Zugmayer. Beide Männer gerieten nach heldenhaften Kämpfen in Gefangenschaft. Seiler gelang später eine abenteuerliche Flucht aus der Zitadelle von Schiras. Die Gruppe Wagner wurde auf ihrem Rückzug von Herat nach Persien in schweren Gefechten teils vernichtet, teils gefangen, nur Wagner selbst gelang die Flucht nach der Türkei.

Von den unerhörten und oft unglaublichen Leistungen dieser deutschen Männer abgesehen, die fern der Heimat, unter fremden Völkern und teils unter den ungünstigsten Verhältnissen für das Vaterland kämpften, um Deutschlands Weltstellung zu verteidigen, ist noch der nicht zu unterschätzenden geschichtlichen Nachwirkung zu gedenken, die das Vorbild dieser Männer im ganzen Osten mit hervorgerufen hat. Die nationale Erhebung der islamischen Völker wurde durch das Zusammenwirken national empfindender Eingeborener mit den deutschen Expeditionen weitgehend begünstigt und moralisch gestützt. Und wenn heute der ganze Orient nach und nach zu einem geschlossenen Block freier islamischer Mächte aufgewachsen ist, so sind jene deutschen Helden der Wüste halb unbewußt die Mitschöpfer einer besseren Zukunft der Islamvölker geworden.

3.

In Haleb. An einem der langen, stillen Abende trat Schünemann im Kasinohotel vor Waßmuß und Zugmayer und erklärte, daß er die Zustände nicht mehr länger ertragen könnte. Die drei Männer beratschlagten.

Schünemann schlug mit der Faust auf den Tisch:

„So geht es auf keinen Fall weiter! Eine Katastrophe ist sonst unvermeidlich. Die ganze Lage erfordert ausschließlich tüchtige und fähige Männer wie ihr Waßmuß und Zugmayer!"

„Und Schünemann!" fügte Zugmayer lächelnd hinzu. Schünemann ließ sich nicht unterbrechen.

„Ich mache den Vorschlag, Waßmuß, du telegraphierst nach Berlin. Du willst alle Leute, die wir nicht brauchen können, entlassen und nach Hause schicken!"

Noch einmal schlug Schünemann auf den Tisch, so als wollte er seinen Vorschlag bekräftigen. Waßmuß sah vor sich hin, dann nickte er nachdenklich und stimmte zu:

„Gut, es sei denn! Dann müssen wir aber Ersatz anfordern! Das kann auch nur über Berlin geschehen!"

„Fordere Ersatz an — — aber fähigen Ersatz!" warf Zugmayer ein.

Waßmuß sah gequält auf. Die hohen Anforderungen, die das Verhalten der Leute an seine Geduld gestellt hatten, ließen in ihm einen Zustand der Schwäche und Erbitterung aufkommen, der ihm nach und nach das Interesse an den großen Zielen des Unternehmens nahm.

„Wir müssen uns jetzt dafür einsetzen, das gute Einvernehmen mit den Türken wieder herzustellen! Es ist die Voraussetzung für jede gemeinschaftliche Arbeit!"

Waßmuß sagte das entschlossen und fest. Die drei Männer setzten nun all ihr Können und ihre Erfahrung als alte „Orientalen" daran, um mit den Türken wieder zu einem glücklichen Einverständnis zu kommen.

Schon in den nächsten Tagen wurden die „Afrikaner" entlassen und fortgeschickt und Waßmuß wartete mit seinen Kameraden auf den Ersatz.

Endlich kam mehr Bewegung ins Expeditionsquartier. Aus Stambul trafen immer mehr neue Leute ein, darunter fähige Männer, die später alle Bedeutendes geleistet haben, wie Wilhelm und Peter Paschen, Voigt, Seiler, Wagner, der Hauptmann Klein und andere. Aber Waßmuß fühlte sich nicht mehr in der Lage, das Kommando zu behalten und er wartete mit Ungeduld auf die Ankunft Niedermayers, der am 5. Dezember 1914 zusammen mit Griesinger und dem Rest der Truppe aus Stambul aufbrach.

Dort, in der Hauptstadt des gewaltigen Osmanischen Reiches, war die Stimmung immer schwüler geworden, die Jungtürken drängten zum Krieg, voran Enver Pascha, bis schließlich die ersten Schüsse aus den Feuerschlünden der „Goeben" und „Breslau" im Schwarzen Meer und Bosporus den Entschluß der türkischen Regierung herbeiführten. Die Türkei stand nun als Verbündeter an der Seite des Deutschen Reiches in dem großen Völkerringen 1914 bis 1918.

Am 13. Dezember traf Niedermayer in Aleppo ein. Mit neu belebter Hoffnung wurde er von allen begrüßt. Es ging unmittelbar an die Vorbereitungen zur Verlegung des Hauptquartiers nach Bagdad und zur letzten Vorbereitung der Expedition.

Waßmuß und von Niedermayer beglückwünschten sich. Sie haben sich von Anfang an gut verstanden. Die beiden Führer berieten die Lage, faßten ihre kurzen, klaren Entschlüsse.

„Ihre Gründe, Waßmuß, leuchten mir durchaus ein! Ich bin überzeugt, daß Sie auf Ihre Weise dem Vaterland mehr, viel mehr nützen können! Es tut mir sehr leid, daß ich Sie nicht als unmittelbaren Mitarbeiter an meiner Seite sehe! Aber ich lasse Ihnen völlig freie Hand! Ihre Vorschläge sind alle wohl begründet!"

„Ich danke Ihnen, Hauptmann von Niedermayer! Damit gebe ich die Leitung und Befehlsgewalt an Sie ab! Und guten, nein großen Erfolg!"

Die beiden Männer schüttelten sich die Hand.

Waßmuß sehnte sich nach einem Arbeitsfeld, das seiner Persönlichkeit, seinem Können angemessen war. Ein solches wollte er im südlichen Persien, zwischen Schiras und dem Golf, in Tengistan und Deschistan finden! Er sehnte sich nach diesen Ländern, und sein Tatendrang machte ihn ungeduldig.

Niedermayer übersah sofort die Aussichten, die ein solches Sonderunternehmen haben mußte und willigte ein. Er übernahm allein die Leitung der Hauptexpedition, während Waßmuß für sich, mit nur zwei Begleitern nach Tengistan gehen wollte. Daneben sollte noch Hauptmann Klein eine Sonderexpedition am Karun unternehmen, um die Ölleitung der Engländer, die aus Khusistan nach Abadan führt, zu zerstören und damit der britischen Flotte einen schweren Schaden zuzufügen.

Am 21. Dezember 1914 war alles soweit geklärt, daß die Deutschen aus Haleb aufbrechen konnten, um nach Bagdad zu reiten.

(Fortsetzung folgt.)



Der Schauplatz der Kämpfe mit den heutigen Staatsgrenzen.

WOLFGANG ZENKER:

Der ferne Hof

(SCHLUSS)

Meine Not war anderer Art als die Marias. Ich kam von einem Gut mit fettem Boden, und hatte stets mit vielen Leuten arbeiten können. Nun war ich allein, und das Land, das ich unter den Pflug nahm, war voller Steine, Sand und Unkraut. Daß der Boden so arm und daß die Ackerkrume so dünn war, machte mich manchmal ganz verzweifelt. Ich verglich nur immer mit dem Gut, auf dem ich Angestellter gewesen war. Aber mein eigen Land konnte ich erst nicht lieb gewinnen. Es war mehr zornige Verbissenheit, mit der ich aushielt, Trotz war es. Von den Gedanken, von denen ich Dir schrieb, ging damals zu meinem Tagewerk keine Brücke. Ich hatte die Geduld noch nicht gelernt. Jetzt aber, Bruder, jetzt haben wir den Hof im dritten Jahr, und jetzt weiß und sehe ich, daß der Boden besser wird Wir haben nun vier Kühe, zwei Braune für die Feldarbeit und einen alten Schimmel für den Wagen. Vier Schweine mästen wir dies Jahr, und haben Knecht und Magd und Sommers Landhilfe genügend. Ich sage Dir, das ist eine Freude, zu sehen, wie einem der Boden unter der Arbeit besser wird. Und diesen Sommer hat der alte Leuthold, das ist der Altbauer vom Nachbarhof, lange vor meinem Roggenschlag gestanden und hat genickt. Er stand schon ebenso hoch wie drüben bei seinem Sohn. Ich kann mir denken, großer Bruder, wenn Du von Roggen oder Weizen hörst, denkst Du an Geld. Ja, ich auch, und ich freue mich, wenn die Ernte so viel einbringt, daß ich im nächsten Jahr besser düngen kann, und manche Pläne ausführen, zum Beispiel den Grünfuttersilo bauen. Aber wenn mir der alte Leuthold erzählt, was das früher für ein Handeln und Feilschen mit dem Getreidejuden war, wie der im Frühjahr Vorschuß auf die Ernte gab und wie die Nachbarn dann nur halb mit Freude, aber halb mit Sorge die gute Ernte reifen sahen, weil zugleich der Preis der Frucht sank und oft noch trotzdem Schulden übrig blieben, und wenn ich an meine eigene Lehrzeit auf dem großen Gut denke, wo es noch schlimmer war, dann ist mir wohl, daß ich nur Bauer sein muß und nicht Händler. Ich habe ja schließlich auch Schulden auf meinem Hof — aber mein Gläubiger ist kein Händler, der mir kündigen kann und mich von meiner Scholle treiben — mein Gläubiger ist mein Volk, in einem ganz neuen Sinne Gläubiger: es glaubt daran, daß ich ihm Brot schaffen werde, mehr und mehr mit jedem Jahr, und daß das mit mir tausend und aber tausend Bauern und Siedler tun, und weil ich das tu' mit aller meiner Kraft und alle meine Ehre darein setze, drückt mich meine Schuld nicht. Und daß ich weiß, daß überall im Vaterland in solchem Sinn geschafft wird, gibt mir auf meiner eigenen Scholle die frohe Sicherheit, die früher ein Bauer mit Schulden auf dem Dach nie haben konnte

Ja, es geht aufwärts. Nur mein Darniederliegen macht mir Sorge. Und der Hof. Nachts ruft er mich immer. Und jede Stunde am Tage ruft mich die Arbeit, die auf dem fernen Hof getan werden muß, und die ich nicht tun kann. Und doch bin ich der Vorsehung dankbar, daß ich hier liege und nicht mein Bern. Du weißt ja aus Marias Brief noch nicht, wie es geschah. Unsere Scheune haben wir an einen Hügel gebaut, und ich kann über eine aufgeschüttete Rampe mit dem Wagen geradewegs auf den Heuboden fahren. Als ich am Unglückstag zum zweiten Male einfuhr, ist es geschehen. Ich stand vorn auf dem Wagen, weil die Rampe zu schmal ist, um nebenher zu gehen, und die Braunen nahmen ihren gewohnten Anlauf. Da sah ich im letzten Augenblick, daß mein Junge mitten im Scheunentor hinter einem herabgefallenen Heubund sitzt und mit dem Kätzchen spielt. Da habe ich auf der Rampe mit aller Gewalt die Braunen zurückgerissen, der Wagen rutschte schräg rückwärts von der Rampe, und ich stürzte zwischen Pferde und Vorderräder. Die Braunen stiegen und traten mich, und müssen in einem neuen Aufbäumen den Wagen noch einmal vorgerissen haben, denn als der Knecht kam, waren meine Beine schon überfahren. Aber der Junge ist davongekommen. Gott sei Dank. Auch die Braunen haben sich nichts getan, nur mich hat es so zugerichtet. Aber ich habe mir immer in den schlimmen Wochen gesagt, wenn es fast nicht mehr auszuhalten war: das ist für meinen Jungen! Na, und dann ist's ja auch in Ordnung.

Was denkst Du, was der Kerl für Augen hat? Überhaupt die Kinder jetzt. Da ist eine viel stärkere Leuchtkraft drin, da geschieht irgendein Wunder aus der Tiefe der Seele, mit allen Kindern. Man kann gar nicht sagen, wohin das geht. Aber es geht aufwärts und ist gut, das spürt man, da wächst das Volk, mit dem Gott Großes vorhat, und ihnen Brot zu schaffen, und ein frohes, hartes Leben, das ist schon was. Und auch für sie die Knochen im Leibe brechen, lohnt sich. Nur haben sie sie mir nachträglich noch einmal brechen und neu einrenken müssen, sonst wäre ich steif geblieben; und einen steifen Bauern kann der ferne Hof nicht gebrauchen. Wenn sie den Verband abnehmen, dann wissen sie, ob ich wieder richtig werde. Nun ist es spät geworden und sie kommen heute nicht mehr. Die Schwester hat eben gemahnt, daß das Licht gelöscht wird. Morgen werde ichs also wissen.

Am Morgen.

Bruder, die Nacht war schlimm. Auch Schmerzen. Aber ich habe auf einmal Angst bekommen. Noch war der Professor nicht da. Aber die ganze Nacht habe ich mich gefürchtet, daß meine Beine nun doch steif bleiben. Eins — dann zwinge ich's vielleicht mit festem Willen. Aber wenn beide Beine nicht mehr wollen? Bruder, ich war so sicher. Ich schrieb Dir, daß mir niemand den fernen Hof je nehmen könne. Ich weiß auch nicht, ob mir ihn jemand nehmen würde, wenn ich lahm bleibe. Aber da hat mich mein Gewissen angeschrien: als Lahmer bin ich nicht mehr bauernwürdig. Bauernwürdig, das ist ein geschriebenes und ein ungeschriebenes Gesetz zugleich. Das ungeschriebene ist strenger. Es sagt, daß nur einer Bauer sein kann, der gesund und gerade an Leib und Seele ist. Wie es früher galt bei der Königswahl.

Ich habe zu diesem ungeschriebenen Gesetz ja gesagt, als es mich nicht betraf. Und nun zwingt mich mein Gewissen, zu dem Ja zu stehen, wenn es mich auch ins Herz trifft. Darf ich denn in unserm heilig armen Land einen Hof besitzen, wenn ich ihm nicht so dienen kann, wie ein Gesunder? Auf die Dauer geht es doch nicht mit Nachbarnhilfe, und einen Großknecht trägt der Hof nicht. Im Lande warten noch viele, und wachsen noch mehr heran, die einer Siedlerstelle wert sind. Und auf mich wartet in irgendeinem Schreibzimmer schon ein Schemel — es muß ja auch viel geschrieben und verwaltet werden, gerade jetzt im Anfang. Bruder, das kann mein Los sein. Und mein Bern, der Erbe des Hofes werden sollte? Ich habe wie ein Kind gebetet in meiner Verzweiflung: „Lieber Gott, laß mich gesund werden und nimm mich dann meinetwegen weg, wenn der Junge so weit ist!"

Siehst Du, Bruder, ich bin mit meinem Pflug an einen schweren Brocken gestoßen und sitze fest. Und dann habe ich auf einmal Sorge bekommen, ob es Maria schafft. So viel kann der alte Leuthold nicht mehr leisten, und es wird wohl manches bleiben müssen. Der Acker an der Waldecke sollte jetzt schon gepflügt sein, ich wollte diesen Herbst das erstemal einen Versuch mit Buchweizen machen, aber der alte Leuthold sagt, das geht bei uns nicht, — so wird wohl vieles bleiben. Und dann denke ich manchmal, daß mir Maria wieder verzagen könnte, wie im ersten schweren Jahr beinah. Sie sagte ja dann, sie habe viel mehr Kraft, als ich wisse, sie müsse sie nur erst aus der Tiefe heraufholen. Aber ich liege nachts wach und sorge mich.

Ja, das wollte ich Dir gestern noch schreiben: im Giebel nach Westen hin haben wir noch Platz, es ist nur noch nicht ausgebaut, das soll später Deine Stube werden, Bruder. Du sollst ein Fleckchen auf Erden wissen, wohin Du heimkommen kannst. Richtig heim. Ich hänge die Bilder aus unserer Jungensstube hinein, und in die Lade lege ich Dir ein Bild von unserem Führer. Das sollst Du dann selbst aufhängen, wenn Du ihn richtig kennengelernt hast. Du kannst ihn kennenlernen aus den Augen unserer Kinder, aus dem stillen Frieden, den unsere Frauen wieder in sich tragen, aus dem harten Willen der jungen Bauern, die ihres Landes gewiß sind, so vor Urzeiten ihre Ahnen, und die die Waffe so sicher führen wie den Pflug, weil ein rechter und freier Bauer auch Beschützer der Heimat sein muß. Und Du wirst sehen, Bruder, wenn Du hier bist, wie jetzt schon die Angesichter der Menschen sich gewandelt haben, weil einer das Beste in ihnen aufgerufen hat, und ihr Blut hat ihnen gesagt: Ja, er hat recht! Und als er Verzicht und Härte und schweren, freiwilligen Dienst von ihnen verlangt hat, wie er's ihnen vorlebt, da haben wieder viele aus ihrem Gewissen gewußt: Ja, er hat recht. Und das wirst Du den Menschen ansehen, wenn Du herkommst. Das aber ist das große Vorrecht von uns Bauern, die wir so streng erlesen werden, wie einst die Könige der alten Stämme: daß wir Wurzeln schlagen in unserem Boden und Väter werden neuer Geschlechter, die unsere Art und unser Blut rein erhalten und zu dem Höchsten kommen werden, was Gott mit Menschen vorhaben kann. Der Boden, den wir pflügen, hält uns die Treue, und wir spüren in dem Wind, der über unsere Felder streicht und in den Ackerkrumen, die die Hand zerdrückt, daß das der Boden ist, der zu uns gehört, und zu dem wir gehören, und daß wir nicht aus seiner Frucht nur immer wieder von neuem unsern Leib aufbauen, sondern daß uns eine Kraft an ihn bindet, die mit dem tiefsten Lebenswillen in uns gleich ist. Wenn ich über meinen Acker gehe, bin ich Jahrtausende alt, und weiß tief in mir Dinge von meinen Ahnen, die kein Buch mich lehren kann, und bin ganz jung und habe Jahrtausende vor mir. Doch von diesen Dingen will ich jetzt nicht mehr schreiben. Du mußt erst hier umhergehen und in die Augen der Menschen sehen und mußt das erste Ja aus Deinem Blute kommen fühlen — dann wirst Du eines Tages auch das leicht verstehen, was der Verstand dabei zu begreifen hat. Und siehst Du, darum habe ich an Dich geschrieben, so viel, wie ich vielleicht nie reden werde, wenn Du einmal hier bist: Weil Du mein Bruder bist. Und weil Du irgendwie zwischen meinen Worten, irgendwann mitten im Lesen meines Briefes auf einmal das spüren wirst, was unaussprechlich ist und was ich meine. Ich drücke es ganz unvollkommen aus. Es ist ja eine von den Erkenntnissen, die uns die neue Zeit geschenkt hat, daß gleiches Blut für das Verstehen viel wichtiger ist als tausend kluge Worte.

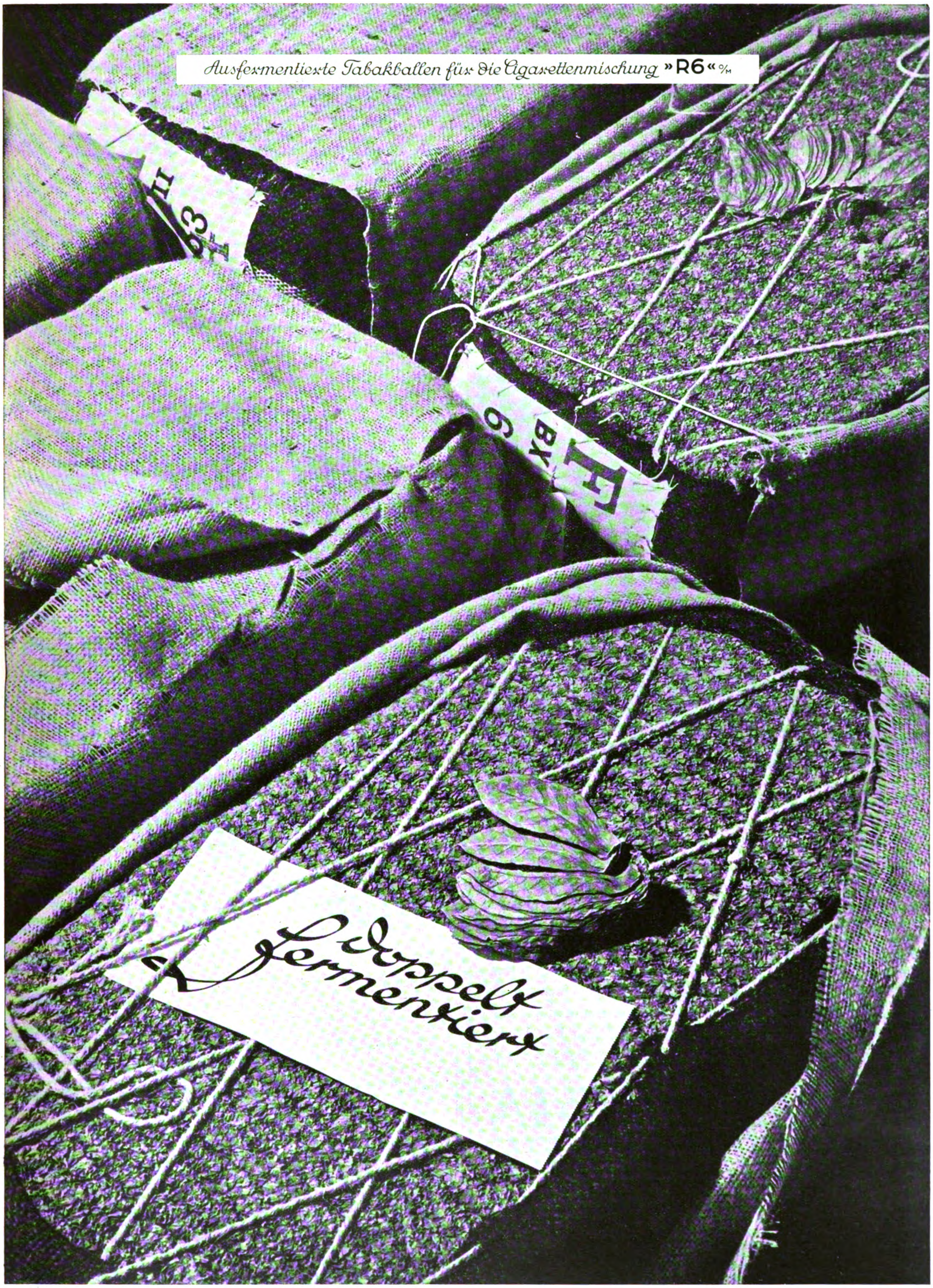
Und vielleicht bekommst Du auch Heimweh an irgendeiner Stelle meines Briefes. Dann lege das Heimweh nur auf die Waage und in die andere Waagschale alle Dollars, die Du drüben noch verdienen könntest — und dann komm heim und such' Dir eine deutsche Frau! Ich werde die Giebelstube groß genug bauen, daß Ihr auch zu zweit zu Gast sein könnt. — Aber ich weiß ja noch gar nicht, ob ich all das halten kann, was ich da verspreche. Kann ich Bauer bleiben?

In der Heimat aber bleibe ich so oder so! Verstehst Du das nun? Bleibt nichts Trübes zwischen uns Brüdern wegen meiner Absage? — Draußen im Gang sind viele Schritte. Jetzt komme ich dran!

— — — — — — — — — — — —

Zwei Freuden: Der Bruch ist richtig geheilt! In vier Wochen kann ich gehen. Und im Frühjahr wieder mein Feld bestellen!

Und dann ein Brief vom fernen Hof: Maria hat den Buchweizenacker selbst gepflügt. Die Furchen sind nicht alle ganz gerade, aber sie hat's geschafft. Verstehst Du, daß ich froh bin?



Ausfermentierte Tabakballen für die Cigarettenmischung »R6« o/M

Gedankensplitter

Von Johann Diedrich Warnken

Schon mancher glaubte seine Persönlichkeit entdeckt zu haben, nachdem man ihn auf seine Unarten aufmerksam gemacht hatte.

*

Wer zu überreden versteht, versteht meist nicht zu überzeugen.

*

Glaube an das Gute im Menschen und rechne mit dem Schlechten in ihm.

*

Der gewandte Mensch gibt sich, der ungewandte benimmt sich

*

Eine gesprächige Frau, die schweigen kann, ist klug.

Es ist leicht, so zu sein wie man ist, aber schwer, so zu sein wie man sein möchte.

*

Die Hauptbedingung für äußere Vornehmheit ist Selbstbeherrschung, für innere Vornehmheit Herzensgüte.

*

Schon oft hat ein von einem bevorzugten Geist achtlos hingeworfenes Wort jemandem die Richtschnur für sein Leben gegeben.

*

Es gibt mitleidige Menschen, die nie helfen, und mitleidlose, die immer helfen.

*

Ein Mensch, der nie seine Ansicht ändert, hat nie nachgedacht.

Wer sich selbst als Maßstab nimmt, wird niemals Menschenkenner werden.

*

Nur der ist unterhaltend, der nicht nur zu erzählen, sondern auch zuzuhören weiß.

*

Bescheidenheit ist häufiger Beherrschung als Veranlagung.

*

Zufrieden sein, heißt, alles, was man nicht kann, auch nicht wollen.

*

Wer sich besserer Einsicht verschließt, spricht gern von seinem „Standpunkt“.

*

Es gibt sehr viel indiskrete Diskretion.

Alexander von Thayer:

Keine Sekunde zu spät

Das Meisterstück des Verwandlungskünstlers
Ein Seeabenteuer zur Zeit der Prohibition

Mein gefährlichstes Abenteuer? Da muß ich erst einmal nachdenken. Drei Jahre chinesische Küstenfahrt, ein Jahr Kongo, acht Jahre Trampfahrt in aller Welt, da erlebt man allerhand. Halt, ich hab's! Das gefährlichste Abenteuer erlebte ich nicht an der Piratenküste, sondern im „zivilisierten" Amerika.

Wir waren nach einer an Stürmen reichen Reise in Neuyork eingelaufen. An Bord reisten einige Filmgrößen aus Hollywood und der bekannte amerikanische Varietékünstler Buffy. Wie sein bürgerlicher Name hieß, habe ich vergessen. Nach Ankunft im Hafen machten sie natürlich „Publicity". Ließen sich mit Kapitän und Schiffsoffizieren Arm in Arm photographieren. Man gruppierte sich und lächelte sein „Keep smiling" in die Linsen der Reporter.

Für den freien Nachmittag lud uns die ganze ausgelassene Gesellschaft zu einer Jachtpartie ein. Das wichtigste war natürlich der Alkohol. Die Geschichte spielte ja zur Zeit der Prohibition.

Es war wirklich eine lustige Gesellschaft an Bord der kleinen Jacht. Bancroft, der gewohnt war, vom Flugzeug in ein Auto zu springen, die reizende Evelyn Konklin, ein paar Girls vom Ballett. Man war zu den tollsten Scherzen aufgelegt, stellte uns harmlosen Seeleuten ein Girl als Greta Garbo, einen jungen Hilfsregisseur als Fairbanks vor. Buffy, der berühmte Verwandlungskünstler, war auch an Bord Buffy konnte im Niedergang der Jacht verschwinden, um nach fünf Sekunden als Kaiser Franz Josef oder eine andere geschichtliche Größe herauszukommen. Ein kurzes Abdrehen, einige Griffe und Jannings lächelte uns freundlich zu . . !"

Es ging gegen Abend und war etwas dunstig. Wenn man mich erschlagen hätte, würde ich nicht gewußt haben, wo wir standen.

„Stellt den Motor ab und das Grammophon an", baten die reizenden Mädels, die in bunten Pyjamas oder Matrosenblusen mit kurzen Höschen an Deck lagen.

Während wir dahintrieben, blitzten schon von der Küste die ersten Leuchtfeuer auf. Im Osten lag ein Dampfer gestoppt. Unnötig zu erzählen, daß wir wenig Interesse für den Dampfer hatten. Sahen wir sonst mehr als genug!

„Der Dampfer scheint Havarie zu haben?" sagte plötzlich jemand.

„Was kümmert's uns?" sagte der Zweite Offizier meines Dampfers, der auch zur Party geladen war. „Hat Funkantenne, wird schon wissen, was er zu tun hat . . ."

„Da seht mal", zeigte einer unserer amerikanischen Gastgeber auf das Schiff. „Da liegen kleine Motorboote. Wißt ihr, was das ist? Das sind Moskitos! Kleine mit Maschinengewehre bewaffnete Bootlegger, die von dem gestoppten Dampfer die ‚Ware' übernehmen."

„Paßt ja großartig!" lachten die Girls. „Fahren wir einfach hin, da bekommen wir den Stoff billig aus erster Hand."

Plötzlich blitzte irgendwo ein Schuß. Wie ein Mückenschwarm verschwanden die kleinen Boote. Der Dampfer nahm mit ganzer Kraft Kurs auf hohe See.

Taktaktaktak! Maschinengewehre!

Huiiii! Einschlagen von Granaten.

„Das Ganze geht uns nichts an!" sagte Mr. Whitemann, der Besitzer der Jacht. „Sehen wir, daß wir weiterkommen!"

Pst! pst! Der Motor wollte nicht anspringen. Die beiden Matrosen und der Mechaniker der Jacht steckten mit ihren Köpfen unter der Motorkappe.

„Kinder, Kinder", sagte Mr. Whitemann, „das ist eine verdammte Geschichte. Dort jagen sich die Moskitos mit den Wespen, mit den Polizeibooten."

Wir sahen bereits Tote im Wasser treiben.

„Warum sollen wir Angst haben? Der paar Flaschen Whisky wegen?" fragte ich den Jachteigner. „Wir können uns getrost untersuchen lassen. Werfen wir unsere Buddeln einfach über Bord."

„Ach, die paar Flaschen?" Mr. Whitemann machte eine wegwerfende Handbewegung. „Um die kümmert sich kein Teufel. Wir sind in nächster Nähe des Bootleggers gelegen. Haben alles mitangesehen. So glauben die Schmuggler wenigstens. Kennen Namen des Schiffes!

Wehe, wenn wir jetzt einem der Gunmen in den Kurs laufen."

Es war eine ungemütliche Situation Unser Motor war noch immer nicht klar. Das Schießen hatte sich nach Süden verzogen.

„Wasser im Vergaser", sagte der Maschinist. „Sind sofort klar." Inzwischen war ein Motorboot aus dem Dunst getaucht. An seinem Bug stand ein Maschinengewehr. Als es uns sichtete, machte es sofort kehrt und hielt auf uns zu.

‚Sollen wir unsere Revolver nehmen?" fragte mein Kamerad den Jachtbesitzer.

„Um's Himmels willen, nein! Das sind die schwerstbewaffneten Banden, die es gibt. Wir sagen, daß wir nichts gesehen haben . . ."

Das Boot war jetzt auf Rufweite heran.

„Stoppen Sie sofort!" riefen sie herüber.

„Sie sehen doch, daß wir gestoppt haben Motorpanne!" rief Mr. Whitemann.

Der bewaffnete Moskito legte jetzt breitseits an unserer Jacht an Mindestens zehn Männer standen in dem Gangsterboot.

„Das sind die Spitzel, die uns die Wespen auf den Hals gehetzt haben", sagte eine tiefe, rauhe Stimme.

„Allright! Sollen wir hinauf?" rief einer. „In Schlepp nehmen oder liquidieren?"

„Liquidieren!" kam die Antwort zurück.

Vier Männer stiegen jetzt von dem Gangsterboot auf unsere kleine Motorjacht hinüber.

Haben Sie schon einmal Bettlermusikanten gesehen, die bei Regen ihre Trompeten unterm Arm tragen und die Hände in den Hosentaschen versteckt halten?

Genau so sahen die vier Gangster aus. Verfilzte Hüte am Kopf, die Hände in den Taschen. Man konnte unschwer erraten, was sie dort festhielten. Der Lauf der Revolver drückte sich deutlich durch den Stoff. Unter dem Arm hatten sie ihre Trompeten! So sah das Zeug wenigstens aus. Etwa so ähnlich, wie man vor dreißig Jahren in den Witzblättern die Kugelspritzen sizilianischer Räuber abgebildet hatte Nur mit dem Unterschied, daß am Ende der Trompeten Trommeln mit Hebeln und Griffen staken. Daß man aus jeder dieser Trompete einige hundert Schuß in der Minute feuern konnte, war uns allen klar..

Unsere erschreckten Damen lagen an Deck und starrten die Gangster mit weit aufgerissenen Augen an.

„Macht rasch!" rief wieder der Kerl von drüben. „Liquidieren!" Die Männer blieben jetzt am Achterschiff stehen. Der eine schwenkte die Trompete nach allen Richtungen.

Jetzt setzten auch die anderen ihre Trompeten an. Es würde kein gemütliches Ständchen für uns sein, dachte ich. Mein Hals war wie zugeschnürt Kein rühmliches Ende für einen alten Chinafahrer. Dazu vier Jahre Weltkrieg! Um von diesem Gesindel abgeknallt zu werden wie ein Stück Vieh?

Plötzlich senkten sich die Trompeten. Wie auf ein Kommando. Die vier Gangster starrten in den Niedergang. Unwillkürlich sahen auch wir hin, um zu sehen, was die Gunmen so erschreckt hatte.

Da stand ein dicker Kerl mit wulstigen Lippen im Niedergang, eine Narbe an der Stirn. Wenn wir nicht alle genau gewußt hätten, daß dort niemand anders herauskommen konnte als Buffy, der beim Anlegen des Moskitos nach unten verschwunden war, wir alle hätten geschworen, daß Al Capone selbst vor uns stand!

„I beg you pardon", stotterte einer der Gangster. „Verzeihung Boß, wir sind . . . wir dachten . . . wir wollten."

„Okay!" schrie Buffy die Banditen an. „Wollt' nur mal sehen, was für verdammt blutige Idioten ich habe. Treibt euch hier weit vom Schuß herum, während sie unten jedes Boot brauchen. Hinter der Nebelbank stehen vierzehn Polizeiboote. Ich bezahle ganze Arbeit und verlange ganze Arbeit. Haut gefälligst nach Süden ab und macht, daß ihr die Ware an Land bringt. Was habt ihr an Bord?"

„Fünfzig gelbe und fünfzig weiße", antworteten die Bootlegger.

„Allright, boys", antwortete Buffy. „Wenn ihr nichts an der Hüfte habt, soll euch mein Bootsmann zwei Flaschen Whisky geben. Ich will nicht, daß man meine Kisten aufbricht."

Wenige Minuten später waren die Banditen verschwunden. Unsere Gesichter waren kalkweiß. Auch Buffy stand der Schweiß auf der Stirne.

Diesmal ist es gerade noch um ein Haar gegangen. Um mein letztes Haar", sagte der Artist und nahm die Perücke von seinem Kahlkopf.

Endlich brachten sie den Motor wieder in Ordnung. Wir nahmen Kurs auf Neuyork. Sechs Stunden später, genau um Mitternacht, waren wir wieder im Hafen.

ANEKDOTEN

Dem bekannten General Manstein passierte vor dem Weltkriege folgendes nette Geschichtchen:

Die zur Übung eingetroffenen Reservisten wurden von Manstein gemustert. Ein baumlanger Soldat fiel dem General auf. Er blieb vor dem Mann stehen und fragte:

„Beruf?"
„Schmied, Exzellenz!"
„Verheiratet?"
„Jawohl, Exzellenz!"
„Kinder?"
„Eins, Exzellenz!"

Jetzt fragte Manstein aufs höchste verwundert: „Was, Sie großer starker Mann haben nur ein einziges Kind? Sie sollten sich was schämen!"

Da antwortete der Reservist treuherzig: „Exzellenz, ich bin ja erst vier Monate verheiratet!" F. S.

Das Wundermittel.

Der Herzog von Marlborough hatte eine bitterböse Frau, die ihm das Leben zur Hölle machte. Er war magenleidend und bekam eines Tages von seinem Arzt, Doktor Gorth, ein Pulver verschrieben, das er trotz allen Zuredens nicht nehmen wollte. Darüber geriet die leicht reizbare Herzogin in helle Wut und zeterte:

„Gleich nimmst du das Pulver! Ich will mich hängen lassen, wenn es dir nicht hilft!"

„Sie sollten es wirklich nehmen, Herr Herzog", lächelte der Arzt, „Sie sehen doch, es hilft Ihnen — so oder so." Th. M.

In zweifacher Eigenschaft.

1841 übernahm Otto von Bismarck die beiden Güter Külz und Kniephof in Pommern.

Während er als Assessor den beurlaubten Landrat vertrat, forderte ihn die Regierung auf, als Patron von Külz bestimmte Lasten zu übernehmen.

Da Bismarck in seiner Beamteneigenschaft nicht private Angelegenheiten erledigen mochte, legte er den Auftrag der Regierung zurück, mit der Absicht, ihn durch den zuständigen Landrat nach dessen Heimkehr besorgen zu lassen.

Der Regierung dauerte das jedoch zu lange, und sie mahnte wiederholt beim stellvertretenden Landrat an und verurteilte ihn zuletzt durch Postzahlungsbefehl zu einer Ordnungsstrafe von einem Taler.

Jetzt erledigte Bismarck die Angelegenheit dadurch, daß er ein Protokoll aufsetzte, in dem er zuerst als stellvertretender Landrat und dann als Patron von Külz ausgeführt war.

Als Landrat machte Bismarck dem Patron gemäß der Dienstpflicht die entsprechende Vorhaltung. In seiner Eigenschaft als Patron dagegen entwickelte er im zweiten Abschnitt die Gründe, die ihn zur Ablehnung der ihm zugemuteten Lasten bewegten.

Dann setzte er die beiderseitige Genehmigung mit zweimaliger Namensunterschrift unter das Protokoll.

Wie Bismarck selbst berichtet, hatte die Regierung Sinn für den Spaß und ließ ihm den Taler Ordnungsstrafe zurückzahlen. Mü.-Rü.

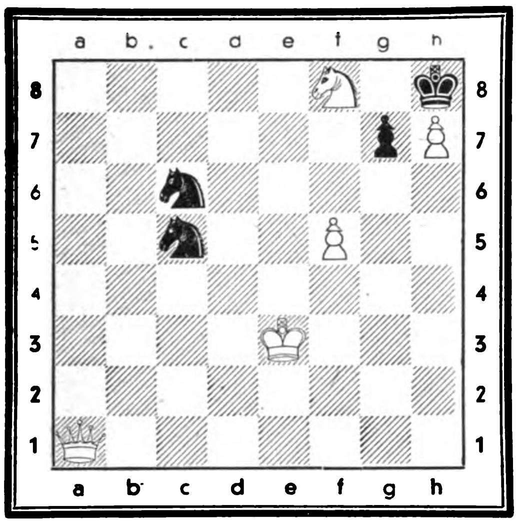
Schach-Beobachter

Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe (Urdruck)

Von Kurt Renner, Haynau.

Schwarz: Kh8, Sc5, Sc6, Bg7 (4)



Weiß: Ke3, Da1, Sf8, Bf5, h7 (5)

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 30

Vierzüger von A. Heister, Porta-Barkhausen.

Weiß: Ka7, Te8, Tf2, Lb7, Lf8, Sb6, Sf7, Bb2, e3 (9).

Schwarz: Kc5, Dg7, Td6, Th7, Lg2, Lh2, Sh4, Bb3, b4, b5, d7, f6 (12).

1. Tf1!. Dg6; 2. Le4, D×e4; Tc8†, Dc6; 4. Tc1‡ usw.

Richtig gelöst: P. Schurig, Sebnitz; Dr. Münch, Bocholt; L. Hohensee, Berlin W; E. Mombaur, Solingen-Ohligs; H. Schulz, Berlin-Neukölln; J. Herwig, Gotha; Dr. F. Röhrs, Berlin-Friedenau; P. Fröhlich, Schmirchau; Ebeling, Potsdam; M. Loch, Berlin; H. Kolwitz, Berlin-Neukölln; F. Stephan, Klausberg; H. Schelder, Detmold; Dr. Mederle, Rockenhausen; J. Diehl, Oberschmitten; P. Schulz, Kussow; C. Weber, Stuttgart; W. Grezesch, Berlin-Lichterfelde; A. Seber, Trier; O. Hildebrandt, Hamburg; O. Behncke, Cuxhaven; C. Hülsenbeck, Düren; O. Wilding, Sömmerda; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; R. Weng, Königsberg; K. Schmidt, Detmold; Pfr. Klein, Setzingen; Dr. W. Spiltmann, Marburg; F. Ruckdeschel, Nürnberg; W. Michaelis, Roßwein; M. Burdack, Hormersdorf; A. Hinrichs, Naumburg; W. Fenchel, Gau-Odernheim; Ch. Ellrich, Spangenberg; A. Köglmayr, Marnbach; M. Jansen jun., Köln; Dr. H. Küther, Münster; H. Fuhlbrügge, Elsnig; G. Wendorff, Greifenberg; Folge 29 und 30: A. Grundmann, Halle a. d. S.; H. Fröhlich, München.

Einige Löserurteile: „Reizende Mattwendungen!". P. Sch., S.; „Nach Form und Inhalt hervorragend!". Dr. M., B.; „Ein gut getarntes Fesselungsvorspiel zur Beseitigung eines hemmenden Läufers. So problematisch die Stellung, so eindeutig und überraschend der Lösungsgang". H. K., B.-N., usw.

An viele Löser: Lösungen sollen innerhalb 14 Tagen eingesandt werden. Bei Anfragen Rückporto beilegen.

Die **erste Aufgabe** in Folge 31 wünscht der Komponist in folgender Fassung: Weiß: Kf1, Db2, Ld7, Sb4, Sg4, Bd4, g3 (7); Schwarz: Kd1, Dh2, Ta1, Tg2, Sb1, Sh3, Ba2, b3, b7, c6, d2, f2, f3, g6 (14). Selbstmatt in 8 Zügen.

Eine opferreiche Partie!

Auf dem soeben stattgefundenen Schach-Olympia in Stockholm entpuppte sich der junge Meister von Italien, Castaldi, als ein neues Schachtalent. Er besiegte den Vorkämpfer Polens in einer opferreichen Partie im großen Stile.

Philidor-Verteidigung.

Weiß: Castaldi	Schwarz: Dr. Tartakower (!)		
1. e2—e4	e7—e5	9. Dd1—d2	g7—g5
2. Sg1—f3	d7—d6[1]	10. Tf1—d1	Sd7—f8[5]
3. d2—d4	Sg8—f6[2]	11. d4×e5[6]	d6×e5
4. Sb1—c3[3]	Sb8—d7	12. Sf3×e5!	Lc8—e6[7]
5. Lf1—e2	Lf8—e7	13. Sc3—b5![8]	Dc7—b8[9]
6. 0—0	h7—h6	14. Dd2—a5!	Le7—d8
7. b2—b3[4]	c7—c6	15. Td1×d8†	Db8×d8
8. Lc1—b2	Dd8—c7	16. Sb5—c7+	Aufg.[10]

[1] Diese geschlossene Verteidigung erhielt ihren Namen nach dem großen Pariser Komponisten und Schachmeister Philidor.

[2] Lange Zeit wurde dieser Zug als vorteilhafte Fortsetzung für Schwarz angesehen. Er hat den Sinn als Vorbereitung und Verbesserung der Hanham-Verteidigung (3. . . ., Sb8—d7) zu dienen. Diese Partie beweist aber, daß der Zug 3. . . ., Sg8—f6 seinen Zweck verfehlt.

[3] Statt diesem Entwicklungszug, der wohl gut ist, kann man auch sehr gut 4. d4×e5 spielen, wie die berühmte Partie Rellstab—Tylor im Hastings-Turnier 1930 mit folgender Fortsetzung zeigt: 4. . . ., S×e4; 5. Dd1 bis d5 (stärker als etwa 5. Lc4). 5. . . ., Sc5; 6. Lg5! usw.

[4] Dieser Plan zur Läuferflanchetierung erweist sich als sehr gut.

[5] Das Pferdchen will nach g6, und dann kann der Sturm auf den weißen Königsflügel beginnen — meinte wohl Schwarz! Aber Weiß kommt ihm zuvor.

[6] Auftakt und Einleitung einer prächtigen Opferserie.

[7] Das Springeropfer mittels 12. . . ., D×e5 anzunehmen, verbietet sich wegen 13. Sd5! mit der Folge 13. . . ., D×Lb2 (?); 14. Sd5—c7‡!

[8] Das zweite Springeropfer!

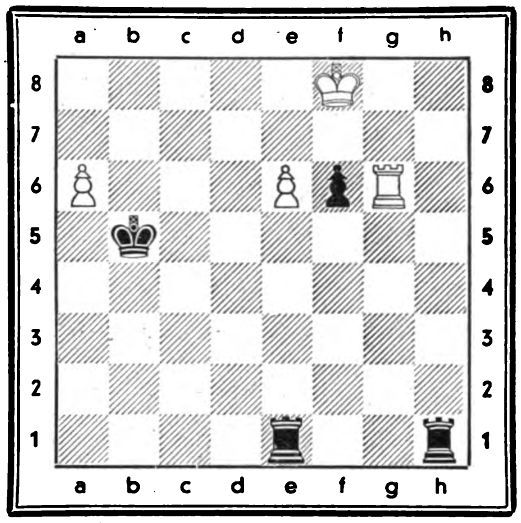
[9] Nicht 13. . . ., c6×b5 wegen 14. L×b5† und folgendem Leichtfigurentausch mit evtl. Turmgewinn!

[10] Schwarz gab mit Recht auf, da nach 16. . . ., Ke7; 17. La3† folgen würde.

Endspielführung

Von H. Rink (Spanien).

Schwarz: Kb5, Te1, Th1, Bf6 (4).



Weiß: Kf8, Tg6, Ba6, e6 (4).

Weiß am Zuge gewinnt! Wodurch?

Lösung:

Durch 1. a6—a7, Te1—a1; 2. e6—e7, Th1—e1; 3. Tg6—g1 (dieses feine Turmopfer in der Hauptvariante erzwingt den siegreichen Vormarsch der weißen Freibauern); 3. . . ., Te1×g1; 4. e7—e8D† nebst 5. a8D und gewinnt. Oder: 1. . . ., T×e6; 2. a8D, Th8†; 3. Tg8. — Falls 1. . . ., Th8†; so 2. Tg8, T×g8†; 3. K×g8, Ta1; 4. e7! Interessante, in der Praxis oft ähnliche ergebende Wendungen.

Kurzberichte aus der Wissenschaft

Die Stachelbeere — ein guter Vitaminlieferant.

Nach neuesten Arbeiten russischer Forscher enthält die Stachelbeere sehr viel an Vitamin C, dem gegen Skorbut wirkenden Lebensstoff. In einem Kilogramm dieser Beeren finden sich 500 Einheiten des Vitamins C.

Ein halbes Gramm heilt die Melancholie.

Es erscheint merkwürdig, ein seelisches Leiden, wie die Melancholie es ist, mit Hilfe eines Heilstoffes behandeln zu wollen. Doch sind die Erfahrungen, die man mit einer dem Blutfarbstoff ähnlichen Substanz gemacht hat, äußerst vielversprechend. Das „Hämatoporphyrin" gehört wie sämtliche Glieder dieser Stoffklasse zu den sogenannten „photodynamischen" Stoffen, die die Haut für Licht empfindlich machen. In der Folge dieser „Sensibilisierung" treten Veränderungen und Verbesserungen in der Ernährungs- und Wachstumstätigkeit des Organismus ein. Nachdem nun viele Fälle der Melancholie neben der psychischen auch eine körperliche Hemmung zeigten, kam man dazu, das „Hämatoporphyrin" anzuwenden. Wie J. G. Grüschke mitteilt, konnten von 172 im Schrifttum verzeichneten Fällen von Melancholie und „endogener Depression" 89 geheilt und 47 gebessert werden, während 36 unbeeinflußt blieben. Zu einer Hämatoporphyrinkur sind je nach Art des Falles und Art der Anwendung etwa 0,3 bis 0,7 Gramm des Heilstoffes erforderlich.

Wieviel raucht Deutschland?

Nach neuesten statistischen Ermittlungen wurden im Jahre 1936 acht Milliarden Zigarren verbraucht. Der Zigarettenverbrauch beläuft sich für das Jahr 1936 auf 38 Milliarden Stück. Der Verbrauch von Pfeifentabak hat sich seit dem Jahre 1931 auf der Höhe von 32 Millionen Kilogramm gehalten. Der Verbrauch von Rohtabak im Jahre 1935/36 beläuft sich je Kopf der Bevölkerung auf 1,84 Kilogramm. Rechnet man diesen Betrag auf die für das Rauchen hauptsächlich in Frage kommenden männlichen erwachsenen Personen um, so ist als tatsächlicher Verbrauch je Kopf mindestens die dreifache Menge anzusetzen.

Unsichtbare Krankheitserreger werden sichtbar.

Es gibt Krankheitserreger, die auch mit den besten Mikroskopen nicht mehr sichtbar sind. Nach einer neuen Methode werden nun diese sogenannten „Viruskörperchen" mit sogenannten „fluoreszierenden Stoffen" angefärbt, so daß sie im Mikroskop durch Bestrahlung mit ultraviolettem Licht als leuchtende, Fluoreszenzlicht ausstrahlende Gebilde sichtbar werden. Diese Methode ist allen bis heute gebräuchlichen Verfahren weit überlegen.

Dr. Walter Orth.

HUMOR DER ANDEREN

„Hast du das Gesicht der Mutter gesehen, als ihr gesagt wurde, sie sehe noch so jung und frisch aus wie ihre Tochter?"

„Nein. Aber das Gesicht der Tochter sah ich!"

(Tit Bits.)

*

„Oh, Fräulein Gisela, wer doch Ihre rosenroten Lippen küssen dürfte!"

„Das geht zwar nicht — aber ich gebe Ihnen gern eine Ohrfeige mit meiner lilienweißen Hand!"

(Judge.)

Ein geplagter Ehemann starb. Als man sein Testament eröffnete, trug es die Überschrift: „Mein erster Wille!"

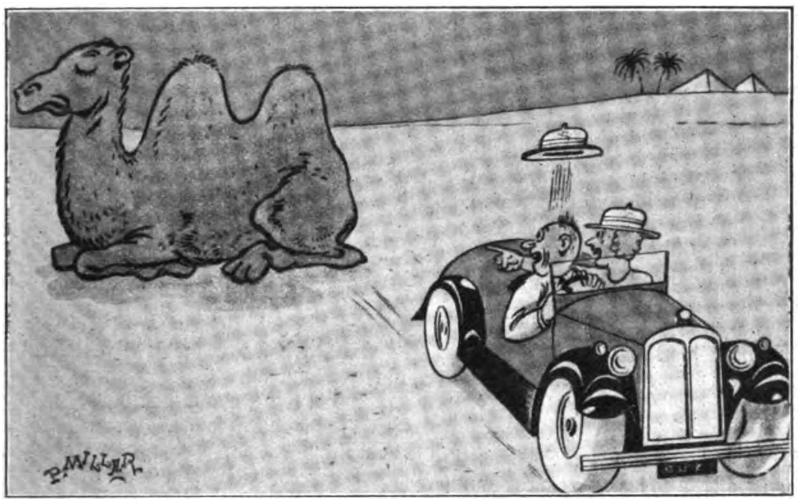
(Vart Hem.)

*

„Bitte, Herr Ober, rufen Sie mir doch mal den Geschäftsführer! Ich kann dieses fürchterliche Zeug nicht essen."

„Es hat keinen Zweck, mein Herr, er ißt es bestimmt auch nicht!"

(Tit Bits.)



„Ach, Sohn, wir sind wohl eben dem armen Tier über den Rücken gefahren?"
(Passing Show.)

Ein kleiner Zirkus kam. Die Sensation war ein Käfig, in dem ein Tiger und ein Schaf friedlich miteinander hausten. „Haben denn die Tiere niemals Streit?" fragte jemand.

„Ziemlich selten", sagte der Stallmeister, „und wenn es mal vorkommt, dauert es höchstens ein paar Minuten!"

„Und dann?"

„Ja, dann kaufen wir natürlich ein neues Schaf!"

(Söndagnisse.)

*

Mutter: „Du gehst heute nachmittags gar nicht fort, Paul?"

Sohn: „Nein. Ich bleibe zu Hause, um Papa bei meiner Mathematikaufgabe zu helfen."

(„Dagens Nyheter". Stockholm.)

*

Kundin: „Ein Pfund Kaffee, bitte, zweite Qualität!"

Verkäufer: „Tut mir sehr leid, wir führen keine zweiten Qualitäten, nur allererste, erste und zweiterste!"

(Tit Bits.)

Zwei Männer, deren Söhne außerhalb studieren, unterhalten sich.

„Wie bekommen Sie es eigentlich fertig, daß Ihr Junge Ihnen schreibt?" fragte der eine.

„Sehr einfach", sagt der andere. „Wenn er längere Zeit nichts von sich hat hören lassen, dann schicke ich ihm einen Brief, in dem es am Schluß heißt, eine Pfundnote wäre beigefügt — und dann vergesse ich, das Geld hineinzustecken!"

(Tit Bits.)

*

„Liebste Amalie, warum hast du denn die Amme so plötzlich aus dem Hause gejagt?"

„Denke dir nur — da habe ich geglaubt, es wäre ein anständiges Mädchen, und jetzt mußte ich erfahren, sie hat ein Kind!"

(Lektyr.)

*

Sie: „Du, ich glaube, da fiel etwas! Wir haben jemand überfahren!"

Er: „Gott sei Dank! Dann sind wir also doch noch auf der Landstraße!"

(Answers.)

Humor

„Was haben Sie denn Ihrer kleinen Nelly zum Geburtstag geschenkt?"

„Wir haben ihre Sparbüchse aufgemacht und das Geld als Anzahlung für ein schönes Motorrad benutzt."

*

„Kürzlich rannte mich im Stadtpark ein Mann einfach um und lief weiter. Ich hinterher und wollte ihn zur Rede stellen. Aber dann entdeckte ich, daß es ein bekannter Sportsmann war . . ."

„Na, und haben Sie nicht verlangt, daß er sich wenigstens entschuldigt."

„Ach nein, ich habe mich entschuldigt! Wissen Sie, es war nämlich ein Schwergewichtsboxer!"

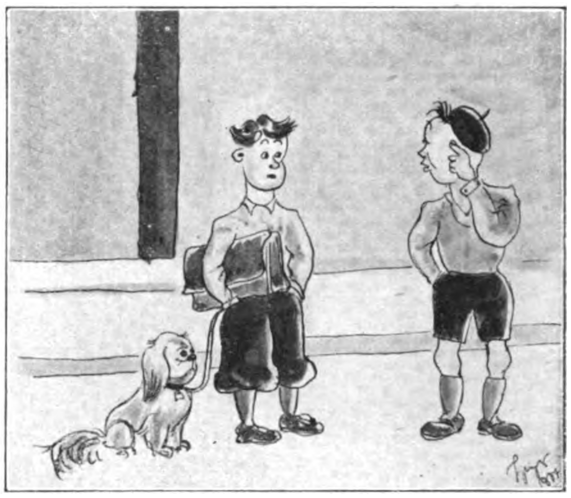
*

Zu einem wegen seiner Schlagfertigkeit bekannten Arzt kam eine überspannte Frau und klagte: „Ach, Herr Doktor, ich muß Sie jetzt wirklich einmal insultieren, ich leide nämlich an so furchtbaren Konfektionen nach dem Kopfe."

„Nun, meine liebe Frau, da gehen Sie jetzt einfach in die Hypotheke und lassen sich für zwanzig Pfennig Rhinozerosöl geben". meinte gelassen der Arzt.

*

In einer mitteldeutschen Stadt steht unter der Rathausuhr der Spruch: „Mors certa, hora incerta". Jemand fragt seinen Neffen, Tertianer eines Gymnasiums, nach der Bedeutung dieser Worte Die Antwort lautet nach kürzerem Überlegen: „Todsicher geht die Uhr ungenau."



„Det soll'n Polizeihund sein! Der sieht aber jar nich so aus!"

„Soll es auch nicht — der ist doch von der Geheimpolizei!"

Zeichnung: Beyer.

Seit drei Tagen redet Frau Kruke ihren Mann mit „Schatzi" an.

Knurrt Kruke ahnungsvoll: „Es scheint sich diesmal um ein größeres Objekt zu handeln!"

*

„Sie verschaffen Ihren armen, armen Eltern viele schlaflose Nächte!"

„Was für'n Quatsch! Ich bin doch keine Nacht zu Hause."

*

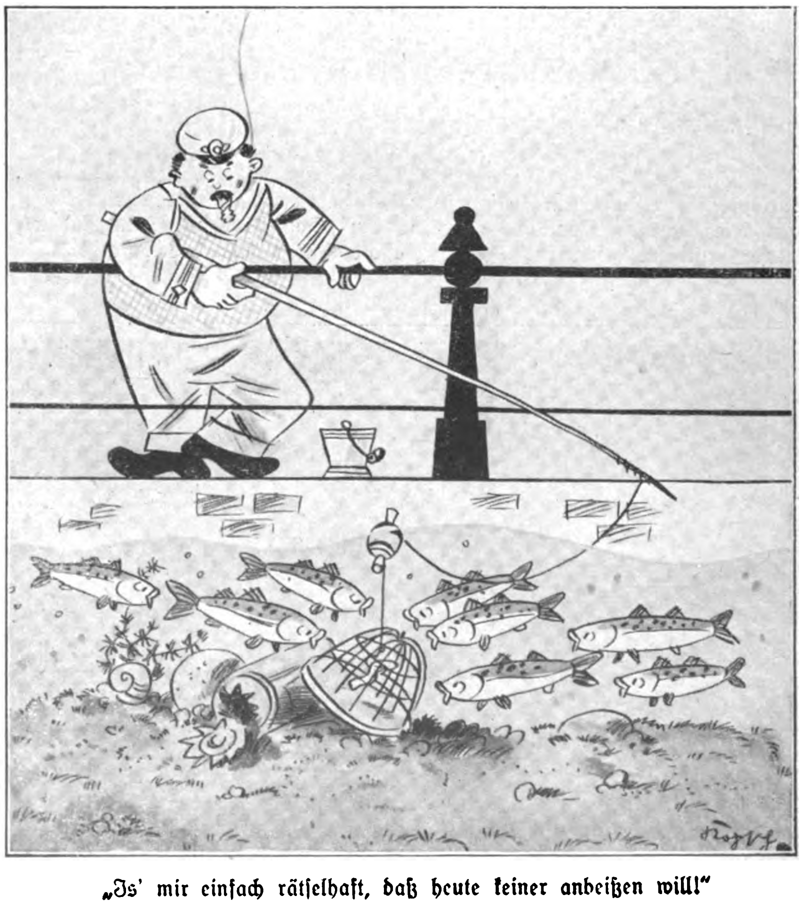
Zwei Junggesellen unter sich:

„Ach, weißt du, ich möcht' gern heiraten. So eine Frau tut einem die Sorgen verscheuchen!"

„Zu Anfang ja, bloß nachher mußt du die Scheuche versorgen!"

*

Die Nachbarn haben sich beschwert, daß Willi im Treppenhaus zu laut ist. Willi wird deswegen verwarnt. Er nickt und meint: „Mir persönlich wagen sie es wohl nicht zu sagen?"

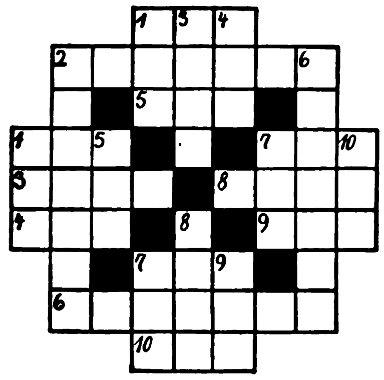


„Is' mir einfach rätselhaft, daß heute keiner anbeißen will!"

Zeichnung: Kopsch.

RÄTSEL

Magische Figur



Die Buchstaben: a a a a a a a a e e e e e e e e e e e e e e l l m m m m n n o o o o r r r r r r s s s t t u u v v w w sind so in die Figur einzutragen, daß waagerecht und senkrecht Wörter gleicher Bedeutung entstehen. 1. Nebenfluß des Amazonenstroms, (1.) Laufvogel, 2. Teemaschine, 3. diplomatisches Schriftstück, 4. Sudannegerstamm, 5. Nibelungengestalt, 6. Zurückhaltung, 7. nordische Gottheit, (7.) Papageienart, 8. russische Hafenstadt, 9. Körperteil, 10. Gebirgszug in Braunschweig.

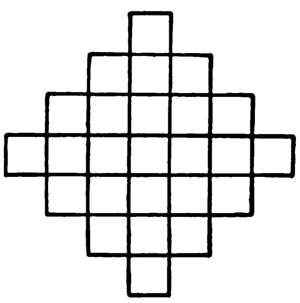
Telegrammrätsel

. . . — — — / . — . — — — — . — — — — /
— . — — . . — / . . — — — . — — — / — . .
— — — / . — . . . — — / . . — . — — / . —
. . . — / . — . — . — — / . — . . . / — — . .
— / — . . — / — — . — . — / — — . . — — /
. . — — . — / . — . — — . / — . . . . / — . —
. — — / — — . . — — — / — . . . . . . — / — .
. . — — / . — — / An Stelle der Punkte und Striche sind Buchstaben zu setzen, so daß Wörter nachstehender Bedeutung entstehen. 1. Lebenstatsache, 2. Bewohner Mittelitaliens, 3. Südfrucht, 4. Mineral, 5. deutscher Musiker, 6. europäisches Königreich, 7. dickes Seil, 8. landwirtschaftliches Gerät, 9. Wende, 10. Möbelstück, 11. Religion, 12. Neige, 13. tierischer Stirnbeinaufsatz, 14. alte Bezeichnung für Griechenland, 15. Jahreszeit, 16. Tanz, 17. Fluß in Frankreich, 18. Vervielfältigungsmaschine, 19. Schlachtort des 7jährigen Krieges, 20. bolschewistische Geheimpolizei, 21. berühmter deutscher Chemiker, 22. Getränk.

Die auf die Punkte entfallenden Buchstaben ergeben einen Ausspruch des Führers.

Magischer Diamant

Die Buchstaben a a a b b e e i l l m m o o r r r r r s s t t u sind so in die Figur einzutragen, daß waagerecht und senkrecht Wörter gleicher Bedeutung entstehen. 1. Mitlaut, 2. Erkennungszeichen, 3. lat.: Mutter, 4. Hafenstadt an der Oder, 5. Stadt in Brandenburg, 6. Kopfbedeckung der spanischen Infanterie, 7. Mitlaut.



Besuchskartenrätsel

Heinr. West
Celle

Welchen verantwortungsvollen Beruf hat dieser Herr?

Silbenkasten

1	2	3
4	5	6
7	8	9

1—2—3 Papstkrone, 1 bis 3—6 Wortschwall, 1—3—9 Hauptstadt Albaniens, 1 bis 4—7 italienischer Maler, 1—6 norddeutscher Ausdruck für Gezeiten, 2—3 Papageienart, 2—9 Sammlung geflügelter Worte, 3—6 Getreideunkraut, 4—3 türkisches Längenmaß, 4—5—6 Baumgrille, 6—4 Bruchzahl, 6—5 griechisches Zahlwort, 6—5—6 Zehntagezeitraum, 7—1 griechische Vorsilbe, 7—8—9 Halsentzündung, 7—9 Frauenname, 8—9 Vorname einer deutschen Schauspielerin, 9—3 Stadt in Japan.

Worteinsetzrätsel

Zwischen je zwei Wörter ist ein Wort zu setzen, das auf die betreffenden Wörter paßt, sind dieselben richtig gefunden, ergeben sie von oben nach unten gelesen einen deutschen Heerführer.

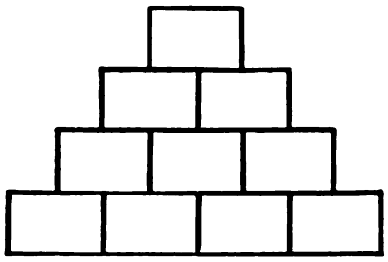
Reise	Kontrolle
Hühner	Diagnose
Taschen	Zeiger
Nord	Signal
Stamm	Haus
Tanz	Raum
Fisch	Haut
Roß	Sieb
See	Kaktus
Wal	Baum
Promenade	Offizier
Eisen	Gebirge
Geld	Bremse
Feld	Mann
Brief	Platz
Ferien	Ausweis
Papier	Beutel

Kryptogramm

Kiesgrube, Weibtum, Keim, Rippenstoß, Bolzen, Ceres, Doktor, Pflaume, Entführung, Bürde, Grashalm, Höchstleistung, Element, Rebensaft Lebensrecht, Juchten, Leinen, Eisvogel, Volker, Salm, Desdemona, Preußen, Vernunft, Morgenstern, Blick, Tschekiang, Pult, Buren, Quelle, Einleitung, Leistung, Stangen.

Jedem der vorstehenden Wörter sind drei, dem letzten vier Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch des Führers ergeben. (ch und st gleich ein Buchstabe)

Silbenpyramide



1. englisches Zahlwort, 2. urkundliche Zeitangabe, 3. Landesverteidiger, 4. Kriegerruhestätte.

Geheimschrift

1, 2, 3 — 4, 5, 6, 7, 8 — 2, 7, 8 — 3, 2, 6, 3 — 6, 9, 8, 5, 3, 10, 11, 2, 12, 13. 3 — 14, 3, 15, 9, 14, 5, 6, 15. — Die Zahlen sind durch Buchstaben zu ersetzen. Bei richtiger Lösung ergibt sich ein Ausspruch des Reichsministers Goebbels.

Schlüsselwörter

1 2 7 4 5 7	=	Wurfscheibe
3 6 8 3 10 2 12 13	=	Schwimmvogel
11 9 14 5 6 15	=	Erquickung

Silbenrätsel

Aus den Silben: a — brauch — cel — de — de — del — dra — e — ei — el — feh — fer — frie — ha — ka — ken — kreuz — le — len — li — ma — mu — na — ne — niess — ra — re — ri — sen — si — stol — ta — te — ur — us — ven sind 15 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch des Führers ergeben 1 Dichtungsart, 2. Frauenname, 3. Ankündiger, 4. Hütte, 5. Friedensschwur, 6.

1	9 ....
2	10 ....
3	11 ....
4	12 ....
5	13 ....
6	14 ....
7	15 ....
8	....

Laufvogel, 7. Nutznießung, 8. Fixstern, 9. Scheltung, 10. Schlingpflanze, 11. Metall, 12 .Grabstätte Theoderichs, 13. Gebäck, 14. Stadt in Hannover, 15. arisches Ursymbol

Lösungen der Rätsel aus Folge 33

Rösselsprung: Wen immerdar man anders schaut, / Der macht mir bange. / Nur ein Tier wechselt seine Haut, / Das ist die Schlange. Grillparzer. ✱ **Zahlenrätsel:** 1. Fabel, 2. Anden, 3. Lyrik, 4. Tarim, 5. Bankrott, 6. Opanke, 7. Olympiade, 8. Taft. — Faltboot. ✱ **Viereck:** 1. Katarrh, 2. Tenedos, 3. Rüdiger, 4. Husaren. ✱ **Magisches Kreuz:** 1. Kolibri, 2. Stilett, 3. Gobelin. ✱ **Silbenkreuz:** 1—2 Stola, 1—3 Stoa, 2—4 Laden, 2—6 Labe, 3—2 Ala, 3—5 Aga, 3—4 Aden, 5—6 Gabe ✱ **Kryptogramm:** Schabe, Richtung, Odessa, Alimente, Fischer, Henkel, Bernau, Heerschau, Rotunde, Sterlet, Sehnsucht, Hechtsprung, Tower, Gewissen, Leichter, Taucher, Flechse, Weinwirt, Stollen, Genua, Handhabe, Gesandter, munkeln. — „Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht, so weiß ich auch sein Wollen und Handeln." Schiller. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Allahabad, 2. Reederei, 3. Brunhilde. 4. Engadin, 5. Inverneß, 6. Temperament, 7. Imperium. 8. Sofia, 9. Tachometer, 10. Ararat, 11. Urundi, 12. Chamäleon, 13. Gimpel, 14. Ostrau, 15. Tarent, 16. Telegraph, 17. Eschwege, 18. Sperber. — „Arbeit ist auch Gottesdienst. Martin Luther" ✱ **Verwandlungsrätsel:** Senkrecht: Bach, Bahr, Bohn, Zahn, Kahn, Hahn, Hain, Main, Mann, Tann, Tank, Dank, Bank. Waagrecht: Feld, Fell, feil, Beil, Bein, Hein, Hain, rein, Reis, Reim, Leim, Heim. ✱ **Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 1. Leo, 4. Ras, 7. Amrum, 9. Scala, 11. Butter, 13 Spaten, 14. Ara, 16. eng, 18. Kuh, 20 Blau, 21. Laut, 23. See, 24. Ba, 25. SA., 26. neu, 27. Inge, 30. Ubde, 32. Don, 33. See, 34. Udo, 35. Waisen, 38. Geiser, 42. Anden, 43. Knote, 44. Laa, 45. San. — Senkrecht: 1. Lab, 2. Emu, 3. Ort, 4. Rat, 5. Ale, 6. San, 8. Utena, 10. Capua, 12. Ra, 13. SA., 15. Rot, 16. Elend, 17. Guben, 18. Klaus, 19. Hunde, 20. Bet, 22. Tee, 28. Gosse, 29. Lid, 31. Hedin, 35. Wal, 36. Ana. 37. Ida, 39 SOS 40. Eta, 41. Ren.



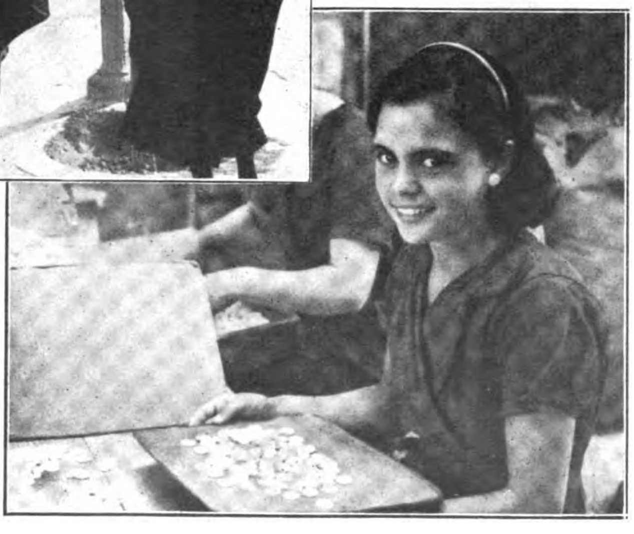
Badeleben auf der schönen Mittelmeerinsel Malta.

SONNE UND WIND-KONTRAST IN MALTA

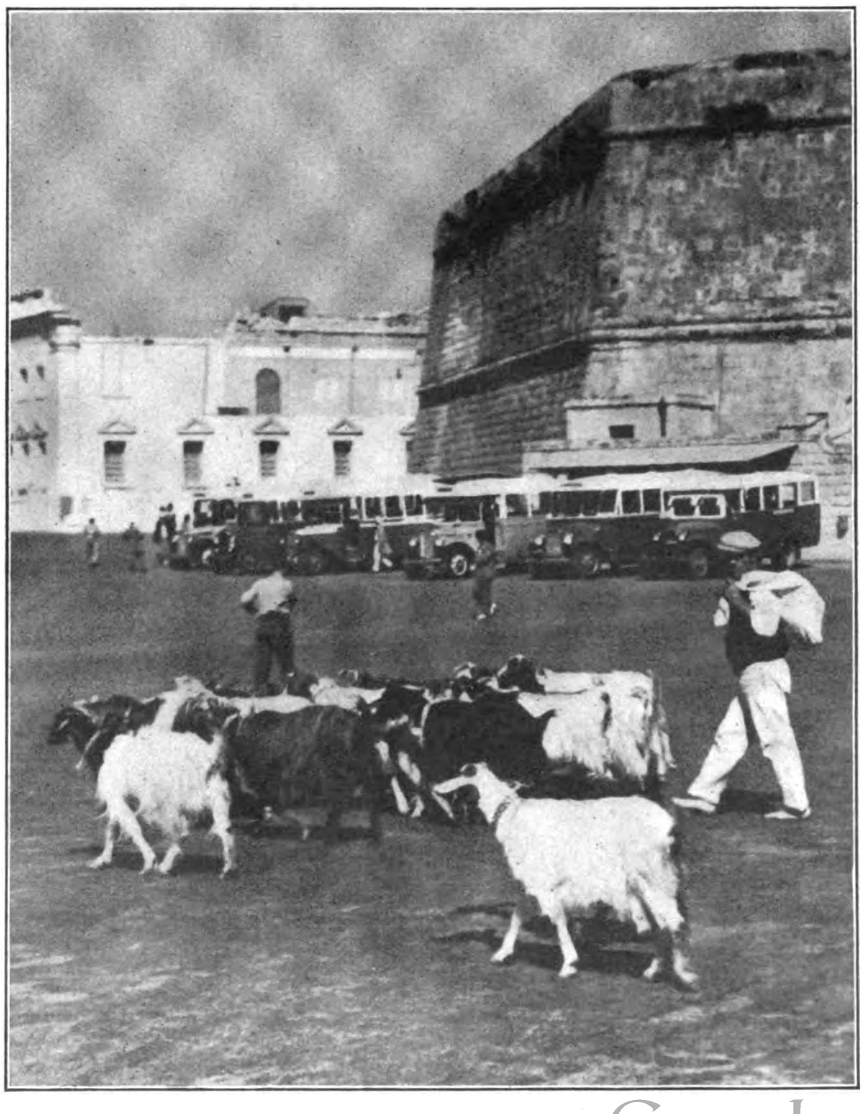
Sämtliche Aufnahmen Rosner



Oben: Diese Trachten bieten Schutz vor den heftigen Winden.



Arbeiterinnen einer Knopffabrik auf Malta.



Rechts: Etwas Alltägliches auf Malta: Stadt und Land begegnen sich.

Essen und Trinken frei!

Es ist jedesmal ein Ereignis, wenn auf der Pariser Weltausstellung wieder ein Pavillon eröffnet wird; dann ladet die betref-



Der elegante Kellner sieht schon ein wenig abgekämpft aus.



Während die Herren des Ausschusses die Begrüßungsworte sprechen, warten die Kellner hinter den gedeckten Büfetts bereits auf die Gäste.



Links: Der erste Ansturm. Alt und jung sucht sich seine Lieblingsgerichte aus; die beherrschte Zurückhaltung kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß die besten Plätze „an der Krippe" sehr begehrt sind.



Rechts: Schon zeigt die reichlich gedeckte Tafel große Lükken; unentwegt reicht die eifrige Kellnerschar eisgekühlte Getränke, um die Stimmung zu heben.

Bitte, angen ie nur üchtig zu!



de Nation unentgeltlich n Schmaus ein, und man n wohl sagen, daß diese üfettausstellungen" der inarischen Genüsse wegen r gut besucht werden.



Oben: Alle Schranken sind gefallen.... Ran an die Delikatessen und solange zugelangt...

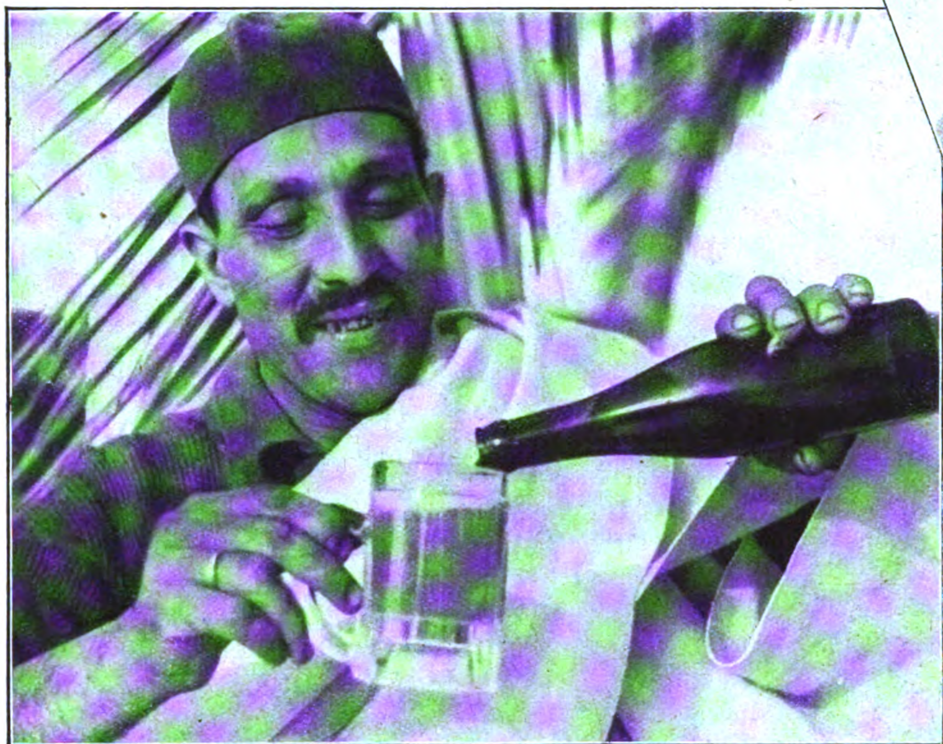


... bis (links) der ganze „Laden" leergegessen ist. Jetzt haben die Tellerspüler das Wort.

Aufnahmen: Internationale Photokorrespondenz.

Ein Nachzügler, der tief ergriffen feststellt, daß er den Hauptakt versäumt hat; und wie gern hätte er den mausgrauen „Beluga Malossol" mal gekostet.

Nicht nur in München . . .



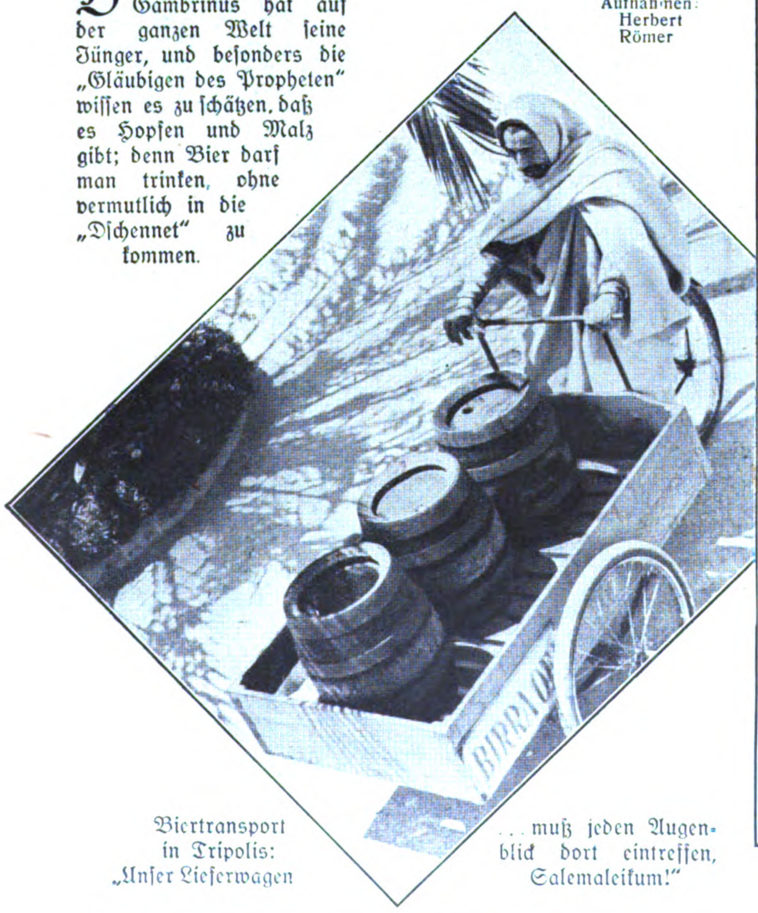
„Wie gut doch, daß der alte Mohammed nur die Weine verboten hat", scheint dieser Eingeborene aus Tripolis zu denken, indem er sachkundig sein „Birra" eingießt.



Jemand, der sich bedeutend mehr dünkt als ein Wasserträger.

Der sagenhafte König Gambrinus hat auf der ganzen Welt seine Jünger, und besonders die „Gläubigen des Propheten" wissen es zu schätzen, daß es Hopfen und Malz gibt; denn Bier darf man trinken, ohne vermutlich in die „Dschennet" zu kommen.

Aufnahmen: Herbert Römer



Biertransport in Tripolis: „Unser Lieferwagen ... muß jeden Augenblick dort eintreffen, Salemaleikum!"



Der Gipfel der Seligkeit für einen Araber in der klimatischen Vorstufe zur Hölle: ein Glas Bier!

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12—2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Bern III 7205; Warschau 194121; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968; Den Haag 211846; Paris 190066; Brüssel 350797. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße; Swiss Bank Corporation, West End Branch, 11c, Regent Street, Waterloo Place, London S. W. 1. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39-41, Fernruf 20755 u. 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden.
[ABCDEF] D.A. II. Vi. 1937: über 685000 Stck. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig

IB Illustrierter Beobachter

12. JAHRGANG / FOLGE 35 / DONNERSTAG, 2. SEPTEMBER 1937

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22



Mit Riesenstiefeln durchs oberbayerische Hochwasser.

Bei dem glücklicherweise nur kurzen Hochwassereinbruch zwischen Garmisch-Partenkirchen und Murnau hat sich die Dorfjugend vielfach hilfsbereit gezeigt. Hier leiht der Junge die Motorradstiefel seines großen Bruders an eine kleine Passantin aus, die trockenen Fußes weiterkommen will. (S. a. den Bildbericht im Innern des Heftes.)

Aufnahme: B. Fischer.



Links: Mit „Ju 52" über den Himalaja.
Zweiter von links (mit Tropenhelm): der deutsche Gesandte in Bagdad, Dr. Grobba; rechts davon: der afghanische Gesandte in Berlin; der Direktor der Lufthansa, Freiherr von Gablenz; ganz rechts: der deutsche Gesandte in Teheran, Dr. Smend.

Das Junkersflugzeug „Ju 52 D-Anoy". „Rudolf von Thüna", verließ am 24. August gegen Mitternacht den Flugplatz Kabul (Afghanistan) zum Fluge nach dem 2500 Kilometer entfernten Ansisan (Südwestecke der chinesischen Provinz Kansu), das



Die Ju 52 „Rudolf von Thüna" bei ihrer Landung auf dem Wüstenflugplatz von Bagdad, von wo aus der Weiterflug nach Kabul und Ansisan angetreten wurde.

nach elf Flugstunden am nächsten Tage erreicht wurde. Die Maschine flog nach einstündigem Aufenthalt nach Sutschou weiter, wo sie ebenfalls planmäßig eintraf. Dieser Flug wurde unternommen, um einen weiteren Luftweg nach dem Fernen Osten zu erkunden; hierbei wurde zum ersten Male das 7000 Meter hohe Pamir-Hochgebirge, der nördliche Teil des Himalaja-Gebirges, überflogen. Da der Flug von Kabul aus fast durchweg über unbewohntes, wild zerklüftetes Hochland führt, bedeutet dieser Erstflug auf einem bisher unbekannten Weg nach dem Fernen Osten eine neue Großtat der deutschen Handelsluftfahrt.

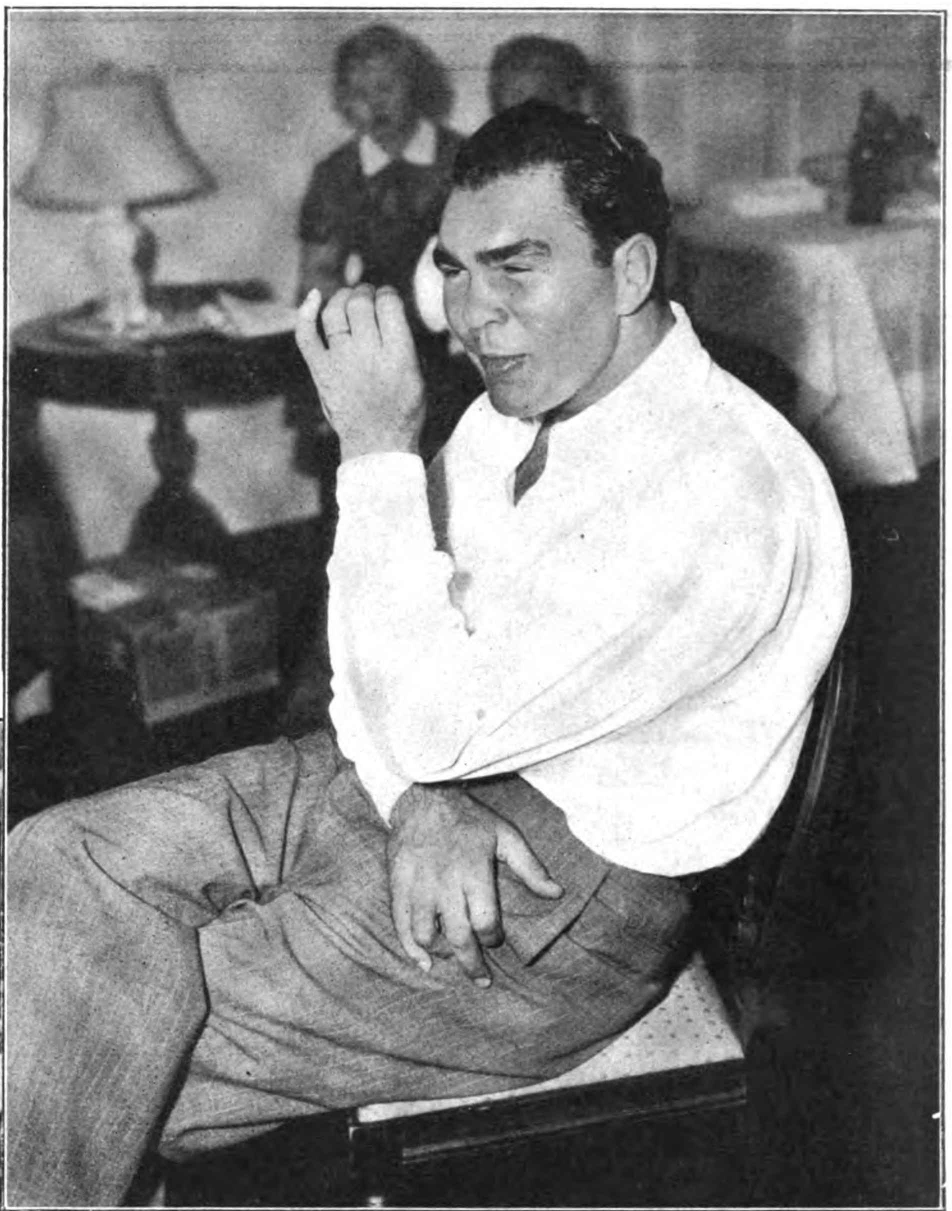
Aufnahmen: Weltbild (2), Photo-Harren (1).



Links:
Der Oberbürgermeister von Nürnberg, der Stadt der Reichsparteitage, Brigadeführer Willy Liebel, konnte im Kreise seiner Familie seinen 40. Geburtstag feiern.

BILDER VOM TAGE

Max Schmeling ist nach Neuyork gefahren, um dem Boxkampf Farr—Louis beizuwohnen. Nachdem der „Weltmeister" Braddock es damals vorzog, zu kneifen, war auch der englische Meister Farr vertragsbrüchig geworden, wahrscheinlich um den Fäusten Schmelings zu entgehen. Der größte Boxveranstalter in USA., Mike Jacobs, hat Schmeling ein Angebot gemacht, gegen den Sieger des Kampfes Louis—Farr um die Weltmeisterschaft zu boxen. Wahrscheinlich ist man inzwischen auch in den USA. dahintergekommen, daß kein Weltmeisterschaftskampf ausgetragen werden kann ohne den wirklichen Meister, der den Neger Louis damals nach allen Regeln zusammengeschlagen hat.



Max Schmeling wieder in USA.

Mit einer verständlichen kleinen Ironie scheint der wirkliche Weltmeister sich hier über den „Weltmeisterschaftskampf" Farr—Louis auszusprechen, der für den ernsten Sportsmann nichts weiter bedeutet als ein Börsenmanöver.



Abendempfang im Weißen Saal des Berliner Schlosses anläßlich der 700-Jahr-Feier der Reichshauptstadt.

Die Ehrengäste lauschen dem Konzert des Geigers Rudolf Schulz. In der 1. Reihe von links: Oberbürgermeister und Stadtpräsident Dr. Lippert und Frau; Reichsminister Dr. Dorpmüller und Frau; Reichsminister von Schwerin-Krosigk und Frau und Stabschef Lutze und Frau.



Rechts:

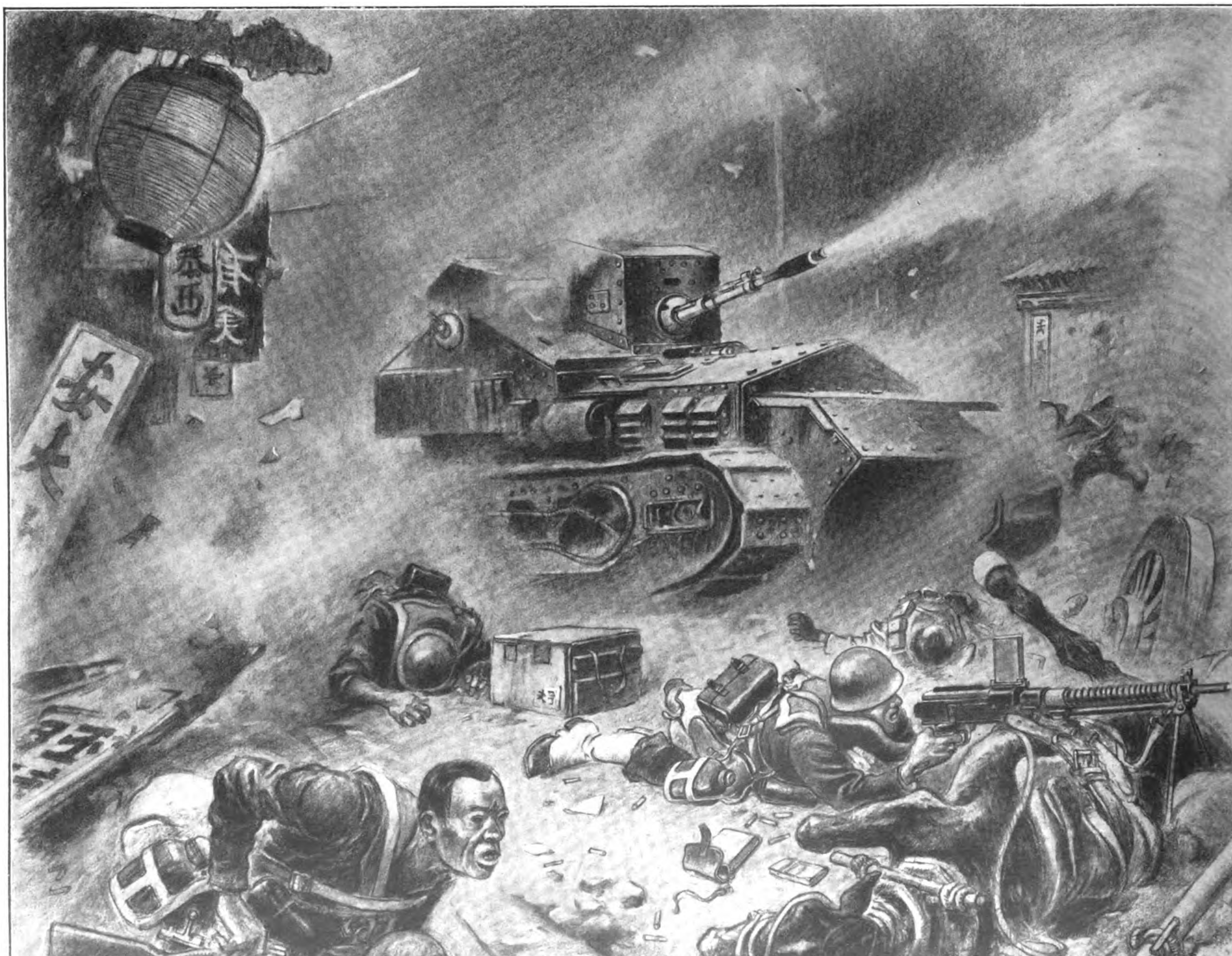
In München tagte das Reichsrechtsamt der NSDAP.

Der Oberste Parteirichter Buch während seiner bedeutsamen Ausführungen; neben ihm: Reichsminister Dr. Frank.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann (2), Weltbild (1).

Tanks, Bomber und Granaten

Die Kämpfe in Nordchina, in deren Bereich auch die Außenbezirke der Millionenstadt Schanghai einbezogen worden sind, nehmen von Tag zu Tag mehr die Formen eines regelrechten Krieges an, bei dem alle Machtmittel der modernen Kriegstechnik angewandt werden. Die japanische Armee ist durch gelandete Truppen erheblich verstärkt worden und setzt sich auf allen nach Schanghai führenden Straßen in Bewegung; das unmittelbare Ziel der Japaner sind die nordwestlich von Schanghai liegenden Dörfer, die auch bei den Kämpfen im Jahre 1932 eine wichtige Rolle spielten. Man schließt daraus, daß auch jetzt dieselben strategischen Pläne wie damals befolgt werden. Nach Meldungen ausländischer Zeitungen sollen die britischen Behörden in Schanghai in großer Besorgnis über ein



Straßenkämpfe in Hongkiu bei Schanghai.
Vorgedrungene japanische Marineinfanterie wird durch Tanks, die mit Flammenwerfern ausgerüstet sind, wirksam unterstützt.
Für den „I.B." gezeichnet von J. Lazarus.



Luftangriff der Japaner auf den Schanghaier Nordbahnhof.
Der Bahnhof und die Eisenbahnwerkstätten wurden durch einen Angriff japanischer Bomber und Jagdflugzeuge vollkommen zerstört.
Für den „I.B." gezeichnet von J. Lazarus

mögliches Übergreifen der Feindseligkeiten auf die Internationale Niederlassung sein; nach weiteren Meldungen soll der Oberbefehlshaber der britischen Truppen in Schanghai nach Beratung mit den übrigen ausländischen Befehlshabern Artillerie aus Hongkong angefordert haben. Außerdem ist ein Plan für eine allgemeine Räumung Schanghais durch die Ausländer für den Notfall fertiggestellt worden. Es bestehen kaum noch Zweifel darüber, daß man im Fernen Osten vor einem vielleicht langen und schwierigen Krieg steht, eine Befürchtung, die vor allem durch das dunkle Treiben der Sowjets im Fernen Osten bestärkt werden muß.

Hochwasser



Die schweren Regenfälle im Alpengebiet, besonders im Allgäu und Werdenfelsener Land, haben zu großen Überschwemmungen geführt Zeitweilig mußte der Zugverkehr zwischen München—Garmisch und Oberammergau eingestellt werden. Arbeitsdienst und Pioniere wurden sofort zur Hilfeleistung eingesetzt. Besonders bedrohlich war die Hochwassergefahr für Garmisch-Partenkirchen und Mittenwald, wo zahlreiche, sonst ausgetrocknete Bergbäche durch die Regenfälle in reißende Ströme verwandelt wurden. Auch die Straße von Oberammergau nach Ettal mußte vorübergehend polizeilich gesperrt werden, da sie für Kraftwagen nicht mehr befahrbar war. Inzwischen ist aber der Wasserstand der Flüsse stark zurückgegangen, so daß die Überschwemmung als beendet angesehen werden kann



Gummistiefel vorübergehend sehr begehrt.



In Murnau steht der Mann mit der roten Flagge: „Umleitung!"

Sämtliche Aufnahmen: B Fischer

Links: Zwei geschobene Autos begegnen sich; rechts oder links fahren wird von Fall zu Fall vereinbart.

fällt!



Die hilfsbereite Jugend: „Onkel, dürfen wir schieben? Wir kennen hier jeden Strudel!“



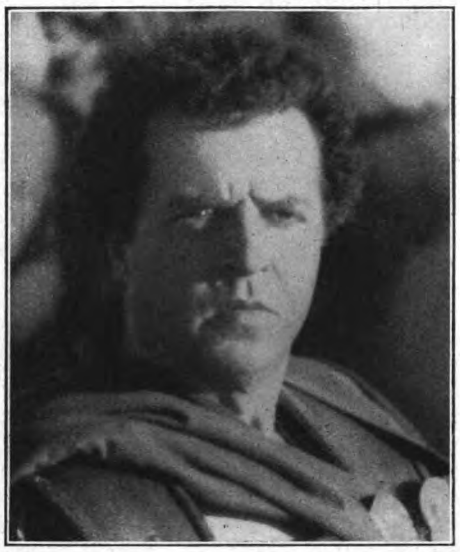
„So, die Portugiesen sind aus der Gefahr heraus, jetzt helfen wir dem Amerikaner!“ Auch die kleine Resl macht mit.



Mit vereinten Kräften werden die Wellen getreten; und mit vereinten Kräften werden hinterher die „Eissteckerl“ verzehrt, sofern ein kleines Trinkgeld bei der Lotsenarbeit herausspringt.

ROM UND SEIN RU

„Scipio Africanus" heißt der Großfilm, der die Eroberung Afrikas durch den Römer Publius Cornelius Scipio darstellt. Durch diesen Film von hohem Kulturwert hat das neue italienische Imperium eine Brücke über die Jahrtausende schlagen wollen zu dem alten, mächtigen Imperium Romanum.





Die Hauptgestalten des neuen italienischen Großfilms: Scipio Africanus und Hannibal.

Etwa um dieselbe Zeit, als der junge Faschismus die Hand über das Mittelmeer ausstreckte nach dem Lorbeer geschichtlichen Ruhms, traf man in Rom die Vorbereitungen zu dem Großfilm „Scipio Africanus" Wer wollte übersehen, daß die Eroberung Abessiniens durch ein hochzivilisiertes Volk die Berechtigung herleitet aus einer stolzen Geschichte, der sich ein aufstrebendes Volk immer verpflichtet fühlen wird? 200 Jahre vor Christus stellte sich den Römern der mächtige Punier Hannibal entgegen, um ihren Siegeszug in Afrika aufzuhalten; über zweitausend Jahre später mußte das durch Mussolini zu seiner geschichtlichen Sendung wiedererweckte Rom eine Bannlinie von vierzig Staaten durchbrechen, um im gleichen Afrika auf den Ruinen seiner erhabenen alten Geschichte von neuem das siegreiche Feldzeichen aufzuziehen. Das neue Italien stählte in schwerer Zeit seinen Willen zum Sieg an einem Rückblick auf die damals ernsteste Stunde des Scipio Africanus. Es siegte, und so feierte Rom das alte Roma.



Groß-Szene aus der Schlacht bei Zama, die Hannibals Geschick entschied.
Die Aufnahme ist nach echten historischen Plänen entstanden; dies phantastische Schlachtbild zeigt einen Höhepunkt des Films, der im Sinne Mussolinis ein Zeugnis von der Leistungsfähigkeit der italienischen Filmindustrie ablegen soll.

HM



Isa Miranda als „Velia“



Eine Szene aus dem Lager Hannibals.

Aufnahmen: Witzleben.





Lagerleben bei den Römern.
An diesem Film haben mehr als 20 000 Menschen mitgewirkt; für die großen Massenszenen wurden außerdem 3000 Pferde und 40 Elefanten benötigt.



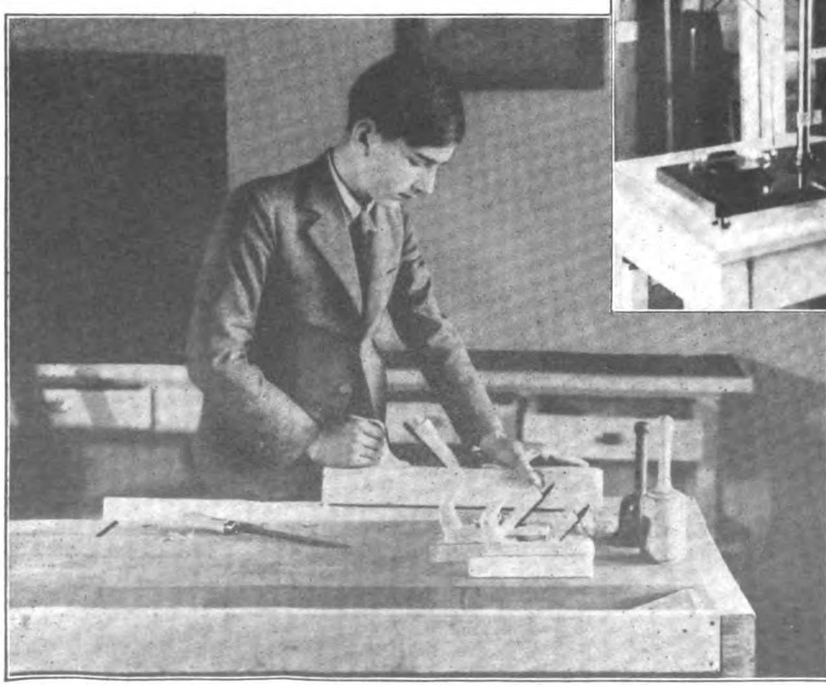
Der junge König Peter in seinem Studierzimmer.
Der junge König ist außerordentlich fleißig, und bereitet sich gewissenhaft auf die Aufgabe vor, einmal aus den Händen des Regentschaftsrats das verantwortungsvolle hohe Amt des regierenden Königs zu übernehmen.

König auf der Schulbank

Als am 9. Oktober 1934 in Marseille jene Schüsse hallten, die den König und Staatsmann Alexander I. von Jugoslawien aus seinen politischen Arbeiten brutal herausrissen und in ein frühes Grab warfen, saß der elfjährige Kronprinz Peter in England hinter seinen Schularbeiten. Zwei Tage später, am 11. Oktober, wurde nach dem Willen des verstorbenen Königs die Proklamation erlassen, daß Kronprinz Peter als König Peter II. den südslawischen Thron besteigen werde. Auch hier unterbrach das Geschick ein frohes, kindliches Spiel, wenn auch die königliche Gewalt nach der jugoslawischen Verfassung zunächst von einem Regentschaftsrat ausgeübt wird. Die letzten Worte des Königs Alexander: „Behütet Jugoslawien!" enthalten eine ernste Verpflichtung für seinen Nachfolger. So bereitet sich der junge König, der am 6. September 14 Jahre alt wird, mit stillem Fleiß und großem Ernst auf die Aufgabe vor, seinem Volke ein guter und gerechter Landesvater zu werden, getreu dem Vorbild, das sein königlicher Vater dem jugoslawischen Volke allezeit gegeben hat; denn der Märtyrerkönig Alexander war nicht allein der Herrscher, sondern auch der treueste Diener seines Staates. Der Geburtstag des jungen Königs Peter ist für das jugoslawische Volk ein Nationalfeiertag; auch das deutsche Volk gedenkt an diesem Tage des jungen Königs mit Wohlwollen und Sympathie.



König Peter ist außerordentlich vielseitig, und experimentiert gern in seinem Laboratorium.



Aufnahmen: Weltbild.

Links: Der kleine königliche Schreiner und Zimmermann.

Georg Walter Suppin:

Aufstand in Tengistan

Ein Mann führte Krieg gegen England

(1. Fortsetzung.)

4.

Waßmuß trennte sich in Bagdad von Niedermayers Expeditionstruppe, verabschiedete sich von den Freunden und schiffte sich mit zwei deutschen Begleitern, den Herren Bohnstorff und Lenders, auf dem Tigris ein. Es war bereits Februar 1915. Das Schiff „Pionier" trug sie und ihre teils persische, teils indische Begleitmannschaft den Tigris hinab, bis sie etwa vierzig Meilen flußabwärts bei Kut-el-Amara an Land gingen, um ihren abenteuerlichen Ritt anzutreten.

Mit äußerster Vorsicht näherte sich der „Pionier" dem zur Landung bestimmten Platz. Die Landung mußte in aller Stille, völlig unbeobachtet, durchgeführt werden; denn der englische Nachrichtendienst arbeitete fieberhaft. Die Briten wußten bereits von Waßmuß' Plan. Sie hatten inzwischen den Schatt-el-Arab besetzt und das ihnen so wichtige Abadan genommen.

Nun kam der lange, einsame Ritt durch die öde, heiße Wüste, die sich zwischen dem Tigris und den fernen Gebirgswällen, die Persien verschließen, in endloser Weite ausdehnt. Niemand durfte ahnen, daß die Expedition unterwegs war. Selbst vor den Eingeborenen, fast ausschließlich Arabern, mußte man sich hüten, denn viele arbeiteten für England, für den Intelligence Service, den britischen Nachrichtendienst Englands gleißende Goldstücke rollten in reichem Maße in die Hände der habsüchtigen Scheichs und banden ganze Stämme. — — —

Die heiße Sonne des glutheißen Elam brannte unbarmherzig nieder auf die weite Wüstenebene. Die Flüsse aus den Bergen bilden hier weite Sümpfe, denn sie finden nur langsam den Abfluß durch das tafelebene Land zum Tigris oder Schatt. Kilometerlange Altwässer, dicht von Schilf bestanden, dampfen in der Sonne, von ganzen Wolken stechender Insekten, Fiebermücken umlagert. Ungesundes Land, in dem ärmliche Araber auf feuchten Inseln und Landzungen spärliche Weiden finden für ihre kleinen Herden. Denn zwischen den Wässern ist das Land Wüste. Salz und Amoniak blühen in seltsamen, weißen Gebilden aus dem Boden. Und weiterhin, gegen Osten, den Gebirgen zu, breitet sich die Sandwüste von Elam und Arabistan aus. Glutheiß wie die Hölle, eine trostlose Einöde ist das Land.

Durch diese Einöde ritt Waßmuß mit seinen beiden Begleitern und mit seinem Gefolge aus Persern und Indern. Den fernen Gebirgswällen zu, dem Land, dem heißen Land seiner Träume entgegen. Die Lagerfeuer der Wüstenhirten brannten in den einsamen Nächten in unwahrscheinlicher Ferne. Der Wind sirrte tagsüber im heißen Sand.

Es ging durch das Gebiet der Beni Lam. Den Ausläufern des „Äußeren Gebirges" (Puscht-i-Kuh) zu. Die spärlichen Ortschaften mußten umgangen werden. Überall konnten britische Agenten oder Späher sitzen. Hoch stiegen im Osten die Gebirgswälle, Persiens natürliche Festungsmauern, gegen den Himmel — die Berge von Khusistan. Beschwerlicher wurde der Weg durch das völlig leere, unendlich einsame Land. Das zahlreiche Gepäck mußte gesichert werden. Die wertvollen Geschenke, das Geld, das leider nicht viel war, die Ausrüstung, Munition, die vielen Flugschriften, alles mußte täglich am frühen Morgen auf die Lasttiere gepackt, in den heißen Tagesstunden wieder abgeladen, gegen Abend wieder aufgepackt und nachts für die Ruhezeit im Sand aufgestapelt werden. Dann sangen die Inder ihre eintönigen Lieder, die Feuer brannten, Hammel wurden gebraten, und müde saßen die Leute zusammen, bis der Schlaf sie für kurze Stunden ihre Anstrengungen vergessen ließ.

Zwischen den wilden Bergwänden Khusistans traf die Expedition auf einen Trupp Bachtijaren. Sie kamen aus dem Gebirge und wollten angeblich hinaus in die Ebene ziehen.

Als sie an das Lager der Expedition kamen, empfing sie Waßmuß mit größtem Mißtrauen. Sein Blick suchte in ihren verschlossenen Mienen zu lesen. Doch der seltsame Einfluß, der von Waßmuß auf all diese Völker ausging, schmolz das Mißtrauen der Bachtijaren hinweg. Sie nahmen sogar Brot und Salz und blieben im Lager bis zum andern Morgen. Als sie fortgezogen waren, fragte Bohnstorff:

„Ich möchte wetten, daß diese Leute Späher waren?"

Waßmuß sah ihnen lange nach.

„Es ist möglich", sagte er dann, „aber es muß nicht unbedingt sein Allerdings sehe ich keinen Grund, der die Leute hinaus in die Wüste führen sollte. Aber sie haben vom Gastrecht Gebrauch gemacht, und deshalb werden sie gegen uns nichts vorhaben!"

„Darauf kann man sich doch nicht verlassen, Waßmuß!"

„Ganz und gar! Ich kenne die Leute hier. Verlassen Sie sich auf mich!"

Bohnstorff schwieg. Er schien dennoch an Waßmuß' Überzeugung zu zweifeln. Dieser setzte daher hinzu:

„Wir müssen trotzdem von jetzt an doppelt vorsichtig sein. Es ist möglich, daß es Späher waren, die nach uns Ausschau hielten. Dann haben sie uns aber nicht erkannt und werden erst hinterher zur Erkenntnis kommen!"

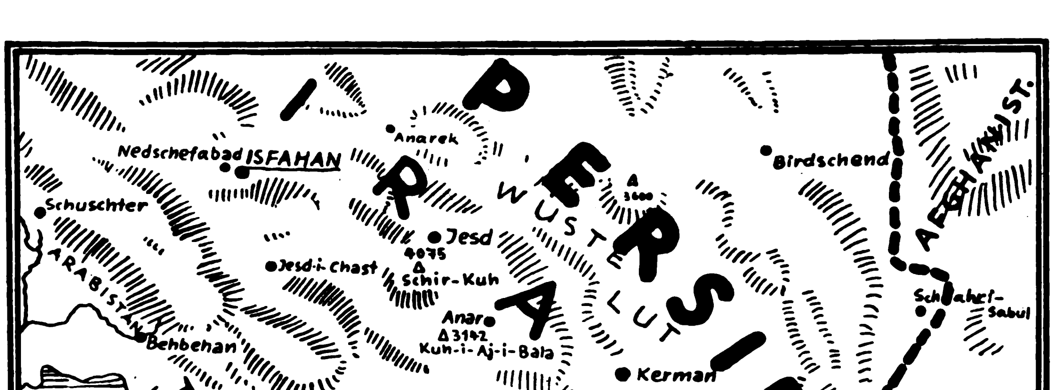
„Wie können Späher nach uns ausgesandt sein, das verstehe ich nicht!" sagte Lenders.

„Weil sich doch niemals eine Karawane so verheimlichen läßt, daß niemand von ihrem Nahen weiß! Die Briten kennen also ungefähr unsere Bewegungen — davon bin ich überzeugt.. Gerade hier in Khusistan Denn hier liegen ihre wertvollen Ölkonzessionen, und durch dieses Land führt ihre Pipe-Line, ihre große Ölleitung! Und die Bachtijaren haben ihren Wohlstand auf diese Pipe-Line gegründet, denn England zahlt reiche Subsidien. Dadurch erreicht es, daß die umwohnenden Stämme die Ölleitung schützen!"

„Dann sind wir jetzt in einem gefährlichen Gebiet? Auf einer Strecke, wo wir nur mit äußerster Vorsicht durchkommen können?"

„Allerdings! Wir werden aber in den nächsten Tagen durch völlig unbewohntes Land ziehen. Werden wir trotzdem gesehen, so ist das doppelt auffällig!"

Unterdessen waren die Lasten verteilt und aufgeladen. Waßmuß bestieg sein Pferd und setzte sich an die Spitze der Karawane. Bohnstorff und Lenders folgten ihm, dann setzte sich der Zug in



Tengistan und der übrige, an den Persischen Meerbusen grenzende Teil Irans

Bewegung. Es ging hinauf in die einsamen Pässe der khusischen Berge.

Endlich war Disful, die erste Stadt auf persischem Boden erreicht. Es ist eine kleine Stadt mit einem berühmten Markt, zu dem die Bewohner der Bergländer, Luren und Bachtijaren, mit ihren Waren, vor allem Schafen und Teppichen, niedersteigen, um sie feilzubieten.

In der Stadt begann Waßmuß sofort Verbindungen anzuknüpfen, Besuche zu machen, die oft erwidert wurden, und schon in wenigen Tagen hatte er viele angesehene Bachtijaren auf seiner Seite, hatte er ihnen die Abneigung gegen England ins Herz geschüttet.

Die Expedition brach auf nach Shushter am Karun. Diese Stadt ist das bedeutendste Zentrum des Ölfeldergebietes der Anglo-Persian Oil Company, der Aufenthalt für Waßmuß war dort also besonders gefährlich. Doch auch hier knüpfte er Freundschaften, gewann er Verbündete, klärte er die Khans und Scheichs über Englands Absichten auf.

Jedoch den Briten war das Nahen des „gefährlichen" Mannes nicht verborgen geblieben, und sie waren vorbereitet.

Das Haus, in welchem Waßmuß mit seiner Truppe sich niedergelassen hatte, lag in der Stadt selbst. Es war ihm aber trotzdem möglich, sich einige Tage verborgen zu halten.

Die drei Deutschen saßen im Diwanchaneh, dem Wohnraum im Obergeschoß, zusammen, tranken ihren Kaffee und berieten sich über die nächsten Schritte, die zu tun waren.

„Die Nachrichten, die mir bisher über die Vorbereitungen der Engländer zugegangen sind, scheinen mir so bedeutend und wichtig, daß ich sie unbedingt nach Bagdad melden muß!" sagte Waßmuß langsam und sah zuerst Dr. Lenders, dann Bohnstorff an.

„Es wird also einer von uns zurückgeschickt?" fragte Lenders.

„Ja — es muß leider sein, so ungern ich mich, wenn auch nur auf kurze Zeit, von euch trenne! Ich denke, Bohnstorff, Sie haben das Zeug, meinen Auftrag auszuführen!"

Bohnstorff stand auf.

„Ich würde natürlich lieber an eurer Seite bleiben! Aber Ihrem Befehl muß ich mich beugen!"

„Sie reiten gleich morgen! Wir müssen heute noch alles vorbereiten. Ich übergebe Ihnen noch in der Nacht meine Aufträge und Nachrichten!"

Der ganze Abend ward ausgefüllt mit angestrengter Arbeit. Dann wurde ein einfacher Abschied gefeiert, und man begab sich zur Ruhe.

Früh am Morgen brach Bohnstorff nach Bagdad auf. Waßmuß und Lenders konnten an diesem Tag das Haus nicht verlassen. Am Spätnachmittag kam Ismael, der Leibdiener Waßmuß' ins Haus, verneigte sich vor den beiden Deutschen und sagte, fast im Flüsterton:

„Ja, Sahib, Allah möge dein Haupt schützen!"

Waßmuß sah auf, sah den Araberburschen an. Er fühlte, daß etwas Besonderes vorgefallen war.

„Berichte, Ismael, was hat sich zugetragen?"

„Ja, Sahib, die Stadt ist voll von deinen Feinden! Aber du bist der Liebling Allahs, und sie werden dich nicht erreichen!"

Lenders wurde unruhig. Ungeduldig stand er auf, denn ihm ging das lange Herumreden, wie es die Art der Orientalen ist, in solchen Fällen auf die Nerven. Aber Waßmuß sagte, indem er die Hand hob:

„Bleiben Sie sitzen, Lenders! Hier hat alles Zeit. So wie jeder Zeit hat, in schön geschmückter Rede Todesurteile zu verkünden, so hat hier auch das Unglück langsame Beine!" Und zu Ismael gewandt, fragte er:

„Ich weiß, daß viele Feinde in dieser Stadt lauern! Haben sie dich angehalten?"

„O Herr, sie scharen sich in den Straßen zusammen. Sie wollen in dein Haus kommen, um dich zu fangen — Allah möge es verhüten!"

Waßmuß schwieg eine Weile. Lenders ging im Raum hin und her. Vor Waßmuß stand Ismael, das Haupt leicht gesenkt, so, als erwartete er einen Befehl. Nach einigen langen Minuten erhob sich Waßmuß und sagte zu Ismael:

„Geh hinaus und lasse die Haustür verrammeln!"

„Hören ist Gehorchen, ja, Sahib!" Und Ismael verbeugte sich und eilte hinaus.

Lenders blieb stehen und sah Waßmuß an. Dieser sagte:

„Wir steigen jetzt auf das Dach, um zu beobachten!"

Damit verließen die beiden das Zimmer, hingen sich die Waffen um und begaben sich auf das Dach des Hauses. Es war gegen Abend — —

In den Straßen der Stadt herrschte indes reges Treiben. Vor dem Hause des Hussein Zair Khan sammelte sich nach und nach ein dichter Haufe bewaffneter Männer. Sie füllten bald die Straße. Ihre Augen glühten in wildem Eifer, die schwarzen Haare glänzten unter den dunklen Kullahs hervor. Sie schwangen die Gewehre, sie schrien und drohten.

Der Khan hatte schon am Tage vorher Goldstücke unter seine Leute verteilen lassen — Goldstücke aus London. Er war an sich geizig — aber er wußte, daß sich ihm diese Goldstücke verdoppeln, ja verdreifachen würden! Er hatte das Versprechen des englischen Vertreters! Wenn er Waßmuß, den Almani fing, so war ihm eine hohe Belohnung sicher.

In einer Rede feuerte der Khan seine Leute an. Er hatte das Haus Waßmuß' ausgekundschaftet. In wilden Haufen zogen die Krieger durch die Straßen der Stadt. Sie umstellten vor Einbruch der Dunkelheit das Haus. Ihre braunen Hände umklammerten die langen Flinten, ihre Fäuste ballten sich um die verzierten Griffe der Dolchmesser.

Beim Ruf des Muezzin sanken alle die Krieger nieder zum Abendgebet. Dann, nach Einbruch der Dunkelheit sollte der Sturm auf das Haus beginnen, sollten sie eindringen, um Waßmuß und seine Begleitung zu fangen.

Die große Stunde nahte langsam, langsam heran. Ungeduldig stand der Khan auf den Zinnen seines Lehmpalastes, ging auf und ab, wartete. Der Abendwind wehte aus den khusischen Bergen nieder. Über die hohen Gipfel stieg der silberne Viertelmond empor.

Von der Straße herauf drang der Hufschlag eines Pferdes. Eiliger Hufschlag — jemand sprang aus dem Sattel. Dann trat plötzlich eine helle Gestalt vor den Khan, oben auf dem Dach. Der zuckte zusammen — aber es war nur der Diener.

„O Herr! Der hohe Inglis will dich sprechen!"

„Führe ihn herauf!" fauchte der Khan.

Der Diener verschwand wie ein Schatten, den die Nacht verschluckt. Aus der Einöde herein drang der einsame Schrei des Schakals. Leise, kaum vernehmbar zitterte der Donner eines fernen Geschützfeuers durch die Nacht. Irgendwo unten am Karun, draußen in Arabistan wurde gekämpft!

Der Khan hörte die harten Schritte des nahenden Offiziers. Er reckte sich auf, seine Gestalt wuchs hoch empor, auf der Zinne des Hauses.

Die beiden begrüßten sich höflich. Dann begann der Brite zu drängen:

„Hussein Zair Khan! Warum dauert es so lange, bis ich von dir höre? Warum fällt der Schuß nicht, der das Zeichen sein soll, daß du den Almani gefangen hast?"

„O Freund, dir hat Allah den Verstand verkürzt! Geh doch hinaus und du wirst sehen, daß die Maus in der Falle sitzt und keinen Weg mehr daraus finden kann, außer den in meine Hände! Meine Krieger stehen bereit!"

In diesem Augenblick erhob sich in einer fernen Gasse wilder Lärm, feuriges Kriegsgeschrei! Die beiden lauschten gespannt hinaus in die Nacht. Jetzt war die Stunde gekommen.

„Komm, laß uns eilen!" rief der Khan und sprang von der hohen Mauerzinne auf das Dach, eilte mit fliegenden Gewändern hinab ins Haus, hinaus auf die Straße. Sein Pferd stand bereit, er schwang sich in den Sattel und der Offizier hörte nur noch den harten Hufschlag auf dem Pflaster. Langsam folgte er dem Khan, ungeduldig, aber kühl und gelassen.

Und er wußte, daß in diesen Augenblicken sein Gegner erlag!

Hussein Zair Khan ritt mit wehendem Haik durch die dunklen Straßen, ritt nach dem Hause, in dem Waßmuß wohnte. Gespannt horchte er dem Lärm seiner Leute entgegen.

Als er näher kam, wunderte er sich, daß ihm niemand entgegentritt, niemand Meldung brachte, daß die Almanis gefangen!

„Habt ihr ihn! Habt ihr ihn!" schrie der Khan mit heiserer Stimme.

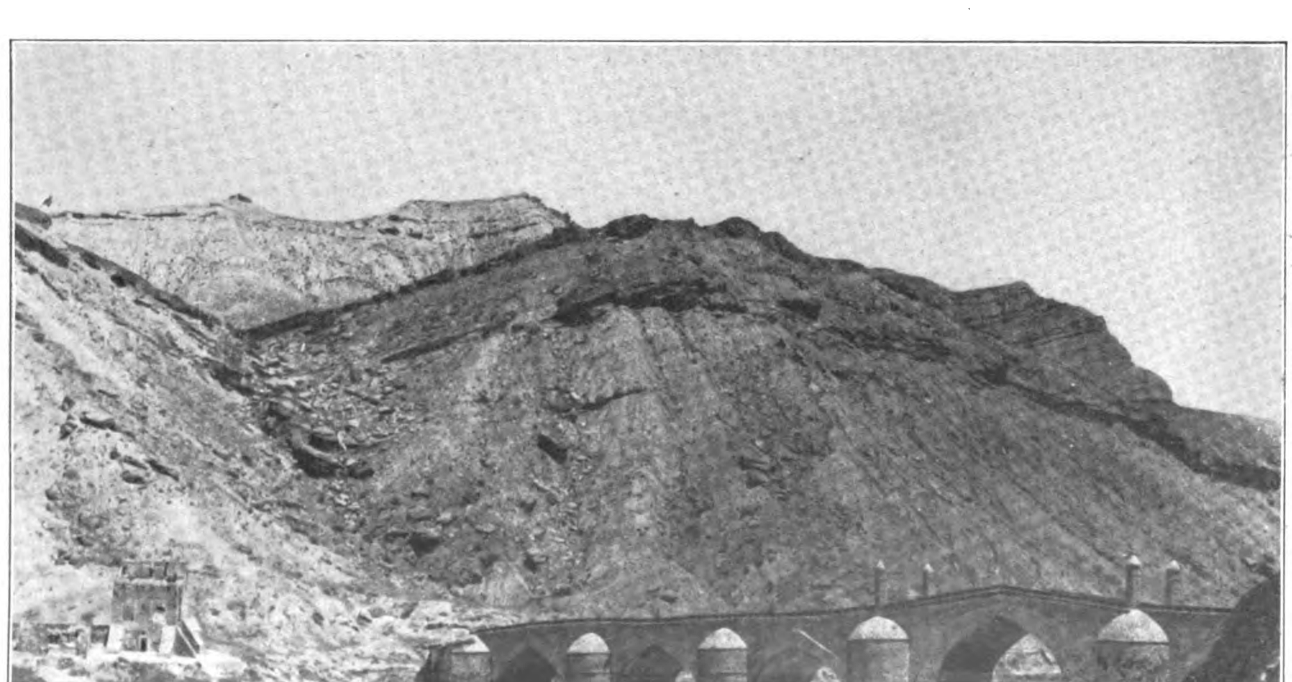
Schweigen war die Antwort. Vor dem Haus standen die Männer, ihre Fäuste umklammerten die Flinten, hielten fest die verzierten Griffe der Handschars. Andere kletterten über das Dach, über die Mauern, eilten um die Nachbarhäuser.

„Herr, Allah sei barmherzig! Aber das Haus ist leer!"

„Sohn einer Hündin!" fauchte der Khan und holte mit der Reitpeitsche aus.

Aber das Haus war wirklich leer. Die Deutschen waren entkommen. Noch vor wenigen Stunden waren sie gesehen worden, noch vor wenigen Stunden saßen sie oben im Diwanchaneh und tranken Kaffee!

Am nächsten Morgen hielt unten in Kurna der General Nixon ein Telegramm in Händen: „Waßmuß escaped!"



Iranische Landschaft zwischen Buschehr und Kazerun.
Aufnahme: Axel von Graefe.

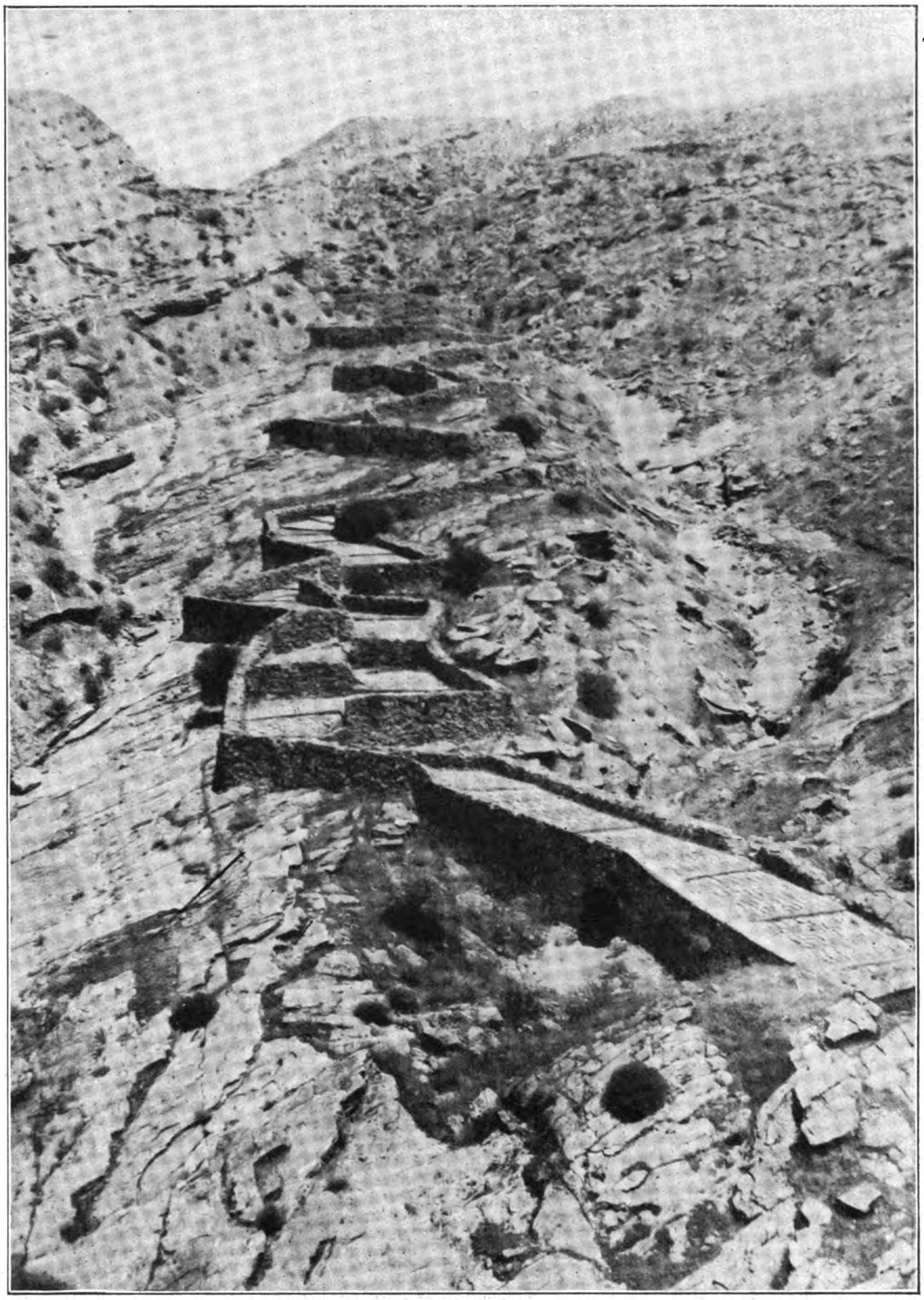
Niemand wußte nun, wohin Waßmuß sich gewandt hatte. Selbst der britische Nachrichtendienst hatte jede Spur verloren. Aber Sir Percy Cox, der Resident von Buschehr, zweifelte nicht daran, daß Waßmuß sich auf dem Wege nach dem Golf befand. Britische Agenten ritten in die Berge, durch die Wüsten, über das heiße, trostlose Land. Hinaus zu den Stämmen der Berge und der Wüste, zu den Khans und Scheichs. Goldstücke rollten.

Nach einiger Zeit kamen wieder Nachrichten von Waßmuß' Zug. Er hatte inzwischen schon mehr als hundert Meilen seit Shushter zurückgelegt und hielt sich in Behbahan, im Hinterland des Golfes auf. Er hatte mit seiner Truppe und Dr. Lenders unbehelligt diese einsame Stadt erreicht und auch alles Gepäck in Sicherheit gebracht.

Unterwegs auf dem langen, heimlichen Ritt nach Behbehan hatte Waßmuß schon erzählt von Mehmed Khan und von anderen Freunden und Bekannten aus der Zeit vor dem Kriege. Lenders hoffte mit Waßmuß, daß es ihnen gelingen würde, bei guten Freunden versteckt, die Briten zu täuschen.

Zur selben Zeit wartete in Behbehan der alte Mehmed Khan und überlegte. Er erinnerte sich an den berühmten Almani, der einstmals Gast seines Hauses gewesen. Und er freute sich, daß er nach Jahren wiederkam.

An einem dieser Tage kam ein britischer Agent zu Mehmed Khan. Er wurde hinaufgeführt nach dem Diwanchaneh, wo ihn der Khan empfing. Die üblichen Höflichkeiten wurden ausgetauscht und viele Fingans duftenden Kaffees getrunken.



Die alte Karawanenstraße Buschehr — Schiras an ihrer steilsten Stelle.
Heute führt eine moderne Autostraße über die rauhen Gebirgspässe Tengistans.
(Aus dem Buche „Iran, das neue Persien", von Axel von Graefe.)
Aufnahme: Axel von Graefe

Englands gleißende Goldstücke rollten . . .

„Allah hat meinen Verstand erleuchtet", sagte der Khan, „und ich weiß, daß die Inglis das mächtigste Volk dieser Welt sind!"

„Diese Ansicht ist richtig, o Khan! Ich sehe, du verstehst mich!"

Der Khan lächelte. Lauernd folgten die Blicke des Briten jeder seiner Bewegungen.

„Du weißt, daß die Almani jetzt im Krieg sind mit den Anglis! Und du weißt auch, daß dein einstiger Freund Waßmuß ein Almani ist! Er wird dich vielleicht längst vergessen haben!"

„Waßmuß — er ist jetzt dein Feind!"

„Ja, Englands Feind! Vielleicht ist das gut für dich! Allah will scheinbar dein Glück!"

Mehmed Khan horchte auf. Er kniff seine Augen zusammen, sah durch schmale Spalten den Briten an.

„Mehmed Khan! Wie, wenn ich dir sage, daß es in deiner Hand liegt, heute in deiner Hand liegt, das Glück für immer auf deine Familie zu laden?"

„Maschallah! — Erzähle!"

„Du willst mich nicht verstehen, Mehmed Khan! Die Anglis lauern auf ihren Feind!"

Mehmed Khan lächelte.

Englands gleißende Goldstücke schwebten vor seinem Auge, in weiter Ferne — regneten herab über sein Haus.

Der Khan stand auf, klatschte dreimal in die Hände. Ein Diener führte den Agenten hinaus.

Waßmuß zog in Behbehan ein. Seine Vorreiter suchten nach einem Quartier. Wie freute sich Waßmuß, als ihm plötzlich ein alter Bekannter, Mehmed Khan, entgegenkam.

„Allah segne dich, o Freund! Preis sei Allah, daß er meinen alten Augen noch einmal deinen Anblick gönnt!"

Mehmed Khan umarmte Waßmuß und lud ihn und seine Leute in sein Haus. Lächelnd führte er sie selbst, ritt er an Waßmuß' Seite durch das Tor der Stadt, durch die Straßen.

So war Waßmuß mit seiner bunten Truppe, seinen Reit- und Packtieren und seinem wertvollen Gepäck im Hause des Khans untergebracht.

Während die Perser und Inder im Hof die Tiere abluden und versorgten, hatte Mehmed Khan die beiden Deutschen hinaufgeführt und ihnen einen Raum angewiesen.

„Was mein ist, sei dein! Bediene dich, o Freund!" sagte der Khan lächelnd, dann ging er hinaus.

Waßmuß ließ sich auf die Kissen nieder, die an der Wand auf den Teppich gelegt waren. Lenders setzte sich neben ihn.

„Ich freue mich auf den Kaffee! Es war ein anstrengender Ritt!" sagte Waßmuß.

Die beiden warteten. Sie warteten auf den Kaffee, der der guten Sitte gemäß jeden Augenblick aufgetragen werden mußte.

Draußen entstand Bewegung. Lärm drang herein, plötzlich, unerwartet, drohend. Waßmuß sprang auf.

In diesem Augenblick traten mehrere Bewaffnete herein, voran ein baumlanger, düster aussehender Bachtijare, den Handschar in der Faust. Die Krieger stellten sich um Waßmuß und Lenders, andere drängten nach, füllten den Raum.

Der lange, düstere Bachtijare mit dem pechschwarzen Zapfenbart erklärt Waßmuß und Lenders für Gefangene.

Im gleichen Augenblick fielen einige Krieger die beiden Deutschen an und entwaffneten sie. Dann zogen sich alle nach und nach zurück.

Waßmuß fragte empört nach Mehmed Khan. Er erhielt keine Antwort. Dr. Lenders stand geknickt, Waßmuß begann zu toben.

Dann wurden die beiden Männer allein gelassen.

Draußen aber hatte man das ganze Haus umstellt mit Bewaffneten, in allen Eingängen, auf allen Treppen lagerten Krieger.

Mehmed Khan schickte zur selben Stunde einen Boten ab zu den Engländern nach Buschehr. Dieser kehrte mit einem britischen Offizier und seinem Detachement nach Behbehan zurück. Der Offizier hatte Auftrag, die Gefangenen sofort nach Buschehr zu bringen.

Am Tor der Stadt wurden die Engländer empfangen. Mehmed Khan lächelte und führte den Offizier nach seinem Haus, das von den Wachen umringt war.

„Ich habe deinen großen Feind gefangen!" sagte der Khan zu dem Engländer.

„Well!"

„Es ist ein gefährlicher Feind!" fuhr der Khan fort.

„Gefährlich? Ja!"

„Er hätte den Inglis viel geschadet, hätte viele, sehr viele von ihnen getötet! Ich kenne ihn!" Mehmed Khan blieb hartnäckig.

„Ich weiß, Mehmed Khan, du wirst deine Belohnung erhalten. In dem Augenblick, wo du mir den Gefangenen ausliefern wirst!"

„Lob und Preis sei Allah!" Der Khan trieb sein Pferd an. Vor dem Hause stiegen sie ab und traten, von vielen Kriegern der Wache begleitet, in den Innenhof. Dort lag das ganze wertvolle Gepäck der Deutschen aufgestapelt, standen die Reit- und Packtiere. Die Truppe aber, die Perser und Inder, die Waßmuß begleitet hatten, waren verschwunden. Sie hatten sich in alle Winde zerstreut.

Der britische Offizier drängte.

„Führe mich jetzt zu den Gefangenen!"

(Fortsetzung folgt.)

Das Testament des Jonathan Halliwell

Eine amerikanische Geschichte von Gertrud Hammer-Seelmann

Er ist ja ein verschrobener Querkopf, ein steifnakkiger Sonderling gewesen, der selige Jonathan Halliwell, aber Grütze in seinem Schädelkasten hat er dennoch gehabt, und ein braves Herz hat er auch unter dem Wollhemd getragen. Deshalb kalkuliere ich, daß er trotz seiner Schrullen ein verständiges Testament aufgesetzt hat, das Sie alle drei befriedigen wird. Wozu allerdings die drei räudigen Dinger hier in dem Holzkäfig bei der Testamentseröffnung nötig sind, ist mir nebelhaft. Zwei Stunden vor seinem Tode hat mich der selige Jonathan zu sich rufen lassen, mir sein Testament übergeben, mir von Ihnen die Namen genannt und mich aufgefordert, Sie zwei Wochen nach seinem Absterben zur Testamentseröffnung zu mir zu laden, da Sie als seine einzigen Verwandten an der Erbschaft beteiligt wären. Dann hat er mich noch gebeten, diese drei Untiere mitzunehmen und sie bei der Eröffnung des Testaments zur Stelle zu halten. Was es damit für eine Bewandtnis hat, würde ich schon sehen. Mehr war aus ihm nicht herauszubrücken. Zur Unterhaltung der Tiere hat er mir fünf Dollars gegeben. Ich habe den Wunsch des Sterbenden treulich erfüllt, auch die Plagegeister gut gefüttert, wie Sie sehen Die fünf Dollars sind gerade dafür aufgegangen. — So, nach dieser Anstrengung gestatten Sie, daß ich mich etwas erfrische, verehrte Anwesende."

Der diese Ansprache hielt, war Mister Prickle, der Sheriff des kalifornischen Landstädtchens Bingate City an der Western-Pacific-Eisenbahn, die nach San Francisco führt. Er saß in seiner Amtsstube hinter einem langen Eichentisch, auf dem ein hoher Käfig stand, in dem drei hamsterartige graue Tiere mit langen Schwänzen hockten. Den kleinen, kurzatmigen Mann mußte die Rede außerordentlich angestrengt haben, denn er tat aus dem Tonkrug, den er unter dem Tisch hervorholte, mehrere tiefe Züge

„Um ein Mißverständnis zu vermeiden, bemerke ich noch", fuhr er fort, als er den Krug abgesetzt hatte, „daß ich seit zwei Jahren strenger Abstinenzler bin. Es ist nur eitel Wasser in dem Krug."

„Wirklich?" fragte eine tiefe Stimme.

„Beim Sternenbanner!" erwiderte der Sheriff zu dem Frager, einem hünenhaften Mann mit breitem, rotem Gesicht, gewandt, der mit einem älteren hageren Herrn und einer sehr beleibten älteren Dame vor dem langen Eichentisch saß. „Für Euch als Schankwirt, Mister Driver, ist ja meine jetzige Enthaltsamkeit nicht angenehm, denn ich war früher in Eurer Schänke der beste Kunde. Doch wir nehmen zu an Jahren und so auch an Weisheit. Mein Krug hier enthält wirklich nur lauteres Wasser und keine Spur von Brandy."

Damit setzte er den Krug hastig wieder unter den Tisch.

„Wollen Sie nicht zur Eröffnung des Testamentes schreiten, Mister Prickle?" warf der lange hagere Herr, der neben der beleibten Dame saß, mit knarrender Stimme ein Er hatte vor den Füßen einen kleinen Koffer stehen. „Dazu sind wir doch erschienen Mein Zug geht in einer Stunde wieder ab"

„Im Augenblick, Mister Wood. Ihre Berechtigung, verehrte Anwesende, als Erben des seligen Jonathan Halliwell erkenne ich kraft meines Amtes an. Ihr, Mister Driver, seid mir als mein werter Mitbürger seit langem bekannt, und Sie, Mister Wood, und Sie, Miß Pullet, haben sich bereits genügend ausgewiesen Also öffnen wir das Testament!"

Der Sheriff löste von einem umfangreichen Brief das Siegel und entfaltete ihn. In dem Brief lag ein schmaler, wechselartiger Schein und ein kleinerer, in einem besonderen Umschlag verschlossener und versiegelter Brief. „Hören Sie", fuhr der Sheriff fort, „was der selig Entschlafene bestimmt: Meine lieben Erben! Ihr seid zwar Verwandte von mir, habt euch aber bei meinen Lebzeiten verwünscht wenig um mich gekümmert. Euretwegen hätten mich die Zulukaffern in der Blüte meiner Jahre auffressen oder die Beduinen in der Wüste als zweibeiniges Kamel herumführen können. Doch ich verzeihe euch diese verwandtschaftliche Herzlichkeit vollkommen, denn auch ihr hättet meinetwegen am Nordpol einfrieren oder unter dem Äquator zerbraten können, ohne daß ich euch eine Träne nachgeweint hätte. Der einzige, den ich näher gekannt habe, bist du, Bob Driver. Als ich vor fünf Jahren von San Francisco hierher verzog, um meine letzten Lebenstage in Ruhe zu verbringen, hoffte ich mit dir, Bob, verwandtschaftlich verkehren zu können Ich habe mich aber von dir bald abgewandt, da ich dich als einen Erzgrobian und Knallprotz erkannte — — —"

„Daß ihn der Teufel am Rost brate!" stieß Bob Driver erbost hervor und schlug mit der Faust dröhnend auf den Tisch.

„Ruhe, Mister Driver, Ruhe!" mahnte der Sheriff „Ich fahre in der Vorlesung des Testaments fort Also der selige Jonathan Halliwell schreibt weiter: Sie, Mister Anthony Wood, meiner Mutter Schwester Sohn, hatte ich einmal Gelegenheit, in Neuyork zu sprechen Sie behandelten mich damals, als ich in Ihre mechanische Werkstatt eintrat, wie einen Mann, der Sie anpumpen oder beschwindeln wollte."

„Unerhört!" zischte Anthony Wood empört.

„Regen Sie sich nicht auf, Mister Wood!" besänftigte ihn der Sheriff. „Der selige Jonathan Halliwell schreibt weiter: Und Sie, Miß Evelyne Pullet aus Baltimore, die Nichte meines Onkels väterlicherseits, schenkten mir vor Jahren einmal in San Francisco die Ehre Ihres Besuches. Da ich Sie aber sogleich als heiratswütige alte Jungfer erkannt habe — — —"

„Schändlich!" jammerte die wohlbeleibte Dame, den Sheriff unterbrechend.

„Der selige Jonathan Halliwell legte nie die Worte auf die Goldwaage, Miß Pullet", wandte sich Mister Prickle höflich an sie. „Er war zudem im Verkehr mit Damen völlig unbewandert. Das müssen Sie ihm zugute halten.

Ich setze jetzt die Vorlesung des Testaments fort: Da ich Sie aber sogleich als heiratswütige alte Jungfer erkannte", wiederholte der Sheriff mit Nachdruck, „von der ich mich trotz ihres Vermögens nicht einfangen lassen wollte, so schützte ich eine dringende Reise nach dem Feuerland vor und verduftete so lange nach Chikago, bis ich erfuhr, daß Sie San Francisco wieder von Ihrer Anwesenheit erlöst hatten. — — Obgleich mich also an euch alle drei nichts bindet, so will ich doch nicht, daß mein kleines Vermögen, das ich mir sauer erarbeitet habe, von vornherein mir gänzlich Fernstehenden zuteil wird. Es beläuft sich, wie der beigefügte Depotschein der Handelsbank in San Francisco zeigt, wo die Summe hinterlegt ist, auf 25 000 Dollars."

„Was Rechtes", knurrte Bob Driver, während Anthony Wood nachdenklich an dem dünnen Kinnbart zupfte und Miß Pullet die runden Augen andächtig gen Himmel kehrte

„Ich will aber auch nicht", las der Sheriff weiter, „daß es an den Unrechten von euch dreien gerät. Ich bin, als ich noch auf See war, und ehe ich Schiffsmakler wurde, in vieler Herren Länder gekommen und habe viele Menschen kennengelernt, kluge und dumme Die letzteren waren erheblich in der Mehrzahl. Je älter ich wurde, desto mehr wurde ich den Menschen entfremdet. Desto mehr aber wurde ich auch ein Freund der Tiere, und zuletzt waren sie meine einzigen und besten Gesellschafter Ich werde daher Mister Prickle ersuchen, bei der Testamentseröffnung die drei Tiere zur Stelle zu haben, die ich fünf Jahre lang gehalten habe, und die mir viele unterhaltende Stunden bereiteten Ich denke, dem alten — hm — Brandybruder wird durch seine Trinkerei das Hirn nicht schon so erweicht sein, daß er die Erfüllung meines letzten Wunsches vergißt. Auch werde ich ihm zur Ernährung der Tiere bis zur Testamentseröffnung fünf Dollars übergeben, die er hoffentlich auch zu diesem Zweck verwenden und nicht etwa für sein Leibgetränk, den Brandy, verschlemmen wird."

Der Sheriff hatte diese letzten Worte mit würgender Stimme vorgelesen, und eine tiefe Röte hatte sein Gesicht überzogen, während die drei Zuhörer mühsam das Lachen unterdrückten.

„Der selige Jonathan Halliwell", sprach er nach einer Pause, „war in der letzten Zeit ein arger Menschenfeind. So wird es verständlich, daß er auch mich verunglimpft. Doch ich verzeihe ihm nach Christenpflicht." Dann las er weiter: „Meine drei Lieblinge, die ihr, meine Erben, in dem Käfig vor euch seht, sind keine Seltenheiten, denn von ihnen gibt es mehr als genug in den südamerikanischen Pampas, aber trotzdem sind sie einzig in ihrer Art."

Der Sheriff unterbrach sich. „Es sind Viscachas", wandte er sich erklärend an Mister Wood und Miß Pullet, „oder, wie man sie auch nennt, Prärieratten."

Darauf setzte er die Vorlesung wieder fort. „Denn sie sind zutunlich, verträglich, liebreich und klüger als viele Menschen, mich und vielleicht auch meine Anverwandten eingeschlossen."

„Widerwärtige Scheusäler sind's!" stieß Anthony Wood mit einem Blick auf die Viscachas* entrüstet hervor.

„Ich möchte die ekligen Dinger nicht anrühren!" warf Miß Pullet schaudernd ein.

„Räudige Biester!" brummte Bob Driver.

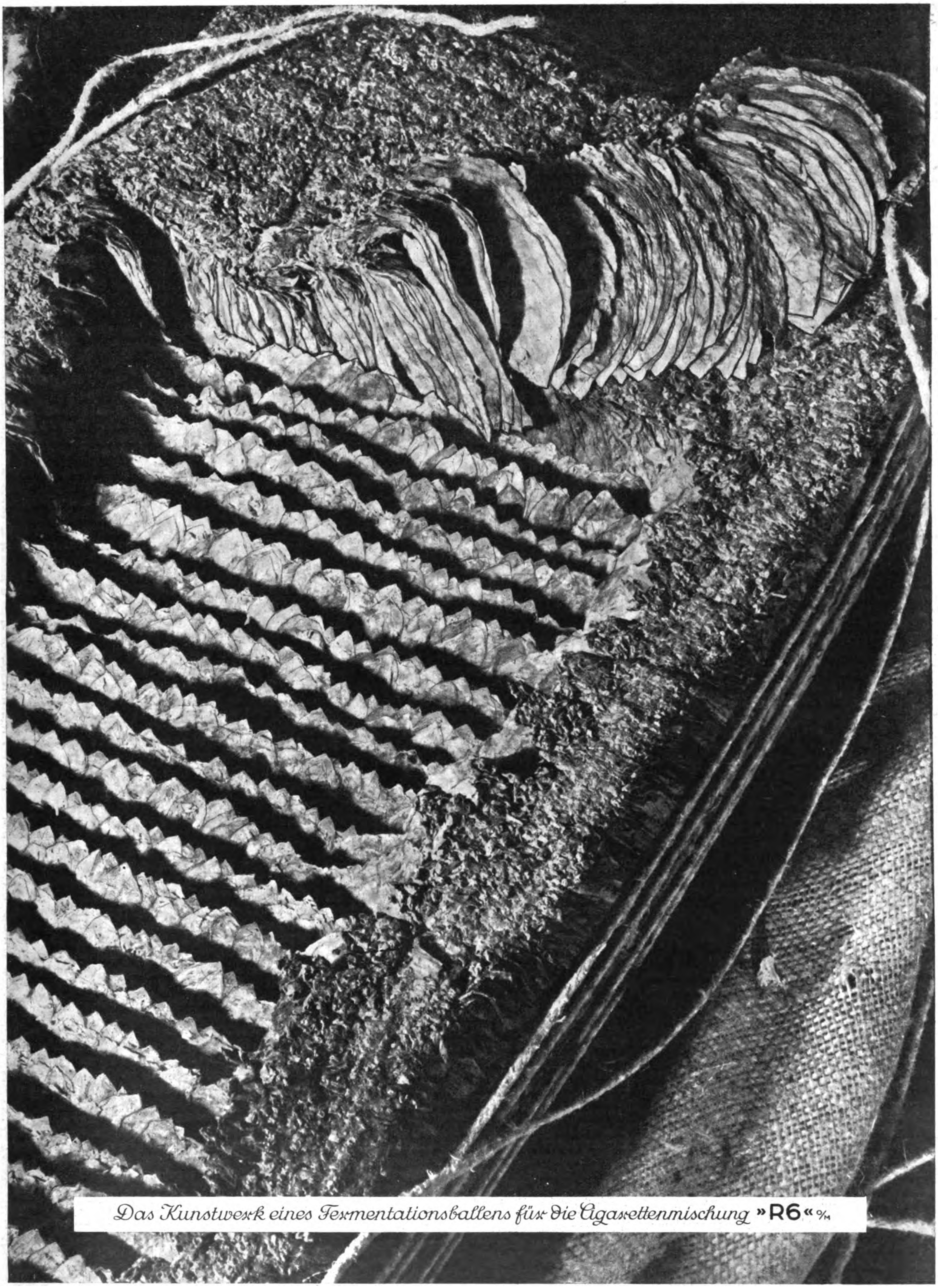
Nachdem die Erben so ihrem Abscheu Ausdruck verliehen hatten, begann der Sheriff von neuem zu lesen.

„Der Dicke heißt Fipp, die mit dem braunen Fleck auf dem Schwanz Sipp und die schwächliche mit dem weißen Stern auf der Stirn Hipp. Habt sie, meine Erben, lieb, wie ich sie lieb gehabt habe. Meine Lebenserfahrung hat mich gelehrt, daß man die wenigen verständigen und einsichtigen Menschen, die es in diesem Jammertal gibt, am leichtesten aus ihrem Verhalten gegen die Tiere erkennen kann. Verständige und Einsichtige behandeln auch die Tiere verständig und einsichtig. Ich will aber, daß mein Vermögen nur in die Hände eines solchen kommt, der es auch mit Verstand zu verwenden weiß. Da ich nun zu meinen Verwandten und Erben nicht allzuviel Vertrauen habe, so soll auch ihr Verhalten gegen meine Lieblinge über die Erbschaft entscheiden. Ein jeder der drei Erbberechtigten soll sich eines meiner lieben Tiere auswählen und es in Pflege nehmen. Und so bestimme ich denn, daß die Erbschaft von 25 000 Dollars, die mit dem Scheck der Handelsbank in San Francisco abzuheben ist, demjenigen zufallen soll, welcher entweder allein oder auch mit fremder Hilfe in der Behandlung seines Pfleglings die meiste Überlegung, die beste Einsicht und die größte Liebe bekundet, so daß er ihn in solche Verhältnisse bringt, die seinem Wohlbefinden am zweckdienlichsten sind."

Mister Wood und Miß Pullet waren von ihren Stühlen aufgesprungen.

Anthony Wood öffnete die Tür des Käfigs. „Komm', mein süßes Kerlchen!" sagte er schmeichelnd und griff eilig in den Käfig hinein. „Dich mit dem braunen Fleck

* Gattung aus der Nagetierfamilie der Hasenmäuse.



Das Kunstwerk eines Fermentationsballens für die Cigarettenmischung »R6« o/M

auf dem Schwanz, mein Sippchen, werde ich nehmen. Du siehst recht frisch und gesund aus. Ich verpacke dich auf der Fahrt in meinem Koffer, damit du wohl nach Neuyork kommst. Du niedlicher Schelm sollst es bei mir haben wie im Himmel!"

„Und du, mein Dickchen, mein Fippchen", sagte Miß Pullet zärtlich, „du kommst mit zu mir nach Baltimore. Ei, da ist es schön, sage ich dir, mein Püppchen! Ich nehme dich auf meinen Arm, damit du recht weich und mollig sitzest. Ich werde dich halten, mein Schäfchen, wie mein eigen Kind!"

Nur die schwächliche Viscacha mit dem weißen Stern auf der Stirn, Hipp, blieb einsam im Käfig zurück.

„Soll ich etwa die Bestie ebenfalls auf dem Arm nach Hause tragen?" brauste Bob Driver unwillig auf. „Das fehlte mir gerade!"

„Ihr könnt das Tier ja im Käfig mitnehmen, Mister Driver", begütigte ihn der Sheriff. „Die zehn Minuten könnt ihr den Käfig schon tragen, wo es sich um 25 000 Dollars handelt."

„Brauche das Geld von dem alten Narren nicht", erwiderte der Schankwirt barsch. „Aber ich werde Eurem Vorschlag folgen."

„Geschätzte Anwesende", hob der Sheriff wieder an, nachdem ein jeder der Erben seine Viscacha in Besitz genommen hatte, „des seligen Jonathan Halliwell Testament hat noch ein kleine Nachschrift, die ich nun verlesen werde. Sie lautet: Ich vermute, daß sich jetzt meine Verwandten um meine Lieblinge gerissen haben, weil ein jeder von ihnen seinem Besitzer 25 000 Dollars eintragen kann. Wäre das nicht der Fall, wer weiß, wie sie sie sonst ansehen würden. Ich will nun noch hinzufügen, daß die Dauer der Probezeit, in der ein jeder seine Geschicklichkeit erweisen mag, ein halbes Jahr betragen soll. Ein halbes Jahr also nach dem Tage der Testamentseröffnung sollen meine drei Erben wieder beim Scheriff erscheinen und ausführlich berichten, wie sie ihre Pfleglinge behandelt haben. Die Entscheidung, wem die Erbschaft von 25 000 Dollars zufällt, werde ich dann selbst treffen. Der einliegende Scheck und der beigefügte Brief bleiben amtlich in Händen des Sheriffs bis zu dem genannten Termin. Ich erwarte, er wird von dem Scheck keinen unerlaubten Gebrauch machen. Auf amtliche Unterschlagung stehen zehn Jahre Zuchthaus. Andrew Jonathan Halliwell."

Die drei Erben machten nach der Verlesung der Nachschrift verwunderte Gesichter.

„Ein ganzes halbes Jahr lang soll die Probezeit dauern?" stöhnte Anthony Wood.

„Er selbst will die Entscheidung treffen?" stammelte Miß Pullet ungläubig.

„Er war und ist ein alter Grillenfänger noch nach dem Tode", polterte Bob Driver zornig.

„Ja", mischte sich der Sheriff ein, „da bleibt nichts anderes übrig, als daß ich nach dem Willen des seligen Jonathan Halliwell den Termin bestimme, an dem Sie hier wieder erscheinen. Heute ist der fünfte März. Also am fünften September, früh zehn Uhr, hoffe ich, Sie alle wieder hier zu sehen."

Mister Wood und Miß Pullet empfahlen sich dem Sheriff höflich, während Bob Driver mit einem kräftigen Fluch den Käfig ergriff.

*

In der Zeit, während die Testamentseröffnung stattfand, war vor Bob Drivers Schankwirtschaft, die den hochtönenden Namen „Metropole Saloon" trug, ein mit zwei Mauleseln bespanntes Fuhrwerk vorgefahren. Die Wirtschaft war mit einem Laden verbunden, in dem ein buntes Warengemisch zum Verkauf stand.

Als das Fuhrwerk hielt, sprang ein starkgebräunter, kräftiger junger Mann herab, der sofort in den Laden trat.

„Guten Morgen, Miß Driver!" sagte er in herzlichem Ton zu einem frischen jungen Mädchen, das hinter dem Ladentisch stand.

„Guten Morgen, Bill!" antwortete das Mädchen lebhaft, dessen dunkle Augen beim Eintritt des Kunden aufleuchteten. In demselben Moment war sie auch schon hinter dem Ladentisch vorgeeilt und umschlang den jungen Mann mit beiden Armen. „Heut' ist's erlaubt", rief sie lachend und küßte den jungen Mann immer von neuem auf beide Backen.

„Dolly, aber Dolly!" konnte der junge Mann nur mühsam unter den stürmischen Liebkosungen hervorbringen. „Wenn dein Vater . . ."

Endlich ließ das Mädchen den Geliebten frei. „Nein", kicherte sie, „heut' brauchen wir ihn nicht zu fürchten. Er ist fort. Wir sind ganz allein. Auch in der Schankstube ist niemand. Nur unsere alte Magd ist noch im Hause."

„Das ist ja ein besonderer Glückstag!" Und nun umarmte der junge Mann das Mädchen und küßte es mindestens ebenso oft wie zuvor es ihn. Als er die fast Atemlose freigab, sagte er lachend: „Eine solche Gelegenheit muß man beim Schopf fassen und Vorrat einkaufen. Meiner Treu, das schmeckte gut!"

„Du bist aber gar zu heftig, Bill!" schmollte das Mädchen, indem sie sich das verwirrte Haar zurückstrich und die zerknitterte Schürze glättete.

„Und doch sagt dein Vater immer, ich sei ein Träumer und Kopfhänger. Wo ist denn eigentlich mein zukünftiger lieber Schwiegervater?"

„Wie die Maus tanzen kann, wenn die Katze aus dem Haus ist!" scherzte das Mädchen. „Wenn Vater da ist, bist du schweigsam wie ein Totengräber. Wo er ist? Er will erben!"

„Erben?"

„Ja, von Onkel Halliwell. Er ist zum Sheriff zur Testamentseröffnung geladen worden."

„Ich wünsche ihm alles Gute, Dolly", das Gesicht des Mannes umwölkte sich. „Aber daß er erbt, ist nicht gerade nach meinem Sinn. Dann wird er mich noch viel öfter einen armen Schlucker schelten, für den seine Tochter viel zu gut ist. Wenn es nach mir ginge, müßte er nicht einen einzigen Cent erben."

„Du bist mir ein schöner Patron! Wenn der Vater erbt, so kommt es später doch auch uns zugute, wenn wir Mann und — — —"

„Dolly, Dolly, das kann noch siebenmal sieben Jahre dauern. Bei dem Vorurteil, das dein Vater gegen mich hat, bloß weil ich ein Deutscher bin und meine Farm die Dollars noch nicht fuhrenweise einbringt, können wir noch lange auf seine Genehmigung warten. Wenn ich auf meiner Farm nicht eines schönen Tages eine Goldader entdecke, oder sich sonst ein ungewöhnlicher Glücksfall ereignet, so — — —"

Der junge Mann war plötzlich ernst geworden, und seine munteren Augen hatten einen schwermütigen Ausdruck angenommen.

„Bill", sagte das Mädchen tröstend, „siehst du, jetzt bist du wieder der Kopfhänger geworden, über den der Vater zuweilen spottet. Er ist derb und geradeaus, aber einen schlechten Charakter hat er nicht. Vielleicht ist uns das Glück näher, als wir ahnen. Vater hat selbst oft erzählt, daß er meine verstorbene Mutter auch nicht bekommen sollte, und sie hat ihn doch geheiratet. Wenn Vater sieht, daß ich nicht von dir lasse, wird er schon weich werden. Laß mich nur machen!"

In den Laden traten zwei verwetterte Holzfäller, der verwachsene Barbier des Ortes und ein schnauzbärtiger ehemaliger Goldgräber mit einer breiten Narbe auf der Backe, von der er rühmte, er hätte sie in einer Schlacht im Südstaatenkrieg erhalten, während seine Freunde behaupteten, sie sei das Andenken an eine Messerstecherei mit Negern.

„Vier Brandy", bestellte der ältere Holzfäller. Dann schritten die Männer vom Laden in die Schankstube.

Dolly brachte behend den Gästen die verlangten vier Gläser Brandy. Dann kehrte sie in den Laden zurück.

„Jetzt, Mister Weaver, wollen wir unser Geschäft erledigen", sagte sie lächelnd und deutete nach der Schankstube. „Also, was wollen Sie kaufen?"

„Eine ganze Menge, Miß Dolly", antwortete der Farmer laut. „Aber", fügte er leise hinzu und spitzte den Mund, „ich muß nachher auch eine ordentliche Zugabe kriegen."

„Dann möchte ich den ganzen Laden auskaufen." Er bestellte sich Kaffee, Reis, Salz, eine Rolle Tabak, mehrere Pakete Nägel, einige eiserne Haken, Leinwand für Säcke und ein Stück Sohlenleder.

Bill Weaver, wie er in Vingate City genannt wurde, war der Besitzer einer fünf Stunden weit entfernten kleinen Farm, auf der er, da er von Beruf Gärtner war, eine Gärtnerei betrieb. Seine Waren, Blumen, Gemüse, Obst, schaffte er mit der Bahn nach San Francisco. Er war von Geburt ein Deutscher und seit vier Jahren in Kalifornien ansässig, wohin er mit seinem väterlichen Erbteil aus Thüringen eingewandert war. Eigentlich hieß er Wilhelm Weber aber ein in Vingate City wohnender Deutschamerikaner hatte seinen Namen in die Landessprache übertragen, so daß er jetzt allgemein Bill Weaver genannt wurde. Bill Weaver war ein fleißiger und geschickter Gärtner, aber die kleine Farm, auf der er mit einem alten Knecht wirtschaftete, war, als er sie übernahm, sehr verwahrlost gewesen und so kam er trotz aller Anstrengungen nicht recht vorwärts. Es fehlte ihm vor allem an Kapital, um Arbeitskräfte anzustellen, landwirtschaftliche Maschinen zu kaufen und Gewächshäuser anzulegen. Die Bekanntschaft mit Dolly Driver hatte er schon bald nach dem Ankauf der Farm gemacht. Das Wohlgefallen, das sie aneinander fanden, war allmählich zu einer heißen Liebe emporgewachsen, die sie allerdings vor Dollys Vater, Bob Driver, möglichst zu verheimlichen suchten. Bob Driver wollte aus verschiedenen Gründen von den Bewerbungen Bill Weavers um Dollys Neigung nichts wissen. Er hielt die Deutschen nach kalifornischen Begriffen nicht für gerissen und durchtrieben genug, und er erachtete außerdem, da er sich durch seine Schankwirtschaft und sein Ladengeschäft ein ansehnliches Vermögen erspart hatte, Bill für seine einzige Tochter als zu arm. Endlich war es sein eingefleischter Widerspruchsgeist, der sich bei ihm bei allen Gelegenheiten geltend machte, der ihn auch zu seinem Widerstand gegen die Verbindung der beiden Liebenden antrieb.

Als Dolly die Einkäufe Bills eingepackt hatte, huschte sie hinter dem Ladentisch hervor. „So, jetzt kommt die Zugabe", sagte sie halblaut und drückte schnell einige Küsse auf Bills Lippen.

Bill Weaver ergriff sie an beiden Händen und zog sie zu sich heran. „Dolly", flüsterte er, „du hast mich vorhin durch deine mutigen Worte recht getröstet. Es ist wahr, wir brauchen noch nicht alle Hoffnung zu verlieren, und wenn wir beide treu zueinander halten, dann muß doch noch einmal für uns der Tag des Glücks und der Vereinigung — — —"

„Halloh! Was ist das für eine Wirtschaft! Kaum hat man den Rücken gewandt, dann wird auch schon schöngetan und geliebelt!"

Bob Driver stand in der Ladentür und setzte prustend den Käfig mit seiner Viscacha nieder.

„Aus euch beiden wird nichts!" fuhr er polternd fort. „Ich habe es Euch, Mister Weaver, schon tausendmal gesagt. — Und du, Dolly, könntest den Willen deines Vaters schon etwas mehr respektieren."

Die beiden jungen Leute waren auseinandergefahren.

„Ich handle nur", entgegnete Dolly munter, „nach deinem Willen, Vater. Hast du nicht immer gesagt, ich soll zu unseren Kunden und Gästen freundlich sein? — Aber was hast du denn da?" lenkte sie ab und blickte nach dem Käfig mit der Viscacha. „Ist das etwa deine Erbschaft?"

„Ein Teil davon", murrte Driver und hob den Käfig auf. „Das Tier hat's innerlich. Wenn's paßt, bricht's 25 000 Dollars aus."

Er ging mit dem Käfig in die Schankstube. Dolly und Bill Weaver folgten ihm.

„Holla, Mister, Driver", rief der ältere Holzfäller, „wollt Ihr Euch etwa eine Menagerie zulegen?"

„Bald sieht's so aus, als wollte ich ein Affenhaus mit mir selbst als Schimpansen einrichten", brummte der Schankwirt und setzte den Käfig auf einen Tisch. Dann erzählte er den Aufhorchenden die Bewandtnis mit der Viscacha und die Verfügung Halliwells über die hinterlassenen 25 000 Dollars.

„25 000 Dollars", sagte der verwachsene Barbier erstaunt, „hat der verdrehte Halliwell, der Pferdedieb, zusammengegaunert?"

„Und wenn's 50 000 wären", brauste Bob Driver auf, „mich läßt's kalt. Ich brauche das Geld von dem alten Trantopf nicht."

„Ich aber würde es ganz gern nehmen", warf Dolly lachend ein, „wenn du's erben solltest. Ich wüßte schon, wozu ich's benutzte."

„Wenn's ein Pferd, ein Ochse oder ein Schwein wär', das wollt' ich schon abwarten; aber wie man mit solch einer Kanaille umgeht, davon verstehe ich absolut nichts", bemerkte der Goldgräber tiefsinnig.

„Viscachas fressen gern Zirbelnüsse", bemerkte der Holzfäller. „Unter den Zirbelbäumen könnt ihr sie, wenn die Nüsse reif sind, grasen lassen."

„So", erwiderte Bob Driver grollend, „und wo krieg ich die Zirbelbäume her? Da lauf' ich wohl Tag für Tag vier Stunden in der Runde herum, vielleicht gar bis zu Mister Weavers Großfarm hinaus, bloß um für das Trauergeschöpf Zirbelnüsse zu suchen? Nein, da hast du dich verrechnet, mein guter Andrew Jonathan Halliwell!"

„Abstechen, braten und aufessen muß man solche Kreaturen — das ist die richtige Kur", mengte sich Sam wieder in das Gespräch. „Als wir gegen die Südstaaten kämpften und der Proviant knapp wurde, haben wir sie dutzendweise verzehrt."

„Oha, oha", stieß der jüngere Holzfäller hervor, „als du, Sam, gegen die Südstaaten kämpftest? Und wo hast du denn da Viscachas gefunden? Die Südstaaten liegen doch nicht in Patagonien!"

„Es ist ein sonderbares Tier", ergriff der ältere Holzfäller das Wort. „Es hat einen weißen Stern auf der Stirn."

„Aber sehr gesund scheint es nicht zu sein", bemerkte der verwachsene Barbier. „Seht nur, wie verdrießlich es in der Ecke hockt. Das wird's nicht mehr lange machen, und dann zerschmilzt Eure Erbschaft wie die Butter im Backofen, Bob Driver."

(Fortsetzung folgt.)



Stuttgart

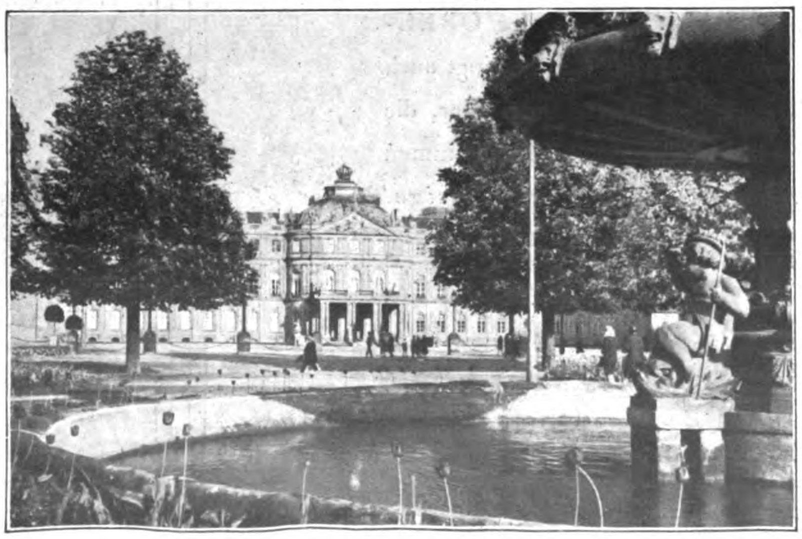
DIE STADT DER AUSLANDSDEUTSCHEN

„Stadt der Auslandsdeutschen" — diesen Ehrennamen hat der Führer Stuttgart vor Jahresfrist verliehen und in diesen Tagen zeigt die gastgebende Stadt, daß sie ihren Ehrennamen nicht als schmückendes Beiwort, sondern als Verpflichtung auffaßt.

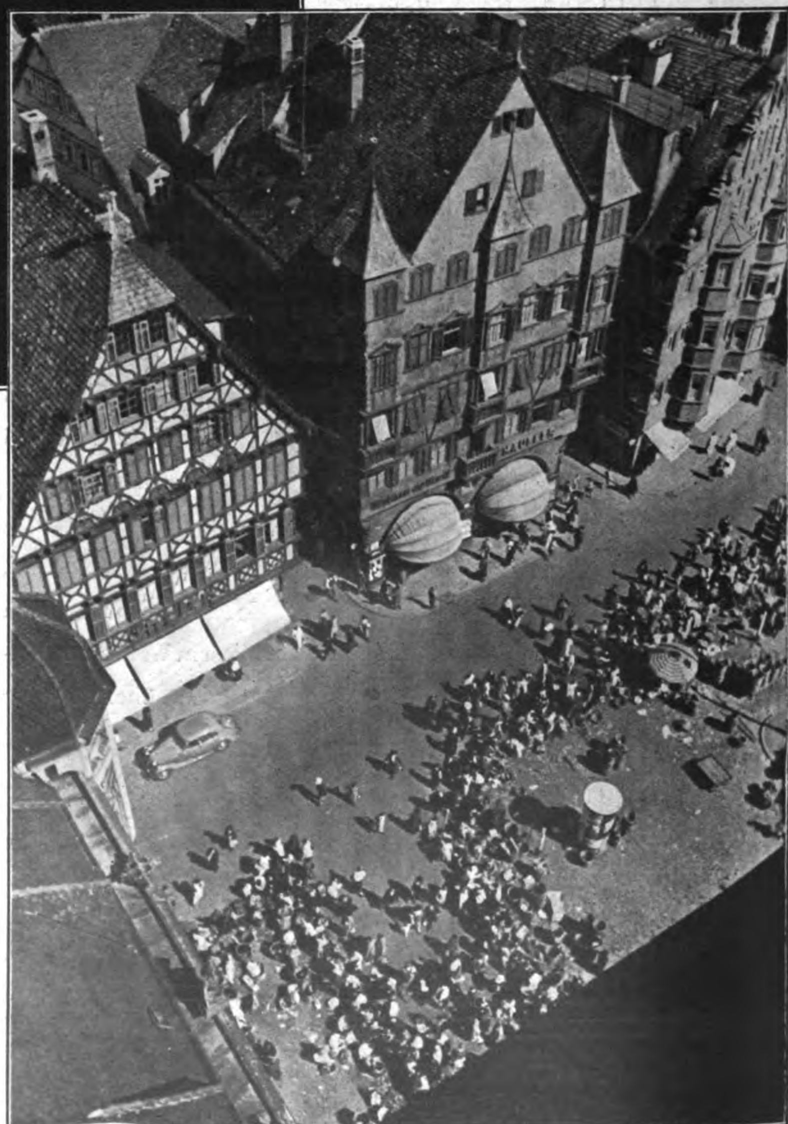


Der Innenhof des Alten Schlosses in Stuttgart.

Vom Turm des Rathauses aus sieht man Stuttgart, die Großstadt zwischen Wald und Reben, vor sich liegen

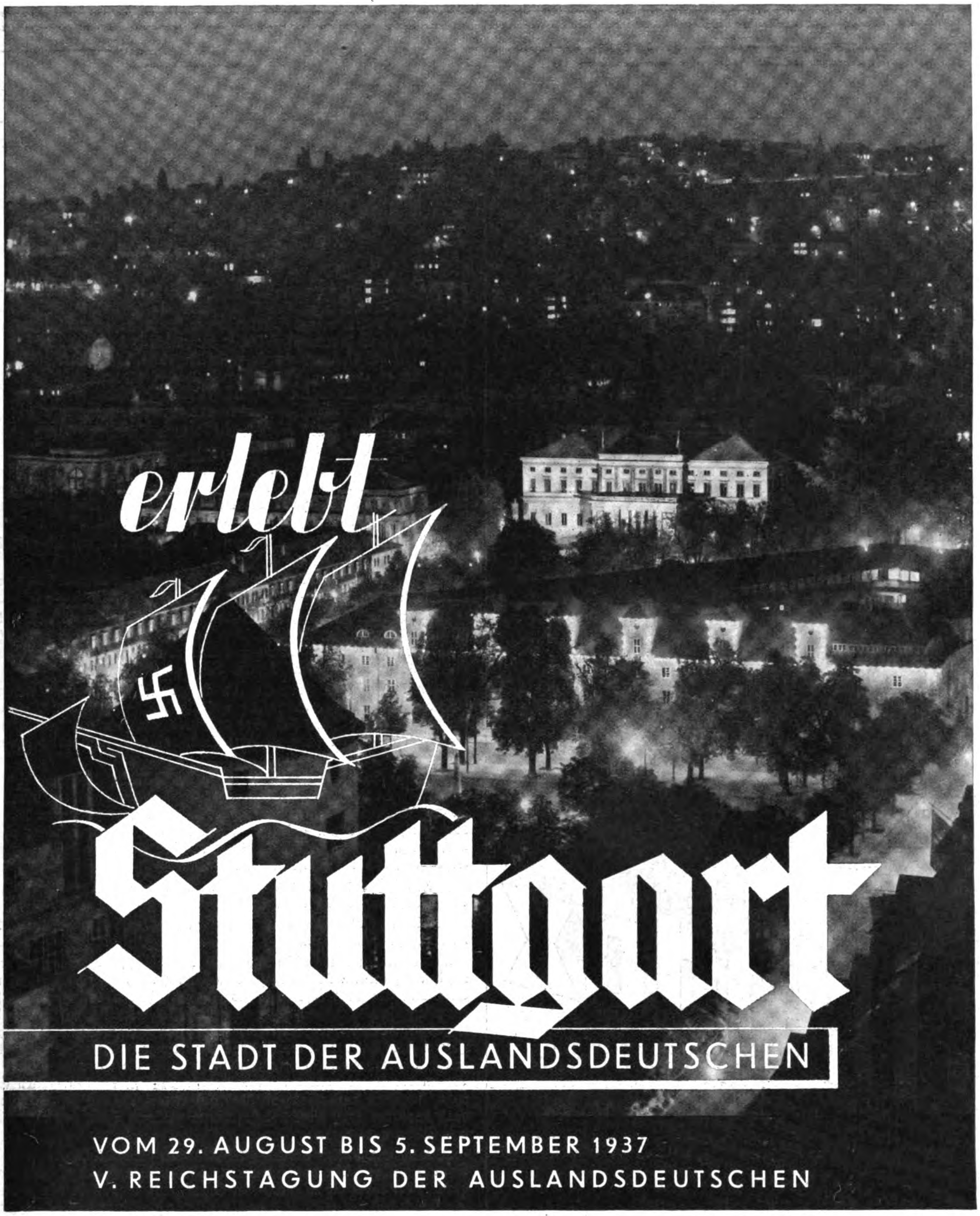


Blick auf den Schloßplatz mit dem Neuen Schloß.



Aufnahmen: Mauritius.

Rechts: Der Marktplatz mit seinen alten, schönen Bauten


erlebt
Stuttgart
DIE STADT DER AUSLANDSDEUTSCHEN
VOM 29. AUGUST BIS 5. SEPTEMBER 1937
V. REICHSTAGUNG DER AUSLANDSDEUTSCHEN



FRANZ RUDOLF WINKLER:

Die Schranke war nicht geschlossen

Durch die regenverhangene, tiefschwarze Nacht rollten gleichmäßig die Räder des Schnellzuges. Im Gang eines Wagens lehnte ein Mann am Fenster und starrte in das Dunkel hinaus. Da draußen war nichts zu sehen außer dem Widerschein der Tropfen, die an dem Glas entlangsprühten. Der Mann blickte flüchtig auf die Armbanduhr, er nickte leicht befriedigt dabei: Noch zehn Minuten, dann war er am Ziel. Und er starrte wieder hinaus, ob nicht bald Lichter die nahende Stadt ankündeten. Plötzlich schreckte er zusammen. „Donnerwetter auch!" entfuhr es ihm. „Um Haaresbreite ist das noch gut gegangen!"

„Was war denn da?" fragte mit dienstlichem Interesse der Zugführer, der sich gerade im Gang hinter dem Reisenden durchschob.

Der zog mit einer nervösen Handbewegung den Hut zurecht. „Ein toller Leichtsinn wieder mal! Die Schranke da eben war nicht geschlossen. Kaum hundert Meter dahinter waren die Scheinwerfer eines Autos, deshalb habe ich es genau gesehen. Das hing bloß an Sekunden, dann war das Unglück fertig."

„Haben Sie das so genau gesehen?" Der Zugführer zog ein Notizbuch aus der Tasche.

„So genau, wie Sie mich hier sehen", knurrte der Reisende. „Das größte Unglück hätte passieren können — — —"

Der Zugführer schrieb. „Dem werden wir nachgehen", meinte er. Und nach einem flüchtigen Blick durchs Fenster fügte er hinzu: „Bahnwärterbude 168 war das. Zwar bloß ein Feldweg, aber das ändert nichts daran, daß sowas nicht sein darf. Na, danke schön!" Und mit kurzem Gruß ging er weiter.

Dann knirschten die Bremsen, die Räder schlugen in langsamerem Takt über ein paar Weichen, der Schnellzug rollte in den Bahnhof ein. Während der Reisende, noch erregt über das eben Gesehene, langsam aus dem Wagen kletterte, sprach der Zugführer schon mit dem Fahrdienstleiter, und ein Beamter der Bahnpolizei hörte zu.

Auf dem Nachbargleis stand in entgegengesetzter Richtung ein Personenzug abfahrtbereit. Der Fahrdienstleiter gab dem Lokomotivführer schnell einige Anweisungen. „Bei Bude 168 sollen die Schranken nicht geschlossen sein. Fahren Sie dort langsam und mit äußerster Vorsicht!" Der Lokomotivführer nickte, und der Bahnpolizist kletterte zu ihm auf die Maschine. Dann hob der Fahrdienstleiter den Signalstab, und der Personenzug rollte an.

„Hoffentlich hat es der Wärter in Bude 168 nicht verschlafen", meinte der Lokomotivführer. „Das kostet teuer."

„Es kann ja auch ein Unglück geschehen sein", gab der Bahnpolizist zurück. „Es wird sich ja gleich zeigen."

Der Lokomotivführer nickte und nahm den Dampf weg. Langsam rollte der Zug auf den gefährdeten Übergang zu. Und dann geschah alles im Verlauf von ein paar Sekunden. Ein Auto fuhr von links auf die Schienen, hielt mitten auf dem Gleis, ein Mann sprang heraus, einen Augenblick sah man ihn mit komisch-hastigen Bewegungen dahinstolpern, und schon hatte ihn das Dunkel der Nacht verschluckt. Fast mechanisch hatte zu gleicher Zeit der Lokomotivführer den Bremshebel herumgelegt, und mit schrillem Kreischen preßten sich die Bremsen an die Räder. Die Wagen des Zuges polterten gegeneinander, drückten auf den glatten Schienen nach vorn, knirschten funkensprühend über den Streusand, den sie zu Pulver zerrieben, dann stand der Zug, keine zwanzig Meter vor dem Auto, das wie festgenagelt auf den Schienen verharrte.

„Haben Sie diesen Trottel gesehen?" Der Lokomotivführer fand mühsam die Sprache wieder. „Der brauchte nur ein bißchen Gas zu geben, dann war er bequem durch. Aber wenn die Menschen der Schock packt, machen sie den größten Blödsinn. Ein Glück, daß wir gewarnt waren, sonst wär die Karre da jetzt ein Haufen Blech." Er winkte dem Heizer. „Na, denn man los, das Ding muß runter von den Schienen."

Die Männer kletterten von der Maschine. Den Zug entlang klappten die Fenster. Aufgeregt drängten sich Köpfe heraus und spähten nach der Ursache des plötzlichen Haltens.

Der Bahnpolizist stand als erster an dem Auto. Mit einer entsetzten Handbewegung wehrte er dem Heizer, der den Wagen schon anschieben wollte, und riß die Tür auf. Neben dem Steuerrad saß ein Mann, dem ein dünner Blutstreifen über die Wange sickerte.

„Schläfenschuß, tot!" stellte der Lokomotivführer mit sichtbarem Grauen fest. „Und der vorhin davonstolperte, das muß der Mörder gewesen sein."

„Sicher!" sagte der Bahnpolizist knapp, dann zeigte er auf die offenen Schranken. „Wir müssen nach dem Bahnwärter sehen."

Der Bahnwärter lag bewußtlos auf den Dielen des Dienstraumes. Ein Schlag auf den Kopf mußte ihn niedergestreckt haben. Schaudernd sahen die Beamten, mit welcher Raffiniertheit hier ein teuflisches Verbrechen in Szene gesetzt war. Der Bahnpolizist nickte nur. „Das Auto da können wir von den Schienen schieben, der Zug kann weiterfahren, das andere werde ich selber veranlassen."

„Ist recht!" Der Zugführer, der nur bis an die Tür der Bude getreten war, atmete etwas leichter und stapfte mit seinen Schaffnern los. Ihm graute vor dem Unheimlichen, das sich so jäh in die geregelten Bezirke seines Dienstes gedrängt hatte.

Das Unglücksauto war schnell von den Schienen geschoben, und während der Bahnpolizist telephonierte, ratterte der Personenzug durch die regennasse Nacht davon.

Eine halbe Stunde später fuhr an der Bahnwärterbude 168 der schwere Kraftwagen der Mordkommission vor, gefolgt von einem Krankenwagen. Zwei Sanitäter

bemühten sich um den noch immer bewußtlosen Bahnwärter. Der schlug bald die Augen auf. Viel konnte er nicht aussagen, aber was er wußte, rundete das Bild völlig ab.

„Es war kurz vor der Durchfahrt des Schnellzuges", berichtete er stockend, „da hörte ich einen Schuß fallen. Ich trat heraus und sah hinten auf der Straße die Scheinwerfer eines haltenden Autos. Da kam plötzlich ein Mann gelaufen. „Wasser!" schrie er schon von weitem. Er kam näher und winkte mit der rechten Hand, die mit einem blutigen Tuch umwickelt war. „Mich hat eben jemand von draußen in meinem Auto angeschossen, um Himmels willen, holen Sie rasch Wasser!" Ich drehte mich um, und da bekam ich auch schon einen Schlag auf den Hinterkopf, und dann weiß ich nichts mehr."

„Das ist der Mörder gewesen!" sagte der Kriminalkommissar nur.

Die Polizeistreifen, die man jetzt auf die Spur des Flüchtigen setzen konnte, kamen bald zum Ziel. Wenige Kilometer von der Mordstelle entfernt wurde ein Mann auf der Landstraße gestellt, der über den Zweck seiner nächtlichen Wanderung nichts Glaubwürdiges aussagen konnte. Man durchsuchte ihn und fand einen hohen Geldbetrag, über dessen Herkunft er sich bald in Widersprüche verwickelte. Man brachte ihn ins Untersuchungsgefängnis und sagte ihm den Mord auf den Kopf zu. Da brach er zusammen und versuchte kein Leugnen mehr.

In einer kleinen Dorfwirtschaft hatte der Verhaftete gesessen, sein Opfer am Nachbartisch. Ein Blick auf die Brieftasche des einen, der sorglos ein Bündel großer Scheine durchblätterte, hatte in dem anderen den Mordplan keimen lassen. Als der eine zahlte, war auch der andere aufgestanden und hatte gebeten, ihn bei dem schlechten Wetter doch ein Stück im Auto mitzunehmen. Gutmütig und ahnungslos hatte der eine eingewilligt, der andere war mit ihm eingestiegen und hatte kurz vor dem Bahnübergang einen Vorwand gefunden, um den Fahrer halten zu lassen. Der zog die Bremsen, und der andere schoß ihn aus nächster Nähe durch die Schläfe. Die Spur des Verbrechens, so rechnete er kaltblütig, mußte verschwinden, wenn ein Zug das Auto mitsamt seinem toten Besitzer zermalmte. So machte der Mörder den Schrankenwärter unschädlich, raubte das Geld, fuhr das Auto auf die Schienen und flüchtete.

An einer winzigen Kleinigkeit nur scheiterte der raffinierte Plan. Der Mörder hatte nicht bedacht, daß ein anderer Zug vorher vorüberfahren konnte, und daß jemand von diesem Zuge aus die nicht geschlossenen Schranken bemerken und sich den Kopf darüber zerbrechen würde. Mit dieser Kleinigkeit stellte er sich selber das Netz, in das er kurze Stunden nach der Mordtat ging.

Ade, du süßer Kitsch...!

Reise-Erinnerungen von Ernst Hoferichter

„... Reiseandenken, die durch Form und Zweck übelsten Kitsch darstellen, sollen künftig zum Verkauf verboten werden . . ."

Amtliche Mitteilung.

Wenn man das schöne Zimmer meiner Tante Ida betritt, so zittert, klirrt und bebt die ganze Stube. Von der Decke herab, in allen Ecken und auf den Möbelvorsprüngen hängen und stehen Figuren und bewegliche Immobilien. Lächelnde Zwerge, blecherne Almhütten, lackierte Fliegenpilze, Kathedralen aus Papiermaché, Herden von Nixen und eine Inflation von weidenden, springenden und männchenmachenden Tieren beleben, zu Nippes erstarrt, den Raum.

Sie alle wollen Alibis sein für Reisen nach Orten über Land und Meer, die Tante Ida eigenfüßig in ihrer Makartjugend betreten hat.

„Schmeiß doch den Dreck hinaus ...!" wäre der gefährlichste Ratschlag, den man der Tante geben könnte. Denn — jetzt, da seine Existenz auch nur durch Worte bedroht wäre, würde eine Minderwertigkeit zur Allmacht erhoben. Noch dazu käme seine Vielseitigkeit zutage, die durch Gründe erschlägt.

Römisch Eins: — sind diese Kunstwerke a) niedlich, b) herzig, c) süß.

Arabisch Zwei: — sind sie angefüllt, vollgestopft und überladen mit a) goldigen und b) himmlischen Erinnerungen.

Wirft die Tante einen Blick auf die Tortenschaufel mit dem aufgemalten Alpenglühen, so sieht sie auch schon jenen Abend mit dem ersten Kuß wie einen Trompeter von Säckingen vor sich stehen. Der Kuß wäre längst vergessen, wenn die Tortenschaufel nicht auf dem stets geöffneten Samtetui liegen würde. Sie unterhält, statt Kuchen zu schaufeln, die Verbindung zweier Lippenpaare aufrecht. Ida spürt heute noch, nach vierzig Jahren, die Bartstoppeln und weiß, daß an ihnen kleine Reste von Sauerkraut hingen. Umgekehrt — kann sie keinen Männermund sehen, ohne sogleich an die Schaufel mit Alpenglühen zu denken. Entzieht man der Tante diesen Zierat, so nimmt man ihr ein Stück Jugend, Kuß, Bart und das Glühen der Berge. Und sie wäre — ein Torso.

Griechisch Alpha: — bestehen diese Dinge neben absoluter Ästhetik aus reiner Nützlichkeit. Kunst und Zweck fließen sozusagen ineinander, weil keines sich vor dem andern sicher fühlt. Wo die Schönheit aufzuhören droht, beginnt schon die Praxis des Alltages. Ehe die bronzierte Zugspitze zum letzten Gipfel majestätischer Höhe aufsteigt, läßt sie sich mit Hilfe eines Druckknopfes zum Tintenfaß öffnen. Haben wir uns an ihrer Pracht sattgesehen, so genügt ein Griff — um eine Postkarte an den Kohlenhändler zu schreiben, daß er einen Zentner Briketts liefern möge. Glänzende Ideale tanzen mit rauher Wirklichkeit Ringelreihen, die Rätsel der Welt sind durch Nippes gelöst . . .! Zu diesem Gedanken will ich mir eine Zigarre gestatten. Und jetzt beginnt meine Tante, mich tiefer in den Strudel ihrer Überzeugungen hinabzuziehen.

Augenblicklich stellt sie einen Bergschuh auf den Tisch. Seine Riemen bestehen aus geflochtenen Edelweiß, die Nägel sind aufgeklebter Granit und sein Leder wird durch ein bralles Muster von Dirndlstoff zur anheimelnden Darstellung gebracht.



Bei diesem Anblick hätte ich selbst als Taubstummer noch zu jodeln versucht Aber schon seh' ich, daß die Absätze mit einer phosphoreszierten Reibfläche versehen sind und aus dem Innern feuersichere Zündhölzer stechen, die den Bergschuh vergessen lassen und zum Gebilde eines Borstenschweines überleiten

Um meiner Zigarre die Spitze abzuschneiden, unterbreche ich die Reise durch das oberbayerische Gebirge und ziehe mein Taschenmesser Ah . .! Da drückt mir die Tante einen Adler in die Hände. Weit breitet er seine Schwingen aus und läßt Täler und felsige Horste ahnen, obwohl er nur die Größe eines ausgewachsenen Kanarienvogels besitzt. Schon schwinge ich mich in Gedanken mit ihm in die Lüfte, wo nur die Wolken und Dichter hausen . . Aber, da drückt die Tante seine Flügel gegeneinander, der Schnabel öffnet sich — als hätte er tief unten ein Zicklein erblickt. Dem ist aber nicht so. Der Raubvogel schlägt plötzlich in sein Gegenteil um Er wird zu einem treuen Helfer des Menschen. Sein Schnabel verfällt in beißende Bewegungen und will nichts — als auf bequemste Art die Spitze abschneiden . So — und nun verdampfe ich wohlig meine Zigarre, die ein stachelschweiniger Bergschuh und ein tabakhungriger Adler in Brand gebracht haben

Damit ich gemütlich sitze, schiebt mir die liebe Tante etwas hinter den Rücken. Ich drehe mich um — und sehe einen lebensgroßen Rettungsring Sogleich rauscht in meiner Einbildung das Meer. Brandung zischt und Wogen rauschen. Ich lege mich zurück, der Rettungsring entpuppt sich als luftgefülltes Kissen, das im Augenblick der Berührung „Mama . . . Papa . .!" schreit

Von dem aufgedruckten „Gruß aus der Nordsee" schnelle ich ins Seelenleben eines Theddybären zurück, der von einem unsichtbaren Baum herab den Ruf nach seinen Eltern hören läßt.

Inzwischen hat die Tante beobachtet, daß sich meine Zigarrenasche nach einer Ablagerung sehnt. Und schon reicht sie mir vom Büfett ein Mädchen, das sich, dauernd tänzelnd, in Kniebeugestellung halten muß, weil es aus Messing gemacht ist. Da es im Gegensatz zum Rettungsring nicht sprechen kann, hat es sein Wesen in Antiqua an den Saum seiner Röcke geschrieben Da steht zu lesen: „I bin halt a echt's Weaner Kind . . .!"

Nebenher aber scheinen alle echten Wiener Kinder den Beruf und die Neigung zu haben, die Schürze in Form eines Aschenbechers vor sich auszubreiten. Denn, das tut jetzt und alle Zeit dieses Mädchen, wird nicht müde — und ihr Lächeln zeigt an, daß sie keine Furcht besitzt — ihre Schürze könnte dabei verbrennen . . .

Dazu sind ihre Beine in Walzerstellung gesetzt, und ich würde mich nicht wundern, wenn sie im Nebenberuf auch noch in Nachtlokals die „Blaue Donau" tanzen müßte . . .

Während ich mich so in den Schatten des Stephansdomes träume, erzählt mir die Tante, daß sie dies ebenso hübsche wie allzeit nützliche Fräulein vor dreißig Jahren als Reiseandenken aus München mitgebracht hätte „ und so oft ich dem Mädchen in die Augen schaue, sehe ich mich inmitten Isar-Athens, wo ich das Lied vom Neckar gesungen habe", sagte die Tante. Und ich ging . . .

Als ich die Türe zuschlug, schlug eine Zither an Sie war in die Füllung gehängt, stellte den Felsen der Lorelei dar, die Saiten hatten die Rolle des goldenen Haares zu spielen übernommen. Der Akkord lief mir noch bis ins Treppenhaus nach. Dort setzte ich mich auf die unterste Stufe, um mich von den Reisen in Tantes schöner Stube zu erholen . . .

Zwischen diesen vier Wänden hat sie also die Zeugen ihrer Erlebnisse aufgestellt, die sie nicht erlebt hat. Die Allmacht eines Berges mußte erst zum Tintenfaß werden, ein Mensch sich in eine Aschenschale verwandeln, auf daß sie süß, herzig und nützlich in ihre Erinnerung einziehen konnten . .

Vielleicht waren in den alten Zeiten der Tante alle Wege — nur Umwege und ihr ganzes Leben — Nippes . . .

Jetzt wird dieser — ach so süße — Kitsch verboten. Berg, See, Dom und Mensch sollen keine Medien aus Gips, Blech und Guß nötig haben, um Erlebnis zu werden . . . Nichts darf mehr zum leeren Zeichen und hohlen Sprichwort herabsinken Wir alle weinen diesem Kitsch Tränen der Freude nach. „Grüße alle alten Tanten von Haus zu Haus, mit vorzüglicher Mißachtung: Auf Nimmerwiedersehen . . .!"

ANEKDOTEN

Die Absetzung.

König Friedrich Wilhelm IV. bemerkte, als er unerwartet rasch von einem Spazierritt in das Palais nach Potsdam zurückkehrte, daß der Türhüter nicht auf seinem Posten stand. „Portier ist abgesetzt", rief der König zornig. Die Umgebung schwieg; denn man wußte, daß der Monarch an jedem Befehl, wenn er auch noch so übereilt war, hartnäckig festhielt. Als aber am nächsten Morgen der Flügeladjutant in das Zimmer des Königs trat, war sein erstes Wort: „Majestät, ist der Portier auf einen oder auf zwei Tage abgesetzt?" „Auf einen", antwortete der König, schnell begütigt über die ruhige Frage. F. I.

Die begrabene Arbeit.

Adolf Menzel hatte einmal einen bekannten Mediziner zu malen. Der Arzt hatte wenig Zeit und drängte Menzel zur Beschleunigung. Da wurde aber die „kleine Exzellenz" ungemütlich und knurrte: „Wissen Sie, Herr Professor, Sie müssen sich einmal folgendes überlegen: Wenn Sie mal einen Fehler machen, dann wird er eingescharrt, aber meine Fehler werden an die Wand gehängt und sind dann, wer weiß wie lange, der Spottlust ausgesetzt." K B

HUMOR DER ANDEREN

Erster Junge (zu einem anderen, der seinem Vater Essen auf die Arbeitsstelle gebracht hat und nun mit dem leeren Topf auf dem Heimweg ist): „Schöner Topf! Hast du was dagegen, wenn ich ihm einen Fußtritt gebe?"
Zweiter Junge: „Durchaus nicht."
Erster Junge: „Ist das dein Ernst? Soll ich ihm wirklich einen Fußtritt geben?"
Zweiter Junge: „Meinetwegen! Wenn es dir Spaß macht?"
Erster Junge (nachdem er den Topf zertrümmert hat): „So! Nun freust du dich wohl darauf, wenn du nach Hause kommst?"
Zweiter Junge: „Freu' du dich lieber! Meine Mutter hat den Topf von deiner geborgt." (Puck.)

*

„Aber Laurence, du bist doch wirklich zu dumm! Wie kannst du dich nur beleidigt fühlen? Das war doch alles nur Spaß! Hättest du auf meinen Mund geachtet, so würdest du bemerkt haben, daß ich verstohlen lächelte."
„Wie soll man das merken, Dorothy, wenn jemand einen so kleinen Mund hat wie du?!" (Tit Bits.)

*

Ein Geistlicher ging durch sein Kirchspiel und traf einen Mann, der erschöpft gegen die Kirchhofsmauer lehnte und furchtbar hustete. Mitleidig sagte er zu ihm: „Sie Armer! Das ist ja ein böser Husten!" — „Oh!" meinte der Alte. „Glauben Sie, Herr Pfarrer, da hinter der Mauer liegt mancher, der froh wäre, wenn er ihn hätte!" (Answers.)

*

Sie: „Albert, gib mir doch zwei Mark, ich möchte heute mal in einen Schönheitssalon!"
Er: „Hier hast du zwanzig Mark, meine Liebe!" (Tit Bits.)

Junge Frau: „Ich möchte etwas in Öl haben für mein Speisezimmer."
Verkäufer: „Was darf ich Ihnen zeigen, Mylady: Parkettöl, Salatöl, Ölgemälde oder Ölsardinen." (Answers.)



„Es tut mir leid, mein Chef ist ausgegangen!" (Everybodys Weekly.)

Der neue Pfarrer: „Nun, mein Junge, ist dein Vater zu Hause?"
Bauernjunge: „Ja. Aber er liegt zu Bett."
Der neue Pfarrer: „Oh, ist er so krank?"
Bauernjunge: „Nee! Sein Hemd wird gewaschen." (Answers.)

*

Zwei Schwestern machten vor ihrer Reise nach Indien mit ihrem Bruder aus, sie wollte des teuren Preises wegen Kabeltelegramme immer möglichst kurz halten. Eines Tages erhielt dieser ein Telegramm: „Schwester gestorben." Voll Kummer kabelte er zurück: „Leiche senden." Diese traf ein, aber nach dem Öffnen der Kiste starrte der Empfänger entsetzt auf den Kadaver eines Tigers. Er kabelte nun: „Irrtum. Tiger statt Schwester erhalten." Die überlebende Schwester antwortete: „Schwester im Tiger." (Tit Bits.)

*

Hänschen: „Ich möchte noch so eine Schachtel Pillen wie gestern die."
Drogist: „Hat deine Mutter gesagt, sie wären gut?"
Hänschen: „Nein, aber sie passen famos in mein Luftgewehr." (Tit Bits.)

*

Jansen rief seinen Freund Lemke an:
„Hallo, Lemke, bist du da?"
„Jawohl!"
„Kannst du mir hundert Kronen leihen?"
„Die Verständigung ist sehr schlecht, ich kann nichts verstehen!"
„Ich fragte, ob du mir hundert Kronen borgen kannst?"
„Die Verbindung muß nicht in Ordnung sein", sagte Lemke, „ich verstehe kein Wort!"
Da mischte sich das Fräulein vom Amt ein: „Die Verständigung ist ausgezeichnet, meine Herren!"
„Dann leihen Sie ihm doch die hundert Kronen", rief Lemke grimmig, „wenn Sie so gut verstehen, was er sagt!" (Berlingske Söndag.)

HUMOR

In der Pension kommt einer der Mieter zum Wirt:
„Sagen Sie, Herr Müller, alle Ihre Mieter benutzen das Klavier in Ihrem Salon, könnte ich nicht auch mal für ein Stündchen den Schlüssel dafür haben?"
„Natürlich! — Um welche Zeit?"
„Mittags, von zwei bis drei, wenn ich mein Schläfchen halte!"

*

„Man muß immer früh aufstehen, mein Junge. Der Vogel, der am frühesten auf ist, bekommt den fettesten Wurm!"
„Ja, Mutti, für den fetten Wurm wäre es aber doch besser gewesen, wenn er später aufgestanden wäre."

*

„Kann ich diese Photographie von mir vergrößern lassen?"
„Sehr gern, gnädige Frau. Welche Größe soll es werden?"
„Dreimal so groß wie das Original. Aber den Mund und die Füße können Sie so lassen."

*

Am Stammtisch ging es wieder einmal besonders laut her. In der Hitze des Wortgefechtes schrie Müller: „Ach, die Hälfte von euch Kerlen sind dämliche Schafsköpfe!"
Dafür wurde er zur Verantwortung gezogen und mußte seine Behauptung bei der nächsten Zusammenkunft widerrufen, was er auch mit folgenden Worten tat: „Also dann, die Hälfte von euch Kerlen sind keine dämlichen Schafsköpfe!"

*

Die junge Frau will das Kind Therese taufen lassen. Ihm gefällt dieser Name gar nicht, aber er weiß, daß Widerspruch nutzlos ist. Da kommt ihm eine glänzende Idee: „Fein, Anny", sagt er, „Therese hieß auch meine erste Liebe!"
„Dann werden wir das Mädchen auf Anny taufen lassen!" erwidert die junge Frau!



Ferien auf dem Lande.
Donnerwetter, wenn ich jetzt bloß wüßte, an welcher Seite man drehen muß für warmes Wasser!?"
Zeichnung: Fäcke.

Er braust auf: „Willst du zurücknehmen, daß ich immer und grundsätzlich lüge?"
Sie lächelt besänftigend: „Gern, Schatz, denn eben erinnere ich mich, daß du vor unserer Hochzeit sehr oft behauptet hast, du wärest meiner überhaupt nicht wert."

Der junge Dichter klagte: „Ich weiß nicht, wie ich meine Gedichte der Öffentlichkeit zugänglich machen soll!"
Riet der gute Freund: „Vielleicht beklebst du nachts die Anschlagsäulen damit?"

*

„Schau, Liebling!" zeigt sich die Gattin ihrem Mann, „dieses entzückende Abendkleid kaufe ich mir in Raten! Wie gefällt es dir?"
„Ganz gut —" meint der Gatte. „Aber das ist doch wohl vorläufig bloß die erste Rate?"

*

Richter: „Wie kommt es eigentlich, Angeklagter, daß Sie am hellichten Tage inmitten einer so großen Verkehrsstraße den Einbruch ausübten?"
Angeklagter: „Weil ich den Abend schon anderweitig vergeben hatte."

*

„Nun, Herr Professor, haben Sie schon ein Heilmittel für die von Ihnen entdeckte Krankheit gefunden?"
„Das noch nicht. Aber ich kann sie jetzt künstlich hervorrufen."

*

„Fritze, wat is'n eijentlich dein Vater?"
„Hüttenbesitzer!"
„Mensch, so'n armer Deibel! — Meiner is Portje in'n jroßet vierstöckiget Haus!"

*

In der tierärztlichen Fakultät wird auch Tierpsychologie erörtert. Der Professor erzählt ein Beispiel: „Ein Stier, der sich auf der Weide von seiner Kette losgerissen hatte, rannte zuerst ein paar Kilometer weit über die Felder bis zu einem Dorf und lief dann durch die offene Tür in ein Bauernhaus. Wie erklären Sie sich das, Herr Kandidat Huber?"
„Ein Porzellanladen war wahrscheinlich nicht in der Nähe, Herr Professor!"

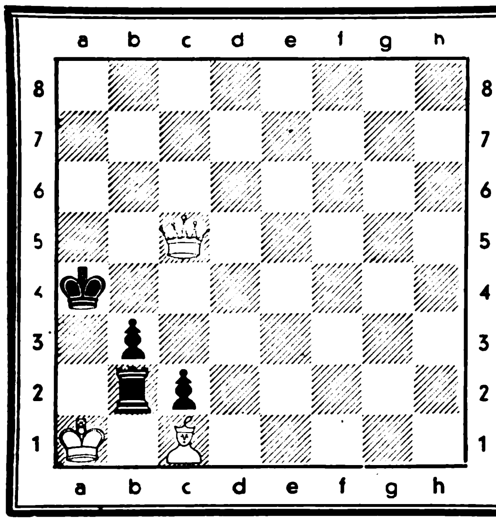
Schach-Beobachter

Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe (Urdruck)

Von H. Kahl, Lauenburg, Elbe

Schwarz: Ka4, Tb2, Bb3, c2 (4)



Weiß: Ka1, Dc5, Lc1 (3)

Weiß erzwingt Selbstmatt in drei Zügen

Aufgabenlösungen aus Folge 31

Ein Selbstmatt-Bruderpaar von Otto Reinartz, München-Gladbach

Dreizüger-Selbstmatt: Weiß: Kf1, Db2, Ld7, Sb1, Sg4, Bd4, g3 (7). Schwarz: Kd1, Dh2, Ta1, Tg2, Sb1, Sh3, Ba2, b3, b7, c6, d2, f2, f3, g6 (14)

1. Sd5! c×d5; 2. Lb5, Sc3; 3. D×d2†, K×d2† usw.

Selbstmatt-Vierzüger: Weiß: Kf1, Te3, Lc8, Ba4, c5, f2, f5 (7) Schwarz: Kd1, Lh1, Ba5, b5, c4, c6, d2, f3, f7, h2 (10)

1. f5—f6, b4, 2. T×c4, b3; 3. Lf5, b2; 4. Lb1, Lg2‡

1. . ., b×a4; 2 La6, a3; 3. L×c4, a2; 4. Le2†, f×e2‡.

Richtig gelöst: Dr. Münch, Bocholt; L. Hohensee, Berlin W; J. Herwig, Gotha; Herb. Schulz, Berlin-Neukölln; E. Brand, Plettenberg Holthausen; M. Loch, Berlin N; A. Köglmayr, Marnbach; H. Kolwitz, Berlin-Neukölln; Ebeling, Potsdam; F Guhrsch, Stettin; S Hümmrich, Nürnberg; Pfr. Klein, Setzingen; Dr. A. Morell, Wiesbaden; E. Mombaur, Solingen-Ohligs; M. Burdack, Hormersdorf; W. Fenchel, Gau Odernheim.

Einige Löserurteile: „Das Pferd auf d3 hält Wache bis zum Sieg" M L., B.; „Es entfalten sich aus brüderlicher Wurzel 4 verschiedenfarbige, köstlich pointierte Abspiele" H. K., B N

Königsstich

Bremer Partie, gespielt um die Deutsche Meisterschaft 1937 in Bad Öynhausen

Weiß: L. Schmitt, Breslau — Schwarz: Michel Nürnberg

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	c2—c4	e7—e5	11.	Dd1—d2	Dd8—f6
2.	Sb1—c3	Sg8—f6	12.	Ta1—b1	a7—a5[3]
3.	Sg1—f3[1]	Sb8—c6	13.	Sc2—d4	0—0—0
4.	d2—d4	e5×d4	14.	Lc1—b2	Df6—g6
5.	Sf3×d4	Lf8—b4	15.	Tb1—c1	Sc6×d4
6.	Sd4—c2[2]	Lb4×c3†	16.	e3×d4	Th8—e8[4]
7.	b2×c3	d7—d5	17.	Ke1—d1[5]	Le6—d7
8.	e2—e3	Lc8—e6	18.	Tc1—c3	Ld7—a4†
9.	c4×d5	Sf6×d5	19.	Kd1—c1	Sb4×a2‡[6]
10.	c3—c4	Sd5—b4			

[1] Im Hastingsturnier 1933 bevorzugte Aljechin gegen Lilienthal 3. e2—e4 mit der scharfen Spielfolge f2—f4. Dr. Antze spielte gegen Wagner im Osterturnier zu Bremen 1933 3. g2—g3 mit nachfolgendem Läufer-Fianchetto (Lg2) ohne Erfolg; während Dr. Euwe dieselbe Eröffnung gegen Mulder siegreich zu Ende führte. In Salzbrunn 1933 spielte Schmitt gegen Ahues 3. b2—b3, worauf letzterer mit 3 . . . . b7—b6 in Schwierigkeiten geriet.

[2] Weiß zieht das Pferdchen zurück, nimmt den „Doppelbauern" in Kauf in der Meinung, das „Läuferpaar" als Äquivalent zu haben, was sich aber nicht bewährt.

[3] Dieser Zug ist stärker und verdeckter als etwa sofortiges 12. . ., Ta8—d8, worauf 13. Sd4, a7—a5; 14. Lb2 (!) folgen könnte.

[4] Damit steht Schwarz hoch überlegen.

[5] Es drohte mit Lg4 Abzugschach.

[6] Des „Turnierreiters Lanzenstich" traf in Königs Herz.

Anekdote

Geleimt!

Obige Partie hat ihren Namen „Bremer Partie" von dem Senior der Meistergilde C. Carls aus Bremen. Er spielte sie immer, wenn er die weiße Partei führte. Diese Spielweise ist von seinen Gegnern ebenso gehaßt wie gefürchtet.

Es war ebenfalls in Bad Öynhausen vor 15 Jahren, als vor Beginn des Turniers einige Schachmeister beisammenstanden und sich über die heute zu spielenden Partien unterhielten. Einer der Meister meinte, daß sich Carls Gegner am leichtesten vorbereiten konnte, da er ja bestimmt annehmen kann, daß der Bauer c2 gezogen wird, worauf prompt die ironische Antwort kam: „Heute kann Carls seine Lieblingsspielweise nicht anbringen!"

„Wieso?"

„Nun, das werden Sie gleich sehen!"

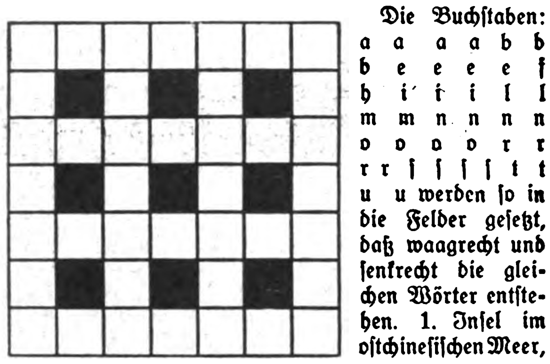
Das Glockenzeichen zum Beginn des Turniers wurde gegeben. Völlige Stille herrschte im Saale. Carls am Brett wollte c2—c4 spielen. Der Bauer bewegte sich nicht. Da — ein kräftiger Ruck —, das Schachbrett hob sich, die Figuren kollerten über den Tisch und zu Boden zur allgemeinen Heiterkeit der übrigen Meister, denn der Bauer c2 war angeleimt!

*

An viele Löser: Lösungen sollen innerhalb 14 Tagen eingesandt werden. Bei Anfragen Rückporto beilegen.

RÄTSEL

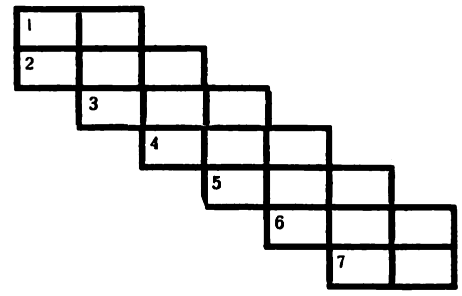
Viereck



Die Buchstaben: a a a a b b b e e e e f h i i i l l m m n n n n o o o o r r r r s s s s t t u u werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Insel im ostchinesischen Meer, 2. Weinstockschädling, 3. nassauisches Geschlecht, 4. Wermutschnaps.

Magische Silbentreppe

Die Silben: a — an — an — berg — berg — de — de — de — gen — ka — kra — mei — ra — ra — ster — ster — te — te — tu — sind so in



die Felder einzusetzen, daß waagrecht und senkrecht gleiche Wörter entstehen: 1. griechische Göttin, 2. Stadt in Nordafrika, 3. Stadt in der Türkei, 4. Stadt in Sachsen, 5. Vorsteher eines Bergreviers, 6. Stadt im Ruhrgebiet, 7. Stichwaffe.

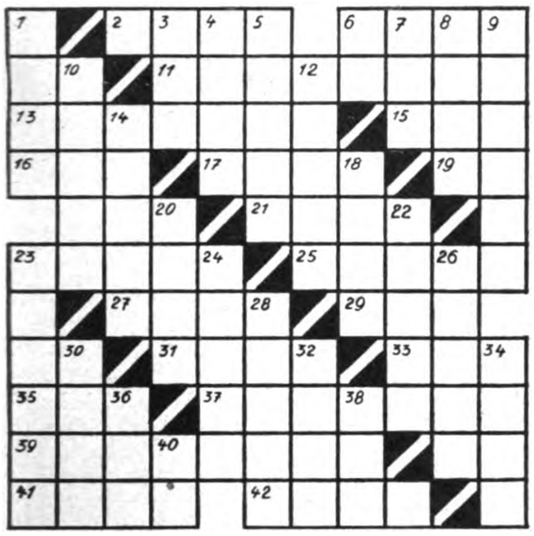
Zahlenrätsel

1 3 4 1 7 2 8 8	Gemälde
2 9 10 2 8 6 11 11 2	Briefhülle
3 4 2 7 11 13 2 12 13	Flötenart
4 9 12 10 2 7 14 4 15	Weltall
1 9 5 12 15 6 9	chem. Element
5 12 13 8 12 14	Stadt in Georgien
6 11 5 1 5 12 10	Wunschform des Zeitworts
7 2 13 2 7 2 9 5	Berichterstatter

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen ergeben einen geographischen Begriff.

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 2. Lasttier, 6. großer Garten, 11. Indianerstamm, 13. europ. Halbinsel, 15. Bund, 16. Halbinsel von Costarica, 17. Ged, 19. Tierprodukt 21. Holzstück, 23. Bewohner Asiens, 25. Südfrucht. 27. Münze, 29. Wild, 31. preuß. General 1870/71, 33. Niederschlag, 35. asiat. Strom, 37. Widerspruch, 39. Nadelholz, 41. Fluß in Mittelitalien, 42. Stand. — Senkrecht: 1. Aufgeld, 3. engl. Titel, 4. griech. Göttin, 5. deutscher Dichter † 1914, 7. nord. Gott, 8. Pferdekrankheit, 9. Gaststätte, 10. Stadt in Kleinasien, 12. Kleidverschluß, 14. Strom in Ostturkestan, 18. Raubtier, 20. erloschener Krater, 22. Fehllos, 23. Heilmittel, 24. Schelm, 26. türk. Feldherrntitel, 28. ostasiat. Halbinsel, 30. feines Gewebe, 32. Himmelsrichtung, 34. Staat der USA., 36. Donauzufluß, 38. Getränk, 40. Geliebte des Zeus.



Silbenkreuz

1	2
3	4
5	6

Rösselsprung

	lein	wir	
scherz's	len	uns	schwer
und	bei	wen	wol
die	das	chen	schlief
sein	bei	ab	ein
la	la	nen	der
sah	enkel	chen	nen

1—2 Bedienter
1—3 Kamel
1—5 Schubfach
2—4 Herrschertitel
3—4 Zeichnung im Holz
3—5 Insektenlarve
3—6 Organ
5—6 Waffe

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Findling, Scherbe, Gehalt, Voluptas, Schantung, Gemeinde, Mergel, Trosse, Sender, Sachsen, Neunauge, Sterling, Widmung, Derwisch, Baer, Tigris, Keiler, Balten, Kundry, Vergehen, Torso, Cambrai, Bildnis, Naetsel, Leichdorn, Verhalten, Feld sind je 3 Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch von Ranke ergeben. ch = ein Buchstabe.

Lösungen der Rätsel aus Folge 34

Magische Figur: 1. Ene, (1.) Emu, 2. Samowar, 3. Note, 4. Ewe, 5. Ute, 6. Reserve, 7. Ase, (7.) Ara, 8. Orel, 9. Arm, 10. Elm. ✱ **Telegrammrätsel:** 1. Dasein, 2. Neapolitaner, 3. Zitrone, 4. Alabaster, 5. Mozart, 6. Italien, 7. Strick, 8. Sichel, 9. Drehung, 10. Tisch, 11. Islam, 12. Ende, 13. Geweih, 14. Hellas, 15. Winter, 16. Dreher, 17. Seine, 18. Adrema, 19. Leuthen, 20. Tscheka, 21. Bunsen, 22. Tee. — Das nationalsozialistische Deutschland will wieder eine deutsche Kunst. ✱ **Magischer Diamant:** 1. r, 2. Mal, 3. Mater, 4. Ratibor, 5. Lebus, 6. Ros, 7. r. ✱ **Visitenkartenrätsel:** Weichensteller. ✱ **Silbenkasten:** 1—2—3 Tiara, 1—3—6 Tirade, 1—3—9 Tirana, 1—4—7 Tizian, 1—6 Tide, 2—3 Ara, 2—9 Ana, 3—6 Rade, 4—3 Zira, 4—5—6 Zikade, 6—4 Dezi, 6—5 Deka, 6—5—6 Dekade, 7—1 Anti, 7—8—9 Angina, 7—9 Anna, 8—9 Gina, 9—3 Nara. ✱ **Worteinsetzrätsel:** Paß, Augen, Uhr, Licht, Vater, Orchester, Netz, Haar, Igel, Nuß, Deck, Erz, Rot, Berg, Umschlag, Reise, Geld. — Paul von Hindenburg. ✱ **Kryptogramm:** Es gibt kein stolzeres Dokument für das höchste Lebensrecht eines Volkes als dessen unsterbliche kulturellen Leistungen. ✱ **Silbenpyramide:** 1. ten, 2. Daten, 3. Soldaten, 4. Soldatengrab. ✱ **Geheimschrift:** Die Kunst ist eine natürliche Begabung. — Diskus, Enterich, Labung. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Drama, 2. Elfriede, 3. Rufer, 4. Kate, 5. Urfehde, 6. Emu, 7. Nießbrauch, 8. Sirius, 9. Tadel, 10. Liane, 11. Eisen, 12. Ravenna, 13. Stollen, 14. Celle. 15. Hakenkreuz. — Der Künstler schafft für das Volk

Digitized by Google



„Mit dem Zählen kommt man doch nicht zu Rande, verehrtes Fräulein, denn in diesen Kellern lagern Millionen Flaschen."

Schwipse — gelagert

Die deutsche Schaumweinindustrie, die sich im wesentlichen unabhängig von dem französischen Beispiel entwickelt hat, kann heute auf ein Alter von über 110 Jahren zurückblicken. Das Entstehen dieser Industrie ist zugleich auch der Beginn einer planvollen Veredlungsarbeit am deutschen Wein. In dem großartigen Panorama von Mainz bis Koblenz, da wächst der Wein, der wie flüssiges Gold in den Adern rollt und pocht und nachklingt wie eine liebenswürdige frische Musik. Immer sind es frohe Anlässe, die zum Genuß von Schaumwein führen und was man von ihm erhofft, ist Frohsinn und Zuversicht



Eine lustige Fahrt durch die kilometerlangen Gewölbe einer Sektkellerei.

Sämtliche Aufnahmen: B. Fischer.

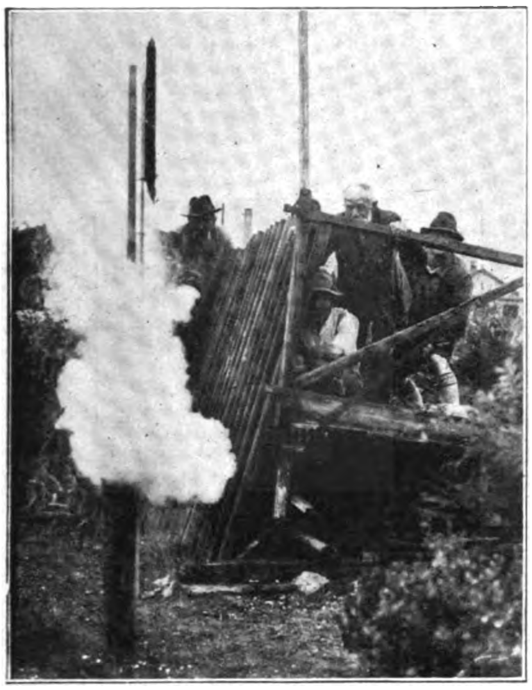


Rechts: Ob Vater Rhein nicht mal endlich aufwacht, nachdem er schon bis zur Versteinerung in diesem tiefen Keller schlummert?

HAGELRAKETEN



Hinter Stahlwand und Gitter verfolgen die Bauern den Abschuß der Hagelrakete, die gewöhnlich in 1000 Meter Höhe inmitten schwerer Hagelwolken explodiert; ein besonderer Vorteil der Rakete ist ihre einfache Handhabung



Die spannenden Sekunden vor dem Abschuß; gleich zischt die Rakete los.



Der Gärtnereibesitzer Emil Streidel aus Rosenheim erklärt seinen Freunden die Handhabung der Rakete, die er in dreijähriger Forschungsarbeit erfunden hat.

Aufnahmen: Archiv (3), Tschira (2).

SCHWERKRANKER AN BORD



Hilfe auf hoher See.
Der Funker des Überseedampfers nimmt den Funkspruch eines Frachters auf, der um Übernahme eines Schwerkranken bittet.

Auf der Heimreise von Neuyork fängt der deutsche Dampfer „Columbus" folgenden Funkspruch eines deutschen Frachtdampfers auf: „Schwerkranker an Bord stop, bitten um Übernahme stop".
Am Vormittag waren beide Schiffe sich auf hoher See begegnet und die Passagiere des heimkehrenden „Columbus" hatten dem ausreisenden Frachtdampfer winkend nachgeschaut. Nun stoppt der Ozeanriese plötzlich und fährt mit seinen 2000 Passagieren stundenweit wieder zurück, um einen kranken Volksgenossen aus dem Frachter zu übernehmen und ihm ärztliche Hilfe angedeihen zu lassen.



Rechts:
Behutsam wird der schwerverletzte Arbeitskamerad vom Boot aus an Bord des Dampfers getragen, um dort sachgemäß behandelt zu werden; bald wird er in der Heimat in einem Krankenhaus genesen. Volksgemeinschaft auf hoher See.

Hedi ... oder Margot?





Hedi und Margot Höpfer, Solotänzerinnen am Deutschen Opernhaus, sehen einander so ähnlich, daß man sie nur nach dem Prinzip „Steuerbord" oder „Backbord" unterscheiden kann.



Die Schwestern begeistern besonders durch ihre entzückenden Spitzentänze.



Jede Figur der Tänzerinnen, ob im Charaktertanz oder Ausdrucktanz, ist eigens erdacht; jedes Kostüm in Farbe, Schnitt und Charakter selbst entworfen.

Aufnahmen: R. Triebes

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12—2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Bern III 7205; Warschau 194121; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968; Den Haag 211846; Paris 190066; Brüssel 350797. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße; Swiss Bank Corporation, West End Branch, 11c, Regent Street, Waterloo Place, London S. W. 1. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39-41, Fernruf 20755 u. 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden.
[A B C D E F] D.A. II. Vj. 1937: über 685000 Stck. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig

12. JAHRGANG / FOLGE 36 / DONNERSTAG, 9. SEPTEMBER 1937

IB Illustrierter Beobachter

VERLAG … MÜNCHEN 22



Benito Mussolini

setzte in Palermo, nach Abschluß der Manöver, dem veralteten Begriff vom „pittoresken Italien" die Wirklichkeit der jungen, wehrstarken und entschlossenen Nation entgegen Der große Staatsmann der uns befreundeten italienischen Nation und Schöpfer des Faschismus zum Kampf gegen den Kommunismus wird Deutschland besuchen; das deutsche Volk heißt den Duce aufrichtig willkommen.

Aufnahme Weltbild

Tag der Auslandsdeutschen in Stuttgart



Die V. Reichstagung der Auslandsdeutschen in Stuttgart.
Der Stellvertreter des Führers, Rudolf Heß, wird von einer begeisterten Volksmenge empfangen.



Stuttgart, die Stadt der Auslandsdeutschen, im festlichen Schmuck.
Aufnahmen: Weltbild.

Viele tausend Deutsche aus aller Welt weilten zur V. Reichstagung der Auslandsdeutschen in Stuttgart, um ein machtvolles Bekenntnis abzulegen zum deutschen Volkstum. Diese Kundgebung war eine deutsche Angelegenheit, denn der deutsche Staat und die deutsche Volksgemeinschaft sind eine von dem gleichen Willen beseelte Einheit und dadurch Voraussetzung für die Weltgeltung eines friedlichen, von hohen Kulturidealen beseelten Volkes.



Reichspressechef Dr. Dietrich erhielt zu seinem 40. Geburtstag von der deutschen Presse ein Geschenk, das ihm Hauptamtsleiter Dr. Dresler (rechts) überreichte.
Aufnahme für den „J. B." von Heinrich Hoffmann.



Nach Beendigung der großen Manöver auf Sizilien hielt Mussolini in Palermo seine angekündigte bedeutsame Rede als Staatsmann, dessen Handeln von der klaren Erkenntnis der politischen Wirklichkeiten bestimmt ist.

Aufnahme: Atlantic.

DER DUCE SPRICHT VOR TAUSENDEN IN PALERMO



Gauleiter Fritz Sauckel nimmt die Meldung seines Ältesten entgegen: „Zum Heftpflasterempfang alles angetreten!“

Aufnahmen: Fritz Boegner.

„Gruppe Sauckel“



Die Jugend soll sich äußern — und dazu gehört bei richtigen Jungen auch das Balgen; für Zimperlinge freilich ist das nichts.



Jede freie Stunde gehört den Kindern. Wenn der Vater wieder neue Schrammen und Beulen bei seinen Jungen entdeckt, wird ihm keck erwidert: „Denk 'mal an die Kampfzeit, Vater, da bist du doch auch oft . . "



Frau Sauckel hat feines Verständnis dafür, was zu richtigen Burschen gehört, die keine Duckmäuser werden sollen.

angetreten!"



Dem Jüngsten gegenüber ist man selbstverständlich zärtlich.

Der Führer hat Frau Sauckel, der Gattin des Reichsstatthalters in Thüringen, nach der Geburt ihres 9. Kindes das Goldene Ehrenzeichen der Partei verliehen.

Durch die hohe Auszeichnung der Frau seines alten Mitkämpfers Fritz Sauckel hat der Führer nicht zuletzt die deutsche Mutter auszeichnen wollen, die ganz in der vorbildlichen Erziehung ihrer Kinder aufgeht und die deutsche Familie als **den ewigen Bronn der Nation betrachtet.** (Fortsetzung Seite 1347)



Furchtbarer Brand macht 2000 Menschen obdachlos.
Die kleinen javanischen Holzhäuschen brennen nieder, als ob sie aus Pappe wären.

Tausende werden obdachlos:

Das Feuer vernichtet eine Urwaldsiedlung

Bilder vom Riesenbrand in Tinah Tinggi bei Batavia







Der Wasserdruck ist viel zu gering, um den Brand niederzuschlagen.

Links:
Viele Einwohner des brennenden Kampongs wurden außerhalb ihres Dorfes von dem verheerenden Brand benachrichtigt.



Oben: Das Feuer, das von Mittag bis zur Nacht wütete, legte die ganze Siedlung in Asche; die Hitze machte es unmöglich, an den eigentlichen Brandherd heranzukommen.



Aufnahmen: Associated Press.

Links: Mühsam gerettete Habe am Schienenstrang der Kleinbahn in Sicherheit gebracht.



Bei dem chinesisch-japanischen Granatenwechsel in den Kämpfen um Schanghai wurde das amerikanische Flaggschiff der USA.-Asienflotte, „Augusta", von einer Granate getroffen; durch das Geschoß wurden ein Matrose getötet und 18 verletzt.

Aufnahmen: Weltbild.

IN DEN GEWÄSSERN VOR SCHANGHAI



Matrosen des USA.-Kreuzers „Augusta" während der Ausbootung kurze Zeit nach dem Einschlag der Granate.

Auf dem Wege zum Admiral

In Mürwik bei Flensburg befindet sich unsere Marineschule, in der die Fähnriche der Marineoffizierslaufbahn ausgebildet werden.

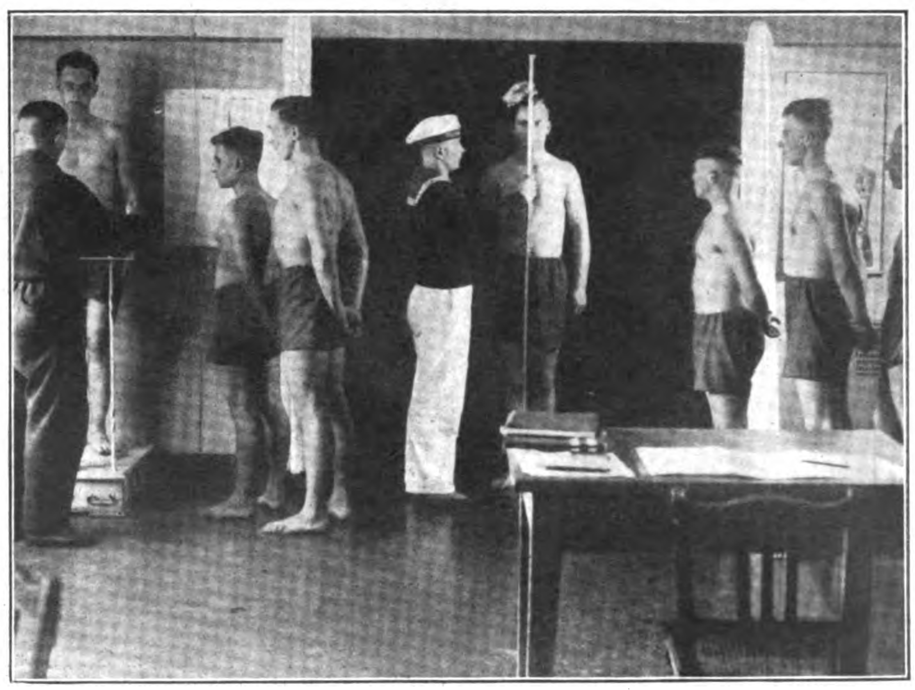
Hat der Schüler seine Reifeprüfung bestanden, so tritt er als Offiziersanwärter bei der Schiffs-Stammdivision in Stralsund ein, wo er, wie jeder andere Rekrut, in das Waffenhandwerk eingeführt wird. Nach einem Vierteljahr wird das feldgraue Kleid mit der blauen Marineuniform vertauscht und die zukünftigen Seeoffiziere kommen auf eines der schönen Segelschulschiffe, wo ihre erste seemännische Ausbildung erfolgt. Hier sind di. nunmehrigen Kadetten dauernd im praktischen Dienst und lernen alles das kennen, was Matrosen und Heizer an den Geschützen, auf der Brücke, im Boot und in den Maschinenräumen leisten müssen. Nach einem Jahr kommen die Fähnriche, wenn sie ihre Fähnrichsprüfung bestanden haben, in die



Der Eingang der Marineschule in Mürwik bei Flensburg, wo unsere angehenden Marineoffiziere sich auf ihren hohen Beruf vorbereiten.



Heidi! — Auch das gehört zu einem Beruf, der nur ganze Kerle brauchen kann.

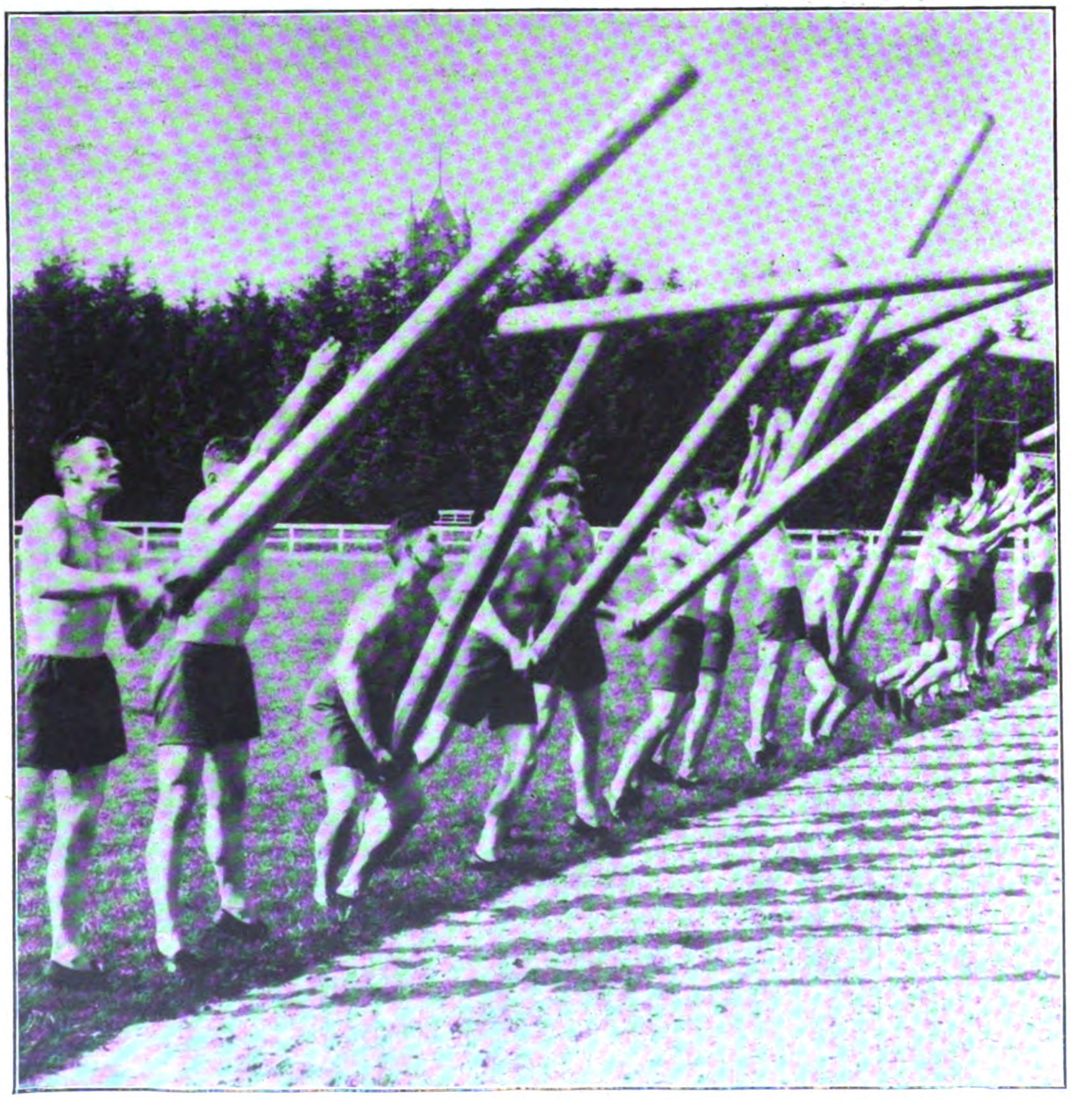


Rechts: Der Gesundheitszustand der Fähnriche unterliegt einer ständigen Nachprüfung.



Windstille ist meistens Erholungszeit für die Fähnriche.

Marineschule Mürwik, um sich auf das spätere Examen, die Offiziershauptprüfung, gründlich vorzubereiten. Wer diese Prüfung besteht, erhält eine weitere praktische Ausbildung auf der Artillerie- und Torpedoschule bzw. auf der Ingenieurschule in Kiel-Wik und vor allem an Bord der Flotte.



Fähnriche beim Stammwerfen.
Der Seemannsberuf stellt an den Körper hohe Anforderungen. Deshalb nehmen Sport und Gymnastik einen wichtigen Raum im Lehrplan der Schule ein.



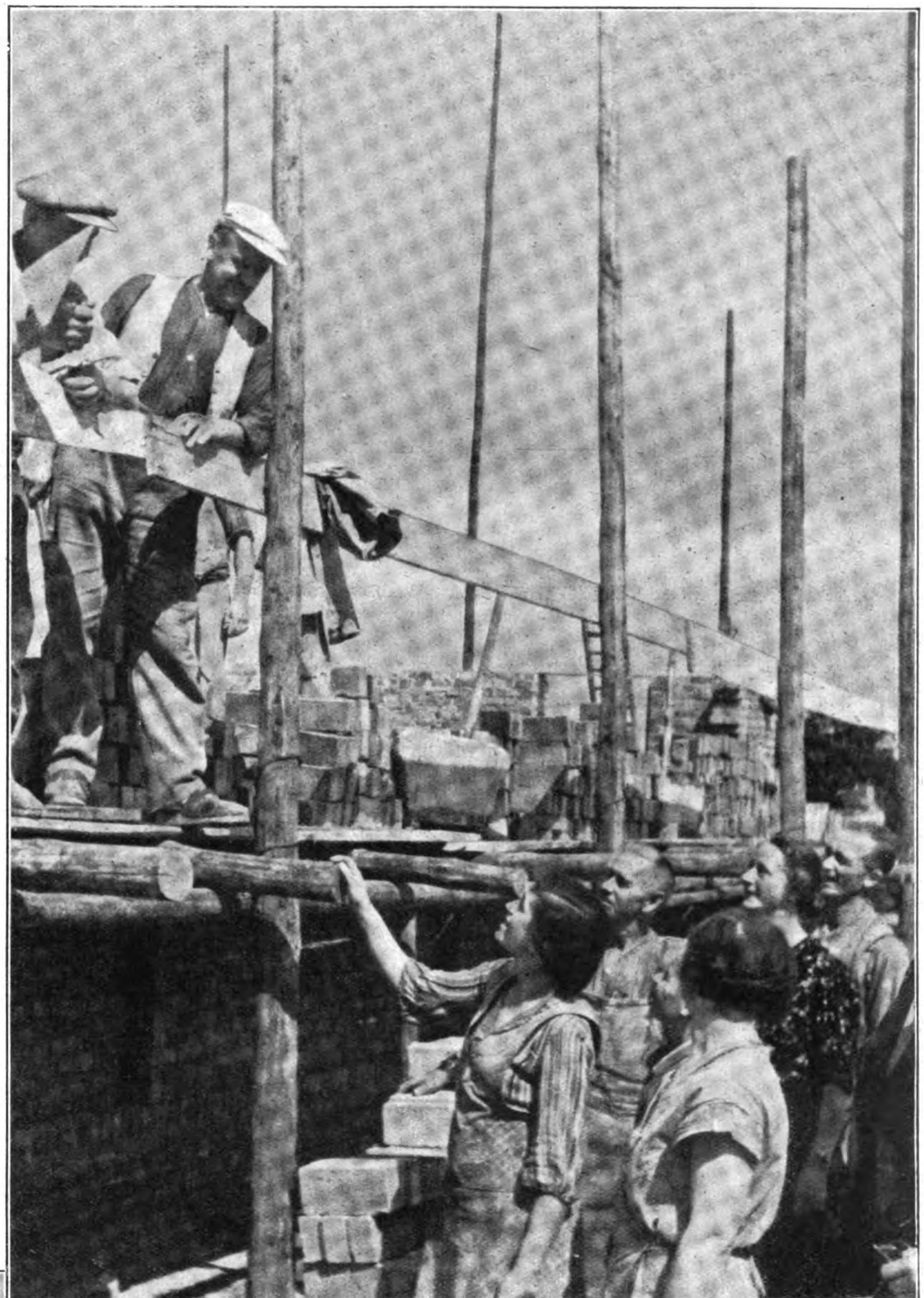
Eine Lehrstunde, die große Aufmerksamkeit erfordert: Unterricht im Schiffsbau.

Aufnahmen: Presse-Photo G.m.b.H.

70000 Betriebe im Leistungskampf



Auch die Post hat sich am Leistungskampf beteiligt. Postbeamte schmücken mit Blumen aus eigenem Garten ihre Arbeitsstätte, um sie freundlicher zu gestalten.



Ziegeleiarbeiter bauen sich ein Gemeinschaftshaus; der Unternehmer stellte Platz und Material zur Verfügung und die Arbeiter leisten ihren Beitrag durch freiwillige Überstunden.





Links: In einem großen Betrieb haben sich diese Volksgenossen einen schönen Garten geschaffen, wo sie in den Arbeitspausen der wohligen Ruhe pflegen.

Oben: Betriebsmitglieder schaffen sich einen Sportplatz. Die Kolonne der Lehrlinge auf dem Weg zur freiwilligen Arbeit; 7000 cbm Boden müssen bewegt werden.



Die Heimarbeiterfragen nehmen einen besonderen Raum in der Arbeit des Sozialamtes ein.
Während die Heimarbeiter früher von gewissenlosen Unternehmern ausgebeutet wurden, wird heute der Stücklohn nach Maßgabe der Leistung genau errechnet. Auf diesem Bilde beurteilt eine geprüfte Schneidermeisterin die abgelieferte Arbeit und errechnet die angemessene Entlohnung.

DIE DEUTSCHE ARBEITS-FRONT

IHRE ÄMTER UND IHRE LEISTUNGEN

XXII. Amt Sozialpolitik

Die Aufgabe der Deutschen Arbeitsfront ist vor allem die sozialpolitische Betreuung der Schaffenden und die Wahrung des sozialen Friedens. In der Betreuungsarbeit gehen umfassende ideelle Erziehungsmaßnahmen von Betriebsführern und Gefolgschaftsmitgliedern Hand in Hand mit Gesetzen und Verordnungen.

Die zentrale Zusammenfassung der sozialpolitischen Arbeit der DAF. erfolgt im Sozialamt der DAF. Als ausführende Organe gehören zum sozialpolitischen Führungsstabe die Sozialabteilungen der Reichsbetriebsgemeinschaften und die Gausozialwalter. Sie sind für die sozialpolitische Entwicklung in ihren Arbeitsbereichen verantwortlich. Ebenso wie die sozialpolitische Entwicklung haben sie die wirtschaftspolitische zu beobachten, da beide untrennbar miteinander verbunden sind.

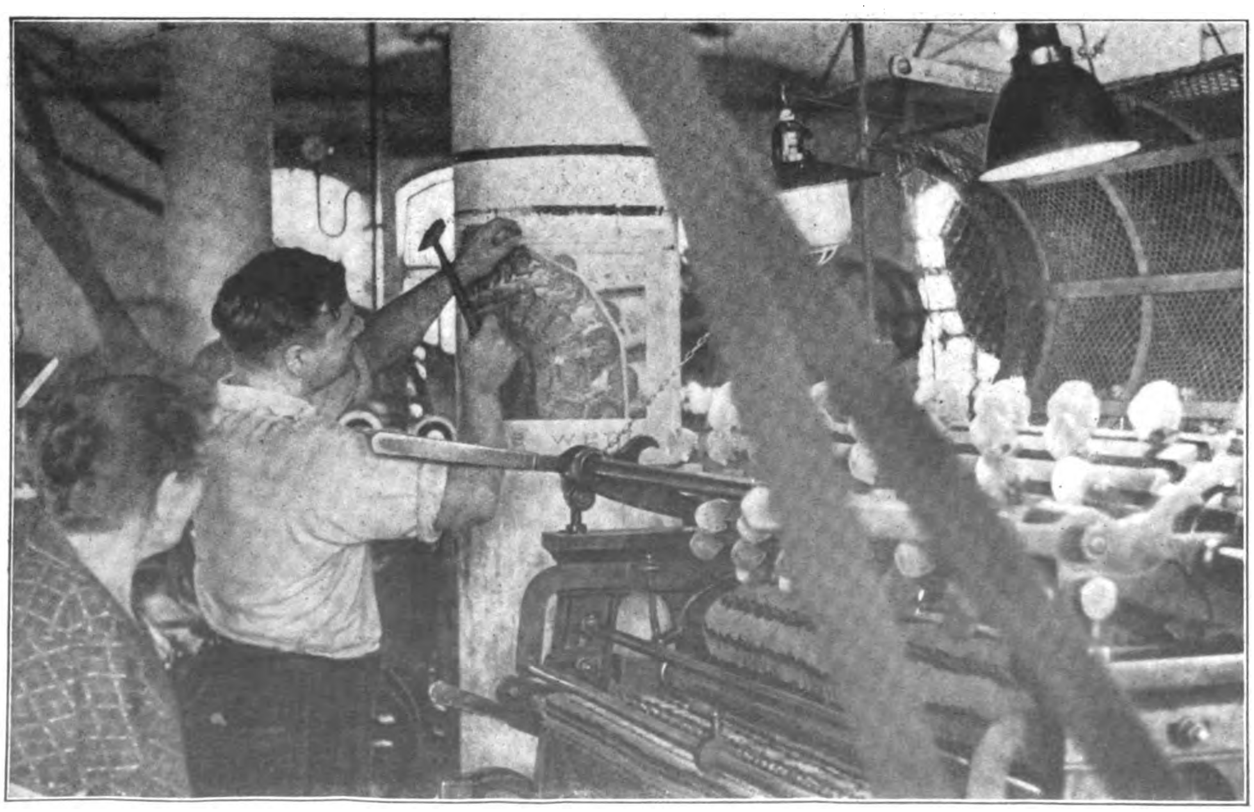
Aus ihrer Aufgabenstellung heraus müssen sie an der Gestaltung der Tarifordnungen, Arbeitsschutzbestimmungen, Unfallverhütungsmaßnahmen, Gesetzentwürfen usw. mitarbeiten. Um ihren Aufgaben gerecht zu werden, müssen diese Männer ausgezeichnete Kenner des Faches, der gesamten sozialpolitischen Bestimmungen und des Arbeitsrechts sein.

Wenn früher ein Tarifvertrag entstand, so war das ein Kuhhandel zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Es war für uns nun einmal interessant, zu sehen, wie so die Tarifordnungen entstehen, die dem deutschen Arbeiter in Mindestbedingungen sein Lebensminimum garantieren. Zum Beispiel ein Fall aus der Fülle herausgegriffen: Die Urlaubsfrage in einem Gewerbe ist ungenügend. Der zuständige Sozialwalter macht genaue Erhebungen, arbeitet einen Bericht aus, fügt alle Unterlagen, Statistiken, Lebenshaltungskosten, Erhöhung der Produktion usw. bei, macht seine Abänderungsvorschläge und einen Neuentwurf der Tarifordnung und reicht diese dann dem Sozialamt der DAF. ein. Nach genauer Prüfung durch das Sozialamt, das die Entscheidung von einer Einsicht der Gesamtnotwendigkeit des deutschen Arbeitslebens abhängig machen kann, wird vom Sozialamt beim Reichsarbeitsministerium ein Sondertreuhänder beantragt. Nach Amtsantritt ruft der Sondertreuhänder einen Sachverständigenausschuß nach Vorschlag der Deutschen Arbeitsfront zusammen. Nach eingehender Beratung im Sachverständigenausschuß wird dann die Reichstarifordnung fertiggestellt.

Das Bestreben aller Beauftragten des Sozialamtes der Deutschen Arbeitsfront ist es, in engster Zusammenarbeit mit den Männern in den Betrieben, die in der sozialpolitischen Betreuung auftretenden Probleme in möglichst kurzer Zeit einer gerechten Lösung entgegenzuführen.



Amtsleiter Mende (links) mit seinen nächsten Mitarbeitern bei einer Besprechung über Tariffragen.



„Hände weg!“ sagt das Warnungsplakat, und außerdem verhindern Schutzkörbe aus Draht, daß man nicht zu leicht mit den scharfen Messern in diesem Betrieb in Berührung kommt.

Sämtliche Aufnahmen: Boeckner.

Georg Walter Suppin:

Aufstand in Tengistan

Ein Mann führte Krieg gegen England

(2. Fortsetzung.)

Der lange, düstere Bachtijare schritt voraus, der Offizier und Mehmed Khan folgten. Sie stiegen eine Treppe hinauf, traten in eine Kammer.

Hier saß Lenders, niedergeschlagen und verzweifelt. Als er den Offizier eintreten sah, stand er auf. Dieser trat vor ihn und grüßte, dann sagte er:

„Ihre Papiere, bitte!"

Lenders gab ihm seine Papiere hin Der Brite notierte und fragte weiter:

„Aber wo ist Mister Waßmuß?"

Lenders zuckte die Achseln. Er sah finster auf den Khan. Mehmed Khan staunte, wurde unruhig, starrte zuerst den Bachtijaren an, sah dann nach jedem Winkel des Raumes, so als müsse Waßmuß dort verborgen sein.

Kühl sah der Brite ihn an.

„Das ist eine Unverschämtheit, Mehmed Khan! Waßmuß kann nicht hier gewesen sein!"

Mehmed Khan verlor die Fassung. Das Lächeln war verschwunden aus seinen Zügen. Er rief nach den Kriegern, brüllte in maßloser Wut seine Leute an. Ein aufgeregtes Suchen begann. Waßmuß aber blieb unauffindbar.

Schnelle Reiter jagten hinaus vor die Stadt, suchten die Umgebung von Behbehan ab. Alles umsonst.

Mehmed Khan fing an, demütig zu bitten. Er sah seine hohe Belohnung zu nichts zerfließen Aber der Offizier verachtete sein Betteln. Er gab kurze Befehle an die Sepoys, dann verließ er sofort Behbehan und ritt eiligst nach Buschehr

Dr. Lenders wurde indessen auf langsameren Wegen nach Buschehr eskortiert und von dort aus als Kriegsgefangener nach Indien gebracht

Von Waßmuß jedoch war keine Spur wieder zu finden. Er blieb auf geheimnisvolle Weise verschwunden. Die Nachricht von seiner Flucht rief größte Bestürzung hervor in Buschehr. Man fürchtete diesen kühnen, wagemutigen Mann, obwohl man wußte, daß er nun aller Mittel bar war und nur auf sich selbst und seine eigene Kraft angewiesen sein konnte.

Im britischen Hauptquartier zu Buschehr ließ man nichts unversucht. Der Nachrichtendienst arbeitete fieberhaft. Eingeborene wurden bestochen, Patrouillen durch das Hinterland geführt. Sir Percy Cox wußte genau, wie leicht die Gemüter der Tengistani und Deschistani zu erregen waren, kannte genau den Einfluß, den Waßmuß auf diese Leute ausübte und war sich klar darüber, daß eine Expedition im Hinterland des Golfes, und mochte sie noch so klein sein, für England die größten und schwersten Folgen haben konnte.

Endlich kam eine Meldung: Waßmuß in Deschistan festgestellt. Waßmuß auf dem Wege nach Boradschan!

Man atmete auf, denn nun wußte man wenigstens, wo der gefährliche Feind sich aufhielt, wo man ihn zu fassen hatte!

Die Offiziere im britischen Hauptquartier berieten. Sie waren sich bewußt, wie gefährlich die Lage war, seit Waßmuß' Flucht. Man hielt einige von seinen Flugschriften in Händen! Es war schwer, einen Ausweg zu finden. Waßmuß mußte unter allen Umständen unschädlich gemacht werden, sollten nicht die britischen Interessen auf das schwerste gefährdet werden

Da bot sich ein Mann an, der als ebenbürtiger Gegner für Waßmuß erschien. Es war Captain Noel, der eine ähnliche Laufbahn wie Waßmuß hinter sich hatte und lange Zeit an der gefährlichen „North-Western-Frontier" Indiens tätig war. Noel verstand ebenso wie Waßmuß, die Eingeborenen für sich zu gewinnen, an sich zu fesseln. Er hatte gründliche Sprachkenntnisse, auch im Persischen und verstand die Dialekte des Hinterlandes.

Captain Noel wurde ausgerüstet, sein Plan fand allgemeine Zustimmung, so bestieg er sein Pferd und ritt hinaus durch die Wüste Deschistans, um Waßmuß zu fangen.

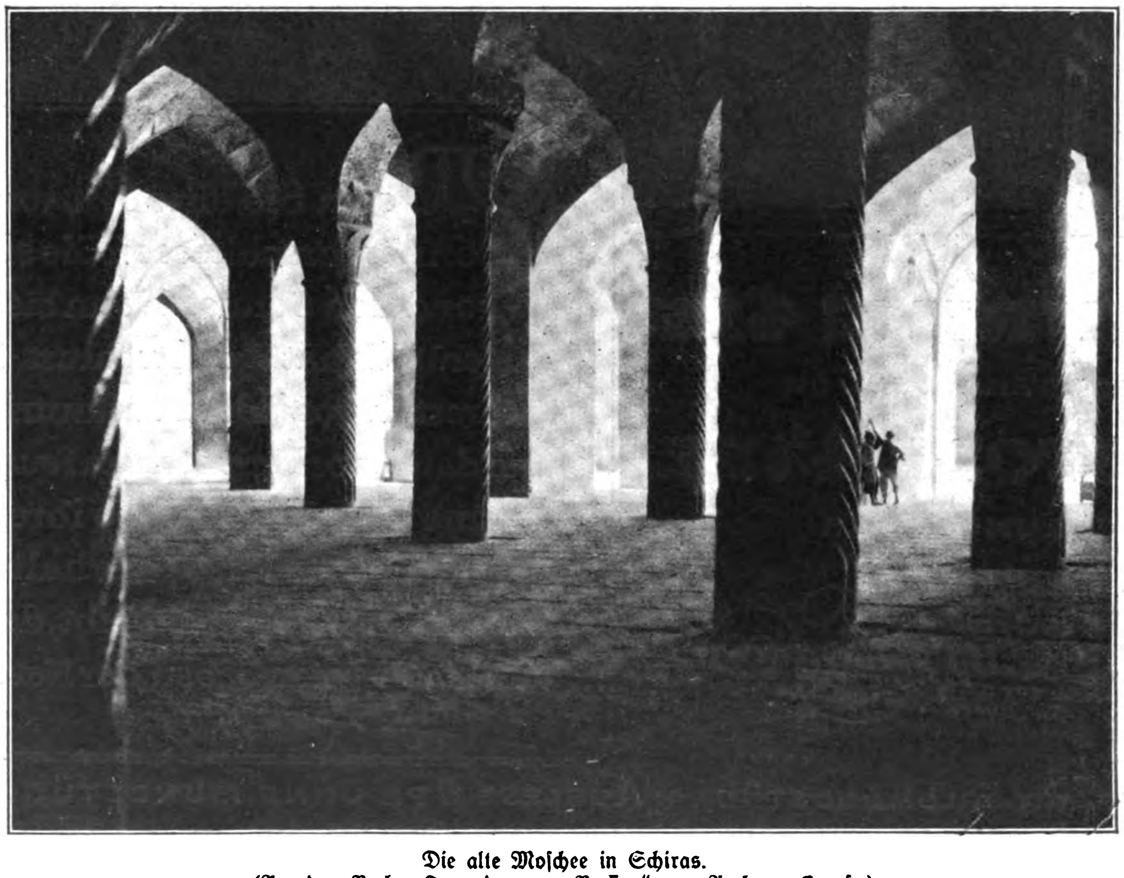
Boradschan ist eine kleine Stadt in Deschistan, am Rande der Gebirge von Tengistan. Es beherrschte die Straße von Buschehr nach Schiras, gerade an der Stelle, wo sie in die Schluchten von Tengistan eintritt. Sie liegt mitten in der öden Wüste, eine Marktstadt, und wird von einer Lehmburg beherrscht, die der Khan bewohnt.

Waßmuß verfolgte in aller Stille und Heimlichkeit seinen Weg, hin gegen Boradschan Er war sehr beliebt bei den Eingeborenen, von denen die meisten ihn schon von früher kannten. Der Ruf von seinem Nahen ging ihm daher weit voraus und von allen Stämmen kamen Leute, um ihn nach ihren Weideplätzen, in ihre Zelte oder Städte einzuladen. Er galt als berühmter Hakim, denn er wußte geschickt einige medizinische Kenntnisse anzuwenden. Vor allem wurde er auch ob seiner Pferdekenntnis geschätzt Sie verehrten seine Weisheit, und an den einsamen Lagerfeuern draußen in den wilden Bergen oder in der trostlosen Wüste hörten sie schweigend die alten Lieder ihres eigenen Landes aus seinem Munde und waren begeistert von seiner Rede. Die großen Scheichs und Khane, draußen in den Zelten oder drinnen in den lehmbackenen Palästen der kleinen Städte, nannten sich mit Stolz seine Freunde

So zog Waßmuß einsam durch die heiße Wüste, traf überall alte Bekannte, erneuerte alte Freundschaften und knüpfte neue an In einer kleinen Stadt verbrachte Waßmuß einige Tage, ehe er weiterritt gegen Boradschan. Die Leute versammelten sich um ihn, er saß zur Rechten des Scheichs Und aller Augen hingen an seinen Lippen, alle lauschten dem Ton seiner ruhigen, aber anregenden Stimme Seine reizvolle Unterhaltung fesselte die einfachen Männer des heißen Wüstenlandes. Aber leicht mischte sich eine herbe Note in Waßmuß' Unterhaltungen

„O die Inglis!" rief Waßmuß, als der Scheich auf die Engländer zu sprechen kam. „Sie sitzen draußen auf ihren großen Schiffen, denn sie fürchten den Löwen der Berge!"

„Glaube mir, o Freund, es sind viele in unserem Land, die vor den Eng-



Die alte Moschee in Schiras.
(Aus dem Buche „Iran, das neue Persien", von Axel von Graefe.)
Sämtliche Aufnahmen: Axel von Graefe.



HAUS NEUERBURG

Wenn Sie eine *Tropen-Packung* öffnen, erschliessen Sie sich einen besonderen Genuss. Denn bis zu diesem Augenblick hat der Verschluss-Streifen die Zigaretten vor jedem Luftzutritt geschützt und damit vor Verlusten an Feuchtigkeit und Aroma bewahrt. So blieb ihrer Mischung die natürliche Frische erhalten, die dem Raucher erst das Recht gibt, den Tabak zu den köstlichsten Gaben der Natur zu zählen.

GÜLDENRING 4 PF.

MIT GOLDMUNDSTÜCK

OVERSTOLZ 4⅙ PF.

OHNE MUNDSTÜCK

Haus Neuerburg

RAVENKLAU 5 PF. MIT GOLDMUNDSTÜCK ★ AUSLESE 6 PF. OHNE MUNDSTÜCK

lis keine Furcht haben! Und viele sind, die Goldstücke erhalten aus der Hand der Inglis, die deine Feinde sind!"

„Meine Feinde? Nur meine Feinde? O, wie seid ihr kurzsichtig und wie eng ist euer Verstand! Möge Allah ihn erleuchten!"

Die Männer sahen Waßmuß an, fragend. Ließen den Tee vor sich stehen, stützten die Hände auf die Knie, im türkischen Sitz.

Und Waßmuß fuhr fort:

„Durchschaut ihr nicht das tückische Spiel der Inglis? Wie sie euch langsam, ganz langsam locken, so wie man Vögel lockt, die man fangen will? Seht ihr nicht, wie sie die Netze ausspannen? Wollt ihr warten, o Männer von Garmsir, bis die Netze eingezogen werden — und ihr darinnen zappelt wie die Wachteln im Garn?"

Die Männer murmelten, nickten mit den Köpfen. Andere riefen, drohten, reckten die Arme. Der Scheich legte die Faust um den Griff des Krummdolches im Schal um seine Hüfte.

„Traut den Inglis nicht, o Männer von Garmsir! Und glaubt mir! Oder habt ihr euren Freund vergessen, der mehr als tausend Parasangen gereist ist, um zu euch zu kommen in der Stunde der Gefahr? Um euch zu helfen, jetzt, wo die Inglis los sind?"

Beifall unterbrach Waßmuß' Rede Drohungen gegen die Briten wurden ausgestoßen. Braune Fäuste ballten sich. Und man beteuerte seine Freundschaft zu Waßmuß.

„O, ich kenne die Inglis! Ich vernehme den leisen Ton ihres schleichenden Schrittes in der Wüste von Deschistan! Ich habe den Donner ihrer Geschütze gehört, unten am Karun, und habe die Toten gesehen, eure und meine toten Freunde, vor den Wällen von Ahwas! Weint nicht um eure Freunde, sondern nehmt die Waffen auf, um sie zu rächen!"

Der Scheich sprang auf, er riß den Krummdolch aus dem Gürtel, schwang ihn mit erhobenem Arm. Seine Augen brannten, das Licht der Ampeln blitzte im blauen Stahl des scharfen Handschars. Die Gemüter waren aufgepeitscht, Leidenschaft lohte aus den Blicken der Männer.

„Ich habe Blätter mitgebracht, mit Sprüchen von alten Dichtern aus Almanistan! Solche, wie ich sie euch versprochen habe, einstmals, als wir zusammenritten durch die Schluchten und über die gefährlichen Teng!"

„Gib sie uns! Zeige sie, o Aga!"

Viele braune Arme reckten sich Waßmuß entgegen.

„Ich habe sie mitgebracht, für euch! Aber die Inglis haben sie mir geraubt!"

„Allah verfluche die Inglis! Allah verderbe die Inglis! Gib uns Waffen, o Aga! Wir werden dir folgen! Wir werden an jedem Tage tausend Inglis töten! Der Sand der Wüste soll sich rot färben von ihrem Blut!"

Immer mehr peitschte Waßmuß' Rede die Gemüter auf, immer glühender wurde die Leidenschaft, flammender die Kampfeslust.

„Ihr werdet es nicht mehr dulden, daß je ein Inglis in eure Stadt kommt, je in euer Land kommt! Und ihr werdet warten, bis ich zurückkehre von den Stämmen der Gebirge und euch Waffen bringe. Dann werden wir alle zusammen hinziehen gegen Buschehr und unsere Freunde von Ahwas blutig rächen!"

„O Aga, wir werden warten! Wir werden jeden Inglis töten, der noch zu uns kommt!"

Der Scheich reckte sich hoch auf und rief:

„Gebe Allah, daß bald der Tag kommt, an dem wir die Inglis erschlagen werden!"

Plötzlich wurde der Teppich am Eingang zur Seite geschoben. Ein hagerer Mann, in heller Abba, die dunkle, topfartige Kullah auf den Kopf, eilte herein, verbeugte sich vor Waßmuß, vor dem Scheich und rief:

„O Aga, o Scheik! Nasir Khan sendet mich zu euch, und ich bin geritten, schneller als die Gazelle durch die Steppe eilt. O hört: die Inglis kommen! Sie schleichen durch die Wüste, sie suchen dich, o Aga!"

Es herrschte Stille. Waßmuß blieb auf seinem Kissen am Boden sitzen. Er fragte langsam:

„Du sagst, die Inglis nahen? Ich glaube nicht, daß es viele sind! Habt ihr sie gesehen, gezählt?"

„Nein, o Aga! Aber Nasir Khan hat sie gesehen. Es ist ein Scheich der Inglis, mit vielen Männern aus der Wüste!"

„Allah verfluche sie!" rief der Scheich.

„Und sie sind auf dem Wege hierher?" fragte Waßmuß weiter, ohne sich zu erheben.

„Sie werden morgen schon hier sein? Möge Allah dich in seinen Schutz nehmen!"

„Ich fürchte die Inglis nicht! Sie haben mich schon zweimal gefangen. Allah ließ mich entkommen. Sie werden mich nie festhalten! Dennoch will ich nicht hier bleiben, denn ich muß zu meinem Freund Chasanfar-es-Saltaneh, dem Scheich von Boradschan. Ich werde früh am Morgen aufbrechen!"

Die Nacht ging hin. Nichts geschah. Waßmuß bestieg vor Morgengrauen sein Pferd und ritt weiter, hin gen Boradschan. Er ritt bis zur nächsten kleinen, öden Stadt.

Auf den Fersen aber folgte ihm sein Gegner, folgte der Captain Noel. Er hatte bald herausgefunden, wo Waßmuß sich aufhielt, war quer durch die Wüste geritten und hatte sich ihm auf die Fersen geheftet, zäh und unnachgiebig. Auch Noel verstand es, die Ein-



Die weltberühmten blühenden Gärten von Schiras.
Ein Gang zwischen Orangen und Zypressen.

geborenen für sich zu gewinnen. Auch er hielt ihnen Reden, die sie aufpeitschten, erklärte ihnen, daß ihre Freundschaft zu Waßmuß unnütz und gefährlich sei, klärte sie über die friedlichen Absichten der Briten auf. So sammelte er eine zahlreiche Gefolgschaft um sich und ritt durch die heiße Wüste, durch die vielen kleinen, öden Städte, um Waßmuß zu fangen.

Wenige Stunden nach Waßmuß' Aufbruch war Noel mit seiner Truppe in die Stadt gekommen. Er erfuhr nicht, daß Waßmuß noch am Morgen hier gewesen war. Aber er vermutete es vielleicht. Er wollte warten, wollte sich vergewissern, neue Nachrichten einziehen. So schickte er einen Trupp seiner Leute voraus, nach der nächsten kleinen Stadt, hin gegen Boradschan. Er selbst blieb zurück. Seine Leute aber eilten weiter, durch die glühende Wüste, durch den Sonnenbrand des Garmsir.

Und in jener Stadt, schon nahe an Boradschan, erreichten sie Waßmuß und nahmen ihn gefangen. Ein Bote eilte zurück, zu Noel und brachte ihm die überraschende Botschaft.

Captain Noel sprang sofort auf sein Pferd und eilte aus der Stadt. Er scheute keine Anstrengung, nicht die furchtbare Hitze, die Gluthitze der Wüste. Im Eilritt kam er in dem Orte an, wo Waßmuß gefangen saß.

Dort wurde er nach einem Teehaus geführt Im Teehaus, unter den schattenspendenden Matten sah er Waßmuß sitzen, unter seinen Häschern, die mit ihm Tee tranken und rauchten. Da erkannte Noel die Gefahr der Situation, erkannte die Macht seines Gegners Aber er gab seinen Kampf nicht auf.

Unsicher, ob seine Leute ihm noch gehorchten, ob sie nicht ihn gefangennahmen, die seinen Gegner halten sollten, überlegte Noel seine Möglichkeiten Sollte er zum Khan gehen? Bei dem war sicher Waßmuß vor ihm. Er würde nichts erreichen. Sollte er neue Leute anwerben? Das dauerte zu lange. Aber Noel fand eine Art Ortspolizeimann. Mit ihm besprach er sich, ihn überredete er. Oder Goldstücke überredeten ihn?

Die Ortspolizei erhielt vom Captain den Auftrag, unter seiner Obhut Waßmuß nach Buschehr zu eskortieren

Indessen saß Waßmuß mit Noels Leuten im Teehaus. Sie tranken und rauchten. Sie blieben dort übernacht. Und Waßmuß sagte, sein Pferd sei krank. Er mußte jede halbe Stunde aufstehen und in den Stall gehen. Die Wache begleitete ihn. Nachts waren zwei Wächter aufgestellt. Auch sie begleiteten Waßmuß nach dem Stall.

Halbe Stunde um halbe Stunde verfloß. Es wurde spät und die Wachen waren müde. Müde von dem anstrengenden Tag, von den Wüstenritten, den Eilmärschen.

Wieder verließ Waßmuß sein Lager, um zu seinem Pferd zu gehen. Die Wachen waren schläfrig.

„Du kommst ja wieder, o Aga!" flüsterte einer der beiden Wächter, als Waßmuß an ihm vorbeiging.

„Allah weiß es!" flüsterte Waßmuß zurück.

Dann ging er in den Stall, führte sein Pferd heraus, schwang sich in den Sattel und galoppierte davon.

Die abermalige Flucht Waßmuß' brachte Buschehr in die höchste Bestürzung. Man ahnte dort, daß man das Spiel jetzt verloren hatte. Und man hatte Angst vor der Rache des kühnen Mannes.

Sir Percy Cox rief nun Noel zurück, denn er fürchtete für seine Sicherheit. Graue Stahlkolosse der Royal Navy fuhren im Persischen Golf auf. Truppen wurden ausgeladen.

Waßmuß war in jener Nacht ohne Kleider, im Hemd geflohen. Er ritt den Rest der Nacht durch, ritt beim Sonnnenbrand des frühen Tages, bis er Boradschan erreicht hatte. Dort kleideten ihn seine Freunde neu ein, kleideten ihn in die Tracht des Landes. Daß er aussah, wie einer ihresgleichen. Äußerlich unterschied er sich in nichts mehr von einem Tengistani. Denn sie paßte ihm, diese Kleidung des Landes, und er trug sie mit Liebe und Freude.

Der Scheich von Boradschan, Ghasanfar-es-Saltaneh, war einer von Waßmuß' besten Freunden aus früherer Zeit. Bei ihm fand er Unterkommen, aber nur für kurze Frist. Er mußte schnell weiter, wollte er die Briten von seiner Spur bringen So beschloß er, nach Schiras zu gehen und ritt aus Boradschan, um sich zuerst nach Kazerun zu begeben. Nach Jahren kam er wieder die Straße entlang, die durch die wilden, romantischen Schluchten, über die hohen, kaum zu erklimmenden Kotals hinaufführt nach den Sardsir, dem kühlen Land.

In der kleinen Stadt Dilaki traf Waßmuß die Vorbereitungen zu seinem Ritt durch Tengistan. Dilaki liegt noch draußen in der Ebene, am Rand der Berge, nahe bei Boradschan. Waßmuß nahm nun Maultiere, denn der Weg, den er vor sich hatte, ist die gefährlichste Straße, die irgendwo in Persien über Gebirge führt.

Keuchend trug ihn sein Maultier die steilen, schwindelnden Felssteige empor, die Packtiere zitterten auf den hohen Graten, den fast senkrecht aufragenden Kotals Das farbenbunte Gestein glühte in der sengenden Sonne. Und tief unten in den wilden Schluchten rieselten dünne Wasserrinnsale über das sonnendurchglühte Geröll. Immer enger, steiler werden die Schluchten, bis nur ein kaum gangbarer Schlund über den Grat des Kotals, des Gebirgskammes führt. Diese schlundartigen Pässe heißen Teng, und davon heißt das Land Tengistan. Ist eine Paßhöhe erreicht, so geht es drüben aufs neue in gefährliche Tiefe, in eine wilde Schlucht, aus der sich der Pfad wieder hinaufwindet auf die schwindelnde Höhe des nächsten Kotals. Steile, schluchtenzerrissene, unersteigbare Gebirge soweit das Auge sieht: das ist Tengistan, das Land der Pässe und Schluchten. Die heiße Sonne

Südpersiens brennt nieder auf diese Felsen, und das farbige, leuchtende Gestein glüht wie ein Feuerofen. Die kleinen Flüsse sind die längste Zeit des Jahres ausgetrocknet. In weiten Talkesseln aber breiten sich saftige Weiden aus, stehen die Zelte der Tengistani oder die kleinen Städte mit ihren Lehmhäusern. Oben aber im Sardsir, im kühlen Land, grünen Bäume, wachsen Wälder die Berghänge hinauf.

Tage dauerte der anstrengende Ritt durch die zerrissenen Vorgebirge, bis Waßmuß die Höhen des Plateaus erreicht hatte. Er war nun im Gebiet der Kaschquai, eines der größten Stämme Persiens. Die Weideplätze der Kaschquai liegen in den Landschaften um Kazerun oder Kasrun, der wichtigsten Stadt auf der Straße vom Golf nach Schiras, der berühmten Hauptstadt von Fars. So verbrachte Waßmuß seine Abende und die wenigen Ruhetage in den schwarzen Ziegenhaarzelten der Kaschquai. Er saß im Kreise der Männer und erzählte von den bösen Absichten der Inglis. Und er sprach von der Größe und Macht des Kaschquai-Stammes und von dem Ruhm ihres Fürsten, des Khans Saulat-ud-Daula. Die Männer hörten ihm zu. Sie verehrten ihn. Die Geschichte von seiner Flucht aus der Gefangenschaft der Inglis war längst bis in die Berge gedrungen. Sie wurde erzählt an den Lagerfeuern, in den schwarzen Zelten der Hirten an den langen Abenden des wilden Landes. Wenn in stillen Nächten in den Zelten die Lieder der alten Dichter von Fars rezitiert wurden, dann vergaß man nicht, von dem Helden der Berge und Wüsten zu erzählen, von dem Freund der Stämme, dem Feind der Inglis: Waßmuß!

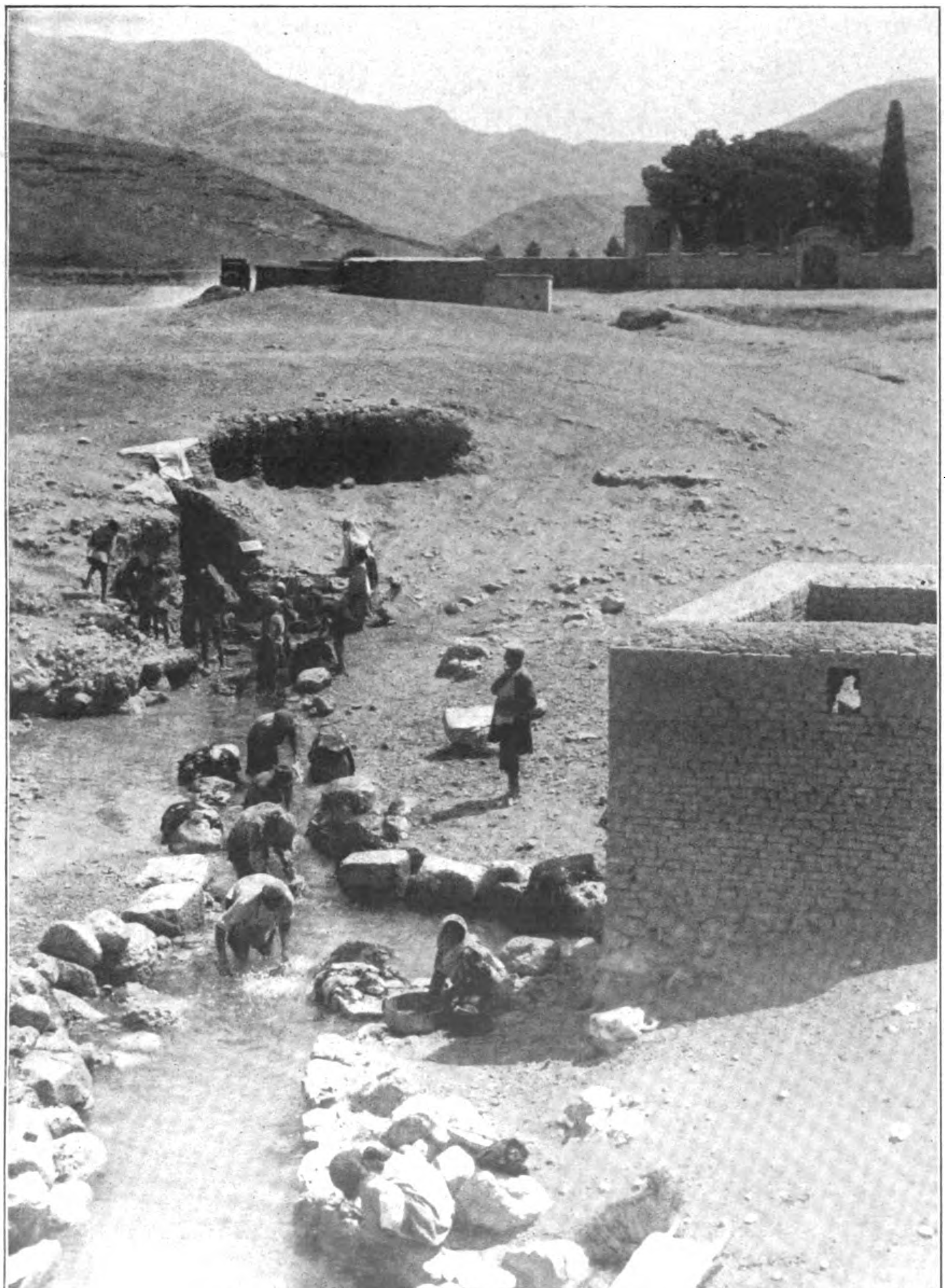
Die Kunde von Waßmuß' Kommen eilte wie ein Lauffeuer über die Berge. Von den steilen Gebirgen, durch die wilden Schluchten, über die einsamen Weideplätze kamen die Leute herbei, um ihn zu sehen, ihn zu begrüßen.

„Ghasanfar-i-Kuh — der Löwe der Berge!"

Die Kaschquai kamen und die Baharlu, die Nafari und Arabi. Und die Khamsch vergaßen ihre Blutfeindschaft, stiegen in die Weideplätze der Kaschquai, ihrer Todfeinde. Weil Waßmuß bei ihnen war. Den sie sehen wollten, mit dem sie sprechen wollten. Ihn, den großen Feind der Inglis — Ghasanfar-i-Kuh!

Waßmuß stieg über den Kotal-i-Mallu, rastete in der Stadt Khischt, überquerte das mächtige Gebirge Kotal-i-Kamaridsch und kam endlich über den Teng-i-Turkan in die Ebene von Kasrun.

Kasrun ist eine der seltsamsten Städte Persiens. Leuchtende Berge umgeben die Ebene mit ihrem See. Ein merkwürdiges Licht liegt über den Becken und entrückt alles in ein Ungewisses, Unbestimmtes, das zu seltsamen Träumen lockt. Die ausgedehnten Palmwälder rauschen in dem kühleren Wind der Berge, die reifenden Feigen duften, und von den Karawanenwegen tönen die Glocken der Kamele weit über das Tal.



Bei Schiras befinden sich die Gräber der Dichter Hafis und Saadi, von denen eines (Saadi?) im Hintergrunde des Bildes sichtbar ist.
Hier werden Lammfelle gewaschen, die in dem weichen Wasser besonderen Wert erhalten („Persianer").

Der Scheich von Kasrun, Nassir-Diwan, war ein alter Bekannter, der Waßmuß zu sich einlud. Er war ein Sohn der wilden Berge, klein, mit Reiterbeinen, reichverzierten Waffen und theatralischer Kleidung. Sein roter Bart glühte wie Feuer. Waßmuß kannte ihn gut und wußte, daß er stets voller Kriegslust war, von einem Kampfgeist beseelt, wie er ihn brauchte.

Waßmuß blieb einige Tage in Kasrun. Die langen Abende verbrachte er mit Nassir-Diwan auf dem Dache oder im Palmengarten seines Palastes.

Während das Mondlicht durch die Fiederblätter der Palmen fiel und die zartgeschnittenen Schatten am Boden spielten, saßen die beiden auf den weichen Teppichen, um zu plaudern. Sklavinnen brachten Konfekt und gossen in die Fingans den duftenden Kaffee. Die Sterne von Fars glänzten in der einsamen Nacht . . .

„Du bist viele tausend Parasangen geritten, o Waßmuß, um zu mir zu kommen. Allah hat dich beschützt vor den Inglis!"

„Ich bin gekommen, o Nassir-Diwan, denn ein ungeheurer Sturm wird heranbrausen und über diese Länder hereinbrechen. Die Inglis haben überall Krieg begonnen, denn sie wollen alle Stämme der Erde unterjochen. Sag, o Aga, willst du der Sklave der Inglis werden?"

„Allah verderbe die Hunde! Wie kannst du das denken, von deinem Freunde, o Waßmuß? Komm, laß uns aufbrechen, wir wollen die Inglis überfallen, sie erschlagen, ihnen alles nehmen, was sie besitzen."

„Das geht jetzt nicht, o Nassir-Diwan! Du weißt, in Teheran zittert die Regierung vor den Inglis! Aber die Almani sind gegen sie gezogen und sie haben sie geschlagen in vielen Schlachten drüben in Frankistan Und Tausende, viele Tausende der Inglis haben sie erschlagen. Denn die Almanis lieben die Gerechtigkeit und deshalb sind sie aufgestanden gegen das Unrecht der Inglis!"

Nassir-Diwan sah vor sich hin, sein Bart flammte, seine Augen glühten.

„Ich habe gehört, wie die Inglis an den Karawanenstraßen lagern, wie sie unsere Waren rauben, die Karawanen ausplündern. Sie haben viele unserer Leute getötet."

„Sie haben Tausende der Beni Lam erschlagen drunten am Karun und haben Ahwas in Trümmer geschossen! Und sie werden hereinbrechen über deine Weideplätze und werden sie zertrampeln, und werden das Vieh deiner Untertanen wegtreiben und ihre Güter rauben."

„Bei Allah, sie werden es nicht, denn du bist gekommen, um uns zu helfen! Sag, o Waßmuß, was soll ich tun?"

„Sammle deine Leute um dich und bewaffne sie, du hast Gewehre genug! Und warte bis ich wiederkomme, von Saulat-ud-Daula, meinem Freunde, und von Quauam-ul-Mulk. Warte auf das Zeichen das ich dir geben werde!"

O Aga, ich werde tun, wie du sagst! Dein Wort sei auf meinem Haupte! . . . Bis der Tag kommen wird, wo ich die Inglis in Ketten an meinen Palast schmiede und ihr Gebrüll der Sang meiner Nächte sein wird!"

Die Tage der Rast vergingen und die Nächte der Beratungen. Und Waßmuß brach wieder auf, hin gegen Schiras. Durch die wilden Gebirge des Hochlandes, über die gefährlichen Pässe. Tausende von Fuß sind hier die Berge hoch. Über die himmelragenden Kotals hinweg ging Waßmuß' Weg und über die kleine Stadt Dascht-i-Arjan erreichte er Mitte Mai die Ebene von Schiras.

Wie anders war hier die Welt. Die milde Luft des weiten Tales koste die Wangen. Die hohen Zypressen warfen ihre Schatten auf wogende Gräser, Fruchtbäume verbreiteten ihren herben Duft, und von den fernen Seen her wehte der Morgenwind erfrischend durch die Gärten, in denen heute wie einst die Rosen blühen und in den stillen Nächten die Nachtigall singt.

Waßmuß mietete im Norden der Stadt ein kleines, reizendes Haus mit einem Garten. Schon am nächsten Tage sandte der Gouverneur von Schiras zu Waßmuß und lud ihn zu sich ein. In seiner eigenen Karosse ließ er Waßmuß holen

Waßmuß erschien im Palast und wurde mit hohen Ehren empfangen. Dann saß er mit dem Gouverneur zusammen und unterhielt sich über Politik Er verriet dabei nichts von seinem Vorhaben, aber er verstand es, auch im Herzen des Prinzen den Haß gegen England zu wecken. Und er forderte, daß jener einen Protestschritt bei der Regierung unternahm und auf die Verletzung der persischen Hoheitsrechte durch die Briten hinwies. Denn diese hatten Waßmuß auf iranischem Boden mehrmals überfallen, ihm sein Gepäck geraubt und seine Flugschriften beschlagnahmt! Die Regierung sollte von den Engländern Waßmuß' Gepäck zurückfordern.

(Fortsetzung folgt.)

Das Testament des Jonathan Halliwell

Eine amerikanische Geschichte von Gertrud Hammer-Seelmann

1. Fortsetzung.

„Meinetwegen wie im Fegfeuer!" rief der Schankwirt, dem die Zornader auf der Stirn schwoll. „Nein, nein und abermals nein, ich will mit dem Scheusal nichts zu tun haben. Ich soll wohl Tag und Nacht um das Vieh herumdienern und fragen: Rippchen, Tippchen, Nippchen oder wie er es sonst getauft hat, gefällt dir das oder gefällt dir jenes? Da würde sich der verrückte Jonathan oben schön freuen und sich die Hände reiben, daß er mir diesen Dorn ins Fleisch gedrückt hat. Seine Verwandten zu quälen und zu schikanieren, das ist nur der ganze Zweck der Testamentsbestimmung. Aber bei mir ist er an den Unrechten geraten. Ich lasse mir von dem alten Halunken keine Vorschriften machen. Und schließlich kriegt Miß Pullet, das fette Huhn, heut' über ein halbes Jahr die Erbschaft, oder wir sehen gar alle drei in den Schornstein. Der selige Jonathan hatte es hinter den Ohren — aber faustdick. — Sam, ihr habt recht, abstechen muß man solche Bestie, aber nicht schmoren, sondern über den Zaun werfen. So ist sie am besten aufgehoben und merkt und fühlt von Hunger und Durst keine Spur mehr."

„Nun, versuchen würde ich es doch einmal", warf Bill Weaver ein.

„Versuchen?" fuhr ihn der Schankwirt an. „Versucht Ihr's, Mister Weaver, wenn es Euch Spaß macht! Zu solchem Firlefanz passen Träumer und Nachtwandler, wie Ihr einer seid, ausgezeichnet."

„Ich tät's schon, wenn es das Testament erlaubte."

„Das erlaubt's."

„So? Irrt Ihr Euch auch nicht etwa?"

„Irren? Solche Mätzchen kenne ich überhaupt nicht. In dem Testament heißt's buchstäblich: Der soll das Erbe erhalten, der in der Behandlung seines Pfleglings allein oder mit fremder Hilfe die meiste Überlegung, die beste Einsicht und die größte Liebe bekundet, so daß er ihn in solche Verhältnisse bringt, die seinem Wohlbefinden am dienlichsten sind. — — Die Entscheidung will der selige Jonathan über ein halbes Jahr selber treffen."

„Was?" schrien die Holzfäller, der Barbier und der ehemalige Goldgräber. Ein stürmisches Lachen dröhnte durch die Schankstube.

„Mister Weaver", wandte sich Dolly an Bill und zwinkerte ihm verstohlen zu, „Sie wollten sich noch Baumwollgarn aussuchen. Kommen Sie mit in den Laden! Ich will es Ihnen zeigen. Sonst vergessen Sie's noch."

Bill Weaver blickte Dolly verwundert an „Ach so", sagte er dann, „richtig. Ich hatte es wirklich schon vergessen." Er stand auf und folgte dem Mädchen in den Laden.

Erregt sprach hier Dolly in flüsterndem Ton auf den Geliebten ein.

Als sich die Männer in der Schankstube von ihrem Lachanfall erholt hatten, sagte der Barbier spöttisch: „Das sieht dem tollen Halliwell ähnlich, daß er selber das Urteil fällen will. Da wird er wohl als Geist erscheinen. Möchte schon dabei sein, wenn er unsichtbar seine Stimme erschallen läßt."

„Oder er kommt als weißes Täubchen vom Himmel herab", fiel der ehemalige Goldgräber ein „Der kriegt alles fertig."

„Oder als Rhinozeros", stieß Bob Driver hervor. „Das paßt am besten für ihn."

Ein wieherndes Gelächter folgte dem Witz.

Dolly und Bill traten wieder in die Schankstube. „Ja", sagte das Mädchen, „wenn Ihnen das Garn nicht stark genug ist, Mister Weaver, dann müssen Sie noch einige Zeit warten. Nächstens erhalten wir stärkere Nummern."

Sie setzten sich an dem Tisch der Männer nieder.

„Wir sind von unserm Gespräch abgekommen, Mister Driver", begann Bill. „Habt Ihr es Euch überlegt, daß ich Eure Viscacha in Pflege nehme? Licht und frische Luft hat das Tier bei mir. Für gutes Futter werde ich sorgen. Es soll die schönsten Früchte aus meinem Garten erhalten. Und frische Zirbelnüsse hole ich ihm alle Tage aus dem Wald, der hinten an meinen Garten stößt. Auch werde ich ihm allerlei Bequemlichkeiten schaffen, so daß ihm mit allem gedient ist. Daß ich ihm absichtlich keinen Schaden zufüge, brauche ich wohl nicht erst zu beteuern. Ich mache Euch außerdem einen Vorschlag, aus dem Ihr ersehen könnt, daß ich das Tier gewiß mit größter Sorgfalt behandeln werde. Euch selbst ist die Erbschaft gleichgültig, darum schlage ich vor: wenn durch meine Behandlung Eurer Viscacha der Preis zugesprochen wird, dann erhält die Summe Eure Tochter, Miß Dolly. Auf diese Weise seid ihr alle Mühe los, und Ihr oder doch Miß Dolly habt begründete Aussicht auf die Zuerteilung der Erbschaft."

„Vater", schmeichelte Dolly, „das ist eine gute Idee! Siehst du, er ist doch nicht ein solcher Träumer, wie du denkst. Leichter kannst du es nicht haben. Du solltest es wenigstens meinetwegen versuchen."

Bob Driver sann nach. „Well", sagte er endlich, „ich gehe auf Euren Vorschlag ein. Aber ich stelle dabei eine Bedingung."

Bill sah ihn erwartungsvoll an. „Und die ist?"

„Wenn mir durch Eure Abwartung dieses Viehs die Erbschaft zufällt, so soll die Summe Dolly erhalten. Wenn ich aber", fuhr er bissig fort, „durch Euer Verfehlen die Erbschaft verliere, dann sollt Ihr ein für allemal von meiner Tochter ablassen."

In Bills Mienen spiegelte sich ein jäher Schreck wider. Fragend blickte er nach seinem Mädchen.

Dolly nickte ihm unbemerkt zu.

„Well", er nickte, „ich nehme die Bedingung an. Geht Euch durch mein Verschulden, die Erbschaft verloren, dann verzichte ich, so schwer ich auch darunter leiden würde, auf Miß Dollys Hand."

„Dann ist die Wurst im Kessel. Ihr könnt den Käfig und das Vieh gleich mitnehmen. Ich bleibe auf jeden Fall im Sattel. Wird mir durch Eure Behandlung die Erbschaft zugesprochen, dann freue ich mich Dollys wegen. Verliere ich sie aber durch Eure Schuld, dann bin ich endlich von Euren ewigen Heiratsabsichten befreit. — Hier, diese Gentlemen sollen Zeugen unseres Abkommens sein!"

„All right! Wir sind Zeugen", stimmten die Männer zu. — — —

Eine halbe Stunde später wendete Bill Weaver seinen Wagen, auf dem er die Einkäufe und den Käfig mit der Viscacha verpackt hatte, heimwärts.

Als er abfahren wollte, erschien Dolly in der Ladentür.

„Komm gut nach Haus!" rief sie halblaut mit glühenden Wangen. „Und Glück auf mit unserer Viscacha!"

*

Am nächsten Morgen richtete Bill Weaver für die Viscacha, der er wegen ihres Abzeichens den Namen Weißstern gegeben hatte, die Unterkunft her. Er stellte den Käfig an die Hinterfront seines Farmgebäudes, brachte ein kleines Schutzdach an, setzte in den Käfig ein Kämmerchen zum Unterschlupf, pflanzte ein paar junge Zirbelbäume, die er aus dem Wald geholt hatte, und einige saftige Kräuter darum und umgab das Ganze mit einem Zaun. Da er die Tür des Käfigs offen ließ, so konnte sich Weißstern nach Belieben in dem Käfig oder auch auf dem freien Vorraum aufhalten und war durch das Schutzdach zugleich gegen Sonnenbrand und Regengüsse aufs beste geschützt. Tag für Tag versorgte er das Tier mit Obst, Zirbelnüssen und leckerem Grün, bot ihm in einem Napf frisches Wasser, versah den Käfig mit reinem Sand und sprach und spielte mit der Viscacha, so oft es ihm seine Arbeit erlaubte.

Weißstern schien denn auch der neue Aufenthalt recht gut zu gefallen. Er wurde munterer und behender, tummelte sich lustig im Käfig und auf dem Vorraum herum und entwickelte einen sehr gesunden Appetit. So oft Bill nach Vingate City hineinfuhr, berichtete er Dolly ausführlich von dem Befinden seines Pfleglings und gab auch Bob Driver, wenn er gelegentlich danach fragte, bereitwillig Auskunft.

*

Auch Mister Wood traf sogleich, nachdem er in Neuyork angelangt war, Anstalten, um seinem Sippchen in ausgesuchter Weise ein zusagendes Heim zu schaffen. Den Plan dazu hatte er sich schon auf der Fahrt überlegt. Er arbeitete in seiner mechanischen Werkstatt mit emsiger Hast, hämmerte, feilte und lötete, verfertigte einen elektrischen Beleuchtungsapparat und Klingelzug, schnitt Klappen, Stufen und Röhren zurecht und verband Drähte und Spiralen mit Scharnieren, Bändern und Druckknöpfen.

Miß Evelyne Pullet versammelte nach ihrer Rückkehr in Baltimore sofort ihre fünf besten Freundinnen, alles lebenserfahrene Frauen und Jungfrauen reifen Alters, um sich. Bei einer Tasse Kaffee wurde eine vielstündige Beratung über die Unterbringung und Verpflegung ihres Fippchens abgehalten. Als man sich geeinigt hatte, stob der Frauenschwarm in die Geschäfte der Stadt. Man eilte in eine Korbwarenhandlung, zu einem Weißwarengeschäft, in ein Konfektionsgeschäft, in eine Konditorei und andere Läden mehr. Nach langem Wählen und Feilschen brachte man die erstandenen Schätze nach Hause, und am nächsten Tage klapperten die Scheren und flogen die Nadeln in Miß Pullets Wohnung, als ob darin eine Schneiderwerkstatt eingerichtet worden wäre.

*

Bald zwei Monate waren verflossen. Bill Weaver war mit dem Befinden seines Weißsterns im allgemeinen zufrieden. Zwar war er wieder etwas stiller und einsiedlerischer geworden, aber, was die Hauptsache war, er zeigte einen hübschen Appetit. Zuweilen überlegte Bill bei sich, was wohl die anderen beiden Erbberechtigten mit ihren Viscachas unternehmen möchten, aber da ihm jede Verbindung mit ihnen fehlte, so beruhigte er sich in dem Bewußtsein, seine Schuldigkeit zu tun und nach Kräften zu Dollys und Drivers Vorteil zu handeln.

Mister Anthony Wood dagegen wußte einen Weg zu finden, auf dem er über das Geschick von Bob Drivers Viscacha Erkundigungen einziehen konnte. Miß Pullet fürchtete er nicht. Er sandte an den Sheriff Prickle in Vingate City einen mit einer Zehndollarnote beschwerten Brief, in dem er ihn um freundliche Nachricht bat, was Bob Driver mit seinem Pflegling angefangen habe. Als er bald darauf die Antwort von

Ein Beispiel:

Wo gibt es in Deutschland mehr Männer – mehr Frauen?

Mehr Frauen —
Gegenüber je 1000 Männern marschieren die Hansestädte Hamburg mit 1094 Frauen und Lübeck mit 1090 Frauen an der Spitze. An zweiter Stelle liegt der Freistaat Sachsen (1092 Frauen). Es folgen Baden (1066), Braunschweig (1065), Bayern und Württemberg (1064), Thüringen (1059), Anhalt (1057) und schließlich Preußen (1053).

Am stärksten ist das weibliche Geschlecht in Preußen in Berlin vertreten (1169). Von den Berliner Stadtteilen steht Wilmersdorf mit 1413 weiblichen Personen an der Spitze — es folgen dann Zehlendorf (1343), Schöneberg (1313) und Steglitz (1247). Insgesamt verteilt sich die Bevölkerung der Reichshauptstadt Berlin auf 53,9% weibliche und 46,1% männliche Personen.

In Sachsen liegen an erster Stelle die Bezirke Zwickau (1111), Dresden-Bautzen (1098), Chemnitz (1083), in Baden: Karlsruhe (1091), Mannheim (1068) und Freiburg (1067).

Mehr Männer —
Gegenüber je 1000 Frauen gibt es von allen Provinzen und Ländern des Deutschen Reiches nur in Preußen und hier auch nur in den 5 Bezirken Stade (1024), Lüneburg (1009), Aurich (1008), Allenstein (1006) und Osnabrück (1001) mehr Männer als Frauen!

*

Wo steckt Kaufkraft?
Wo liegen die Steuerrückstände wesentlich unter dem Durchschnitt?
Am 1. 4. 1933 betrug der Steuerrückstand noch 25,8%, während die Steuerrückstände am 1. 5. 1937 nur noch 10% betrugen. Hiervon liegen am besten die Bezirke: Magdeburg mit 5,6%, Würzburg mit 6,1%, Dresden und Düsseldorf mit je 6,7%, Nordmark-Kiel 6,8%, Württemberg 7,2%, Leipzig 7,6%, Nürnberg 7,8%, Hessen-Darmstadt 7,9% Steuerrückstand.

*

Wo gibt es in Deutschland die wenigsten Wohlfahrts-Erwerbslosen?
Am geringsten war die Zahl der Wohlfahrts-Erwerbslosen am **31.5.37** **28.2.33** in

		31.5.37	28.2.33
Oldenburg	(auf 1000 Einw.)	0,02	23,29
Lippe	„ „ „	0,04	26,53
Braunschweig	„ „ „	0,04	45,32
Mecklenburg	„ „ „	0,05	18,61
Württemberg	„ „ „	0,09	12,58

*

Welche deutschen Grenzgebiete haben die meisten Jugendlichen?
Der Anteil der Bevölkerung unter 25 Jahren an der Gesamt-Einwohnerzahl war bei einem Reichsdurchschnitt von 100% am stärksten in der Provinz Ostpreußen, Reg.-Bez. Allenstein = 125,4%. In Bayern, Reg.-Bez. Oberpfalz, betrug er 120,1%, in der Provinz Oberschlesien 119,8%, in Bayern, Reg.-Bez. Niederbayern, 118,8%, in der Rheinprovinz, Reg.-Bez. Trier, 116,8%.

*

Wer besuchte Deutschland?
Im Mai 1937 wurde Deutschland am stärksten besucht von Reisenden aus:

Dänemark, Schweden und Norwegen	16%
Großbritannien und Irland	15%
Niederlande	11%
Oesterreich	9%
Vereinigte Staaten von Amerika	8%

*

Wo schien die Sonne am längsten im Juni 1937?
Die Sommergäste hatten im Juni d. J. am meisten Sonnenschein in:

Treuburg/Ostpr.	298	Sonnenschein-Stunden
Osterode/Ostpr.	291	„ „
München	279	„ „
Königsberg in Pr.	274	„ „
Metten in Westf.	274	„ „

*

Wo finde ich jetzt gute Hausangestellte?
Für diese Frage, die in manchem Haushalt auftreten mag, gibt es eine überraschende Antwort: Dort, wo sie gerade durch Saisonschluß frei werden. Dazu muß man natürlich genau wissen, zu welchem Zeitpunkt die einzelnen Fremdenorte ihre Saison beenden und in welchen Zeitungen man seine Anzeige aufgeben muß. Unsere Zweigniederlassungen sind in dieser Frage gut unterrichtet und geben Ihnen gern Auskunft.

*

Friedrichroda — NS.-Presse
Infolge des weitgehenden opferbereiten Einsatzes dieser Tageszeitung für die Bewegung in den Jahren vor der Machtergreifung hat der Reichsleiter für die Presse der NSDAP. die „Friedrichrodaer Zeitung" zum „Amtlichen Mitteilungsblatt der NSDAP. für Friedrichroda und Umgebung" erhoben.

*

Wieviel NS.-Tageszeitungen gibt es in Deutschland?
Nach unseren Ermittlungen gibt es zurzeit in Deutschland 445 NS.-Tageszeitungen mit einer Gesamtauflage von 4783396 Stück, die in festumrissenen Streugebieten erscheinen. Nur das Zentralorgan der NSDAP., der „Völkische Beobachter" und die Tageszeitung der Deutschen Arbeitsfront, „Der Angriff", sind im ganzen Reich verbreitet.

— und wieviel Tageszeitungen insgesamt?
Es gibt in Deutschland z. Zt. nach unseren soeben abgeschlossenen Ermittlungen insgesamt 2 332 Tageszeitungen mit einer Gesamt-Auflage von 15 939 506 Stück.
1 Zeitungsexemplar kommt also auf 1,13 Haushaltungen.

— und welche Auflagenziffer ist am stärksten vertreten?
— die Auflagen zwischen 1 000 und 3 000 Exemplaren mit 804 Tageszeitungen! Dann folgen unter 1 000 Auflage 500 Tageszeitungen, zwischen 5 000 und 10 000 erscheinen 356, zwischen 3 000 und 5 000 Auflage 342 Tageszeitungen.
Die Auflagengrenze 10 bis 20 000 erreichen 178, die von 20 bis 30 000 noch 62 Tageszeitungen. 46 Tageszeitungen sind mit 30 bis 50 000 vertreten, während 30 Tageszeitungen die 50 000-Auflage überschreiten, aber die Auflagenzahl von 100 000 und mehr können nur 17 Tageszeitungen verbuchen. Davon sind 8 NS.-Zeitungen! Die größte Zeitung Deutschlands ist der „Völkische Beobachter" mit einer täglichen Mindest-Auflage von über 470000 Exemplaren.

*

Diese Nachrichten sind ein kleiner Ausschnitt aus dem Material, das die Ala bei ihrer täglichen Arbeit verwendet. Das Aufgabenfeld der Ala ist die Werbung. Und dazu gehören heute gründliche Marktkenntnisse.

Jedem, der Werbung betreibt oder betreiben möchte, kann die Ala helfen. Ob Sie gelegentlich eine Anzeige aufgeben oder ob Sie einen Werbefeldzug durchführen wollen, wir beraten Sie objektiv, schnell und erfolgsicher. Die zahlreichen Erfolgskontrollen, die wir durchführen, ermöglichen es uns, das Werbemittel zu nennen, das für Sie am zweckmäßigsten ist. Wir sagen Ihnen, wie es eingesetzt werden muß, damit es den erhofften Nutzen bringt.

Als Werbungsmittler schaffen wir den Werbeplan und die Kostenanschläge, übernehmen die Auftragserteilung, überwachen die Abwicklung, besorgen die Kontrolle und die gesamte Abrechnung. Selbst wenn die Ala für Sie mit Hunderten von Auftragnehmern in der ganzen Welt verhandeln und abrechnen muß, Sie brauchen sich nur mit einem Kostenanschlag, einer Bestätigung und einer Rechnung zu befassen.

Wichtig aber ist: Ihre Zusammenarbeit mit der Ala verursacht Ihnen keinerlei Kosten! Ganz gleich, ob Sie in Tages- oder Wochenzeitungen werben, in Unterhaltungsblättern oder Fachzeitschriften, an Litfaß-Säulen oder Verkehrsmitteln, durch Filme oder Diapositive, ob im Inland oder im Auslande — wir vermitteln Ihre Aufträge vollkommen kostenlos zu den Originalpreisen der Verleger und Pächter. Die Ala kann für Sie kostenlos arbeiten, weil wir unsere Vergütung von den Auftragnehmern erhalten. (Portozuschläge werden nur bei bestimmten Gelegenheits- und Auslandsanzeigen erhoben.)

Die Ala spart Ihnen Zeit, weil sie Ihnen Arbeit abnimmt. Und die Ala spart Ihnen Geld, weil sie die Kosten dieser Arbeit selbst trägt.

Die Ala ist der größte Werbungsmittler Deutschlands geworden, weil wir die Sache unserer Kunden zu unserer eigenen machen.

ALA

Anzeigen-Aktiengesellschaft
Berlin W 35, Potsdamer Straße 68

Berlin, Bremen, Breslau, Chemnitz, Dortmund, Dresden, Essen, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Kiel, Köln, Königsberg i. Pr., Leipzig, Lübeck, Mannheim, München, Nürnberg, Stettin, Stuttgart

Mister Prickle empfing, zuckte es triumphierend um seine Lippen.

Miß Pullet besaß wiederum eine gute Freundin in Neuyork, die auch mit Anthony Wood bekannt war. Diese Dame ersuchte Miß Pullet um eine vertrauliche Benachrichtigung über die Verpflegung von Woods Viscacha. Sobald der Auskunftsbrief bei Miß Pullet eintraf, beorderte sie ihre gesamte weibliche Bekanntschaft zu sich.

Die Verlesung des Briefes entfesselte teils die helle Heiterkeit der Zuhörerinnen, teils aber rief sie auch entrüstete Mitleidsbezeigungen hervor.

*

Abermals waren fast drei Monate vergangen. Bill Weavers Weißstern war inzwischen noch verdrießlicher und in sich gekehrter geworden. Am beunruhigendsten aber war es, daß er jetzt nur sehr unzulänglich fraß. Bill Weaver bot ihm alle möglichen Leckerbissen dar, aber er benagte sie nur oberflächlich oder ließ sie völlig unberührt.

Des Farmers alter Knecht, der das Tier eines Tages betrachtete, äußerte: „Das wird bald auf der Nase liegen."

Das hatte Bill einen Stich ins Herz versetzt. Starb die Viscacha, so schob ihm Driver zweifellos die Schuld an ihrem Tode zu, und dann war die Hoffnung auf Dollys Besitz entschwunden. Er zermarterte sich eine Woche lang das Hirn, um ein Mittel zu entdecken, durch das er der Viscacha und zugleich sich und Dolly helfen könnte.

Endlich schien ihm doch ein Hoffnungsschimmer zu blinken

Seit ungefähr einem Monat besuchte seine Farm fast Abend für Abend ein Professor der Zoologie aus Chikago, Mister Ralph Jefferson. Der Gelehrte hatte sein Quartier auf einer etwa eine halbe Stunde entfernteren Großfarm mit Pfirsichplantagen aufgeschlagen. Er war nach der Gegend gekommen, um Exkursionen zu unternehmen und dabei Insekten und besonders Nachtfalter zu fangen und zu sammeln. Er hatte Bill Weaver gebeten, auch die zahlreichen Blumenbeete seines Gartens abstreifen zu dürfen, und der junge Farmer hatte dem Wunsch des Forschers bereitwillig stattgegeben. Da Mister Jeffersohn in seiner Jugend längere Zeit auf einer deutschen Universität studiert hatte, so hatte sich zwischen ihm und dem jungen Deutschen bald eine Art freundschaftlichen Verkehrs herausgebildet. Diesen Mister Jeffersohn beschloß Bill eines Tages über die Behandlung seiner Viscacha um Rat zu fragen. Vielleicht wußte er ihm einen nützlichen Wink zu erteilen.

Als der Abend anbrach, erschien der Professor wie gewöhnlich auf Bills Farm.

Bill begrüßte ihn und trug ihm sein Anliegen vor. Mister Ralph Jeffersohn hatte sich schon öfters die Viscacha in ihrem Käfig angesehen und erst kurz zuvor bemerkt, daß das Tier entschieden nicht recht auf dem Posten sei

Als der Professor Bill angehört hatte, sagte er: „Ja, mein lieber Mister Weaver, das ist ein eigen Ding. Ich glaube nicht, daß Ihre Viscacha wirklich krank ist, sondern dem Tier fehlt meines Erachtens nur ausgiebige Bewegung. Ich kann Ihnen daher zu meinem Bedauern keinen Rat erteilen. Man kann eben ein Tier, das im Käfig gehalten wird, in jeder Weise aufs beste versorgen, es wird doch nie so gedeihen wie unter natürlichen Bedingungen. Noch dazu, wenn es völlig von seinen Artgenossen getrennt ist. Die Folge davon ist, daß es allmählich dahinsiecht und zuletzt vorzeitig eingeht"

Das war ein schlechter Trost, den er von dem Gelehrten empfing „Freilich", sann er bei sich, als er in seiner einfachen Schlafkammer saß, „Mister Jeffersohn kann über das Schicksal Weißsterns gelassen urteilen, da er nicht weiß, was von seinem Dasein abhängt. Aber was tue ich, wenn er stirbt?"

Er dachte an Dollys Trauer, wenn sie vom Ende Weißsterns hörte, an Bob Drivers Zorn, an die Maßregeln, die wohl die beiden anderen Erbberechtigten ergriffen haben mochten, an die Worte des Professors, daß ein Tier in der Gefangenschaft nie so gedeihen werde wie unter natürlichen Bedingungen, und zuletzt an die Bestimmung in Halliwells Testament. O, daß er doch allwissend wäre, um zu erraten, wie Jonathan Halliwell seine Tiere behandelt haben wollte! Ja wer des alten Halliwell Ansichten ergründen könnte! Was wollte er eigentlich? Was verlangte er in der Testamentsbestimmung? In dem Testament hieß es: Die Erbschaft soll dem zufallen, welcher entweder allein oder mit fremder Hilfe in der Behandlung seines Pfleglings die meiste Überlegung, die beste Einsicht und die größte Liebe bekundet, so daß er ihn in solche Verhältnisse bringt, die seinem Wohlbefinden am dienlichsten sind. Was aber war dem Wohlbefinden eines Tieres am dienlichsten?

Plötzlich zuckte Bill Weaver zusammen. Ein Gedanke war in ihm aufgetaucht „Wahrhaftig!" murmelte er und sprang von seinem Stuhl auf. „Wenn Halliwell das — wenn das wirklich —"

In seinem Innern wogte es. War der Einfall, der jetzt in ihm aufgeblitzt war, richtig, oder narrte ihn eine trügerische Selbsttäuschung? Ruhelos wanderte er in der Stube auf und ab. War er Halliwells Willen in der Tat auf der Spur? Immer von neuem überlegte er, faßte alle Umstände zusammen, verglich alle Punkte, bis ihm zuletzt die feste Gewißheit wurde

Als sich am nächsten Abend die Dämmerung herabsenkte, konnte er vor innerer Unruhe die Ankunft des Professors kaum erwarten.

„Mister Jeffersohn", wandte er sich an ihn, „unsere gestrige Unterhaltung über die Viscacha hat in mir einen Gedanken geweckt. Darf ich Sie in mein Haus hereinbitten? Ich habe Ihnen eine längere Mitteilung zu machen."

Als die beiden Männer eine halbe Stunde später wieder aus dem Hause traten, lag auf dem Gesicht des Gelehrten ein stilles Lächeln.

„Sie kennen also jetzt", sprach Bill Weaver, „die Bewandtnis, die es mit der Viscacha hat. Sie sind also wirklich der Ansicht, daß ich mit dem Tiere nach dem Willen des Erblassers das Richtige im Auge habe?"

„Ich denke, Mister Weaver. Ich an Ihrer Stelle würde wenigstens so handeln, wie Sie es erwähnt haben. Auch will ich Ihnen gern nachher, wie Sie es wünschen, eine Bescheinigung darüber ausstellen was Sie mit Ihrem Weißstern vornehmen."

„Ich danke Ihnen", erwiderte Bill warm. „Dann soll es auch wirklich geschehen."

Er ging nach dem Zaun, hob aus ihm den Käfig heraus, und beide Männer schritten in den Garten hinein, über den die Dunkelheit schon ihre Schatten gebreitet hatte.

Am anderen Tage drängte es Bill Weaver, nach Vingate City zu fahren, um Dolly von dem Wechsel, den er mit Weißstern vorgenommen hatte, in Kenntnis zu setzen. Es traf sich, daß das Mädchen im Laden allein war, während ihr Vater in der Schankstube mehreren Gästen Gesellschaft leistete

Ihr erstes Wort war: „Wie geht es Weißstern?"

„Gut", antwortete Bill, „sehr gut Bitte, bieg dich etwas über den Ladentisch", fügte er geheimnisvoll hinzu Dann flüsterte er ihr schnell einige Worte ins Ohr

Dolly stieß einen halbunterdrückten Schrei aus „Bill", fragte sie unsicher, „du hast die Viscacha —"

„Aber Schatz", entgegnete er lächelnd, „das ist das Richtigste, was ich tun konnte. Damit habe ich doch zweifellos Halliwells Absicht getroffen. Hör mich nur an!" Eifrig sprach er wieder in flüsterndem Ton auf sie ein

„Du meinst also wirklich?" fragte das Mädchen besorgt

„Natürlich", unterbrach er sie eifrig. „Ich sage dir. Weißstern befindet sich jetzt wohl und munter wie ein Fisch im Wasser. Ich bin deshalb gewiß, Dolly, die Entscheidung fällt zu unseren Gunsten aus, und du erhältst den Scheck und das Erbteil. Es kann kaum anders sein. Paß auf: ich habe richtig prophezeit!"

Zwei Tage vor dem fünften September war Bill Weaver abermals in Vingate City Bob Driver ermahnte ihn, sich früh genug mit dem Käfig einzustellen, damit sie pünktlich vor dem Sheriff erscheinen könnten Denn da er das Tier in Obhut genommen habe, müsse auch er dort anwesend sein, um eine Schilderung von seiner Behandlung zu geben

Bill versprach, rechtzeitig einzutreffen

*

Als am fünften September Bob Driver und Bill Weaver die Amtsstube des Sheriffs betraten, fanden sie dort schon Mister Wood und Miß Pullet vor Mister Prickle begrüßte sie mit einem freundschaftlichen Kopfnicken

Anthony Wood hatte eine große Kiste bei sich stehen, während neben Miß Pullet ein prächtiger weißlackierter Puppenwagen, dessen Vorhänge zugezogen waren, stand. Bill setzte seinen Käfig, den er mit einem Tuch umhüllt hatte, auf den langen Eichentisch vor sich hin

Mister Prickle sah nach der Uhr. „Es ist zehn Uhr", sagte er. „Der selige Jonathan Halliwell wollte zwar selbst an der Verhandlung teilnehmen, doch scheint er sich anders besonnen zu haben."

Anthony Wood verzog das Gesicht spöttisch.

„Wir wollen daher", fuhr der Sheriff fort, „einstweilen beginnen. Hier ist der Scheck und der Brief, die dem Testament beilagen. Ich ersuche Sie zunächst, wie es das Testament verlangt, die Behandlung zu schildern, die Sie Ihren Pfleglingen haben widerfahren lassen. Die Damen haben stets den Vorrang Also machen Sie, verehrte Miß Pullet, den Anfang."

„Ich habe", begann Miß Pullet, indem sie den Puppenwagen hin und her schob, „mein süßes Fippchen auf den Händen getragen. Tagtäglich habe ich es mit Kuchen und Schokolade gefüttert, obwohl es sehr schwer war, das arme Tierchen an die gute Kost zu gewöhnen. Alles wurde ihm auf dem teuersten Porzellan mit Rosenkante vorgesetzt" Sie griff unter die Bettdecke des Puppenwagens und holte unter ihr einen Teller hervor. „Hier ist das Muster des Services, auf dem Fippchen gespeist hat Getrunken hat das liebe Tierchen stets nur Milch, natürlich abgekochte. Es hat aber auch gut angeschlagen. Zweimal habe ich es täglich mit Kölnischem Wasser abgewaschen. Denn es war auch manchmal — na ja, wie das so mit kleinen Kindern und dergleichen ist, es war auch manchmal etwas unreinlich. Auch die kleinen Zähnchen wollte es bisweilen benutzen. Daß sie es nun gerade an meinem besten Diwan und meinem Smyrnateppich versucht hat, will ich ihm nicht schwer anrechnen. Es hielt sich immer in meinem Salon auf. Geschlafen hat das herzige Ding stets nur in diesem niedlichen Wagen mit den weißseidenen Kissen."

Sie schlug die Vorhänge des Wagens etwas zurück

„Sie sehen, Mister Prickle, die Bettstücke sind mit seinem Monogramm gestickt. Daß meine Angaben auf Wahrheit beruhen, zeigen ihnen diese Quittungen." Sie entnahm einem Handtäschchen ein Paket Quittungen „Hier die Rechnung für den Wagen und die Betten über 30 Dollars; 25 Dollars bekam der Konditor, 110 der Tapezierer für den neuen Diwanüberzug und den neuen Teppich, und 18 Dollars bezahlte ich für Milch und Kölnisches Wasser. Macht zusammen: 183 Dollars, die kleinen Ausgaben nicht mitgerechnet. Nun sollen Sie aber auch meinen prächtigen Liebling sehen" Sie griff in den Wagen. „Hier ist er!"

In einem roten Jäckchen und blauen Pumphosen — angeschwollen zu einem unförmlichen Fettklumpen — hielt sie die Viscacha empor.

„Ah", machte der Sheriff, „das ist gut, das ist gut!"

Fürsorglich legte sie Fippchen in den Wagen zurück „Ich hoffe, ich werde den Sieg davontragen."

(Schluß folgt)

Gedankensplitter

Von Johann Diedrich Warnken

Die meisten, die ein gutes Gedächtnis haben, haben es für Unwichtiges.

Es gibt Menschen, die sich alles holen, und solche, die sich alles bringen lassen.

Je stärker das Selbstbewußtsein im Menschen entwickelt ist, um so schwächer sind seine Hemmungen

Am schwersten zu befriedigen sind die, die sich leicht mit allem zufrieden geben

Was die Leute „sittlichen Ernst" nennen, ist oft nur Humorlosigkeit.

Viel Unglück geschah durch ein Wort zu viel oder ein Wort zu wenig.

Nur der Dumme sagt dem heimlichen Ausfrager die Wahrheit.

Es ist besser durch sich selbst zugrunde zu gehen als durch andere erhalten zu werden

Eine beliebte Umschreibung von feige und charakterlos ist „zu fein veranlagt".

Man darf vor keinem Ziel als unerreichbar zurückschrecken; jedes Ziel ist erreichbar, wenn auch erst über uns hinaus

Der Starke öffnet seine Seele nur dem Auserwählten. Der Schwache hält ihre Tür allen offen

Der Lebenskünstler wünscht und erstrebt nur das Mögliche

Wahrheitsliebe wird zur Roheit, wenn sie bewußt feine Gefühle der Seele verletzt



E. C. Christophé:

Schicksal eines Geschenkes

Ich bekam sie zum Geburtstag geschenkt. „Liebling", sagte meine Braut, denn damals war ich noch verlobt, „halte sie wert und in Ehren". — „Aber selbstverständlich", entgegnete ich froh, „weil sie aus bestem Rindsleder ist."

„Pfui", entgegnete mein blondes Gift, „weil sie von mir ist."

So begann also ihr Lebenslauf. Ich durfte Mariannes Noten darin tragen, wenn sie zur Klavierstunde ging. Einmal nahm ich die Aktentasche mit ins Büro.

Als ich ahnungslos und froh das Leder schwenkend wieder nach Hause kam, stand meine Braut bereits unter der Tür und machte ein spitzes Gesicht.

„Unerhört", zischte sie mich an, „so achtest du meine Geschenke!" Mit hastiger Bewegung riß sie mir die Tasche aus der Hand. „Sieh nur die Risse, die das teure Leder erhalten hat", sagte sie und weinte.

Dann heirateten wir. Ich kann Frauen eben nicht weinen sehen.

Von nun an nahmen wir die Tasche mit, wenn wir sonntags ins Grüne fuhren. Wochen und Monate, ja sommerlang. Dann passierte das Malheur mit ihr

Marianne nahm sie mit auf den Markt. Natürlich ohne daß ich etwas davon wußte. Aber es ist nichts so fein gesponnen, alles kommt ans Licht der Sonnen! Zufällig finde ich die Tasche im Badezimmer. Ich wundere mich über ihre merkwürdige Farbe. Das Leder war gescheckt, gefleckt und mit dunklen Tupfen durchzogen

„Was ist mit der Tasche", frage ich ahnungslos. Da schluchzt mich meine Marianne an, daß es mich sogar erbarmt haben würde, hätte ich ein steinernes Herz in meinem Busen herumgetragen.

„Ich habe", jammerte sie, „ich habe auf dem Markt zuerst Eier gekauft und dann Blaubeeren, und dann habe ich Frau Grünkern getroffen. Wir setzten uns auf eine Bank und plauderten. Plötzlich hörten wir einen entsetzlichen Schrei."

„Was war passiert", unterbrach ich sie und fühlte, wie sich meine Haare sträubten

„Der kleine . . ." schluchzte Mariannchen, „der kleine Grünkern saß auf meiner schönen Tasche und klebte, denn die Blaubeeren und die Eier waren durch den Druck oben herausgequollen. Wir haben ihn förmlich abkratzen müssen."

Meine Augen füllten sich mit trübem Glanz. „So endet ein Geschenk aus unserer Verlobungszeit", ächzte ich düster.

„Endet", ermunterte sich meine Frau, „wo denkst du hin, keineswegs, jetzt fängt das Leben erst für deine Tasche an. Von jetzt an nimmst du sie täglich mit ins Büro."

„Aber wie sieht das denn aus", wagte ich zu bemerken

„Das ist gar nicht so schlimm", erwiderte Marianne, „mit Seife und Soda geht das meiste wieder ab."

„Und die Politur auch", sagte ich, aber ich flüsterte es so leise, daß nur ich selbst es hörte.

So trug ich das lederne Ding denn täglich ins Büro. Parfümierte sie mit den Düften von harter Zervelatwurst, mit bestem Harzer Käse, unreifen Tomaten, Schinken mit Stich, und wie die guten Dinge alle heißen, die uns unsere lieben Frauen zärtlich morgens in die Taschen packen.

Jedes Ding hat seine Zeit. Und auch für eine Frühstückstasche kommt das Ende. Eines Tages war meine Aktentasche weg. Regelrecht weg, denn ich ließ sie liegen. Ließ sie in der Eisenbahn mitsamt meinem Frühstück liegen

Drei Tage weinte meine Marianne, weil ich ihre Geschenke so gering geachtet hatte. Ich liebte sie nicht mehr, meinte sie. Konnte ich das auf mir sitzen lassen? Ich sage nein. Deshalb inserierte ich:

> Teures Andenken aus genarbtem Leder, Verlobungsgeschenk mit frischen Ei- und Wurstbrötchen in der Eisenbahn liegengelassen. Ohne Inhalt zu senden an mich

Wir warteten voller Hoffnung. Marianne spähte morgens mit gerecktem Kopf nach der Post. Endlich ächzte der Paketmann die Treppe empor. Mit achtzehn Paketen. Alles Nachnahmen, sagte er, pro Stück vier Mark fünfzig

Marianne löste die Pakete ein. Da waren Taschen aus Papier, aus Gummi, aus Leinewand, aus Holz und aus Blech. Und eine, eine war auch wirklich aus Leder. Meine. Meine alte Tasche hatte den Weg zurückgefunden. Aber mein Himmel, wie sah sie aus! Als wir sie öffneten, lag ein Zettel darin:

„Herr", schrieb ein Mann, „Ihre Tasche habe ich aus Versehen mitgenommen und meine gute dafür liegen lassen. Ich habe nicht für möglich gehalten, daß sich jemand um dieses brüchige Instrument kümmern würde. Deshalb habe ich mir für meinen linken Fuß eine Einlegesohle rausgeschnitten. Wenn Sie Wert auf die Sohle legen, schreiben Sie bitte sofort mit Rückporto. Jeder weitere Tag verringert ihren Wert."

Wir schrieben nicht. Ich nahm die Tasche. Aber wegwerfen durfte ich sie trotzdem nicht.

Sie sei noch gut, im Winter Kohlen aus dem Keller zu holen, meinte meine Marianne.

DR. KARL KOLL:

Im Kampf gegen „Besserwisser" und „Bürokratie"

BILDER AUS DER GESCHICHTE DER ERFINDUNGEN

Die Wissenschaft sagt „nein!" . . .

„Meine Herren, geben Sie sich keine Mühe und lassen Sie die Finger davon. Es ist vollkommen zwecklos, daß Sie sich mit Konstruktionen herumplagen, die darauf hinauslaufen, ein brauchbares Automobil zu erfinden." — Der also sprach, war Wilhelm Launhardt, wohlbestallter Professor an der Technischen Hochschule zu Hannover und, um das Jahr 1875, eine „Autorität" auf dem Gebiete des Straßen- und Eisenbahnbaues. Rund zehn Jahre später erhielten Daimler und Benz ihre weltbekannten Patente. Der Kraftwagen trat seinen Siegeslauf an.

In einer wissenschaftlichen Abhandlung prägte der englische Professor Lardner den schönen Satz: „Eher wird man zum Mond fahren können, denn auf dem Ozean per Dampf!", und der Pionier der Gasbeleuchtung in Frankreich, Philippe Lebon, mußte sich sagen lassen, daß eine Lampe ohne Docht einfach nicht brennen könne, weil dies den Naturgesetzen widerspräche . . .

Wie sehr die Wissenschaftler irren können, beweist eine Sitzung der berühmten Akademie der Wissenschaften in Paris im Jahre 1878. Damals schickte Edison seinen ersten Phonographen nach der französischen Hauptstadt. Kaum hatte der Physiker du Moncel den Apparat in Bewegung gesetzt, als der Akademiker Bouillaud empört aufsprang und schrie: „Sie Schuft! Glauben Sie, wir lassen uns von einem Bauchredner zum besten halten?" Bouillaud war nicht zu überzeugen, und noch sechs Monate später gab er nach eingehender Prüfung des Phonographen sein Urteil dahin ab, „man könne unmöglich annehmen, daß ein schäbiges Metall den edlen Klang der menschlichen Stimme wiedergeben könne".

Der liebe Gott als Kronzeuge . . .

Joseph Marie Jacquard war mit seinem mechanischen Webstuhl an die Öffentlichkeit getreten. Kein Mensch, selbst Köpfe wie Napoleon und sein Kanzler Carnot, glaubte daran. Man ließ Jacquard nach Paris kommen, und Carnot schnauzte ihn in Gegenwart des Kaisers an: „Also du bist's, der sich das herausnimmt, was kein Gott kann — der einen Knoten in einen gespannten Faden machen will!"

Als Daguerre die Photographie erfand, schrieb ein Kritiker wütend im „Leipziger Anzeiger": „Flüchtige Spiegelbilder festhalten zu wollen, dies ist nicht bloß ein Ding der Unmöglichkeit, wie es sich nach gründlicher deutscher Untersuchung herausgestellt hat, sondern schon der Wunsch ist eine Gotteslästerung. Eine Maschine aber, die den Genius des Malers ersetzen will und die der Mensch allein mit seiner Berechnung entstehen lassen möchte, solch eine Maschine herzustellen, kommt der Anmaßung gleich, das Ende aller Schöpfung zu wollen. Derselbe Gott, der seit Jahrtausenden es nie geduldet hat, daß eines Menschen Spiegelbild unvergänglich bestehen bleibt, dieser selbe Gott soll plötzlich seinen urewigen Grundsätzen ungetreu werden und es zulassen, daß ein Franzose in Paris eine Erfindung teuflischster Art in die Welt setzt! . . ."

Der Amtsschimmel wiehert . . .

1861 setzte der in Wien lebende Mechaniker Marcus (ein gebürtiger Mecklenburger) eine „Explosionsmaschine" auf einen Handwagen und verband die Maschine durch einen Treibriemen mit den Hinterrädern. Die „Karre" lief. Aber da kam die Wiener Polizei und verbot die weiteren Versuche, weil „der Lärm zu groß" sei. Warum sollten sich die Wiener allein blamieren? Also gingen die preußischen Kollegen hin und verboten die Versuchsfahrten eines Dampfschleppers — eines „Traktors", wie man heute so schön auf gut deutsch sagt — wegen „nachteiliger Eingriffe in die Ordnung des allgemeinen Verkehrs". Nicht besser erging es dem Pionier der Schiffsschraube, Joseph Ressel. Hier kam die Triester Polizei und untersagte weitere Fahrten, weil ein Dampfkessel ein „höchst gefährliches Spielzeug" sei.

Wer das heutige Berliner Schnellbahnnetz in seiner gewaltigen Ausdehnung kennt, wird es kaum verstehen, daß die ersten Berliner Hochbahnpläne von Werner Siemens wegen „Unstatthaftigkeit des Projektes" ein

unrühmliches, jähes Ende fanden. Die spätere Zeit ist lächelnd über die damaligen Herren Bürokraten hinweggeschritten. Da las man in den Akten: Die Fußgänger würden durch den heruntertropfenden Regen belästigt, herabfallende Schnee- und Eismassen wären noch unangenehmer, und es wäre sehr bedenklich, wenn brennende Zigarren und Streichhölzchen aus der Hochbahn heruntergeworfen würden .

Kampf gegen die Eisenbahn . . .

Eine wahre Fundgrube für Irrtümer erhabener Geister ist die Geschichte der Eisenbahn. Ein paar Beispiele: Nicola Wood, Eisenbahnsachverständiger (!) bei einer englischen Behörde: „Ich bin weit davon, in der ganzen Welt zu verbreiten, daß die lächerlichen Erwartungen oder, besser gesagt, Prophezeiungen zur Wirklichkeit werden könnten, und daß wir Dampfwagen 12, 16, 18 oder gar 20 Meilen in der Stunde fahren sehen werden. Niemand könnte dem Bau oder dessen allgemeiner Verbesserung mehr schaden als durch Verbreitung solchen Unsinns." Es ist schade, daß wir Herrn Wood nicht zu einer Fahrt mit dem „Fliegenden Münchner" einladen können.

Wie „fachmännisch" klingt dieses Gutachten: „Das Feuer der Lokomotiven wird Wälder und Saaten in Brand setzen, der Lärm der Züge die angrenzenden Schlösser und Güter unbewohnbar und die nächst dem Bahnkörper grasenden Herden rasend machen." Selbst ein Kopf wie Thiers, der bekannte französische Staatsmann, äußerte sich zur Eisenbahn: „Man muß dies den Parisern wie ein Spielzeug geben, aber das wird niemals einen Reisenden oder auch nur ein Gepäckstück transportieren." Und damit auch die Wissenschaft in diesem Chor der Eisenbahnverneiner nicht fehlt, behauptete der glänzende französische Physiker und Astronom Dominique François Arago, die Reisenden würden beim Durchfahren eines Tunnels von wenigen Metern Länge ersticken. Zur Ehrenrettung der früheren bayerischen Medizinalbehörde sei hier gesagt, daß das oft gehörte Gutachten, wonach die Reisenden schwindlig würden, nach neueren, sorgfältigen Nachforschungen ein kleiner „Schwindel" ist.

Der jüngeren Schwester der Eisenbahn, der „Elektrischen", ging es zu Anfang auch nicht viel besser. Als München seine erste Pferdebahn bekommen sollte, erklärte das Bauamt einer hochwohllöblichen kgl. Haupt- und Residenzstadt München, daß es „nicht angängig sei, eine Pferdeeisenbahn auch im Stadtinnern zuzulassen". Vielen Münchnern wird noch der Kampf bekannt sein, den die „Kunstfreunde" gegen die „verschandelnde" Oberleitung auf dem Odeonsplatz, anfangs sogar siegreich, unternahmen, und die Berliner werden sich noch des Kaiserworts „Drunter durch, nicht drüber weg!" erinnern, mit dem Wilhelm II. die Überquerung der Linden durch die Straßenbahn verbot

Der Leidensweg eines Genies . . .

Der Wiener Schauspieler Dr Rudolf Tyrolt erzählte gerne eine hübsche Anekdote: „Als ich im Jahre 1899 auf Gastspiel in Stuttgart weilte, fiel mir eines Abends in einer Ecke des Speisesaals meines Hotels ein äußerst lebhafter Herr auf, der mehreren Offizieren etwas zu demonstrieren schien. Ich fragte meinen Tischnachbarn, ob er den Herrn kenne. Darauf antwortete der biedere Schwabe indem er mir im Tone gutmütigen Bedauerns zuflüsterte: ‚Dös ischt an Narr! Ein Graf Zeppelin! Der guat Ma moint, er kenn durch d'Luft fahre!"

Bei Wissenschaft und Technik fand Zeppelin anfangs den gleichen Widerstand Der berühmte Gelehrte Helmholtz erklärte den lenkbaren Ballon für unmöglich und der Verein Deutscher Ingenieure ließ, obwohl das lenkbare Luftschiff des Grafen bereits seine ersten Fahrten erfolgreich durchgeführt hatte, die Sache Zeppelins fallen, weil „nicht genug und gesichertes Material vorliege" Wenn Fachleute so urteilten, darf man sich nicht wundern, daß 1909 ein Regierungsrat im Auswärtigen Amt zu Berlin in einer ausländischen Zeitung schrieb: „Es ist nur ein Zufall, wenn Luftschrauben aus Stahl und Aluminium nicht herunterfallen und Menschen töten " Kurz darauf aber wurde von „oben" die Parole ausgegeben: „Wir brauchen keine Flugzeuge, weil wir in den Z-Schiffen eine unvergleichlich überlegene Luftwaffe besitzen." Und als das Flugzeug sich dann doch durchsetzte, da sträubte man sich gegen das Ganzmetallflugzeug und behauptete, daß der „Blechesel" niemals fliegen könne Ein bekannter Kriegsflieger aber fragte seinen Kameraden: „Sie sind wohl des Lebens überdrüssig, im Flugzeug ohne Drahtverspannung zu fliegen?"

„Nicht patentfähig . . ."

Man muß den Kopf schütteln, wenn man hört, wieviele heute ganz bekannte Erfindungen von den eigentlich dazu berufenen Behörden, den Patentämtern, in früheren Jahrzehnten abgewiesen wurden. Da finden wir die Luftdruckbremse, ohne die der heutige Eisenbahnverkehr unmöglich wäre. Morsetelegraph, Eisengallustinte. Gasheizung und Eisschrank, die Windvorwärmung für Schmelzöfen, die Zahnradbahn und das erste Gußstahlgeschütz, sie alle und hunderte mehr wurden als „nicht patentfähig" erklärt. Das badische Patentamt erklärte die Schreibmaschine für eine „mechanische Narrheit und alberne Erfindung"

Heute stehen Wissenschaft und Technik, Patentamt und Behörden dem Erfinder und seinem Werk helfend und fördernd zur Seite.

JOSEPH HERRINGS:

Das lebendige Denkmal einer großen Liebe

Das Dörfchen G. . . . zeichnet sich durch keine Sehenswürdigkeit vor den vielen anderen Ortschaften auf . . ing und fing um München herum aus, als ein „Naturwunder".

Man stelle sich vor: ein armstarker Ast von etwa zwei Meter Länge, der zwei Bäume miteinander verbindet und an beiden Enden gleich dick ist — zwei Bäume an einem Ast! Wo hat man je dergleichen gesehen? Die Bauern von G. lassen sich ihr „Naturwunder" jedenfalls nicht nehmen. Auch von den Herren Förstern nicht, die Fälle — freilich höchst seltene — kennen wollen, in welchen Buchen — um solche handelt es sich hier — durch Entsendung eines Zweigleins in den Bereich einer Nachbarin Fühlung suchen. Wenn nun eine konstante Windrichtung als Kupplerin diese Annäherungsversuche begünstige, so entstände auf der Reibungsfläche eine Wunde, die dem Zweiglein gestatte, mit seinem Ende unter die Haut des Nachbarbaumes zu schlüpfen und mit ihm zu verwachsen. Resultat: das „Naturwunder" von G. . . .

*

Aber der Schreiber dieser Zeilen, der den Fall gewissenhaft untersuchte, fand, daß weder die Bauern mit ihrem „Naturwunder" noch die Förster mit ihrer Erklärung recht hatten.

Es war nämlich so:

Im Lammbräu feierten die Buam von G . . . ihren Abschied von der Heimat mit viel Bier, pfundiger Musik und lärmender Begeisterung, die manchmal in eine kleine Rauferei umzuschlagen drohte, „zweng de Madln"

Es war Anfang August 1914, und die Burschen zogen in den Krieg

Der Matthias Keller, „Sträußl am Hut und a Schneid im Leib", wie sie immer wieder sangen, ein Hühne von einem Kerl, der in G. . Gärtner gelernt hatte, war auch dabei. Jetzt drängte er sich durch die Reihen der Tanzenden, griff sich das Marile, die kleine, hübsche Tochter des Lammbräuwirtes von der Seite des vom Vater als „Zukünftigen" bevorzugten Baumeisters Zillig, und verließ, ohne dessen heftigen Protestes zu achten, mit seinem Raube den Tanzsaal

Eine Weile schritten die beiden wortlos die Dorfstraße entlang in den grellen Sonnenschein hinein, der



Zwei Bäume an einem Ast!
Das „Naturwunder" von G . . .
Aufnahme: J. Herrings

sie bis zum Buchenwäldchen auf der Anhöhe jenseits des Sees begleitete. Erst im Schatten der Bäume schmiegte sich das hübsche junge Mädchen eng an ihren Begleiter. „Mei Hias", brachte es mit Mühe über die zitternden Lippen, „ich weiß es, du wirst nicht wiederkommen. Du mußt ja immer vorn dran sein — da, wo die Kugeln fliegen, und deine Frechheiten werden die Engländer und Franzosen nicht so blöd hinnehmen wie der damische Baumeister."

„Daß i net lach", erwiderte der Bursche und lachte dabei aus vollem Halse, „hab du nur koa Angst, ich komm scho z'rück, wenn nur du zu mir hältst Mit de Franzosen, die Herrgottsakramenter, werd i scho fertig"

„Ach Gott, ich weiß es, du kommst nimmer heim!" Das Mädchen weinte jetzt bittere Tränen Da hub er es mit seinen starken Armen empor und küßte seine nassen Augen. Er war vor einer Gruppe von dichtbelaubten Buchen stehengeblieben. Jetzt holte er das Marile mit einem heftigen Ruck aus dem Himmel seiner Liebe herab, wie wenn plötzlich ein erlösender Gedanke in seinem Dickschädel aufgeblitzt wäre.

„Wenn nur du aushältst, Marile", wiederholte er mit einer Zärtlichkeit, die man ihm kaum zugetraut hätte „Und jetzt paß amal auf, was i dir sag"

Hias zog sein Messer — sein Gartenmesser — aus der Hosentasche und bemächtigte sich eines schlanken kaum fingerdicken Zweigleins, das dem glatten Stamme einer Buche in etwa zwei Meter Höhe entwuchs. Er bog es, bis es mit der Spitze eine andere Buche der Gruppe berührte. Mit wenigen geübten Schnitten hatte er die Haut dieses Nachbarbaumes geöffnet und in die Wunde hinein führte er jetzt das vorher zurechtgeschnittene Ende des Zweigleins und legte einen kunstgerechten Verband aus Erde Blättern und Weidenruten an

„Jetzt paß aber auf", begann der Hias wieder fast feierlich, indem er etwas unbeholfen ins Hochdeutsche hinüberglitt: „Das Zweiglein da, ist das lebendige Denkmal einer großen Liebe, unserer Liebe — — "

„Jessas, jetzt hör aber auf", unterbrach das staunende Marile, „aus was für an Kino hast denn die Sprüch?"

Aber der Hias überhörte den schnöden Einwurf und wiederholte mit ehrfürchtigem Nachdruck — „das lebendige Denkmal unserer Liebe! Wie das Zweiglein diese beiden Buchen, so soll uns unsere Liebe verbinden, die grünen, wachsen und Früchte tragen möge wie" — er fand nicht schnell einen passenden Vergleich — „wie — wie die Bäume da Bucheckern tragen. Jedesmal wenn du mir ins Feld schreiben willst, komm erst da heraus und schau, ob des Zweigerl noch grünt Is verdorrt, dann brauchst dein' Brief nicht mehr abzuschicken."

Da brach das Marile in Tränen aus und ließ sich zu der Verbandstelle emporheben, um die frische Wunde des Baumes mit langen, ehrfürchtigen Küssen zu bedecken. So lange Küsse waren es, daß der Hias beinah wie eifersüchtig wurde oder doch so tat: „Gell, laß sei no a weng für mi", knurrte er und stellte die Kleine etwas unzart wieder auf die eigenen Füße.

*

Noch am selben Abend rückte Matthias Keller bei seinem Regiment in München ein

Marile schrieb eifrig — wenigstens einmal im Monat — ins Feld, und am Schluß ihrer Briefe stand jedesmal: „Er grünt noch!"

Das ging so bis der Winter kam. Da lautete der Schluß ihrer Briefe: „Er grünt nicht, weil er im Winter nicht kann, aber gesund ist er."

Gegen Ende des dritten Kriegsjahres starb der Lammbräuwirt, und das Marile stand jetzt ohne männliche Hilfe der großen Aufgabe gegenüber „die Sach z'sammzuhalten bis der Hias hoamkemmat" Kein Wunder, daß sie da keine Zeit mehr fand, lange Briefe zu schreiben Oft hatte die Feldpost nur eine Karte für den Hias auf der regelmäßig stand: „Er grünt noch, Gruß und Kuß vom Marile." Bald hatten sich die Kameraden einen eigenen Vers auf diese seltene Korrespondenz gemacht, und nach jedem Trommelfeuer erging im grimmen Scherz die Frage von Granattrichter zu Granattrichter: „Grünt Ihr noch?" Nur zu oft kam keine Antwort.

Aber den Hias, obwohl er, wie das Marile ja prophezeit hatte, immer vorn dran sein mußte, der sich mit seiner „Frechheit" schon das E. K II und I geholt hatte, verschonte das feindliche Feuer Er kam Ende November 1918, einer der ersten, heil und gesund aus dem Felde zurück.

Zusammen besuchte das Paar die Baumgruppe im Gemeindewäldchen. Es war um Weihnachten und der Hias trug wieder ein Sträußl am Hut. Aber diesmal war es das Abzeichen eines Hochzeiters.

„Mei, was des zugenomma hat", rief er aus und maß „das lebendige Denkmal einer großen Liebe" mit den Fingern „Mindestens zwei Daumen dick!"

„Gelt da staunst", ließ sich das Marile in einem Tone vernehmen, als wäre das kräftige Wachstum sein ureigenstes Verdienst. Der Verband war längst gefallen, aber das Marile bestand darauf, emporgehoben zu werden, um die noch leicht sichtbaren Narben, die von der Operation herrührten, zu küssen, und der Hias war kein Unmensch.

Zur Feier des Wiedersehens grub er die Jahreszahl 1918 in den Baum ein der schon die von 1914 trug.

Was es für eine Bewandtnis hat mit den „zwei Bäumen an einem Ast", wie die Bauern „das Denkmal einer großen Liebe" nannten, das inzwischen von ihnen entdeckt worden, blieb lange das streng behütete Geheimnis des neuen Lammbräuwirtes. Aber wenigstens einmal im Jahr findet er mit seinem Marile, das in den 22 Jahren, die seit der Errichtung des Liebesdenkmals vergangen, eine recht stattliche Frau Marie Keller und Mutter von fünf strammen HJ.-Buben geworden ist, noch immer zu den Buchen im Gemeindewäldle hinaus. Und es war bei einer solchen Gelegenheit, daß der Schreiber dieser Zeilen die beiden in ihrer Andacht absichtslos überraschte. Es kamen noch andere Freunde des Wirtes hinzu, auf deren Drängen der Hias endlich das Geheimnis des „lebendigen Denkmals einer großen Liebe" preisgab. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, den Bauern gefiel seine Geschichte nicht. Sie wollten sich ihr „Wunder" nicht rauben lassen

„Gruppe Sauckel" angetreten

(Fortsetzung von Seite 1325)

Die Kinderschar der Familie des Gauleiters Sauckel kennt keine Verzärtelung Die Eltern gehören nicht zu den ängstlichen, im Gegenteil, sie haben wie wir es bei unserem Besuche im Heime des Reichsstatthalters und Gauleiters miterleben konnten, ihre rechte Freude daran, wenn die ganze „Bande" — wie sie der Gauleiter nennt — sich im tollen Durcheinander herumrauft. 7 von 9 Kindern sind Jungen einer brauner und verschrammter wie der andere Nach der Geburt ihres 9. Kindes bekam Frau Sauckel die schon seit dem Jahre 1923 der nationalsozialistischen Bewegung angehört, vom Führer das Goldene Ehrenzeichen der NSDAP. verliehen. Bei einem Besuch der 5 ältesten Jungen beim Führer nach der Geburt des 9. Kindes hat dieser, wie uns Frau Sauckel stolz erzählt, zu ihnen gesagt, daß ja jetzt die jungen Sauckel bald eine eigene Jungvolk-Gruppe bilden können Im Heim der Familie Sauckel ist diese Gruppe schon gebildet

Wie wir das Weimarer Heim des Gauleiters betraten, hat gerade Erich der Älteste die ganze quicklebendige Schar antreten lassen Disziplin muß sein wenn auch gerne der eine oder andere gegen die Kommandogewalt des Ältesten murren möchte Sauber ausgerichtet steht die „Bande" „Die Augen — links" in strammer Haltung wird dem Vater und der Mutter gemeldet

Die politische Arbeit eines Gauleiters und Reichsstatthalters läßt dem Vater nur wenig Zeit für seine Familie Die ganze Verantwortung und Erziehungsgewalt für die 9 Jungen und Mädel ruht dann auf den Schultern der Mutter. Da ist schon militärische Disziplin notwendig Wenn der Vater daheim ist, dann läßt ihm aber seine muntere Schar keine Ruhe Er muß erzählen, wie es in der Kampfzeit war, was er auf seinen Reisen erlebt hat, was der Führer bei seiner letzten Rede gesagt hat, muß die Schrammen und Beulen, die sie sich beim letzten Jungvolk- oder Jungmädel-Lager geholt haben, bewundern, muß bei den Ringkämpfen als Schiedsrichter fungieren und dann — was ihnen nun weniger angenehm ist — mit der Mutter das Strafgericht über besondere Missetäter verhängen

Nachdem den Vater wichtige Arbeit fortgerufen hat sitzen wir noch mit Frau Sauckel zusammen und hören eine Mutter über ihre Kinder sprechen. Da gibt es keine Bevorzugung oder irgendwelche Abkapselung, Jungen und Mädel treiben sich braungebrannt und verschrammt, genau wie alle anderen Kinder, auf der Straße oder dem Sportplatz herum Alle, die nur annähernd das Alter erreicht haben, sind im Jungvolk oder in der Jungmädelschaft und verrichten dort ihren Dienst Der stolzeste Tag war für sie die Auszeichnung mit dem goldenen Ehrenzeichen Viel Arbeit bringt eine Kinderschar von 9 Köpfen mit sich Alle 9 zieht Frau Sauckel selbst auf Alle 9 hängen mit einer unbändigen Liebe an ihrer Mutter. Während wir im Erzählen waren, ist einer nach dem anderen von der „Bande" angeschlichen gekommen und hat sich still neben die Mutter gesetzt. Jeder von ihnen hat irgend etwas auf dem Herzen, was er der Mutter erzählen will. Jeder möchte mal von ihr über den flachsblonden Kopf gestrichen werden Aber — der Besuch ist ja noch da. Nun, da wollen wir die Mutter nicht in ihren Pflichten stören und uns verabschieden. Ein herzliches Wort des Dankes und das Gartentor schließt sich hinter einem Familienglück, wie wir es als ewige Kraftquelle unseres Volkes brauchen wenn wir als große und starke Nation leben wollen

---

ANEKDOTEN

Beethoven hörte bekanntlich in seinem Alter sehr schwer. Als ihn einst Rossini besuchte, äußerte er seine Besorgnis, ob Beethoven ihn auch verstehen werde. „Ach", meinte ein anderer Besucher, „Sie haben's doch einfach! Machen Sie's wie in der Politik, wechseln Sie Noten!"

*

Ferdinand v. Straß hatte einst, um Richard Wagner zu überraschen, den damals noch ganz neuen „Kaisermarsch" einstudieren lassen. Wagner saß, in seinen Mantel gehüllt, und hörte zu.

Als das Stück zu Ende war, ließ sich Wagner bewegen, den Marsch selbst zu dirigieren. Alles ging gut bis der Meister, schon gegen Ende des Stückes, plötzlich abklopfte und in unverfälschtem Sächsisch rief: „De tribbe Drumbeede hat ja nich eincheseßt!" — „Nu", klang es aus dem Orchester zurück, „mer sin doch bloß zwee!"

*

General Kyau, der am Hofe August des Starken lebte, wurde einmal in lustiger Gesellschaft gefragt, warum die Frauen wohl von der Natur keine Bärte verliehen bekommen hätten Schmunzelnd strich er sich den seinen und meinte: „Das ist doch sehr einfach denn — sagen Sie selbst — wer in aller Welt sollte sie rasieren da sie doch keinen Augenblick den Mund halten können?!"

*

Als Herder, der in Weimar ein geistliches Amt hatte, nach Italien kam, frug ihn dort ein fanatischer Abbate, ob es denn nicht gewagt sei, wenn er seine „Herde solange ohne Aufsicht und Weide lasse?" Mit boshafter Schlagfertigkeit erwiderte Herder: „Seien Sie außer Sorge denn in Deutschland haben wir schon lange — die Stallfütterung eingeführt!" F B

Der gefährliche Ulan

Als die deutschen Truppen am 29 Juni 1864 Alsen erreichten, sandte der General von Manstein einen Ulanen an das Ufer der Augustenburger Förde, der feststellen sollte, ob noch feindliche Schiffe dort lägen

Nach einer halben Stunde kehrte der Ulan zurück und meldete sich bei dem General

„Nun, mein Sohn" fragte Manstein, „was hast du zu melden?"

„Ich melde mir von Patrouille zurück!" sagte der Ulan. „In der Förde lag ein feindliches Kanonenboot Als es mir sah, erschrak es und dampfte ab" O. F

Der Arzt behielt recht

Fürstin Maria von Ligny war zweiundachtzig Jahre alt, als sie ihre einzige Tochter, die das fünfundsechzigste Lebensjahr erreicht hatte, durch den Tod verlor Äußerst betrübt hierüber klagte die greise Fürstin ihrem Schwiegersohn: „Ich habe das Unglück ja kommen sehen denn schon bei der Geburt sagte mir der Arzt, daß ich das Mädel nicht durchbringen werde" K B

HUMOR DER ANDEREN

Gestern versuchte ein Taschendieb, mich auszuplündern. Wäre meine Frau nicht gewesen, so hätte der ein schönes Sümmchen ergattert.
„Packte sie ihn, oder schrie sie nur?"
„Nichts von dem. Sie war gar nicht da."
„Aber Sie sagten doch . . .?"
„Ganz recht! Sie hatte mir die Taschen schon ausgeplündert, als ich mein Mittagsschläfchen hielt."
(Answers.)



„Hören Sie endlich auf, Madame, es ist nämlich auch etwas Geld von mir dabei!"
(Ric et Rac.)

„Mein Herr, ein armer Blinder!"
Der gütige Herr will ein Geldstück in den Hut werfen, aber es fällt auf die Straße. Der Blinde bückt sich sofort und hebt es auf.
Der Herr: „Sie sind ja gar nicht blind!"
„Ganz recht, mein Herr! Ich halte hier nur für einen blinden Freund den Platz; er war so müde und mußte sich erholen."
„Wo ist er denn?"
„Da drüben im Kintopp."
(Straw Stories.)

*

Er saß neben ihr. Er aß neben ihr. Dann sprach er neben ihr: „Ich liebe die Gefahr! Ich gehe ihr nicht aus dem Wege — o nein, im Gegenteil! — Ich suche sie auf, wo ich sie finde!"
Sie lächelte: „Aha! Darum also!"
„Was? Darum also?"
„Darum also essen Sie die Erbsen mit dem Messer!"
(Politiken.)

*

„Fritzchen! Fritzchen! Um Gottes Willen! Der Kanarienvogel ist weg!"
„Komisch! Eben als ich seinen Bauer mit dem Staubsauger reinigte, war er noch da."
(Passing Show.)

*

Lehrer: „Wer kann mir sagen, wie man einen Menschen nennt, der unaufhörlich redet und redet, ganz egal, ob es seine Zuhörer interessiert?"
„Einen Lehrer!"
(Answers.)

*

„Ist denn der Mann da normal? Während der ganzen Zeit, da er das Schaf schert, spricht er ununterbrochen vor sich hin!"
„Er war früher Friseur!"
(Passing Show.)

„Haben Sie schon mal mit dreizehn an einem Tisch gesessen?"
„Ja."
„Und hatte das ein Unglück im Gefolge?"
„Mehr als das! Für alle zwölf außer mir war es ein großes Unglück."
„Oh! Und für Sie?"
„Ich schnitt gut ab. Keiner bekam einen Schilling von mir."
„Was war denn das?"
„Es war eine Versammlung, die meine Gläubiger einberufen hatten."
(Straw Stories.)



„Weißt du, weißer Adler, ich halte doch nicht viel von diesen modernen Erfindungen!"
(Tidens Tegn.)

Humor

Fritz Schulze, Stammgast in der Molkadiele, ist zum Heeresdienst einberufen und muß nun tüchtig exerzieren:

„Menschenskind, Schulze, fassen Sie doch nicht das Gewehr so ungeschickt an! Sonst sieht's ja aus, als ob Sie sich davor fürchten!"

„Tu' ich auch, Herr Unteroffizier!"

*

Die beiden saßen in einer dämmerigen Ecke auf einem weichen Sofa. Alles war auf Zärtlichkeit gestimmt, aber er getraute sich nicht. Schließlich wagte er eine diplomatische Anfrage: „Wenn ich Sie jetzt küssen würde?"

„Ja, bitte, was wäre dann?"

„. . . dann würden Sie wohl kein Wort mehr mit mir sprechen?"

„Ich will Ihnen was sagen: Wenn wir weiter gute Freunde bleiben sollen, müssen Sie sich Ihren Pessimismus abgewöhnen."

*

„Sie annoncieren heute, daß Sie fünfhundert neue Hüte hereinbekommen haben!"

„Gewiß, meine Dame."

„Kann ich sie mal aufprobieren?"

*

„Aber 600 Mark habe ich in den letzten sechs Monaten für Else ausgegeben, und nun gibt sie mir einen Korb."

„Tröste dich nur. — Denk' bloß einmal, was sie dich erst gekostet hätte, wenn du sie geheiratet hättest!"



Die Fußangel.

Der Hausherr führt stolz die Gäste durch seine von Familienhand geschmückten Räume. Vor einem großen Ölbild bleibt er andachtsvoll stehen.

„Und das hier ist ein Sonnenuntergang, den meine Tochter gemalt hat. Sie hat im Ausland studiert!"

„Soso! — — Das erklärt die Sache. Solch einen Sonnenuntergang habe ich nämlich hierzulande noch nie gesehen."

„Mein Fräulein, die Personalbeschreibung im Paß stimmt aber nicht mit Ihrem Äußeren überein!"

„Nicht wahr, ich bin viel hübscher?"

*

Lehrer: „Wer von euch kann mir eine Sage nennen?"

Fritz: „Die Nibelungensage."

Lehrer: „Richtig! Wer weiß eine andere zu nennen?"

Hans: „Die Gudrunsage."

Lehrer: „Gut! Noch eine. Na, Peter?"

Peter: „Die Wettervorhersage, Herr Lehrer."

*

Ediths Freund war letzten Sonntag in Wannsee und ist ordentlich braun geworden.

„Donnerwetter!" sagt sie zu ihm beim Nachmittagstee, „bist du aber von der Sonne verbrannt! Wenn du beim Trinken die Augen zumachst, sind deine Augenlider zwei richtige weiße Flecken im Gesicht. Schau bloß einmal in den Spiegel, damit du siehst, wie komisch das aussieht!"

*

Mein Freund geht neulich zu seiner Waschfrau. Auf der Treppe vor ihrer Tür sitzt ein kleiner Junge, den er fragt: „Du, Kleiner, ist deine Mutter zu Hause?"

„Jawohl", ist die Antwort.

Mein Freund klingelt — es macht niemand auf. Nach einer kleinen Weile klingelt er noch einmal, und da es wiederum vergeblich ist, wendet er sich zu dem Jungen: „Du, deine Mutter ist doch gar nicht hier!"

„Nee", meint der, „meine Mutter wohnt ja ganz wo anders!"

*

„Die alten Ägypter wickelten ihre Mumien in weiße Tücher, die mit Balsam getränkt waren, und zwar so fest, daß sie sich nicht mehr rühren konnten!"

*

„Fräulein Irene, betrachten Sie mich als Ihren Sklaven!"

„Gut — ich schenke Ihnen Ihre Freiheit!"

*

„Wer ist denn der kleine Herr, dort am hintersten Tisch, den der Kellner so von oben herab behandelt?"

„Den kennst du nicht? Das ist doch der bekannte Verfasser von dem Aufsehen erregenden Buch ‚Macht, Reichtum, Ansehen'"

*

„Sieh' mal, Elschen, die schönen Seidenkleider, die ich trage, rühren alle von einem unansehnlichen kleinen Würmchen her."

„Ja, Mama, und dieses arme Würmchen ist doch sicher der Papa!?"

*

Ein Auto stand auf der Landstraße. Panne. Die beiden Insassen lagen unter dem Wagen, eifrig an der Arbeit, mit allerhand Werkzeug die Maschine wieder in Gang zu bringen.

„So, jetzt wird es gehen", sagte der eine, „ich habe eine tüchtige Portion Schmieröl in den Zylinder gegossen."

„Zylinder?" rief entrüstet der andere aus. „Das war mein linkes Ohr!"

*

Bei der Kraftfahrprüfung:

„Was würden Sie tun, wenn die Bremsen versagten?"

„Aussteigen und einen großen Stein vor die Vorderräder legen."

RÄTSEL

Besuchskartenrätsel

ULRICH NEGGAN
STEELE

Welche Rätsel bevorzugt dieser Herr?

Verschmelzungsrätsel

Hymne — Sipo = musikalisches Werk, Siam — Ochs = deutscher Dichter, Gram — Hub = deutsche Hansastadt, Motte — Noa = Möbelstück, Lee — Noppe = griechische Frauengestalt, Kaste — Ade = Pfahlwerk, Tino — Tara = Behörde, Lore — Hund = Zierpflanze, Mais — Bora = Götterspeise, Ruhm — Rache = Handwerker, Leim — Ei = weiblicher Vorname, Spurt — Ani = Zarengünstling. Vorstehende Wörter sind zu einem Wort der angegebenen Bedeutung zu verschmelzen. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter nennen einen deutschen Philosophen.

Mosaikrätsel

dasd | ndbe | ebil | zieh
leid | euts | rsog
ußla | detd | enei | eite
chev | earb | nebe
ausr | aßdi | tsch | olki
stso | rdeu | rung
efüh | ndde | inte | ezum
sein | utun | llig
üßte | entu | germ | igun
gist

Die Steinchen, richtig geordnet, ergeben einen Ausspruch unseres Führers Adolf Hitler.

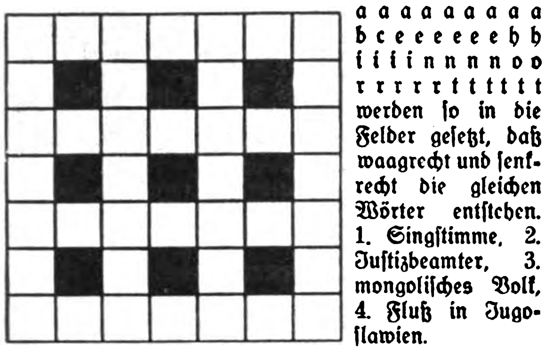
Silbenrätsel

Aus den Silben: be — bi — de — dru — du — e — es — fe — gi — gi — i — ir — ki — kost — land — lu — ma — neu — no — raf — ris — roh — rü — so — tysch — ur — zu sind 12 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben nacheinander gelesen einen Ausspruch des Reichsministers Goebbels ergeben. (st = ein Buchstabe)

1 .... 7 ....
2 .... 8 ....
3 .... 9 ....
4 .... 10 ....
5 .... 11 ....
6 .... 12 ....

1. Säugetier, 2. berühmter japanischer General, 3. griechische Göttin, 4. polnischer Heerführer gegen die Türken, 5. neuerschlossenes Gebiet, 6. Negerstamm, 7. Fluß in Sibirien, 8. Futterpflanze, 9. fleischlose Nahrung, 10. Gefäße, 11. keltischer Priester, 12. ehemalige russische Volksvertretung.

Viereck



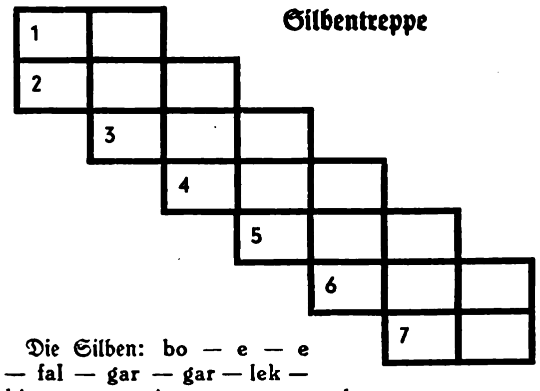
Die Buchstaben: a a a a a a a a b e e e e e e e h h i i i i n n n n o o r r r r r t t t t t werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Singstimme, 2. Justizbeamter, 3. mongolisches Volk, 4. Fluß in Jugoslawien.

Auszählspirale

e	u	o	i	m	u	e	r	n
a	r	n	i	k	a	s	a	i
e	s	s	e	e	d	w	e	n
h	l	e	e	r	e	s	b	l
a	v	h	e	l	z	ü	o	e
h	i	f	e	w	c	n	d	e
d	d	s	r	s	i	u	c	f
v	n	e	i	t	t	s	r	i
g	m	u	g	k	g	n	d	t
m								

Mit einer zu suchenden Zahl ist im Verlauf der Spirale auszuzählen. Die so anfallenden Buchstaben ergeben aneinandergereiht einen Ausspruch Schachleiters. Zu beginnen ist bei dem untersten Buchstabenfeld.

Silbentreppe



Die Silben: bo — e — e — fal — gar — gar — lek — ki — ne — ni — o — o — sal — son — son — to — to — tra — tra — werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Luftsprung, 2. asiat. Hauptstadt, 3. Musikinstrument, 4. griech. Sagengestalt, 5. span. Vorgebirge, 6. Truppenstandort, 7. Gestirn.

Rätselgleichung

(A—B) + (C—D) + (E—F) + (G—e) + (H—J) = X

A) westdeutscher Fluß, B) Flächenmaß, C) Stadt in Italien, D) Verhältniswort, E) Fluß in Sibirien, F) französischer Artikel, G) rumänische Münze, H) Frauenname, J) ägyptischer Sonnengott, X) altrömisches Erntedankfest.

Kapselrätsel

Spirdingsee, Glimmer, Lavendel, Schwarzenfels, Kalmus, Schabernack, Terrasse, Stellenangebot, Lokalbahn, Schulkind, Menagerie, Repräsentant, Kristall, Zwinger, Marseille, Kryptogamen, Tourist, Monoton, Adonis, Tabernakel, Schleierschwanz, Schneidemühl, Heiserkeit, Hellebarde, Staubecken, Feuilleton, Kanonen, Sizilien, Diedenhofen, Kuratorium, Zypressenhain, Honorar, Maulesel, Kellermann, Griselbis, Eskalade, Pestalozzi, Djungarei, Knabenkraut, Klagenfurt, Aufseher, Gaunertrick, Solidarität, Koromande, Neumarkt, Meilenstein, Strandgut, Ziegelstein, Pirandello, Lenormand, Lieberose, Fremdenlegion, Kawalla, Linoleum, Ingenieur, Linsengericht. — In jedem der vorstehenden Wörter ist ein selbständiges Hauptwort eingekapselt. Die Anfangsbuchstaben derselben ergeben einen Ausspruch des Führers.

Zahlenrätsel

4, 7, 10, 16, 10, 11, 8 = bayerischer Staatsmann; 10, 11, 15, 10, 11 = deutscher Maler; 16, 2, 15, 13, 14, 11 = Männername; 2, 8, 1, 10, 3, 10 = griechische Göttin; 4, 10, 4, 2, 12 = sagenhafter Berg im Orient; 8, 19, 11, 8, 10 = Backwerk; 7, 3, 13, 11, 2 = Oper von Flotow; 2, 13, 2, 12 = deutscher Kapellmeister; 3, 14, 10, 11, 3, 16, 10, 11, 18 = Stadt in Franken; 16, 2, 20, 20, 1, 14, 4 = Gott des Weines; 2 3, 13, 19, 11, 11, 2 = europäische Republik; 20, 2, 8, 14, 15, 15 = römischer Dichter; 1, 2, 11, 6, 10 = Musikinstrument.

Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben den Namen eines großen deutschen Musikers, dessen Todestag sich im Juli jährte.

Lösungen der Rätsel aus Folge 35

Viereck: 1. Formosa, 2 Reblaus, 3. Oranien, 4. Absinth. ✱ **Magische Silbentreppe:** 1. Ate, 2. Tetuan, 3. Ankara, 4 Radeberg, 5. Bergmeister, 6. Sterkrade, 7. Degen. ✱ **Zahlenrätsel:** 1. Aquarell, 2. Enveloppe, 3. Querpfeife, 4. Universum, 5. Antimon, 6. Tiflis, 7. Optativ, 8. Referent. „Aequator" ✱ **Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 2. Esel, 6 Park, 11. Irokesen, 13. Istrien, 15. Ehe, 16. Osa, 17. Snob. 19. Ei, 21. Span, 23. Asiat, 25. Feige, 27. Mark, 29. Reb, 31. Roon, 33. Tau, 35. Ilt, 37. Protest, 39. Konifere, 41 Arno, 42. Adel. Senkrecht: 1. Agio, 3. Sir, 4. Eris, 5. Loens, 7. Ase, 8. Rehe, 9. Kneipe, 10. Issus, 12. Knopf, 14. Tarim, 18. Baer, 20. Maar, 22. Niete, 23. Arnika, 24. Tropf, 26 Ghast, 28. Korea, 30. Flor, 32. Nord, 34. Utah, 36. Inn, 38. Tee, 40. Jo ✱ **Rösselsprung:** Bei Schwertern und bei Fahnen schlief uns das Lachen ein, wen schert's? wir wollen die Ahnen lachender Enkel sein! (Walter Flex). ✱ **Silbenkreuz:** 1—2 Lakai, 1—3 Lama, 1—5 Lade, 2—4 Kaiser, 3—4 Maser, 3—5 Made, 3—6 Magen, 5—6 Degen. ✱ **Kryptogramm:** Findling, Scherbe, Gehalt, Voluptas, Schantung, Gemeinde, Mergel, Trosse, Sender, Sachsen, Neunauge, Sterling, Widmung, Derwisch, Baer, Tigris, Keiler, Balten, Kaundry, Vergehen, Torso, Cambrai, Bildnis, Raetsel, Leichdorn, Verhalten, Feld „In der Behauptung einer großen Sache unter Widerwärtigkeiten und Gehorsam bildet sich der Held"

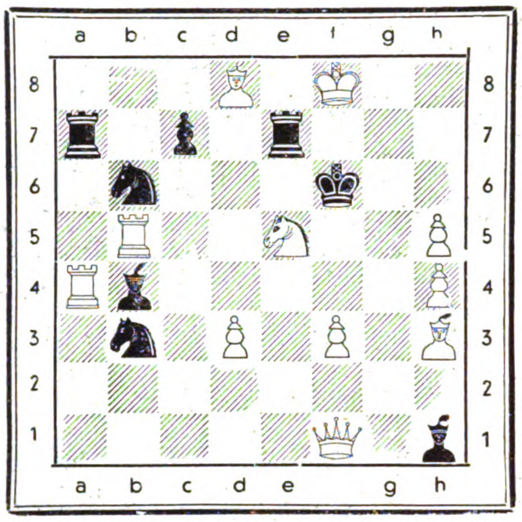
Schach-Beobachter

Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe (Urdruck)

Von Josef Utech, Essen

Schwarz: Kf6. Ta7. Te7, Lb4. Lh1. Sb3. Sb6. Bc7 (8).



Weiß: Kf8. Df1. Ta4, Tb5. Ld8. Lh3. Se5. Bd3. f3. h4. h5 (11).

Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 32

Dreizüger von Dieter Steinhoff. Leobschütz.

Weiß: Ka7, Df5. La6, Bb2. g4. h2 (6)

Schwarz Kd4. Be4 (2)

1. Df5—e6. Kc5; 2. De5†. Kc6; 3. Lb5‡ (2. . . . . Kb4: 3. Db5‡)

1. . . ., Ke3; 2. Dd6 Kf2: 3. Dg3‡. 1. . . . . e4—e3: 2. Dd6†. Ke4: 3. Lb7‡.

Richtig gelöst: P. Schurig, Sebnitz; Herbert Schulz. Bln.-Neukölln; Dr. Münch. Bocholt; P. Fröhlich. Schmirchau; M. Loch. Berlin-N.; Dr. Mederle, Rockenhausen; K. Schmidt. Detmold: H Rahm. Bonn: G Wendorff Greifenberg. J. Herwig. Gotha; Dr. A. Morell. Wiesbaden; Ebeling, Potsdam, A. Hinrichs, Naumburg-Saale: W. Michaelis, Roßwein; J. L. Pollach Nürnberg; E Momnaur, Solingen-Ohligs; L Hohensee, Berlin W: E. Schupp, Wiesbaden; F. Blank, Rottach a. T: M. Jansen. Köln; A. Köglmayr. Marnbach. F. Lichtenberg. Köln-Mülheim; O. Behncke. Cuxhaven: Ch. Ginader. Endorf; H. Bielicke. Quolsdorf; A Seber, Trier; E. Brand, Plettenberg-Holthausen; H Kolwitz, Bln.-Neukölln; P. Wylega, Staßfurt; F. Ruckdeschel, Nürnberg; Pfr. Klein. Setzingen: Ch. Ellrich. Spangenberg; O. Dehler, Bad Blankenburg; R. Weng. Königsberg. Folge 31: W Fenschel. Gau Odernheim: H. Fuhlbrügge. Elsnig.

Einige Löserurteile: „Lauter reine Mattbilder, die allen Lösern Freude machen!" P. Sch., S.; „Wertvoll!" Dr. M., B.: „Eine Komposition von wahrhaft genialer Tiefe" Dr. M., R.: „Ein wunderschöner Dreizüger mit herrlichen Mattbildern, dem Komponisten besten Dank" H. R., B.; „Die Aufgabe übertrifft an Kombinationstechnik das gewöhnliche Maß! Ganz ausgezeichneter Beitrag für unseren Schach-Beobachter" E. Sch., W.; „Wunderbare Abspiele" F. B., R.; „Eine mit wenig Figuren sehr interessant gestellte Aufgabe" Ch. G., E., „Diese Aufgabe finde ich prachtvoll" H. B., Qu.; „Das reinste Vexierbild" E. B., P.-H.; „Lehrreiche Schachgeometrie von klassischer Schönheit" H. K., Bln.-N. usw.

An viele Löser! Lösungen sollen innerhalb 14 Tagen eingesandt werden.

Bei Anfragen bitte Rückporto beilegen.

Den Königsflügel entblößt

Sizilianische Verteidigung, gespielt in Bad Oeynhausen um die Deutsche Meisterschaft 1937

Weiß: Rellstab (Berlin)

Schwarz: Heinrich (Mannheim)

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	e2—e4	c7—c5	17.	Lg5—d2	Se7—c6
2.	Sb1—c3	Sb8—c6	18.	c2—c4	b5—b4
3.	g2—g3	g7—g6	19.	f2—f4	f6—f5
4.	Lf1—g2	Lf8—g7	20.	e4×f5	g6×f5
5.	Sg1—e2[1]	d7—d6	21.	Tf1—e1[4]	e6—e5
6.	d2—d3	e7—e6	22.	Sd1—f2	0—0
7.	0—0	Sg8—e7	23.	h3—h4[5]	e5×f4
8.	Lc1—d2	Ta8—b8	24.	Lg2—d5†	Kg8—h7
9.	a2—a4[2]	a7—a6	25.	Dc1—d1	Lg7—h6
10.	Dd1—c1	h7—h5[3]	26.	Dd1×h5	Sc6—e5
11.	h2—h3	b7—b5	27.	Ld2×f4	Tf8—f6
12.	a4×b5	a6×b5	28.	Ta1—a7	Dd8—b6
13.	Sc3—d1	Lc8—b7	29.	Te1×e5![6]	d6×e5
14.	Ld2—e3	Sc6—d4	30.	Lf4×h6!	Tf6×h6
15.	Se2×d4	c5×d4	31.	Dh5—f7†	Kh7—h8
16.	Le3—g5	f7—f6	32.	Ta7×b7	Aufg.[7]

[1] Weiß geht seine eigenen Wege, um evtl. den Aljechinschen Vorstoß f2—f4 gegen die Drachenvariante machen zu können.

[2] Um b7—b5 zu verhindern.

[3] Eine unheilbare Schwächung des eigenen Königsflügels, die meistens den Keim des Verlustes in sich trägt.

[4] Weiß geht auf die schwachen Punkte des gegnerischen Lagers los.

[5] Stoppt den feindlichen Bauern, den Weiß bald erobert.

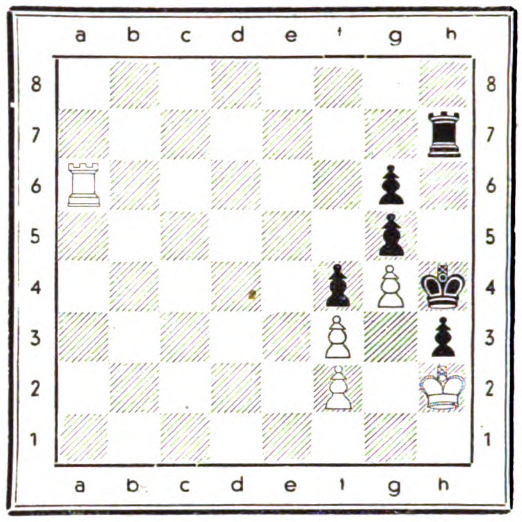
[6] Der Anziehende stürmt die schwarze Stellung, opfert den Turm, um nach Läufertausch (!) das Feld f7 für die Dame freizubekommen.

[7] Da Materialverlust nicht zu vermeiden ist, gab Schwarz die hoffnungslose Partie auf.

Turmendspiel

Von Dr. Alois Wotawa, Wien

Schwarz: Kh4. Th7. Bf4. g5. g6. h3 (6)



Weiß: Kh2. Ta6. Bf2. f3. g4 (5)

Weiß zieht und gewinnt!

Lösung:

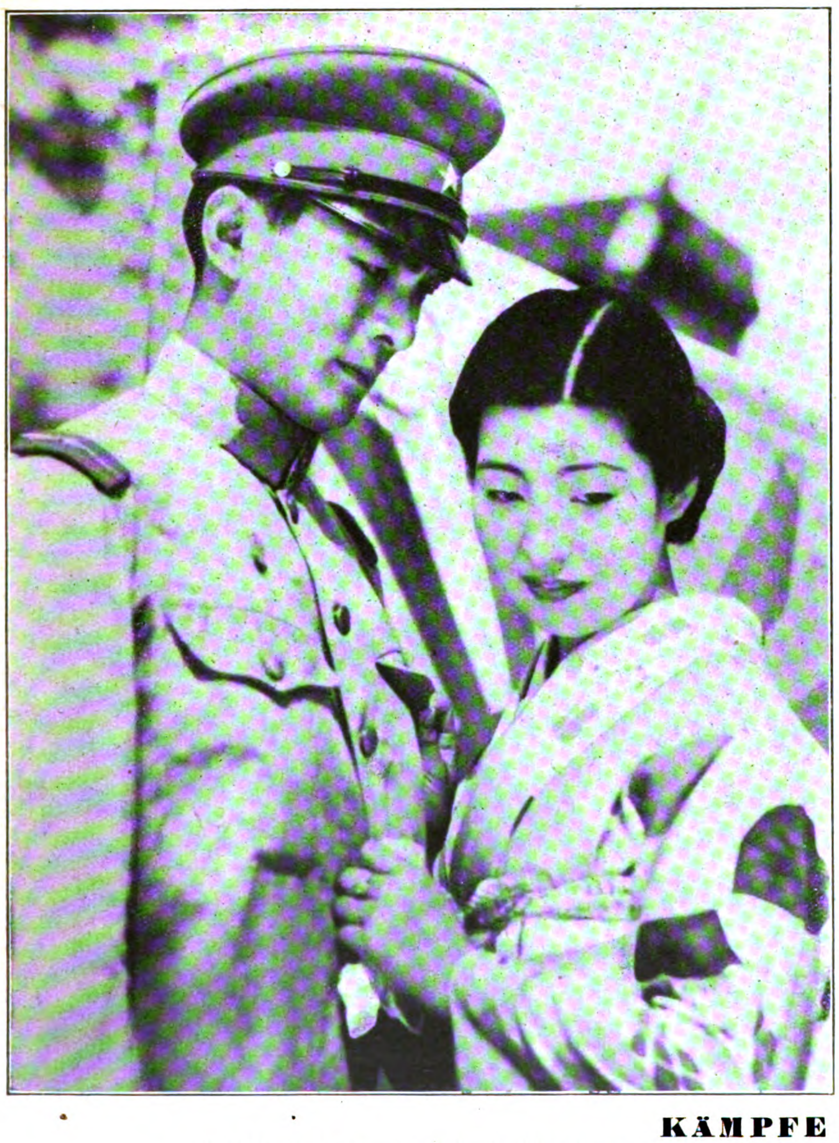
1. Ta8! (Der feindliche Turm muß in die Verstellung hinter dem eigenen Bauern gezwungen werden, denn auf 1. Ta1? folgt Tb7, 2. Tg1. Tb2! Falls 2. Ta8, so Tb8!) 1. . . ., Th6; 2. Ta1, Th7: 3. Tg1. Tb7; 4. Tg3 nebst folgendem Matt!



SANTANDER:

Das Bild zeigt die Freude der Franco-Truppen beim Einzug in Santander: Offiziere werden auf den Schultern in die befreite Stadt getragen

Aufnahmen: Associated-Press (2), Weltbild (1)





KÄMPFE IN CHINA:

Gefühlvolle Seite der Kriegsberichterstattung: Ein japanischer Soldat nimmt Abschied von seinem Schatz.

Nach dem Ausbruch der Feindseligkeiten: Chinesische Hilfstruppen schaffen einen Verwundeten fort.



Das Glück von der Leinwand heruntergeholt.
Der bekannte Filmschauspieler Willy Fritsch und seine Frau Dinah Grace mit ihrem kleinen Michael.



Kürbisernte im Hause Fritsch.
„Jawoll, da staunen Sie — und selbst gezogen!"

Sonntag-Vormittag bei Willy Fritsch



Papa Fritsch filmt seinen Sohn.

Draußen im Grunewald liegt die kleine Besitzung, wo Willy Fritsch in Wirklichkeit und nicht im Film Papa spielen kann. „Ein gastliches Haus", so sagt jeder, der einmal draußen war, „ein Haus mit sehr viel Sonne und Freude."



Rechts:
Stolz Nummer 2:
die deutsche Dogge.

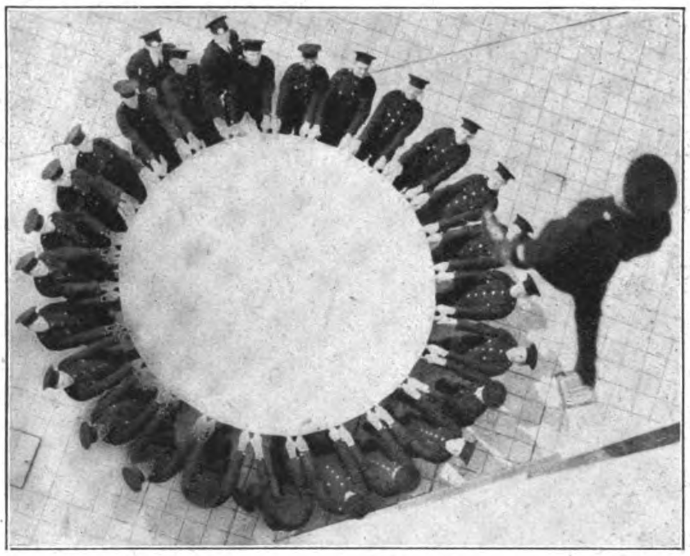


Ein Sonntag-Vormittag bei Willy Fritsch.
Die Äpfel aus dem Paradies Fritsch scheinen dem Filmschauspieler Schönböck doch ein wenig zu sauer zu schmecken.
Aufnahmen: B. Fischer.

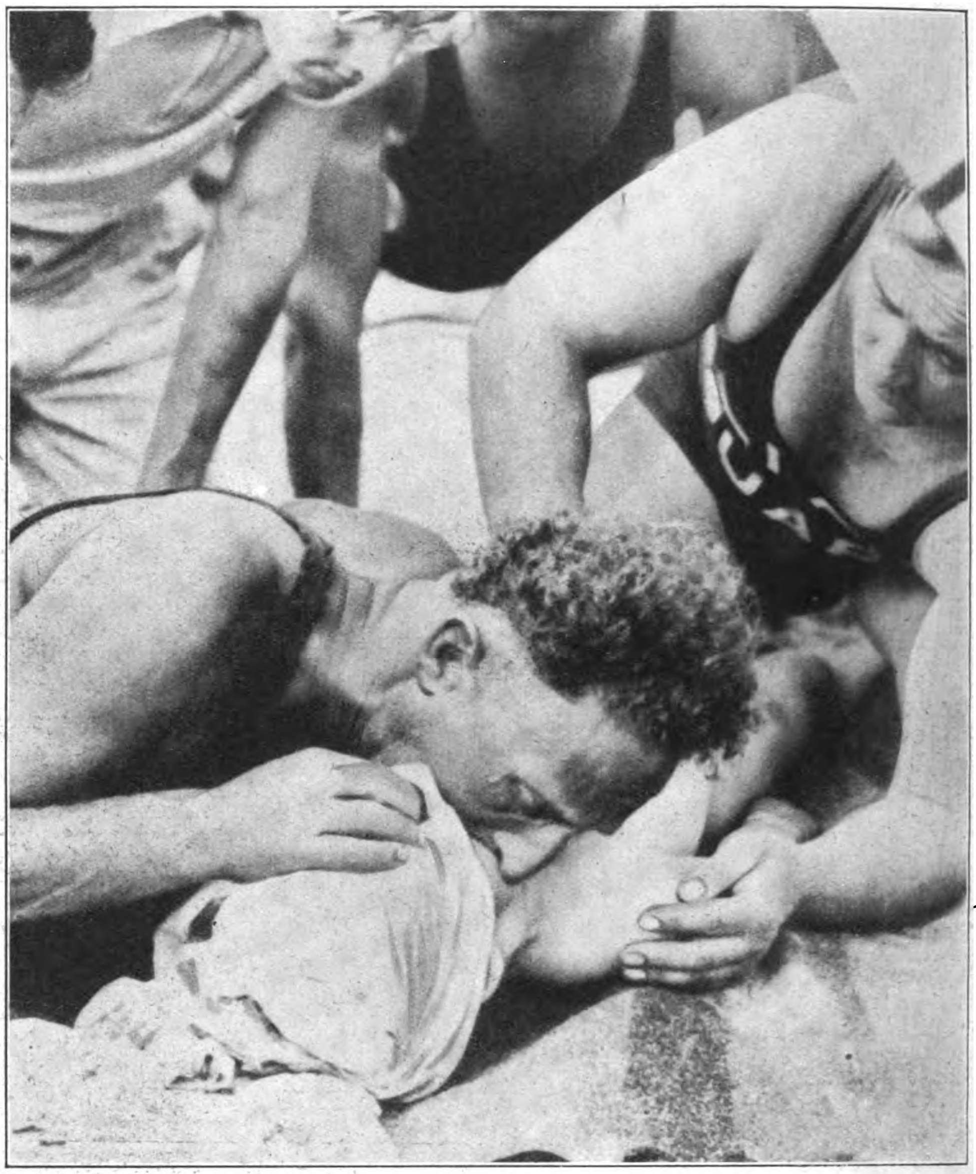


Mensch, ärgere dich nicht — beim „Mensch, ärgere dich nicht!"
Ein harmloses Spielchen im Garten, gewiß angenehmer als das Spielen unter den Jupiterlampen. Von rechts: Willy Fritsch, Frau Fritsch, Filmschauspieler Schönböck.

Kamera-Beute aus England und Amerika



Erste öffentliche Übung der Londoner Feuerwehr, die wöchentlich im Hofe der Feuer-Hauptwache stattfindet. Die Aufnahme zeigt die Anwendung des Sprungtuches.



Amerikanische Strandwächter haben einen untergegangenen Knaben geborgen. Durch eigenen Atemhauch der Männer wird dem verunglückten Kleinen Leben eingeblasen.



Aufnahmen: Weltbild.

Ein beliebter Sport der Kalifornier: Stierreiten der Cowboys. Hier hat ein Cowboy gerade erfahren, daß ein Stier sehr ungemütlich werden kann.

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12—2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Bern III 7205; Warschau 194121; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968; Den Haag 211846; Paris 190066; Brüssel 350797. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße; Swiss Bank Corporation, West End Branch, 11c, Regent Street, Waterloo Place, London S. W. 1. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39-41, Fernruf 20755 u. 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden.
[A B C D E F] D.A. II. Vj. 1937: über 685000 Stck. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig

12. JAHRGANG / FOLGE 37 / DONNERSTAG, 16. SEPTEMBER 1937

2. Ausgabe

IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22



Adolf Hitler beim Reichsparteitag der Arbeit 1937 in Nürnberg.

Der Führer auf dem Zeppelinfeld beim Vorbeimarsch des Reichsarbeitsdienstes; vor ihm: Reichsleiter Konstantin Hierl.
Siehe auch ausführlichen Bildbericht im Innern dieser Folge.
Aufnahmen: Boegner-Fischer.

Der Reichsparteitag der Arbeit



Adolf Hitler trifft zu Beginn des Reichsparteitages im Flughafen in Nürnberg ein.

Von München kommend, landete der Führer am Nachmittag des 6 September in Nürnberg. Zu seinem Empfang waren u. a. Rudolf Heß, Frankenführer Juli"s Streicher und Oberbürgermeister Liebel erschienen. Auf unserem Bild begrüßt der Führer den Kemmandeur der Leibstandarte, SS-Obergruppenführer Sepp Dietrich. Zwischen beiden: der Reichsführer SS Himmler.

Aufnahme: Heinrich Hoffmann.



Ankunft des Führers im Deutschen Hof.

Die Fahrt vom Flughafen zum „Deutschen Hof" durch die Straßen der festlich geschmückten alten Reichsstadt war eine Triumphfahrt ohne Beispiel. Unzählige Volksgenossen säumten den Weg, um Adolf Hitler den ersten jubelnden Willkommensgruß zu bieten; lange noch, nachdem der Führer sein Quartier bezogen hat, brausen die Heilrufe zu seinen Fenstern herauf.

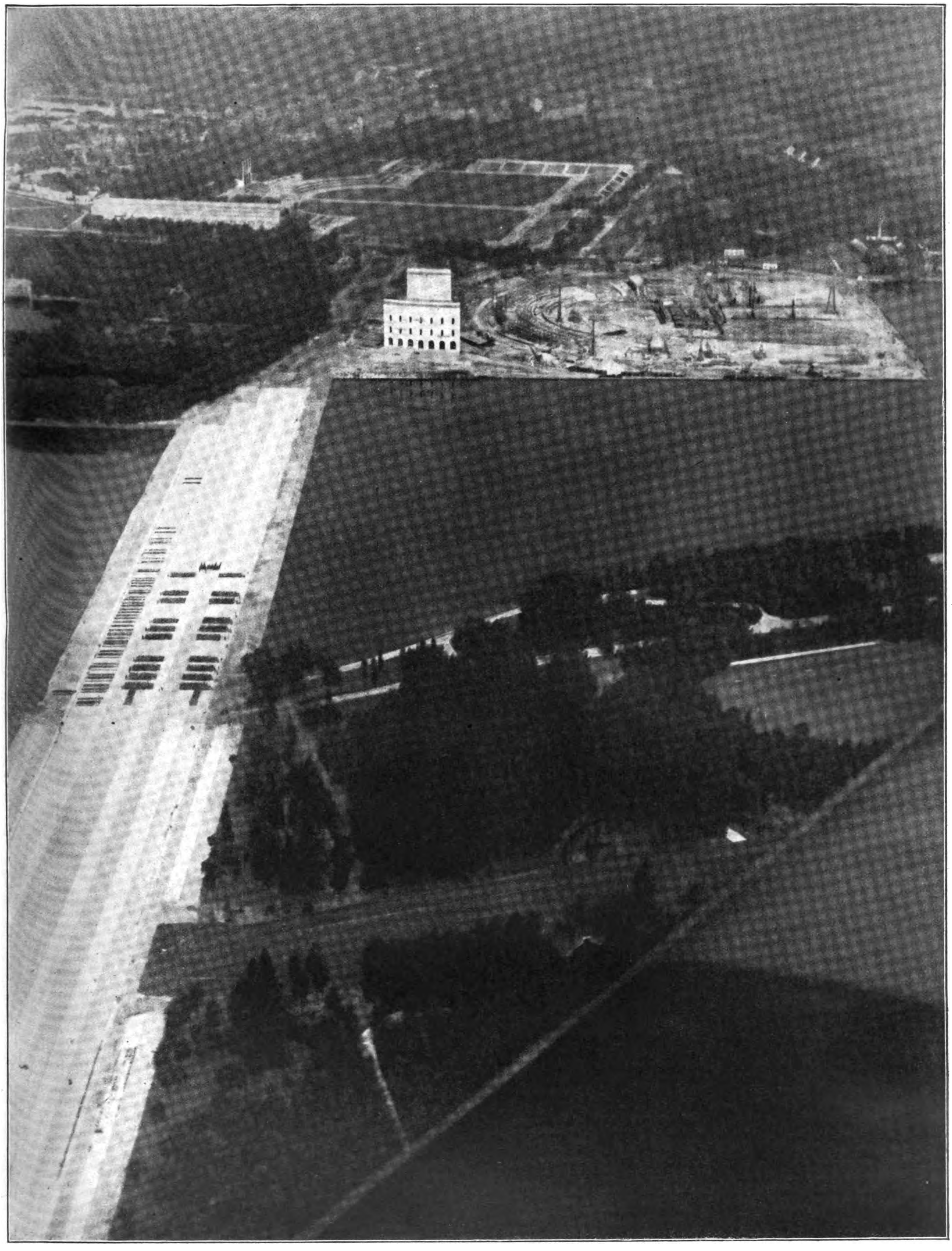
Aufnahme: Boegner-Fischer.



Adolf Hitler dankt der Stadt der Reichsparteitage für den Empfang.

Im festlich geschmückten großen Rathaussaal begrüßte Oberbürgermeister Liebel den Führer und übergab ihm als Ehrengeschenk den Abguß des „Sieg der Arbeit" von Thorak. Zum Empfang war das gesamte Führerkorps der Partei erschienen sowie die leitenden Vertreter sämtlicher Reichs- und Staatsbehörden zusammen mit den Vertretern der deutschen Wehrmacht.

Aufnahme: Heinrich Hoffmann.



Luftaufnahme vom Nürnberger Parteitaggelände.

Im Vordergrund die große Aufmarschstraße (darauf Marschkolonnen sichtbar), die vom neuentstandenen Märzfeld (unten auf dem Bilde nicht mehr sichtbar) über den Dutzendteich zum Luitpoldhain (oben Mitte) führt. Links oben die langgestreckte Luitpoldhalle, rechts, am Ufer, der Bauplatz, auf dem die Kongreßhalle entsteht mit dem Modellstück in Originalgröße.

Aufnahme Helmuth Kurth. Freigegeben vom RLM unter Nr. 8937/5 am 8. 9. 37.



Vorbeimarsch der HJ.-Bannfahnen vor dem Deutschen Hof

Seit dem 20. Juli waren 1500 Hitlerjungen aus allen Gebieten Deutschlands unterwegs auf dem Marsch zur Stadt der Reichsparteitage. Am Dienstagvormittag, vor der feierlichen Eröffnung des Parteikongresses, fand dieser Marsch seinen Abschluß. Stramm und frisch ziehen die Hitlerjungen vorüber. Auf dem Balkon: der Führer mit seinem Stellvertreter Rudolf Heß (links) und dem Reichsjugendführer Baldur von Schirach (rechts).

Aufnahme: Boegner-Fischer



Rudolf Heß begrüßt vor der Luitpoldhalle den Führer.

Um 11 Uhr vormittags wurde in der Luitpoldhalle feierlich der Kongreß des Parteitages der Arbeit eröffnet. Gemäß bisherigem Brauch hielt der Stellvertreter des Führers die Eröffnungsansprache, wobei er besonders der 31 Toten des Panzerschiffes „Deutschland" gedachte. Das Bild zeigt die Begrüßung des Führers. Zwischen Adolf Hitler und Rudolf Heß: Gauleiter Adolf Wagner; ganz rechts: Generaloberst Göring, daneben: Reichsminister Dr. Goebbels.

Aufnahme Atlantic-Photo G m b. H.



Der Parteitagkongreß der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei wird eröffnet.
Die Proklamation des Führers (im Innern dieser Folge abgedruckt) wies in großen Zügen die Stellung des Nationalsozialismus zu den inneren und äußeren Problemen unserer Zeit, Aufgaben und Zielsetzung von Partei und Staat. Links vom Führer: Stabschef Lutze, dahinter: Brigadeführer Schaub, nach rechts: Rudolf Heß, Julius Streicher und Reichsstatthalter General d. Inf. v. **Epp.**

Aufnahme: Heinrich Hoffmann.



Die Kulturtagung im Deutschen Opernhaus in Nürnberg.

Dr Goebbels verkündete im Auftrag des Führers die erste Verleihung des Deutschen Nationalpreises. An die Spitze der Ausgezeichneten wurde in symbolischer Ehrung der verstorbene Baumeister Professor Troost gestellt. Alfred Rosenberg, die Ärzte Bier und Sauerbruch, und der Forscher Filchner sind die ersten lebenden Träger des Preises. Unsere Aufnahme: während der Eröffnungsansprache Rosenbergs (rechts) der Führer, neben ihm: Frau Prof. Troost. Prof. Bier, Prof. Sauerbruch, Reichsminister Rust.

Aufnahme: Heinrich Hoffmann.



Die riesige Berliner Halle in der KdF.-Stadt bei Nürnberg.

Nördlich vom Parteitaggelände ist die KdF.-Stadt entstanden. Stürme von Besuchern wälzten sich am zweiten Tage der Nürnberger Feiern dorthin, um der Eröffnung beizuwohnen. Fünf Festhallen, Tanzgruppen und Artisten ersten Rufes aus ganz Deutschland, Musikkapellen und Vergnügungsstätten aller Art sorgen für den frohen, Lebensfreude bejahenden Ablauf des achttägigen Volksfestes.

Aufnahme: Friedrich Franz Bauer.



Reichsarbeitsdienstführer Konstantin Hierl meldet dem Führer.

Der Appell des Reichsarbeitsdienstes war durch ein besonderes Symbol gekennzeichnet, weil dieser Parteitag im Zeichen der Arbeit stand. 38 000 Arbeitsdienstmänner marschierten auf dem Zeppelinfeld am Führer vorbei. Die eindrucksvolle Feierstunde, der Hunderttausende beiwohnten, gelangte zu ihrem Höhepunkt, als nach den Bekenntnisworten des Reichsleiters Hierl der Führer sprach.

Aufnahme: Boegner-Fischer



Die Arbeitsdienstkolonnen marschieren durch die Straßen der Stadt.

Anschließend an den Appell auf dem Zeppelinfeld marschierten am Mittwochmittag die Träger des erdbraunen Rockes durch die Innenstadt des festlichen Nürnberg. „Ihr seid nicht mehr wegzudenken und seid auch niemals mehr wegzubringen" hatte der Führer zu ihnen gesagt, und die Freude, die in den Gesichtern aufleuchtet, zeigt den Stolz dieser Arbeiter für Deutschland.

Aufnahme: Boegner-Fischer.



Der Führer legte am Donnerstag den Grundstein zu dem gewaltigen „Deutschen Stadion".
Die NS.-Kampfspiele, von der SA. durchgeführt und in diesem Jahre zum ersten Male abgehalten, werden in Zukunft auf den Reichsparteitagen ihren Höhepunkt erreichen. Unser Bild zeigt Adolf Hitler vor dem Modell des neuen Stadions, das nach seiner Fertigstellung 1943 das größte der Welt sein wird. Rechts: Stabschef Lutze und der Architekt Prof. Speer; links: Reichsminister Kerrl.

Aufnahme. Boegner-Fischer.



Kameradschaftsabend der NS.-Presse während des Reichsparteitages.

Reichsleiter Amann (rechts), dessen stolze Leistungsschau der NS.-Presse einen der Höhepunkte des Kongresses bildete, veranstaltete für die in Nürnberg anwesenden Angehörigen der Parteipresse einen Kameradschaftsabend im Künstlerhaus, wobei den alten Mitkämpfern Ehrenurkunden verliehen wurden. Die Reichsleiter Rosenberg, Dr. Goebbels (links und Mitte) und Dr. Dietrich nahmen an den fröhlichen Erholungsstunden teil, die die angestrengte Parteitags-Pressearbeit für kurze Zeit unterbrachen.

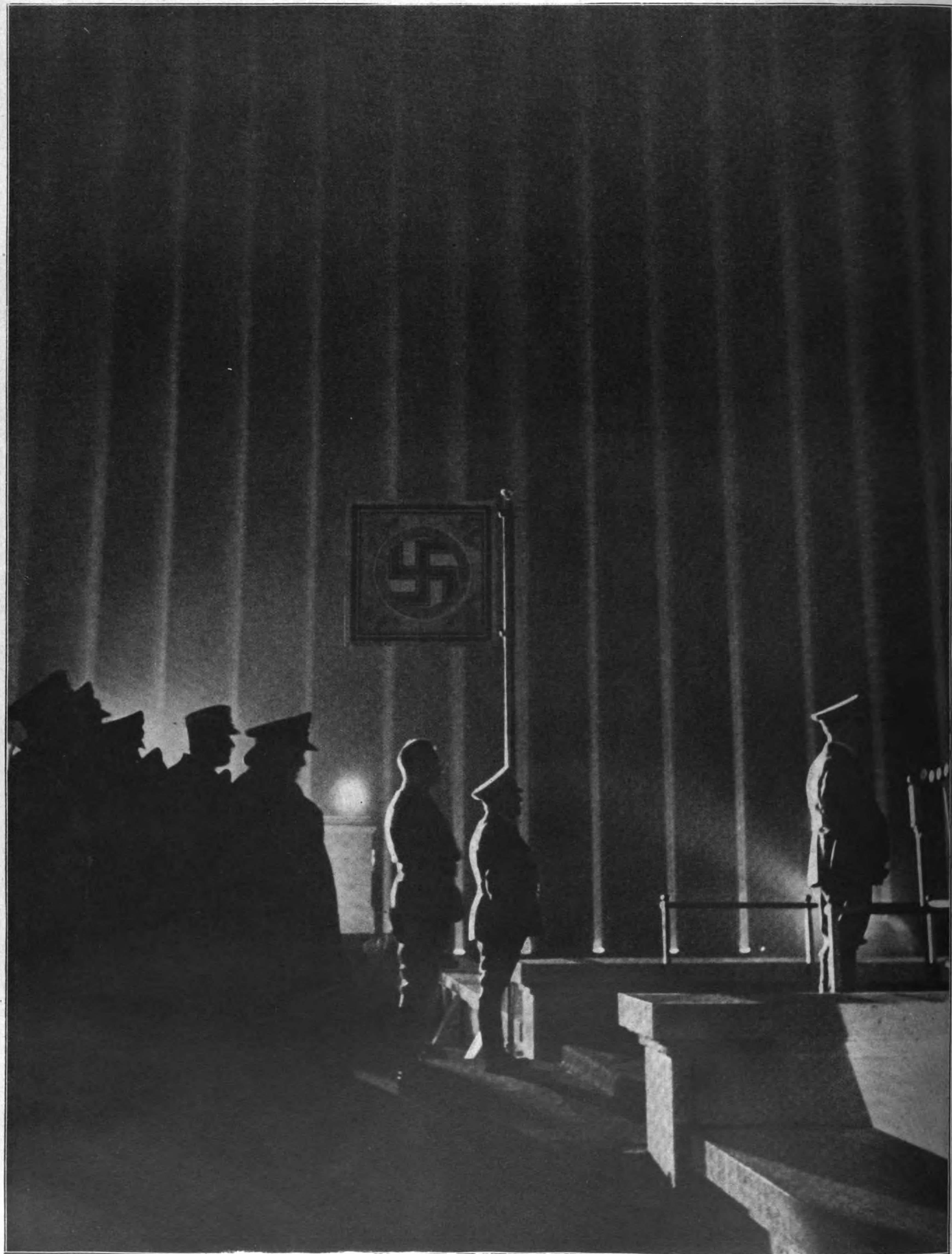
Aufnahme: Fritz Wolkenstörfer.



Der Aufmarsch der Werkscharen vor dem „Deutschen Hof".

Der sechste Tag des Reichsparteitages wurde eröffnet durch den Aufmarsch der Werkscharen am Frauentorgraben. Ihr Schöpfer, der Reichsorganisationsleiter Dr. Ley, meldete dem Führer die in mustergültiger Ordnung angetretenen Abteilungen, die Garanten der einheitlichen politischen Ausrichtung in den Betrieben. Adolf Hitler im Gespräch mit einem Werkscharmann; hinter ihm Dr. Ley und Oberstwerkscharführer Schneider.

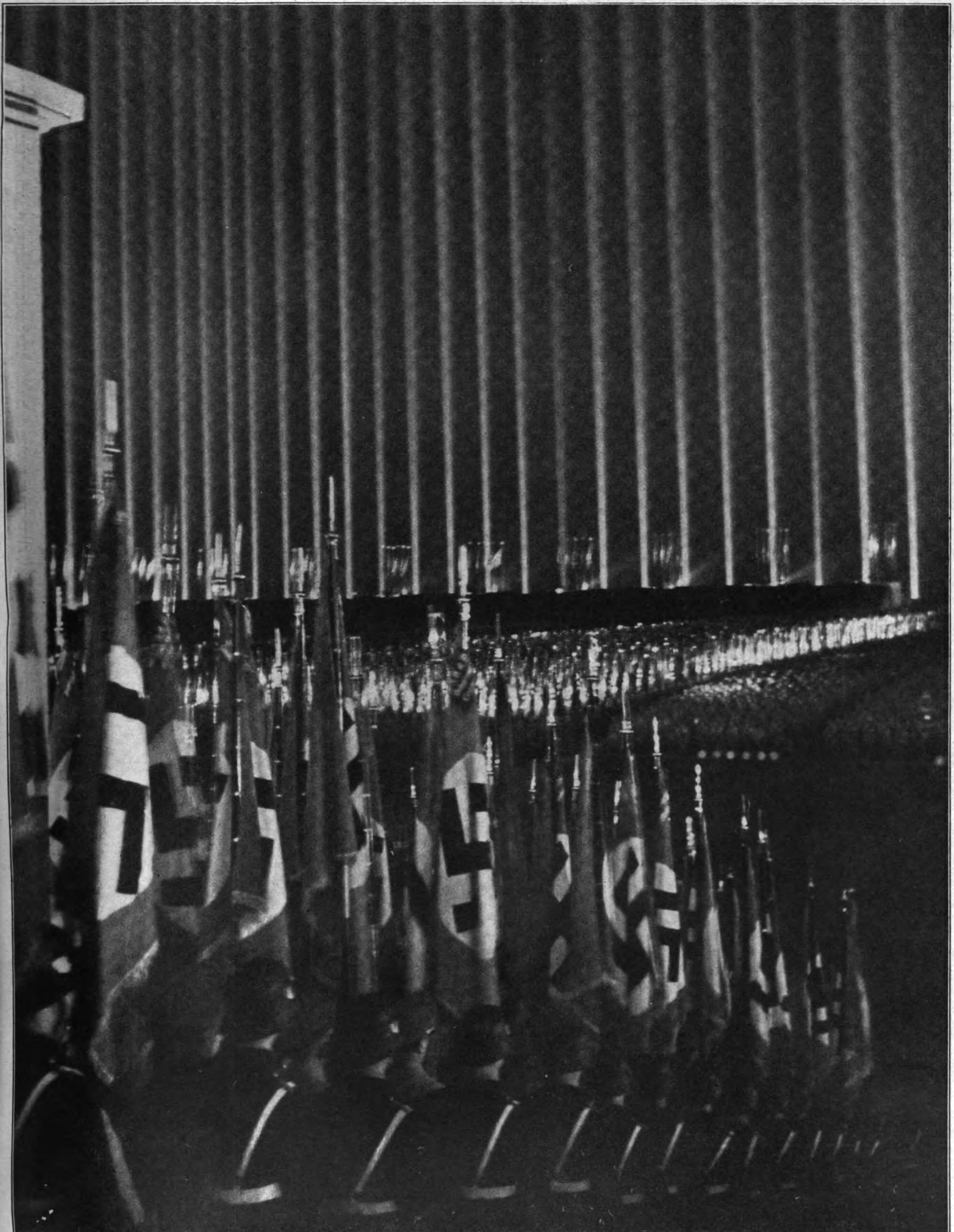
Aufnahme: Boegner-Fischer.



Der Appell der Politischen Leiter unter dem Lichtpfeiler auf dem Zeppelinfeld.

140 000 Politische Leiter mit ihren Fahnen meldete am Freitagabend Reichsorganisationsleiter Dr. Ley dem Führer, der in ihnen seine politischen Kampfkameraden in alter und neuer Zeit begrüßte. Rechts: Adolf Hitler, hinter dem Führer: Reichsorganisationsleiter Dr. Robert Ley; der Stellvertreter des Führers, Rudolf Heß; Ministerpräsident Generaloberst Göring.

Aufnahme Boegner-Fischer



Die Fahnen der Bewegung im Strahlenkranz der Scheinwerfer.

Um das Viereck des Zeppelinfeldes hat die Flakartillerie ihre Scheinwerfer aufgestellt, deren Strahlengarben steil zum Himmel ragen und so einen riesigen Pfeiler von einigen tausend Meter Höhe bilden — ein unvergeßlicher Anblick für alle, die am Abend des fünften Tages den Appell der Politischen Leiter aus allen Gauen Deutschlands miterleben durften.

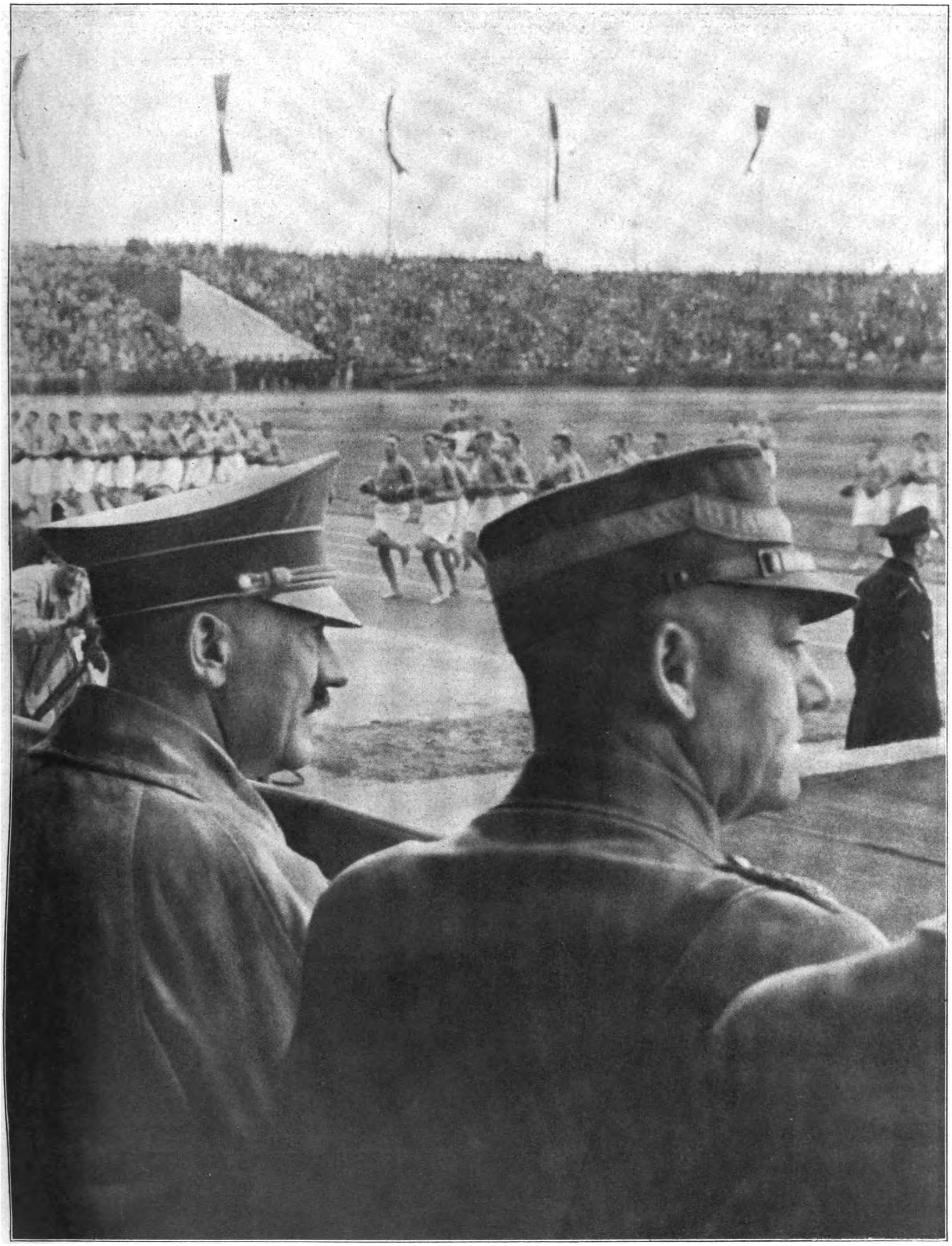
Aufnahme: Boegner-Fischer.



HJ. im Nürnberger Stadion.

Trotz schlechten Wetters ein Bild fröhlicher Jugend in freiwilliger, straffer Disziplin: 48 000 Hitlerjungen und Jungvolk, darunter 11 500 **Partei**anwärter und 5000 BDM., meldete der Reichsjugendführer zum Appell angetreten. Unser Bild zeigt den Führer, begleitet von Rudolf Heß, der die Aufnahme der Jungmannschaft in die Partei vornahm, und den Reichsjugendführer Baldur von Schirach beim Gang durch die Reihen.

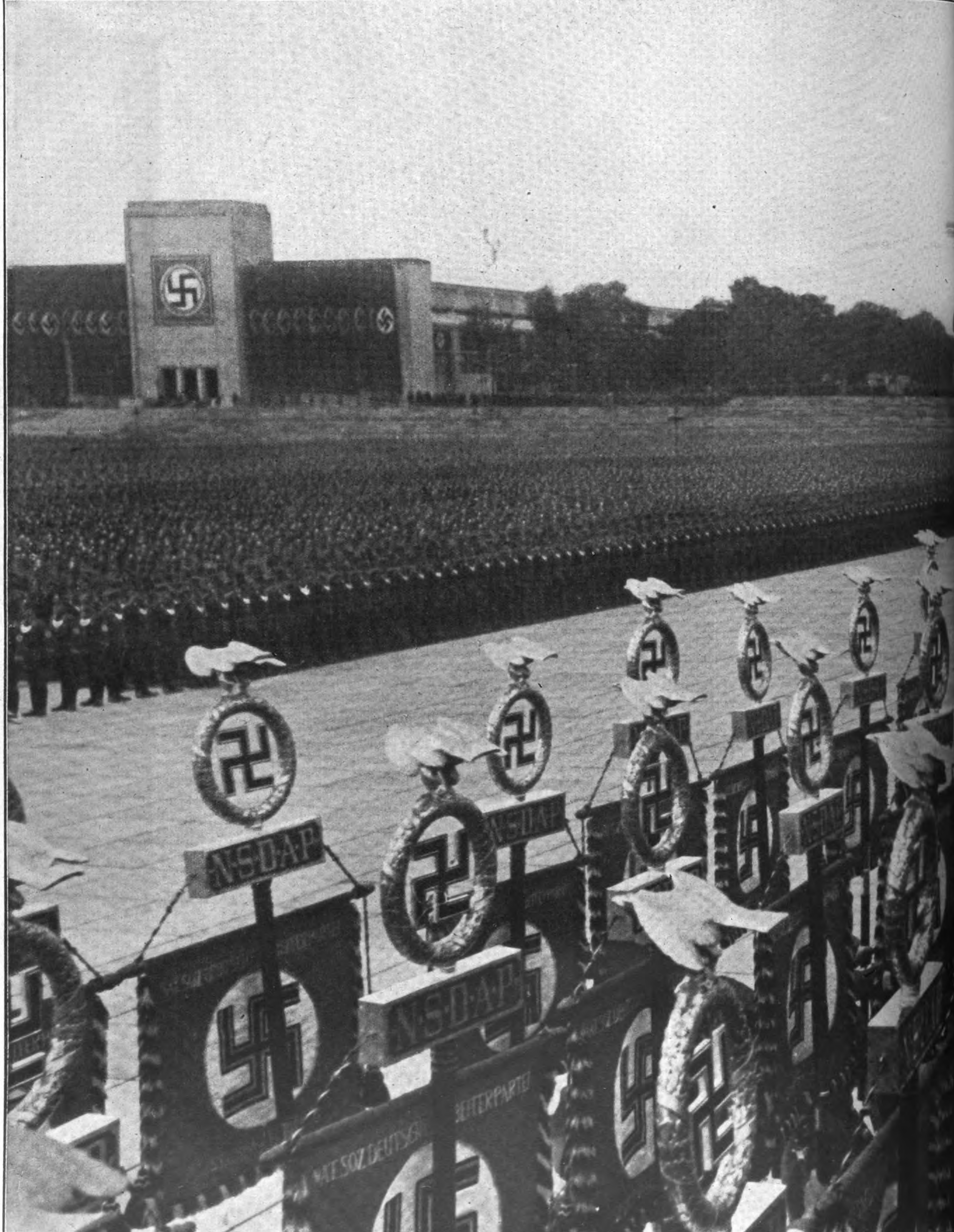
Aufnahme Boezner-Fischer.



Adolf Hitler und Viktor Lutze bei den NS.-Kampfspielen.

Am Samstag fanden im Stadion zu Nürnberg die Schlußkämpfe der NS.-Kampfspiele statt, zu denen der Führer persönlich in Begleitung des Stabschefs Lutze erschien. Diese Kampfspiele, auf Befehl des Führers von Stabschef Lutze durchgeführt, gestalteten sich schon in ihrem ersten Jahre zu einem vollen Erfolg.

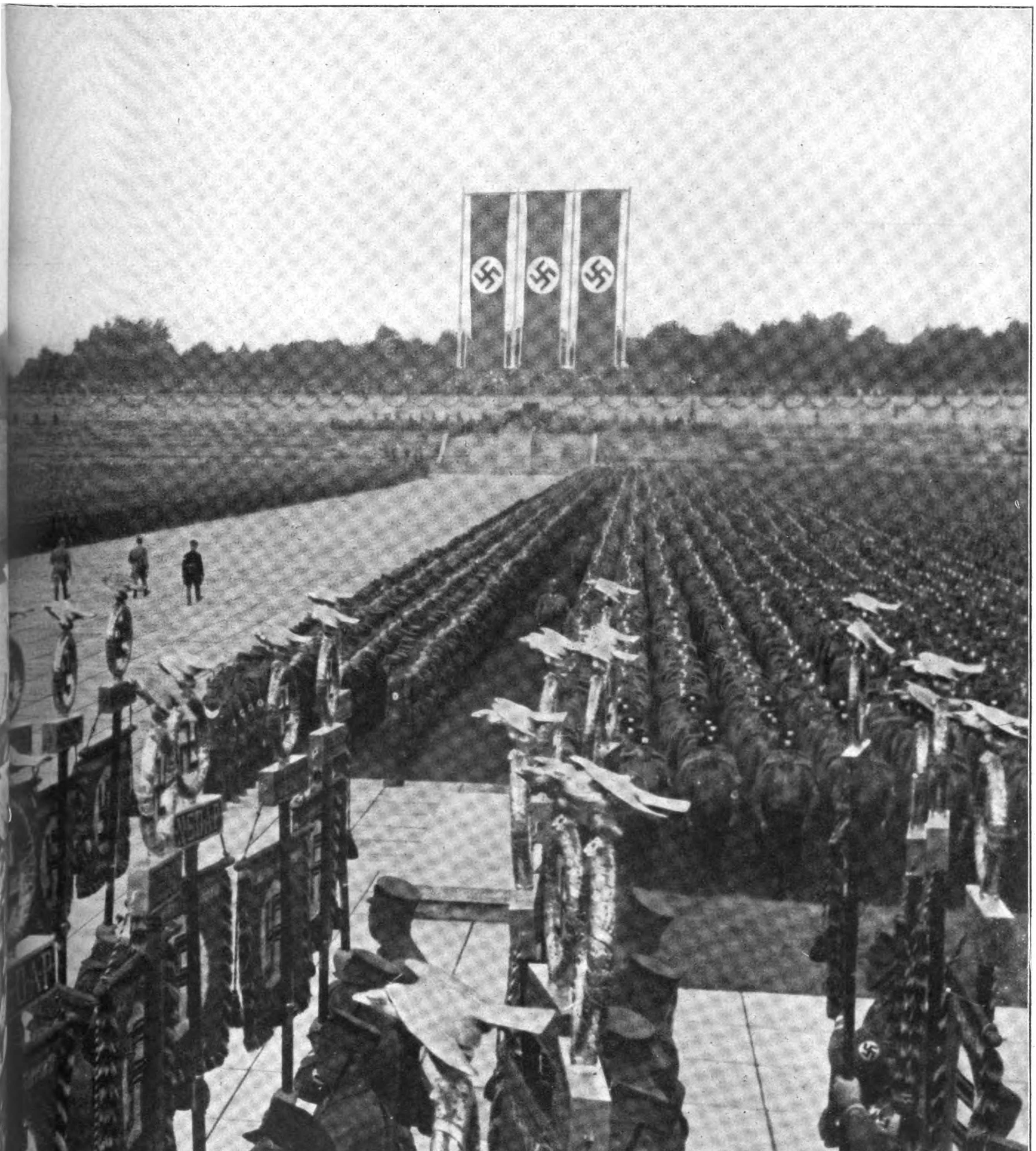
Aufnahme: Boegner-Fischer.



Der Ehrentag der Formationen im Braunhemd:

Aufnahme: Boegner-Fischer.

Wie alljährlich, so traten auch diesmal die Sturmabteilungen und Staffeln zur großen Heerschau im **Luitpoldhain** an, wo am Ehrenmal die Totenehrung stattfand. 78000 SA.-, 19000 ᛋᛋ-, 12 000 NSKK.- und 1500 NSFK.-Männer **waren aufmarschiert.**



Appell der SA. und SS, des NSKK. und NSFK.

Die Worte des Führers galten seinen altbewährten Sturmmännern, die in der Kampfzeit das Ringen um Deutschlands Befreiung aus Schmach und Not unter restlosem Einsatz von Leben und Gesundheit in vorderster Front ausgefochten haben; sie erneuerten ihr Bekenntnis: „Wir wollen auch in Zukunft Deutschland sein!“



SA. marschiert. Vorbeimarsch auf dem Adolf-Hitler-Platz vor der großen Tribüne.

Vor dem Wagen des Führers von links: Stabschef Lutze, Gruppenführer Reimann, der die von ihm geführte Standarte „Feldherrnhalle" vorbeimarschieren läßt; Obergruppenführer Hermann Göring (Chef der Standarte „Feldherrnhalle") und v. Pfeffer als ehemalige Führer der SA. Hinter dem Wagen Grimminger mit der Blutfahne. Auf der großen Tribüne wohnten das Diplomatische Korps und die Ehrengäste der Parade bei.

Aufnahme Boegner-Fischer.



Der eindrucksvolle Vorbeimarsch der Formationen NSKK., NSFK. und SS

Zehntausende bewundern das glanzvolle Bild, das die Kolonnen der vorbeimarschierenden Männer in diesem einzigartigen festlichen Rahmen bieten. Das NSFK. war auf dem diesjährigen Parteitag zum erstenmal vertreten. Die eingesetzten Bilder zeigen Korpsführer Hühnlein, Korpsführer Christiansen und Reichsführer SS Himmler.

Aufnahmen: Boegner-Fischer.



Der Oberste SA.-Führer beim Vorbeimarsch der Braunen Front.

Stunden um Stunden zogen am Sonntagnachmittag SA., NSKK., NSFK. und SS durch die Straßen Nürnbergs und über den Adolf-Hitler-Platz; Stunde um Stunde grüßte der Führer seine Getreuen. Auf dem Bild vor dem Wagen Adolf Hitlers: SA.-Obergruppenführer Hermann Göring. Es nahmen jeweils ferner vor dem Wagen Aufstellung: der Stabschef, die Korpsführer, der Reichsführer SS und die Gruppenführer der vorbeimarschierenden Gruppen und Abschnitte.

Aufnahme Bittner



Besichtigung der Zeltlager der Wehrmacht.

Der Reichskriegsminister und Oberbefehlshaber der Wehrmacht, Generalfeldmarschall von Blomberg, besichtigte auf dem Reichsparteitaggelände die Unterkünfte der Wehrmacht, die auch in diesem Jahr wieder durch ihre Vorführungen auf dem Zeppelinfeld ihre enge Verbundenheit zu Partei und Staat zum Ausdruck brachte.

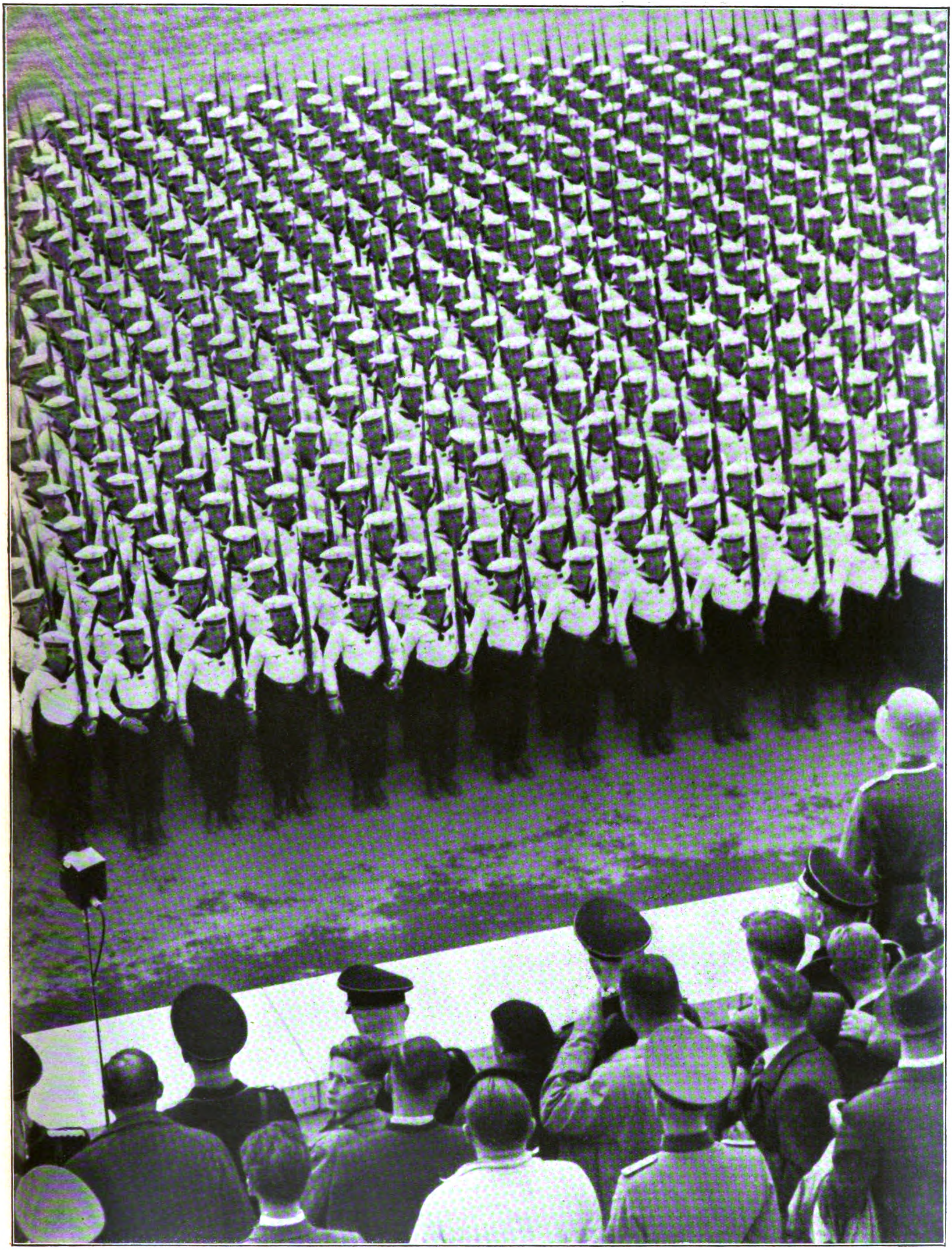
Aufnahme: Weltbild.



Die Wehrmacht vor ihrem Obersten Befehlshaber.

Der Tag der Wehrmacht als Schluß des Reichsparteitages 1937 riß noch einmal viele Hunderttausende auf den Gipfel höchster Begeisterung. 15 000 Offiziere und Mannschaften bewiesen den soldatischen Geist und den hohen Grad der Ausbildung unserer Wehrmacht. Die Aufnahme zeigt den Obersten Befehlshaber der Wehrmacht und den Reichskriegsminister von Blomberg während der Parade der Truppen, die von den Oberbefehlshabern der drei Wehrmachtsteile angeführt wurden.

Aufnahme: Boegner-Fischer.



Die Marine-Unteroffizier-Lehrabteilung angetreten!

Um das Viereck des Zeppelinfeldes herum pflanzten sich die Rufe der Menschen wie eine brandende Welle fort, als die Verbände der drei Wehrmachtsteile zu den Vorführungen angetreten waren. Die Abteilungen der Infanterie, die Kavallerie, Artillerie, die Marine, die Luftwaffe und alle übrigen Verbände zeigten, wie der Führer sagte, „die Spitze eines Schwertes, das unsere Heimat schirmt und unser aller eigen ist".

Aufnahme: Boegner-Fischer.



Vom großen militärischen Schauspiel in Nürnberg: Schwere Artillerie ist in Stellung gegangen.
Bei dem Feuerkampf zeigte auch die schwere Artillerie das Instellunggehen ihrer Geschütze und führte unter dem Jubel der Zuschauer Einzelfeuer, eine Abteilungs- und eine Regimentssalve vor.

Aufnahme: Boegner-Fischer.



Die Panzertruppen bei den Heeresvorführungen.

Teile eines Panzerregimentes vor der großen Haupttribüne des Zeppelinfeldes. Nach dem Aufmarsch führte das Panzerregiment mit peinlichster Präzision Schwenkmanöver in Abteilungen vor, ferner Aufmarsch im Angriffskeil und schließlich Angriffe gegeneinander.

Aufnahme: Boegner-Fischer.



Die Luftwaffe in voller Kampftätigkeit auf dem Zeppelinfeld.

Nach einem imposanten Vorbeiflug von 450 Flugzeugen in Paradeform fuhr die Flakartillerie auf und zeigte Abwehr eines Sturzkampfangriffs und eines Tiefangriffs durch Jagdverbände. Auf unserem Bild sehen wir leichte Geschütze der Flakartillerie beim Schnellfeuer auf Jagdflugzeuge.

Aufnahme: Boegner-Fischer.

Die Proklamation des Führers

Parteigenossen und Parteigenossinnen! Nationalsozialisten!

Zehn Jahre sind vergangen, seit der dritte Parteitag der Bewegung zum ersten Male in Nürnberg abgehalten wurde. Nach einem beispiellosen, mühsamen Neuaufbau der Partei trafen wir uns 1926 in Weimar, um durch diesen, auch nach außen hin sichtbaren Akt den Beweis für die gelungene Wiederherstellung der Bewegung zu geben.

Es ist unter den damaligen Umständen kein leichter Entschluß gewesen. Wie viel größer aber wurde die auf uns lastende Verantwortung, schon ein Jahr später zu einer neuen solchen Zusammenkunft nach Nürnberg aufzurufen. Ein weiter Sprung von der einstigen kleinen Thüringer Residenz zur großen alten deutschen Reichsstadt! Zum erstenmal fand damals die Feier des Parteikongresses vor über 2000 Menschen statt. Zum erstenmal erfolgte der Aufmarsch der Kampfbewegung in der unterdes historisch gewordenen Luitpold-Arena zum großen SA.-Appell. Und obwohl dieser Platz seitdem eine vielfache Vergrößerung erfuhr, erschien er uns doch im August 1927 schon so gewaltig, daß manchem leise Zweifel aufstiegen, ob es gelingen würde, ihn auch wirklich zu füllen. Zum erstenmal standen am Sonntag, den 19. August, die Tausende und aber Tausende unserer SA.- und SS-Männer im Flimmern der einen regenfeuchten Morgen durchdringenden Sonne auf der weiten Fläche und legten wieder das alte Bekenntnis ab zu unserer Bewegung und zu mir als ihrem Führer. Und wieder zum erstenmal durchzogen Nationalsozialisten diesen Raum, in dem soeben die Proklamation an Sie verlesen wird. Nach vielstündigem Marsch schliefen hier 8000 alte Kämpfer, ein Teil jener, die am nächsten Tag zum großen Appell anzutreten hatten.

Und vieles andere war damals schon so geworden, wie wir es seitdem immer als selbstverständlich ansehen lernten.

Es war für uns alle unendlich schön und ergreifend, zum erstenmal die nationalsozialistische Bewegung allein in die weiteren Räume der heutigen Reichsparteitagsstadt einziehen zu sehen und dann mitzuerleben, wie sich die eigenartigen Formen auszuprägen begannen, die uns so teuer und vertraut geworden sind.

Das Jahr 1927 hatte aber auch wesentlich dazu mitgeholfen, den nationalsozialistischen Parteitagen jenen großen demonstrativen Charakter zu verleihen, der ihnen seitdem nicht nur verblieben ist, sondern der sich immer stärker in seiner Eigenart entwickeln sollte.

Schon 1927 war der oberste Grundsatz dieser Tagungen, daß die Generalschau der Bewegung nicht zu einem parlamentarischen Debattierklub herabsinken durfte. Gerade hier konnte es keine anonyme Verantwortlichkeit geben und daher auch keine anonyme Abstimmung. Am Parteitag der Bewegung mußten die obersten Prinzipien unserer Organisation am schärfsten in Erscheinung treten.

Immer und überall ist für alles der eine Mann verantwortlich!

Daher erfolgte die sachliche Arbeit auf diesen Parteitagen schon damals nur in gesonderten Besprechungen und Beratungen mit anschließender freier Entscheidung eines Verantwortlichen, auf dem Kongreß aber durch die souveräne Bekanntgabe der Ziele und damit des Wollens unserer Arbeit sowie die Verkündung eines großen Rechenschaftsberichtes über das zurückliegende Jahr. Drei Aufgaben sind seitdem den Kongressen des Parteitages gestellt:

1. die Feststellung dessen, was durch die Tätigkeit der Bewegung, durch ihre Arbeit geleistet, in Plänen verwirklicht und damit an gesteckten Zielen erreicht wurde,

2. die Bekanntgabe der Aufgaben und damit der Arbeit für die nähere und fernere Zukunft und

3. die geistige Einführung der in diesen Tagungen besonders aufnahmegewillten Parteigenossen und Parteigenossinnen und darüber hinaus des ganzen Volkes in die Gedankenlehren sowohl als in die Organisationsprinzipien unserer Bewegung.

Nur so gelang es, aus diesen Zusammenkünften, die bei anderen Verbänden zum Schauplatz übelster Zänkereien auswuchsen, seit zehn Jahren Kundgebungen zu entwickeln, die für jeden Teilnehmenden unvergeßliche Eindrücke in sich bergen. So wurde allmählich der Reichsparteitag der nationalsozialistischen Bewegung zum großen Gemeinschaftsfest der Nation. Zum erstenmal findet in diesem Jahr eine weitere Ergänzung statt durch das Einfügen der sportlichen Kampf- und Schönheitsspiele.

Heute erscheint das alles wie selbstverständlich. Damals war es neu und nur der Phantasie der wenigsten mochte es gelingen, das herrliche Gesamtbild vorauszuahnen, das sich nun für uns mit dem Begriff dieser Kundgebung verbindet!

Wenn aber noch vor zehn Jahren dieser Tag mit Recht als der Revolutionskongreß einer einen Staat erstürmenden Partei bezeichnet werden konnte, dann ist es heute die große Heerschau der vom Nationalsozialismus eroberten deutschen Nation.

Diese schon am Anfang unserer Parteitage aber geahnte spätere Erfüllung zwang auch zum Unterschied der Gepflogenheit bei anderen Parteien, für die Abhaltung der nationalsozialistischen Heerschau endgültig einen Platz zu suchen und bei ihm zu bleiben. Es war damals ein von vielen nicht verstandener Entschluß, daß es immer nur ein Ort sein sollte, an dem für alle ewigen Zeiten die Partei ihre Zusammenkunft abhalten wird. Wie aber wäre es sonst möglich gewesen, jenen Rahmen zu schaffen, der allein in seinen Ausmaßen für diese größte Kundgebung aller Völker und aller Zeiten genügen kann! Nur in einer Stadt konnten im Laufe von Jahren, ja vielleicht Jahrzehnten jene umfangreichen Anlagen entwickelt werden, die der Vielseitigkeit sowohl als der Größe dieser Demonstrationen gerecht werden.

Auch an der Richtigkeit der Wahl des Ortes wird heute kein Zweifel mehr bestehen. Keine Stadt wäre würdiger gewesen für den Tag der nationalsozialistischen Partei als das herrliche alte Nürnberg. Keine Stadt hatte damals günstigere Vorbedingungen für die Durchführung unserer Veranstaltung. In keiner Stadt wäre es aber auch für die Zukunft möglich gewesen, jene zauberhafte Verbindung herzustellen zwischen dem Erbe einer einzigen reichen Vergangenheit und den Dokumenten einer ebenso einzigartigen glorreichen Gegenwart und Zukunft.

Was aus unserer Bewegung und was aus Deutschland geworden ist, das zeigt seitdem in einem Einzelausschnitt auch das Werden dieser Stadt. Ein Giganten-Forum ist im Entstehen begriffen. Seine Aufmarschplätze sind die größten der Welt. Mit dem morgigen Tag wird der Grundstein gelegt zum Bau eines Stadions, wie es die Erde noch nicht gesehen hat.

In zwei Jahren aber schon wird im Rohbau der Koloß der Kongreßhalle sich erheben und als erstes granitenes Denkmal Zeugnis ablegen für die Größe der es formenden Idee wie für die Größe der gesamten Anlage.

Ein Aufmarsch- und Kundgebungsgelände, würdig der Demonstration der durch den Nationalsozialismus hervorgerufenen größten Umwälzung in unserer deutschen Geschichte!

Meine Parteigenossen und Parteigenossinnen!

Auch die größte politische Neugestaltung findet vor einem Hintergrund statt, der als grauer Alltag es viele nicht gewahr werden läßt, in welch geschichtlich bewegter Zeit sie stehen.

Im kleinen Rahmen des bescheidenen Lebens, im Kram der alltäglichen Arbeit wird nur zu leicht der Blick befangen und weggelenkt von den summarischen Ergebnissen des Ablaufs dieses Lebens. Und außerdem: Jeder Erfolg und jeder Sieg genau so wie jedes gelungene Werk müssen erkauft werden mit dem Einsatz der Arbeit, des Fleißes und damit auch den Sorgen und selbst der Not unzähliger einzelner.

Als wir Nationalsozialisten Deutschland eroberten, erlebten wir diesen Kampf als eine einzige Kette von tausend Widerwärtigkeiten, tausend Opfern und auch tausend Fehlschlägen. Es war aber gerade deshalb so notwendig, den vereinsamten Menschen aus dieser Atmosphäre seines eigenen kleinen Ringens und den damit zusammenhängenden Sorgen wenigstens einmal im Jahr herauszuheben, um ihn hineinzustellen in die größere gemeinsame Front und seinen Blick nun zu öffnen für die gewaltigen Dimensionen des Ablaufs und Verlaufs des Gesamtkampfes und ihm auch den stolzen Weg zu zeigen, der unterdes schon zurückgelegt worden war.

Denn wie soll der Bauer in seinem Dorfe, der Arbeiter in seiner Werkstatt oder Fabrik, der Angestellte in seinem Büro, wie sollen sie alle erfassen können den Umfang des Gesamtergebnisses ihrer zahllosen persönlichen Opfer und ihres Ringens? Einmal im Jahr aber werden sie nun anläßlich der Generalschau der Partei aus der Bescheidenheit ihres kleinen Daseins heraustreten und vereint die Größe des Kampfes und des Erfolges besehen und erkennen! Dann erleben viele von ihnen vielleicht zum erstenmal die überwältigende Gewißheit, daß ihre Sorgen und Mühen im kleinen nicht umsonst gewesen sind, sondern daß sich aus all dem der gewaltige Erfolg aufrichten konnte, und daß auch die vielen kleinen und ihnen bekannten Fehlschläge belanglos waren gegenüber dem Gesamtergebnis des Kampfes der Bewegung und heute ihres ganzen Volkes.

Und wenn in diesen Tagen nun wieder die Hunderttausende zu Nürnberg aufmarschieren und sich so aus allen Gauen Deutschlands ein unendlicher Strom warmen Lebens in diese Stadt ergießt, dann werden sie von diesem erhöhten Platz aus zurück- und um sich blickend wohl alle eines feststellen können:

Wir sind wirklich die Zeugen einer Umwälzung, wie sie gewaltiger die deutsche Nation noch nie erlebt hat.

Gesellschaftlich, sozial, wirtschaftlich, politisch, kulturell und rassisch leben wir in einem gigantischen Umbruch der Zeit. Indem wir aber von hier den Blick über Deutschlands Grenzen hinausgleiten lassen, vermeinen wir fast das Brausen zu vernehmen einer aufgewühlten, von Kampf und Unrast erfüllten Welt.

Wenn ich mich nun im einzelnen mit diesen wichtigsten Fragen der Zeit befasse, dann geschieht es nicht nur, um sie in ihrer Bedeutung aufzuzeigen, sondern um auch festzustellen, wie wir mit diesen Problemen bisher fertig wurden, und daß wir mit ihnen auch in der Zukunft fertig zu werden entschlossen sind!

Meine Parteigenossen und -genossinnen!

Wir leben in einer geschichtlich unerhört großen Zeit. Wohl sind in allen Jahrhunderten durch Kriege oder Revolutionen Völker gestiegen oder gefallen, Staaten aufgerichtet oder vernichtet worden. Allein nur selten finden Erschütterungen im Völkerleben statt, die bis in die tiefsten Fundamente des Gebäudes der Gesellschaftsordnung reichen und diese selbst bedrohen oder gar zerstören!

Männer, die den Reichsparteitag bauen halfen:



Reichsorganisationsleiter Dr. Ley,
zu dessen großem Arbeitsbereich auch die Leitung der gesamten Organisation der Reichsparteitage gehört.

Wer will es aber heute noch nicht sehen oder einfach wegleugnen, daß wir uns jetzt inmitten eines Kampfes befinden, in dem es sich nicht um Grenzprobleme zwischen Völkern oder Staaten, sondern um die Frage der Erhaltung oder der Vernichtung der überkommenen menschlichen Gesellschaftsordnung und ihrer Kulturen an sich handelt? Die Organisation der menschlichen Gesellschaft ist bedroht! Nicht irgendein staatlicher Turmbau wird einstürzen, sondern eine Sprachenverwirrung, eine neue Menschenentzweiung ist über die Völker gekommen!

Was nach tausendjährigem Aufbau für alle Ewigkeit erhärtet zu sein schien, erweist sich nun als morsch und schwach. Überall um uns herum vernehmen wir das Knistern im Gefüge des bestehenden inneren Gesellschaftsvertrages der Menschen und erleben das Einstürzen einzelner schon besonders brüchiger Gebilde.

Als der Nationalsozialismus seinen geschichtlichen Kampf um das deutsche Volk begann, sah er in dieser Frage die entscheidende. Denn: Kriegen und Niederlagen kommen im Leben der Völker nicht jene furchtbare Bedeutung zu als den inneren Krisen der Gesellschaftsordnung. Verlorene Kriege können in kurzer Zeit wieder gutgemacht werden Die zerstörte innere Ordnung einer Volksgemeinschaft ist oft erst nach Jahrhunderten wiederherzustellen. Manchmal gehen darüber auch Völker endgültig zugrunde

Und darüber kann es doch wohl keinen Zweifel mehr geben: Das, was wir in unserer Zeit als „Gesellschaft" vorfanden, ist in seinen einzelnen Elementen nicht nur umstritten, sondern zum Teil schon so entwertet, daß es auch nur eine Frage dieser Zeit sein kann, bis das Truggebilde einer solchen Gesellschaftsordnung in einer Katastrophe zerschlagen wird. Es gibt heute keine haltbare Organisation der menschlichen Gesellschaft mehr, deren tragende Elemente ihre Rechte nur aus der Geburt, dem Stand, der Herkunft oder gar aus dem Besitz ableiten. Auch die vermeintliche „Bildung" sowie die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Konfession können nicht mehr als gesellschaftlich bau- und erhaltungsfähige Faktoren angesehen werden Wenn das Russische Reich dem bolschewistischen Chaos zum Opfer fiel, dann auch nur, weil seine früher es gestaltenden und erhaltenden Kräfte nicht mehr befähigt waren, ihre Mission weiterhin zu erfüllen. Gegenüber dem Ansturm neuer Auffassungen oder gewisser neuer Lehren haben sich alte Ideen und die Träger dieser alten Gebilde als nicht widerstandsfähig genug erwiesen, und gerade im letzten Jahr sind wir Zeugen des Versuchs einer weiteren Ausbreitung der kommunistischen Wirrnis in Ost und West geworden.

Wenn Deutschland inmitten dieser Unruhen ähnlich dem befreundeten Italien als sicherer und fester Hort gelten kann, dann nur, weil der Nationalsozialismus selbst den Weg zu einer gesellschaftlichen Revolution beschritten hat, ohne die bestehende Ordnung erst mit Gewalt zu zerstören und damit die Basis unseres politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebens in ein Chaos zu verwandeln.

Indem wir einst die Schwächen unserer bürgerlichen Gesellschaftsordnung erkannten, haben wir uns bemüht, auf dem Weg einer disziplinierten Regeneration einen neuen Gesellschaftsaufbau durchzuführen. Der Grundgedanke dieser Arbeit war, mit überlieferten Vorrechten zu brechen und die Führung der Nation auf allen Gebieten des Lebens. an der Spitze jedoch auf dem Gebiete der Politik, in die Hände einer neuen Auslese zu legen, die ohne Rücksicht auf Herkunft, Geburt. gesellschaftliche oder konfessionelle Zugehörigkeit ausschließlich nach der inneren Veranlagung und Würdigkeit ausgesucht und gefunden wird.

Dieser Aufbau einer neuen Führungsauslese unserer Nation ohne die verheerende chaotische Vernichtung des bestehenden Zustandes ist eine der größten Taten in der Geschichte unseres Volkes.

Sie ist auch eine Revolution, nur ohne die Begleiterscheinung des blinden Austobens einer durch das Nichtanwendenkönnen der Freiheit wahnsinnig gewordenen Sklavenmasse. Denn nicht der Mob hat diese nationalsozialistische Revolution durchgeführt, sondern eine zum festen Gehorsam verpflichtete, treu ergebene und aus höchstem Idealismus kämpfende Gemeinschaft bester deutscher Menschen aus allen Schichten unseres Volkes. Allein das Ziel dieser Männer war das Ziel einer wirklichen Revolution, das heißt, sie waren entschlossen, eine unmöglich gewordene, weil im Innern an ihren Elementen schon längst kranke Gesellschaftsordnung zu beseitigen und durch eine neue zu ersetzen. Das Ausmaß und die Tiefe dieser Umwälzung kann an keinem Ort und in keiner Zeit besser erkannt werden als am Reichsparteitag zu Nürnberg.

Ist dies nun ein neues Volk, das hier marschiert, oder ist es dies nicht? Ist dieses Deutschland noch zu vergleichen mit dem alten, oder ist es ein neues? Ist diese Gemeinschaft nun fester und unzertrennlicher geworden, oder war es etwa die frühere? Und vor allem: Hat einer von denen, die in den anderen Parteien einst von irgendeiner Wiedererhebung Deutschlands träumten, diese Vorstellung besessen, so wie sie heute Wirklichkeit geworden ist, oder war dies nicht doch nur ausschließliches Glaubensgut der nationalsozialistischen Bewegung und ihrer Kämpfer?

Diese Umformung unserer deutschen Volksgemeinschaft ist die größte und folgenschwerste der von uns einst unternommenen Arbeiten. Sie ist in ihren Auswirkungen gewaltiger als jeder andere Prozeß unserer nationalen Wiedererhebung, denn auf der Festigkeit dieser Volksgemeinschaft beruht in der Zukunft die Größe und Stärke der Nation und damit des Reiches. Sie wird aber nur dann gegeben sein, wenn sie auf wirklichen Werten und nicht auf bloßen Faktoren des Scheins beruht, das heißt: Eine Gesellschaftsordnung wird im gesamten genau so viel Kraft repräsentieren, als den repräsentativen Elementen dieser Gesellschaftsordnung im einzelnen zusammengerechnet zu eigen!

Es ist daher von höchster Wichtigkeit, den sorgfältigsten Ausleseprozeß in der Führung der Nation auf allen Gebieten weiterzutreiben und nicht vor irgendwelchen Widerständen oder Hemmungen formaler Art zu kapitulieren. Das Höchste, was wir den abzutretenden früheren, heute nicht mehr befähigten Trägern unserer Gemeinschaftsordnung zu bieten haben ist das gleiche Recht wie für alle: Das Vorrecht jedoch gehört in diesem Staat den Tugenden der Kraft und der Stärke, des Mutes und der Entschlossenheit und daher den Führungsbefähigten an sich. Dies kann nie im



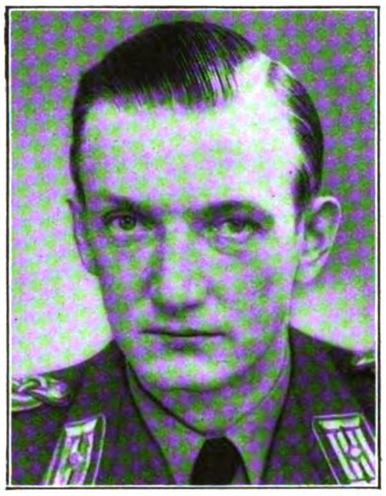
Hauptdienstleiter Staatsrat Schmeer,
ständiger Vertreter des Reichsorganisationsleiters,
hat die Organisationsleitung der Reichsparteitage unter sich.



Reichsamtsleiter Kropp,
Stabsleiter.



SA.-Gruppenführer Jüttner,
Aufmarschleiter der SA.



Hauptamtsleiter Gohdes,
Aufmarsch der Politischen Leiter



Oberst Wolpert,
Leitungsstab der Wehrmacht.

Gegensatz zum Wissen stehen, denn es würde schon eine impertinente Behauptung darstellen, wenn jemand behaupten wollte, daß Wissen und Tatkraft, Mut und Einsicht, Kühnheit und Erfahrung sich gegenseitig ausschlössen.

Die eine beruhigende Gewißheit kann dann die deutsche Nation ihr eigen nennen. Es mag um uns die ganze Welt zu brennen beginnen: Der nationalsozialistische Staat wird wie Platin aus dem bolschewistischen Feuer herausragen.

Unter den großen Problemen, die weiter die heutige Zeit erfüllen, steht mit an der Spitze das soziale. Ich muß dieses soziale Problem von dem gesellschaftlichen deshalb trennen, weil der Bolschewismus überall nur das gesellschaftliche Problem anfaßt, während das soziale unter ihm überhaupt nicht in Erscheinung tritt.

Die gesellschaftliche Revolution des Bolschewismus heißt aber nichts anderes als die Beseitigung der volkseigenen Intelligenzen und deren Ersatz durch die jüdische Parasitenrasse.

Dieses Problem hat der Bolschewismus dort, wo er zur Macht kam, gründlich gelöst oder zu lösen versucht. Das soziale war demgegenüber überall nur als Mittel zum Zweck gedacht. Die Art der Behandlung, ja des Inangriffnehmens der sozialen Fragen zeigt am besten die mangelnde Absicht, hier wirklich zu einer segensreichen Lösung kommen zu wollen. Seitdem die jüdisch-bolschewistischen Hetzer, unter Zugrundelegung der ihnen bekannten geringen Einsicht und Bildung der Massen auf diesem Gebiet, das soziale Problem als eine ausschließliche Lohnfrage erklärten, schufen sie in kürzester Zeit jene für die Durchführung der bolschewistischen Gesellschaftsrevolution günstige Spannung zwischen Lohn und Preis. Indem durch Streik und Terror auf der einen Seite die Löhne eine fortgesetzte scheinbare Steigerung erfahren, zwingen sie infolge der gleichbleibenden oder sogar sinkenden Produktion auf der anderen Seite die Preise zum Ansteigen. Dieser Vorgang ist ein zwangsläufiger, da, wie schon betont, den erhöhten Löhnen keine erhöhte Produktion entgegentritt, sondern der Ausgleich nur durch den erhöhten Preis geschaffen werden kann

Dieser erhöhte Preis aber gibt immer wieder den natürlichsten Grund zur augenblicklichen neuen Erhöhung der Löhne, was abermals durch Streik und Terror erzwungen wird. Die ebenso zwangsläufige Folge ist das sofortige Neuanziehen der Preise. Da durch die mit diesen Wirtschaftskämpfen verbundenen Streiks und Aussperrungen die Produktion, statt sich zu erhöhen, auch infolge der allgemeinen Disziplinlosigkeit, immer mehr abnimmt, müssen infolge des Sinkens der Konsumgüter die Preise im Verhältnis zu den Löhnen als regierender Faktor nur noch schneller als die Gehälter ansteigen. Daraus ergibt sich dann eine immer höher anschwellende Unzufriedenheit.

Es ist dabei den jüdisch-marxistischen Hetzern leicht, die jeweilige Lohnerhöhung als das Werk eines sozial empfindenden Bolschewismus oder Marxismus, die dadurch ausgelöste Preissteigerung aber als die verfluchte Absicht des verrotteten Kapitalismus, sprich der antimarxistischen Feinde, hinzustellen. Die Ergebnisse dieser Entwicklung sehen wir in den Ländern um uns: steigende Löhne, sinkende Produktionen, daher rapides Abnehmen der Kaufkraft des Geldes, zum Zeichen dessen steigende Preise und endlich eine laufende Entwertung der Währung.

Wenn in diesem Drama des Wahnsinns Deutschland heute als ruhiger Zuschauer gelten darf, dann verdankt es dies der nationalsozialistischen Bewegung, die von vornherein eisern an einem Grundsatz festgehalten hat: Entscheidend für das Leben des einzelnen ist nicht die gedruckte Banknote, die er erhält, sondern das, was er sich dafür zu kaufen vermag. Es kann aber nicht mehr gekauft werden als vorher produziert wird! Daher ist entscheidend für den Gesamtlebensstandard der Nation die Gesamthöhe der nationalen Produktion. Was aber die Nation an Gütern produziert, erhält automatisch seinen Gegenwert durch den Lohn und findet damit seinen Käufer.

Denn es würde ja ein Unsinn sein, 30 Millionen Tonnen oder 40 Millionen Tonnen Kohle mehr zu produzieren, aber die Kaufkraft der Nation so zu beschränken, daß es ihr unmöglich wäre, die Kohlen abzunehmen. Es ist daher auch nicht richtig anzunehmen, daß der Mangel auf irgendeinem Gebiet der Beweis für eine besondere wirtschaftliche Schwäche sei, nein, er ist nur der Beweis dafür, daß eine weitere Steigerung der Produktion nötig ist, weil die notwendige Kaufkraft hierfür besteht. Es ist dabei gänzlich gleichgültig der Konsum der sogenannten oberen Zehntausend. Er fällt mengen- und wertmäßig gegenüber dem Konsum der übrigen 67 Millionen überhaupt nicht ins Gewicht!

Tatsache ist nun, daß Deutschland sein schwerstes soziales Problem gelöst hat, und zwar restlos gelöst hat:

Es gibt in unserem Lande keine wirklichen Arbeitslosen mehr. Im Gegenteil: Auf unzähligen Gebieten herrscht heute bereits wieder ein Mangel, besonders an gelernten Kräften.

Ich glaube, dies ist ein größerer sozialer Erfolg, als wenn es in anderen Ländern gelingt — genau so wie früher bei uns — die Produktionen solange zu ruinieren und zu zerstören, bis endlich das sogenannte befreite Proletariat weniger seiner Sorgen ledig, als vielmehr ohne Arbeit und damit ohne Brot ist.

Wir können mit dem Ergebnis dieser unserer Tätigkeit aber um so zufriedener sein, als es dabei gelungen ist, nicht nur die Löhne, sondern auch die Preise nahezu vollkommen stabil zu halten. Vergleichen Sie, meine Parteigenossen und Parteigenossinnen, demgegenüber die Resultate in anderen Ländern, und Sie werden auch hier die Richtigkeit der nationalsozialistischen sozialen Führung erkennen. Darüber hinaus aber hat der Nationalsozialismus durch eine tausendfältig geleistete Arbeit versucht, die sozialen Lebensbedingungen zu verbessern und zu verschönern.

Was hierbei durch unsere großen Hilfsorganisationen mit geleistet wurde, wird Ihnen im Laufe dieses Kongresses durch konkrete Zahlen belegt werden. Im gesamten kann man jedenfalls aber die Tätigkeit der Arbeitsfront in ihren verschiedenen Ämtern, die Arbeit des Winterhilfswerks sowie der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt und endlich die ergänzende Arbeit von „Kraft durch Freude" als die sicherlich gewaltigste soziale Gemeinschaftsleistung bezeichnen, die bisher überhaupt irgendwo stattgefunden hat. Was gerade der Bolschewismus aber dem entgegenzusetzen hat, ist nur lächerlich

Auch hier wird an den Grundprinzipien unserer bisherigen Auffassung in Zukunft festgehalten werden, und auch hier ist es klar, daß ein Stillstand niemals eintreten wird. Im Gegenteil: Die Art, in der wir uns im nationalsozialistischen Deutschland bemühen, die sozialen Probleme zu lösen, hilft mit an jener Erziehung der einzelnen Volksgenossen zu einem sozialen Pflichtbewußtsein, das als Endresultat auch die Volksgemeinschaft im edelsten Sinne des Wortes ergeben wird Und dieses ist sicher: Wir sind ihr im nationalsozialistischen Deutschland tausendmal näher als in den von Klassen- und Wirtschaftskämpfen zerrissenen marxistischen Staaten

Wenn wir von dieser besonderen Aufgabe auf das Gebiet der allgemeinen Wirtschaft übergehen, dann sehen wir auch hier um uns zahlreiche krisenhafte Erscheinungen. Vor wenigen Jahren noch beherrschte das Schlagwort von der „Weltwirtschaftskrise" die öffentliche Meinung. Und fast überall — auf alle Fälle aber in Deutschland — wurde auf das Wunder gewartet, das im Sinne einer gemeinsamen Kollektivanstrengung plötzlich mit dieser internationalen Krise aufräumen würde. Ich habe damals jahrelang vor dem Glauben gewarnt, als könne die Behebung der internationalen Weltwirtschaftskrise von einer internationalen Seite her erfolgen, und statt dessen immer betont, daß die einzelnen nationalen Wirtschaften in Ordnung gebracht werden müßten

Es war weiter eine nationalsozialistische Grundauffassung, daß es einen Widerspruch in sich darstellt, fortgesetzt von der notwendigen Behebung einer Weltwirtschaftskrise zu reden und dabei selbst die bedenklichsten und gerade die Weltwirtschaft erschütternden Währungsmanipulationen vorzunehmen.

Ich darf Sie, meine Parteigenossen und Parteigenossinnen, nun fragen, ob wir mit unserer Auffassung recht behalten haben oder nicht. Hätten wir auf dieses internationale Wunder etwa weiter warten sollen? War es nicht richtig, auch hier den Grundsatz anzuwenden, daß die erste Hilfe aus der eigenen Kraft kommen muß? So wie wir politisch als Nationalsozialisten überzeugt waren, daß uns die Freiheit nicht eines Tages geschenkt werden würde, sondern daß wir sie uns selbst zu erkämpfen haben, so waren wir auch durchdrungen von dem Glauben an die gleiche Richtigkeit dieses Prinzips im wirtschaftlichen Leben. Bei der Behebung der deutschen Wirtschaftskrise aber haben wir immer nur nach einem Dogma gehandelt, nämlich: Die Wirtschaft ist eine der vielen Funktionen des völkischen Lebens und kann daher nur nach Zweckmäßigkeitsgesichtspunkten organisiert und geführt und nie nach dogmatischen behandelt werden. Es gibt als Dogma weder eine sozialisierte Wirtschaft, noch gibt es eine freie Wirtschaft, sondern es gibt nur eine verpflichtete Volkswirtschaft, das heißt eine Wirtschaft, der im gesamten die Aufgabe zukommt, einem Volk die höchsten und besten Lebensbedingungen zu verschaffen.

Insofern sie dieser Aufgabe ohne jede Lenkung von oben, nur aus dem freien Spiel der Kräfte heraus gerecht wird, ist es gut und vor allem für eine Staatsführung sehr angenehm. Soweit sie auf irgendeinem Gebiet der ihr zukommenden Aufgabe als freie Wirtschaft nicht mehr zu folgen vermag, hat die Führung der Volksgemeinschaft die Pflicht, der Wirtschaft jene Anweisungen zu geben, die im Interesse der Erhaltung der Gesamtheit notwendig sind. Sollte aber eine Wirtschaft auf dem einen oder anderen Gebiet überhaupt nicht in der Lage sein, von sich aus die gestellten großen Aufgaben zu erfüllen, dann wird die Führung der Volksgemeinschaft andere Mittel und Wege suchen müssen, um den Erfordernissen der Allgemeinheit zu genügen Das eine aber ist sicher: Wie überall sonst, ist auch hier beim vorhandenen Willen auch ein möglicher Weg.

Der Wille des nationalsozialistischen Staates nun, die wirtschaftlichen Grundlagen der Nation zu sichern, hat seinen schärfsten Ausdruck gefunden in dem Entschluß, der Ihnen hier im vergangenen Jahr verkündet wurde: innerhalb einer kurzbemessenen **Zeit die Nation auf einer Reihe lebenswichtigster Gebiete von der Willkür oder den**



Oberstfeldmeister Dr. Seebauer,
Reichsarbeitsdienst.



ϟϟ-Obergruppenführer Schmauser,
Absperr- und Sicherheitsdienst.



SA.-Gruppenführer Dr. Brauneck,
Sanitätswesen.



Reichsamtsleiter Gerland,
Amt für Ehrengäste.

Unsicherheiten des Auslandes unabhängig zu machen Dieser Entschluß wird ebenso sicher verwirklicht, wie einst der nationalsozialistische Staat verwirklicht wurde.

Insoweit zu seiner Verwirklichung privatwirtschaftliche Kräfte genügen, werden sie damit befaßt, sowie aber eine ersichtliche Unmöglichkeit eintritt, auf diesem Weg das gesteckte Ziel zu erreichen, wird die Nation als solche diese Arbeit übernehmen.

Es möge sich niemand darüber täuschen: Einer Volksgemeinschaft, der es gelingt, eine gewaltige Armee aufzubauen, einen riesigen Arbeitsdienst zu mobilisieren, das Gigantenunternehmen der Deutschen Reichsbahn zu leiten usw., wird auch gelingen, zum Beispiel die deutsche Stahl- und Eisenproduktion auf jene Höhe zu bringen, die notwendig ist!

Wir sind schon mit anderen Aufgaben fertig geworden als mit den im Vierjahresplan bestimmten! Und ich möchte schon heute Ihnen, meine Parteigenossen und -genossinnen, die Versicherung abgeben, daß diese Arbeit unter der Leitung des Parteigenossen Göring genau in dem vorgesehenen Tempo verläuft!

Eines ist sicher: Es gibt weder eine Ideologie der Staats-, noch eine solche der Privatwirtschaft In beiden Fällen trägt die letzte Verantwortung immer derselbe Faktor: nämlich die Gesamtführung der Nation, das heißt die Volksgemeinschaft selbst.

Im übrigen gibt es in unserer Wirtschaft nur eine einzige Frage, die uns seit Jahren fortgesetzt mit schwersten Sorgen erfüllt: Es ist die Schwierigkeit unserer Lebensmittelversorgung. Der deutsche Lebensraum ist ohne koloniale Ergänzung zu klein, um eine ungestörte, sichere, dauernde Ernährung unseres Volkes zu garantieren. Kein anderes Volk kann eine größere Leistung auf diesem Gebiete aufweisen als wir. Die Zahlen, die Parteigenosse Darré Ihnen in diesem Kongreß unterbreiten wird, sind glänzende Beweise für diese Behauptung. Allein, es ist ein auf die Dauer unerträglicher Gedanke, Jahr für Jahr vom Zufall einer guten oder schlechten Ernte abhängig zu sein

Es ist daher die Forderung nach einem dem Reich gehörenden Kolonialbesitz eine in unserer wirtschaftlichen Not begründete, und die Einstellung der anderen Mächte zu dieser Forderung eine einfach nicht verständliche.

Deutschland hatte seine Kolonien einst diesen Mächten weder geraubt noch gestohlen. In einer Zeit, in der man heute nur so von moralischen Phrasen trieft, wäre es angebracht, auch diese Tatsache zu berücksichtigen!

Im übrigen spricht für die deutsche nationalsozialistische Wirtschaftsführung eine einfache und nüchterne Tatsache: Als wir vor fünf Jahren die Macht übernahmen, glich das wirtschaftliche Leben Deutschlands einem Friedhof. Heute aber ist es wieder erfüllt vom Rhythmus der Schaffenskraft und der Arbeit eines der fleißigsten Völker der Welt.

Dies alles ist nur möglich durch die Autorität der heutigen Staatsführung, die ihrerseits wieder ihre Wurzel hat in der nationalsozialistischen Partei.

Wir sind überzeugt, daß gerade auf dem Gebiete der Wirtschaft aber die Parteigenossen und Parteigenossinnen und alle wahrhaften Nationalsozialisten überhaupt die höchste Pflicht besitzen, der Führung des Reiches blind zu vertrauen und ihre Anordnungen oder auch nur ihre Bitten sofort zu berücksichtigen. Denn wir haben einen schwereren Kampf als andere durchzuführen. 137 Menschen auf einen Quadratkilometer sind schwerer zu ernähren als 11 oder 12. Dieses Wunder kann uns nur gelingen bei äußerster Disziplin der ganzen Volksgemeinschaft, bei einem sofortigen Eingehen aller auf die Notwendigkeiten des Tages oder der Zeit. Wir Deutsche können es uns nicht erlauben, auf diesem Gebiet jeden seinen eigenen Weg gehen zu lassen!

Gemeinsam werden wir jedes Programm, so oder so, zu lösen in der Lage sein. Für sich allein würde jeder nur das Opfer der allgemeinen Schwierigkeiten werden.

Wenn ich mich nun der Politik zuwende, dann glaube ich, meine Parteigenossen, genügen hier nur wenige Feststellungen zum Rechenschaftsbericht auf diesem Gebiet. Um uns herum ist die Welt erfüllt von Krieg und Kampfgeschrei! Unruhe erfüllt die Völker, und Revolutionen erschüttern viele Staaten!

Deutschland nach einem grauenhaften verlorenen Krieg, nach einer schandbaren Revolution, nach fünfzehnjähriger Ausplünderung und Erpressung bietet heute trotzdem das Bild einer in sich geschlossenen ruhigen Kraft. Ein Friede, der geschützt wird durch das eigene Volk!

Drei Tatsachen möchte ich heute als Abschluß eines Kapitels der deutschen Geschichte hier feststellen:

1. **Der Vertrag von Versailles ist tot!**
2. **Deutschland ist frei!**
3. **Der Garant unserer Freiheit ist unsere eigene Wehrmacht!**

Parteigenossen und Parteigenossinnen!

Wenn die nationalsozialistische Staatsführung nichts weiter in der Geschichte unseres Volkes aufzuweisen hätte als diese drei Ergebnisse ihrer Führung und ihrer Tatkraft, dann würde sie sich damit allein schon ein Ruhmesblatt sichern in den geschichtlichen Annalen unseres Volkes.

Ein Diktat, das für Ewigkeit gedacht war, haben wir in noch nicht einmal fünf Jahren beseitigt!

Eine neue Wehrmacht in knapp vier Jahren wieder aufgebaut! Dabei ist aber Deutschland heute nicht isoliert, sondern in enger Freundschaft verbunden mit mächtigen Staaten. Die natürliche Interessengemeinschaft des nationalsozialistischen Deutschland und des faschistischen Italien hat sich in den letzten Monaten immer mehr als ein Element der Sicherung Europas vor dem chaotischen Wahnsinn erwiesen

Es wird in Zukunft nicht möglich sein, an irgendeiner Stelle über diese Willensgemeinschaft hinweg einfach zur Tagesordnung schreiten zu können.

Unser Abkommen mit Japan dient der gleichen Aufgabe, zusammenzustehen in der Abwehr eines Angriffs auf die Kulturwelt, der heute in Spanien, morgen im Osten oder übermorgen vielleicht woanders stattfinden kann. In uns allen lebt die starke Hoffnung, daß auch andere Mächte die Zeichen der Zeit verstehen möchten zur Stärkung dieser Front der Vernunft und des Schutzes des Friedens und unserer Kultur! Denn auch kulturell steht der nationalsozialistische Staat einer durch und durch unsicheren Welt geschlossen und gefestigt gegenüber

Wenn Sie in diesen Tagen über das gewaltige Baugelände dieser Stadt gehen oder die schon vorhandenen Versammlungsräume betreten, dann wird auf Sie alle die stolze Überzeugung einströmen, daß die Nation auch auf diesem Gebiet die Zeit ihres Verfalls beendet hat und den Beginn eines großen Aufstieges soeben erlebt

Was in Berlin, München und Hamburg seiner Ausführung entgegengeht oder auch zum Teil schon seine Gestaltung erfahren hat, ist der Beweis für eine Kulturgesinnung, die mehr ist als ein Wollen! Sie repräsentiert sich in nicht mehr zu leugnenden Taten!

Die größte Revolution aber hat Deutschland erlebt durch die in diesem Lande zum erstenmal planmäßig in Angriff genommene Volks- und damit Rassenhygiene.

Die Folgen dieser deutschen Rassenpolitik werden entscheidenderе sein für die Zukunft unseres Volkes als die Auswirkung aller anderen Gesetze. Denn sie schaffen den neuen Menschen.

Sie werden unser Volk davor bewahren, wie so viele geschichtliche traurige Vorbilder anderer Rassen an der Unkenntnis einer einzigen Frage das irdische Dasein für immer zu verlieren.

Denn welchen Sinn hat all unsere Arbeit und unser Mühen, wenn wir sie nicht in den Dienst der Erhaltung des deutschen Menschen stellen?

Was hat aber jeder Dienst an diesem Menschen für einen Wert, wenn wir das Wichtigste versäumen, ihn in seinem Blute rein und unverdorben zu erhalten?

Jeder andere Fehler ist zu beheben, jeder sonstige Irrtum einmal zu korrigieren; nur was auf diesem Gebiet versäumt wird, kann sehr oft niemals mehr gutgemacht werden. Ob aber auf diesem rassen- und damit volkshygienischen Gebiet unsere Arbeit eine fruchtbare war, können Sie wohl in diesen Tagen hier am besten selbst ermessen. Denn was Ihnen in dieser Stadt entgegentritt, das ist der deutsche Mensch Kommen Sie und sehen Sie nun selbst, ob er unter der nationalsozialistischen Führung schlechter oder ob er nicht besser geworden ist! Messen Sie nicht nur die Zahl der mehrgeborenen Kinder, sondern messen Sie vor allem das Aussehen unserer Jugend. Wie schön sind unsere Mädchen und unsere Knaben, wie leuchtend ist ihr Blick, wie gesund und frisch ihre Haltung, wie herrlich sind die Körper der Hunderttausende und Millionen, die durch unsere Organisationen geschult und gepflegt werden! Wo gibt es heute bessere Männer, als sie hier zu sehen sind? Es ist wirklich die Wiedergeburt einer Nation eingetreten durch die bewußte Züchtung eines neuen Menschen!

Und dies ist die geschichtlich erhabenste Rechtfertigung für unser Handeln in der Vergangenheit und die stärkste Verpflichtung für unser Wollen und für unsere Entschlüsse in der Zukunft. Denn nur wer sein Volk gesund erhält, sichert ihm diese Zukunft. So sehen wir in dieser Woche das neue Deutschland vor uns auferstehen, sehen die gesunde und so schöne Jugend, sehen die harten Gestalten unseres Arbeitsdienstes, sehen die Hunderttausende der Männer unserer Kampfbewegung und erleben vor allem die stolze Selbstsicherheit der Soldaten unseres jungen Heeres.

Ein wahrhaft erhebendes Ergebnis einer historischen Arbeit!

Meine Parteigenossen und Parteigenossinnen!

Im fünften Jahre nach der nationalsozialistischen Revolution können wir keine herrlichere Feststellung treffen als die eine: Es ist wieder schön, ein Deutscher zu sein, und ein Glück, in Deutschland zu leben!

Das deutsche Volk, die nationalsozialistische Bewegung, die nationalsozialistische Armee und unser Reich: Sieg Heil!



Gauamtsleiter Schmidt,
Presse.



Reichsamtsleiter Adam,
Finanzwesen.



Kreisleiter Greim,
Kongresse und Massenquartiere.



SA.-Gruppenführer Weiß,
stellv. Hauptschriftleiter des „V. B.",
Vertreter des Zentralverlags der
NSDAP.

Die Aufnahmen der „Männer, die den Reichsparteitag bauen halfen" stammen von Schirner (1), Photo-Harren (27), Langhammer (1).

Von Parteitag zu Parteitag

Jede Heerschau des Nationalsozialismus, die nach der Erringung der Macht im Staate alljährlich auf dem Boden der alten freien Reichsstadt Nürnberg stattfindet, steht unter einem besonderen Leitmotiv. Dieses Leitmotiv umreißt jeweils Inhalt und Zielsetzung des politischen Jahres. Zwei von ihnen charakterisieren die Durchsetzung des Machtanspruches der NSDAP. im Staat („Sieg des Glaubens", „Triumph des Willens"); zwei waren der stolze Ausdruck der Befreiung des Reiches von den Ketten von Versailles („Parteitag der Freiheit" und „Parteitag der Ehre"). Über dem fünften großen Nürnberger Treffen nach der Machtergreifung stehen die Worte: „Parteitag der Arbeit." Damit schließt sich ein Ring: Das durch die NSDAP. geeinte Deutsche Reich, das stark genug geworden war, seine Ehre und seine äußere Handlungsfreiheit wiederzugewinnen, wendet sich unter dem Schutze des deutschen Schwertes seiner großen und immerwährenden Aufgabe zu: Der Sicherung des deutschen Lebens durch den Einsatz der deutschen Arbeitskraft.

Unschwer lassen sich die Hauptlinien der politischen Entwicklung im Zeitabschnitt vom „Parteitag der Arbeit" bis zum „Parteitag der Ehre" zurückverfolgen auf die beiden großen Losungen, die auf dem Nürnberger Kongreß 1936 ausgegeben wurden: Kampf gegen den Weltfeind Nr. 1, den Bolschewismus, auf breitester Front und Aufstellung des neuen Vierjahresplanes lauteten damals die Stichworte. Sie kennzeichnen die Richtung des Einsatzes aller verfügbaren Kräfte und leiten hinüber zu der neuen Zielsetzung, die wir oben festhielten.

Der weltweite Kampf gegen den Bolschewismus

Als der Führer und die Reichsleiter Dr. Goebbels und Alfred Rosenberg in Nürnberg 1936 aus der in langen Kampfjahren erworbenen Kenntnis des Wesens des Bolschewismus heraus dessen wahre Absichten enthüllten, standen wir in der ersten Phase des spanischen Bürgerkrieges.

Damals war die Zahl der Einsichtigen in Europa, die klar erkannten, in welch rücksichtsloser und brutaler Form Moskau die sich ihm bietende Gelegenheit auf der Iberischen Halbinsel nützen würde, im wesentlichen auf Deutschland und Italien beschränkt. Aus den Ländern des Westens standen die ewigen politischen Schulmeister auf und beanstandeten mit erhobenen Zeigefingern und gerunzelten Stirnen die Schärfe des Tones, mit der der Nationalsozialismus die Dinge beim richtigen Namen nannte und die Welt vor dem Todfeind der abendländischen Gesittung warnte.

Die Entwicklung eines Jahres hat die hundertprozentige Richtigkeit der in Nürnberg 1936 vertretenen Gedankengänge bestätigt. Die Tatsachen, die im Laufe der Zeit über die sowjetrussische Einmischung und die bolschewistischen Greuel in Spanien bekanntgeworden sind, waren ein Anschauungsunterricht von seltener Eindringlichkeit. Gedankliche Trägheit und beharrliche Schwerhörigkeit sind noch weit davon entfernt, die schwerwiegenden Folgen ihres politischen Irrtums einzusehen. Aber die ausgleichende Gerechtigkeit sorgt dafür, daß ihr Einfluß auf den Gang der Dinge in demselben Maße abnimmt, in dem ihr Unvermögen an den Tag tritt, die treibenden Kräfte einer Entwicklung und ihr Gegenspiel richtig zu erkennen und abzuschätzen. Die Entschlossenheit, mit der der Nationalsozialismus für Mitteleuropa die Gefahr des Bolschewismus bannte, hat Widerhall gefunden im Spanien Francos, und auch das Italien Mussolinis, als die starke Ordnungsmacht im Mittelmeer, hat keinen Zweifel offengelassen, daß es je einen Sowjetstaat in Südwesteuropa dulden würde.

Man kann ohne Übertreibung behaupten, daß der Reichsparteitag 1936 allen antibolschewistischen Kräften und Mächten in der Welt neue Grundlagen ihres Kampfes gegeben hat. Wie einst in der großen innerdeutschen Auseinandersetzung die NSDAP. die berufene Führerin des Kampfes gegen Moskau war, so ist heute das Deutschland Adolf Hitlers in die Rolle eines Rufers im Streit gegen den Bolschewismus hineingewachsen. Nur hat der Schauplatz der Auseinandersetzung jetzt weltweite Ausmaße erhalten.

Sinnfälligen Ausdruck fand diese Tatsache in dem Antikominternabkommen, das am 25. November 1936 zwischen dem Deutschen Reich und Japan abgeschlossen wurde. Die Tragweite dieses Vertragsabschlusses würdigte Botschafter von Ribbentrop in folgender Klärung:

„Es ist ein Wendepunkt in dem Abwehrkampf aller ordnungs- und kulturliebenden Nationen gegen die Kräfte der Zersetzung. Japan wird eine Ausbreitung des Bolschewismus in Ostasien niemals zulassen. Deutschland bildet das Bollwerk gegen diese Pest im Herzen Europas. Schließlich wird Italien, wie der Duce der Welt erklärte, das antibolschewistische Banner im Süden hochhalten." Und Graf Mushakoji, der japanische Botschafter in Berlin, erklärte: „Ich bin überzeugt, daß das japanische Kaiserreich unter dem glorreichen Regime Seiner Majestät des Kaisers und das neue Deutschland unter der heroischen Führung des Führers und Reichskanzlers als Garanten des Weltfriedens im Osten und Westen mit diesem Schritt ihren Teil zur Befriedung der Welt beitragen werden."

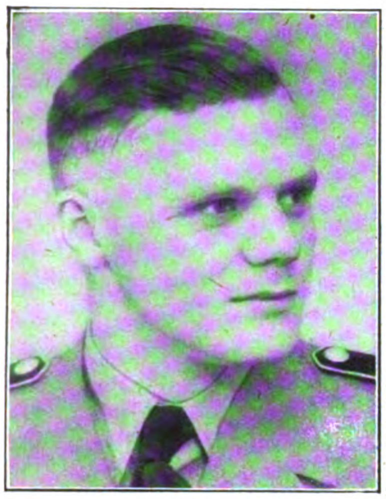
Die jüngste Entwicklung in Ostasien hat wiederum eindeutig bewiesen, daß der Bolschewismus nur eine ihm günstige Gelegenheit abwartet, um sich einzuschalten um seine weltrevolutionären Ziele weiter zu verfolgen. Diesmal benutzte er das Mittel eines Nichtangriffspaktes mit China zur Einmischung in die chinesisch-japanische Auseinandersetzung. Ein so offenes und brutales Zupacken wie in Spanien freilich kann er hier vorderhand noch nicht wagen weil er es mit einem starken, entschlossenen Gegner zu tun hat. Aber unverkennbar bleibt sein Bestreben, dort wieder anzusetzen, wo er 1927 den Rückzug antreten mußte. Damals glaubte Moskau nach der vorbereitenden Tätigkeit der Genossen Borodin und Galen in der Kuomintang — letzterer nennt sich heute Blücher und ist Befehlshaber der sowjetrussischen Fernostarmee —, daß China reif geworden sei für den Bolschewismus. Die Säuberungsaktion des Marschalls Tschiangkaischek brachte ein jähes und höchst unsanftes Erwachen aus diesen Blütenträumen. Die Gründung des Staates Mandschukuo war der zweite Rückschlag für die bolschewistische Expansionspolitik. Die Befestigung der japanischen Machtstellung in Nordchina — und alle Zeichen sprechen dafür, daß sie erfolgt, trotz der Moskauer Gegenminen — würde das Reich der Mitte für absehbare Zeit vom Zugriff Sowjetrußlands abriegeln.

Es darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß sich gerade im letzten Jahr eine Reihe von Staaten besonders in Südosteuropa, unter dem Eindruck der bolschewistischen Drohung zu scharfen Abwehrmaßnahmen gegen den Kommunismus entschlossen haben. In diesen Ländern, die Moskaus Übergriffe wiederholt zu spüren bekamen, ist die Sprache von Nürnberg besser verstanden worden als in den großen Demokratien des Westens.

Der Vierjahresplan

Das zweite Thema des Reichsparteitages 1936 war der Vierjahresplan. Damals war es ein Stichwort, eine zündende Parole für das deutsche Volk, ein ärgerniserregender Begriff den Weltschulmeistern. Heute haben wir das erste Jahr seiner Wirksamkeit hinter uns. Haben erlebt, wie aus der Ankündigung ein festes Fundament wuchs, wie Verordnungen Leben gewannen, neue Industrien emporschossen, brachliegende Energien und Bodenschätze genutzt wurden und eine staatliche Lenkung von Produktion und Verbrauch Arbeit und Brot für alle sicherte. Der Vierjahresplan ist in den Mittelpunkt des innerdeutschen Lebens gerückt. Es war eine Stunde von schicksalhafter Bedeutung, als der Führer in seiner Proklamation verkündete: „In vier Jahren muß Deutschland in allen jenen Stoffen vom Ausland gänzlich unabhängig sein, die irgendwie durch die deutsche Fähigkeit, durch unsere Chemie und Industrie sowie durch unseren Bergbau selbst geschafft werden können."

Der Versuch, die Organisation, alle die Maßnahmen und Erfolge des Vierjahresplanes schon auf der ersten Wegstrecke, die wir bis jetzt zurückgelegt haben, bis ins einzelne festzuhalten und zu ergründen, würden den Rahmen dieses Aufsatzes spren-



Oberbannführer Kley,
Aufmarschleiter der HJ.



Oberführer Rösener,
Verkehrswesen.



Brigadeführer Liebel,
Oberbürgermeister der Stadt
der Reichsparteitage.



Gruppenführer v. Tschammer-Osten,
NS.-Kampfspiele.

gen. Jeder einzelne spürt heute, daß er Mithelfer am Gelingen dieses großen Werkes ist. Jede Hausfrau, die in der Kampffront gegen den Verderb steht, jeder Altmaterialien sammelnde Pimpf, jeder Chemiker, der an der Herstellung und Verbesserung neuer Werkstoffe arbeitet, jeder Bauer, jeder Betreuer und Verbraucher deutscher Rohstoffe. In plastischen Worten umriß der Führer den Einsatz des gesamten deutschen Volkes für das große Ziel, als er am 1. Mai 1937 ausrief: „Wo würden wir mit einem solchen Plan hinkommen, wenn nicht hinter ihm eine Millionenmasse fest zusammengefügter Menschen stände? Dieses gewaltige Werk, das nun vier Jahre lang unser Volk bis in das Innerste erfassen wird, kann nur gelingen durch den geschlossenen Einsatz des gesamten deutschen Volkes. Größte Anstrengungen sind notwendig und höchste Leistungen, um diese Aufgabe durchzuführen. Denn an der Spitze unserer nationalsozialistischen Wirtschaftsführung steht nicht das Wort ‚Theorie', nicht das Wort ‚Geld' oder ‚Kapital', sondern das Wort ‚Produktion'."

Im Zeichen des Vierjahresplanes wurde die Arbeitslosigkeit endgültig überwunden. Unsere Produktion läuft auf höchste Tourenzahl. Die deutschen Rohstoffe Kohlen und Holz erfahren durch chemische Umwandlungsprozesse eine ungeahnte Wertsteigerung, die uns Millionenwerte an Devisen für Einfuhrzwecke ersparen hilft. Hand in Hand damit geht die Bestandsaufnahme und Nutzung der Schätze des deutschen Bodens. Stand Deutschland nach dem weltwirtschaftlichen Wert seiner Bergbauförderung schon 1929 an dritter Stelle aller Länder der Erde, so werden wir einen weiteren Vorsprung erzielen können. Denn der deutsche Boden ist nicht so arm, wie man vielfach bisher glaubte. Nur hat es am planmäßigen Abbau seiner Schätze gefehlt, weil es bequemer war, diese einzuführen. Diese Bequemlichkeit koste uns Milliardenwerte unseres Volksvermögens. Mit dem Erlaß Hermann Görings über die staatliche Führung der Eisenerzproduktion vom 23. Juli 1937 wurde auch hier das Steuer herumgeworfen.

Brot und Eisen lautet die Devise unserer Tage. In drei Erzeugungsschlachten ist die Ergiebigkeit der landwirtschaftlich genutzten Fläche Deutschlands um ein Bedeutendes gesteigert worden. Mit der Verfügung des Reichsernährungsministers über die Sicherstellung des Brotgetreides vom 27. Juni 1937 ist Sorge getragen, daß der Ernteertrag dieses Jahres voll und ganz der menschlichen Ernährung zugute kommt. Der Erfolg dieser Maßnahme war, daß Hermann Göring am 2. September auf der Reichstagung der Auslandsdeutschen in Stuttgart verkünden konnte: „Deutschland hat genügend Brotgetreide, und es ist Sache der Organisation, für dessen richtige Verteilung zu sorgen."

*

Deutschland steht mitten drin in der Arbeit, die vom Führer 1936 aufgestellte Zielsetzung zu verwirklichen. Das erste Viertel des Weges liegt hinter uns. Die erste Anhöhe, von der wir im Bewußtsein erfüllter Pflichten Umschau halten, ist erklommen. Der Parteitag 1937 zeigt uns den Standort unseres Marsches. Von hier ist die neue Wegstrecke abgesteckt. Die Bewegung beschreitet sie mit dem gleichen Elan, mit der gleichen ungebrochenen Tatkraft, mit der sie an alle Aufgaben herantrat, die sich ihrem Laufe ihrer 18jährigen Geschichte stellten.

Heinz Hünger.

Reichsparteitag als geschichtliche Erscheinung

Die Reichsparteitage der NSDAP. sind in kurzer Zeit Bestandteile unseres politischen Bewußtseins geworden. Der Jahre gleichgestellte Uhr ruft ihren Stundenschlag von den Zinnen und Türmen des alten und des neuen Nürnberg in die Herzen und Gewissen aller Deutschen, diesseits und jenseits der Grenzen.

Dann ruhen die Maschinen, die Bauern sehen auf von ihrer Ernte, die Zeit steht still: das ganze Volk tritt vor den Spiegel seines eigenen Urteils und prüft den Weg, die Arbeit und die Frucht des letzten Jahres, und sieht hinaus ins nächste Tal und auf die nächste Höhe. Ein Ruf, ein Plan, ein selbstgegebener Befehl ragt wohl hinüber aus dem Fest- und Feierkreis der alten Reichsstadt in das unbekannte Zukunftsland, das morgen, übermorgen, ein ganzes Jahr lang widerhallen wird vom Hammerschlag derer, die es im Sturm besetzen, seinen Acker bestellen, seine Tage zu Sekundenspannen der Geschichte einverwandeln. Ein buntes Buch von Bildern trägt jeder wohl hinaus an seinen Arbeitsplatz, in seine Heimat. Und wenn des Tages Sorge ihn einmal besiegen will, dann gräbt er es hervor aus der Erinnerung und weiß, daß er ein Meister dieser Zeit und ihrer Werte ist, die ihn will und ihn nicht frei gibt: und sei er auch ihr letzter Mann. Dann denkt er an ein Wort des Führers, an ein Glaubensbekenntnis, an den Marsch, vorüber an den jüngsten und den alten Zeugen deutscher Kraft und deutscher Geschichte. Dann kann des Tages Not ihn nicht mehr schlagen. Vor ihm liegt ein nächstes Ziel; in ihm liegt eine Verpflichtung, deren Rhythmus ihn von Jahr zu Jahr ergreift.

Der letzte Mann wird Pflasterstein und Soldat zugleich auf der großen, breiten, klaren Straße, die Deutschland in die Zukunft treibt und deren Stationen die Reichsparteitage sind: voll Freude, voll Plänen, voll aufgespeicherter und sich erneuernder Kraft.

Dies ist der „kleine" Sinn, den Nürnberg für seinen letzten Marschierer in sich birgt. Dies ist das äußere Bild, von der Überlegung und der Anteilnahme einzelner zurückgeführt auf seinen Gehalt, das in millionenfacher Zahl und Wucht sich denen dartut, die vorzustoßen suchen zu dem Kern, zur Urkraft jener politischen Wenden, die in den letzten Jahren Bestandteil unseres Bewußtseins geworden sind.

Weit hinter der Summe aller Einzelbilder bietet sich dem suchenden Auge die ganze, geraffte, umfassend-geschichtliche Schau des Weges der Partei und seiner Meilensteine. Diesen Weg zu sehen und zu begreifen in der Flut bewegter und eigenbeweglicher Einzelheiten, Bilder und Erscheinungen: das sei unsere geistige Vorbereitung auf die Reichsparteitage der nationalsozialistischen Bewegung.

Ein Vergleich

Bleibt eine Vorfrage zu beantworten:

Die Reichsparteitage der NSDAP. in der Kampfzeit und nach dem Siege unterscheiden sich auf den ersten Blick wesentlich voneinander. Nicht nur die Zahl der Beteiligten und die Art der Aufgaben, die diese gleichen Veranstaltungstypen zu verschiedenen Zeiten zu erfüllen haben: vor allem das Maß der politischen Bedeutung und der Wirkung auf den Ablauf des staatlichen Lebens verbieten eine ungeprüfte Gleichstellung.

Die Augenscheinbetrachtung ergibt:

Vor 14 und 11 und 8 Jahren rief der Führer seine kämpfende Partei und ihren letzten Mann aus vorgeschobener Stellung zu den geballtesten Kundgebungen ihrer Kraft und ihres politischen Willens nach München und Weimar und Nürnberg.

Ein innerer und äußerer Anlaß setzten die Daten jedes dieser Tage der Warnung an die anderen und der Erbauung der Heeresschau nach innen.

1923 rief der Führer den Männern des Zerfalls und der Auflösung sein Halt entgegen. Die Parolen des Münchener Reichsparteitages nahmen gedanklich den geschichtlichen Akt vorweg, der das Reich zurückriß von den Abgründen der Separation und des endgültigen Zusammenbruchs und der gleichzeitig die junge Bewegung dafür als Opfer forderte. Der Führer hat damals die Frucht seiner ganzen Arbeit, die Blüte seines politischen Kampfes in die Waagschale geworfen für Deutschland. Der Spiegel dieser Entschlossenheit, die Vorahnung dieses teuer erkauften deutschen Erfolges war der erste Reichsparteitag der NSDAP.

Drei Jahre später marschierten die Trupps und Kolonnen der wiedererstandenen Partei zum zweiten Male in ihrer Gesamtheit vor den Augen der teilnahmslosen Öffentlichkeit. Die Zeit schien gegen Adolf Hitler zu arbeiten. Der Alpdruck des drohenden Zerfalls war von den Seelen der Bürger genommen. Mit den gebliebenen Lebensgeistern der Feinde von gestern überwuchs ein bescheidener Aufschwung die



Reichsamtsleiter Geiger,
Volksfest.



Reichsamtsleiter Schulze.
Propaganda, Film, Rundfunk.



Gauhauptstellenleiter Brauns,
Privat- und Hotelquartiere.



Brigadeführer Schäfer,
Übertragungsanlagen.

größten Sorgen des politisch ermüdeten und physisch zermürbten Volkes. Die Partei trat trotzdem an. Sie rief: wir leben wieder! Und wenn das Echo dieses Rufs fast nicht hinausreichte über den eigenen, kleinen, gefestigten Kreis, so weckte er doch in den Männern der Partei den unbeugsamen Entschluß, das alte Ziel an das Ende des neuen Weges zu setzen. Die überhebliche Unaufmerksamkeit der Gralshüter der Verfassung arbeitete für diesen Entschluß. Weimar wurde die Bereitstellung für den neuen Angriff.

Ein Jahr und drei Jahre später gab sich die Partei in Nürnberg Rechenschaft über die Taktik und den Erfolg des Vormarsches.

Die Scheinkonjunktur aus fremden Mitteln war ein schlechter Bundesgenosse der sich wehrenden Parteienregierungen. Das Volk horchte auf, als Adolf Hitler der wachsenden Bewegung seine treibenden, starken Parolen zurief.

Die Verfassungsfeiern der Republik verwaisten. Die Jahrestage der nationalsozialistischen Bewegung begannen Reichstage des aufbegehrenden Volkes zu werden.

Das ist das innere Gesetz, das die Reichsparteitage der Kampfzeit mit den großen Nürnberger Heerschauen des Sieges und der Arbeit verbindet! Der Entschluß des Volkes, die Kraft der Geschichte hat den formalen Parallelen, den äußeren Ähnlichkeiten den Geist der inneren Verwandtschaft eingehaucht. Die Entwicklung von Nürnberg nach Nürnberg, von 1929 nach 1933 ist für den Jahrestag der Partei kein Sprung, sondern ein Wachstumsvorgang, den die Geschichtsschreiber von morgen so klar vor Augen haben werden, daß sie eine Frage nach der Unterscheidung gar nicht mehr stellen.

Das Gesetz gehorcht!

Der Sieg hat das Gesetz des Handelns uns in die Hand gelegt. Der Führer — bestimmt die Stichtage unserer Entscheidung, unseres Kampfes, unserer Arbeit. Und zum Beweis der Stetigkeit, der wir gehorchen, ruft Nürnberg jedes Jahr zu gleicher Zeit das Volk und die Partei.

Der Sinn der Parteitage aber, in seiner Bedeutung erhoben über das ganze Volk, ist der gleiche geblieben. Was waren der „Sieg des Glaubens", der „Triumph des Willens", der „Tag der Freiheit" und der „Parteitag der Ehre" anders als Rechenschaftsberichte und Parolenausgaben und Querschnitte durch die Reise der Zeit und den Stand der Arbeit?

Marschieren nicht dieselben Männer, die damals kämpften und siegten mit denen, um die und für die gekämpft worden ist und die nun teilhaben wollen an dem Werk, an dem wir alle arbeiten?

Nur dies ist anders geworden: der Rhythmus der Zeit gehorcht uns! Den Zeitpunkt der Entscheidungen bestimmen wir! Das Gesetz der Organik und des stetigen Wachstums hat durch uns seine neue entscheidende Gültigkeit erhalten. Wir halten wieder Ernte, wie die Natur es uns lehrt. Wir beginnen unser Jahr, wie es die Zeit verlangt. Wir sind die Zeit geworden! Die Reichsparteitage sind ihre Stundenschläge!

Die Geschichte lehrt . . .

Je mehr die ersten Reichsparteitage unserer unmittelbaren Erinnerung entsinken und je klarer ihre Umrisse und Ideen wieder auftauchen in der unbestechlichen, lauteren Schau geschichtlicher Stetigkeit, desto enger schließen sie sich anderen, verwandten historischen Erscheinungen an.

Heute schon läßt sich — ohne die geringste gedankliche Konstruktion — sehen und beweisen, daß die Reichsparteitage nur ein neuer Blütenschlag jener geschichtlich-deutschen Triebkräfte sind, die in allen hohen Zeiten der Vergangenheit in großen bestimmenden Fest- und Volkstagen Ausdruck gewannen. Nürnberg ist der Thingplatz des Dritten Reiches! Der Gleichschritt der Marschierer und der Gleichklang der Herzen ist die demonstrative Akklamation, die ungehemmte Zustimmung des ganzen, geeinten Volkes zu den Beschlüssen und Taten ihrer selbstgewählten Führung.

Die Erfüllung der in Nürnberg gefaßten Pläne, die Fruchtbarkeit der in Nürnberg proklamierten Gesetze, die Logik der in Nürnberg sich vollendenden Form und Verfassung unseres inneren und äußeren Lebens: das sind die Beweise dafür, daß die Reichsparteitage rhythmische Höhen unseres volklichen und staatlichen Seins sind, in denen die Zeit sich erfüllt und die Zukunft geboren wird.

Es ist müßig, ein paar Jahre nach den ersten fundamentalen Ereignissen und Zielsetzungen der Reichsparteitage vor und nach der Machtübernahme Daten und Tatsachen zu wiederholen, die noch in aller Augen und Herzen sind.

Sprich dir die einzelnen Parolen, die großen Überschriften und Themen der bisherigen Nürnberger Fest- und Feierwochen vor und bringe ein in den Sinn der Worte, dann wirst du diese — auf den ersten Blick ein wenig anspruchsvolle Erwägung — begreifen. Tu einen Sprung zurück in die erhebenden starken Zeitläufe der Geschichte des deutschen Volkes, und du wirst im Spiel und Widerspiel Ähnliches, Verwandtes, Gleiches finden! Und wenn du genau und gläubig vergleichst und urteilst, dann wirst du finden, daß die Reichsparteitage nach Gestalt und Gehalt eine letzte Vollendung der deutschen Idee der Volks- und Reichstage sind.

Impulse unseres Lebens!

Wir können sagen: die Reichsparteitage sind zu den stärksten Impulsen unseres nationalen Lebens geworden. Die Spannkraft ihrer Ereignisse und der Erwartung, die ihnen vorausgeht, umfängt das ganze politische Jahr. Die Welt sieht heute nach Nürnberg. Sie weiß: das deutsche Volk faßt und verkündet seine entscheidenden Gesetze aus dem Munde des Führers in Nürnberg.

In dieser Überzeugung wollen wir morgen und immer von irgendwoher nach Nürnberg und von Nürnberg nach irgendwohin unseren Schritt setzen. Robert Krötz.

Weshalb die Partei nach Nürnberg geht

Es ist kein Zufall, daß die NSDAP. ihre jährlichen großen Reichstreffen in Nürnberg abhält und diese Stadt zur offiziellen „Stadt der Reichsparteitage" werden ließ. Schon die Möglichkeit der ersten Großkundgebung des erwachenden Deutschlands am 1. und 2. September 1923 war der zähen Hartnäckigkeit des fränkischen Gauleiters Julius Streicher zu verdanken. Seine Vorarbeit und sein Wille brachten die Partei 1927 wieder nach Nürnberg, dessen begeisterungsfähige Bevölkerung die NSDAP. dann auch 1929 mit der gleichen Herzlichkeit aufnahm. Die sich nun schon bemerkbar machende Größe der Partei und der außergewöhnliche Umfang ihrer zentralen Reichstagung stellten naturgemäß wachsende Forderungen an die Stadt. In der Gestaltung des Notwendigen und in der Befriedigung dieser tagungstechnischen Bedürfnisse kam das zum Ausdruck, was Nürnbergs große und traditionsgeweihte Eigenart ist, die Bereitschaft zur großzügigen Haltung.

So konnte die Bewegung der kommenden deutschen Größe hier an den Ufern der Pegnitz anknüpfen an die ehrwürdige Tradition vergangener deutscher Größe. Gerade Nürnbergs Geschichte ist ein Beweis dafür, in welch universaler Form die schöpferische Kraft unseres Volkstums in den starken Mauern einer Stadt zum Ausdruck kommen konnte. Und die besondere Lehre aus der Geschichte gerade dieser Stadt ist, daß ihre Blüte weitaus in erster Linie dem absoluten Primat einer klugen politischen Leitung zu verdanken war, die alle handelspolitischen, wehr- und staatspolitischen sowie völkischen und technischen Gegebenheiten mit umsichtiger Energie zum Gesamtwohl dieses durch Jahrhunderte hindurch vorbildlichen Gemeinwesens zusammenfaßte und unter ihre zentrale Autorität stellte. Das gab der Stadt die Möglichkeit und Energie, neben der auch in anderen Städten vorgekommenen wirtschaftlichen oder kulturellen Blüte auch eine überragende politische Bedeutung zu gewinnen. Deshalb verlohnt es sich auch heute noch, sich mit der Geschichte dieser berühmten deutschen Stadt einmal zu befassen, zumal hier wie überall in der seitherigen Betrachtung deutscher Vergangenheit böswillige Fälschungen oft bekannter sind als die weitaus wertvolleren Tatsachen.

So weiß z. B. fast jeder Besucher Nürnbergs von dem Schreckensinstrument der „Eisernen Jungfrau", einer grausamen „Foltereinrichtung", zu erzählen. In Wahrheit hat sich dieses Machwerk als eine üble Fälschung erwiesen, die dazu dienen sollte aus Leichtgläubigkeit Geld zu schlagen. Historische Tatsache aber ist, daß gerade Nürnbergs ganze Vergangenheit genau das Gegenteil der Gesinnung zeigt, wie sie ihm in dieser Fälschung unterstellt worden ist.

Schon die erste Erwähnung Nürnbergs betraf die Freisprechung einer germanischen Leibeigenen durch Kaiser Heinrich III. Die in dieser Haltung zum Ausdruck gekommene Gesinnung bleibt lange Zeit charakteristisch für Nürnberg. Lange vor der Reformation hatte Nürnbergs Rat, insbesondere der berühmte Syndikus der Stadt,



Obertruppführer Schwarz,
Biwak, Verpflegung und Wirtschaftswesen.



Burgintendant Seidel,
Biwak, Verpflegung.



Oberstwerkscharführer Schneider,
Werkscharen.



Oberführer Ludwig,
Führer des Aufmarschstabes der SS.

Gregor Heimburg, auf dem Kongreß zu Mantua scharf gegen die kirchlichen Entartungen, besonders gegen den Ablaßhandel, Stellung genommen, und Pius' II. Zorn über den „Ketzer und Teufelssohn" brandete damals bis an die unerschütterlichen Mauern der Pegnitzstadt. Der Rat aber blieb fest in der Meinung, die ihn 1515 in einer Chronik über den Ablaßhandel schreiben ließ, daß „solch Fürnehmen mit dem Ablaß mehr für eine Verführung des einfältigen Volkes, dann als eine gedeihliche Förderung ihrer Seelen" zu erachten sei.

Genau so konnte die straffe Zentralgewalt der Stadt, um deren Gunst Kaiser und Papst wiederholt wetteifern, auch den anderen Widersachern oder Störern des Allgemeinwohls der Bevölkerung Widerstand leisten.

In der verworrenen Raubritter- und Fehdenzeit, um die Mitte des 15. Jahrhunderts, gehen der für ihr Recht und ihre Freiheit trotzigen Festungsstadt die Fehdenankündigungen von 17 Fürsten, 15 Bischöfen und fast „7000 Grafen, Rittern und Knechten" zu gleicher Zeit zu; gegen das halbe damalige Deutschland stand Nürnberg allein. Es setzte sich genau so durch wie 500 Jahre später die nationalsozialistische Bewegung, die, als niemand die NSDAP. aufnehmen wollte, Nürnberg ebenso zum Sitz ihrer Reichstagungen machte, wie es so oft und gern die Kaiser des ersten Reiches getan hatten. Und genau so wie seit 1424 die Reichskleinodien durch Jahrhunderte in Nürnberg aufbewahrt und alljährlich zu Ostern dem Volke öffentlich gezeigt wurden, genau so steht nun bei den Reichsparteitagen das größte Heiligtum der NSDAP., die Blutfahne vom 9. November 1923, vor den versammelten Willensträgern der Leitung des Dritten Reiches.

Es würde an dieser Stelle zu weit führen, auf die zahlreichen technischen und kulturgeschichtlichen Leistungen einzugehen, die im Schutze der hohen Mauern Nürnbergs gediehen sind. Sie haben den Ruhm deutscher Meister- und Schöpferkraft weit hinaus in alle Welt dringen lassen, wie ja auch einer der entscheidendsten wissenschaftlichen Pioniere für das Zeitalter der Entdeckungen der Nürnberger Martin Behaim war, der mit seinen Meßgeräten aus Messing ebenso bedeutend wurde, wie es Meister Peter Henlein um 1500 mit den ersten Taschenuhren ebenfalls wurde und wie nach zahlreichen berühmten Zwischenleistungen schließlich auch die erste deutsche Eisenbahn mit ihrer Eröffnungsfahrt vom 7. Dezember 1835 von Nürnberg bis Fürth und die von Siegmund Schuckert geschaffene erste städtische elektrische Dauerbeleuchtung der dortigen Straßen den Ruhm der Stadt weit hinausgetragen hat. Erwähnt sei in diesen Jahren der Motorisierung Deutschlands noch der erste selbstfahrende pferdelose Wagen. Der Nürnberger Chronist nannte ihn, als der schwedische Generalissimus Carl Gustav bei der Rückkehr von den Verhandlungen zum Westfälischen Frieden im Jahre 1650 das pferdelose Fahrzeug sah, daran viel Gefallen fand und den Wagen mit nach Schweden nahm.

Sehr beachtlich ist auch die strenge Sicherung der politischen Zentralgewalt der Stadt und ihres blühenden Gemeinwesens vor standespolitischen, wirtschaftsegoistischen und klassenkämpferischen Gefahren. Zünfte duldete der Rat einfach nicht, sorgte aber ständig und zuweilen mit harter Hand für den gemeinnützigen Ausgleich der Interessen aller Stände. Den am Reichsparteitag jährlich zahlreich beteiligten Angehörigen der DAF. wird diese kluge Haltung besonders interessant sein. Othmar Spann hätte in Nürnberg nichts werden können, aber nur wenige Städte der Welt können sich in den gewerblichen Spitzenleistungen menschlicher Handfertigkeit mit Nürnberg messen. Und wenn so schon von einem „Messen mit der Welt" die Rede ist, und wir unwillkürlich an den letzten und vielleicht größten friedlichen Völker-Wettbewerb, die Olympia, denken müssen, dann soll hier die kulturgeschichtliche Seite dieses Wettstreites, das erste historische Vorbild des olympischen Dichterpreises, auch erwähnt werden, das vor nunmehr 450 Jahren Kaiser Friedrich III. am 14. April 1487 in Nürnberg dem jungen deutschen Dichter Conrad Celtis in Gestalt eines silbernen Kranzes verliehen hat. Gerade dieser so ausgezeichnete „Poeta laureatus" hat uns auch überliefert, in welch starkem Maße die alten Nürnberger den Leibesübungen und der körperlichen Regsamkeit huldigten.

Der Dreißigjährige Krieg und der leidige Neid deutscher Nachbarn haben dann die so überaus vielseitige und reiche Blüte zum Welken gebracht. Als auch wieder typische Merkmale des völkischen Verfalls machen sich Standesdünkel und absolutistische Regungen bemerkbar, die handwerkliche Zucht schläft ein, und als die Franzosen am 26. August 1806 den mannhaften Nürnberger Joh. Philipp Palm in Braunau am Inn, der Geburtsstadt des Führers, widerrechtlich erschossen, da war diese Zeit der tiefsten deutschen Erniedrigung auch Nürnbergs schwächste Zeit. Drei Wochen später schlägt die „Rheinbundakte" des französischen Ministers Talleyrand die bis dahin selbständige Reichsstadt zu Bayern. So wird die nun bayerische Stadt auch im letzten deutschen Bruderkrieg — dem Gesamtschicksal unseres Volkes immer eng verbunden — durch preußische Truppen unter dem Großherzog von Mecklenburg mit einer „feindlichen Besatzung" belegt. Aber die Lebensgeister Nürnbergs sind schon wieder stärker als die widrigen Umstände, und am 18. August 1852 beschließen deutsche Wissenschaftler die Errichtung des „Germanischen Nationalmuseums" in Nürnberg. Auch das Zeitalter der modernen Technik, insbesondere ihres kühn aufstrebenden Zweiges der Maschinen- und Elektroindustrie, trägt den Ruf der Stadt wieder weit hinaus, so daß für die III. Bayerische Landesgewerbe- und Industrie-Ausstellung 1906 das großzügige Luitpoldhain-Gelände angelegt wird.

Sechs Jahrzehnte nach dem letzten Einmarsch „feindlicher" Truppen treffen sich im Gelände des Luitpoldhains die endgültigen Überwinder des Stammes- und Klassenkampfes. Regimenter von Männern, denen das Preußentum zur großdeutschen Idee geworden ist, genießen Nürnbergs strahlende Gastfreundschaft, und ihr Führer ernennt die ehrwürdige Stadt zum Dank für den unvergeßlichen Empfang 1927 zur Stadt der Reichsparteitage.

Und schon wieder haben diese großen Reichstagungen, insbesondere die „Nürnberger Rassenschutz-Gesetze" und die von Nürnberg an alle Welt ergangenen Warnungen vor der bolschewistischen Weltgefahr den Ruf der „nimmer noch veralteten" Stadt in alle Länder getragen. In konzentriertester Form zeigt Nürnberg immer wieder aller Welt das Wollen und Wesen Deutschlands, dessen Söhne es nie bereuen werden, sich einmal mit der lehrreichen Vergangenheit gerade dieser Stadt zu beschäftigen. Jener gute Rat, den Max von Schenkendorf uns gab: „Wenn einer Deutschland kennen und Deutschland lieben soll — wird man ihm Nürnberg nennen . . ." ist leicht zu befolgen, zumal auch in jüngster Zeit Männer wie Karl Bröger uns gute und zuverlässige Romandarstellungen gegeben haben.

F. H. Woweries, M. d. R.



Reichsamtsleiter Lamhofer,
Transportwesen.



Oberscharführer Blümlein,
Fernsprechwesen.



Standartenführer Zillig,
Kraftfahrwesen.



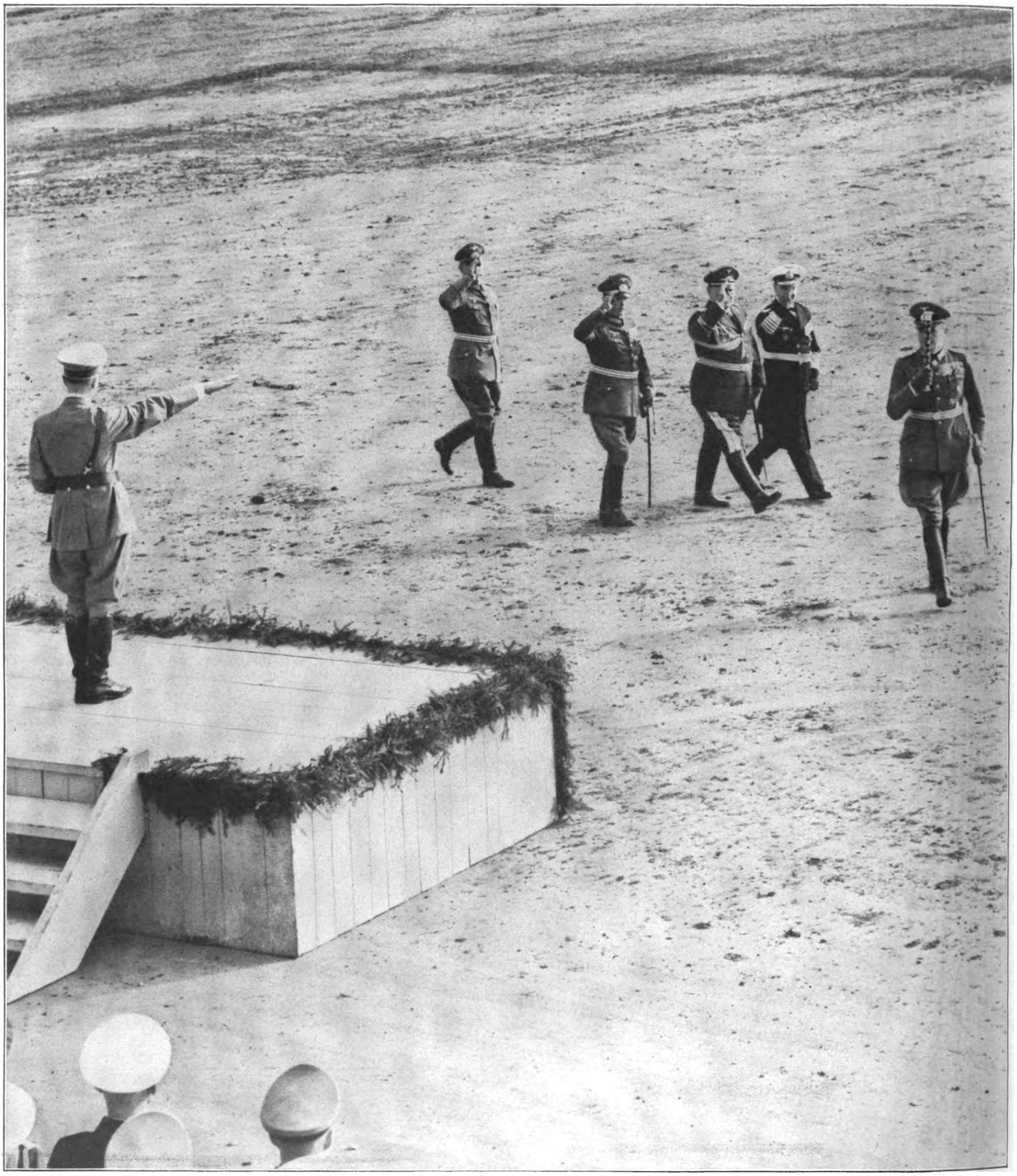
Standartenführer Ruland,
NSKK.



Der Vorbeimarsch der Polizei.

Am Freitagvormittag marschierten 3000 Mann Polizei aus ganz Deutschland durch Nürnberg, darunter 148 Blutordens- und Ehrenzeichenträger geführt vom Blutordensträger Oberst Schweinle. Adolf Hitler weihte an diesem Tage zum ersten Male die Fahnen der neuen Polizei. Der Führer bei der Abnahme des Vorbeimarsches; vor seinem Wagen: Reichsführer SS Himmler, General der Polizei Daluege und Reichsinnenminister Dr. Frick.

Aufnahme: Friedrich Franz Bauer



Die Eröffnung des Vorbeimarsches der Wehrmacht vor dem Führer.

Der Montagnachmittag, den eindrucksvollen Vorführungen der Wehrmacht gewidmet, war ein Abschluß des „Reichsparteitages der Arbeit" von gewaltigster Wirkung auf das In- und Ausland. Unsere Aufnahme zeigt den Vorbeimarsch des Reichskriegsministers und Oberbefehlshabers der Wehrmacht, Generalfeldmarschall von Blomberg, und der Oberbefehlshaber der drei Wehrmachtteile: die Generalobersten Göring und Frhr. v. Fritsch, des Generaladmirals Dr. h. c. Raeder und des Kommandeurs der Parade vor dem Obersten Befehlshaber der Wehrmacht, Adolf Hitler. Dieser Vorbeimarsch stand unter dem Zeichen der Worte des Führers: „Es sind noch nie die Völker vom Frieden gesegnet worden, die schwach waren, sondern immer nur jene, die stark gewesen sind. Daß aber Deutschland heute wieder stark ist, dankt es in erster Linie seinen Soldaten!"

Aufnahme: Weltbild.

Verlag: **Franz Eher Nachf., G. m. b. H.,** München 22, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12—2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. **Bezugspreis in Deutschland durch die Post** monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Bern III 7205; Warschau 194121; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968; Den Haag 211846; Paris 190066; Brüssel 350797. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße; Swiss Bank Corporation, West End Branch, 11c, Regent Street, Waterloo Place, London S. W. 1. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39-41, Fernruf 20755 u. 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn AG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden.
[A B C D E F] D.A. II. Vj. 1937: über 685000 Stck. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig

12. JAHRGANG / FOLGE 38 / DONNERSTAG, 23. SEPTEMBER 1937

IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22

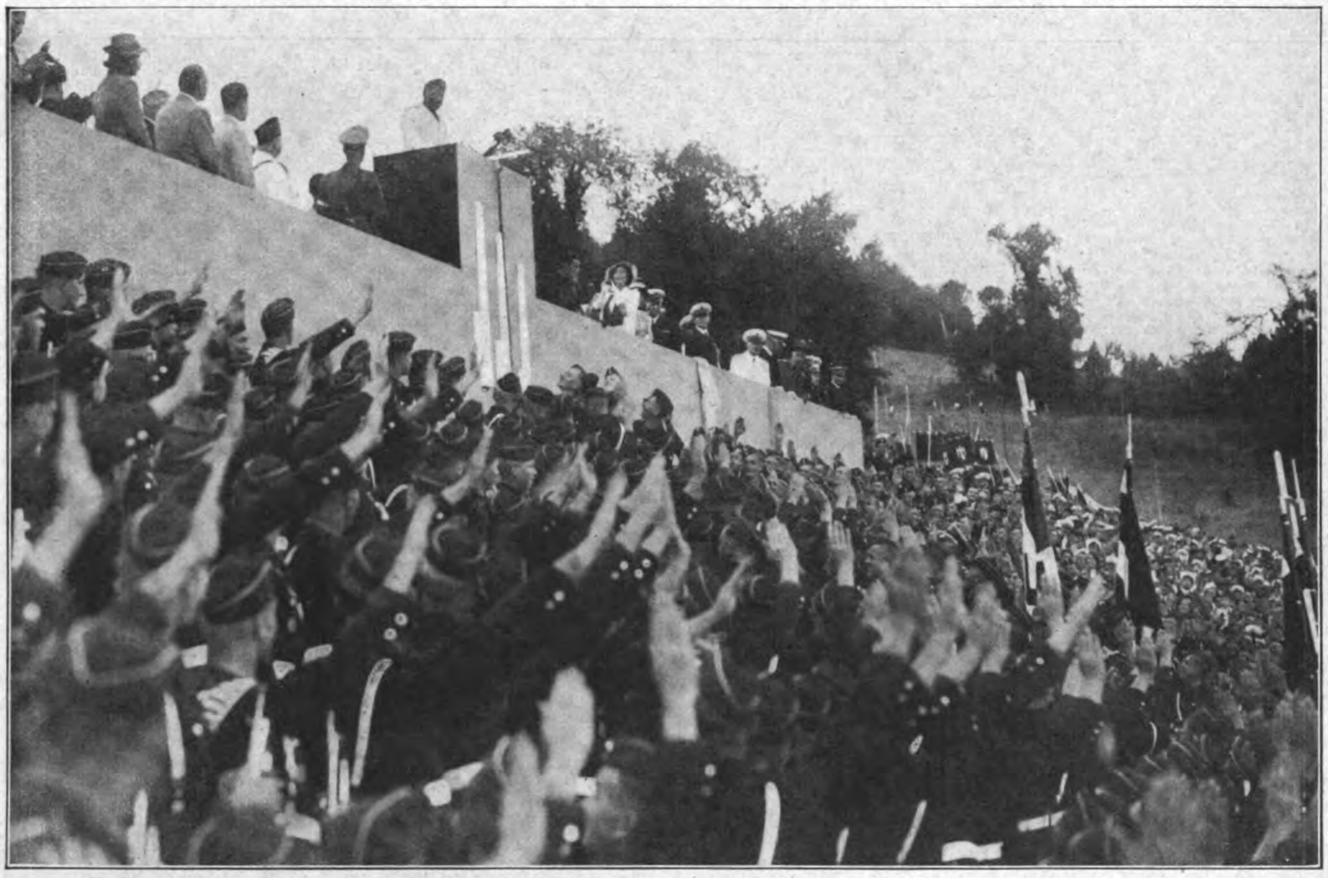


Der Duce — der Gast Deutschlands.

Mussolini, der den Mythus des italienischen Volkes, das Imperium, verwirklichte, nimmt auf der Via dell'Impero, Roms Prachtstraße, den Vorbeimarsch von 24 000 Avanguardisten ab.

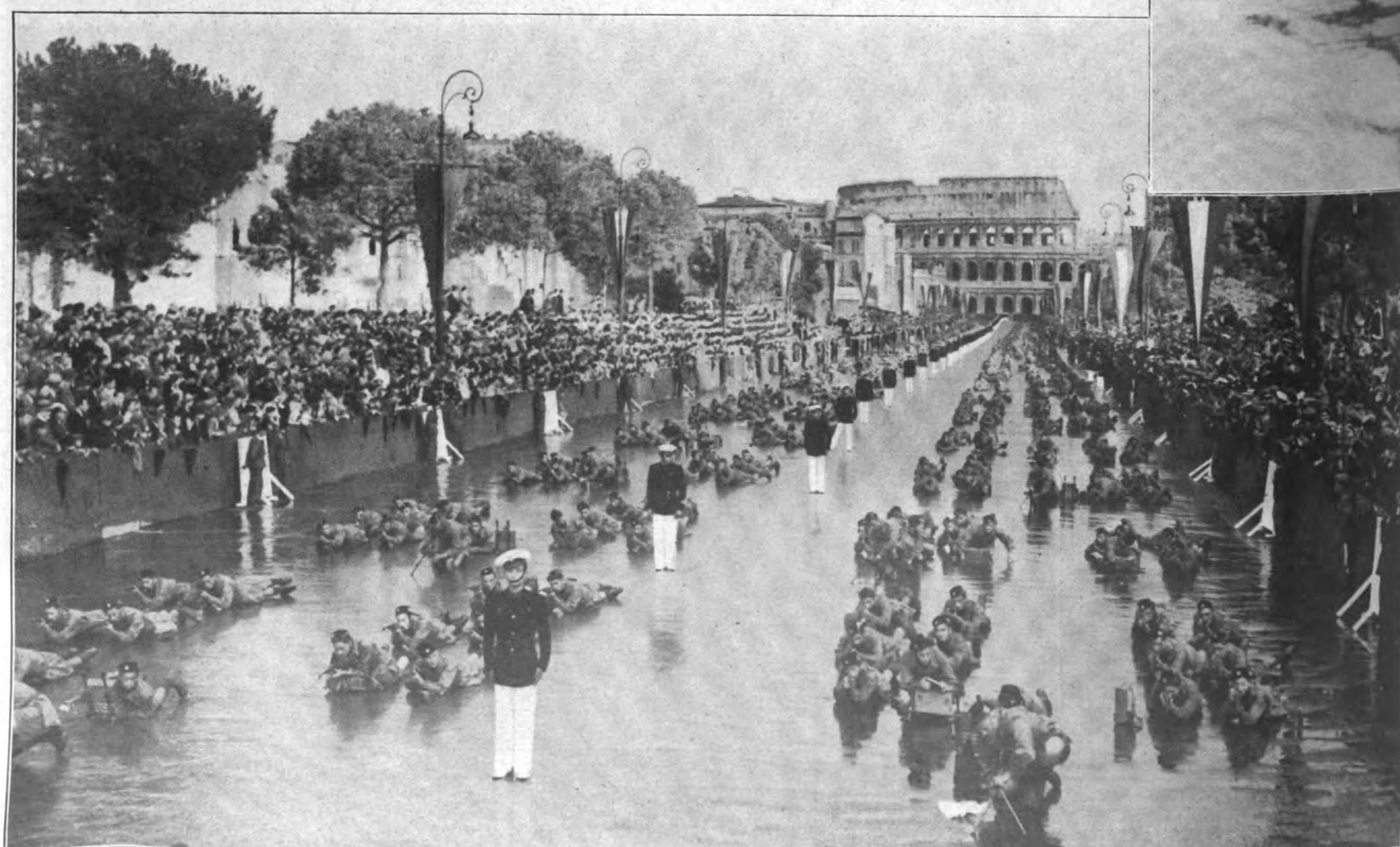
Aufnahme: Presse-Photo A Seiling

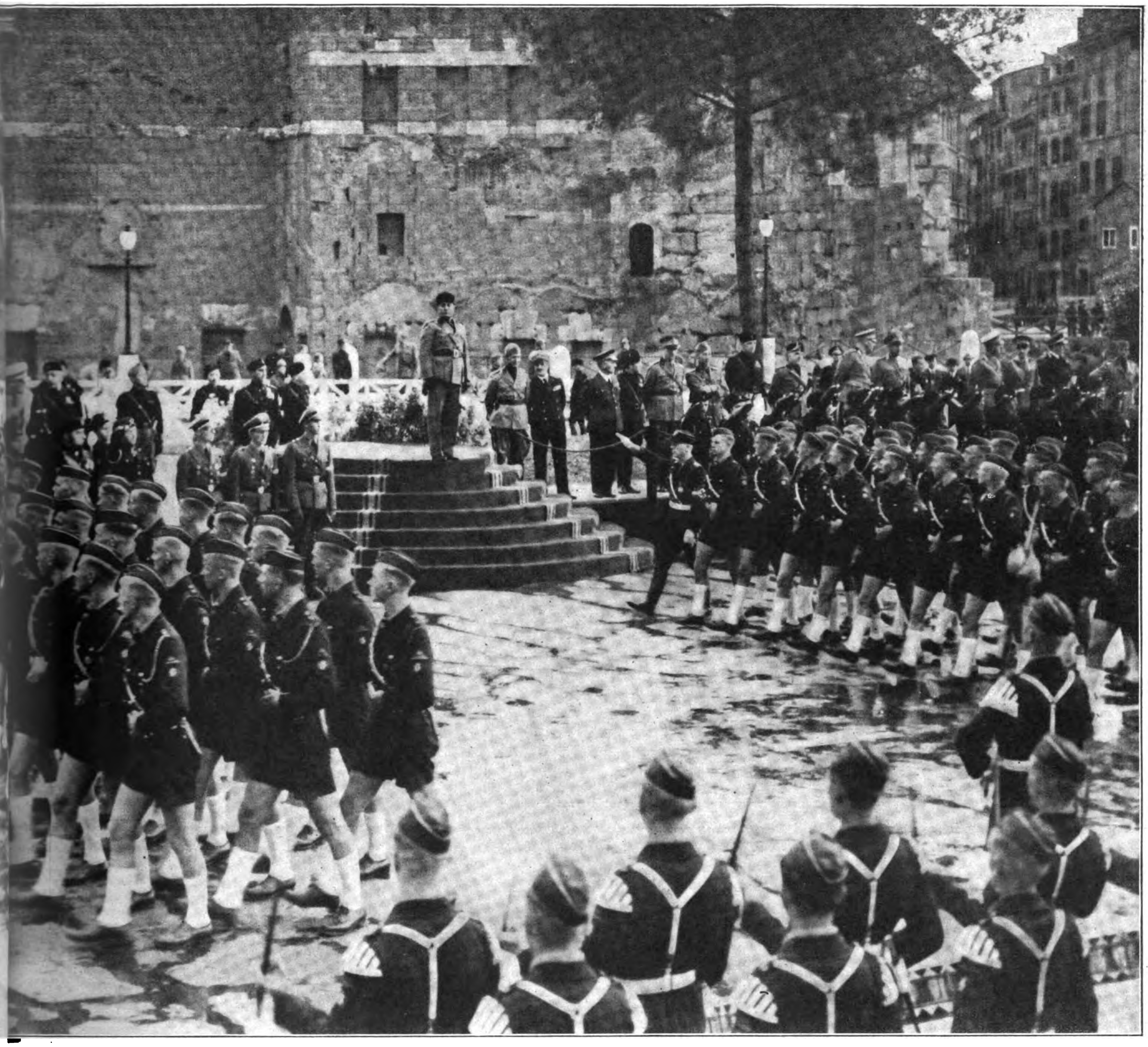
Italien
im Zeichen der
ACHSE ROM — BERLIN



Hitlerjungen, als Gäste der befreundeten italienischen Nation huldigen im Olympischen Stadion zu Rom dem italienischen Regierungschef Benito Mussolini.



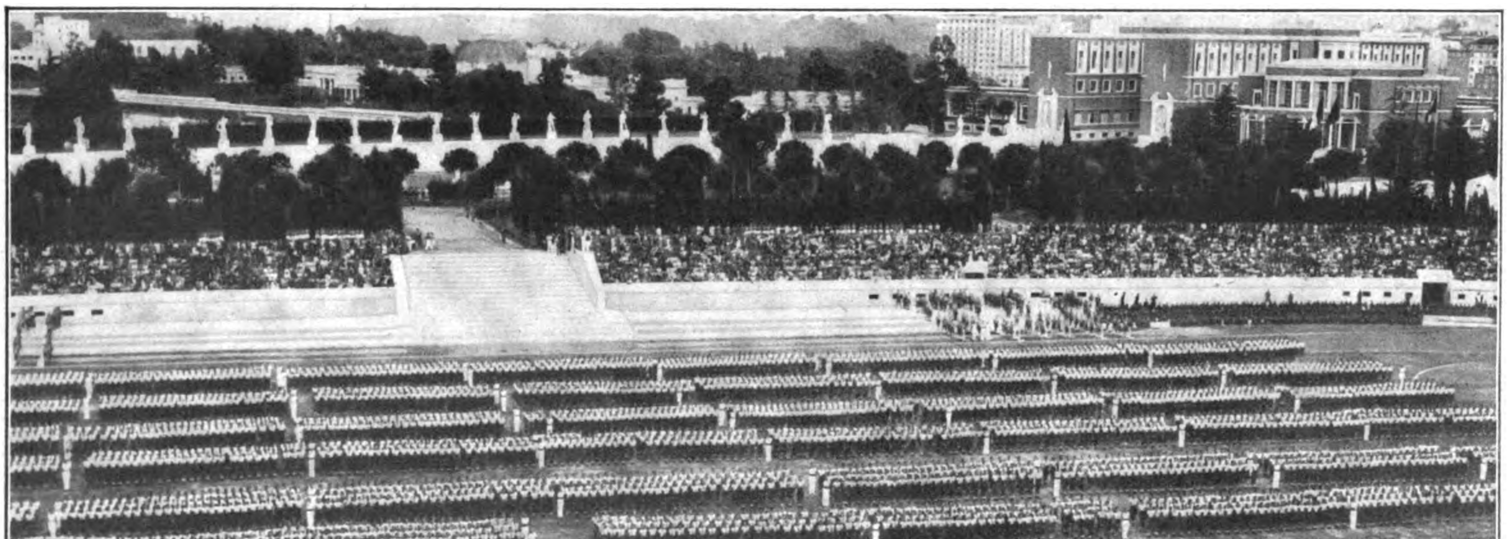




Unter begeisterten Kundgebungen der Bevölkerung marschierte die HJ. an dem Begründer des Faschismus vorbei

Aufnahmen: Presse-Photo (1), A. Seiling (2), Weltbild (1)

Links: Avanguardisten während einer Vorführung auf der Via dell'Impero; im Hintergrund das Kolosseum.



Rechts: Hitlerjungen wohnen im Olympischen Stadion sportlichen Vorführungen der Avanguardisten bei; auf dem Podium im Vordergrund (weiß gekleidet): Mussolini.



Das Mutterhaus der Kriegsverletzten in Rom.
Erbauer: Marcello Piacentini.

EINER DER BAUMEISTER DES DUCE UND DES NEUEN JTALIEN: Marcello Piacentini





Marcello Piacentini, der italienische Städtebauer, mit dem Modell der neuen Straße nach St. Peter in Rom.
Bild oben: Piacentini mit seiner Gattin und Tochter im Hof seiner Villa in Rom.
Aufnahmen: M. Moeckel.



Das Hauptgebäude (Bibliothek) der Kgl. Universität in Rom.
Entwurf: Marcello Piacentini.

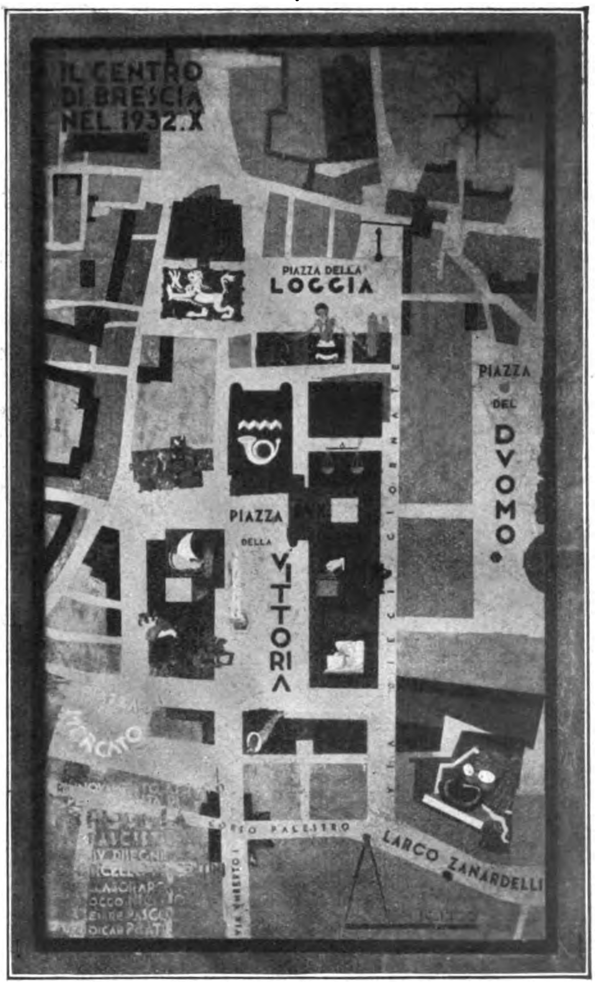


Marcello Piacentini,
der Baumeister des Duce.

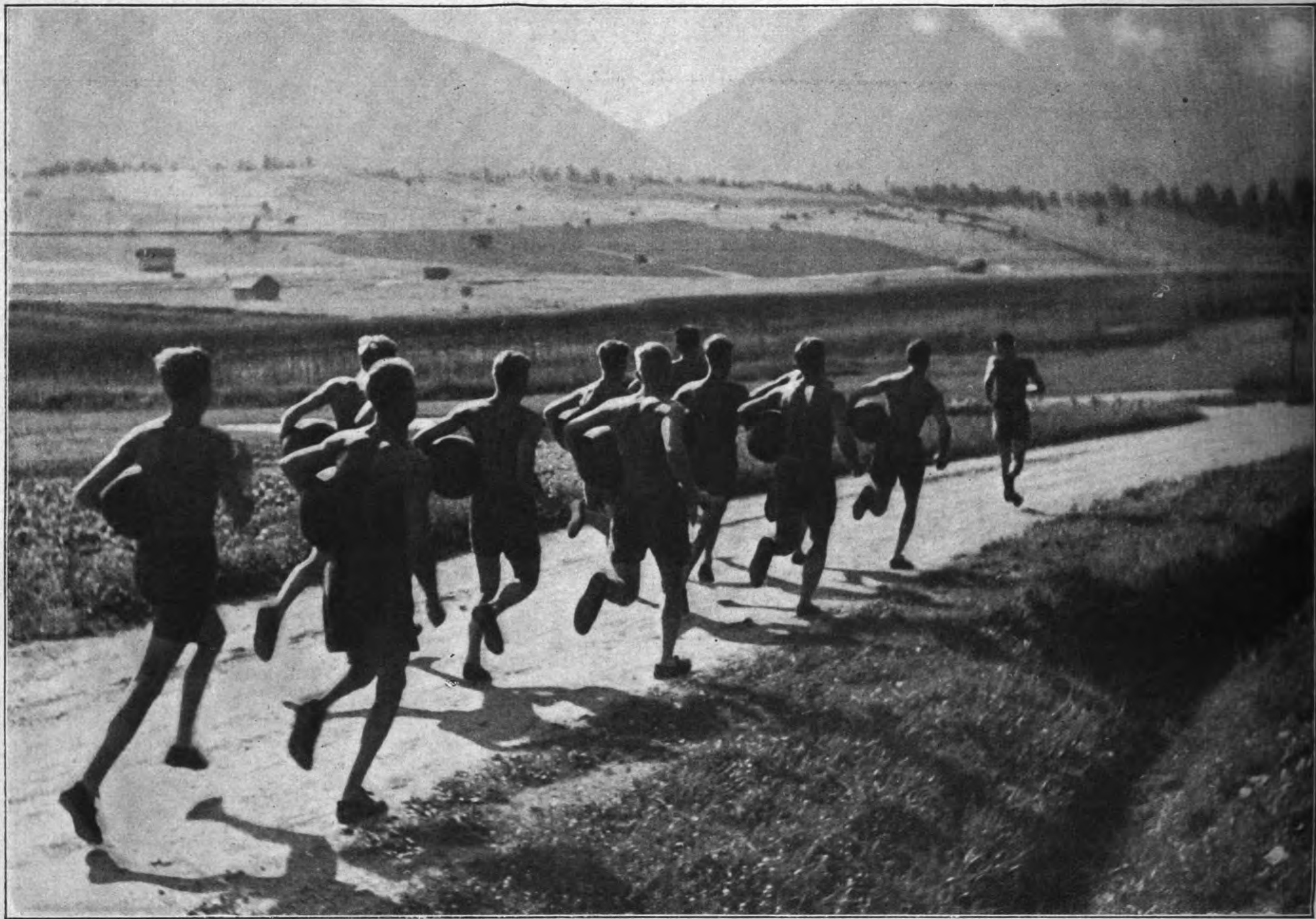
Der Geist fortschreitender Schaffenskraft, der den Faschismus beseelt, drückt sich auch in seinen Planungen und Bauten aus. Beispielhaft für den Verlauf des architektonischen Geschehens sind die Schöpfungen des heute in Italien maßgebenden Architekten Marcello Piacentini, der unter anderen auch die Christ-Königkirche in Rom gebaut hat, ein eigenwilliges, kompromißloses Bauwerk, das am eindrucksvollsten die Entwicklungslinie des großen italienischen Baumeisters zeigt.



Stadtplan von Brescia vor der Umgestaltung . . .



. . . und nach der Erneuerung durch Piacentini.

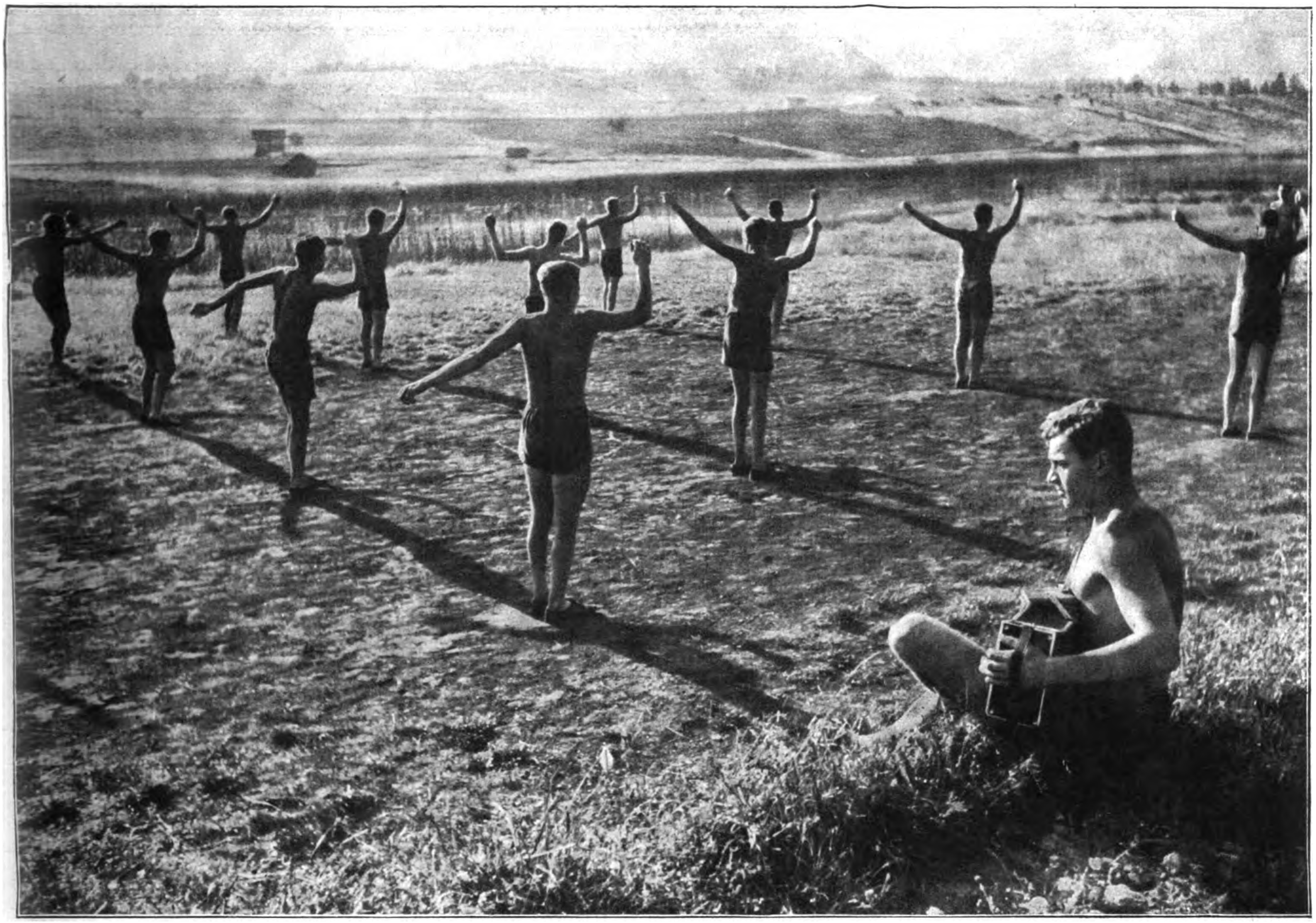


Den Ball untern Arm, und dann im Dauerlauf zum Sportplatz

Früh am Morgen: Der Arbeits-

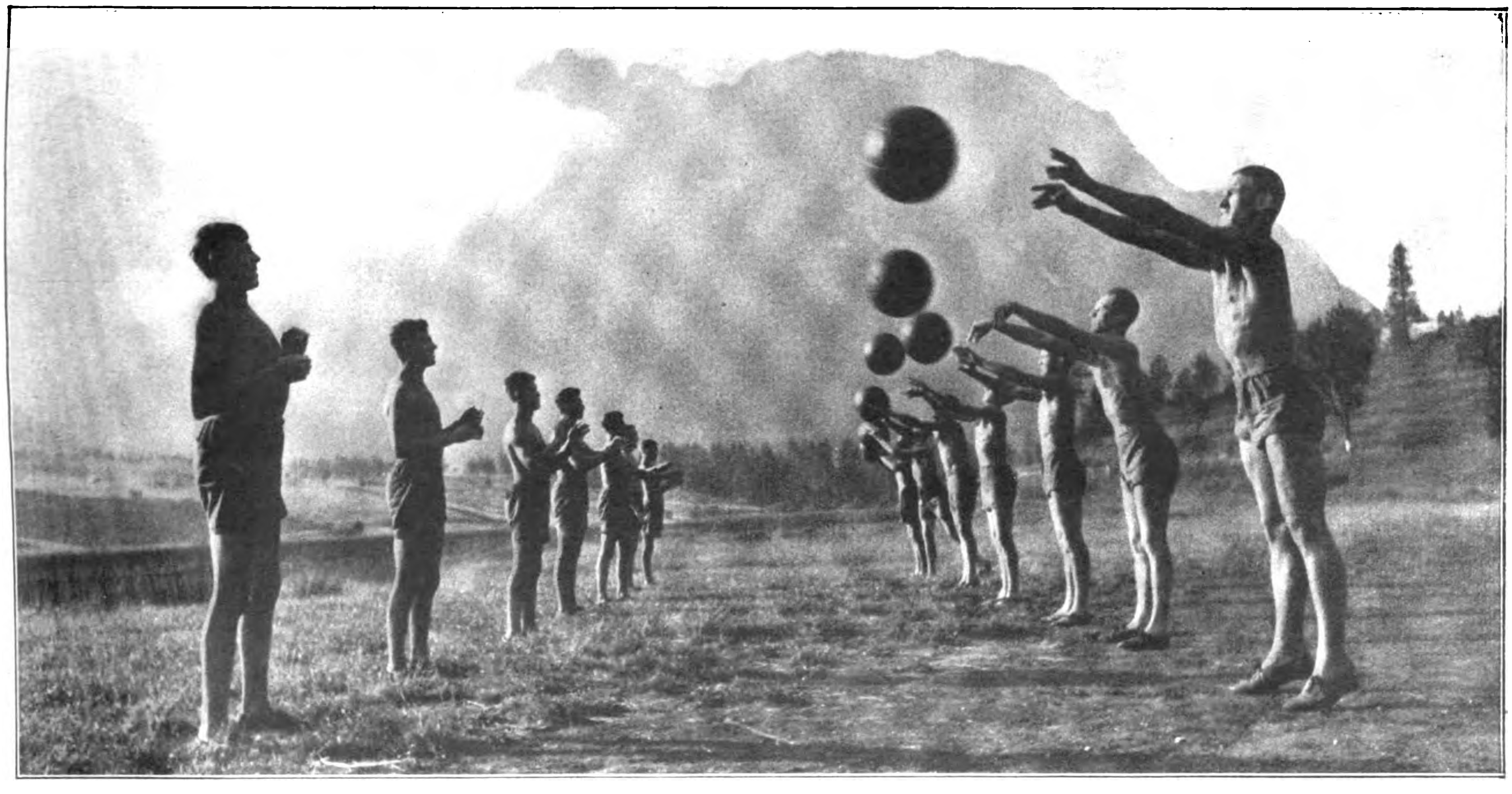


Die tägliche Arbeit erfordert Bärenkräfte und Ausdauer. Regelmäßiges körperliches Training der Arbeitsdienstmänner ist daher eine der ersten Voraussetzungen für volle Leistungsfähigkeit.



Freiübungen in der frühen Morgensonne unter Begleitung der „Hauskapelle".
Aufnahmen: M.-Bildbericht Model.

· dienst rückt aus zum Sport

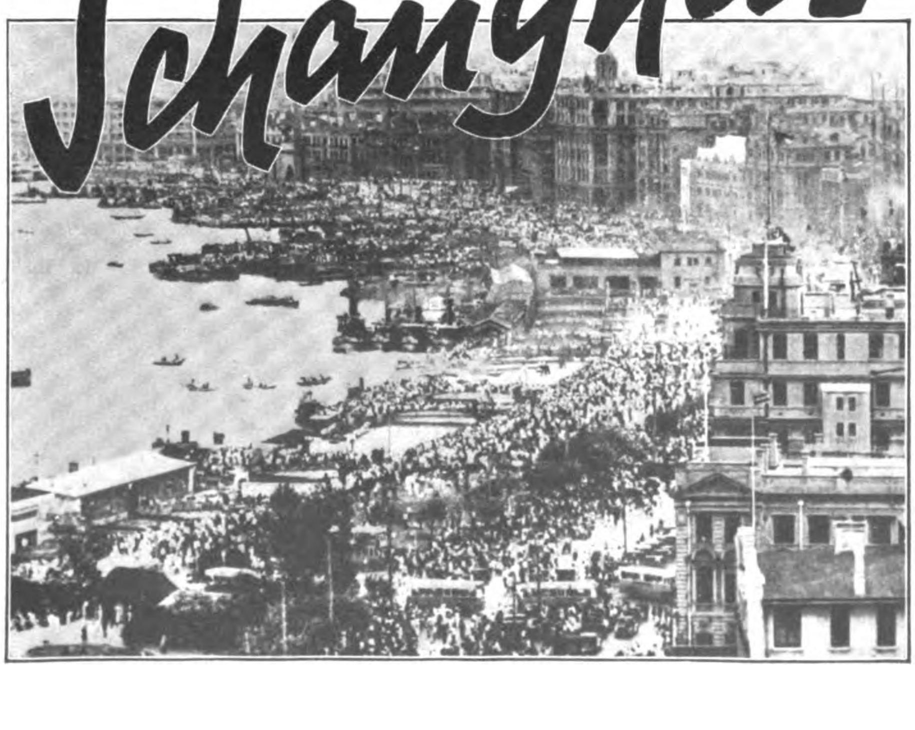


Sauber angelegte Sportplätze stehen den Arbeitsdienstmännern nicht immer zur Verfügung. Deswegen wird in der Nähe eines jeden Lagers ein Freiplatz für die sportliche Betätigung ausgesucht.

Tod in Schanghai



Während des regen Geschäftsverkehrs in der Nankingstraße wurde ein Warenhaus von einer Fliegerbombe getroffen; bei den Aufräumungsarbeiten stellte man allein über 200 Tote fest.



Links: Aufnahme der bekannten Straße „Der Bund", in der sich die meisten Banken und Handelshäuser befinden.



Rechts: Polizei und Feuerwehr schaffte die Toten und Verwundeten fort.





Fünf Minuten nach dem Bombeneinschlag.
Überall liegen Verwundete herum, die nach Hilfe schreien.



Furchtbare Verwüstungen in der Tibetstraße. Die vielen Todesopfer sind darauf zurückzuführen, daß die Straße mit Neugierigen gefüllt war, die die Bombardierung der Nankingstraße von hier aus beobachtet hatten, bevor sie selbst Opfer der Luftangriffe wurden.

Aufnahmen: Weltbild.

Deutsche Jungen
vom gemeinsamen Jugendlager Deutschland-Frankreich
in Paris



Ein Händedruck in schöner Eintracht am Place de la Concorde.

Aufnahmen: A. Kremer.



Der Landsitz des Präsidenten des deutsch-französischen Lagers.



Kein Großeinkauf — nur ein kleines Andenken an die schönen Tage in Frankreichs Hauptstadt.



Beim Studium des Kraftdroschkentarifs. „Eigentlich gar nicht teuer, ob man mal eine Fahrt riskiert?"

Unsere Jungen haben bei ihrem Gegenbesuch in Frankreich die gleiche freundliche Aufnahme gefunden wie die französische Jugend in Deutschland. Der Besuch beim Präsidenten der französischen Republik, die Weltausstellung, das tägliche Erleben des Gemeinschaftslagers waren Höhepunkte, die noch lange nachklingen werden und besser als alles andere das gegenseitige Verstehen fördern.



„Enge Gassen und Gäßchen mit überhängenden Balkons und vergitterten Fenstern, die fast bis zum Straßenrand gingen ..." Ein Bild aus dem alten Manila, dem Schauplatze unseres neuen Romans.
Aufnahme: Klee (Mauritius).

Heiss ist die Hölle von Manila

ROMAN VON HEINZ GECK

1.

Der Tag fing an wie jeder andere. Von Vorahnungen konnte keine Rede sein. Es muß sogar gesagt werden, daß Karl Albert Alten in dieser Nacht außergewöhnlich gut und traumlos geschlafen hatte.

Verantwortlich hierfür war ein besonders ausgedehntes Sporttraining, das von Tante Christine durchaus mißbilligt wurde und daher unter der Tarnung einer Lehrerkonferenz stattfand.

Sport war eine Leidenschaft Altens. Die andere war Geographie, und wurde von Tante Christine sehr geschätzt, denn sie brachte auf dem Umweg über ein Lehrerseminar ein gesichertes Einkommen und die Möglichkeit einer späteren staatlichen Anstellung.

Tante Christine Fürbotter war insofern wichtig, als Karl Alberts Vater seinem einzigen Sohn bei seinem frühen Hinscheiden nichts hinterlassen hatte als einen Charakter, der impulsiven Handlungen zugänglich war, eine Leidenschaft, die von Christine Fürbotter fanatisch und nicht ohne sichtbaren Erfolg bekämpft wurde.

Christine Fürbotter, nach kurzer, aber unglücklicher Ehe verwitwet, hatte sich der „armen, elternlosen Waise" mit der ganzen Energie angenommen, zu der altbacken gewordene Tanten, die wenig Ablenkung und nur eine kleine Pension haben, fähig sind. Ihr Ziel war, zu verhindern, daß das Kind je seinem Vater nachschlüge, der ein unverbesserlicher Tunichtgut gewesen war, überall mehr zu Hause — als zu Hause, und der in seinem ziellosen Leben mehrere Vermögen erworben und verloren hatte, ohne jemals an seine alten Tage zu denken.

Sicher war es reine Bosheit von ihm, daß er starb, als sein Vermögen wieder einmal den Nullpunkt erreicht hatte.

Sie tat also ihr Bestes, um das Bild, das Alten bei seinen kurzen Besuchen in der Erinnerung seines Sohnes gelassen haben mochte, so zu verändern, bis Alten senior ein gemütlicher, pflichttreuer Spießer und ihr männliches Ebenbild geworden war, dem nachzueifern die höchste sittliche Pflicht eines guterzogenen Sohnes war.

Sie war mit ihrem Erfolg durchaus zufrieden. Das „Kind" entwickelte sich vom Musterknaben zum Musterschüler, machte das Lehrerseminar mit allen erdenkbaren Auszeichnungen und fand mit Hilfe einer Kränzchenschwester, die von „Karlimanns" löblicher Sittsamkeit sichtlich beeindruckt wurde, bald eine Anstellung als Hilfslehrer an Professor Th. Odemars höherer Privatschule, von ihren Zöglingen beiderlei Geschlechts kurz ‚die Quetsche" genannt.

Das Kind Karlimann wurde bei diesem Lebenswandel sechsundzwanzig Jahre alt, sah trotz seiner Sportleidenschaft ein wenig schmächtig und scheu aus, war es auch tatsächlich und trug aus diesem Grunde eine Hornbrille, von der er ein erzieherisches Übergewicht über die kleine Schar sehr selbstbewußter Sekundanerinnen erhoffte, vor denen er sich ziemlich fürchtete. Es war gut für seinen inneren Frieden, daß er seinen Spitznamen nicht kannte. Der hieß „Störtebeker". Wenn nämlich Karl Albert Alten die erste Minute der mühsam anerzogenen Unsicherheit überwunden hatte und auf die Bräuche und das Leben fremder Völker zu sprechen kam, dann ging die eigene Begeisterung mit ihm durch und seine Faust schwang den Zeigestock über den


KISSNER

Globus wie ein eroberndes Schwert. Es war gut, daß Tante Christine nichts davon ahnte — und von den abendlichen Vorstunden, der Mitgliedschaft im Schwimmklub und anderen heimlichen Rückfällen, die unter dem Sammelbegriff Konferenz gingen und stets um elf Uhr endeten, um welche Zeit Tante Christine dann besorgt mit Butterbrot und einer Tasse heißer Schokolade auf das Öffnen der Tür wartete.

„Gute Nacht, Karlimann."

„Gute Nacht, Tante."

Morgens das gleiche.

„Auf Wiedersehen, Karlimann. Erkälte dich nicht."

Oder — erhitz dich nicht, Karlimann! —, je nach der Jahreszeit.

Und dann raste Karl Albert Alten zur Untergrundbahn, denn es war immer reichlich spät. Auch heute wieder.

Karl Albert Alten sah auf jeder Station nach der Uhr. Professor Odemar konnte sehr unangenehm werden, wenn seine Lehrkräfte sich verspäteten. Er selber saß seit zwanzig Jahren jeden Tag um acht Uhr und drei Minuten in seinem Zimmer, von dem man den Eingang der Schule übersehen konnte, und lauerte mit kleinen, runden Eulenaugen auf Nachzügler.

Der Unterricht begann um zehn nach acht, aber der Professor hielt aus irgendeinem Grunde sieben Minuten zur Sammlung für angemessen und erforderlich.

Karl Albert Alten rückte nervös an seiner Hornbrille. Es war schon sehr spät . . .

„Ruhig, Karlchen!" sagte eine Frau neben ihm zu einem kleinen Jungen, und das erinnerte ihn schmerzlich an den „Karlimann" der Tante. Irgendein dunkles Etwas in seinem Unterbewußtsein empörte sich seit Jahren gegen den Karlimann, aber das würde wohl bleiben, bis Tante Christine einmal das Zeitliche segnete. Sein Vorlehrer nannte sich Bob. Andere Bekannte hießen Bill, Klaus, Jochen oder Gerd.

Karlimann war furchtbar. Es duckte.

Schon Gleisdreieck .

In der ersten Stunde hatte er eine Vertretung in Geschichte. Zeit der Konquistadoren . . . die hießen auch nicht Karlimann — das waren Männer.

Er legte sich einen einleitenden Satz zurecht, als der Zug in den Bahnhof am Potsdamer Platz donnerte.

Schnell jetzt!

Karl Albert Alten nahm die Treppe in langen Sprüngen, fegte an einem Zeitungsverkäufer vorbei und rannte über die Straße. Gerade konnte er es noch schaffen — gerade noch!

Eine Frau schrie.

Bremsen kreischten gellend und metallisch.

Karl Albert Alten fühlte einen heftigen Stoß gegen Kopf und Schulter und versank in einem riesengroßen, lichtlosen Abgrund.

*

Er war nicht im geringsten erstaunt, in einem Krankenhausbett aufzuwachen.

Das war ja wohl das erste, wenn jemand angefahren wurde und nicht so gefährlich. Unangenehmer waren die Rechnungen, die damit zusammenhängen würden.

Eine Polizeistrafe gab es sicher auch noch!

Im Hinterkopf saß ein dumpfer, aber ganz erträglicher Schmerz. Sonst schien alles in Ordnung.

Karl Albert Alten fuhr suchend mit den Händen an seinem Körper entlang und war zufrieden. Keine Bandage.

Glück gehabt.

Er machte die Augen weiter auf und stellte zu seinem Erstaunen fest, daß über sein Bett ein dünner Gazeschleier gespannt war.

Sonst war es ein richtiges Krankenzimmer.

Weiße Wände und der unverkennbare Geruch von desinfizierenden Flüssigkeiten, Sauberkeit und Leinen.

Merkwürdiger Schleier!

Während er sich noch über diesen ungewöhnlichen Betthimmel wunderte, ging eine Tür auf, und ein schmaler, dunkelhäutiger Arzt im weißen Operationskittel trat ein. Aus einem bartlosen Gelehrtengesicht sahen zwei wohlwollende Augen durch blinkende Brillengläser auf ihn.

„Buenas tardes, Señor! Como se encuentra Vd.?"

Karl Albert Alten kniff die Augen zusammen und wiederholte innerlich, was er da eben gehört hatte.

Buenas tardes? Das war doch spanisch!

Wieso kam ein spanischer Arzt an ein Berliner Krankenhaus?

Während der Arzt mit leichten Fingern seinen Puls fühlte, antwortete er mechanisch „Bien gracias!"

Es war gut, daß er sich in der Seminarzeit eifrig mit Sprachstudien beschäftigt hatte, weil das eine so angenehme Möglichkeit bot, durch Sprachstunden das nötige Taschengeld für den Sportklub zu verdienen.

Aber es war doch sehr merkwürdig!

Plötzlich fiel ihm die Quetsche ein und die stechenden Eulenaugen Professor Odemars. Es lief ihm kalt den Rücken herunter. Um diese Zeit hätte er längst seinen Vortrag halten müssen — einen guten Vortrag über die spanischen Seehelden, die das Gold Indiens suchten und die reichen Gewürzinseln fanden . . .

Er mußte sofort aufstehen!

„Wie lange bin ich schon hier?" fragte er hastig.

„Que dice Vd.?" fragte der Arzt.

Alten wiederholte seine Frage auf spanisch.

„Acht Tage", sagte sein Besucher. „Sie haben Glück gehabt, Señor! Einige Millimeter weiter nach links, und die Kugel hätte Ihnen den halben Schädel weggerissen. So ist es nur eine ungefährliche Wunde und eine leichte Gehirnerschütterung gewesen."

„Kugel?" fragte Karl Albert Alten sehr verwundert und versuchte zu lachen, ließ es aber sofort wieder, als er merkte, daß es wehtat. „Kugel, Herr Doktor? Ich bin von einem Auto angefahren worden!"

„Wie Sie wünschen, Señor", nickte der Doktor mit einem feinen Lächeln, das dem Kranken entging. „Also ein Auto. Ich würde Ihnen aber raten, sich in Zukunft mehr vorzusehen, wenn Sie mit Autos zu tun haben! Es geht nicht immer so gut ab."

Alten dachte schon nicht mehr an diesen unwesentlichen Grund seines Hierseins, sondern an die Tatsache, daß er bereits acht Tage im Krankenhaus sein sollte. Er hatte ein Gefühl, als wäre er gerade vor wenigen Minuten angefahren worden. Wie man sich da irren konnte!

Hoffentlich hatte Tante Christine sofort um Krankenurlaub für ihn gebeten! Stellungen waren zu selten, um sie sich zu verscherzen!

„Wissen Sie, ob jemand nach mir gefragt hat, Herr Doktor?"

Der Arzt nickte bedeutungsvoll.

„Zweimal war jemand hier, Señor — aber Sie dürfen ganz beruhigt sein, wir geben nie Auskunft, wenn sich jemand zu uns flüchtet."

Er lächelte freundlich und verstehend.

„Ja", sagte Karl Albert Alten. „Danke."

Er war zu erstaunt, um etwas anderes zu sagen. War er eigentlich verrückt geworden? Das Krankenhaus gab keine Auskunft, wenn sich jemand zu ihm flüch . . .?

Flüchtete?

Er kniff sich langsam und mit aller Kraft in den linken Arm. Es schmerzte scheußlich.

Er faßte an den Gazevorhang, den der Arzt zurückgeschlagen hatte. Der Vorhang war kein Nebel, sondern Wirklichkeit.

Also war dies kein Traum. Solch wirkliche Träume gab es nicht!

Man mußte aufstehen und so schnell wie möglich in die „Quetsche" gehen, dann war das alles vorbei.

Er richtete sich mit einem kurzen Ruck in die Höhe. Der Arzt versuchte, ihn auf das Bett zu drücken, aber Karl Albert war entschlossen, diesem Irrenhaus so schnell wie möglich zu entfliehen — flüchtete! So ein Unsinn! —, und sprang aus dem Bett.

„Ruhe, Señor, Ruhe!" sagte der Doktor.

„Ich muß weg. Sofort!"

Er dachte an Professor Odemar und die „Quetsche". Acht Tage wegen eines Verkehrsunfalls!

Der Arzt schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Ich kann es kaum verantworten, Señor — aber wenn Sie irgendwo hingehen können, wo Sie sicherer sind . . . Und nicht soviel Alkohol, bitte!"

Karl Albert Alten lächelte. Er trank höchstens mal eine Weiße, wenn es sehr heiß war. Das letzte Glas Wein hatte er am Tage seiner Konfirmation getrunken . . .

Über einem Kleiderhaken hing ein Sommeranzug, der aussah, als wäre er aus Rohseide, und darüber ein Panamahut. Das gehörte wohl dem Arzt aus dem sonnigen Spanien. Leider waren seine Sachen nicht zu sehen — der graue Kammgarnanzug und die Ledermappe, in der er sein Frühstück mitnahm.

„Kann ich meine Sachen haben, Herr Doktor?"

Der Arzt stand schmal und gebräunt vor ihm, die Hände zusammengelegt, wie ein Pastor.

„Bitte", sagte er, „wenn Sie unbedingt fortwollen? Besser wäre es, Sie blieben noch einige Tage hier."

Er zeigte auf den rohseidenen Anzug. „Bitte!"

Karl Albert schüttelte ungeduldig den Kopf.

„Nein, nein! Meinen Anzug möchte ich haben. Einen grauen Kammgarn. Schwarze Halbschuhe Ledermappe mit Büchern."

Jetzt schüttelte der Arzt den Kopf.

„Ich verstehe nicht, Señor. Sie sollten doch noch etwas hierbleiben. Dies ist der Anzug, in dem Sie zu uns gekommen sind. Wir haben ihn nur reinigen lassen . ."

Also träume ich doch, dachte Karl Albert Alten. Wenn er eine Sache bestimmt wußte, dann war es die Tatsache, daß er vor acht Tagen den grauen Kammgarnanzug angehabt hatte. Beim Anziehen war ihm noch unangenehm aufgefallen, daß die Ärmel an den Ellbogen etwas zu glänzen begannen. Es war alles ein Traum! Wie im Traum zog er den seidenen Anzug an und fühlte wohlig die seidene Wäsche auf der Haut. Ihm fiel dabei auf, daß seine Hände und sein ganzer Oberkörper ganz braungebrannt schienen, fast so dunkel, wie der Doktor war. Seltsam — aber in Träumen brauchte man sich ja nicht zu wundern.

Er wunderte sich also auch nicht, als er in der Rocktasche ein Bündel bunter Geldscheine fand.

Er sah darauf. Peseten! Hunderte von Peseten!

Als er angefahren wurde, hatte er zwei Mark und vierzig Pfennig in der Tasche und seine Dauerkarte für die Untergrundbahn . . .

Verrückt! aber einen geträumten Arzt konnte man wohl unbesorgt mit ebenso geträumten Pesetenscheinen bezahlen . . .

„Was bin ich schuldig, Herr Doktor?"

„Das Hospital de la Segrada Familia", sagte der Traumarzt, „nimmt nur freiwillige Spenden."

Karl Albert Alten begann sein Traum Vergnügen zu machen. Nur die Kopfschmerzen störten.

„Darf ich Ihnen zweihundert Peseten . . ?"

„Aber das ist reichlich, Señor Muchas gracias . . ."

Karl Albert schüttelte eine kühle, schlanke Hand.

„Vielen Dank, Herr Doktor. Auf Wiedersehen."

„Vaya Vd. con Dios!" sagte der Doktor mild. „Und nehmen Sie sich in acht. Sie können gleich über den Vorsaal gehen."

Der Vorsaal sah aus wie ein spanisches Patio, steinfliesenbedeckt und mit einem rieselnden Springbrunnen in der Mitte.

Durch einen gedeckten, sonnigen Säulengang schritt ein Mönch, oder was es war, in dunkler Kutte. Lautlos und ohne aufzusehen.

Eine große Tür mit Bronzebeschlägen schien der Ausgang zu sein.

Wenn die Tür ins Schloß fällt, dachte Alten, werde ich aufwachen und im Krankenhaus liegen — oder vielleicht zu Hause bei Tante Christine . . .

Eigentlich tat es ihm leid.

Er hätte gerne weitergeträumt, aber er wußte nicht, was er in der weiten Halle anfangen sollte.

Draußen klingelte eine Straßenbahn. Bäng - bingbäng!

Karl Albert Alten öffnete die schwere Tür.

Hitzeflimmernde Luft schlug ihm mit einem merkwürdigen Geruch entgegen.

Vor ihm lag in gleißender Sonne ein staubgrüner Park, umsäumt von Palmen . . . Palmen und buschigen Bäumen, die er noch nie im Leben gesehen hatte.

Hinter dem Park schimmerten weiß und in reinster, himmelstürmender Gotik die zwei schlanken Türme einer großen Kirche.

Ein Auto glitt lautlos vorüber. Hier und dort bewegten sich weißgekleidete Gestalten. Es roch süß und warm nach Frangipani und Nelken, nach Reisstroh, faulenden Fischen und dem Nordost-Monsum, der von der Chinaküste kam.

Aber das wußte Karl Albert Alten nicht.

Er wußte nur, daß diese Stadt auf keinen Fall Berlin sein konnte!

Spanien? Der Doktor hatte spanisch gesprochen, und die Bauten sahen auch nach spanischem Stil aus . . . aber dann wäre er ja dort unten?

Wie kam ein Mann vom Potsdamer Platz nach Spanien, ohne es zu merken? Und wie heiß es war!

Im Gehen setzte er seinen leichten Strohhut auf, der auch kein Panama war, sondern aus feinstem Manilastroh geflochten.

„Plaza del Carmen", las er. Also doch!

Aber die vielen englischen Inschriften und ein halbnackter Eingeborener in buntem Lendentuch machten ihn wieder irre.

Im Schatten einer Allee stand ein Limonaden- und Ginebraverkäufer. Karl Albert Alten ließ sich mehrere Gläser des erfrischenden Getränkes geben und trank sie durstig aus. Als er in die Tasche faßte, um zu bezahlen, fand er außer einigen Silberstücken ein gefülltes Zigarettenetui mit einer japanischen Landschaft.

Er steckte eine Zigarette an und ging weiter, ohne sich das Wechselgeld herausgeben zu lassen. Er machte nämlich noch weitere Entdeckungen — in fast jeder Tasche befand sich ein unbekannter und beunruhigender Gegenstand.

Verstört ging er weiter, bis er einen Zeitungsjungen fand, der im Schatten einer Mauer friedlich schlief. Er legte einige Kupfer auf den Zeitungspack und entfaltete eilig ein Blatt.

Es war nur gut, daß er sich neben dem Vorbau eines kleinen Restaurants befand, denn seine Knie wurden unangenehm weich.

„Manila Daily Bulletin", stand auf der Zeitung, und das Datum war der 24. Dezember 1936 . . .

Im Juni vor fünf Jahren war er zum letztenmal bei Bewußtsein gewesen.

Fette Überschriften sprangen ihm entgegen, aber er verstand sie nicht.

„Munitionstransport bei Santander versenkt. Russische Unterseeboote unterwegs nach Spanien. Die ersten Teilnehmer des 33. Eucharistischen Kongresses in Manila eingetroffen . . ."

Alten faltete die Zeitung zusammen und starrte auf die Straße, über die hinter einem eleganten grauen Wagen ein plumper Ochsenwagen holperte.

Fünf Jahre!

Manila!

In das Hospital de la Segrada Familia geflüchtet!

War er . . . war er . . . auf der Flucht? Wovor?

Er schrak zusammen, als ein Morokellner nach seinen Wünschen fragte.

Kaffee? Ja. Starken Kaffee bitte. Viel Kaffee!

Sein Herz begann heftig bis in den Hals zu schlagen Zum ersten Male verspürte er eine brennende Sehnsucht nach dem staubigen Klassenzimmer der „Quetsche" und nach dem etwas spitzen, leidenden Gesicht der Tante Christine Fürbotter.

Es war gar kein Traum. Es war wahnsinnige, unglaubliche, schreckliche Wirklichkeit. Die Sonne lag glühend auf der grauen Straße. Das „Manila Daily Bulletin" roch nach Farbe und Petroleum und war vom 24. Dezember 1936!

2.

Der Kaffee war heiß und stark, roch gut und schmeckte besser. Karl Albert Alten trank mit großer Entschlossenheit drei dampfende Tassen leer und fühlte sich bedeutend wohler.

So viel war sicher — er befand sich in diesem Augenblick in Manila. Die vielen Eingeborenen auf der Straße und die Europäer in weißen Tropenanzügen bewiesen das ebenso deutlich wie die eben gekaufte Zeitung. Zweitens — und das war sehr schlimm — hatte er über fünf Jahre seines Lebens in einer Weise verbracht, über die er sich nicht die geringste Rechenschaft geben konnte Möglicherweise war er sogar auf der Flucht vor irgend jemand wie der Doktor vermutet hatte.

Schlimm. Peinlich Aber man mußte dem Unheil ins Auge sehen. Möglich war so etwas — er hatte neulich, nein — es war ja länger als fünf Jahre her! — seltsam, daß so etwas richtig passierte. Nicht nur eine Zeitungsnotiz war. Ja — er hatte von einem Kellner in England gelesen, der auch nach einem Unfall, oder was es war, sein Gedächtnis verlor und sich in der Gegend herumtrieb. Er hatte sogar geheiratet!

Karl Albert wurde es erneut heiß bei diesem plötzlichen Seitensprung seiner Gedanken Vielleicht war er verheiratet und wußte es nicht. Eine Frau, die er nie gesehen hatte, konnte ein Recht auf ihn geltendmachen!

Amnesie, fiel ihm ein So hieß sein Fall wissenschaftlich. Temporäre Amnesie, oder so ähnlich Er war nicht ganz sicher, aber das war ja auch nicht so wichtig Wichtig waren die Folgen.

Verstohlen zog er das Geldbündel aus der Tasche und zählte. Unter den schmutzigen, nach Fett und Schmutz riechenden philippinischen Pesoscheinen kamen plötzlich knisternd, krisp und weiß englische Pfundnoten zum Vorschein Auf einigen stand „One", auf anderen „Ten", auf einer, die genau so aussah, „One hundred". Es waren über hundertvierzig Pfund!

Karl Albert Alten faltete das Bündel nicht ohne Mißtrauen und Scheu wieder zusammen und steckte es in die Tasche. Die größte Summe, die er bisher in der Tasche gehabt hatte, war an jedem Ersten sein Gehalt. Hundertundzwanzig Mark — und dieser Reichtum drückte ihn auch nur, bis er nach Hause kam. Tante Christine hielt zwanzig Mark Taschengeld für sehr reichlich.

Das Notenbündel in der Tasche war ebenso beunruhigend wie der rohseidene Anzug selbst, das neue Leben und die verlorenen fünf Jahre.

Plötzlich hatte er einen Gedanken, der ihm ebenso gut vorkam wie Kolumbus das geknickte Ei Er atmete sichtbar auf und fühlte sich bedeutend wohler, ihm war eingefallen, daß Manila von deutschen Schiffen angelaufen wurde. Er brauchte nur die Vertreter des Norddeutschen Lloyd ausfindig zu machen, mit dem Geld in seiner Tasche eine Passage nach Bremen zu nehmen — und in wenigen Wochen war er wieder in Berlin. Tante Christine würde Augen machen!

Ihm schien, als seien seine Sorgen jetzt schon vorüber. Mit den verlorenen Jahren mußte er sich abfinden. Seine Gedanken liefen voraus nach Berlin, zur „Quetsche" und zu der stillen Wohnung in Charlottenburg, in deren Bannkreis er gehörte. Er rief den Moro, zahlte und beschloß, sofort die Agenten des Norddeutschen Lloyd aufzusuchen. Hier, in Manila, drohten fünf Jahre, über die er nichts wußte.

Hier drohte das Unbekannte, Unheimliche. Selbst die Luft roch anders als zu Hause. Schwül und heiß und erregend. Voll von fremden, eigenartigen Gerüchen

Hatte er hier gelebt?

Er schüttelte sich unbehaglich.

Aber dann fragte er doch nicht nach dem nächsten Weg zum Büro des Norddeutschen Lloyd, sondern strich ziellos durch die Straßen

Vielleicht mußte er ein Leben lang von dieser kurzen Erinnerung zehren. Sicher sogar

Hoffentlich traf er niemand, der ihn kannte. Er beschloß, sich über nichts zu wundern Über gar nichts!

Und dann blieb er verwundert stehen

Sein Blick war auf einen Spiegel in dem Schaufenster eines Hutladens gefallen.

Karl Albert Alten glaubte sein eigenes Gesicht einigermaßen gut zu kennen. Schließlich war er zehn Jahre lang Selbstrasierer gewesen. Aber das Gesicht im Spiegel war ihm unheimlich fremd

Er sah ein braungebranntes Gesicht, mager, mit harten Linien. Scharfe Falten an den Mundwinkeln und ein Netz winziger Fältchen um die Augen — wie es Seeleute haben, die gewohnt sind, in Sonne und gleißende Wasserweiten zu sehen. Selbst seine Augen schienen ihm verändert. Sie waren in seiner Erinnerung gutmütig blau und ein wenig schüchtern. Jetzt lagen sie tief in den Höhlen und blickten ihn hell, scharf und abwägend an.

Er nahm den Strohhut ab. Auch sein Haar war nicht mehr das gleiche. Es war von der Sonne hell gebeizt.

Unrasiert war er auch . . .

Zögernd fuhr er mit der Hand über sein Gesicht. Das Bild im Schaufenster machte die gleiche Bewegung

Und das war er?

Karlimann Alten? Hilfslehrer, der mühsam sein Stottern bekämpfte, und eine Hornbrille trug, um männlich auszusehen?

Im Spiegel des Hutsalons stand ein schlanker, breit, schultriger Mann mit ungläubig verzogenen Lippen, die ironisch aussahen, und lachte ihn an mit wachen Augen und starken Zähnen Alles in allem ein Mann, der wohl so aussehen mochte, wie Karl Albert Alten gern ausgesehen haben möchte — als er noch . . Komisch!

Er nickte seinem Spiegelbild zu und ging kopfschüttelnd weiter Dieser Teil seines Abenteuers gefiel ihm schon besser. Unwillkürlich wurden seine Schritte fester, und die Arme schwangen locker in den Schultern Er begann auf einmal, alle seine Muskeln wohlig zu fühlen.

Tagalen und Negritos huschten barfüßig an ihm vorüber. Ein eingeborener Polizist in Khaki grüßte. Die Luft war feucht und süßlich

Hinter einem gitterverkleideten Fenster sang eine Frauenstimme zu einem Saiteninstrument eine eintönige Melodie. Autos hupten Ein Cargadore drückte sich mit einer Entschuldigung an ihm vorbei, auf der Schulter eine lange Bambusstange, an deren Enden geflochtene Körbe hingen. Ein Hahn krähte aufgeregt

Er war in Manila

Manila?

Die mittelalterlichen Stadtwälle standen noch genau so wie in der Zeit der Konquistadoren Enge Gassen und Gäßchen mit überhängenden Balkons und vergitterten Fenstern, die fast bis zum Straßenrande gingen. Torbögen und steinerne Gänge, in denen einst die eisernen Rüstungen der spanischen Ritter klirrten. Jeder Stein umwittert von der langen Geschichte, die das Kreuz der schwarzmäntligen Patres und das Schwert der Eroberer schrieb. Glockenklang, silbern und hell vom Turm einer der unzähligen Kirchen. Und überall die flimmernde Hitze der tropischen Sonne, die mitleidslos auf die alten Mauern glühte.

Parks mit Palmen, Guavabüschen und Brotfruchtbäumen. Blütenbeete wie eine Farbenorgie. Und dazwischen ein Loch von einem Haus, aus dem es quoll wie eine Mischung von Knoblauch, faulenden Fischen und altem, viel zu altem Käse

Chinesen und Filipinos Bunt wie die Trachten der Wirrwarr der Sprachen und Dialekte. Verwirrend Beunruhigend.

Altens vor dem Spiegel gewonnene Sicherheit ließ schnell nach unter dem Wirbel unbekannter Eindrücke, die von allen Seiten auf ihn eindrangen. Er ging durch ein altes Stadttor und kreuzte den Pasig, auf dem die Hausboote eingeborener Fischer trieben, chinesische Dschunken und schnellsegelnde Auslegerboote. Segeljollen amerikanischer Kaufleute und Motorboote japanischer Händler.

Vor der Bucht sah er einen Dampfer liegen — es war die „Saarland", auf der Rückfahrt von Schanghai, aber das wußte er nicht. Es hätte ihm auch nicht viel genützt, denn er war viel weiter von Tante Christine entfernt als er ahnte.

Die Escolta, die von der Jonesbrücke zur Plaza Goiti führt, könnte irgendeine Geschäftsstraße in Europa sein. Sauber. Modern.

Alten ließ sich in einem amerikanischen Barbershop rasieren, aß an einem Quicklunch Counter und hörte fast mit Aufatmen englische Laute Sie klangen ihm irgendwie vertrauter. Nicht so — nicht so nach Tropen Nach Unsicherheit. Englische Matrosen und amerikanische Soldaten, die Sam-Browne-Hüte verwegen über den braunen Gesichtern. Laut, gutmütig und europäisch Karromatas mit flink trabenden Ponys und lautlose Wagen. Klingelnde Bahnen. Japaner in schweren Filzhüten und mit ernsten Gesichtern. Kimonos und Uniformen. Chinesische Seidenhosen und bunte Lendentücher. Filipinodamen in bunter Tracht und amerikanische Studentinnen mit dem Tennisrakett.

„Je, Java-Charly!"

Gerade, als Karl Albert Alten in eine Seitenstraße bog, brüllte jemand aus einer Droschke heraus dies Java-Charly so laut, daß es den ganzen, bunten Straßenlärm übertönte

Er dachte darüber nach, während er weiterging Es rief ihm seine Lage wieder ins Gedächtns zurück Java-Charly! Für Leute, die so hießen, war hier der richtige Platz. Es schmeckte nach Abenteuer und unbekümmerter Wildheit. Java-Charly!

Es klang nach Trepangfischen, Perlen und Kopra Es paßte in diese bunte, erregende Welt, die ihn ebenso lockte wie bedrückte. Er war hier ein Fremder. Zufällig durch eine seltsame Krankheit hineingeworfen in eine Umwelt, der er nicht gewachsen war. Er gehörte auf das Katheder der „Quetsche". Geregeltes Leben, fester Stundenplan und später Pension. Mit gelegentlichen „Konferenzen", damit die Muskeln nicht einrosteten

Diese Stadt war nicht für ihn.

Er mußte sehen, wie er zum Lloydbüro kam. Seine Hand faßte in die Tasche. Das Knistern der Scheine beruhigte. Es hätte alles viel schlimmer sein können!

Als er in die Calle Reale einbog, fiel die Nacht über Manila wie ein dunkler Schleier. Er hatte soviel zu sehen und zu denken gehabt, daß er gar nicht an die Zeit gedacht hatte.

Unwillkürlich ging er schneller.

Im nächsten Restaurant mußte er sich im Telephonbuch die Adresse suchen. Oder vielleicht wußte es der Schutzmann an der Ecke drüben

Sirvace decirme, Señor Was hieß Schiffahrtsbüro? Vapor? Vapor Alemano?

„He, Java-Charly!"

Aus einem Ponywagen sprang ein hellhaariger Riese und eilte auf ihn zu

Flucht! war Altens erster Gedanke Flucht!

Er wollte laufen, rennen Fliehen vor dem Unbekannten, das hier wieder nach ihm griff aber ehe er sich noch umdrehen konnte, war die Gestalt schon neben ihm Über ihm Fast zweimal so breit und einen Kopf größer

Eine breite, haarige Hand hob sich zum Schlag

Aber das braunrote Gesicht grinste

Die Hand fiel auf seine Schulter Griff unter seinen Arm.



Sie WISSEN WARUM...



... sie von allen Cigaretten gerade Atikah bevorzugen: weil Atikah die unaufdringlich-vornehme Cigarette ist, die mit der verfeinerten Atmosphäre kultivierter Geselligkeit eine vollkommene Harmonie ergibt.

Immer können Sie beobachten, daß Atikah gerade dort geraucht wird, wo große Erfahrung und ein sehr kultivierter Geschmack zu unterscheiden gelehrt haben. Das ist kein Zufall: als vollaromatische Cigarette war Atikah von vornherein nur für besonders anspruchsvolle Kenner bestimmt. Sie enthält ausgesucht kostbare, würzige Orienttabake, die so fein aufeinander abgestimmt sind, daß die geschmacklichen und aromatischen Eigenheiten jeder Tabaksorte sich voll entfalten und im Zusammenklang jene einzigartig vielseitige Geschmackfülle ergeben, in der der Raucher immer wieder neue Feinheiten findet. Atikah wirkt nie eintönig oder langweilig, sondern immer angenehm erfrischend und anregend, und dadurch wird jede einzelne zu einem stets neuen, lebendigen Genuß.

ATIKAH **Vollaromatische Auslese-Cigaretten**

SELBSTVERSTÄNDLICH OHNE MUNDSTÜCK

„Charly“, dröhnte eine Stimme in sein Ohr, „bist du taub geworden oder hast du dich verliebt? Ich brülle hinter dir her wie eine untergehende Dampffähre.“

In Altens Kopf sausten die Gedanken wie ein Karussell. Wenn sich dieser überlebensgroße Fremde nicht irrte, dann war er — Karl Albert Alten — ein Mann, der Java-Charly hieß. Ein Name, der unerhörte und wahrscheinlich nicht ungefährliche Dinge andeutete Vergebens suchte er nach einer Antwort, aber diese Sorge war ziemlich überflüssig

Während sie nebeneinander die Calle Reale hinaufschlenderten, redete der Riese an seiner Seite unaufhörlich und mit gemütlichem Eifer auf ihn ein. Er schien ein wenig — hm — ein wenig unter dem Einfluß von Alkohol zu stehen. Sein Englisch zischte breit, und er wiederholte sich oft. Stolperte hoffnungslos über jedes Wort, das länger war als einsilbig

Es war Karl Albert sehr unangenehm, mit einem offensichtlich nicht ganz nüchternen Mann zusammen zu sein, und er wäre gerne unter einem Vorwand fortgelaufen. Aber ein vorsichtiger Versuch, einen Irrtum anzudeuten, wurde hoffnungslos von dem breiten Baß erstickt, und außerdem konnte er sich auch gar nicht von dem Arm freimachen, der ihn wie ein Schraubstock zu halten schien.

Für eine schreckliche Sekunde glaubte Alten bereits in der Hand eines Feindes zu sein, aber der Ton des Mannes war freundlich. Um so aufregender war, was er sagte. Alten verstand nur einen Teil davon, aber das genügte ihm reichlich.

Es betraf nämlich ihn. Oder wenigstens Java-Charly, sein neues Ich.

„Wieso“, lachte der Riese, „wieso sagt in Zamboanga der Alte von der ‚Beß Crock‘ zu mir, Sandy, sagt er, deinen Freund Java haben sie jetzt abkassiert. Leroy hat gesagt, er macht ihn fertig, und jetzt hat er seine Kugel weg.

Komisch, altes Haus? Was?

Na, ich habe ihm gleich gesagt, Bill, habe ich gesagt, so wahr ich Sandy Muir heiße, ist das eine verdammte ringelschwänzige Lüge. Mit so einem dreckigen Halbblut wird der Charly auf dieser Seite der Hölle im Schlaf fertig. Habe ich gesagt. Und da bist du, alter Charly. Da bist du Immer noch schön ganz und in einem Stück.

Ist Ariki mit der ‚Mañana‘ auch da? Habe sie nicht gesehen, als ich mit der ‚Peggie Muir‘ einlief Ein feines Schiff hast du da, Charly, aber mein alter Eimer ist mir doch lieber.“

Er verlor sich in nautischen Erklärungen, während Karl Albert verzweifelt nachdachte und erheblich mehr glitzernde Schweißtropfen auf der Stirn hatte, als der Breitengrad verlangte. Es war etwas reichlich und klang unangenehm nach Schauerroman, was dieser Charly da alles vorgesetzt bekam — aber Sandy Muir schien ihn genau zu kennen und zu wissen, was er sagte. Jetzt war er bei älteren Erinnerungen angelangt.

„Wer hätte das gedacht“, grunzte er vergnügt, während er sich eine zolldicke Cagaya-Zigarre anbrannte. „Weißt du noch, wie du als kleiner Inscher in Batavia saßest und dann auf einmal die verrückte Idee hattest, mit mir nach Manila zu fahren, um die Australier Polo spielen zu sehen? Und wie wir herkamen, waren die ‚Aussies‘ schon vor einem Monat dagewesen, und am Abend im Klub hast du dein ganzes Geld verpokert. Junge, Junge! Zehn Dollars mußte ich dir leihen, und beim Krimpus, am nächsten Tag gehörte dir die ‚Mañana‘ und die ganze Ladung Shell.“

Er paffte genießerisch.

„Du, Charly, wollen wir's heute mal versuchen? Ich habe dreißig Tonnen Sandelholz in der ‚Peggie Muir‘. Sieh mal — vier Jahre vergraben gewesen. Prima!“

Er zog aus der Hosentasche eine gelbe Scheibe Holz und hielt sie Karl Albert unter die Augen.

Alten nickte. Er wußte nicht, was er sagen sollte. Das Stück Holz roch stark und süßlich Sandel?

Was hatte er damit zu tun?

„So ist die ganze Ladung“, sagte Sandy stolz. „Die Tonne bringt hier schon vierzig Pfund und in Schanghai mindestens sechzig. Was meinst du, Charly? Mein Bargeld ist augenblicklich zehn Meter unter der Wasserlinie. Wollen wir eine Pokerhand auflegen?“

Alten war versucht, zu behaupten, daß er vom Pokern genau soviel verstände als von Navigation oder Sandelholz, aber Sandy Muir schien gar keine Antwort zu erwarten. Er begann plötzlich mit lebhafter Energieaufwendung, seinen Freund über die Straße zu steuern. Willenlos ging Alten mit.

Sie tauchten in eine dunkle Seitenstraße ein und verloren sich in einem Gewirr schmaler Gassen, die von einem geheimnisvollen Leben erfüllt schienen. Musik und Stimmen überall, aber kaum ein erleuchtetes Fenster. Das Leben hier spielte sich nicht auf der Straßenseite ab.

Sandy Muir schien in glänzender Laune. Er hatte irgendwo einen Bambusstock aufgegriffen und schlug damit den Takt zu einem Lied, das er nach einer unverständlichen Melodie zu singen begann

„Oh, the monkeys have no tails
In Zamboanga
The monkeys have no tails in Zamboanga.
The monkeys have no tails.
They were eaten off by whales
In Zamboanga.“

Soweit Karl Albert den Gesang verstand, schien sich das Lied darum zu handeln, daß in Zamboanga die Affen keine Schwänze hätten, weil die Walfische sie abgebissen hätten. Es war ausgesprochener Unsinn, aber dieser Herr Muir schien die Sache durchaus ernst zu nehmen. Nun ja, er war leicht angetrunken.

Alten beschloß, sich bei nächster Gelegenheit von diesem Manne zu trennen, und sich nach dem Lloydbüro durchzufragen Sicher gab es auch einen Konsul in Manila.

Stichworte aus Sandy Muirs Gerede blitzten ihm durch den Kopf, und zwischen den Schulterblättern prickelte es kalt. Wenn er nur erst an Bord eines Dampfers wäre.

Dies war kein Traum — aber als Wirklichkeit wurde es dauernd schlimmer.

Ein Windstoß fuhr warm durch die Gasse. Gleich darauf schlugen schwere Regentropfen in ihre Gesichter.

Sandy Muir sang unbekümmert weiter und bog in eine andere Straße ein. Vor einem erleuchteten Haus, anscheinend einem chinesischen Restaurant, blieb er stehen.

„Wollen wir gleich bei Willy Wong Anker werfen, Charly, oder wollen wir erst woanders Tschau-tschau essen?“

Alten schüttelte kurz den Kopf. Die Hauptsache war, in irgendein Lokal zu gehen. Dann wollte er versuchen, sich von diesem Muir zu trennen. Der mächtige Körper und das wilde Wesen des Mannes, obwohl ausgesprochen freundlich, waren ihm unheimlich. Auch schmerzte der Kopf wieder. Er hatte festgestellt, daß hinter seinem rechten Ohr ein breites Pflaster klebte.

Sandy Muir lachte.

„Natürlich. El hombre que se enamora! Ich wäre auch jeden Abend hier, wenn so etwas wie Donna Dolores auf mich wartete. Mann, ich habe von Makassar bis Hongkong nichts gehört als von deiner Zähmung der schönen Dolores.“

Das ging nun doch zu weit.

„Verzeihung, Mister Muir“, sagte Karl Albert, so fest es ihm möglich war, „ich muß doch bitten, solche unsinnigen Gerüchte nicht zu verbreiten. Verstehen Sie?“

Da sie beide englisch sprachen, fiel der Unterschied der Anrede nicht auf.

Sandy Muir grinste breit und wonnig. Er warf seine Bambusstange fort und öffnete die Tür.

„Klar“, sagte er und schüttelte sich vor Lachen. „Java — du bleibst doch ein verrückter Hund. Wenn man dich manchmal reden hört, könnte man glauben, du wärst ein Professor. Wo hast du nur immer die langen Worte her? Sie klingen so komisch wie die Hölle. Komm 'rein, wir haben lange nicht mehr zusammen auf dem Ellbogen rechtsum gemacht.“

Er schob Alten mit einem gutmütigen Schlag seiner Pranke durch die Tür.

3.

William Wong war zwar der Besitzer eines chinesischen Restaurants — aber es war ebensowenig ein richtiges Restaurant, wie Wong ein Chinese war. Willy Wong hatte nur einen chinesischen Großvater gehabt. Den Rest seiner Ahnen hatte das Geschick unparteiisch auf alle Rassen verteilt, die zwischen Celebes und Makao zu finden waren. Es waren nicht wenige, und Willy Wong hatte ihre sämtlichen Laster geerbt. Dazu von seinem chinesischen Großvater eine außergewöhnliche Gerissenheit in geschäftlichen Dingen.

Wong war einer der reichsten Männer des Archipels, — wenigstens was seine Einnahmen anging —, aber er brauchte auch viel. Er brauchte ungewöhnlich viel. Es gab sehr viele Geschichten, die sich damit befaßten, wofür Wong soviel Geld brauchte. Es hieß sowohl, daß er Don Manuel Luis Quezon, den tagalischen Präsidenten des Landes, gekauft habe, als auch, daß er den Sakdal finanziere, die bolschewistische Gruppe. Man sprach von Seeraub, Mädchenhandel, Opium und Waffenschmuggel. Von „Shelljumping“ und Mord und Erpressung. Wahrscheinlich stimmte auch das meiste. Aber Willy Wong war reich, und Reichtum macht viele Freunde. Bisher hatte ihm nie etwas nachgewiesen werden können. Außerdem versuchte das niemand, denn es hatte sich herausgestellt, daß alle, die auf Willy Wong böse waren, besonders anfällig für Unglücksfälle wurden. Der letzte war ein Leutnant der Eingeborenenpolizei gewesen, dem zufällig ein schwerer Messingtopf aus einem Fenster auf den Kopf gefallen war.

„Die sieben Winde“, wie Señor William Wong aus nur ihm bekannten Gründen sein Restaurant getauft hatte, sahen äußerlich wenig einladend aus, waren aber eine Goldgrube, die den Neid aller anderen Gaststätten erregte

Dies lag weniger an der östlich von Suez verbreiteten Sage, nach der jeder Chinese ein ausgezeichneter Koch sein soll, sondern an Willy Wongs unzweifelhafter Menschenkenntnis. Wong war in Schanghai groß geworden, und was man in Schanghai nicht über Vergnügungsstätten aller Art lernen kann, lohnt sich kaum für einen vorwärtsstrebenden jungen Mann.

Es hatte Wong einen strammen Beutel voll Silberdollars gekostet, die von ihm gewünschte Stammkundschaft heranzuziehen, aber als ihm das einmal gelungen war, wurde er fett und gewichtig. Diese Stammkundschaft bestand aus seefahrenden Männern. Die „Sieben Winde“ wurden das selbstverständliche Ziel, das eine an Land gehende Crew anpeilte. Nun, das weiß jeder, wo Seeleute sind, denen die Heuer die Taschen verbrennt, wie der Durst die Kehlen — da sind auch die schönsten Mädchen zu finden. Und wo die Mädchen sind, da findet sich auch alles andere ein. Selbst wenn der Whisky verschnitten ist, aber das hatte Wong nicht einmal nötig. Er konnte es sich sogar leisten, seine „Internationalen Stars von der Pariser Oper“, die untereinander ein gemütliches Cockney sprachen, so zu bezahlen, daß sie auf gelegentliche Taschenrevisionen bei betrunkenen Gästen nicht angewiesen waren.

Kurz, wer Schiffsplanken trat zwischen Port Said und Frisko, der kannte auch die „Sieben Winde“, und wenn man zwischen der Sundasee und dem Chinesischen Meer jemanden suchte, dann brauchte man sich nur vertrauensvoll mit einer Hand voll Silber an einen von Wongs Barkeepern zu wenden

Gleich neben dem Eingang zog sich die Bar an einer Wand entlang, was den Vorteil hatte, daß man von hier unerwünschte Gäste auf die Straße befördern konnte, ohne den eng aneinander geschobenen Tischchen in dem großen Saal umzuwerfen oder ängstliche Gemüter zu beunruhigen.

Der Bar gegenüber war die Mauer zum Nebenhaus herausgebrochen, um weiteren Platz zu schaffen, denn die Tanzfläche war ziemlich groß, und an den Wänden hatten sich im Lauf der Zeit unzählige kleine Verschläge und Logen angenistet. Darin saßen zuweilen hinter staubigen Vorhängen die Gäste, die offiziell von der Existenz der „Sieben Winde“ überhaupt nichts wußten. Sie kamen nicht sehr oft, aber dafür bezahlten sie auch ihre Zeche nicht — ein Geschäftsprinzip, das Willy Wong längst als ausgesprochen lukrativ erkannt hatte. Denn es war bedeutend billiger als die Zahlung von Schmiergeldern.

Es war noch früh — in Manila fängt die Nacht spät an —, aber die „Sieben Winde“ waren trotzdem schon gut besucht. Allerdings galten die Bestellungen mehr der ausgezeichneten Küche als der blitzenden Flaschenbatterie hinter der Bar. Denn Wongs Köche waren wirklich gut. Ihr Ga-Li-Gie — Huhn mit Curry — oder ein Hung-Schau-Ju, nämlich Schweinegulasch. hatten einen Ruf, der einen Abstecher von Hongkong ohne weiteres rechtfertigte.

Das junge Mädchen, das mit ihrem Begleiter in einer der Logen saß, schien allerdings wenig Gefallen an der vor ihr aufgebauten gebackenen Hühnerbrust zu finden. Sie aß nur ein oder zwei Bissen, nippte an dem warmen Reiswein und schob dann die Platte von sich.

„Sie müssen mich entschuldigen, Mr. Leroy. Ich weiß. daß ich eine schlechte Gesellschafterin bin. aber nicht wahr, Sie verstehen?“

Ihre Stimme war warm und süß, und ihre Augen. in deren mattem Dunkel kleine goldene Lichter schwammen, sahen ihren Begleiter traurig an.

Ursula Brent war dreiundzwanzig, obwohl ihr weichgeschwungener Mund und ihr schmales Gesicht sie jünger erscheinen ließen. Auch ihre Figur war mädchenhaft schlank und zart. Sie war nicht eigentlich hübsch dazu war ihr Gesicht viel zu eigenwillig. aber über ihrer ganzen Erscheinung lag ein so liebenswürdiger Charme, daß Männer sich nach ihr umdrehten, ohne daß ihre Frauen es übelnahmen.

Ein Beispiel:

Wieviel Haushaltungen hat Vilsbiburg?

Die Vils gab den Namen!
Mit 3439 Einwohnern und 697 Haushaltungen ist Vilsbiburg an der Vils eine wichtige Bezirksstadt mit stark landwirtschaftlichem Einschlag in der Bayerischen Ostmark an der Eisenbahnstrecke Landshut-Neumarkt. Der gesamte Bezirk Vilsbiburg zählt 32451 Einwohner mit 6751 Haushaltungen. Der Einzelhandel ist mit 299 Geschäften vertreten, davon 2 Apotheken und 2 Drogerien. 3 Banken und 1 Sparkasse erledigen die finanziellen Dinge.

*

Wovon lebt der Vilsbiburger?
Mehr als ⅔ der 18327 Erwerbstätigen sind in der Land- und Forstwirtschaft (13271) beschäftigt. Auf Industrie und Handwerk entfallen 2859 und auf Handel und Verkehr 1124 Erwerbstätige. Vilsbiburg hat 6791 mithelfende Familienangehörige, 5350 Arbeiter, 5037 Selbständige, 349 Angestellte und 297 Beamte.

*

5 Opel, 2 DKW, 1 Ford, 1 Hansa,
das sind die Personenkraftwagen, die im Monat Juli d. J. in Vilsbiburg zugelassen wurden. Außerdem haben sich die Vilsbiburger im gleichen Monat noch 8 Motorräder (4 NSU-D, 3 DKW, 1 BMW) und 1 Goliath-Dreiradwagen zugelegt — ein Beweis für die Kaufkraft von Vilsbiburg!

*

Vilsbiburgs Heimatblatt
Als einzige Tageszeitung erscheint in Vilsbiburg die parteiamtliche „Bayerische Ostmark", Tageszeitung für den Kreis Vilsbiburg (Auflage: 2681 Exemplare). Diese Zeitung ist eine der 33 Ausgaben der „Bayerischen Ostmark", Bayreuth (Gesamtauflage: 156216 Exemplare). Das Verbreitungsgebiet der Ausgabe Vilsbiburg der „Bayrischen Ostmark" deckt sich vollkommen mit dem Amtsbezirk Vilsbiburg. Jeder zweite Haushalt liest als Tageszeitung die „Bayerische Ostmark", Ausgabe Vilsbiburg. Da die Zeitung auch in allen Gasthäusern ausliegt, wird durch sie jeder mögliche Käufer des Ortes und Bezirkes Vilsbiburg erfaßt.

*

17 951 378
Haushaltungen gibt es in Deutschland!
71,8% entfallen davon auf Klein-Haushaltungen mit 2 bis 4 Personen, 24,1% auf mittlere Haushaltungen mit 5 bis 7 Personen und 4,1% auf Groß-Haushaltungen mit 8 und mehr Personen. Die Klein-Haushaltungen sind am stärksten vertreten in Berlin (88%), in anderen Gemeinden mit 509000 und mehr Einwohnern (81,5%) und schließlich in Gemeinden mit 200000 bis 50000 Einwohnern (80%). Die meisten mittleren Haushaltungen gibt es in den Gemeinden unter 2000 Einwohnern (34,9%), in den Gemeinden von 2000 bis 5000 (26,1%) und von 5000 bis 10000 Einwohnern (23,6%). Auch die Groß-Haushaltungen sind hauptsächlich in den Gemeinden unter 2000 (7,9%), von 2000 bis 5000 (4,7%), von 5000 bis 10000 (3,8%) Einwohner zu finden.

Auf dem Lande klappert der Storch!
Ein Blick in die neueste Statistik (1. Vierteljahr 1937) beweist, daß die Zahl der Geburten in den ländlichen Bezirken am stärksten war. Sie betrug auf 1000 Einwohner in Oberschlesien 26,0, in Oldenburg 25,7, in Ostpreußen 24,4, in Mecklenburg 23,9, in der Grenzmark Posen-Westpreußen 23,7, im Saarland 23,6 und in Pommern 22,3, während Berlin mit 15,0 und Sachsen mit 15,4 die niedrigsten Geburtenziffern aufweisen.

*

Wo wurden die meisten Wohnungen gebaut?
Im 1. Vierteljahr 1937 war die Wohnungsbautätigkeit mit 43,8% am größten in den Gemeinden mit 100000 und mehr Einwohnern. An 2. Stelle liegen die Gemeinden mit 10000 bis 50000 Einwohnern, (19,1%), an 3. Stelle die Gemeinden mit 2000 bis 10000 (16,6%) und unter 2000 Einwohner (14,2%).

*

65,7 — 24,7
Zwischen diesen beiden Grenzzahlen bewegt sich die Rundfunkdichte im Deutschen Reich. An der Spitze: Berlin mit 65,7 und Hamburg mit 63,1 Rundfunkhörer auf je 100 Haushaltungen. Es folgen München mit 59,6 und Potsdam mit 59,2. Am niedrigsten ist die Zahl der Rundfunkhörer in Landshut (24,7), in Regensburg (25,7) und in Trier (26,8)

*

Wann kehrt das Vieh heim von Alm und Weide?
Von den Alpen erfolgt der Abtrieb des Viehes bis auf wenige Ausnahmen zwischen dem 10. und 20. September, während er in der Altmark in der Zeit von Mitte September bis Ende November stattfindet. In den nordwestdeutschen Marschgebieten kehrt das Vieh frühestens um den 20. September, spätestens aber Anfang Oktober, in Schleswig-Holstein in der Zeit vom 10. Oktober bis 1. November, in Pommern in der Zeit von Ende September bis Mitte Oktober, in dem Gebiet Hannover Mitte Oktober und in Ostpreußen im Laufe des Oktobers heim. Die verschiedenen Zeiten sind darauf zurückzuführen, daß der Abtrieb des Viehes von der Alm und Weide von dem auf der Weide vorhandenen Futter und von dem Klima der Gegend abhängig ist.

*

Wann treten die ersten Nachtfröste auf?
In den meisten deutschen Gebieten treten die ersten Nachtfröste nicht vor dem 14. — 21. Oktober auf. Der Beginn der Frostperiode ist natürlich in den einzelnen Landesteilen ganz verschieden. Unsere Zweigstellen geben Ihnen gern Auskunft.

*

Die Engländer — die Hauptabnehmer des deutschen Weins!
Die Flaschenwein-Ausfuhr im 1. Halbjahr 1937 war am stärksten nach Großbritannien (3652 hl), zweitgrößter Abnehmer waren die Vereinigten Staaten von Amerika (2924 hl) — es folgen dann Schweden mit 1190 hl und die Niederlande mit 1132 hl.

*

Diese Nachrichten sind ein kleiner Ausschnitt aus dem Material, das die Ala bei ihrer täglichen Arbeit verwendet. Das Aufgabenfeld der Ala ist die Werbung. Und dazu gehören heute gründliche Marktkenntnisse.

Jedem, der Werbung betreibt oder betreiben möchte, kann die Ala helfen. Ob Sie gelegentlich eine Anzeige aufgeben oder ob Sie einen Werbefeldzug durchführen wollen, wir beraten Sie objektiv, schnell und erfolgsicher. Die zahlreichen Erfolgskontrollen, die wir durchführen, ermöglichen es uns, das Werbemittel zu nennen, das für Sie am zweckmäßigsten ist. Wir sagen Ihnen, wie es eingesetzt werden muß, damit es den erhofften Nutzen bringt.

Als Werbungsmittler schaffen wir den Werbeplan und die Kostenanschläge, übernehmen die Auftragserteilung, überwachen die Abwicklung, besorgen die Kontrolle und die gesamte Abrechnung. Selbst wenn die Ala für Sie mit Hunderten von Auftragnehmern in der ganzen Welt verhandeln und abrechnen muß, Sie brauchen sich nur mit einem Kostenanschlag, einer Bestätigung und einer Rechnung zu befassen.

Wichtig aber ist: Ihre Zusammenarbeit mit der Ala verursacht Ihnen keinerlei Kosten! Ganz gleich, ob Sie in Tages- oder Wochenzeitungen werben, in Unterhaltungsblättern oder Fachzeitschriften, an Litfaß-Säulen oder Verkehrsmitteln, durch Filme oder Diapositive, ob im Inland oder im Auslande — wir vermitteln Ihre Aufträge vollkommen kostenlos zu den Originalpreisen der Verleger und Pächter. Die Ala kann für Sie kostenlos arbeiten, weil wir unsere Vergütung von den Auftragnehmern erhalten. (Portozuschläge werden nur bei bestimmten Gelegenheits- und Auslandsanzeigen erhoben.)

Die Ala spart Ihnen Zeit, weil sie Ihnen Arbeit abnimmt. Und die Ala spart Ihnen Geld, weil sie die Kosten dieser Arbeit selbst trägt.

Die Ala ist der größte Werbungsmittler Deutschlands geworden, weil wir die Sache unserer Kunden zu unserer eigenen machen.

ALA

Anzeigen-Aktiengesellschaft

Berlin W 35, Bremen, Breslau 1, Chemnitz, Dortmund, Dresden-A. 1, Essen-Ruhr 1, Frankfurt a. M., Hamburg 1, Hannover M, Kassel, Kiel, Köln 1, Königsberg i. Pr., Leipzig, Lübeck, Mannheim, München 2 M, Nürnberg 1, Stettin 1, Stuttgart

Vor einem Jahr, als Austauschstudentin in England, hatte Ursula auf einer „party“ in Chelsea Jimmy Brent kennengelernt. Brent war Pflanzer „irgendwo da draußen zwischen Niggern und Haifischen“ — breit, braun, strahlend und europahungrig.

Innerhalb von vier Wochen waren sie verheiratet, hatten sechs Länder bereist und sich siebenundzwanzigmal gezankt. Es war wundervoll gewesen, fast so, wie man es erträumte, wenn man siebzehn war — aber natürlich viel schöner.

Dann waren einige Kabel gekommen, und nach dem letzten hatte Jim eine steile Falte zwischen seinen rotblonden Augenbrauen.

„Ärger“, sagte er nur kurz „Ich kable, wenn du nachkommen kannst, Darling.“

Aus dem Kabinenfenster einer riesigen K.L.M.-Junkers winkte seine braune Tatze noch einmal mit einem tischtuchgroßen Taschentuch, und das war das letzte, was Ursula Brent von ihrem Mann sah.

Nach anderthalb Wochen war ein lustiges Kabel gekommen, und wieder acht Wochen später kam ein eingeschriebener Brief von einem Rechtsanwalt, den Ursula dreimal lesen mußte, ehe sie ihn verstand.

Jimmy Brent, der Hufeisen zwischen seinen braunen Fäusten zerdrehte und es für einen guten Witz hielt, als er mit seinem irischen Hunter in den Graben fiel und sich dabei zwei Rippen brach, Jimmy Brent war an einem winzigen Dorn gestorben.

Der Dorn war mit Tiente bestrichen gewesen, das die Malaien Upas Radja nennen und aus der Wurzelrinde einer armdicken Schlingpflanze bereiten. Aber das stand nicht in dem Schreiben. In dem Schreiben stand nur etwas von Blutvergiftung und Starrkrampf.

In dem Schreiben stand ferner etwas von der höchst unglücklichen Entwicklung der Brentschen Vermögensverhältnisse, der nicht unbegründeten Hoffnung, etwas retten zu können, und von der erschüttert mitfühlenden Trauer des der sehr verehrten Frau Brent ganz und durchaus ergebenen Jean Leroy.

Es war ein langes Schreiben, voll von langatmigen Phrasen und unverständlichen juristischen Ausdrücken, aber Ursula las nur das kalte, harte, unumschriebene „tot“. Ihr Jim war tot, lag schon lange begraben in einem fernen, unbekannten Land, das einmal ihre Zukunft bergen sollte.

Sie brach nicht zusammen. Dazu war sie zu jung und zu gesund. Aber sie hörte auch nicht auf die wohlmeinenden Ratschläge ihrer Eltern und Freunde, die ihr dringend von dem übereilten und unklugen Schritt abrieten, zu dem sie sich ohne Zögern entschlossen hatte.

Ursula wußte selber nicht, warum sie um jeden Preis nach — nach da draußen — fahren wollte.

Sie wußte nur, daß sie es in Europa nicht mehr aushielt. Jim hatte ein kleines Konto auf einer englischen Bank für seinen Urlaub eingerichtet, das sie nach der Erledigung endloser Formalitäten abheben konnte. Es reichte gerade für die Reise und etwas Taschengeld.

Ohne den Rechtsanwalt Jean Leroy . . . sie wußte wirklich nicht, was ohne Leroys Hilfe aus ihr geworden wäre!

In Europa hatte alles so einfach ausgesehen. Jim war doch Pflanzer gewesen, da mußte es doch ein Haus geben, in dem sie unterkommen konnte. Arbeiten. Irgendetwas mußte doch geschehen. Es konnte doch nicht auf einmal alles nicht wahr sein? Sollte ihr nichts bleiben, als ein zerknitterter Trauschein und die Erinnerung an vier kurze Wochen?

Es ging ihr nicht um die Pflanzung Jim Brents Ob ein Erbe da war oder nicht, das war doch unendlich gleichgültig! Aber sie wollte Jims Arbeitsfeld kennenlernen. Wollte durch das Haus gehen, in dem er gelebt und gesorgt hatte. Sie wollte mit der Hand ganz leise über seinen Schreibtisch fahren und vor allen Dingen wollte sie Bingo kennenlernen, den lustigen, gelben Straßenköter, der Jimmy Brents bester Kamerad gewesen war auf Longa-Long . . .

In Europa hatte das alles so einfach ausgesehen Man fuhr hin und sah nach dem Rechten. Sie gehörte doch dorthin, als Ursula Brent. Mrs. J. Brent? Aber als sie erst in Manila war, sah alles ganz anders aus Nur gut, daß sie sich gleich an Jims Freund und Anwalt gewendet hatte. Jean Leroy hatte ihr Hotelzimmer besorgt. Jean Leroy half ihr, die vielen Kleinigkeiten einzukaufen, die in den Tropen notwendig sind und an die sie natürlich nicht gedacht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Georg Walter Suppin:

Aufstand in Tengistan

Ein Mann führte Krieg gegen England

(3. Fortsetzung.)

Nach dem Besuch beim Gouverneur nahm Waßmuß Verbindung mit dem Offiziersstab der persischen Gendarmerie in Schiras auf. Diese Gendarmerieoffiziere waren in erster Linie Schweden, die viel Sympathien für Deutschland hatten. Sie empfingen Waßmuß mit Freuden. Und sie hörten mit Begeisterung Waßmuß' gefährliche Reden.

Überall ging sein Ruf ihm voraus und der Glaube an seine Sendung wuchs von Tag zu Tag unter den Stämmen und in den Städten. In Schiras wurde eine Truppe organisiert, die sogenannten „Mudschheddin“, die Glaubensstreiter, Kämpfer im Heiligen Krieg. Unter ihnen befanden sich zahlreiche aktive Soldaten der persischen Armee. Diese Glaubenskrieger zogen hinaus und riefen überall im Lande zum Heiligen Krieg. Sie zogen durch Fars, durch Tengistan und Laristan, durch Deschistan und Arabistan. Sie wiegelten die Stämme auf, riefen die Begeisterung wach in den Herzen der einfachen Hirten, in den Herzen der Krieger, die Begeisterung für den Heiligen Krieg.

Waßmuß kam oft ins Hauptquartier der Gendarmerie und oft zu den Mudschheddin. Sie alle begeisterten sich an seinen Plänen. Die Gendarmerie war sofort bereit, mit Waßmuß loszuschlagen. Aber er hieß sie warten, warten bis er das Zeichen gäbe. Und sie warteten. Denn die Zeit war noch nicht reif für den großen Schlag gegen die Briten, den Waßmuß vorhatte.

Indessen ging Waßmuß zu Saulat-ud-Daula, dem Stammesfürsten der Kaschquai. Er beriet sich mit dem mächtigen Khan. Er vertiefte den bitteren Haß gegen die Briten in seinem Herzen. Dann ging er zu Qavam-ul-Mulk, dem Stammesfürsten der Khamseh. Er war der Todfeind Saulat-ud-Daulas und Verbündeter des königlichen Hauses. Auch bei diesem Fürsten hinterließ Waßmuß einen tiefen Eindruck, obwohl er englandfreundlich eingestellt war.

Unentwegt arbeitete Waßmuß an seinem großen Plan. Tage und Nächte opferte er ihm, keine Anstrengung scheute er in dieser Zeit. Er hatte einen treuen Begleiter, der nie von seiner Seite wich und ihn überall hin begleitete Es war Sultan Ali, der ihm bis zum Ende treu blieb

Waßmuß hielt sich nicht lange in Schiras auf, sondern zog weiter nach dem Süden, in die Berge von Tengistan. Wieder ritt er die gefährliche Straße durch die wilden Schluchten, über die hängenden Felsen, die ragenden Kotals und schwindelnden Pässe, begleitet von Sultan Ali.

Nassir-Diwan empfing ihn in Kasrun. Er träumte schon von wilden Kämpfen mit den Inglis, von großen Siegen und reicher Beute. Begeistert sprach er von den kommenden Schlachten, von den angeketteten Inglis an seinem Palast.

„Es ist noch nicht Zeit, o Nassir-Diwan! Erst wenn das ganze Land in Bewegung, in Aufruhr ist, dann können wir losschlagen. Und wenn die Städte den Krieg erklärt haben, Kasrun, Schiras, Firusabad, dann werden wir alle gemeinsam aus den Bergen stürmen und die Inglis ins Meer treiben!“

Waßmuß nahm Abschied von dem ungeduldigen Khan und eilte hinab ins Wüstenland Und er begann seine endlose Wanderung, von Weideplatz zu Weideplatz, von Stadt zu Stadt, durch die Wüste und über die Gebirge. Er besuchte die Khane und Scheichs. Kam zu Zair Khidai Khan von Ahram, zu Scheich Hussein von Schah-Kutah, er besuchte Rais Ali Khan von Dilbar, Scheich Mahmud Hussein, dann Chasanfar-es-Saltaneh von Boradschan. Er sprach mit Sar Hussein, dem Herrn der Wüste, mit den Scheichs der Berge von Tengistan und Sardsir.

Und gleichzeitig eilten von Schiras aus die Sendboten des Heiligen Krieges über das Land. Sie riefen die Männer auf zum Glaubenskrieg gegen die Briten, stachelten die Scheichs zu neuem Eifer an. Die Mullahs in den Moscheen riefen in feurigen Reden die Gläubigen zum Heiligen Krieg.

So kam immer mehr Bewegung in das Leben der Tengistani. Nach und nach geriet das ganze Hinterland von Buschehr in Aufruhr und der Ausbruch des Krieges stand nahe bevor.

Unten in Buschehr wurde die Stimmung immer bedrückter. Die Briten suchten mit allen Mitteln ihren alten Einfluß über die Stämme des Hinterlandes aufrechtzuerhalten. Ihre Agenten arbeiteten fieberhaft, Goldstücke rollten . . .

Die Achtung vor der britischen Macht war verweht bei den Eingeborenen. Haß und Verachtung war eingezogen in die Herzen der Tengistani. Alle Stämme waren in Bewegung, waren in Aufruhr. Die grüne Fahne des Propheten wehte im Wind . . .

Die grauen, stählernen Ungeheuer der Royal Navy standen draußen auf der Reede des Golfes, düster und unerbittlich. Ihre langen Geschützrohre sahen drohend herüber in die Wüsten der Küstenebene Nun war England gezwungen, Verstärkungen heranzuziehen. Truppen wurden ausgeladen in Buschehr und in Rischehr, dem Platz des britischen Residenten. Die Städte Jask, Schahbar, Lingeh und Bander Abbas wurden besetzt.

Die Lage war ernster denn je und im Hauptquartier zu Buschehr machte man sich große Sorgen Sir Percy Cox beriet sich täglich mit seinen Offizieren.



Doppelt fermentierte Tabakballen für die Cigarettenmischung **»R6«** %
Die Photographie zeigt, wie jedes einzelne Blatt sorgfältig eingeordnet wird

General Dyer, der die Lage gründlich geprüft hatte, begann seinen Vortrag im Korps mit scharfen Worten:

„Ich denke nicht daran, an der Küste kleben zu bleiben! Die Opfer, die wir bringen müssen, stehen in keinem Verhältnis zu dem Unglück, das sonst über uns hereinbrechen wird! Unser Kriegsziel steht fest! Ihr kennt die Richtlinien und die Befehle aus London!"

„Die Straße nach Fars, nach Schiras ist offen zu halten, im Notfalle mit Gewalt aufzuschließen!" sagte Sir Percy Cox.

„Offen ist die Straße nicht mehr! In den zwei Monaten hat uns Waßmuß den Weg nach Persien verbaut, verschlossen! Und diese Straße nach Schiras ist für uns der Weg nach Persien! Die Bedeutung einer Verbindung zwischen dem Golf und den Streitkräften der Russen im Norden brauche ich nicht zu erläutern!"

Der Oberstkommandierende von Buschehr, Sir John Nixon, machte Vorschläge zur sofortigen Vorbereitung wirksamer Gegenmaßnahmen. Der Intelligence Service sollte nach neuen Richtlinien arbeiten. Inzwischen waren der deutsche Kaufmann Wonckhaus und der deutsche Generalkonsul von Buschehr, Listermann, verhaftet und als Kriegsgefangene verschickt worden. Man fürchtete nun, daß Waßmuß sich zu Gegenmaßnahmen entschließen würde. Auch aus diesem Grunde durfte die Verbindung mit Schiras nicht unterbrochen werden. Zweifellos stand der britische Generalkonsul und die englische Kolonie in höchster Gefahr.

Während der britische Resident, der Oberstkommandierende Nixon und das Offizierskorps ihre Beratung abhielten, streiften draußen durch die Wüste die Scharen fanatischer Glaubenskämpfer, jagten auf ihren kleinen Tengistan-Pferden über den Sand, kamen in der Dunkelheit über die Maschileh bis vor die Tore von Buschehr. Oft wurden die Bewohner aus dem Schlaf geschreckt. Die ungeduldigen Tengistani hatten einen Vorposten überfallen, eine Patrouille angegriffen und niedergemacht. Einige Salven, wildes Kriegsgeschrei — dann stürmten sie wieder davon, waren sie wieder ebenso rasch verschwunden in der Wüste, wie sie gekommen waren. Nur das Rattern eines englischen Maschinengewehres überdauerte den Lärm noch um Minuten. Solche plötzliche Überfälle auf die Vororte Buschehrs wiederholten sich immer häufiger, wurden gefährlicher, zeugten von dem fanatischen Eifer der Stämme im Hinterland. Aber Waßmuß hatte noch nicht das Zeichen gegeben, das Zeichen, daß der große Tag angebrochen sei, auf den alle warteten, mit Ungeduld warteten!

Es war nun Mai geworden und Waßmuß wußte, daß an einen Kriegszug vor dem Ramadhan nicht mehr zu denken war. Dennoch ließ seine Tätigkeit nicht nach. Er traf mit Ghansanfar-es-Salteneh und mit Zair Khidair Khan eine Abmachung, wonach alle Stammeshäupter des Hinterlandes, alle Khane und Scheichs zu einer Beratung nach Boradschan kommen sollten. So eilten die Boten über die Weiden, durch die Schluchten von Tengistan, über die Wüsten von Deschistan. Und die Scheichs machten sich auf den Weg hin gegen Boradschan.

Im Palmengarten Ghansanfars-es-Saltaneh' versammelten sich die Scheichs. Kriegstrommeln dröhnten über die Dächer des stillen Boradschan. Das Volk versammelte sich um den Garten. Die Pferde scharrten ungeduldig das Pflaster, den Kies. Sultan Ali reichte Tee. Als Waßmuß kam, wurde er von allen mit höchster Ehrerbietung begrüßt. Er ließ sich zwischen den Scheichs, im Schatten der Palmen nieder. Und er war wie die andern, ein Tengistani, mit Reiterbeinen, die Ziegenfilz-Kullah auf dem Kopfe, in die helle Abbah gekleidet. Nur sein Blick war seltsam bannend, es war als hätte er eine magische Gewalt über all die Söhne der Berge und der Wüste. Und Waßmuß' Stimme, seine Rede packte die Tengistani, rüttelte ihr noch halbwildes Gemüt auf, ihre Leidenschaften, stärkte ihren Glauben an ihre eigene Macht.

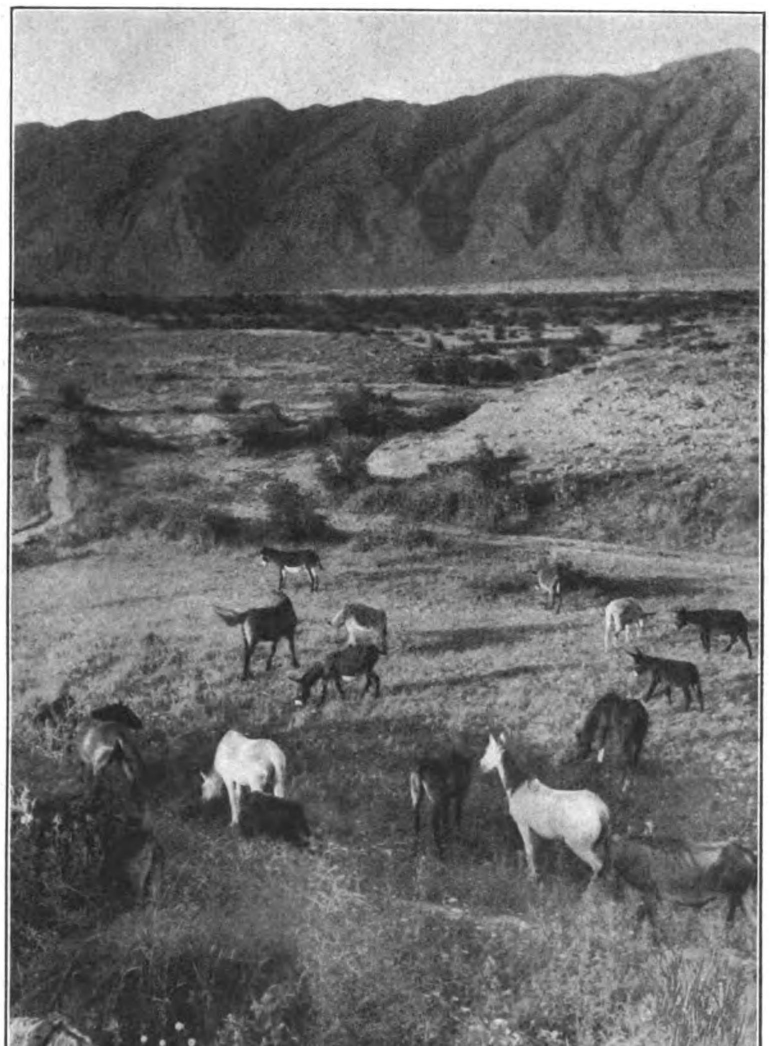
Waßmuß eröffnete die Beratungen. Das Volk wurde weggeschickt, nur die Scheichs sollten teilnehmen an dem Diwan. Das laut vernehmliche Schlürfen des Teetrinkens verstummte nach und nach. Waßmuß' Rede fesselte die Stammesoberhäupter im Palmenhain. Kämpfer des Djihad waren unter ihnen, fanatisch begeisterte Glaubensstreiter. Und ehrgeizige Khane Ruhmsüchtige Scheichs, auch solche, die um ihre Herden und um die Weideplätze ihres Stammes zitterten.

„Denn die Engländer haben schon alles vorbereitet!" rief Waßmuß „Vorbereitet, um in Persien einzufallen. Euer Vieh hinwegzutreiben, eure Söhne zu erschlagen, eure Stämme auszubeuten. Es ist die höchste Zeit, daß wir uns zur Wehr setzen. Sie können morgen, können heute schon kommen!"

Gemurmel erhob sich um Waßmuß. Einige riefen dazwischen, forderten, daß man sogleich gegen die Inglis aufbrechen solle. Andere rieten ab.

„Die Inglis sind doch das mächtigste Volk der Welt!"

„Das stimmt nicht! Das ist eine Lüge, die sie selbst verbreitet haben. Die Inglis sind wohl mächtig, ja — aber die Almani sind jetzt aufgestanden gegen sie, haben sie in vielen Schlachten blutig geschlagen und besiegt, drüben in Frankistan!"



Landschaft zwischen Buschehr und Schiras, in der sich die ersten Kämpfe abspielten.

Aufnahme: Axel von Graefe

„Wir werden die Inglis besiegen, o Aga! Aber die Inglis sind mächtig! Stärker als wir!"

„Glaube das nicht, o mächtiger Scheich von Dilbar! Glaube es nicht! Kennen die Inglis diese Berge, diese Wüsten so gut wie ihr sie kennt? Und können die Inglis so tapfer sein, wie ihr, o Scheichs? Männer von Tengistan! Männer von Deschistan! Der Tag ist nahe, auf den wir alle gewartet haben!"

Da erhoben sich die Scheichs, erhoben sich die Khane, die Mollahs standen von den Teppichen auf. Und sie riefen Waßmuß zu, riefen begeistert, voll Tatendurst, voll Haß und Racheburst gegen die Inglis. Sie schwangen die Handschars, schwangen die Flinten über ihren Köpfen.

„Bei Allah! Jeder von uns ist tapferer als hundert der Inglis!"

„Laß uns aufbrechen, o Waßmuß! Laß uns unsere Krieger versammeln! Den Kriegszug vorbereiten!"

„Die Inglis dürfen nicht merken, daß wir rüsten, o Scheichs! Wir werden über sie kommen, wie der Löwe im Sprung!"

„Was sollen wir tun?"

„Sammelt in Stille eure Krieger. Und dann werden wir den Inglis den Krieg erklären, von Schiras aus, von Firusabad, von Kasrun! Und ihr, o Scheichs, ihr werbet in zwei Tagen nach dem Brunnen Ghilar kommen und wir werden uns versammeln in seinem Palmenhain bei Schah Kutah, um zu beraten!"

So wurde beschlossen, nach zwei Tagen unter den Palmen des Brunnens Ghilar eine neue Beratung abzuhalten. Spät nachts hob Waßmuß den Diwan auf und die Versammelten gingen auseinander. Über den Palmengärten von Kasrun leuchtete der volle Mond und goß seinen Glanz über die ragenden Berge.

Zwei Tage später ritt Waßmuß mit Sultan Ali aus Schah Kutah hinaus zum Brunnen Ghilar Sie schlugen unter den Palmen ihr Lager auf und warteten auf die Ankunft der Scheichs. Zair Khidair Khan sollte mit seinen Kriegern kommen, um die Versammelten gegen die Inglis zu schützen. Und ein tapferer Mudscheddin sollte gesandt werden gegen Buschehr, um den Briten im Namen aller Scheichs und Khane des Hinterlandes den Krieg zu erklären.

Die Nacht ging vorüber, still und einsam, wie Wüstennächte vorübergehen. Die Sterne begannen zu verbleichen und der leichte Morgenwind bewegte die Palmwedel. Niemand kam. Waßmuß wartete, ging auf und ab, stieg auf sein kleines Tengistan-Pferd und ritt ein Stück hinaus in die Wüste. Niemand kam. Die Sonne leuchtete auf die fernen Berggipfel, dann begann der heiße Tag. Im Schatten der Palmen wartete Waßmuß — schon wurde die Hitze zur Qual, da kamen die ersten Krieger angeritten. Im Laufe des Vormittags kamen immer neue und bis Mittag hatte sich eine kleine Truppe unter den Palmen von Ghilar versammelt. Müde von dem weiten, anstrengenden Ritt über die Teng und durch die Schluchten, von der furchtbaren Hitze des Garmsir, sanken sie alle nach und nach in Schlaf. So warteten sie auf die andern, die noch kommen sollten.

Waßmuß war außer sich. Wo war Zair Khidair Khan geblieben? Er sollte bei Morgengrauen hier gewesen sein. Auf ihn vor allem kam es an. Denn bei Sonnenuntergang sollte er mit seiner Truppe gegen Buschehr reiten. Dann mußte der Abgesandte die Kriegserklärung überbringen.

Die Stunden schlichen hin. Die Hitze war furchtbar. Der Sand glühte und flirrte im Licht der Sonne. Unbeweglich standen die Palmblätter gegen den blauen, heißen Himmel.

Die Sonne sank und es wurde Nacht Das Schweigen der Wüste breitete sich über das Lager am Ghilar. Waßmuß kochte innerlich vor Wut, schritt enentwegt auf und ab. Da vernahm er draußen in der Wüste das Nahen von vielen Reitern.

„Inglis?" flüsterte Sultan Ali. Waßmuß lauschte angestrengt. Dann sagte er ruhig:

„Nein. Zair Khidair Kahn, der Scheich von Ahram!"

Und nun kamen sie heran in wildem Galopp, die abenteuerlichen Kriegergestalten der Berge. Voran der Khan. Seine Blicke flammten wie Feuer.

„O Waßmuß!" rief der Khan. „Allah hat es anders gewollt, als du es bestimmt hast!"

„Was ist geschehen, o Freund?"

Zair Khidair Khan sprang aus dem Sattel. Seine Augen glühten. Die Krieger saßen alle ab, lagerten sich, brachten die Pferde unter. Dann setzte sich der Khan zu Waßmuß.

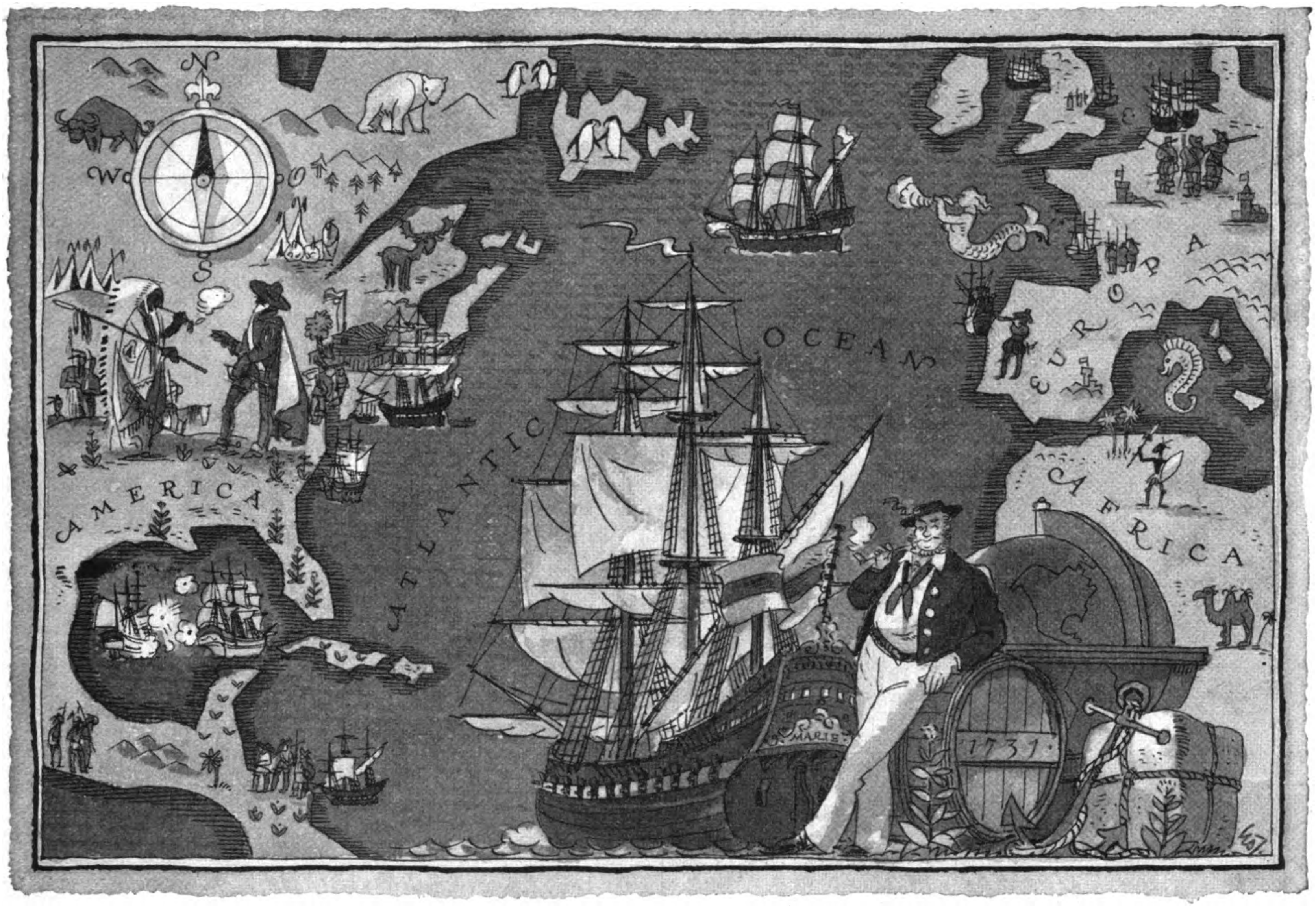
„O Aga! Ich mußte warten in den Bergen. Lange warten. Dann ritten wir hin gegen Buschehr, denn ich wollte dich überraschen, wollte dir die Inglis in Ketten hierher bringen. Wir ritten über die Maschileh. Indische Lanzenreiter kamen uns entgegen — wir haben sie alle erschossen!"

Waßmuß sah den Khan an, lange, nachdenklich. Er sagte ihm kein Lob, auch keinen Tadel. Wie sollte er auch?

Die Zeit war noch nicht reif für das große Zeichen. Und Ramadhan stand vor der Tür. Da zog sich Waßmuß wieder zurück in die Berge. Er hatte ganz Tengistan, den Garmsir und Sardsir, das kühle Land, in Bewegung gebracht. Diese mächtige, gewaltige Bewegung durfte nicht stehenbleiben. Und er selbst mußte ihr Führer bleiben!

Indeß machten die Briten draußen am Golf weitere Vorbereitungen. Denn sie fürchteten Waßmuß, den einen Mann, den Löwen der Berge! —

Waßmuß kam nicht nach Schiras in jenen Tagen. Boten unterrichteten ihn, über Gebirge hinweg, dauernd über alle Ereignisse in den einzelnen Teilen seines „Reiches". Er wußte daher genau Bescheid über die Stimmung, die hier wie dort herrschte, über die Pläne, die gemacht wurden — aber er wußte vorerst



Sie schlagen die Brücke zwischen Europa und Amerika.

Man darf nicht vergessen, daß die Amerikaner ausgewanderte Europäer sind, also uns sehr verwandt. Mit ihrem ursprünglich europäischen Geschmack betrachteten sie die Erzeugnisse des neuen Landes, nahmen davon, was ihnen gut erschien und vereinigten so die Vorzüge der alten mit der neuen Welt.

Ganz typisch dafür ist die amerikanische Zigarette. „American Blend" ist eine Auslese feinster Orient-Tabake in Verbindung mit sonnensattem Virginia und anderen edlen amerikanischen Provenienzen. In Deutschland ist die bevorzugte Vertreterin dieser weltbeherrschenden, herzhaften Geschmacksrichtung die Gold Dollar Zigarette.



Gold Dollar

»American Blend«

noch nichts von jenem Ereignis, das die Briten in die größte Aufregung gebracht hatte. Bis eine geheime Botschaft ihn erreichte . .

Im britischen Konsulat zu Schiras wartete der Konsul O'Connor auf einen Boten.

Draußen stand die indische Konsulatswache. Die Posten am Tor hatten das Gewehr geschultert. Der Konsul wanderte in seinem Arbeitszimmer auf und ab. Falten zeichneten seine Stirne und nachdenklich zog er die Brauen hoch, so oft er von draußen ein Geräusch vernahm. Es war eine merkwürdige Stimmung in Schiras, seit Tagen, vielleicht seit Wochen. Eine englandfeindliche Einstellung, unverkennbar, daran war nicht zu zweifeln. Die Gendarmerie sprach laut und vernehmlich von ihren britenfeindlichen Absichten. Der Gouverneur — nun, was konnte er machen? Dennoch, er war der einzige in Fars, der die Vertretung Großbritanniens schützen konnte.

Der Konsul sah nach der Uhr. Er dachte an die Tage, da er noch ein mächtiger Mann in Schiras war und im Palaste des Prinzen verkehrte.

„The devil Waßmuß!“ knirschte O'Connor mit den Zähnen Dann setzte er sich in den Stuhl und rauchte

Plötzlich wurde Mr. Ayrton gemeldet. Mr. Ayrton war von der Imperial Bank of Persia Der Konsul empfing ihn etwas unsicher, als erwarte er irgendeine bedeutsame, um nicht zu sagen schreckliche Nachricht Ayrton nahm von den angebotenen Zigaretten. Sein Gesicht zeigte einen ernsten, besorgten Ausdruck, der dem Konsul auffiel

„Sie machen sich Sorgen, Mr. Ayrton?“

„Sorgen? Ich muß gestehen, daß Sie es erraten Sir!“

„Aber ich verstehe Sie!“

„Sie meinen, daß wir allen Grund haben, Sir?“

„Es ist meine Pflicht, Sie aufzuklären, über Dinge, die Ihnen vielleicht noch unbekannt sind.“

„Ich bitte Sie darum!“

„Es hat sich bestätigt, daß hier eine Verschwörung besteht, mich gefangenzusetzen. Und mit mir die ganze britische Kolonie!“

„Ich bin nicht überrascht, Sir! Ich bin deshalb zu Ihnen gekommen Es muß etwas unternommen werden und ich muß im Namen der britischen Kolonie um Ihren Schutz bitten!“

Der Konsul Major O'Connor sah düster den Rauchwolken seiner Zigarette nach

„Ich bin sehr in Sorge, Mister Ayrton, und ich habe alles unternommen, was möglich war. Verbindung mit Buschehr kann ich aber zur Zeit überhaupt nicht bekommen. Eben erwarte ich eine schriftliche Erklärung des Gouverneurs!“

„Ihr Protestschritt wird ohne Erfolg sein, Sir! Ich bin auch unterrichtet, glauben Sie mir. Aber sollen wir uns das gefallen lassen? Soll Großbritannien hier, und von einer Bande von Räubern, beleidigt werden?“

„Es darf niemals sein!“

„Fordern Sie Hilfe und Schutz! Ein britisches Landungskorps soll in Buschehr oder Bender Abbas eingesetzt werden, soll nach Fars marschieren, die Straßen sichern Schiras besetzen!“

„Das geht nicht! Persien ist eine neutrale Macht! Und dann — auch aus praktischen Gründen geht das nicht!“

„Warum? Hat England je . . .“

„The devil Waßmuß!“

Die beiden Männer schwiegen. Und sie wußten, daß der eine Mann, der Löwe der Berge, die Straße zum Golf besetzt hielt, daß er es verstanden hatte, sich jene Schlüsselstellung zu sichern, die ihn zum Herrn von Südpersien machte.

Das Schreiben des Gouverneurs kam an. O'Connor öffnete es langsam und las. Er warf es dann auf den Tisch und schlug mit der flachen Hand darauf.

„Die Regierung kann nicht garantieren! Wie ich es vermutet habe. Die Gendarmerie ist auf seiten der Verschwörer.“

„Und das Militär?“

„Das Militär? Seine Haltung ist doch klar. Die meisten Soldaten gehören zu den Streitern des Heiligen Krieges . . . und der ‚Generalstab‘ dieser Mudschaheddin organisiert gerade unsere Gefangensetzung!“

Mr. Ayrton pfiff leise den Sussex-Marsch vor sich hin. Nachdenklich trommelte der Konsul mit den Fingern den Marschtakt.

„Was soll geschehen, Sir?“

Der Konsul stand auf und begann wieder seine Wanderung durch das Zimmer

„Ich denke, wir holen die ganze britische Kolonie in das Konsulatsgebäude Solange Persien neutraler Staat bleibt, müssen die Exterritorialitätsrechte gewahrt werden! Die Untertanen der Krone werden also im Konsulat geschützt sein.“

„Also — uns steht eine Art Gefangenschaft bevor, deren Ende nicht abzusehen sein wird?“

„Wie Sie es auffassen, Mister Ayrton!“

Die beiden verabschiedeten sich. Es war beschlossen worden, was der Konsul vorgeschlagen hatte. Doch dazu war es schon zu spät. Die Ereignisse begannen sich zu überstürzen. Nachrichten vom Golf ließen die Briten das schlimmste befürchten.

Am andern Abend kamen Mr. und Mrs. Fergusson zusammen mit Mr. Ayrton ins Konsulat. In den Straßen sammelten sich abenteuerliche Scharen, Glaubensstreiter, Krieger des Djihad Kriegsgeschrei erfüllte Schiras.

„Saulat-ud-Daula ist mit mehr als tausend Mann in die Stadt eingezogen!“ sagte Mr. Ayrton, als er beim Konsul eintrat.

Es folgte eine kurze Beratung. Sie wurde unterbrochen durch die Ankunft des britischen Kaufmannes Livingstone. Er brachte die Nachricht, Waßmuß wäre eben in Schiras eingetroffen. Das wirkte wie ein Donnerschlag auf die Versammelten Nur O'Connor blieb ruhig und sagte nach einigem Nachdenken zu den andern.

„Ich glaube nicht, daß Waßmuß etwas derartiges gegen uns unternehmen oder zulassen würde. Ich halte ihn für einen Gentleman. Allerdings — ganz offen gestanden — die Möglichkeit besteht trotzdem, denn Waßmuß würde sich auf die Gefangensetzung des deutschen Konsuls in Buschehr und auf die des Herrn Wondhaus berufen können! Und er würde es als eine militärische Gegenmaßnahme betrachten, den britischen Konsul zu Schiras zu fangen!“

O'Connor lachte boshaft und versuchte noch, einen Witz zu machen, der ihm aber nicht recht gelang.

Doch Waßmuß war nicht in Schiras. Er ritt auf seinem kleinen Tengistan-Pferd durch die Schluchten des Südens. Ramadhan kam immer näher, die Zeit wurde bedenklich kurz, aber ganz Tengistan war in Aufruhr. Der große Tag war nahe — der Aufstand, der große Aufstand in Tengistan!

(Fortsetzung folgt.)

Das Testament des Jonathan Halliwell

Eine amerikanische Geschichte von Gertrud Hammer-Seelmann

(Schluß)

„Jetzt sind Sie an der Reihe, Mister Wood", sagte der Sheriff.

Der Mechaniker schob den Deckel von der Kiste zur Seite und hob aus ihr ein großes Nickelbauer in Form eines palastartigen Hauses heraus. Mitten in dem Palast saß geduckt die Viscacha.

„Wahrhaftig!" rief der Sheriff, als er das Bauer erblickte. „Großartig! Großartig!"

Anthony Wood lächelte befriedigt. „Dieses Bauer", erklärte er, „ist ein mechanisches Wunderwerk, das meinem Sippchen allen Komfort der Neuzeit bietet. Ich habe es selbst gefertigt. Sehen Sie hier: sobald Sippchen über diese Drähte läuft, klappt dieses Bodenstück nach unten, und der possierliche Popanz sitzt in einer mit kühlem Wasser angefüllten Badewanne. Er kann also das Bad ganz nach eigenem Belieben nehmen. Er hat sich denn auch den Tag über wohl dutzendmal gebadet. — Ich habe mich über die Lebensweise der Viscachas in Büchern unterrichtet und daraus erfahren, daß sie vorzugsweise Nachttiere sind. Damit mein Sippchen auch in der Nacht gut sehen konnte, habe ich diesen kleinen elektrischen Beleuchtungsapparat angebracht. Er steht mit der zierlichen Nickelbettstelle da in Verbindung, welche die Schlafstätte des lieben Schelms war. Sowie Sippchen in der Nacht seine Schlafstätte verläßt, leuchtet durch einen elektrischen Kontakt diese Glühbirne auf, und das ganze Bauer ist von strahlendem Licht erfüllt. — Aber auch für eine prächtige Aussicht in der Nacht habe ich gesorgt. Sie bemerken hier an der linken Seite den hohen Turm, dessen Turmstube mit grünen, blauen und roten Fenstern ausgeschmückt ist. Auch die Turmstube ist mit einer Glühbirne ausgestattet. Wenn der drollige Kobold in der Nacht die Turmtreppe erklimmt und durch sein Körpergewicht die oberste Stufe vor der Turmstube niederdrückt, flammt die Glühbirne in der Turmstube auf, und Sippchen genießt durch die grünen, blauen und roten Fensterscheiben eine herrliche Aussicht. — Eine Hauptsache ist, daß Tiere in der Gefangenschaft stets reines und sauberes Futter haben. Sehen Sie hier dies zierliche Möbelstück aus poliertem Nickelblech, die kleine Kommode! Sie ist der Futternapf. Im Innern der Kommode ist eine elektrische Klingel angebracht. Sowie mein Sippchen fressen will und mit dem Mäulchen die Kommode berührt, klappt ihr Deckel in die Höhe, und die elektrische Klingel im Innern ertönt. Dann bin ich stets hinzugesprungen und habe dem allerliebsten Vielfraß frisches Futter in den Napf geschüttet. Es war mitunter ein mühseliges Stück Arbeit, besonders in der Nacht. Ich habe bisweilen in der Nacht Stunde für Stunde zwei- und dreimal aus dem Bett gemußt, um dem kleinen Pflegling den Appetit zu stillen. Dafür hatte er aber auch stets sauberes und gesundes Futter. Aber was tut man nicht aus Liebe zu den Tieren! Ich bin auf mein mechanisches Bauer stolz. Auf jeder Weltausstellung würde es mit dem ersten Preis ausgezeichnet werden."

„Ich gratuliere Ihnen, Mister Wood. Ich gratuliere." Der Sheriff tat ganz begeistert. „Ihr Sippchen scheint übrigens", fuhr er gleich danach fort, auf die fast kahle Viscacha zeigend, „etwas die Haare verloren zu haben."

„Ja, ja", versetzte Wood, „ich kalkuliere, daß das von den vielen Bädern gekommen sein mag."

„Es sieht wohl auch schlecht? Denn es tastet so zaghaft vor sich hin."

„Ein wenig, ein wenig. Da mag die glänzende elektrische Beleuchtung in der Nacht daran schuld sein. Die mag es wohl manchmal geblendet haben."

„Und was hat es denn da für eine große häßliche Wunde auf dem Rücken?"

„Oh, das ist ein kleiner unschuldiger Brandfleck. In einer Nacht hatte das ungestüme Närrchen vor Lebensübermut die Glühbirne in der Turmstube zertrümmert und hat sich dabei an den elektrischen Drähten verbrannt. Aber sonst ist es kerngesund und urmobil."

„Nun, Mister Driver", wandte sich der Sheriff an den Schankwirt, „was habt Ihr mit Eurem Pflegling angefangen?"

„Den habe ich, da es nach dem Testament erlaubt ist, hier Mister Weaver zur Abwartung übergeben."

„Gut. Dann berichtet Ihr, Mister Weaver!"

Bill Weaver schilderte zunächst, wie er Weißstern an der Vorderfront seiner Farm ein freundliches Heim eingerichtet hatte. „Aber", fuhr er darauf fort, „ich sah später ein, daß den Bedürfnissen des Tieres auf solche Weise doch nicht völlig Genüge getan wurde. Aus diesem Grunde und weil ich außerdem damit den Willen des Erblassers zu erraten glaubte, habe ich dann später einen Wechsel vorgenommen. Zum Beweis, daß dies wirklich geschehen ist, lege ich hier diese Bescheinigung vor." Er legte ein zusammengefaltetes Papier auf den Tisch. „Ich sagte mir nach reiflichem Nachdenken, daß man nur dann die meiste Überlegung, die beste Einsicht und die größte Liebe in der Behandlung des Tieres bekundet, daß man es nur dann in solche Verhältnisse bringt, die seinem Wohlbefinden am dienlichsten sind, wenn man es unter ganz natürliche Bedingungen versetzt, und darum habe die Viscacha in die Prärie, die hinten an meinen Garten stößt — laufen lassen."

Er hatte das Tuch von dem Käfig gezogen. Er war leer.

„Was?" Ein Wutschrei durchdröhnte das Zimmer. Es war Bob Driver, der ihn ausgestoßen hatte. „Ihr Esel, Ihr habt meine Viscacha — — —"

Im nächsten Augenblick packte der baumstarke Driver Bill Weaver, drehte ihn herum und schob ihn nach der Tür zu.

„Aber so hört doch!" stammelte dieser.

„'raus! sage ich. 'raus, Ihr gottverdammter Windbeutel, Ihr!" Er riß die Tür auf und drängte Bill blitzschnell aus dem Zimmer. Er legte sich dann mit dem ganzen Gewicht seines Körpers gegen die Tür. „So", sagte er befriedigt, „der kommt nicht wieder 'rein!"

Einige Male wurde versucht, die Tür von außen zu öffnen, bald aber hörten diese Versuche auf.

Der Sheriff, Mister Wood und Miß Pullet hatten den Vorgang sprachlos angesehen, dann aber löste sich ihre Überraschung in einem vergnügten Gelächter auf.

„Ich bin wohl jetzt hier überflüssig", sagte Bob Driver ingrimmig, nachdem sich das Lachen gelegt hatte, indem er von der Tür wegschritt, „und kann mich nun wohl nach Haus begeben?"

„Nun, wartet noch ein paar Minuten", sagte der Sheriff gnädig, „wir wollen erst noch das Papier hier einsehen, und dann wollte doch auch der selige Jonathan Halliwell selbst — — —"

Er entfaltete das Papier, das Bill Weaver auf den Tisch gelegt hatte, und las: „Ich bin der Überzeugung, daß Mister Bill Weaver so, wie er gehandelt hat, das Zweckmäßigste für die Viscacha getan hat. Daher bescheinige ich ihm gern, daß er in meiner Gegenwart das Tier in die Prärie hinter seinem Garten ausgesetzt hat. Dr. Ralph Jeffersohn, Professor der Zoologie an der Universität Chikago."

Anthony Wood lachte höhnisch auf. „Dazu brauchte er keine Bescheinigung" krächzte er, „das hätten wir ihm so geglaubt. Aber nun, Mister Prickle, bitte, die Entscheidung!"

„Ja, die Entscheidung", wiederholte der Sheriff zögernd. „Da der selige Jonathan Halliwell in seinem Testament bestimmt hat, selbst die Entscheidung treffen zu wollen, so fordere ich ihn hiermit in aller Form auf, es zu tun." Er blickt nach allen Seiten im Zimmer umher.

Anthony Wood räusperte sich umständlich, während Miß Pullet die Augen ängstlich nach oben richtete. Bob Driver stand teilnahmslos an den Eichentisch gelehnt

„Die menschlichen Interessen scheinen dem seligen Jonathan", fuhr der Sheriff nach einer Pause launig fort, „jetzt doch gleichgültig geworden zu sein. Oder er hat im Jenseits eine anderweitige Abhaltung. Ich will daher nun den Brief öffnen der dem Testament beilag. Hören Sie zu!"

Mister Prickle las:

„Meine Erben!

Ich habe in meinem Testament bestimmt, daß ich selbst entscheiden werde, wem die Erbschaft zufällt. Ich werde es hiermit tun. Im voraus bemerke ich, daß, wenn keiner von Euch bei der Behandlung seiner Viscacha den Weg eingeschlagen hat den ich im Sinne hatte, was leicht möglich ist, mein hinterlassenes Vermögen dem Verein zur Fürsorge entlassener Strafgefangenen übergeben wird. Die sind die schlechtesten Menschen noch lange nicht.

In meinem Testament hatte ich erklärt, daß derjenige den Scheck, von dem ich hoffe, daß er noch vorhanden ist, erhalten soll, welcher seinem Pflegling gegenüber die meiste Überlegung, die beste Einsicht und die größte Liebe bekundet, so daß er ihn in Verhältnisse bringt, die seinem Wohlbefinden am dienlichsten sind. Der eine oder andere von Euch wird um die Erbschaft für sich einzustecken, die wunderbarsten Kunststücke angestellt haben. Schon seine Mühe wird ihm Belohnung sein Aber der Verständigere und Einsichtigere wird einen anderen Weg ins Auge gefaßt haben So gern ich Tiere hatte, und so viel Vergnügen mir auch meine Viscachas machten, so habe ich doch eingesehen, daß den Tieren, die aus der Freiheit eingefangen worden sind, bei der besten Fürsorge immer noch eines fehlt Haben diese Tiere das nicht, so fühlen sie sich nie ganz wohl, mag man auch machen, was man will. Daher habe ich mir auch die feste Ansicht gebildet, daß nur der für ihr Wohlbefinden am dienlichsten sorgt, welcher es über sich gewinnt, ihnen das Fehlende zu gewähren, damit sie tun und lassen können, was sie selbst wollen.

Es soll deshalb der den Scheck über mein Vermögen empfangen, welcher in glaubhafter Weise nachweisen kann, daß er so überlegt, so einsichtig war, seiner Viscacha, die er sich ausgewählt hat, wieder die Freiheit zu geben.

Andrew Jonathan Halliwell."

„Was — —? Wie — —?"

Mister Wood und Miß Pullet waren es, die diese Ausrufe ausgestoßen hatten.

„Da soll doch ein siediges Wetter dreinschlagen! Zum Teufel mit der jämmerlichen Kreatur!" Anthony Wood hat sein Bauer aufgehoben, und sausend schleuderte er es gegen die Wand, daß es in tausend klirrende Stücke zersprang.

„Du ekliges Geschöpf, du häßliches Scheusal! Hinaus, hinaus mit dir!" Miß Pullet drehte ihren weißen Puppenwagen auf die Seite und kippte voll Abscheu das fette Fippchen in der roten Jacke und den blauen Pumphosen plumpsend auf den Boden

Einen Augenblick später waren die beiden durchgefallenen Erben aus der Amtsstube verschwunden.

Bob Driver aber lachte, daß sein ganzer gewaltiger Körper erbebte, daß die Fensterscheiben zitterten daß der schwere Eichentisch, an dem er sich festhielt, schwankte und hüpfte

„Es unterliegt kein Zweifel", hob der Sheriff an, als sich Bob Driver die Tränen aus den Augen wischte, „daß Euch, da Mister Weaver den beglaubigten Nachweis der Aussetzung der Viscacha geführt hat, der Scheck zusteht. Aber was fangen wir mit den beiden Untieren an?"

„Die sollen schon versorgt werden", erwiderte der Schankwirt, nachdem er den Scheck eingesteckt hatte, heiter „Hier ist noch der Käfig. Ich nehme sie mit nach Hause und lasse sie ebenfalls laufen. Dann sind alle drei glücklich."

„Sehr gut, Mister Driver. Nun noch ein Wort im Vertrauen! Veranstaltet Ihr heute abend wegen der Erbschaft eine kleine Feier?"

„Das kann schon werden. Warum denn?"

„Habt Ihr den guten alten Brandy noch?"

„Oha, oha, ich verstehe! Aber Ihr seid doch jetzt strenger Abstinenzler, Mister Prickle?"

„Na, bei besonderen Gelegenheiten macht man seiner Freude wegen schon eine kleine Ausnahme. Natürlich nur in bescheidenen Grenzen."

„Well, Ihr seid eingeladen. Und die bescheidenen Grenzen könnt Ihr meinet-

wegen so weit ziehen, daß von dem guten alten Brandy nicht ein Fingerhut übrigbleibt."

*

Bill Weaver hockte, den Kopf in die Hände gestützt, in Drivers Schankstube. Er war in Verzweiflung über das Mißglücken seines Planes. Mit farblosen Lippen saß Dolly schweigend neben ihm.

„Wer hätte das gedacht", stöhnte er. „Ich glaubte bestimmt, dein Vater würde die Erbschaft bekommen."

„Und ich", seufzte Dolly, „hatte mir alles so schön ausgedacht. Wenn ich erst den Scheck hätte —"

„So, da habt Ihr noch zwei Bister!"

Bob Driver war mit dem Käfig in die Schankstube getreten.

„Vater!" schrie Dolly erschreckt auf.

„Ja, dein Vater bin ich noch", versetzte er mit verstelltem Grimm. „Und nun kann dein teurer Verehrer, der kluge Mister Weaver, abermals seine Weisheit versuchen und die beiden Bestien da auch laufen lassen. Aber trotzdem", fuhr er fort, „sollst du deinen Scheck erhalten. Da hast du ihn!"

„Vater!" schrie Dolly wiederum auf, aber diesmal in glückdurchzittertem Ton.

„Ihr habt also doch —?" stieß Bill hervor.

Und nun lachte Bob Driver wiederum auf, während er den Fortgang der Verhandlung erzählte, lachte Bill Weaver, lachte Dolly, als ob die Stube ein Salvenfeuer durchprasselte.

„Ich danke dir, Vater", sagte Dolly, als er geendet hatte. Sie knöpfte einige Knöpfe ihrer Bluse ein und steckte den Scheck hinein. „Und ich danke auch Ihnen, Mister Weaver. Zugleich aber will ich dir, Vater, Lebewohl sagen."

„Lebewohl? Wo willst du hin? Nach San Franzisko? Hast du es so eilig, deinen Scheck einzulösen?"

Dolly ging in den Laden und kehrte mit einem Koffer, ihrem Hut und Mantel zurück.

„Ja", versetzte sie ruhig, „ich will nach San Franzisko, aber ich komme nicht wieder, sondern ich bleibe dort."

„Hat dir diese Idee etwa Mister Weaver eingetrichtert?"

„Dolly!" rief Bill Weaver fassungslos, „du willst mich verlassen?"

„Ich werde mir dort eine Schankwirtschaft kaufen, die ich bewirtschafte. Aber nicht allein. Du, Bill, läßt deine Farm Farm sein und kommst mit als mein Gebieter und Ehemann."

„Da kann man auf der Stelle zum Ölgötzen werden!" schrie Bob Driver auf.

„Aber, Vater", sprach Dolly schmeichelnd und legte die Sachen nieder, „ich kann auch noch bei dir oder doch in deiner Nähe bleiben. Du brauchst zu Bill nur ein paar gewisse Wörtchen zu sagen, dann führen wir die Farm weiter."

Bob Driver fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Weaver", versetzte er lächelnd, „Weaver, die Weiber sind doch tausendmal verschlagener als wir Männer. Sie stecken uns alle miteinander in den Sack. Nun denn meinetwegen, nehmt euch hin und werdet glücklich!"

Mit einem jubelnden Aufschrei flog Dolly Bill an den Hals.

Am Nachmittag wurde die Verlobung gefeiert. Als einer der ersten Gäste stellte sich der Sheriff Prickle ein. Schon um zehn Uhr abends hatte er die Grenzen in dem guten alten Brandy so weit ausgedehnt, daß ihn vier handfeste Männer nach Hause transportieren mußten.

Ziemlich spät erst fuhr Bill Weaver mit dem Käfig und den beiden Viscachas nach seiner Farm. Noch in derselben Nacht setzte er sie in dem Wald hinter seinem Garten aus.

Zwei Monate darauf fand die Hochzeit Dollys und Bills statt. Der Wagen, auf dem sie nach ihrer Farm fuhren, wurde von zwei prächtigen Braunen gezogen, die dürftigen Maulesel waren abgeschafft. Neben Bill saß Dolly.

Als die Farm vor ihren Blicken auftauchte, sagte der junge Ehemann bewegt: „Kapital haben wir nun genug. Jetzt will ich arbeiten und schaffen, daß das Besitztum eine Musterfarm wird weit und breit. Wir selbst aber, mein lieber Schatz, wollen —"

„Leben", fiel Dolly lächelnd ein, „froh und frei wie die drei Viscachas!"

ANEKDOTEN

Seinen Meister gefunden

Der englische Lord Darmouth besaß eine besondere Leidenschaft. Er war ein begeisterter Ringer und wußte darin auch seinen Mann zu stehen. Eines Tages hörte er von der Körperstärke eines Schmieds in einem kleinen Ort zwischen Glasgow und Edinburg und beschloß sich einmal selbst davon zu überzeugen. Er machte sich auf den Weg und ritt hoch zu Roß vor die Schmiede des Athleten, um dort abzusteigen und sein Pferd durch das Zauntor zu führen.

„Was soll es denn sein?" fragte jovial der Schmied.

„Lieber Freund", antwortete der Lord, „ich bin extra Ihretwegen von London hierher gekommen, um zu erfahren, wer von uns beiden der Stärkere ist."

„Wenn's weiter nichts ist", meinte der Schmied, „das können wir gleich feststellen." Faßte den Lord um den Leib und warf ihn im hohen Bogen, ohne sich anzustrengen, über den Zaun auf die Landstraße.

Nachdem Darmouth wieder etwas zu sich gekommen, hinkte er umständlich an den Zaun zurück.

„Was wollt Ihr denn noch?" fragte lachend der Kraftmensch.

„Ich möchte nur bitten, mir auch mein Pferd nachzuwerfen, damit ich wieder zurückreiten kann!" C. P. H.

Aus fünfzigjähriger Erfahrung

Der Berner Zoologe Prof. Carl Vogt erhielt vor 75 Jahren den Leichnam eines Bären zur Sektion in der Universitätsanatomie. Der Bär entstammte einem Zwinger, den seit 50 Jahren der Wärter König betreute. Um seinen Studenten ein anschauliches Bild von den Lebensgewohnheiten des Bären zu vermitteln, ließ Vogt den Wärter in den Hörsaal kommen, wo er einiges aus seiner fünfzigjährigen Erfahrung erzählen sollte.

König besann sich lange — dann fiel ihm etwas ein.

„Wenn die Bärin Junge wirft", erklärte er, „und es sind drei Junge, so sind sie entweder alle drei Männchen oder Weibchen, wenn aber verschiedenen Geschlechts, so sind es immer zwei Männchen und ein Weibchen oder zwei Weibchen und ein Männchen."

Die Studenten zollten diesen einleuchtenden Ausführungen begeisterten Beifall . . . G. F.

CARL ATZENBECK:

Freund Prankows letzter Scherz

Prankow war ein boshafter Mensch. Er schielte, war ein schmächtiges, glatzköpfiges Männchen, hatte ein rötlichblondes Spitzbärtchen und litt an einem hartnäckigen Raucherhusten. Lauter Eigenschaften, die ihn nicht gerade beliebt machten. Er wußte das auch, schien sich aber nicht das geringste daraus zu machen, rächte sich wiederum durch allerlei Bosheiten, die zuweilen schon leise an Sadismus grenzten.

Ich lernte ihn vor Jahren als Teilnehmer einer kleinen Jagdgesellschaft kennen. Schon damals fiel er mir durch seine boshaften Späße auf, die ich nicht anders als widerlich bezeichnen konnte. So zupfte er zum Beispiel mit Vorliebe an unseren Krawatten herum, die ihm nie gerade genug saßen. Ganz versessen aber war er auf Roßhärchen, die er uns bei jeder Gelegenheit aus den Revers unserer Sakkos zog, um uns damit während eines Gespräches auf die hinterlistigste Art und Weise die Hälse zu kitzeln. Oder er brachte es fertig, wenn er sich verabschiedete, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, uns irgendeinen Gegenstand, den er uns zuvor gestohlen hatte, z. B. eine leere Zündholzschachtel, in der dann stets irgendetwas Widerliches, eine tote Fliege, ein noch lebender Frosch oder dergleichen zu finden war, in die Hand zu drücken.

Kurz, wir hatten allen Grund, ihn für nicht ganz normal zu halten.

Da lud uns unser alter Schulfreund Richard wieder einmal zur Jagd ein. Auch Prankow war zugegen. Ich hatte ihn längere Zeit nicht mehr gesehen, konnte aber leider nur feststellen, daß er sich in nichts geändert hatte. Es ist mir überhaupt nicht begreiflich, wie Richard so an ihm hängen konnte. Gegensätzlichere Naturen waren gar nicht zu denken. Prankow ein Phantast und Exzentriker, die Launenhaftigkeit in Person, Richard ein nüchterner, fast pedantischer Kopf, der zwischen Himmel und Erde nur gelten ließ, was er mit Händen greifen konnte.

Prankow wußte das genau. Er wußte auch, daß unseren guten Richard nichts mehr in Wut versetzen konnte, als wenn man ihm Spukgeschichten auftischte. Aber gerade das war Prankows Spezialität. Er hatte davon einen fast unerschöpflichen Vorrat und es schien mir damals, er habe es nur darauf angelegt, uns den Aufenthalt in der kleinen Jagdhütte damit gründlich zu vergällen. Ich erinnere mich noch deutlich, wie dann Richard, während wir am Tisch bei einem Glas Wein saßen, plötzlich aufstand, sich vor die Türe stellte und nur mit Mühe die Erregung meistern konnte, in die ihn solche Erzählungen jedesmal versetzten.

Vielleicht hatte er selbst schon Erlebnisse ähnlicher Art gehabt, die er uns verschwieg, vielleicht suchte er gerade deshalb heimlich nach Beweisen von der Existenz solcher Phänomene, gegen die sein Verstand sich so hartnäckig sträubte. Möglich!

Jedenfalls verstand es Prankow vortrefflich, ihn auf die Folter zu spannen, ihm von solchen auf natürliche Weise nicht erklärbaren Dingen stets nur kleinere Dosen zu verabreichen, ja, ihn des öfteren davor zu warnen, davon mehr zu verlangen, als ihm vielleicht lieb sein könnte.

Darüber kam es eines Abends beinahe zum Streit. Wir mußten schlichtend eingreifen und waren froh, als Prankow in seine Tasche griff, eine Spielkarte hervorholte und uns einige Zauberkunststücke vormachte. Er hatte eine Fertigkeit darin, die uns stets von neuem in Erstaunen setzte, und ich kann mich nicht erinnern, je einem Menschen begegnet zu sein, der mit 24 Karten ähnliche Hexereien vollbracht hätte. Dabei erklärte er selbst höchst bereitwillig jeden seiner Tricks, die er dabei anwendete, bis auf einen, dessen Erklärung er sich auch dieses Mal wieder vorbehielt. Darüber ärgerte sich Richard und schimpfte ihn in seinem Ärger einen boshaften Knochen. Prankow aber lachte nur, erwiderte nichts, und mir schien es, er habe Richard wieder nur eine Warnung erteilt.

So ging das Geplänkel längere Zeit hin und her. Wir waren wieder in die Stadt zurückgekehrt, trafen uns in der Woche einmal bei Richard, wo uns Prankow nach wie vor mit seinen Späßen zusetzte. Das Komische dabei war, daß wir selbst ihn nicht mehr missen wollten, obwohl wir ihm mehrmals im Scherze androhten, ihn hinauszuwerfen. Darüber konnte er dann jedesmal fürchterlich lachen, lüftete sein kleines grünes Jägerhütchen, das er seiner Glatze wegen stets aufbehielt, und sagte: man möge sich nur noch ein wenig gedulden, er würde ohnedies bald von uns Abschied nehmen!

Wir hielten das für eine lächerliche Redensart. Gerade damals trieb es Prankow besonders arg, und nichts lag uns bei seinem Gesundheitszustande ferner als der Gedanke, er könne sich plötzlich aus unserer Mitte für immer empfehlen. Besonders setzte er unserem Richard während dieser Zeit damit zu, daß er ihm, was dieser nicht ausstehen konnte, die borstigen Haare von Zeit zu Zeit immer wieder vom Nacken kopfaufwärts strich. Unser Freund verbat sich diesen kindischen Unfug auch mehrmals allen Ernstes, aber stets ohne Erfolg. Bis er Prankow schließlich eines Abends mit ganz bestimmten Worten erklärte, er werde sich diese Unsitte nicht mehr gefallen lassen, und wenn er in Zukunft auf dessen Freundschaft verzichten müsse.

„Gut", erwiderte Prankow darauf etwas empfindlich, „so werde ich dir das Haar nur noch einmal in die Höhe streichen, du magst es leiden oder nicht — und sollte es in der Stunde meines Todes sein."

Darauf lachte Richard ihn aus. Pah! äußerte er scherzend, wenn er ihn bis

dahin in Ruhe lasse, dann möge er, wenn er könne, seine Drohung immerhin erfüllen. Damit war die Sache abgetan.

Einige Wochen später, der Zwischenfall war längst wieder vergessen, hatte unser Richard ein sonderbares Erlebnis. Wir saßen in seinem Erkerzimmer beisammen und warteten auf Prankows Erscheinen, der sich scheinbar verspätet hatte. Mehrmals zog Richard seine Sprungdeckeluhr heraus, zeigte sich ziemlich ungeduldig und ging schließlich in sein Arbeitszimmer hinüber, um von dort die Karten zu holen, die er für Prankow gewohnheitsmäßig bereitlegte. Prankow war ihm ja immer noch die Erklärung jenes Tricks schuldig, die er ihm so hartnäckig vorbehielt.

Inzwischen hörten wir draußen läuten. Wir glaubten sogar deutlich zu hören, wie sich jemand auf dem borstigen Türvorleger die Schuhe abstreifte. Es konnte nur Prankow sein. Sogar das Dienstmädchen bestätigte uns später, sie habe das Klingelzeichen deutlich gehört, worauf sie auch sofort den elektrischen Türöffner bedient hätte.

Prankow aber kam nicht. Wir glaubten nichts anderes, als er erlaube sich wieder eine Boshaftigkeit, hielte sich irgendwo versteckt, um uns plötzlich aus irgendeiner Ecke die Zunge herauszustrecken. So etwas war ihm zuzutrauen! So trieben wir selbst ein wenig Ulk, bewaffneten uns mit allerlei Geräten und stöberten in Richards ziemlich weitläufiger Wohnung herum. Nichts! Nirgends ist Prankow zu finden!

In etwas gedrückter Stimmung verabschiedeten wir uns an diesem Abend. In derselben Nacht, so erzählte uns später Richard, habe er plötzlich einen durchdringenden Schrei getan. „Was ist's", rief seine Frau erschreckt und eilte an sein Bett. Nur mit Mühe, noch zitternd vor Erregung, vermochte er ihr mitzuteilen, wie ihm plötzlich eine kalte Hand die Haare vom Nacken kopfaufwärts gestrichen habe. Dabei habe er deutlich die Worte gehört: „So stirbt man."

So hatte sich Prankows Drohung erfüllt. Ungläubig schüttelten wir die Köpfe, Richard aber zog einen Notizblock hervor, auf dem er sich jenen nächtlichen Vorfall genau auf Stunde und Minute aufgezeichnet hatte.

Zur selben Stunde war Prankow gestorben.

Der scheintote Weber

Anekdote von Ferdinand Bruger

Als C. M. von Weber schon auf bedeutende Leistungen seines musikalischen Schaffens hinweisen konnte, blieb ihm immer noch ein Teil der Musikkritiker feindlich gesinnt. Hierunter zeichnete sich besonders aus ein gewisser Müller, der damals die Musikreferate der „Leipziger Zeitung" schrieb. Für den unglücklichen Komponisten aber waren diese gehässigen Attacken um so peinlicher, als er gerade zur Reorganisation der Oper nach Dresden berufen worden war, und auch dort die „Leipziger Zeitung" ein geradezu autoritatives Ansehen genoß! Als besonders bittere Beigabe wirkte noch, daß die Müllerschen Kritiken wirklich geistvoll und witzig waren, und viele andere Blätter sie unbesehen nachdruckten! Es bedarf kaum einer besonderen Hervorhebung, daß all die zahlreichen Neider des erfolgreichen jungen Kapellmeisters sich mit besonderer Wonne auf diese abfälligen Urteile stürzten.

Der unglückliche Weber, für dessen ganze Laufbahn diese Sache von höchster Wichtigkeit war, ging nun sehr ernstlich mit sich zu Rate: Sich in eine Pressefehde einzulassen, schien zwecklos. Ein anderes Mittel, das sonst vielleicht geholfen hätte, nämlich dem ewig bellenden Zerberus Kuchen in den Rachen zu stopfen, war wegen der Unbestechlichkeit Müllers aussichtslos . . . Als nun aber wieder einmal der Leipziger Wüterich ein Webersches Opus weidlich zerzaust, schoß dem armen Komponisten beim Lesen dieser gallebitteren Kritiken unversehens der Gedanke durch den Kopf: „Ich möchte doch wissen, welche Grabrede diese Kanaillen von Müller & Co. für mich hätten, wenn ich ihnen endlich den Gefallen täte zu — sterben!"

Von diesem seltsamen Gedanken bestochen, faßte der glänzende Musiker einen eigenartigen Entschluß. Kurz nach seiner Reise ins Gebirge machte mit einmal folgende Nachricht durch alle großen Zeitungen die Runde: Der bekannte Komponist und Kapellmeister Weber aus Dresden sei bei einer Gebirgstour nahe dem oberbayerischen Dörfchen X. tödlich verunglückt. Der angebliche Augenzeuge fügte eine ausführliche Darstellung des Vorfalles bei

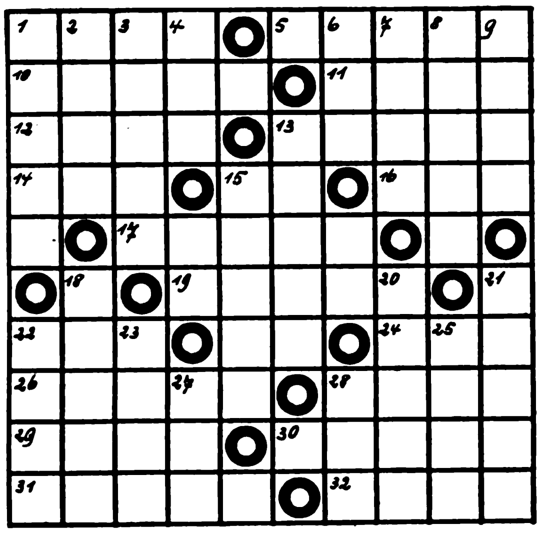
Diese überraschende Trauerkunde gelangte natürlich auch bald nach Leipzig, und nun wollten die Leser der „Leipziger Zeitung" ihren Augen kaum trauen, als sie auf einen von demselben Müller verfaßten Nachruf stießen, der eine begeisterte Schilderung der Weberschen Kunst enthielt! Anscheinend hatte der unerwartet jähe Tod den Schuppenpanzer dieses kritischen Krokodils durchschlagen und in seinem voreingenommenem Geist die Erkenntnis ausgelöst, wie schroff und ungerecht er in seinen Urteilen gegen den Komponisten gewesen war Müller bezeichnete in reuevoller Ekstase Weber geradezu als einen Fürsten unter den deutschen Komponisten!

Kaum hatte Weber die Totenklage seines früheren Widersachers in Händen, als er ungesäumt die Nachricht von seinem Hinscheiden dementierte und bald darauf persönlich in Leipzig erschien. Müller fand sich nun in den Maschen seiner eigenen Kritik verstrickt und konnte, ohne eigene Blamage, nichts zurücknehmen

Als nun der „Freischütz" in Leipzig uraufgeführt wurde, beklatschte er, der gezähmte Widerspenstige, in ehrlicher Begeisterung das unsterbliche Meisterwerk.

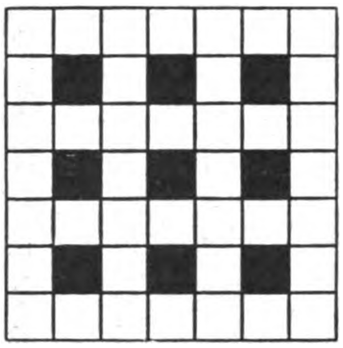
RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Festung, 5. Wandelhalle, 10. Sternbild, 11. Behälter, 12. geograph Begriff, 13. Teil des Fußes, 14. Nebenfluß der Donau. 16. Vorgebirge, 17. ostengl. Grosschaft. 19. Rind. 22. bekannter Tenor. 24. Stadt in Württemberg, 26. Stadt in Oberitalien, 28 bewaffnete Macht, 29. Musikinstrument, 30 deutscher Dichter 17. Jahrh., 31. Brauch 32. fest, sicher. — Senkrecht: 1. Hintergrund, 2. Stadt in Algerien, 3. Einschnitt, 4. Lebensende, 6 Gedicht. 7. engl Grasschaft, 8. Abhandlung, 9. Seil, 13. nord. Göttin, 15. römische Hafenstadt, 18. ägypt Nationalist 1882, 20. Tadel. 21 nordfries Insel, 22. Heldengedicht. 23 Nahrungsmittel. 25 Shakespearesche Dramengestalt. 27. Getränk. 28. Stadt in Bayern.

Viereck



Die Buchstaben: a a a a d d e e e e e e g i i l l l l l m m n n n n o o p p r r r r u u u u z z werden so in die Felder gesetzt, daß waagerecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1 Flugzeugerbauer, 2 Lagerhaus. 3 Futterpflanze. 4 rundes Beet

Vorsetzrätsel

Fisch. Dotter. Junge. Land. Ende. Buch. Tanz. Baum. Spitz

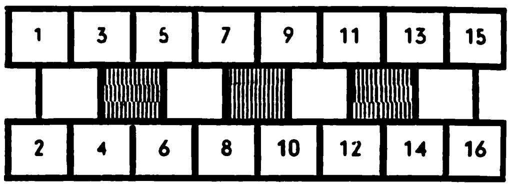
Vorstehenden Wörtern ist jeweils eines der unten angeführten Wörter voranzusetzen, so daß ein neues sinngemäßes Wort entsteht. Richtig gelöst ergeben die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter eine deutsche Nordseeinsel. Alm. Drei. Ei. Griechen. Hai. Land. Lieder. Nuß. Ost

Pyramide

—	Vokal
— —	Auerochs
— — —	Schweizer Kanton
— — — —	Zerrüttung Verfall
— — — — —	Stadt in Oberitalien
— — — — — —	Plebejerführer im alten Rom
— — — — — — —	Kraftmaschine
— — — — — — — —	Aufbau für Zuschauer

Silbenband

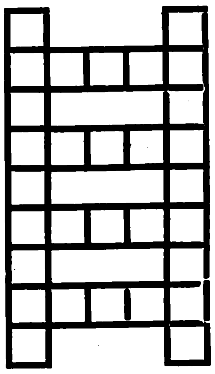
Die Silben: a a ad al da din ett kat la le li ma ma me nu pa ri rich ti vo werden so in die



Felder verteilt, daß von oben nach unten Wörter entstehen, von denen immer 2 die gleiche Mittelsilbe haben

Ist die Lösung richtig, so ergeben die Mittelsilben den Namen eines bekannten Autorennfahrers.

Die Wörter bedeuten: 1—2 Tagebuch, 3—4 graziöser Tanz, 5—6 Stadt bei Rom, 7—8 Jurist, 9—10 mittelalterlicher Titel, 11—12 Westgotenkönig, 13—14 weiblicher Vorname, 15—16 spanische Provinz.



Leiterrätsel

Die Buchstaben: a a a a b c d d e e e e e e g i i i k l m n n n o r r r t u u sind so in die Felder zu setzen, daß waagerecht folgende Wörter entstehen: 1. alte phöniz. Stadt, 2. Farbe, 3. poln. Stadt westl. der Weichsel, 4. Ruderboot. Die beiden Holme ergeben von oben nach unten gelesen die Namen zweier europäischer Staaten.

Rösselsprung

Rössel-		lu	sten	sprung	
	des	nen	o	vo	
	ti	block	schutz	fe	
frie	tur	und	ei	nen	re
	sen	sum	•	der	
	dens	kul	schlos	zwei	

Kapselrätsel

Herbstzeitlose, Karwendelgebirge, Trelleborg, Schimmel, Apfelsaft, Kurilen, Lieberose, Portochaise, Verbrüderung, Kretscham, Irregularität, Pizarro, Verantwortung, Kirchengeschichte, Fischleim, Universität, Theoderich, Dreispitz, Hellebarde, Deukalion, Bakterien, Kostroma.

Jedem der vorstehenden Wörter ist ein eingekapseltes Hauptwort zu entnehmen. Die Anfangsbuchstaben derselben ergeben ein hochpolitisches Zitat der Zeitung „Popolo di Roma" zur Deutschlandreise Mussolinis.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a — al — ant — ard — bad — cho — dan — denz — du — e — e — e — e — e — er — lei — li — lo — ma — mi — mult — ni — ni — nic — ri — ri — ri — rich — ros — se — see — sen — sind — so — ta — te — ten — ti — tu — ul — wort — zi sind 17 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Zitat aus Schillers Tell ergeben.

1 .... 7 .... 13 ....
2 .... 8 .... 14 ....
3 .... 9 .... 15 ....
4 .... 10 .... 16 ....
5 .... 11 .... 17 ....
6 .... 12 ....

Die Wörter bedeuten: 1. italienischer Dichter, 2. Ostseeinsel, 3. sagenhafter orientalischer Seefahrer, 4. Heilpflanze, 5. Musikinstrument. 6. lärmende Ansammlung, 7. griechischer Gott, 8. Negerstamm, 9. untergegangenes englisches Riesenschiff, 10. Männername, 11. englischer Königsname, 12. Stadt an der Adria, 13. Kaffeezusatz, 14. Richtung, 15. nordamerikanischer See, 16. Gestalt aus Wallenstein, 17. Redeform.

Silbeneinschalträtsel

Die Silben: auf — du — fa — gan — glei — i — im — li — ner — se — sti — wird sind so einzuschalten, daß sie mit den gegebenen Silben einen Ausspruch einer italienischen Zeitung zur Deutschlandreise Mussolinis ergeben.

DAS				
ZE		SCHI		
	SCHE		TA	
	ES		DEN	
	CE			
GEIST		SEI		
BEI		BE		TEN

Geschichtlich-politische Zahlenrätsel

1 7 11 10 12	=	Führer des Arbeitsdienstes
7 5 5 11 12 5 2 3 3	=	Kampfflieger des Weltkriegs
11 5 5 7 17 1	=	Eroberer von Lüttich
10 2 11 9 11 10	=	deutscher Admiral
12 14 15 16 11	=	hoher SA.-Führer
8 15 11 7 3	=	berühmter preußischer Minister †
1 7 5 5 12 11 10	=	Chef der deutschen Polizei
2 12 21 11 3 8 12 11 13 11 3	=	General des Weltkriegs
6 4 11 10 7 3 6	=	hoher Staatsmann und General
11 18 18	=	berühmter Spartakistenbesieger
3 11 15 15 11 12 13 11 17 20	=	preußischer General unter Gneisenau.

An Stelle der Zahlen sind Buchstaben zu setzen. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben den Namen des jüngsten Dorfes Deutschlands.

Lösungen der Rätsel aus Folge 36

Visitenkartenrätsel: Raetselgleichungen ✱ **Verschmelzungsrätsel:** Symphonie, Chamisso, Hamburg, Ottomane, Penelope, Eskalade, Notariat, Holunder, Ambrosia, Uhrmacher, Emilie, Rasputin. „Schopenhauer". ✱ **Mosaikrätsel:** Das deutsche Volk ist so intelligent und der deutsche Arbeiter so gebildet, daß die Zumutung, er müßte seine Führung aus Rußland beziehen, eine Beleidigung ist. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Giraffe, 2. Nogi, 3. Eris, 4. Sobieski, 5. Neuland, 6. Zulu, 7. Irtysch, 8. Rübe, 9. Rohkost, 10. Urnen, 11. Druide, 12. Tuma. „Genies sind zu ihrer Stunde da." ✱ **Viereck:** 1. Bariton, 2. Richter, 3. Tataren, 4. Narenta. ✱ **Auszählspirale:** Mein Vaterland ist es wert, daß ich ein Kreuz auf mich nehme und für die große Volksbewegung leide. Die zu suchende Zahl ist neun. ✱ **Silbentreppe:** 1. Salto, 2. Tokio, 4. Oboe, 4. Elektra, 5. Trafalgar, 6. Garnison, 7. Sonne. ✱ **Rätselgleichung.** A) Saar, B) Ar, C) Turin, D) in, E) Lena, F) le, G) Lei, e, H) Erna, J) Ra, X) Saturnalien ✱ **Kapselrätsel:** Ding, Imme, Ende, Warze, Alm, Habe, Nas, Elle, Kalb, Ulk, Nager, Senta, Tal, Inge, Seil, Toga, Uri, Not, Don, Bern, Leier, Eid, Iser, Bar, Tau, Ill, Non, Ili, Hof, Rat, Essen, Nora, Lese, Eller, Isel, Skala, Tal, Ungar, Nabe, Genf, Ehe, Ner, Idar, Man, Mark, Eile, Rand, Egel, Iran, Norm, Eber, Emden, Wal, Ino, Genie, Enge. „Die wahre Kunst ist und bleibt in ihren Leistungen immer eine ewige." ✱ **Zahlenrätsel:** Siebert, Erler, Baldur, Athene, Sesam, Torte, Indra, Adam, Nuernberg, Bacchus, Andorra, Catull, Harfe. Sebastian Bach.

Schach-Beobachter

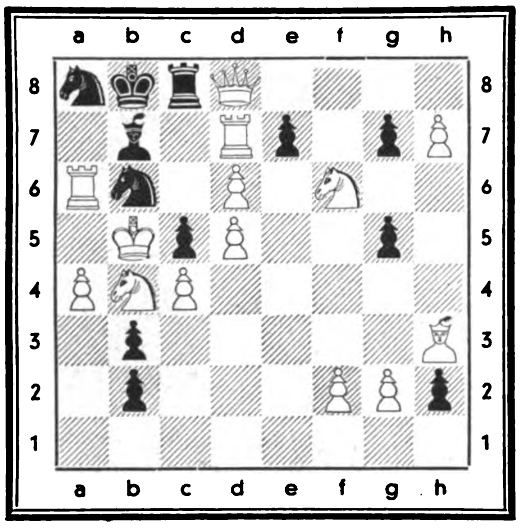
Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe

(Urdruck)

Von Hans Herzhauser, Kaiserslautern

Schwarz: Kb8, Tc8, Lb7, Sa8, Sb6, Bb2, b3, c5, e7, g5, g7, h2 (12)



Weiß: Kb5, Dd8, Ta6, Td7, Lh3, Sb4, Sf6, Ba4, c4, d5, d6, f2, g2, h7 (14)

Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 33

Dreizüger von Th Siers, Marburg a. d. L.

Weiß: Kh4, Tc1, Tc4, Lg1 (4)

Schwarz: Kh1, Lh3, Bc5, h2 (4)

1. Kh4—g3, h2×g1D†; 2. K×h3, D×Tc1; 3. T×c1‡
1. . . ., h2×g1L, S; 2. Th4, c5—c4; 3. T×h3‡ usw.
1. K×h3 scheitert an h×g1S!

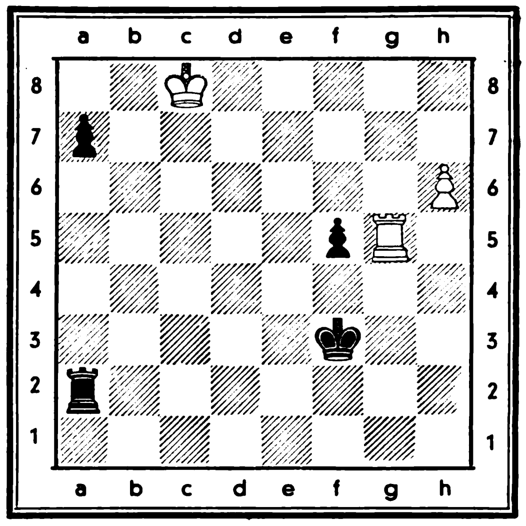
Richtig gelöst: P. Schurig, Sebnitz; Herb. Schulz, Bln.-Neukölln; A Hinrichs, Naumburg (Saale); L. Hohensee, Berlin W.; A. Brückner, Stollberg; Dr. Münch. Bocholt; W. Schinze. Erfurt; O Behncke, Cuxhaven; J. Herwig Gotha; Th. Menke, Küntrop; M. Templin, Friedensstadt; K. Schmidt, Detmold; G. Peipers, Eckhardtsheim; H. Rudloff, Güstrow; H. Rahm, Bonn; H Dühmet, Berlin N; Dr. F. Röhrs, Bln.-Friedenau; P. Fröhlich, Schmirchau; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; O. Jünke. Rhoda; Erika Schupp, Wiesbaden; Hanni Springweiler, Basel; P. Wylega, Staßfurt; H. Kolwitz, Bln.-Neukölln; Pfr. Klein, Setzingen; A. Seber, Trier; Dr. H Wieder, Athen, Nea Smyrni; F. Holzhaider, Miesbach, R. Speer, Dresden; H. Gebhard. München; M Jansen jr., Köln; A. Hofmann, Chemnitz. Dr. J Krug, Dresden, A. Köglmayr, Marnbach; R Wöhrlin, Flörsheim a. M.; O. Hildebrandt, Hamburg. O. Dehler, Bad Blankenburg; K. Hülsenbeck, Düren; E. Mombaur, Solingen-Ohligs; E. Kiefer, Saalstadt; A. Meyer. Walsrode; H. Merker, Jever; Dr. A. Morell. Wiesbaden. Ch. Ellrich, Spangenberg; F. K. Lüdtke, Berlin NO; M. Burdack, Hormersdorf; H. Fuhlbrügge, Elsnig; F. Büttner, Fürth i. B.; Dr. K. Schmidt sen., Neunkirchen; Dr. Lenz, Obermockstadt, H. Bielicke, Quolsdorf; H. Görling, Eichgraben.

Einige Löserurteile: „Hübsche Mattwendungen", P. Sch., S.; „Fein durchdachte Aufgabe mit wunderschönen Fesselungen", A B., St.; „Die Fesselungen sind recht witzig", Dr. M., B.; „Sehr gut im Aufbau", O. B., C; „Sehr hübsches kleines Zugzwangproblem und ein tapferer König", H. R., G.; „In seiner Vielseitigkeit eine fabelhafte Kombination!" O. J., Rh.; „Ganz außerordentlich geistreich", E. Sch., W.; „Verführung in „dunkler" Eckel P. W., St.; „Bildschöne Verwandlungskonkurrenz mit Pattfinessen und zweckreinen Fesselungen — eine klassische Ecke!" H. K., B.-N.; „Außerordentlich schwierig und interessant", Ch. E., Sp.; „Der König darf den Läufer nicht schlagen wegen h×g1 Springerumwandlung" usw.

Stärke der Freibauern!

In folgender Endspielstudie von J. Hasek wird das geistvolle Zusammenspiel zwischen Turm und Freibauern dargestellt.

Schwarz: Kf3, Ta2, Ba7, f5 (4)



Weiß: Kc8, Tg5, Bh6 (3)

Weiß am Zuge gewinnt! Wodurch?

Lösung:

Durch 1. Tg5×f5†, Kf3—g4; 2. Tf5–h5! Ta2—c2† (auf 2. . . ., K×h5 (?) folgt 3. h7. Tc2†, 4. Kb8, Tb2†; 5. Ka8!); 3. Kc8—d7! (nicht 3. Kb7, Tb2†; 4. Ka8 wegen 4. . . ., Td2 mit der Drohung Td8† nebst K×h5), 3. . . . Tc2—d2†; 4. Kd7—e7, Td2 bis e2†; 5. Ke7—f7, Kg4×h5 (auf 5. . . ., Tf2† folgt 6. Kg6 nebst 7. h7); 6. h6—h7 und nun wandert der weiße König auf Turmschachs zurück nach a8 und Weiß gewinnt. Ebenso hübsch, wie lehrreich!

HUMOR DER ANDEREN

Einkassierer: „Wann werden Sie mir nun endlich diese kleine Rechnung bezahlen?"

Kunde: „Wirklich, ich weiß es nicht! Wenn Sie aber eine Gewißheit haben wollen, hier ganz in der Nähe wohnt eine berühmte Wahrsagerin, die sich noch nie geirrt hat. Fragen Sie die! Sie nimmt nur fünfzig Pfennig."

Einkassierer: „Dafür habe ich kein Geld übrig."

Kunde: „Setzen Sie mir die fünfzig Pfennig mit auf die Rechnung. Ich möchte selbst gern wissen, wann ich eigentlich in der Lage sein werde, zu zahlen." (Life.)

*

„Mein schottischer Jugendfreund schickte mir gestern sein Bild."

„Wie sieht er denn aus?"

„Ich weiß es nicht — ich muß's noch entwickeln lassen!" (Tit Bits.)

*

„Fielen Sie auf die Knie, als Sie Kitty Grey Ihren Antrag machten?"

„Nein! Das ging nicht."

„Warum denn nicht?"

„Sie saß darauf." (Life.)

„Komm doch mal her, Mama! Wir spielen zwei Bären im Zoologischen Garten."

„Und was soll ich dabei?"

„Du bist die gute alte Dame, die den Tieren Süßigkeiten zuwirft!" (Passing Show.)



„Welches ist unser Wagen, Paul? Ich muß mich sofort pudern!" (Ric et Rac.)

Kunde: „Mein lieber Meister, Sie möchten wohl am liebsten nur für Menschen arbeiten, die eine Figur haben wie der Apollo von Belvedere?"

Schneidermeister: „Sie irren! Mit denen habe ich die trübsten Erfahrungen gemacht. Mir sind die Menschen lieber, die eine Figur wie Krösus haben." (Washington Star.)

*

Onkel: „Es ist eine bewiesene Tatsache, daß viele Todesfälle auf die Mikroben am Papiergeld zurückzuführen sind."

Student: „O Onkel, ich bin so lebensmüde! Gib mir doch ein paar Scheine!" (Answers.)

*

Zwei Mexikaner hatten sich beleidigt und entschlossen sich zu einem Duell. Das sollte auf dem Lande stattfinden. Der eine nahm eine einfache Fahrkarte, der andere jedoch ein Retourbillett.

„Caramba!" rief der letztere, „du glaubst also nicht wieder zurückzukommen?!"

„Doch!" meinte der gelassen, „ich nehme aber immer die Karte meines gefallenen Gegners!" (Tit Bits.)

HUMOR

Zwei Amerikaner hatten gewettet, daß der eine von ihnen keine Gans allein auf einmal essen könnte, wie er sich dessen gerühmt hatte. Es wurde eine besonders gemästete Gans gebraten, und der Amerikaner aß zum Erstaunen aller Anwesenden die Gans vollständig auf. Der Fall wurde nach amerikanischer Weise tüchtig betrunken, so daß der Gansesser von einem Zechkumpan nach Hause geschafft werden mußte. Wie er aber unterwegs durch den Aufenthalt in der frischen Luft wieder etwas nüchterner wurde, bat er seinen Begleiter: „Du, Theodor sag bloß nichts von der Gans zu meiner Alten, sonst gibt sie mir kein Abendbrot!"

*

In der Oper singt der Tenor mit schmelzender Stimme: „Nie sollst du mich befragen . . ."

Da sagt Frau Meyer zu ihrem Mann: „Haste jehört, Ferdinand? ‚Mich' ist jut!"

*

„Weißt du, in welchem Land es gar keine alten Rasiermesser gibt?"

????

„In Schottland. Jeder Schotte kauft sich nur einmal im ersten Jugendübermut ein Rasiermesser. Mit dem rasiert er sich so lange, bis nichts mehr davon da ist, und dann läßt er sich einen Bart stehen!"

*

„In Bengalien gibt es einen Fisch, der aus dem Wasser kommt, um nach Würmern zu suchen."

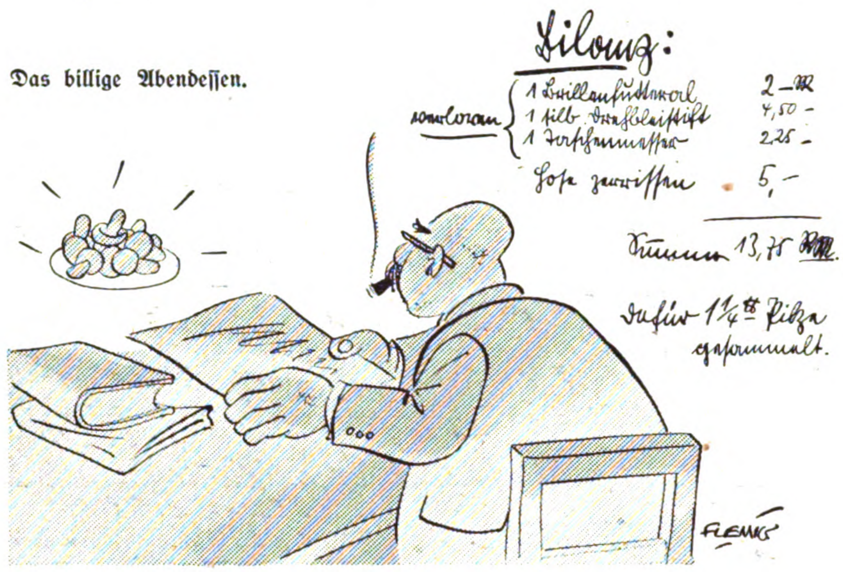
„Auf so was haben die Angler ja schon lange gewartet!"

„Herr Doktor, ich möchte Sie bitten, mir für meinen verstorbenen Mann einen Totenschein auszustellen!"

„Wieso gerade ich? Wer hat denn den Toten vorher in Behandlung gehabt?"

„Niemand, der ist ganz von selbst gestorben!"

Das billige Abendessen.



Die erste Liebhaberin des Stadttheaters kam zum Direktor und sagte:

„Sie werden es ja inzwischen schon erfahren haben, daß ich in Kürze heiraten will. Ich möchte Sie daher um meine Entlassung bitten!"

„Wieso gleich die Entlassung?" meinte der Direktor, „würde nicht ein dreimonatiger Urlaub auch genügen?"

Der junge Mann saß am Bache und angelte. Der Gendarm nahte: „Haben Sie eine Angelkarte?"

„N . . . ein", stotterte der junge Mann ängstlich, „ich habe aber auch noch nichts gefangen!"

„Erstens", sagte der Gendarm streng, „ist das ganz gleichgültig, Sie müssen auf jeden Fall eine Angelkarte haben. Und zweitens sind in diesem Bach gar keine Fische drin!"

*

Drei Wochen waren sie zusammen an der See gewesen. Da wagte der schüchterne junge Mann das Mädchen zu fragen. Sie antwortete „ja", und überglücklich faßte er ihre beiden Hände und sagte, während er ihr fest in die Augen sah: „Grete, ist es das erstemal, daß du liebst?"

„Ja", flüsterte sie, „aber es ist so schön, daß ich nicht hoffe, daß es das letztemal sein wird!"

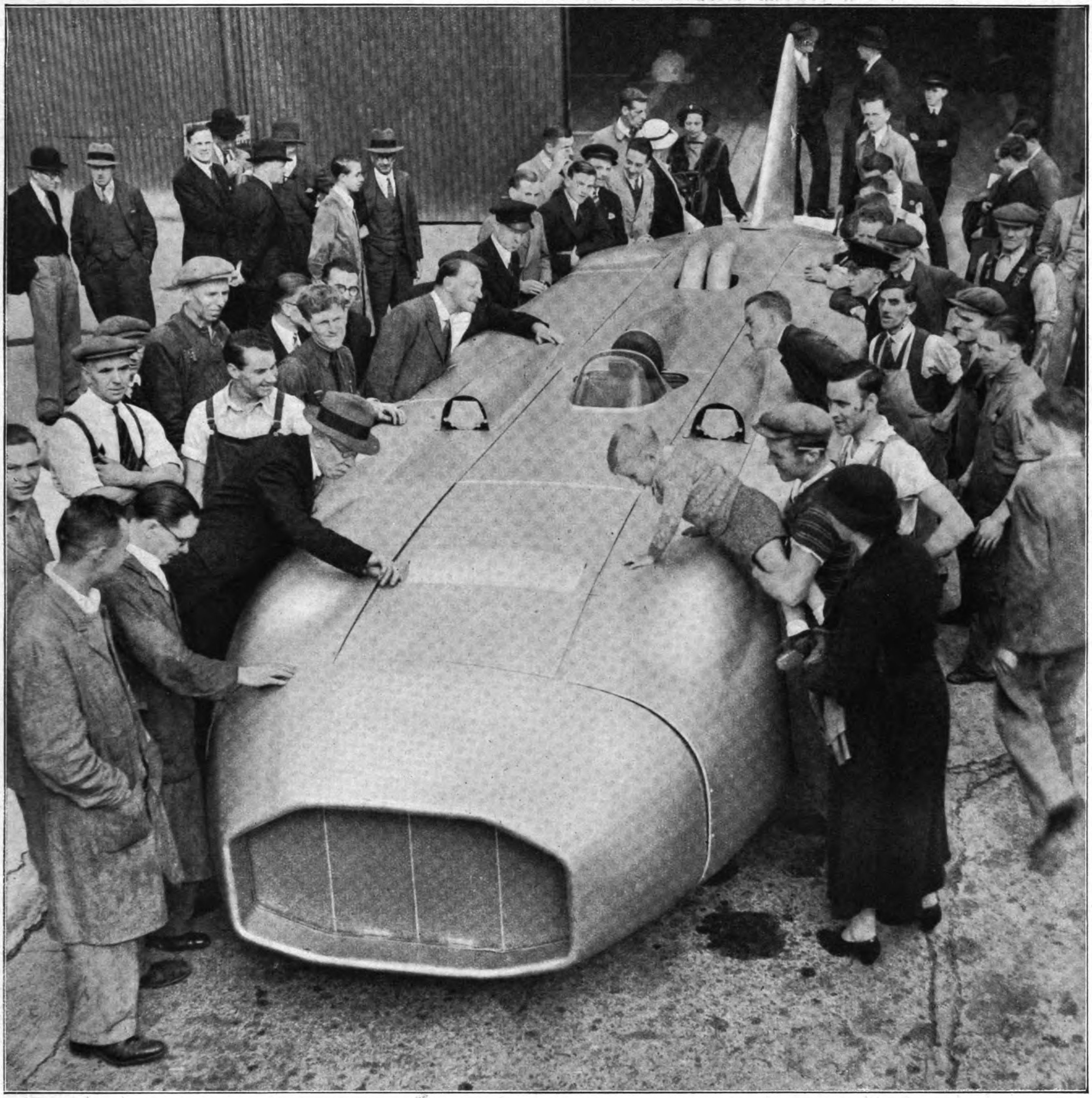
*

„Fräulein! — Was ist das? — Der Herr dort drüben kam viel später als ich und bekommt sein Eisbein viel früher. — Das ist doch nicht richtig, so etwas!"

„Der Herr dort ist immer saugrob, wenn er sein Essen nicht gleich bekommt."

*

Aus einem Schüleraufsatz: „Über den Ausflug! . . . die ganze Nacht konnte ich vor Freude nicht schlafen. Schon um 5 Uhr ging es in die Hosen."

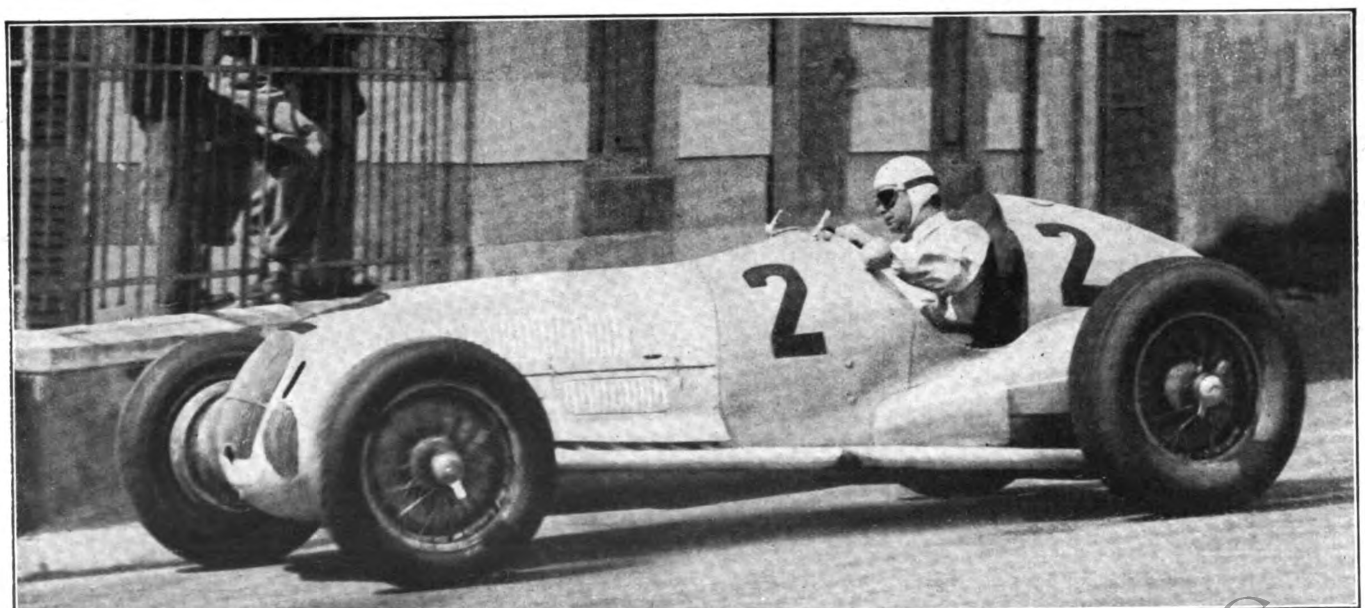


Ein neuer Riesenrennwagen. Der englische Rennfahrer Eyston hat sich diesen Rennwagen bauen lassen, mit dem er eine Geschwindigkeit von über 600 st/km erreichen will

Aufnahmen: Weltbild.

Caracciolas neuer Sieg:

Rudolf Caracciola siegte in Livorno auf Mercedes-Benz im Großen Preis von Italien vor seinem Stallgefährten Lang, der den zweiten Platz belegte





Laut und dröhnend wird „Heraus" gerufen, und ebenso laut und dröhnend schallt es vom Wachthof wider.

KEINE PREUSSISCHEN GRENADIERE AUS DER VORKRIEGSZEIT, SONDERN –

die Leibgarde des Königs von Schweden in Stockholm



Oben: Noch eine kurze Überprüfung durch den Leutnant — dann geht die Ablösung vor sich.



Rechts: Auf den „Heraus"-Ruf hin eilt die Wache zu den bereitstehenden Gewehren.

Das königliche Schloß in Stockholm ist für jedermann zugänglich. Eine ständige Wache, die kungl. lifgarde, ist der Anziehungspunkt vieler Besucher. Alle zwei Stunden werden die einzelnen Posten abgelöst. Laut und dröhnend wird hierzu „Heraus" gerufen. Laut und dröhnend schallt es im Hofe des Schlosses wider. Und auf diesen Ruf stürzt die Wache zu ihren bereitstehenden Gewehren. Der Leutnant kommt, nimmt die Meldung entgegen, zupft hier und da nochmal die Kleidung der einzelnen Soldaten zurecht, und dann geht die Ablösung vor sich. Die Zeit der Ablösung bringt immer einen großen Zuschauerandrang. Es ist ein Anblick, der so recht in das schöne Bild Stockholms hineinpaßt



Bei der Ablösung am Eingangsportal des Stockholmer Schlosses.



Eins, zwei, eins, zwei — die Ablösung geht vor.





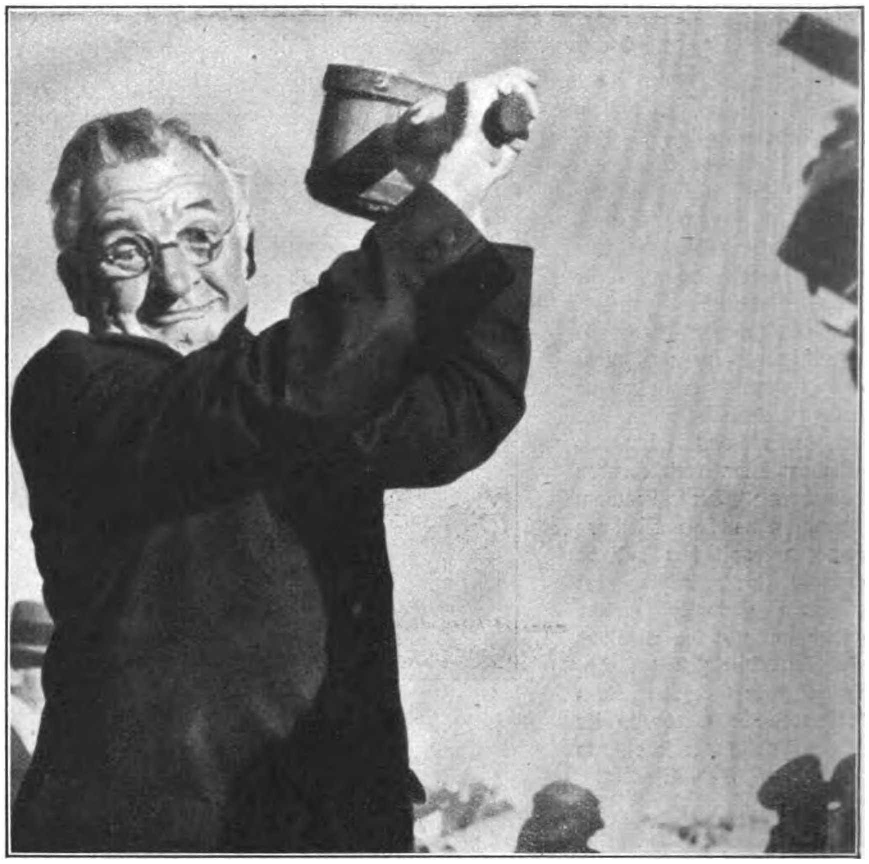
Oben: Günstige Gelegenheit für einen Schnappschuß.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann-Eitel Lange

Links: Wachtposten am Haupteingang des Königlichen Schlosses in Stockholm.



Onkel Otto genehmigt sich eine Maß Wiesenbier und ist dadurch . . .



. . . so in Fahrt gekommen, daß er für einen Groschen den Lukas haut.

Aufnahmen: Schraudenbach.

Von den Freuden des Münchener Oktoberfestes



„Hoppla, Onkel Otto“, so einfach ist das nämlich nicht und man kann . . .



. . . außerdem seekrank danach werden, was sehr schade wegen des Wiesenbieres wäre.

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12—2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Bern III 7205; Warschau 194121; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968, Den Haag 211846; Paris 190066; Brüssel 350797. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49, Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße; Swiss Bank Corporation, West End Branch, 11c, Regent Street, Waterloo Place, London S. W. 1. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39-41, Fernruf 20755 u. 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden
[A B C D E F] D.A. II. Vj. 1937: über 685000 Stck. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.

Preis: 20 Pfennig
Österreich 40 Groschen
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig

IB Illustrierter Beobachter

12. JAHRGANG / FOLGE 39 / DONNERSTAG, 30. SEPTEMBER 1937

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22



Der historische Augenblick: Adolf Hitler begrüßt Benito Mussolini.
Am Morgen des 25. September um 10 Uhr traf der Sonderzug des italienischen Regierungschefs auf dem Münchener Hauptbahnhof ein. Der Führer empfing persönlich den Duce. Links Reichsaußenminister Frhr. v. Neurath.

Aufnahme Friedrich Franz Bauer

Der DUCE in München



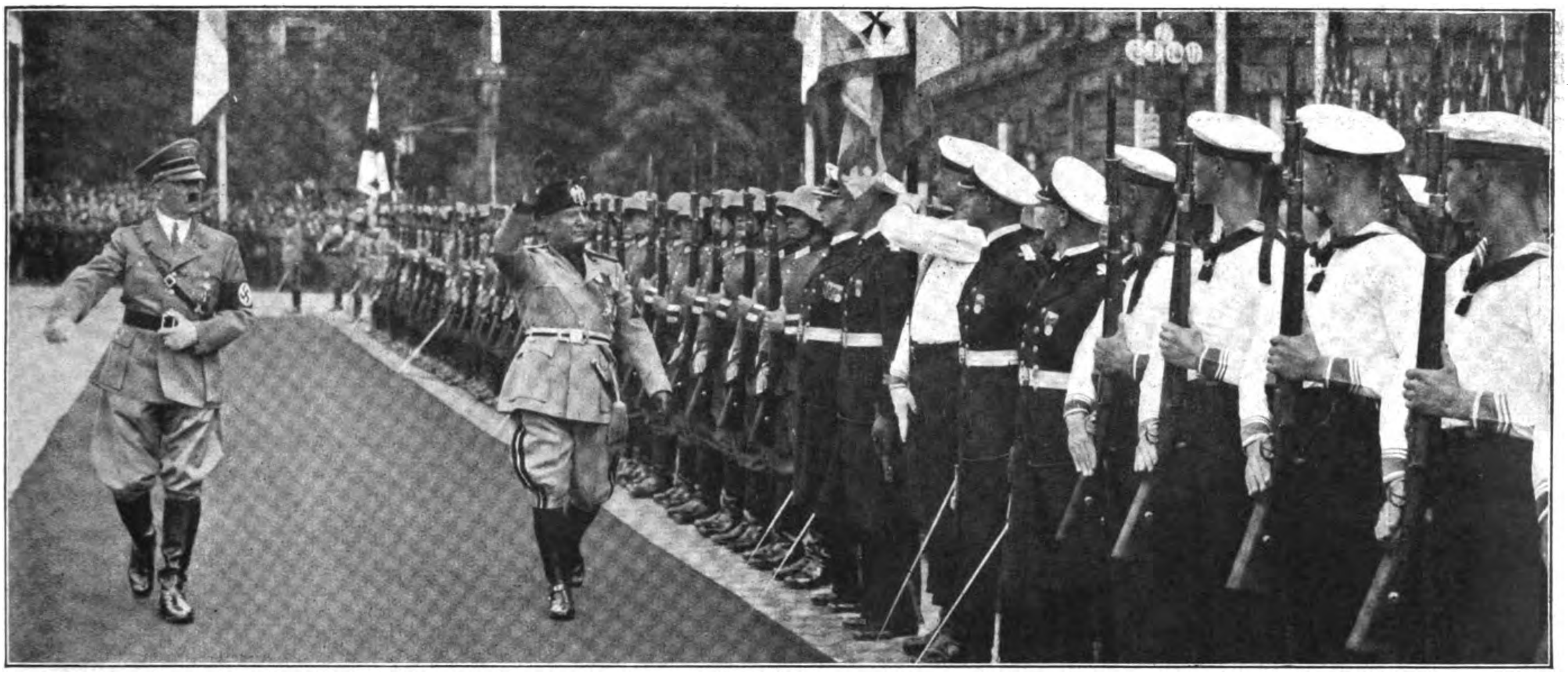
Überall auf der Fahrt von der Grenze zur Hauptstadt der Bewegung begrüßten deutsche Jugend und Formationen der Partei den hohen Gast.
Bild oben: Der Duce am Fenster während der Fahrt.



Vor der Ankunft des Duce auf deutschem Boden.
In Kiefersfelden erwarteten den Gast des deutschen Volkes (v. l. n. r.): Botschafter v. Hassell, General List, Rudolf Heß, Botschafter Attolico und Reichsminister Frank.



Der Führer geleitet den Duce aus dem festlich geschmückten Bahnhof der Hauptstadt der Bewegung.
Hinter dem Duce: Der italienische Außenminister Graf Ciano, dahinter: Dr. Goebbels;
hinter dem Führer: Außenminister Frhr. v. Neurath; hinter diesem: Gauleiter Wagner.



Mussolini und Adolf Hitler schreiten nach dem Eintreffen des Duce in München die Front der Ehrenformationen der Wehrmacht ab.



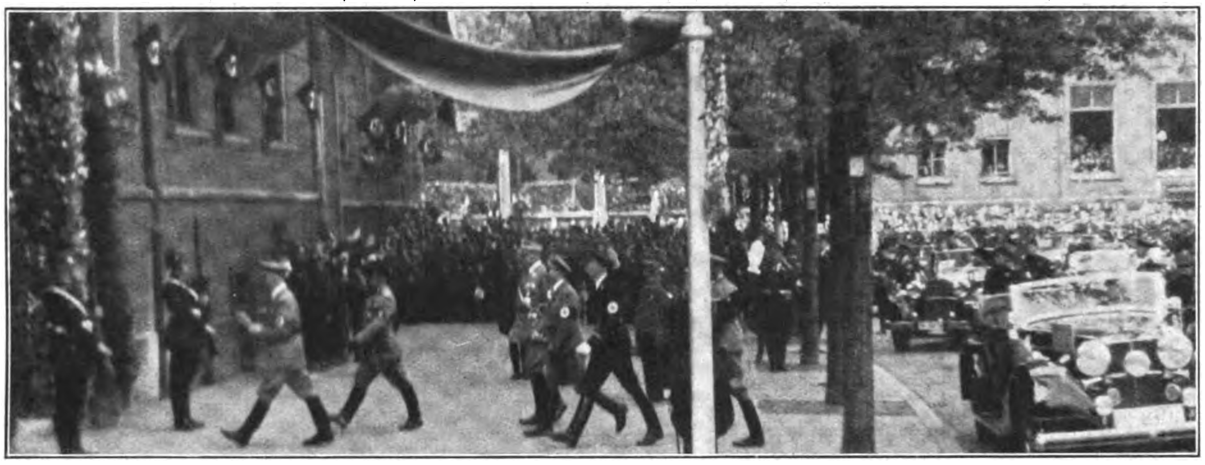
An den Ehrenabordnungen der Parteigliederungen vorbeischreitend, begeben sich die Führer der beiden großen Nationen zu ihrem Wagen.



Von Zehntausenden umjubelt, fahren Mussolini und Adolf Hitler durch die mit den Farben Italiens und Deutschlands einzigartig geschmückte Stadt.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann (4). Fischer-Boegner (2).





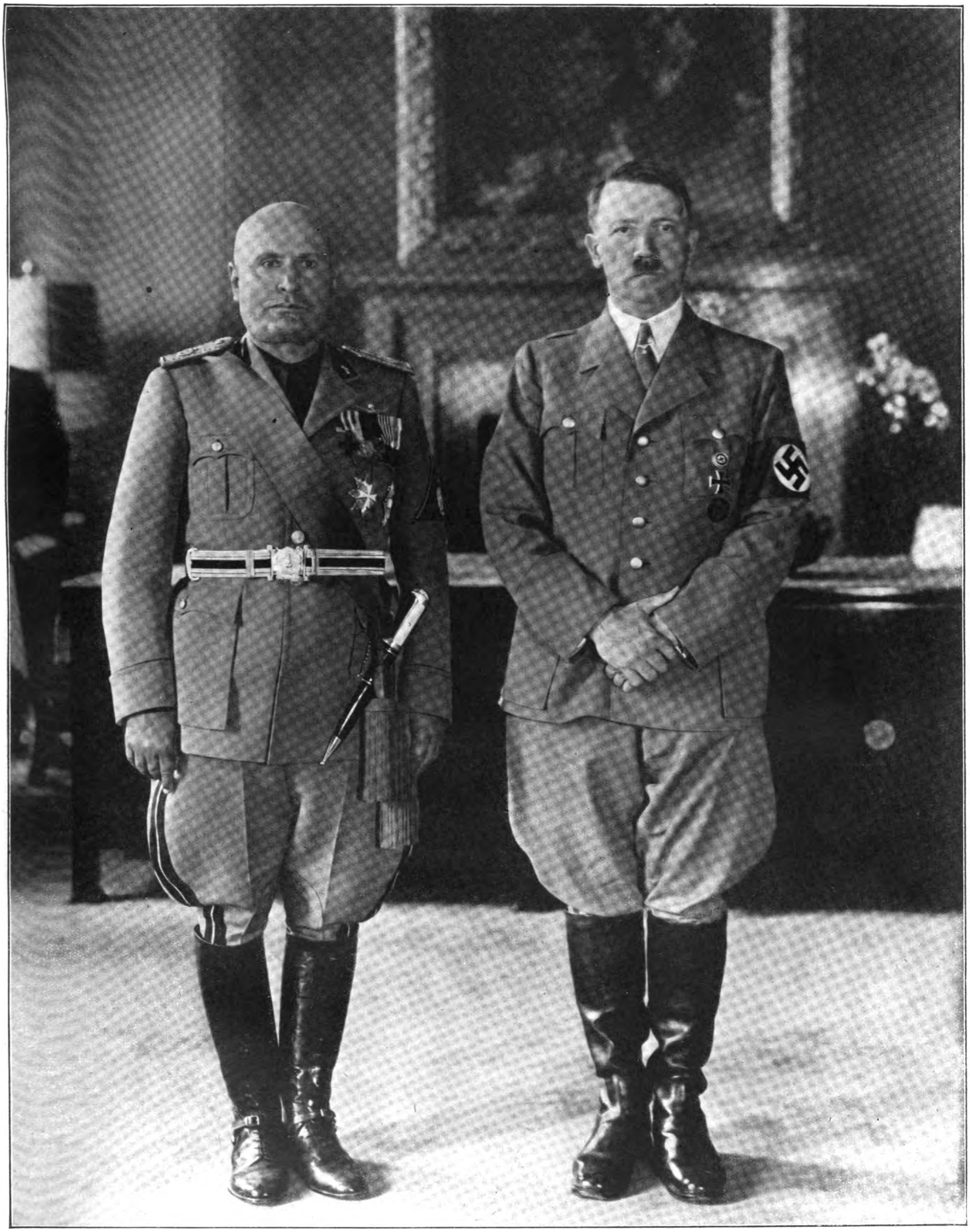
Oben: Eine tiefe und ergreifende Stimmung lag über dem Königlichen Platz, als Mussolini, vom Führer begleitet, durch Kranzniederlegung die ersten Toten der Bewegung ehrte

Aufnahmen: Boegner-Fischer

Links: Vor der Wohnung des Führers am Prinzregentenplatz: Adolf Hitler geleitet seinen Gast ins Haus.



Ausschnitt aus dem Vorbeimarsch der Parteiformationen.
Die Blutordensträger marschieren vorbei, an der Spitze Grimminger mit der Blutfahne.



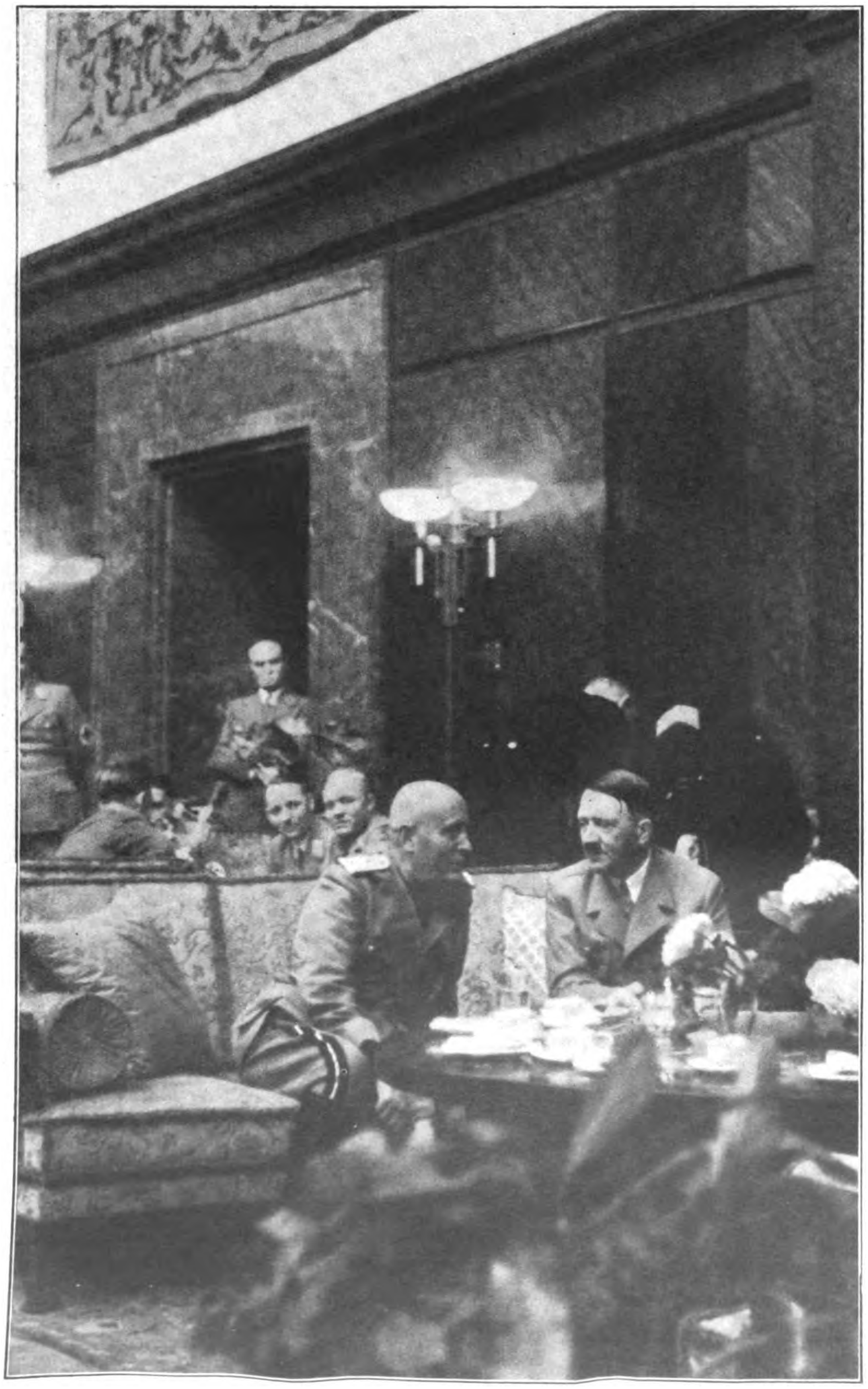
Die Männer der Politik eines starken Friedens.
Benito Mussolini und Adolf Hitler im Führerhaus zu München

Unter dem nicht enden wollenden Jubel einer nach Zehntausenden zählenden Menge fuhr Mussolini am Samstagnachmittag als Gast Adolf Hitlers zum Führerhaus, auf den Königlichen Platz, wo der Schöpfer des Dritten Reiches den Schöpfer des faschistischen Italiens erwartete.

Aufnahme: Heinrich Hoffmann.



Mussolini und Adolf Hitler im Jubelsturm der Hunderttausende.



Duce und Führer nach dem Empfang im Führerbau.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.



Oben: Mussolini im Gespräch mit seinem Schwiegersohn, Graf Ciano, und der Führer in Unterhaltung mit Gauleiter Wagner

Für Samstagnachmittag war anläßlich der Anwesenheit des italienischen Regierungschefs in München ein Tee-Empfang im Haus der Deutschen Kunst angesetzt Im Auftrag des Führers hatte Gauleiter und Staatsminister Adolf Wagner dreihundert hervorragende Persönlichkeiten aus dem deutschen Kunst- und Geistesleben und dreißig führende Köpfe aus Industrie und Wirtschaft zu diesem zwanglosen Beisammensein eingeladen. Diese Stunde gehörte dem Bund des Geistes.

15 JAHRE FASCHISTISCHES ITALIEN

Am 28. Oktober jährt sich zum 15. Male der Tag des Marsches auf Rom unter Benito Mussolinis Führung



Aufnahmen: E. Witzleben.

Spanische Reiter in Rom, die den Marsch der Faschisten aufhalten sollten.

Das Kabinett hatte den Belagerungszustand beschlossen, mußte ihn jedoch wieder aufheben, als der König die Unterschrift dazu verweigerte.



Das erste faschistische Kabinett ehrt den unbekannten Soldaten.

Der Duce (vorn) in Begleitung von General Diaz, Admiral Thaon de Revel, Federzoni, dem jetzigen Senatspräsidenten, und Giuriati, dem ehemaligen Kammerpräsidenten.

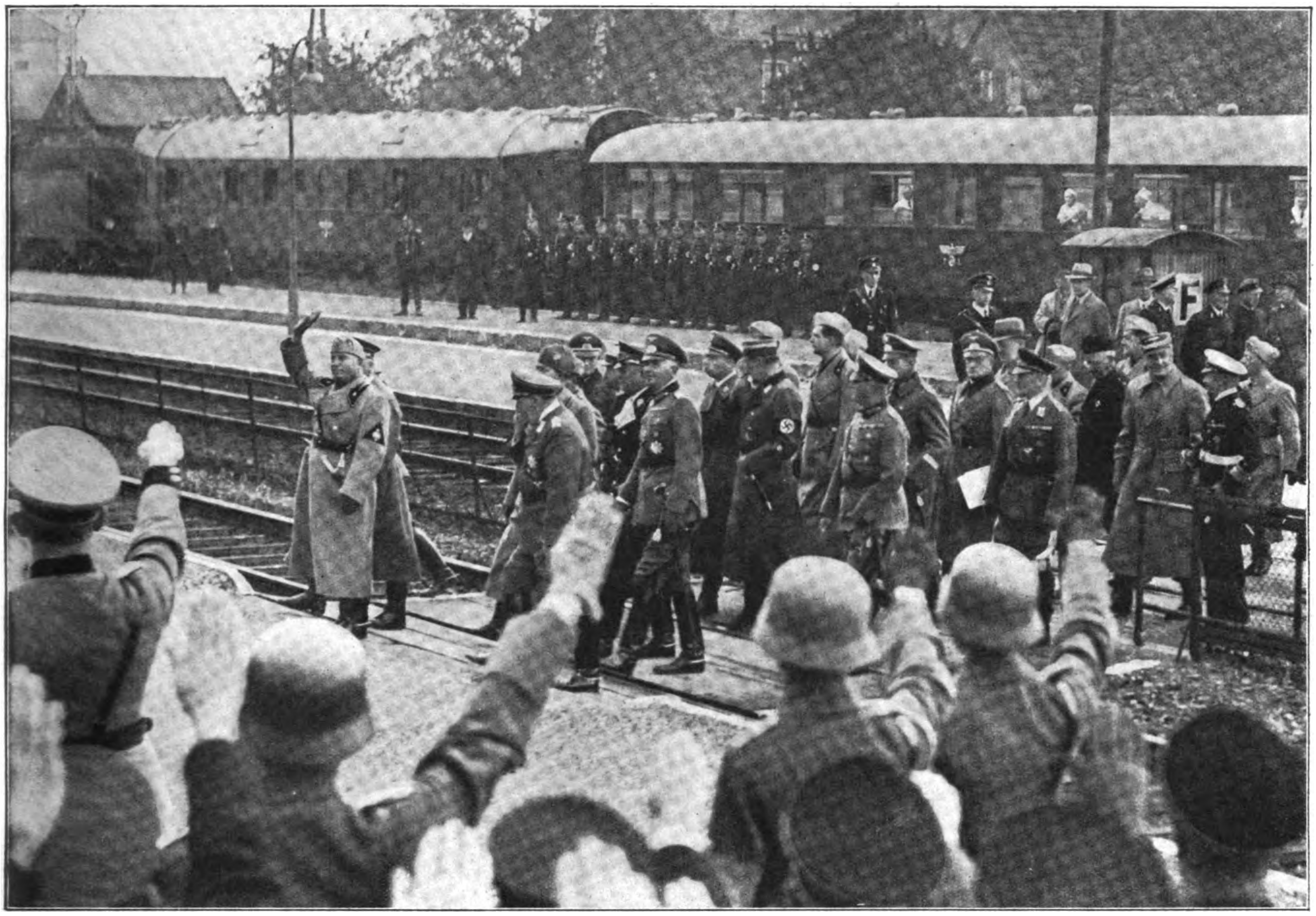


Der Sieg der faschistischen Idee. Mussolini verläßt das Hotel Savoya, um sich zum König von Italien zu begeben, nachdem das Kabinett Facta demissioniert hat. Dieser Tag, der 28. Oktober 1922, ist der Geburtstag des neuen Italien



Am 29. Oktober 1922 vor dem Quirinal in Rom.
Die Faschisten marschieren zum Zeichen der Huldigung vor Viktor Emanuel (auf dem Balkon) vorbei, der kurz vorher Mussolini mit der Regierungsbildung beauftragt hat.

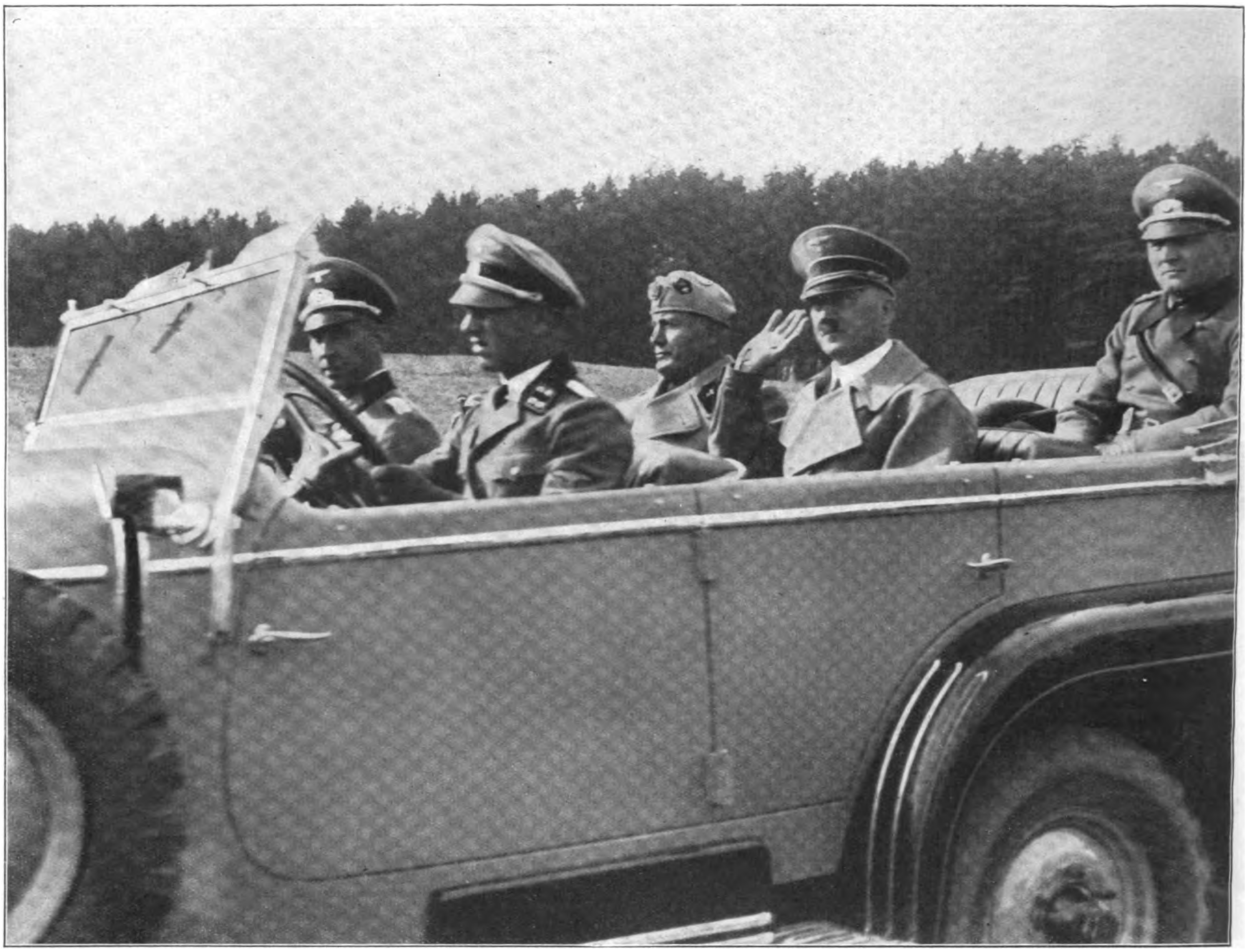
Der Führer zeigt dem Duce das neue deutsche Schwert



Von der Triumphfahrt des Führers mit seinem hohen Gast ins Manöver der deutschen Wehrmacht. Aufnahme: Weltbild
Auf dem Weg vom Sonderzug zu den Kraftwagen auf dem Bahnhof des mecklenburgischen Städtchens Lalendorf. Voran Mussolini und Adolf Hitler, gefolgt von Göring, Graf Ciano, Frhrn. v. Fritsch, Raeder, v. Blomberg und dem übrigen deutschen und italienischen Führerkorps.



Ein militärisches Schauspiel von kaum gesehener Eindringlichkeit und Größe bietet Adolf Hitler seinem Gast Benito Mussolini. Aufnahme: Atlantik.
Der Duce und der Führer sind in einem geländegängigen Dreiachsenwagen auf dem Schauplatz der Manöverkämpfe angelangt.



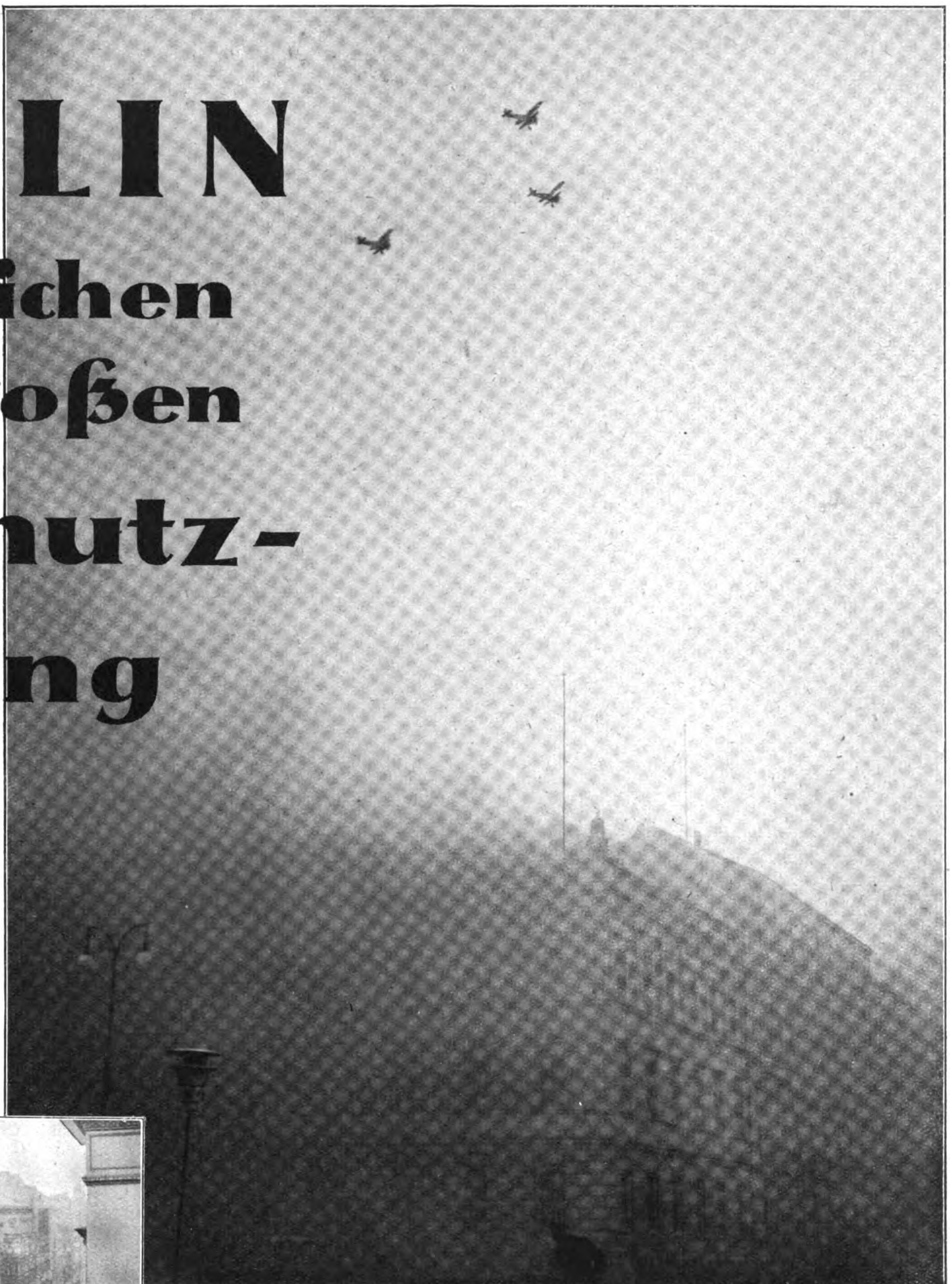
Der Wagen mit dem Führer und seinem italienischen Gast nimmt den Weg querfeldein. Aufnahme: Atlantik.
Die deutschen Truppen, die ein Musterbeispiel von Einsatzbereitschaft und Disziplin bieten, sind in die letzten großen Manöverkämpfe verwickelt.



Zwischen den Zelten die Standarten des Duce und des Führers. Aufnahme: Weltbild.
Von der Höhe des Schmooksberges bei Tolzin sind die großartigen Operationen der „feindlichen" Armeen, sowie die unermüdlich und mit äußerster Bravour durchgeführten Angriffe der Luftwaffe besonders gut zu übersehen.

BERLIN im Zeichen der großen Luftschutz-Übung

Präzision und Disziplin gewährleisten eine mustergültige Abwicklung der großen Übung

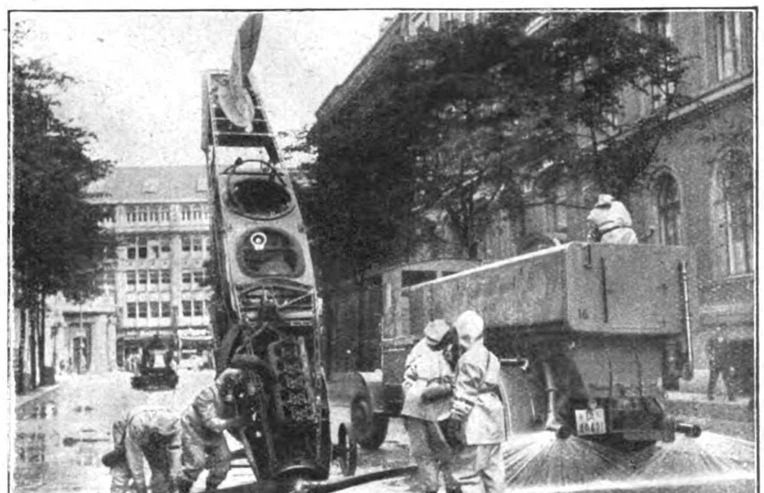


„Schwere Luftangriffe“ auf die deutsche Reichshauptstadt.
Mit mehrmotorigen Flugzeugen ausgerüstete Kampfgeschwader nähern sich der Stadt, die inzwischen Abwehrvorkehrungen getroffen hat.

Am 20. September hat in der Reichshauptstadt die Luftschutzwoche begonnen; mehrere Tage hindurch war während der Nachtstunden Berlin verdunkelt. Der „Luftkrieg“ tobte in all seinen Formen, und es hat sich dabei gezeigt, daß der Luftschutz sehr schnell von der Theorie in die Praxis umgesetzt werden kann.



Links: Als die Sirenen der Warnapparate heulten, waren die Straßen im Nu wie ausgestorben.



Ein feindliches Flugzeug ist abgeschossen; sofort setzen die Aufräumungsarbeiten ein.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann (3), Weltbild (2).



Bei den Luftschutzübungen in der Reichshauptstadt war angenommen worden, daß in den Bezirken um den Wilhelmsplatz und Siemensstadt feindliche Flieger mehrere Bomben abgeworfen hätten. Die Aufnahme gibt in eindringlicher Weise eine „Einschlagstelle" wieder.

Unten: Männer des Werkluftschutzes; der Mann in der Mitte ist mit einem tragbaren Lautsprecher ausgerüstet.





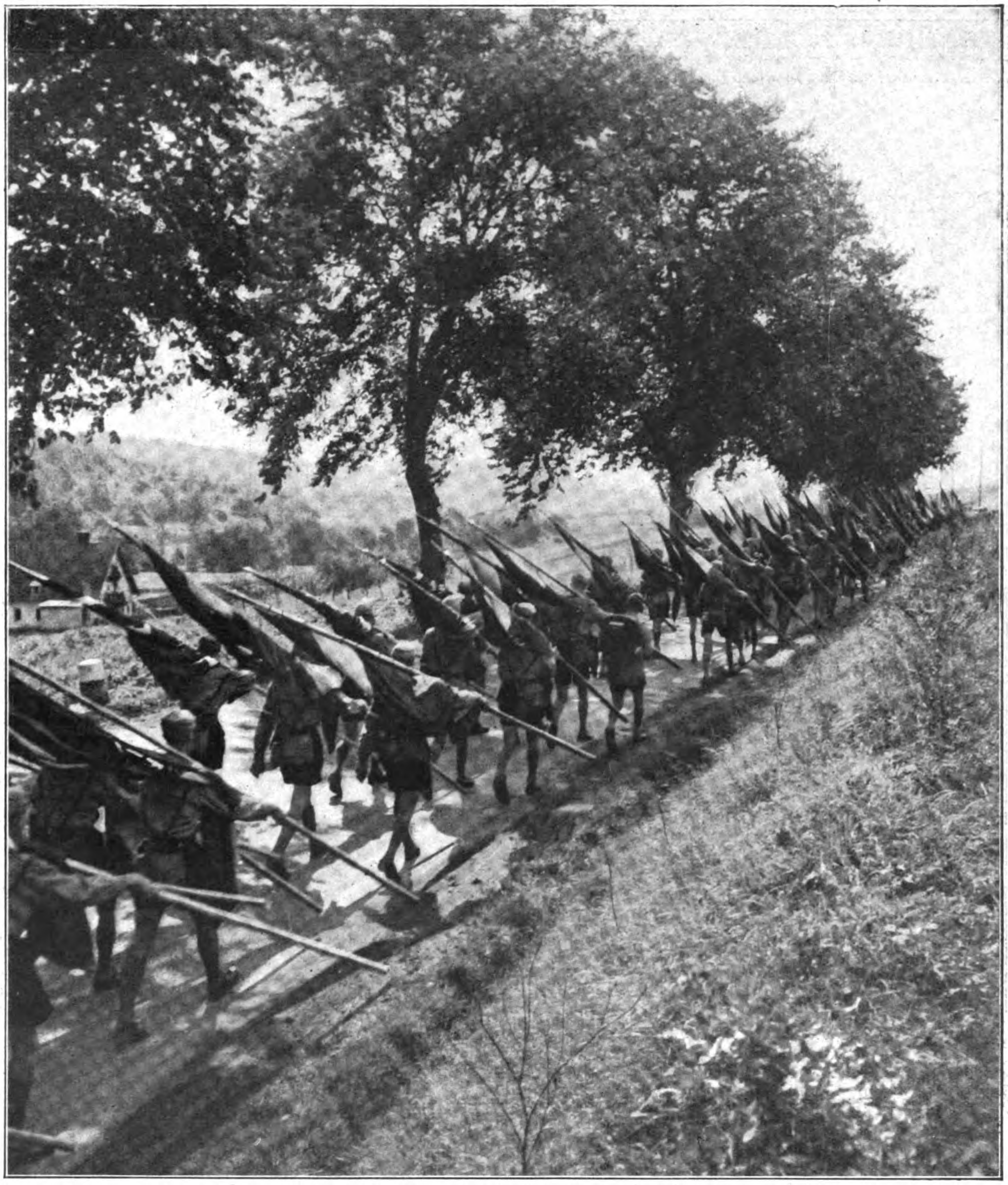
Das Bild im Kreise zeigt den Abtransport der Verwundeten und Gasvergifteten.

Aufnahmen: Weltbild (3), Heinrich Hoffmann (1).

Bild rechts: Aufräumungs- und Hilfskolonnen mit Gasmasken und Schutzkleidung beginnen ihre Tätigkeit.



Vom Tage

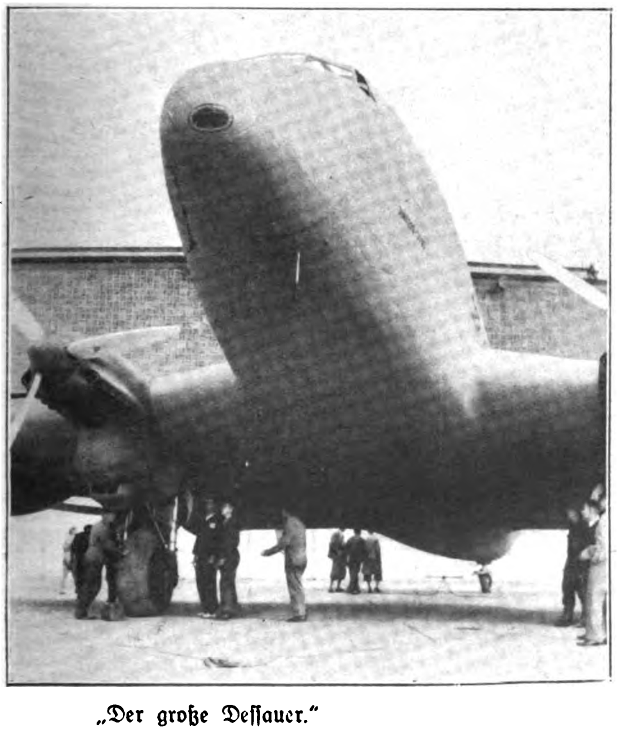


Rechts: Der Bekenntnismarsch der deutschen Jugend.

1800 Jungen mit ihren 480 Bannfahnen zogen nach Abschluß des Reichsparteitages mit klingendem Spiel zur Feste Landsberg, die fortan das Symbol der deutschen Jugend sein wird. Die Aufnahme zeigt einen Teil der HJ. auf dem Marsch.

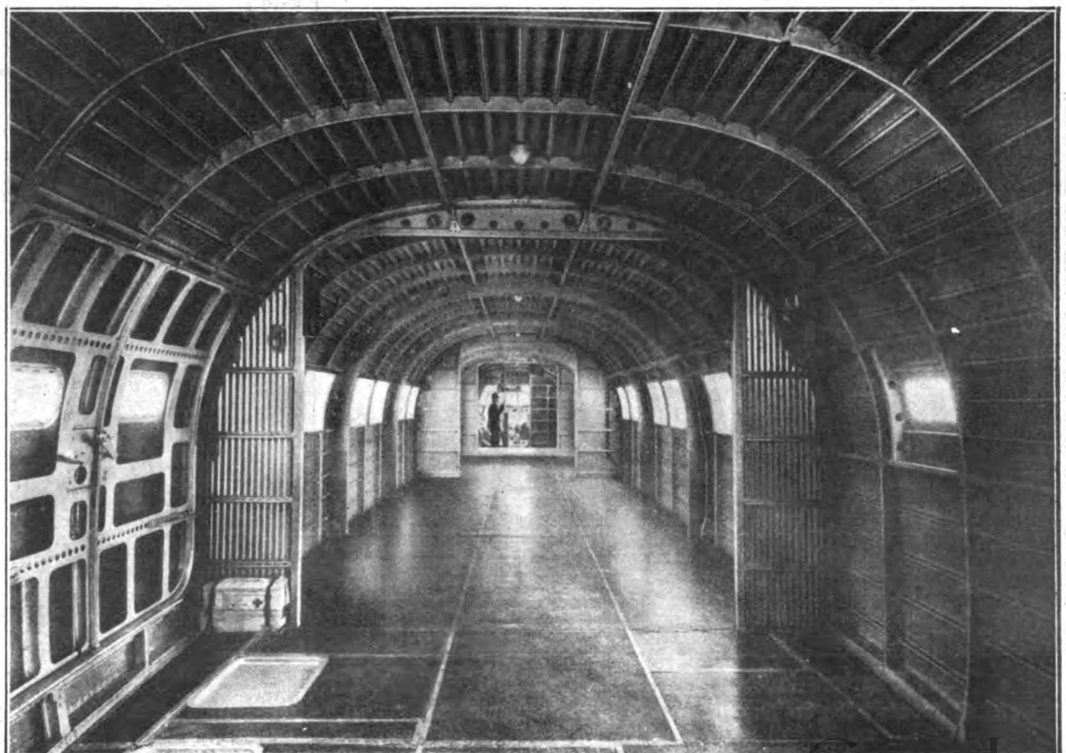
Aufnahmen: Heinrich Hoffmann (1), Weltbild (2)

EIN NEUER DEUTSCHER LUFTRIESE:

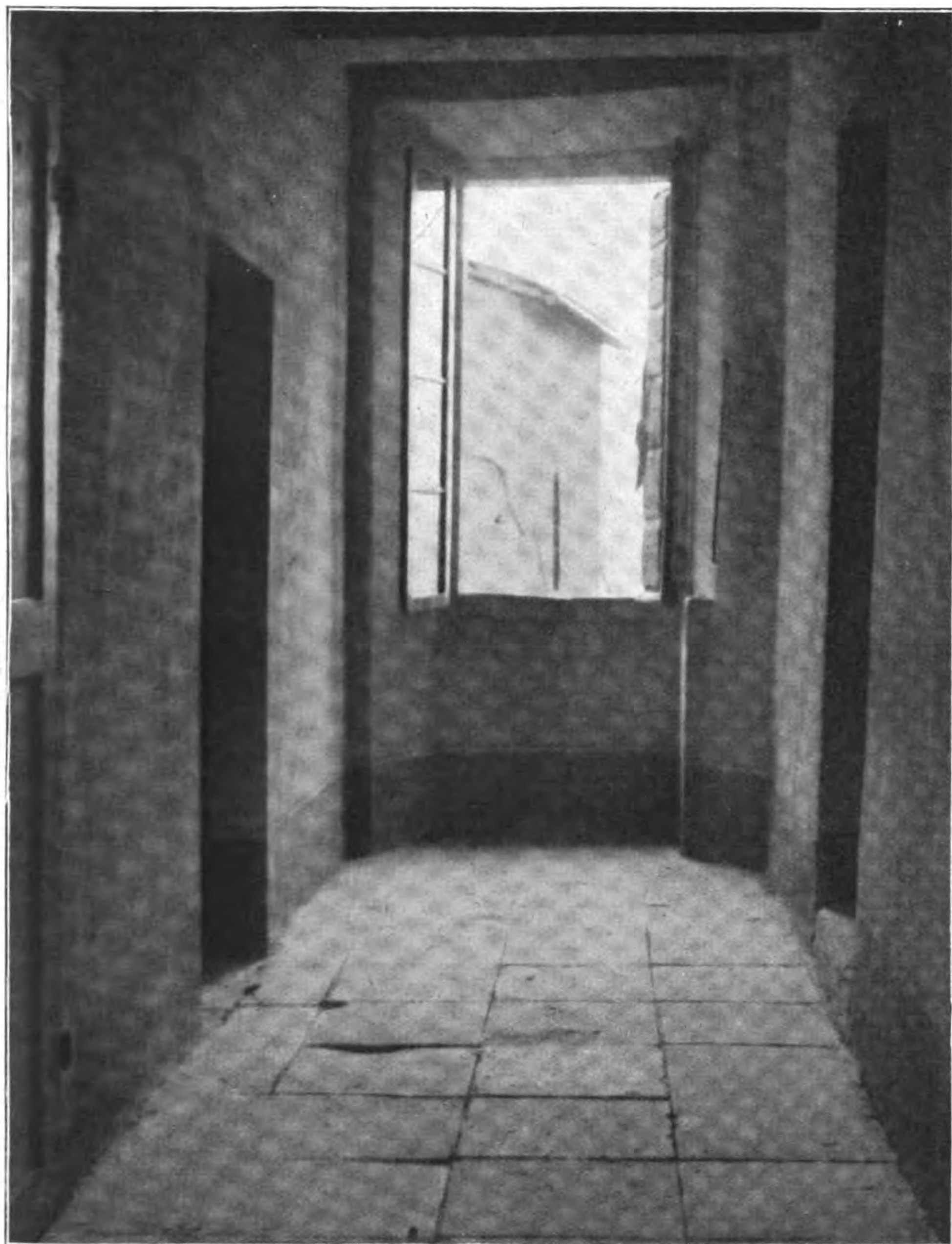


„Der große Dessauer."

Der Rumpf des neuen viermotorigen Großraum-Verkehrsflugzeuges Junkers-Ju 90, das 40 Fahrgäste aufnehmen kann. Die Höchstgeschwindigkeit dieses Großflugzeuges beträgt 400 Stundenkilometer, die Reisegeschwindigkeit 350 Stundenkilometer.



Rechts: Blick in den Kabinen-Nutzraum der Ju 90.



Historisch gewordener Boden:
Der Hausgang im Geburtshaus des Duce; hier hat der kleine Benito die ersten Gehversuche gemacht.



Das Zimmer, in dem der Duce zur Welt kam,
die ihn heute als den bedeutenden Staatsmann bewundern muß.

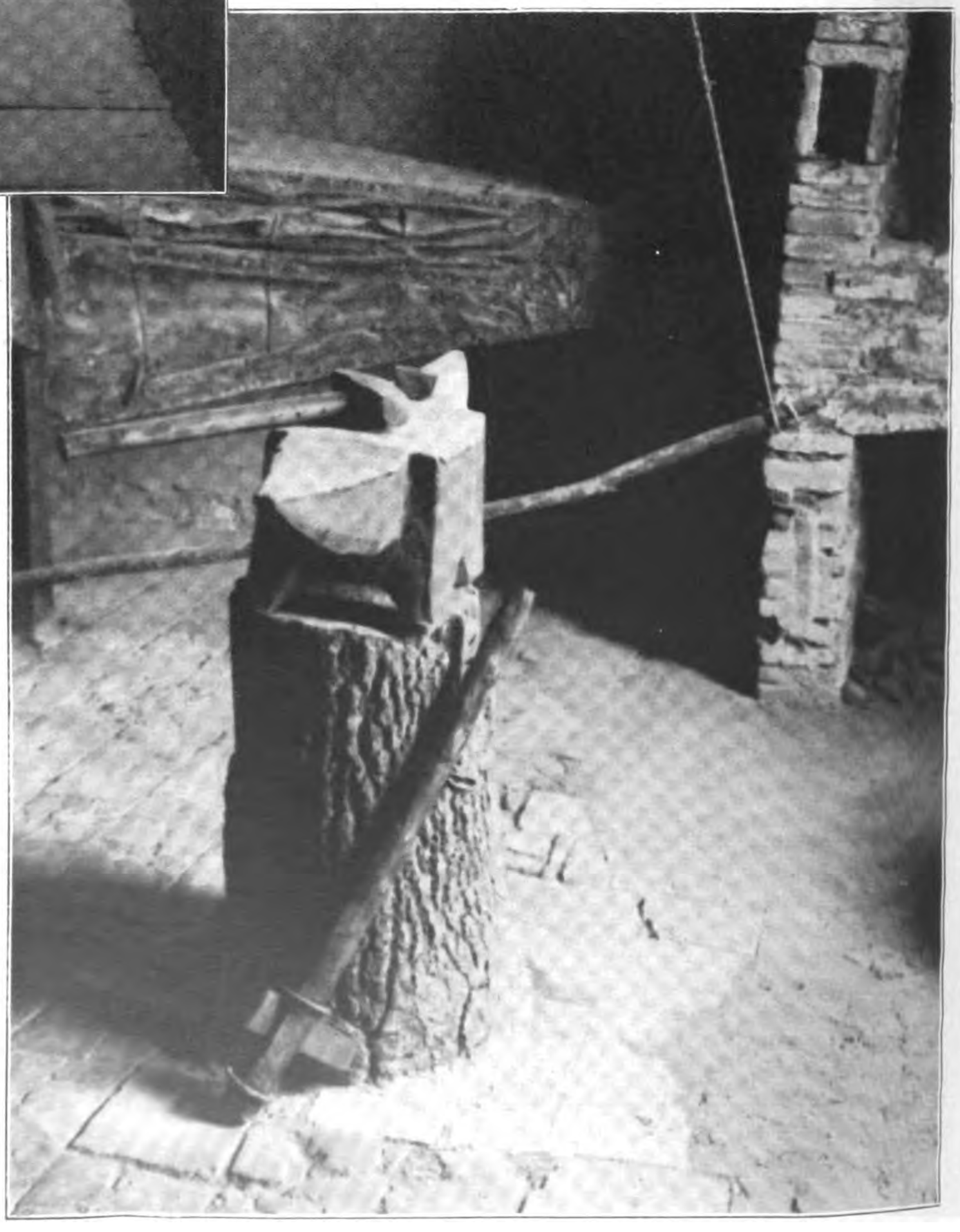
AUS DER HEIMAT BENITO MUSSOLINIS:

Predappio, ein kleiner Ort der Romagna

Im Geburtshaus Mussolinis sind es vor allem zwei Räume, die einen Einblick in seine entbehrungsreiche Jugend vermitteln: das Zimmer, in dem der Duce geboren wurde — die hauptsächlichen Möbel sind zwei einfache eiserne Bettstellen — und die Schmiede seines Vaters. Das Geburtshaus gehört zu einer von Arbeitern und Handwerkern bewohnten Häusergruppe oberhalb der Gemeinde Predappio (Provinz Forli, Romagna), die an dieser Stelle neu aufgebaut worden ist, nachdem ein Bergsturz den Stadtkern Predappio-Alta bedroht hatte.

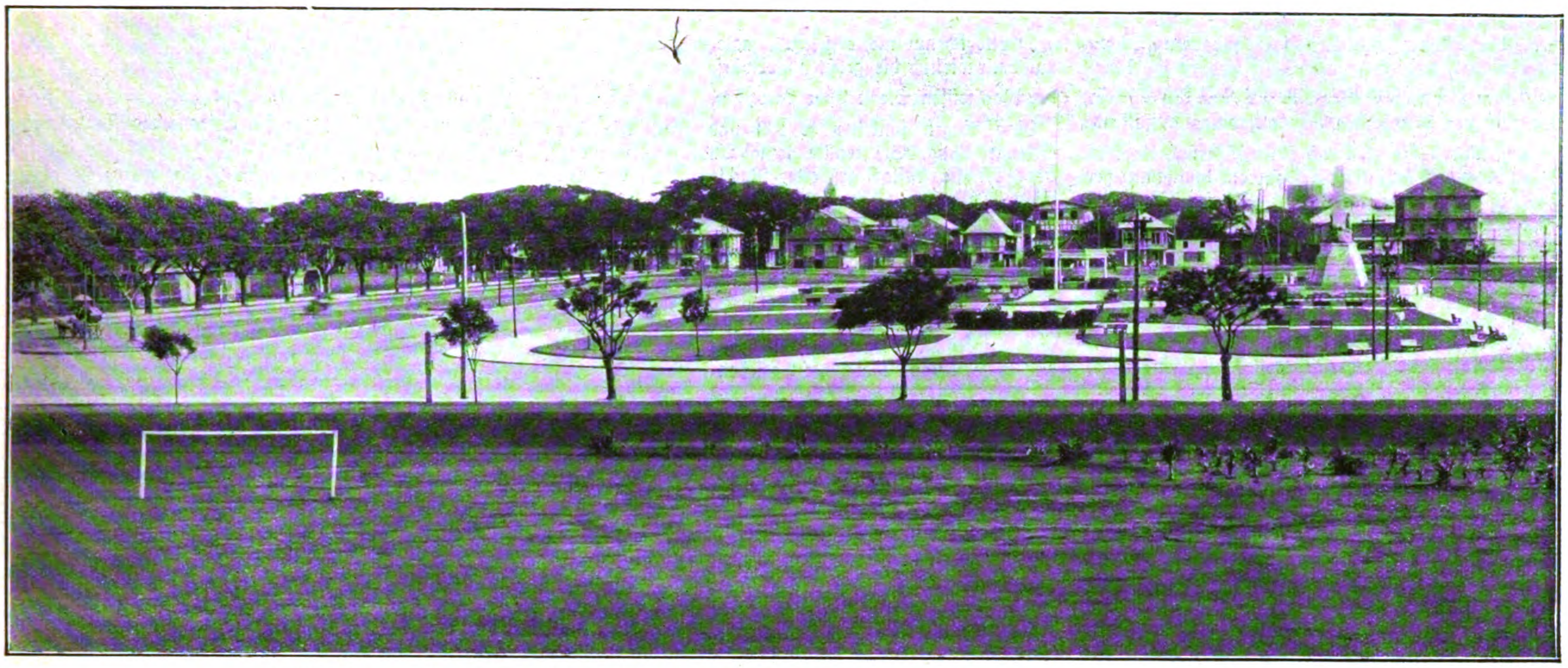


Das Vaterhaus in Dovia (Gemeinde Predappio),
wo Mussolini als Sohn des Dorfschmiedes und der Dorfschullehrerin am 29. Juli 1883 geboren wurde.



Die Schmiede Alessandro Mussolinis, des Vaters des Duce.
Hier hat Mussolini oft gemeinsam mit seinem Bruder Arnaldo den Blasebalg bedient.

Aufnahmen: M. Wormstall.



Blick auf den großen Luneta-Platz, auf dem sich ganz Manila allabendlich bei Konzertmusik ein Stelldichein gibt.
Aufnahme: Klee (Mauritius).

Heiss ist die Hölle von Manila

ROMAN VON HEINZ GECK

(1. Fortsetzung.)

Inhalt aus dem bisher erschienenen Romanteil:

Der elternlose Karl Albert Alren, bei einer Tante aufgewachsen, war 26 Jahre al. geworden und Hilfslehrer. Sein Charakter, impulsiven Handlungen zugänglich, hatte den gewissenhaften Hilfslehrer aber nicht verspießern lassen, wenn er auch nur von Abenteuern träumte. Um acht Uhr früh begann in Berlin sein Dienst. An einem Tag hatte er sich etwas verspätet. Im Begriff, trotz des roten Verkehrszeichens eine Straße zu überqueren, fühlte er plötzlich einen heftigen Stoß gegen den Kopf und versank in einen lichtlosen Abgrund. Als er in einem Krankenhaus aufwacht, redet der Arzt ihn spanisch an. Karl will zum Dienst. Man reicht ihm Kleider, die ihm nicht gehören; lächelnd bedeutet man ihm, daß das schon stimme, so sei er eingeliefert worden. Auch die Papier-Peseten in den Taschen seien sein Eigentum. Draußen, unter einer heißen Sonne, kauft er eine Zeitung und stellt fest, daß er in Manila ist und man das Jahr 1936 schreibt; fünf Jahre waren also seit seiner letzten Erinnerung (Berlin, Straßenüberquerung) vergangen. Er ist zunächst entsetzt, hat keinerlei Erinnerung, aber die Zeit stimmt. Ein kräftiger Kerl klopft ihm auf die Schulter: „Ho, Java-Charly, wie geht's?" Der Mann, den er aufklären will, läßt ihn nicht zu Worte kommen. „Hast Glück gehabt mit dem Schuß, hätte nicht viel gefehlt." Er weiß nichts von einem Schuß (der Arzt hatte das auch erwähnt) und läßt sich in eine Kneipe hineinziehen. Aus den Erzählungen des anderen erfährt er dann, daß er irgendein Java-Charly sein soll, an dessen Beseitigung eine Verbrecherclique Interesse habe. Jeder Versuch Karls, einen Irrtum anzudeuten, wurde hoffnungslos von dem breiten Baß des anderen erstickt, und da ihn die Geschichte allmählich interessierte, fügte er sich in die Rolle des Java-Charly, der ein Mordskerl war oder gewesen sein mußte. In dem Lokal, wo Karl mit Sandy Muir (so hieß der andere, offenbar ein Kapitän) verweilte, saß in einer Nische eine Dame aus Europa, deren Begleiter, ein Herr Leroy, heftig auf die Dame (Ursula Brent) einsprach. Diese Dame hatte in England einen Pflanzer, Jim Brent, kennengelernt und geheiratet. Jim Brent war zurück nach Manila auf seine Pflanzungen gefahren und seine Frau sollte später nachkommen. Plötzlich erhielt sie von dem Rechtsanwalt Leroy die Nachricht, ihr Mann sei gestorben; weil ihr das alles geheimnisvoll vorkam, war sie nach Manila gefahren, um Näheres über den Tod ihres Mannes zu erfahren.

Jean Leroy hatte sich auch sofort mit Longa-Long in Verbindung gesetzt. Es traf sich gut, daß sein eigener Vetter, Christobal Leroy, des teuren Entschlafenen stiller Teilhaber gewesen war, der sofort hingeeilt war und nun die Pflanzung leitete. So hatte man wenigstens vertrauenswürdige Nachrichten über den Stand der Dinge. Leider standen sie nicht gut. Gar nicht gut.

Jean Leroy war voll Sympathie und Hilfsbereitschaft. Er stellte Ursula Brent seinen ganzen Kredit und seine Zeit zur Verfügung. Aber er konnte nicht verantworten, daß sie jetzt nach Longa-Long reiste. Longa-Long war nie ein Platz für eine weiße Frau gewesen — und jetzt schon gar nicht! Er machte Andeutungen über Unruhen, die unter den benachbarten Stämmen ausgebrochen waren. Auch die eigenen Kulis machten Schwierigkeiten. Es waren Igoraten darunter, berüchtigte Kopfjäger aus dem Innern.

„Die Polizei?" fragte Ursula.

Jean Leroy lachte.

„Longa-Long ist eine Station mitten im Urwald, Mrs. Brent. Die Americanos haben viertausend Mann Truppen hier, aber es gibt vierzehn Millionen Filipinos auf mehr als siebentausend Inseln. Viele hunderttausend sind Heiden, die nicht einmal wissen, von wem sie dem Namen nach regiert werden. Sobald Sie die Städte und die Reichweite der Polizeistationen verlassen, sind Sie in der Wildnis. Auf einer Pflanzung ist jeder sein eigener König — wenn er sich durchsetzt."

Ursula sah ein, daß sie warten mußte. Der Vetter würde sein möglichstes tun — selbstverständlich. Sobald es ruhiger würde, kam er selbst, um sie abzuholen, und inzwischen — Jean Leroy beugte sich mit vollendeter Höflichkeit über ihre schlanken Finger — inzwischen bat er um die Ehre, die Witwe seines geschätzten Freundes als seinen Gast betrachten zu dürfen.

Leroy war ein liebenswürdiger Gesellschafter, aber er vermied ebenso nachdrücklich, Einzelheiten von Longa-Long zu erzählen, wie Ursula immer wieder auf dieses Thema zurückkam. Sie war nicht gekommen, um Manila kennenzulernen, sondern sie wollte auf Jims Pflanzung.

War es wirklich wahr, daß gesetzlose Menschen eine Pflanzung einfach berauben und an den Rand des Ruins bringen konnten? Daß weiße Männer Eingeborene zu Raub und Verbrechen anstifteten, um sich selber in den Besitz fremder Ländereien zu setzen? Wie furchtbar!

Jean Leroy neigte schweigend und bedauernd den Kopf. Es war ein interessanter Kopf von ebenmäßiger, fast klassischer Schönheit. Ursula mußte unwillkürlich an den Kopf einer griechischen Statue denken. Seine Haare waren wellig zurückgekämmt und glänzten blauschwarz. Sie hatte noch nie bei einem Europäer solch dunkles Haar gesehen, und dazu so seltsam helle Augen. Sie wußte nicht, daß die Natur aus einer bizarren Laune heraus eurasische Mischlinge mit einem Schuß reinen Araberblutes zuweilen mit vollendeter Schönheit beschenkt, aber dafür . . .

Bei Mischblut ist immer ein Aber dabei, doch das wußte sie nicht. Sie ahnte es nur, als sie plötzlich bemerkte, wie das schöne, klargeschnittene Gesicht ihres neuen Freundes sich für Sekunden zu einer haßerfüllten Grimasse verzog. Sie mußte sich ein wenig herumdrehen, um seinem Blick folgen zu können, sah aber nichts Besonderes. Die Gäste plauderten und

lachten, die Mixer schüttelten ihre silbernen Becher hinter der Bar, und zwei neue Gäste schoben sich langsam zwischen den Tischen durch in eine Ecke des Saales.

Der eine von den beiden war allerdings auffallend.

So ungefähr stellte man sich einen Seeräuberkapitän vor — in Romanen natürlich. Es war ein breitschultriger Riese, der eine schmutzige, weiße Marinemütze trug und an den Ärmeln seines blauen Jacketts vier goldene Streifen. Die Hand, die er dem Mann neben ihm auf die Schulter gelegt hatte, schien diesen einfach zuzudecken. Der andere war fast schmächtig, aber vielleicht schien das auch nur so, neben dem rotgesichtigen Riesen, dessen sämtliche Maße wie eine gutmütige Übertreibung wirkten. Selbst sein Lachen dröhnte wie aus einem Lautsprecher

Während sie den beiden noch mit den Augen folgte, setzte die Tanzkapelle ein, und sie wandte sich ihrem Begleiter zu. Jean Leroy trug wieder das liebenswürdige Lächeln eines Mannes von Welt, nur seine dunkle Haut schien krankhaft fahl. Oder war das die veränderte Beleuchtung? Scheinwerfer wirbelten bunte Lichtkreise über die Decke und die tanzenden Paare, und die weißen Kleider der Frauen wechselten von Violett zu Rot, Blau und Gelb.

Jean Leroy bat mit einer Neigung des Kopfes um Erlaubnis und steckte sich dann umständlich eine der langen Manilas an. Er sah mit schmalen Augen über die Tanzfläche.

„Wir sprachen gerade von menschlichem Strandgut, Mrs. Brent“, sagte er dann langsam „Haben Sie den Mann gesehen, der eben an der Bar vorbeiging?“

Ursula nickte fragend.

Lean Leroy seufzte und kaute an der Unterlippe.

„Vielleicht sollte ich es Ihnen nicht sagen — aber ich habe leider allen Grund zu glauben, daß dieser Mann an dem Zusammenbruch Ihres verstorbenen Gatten — ehm — mehr als mitschuldig ist.“

Ursula Brents dunkle Augen wurden groß und feucht.

„Dieser . . . Mann?“

Sie wußte nicht, was sie sagen sollte, aber sie fühlte eine unerklärliche Furcht. Hinter dem bunten Bild dieses Restaurants und der hämmernden, dröhnenden Tanzmusik schien irgend etwas Unbekanntes zu lauern Drohend. Dunkel. Gefährlich. Jim Brent war an einer Blutvergiftung gestorben, aber er war sicherlich nicht der Mann gewesen, sich von einem Verbrecher ruinieren zu lassen . . . selbst, wenn es ein solcher Bulle war wie dieser Kapitän. Sicher nicht! Oder . . . was war wirklich geschehen? Hatte sich Jim in dunkle Geschäfte eingelassen . . . und Leroy wollte nicht davon sprechen, um sie zu schonen? Durfte sie deshalb nicht nach Longa-Long?

Was wußte der Anwalt?

„Wer ist dieser Mann, Mister Leroy?“ fragte sie.

Leroy preßte die Lippen zusammen.

„Das ist Java-Charly, Mrs. Brent. Einer der übelsten Burschen, die dieses herrliche Land durch ihr Dasein besudeln. Ein rücksichtsloser Abenteurer und Verbrecher, der mit einer Horde gleichgesinnter Banditen . . .“

Obwohl Jean Leroy sichtlich in Feuer kam, wurde er unterbrochen.

„Java-Charly?“ fragte Ursula. „Mein Mann hat mir einmal von einem Charly erzählt, aber das war sein Freund . . Charly . . . Charly . . . wie hieß er nun gleich? Haben Sie nicht zufällig einen Freund meines Mannes gekannt, der auch Charly hieß?“

Jean Leroy hatte scharf aufgesehen, als Ursula Brent ihn mit ihrer Frage unterbrach. Jetzt lächelte er bedauernd. „Liebe Mrs. Brent, ich bin von Jimmy Brent mit seiner geschäftlichen Vertretung beauftragt worden und habe auch hier und da einen seiner Bekannten kennen gelernt, aber Sie dürfen mir glauben, dieser Java-Charly — wahrscheinlich ein aus Europa oder Amerika entwichener Zuchthäusler — hätte niemals der Freund eines so wundervollen Menschen sein können, wie Jim Brent es war.“

Er strich Ursula zärtlich und tröstend über die Finger, zog aber sofort seine Hand zurück, als sie unwillig aufblickte. Sie hatte gar nicht zugehört.

„Dieser Mann, sagen Sie, ist schuldig an Jims . . . an Jims Sorgen?“

Ihre Stimme klang kalt und scharf.

Der Rechtsanwalt nickte eifrig.

„Was hat er getan?“

Leroy machte eine vage Geste mit der Hand.

„Man sagt . . .“ er zauderte.

„Wissen Sie es nicht?“

„Hätte ich nur nichts gesagt“, sagte er langsam. „Ich muß mir wirklich die größten Vorwürfe machen. Ich . . .“

„Was wissen Sie, Mister Leroy?“

Ihre Augen funkelten so kalt und hart, wie ihre Stimme klang. Sie wollte keine Andeutungen mehr, über die sie hilflos grübelte, Nacht für Nacht. Sie wollte Tatsachen.

Der Rechtsanwalt strich mit einer betont sorgsamen Bewegung die Asche von seiner Zigarre. Seine hellen Augen blickten suchend über die Tanzfläche, auf der gerade ein nicht mehr sehr junges Mädchen im großen Abendkleid ein neckisches Babylied sang. Er sah Charly und Sandy Muir in einer Ecke sitzen und stellte fest, daß er selber von ihnen nicht gesehen werden konnte.

„Aber bitte — Mrs. Brent! Bitte, beruhigen Sie sich doch. Ich . . .“

„Als Jims Anwalt, Mister Leroy, werden Sie jetzt sofort die Polizei benachrichtigen. Ich will wissen, was geschehen ist. Ich lasse den Mann einfach verhaften.“

Leroy zuckte zusammen.

„Um Gottes willen, Mrs. Brent. Sie werden sich nur eine schwere Beleidigungsklage zuziehen. Warten Sie doch, bis ich Beweise in Händen habe. Nichts wäre mir lieber, als gegen diesen Schuft vorgehen zu können, aber sehen Sie, wenn ich auch fest überzeugt bin, die Polizei braucht Beweise.“

„Wofür?“

Er zog die Schultern hoch. „Wenn Sie es denn unbedingt wissen wollen, Mrs. Brent, mein Vetter und ich nehmen an, daß dieser Java-Charly Brent mehrfach beraubt hat, und als Brent ihn einmal zur Rede stellte und ihn öffentlich verprügelte, hat er aus Rache versucht, Brent vollkommen zu ruinieren. Die Gelegenheit gab ihm Brents Europareise. Als mein Vetter Christobal Ihren Mann telegraphisch zurückrief, — hat Java-Carly Ihren Mann — aber das glaube ich doch nicht so recht.“

Ursula Brent erhob sich.

Auch Leroy sprang auf.

„Ja, kommen Sie. Wir wollen gehen. Hätte ich geahnt, daß der Mann hier . . .“

Er wollte Ursula aus der Loge hinausbegleiten, aber sie schüttelte seine Hand von ihrem Arm. Ehe er sie noch zurückhalten konnte, wand sie sich schon zwischen den Tischen hindurch. Leroy wurde bleich und griff in die Hüfttasche. Damit hatte er nicht gerechnet.

Aber was dann geschah, hatte er noch weniger erwartet.

Ursula ging gerade auf den Tisch zu, an dem Java-Charly und Muir saßen und wandte sich an den Kapitän.

„Sie heißen Java-Charly?“

Beide sahen auf.

Sandy Muir musterte sie mit wohlwollendem Grinsen, nahm einen zerkauten Zigarrenstummel aus dem Mundwinkel und schob die Mütze zwei Zoll weiter nach hinten. Er wollte elegant den Ellenbogen aufstützen, rutschte aber an der Tischplatte vorbei und fluchte erbittert.

„Bitt — schön, Verzeihung, Madam“, sagte er dann, „ich meine, verdammt, wenn ich Sie so anpeile, da möchte ich wohl der Charly sein. Aber das ist er.“

Er machte eine weite, kreisende Handbewegung in der allgemeinen Richtung auf Karl Albert Alten. „Das ist der Charly, Madam. Ich bin der Sandy Muir, Käpten Sandy Muir von . . .“

Ursula hörte schon nicht mehr zu. Alten war aufgesprungen. Wer mochte das sein? Eine junge Dame, die nach ihm fragte? Außerdem schien sie böse zu sein. Ihre Augen funkelten ihn an.

„Ich bin Ursula Brent!“

Karl Albert machte eine ungeschickte Verbeugung. Er wurde rot unter ihrem schneidenden, verachtungsvollen Blick.

„Sehr angenehm, Miß Brent“, murmelte er blöde. „How do you do?“

Wenn sie schon nur wieder gehen wollte. Es sahen schon Leute von den Nachbartischen herüber.

„Ich bin Jim Brents Witwe“, fuhr die Frau fort. „Sagt Ihnen das nichts, Mister — Java-Charly?“

Karl Albert stotterte etwas Unverständliches und wurde rot unter seiner braunen Haut. Wer war nun Jim Brent? Er sah hilfesuchend zu dem dicken Kapitän, aber der war jetzt ebenso stumm, wie er noch vor einem Augenblick redselig gewesen war.

Ursula nahm Karl Alberts Befangenheit und Erröten für ein schweigendes Eingeständnis seiner Schuld.

„Haben Sie mir nichts zu sagen?“ fuhr sie ihn an, daß er unwillkürlich einen Schritt zurücktrat

Ursula zog verächtlich die Lippe hoch.

„Ich sehe schon“, sagte sie bitter. „Ein Verbrecher und ein Feigling. Und Jim . . .“

Bei dem Gedanken an ihren Mann wurde sie heiß vor einer Welle plötzlichen Haßgefühls gegen diesen Mann, dem das Schuldbewußtsein auf der Stirn geschrieben stand. Wenn sie eine Waffe gehabt hätte, hätte sie ihn erschossen. Sie hob die Hand.

Einmal, zweimal . . .

Brennend fuhren ihre Finger über Karl Alberts Gesicht, ehe dieser noch wußte, was mit ihm geschah. Matrosen johlten. Mädchen klatschten Beifall.

Ursula Brent ging mit steinernem Gesicht zu ihrer Loge zurück. „Bitte, bringen Sie mich nach Hause, Mr. Leroy.“

Leroy hatte bereits seine Rechnung beglichen und hatte es sehr eilig. Er begann erst wieder zu reden, als er mit Ursula in einem Wagen saß und festgestellt hatte, daß sie nicht verfolgt wurden.

4.

Für die schmunzelnden Gäste der „Sieben Winde“ war der kleine Zwischenfall ein angenehmes Zwischengericht gewesen, das sie beim nächsten Tanz wieder vergessen hatten.

Sandy Muir nahm ihn zum Ausgangspunkt einer längeren und nicht sehr logischen Betrachtung über die Unberechenbarkeit der Frauen, nicht ohne scherzhafte Zwischenbemerkungen über Karl Alberts Gesicht. Als er merkte, daß Alten gar nicht zuhörte, klopfte er ihm beruhigend auf die Schulter

„Laß man, Charly, mein Jung! So sind die Frauen nun mal. Ich hab' gar nicht gewußt, daß der Jimmy Brent im Schlepptau gewesen ist, und nun kommt seine Frau und haut dir eine 'runter, weil du sein Freund warst, und sie natürlich annimmt, du hättest verhindern können, daß es ihm auf dieser Seite der Ewigkeit nicht mehr gefiel.“

„Wie bitte?“ fragte Karl Albert.

Sandy schüttelte bekümmert den Kopf. Er sah jetzt erst den breiten Pflasterstreifen an Altens Hinterkopf und pfiff durch die Zähne.

„Beim Klabautermann von Davy Jones Seekiste!“ sagte er dann begeistert und kratzte sich in den hellen Borsten. „Da hat der Alte von der ‚Beß Crock‘ am Ende doch die richtige Peilung gehabt! Leroy, Charly?“

„Ich weiß nicht“, meinte Alten hilflos und der Wahrheit entsprechend. Sandy Muir winkte einem Morokellner.

„Hier, du langhaariger Dhobie! Schaff mal dies lächerliche abgestandene Bier weg. Was wir brauchen, sind zwei scharfe ‚Bengaltiger‘! Und pronto!“

„Sí, Señor!“

Der kleine braune Kellner nahm Karl Alberts unberührtes Glas Bier vom Tisch, trank es blitzschnell aus und kam gleich darauf mit zwei Gläsern wieder, in denen eine ölige Flüssigkeit war.

„Prost, Charly“, sagte Sandy Muir. „Das ist, was du brauchst, mein Junge.“

Karl Albert hob gehorsam sein Glas. Ihm schien auch, als ob er etwas brauchte. In seinem Kopf sah es aus, als ob ein Wirbelsturm durch das Gehirn gegangen wäre.

Er setzte an und trank das gelbe Zeug mit einem hastigen Schluck. Seine Kehle brannte. Seine Augen begannen zu tränen, und in seinem Magen entwickelte sich eine gemütliche Wärme. Er schüttelte sich. Donnerwetter! Aber gut!

Jetzt winkte er dem Moro.

„Noch zwei.“

Er wußte zwar nicht, was ein „Bengaltiger“ außer einer gestreiften Raubkatze sein konnte, aber es tat ihm gut, Sandy grinste ihn fröhlich an. „Na, also!“

Ein Bengaltiger, eine Mischung von Kokosmilch und Whisky hat es nämlich in sich . . .

Karl Albert trank auch das zweite Glas. Es wirkte ausgezeichnet erfrischend, wärmend und machte ihn zweifellos wach. Mit erneuter Energie beschloß er, dieses Alptraumleben so schnell wie möglich aufzugeben. Die zwei Ohrfeigen von einer Dame, die sich Ursula Brent nannte, machten das Maß voll. Wirklich

Alten wurde bei der Erinnerung an dies beschämende Erlebnis noch einmal heiß und rot im Gesicht Nie wieder durfte er in eine Lage kommen, in der so etwas möglich war! Was sollten die Leute von ihm denken?

Sobald die Musik wieder einsetzte, mußte er unauf-

fällig an der Bar zahlen und verschwinden. Er mußte . .

Sandy Muir stieß ihn fröhlich in die Seite und winkte mit dem anderen Arm in das Lokal hinein.

„Hoooo!“ dröhnte sein mächtiger Baß. „Hier sind wir!“

Zum zweiten Mal in einer halben Stunde war Karl Albert Alten der Mittelpunkt der „Sieben Winde“, und zum zweiten Mal kam eine Frau auf seinen Tisch zu.

Aber es war eine ganz andere Frau . . .

Ursula Brent war schlank, schmal und scheu gewesen. Selbst in den Augenblicken, in denen ihre Augen zornig brannten. Sie hatte mädchenhaft gewirkt, kühl und klar, sogar als sie voller Verachtung und Haß ihn ins Gesicht schlug.

Gerade dies Bild wurde immer klarer, und er dachte eigentlich an Ursula Brent, während er die Frau auf sich zukommen sah, der Sandy gewinkt hatte.

Sie war auch schlank und dunkel, aber sie hatte die Figur einer reifen Frau, und ihr Haar, das hinter dem rassigen Kopf in einen dicken Knoten gedreht war, glänzte tiefschwarz. Und mit diesen Gegensätzen war der Vergleich zu Ursula schon erschöpft.

Sie kam langsam, selbstbewußt. Lächelnd.

Unter dem dunklen, enganliegenden Seidenkleid zeichneten sich klar die geschmeidigen Bewegungen ab, mit denen sie näher glitt. Schritt für Schritt. Ihre Lippen standen halb offen, rot — sehr rot, und die weißen Zähne dahinter blitzten wie ein Raubtiergebiß.

Sie lächelte. Aber ihre Augen glühten.

Armbänder klirrten leise.

An einem Tisch blieb sie stehen und nahm aus einem Etui eine Zigarette. Der Mann grinste stolz und rieb ein Streichholz an.

„Hoo, Dolores!“ brüllte Sandy Muir.

Karl Albert fuhr zusammen. Dolores? Hatte er nicht eben etwas von einer Dolores gehört? Ihm wurde sehr heiß.

Außerdem — außerdem hatte er noch nie eine so schöne Frau gesehen.

Dolores kam näher. Sie hielt die Zigarette lose zwischen den Lippen und lächelte.

Sie war schön. Und sie wußte es.

Die Gäste der „Sieben Winde“ sahen ihr nach. Auch die Mädchen.

Und dann stand sie Karl Albert Alten dicht gegenüber. Beklemmend nah.

Ein süßer, schwerer Duft von Parfüm und Frauenhaaren schien ihn einzuhüllen. Ihre Schultern hoben sich aus der dunklen Seide wie elfenbeinfarbener Samt, und in dem Ausschnitt des Kleides hing ein goldenes Kreuz.

„Guten Abend, Java“, sagte eine warme, schwingende Stimme.

„Hallo, Dolores“, grollte Sandy. „Que ?“

Eine Handbewegung stoppte ihn kurz

Karl Albert verbeugte sich

„Verzeihung, Señorita . “ stammelte er Er mußte versuchen, zu erklären. Welch furchtbarer Irrtum Hatte er vielleicht dieser Frau — während seiner Krankheit — wie hatte dieser Sandy gesagt?

Er brauchte nichts zu sagen

Die Señorita Dolores sagte alles, was zu sagen war, und dann noch einiges . .

Sie wischte sich die Zigarette aus dem Mundwinkel und lachte kurz. Schrill und böse

Und dann begann sie.

Die Gäste der „Sieben Winde“ lauschten voller Begeisterung und Schadenfreude, und Sandy, obwohl verbittert über den seinem Freunde angetanen Schimpf, konnte doch ein anerkennendes Grinsen nicht unterdrücken.

Sandy fuhr seit siebzehn Jahren zwischen der Javasee und San Franzisko, eine maritime Gegend, in der mehr achtzöllige Flüche zu Hause sind, als an irgendeinem anderen Punkte zwischen Nord und Süd. Und Sandy Muir war Fachmann. Er hatte Mac Farlane in seinen besten Augenblicken gehört und Alabama — Jack und Piet van Heusen —, aber die waren alle Kindergartenbabys gegen die schöne Dolores

Selbst friedlich veranlagte Frauen in Europas nervenberuhigendem Klima sind im allgemeinen nicht um Worte verlegen.

Dolores war weder an sich sanftmütig noch abgeklärt. Sie war die Tochter eines Landes, das durch seine Taifune Weltruf genießt, und sie war wütend

Zu Karl Albert Altens Glück verstand er nicht einen Bruchteil der Ausdrücke, mit denen er in atemraubendem Tempo bedacht wurde, er würde sich sonst noch mehr geschämt haben, als das ohnehin der Fall war. Er hatte das Gefühl, in einem Niagara wirbelnder Worte unterzutauchen, fortgeschwemmt zu werden von einer brausenden Flut unbekannter Worte, deren Sinn ebenso fremd wie ihr Ton unmißverständlich war.

Mehrfach versuchte er, beruhigend auf die empörte Dame einzuwirken, aber seine schüchternen Ansätze gingen in dem englisch-spanischen Gemisch erlesenster Kraftausdrücke ungehört unter. Er mußte sich darauf beschränken, dieser linguistischen Vulkaneruption so mannhaft wie möglich die Stirn zu bieten und vermeiden, in die niederträchtig grinsenden Gesichter der anderen Gäste zu sehen. Einmal mußte sie ja wohl aufhören Einmal hörte dieser ganze Unsinn auf!

Bei diesem Gedanken wurde er ruhiger, und bald sah er sogar den Humor der Situation und begann zu lächeln, was eine vorübergehende Steigerung in Dolores' Eifer hervorrief. Aber auf die Dauer konnte sie das vorgelegte Tempo doch nicht durchhalten. Sie sprach langsamer, wenn auch mit unverminderter Wärme, und Karl Albert begann ahnend zu erfassen, um was es sich handelte.

Es schien, daß diese feuersprühende Schönheit in Mrs. Brent, für die sie sehr wenig liebenswürdige Bezeichnungen fand, ohne sich einmal zu wiederholen — eine unberechtigte, heimtückische und verlogene Nebenbuhlerin um seine, Karl Albert Altens, Zuneigung sah.

Ihm selber schien das zwar nach den eben erhaltenen und sehr ehrlich gemeinten Ohrfeigen unlogisch zu sein aber von Logik oder nur von Wahrscheinlichkeit konnte man anscheinend nichts erwarten, wenn man Java-Charly genannt wurde.

Es schien weiter, daß die schwarze Dolores sich bei weitem zu gut war, um einen versoffenen, charakterlosen und niederträchtigen Abenteurer wie Java-Charly mit einer solchen verwaschenen, mageren und blutlosen Katze zu kämpfen. Er konnte sie ihretwegen haben, jederzeit und mit Handkuß und Segen.

So — und das war das.

Der Redestrom versiegte. Dolores stand tiefatmend vor ihm mit heißem Gesicht und funkelnden Augen Unter den Gästen der „Sieben Winde“ begann ein aufgeregtes, erwartungsvolles Flüstern. Nach allen gültigen Regeln dieses Platzes und einer derartigen Eifersuchtsszene verlangte man von Java-Charly jetzt eine Tat. Dolores schien der gleichen Ansicht zu sein, jedenfalls trat sie näher und sah Karl Albert herausfordernd an.

Ein Saxophonspieler mit irregeleitetem Humor entlockte seinem Instrument einige Töne, die wie komponierte Leibschmerzen klangen, wurde aber sofort durch einen Kameraden mit mehr Stilgefühl zur Ruhe gebracht.

Ein amerikanischer Sergeant, der an der Bar mit offenem Munde der bisher einseitigen Auseinandersetzung gefolgt war, gab begeistert den allgemeinen Hoffnungen Ausdruck.

„Gosh, boys“, sagte er mit strahlender Erwartung, „but she earned herself a licking!“ Er bewies gleichzeitig damit, daß er eigentlich Ire war, denn ein echter Amerikaner gibt seiner Frau keine noch so ehrlich verdienten Prügel — er läßt sie höchstens erschießen

Karl Albert Alten dachte nicht im geringsten daran den in ihn gesetzten Hoffnungen auf Fortsetzung der geschmacklosen Szene zu entsprechen. So sehr er auch die üble Entgleisung der schönen Señorita mißbilligte, hielt er sie doch einerseits ihrem südlichen Temperament zugute und zweitens der Tatsache, daß er sich ihr gegenüber während seiner Krankheit vielleicht doch nicht ganz korrekt benommen haben könnte Es war ihm ungeheuer peinlich, aber er zweifelte nicht, durch eine ehrliche und ruhige Erklärung der Umstände die junge Dame beruhigen zu können Sie tat ihm leid· Eine solche Schönheit, und dann ein solch undamenhaftes Benehmen! Vielleicht waren auch ihre Nerven nicht ganz in Ordnung.

„Señorita“, sagte Karl Albert mit einer neuen Verbeugung sehr ruhig und höflich. „Ich bedauere ungemein, unbewußt der Anlaß zu Ihrer Erregung gewesen zu sein, die, wie ich Ihnen ernsthaft versichere, sachlich durchaus nicht berechtigt ist. Ebenso muß ich mit aller Entschiedenheit Ihre Behauptungen zurückweisen, nach denen die betreffende Dame, die ich soeben zum ersten Male gesehen habe . .“

Er brach erstaunt ab Sein Spanisch war, wenn auch vielleicht nicht ganz rein, so doch zum mindesten grammatikalisch richtig, und der Inhalt seiner Worte konnte doch auch kein Anlaß zu der unbändigen Heiterkeit sein die plötzlich die „Sieben Winde“ erfüllte

Mädchen quietschten vor Wonne, Matrosen brüllten und Sandy Muir liefen die Tränen über das lederne Gesicht.

Nur Dolores bewahrte ihren Ernst. Sie setzte zornig zu einer neuen Rede an, verschluckte sich, griff in Karl Alberts Brusttasche und putzte sich mit seinem Taschentuch die Nase. Nur langsam beruhigte sie sich Sie war geschlagen.

Ihr schöner Mund zuckte, und ihre Augen wurden zu schmalen Schlitzen

„Java“, sagte sie so leise, daß Karl Albert sie kaum verstehen konnte, „Java, das wirst du mir bezahlen!“

Sie drehte sich mit einer raschen Bewegung um und ging mit hochgeworfenem Kopf nach draußen Das Grinsen der Gäste, an denen sie vorüberging erstarrte. Schnell machten sie Platz.

„Junge, Junge!“ knurrte Sandy und pfiff durch die Zähne.



Eine Vorortstraße in Manila: Eingeborenenhäuser aus Bambus und Bambusmatten, und auf Pfählen errichtet.

Aufnahme Klee (Mauritius).

Karl Albert hob ohne jedes Verstehen die Schultern und setzte sich wieder hin.

„Eine Runde für Java-Charly!" rief jemand.

Hände streckten sich ihm entgegen. Er mußte mehrfach anstoßen mit Bengaltigern und anderen Getränken die ungleich schärfer waren, und fühlte sich sehr benommen, als er endlich wieder mit dem dicken Kapitän allein saß.

„Ich versichere Ihnen", sagte er, fest entschlossen, jetzt mit der ganzen Sache Schluß zu machen, „ich versichere Ihnen, daß mir diese ganze Angelegenheit vollkommen unverständlich ist und daß ich diese Dame nach bestem Wissen wirklich nicht kenne."

„Natürlich", Sandy Muir kaute an einem Zigarrenstummel und drehte das leere Glas in seinen gewaltigen Fäusten, „ich würde sie auch nicht mehr kennen, nach dem Speech, den sie dir wegen Jim Brents Frau vorgekaut hat. Und . . .", er lachte im Halse, „Charly, was hast du sie heruntergeputzt! Wo nimmst du nur die Worte her? Wie'n Pastor, oder ich will verdammt sein. Aber, weißt du, Charly, wäre es nicht doch besser gewesen, dem kleinen Biest einfach ein paar hinter die Ohren zu geben? Jetzt hast du sie gegen den Strich gebürstet, und ich für mein Teil will lieber eine Stange Dynamit in der Kombüse der ‚Peggy Muir' braten als mich mit so einem Satan überwerfen Die wird sich schön rächen . . ."

„Sie sagte, das würde ich ihr bezahlen", gab Karl Albert zu. Sein Kopf schwamm etwas. Alle Werte waren verändert. Unwillkürlich griff er an die Augen, um die Brille zurechtzusetzen, fand sie natürlich nicht und schüttelte den Kopf. Seine gutgemeinte Erklärung war geeignet gewesen, Haßgefühle hervorzurufen, und statt dessen wäre es richtiger gewesen, die Señorita zu schlagen? Eine Dame schlagen?

„Ich möchte noch einen Bengaltiger trinken", sagte er hoffnungslos.

„Das glaube ich", sagte Sandy. „Und wie ist das mit einem kleinen Draw-Poker? Ich will dir wenigstens hundert Pfund abnehmen, alter Seeräuber."

Zu seinem eigenen Erstaunen wollte Karl Albert Alten plötzlich auf keinen Fall zugeben, überhaupt nicht zu wissen, was Draw-Poker sei. Aber das war noch nicht alles. Seit dem letzten Bengaltiger war eine unerklärliche Veränderung mit ihm vorgegangen.

Bisher hatte er — innerlich geduckt und mit einem unheimlichen Angstgefühl — unverständlichen Handlungen zugesehen, deren hilfloses Opfer er war. Das Angstgefühl war auf einmal wie weggeblasen, und er fühlte sich ausgesprochen lebendig und wach.

Sein neues Leben begann ihm Freude zu machen, und die Rückfahrt, die er vor einem Augenblick gar nicht erwarten konnte, war auf einmal ziemlich unwesentlich geworden. Wenigstens für heute. Morgen fuhr er natürlich mit dem ersten Schiff.

Heute war er Java-Charly, und er handelte auf einmal selber so unverständlich, wie ihm bisher alles andere erschienen war.

„Sandy", sagte er, „ich mag heute nicht pokern, aber die hundert Pfund kannst du so haben."

Er holte seine Geldrolle aus der Tasche und schob dem Kapitän den knisternden weißen Schein zu, auf dem das magische „one hundred" stand. Es war ein Vermögen, vielleicht seine Rückreise, und den Mann an seiner Seite kannte er jetzt genau zwei Stunden, aber das war ihm vollständig gleichgültig. Er lachte sogar, und es war das gleiche Lachen, das Christine Fürbotter bei seinem Vater, dem unverantwortlichen Herumtreiber, so sehr mißfallen hatte.

Sandy Muir schob die Banknote ohne besondere Sorgfalt in die Seitentasche seiner blauen Jacke

„O. K., Charly", sagte er, „du bist ein Yard breit und reine Wolle. Sobald ich meinen Cargo in Schanghai habe, kriegst du die paar Quieker wieder."

„Ja, natürlich", nickte Alten gleichmütig und bestellte zwei Bengaltiger. Das Verleihen von hundert englischen Pfund schien ihm eine sehr alltägliche Sache zu sein. Ihm fiel ein, daß er zu Hause oft stundenlang gerechnet hatte, wenn sein kleines Ausgabenheft nicht genau anzeigte, wo sein Taschengeld geblieben war. Er lachte herzlich darüber.

Sandy schlug ihm auf die Schulter.

„Muß man dir dein Geld abnehmen, damit du wieder lachst, Java? Ich dachte schon manchmal, der kleine Kratzer am Hinterkopf hätte deine Gehirnspanten in Unordnung gebracht. — Komisch, daß Dolores nicht wiedergekommen ist. Um einen Revolver zu holen, braucht sie doch nicht so lange?"

Karl Albert lachte herzlich und unbekümmert. Dann hatte er einen guten Gedanken.

„Du, Sandy, ich habe eine Woche im Krankenhaus gelegen und bin wirklich noch ein bißchen . . . verstehst du? Was ist eigentlich letzthin hier passiert? Ich meine mit . . . ach so, mit Mister Leroy?"

Sandy Muir schob die Unterlippe vor und hob die Hände.

„Tja, Boy, wenn du das nicht weißt? Ich habe jetzt ein halbes Jahr in den Molukken getrampt. Bin nur hier angelaufen, weil die ‚Peggie' ein bißchen Kosmetik braucht; und wie ich in Zamboanga Wasser auffüllte, da treffe ich doch den Alten von der ‚Beß Crock' und er sagt: Sandy, sagt er, deinen Freund Java haben sie jetzt abkassiert. Leroy sagte, er macht ihn fertig, und jetzt hat er seine Kugel weg."

Die gleichen Worte hatte Karl Albert Alten schon von Sandy gehört, aber diesmal gefielen sie ihm viel besser. Es klang so sorglos. Rauh. Lebendig.

Es klang nach Java-Charly.

Er strich sich mit einer zärtlichen Handbewegung über das breite Pflaster, das die Stelle anzeigte, wo „er seine Kugel weg hatte".

Die Gründe störten ihn nicht. Aber sein ganzes Leben würde er von dieser Erinnerung und diesem Abend zehren, wenn er erst wieder in Berlin war

Es war zwar unwahrscheinlich, daß ihm auch nur einer seiner Bekannten ein Wort glauben würde. Von Tante Christine ganz zu schweigen . . .

Der Betrieb in den „Sieben Winden" wurde lauter und wilder. Betrunkene Seeleute gröhlten. Die klirrenden Stimmen auftretender Sängerinnen gingen in dem allgemeinen Wirrwarr unter. Hier und da verschwanden Männer mit verkniffenen Gesichtern in den Gängen, die zu den verschlossenen Hinterzimmern führten. Braune, gelbe, weiße Männer.

Es waren die Räume, um derentwillen William Wong die Gäste seiner Logen bewirtete . .

Sandy grinste verächtlich. Mochte sich vergiften und bestehlen lassen, wem es gefiel. Wongs Whisky an der Bar war echt und billig. „Du, Charly . . ."

Er wurde wieder redselig. Leider war er nicht davon abzubringen, von einer ziemlich weit zurückliegenden Vergangenheit ihrer wechselseitigen freundschaftlichen Beziehungen zu reden, was für Karl Albert zwar ungeheuer interessant und neu war, ihm aber wenig über seine jetzige Lage verriet. Wer dieser Leroy war, dem er seine Verwundung und die bedauerliche Lücke in seinem Gedächtnis verdankte, wußte er immer noch nicht, als er mit Sandy in einem offenen Wagen durch die Stadt fuhr.

Immerhin hatte er aber aus Sandys vielfältigen und durcheinanderlaufenden Geschichten gelernt, daß er auf einem norwegischen Trampdampfer eines Tages im Hafen von Tandjong Prick abgeheuert hatte. Dem Anschein nach war er auf diesem Schiff als Hilfskoch angestellt gewesen, eine an sich verwunderliche Tatsache, aber immerhin möglich.

Karl Albert Alten erinnerte sich dunkel, einmal irgendwo gelesen zu haben, daß man auf diese Weise eine Passage mit Kartoffelschälen bezahlen kann.

Schwieriger zu verstehen war ein möglicher Grund für eine solche Reise.

Vielleicht hing es nur mit seiner versteckten Liebe für ferne Länder zusammen. Irgendein Verantwortungsgefühl war durch seine Krankheit ausgeschaltet worden, und er war blind seinem Fernweh gefolgt. Vielleicht hatte auch der Vortrag damit zu tun, den er an diesem Morgen in Berlin hatte halten wollen. Gewürzinseln. Konquistadoren. Das Wunderland Indien . . .

Einerlei. Er war hier. Ob er als Kartoffelschäler oder Passagier erster Klasse gekommen war, hatte nur eine unwesentliche Bedeutung. Wesentlich war Leroy. Wesentlich war Manila. Wesentlich war Sandy Muir.

Sandy sang wieder das Lied von den Affen auf Zamboanga, denen die Walfische die Schwänze abgebissen hätten, und merkwürdigerweise sang Karl Albert Alten mit, so laut er konnte. Die Nacht war schwül und trug schwer an tausend süßen, aufregenden Düften und heimlichen Geräuschen, und eine schmale Mondsichel segelte waagerecht durch ein unwahrscheinlich funkelndes Sternenmeer wie ein Märchenschiff.

Alten wurde müde. Er sah sogar zwei Monde. Gab es das hier, oder war er — war er etwa . .?

„Charly", fragte der unverwüstliche Kapitän. „Willst du 'ne Koje auf der ‚Peggie' haben oder soll ich dich in dein Hotel fahren? Du wohnst doch wieder im Oriente-Hotel?"

„Ich hoffe", sagte Karl Albert Alten und schlief schon wieder, als der Wagen in die Calle Reale einbog.

Er war wirklich sehr müde.

5.

Es war spät. Die spanische Altstadt schlief. Nur hier und dort, unregelmäßig und flackernd, eine Lampe. Mit kreischenden Rädern rollte der Wagen durch die Calle Reale und hielt vor dem Hotel. Auch die Kugel, die als Lichtreklame des „Oriente" vor dem Hoteleingang hing, war so dunkel wie die schweigenden, geschlossenen Läden der Straße.

Karl Albert kletterte hinter Sandy Muir aus dem Wagen. Hier sollte er wohnen? Eine Klingel schrillte dünn. Niemand kam. Sandy legte ruhig seine Schulter gegen die Tür und drückte. Mit einem trockenen Knall sprang der Riegel auf. Im Vorraum schlief ein tagalischer Portier, in einem sanft schaukelnden Stuhl aus Manilarohr. Er schnarchte tief.

Sandy half dem Schaukeln etwas nach, und der Tagalog saß erstaunt am Boden.

„Den Schlüssel von Señor Charly, Bonifacio!"

„Si, Señor!"

Karl Albert atmete leicht auf. Wenn er hier nicht wohnte, wußte er nicht weiter. Sandy kam mit.

Der Eingang führte gerade auf einen inneren Hof, in dem eine müde Messinglampe ein Meer blühender, tropischer Blumen und Gewächse beschien Ein Springbrunnen in steinerner Grotte plätscherte leise.

Eine breite Steintreppe führte ein halbes Stockwerk höher zu einem Riesenraum, von dem aus schmale Gänge um das Patio liefen. Überall wucherte und duftete Grün in Kästen und schweren Messingtöpfen. Sandy tappte breit und sicher durch einen der Gänge und stieß eine Tür auf.

„He, Schneeball!"

Er machte Licht.

Karl Albert zwinkerte mit den Augen und schob den Kopf vor, um besser sehen zu können.

Der dünne Moskitero des Bettes war zerrissen und hing in Fetzen von dem Bambusgestell. Und auf dem Bett lag ein Neger, krauslockig und ebenholzschwarz, mit offenem Munde Er trug nur ein Paar Baumwollhosen, sein mächtiger Brustkasten und die muskelstrotzenden Arme waren nackt.

Sandy sah Alten an und schüttelte bekümmert den Kopf. „Das hätte ich nicht gedacht, daß der Schneeball sich so betrinken würde, daß er nicht mehr weiß, wer in dein Bett gehört. Na warte, mein Häschen!"

Er streifte umständlich die Ärmel seines Jacketts hoch und spuckte in die Hände. „Du gestattest doch, Charly? Du bist wohl zu müde?"

Karl Albert nickte lächelnd. Der Neger in seinem Bett — wenn es schon sein Bett war, woran Sandy nicht zu zweifeln schien — kam ihm ausgesprochen komisch vor. Warum sollte der Kapitän ihn nicht herauswerfen? Er hoffte nur, daß der Schwarze kein bösartiges Temperament hätte und sich nicht an seinem neuen Freund vergreifen würde. Sandy war ein Mann wie ein Baum, aber der Neger, den er Schneeball nannte, sah aus wie ein Schwergewicht allererster Güte.

Sandy schien keine Bedenken zu haben Er trat an das Bett und holte weit mit der Rechten aus. Aber er schlug nicht zu. Statt dessen beugte er sich über den Schlafenden und pfiff durch die Zähne „Komm mal her, Charly!"

Karl Albert Alten kam zögernd näher. In einen Streit zwischen diesen beiden Riesen verwickelt zu werden, konnte er selbst dem neuen Java-Charly nicht zumuten.

Muir zeigte auf den sehnigen Nacken, über den ein dunkler Streifen lief vom Haaransatz bis auf das Leinen des Bettes. Und das Leinen war rot.

Karl Albert Alten wurde sehr nüchtern. Auch Sandy Muir schien plötzlich vollkommen klar zu sein. Seine Finger suchten sicher und geschickt nach der Wunde. Er nickte und tauchte ein Handtuch in den Wasserkrug.

„Schweinerei! He, Schneeball, wach auf! Charly, irgend jemand hat dem André Napoleon mit einem stumpfen Bolo über den Schädel geschlagen. Ein Wunder, daß selbst sein Holzkopf nicht gesprungen ist. Fühl mal . . ."

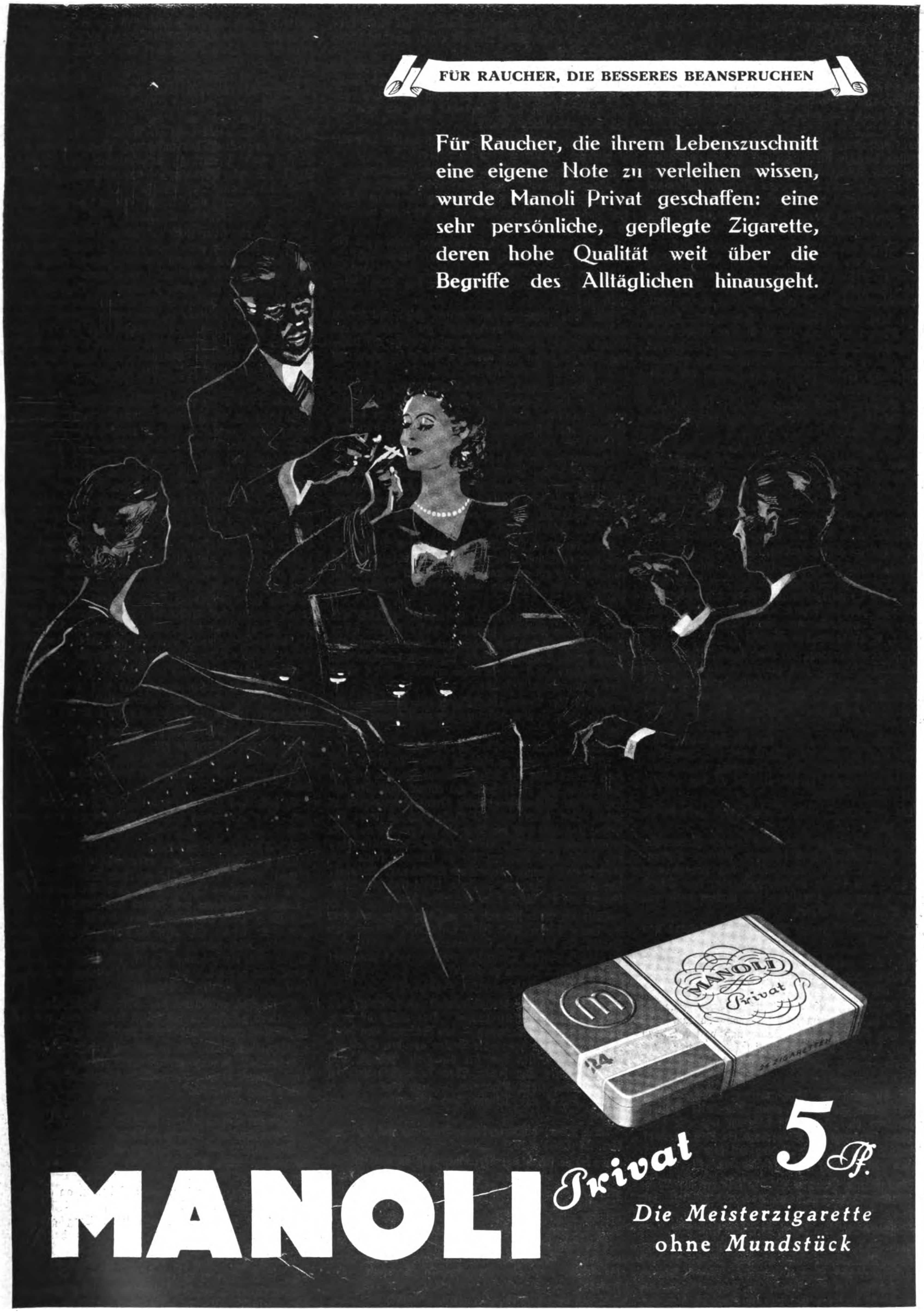
Karl Albert tastete vorsichtig nach dem dunklen Kopf. Das dichte Haar war eine klebrige, feuchte Masse, und darunter fühlten die Finger eine wüste, offene Wunde. Es überlief ihn eisig, aber er nahm sich zusammen. Sandy tupfte ohne besonderes Zartgefühl mit dem nassen Handtuch. Fluchte halblaut.

„Wir müssen einen Arzt finden", sagte Karl Albert.

Muir sah ihn erstaunt an. „Häh? Du bist wohl weich geworden, Charly? Wegen dem Kratzer?"

Karl Albert war empört über soviel Gemütsroheit, sagte aber nichts. Es war ein Wunder, wie Muirs Diener überhaupt hierher gekommen war. Und wer hatte . . .

Fragen ohne Antwort! Das Selbstgefühl der letzten Stunde war wieder verflogen. Er war wieder Karl


FÜR RAUCHER, DIE BESSERES BEANSPRUCHEN
Für Raucher, die ihrem Lebenszuschnitt eine eigene Note zu verleihen wissen, wurde Manoli Privat geschaffen: eine sehr persönliche, gepflegte Zigarette, deren hohe Qualität weit über die Begriffe des Alltäglichen hinausgeht.
MANOLI Privat
24
MANOLI Privat
5 Pf.
Die Meisterzigarette ohne Mundstück

Albert Alten, verschlagen in eine Welt, mit der er nichts gemein hatte.

Nervös sah er auf seine rechte Hand. Die Finger waren rot von fremdem Blut . . .

Sandy hatte inzwischen ruhig und geschäftsmäßig eine Schublade aufgezogen, zerriß ein seidenes Hemd in schmale Streifen und verband geschickt und schnell die Wunde.

André Napoleon hörte auf zu schnarchen, dehnte sich und schlug langsam die Augen auf. Er sah auf Muir — auf Karl Albert, und sein breites, pockennarbiges Gesicht leuchtete unter den weißen Verbandsstreifen auf in einem strahlenden, zahnblitzenden Lächeln.

Mit einem Ruck sprang er hoch und ergriff Karl Alberts blutverschmierte Hand.

„Oh, Massa Charly! Massa Charly wieder da."

Er stotterte vor freudiger Aufregung. Seine Wunde schien er gar nicht zu bemerken. Aber dann wurde ihm plötzlich schwindlig. Seine Hände ließen Alten aus ihrer schmerzlichen Zange und sein Blick wurde matt.

„Fall bloß nicht wieder um, Schneeball", knurrte Sandy Muir trocken und tauchte in eine Nische unter dem Fenster. Mit einer strohumwickelten tropfenden Flasche kam er wieder, schlug kurzerhand den Hals an der Tischkante ab und füllte ein Wasserglas mit Alkohol. „Hier, Schneeball."

Der Schwarze trank gehorsam, fuhr sich mit der Zunge über die Lippen und grinste von neuem. „How do, Käppen Muir?"

Käppen Muir schlug ihm auf die Schulter und trank ihm zu. Auch Karl Albert trank einen Schluck Noch nie im Leben hatte er so viel Alkohol getrunken wie an diesem Abend, aber er fühlte, daß seine Nerven auch noch nie soviel Stärkung gebraucht hatten

Sandy zog eine Handvoll zerknitterter Zigarren aus der Tasche. „Und jetzt das Logbuch, Schneeball . . ."

Der Schwarze paffte genießerisch.

„Vorige Woche Montag — Massa Charly ihm weggehen, sagen zu André Napoleon: Schneeball, du warten hier, bis ich wiederkommen. Dann wir beide nach Longa-Long, pronto. André Napoleon warten. Massa Charly nicht wiederkommen einen Tag, zwei Tage, drei . . .", er zählte an den Fingern

„Heute abend kommen so eine damn Nigger und sagen, Massa Charly, ihm plenty damn krank und brauchen Hemden. André Napoleon, denken ich, nun aber pronto zu Massa Charly, und wie ich über der Lade beugen, der damn Nigger mir ruck zuck bumm und good night Weg. Dunkel."

Er grinste fröhlich. „Aber nun Massa wieder da." Pustend stieß er eine dicke Wolke aus den roten Lippen. Sein treuherziges, nicht übermäßig intelligentes, aber um die Augen herum pfiffiges Gesicht strahlte abgeklärt und zufrieden.

„Ruck zuck bumm", nickte Sandy Muir, „nun möchte ich nur wissen . . ."

Er sah mit schiefgelegtem Kopf in eine Zimmerecke, in der Karl Albert einen schweren, eisernen Tropenkoffer entdeckte. Man sah deutlich, daß jemand versucht hatte, den Koffer aufzubrechen, aber das Schloß saß innen, und das Stahlblech der Kanten hatte nur einige Kratzer und Rillen.

„Wer es war?" fragte Alten zur Fortsetzung von Muirs Frage

„Nee, aber was haben sie bei dir gesucht, Java? Was hast du, das Leroy so stark interessiert, daß er sich getraut, mit dir anzubinden?"

Karl Albert seufzte. Das hätte er auch gerne gewußt. Er sah auf Schneeball, aber von da kam keine Hilfe. Der Schwarze sah gläubig und vertrauend zu ihm auf, wie — wie — ihm fiel kein anderer Vergleich ein — wie Freitag zu Robinson. Welch ein Wirrwarr!

„Na, du wirst es schon merken, Charly", schloß Sandy Muir gleichmütig einen Augenblick heftigen Nachdenkens ab. „Jedenfalls habt ihr jetzt alle beide in schöner Eintracht auf Steuerbord ein Loch im Kopf. Schneeball, daß du einen Schlag mit dem Bolo ausgehalten hast, ist aber doch ein Wunder."

Er zeigte mit Daumen und Zeigefinger die Länge der Wunde Schneeball dachte nach und schüttelte den Kopf.

„Massa Charly, ihm sagen, es geben keine Wunder."

Damit war die Sache für ihn erledigt. Sandy grinste zu Karl Albert Alten hinüber. „Nicht, Charly? Ich habe aber doch schon eine gesehen. Hier in Manila sogar. Da war im Del Rio so ein Zauberkünstler, der schlug ein Ei in einen Hut und, so wahr ich hier sitze, im gleichen Augenblick kam ein lebendiger Hahn herausgeflogen."

„Aber das ist doch nur ein Trick", platzte Alten heraus. Solche unglaubliche Naivität durfte nicht unwidersprochen bleiben.

„So?" meinte Sandy gemütlich, „dann versuch es erst mal." Sein Grinsen wurde wohlwollend breit. „Ich habe es versucht, leider in einem neuen Hut meiner Frau . . . das heißt, der erste Teil, mit dem Ei, das war ganz leicht. Well?"

Alten lachte mit. Er mußte noch viel lernen . . wenn er hierblieb. Wollte er denn hierbleiben?

Sandy stand auf. Reckte die breiten Schultern.

„Brauchst du mich noch, Java? Sonst nehme ich mir 'ne Mütze voll Schlaf. Morgen mittag bin ich im Poloklub und am Abend im Santio Sonst sehen wir uns in Longa-Long wieder."

Er schüttelte Karl Albert und dem Schwarzen die Hand und stapfte hinaus. Breit, sicher, selbstbewußt.

Wieder Longa-Long. Jeder brachte ihn in Verbindung mit Longa-Long, was immer das war Was sollte er dort?

Und was sollte er mit diesem blöd grinsenden Schwarzen anfangen? Er beschloß, zum viertenmal an diesem Abend, diesmal aber unwiderruflich, am nächsten Morgen sofort zum deutschen Konsul zu gehen und von dort zum Norddeutschen Lloyd.

Der Konsul würde am besten wissen, wie er sich am richtigsten dem Diener gegenüber verhielt. Er lächelte müde bei dem Gedanken, einen Diener zu haben. Schwarz und fast unbekleidet — wenn er mit dem nach Berlin käme . . .

Einstweilen war er dabei, das Bett neu herzurichten und einen neuen Moskitero darüberzuhängen Altens Blick fiel auf die eiserne Kiste. Sein Koffer! Lebhaft sprang er auf und suchte in den Taschen nach einem kleinen Schlüssel, der ihm am Nachmittag aufgefallen war. Der Schlüssel paßte.

Erwartungsvoll hob Alten den schweren Deckel hoch und war enttäuscht. Der Koffer schien nichts weiter zu enthalten als ein auseinandergenommenes Jagdgewehr, einige Kästen Patronen und einige Leinenanzüge. Wäsche.

Er begann auszuräumen. Schneeball, glücklich und eine seltsame Melodie summend, hockte bereits neben ihm auf den Fersen und nahm ihm jedes Teil aus der Hand. Seine knochigen Fäuste faßten so behutsam wie Frauenhände. Auf einem Arm entdeckte Alten dabei eine zentimeterbreite Narbe.

Endlich. Am Boden ein Kästchen aus Stachelschweinborsten. Leer — aber darunter lag ein kräftiger, gelber Umschlag.

Dutch — Borneo Rubber Cy., las er.

Viel Inhalt schien es nicht zu haben. Aufgeregt griff Karl Albert unter die Klappe. Einige Papiere und ein Paß. Sein Paß — er hatte ihn einmal ausstellen lassen, um im Riesengebirge keine Grenzschwierigkeiten zu haben, aber dann war die Reise doch zu teuer gewesen. Und jetzt war der Paß bis fast zur letzten Seite gefüllt mit Stempeln, Visen und Landebewilligungen von Häfen und Ländern, die er teilweise kaum dem Namen nach kannte. Comassin? Kwanbang? Kengari? Und hier war Batavia. — Java, 1931! Und hier Zamboanga, wo die Affen keine Schwänze hatten . . .

Seite um Seite studierte er mit dem Eifer, mit dem ein Junge seinen Karl May verschlingt, Namen und Zahlen. Er hatte keine Erinnerung an die Orte, aber die eingestempelten Daten schienen doch den letzten Jahren eine Art Rahmen zu geben.

„Wo habe ich dich getroffen, Schneeball?"

„Hohoho!" lachte der Schneeball so belustigt, daß seine breiten Schultern zuckten. „Das weißt du doch, Massa Charly, in Amurang — der Schipper, ihm sagen André Napoleon haben die Perlen aus den Shell gefingert und wollen ihm bei die Haie, hohoho, und Massa Charly ihm sagen: Was du wollen, hundert Rupien oder einen Kinnhaken — und dem Schipper sagen ‚damn' und kriegen dem Kinnhaken pronto Hoho!"

Karl Albert blätterte schon. Amurang auf Celebes, hier, 23 Oktober 1933 . .

Er kratzte sich hinter dem Ohr, stieß an das Pflaster und verzog die Lippen. Das Schemen Java-Charly bekam immer mehr Fleisch und Blut. Erstaunt und unbehaglich sah er auf die Knöchel seiner rechten Hand, die ihm mit einem „Kinnhaken pronto" einen Sklaven verschafft hatte. Konnte man es anders nennen?

Moskitos, von der Lampe angelockt, summten emsig um seinen Nacken. Landeten unfühlbar auf der Stirn, die feucht war von der schwülen Nachtluft. Oder fror er?

Neben dem Paß lagen einige unordentlich zusammengefaltete Papiere. Er sah auf dem ersten einige unverständliche Zahlen und geographische Angaben und wollte sie schon ungesehen wieder in den Koffer legen da er ihren Sinn nicht verstand, als er an einen Rand gekritzelt das Wort Longa-Long las. Schnell suchte er weiter.

Da . . . auf einem handgroßen Zettel, schmutzig und zerknittert, das Wort Contract, Vertrag.

. . . Für ein zweites Darlehen von dreihundert Pfund eingetragen an erster Stelle auf sämtliche Assets — das waren wohl die Aktiven — von James Brent, Longa-Long, das unbedingte Vorkaufsrecht auf Station und Pflanzung Unterschrieben mit James Brent, vor acht Monaten — und darunter gekritzelt stand noch „Danke Dir, Charly!"

James Brent? Und Ursula Brent hatte heute abend . . wie hing das zusammen?

Er hatte eine steile Falte zwischen den Augenbrauen, als er die restlichen Papiere durchsah. Es war schon ein Darlehen aus dem vergangenen Jahr dabei, auch über dreihundert Pfund, und dann fand er auch, wo er das Geld überhaupt her hatte. Ein anderer Vertrag, der mit diesen beiden Zetteln zeitlich übereinstimmte — mit dem zweiten durch einen gleichlautenden Zusatz — besagte in gewundenem Juristenenglisch, das Alten kaum verstehen konnte, daß er einem gewissen Sussue Ariti, Kapitän des Luggers „Mañana", eine Teilhaberschaft an genanntem Boot und später das ganze Boot verkauft hatte.

Es war ein wenig reichlich für einen Tag.

Er hatte ein Schiff gehabt — Sandy sagte, er hätte es im Poker gewonnen — und dann hatte er es verkauft, um einem Mann Geld zu leihen, den er selber nicht kannte und dessen Witwe ihn öffentlich ohrfeigte!

Karl Albert Alten warf die ganzen Papiere in den Koffer zurück und klappte heftig den Deckel zu.

Finger weg! Mit diesen Dingen wollte er nichts zu tun haben. Schlafen und morgen zum Konsul. Ihm fiel ein, daß sein früheres Schiff auch „Morgen" geheißen hatte. „Mañana" — wie weich das klang!

Er machte sich nicht die Mühe, die Kiste abzuschließen, obwohl er langsam zu verstehen begann, warum man versucht hatte, sie aufzubrechen . . . Und warum er hatte im Krankenhaus liegen müssen! Leroy? Wer konnte Leroy sein? Sollte er sich die Papiere holen! Karl Albert Alten hatte nicht die geringste Lust, für ein Longa-Long, unter dem er sich nichts vorstellen konnte, dunklen Ehrenmännern als Zielscheibe zu dienen

Das konnte auch morgen der Konsul . .

Er ging zum Waschbecken. Hinter ihm schloß André Napoleon, der Schneeball, nachdrücklich die Kiste ab und steckte seinem Herrn den Schlüssel in die Tasche.

Karl Albert schüttete Wasser in das Becken und hielt mitten in der Bewegung inne. Unter der Kanne hatte ein Zettel gelegen. Er hob ihn auf.

„Laß die Finger von L. Das nächstemal treffen wir besser."

Er setzte den Krug hin und las den Zettel noch einmal. „You keep away from L. or we'll get you next time."

L — das war Longa-Long.

Und der Zettel war eine unverschämte Drohung.

Karl Albert Alten hatte sich sein Leben lang für einen friedfertigen Menschen gehalten. Er hatte sogar an André Napoleons und Muirs Erzählungen, die mit ihm selber zusammenhingen, starke innere Zweifel gehabt. Er konnte sich nicht vorstellen, daß er einen Menschen nach kurzem Wortwechsel zu Boden schlug Boxen war ein gesunder Sport, der ohne persönliche Abneigung gegen den Partner geübt werden mußte . . sonst war es Raufen. Schlägerei.

Er sah nachdenklich auf den erboxten Schneeball, der abwartend grinste. Er sah höchst komisch aus mit den Kopfbinden aus einem seidenen Hemd . . .

„Schneeball, wann waren wir auf Longa-Long?"

Schneeball begann zu rechnen „Lange", fand er dann „Lange vorher, wenn Massa Charly Massa Ariti unsere ship verkaufen."

„Ja, Schneeball?"

Aber der Schwarze war schon fertig

„Dann war es", sagte er bestimmt

Karl Albert gab das Rennen für diesen Tag auf Er war zu müde, um weiter nach seiner eigenen Vergangenheit zu horchen.

Aber gleichzeitig gab er jeden Gedanken an eine sofortige Rückreise nach Deutschland auf

Er hatte dem Besitzer von Longa-Long geholfen das schien festzustehen, und auch Sandy hatte von Freundschaft gesprochen. Schön.

Warum aber schoß ein Señor oder Monsieur Leroy nach ihm? Warum wurde der gutmütige Schneeball niedergeschlagen? Warum erhielt er zwei Ohrfeigen und eine schriftliche Warnung, sich in Longa-Long sehen zu lassen?

(Fortsetzung folgt.)

Für den Herbst



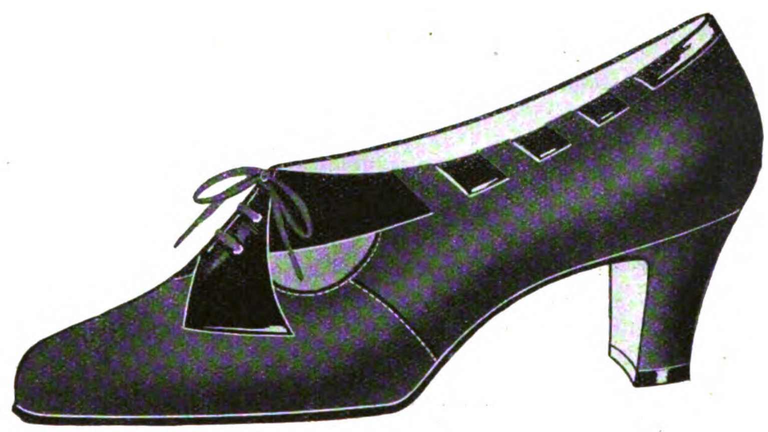
Blau Wildleder mit schwarz Lack
MODELL SALAMANDER



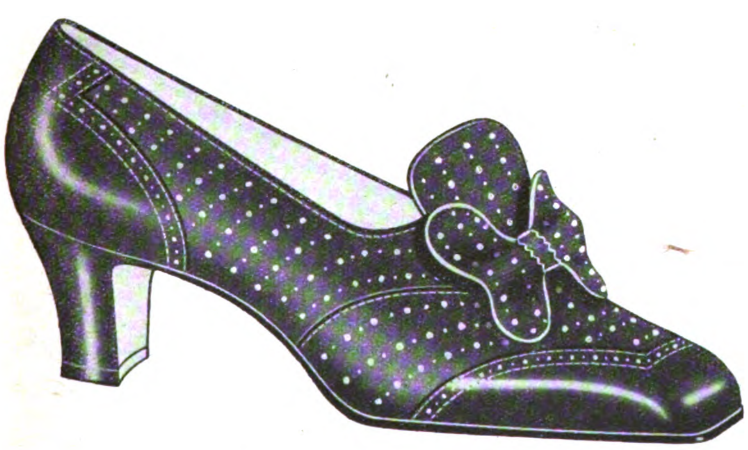
Braun Wildleder mit Leder-Riemchen
MODELL SALAMANDER



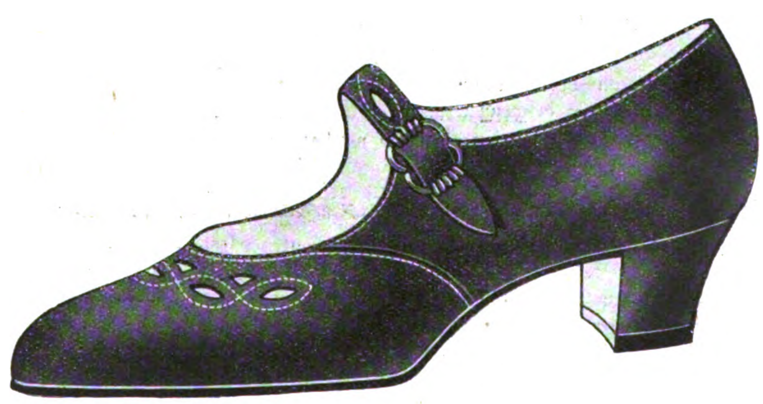
Braun Wildleder mit Lack-Biesen
MODELL SALAMANDER



Blau Wildleder mit schwarz Lack
MODELL SALAMANDER



Braun Kalbleder mit Wildleder
MODELL SALAMANDER



Blau Wildleder
MODELL SALAMANDER

G 1054

Onkel Bennos WIESENZAUBER

Ein Oktoberfesterlebnis von Ernst Hoferichter

Wenn mein Onkel Benno in seine Geldbörse sah, so war es — als würde er in einer Kleiderfalte nach Marienkäfern suchen. Denn er hatte immer Angst, zu seinen Ungunsten ein Zehnerl mit einem Zweipfennigstück zu verwechseln.

Neben einem Doppelkinn und silbernen Ohrringen besaß er drei Hausstöcke, die frei von Hypotheken und Ungeziefer waren.

Von diesem Onkel erhielt ich einst, da ich noch ins Pennal ging, eine Postkarte. Darauf stand mit rotem Stift unterstrichen, daß er mich dringend in einer Sache zu sprechen wünsche, die für mich hocherfreulich sei.

Ich würgte mein Mittagsmahl hinunter, zog den schwarzen Anzug an und meldete mich beim Onkel Benno.

Dort erfuhr ich zu Füßen eines Regulators mit Glockenanschlag, daß er vorhatte — mich für nächsten Samstag zu einem Besuch der Festwiese einzuladen. Dieses Vorhaben kündete er mir in stehender Haltung, den rechten Fuß nach vorne gesetzt, an.

„... und ich sag' dir's heut' schon, damit du dich drei Tag' lang d'rauf freuen kannst .. " betonte er dabei.

„... ich danke dir vielmals ...!" sagte ich bereits zum dritten Male, wobei ich versuchte, den Ausdruck meiner Freude jeweils in einem andern Tonfall erkennen zu lassen.

„... also, du bist dazu von mir eingeladen und sozusagen unser Gast, net wahr ...!"

„... Vergelt's Gott, lieber Onkel ..!" gelang mir der Dank diesmal mit einem vibrierenden Unterton, indem ich ruckartig seine Hand schüttelte ...

— — Die drei Tage Vorfreude vergingen schnell, und am Samstagnachmittag, zwei Uhr, holte ich Onkel Benno und Tante Erna zum Gang auf die Wies'n ab.

Der Onkel war damit beschäftigt, sich aus einem Pappdeckel neue Fußeinlagen zu schneiden, und die Tante füllte in der Küche zwei Thermosflaschen mit Zitronenlimonade und wickelte je ein Fünftel Leoniwurst und Kartoffelsalat ins Zeitungspapier ein

Ihr Mund war wie eine Nelke. Zu dieser Arbeit zog sie ihn noch mehr zusammen — aus Angst, ein Blatt davon verlieren zu können.

Auf der Straße ging ich sogleich auf die Haltestelle der Trambahn zu.

„... I mein, wir fahren net lang ... Bis ma drei Minuten warten und amal umsteig'n, derweil sind mir z' Fuß in a guaten Stund aa auf der Wies'n ..." schlug der Onkel vor, und die Tante nickte dazu mit den künstlichen Veilchen ihres Hutes.

„... Ja, ja, Bua, du hast es schön ..., du hast koane drei Hausstöck und keine Sorg'n ..!" sprach der Onkel

„... Aber, warum verkaufst du die Häuser nicht, wenn — —?" fragte ich bescheiden.

„So dumm kann nur einer daherreden, der nix hat ...! Wenn i dö Häuser abstoß, dann muaß i mir Aktien kaufa ... und dö steig'n und fallen, daß ma erst recht koa ruhige Nacht net hat . ."

„.. Ja, und wenn du dei' Sach' all's herschenken tät'st ...?"

„Du Depp, dann könnt' i jetzt net mit dir auf d' Wies'n geh'n und dich dazu aa noch freihalt'n — —", schloß mein Onkel den Kreis der Unterhaltung.

Und wir gingen still nebeneinander, bis die ersten Orgeltöne und Schüsse hörbar wurden und der Duft der Steckerlfische und Brathendel uns von der Festwiese her entgegenkam — —

„... so ...! Da geh her ... Jetzt kauf ich dir a Paket Honigkucha ...!" sprach der Onkel so laut, daß es wie der Ausruf vor einer Raubtierschau gehört wurde.

„... Das freut mich aber wirklich ...", antwortete ich tonlos.

„ . . Dafür mußt dich aber auch amal dankbar zeig'n . . ." fügte die Tante hinzu

„... Undankbar werde ich nie sein ...!"

„... Vor allem, daß d' guate Noten heimbringst und im Leben amal 'was G'scheit's wirst .. So, also dö gehören dir, steck s' nur ein ...!"

„Alle auf einmal brauchst ja net essen ...", warf die Tante ein und setzte hinzu: „... solche Honigkuchen kann man lang aufheben, wenn ma' zum Beispiel a feuchtes Tuch nimmt und — —"

„... und wenn mir amal g'storb'n sind, dann g'hört sich's, daß d' aa noch an uns denkst, an dein' Onkel, der — —"

„— — a feuchtes Tuach nimmst und die Honigkuacha damit umwickelst . . . bis über Weihnachten und noch länger hast na' was ..."

„... Dei'm Onkel, sag i, der dir das Studium verschönt hat und dir auf der Wies'n — —"

„... vergessen tu' ich nichts lieber Onkel und liebe Tante ...!"

„Ja, no — mitten im Vergnügen kann man leicht was versprechen — und Undank is der Welt Lohn ...!" verfiel die Tante in Trauer und schnaufte so tief ein, daß man die Korsettstangen sich biegen hörte.

Hinter einer Zeltwand brüllte eine Menagerie. Peitschen knallten und das Fauchen der wilden Bestien war deutlich zu vernehmen.

Der Onkel blieb stehen: „... Jetzt heb di staad ...! Dös is interessant ... Stundenlang könnt' i da zuhören ... wer was g'lernt hat, der kennt's schon am Schreien, was dös für a Viech is .."

„Aber Onkel, einen Leoparden hätt' ich ganz gern einmal erlebt, wie er — —"

„Paß auf ...! A Katz hast doch schon amal g'sehen ...? Jetzt multiplizierst so a Viech mit hundert oder tausend, dann hast an Leoparden vor dir ... und zwanz'g Pfennig Eintritt sind erspart — —"

„... Ja, ja, da hat dei' Onkel schon recht ..." ermahnte die Tante.

Gegenüber war das Zelt des Kapitän Cook mit seinen „zwanzig dressierten Eisbären" aufgebaut.

Der Onkel deutete mit der Spitze seines Spazierstockes nach diesem Wunder der Natur: „ . . Da hast dieselbe G'schicht ... wennst in unser Schlafzimmer gehst, nachher siehgst vor jedem Bett so an Bären lieg'n. ... Und so reißen dö ihr Maul auf, daß i eahna meine Schlappschuah zwischen d' Zähn' einileg'n kann . und zahm san's, daß höher nimmer geht ...!"

„Ja, Onkel, aber lebend sind doch Tiere viel — —?"

„Was hoaßt lebend ...? Dö mein' san aa amal lebendig g'wesen — und dö in dem Zirkus werd'n aa amal a Bettvorlag ... Dös is g'hupft wia g'sprunga ..! Dös is a Glücksfall, daß ma da grad den Augenblick derwischt, wo sie sich noch rühren und doch no net im Schlafzimmer lieg'n ..."

Während dieser Belehrung kamen wir vor eine Bude, vor der in allen Größen die Steckerlfisch im offenen Feuer bräunten. Man konnte es sehen, wie sie von Minute zu Minute immer knuspriger wurden — und mir lief schon das Wasser im Munde zusammen.

„Da geh her, Bua ...! Da schmeck amal ... Spürst du's 'raus, wia jeder an andern G'ruch hat ..? Da kann ma in der Nasen schon dö Preislage feststellen . .! Und beim Riach'n brauchst net auf d' Gräten Obacht geb'n ..!"

— — Es wurde Abend, und meine Verwandten hatten in einer Bierbude hinter Föhren und Taxen einen versteckten Tisch gefunden, an dem nur ein Herr saß

„Da kannst di jetzt ausruhen von all dem, was g'sehg'n hast ...", sagte der Onkel zu mir, indes die Tante ihre Pakete auspackte.

An Stelle einer Bestellung bekam die Kellnerin zehn Pfennig Trinkgeld als Entschädigung für die benützten Plätze. Fünfzehn Hausbrote wurden durch drei geteilt

„D' Wurscht ißt z'letzt, nachher moanst, du hast lauters Fleisch ..", schlug die Tante vor und zapfte die erste Thermosflasche an.

„... Sie, Herr Nachbar, hab'n Sie heuer auf der Wies'n scho a Hendel probiert .. ?" begann der Herr am Tische ein Gespräch.

„Na — mit dene Hendel hab' i's net ..!" knurrte der Onkel

„Sie ..., dö soll'n aber fein sei' ..., nur prima Milchhendel ...!"

„Dö san ja wia Fliag'n ..., a Schluck und a Druck — und drunt sans .. Da müßt ma ja drei auf oan Schlag essen, bis ma merkat, daß — —"

„Sie, dös könnten Sie net, da wett i mit Eahna was woll'n ...!" ereiferte sich der fremde Herr

„Drei auf oan Sitz pack i ...!" rief der Onkel.

„Was wett' ma' . . .? Zehn Mark und dö drei Hendel ..?"

„Beni, sei g'scheit ..., laß dich in nix ein ...!" wurde die Tante lebhaft.

Der Onkel stieß sie heimlich unter dem Tisch — als Zeichen, daß er die Wette totsicher gewinnen würde.

„Also, was is 's ...? Wenn Sie jetzt drei Hendel essen, zahl i dö Zech und zehn Mark dazu ... Wenn net, kriag i dös Geld und Sie müassen dös Geflügel selber begleicha ...!"

„Eing'schlag'n ...! Gilt schon ...!" schrie der Onkel und sah im Geiste den Preis der gewonnenen Wette ausbezahlt und die drei Brathendel in seinem Magen liegen ...

Die Kellnerin schwankte wie ein Perpendikel nur mehr zwischen der Küche und unserem Tisch hin und her. Das zweite Hendel ward schon serviert, als das erste nur zur Hälfte verspeist war — und das dritte kam, als mein Onkel das zweite erst tranchierte.

Der Onkel saß wie ein Fakir da, stierte ein Loch in die Luft und biß und schluckte. Die Tante machte die Gebärde des Kauens mit, in der Hoffnung — ihren Mann durch eine Art Vorturnen anzufeuern.

Aber nichts half. Im Eifer der Wette hatte er vergessen, daß schon fünf Hausbrote, die Wurst und der Inhalt einer Thermosflasche in seinem Bauch lagen.

Beim Anblick des dritten Hendels erbleichte er und sprach ohne Akzent: „... Jetzt kann i nimmer — —"

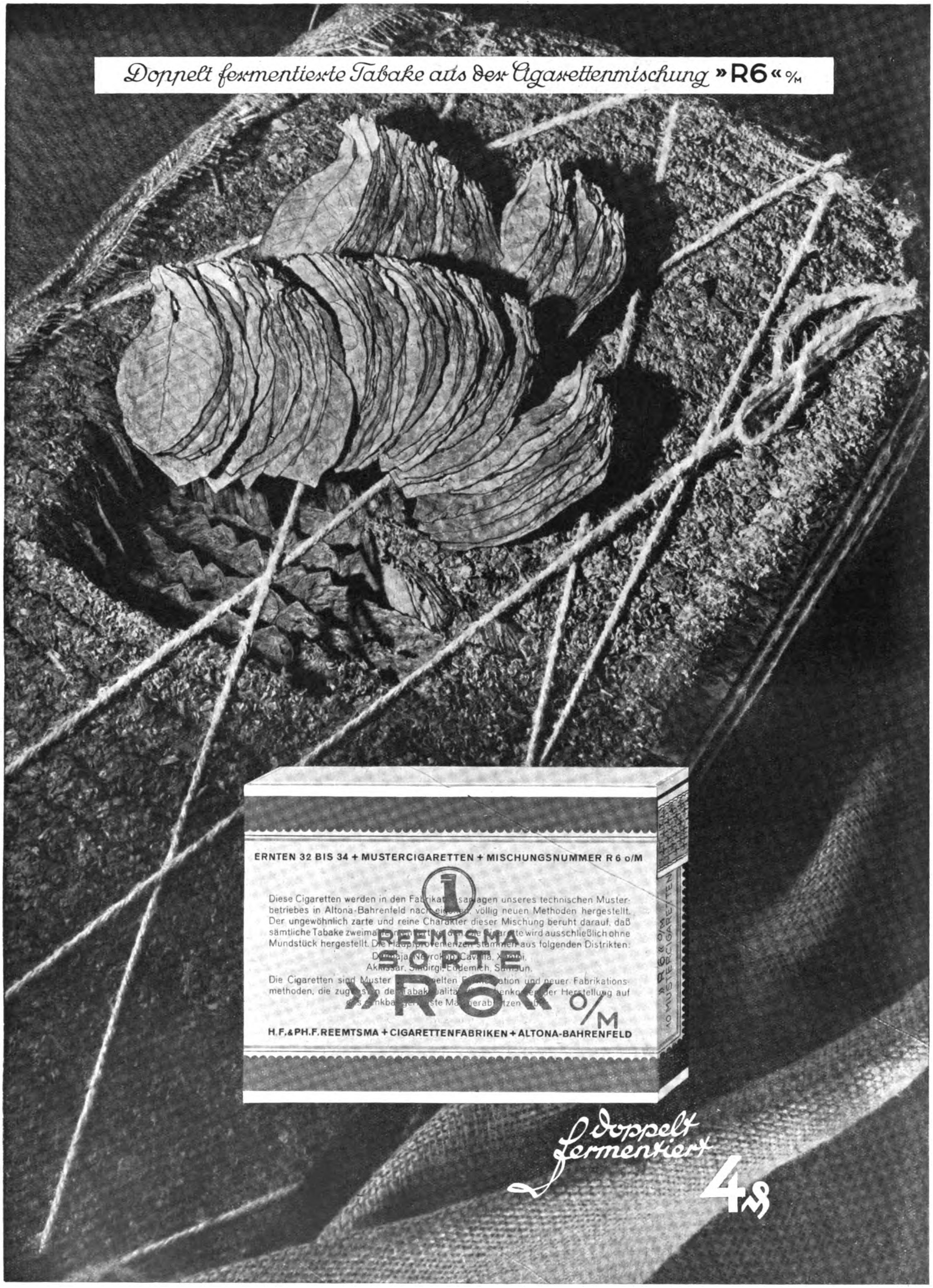
„Beni, vielleicht geht's doch no ...! Denk an die zehn Mark und dö teure Zech. .!" rief ihm meine Tante zu und bekam im Gesicht eine anfeuernde Röte, die sie von der Jungfrau von Orleans zu haben schien

„Na —, mir is gar net guat ..", hauchte der Onkel, legte zehn Mark und die Zeche für die drei Hennen auf den Tisch — und schob der Tante das dritte Geflügel zu. Der aber schien durch den katastrophalen Ausgang der Appetit vollkommen vergangen zu sein. Und am Ende der Reihe kam ich doch noch zu meinem resch gebräunten Wiesenhendel — —

Während ich es verspeiste, schob der Herr das Geld ein und ging erfreut grüßend von dannen. Auch er war so ganz umsonst auf Kosten meines Onkels zu einer Brotzeit gekommen — —

Der Heimweg war still und stumm. Erst vor der Haustüre fand mein Onkel die Sprache wieder: „.. Dafür laß' i jetzt ganz einfach in der Goethestraße dö Abortfenster net streicha — —"

„So machst as, Beni ..!" gab ihm die Tante aufatmend recht. Und ich ging mit meinem Paket Honigkuchen sorglos und voll des Wiesenzaubers nach Hause. — —



Doppelt fermentierte Tabake aus der Cigarettenmischung »R6« o/M
ERNTEN 32 BIS 34 + MUSTERCIGARETTEN + MISCHUNGSNUMMER R 6 o/M
REEMTSMA
SORTE
»R6« o/M
Mundstück hergestellt.
aus folgenden Distrikten:
H.F.&PH.F.REEMTSMA + CIGARETTENFABRIKEN + ALTONA-BAHRENFELD
doppelt fermentiert
4 ₰

Georg Walter Suppin:

Aufstand in Tengistan

Ein Mann führte Krieg gegen England

(4. Fortsetzung.)

Waßmuß bereitete die Stammeskrieger vor für die große Schlacht, die sie schlagen sollten, schlagen gegen England! Das ganze Hinterland des Golfes war in Bewegung.

Die Nachrichten überstürzten sich, und Buschehr fing an aufs neue zu bangen. Sir John Nixon war überzeugt, daß es nun ernst wurde und begann die Vorbereitungen zur Verteidigung Buschehrs zu treffen.

Und über Nacht war der Aufstand in Tengistan Wahrheit geworden. Von den Bergen stürmten die Krieger, die Hirten verließen ihre Weideplätze, aus den Städten eilten die Krieger, die Scheichs verließen ihre Paläste und die schwarzen Zelte aus Ziegenhaar. Und jeder fand eine Flinte, eine Pistole, einen Krummdolch . . .

Es war Anfang Juli, als die Nachricht den Oberstkommandierenden von Buschehr, General Nixon, erreichte. Es wurden Vorposten eingerichtet, Patrouillen streiften über die sumpfige Maschileh. Blaujacken aus den Kriegsschiffen wurden gelandet.

In den Nächten leuchteten die Lagerfeuer aus der Wüste des Garmsir, des heißen Landes, herüber über die Maschileh. Am Tage knallten Schüsse, Reiterspiele wurden geritten, Reiterspiele vor Waßmuß, um ihm den Mut der Krieger vorzuführen, den Kriegstaumel, den Blutdurst. Die Scheichs waren stolz auf ihre Truppen Die Pferde wieherten, die Fahnen wehten im Wind, die dunklen Trommeln riefen zum Kampf

Wie der Sturmwind fegten die Hufe der tausend und aber tausend Pferde über den Sand von Deschistan. Braune Fäuste hielten die langen Flintenläufe. An den Griffen der Handschars, der Krummdolche glänzten die Edelsteine. Die Farben der persischen Kriegskleidung leuchteten in der Sonne, die weißen Burnusse der arabischen Krieger blendeten das Auge, flatterten, wehten im Galopp.

Das war der Aufstand in Tengistan. Das war der große Heilige Krieg. Im Wind flatterte die heilige Fahne, die grüne Fahne mit dem Sichelmond.

Am 12. Juli 1915 hatten die Stammeskrieger ihre Stellungen um Buschehr bezogen. An diesem Tage erfuhren die diensthabenden Offiziere des Vorpostens von Rischehr, dem Sitz des britischen Residenten, daß zwei Meilen südwärts eine Truppe von Stammeskriegern versteckt lagerte und auf den Befehl zum Angriff wartete. Die beiden Offiziere suchten sich tapfere Leute aus ihrer Mannschaft und ritten zur Kundschaft aus. Doch die Engländer wurden entdeckt und niedergemacht. Auch die beiden Offiziere fielen Dies war ein schlechter Anfang für Buschehr.

Es waren die Truppen Rais Ali's von Dilbar, die den britischen Kundschaftertrupp niedergemacht hatten.



Alter Friedhof südlich von Schiras. Geisterbeschwörende Grabmäler — Löwen darstellend — haben den Stürmen der Jahrhunderte getrotzt.
(Aus „Iran, das neue Persien", von Axel von Graefe; Aufnahme: A. v. Graefe.)

Rais Ali sandte sofort zu Waßmuß, um ihm „den großen Sieg über England" zu melden. Nun gab es kein Zurück mehr. Die Kunde von den erschlagenen Briten ging wie ein Lauffeuer durch die Streitkräfte des Djihad.

Waßmuß ritt von Truppe zu Truppe, auf und ab, den weiten Bogen um die vielen Lager hinter der Front. Er besuchte die Khane, die Scheichs, feuerte die Krieger an, jedes seiner Worte bedeutete Kampf, Schlacht, Krieg!

Rais Ali von Dilbar stand mit seinen Kriegern im Süden, nächst Rischehr, daran schlossen sich die Truppen Zair Khidair Khans und gegen Norden standen die Scharen der Scheichs von Kutah und Deschistan

Gegen sieben Uhr griffen Rais Ali und Zair Khidair Khan die Engländer an. Die Briten hatten gute Stellungen bezogen. Maschinengewehrfeuer schlug den Stammeskriegern entgegen, eine Feldkanone bellte auf — der erste Ansturm kam zum Stehen. Die Eingeborenen lösten ihre Reihen auf, ritten zurück, sammelten sich zu neuem Angriff. Aus gut getarnten Plätzen erwiderten die Briten das heftige Feuer, wehrten Attacke für Attacke ab, hielten Welle um Welle der heranbrausenden Stammeskrieger auf. Die Verluste auf beiden Seiten waren groß

Aber Rais Ali und Zair Khidair Khan gaben nicht nach. Sie waren fanatische Streiter. Und Waßmuß feuerte die Krieger an Er sah, daß die Briten alle Mühe hatten, sich zu halten. Rasch mußten die anderen Streitkräfte, die im Osten und Norden, eingesetzt werden. Eine gewaltige Attacke — dann mußte die englische Verteidigung zusammenbrechen!

„Sultan Ali!" rief Waßmuß seinen Begleiter und Adjutanten „Sultan Ali! Reite zu den Schah Kutahi, zu den Deschistani! Augenblicklich Generalangriff! Sturm auf die Briten!"

Sultan Ali wendete sein Pferd und galoppierte davon. Eine Staubwolke nahm ihn auf und trug ihn hin über die weite Maschileh.

Waßmuß fieberte. Wie ein Sturmwind brausten die Krieger von Ahram gegen die britische Batteriestellung. Draußen hinter Buschehr sank die Sonne. —

Der Angriff der Schah Kutahi blieb aus. Nichts war zu sehen von den Deschistani. Waßmuß wunderte sich, Wut packte ihn plötzlich. Und er galoppierte gegen Nordosten

Da kam ihm Sultan Ali entgegen

„Oh Aga! Die Schah Kutahi und die Deschistani sind fortgeritten!"

„Hunde! Allah verbrenne sie!" fluchte Waßmuß in unsagbarer Wut. Im Südwesten ratterten die britischen Maschinengewehre.

„Oh Aga! Du hast ihre Scheichs beleidigt, denn du hast Rais Ali und Zair Khidair vor ihnen erlaubt, anzugreifen! Du hast sie gekränkt, indem du die anderen vorgezogen hast!"

Waßmuß schüttelte den Kopf. Was sollte er tun?

Indes war es dunkel geworden und die beiden Scheichs hatten den Sturm eingestellt. Das Feuer ruhte die Briten brachten ihre Toten und Verwundeten nach Buschehr zurück.



„Hugh, – ich habe gesprochen!“

Wer hat nicht als Kind die Geschichten von Buffalo Bill gelesen, von Old Shatterhand und Winnetou? Mit der Erinnerung daran steigt auch das Bild der amerikanischen Landschaft und ihrer Menschen in uns auf, eine tolle Gegend mit rauhen Sitten. Und so ist denn auch der Tabak, der dort gedeiht, ein getreues Abbild dieser Atmosphäre: Äußerst herzhaft, aber von einer ungemein reichen Aromafülle, ganz und gar einmalig, eben Virginia-Tabak.

Die Gold Dollar Zigarette steht und fällt mit diesem Virginia-Tabak. Wer ganz auf „zahm“ und „milde“ eingestellt ist, der soll sie lieber garnicht erst versuchen. Wer aber die herzhaften Genüsse dieser Welt liebt, der wird auch ein treuer Freund der Gold Dollar werden.



Gold Dollar

»American Blend«

Der Mond ging auf und tauchte die weite, ebene und sumpfige Maschileh in unwahrscheinlichen, geisterhaften Glanz. Waßmuß und Sultan Ali ritten langsam südwärts. Da — draußen im Mondschein tauchten Schatten auf, von Buschehr her Schattengestalten von Reitern

„Indian Cavalry!" zischte Waßmuß. Und die beiden ritten hinaus in die Wüste, gegen Osten. Vielleicht dachte Waßmuß, dabei das Nachtlager der Schah Kutahi zu finden, die Scheichs zu überreden, wieder zurückzukehren. Oder er dachte daß auch Rais Ali und Zair Khidair sich zurückgezogen hatten, zurück in die Wüste

Aber die beiden Khane hatten ihr Lager gehalten. Ihre Krieger ruhten aus zu neuem Angriff. Und als der Morgen anbrach, um vier Uhr, bei Tagesgrauen, da krachten draußen in der Maschileh die ersten Salven, die britischen Maschinengewehre begannen zu rattern, die Feldkanone dröhnte ihre ersten Schüsse hinaus in die Palmengruppen der Lager

Waßmuß und Sultan Ali hörten den Schlachtenlärm hinaus in die Wüste, und sie kehrten im Galopp zurück. Der Kampf war heiß und hartnäckig, doch die Verteidigung der Briten besser, als am Tage zuvor. Rais Ali sandte nach Norden, zu den Schah Kutahi, sandte zu den Scheichs der Deschistani, sie sollten alle zugleich mit ihm angreifen . . .

Aber die Schah Kutahi und Deschistani waren nicht mehr da, waren schon am Abend fortgeritten.

In diesem Augenblick erreichte Waßmuß das Feldlager.

„Auf, o Rais Ali! Wir sind allein! Gib Befehl zum Rückzug! Heute ist der Kampf aussichtslos!"

Der Rückzugsbefehl löste die Sturmreihen der Stammeskrieger auf. Sie fluteten zurück, rasch zurück, wie zur Flucht. Aber die Briten folgten ihnen nicht. Sie kannten dieses Zurückfluten, auf das jedesmal eine neue, hitzigere Attacke zu folgen pflegte

Doch dieses Mal kehrten die Feinde nicht wieder. Sie waren verschwunden wie ein Heer von Gespenstern, verschwunden in der Wüste über der die Glut der Vormittagssonne lag. Sie waren alle zurückgekehrt in die weiten Ödnisse, zurück in die einsamen Berge, aus denen sie herabgebraust waren, wie ein Unwetter im März. Die Briten warteten noch den ganzen Tag, warteten die Nacht — — — die Feinde kamen nicht wieder!

Das war die erste Schlacht von Buschehr!

England wußte nun, wie stark der Feind war, wie hartnäckig seine Angriffe, wie gefährlich sein Kampf. Und neue Verstärkungen mußten nach dem Golf geschickt werden

Ein einziger Mann war es, der England die Klinge bot, ein Mann, vor dessen Macht die britischen Kräfte am Persischen Golf Angst hatten und zitterten. Wenn Waßmuß fiel, war alle Gefahr aus dem Hinterland gebannt.

Die erste Schlacht von Buschehr hatte gewaltigen Eindruck auf die Briten gemacht. England entschloß sich nun, Buschehr, das ja eigentlich persisch war, endgültig zu besetzen. Mit den Verstärkungen erschienen im Golf vier Schiffe der British Navy, H. M. S. Juno, H. M. S. Pyramus, H. M. S. Lawrence und H. M. S. Dalhousie. Und am 8. August 1915 wurde Buschehr für die Krone Großbritanniens in Besitz genommen. Der Union Jack stieg an den Flaggenmasten empor, an denen bis dahin die „Goldene Sonne mit dem Silberlöwen" flatterte.

Die Regierung von Indien, der ja die britischen Besitzungen am Golf unterstehen, setzte jetzt einen Preis auf Waßmuß aus. Es war ein hoher Preis, und man hoffte, daß sich bald ein Eingeborener, ein goldgieriger Scheich oder Khan finden würde, der Waßmuß um diesen Kopfpreis verriet. Doch England hatte sich geirrt! Waßmuß hatte wenig oder keine Feinde in Tengistan und Deschistan. Trotz des hohen Kopfpreises, ist er während des ganzen Krieges niemals verraten worden!

Während des Ramadhan ritt Waßmuß auf und ab durch Tengistan, kam nach Schiras, kehrte zurück durch die Schluchten der Berge, nach Kasrun, nach Borasdschan. Er war bald in Ahram, bald in Dilbar, dann wieder in den Bergen, den einsamen, öden Gebirgen von Tengistan. Und in den stillen Nächten stürmten Kriegerscharen aus der Wüste, kamen über die Maschileh, töteten britische Wachen, brannten Häuser nieder, überfielen Patrouillen. Die Verteidigung der Stadt wurde den Briten von Tag zu Tag schwerer. Die Stämme der Gebirge aber waren unausgesetzt unter Waffen, Krieger bewachten die Straßen, belagerten die Wegstationen. Es wurde jeder Handel nach dem Golf, jeder Verkehr mit den Engländern unterbunden. Die Hafenstädte, die die Briten besetzt hielten, waren nun völlig abgeschnitten vom Hinterland und die Verproviantierung der Besatzungen und Einwohner mußte von Indien aus besorgt werden.

England unternahm alles, um sich an Waßmuß zu rächen, um das Hinterland aufzuschließen, die wichtige Verbindung mit Fars und dem übrigen Persien, die Verbindung mit Rußland. Man wußte in Buschehr, daß Rais Ali der Tapferste unter Waßmuß' Anhängern, daß er am meisten von allen Stammesoberhäuptern zu fürchten war. Sie hatten seinen Mut und seine Kriegslust in der Schlacht von Buschehr erfahren. Das Oberkommando von Buschehr beschloß daher, eine Strafexpedition nach Dilbar zu senden, um Rais Ali schwer zu treffen. Es sollten die Palmgärten von Dilbar vernichtet werden! Ein teuflischer Einfall, wahrlich! Denn die Palmen bedeuten das Leben der Wüstenstädte, so wie dem Hirten der Berge die Herden

Zwei Tage vor dem Ende des Ramadhan lief ein britisches Kriegsschiff aus um ein Landungskorps nach Dilbar zu werfen. Die Mannschaften wurden ausgebootet, aber Rais Alis Krieger verhinderten die Landung! Das Schiff kreuzte zwei Tage lang draußen vor Dilbar, indes die Städte Groß-Dilbar und Alt-Dilbar befestigt und zur Verteidigung instand gesetzt wurden

Am Tage nach dem Ende des großen Festes wurde das Landungskorps ausgebootet. In Dilbar aber ritt Rais Ali unter seinen Kriegern auf und ab rief sie zum Kampf, feuerte sie an gegen die Inglis! Sie sollten die Landung der Inglis verhindern! Es ist besser zu sterben als einen Fußbreit Landes dem Feind zu lassen!

Um elf Uhr näherten sich langsam drei Reihen von Booten mit englischen Truppen der Küste. Die Wut der Dilbari erreichte ihren Höhepunkt und suchte sich in einer wilden Beschießung der Boote Luft zu machen. Viele Engländer fielen. Aber da begannen die britischen Maschinengewehre zu rattern, mähten in die Reihen der Dilbari, die Granaten der Schiffsgeschütze schütteten Tod und Verderben in ihre Reihen. Doch nur zäh waren die Stammeskrieger von der Küste wegzubringen immer wieder versuchten sie, ihre Salven über die Boote zu schicken, immer noch fielen Engländer unter ihren Kugeln

Endlich zogen sich die Dilbari nach Süden in einen Palmenwald zurück. Die

Briten besetzten das Ufer, drangen langsam vor und setzten sich fest. Ein Stellungskampf begann, der den ganzen Tag über währte. Unausgesetzt knatterte das Feuer von beiden Seiten, britische Maschinengewehre ratterten, zu einem Angriff aber kam es nicht.

Am nächsten Morgen, bei Tagesanbruch stürmten die Engländer den Palmenhain, die Dilbari flohen, zogen sich in die beiden Städte zurück. Nun wurden die Palmen niedergeschlagen! Wie ein Sakrileg war das den Eingeborenen! Ihre Wut stieg an, Racheburst packte sie — — sie mußten, mußten bei Allah diese fremden Hunde vernichten!

Sie sahen ihre Palmen fallen, niedersinken unter den Schlägen der Axte. Sie brüllten, schrien, heulten vor Wut, warfen Steine, schossen — — — und dann stürmten sie los. Wie ein Unwetter brachen sie über die Engländer herein. Ein wilder Kampf begann, ein Handgemenge, ein Durcheinander, das teuflisch und grauenhaft war. Die Briten signalisierten um Hilfe und die Schiffsbatterien eröffneten das Feuer. Doch man konnte Freund und Feind nicht mehr auseinanderhalten, jede Granate vernichtete Dilbari und Briten zugleich.

Da verließen die Briten ihre Nerven und sie flohen aus dem schrecklichen Blutbad. Weithin bedeckten die Leichen den Boden zwischen den zersplitterten Palmstämmen, den Granattrichtern, den Palmstümpfen. Ein Drittel der Engländer war gefallen. Doch die Schiffsgeschütze schwiegen nicht, die Schüsse saßen immer genauer und die Dilbari mußten die Verfolgung der Briten schließlich aufgeben und sich nach den Städten zurückziehen. Sie sammelten sich in Neu-Dilbar. Sammelten sich zu neuem Angriff. Da verlegten die Schiffsbatterien ihr Feuer, beschossen die Stadt und legten sie in Trümmer. Die Dilbari flohen, zogen sich langsam zurück, hinaus in die Wüste. Doch ihr Mut sank nicht, sie sahen die zahlreichen feindlichen Toten herumliegen. Das befriedigte ihren Racheburst, steigerte ihren Kampfesmut. Dennoch konnten sich die Briten ohne weitere Verluste zurückziehen und einbooten. — — —

Über die Berge flog die Kunde von der Schlacht bei Dilbar! Der Ruf von der Tapferkeit der Dilbari, der Ruhm ihres Khans, Rais Ali! Und mit der Ferne nahm die Zahl der erschlagenen Engländer zu, es wurden Hunderte, wurden Tausende, ja Zehntausende. Dilbar war zerstört, und die Dilbari schweiften durch das Land, durch die Wüste, durch die Berge. Rais Ali war heimatlos, doch sein Racheschwur feuerte die Stämme nur noch mehr an und sein Ruhm war eine Aufforderung an alle Scheichs!



Diese 7 m hohe Statue Schapurs I. befindet sich in einer Felsenhöhle in der Nähe von Kaserun
(Aus dem Buche „Iran, das neue Persien", von Axel von Graefe.)
Aufnahme: Axel von Graefe

Immer neue Scharen brausten nachts über die Maschileh, gegen Buschehr. Sie schlichen an den Vorposten vorbei, drangen in die Palmenhaine, in die Vororte ein und töteten, wen sie trafen. Und rasch, wie sie gekommen, waren sie wieder verschwunden, untergetaucht in der schweigenden Wüste von Deschistan.

Und während Waßmuß, irgendwo in den öden Bergen, die Kunde vernahm von Dilbar, und Nasir Diwan, von ihr angefeuert, in Kasrun seine Krieger um sich sammelte, sie exerzieren ließ, erreichte eine andere Botschaft den Süden. Ein Bote kam zu Waßmuß:

„O Aga! Der Konsul der Inglis ist in Ketten!"

Waßmuß sprang auf.

Der britische Konsul und die ganze britische Kolonie von Schiras waren gefangen, waren in Ketten gelegt waren unterwegs nach Tengistan! — — —

Unten am Golf aber sammelten sich neuerdings die Krieger. Rais Ali ließ sein Racheschwur nicht ruhen und die Wut über seine gefällten Palmen. Er wollte allein die Briten töten. Mit einer kleinen Kriegerschar brach er auf, kam durch die Außenposten, suchte nach Buschehr hineinzugelangen. Aber das wilde Feuer der Engländer hielt ihn auf, seine Leute wichen zurück. Bei einem neuen Angriff jedoch fiel Rais Ali!

Waßmuß hatte von Rais Alis Plan gehört. Er sammelte einige tausend Mann in Tengistan und eilte im Sturmritt hin gegen Buschehr. Es war zu spät — Rais Ali war gefallen!

Waßmuß wartete die Nacht, wartete mit Zair Khidair Khan, bis der Morgen angebrochen war, bis es völlig hell wurde. Dann gab er das Zeichen zum Angriff. Doch die Briten waren gewarnt worden, sie waren gesichert. Britische Infanterie ging sogleich zum Sturm vor, drängte mit aufgepflanztem Bajonett die Feinde zurück. Ein kurzer Kampf, dann wichen die Tengistani. Gleichzeitig aber hatte britische Kavallerie die Stellungen, das Schlachtfeld umgangen, war hinausgeritten in die Maschileh, um den Tengistani den Rückzug abzuschneiden. Aber dichter Nebel lag über der Maschileh an diesem Morgen und nur ein Tengistani konnte bei solchem Nebel den Weg über die Sumpfebene finden.

Plötzlich und völlig unerwartet brachen die zurückweichenden Tengistani über die lagernde britische Kavallerie herein. Es gab einen furchtbaren Kampf, aus dem nur wenige Briten entkamen. Die meisten wurden getötet. Die Niederlage war verheerend und machte die schon weichenden Tengistani zu den Siegern der zweiten Schlacht von Buschehr!

Die Rückwirkungen von dieser Schlacht waren über ganz Iran zu spüren. Auch die letzten Stämme des Südens schlugen sich jetzt auf die Seite Waßmuß'. Saulat-ud-Daulat wollte nicht mehr länger im Hintergrund bleiben, selbst Qauam-ul-Mulk erklärte sich gegen England. Auch der Gouverneur von Fars stellte sich nun in Schiras offen der Sache der nationalen Erhebung zur Verfügung. Die Gendarmerie organisierte die Bewegung, und aus den Mudschahebdin wurde nach und nach eine Armee. In Teheran jedoch kam in dieser Zeit ein deutschfreundliches Kabinett zustande, und der britische Gesandte hatte aufgehört, der einflußreichste Mann der Stadt zu sein. Den ganzen Süden Persiens beherrschte jetzt Waßmuß, und für England bestand kaum mehr Aussicht, vom Golf aus vorzustoßen, zumal sich inzwischen auch in Kerman ein Deutscher — nämlich Zumayer — festgesetzt hatte.

Rais Ali aber war der Held der Berge und Wüsten. An allen Lagerfeuern wurde sein Ruhm gesungen, auf den Weiden und in den Städten erklangen die Lieder von seiner Tapferkeit. Die Mudschahebdin riefen ihn als Märtyrer des Heiligen Krieges aus. So ist Rais Ali von Dillar unsterblich geworden, und noch heute erklingen in den Teehäusern des Südens die Lieder von seinem Heldentum!

Der Herbst 1915 kam und mit ihm verdüsterte sich für die Briten mehr und mehr der Horizont. Sie hatten wohl Fortschritte gemacht, vor allem im Osten Persiens. Dort stand längs der afghanischen Grenze ein Kordon britischer Truppen, an den nordwärts russische Truppen anschlossen. Hier sollte die Expedition Niedermayer vor dem Eintritt nach Afghanistan abgefangen werden, was jedoch nicht gelang. Im September landeten die Russen am Südufer des Kaspis Truppen und marschierten in Persien ein. Sie drangen, ohne auf viel Widerstand zu stoßen, weit vor und besetzten Kaswin. Die Engländer drangen gleichzeitig am Tigris gegen Bagdad vor.

In Schiras ereigneten sich indes bedeutsame Dinge. Die Engländer rechneten mit den Bachtijaren, denen sie hohe Subsidien zahlten, daß sie ihnen die Verbindung mit der Tigrisfront offen hielten, ja, auch die Verbindung nach Isfahan und zu den Russen herstellen halfen Der unschlüssige Saulat-ud-Daula, Fürst der Kaschqai, machte in diesen Tagen den Briten ein Angebot: Sie sollten ihm Sicherheit garantieren, dann würde er ihnen die Straße nach dem Golf öffnen! Doch dieser Verrat des Ilkhani wurde bekannt, er fiel beim Gouverneur in Ungnade, und an seiner Statt ging nun Qaumam-ul-Mulk im Palaste des Prinzen ein und aus. Saulat begann um seine Herrschaft zu zittern und bereute seinen Schritt.

Das war alles in den Tagen, in denen die Erregung in Schiras auf das höchste gestiegen war, Anfang Oktober 1915. In den Tagen, da die Gendarmerie zum offenen Aufstand überging, der Telegraph zerstört wurde, durch den die Engländer mit der Außenwelt noch in Verbindung standen, und endlich — am 10. Oktober — der britische Konsul, das Konsulatspersonal, die Konsulatswache und die britische Kolonie gefangengesetzt wurden.

Waßmuß war in diesen Tagen bei Nassir Diwan in Kasrun. Dort war es auch, wo ihn die Botschaft erreichte, daß Britanniens Konsul gefangen sei

Sie saßen im Palmengarten, am Abend, als der Mond über den Bergen stand Draußen von den Hängen leuchteten die Lagerfeuer herein in die Stadt.

„Höre, o Nassir Diwan, warum wartest du noch immer? Alle sind in den Krieg gezogen, haben gekämpft! Rais Ali ist den Heldentod gestorben Du aber wartest noch immer, o Freund!"

„Ich? Ich warte? O Waßmuß, ich bin immer kriegsbereit, aber gegen wen soll ich kämpfen, gegen wen sollen meine Kasruni ziehen, wo kein Feind bis zu mir kommt? Sollen sie gegen den Konsul in Ketten kämpfen? Nein!"

Am andern Tage versammelte Nassir Diwan seine Krieger und hielt ihnen eine Rede. Daß die Inglis und Russen gegen die Gläubigen in den Krieg gezogen seien! Daß die Franken von Anglistan gegen die heiligen Stätten, gegen Mekka, gegen Nedschef und Kerbela gezogen seien! Und im Norden von Persien seien die Russen eingefallen, hätten ganze Berge von Persern getötet. über hunderttausend an einem Tag! Und die Kaswiner hätten sie in die Stadt gelassen! — Wir aber, wir Kasruni wollen kämpfen gegen die Inglis! Rais Ali von Dilbar hat Millionen von ihnen erschlagen! Und morgen werden ihre Großen hier durch Kasrun kommen, in Ketten!

Indes hatte Waßmuß einen Boten gesandt, einen Boten hinab nach Ahram zu Zair Khidair Khan. Unter seine Obhut sollten die gefangenen Briten kommen, sie sollten in seiner Stadt eingekerkert werden.

Langsam schleppte sich in der Zwischenzeit der Zug der Gefangenen durch die Berge und Schluchten, über die furchtbaren Kotals von Kasrun, Kotal-i-Hag und Kotal-i-Mian. Die Sonne brannte und das Gestein der Berge glühte. Eine lärmende, schießende und prahlende Bedeckung von Mudschahebdin und Stammesreitern begleitete die Gefangenen. Bis an die Zähne bewaffnet. in den farbigen Kriegsgewändern des Südens.

Voran wurden die Briten geführt. der Konsul Frederick O'Connor, Mr. und Mrs. Fergusson, Mr. Ayrton, Mr. Smith und sein Clerk, Mrs. Smith, Livingstone, Mr. und Mrs. Pettigrew, Mr. und Mrs. Christmas. Dahinter kamen, unter starker Bedeckung, die indischen Reiter der Konsulatswache.

Der Zug kam nach Kasrun, das Waßmuß inzwischen verlassen hatte um gegen Süden zu reiten. Ganz Kasrun war auf den Beinen, als die „Briten in Ketten" durch die Stadt kamen. Nassir Diwan beobachtete den Zug vom Fenster seines Palastes aus. Das Volk schrie und brüllte, spottete und lärmte, Krieger ritten durch die Straßen. ihre Kriegsrufe widerhallten zwischen den Mauern, Flinten wurden abgeschossen. Der Zug der Gefangenen passierte die Stadt, wandte sich nordwestwärts, gegen Nahdar, die Straße zum Golf Langsam ging es vorwärts. Kurze Nachtlager, lange Tagesmärsche. Die Frauen standen furchtbare Qualen aus. Mrs. Smith starb später an den Anstrengungen dieses Rittes. So ging es weiter, hinab nach Boradschan, wo längere Zeit gerastet wurde.

Inzwischen war Waßmuß vorausgeeilt, hatte sein Anordnungen getroffen Die Frauen sollten unmittelbar nach Buschehr gebracht und den Briten ausgehändigt werden, während die Männer nach Ahram geschafft und interniert werden sollten. Unter den Frauen befand sich eine Freundin Waßmuß', die er vor dem Kriege gut gekannt hatte Es war Mrs. Christmas. In Boradschan wollte Waßmuß mit dieser Frau sprechen, wollte die Lady um Verzeihung bitten, wegen der furchtbaren Mühsale, die sie und ihre Leidensgenossinnen hatten ertragen müssen Wenn es auch unumgänglich war, weil der Krieg es forderte!

(Fortsetzung folgt.)

Sieg auf der ganzen Linie

Eine lustige Manövergeschichte von W. P. Töfflinger

Es war ein drückend heißer Tag. Der Kanzleischreiber Müller machte ein kurzes Nickerchen in dem hohen Ohrensessel am Fenster Er schnarchte leise und blies unsichtbaren Rauch vor sich hin

Seit fast zehn Jahren lebte er hier in Neuendorf als Pensionär. Ein vergilbtes Bild über dem Plüschsofa verriet, daß er früher einmal ein stattlicher Mann gewesen war, der stolz die Attila der roten Husaren getragen hatte. Nun freilich war er alt und gebrechlich und sein weißer Schnurrbart hing recht trübsinnig herab. Zudem war er seit einem Jahrzehnt Witwer und hatte neben dem lieben Herrgott noch Fräulein Torff über sich, die mit vielen strengen Blicken den kleinen Haushalt regierte

Während er jetzt im Licht der warmen Sonne vor sich hinträumte, knarrte die Stubentür. Fräulein Torff trat ein, stellte einen Teller auf den Tisch und legte mit lautem Klappern einen Löffel daneben, so daß der alte Müller mit einem Seufzer aus seinem Schlummer erwachte

„Heute gibt es nur Graupensuppe. Übrigens — das bitte ich mir aus — die Gardinen bleiben zugezogen, sonst bleicht der Teppich aus.“ Aufrecht und streng schritt Fräulein Torff zum Fenster.

„Graupensuppe?“ stöhnte Müller gequält. „Ich denke. Sie wollten mir ein kleines Hühnchen braten?“

Das alte Mädchen zog die Vorhänge zu. „Es gibt so lange Graupensuppe, bis Ihr Magen kuriert ist!“

Müller rührte sich nicht. Trotzig und still saß er da, ohne die Suppe auch nur eines Blickes zu würdigen. So nahm Fräulein Torff nach geraumer Weile den Teller wieder weg und ging steif und beleidigt hinaus. „Wie Sie wollen. Vielleicht schmeckt Ihnen die aufgewärmte Suppe heute abend besser.“ Das war alles was dazu in recht spitzem Ton bemerkt worden war

Kanzleischreiber Müller hatte sich seine Brille aufgesetzt und — wie ein eigensinniges Kind — die Vorhänge wieder zurückgeschlagen. Über sein runzeliges Gesicht lief eine freudige Röte, und seine Hände begannen ganz seltsam zu zittern.

Unten auf der Straße trabte — in eine gelbe Staubwolke gehüllt — ein Zug Kavallerie vorüber. Die Soldaten sahen verschwitzt aus, und die Gäule glänzten in der niederprallenden Mittagssonne.

Bei dem Geräusch der klappernden Hufe war Fräulein Torff wieder ins Zimmer gekommen und warf einen Blick durch die Gardinen, die Müller noch eben rechtzeitig zugezogen hatte

„Na, da wird sich ja heute abend im Schützengarten wieder etwas tun. Wenn ich eine Tochter hätte, würde ich sie hinter Schloß und Riegel sperren. bis der Manöverball vorüber ist“

„Hören Sie die Trompeten?“ flüsterte Müller, und seine Augen glänzten

„Trompeten? Sie haben sicher wieder Ohrensummen. Sie sollten Jod nehmen.“

Müller nickte gedankenverloren „Ich werde schnell zum Apotheker gehen“, sagte er. Er langte sich seinen Großvaterstock aus ungarischer Eiche und schlurfte hastig zur Tür hinaus

Doch er ging weder zum Apotheker noch kaufte er Jod. Hinten auf dem Weg zum Stadtwäldchen sah er die Kavallerie verschwinden. So beeilte er sich, ihr zu folgen.

Er faßte den Stock fester, straffte die müden Knie. Ein längst vergessener Duft, ein Geruch nach Pferden und verschwitztem Sattelzeug, erfüllte die warme Luft

Als Müller, dessen Herz von der ungewohnten Anstrengung immer heftiger pochte, den Waldrand vor sich liegen sah und anhielt, um zu verschnaufen, hörte er in der Ferne Schüsse. Schrägab lagen Soldaten im dichten Farn Sie hatten Kopfhörer umgeschnallt und graue

merkwürdige Kästen neben sich stehen. Gleich darauf sprengten drei Reiter — den Stahlhelm tief in die Stirn gedrückt — durch das Gehölz.

Sie hielten dicht vor dem alten Mann, schienen ihn jedoch nicht zu sehen. Ihre Gesichter waren jung und sonnenverbrannt. Im Flüsterton berieten sie irgend etwas. Dann wandten sie unschlüssig ihre Gäule und trabten im Schatten der Zwetschenbaumallee zum Vorwerk Malchin

Müller hatte längst sein Mittagessen vergessen. Die Welt der Vergangenheit entfaltete sich vor ihm, bunt und großartig. Er sah die drei Reiter davontraben. Fern im Wald ertönten Kommandorufe zwischen den einzelnen Schüssen. Wenn die Reiter nach Malchin wollen überlegte Müller erregt, kommen sie gleich durch offenes Gelände. Er kannte den Weg und wußte, daß die feindliche Partei, die wahrscheinlich hinter Malchin stand, drüben von den Kiesbergen in die Landschaft einsehen konnte wie in eine flache Schüssel. Und plötzlich packte ihn ein Schreck. Ihm war, als stände er selbst wieder im Manöver

Er hob den Stock und winkte. Er rief auch. Doch der Spähtrupp bemerkte ihn nicht.

Jetzt begann Müller zu laufen. Wohl fünfzig Schritte brachte er so hinter sich. Dann setzte er sich erschöpft auf einen Weidenstumpf. „Heda!" rief er mit brüchiger Stimme. Doch niemand war weit und breit zu erblicken, und nur eine Lerche jubilierte und trillerte hoch über ihm.

„Heda!" Mit verhaltenem Atem lauschte er. Endlich tauchten die drei Reiter wieder auf.

Anscheinend konnten sie sich in einer bestimmten Sache nicht einig werden. Sie sprachen leise miteinander und wiesen zum Vorwerk, bis einer von ihnen fragte, ob man wohl ungesehen über die Wiesen käme

Müller spürte, daß diese Frage ihm galt, und sein Herz hämmerte freudig. Er vergaß, daß er ein alter gebrechlicher Mann war, in dem gewiß niemand mehr den früheren Soldaten vermutete, und er warf sich ein wenig in die Brust und meinte, daß sie absteigen und hinter den Kühen drüben auf der Koppel Deckung nehmen müßten.

„Die Kühe", erklärte er eifrig, „drängt ihr bis an die Weidenschonung, als wenn ihr Bauern seid und das Vieh umpflocken wollt. Durch die Schonung kommt ihr dann ungesehen bis an den Malchiner Gutspark." Dann grüßte er militärisch und trottete hastig davon

Die Reiter lächelten verwundert und machten von neuem kehrt. Nach einer Weile stiegen sie ab und führten ihre Pferde ins Gebüsch, während Müller weitab hinter einem Baum stand und ihnen verstohlen zusah

Sein Gesicht glühte wie im Fieber. Wenn ihn jetzt Fräulein Torff sehen könnte! Er hatte jungen Soldaten einen guten Rat geben können. Mit wenigen Worten — wie ein Feldherr — hatte er in die Manöverhandlung eingegriffen.

Ob er jetzt nach Hause gehen sollte? Er verspürte plötzlich Hunger. Doch gleichzeitig dachte er an die Graupensuppe, an Fräulein Torffs säuerliches Gesicht und so beschloß er, lieber im Schützengraben zu Mittag zu essen

Dort bestellte er sich dann ein Brathühnchen und ein Glas dunkles Bier. Er saß in einer Saalecke, dicht am geöffneten Fenster. Die Luft strömte warm und milde herein. Er aß mit großem Appetit. Doch so stark sein Appetit auch war, mit jedem Bissen und jedem Schluck Bier wurde er müder, und kaum hatte er die Gabel aus der Hand gelegt, fielen ihm auch schon die Augen zu

Nach endlos langer Zeit weckten ihn laute fröhliche Stimmen. Von der Decke brannte helles Licht, und Soldaten füllten den Saal

Der alte Müller blickte sich ungläubig um. Plötzlich bemerkte er auch die drei jungen Kavalleristen, er griff nach seinem Krückstock und winkte

Die Soldaten erkannten ihn sofort wieder. „Da ist ja unser Alter!" riefen sie vergnügt. Sie kamen heran und bestellten für Herrn Müller Bier. Sie waren freundlich und gut zu ihm, merkwürdig gut, als hätten sie ihm für irgend etwas zu danken

Schnell war eine zweite Lage Bier herangeholt, und schließlich wollte sich der alte Müller nicht beschämen lassen, und so gab er nun seinerseits eine Bestellung nach der anderen auf

Im Garten setzte schmetternde Marschmusik ein. Es war mittlerweile stockdunkel geworden und Müller fühlte seine Beine seltsam schwer werden, während sein Geist immer beschwingter und lebendiger wurde. Er erzählte aus seiner Manöverzeit. Ein wenig stach ihn die Eitelkeit, und hier und da übertrieb er wohl ein bißchen

Als er mitten im Schwadronieren war und mit verklärtem Gesicht durch den Dunst blinzelte, stand Fräulein Torff vor ihm, blaß und zitternd. Sie schlug entsetzt die Hände zusammen. Doch ihr Auftauchen wirkte so geisterhaft in dieser fröhlichen Umgebung, daß Müller glaubte, eine Erscheinung narre ihn. Er lachte, bis ihm die Tränen in den geröteten Augen standen.

„Kehrt!" schrie er. „Weggetreten! Sie — Sie sind entlassen!" Und er fuchtelte wild mit dem Krückstock

Als sich seine Heiterkeit legte, war Fräulein Torff von der Bildfläche verschwunden. Auch die drei Soldaten hatten ihn verlassen. Er versuchte aufzustehen. Mit aller Gewalt gelang es ihm schließlich, und vorsichtig tastete er sich zur Tür

Seine Beine schwankten, und seine Munterkeit war restlos versiegt. Er war plötzlich wieder der alte Kanzleischreiber Müller, und er dachte voll Graus, wie ihn Fräulein Torff daheim empfangen würde

Doch das größte und unfaßlichste Wunder dieses Tages geschah gleich darauf, als er leise und scheu die Wohnungstür öffnete.

Auf dem Korridor stand — in Hut und Mantel — Fräulein Torff. Ihr Gesicht war in Tränen aufgelöst „Herr Müller", schluchzte sie, „lieber Herr Müller! Ich war doch immer so gut zu Ihnen! Daß Sie mir das antun mußten. Ich hatte Ihnen doch gleich nach Ihrem Fortgehen ein Hühnchen gebraten!" Sie wischte sich mit dem Handrücken über die Augen

Müller stand wie festgewurzelt, und für Augenblicke stockte sein Atem. Aber dann brach durch seine Verwirrung ein Gedanke, groß und sonnenklar:

Er spürte plötzlich, heute, in dieser Stunde, mußte die Entscheidung fallen, und so sagte er fest und entschlossen. „Gehen Sie jetzt schlafen. Das weitere wird sich morgen ergeben. Vorläufig sind Sie jedenfalls gekündigt."

„Gekündigt?" jammerte Fräulein Torff

Müller nickte und schritt aufrecht und streng wie ein Feldherr in sein Zimmer Er hatte — ohne es noch recht fassen zu können — den größten Sieg seines Lebens davongetragen

Schach-Beobachter

Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

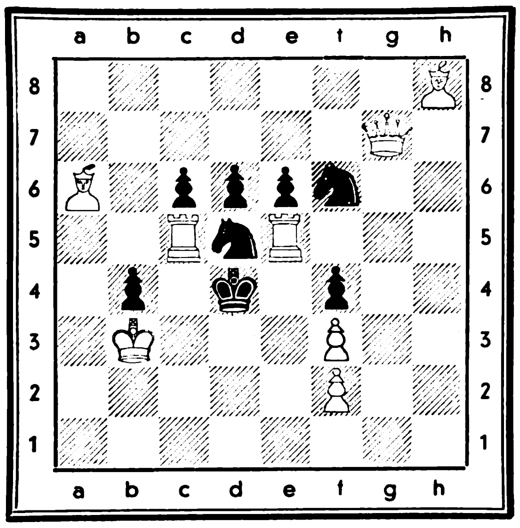
Aufgabe

(Urdruck)

Von H. Jühe, Mühlberg-Soest

(P. Voigt, Magdeburg, zugeeignet.)

Schwarz: Kd4, Sd5, Sf6, Bb4, c6, d6, e6, f4 (8)



Weiß: Kb3, Dg7, Tc5, Te5, La6, Lh8, Bf2, f3 (8)

Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 34

Dreizüger von Kurt Renner, Haynau.

Weiß: Ke3, Da1, Sf8, Bf5, h7 (5).

Schwarz: Kh8, Sc5, Sc6, Bg7 (4).

1. Da1—a8, Sb8(d8); 2. Dh1!, g7—g6; 3. Da1‡ usw.

Richtig gelöst: Dr. Münch, Bocholt; P. Schurig, Sebnitz; W. Fenchel, Gau-Odernheim; Herb. Schulz, Berlin-Neukölln; A. Brückner, Stollberg; L. Hohensee, Berlin W.; Dr. Mederle, Rockenhausen; M. Loch, Berlin N; A. Saber, Trier; J. Herwig, Gotha; M. Templin, Friedensstadt; Ebeling, Potsdam; D. Steinhoff, Leobschütz; K. Schmidt, Detmold; P. Fröhlich, Schmirchau; Erika Schupp, Wiesbaden; A. Niklas, Nürnberg; Dr. H. Wieder, Athen; H. Kolwitz, Berlin-Neukölln; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; R. Weng, Königsberg; P. Knörrchen, Berlin-Steglitz; J. L. Pollach, Nürnberg; L. Dralle, Bremen; F. K. Lüdtke, Berlin NO; M. Jansen jr., Köln; R. Speer, Dölzschen; Ch. Ginader, Endorf; J. Astner, Altenmarkt; R. Hofbauer, zur Zeit Leipzig; H. Merker, Jever; Hanni Springweiler, Basel; M. Burdack, Hormersdorf; J. Sencar, Anklam; G. Wendorff, Greifenberg; E. Mombaur, Solingen-Ohligs; G. Schmidt, Eibach; E. Kiefer, Saalstadt; C. Hülsenbeck, Düren; Dr. A. Morell, Wiesbaden; F. Büttner, Fürth i. B.; O. Dehler, Bad Blankenburg; F. Ruckdeschel, Nürnberg. H. Harting, Bremen; H. Haller, Braunschweig; H. Görling, Eichgraben; Dr. Lenz, Obermockstadt; H. Bielicke, Quolsdorf; H. Dühmert, Berlin NO; A. Hinrichs Naumburg a. d. S.; E. Brand, Plettenberg-Holthausen; O. Behncke jr., Cuxhaven; Ch. Ellrich, Spangenberg; A. Köglmayr, Marnbach; P. Wylega, Staßfurt; H. Fuhlbrügge, Elsnig; M. Kimmes, Gaubischofsheim; M. Raila, Frankfurt a. M.; R Eickenmeyer, Nürnberg; Dr. J. Krug, Dresden; Pfr. Klein, Setzingen; Th. Pichlmayer, Merzig a. d. Saar.

Einige Löserurteile: „Mit einfachen Mitteln ein prächtiges Problem". P. Sch., S.; „Schönes Zusammenspiel von Dame und Springer". A. B., St.; „Nette Mattbilder", Dr. M., R.; „Großzügigkeit und Eleganz zaubern ein prächtiges Rand- und Eckenmatt", H. K., Bln. N; „Interessant ist die Beherrschung der 4 Eckfelder durch die Dame", F. K. L., B.; „Die Aufgabe ist sehr lehrreich". J. A., A.; „Eine feine verführungsreiche Aufgabe", H. D., B.; „Eine großzügige Sache", P. W., St., usw.

Scharfes Spiel

Französische Verteidigung, gespielt um die Deutsche Meisterschaft 1937 in Bad Öynhausen

	Weiß: Richter, Berlin	Schwarz: Rodatz, Hamburg
1.	e2—e4	e7—e6
2.	d2—d4	d7—d5
3.	Sb1—c3	Sg8—f6
4.	Lc1—g5	d5×e4[1]
5.	Sc3×e4	Lf8—e7
6.	Lg5×f6	Le7×f6
7.	Sg1—f3	Sb8—d7
8.	Dd1—d2	0—0
9.	g2—g4[2]	Lf6—e7
10.	Lf1—d3	b7—b6
11.	g4—g5	Lc8—b7
12.	0—0—0	c7—c5
13.	c2—c3	Dd8—c7
14.	Kc1—b1	c5—c4
15.	Ld3—c2	b6—b5
16.	Th1—g1	Kg8—h8
17.	Tg1—g3	a7—a5
18.	Tg3—h3	g7—g6
19.	Se4—f6!	Le7×f6
20.	g5×f6	Sd7×f6
21.	Sf3—g5	Tf8—g8
22.	d4—d5!	Lb7×d5
23.	Dd2—d4	Schwarz gibt auf[3]

[1] Die übliche Fortsetzung ist 4. . . ., Le7; 5. e5, Sd7 usw.

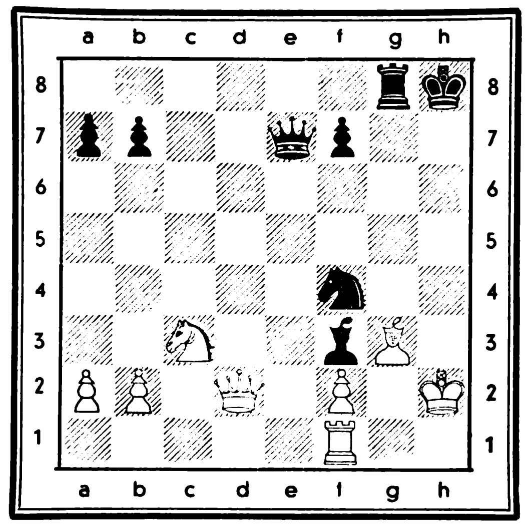
[2] Weiß unternimmt folgerichtig einen Königsflügelangriff.

[3] Es scheitert 23. . . ., e6—e5 an dem hübschen Damenopfer 24. D×Ld5, S×d5! 25. T×h7‡! Auf ev. 23. . . ., Kg7 folgt ebenfalls T×h7‡! Durch seine scharfe Spielweise erhielt der sonst gutmütige Kurt Richter den Beinamen „Der Scharfrichter" von Berlin.

Mattankündigung

In einer kürzlich in Mannheim gespielten Partie erreichte der Führer der schwarzen Partei, Hch Schenkel, folgende Stellung:

Schwarz: Kh8, De7, Tg8, Lf3, Sf4, Ba7, b7, f7 (8)



Weiß: Kh2, Dd2, Tf1, Lg3, Sc3, Ba2, b2, f2 (8)

Schwarz am Zuge kündigt matt in vier Zügen an!

Wodurch?

Lösung:

Durch 1. . . ., De7—h4†!; 2. Lg3×h4, Tg8—g2†; 3. Kh2—h1, Tg2×f2†; 4. Kh1—g1, Sf4—h3‡!

HUMOR

„Nun, verdient Ihr Herr Sohn eigentlich schon viel als Schlagerkomponist?"
„Nein, er muß leider zu viel für die Anregungen ausgeben!"

*

Richter: „Sie haben also ein falsches Alter angegeben?"
Zeugin: „Falsch nicht, es war nur mein Alter von früher."

*

In einem vornehmen Gasthof im Salzkammergut verlangt ein Gast ein Glas Wasser. Fragt der Ober von oben herab: „Zum Trinken?"
Entgegnet der Gast: „Nein — zum Schwimmenlernen!"

*

Lehrer: „Hat dir jemand bei dem Aufsatz geholfen, Hans?"
Schüler: „Nein!"
Lehrer: „Ist das auch wahr?"
Schüler: „Ja. Mein Vater hat ihn ganz allein gemacht!"

*

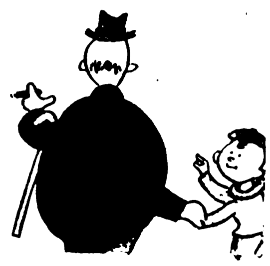
Gutsbesitzer Lichtenstein hat eine neue Birne gezüchtet. Er hat sie nach seiner Frau genannt. Bald darauf liest man im Katalog für neue Obstsorten: „Bertha Lichtenstein, dickbauchig und rauhhäutig!"

*

Im Wartezimmer des berühmten Spezialarztes sitzt ein altes Mütterchen und strickt. Da tritt die Schwester herein und schreit ihr in die Ohren: „Der Herr Professor kommt heute nicht in die Sprechstunde!"
Die Alte nickt und strickt weiter. Wieder brüllt die Schwester, daß die Scheiben klirren. Ohne Erfolg. Die Mutter strickt. Stockheiser schreibt die Schwester den Satz auf einen Zettel und reicht ihn der alten Frau.



Im Manöver
„Was ist der Unterschied zwischen einem Gewehr und einem Maschinengewehr, Vater?"
„Das ist genau dasselbe, mein Junge, als wenn ich und deine Mutter sprechen!"



Zeichnung: Kurt Flemig

Die sucht lächelnd in allen Taschen und sagt dann: „Bitt' schön, Schwester, lesen Sie mir das vor, ich hab' meine Brille vergessen!"

*

„Sie stehen vor Gericht, weil Sie einem Hauseinwohner Kohlen gestohlen haben! Sind Sie vorbestraft?"
„Ja — er hat mich schon verhauen!"

„Mutter, das Barometer ist gefallen!"
„Ach, du bist ein kluges Kind. Ist es viel gefallen?"
„Nicht einmal einen Meter, aber es ist trotzdem kaputt."

*

Ein Arbeiter in USA. überreichte seiner besseren Ehehälfte seinen Wochenlohn. Doch wie diese das Geld gezählt hatte, sagte sie: „Da fehlt wieder Geld?"
„Das stimmt", gab ihr da der liebe Gatte zur Antwort, „wir hatten am Dienstag eine Explosion und da hat der Meister mir die Zeit abgezogen, die ich in der Luft war!"

*

Das Dienstmädchen tritt vor die Zeugenbank. „Wo waren Sie um 6.45 Uhr am betreffenden Abend?" lautet die erste Frage des Richters.
„Ich frisierte die Gnädige."
„Nun passen Sie genau auf!" sagte der Richter mit feierlicher Stimme.
„War Ihre Herrin zu dieser Zeit im selben Zimmer oder nicht?"

*

Herr von B. ist wieder mal in Geldverlegenheit. Er schickt also einen alten Ring, Wert etwa 10 000 Mark, an seinen Leihjuwelier und bietet ihn für 6000 an.
Nach einigen Tagen kommt das Päckchen mit folgendem Brief zurück:
„Sehr geehrter Herr, der Ring ist für sechstausend nicht anzubringen, ich kann nur viertausend dafür bieten. Sollten Sie einverstanden sein, so machen Sie das Paketchen gar nicht erst auf, sondern lassen es postwendend an mich zurückgeben. Ich schicke dann sofort das Geld."
Herr von B. tobt und reißt das Päckchen auf. Da liegt neben dem Ring ein Zettel: „Also schön, ich geb Ihnen auch sechstausend!"

E. SEEGER:

Melonen reifen am POLARKREIS

Warmwasserheizung auf Grönland im Mittelalter

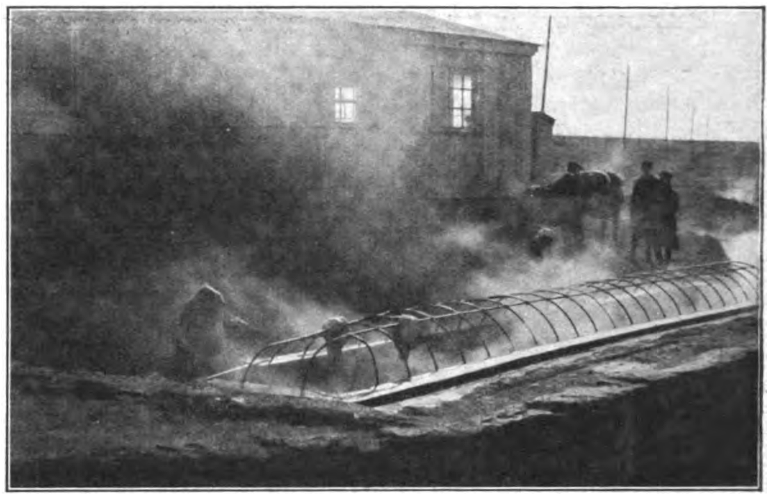
Es ist kein verspäteter oder verfrühter Aprilscherz, wenn aus Island berichtet wird, daß dort die heißen Quellen zur Heizung von Gebäuden benutzt werden, und zwar sind die angestellten Versuche bisher erfolgreich gewesen. Eine lange Röhrenleitung sorgt für die Zuleitung der heißen Wassermassen von den Quellen in die Häuser. — Aber nicht nur zur Heizung von Wohnungen wird die natürliche Warmwasserversorgung ausgenutzt, sondern auch Treibhäuser werden mit dieser natürlichen Heizung versehen, so daß jetzt auf Island am Polarkreis nicht nur Zitronen und Trauben, sondern auch Tomaten und Melonen zur Reife kommen.

Island ist jedoch nicht die einzige Stelle der Arktis, in welcher heiße Quellen sprudeln. So ist auf Spitzbergen im Sommer 1910 von einer norwegischen Expedition ein 500 Meter hoher Vulkan entdeckt worden, der zwar nicht mehr in Tätigkeit ist, aber in seinem unterirdischen, tiefsten Kern doch noch genug Glut besitzt, um warme Quellen von 24 Grad Celsius zu entsenden. Außer diesen in der Woodbay befindlichen Quellen entspringt auch am Bockfjord eine Quelle von 28 Grad Wärme. Wahrscheinlich sind auch noch längst nicht alle heißen Quellen auf Spitzbergen bekannt.

Auch Grönland hat derartige, natürliche Heißwasserspender. Schon die Wikinger haben in ihren festen Häusern Röhren für eine Zuleitung von Wasser gehabt, die Dr. Nörlund, Kopenhagen, dort gefunden und beschrieben hat. In dem Wikingerroman „Das harte Geschlecht" von Will Vesper werden ebenfalls wasserleitende Röhren genannt, die in einem ganzen Netz über das Haus verteilt waren. Hier war die Leitung von kaltem Wasser als Abwehr von Brandgefahr gedacht, aber es liegt nahe, anzunehmen, daß die in der Kultur des Landes schon weit vorgeschrittenen Wikinger die heißen Quellen wohl gekannt haben werden. Die Eskimo haben ebenfalls von ihnen gewußt, aber sie nicht zum Baden gebraucht, da sie überhaupt nicht wissen, was Baden heißt, und gar nicht das Bedürfnis haben, ihren Körper mit Wasser in Berührung zu bringen. Die Nordpolarfahrer der Koldewey-Expedition 1869/70 haben zwei beieinanderliegende heiße Quellen auf der Insel Unartok im südlichen Grönland gesehen, von denen schon ein alter Normanne, Ivar Barson, in seiner Chronik Anfang des 15. Jahrhunderts, geschrieben hat, als er über die Niederlassungen der Normannen auf Grönland berichtete. Merkwürdigerweise erwähnt er ein Benediktiner-Kloster, das in der Nähe der Quellen gestanden habe und meint, daß diese im Winter heißer gewesen sein sollen als im Sommer. Vielleicht hat ihn nur die Tatsache genarrt, daß man den Dampf im Winter mehr sieht als in der wärmeren Sommerluft. Das Wasser sei von den Kolonisten vielfach zum Baden und für häusliche Zwecke gebraucht worden. Die Forscher der Koldewey-Expedition konnten keine Überreste eines Klosters, überhaupt keine eines Bauwerks, finden. Wenn das Kloster freilich, wie die Missionshäuser späterhin aus Holz gebaut war, wäre sein gänzliches Verschwinden wohl erklärlich, denn die Eskimo würden den willkommenen Bau- und Heizstoff nicht unbenutzt gelassen haben. Wenn man nun auch von dem Klostergebäude nichts mehr entdecken konnte — die Quelle war jedenfalls da, eigentlich sogar zwei Quellen und diese mit verschiedenen Temperaturen. Die eine hatte 27 Grad und die andere 31 Grad Reaumur. Die erstere befand sich auf dem westlichen Strande, nicht weit vom Ufer, sie quoll aus dem Boden eines natürlichen 20 Fuß messenden Beckens an 3 Stellen hervor, wobei ein geruchloses Gas entwich. Feiner Granitsand lag am Grunde des Beckens. Etwas höher lag die zweite heißere Quelle und deren Becken war mit Steinen fast angefüllt. Das Wasser schmeckte schwach alkalisch und setzte weißen Sinter ab. Rings um die Quellen, wo der Boden einen höheren Wärmegrad aufwies, hatte sich eine grüne frische Vegetation angesiedelt, welche die Forscher an ihre heimatlichen Wiesen erinnerte: es sproß Gras und blühende Blumen! — Eine Art Schilf umsäumte die Quellbecken.

Im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts wurden durch einen Venediger, Nikolaus Zeno, der Reisen in den

hohen Norden unternahm, wiederum heiße Quellen in Grönland beschrieben. Er erzählt von einem Thomaskloster dort, dessen Mönche das heiße Wasser zum Heizen, Baden und Kochen verwendet hätten, und außerdem Wintergärten angelegt hätten, in denen sie Blumen, Gemüse und Früchte zogen! — Auch von einem blinden Mönch weiß man aus dem Jahre 1546, daß die warmen Quellen zum Heizen und für Küchenzwecke gebraucht worden seien. Die Teilnehmer der Koldewey-Expedition fanden diese Berichte reichlich romanhaft, obgleich es doch bekannt ist, wie sehr die



Die natürliche Waschküche von Reykjavik, der Hauptstadt Islands.
(Die Quellen haben eine Temperatur von 70 Grad Celsius.)
Aufnahme: Dr. Ankersen

Isländer ihre heißen Quellen wirtschaftlich nutzen. Wenn wir daran denken, daß auch hier Häuser mit dem heißen Wasser geheizt werden und Früchte in Treibhäusern gedeihen, so erscheinen uns die alten Berichte aus den Klöstern nicht mehr so unglaublich

Die Gedanken machen nicht nur einen Sprung in die Vergangenheit, sondern wagen auch den viel kühneren in die Zukunft! — Was einmal war, kann das nicht auch einmal wieder werden? Kann nicht diese von der Natur geschenkte Kraftquelle wieder den menschlichen Verhältnissen dienstbar gemacht werden? Könnten nicht solche begünstigten Stellen, zumindest auf Spitzbergen und Grönland, zu Stützpunkten für Expeditionen ausgebaut werden? Bei Expeditionen braucht die Furcht vor dem Skorbut dank der heutigen Wissenschaft nicht mehr so groß zu sein, aber gegen Unglücksfälle, Verirren und tausend Zufälligkeiten sind sie auch nicht gefeit. An solchen Plätzen würden die Geretteten Wärme und Nahrung empfangen. — Es ist eine Frage der Zeit und des Geldes, aber kein unmöglicher Zukunftsausblick.

Leicht entbehrlich

An der Hoftafel Kaiser Josephs II. war einst die Rede von einer bevorstehenden Gesandtschaft an den Sultan, die dem Beherrscher der Ungläubigen eine zwar notwendige, aber bedeutungslose Mission zu überbringen hatte. Der Kaiser äußerte im Verlauf der Unterhaltung, daß es ihm schwer falle, den für diesen Zweck passenden Gesandten zu bestimmen.

„Warum schicken Euer Majestät nicht den Marquis von L. nach Konstantinopel?" meinte ein angehender, vorlauter Diplomat. „Er ist doch ein geistreicher Kavalier, der den Sultan unterhalten wird."

„Lieber Graf", antwortete Joseph lächelnd, „die geistreichen Leute brauche ich selber notwendig, da es ihrer leider so wenige gibt. Aber wißt Ihr, lieber Freund — da ich Euch hier weit eher entbehren kann als den Marquis, so werdet Ihr die Reise zu dem Sultan in Gottes Namen übernehmen." M. W.

Kredit

Der französische Dichter Malherbe wurde einst auf einem Spaziergang von einem Bettler um ein Almosen angesprochen.

Malherbe gab dem Mann ein Geldstück, worauf dieser nach der üblichen Dankesformel sagte:

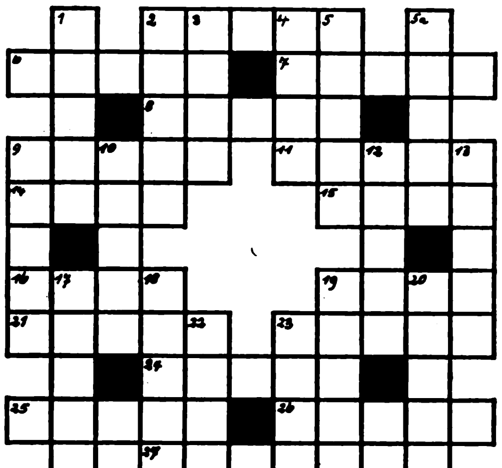
„Ich werde Gott bitten, daß er es Ihnen tausendfältig verzeihen möge."

„Ich zweifle sehr", meinte Malherbe darauf, „daß das etwas nützen wird. Denn nach Eurem Aussehen zu urteilen, scheint Ihr im Himmel nicht eben im besten Kredit zu stehen." R. H.

RÄTSEL

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 2. Getränk, 6. Hiebwaffe, 7. Aufsehen, 8. assyr. Göttin, 9. Gewohnheit, 11. männl. Hund, 14. Fechthieb, 15. Gedichtart, 16. amerik. Münze, 19. Glut, 21. Gespinst der Seidenraupe, 23. Saatgut, 24. slaw. Gutsbesitzer, 25. asiat. Staat, 26. männl. Name, 27. Leintuch. — Senkrecht: 1. Reihe, 2. Naturerscheinung, 3. Schnürloch, 4. Shakespearesche Dramengestalt, 5. Farbe, 5. a Rechnungsabschluß, 9. Stab, 10. Komponist, 12. Sportplatz in England, 13. deutsche Stadt, 17. roter Farbstoff, 18. Waldschlucht, 19. röm. Schutzgeister, 20. schwed. Forscher, 22. Rechnung, 23. Schließfach.



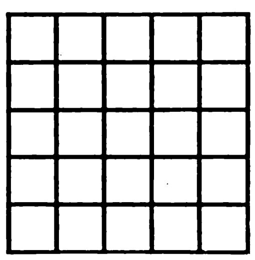
Silbenrätsel

Aus den Silben: a an as bel bo bri brus chod de deh den di dri e e el elt en en er fen fleck gra groß grund ha huf ka la lat le li li mel mus na nau ne ni phie re roo se si si tan ter tho thu tich un velt vil wa wal werb sind 17 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben von oben nach unten gelesen ein spanisches Sprichwort ergeben. ch und ck = 1 Buchstabe.

1 .... 10 ....
2 .... 11 ....
3 .... 12 ....
4 .... 13 ....
5 .... 14 ....
6 .... 15 ....
7 .... 16 ....
8 .... 17 ....
9 ....

1. Schillersche Dramengestalt, 2. Ackerunkraut, 3. amerik. Staatsmann, 4. türk. Titel, 5. Schweizer Kanton, 6. Stadt in Böhmen, 7. Fluß in Nordamerika, 8. europ. Land, 9. Berg im Kaukasus, 10. Steinbruck, 11. deutscher Dichter, † 1920, 12. Landankauf, 13. Weinort am Rhein, 14. röm. Kaiser, 15. Begeisterung, 16. griech. Sagengestalt, 17. astronom. Begriff.

Magisches Quadrat

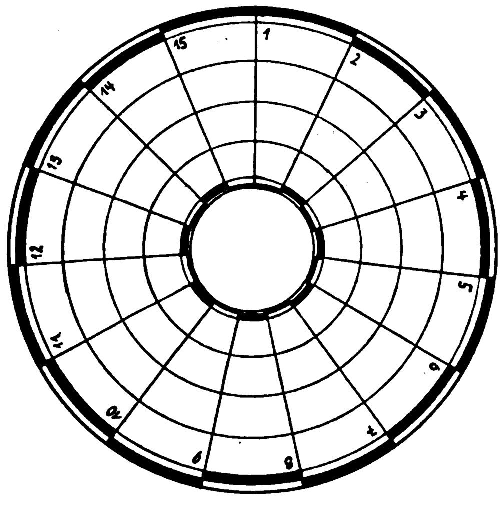


Die Buchstaben: a a a a a d e e e e i k l l l l n n n n o o t t t sind so in die Felder zu setzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Wasserstraße, 2. weibl. Vorname, 3. kaufmänn. Begriff, 4. Söller, 5. Ort am Starnberger See.

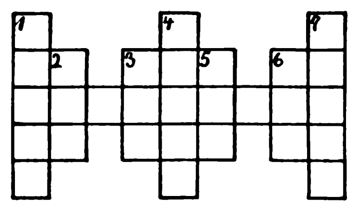
Kreisrätsel

1. Getränk, 2. Frauenname, 3. musikalisches Schriftzeichen, 4. wertloses Zeug, 5. Planet, 6. Blume, 7. Haustier, 8. Donauzufluß, 9. Schatulle, 10. Sturz, 11. Festraum, 12. europäische Hauptstadt, 13. Männername, 14. Ruhepause, 15. deutscher Philosoph.

Die gefundenen Wörter sind in die Felder des Kreises von außen nach innen einzutragen. Die äußeren Buchstaben ergeben eine vom Führer geschaffene soziale Einrichtung.



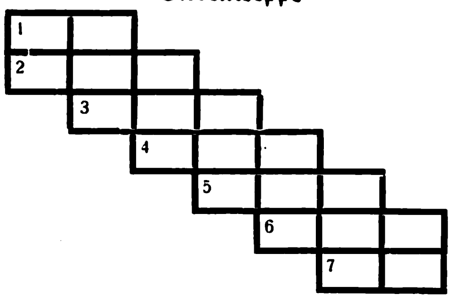
Füllrätsel



Die Buchstaben: a a a a d e e e e e f f f g g h h h i l l l l n n o r s t sind so in die Figur einzuordnen, daß senkrecht Wörter folgender Bedeutung entstehen: 1. Stadt in Schottland, 2. geographischer Begriff, 3. türkischer Befehlshaber, 4. Feindschaft, 5. peru-

anische Geldeinheit, 6. nordische Todesgöttin, 7. Musikinstrument. Richtig gelöst ergibt die mittlere Waagerechte den Namen eines deutschen Schriftstellers.

Silbentreppe



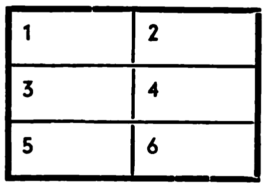
Die Silben: bach — bach — bras — by — chi — de — e — er — feu — feu — ka — ka — len — len — ne — ne — stel — ze — ze werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Kletterpflanze, 2. deutscher Maler, 3. Sperlingsvogel, 4. venetianische Münze, 5. Staat der USA., 6. Berber-Stamm, 7. Körperteil.

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Verwirrung, Bekassine, Renner, genug, Herzenszauber, Student, Umgegend, Beschlag, Fechter, Dassel, Tausend, Diadem, Verdunkelung, Kelter, Apennin, Shell, Keller, Strich, gelebt, sind je drei Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch von Goethe ergeben. ch = 1 Buchstabe.

Silbenkreuz

1—2 Nebenfluß der Donau
1—3 schnelle Bewegung
1—4 Grenzfluß in Schleswig-Holstein
1—5 Alpengipfel
2—3 Schale
3—4 Gerbereiprodukt
3—5 bequem
3—6 Geliebte des Zeus
5—6 weibl. Vorname



Lösungen der Rätsel aus Folge 38:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Fort, 5. Fober, 10. Orion, 11. Dose, 12. Land. 13. Ferse, 14. Inn, 16. Kap, 17. Esser, 19. Stier, 22. Erb, 24. Ulm, 26. Parma, 28. Heer, 29. Oboe, 30. Logau, 31. Sitte, 32. ferm. — Senkrecht: 1. Folie, 2. Oran, 3. Rinne, 4. Tod, 6. Ode, 7. York, 8. Essai, 9. Reep, 13. Freia, 15. Ostia, 18. Arabi, 20. Ruege, 21. Amrum, 22. Epos, 23. Brot, 25. Lear, 27. Met, 28. Hof ✶ **Viereck:** 1 Rumpler, 2. Magazin, 3. Luzerne, 4. Rondell ✶ **Vorsetzrätsel:** Haifisch, Eidotter, Landzunge, Griechenland, Ostende, Liederbuch, Almtanz, Nußbaum, Dreispitz. — Helgoland. ✶ **Pyramide:** 1. U, 2. Ur, 3. Uri, 4. Ruin, 5. Turin, 6. Tribun, 7. Turbine, 8. Tribuene. ✶ **Silbenband:** 1—2 Manual, 3—4 Menuett, 5—6 Tivoli, 7—8 Advokat, 9—10 Paladin, 11—12 Alarich, 13—14 Maria, 15—16 Lerida. Nuvolari. ✶ **Leiterrätsel:** 1. Utica, 2. gruen, 3. Radom. 4. Einer. „Bulgarien — Daenemark." ✶ **Rösselsprung:** Zwei Revolutionen schlossen einen festen Block zum Schutz des Friedens und der Kultur. (Motto der Zeitung „Popolo di Roma" zum Zusammentreffen Mussolinis mit Hitler). ✶ **Kapselrätsel:** Zeit, Wende, Elle, Imme, Fels, Uri, Eros, Hai, Rüde, Etsch, Regula, Zar, Wort, Enge, Ischl, Vers, Oder, Eris, Leba, Kali. Erie, Rom. Zwei Fuehrer — zwei Voelker. ✶ **Silbenrätsel:** 1. Dante, 2. Alsen, 3. Sindbad, 4. Aloe, 5. Leier, 6. Tumult, 7. Eros, 8. Somali, 9. Titanic, 10. Ulrich, 11. Eduard, 12. Rimini, 13. Zichorie, 14. Tendenz. 15. Erisee, 16. Seni, 17. Antwort. Das Alte stuerzt, es ändert sich die Zeit. ✶ **Silbeneinschalträtsel:** Das ganze faschistische Italien wird den Duce im Geist auf seiner Reise begleiten. ✶ **Geschichtlich-politisches Zahlenrätsel:** Hierl, Immelmann, Emmich, Raeder, Lutze, Stein, Himmler, Alvensleben Goering. Epp, Nettelbeck — Hierlshagen. ✶

Mailand-München

ein italienischer Sieg

In einem heißen Rennen über die Strecke Mailand—München, von der Bevölkerung auf dem ganzen Weg mit anfeuernden Zurufen verfolgt, rangen je 8 Fahrer von Italien, Deutschland und Österreich um die von Adolf Hitler und Mussolini gestifteten Ehrenpreise. Die berggewohnten Italiener holten sich auf dem Jaufenpaß und am Zirlerberg die siegbringenden Vorsprünge und blieben sowohl in der Einzelwertung durch den Bozener Menapace, als auch in der Länderwertung sichere Sieger. In der Länderwertung belegte Deutschland vor Österreich den zweiten Platz.



Rechts: Der deutsche Ex-Straßenmeister Krückl nimmt eine Erfrischung.



Oben: Mayr (Österreich) wird bei seiner Ankunft auf dem Jaufenpaß in warme Kleidung gehüllt.



Links: Auf der Strecke in Italien. Für die Betrachtung landschaftlicher Reize haben die Fahrer keine Zeit.



Oben: Tomasoni (links), der Sieger der Etappe Innsbruck — München; Mitte: Stadtrat Holzhüter; daneben: der Sieger Menapace.

Aufnahmen: E. Schneider.



Links: Die italienische Spitzengruppe passiert Mittenwald.



Joseph Sieber
als Steuermann Crane.
Eine Wiedergabe der Romanfigur, wie man sie sich vorstellt: Ein rotes, langes Seemannsgesicht lacht aus hellen Augen; gelbes Khakihemd, blaue Hose, eine Wolke Whiskydunst. Wenn dieser Steuermann vor einer Hafenkneipe Anker wirft, dann ergeht es den Schnapsvorräten schlecht.

Bildbericht für den „I.B" von B. Fischer.



Der Matrose Colcord wird von Albert Hoerrmann so wiedergegeben, wie der Verfasser des Romans sich diesen verschlagenen Mitwisser eines Geheimnisses vorgestellt haben mag.



Albert Benohr zeigt in der Wiedergabe des Matrosen Finley seine hohe Darstellungskunst. Finley lacht, als ob er gerade eine haushohe Pokerkarte auf den Tisch geworfen hätte.



Matrose Harley:
Karl Bergeest.
Das verschmitzte Gesicht, die Pseudoeleganz, lassen den Segelschiffmatrosen erkennen, der mehr über eine Schiffsladung weiß als die Schiffspapiere ausweisen

Von der Verfilmung des „JB"-Romans:

Der Streit um die „Betty Bonn"



Herbert Schimkat
spielt den Matrosen Clyde.
Die vorzügliche Maske deutet darauf hin, daß unter der Wollmütze des Matrosen Clyde auch Gedanken um ein Geheimnis Platz haben; die verfänglichen Fragen des Generalstaatsanwalts können da nicht viel ausrichten.



Generalstaatsanwalt Trevor: Theodor Loos.
Dieser Generalstaatsanwalt, in der Maske — einschließlich des Anzuges aus der Old Bond Street — überaus echt, hat Verdacht gewittert und läßt nicht eher locker, bis er das Geheimnis um die „Betty Bonn" gelüftet hat.

Die Verfilmung eines Romans ist nicht allein eine Stoff-, sondern auch eine Formfrage. Wir haben auf diesem Gebiet früher manche Enttäuschung erlebt und diese Enttäuschung mußte auch der Schriftsteller sehr oft mit dem Leser des Romans teilen. Was ist nicht alles — vorzugsweise unter jüdischer Regie —, verbogen und verzerrt worden, um irgendeine nebensächliche Romanhandlung aus dem Gesamtbild herauszuheben, wenn sie dazu dienen konnte, bestimmte Tendenzen vorwärtszutreiben. Erfreulicherweise ist das heute anders geworden, und der deutsche Film hat wieder internationale künstlerische Geltung. Nach dem Drehbuch von R. A. Stemmle und Ernst Hasselbach hat die Ufa einen Georg-Witt-Film „Das Geheimnis um Betty Bonn" nach dem „JB."-Roman von Friedrich Lindemann „Der Streit um die Betty Bonn" herausgebracht, der eine vollendete Regie und Darstellung zeigt und mit wirklicher Meisterschaft den schwierigen Stoff beherrscht.



Die Schiffsbesatzung, bei der auch der Nigger aus Manhattan nicht fehlen darf. Den Gesichtern sieht man es an, daß diese Seebären im Augenblick keine Planken unter den Füßen haben; jeder scheint zu denken: „Bloody fool".



Erich Ponto als Kapitän Spurling (rechts) und Helmut Bergmann als Kapitän Glower

in der „Bar zu den 5 Erdteilen" in Neuyork, wo die Tragödie um die Betty Bonn ihren Ausgang nahm. Der unbekümmerte Draufgänger Glower, und der grübelnde Spurling, zwei gegensätzliche Naturen im Werben um eine Frau, wie sie treffender nicht dargestellt werden können.



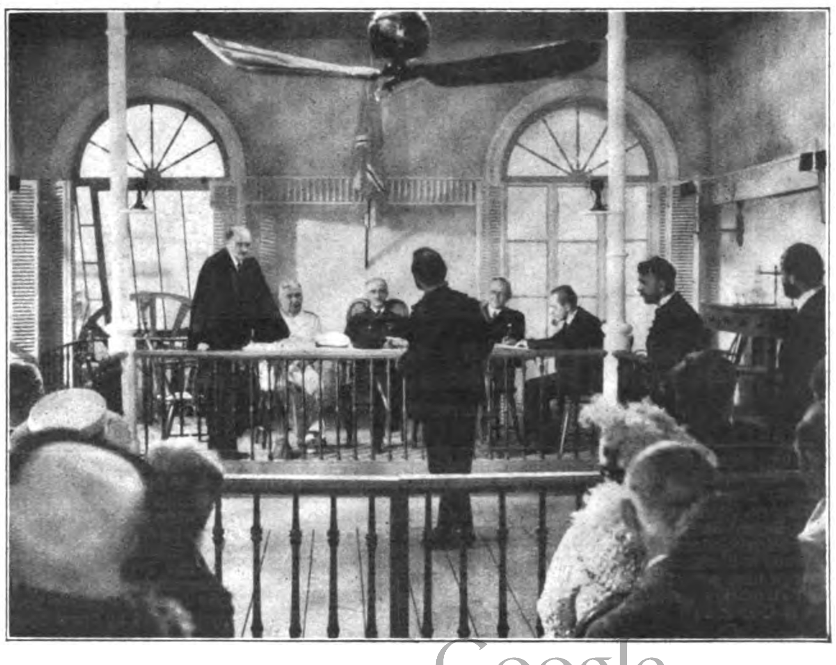
Betty Bonn, dargestellt von Maria Eiselt,

spielt die Rolle der Klavierspielerin in der „Bar zu den 5 Erdteilen". Ihre unbekümmerte Lustigkeit muß vollendete Maske sein und die Angst überlagern, wenn abends der Besitzer der Bar die Einnahmen überprüft.



Links: Maria Andergast

verkörpert die Tochter des Generalstaatsanwalts Trevor, Nancy; ihr Partner, Hans Nielsen, spielt den Schriftsteller Winsloe, der durch einen Zufall in die Affäre der „Betty Bonn" verwickelt wird und an der Aufklärung dieses geheimnisvollen Falles großen Anteil hat.



Rechts: Eine Szene aus der Verhandlung vor dem Prisengericht.

Generalstaatsanwalt Trevor vernimmt den Steuermann Crane





Der Leiter des „Sportflug Zehle“, selbst ein begeisterter Sportflieger, beglückwünscht den „Fluggast Nr. 250 000“, Fräulein Meier, zu ihrem ersten Flug.

Das „Luft-Taxi“ gibt seinen 250 000. Fahrschein aus

Für Fräulein Meier ist es der erste Flug, zu dem sie hier glückstrahlend startet; für den Flugbetrieb Zehle der 250 000., den das Münchener Unternehmen ausgeführt hat.



Auch dieser Flug ist so glatt verlaufen wie alle früheren; man sieht, daß dem 250 000. Fluggast die Luftreise gefallen hat.

Aufnahmen: P. Relhos.



Wieder zu Hause, zeigt Fräulein Meier ihren Arbeitskameradinnen stolz die Aufnahmen von ihrem ersten Flug, der für das Flugunternehmen ein Jubiläumsflug war.

Verlag: Franz Eher Nachf., GmbH., München 22, Thierschstr. 11, Fernspr. 20647 u. 22131, zwisch. 12–2 Uhr 22134. Drahtanschr.: Eherverlag München. Bezug in Oesterreich durch jede Postanstalt zum Preise von monatl. 2.25 Sch., vierteljährlich 6.15 Sch., Einzelnummer d. Illustr. Beob. 40 Groschen. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Bern III 7205; Warschau 194121; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968; Den Haag 211846; Paris 190066; Brüssel 350797. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank u. Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße; Swiss Bank Corporation, West End Branch, 11c, Regent Street, Waterloo Place, London S. W. 1. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag; Schriftleitung München 13, Schellingstraße 39–41. Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Aufforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. II. Vj. 1937: über 685 000 Stck. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3. Für Herausgabe und Schriftleitung in Österreich verantwortlich: Dr. Walter Richter, Wien I, Eßlinggasse 5.

[A B C D E F]

Preis: 20 Pfennig
Österreich 40 Groschen
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig

IB Illustrierter Beobachter

12. JAHRGANG / FOLGE 40 / DONNERSTAG, 7. OKTOBER 1937

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22



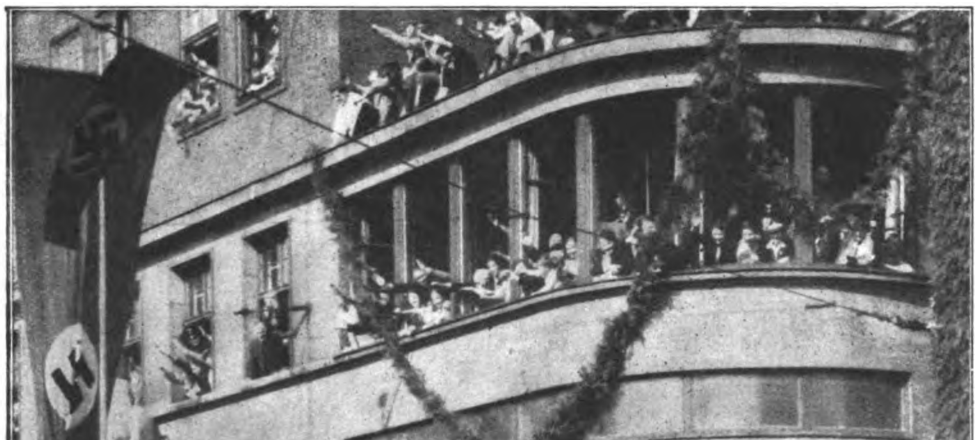
Die beiden großen Volksführer Schulter an Schulter.

Der eherne Schritt der paradierenden Regimenter ist der symbolhafte Gleichschlag von einhundertfünfzehn Millionen Herzen.

Aufnahme: Atlantic.



Berlin in Erwartung des Duce.
Wehende Fahnen und der Menschenstrom der Hunderttausende vereinigen sich zu einem erregenden Zusammenklang.
Das Bild zeigt die Mittelpromenade Unter den Linden.



MUSSOLINI
als Gast
ADOLF HITLERS



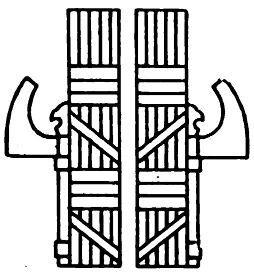
Links: Besuch in der Waffenschmiede des Reiches. Der Jubel der Arbeiterscharen kennt keine Grenzen.

Oben: Der Führer und Reichskanzler heißt seinen Gast auf dem Bahnhof Heerstraße willkommen.



Die feiernde Reichshauptstadt im vielgestaltigen Festkleid huldigt dem Duce und dem Führer

Aufnahmen: Presse-Bild (1). Möbius (1). Atlantic (2). Heinrich Hoffmann (2)

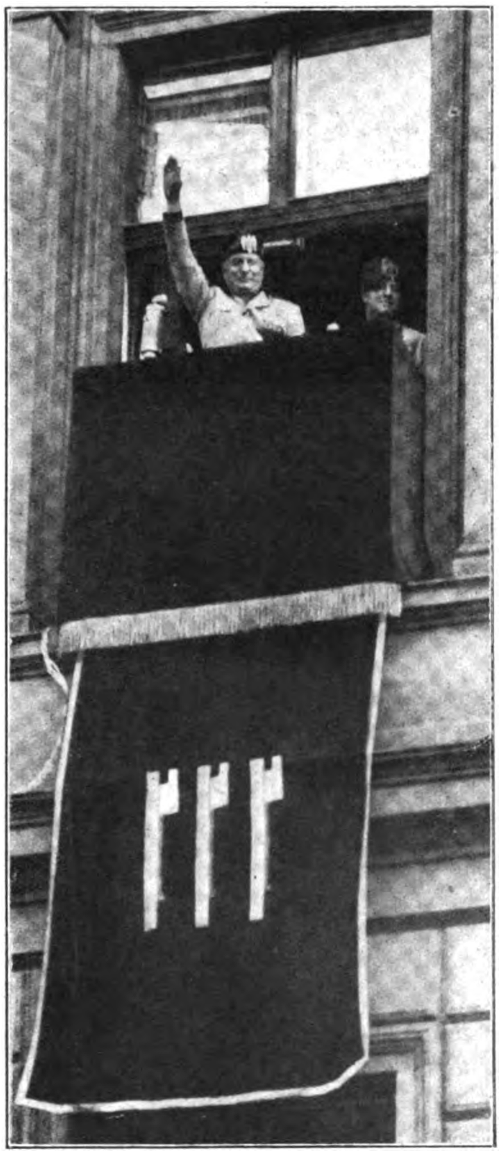


IN DER REICHS-HAUPTSTADT

Jene Worte, die am 28. September 1937 von den beiden großen Siegern der Nachkriegszeit auf dem Maifeld gesprochen und durch die Ätherwellen weitergetragen wurden, lassen sich am besten zusammenfassen in dem Begriff: Kollektives Dasein zweier Staaten und ihrer neuen, glanzvollen Geschichte. In der Begegnung der beiden bedeutenden Staatsmänner hat das Gedankengut des deutschen und des italienischen Volkes seine erste feste Ausprägung gefunden. Einhundertfünfzehn Millionen politisch geläuterter Menschen zweier Staaten die alle Enttäuschungen demagogischer Lehrsätze überwunden haben, stehen hinter der Macht des Willens und eines europäischen Gewissens, das bei allen guten Europäern noch nie geschlummert, aber auch noch niemals einen gleichen demonstrativen Ausdruck gefunden hat. Der Empfang, den das deutsche Volk dem Duce dreifältig bereiten konnte — in der Hauptstadt der Bewegung, in der Waffenschmiede Deutschlands und in der Hauptstadt des Dritten Reiches —, drückt die totale Entfaltung des Lebenswillens eines Volkes aus, das sich verbunden weiß mit dem neuen, großen Italien.



Duce! Duce! Duce! Junge Italienerinnen haben sich vor dem Gebäude des italienischen Fascio eingefunden, um ihren Duce zu huldigen



Mussolini, an einem der Fenster des Hauses des Fascio in Berlin, begrüßt die jubelnde Menge, unter der sich zahlreiche Mitglieder der italienischen Kolonie befinden



Ein kleiner Pimpf und sein großer Tag.
Ein Pimpf hat sich zum Auto Mussolinis durchgeschmuggelt, bittet den Duce um ein Autogramm, das er zu seiner großen Freude auch bekommt.

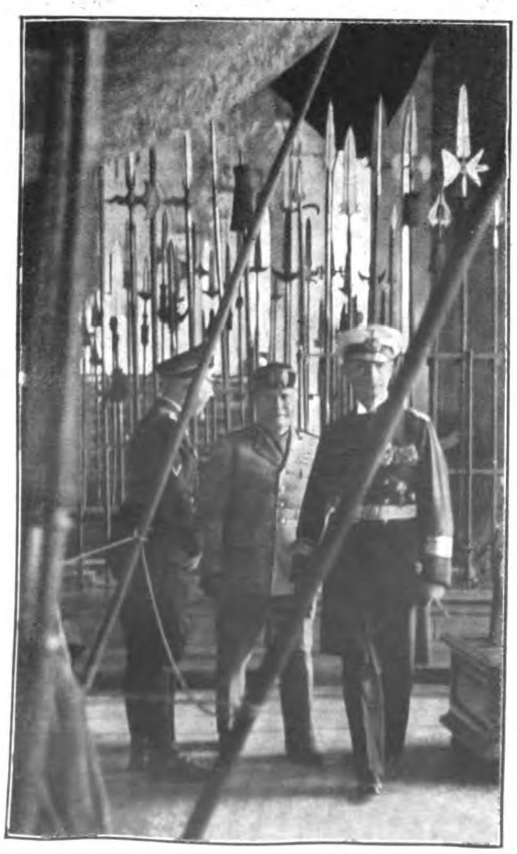


Festlicher Empfang bei Dr. Goebbels
Dr. Goebbels in Unterhaltung mit dem Generalsekretär der faschistischen Partei, Minister Starace (rechts). Links von Dr. Goebbels (sitzend): der Minister für Volkskultur, Alfieri; ganz rechts, hinter Starace: Ministerialrat Berndt.

Am Dienstagvormittag stattete Mussolini dem Zeughaus einen Besuch ab, wo er besonderes Interesse für die zahlreichen wertvollen und schönen Stücke italienischer Herkunft aus der Zeit der Renaissance bekundete. Die reiche Zahl an Uniformen und die besonders wertvollen Erinnerungen an Friedrich den Großen, Kaiser Wilhelm I. und Bismarck wurden eingehend besichtigt.

Am gleichen Tage hieß es in Potsdam „Der Duce kommt", und sofort war die ganze Garnisonstadt auf den Beinen. In der Garnisonkirche, wo Adolf Hitler am 21. März 1933 die Gründung des Dritten Reiches besiegelte, in diesem denkwürdigen Bau des Soldatenkönigs, verweilte der Duce längere Zeit und ließ sich von der Geschichte und dem Wesen dieser Kirche berichten.

Nachmittags folgte der italienische Regierungschef gemeinsam mit dem italienischen Außenminister Graf Ciano, dem italienischen



Großes Interesse bekundete Mussolini für das Zeughaus, das die ehrwürdigen Zeugnisse deutscher Geschichte birgt.



Mussolini und seine Begleitung an historischer Stätte in Potsdam.

Aufnahmen:
Heinrich Hoffmann (4)
Weltbild (2).
Helmuth Kurth (3).

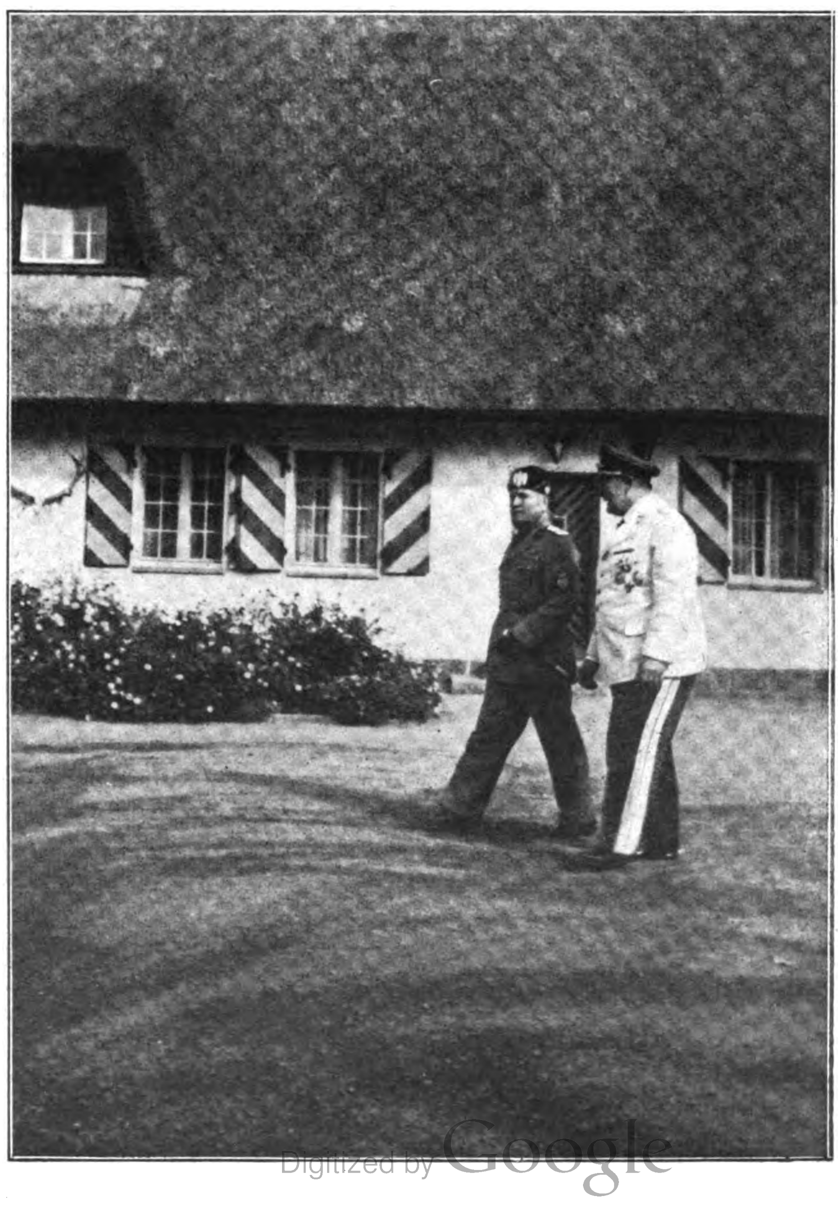


Hermann Göring überreicht dem Duce das Ehrenfliegerzeichen der deutschen Luftwaffe. Zwischen Mussolini und Göring: Außenminister Graf Ciano.

Botschafter Attolico und weiteren Herren seiner nächsten Umgebung einer Einladung des Ministerpräsidenten Generaloberst Göring und Frau Göring zum Waldhof Karinhall. Eine zahlreiche, mit den verschiedenartigsten Verkehrsmitteln herbeigeeilte Menge umsäumte die Fahrstraßen und brachte dem Duce überall lebhafte Ovationen.



Auf der Terrasse von Karinhall. Der italienische Regierungschef im Gespräch mit Frau Göring. Links von Frau Göring: Botschafter von Hassell; ganz rechts: der italienische Botschafter Attolico.



Rechts: Ministerpräsident Generaloberst Göring und sein hoher Gast auf einem Spaziergang im Waldhof Karinhall.

Das geschichtliche Ereignis der Begegnung von Berlin:

Die Völkerkundgebung der 115 Millionen



Die Klänge der Olympischen Glocke läuteten Dienstag Abend eine historische Stunde ein. Millionen Menschen waren unmittelbare Zeugen dieser gewaltigen Kundgebung auf dem Maifeld, wie sie die Welt in so spontaner, aus innerstem Gefühl kommender Kraft noch niemals vernommen hat.





Der Führer:

Es erfüllte uns daher mit aufrichtiger Befriedigung, daß eine Stunde kam, in der wir uns dessen erinnern konnten und — wie ich glaube — erinnert haben!

Aus der Gemeinsamkeit der faschistischen und der nationalsozialistischen Revolution ist heute eine Gemeinsamkeit nicht nur der Ansichten, sondern auch des Handelns gekommen.

Dr. Goebbels, der zu Anfang der Riesenkundgebung das Wort ergriff, verkündet nach der Rede des Führers: „Es spricht der Duce."

Der Duce:

Der Faschismus hat seine Ethik, der er treu zu bleiben beabsichtigt, und diese Ethik deckt sich mit meiner persönlichen Moral:

klar und offen reden und, wenn man einen Freund hat, mit ihm zusammen bis ans Ende marschieren.

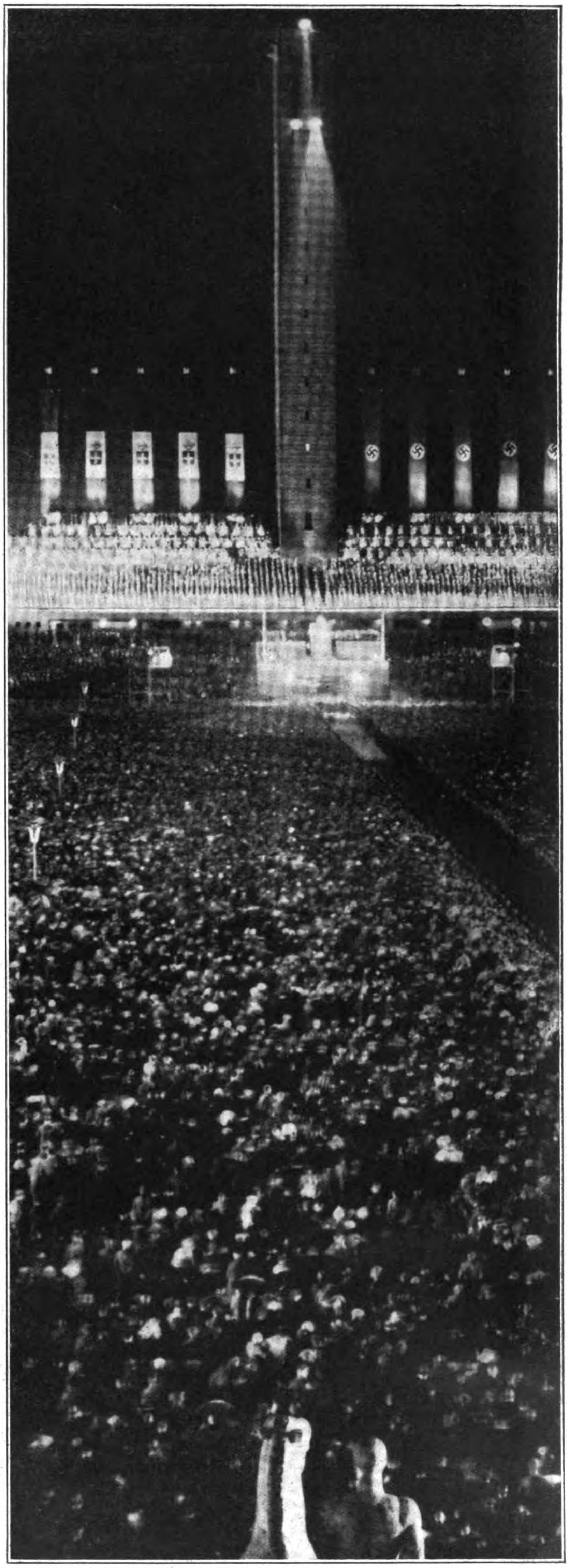




Die Millionenkundgebung auf dem Maifeld.
Während des großen Zapfenstreiches im Olympia-Stadion.
V. l. n. r.: Reichskriegsminister Generalfeldmarschall v. Blomberg, der Duce, Adolf Hitler, der italienische Außenminister Graf Ciano und Ministerpräsident Generaloberst Göring.



Die Millionenschar auf dem Maifeld im Banne der Ausführungen Hitlers und Mussolinis.



Ein stimmungsvolles Übersichtsbild von der abendlichen Kundgebung auf dem Maifeld, die den Höhepunkt des Staatsbesuches Mussolinis darstellte; im Hintergrund: der Glockenturm des Olympiastadions.

Aufnahmen: Presse-Bild-Zentrale (2), Heinrich Hoffmann (2) Weltbild (2).



Der Tag des Abschieds:

Der Duce legte am Ehrenmal Unter den Linden einen Kranz nieder. Später erfolgte der eindrucksvolle Vorbeimarsch von 14000 Mann der drei Wehrmachtteile vor den beiden Volksführern

Links: Mussolini begrüßt die Kriegsverletzten, die vor dem Ehrenmal Aufstellung genommen haben.



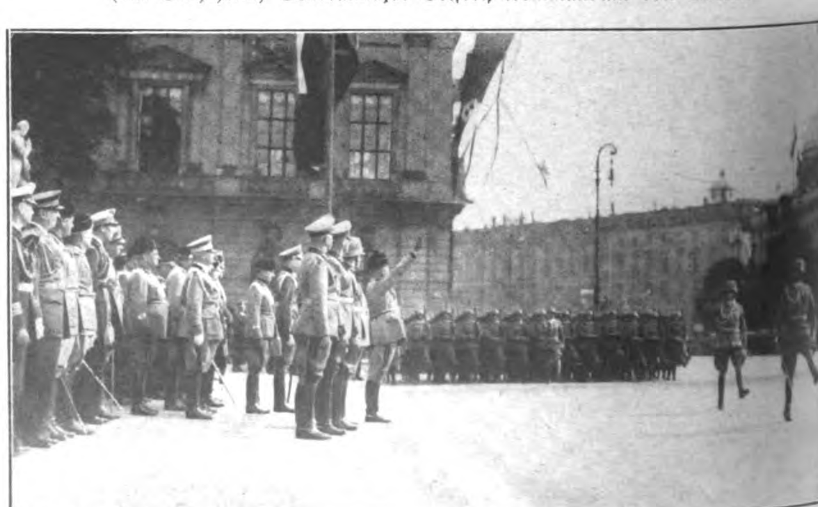


Ehrung der deutschen Gefallenen durch den Duce. Mussolini verläßt nach der Kranzniederlegung das Ehrenmal.

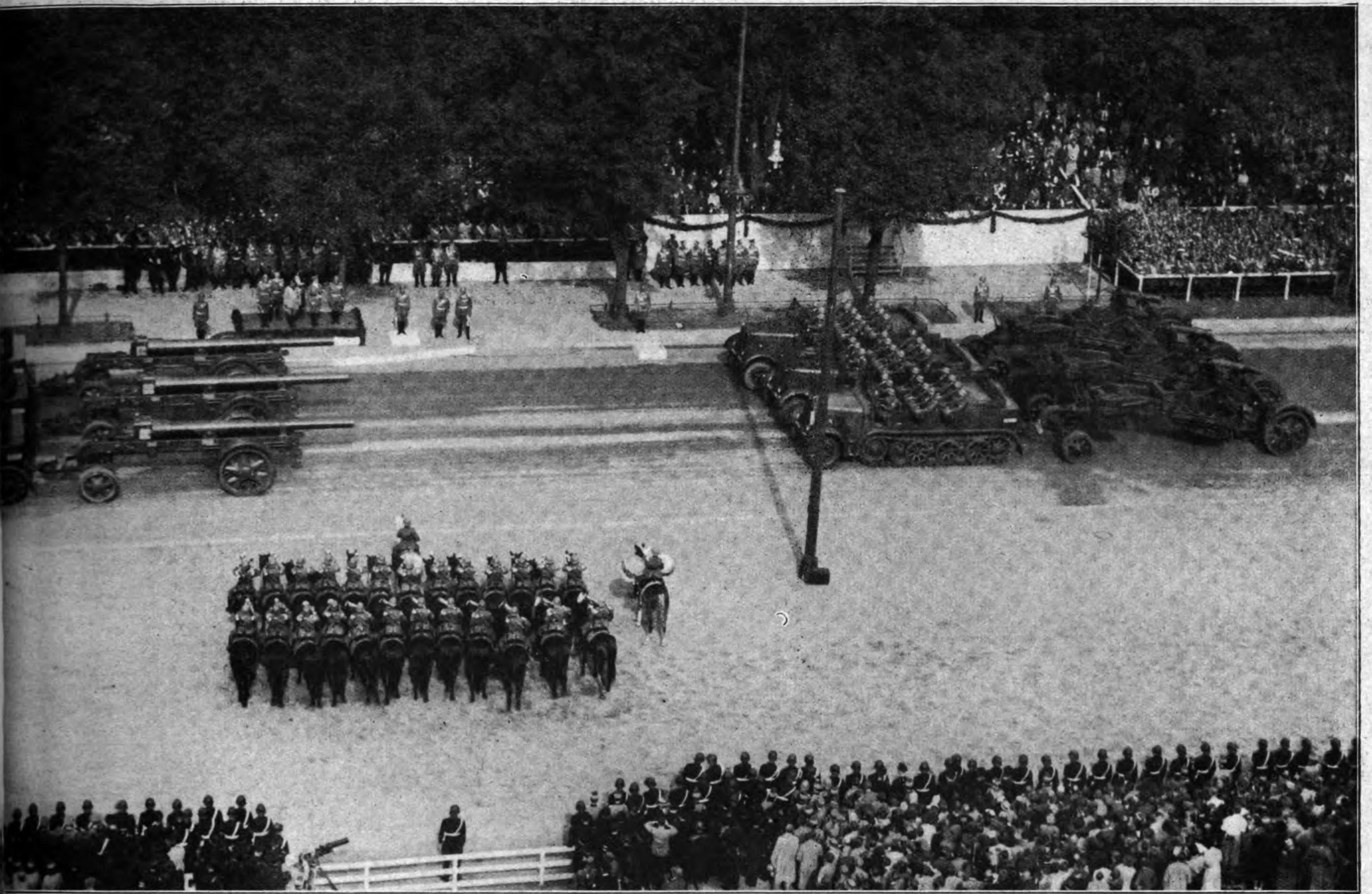
Aufnahmen: Heinrich Hoffmann (3), Atlantic Photo (4), Weltbild (1).



Vor der Kranzniederlegung.
Links vom Duce (mit Mütze) General der Infanterie List; rechts (mit Stahlhelm) Generalmajor Seifert, Kommandant von Berlin.



Mussolini nimmt vor dem Ehrenmal den Vorbeimarsch des Ehrenbataillons ab.



Während der Parade vor dem Führer und dem Duce.
Von links: Generalfeldmarschall von Blomberg, Mussolini, der Führer, Generaloberst Frhr. v. Fritsch; dahinter Generaloberst Göring und Generaladmiral Dr. h. c. Raeder.



Vor dem Beginn der Parade. Rechts vom Führer: Generalfeldmarschall von Blomberg; rechts von Mussolini: Generaloberst Göring.

Der Abschied auf dem Lehrter Bahnhof



Die Abreise des Duce.
Der Führer und der Duce auf dem Lehrter Bahnhof kurz vor der Abfahrt des Zuges, mit dem der italienische Regierungschef wieder in die Heimat fuhr



Die große Parade der deutschen Wehrmacht auf dem festlich geschmückten weiten Platz vor der Technischen Hochschule.

DAS ERNTE-DANKFEST BÜCKEBERG 1937



Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.

Links: Im Bilde rechts vom Führer: Reichsbauernführer Walther Darré; links von Adolf Hitler: Reichsminister Dr. Goebbels, der Oberbefehlshaber des Heeres, Frhr von Fritsch, Reichsminister Rust, Stabschef Lutze, Reichsführer SS Himmler.



Aus allen Gauen des Reiches sind sie gekommen. Wie ein gigantisches, im Winde wogendes Kornfeld, steht zwischen Fahnen und Standarten das Meer der zwölfhunderttausend Menschen, die dem Führer huldigen



Der Führer spricht: „. . . So gescheit sind wir auch, daß wir kaufen können, wenn wir Geld haben. Man hätte uns nur nicht erst fünfzehn Jahre lang ausplündern sollen, dann könnten wir heute kaufen!" . . .



Dieser Weg, auf dem der Führer alljährlich schreitet, führt jetzt den Namen „Der Weg durch das Volk". Unser Bild läßt in diesem kurzen Ausschnitt erkennen, daß auf diesem „Weg durch das Volk" nur Sonne, Glanz und Freude liegen.

Kleine Pferdchen mit großer Zukunft

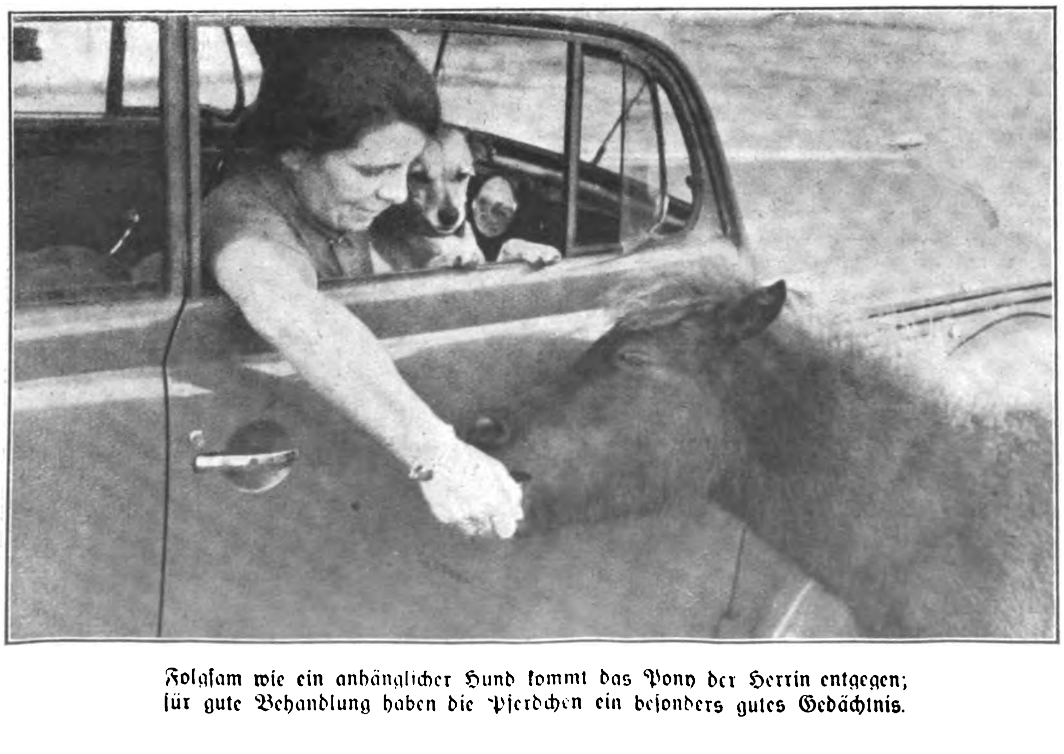


Die besonders beliebte Eigenschaft des Shetlandponys ist seine Gutmütigkeit; darum eignen sich die Shetlandponys auch gut als Reittiere für Kinder.



Wie Spielzeuge sehen die kleinen „Shettys“ aus.
Ein Fohlen ist nicht größer als ein Hund; auch unter den ausgewachsenen Tieren gibt es Ponys, die nur 80 cm hoch sind

Aufnahmen: Balkin



Folgsam wie ein anhänglicher Hund kommt das Pony der Herrin entgegen; für gute Behandlung haben die Pferdchen ein besonders gutes Gedächtnis.

Shetlandponys, der Name verrät es, stammen von den Shetlandinseln. Diese nördliche Inselgruppe zeigt sich durch ein besonders rauhes Klima und recht kargen Boden aus. Die unfreundliche Umwelt bedingt die Haupteigenschaften der Shettys; größte Leistungsfähigkeit und Widerstandskraft bei erstaunlicher Anspruchslosigkeit.

Eine der größten und erfolgreichsten Ponyzuchten des Kontinents befindet sich in Alpen am Niederrhein. Hier werden unter sachkundiger Leitung diese winzigen Pferdchen, die im Durchschnitt 1 Meter hoch werden und die dennoch Erstaunliches zu leisten vermögen, gezüchtet. Die Haltung der Shettys ist so billig und die Leistung so hervorragend, daß es bereits eine Anzahl landwirtschaftlicher Betriebe in Deutschland gibt, die Ponys an Stelle von Pferden halten. Die Leistungsfähigkeit dieser Pferdchen lockt auch den Käufer aus dem Ausland an, so daß das niederrheinische Gestüt zahlreiche ausländische Kunden beliefert. Die Bescheidenheit im Futterverbrauch, ihre Wetterfestigkeit, die einen Stall überflüssig macht, die große Ausdauer der kleinen Tiere, Gutmütigkeit, Anhänglichkeit und Gelehrigkeit sichern diesen kleinen Pferdchen eine große Zukunft.

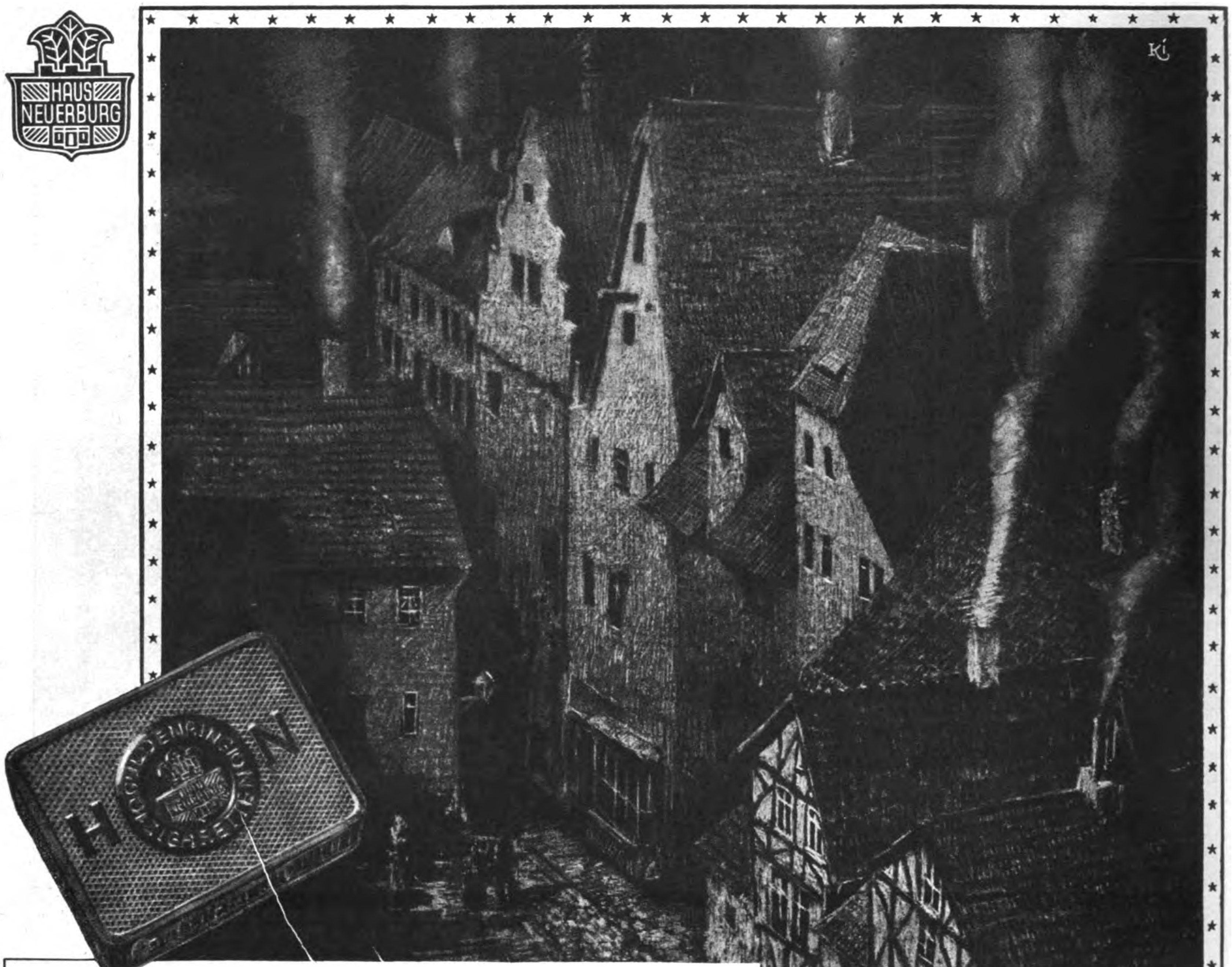


Die Ponys vermuten Brot, was für die Tiere ein großer Leckerbissen ist. „Shettys" sind in der Nahrung sehr bescheiden, so daß man die Unterhaltkosten auf dem Lande fast überhaupt nicht rechnet; selbst in der Stadt kann man ein Pony für 20 bis 30 Pfennig je Tag ernähren.



Die Aufnahme zeigt deutlich den Größenunterschied. Die kleinen „Shettys" haben auf der Marathonfahrt Cleve—Aachen bewiesen, daß sie anderen Pferderassen in mancher Hinsicht überlegen sind; sie erhielten die höchsten Konditionsnoten und erste Preise.

HAUS NEUERBURG



Man fängt schon an zu heizen!

Der Orienttabak hat einen unsichtbaren und darum doppelt gefährlichen Feind: die trockene Heizwärme! Unaufhaltsam entzieht sie einer ungeschützt verwahrten Zigarette die natürliche Feuchtigkeit und verwandelt so ihr mildes Aroma in beissende Schärfe. Aus diesem Grunde haben wir unsere Zigaretten mit abgedichteten TROPEN-PACKUNGEN ausgerüstet; sie schützen ihren zarten Tabak auch während der Heizmonate und sorgen dafür, dass er frisch und milde bleibt.

Haus Neuerburg

GÜLDENRING

Mit Goldmundstück

4 PF.

OVERSTOLZ

Ohne Mundstück

4⅙ PF.

RAVENKLAU 5 PF.
MIT GOLDMUNDSTÜCK

AUSLESE 6 PF.
OHNE MUNDSTÜCK



Die Hauptstraße der philippinischen Provinzhauptstadt Iloilo.

Aufnahme: Mauritius.

Heiss ist die Hölle von Manila

ROMAN VON HEINZ GECK

(2. Fortsetzung.)

Inhalt:

Der elternlose Karl Albert Alten, bei einer Tante aufgewachsen, war 26 Jahre alt geworden und Hilfslehrer. Sein Charakter, impulsiven Handlungen zugänglich, hatte den gewissenhaften Hilfslehrer aber nicht verspießern lassen, wenn er auch nur von Abenteuern träumte. Um acht Uhr früh begann in Berlin sein Dienst. An einem Tag hatte er sich etwas verspätet. Im Begriff, trotz des roten Verkehrszeichens eine Straße zu überqueren, fühlte er plötzlich einen heftigen Stoß gegen den Kopf und versank in einen lichtlosen Abgrund. Als er in einem Krankenhaus aufwacht, redet der Arzt ihn spanisch an. Karl will zum Dienst. Man reicht ihm Kleider, die ihm nicht gehören; lächelnd bedeutet man ihm, daß das schon stimme, so sei er eingeliefert worden. Auch die Papier-Peseten in den Taschen seien sein Eigentum. Draußen, unter einer heißen Sonne, kauft er eine Zeitung und stellt fest, daß er in Manila ist und man das Jahr 1936 schreibt; fünf Jahre waren also seit seiner letzten Erinnerung (Berlin, Straßenüberquerung) vergangen. Er ist zunächst entsetzt, hat keinerlei Erinnerung, aber die Zeit stimmt. Ein kräftiger Kerl klopft ihm auf die Schulter: „He, Java-Charly wie geht's?" Der Mann, den er aufklären will, läßt ihn nicht zu Worte kommen. „Hast Glück gehabt mit dem Schuß, hätte nicht viel gefehlt." Er weiß nichts von einem Schuß (der Arzt hatte das auch erwähnt) und läßt sich in eine Kneipe hineinziehen. Aus den Erzählungen des anderen erfährt er dann, daß er irgendein Java-Charly sein soll, an dessen Beseitigung eine Verbrecherclique Interesse habe. Jeder Versuch Karls, einen Irrtum anzudeuten, wurde hoffnungslos von dem breiten Baß des anderen erstickt, und da ihn die Geschichte allmählich interessierte, fügte er sich in die Rolle des Java-Charly, der ein Mordskerl war oder gewesen sein mußte. In dem Lokal, wo Karl mit Sandy Muir (so hieß der andere, offenbar ein Kapitän) verweilte, saß in einer Nische eine Dame aus Europa, deren Begleiter, ein Herr Leroy, heftig auf die Dame (Ursula Brent) einsprach. Diese Dame hatte in England einen Pflanzer, Jim Brent, kennengelernt und geheiratet. Jim Brent war zurück nach Manila auf seine Pflanzungen gefahren und seine Frau sollte später nachkommen. Plötzlich erhielt sie von dem Rechtsanwalt Leroy die Nachricht, ihr Mann sei gestorben; weil ihr das alles geheimnisvoll vorkam, war sie nach Manila gefahren, um Näheres über den Tod ihres Mannes zu erfahren. Die Pflanzung des so plötzlich verstorbenen Jim Brent lag auf der Insel Longa-Long; ein Vetter des Rechtsanwalts Leroy verwaltete angeblich die Hinterlassenschaft. Leroy will nicht, daß Ursula Brent dorthin fährt, spricht von Kopfjägern usw. Dann deutet er auf Karl Alten: „Dieser Mann da ist an dem Ruin Ihres verstorbenen Gatten schuld." Noch weitere Andeutungen macht Leroy. Ursula ist entsetzt, denn in Briefen hat Jim Brent einen Java-Charly als seinen besten Freund erwähnt. Sie geht aufgeregt zu dem Tisch, nennt ihren Namen, und als Karl Alten (jetzt Java-Charly) sich nicht auf den Namen Jim Brent besinnen kann und rot wird, faßt sie dies als Eingeständnis seiner Schuld auf und ohrfeigt ihn. Als Ursula mit Leroy fortgegangen war, kam eine andere Frau an den Tisch und begrüßt beide. Diese Frau, Dolores, eine Insulanerin von großer Schönheit, war offenbar die Geliebte des mysteriösen Java-Charly und hatte die Ohrfeigenszene mitangesehen. In ihrer Eifersucht schimpfte sie ihn durcheinander, aber Alten nahm das alles nur noch humoristisch. Mit einer Drohung verließ dann Dolores das Lokal. Später fuhr Muir Karl in ein Hotel, wo Java-Charly stets zu wohnen pflegte. Im Schlafzimmer vor dem Bett lag ein riesenhafter Neger mit schwerer Kopfwunde. Als ihm das Bewußtsein zurückkam, konnte er nur vor Freude „Oh, Massa Charly" rufen. Er erholte sich schnell und als Muir nach Hause gewankt war, hörte Alten aus den Erzählungen des Negers Schneeball, daß er als Java-Charly seinen Diener Schneeball vor acht Tagen verlassen hatte und erst heute wieder gekommen war. In einem Koffer entdeckt er dann seinen Paß mit vielen Reiseeintragungen. Außerdem einen Kontrakt mit Jim Brent, wonach er Brent ein Darlehen gegeben und das Vorkaufsrecht der Pflanzung auf Longa-Long hat. Diesen Vertrag hat man entwenden wollen und ist dabei auf den Widerstand Schneeballs gestoßen. Auf dem Waschbecken findet er einen Zettel: „Laß die Finger von L, das nächste Mal treffen wir besser." Jetzt ordnete er seine Gedanken: Er hatte dem Besitzer von Longa-Long geholfen und auch Sandy Muir hatte von Freundschaft gesprochen. Warum aber hatte Leroy nach ihm geschossen (Muir hatte das offen ausgesprochen) und warum erhielt er zwei Ohrfeigen und diese schriftliche Warnung?

Drohen wollte man ihm? Das wäre ja noch schöner! Was dachten die sich eigentlich? Station und Pflanzung Longa-Long waren ihm bis vor einer Minute vollständig gleichgültig gewesen — ebenso wie sein mutmaßliches Guthaben, das er nie mit Bewußtsein gesehen hatte und das im übrigen längst zurückgezahlt sein mochte. Vielleicht war das Geld in seiner Tasche, und der Schein, den er Sandy geliehen hatte, der Rest der zurückgezahlten Summe?

Das würde man ja wohl erfahren können. Das war auch ziemlich unwesentlich.

Aber drohen ließ sich Karl Albert Alten nicht. Und — er lächelte, ohne es zu merken — Java-Charly ließ sich erst recht nicht drohen.

Er dachte mit ernsthafter Beruhigung an das Gewehr, das er eben in seinem Koffer gesehen hatte, und fühlte ziemlich gewaltsame Absichten gegen Longa-Long, als er unter den Moskitero kletterte.

Schneeball rollte sich an der Tür auf einer Matte zusammen und begann sofort zu schnarchen.

Karl Albert, jetzt erst bewußt und zornig zu Java-Charly umgewandelt, schlief trotz seiner Müdigkeit nicht sofort ein. Er entwarf Pläne, grimmige entschlossene Pläne, die nur den Fehler hatten, daß er weder wußte, wer seine Gegner waren, noch wo das berühmte Longa-Long eigentlich lag ...

Es war wohl aus diesem Grunde, daß seine Träume durchaus freundlicher Natur waren. Merkwürdigerweise spielte Ursula Brent mehrere Rollen darin aber ihre vollen roten Lippen waren nicht in kalter Verachtung verzogen und die braunen Augen, in denen kleine goldene Lichter schwammen, waren nicht kalt vor Haß, sondern glänzten warm und weich. Er wollte ihr die Sache mit James Brent und Ariki erklären, aber dann kam immer Sandy Muir dazwischen, schob Mrs Brent auf die Seite und sang mit dröhnender Stimme das Lied von den Affen auf Zamboanga. „Hohoho!"

6.

So lachte doch der dunkle Napoleon?

Was fiel ihm ein, solchen Lärm zu machen! Karl Albert wollte schlafen! Sein Schädel war schwer und schien im Schlaf einen unnatürlichen Umfang angenommen zu haben. Außerdem fühlte er jedes einzelne Haar.

Eine Frauenstimme sprach schnell. Dann klinkte die Tür ins Schloß. Alten richtete sich mühsam auf und blinzelte mit schmerzenden Augen.

Mit schnellen, energischen Schritten kam eine Frauengestalt auf sein Lager zu. Unter einem langen Umhang flatterte ein Abendkleid. Ihr dunkles Haar flog zerzaust um das stolze Gesicht, in dem zwei Augen erregt zu brennen schienen. Erschreckt erkannte er Dolores. Sicher hatte sie inzwischen den von Sandy erwähnten Revolver gefunden.

Blitzschnell streckte sie eine schmale, weiße Hand nach ihm aus — aber die Hand hielt keine Waffe; sie griff fest und kräftig nach seiner Schulter und schüttelte ihn wild.

„Java!" zischte Dolores halblaut. „Steh auf, sofort! Hörst du! Jeden Augenblick kann die Polizei hier sein!"

„Wieso?" Karl Albert rieb sich hilflos über die schlafmüden Augen. Dies hätte er am wenigsten erwartet. „Polizei?" fragte er ohne Verständnis.

„Ja doch. Schnell. Heute nacht ist Haftbefehl gegen dich ausgestellt worden wegen Mordes an Brent ... Verstehst du denn nicht? Leroy steckt dahinter ..."

Sie zog ihn mit unerwarteter Kraft aus dem Bett und riß seine Pyjamajacke von seinen Schultern. Hielt ihm ein frisches Hemd hin. Mechanisch begann er sich anzuziehen.

Viel zu müde, um nach der Art dieses ungewöhnlichen Eindringens in sein Zimmer zu fragen oder auch nur sich darüber zu wundern, hörte er die hastigen Worte, mit denen Dolores auf ihn einsprach.

Von unten drang lautes Klopfen durch das Hotel. Dolores' Hand fuhr an die Lippen. „Da sind sie schon. Schnell hinten durch die Küche! Am Pasig liegt Kuzokis Boot. Wenn wir erst über die Bucht sind, können wir in einem Barrio eine Vinta mieten. Schnell ... wartet auf mich ..."

Sie schob den halbbekleideten Karl Albert auf den dunklen Gang. Verwirrt und schlaftrunken stolperte er hinter André Napoleon her, der sich den schweren Eisenkoffer in den Nacken geschwungen hatte und barfüßig mit leisem Tappen über die Holzplanken glitt. Vom Eingang klangen polternde englische Stimmen. Bonifacio protestierte wortreich und schrill in seinem geläufigeren Tagalog.

Sie rannten durch den Blumenhof und durch den Saal, während schwere Armeestiefel die Stufen heraufknallten. Eine Stimme fluchte halblaut. Hinter dem Patio schien Licht durch einen Vorhang. Näselnde Stimmen erstarben plötzlich als André, von Karl Albert gefolgt, durch die Küche nach draußen stob. Der chinesische Koch, der mit einigen Freunden beim Spiel gesessen hatte, blickte mit offenem Munde hinter ihnen her und legte dann grinsend das Fleischmesser wieder hin, nach dem er im ersten Schreck gegriffen hatte.

Sie nahmen ihr Fantanspiel wieder auf, als ob nichts geschehen wäre. Diskretion ist eine der hervorragendsten Tugenden chinesischer Angestellter, wenn es sich um einen Gast handelt, der wenig räsoniert und gute Trinkgelder gibt.

Während Alten und der unter dem eisernen Koffer zusammengeduckte Schneeball durch nachtdunkle Alleen zum Fluß eilten, sprang in Altens Zimmer die Tür auf und zwei amerikanische Polizisten drangen mit gezogenen Revolvern in den Raum.

Erstaunt blickten sie sich an, und der Sergeant fuhr nachdrücklich über die Metallnummer der Zimmertür, um sich zu vergewissern, daß er sich nicht geirrt hatte. Das Zimmer war richtig, aber statt des erwarteten Häftlings saß vor dem Spiegel eine schöne Frau und zog sich vor dem Spiegel mit betonter Nachlässigkeit die Lippen nach.

Der Sergeant Barry erkannte sie sofort.

„Ho, Dolores. Was tust du denn hier?"

„Bitte?" Dolores drehte sich mild überrascht um und zog mißbilligend die Augenbrauen hoch. „Seit wann, Sargento, bringen Americanos nachts in das Zimmer einer Lady ein?"

Barry grinste gutmütig. „Laß den Unfug, Schwester, wo ist Java-Charly? Wir wollen ihn mitnehmen! Come on!"

„Java-Charly? Ach so. Der ist fort, Señor Sargento."

„Und du hast ihn gewarnt", fauchte Barry. „Wo ist er?"

Dolores neigte sich liebenswürdig. Ihr frisch gemalter Mund lächelte spöttisch.

„Wenn ihr euch beeilt, könnt ihr ihn noch einholen. Er ist gerade gegangen."

„Wohin?" schnappte der Sergeant. „Die Wahrheit!"

Dolores bestand nur noch aus Lächeln, halbgeöffneten Lippen und strahlenden Augen.

„Aber Sargento, warum so kurz angebunden? Charly ist unterwegs zum Pasig. Er will dort ein Motorboot nehmen und auf der anderen Seite der Bucht eine Vinta mieten."

„Großartig", höhnte der Sergeant. „Wahrscheinlich weißt du auch den Namen des Bootsverleihers, Schwester?"

„Sicher. Er will mit Kuzoki fahren."

Sie begann nachlässig, ihr zerzaustes Haar zu ordnen.

Der Polizist wandte sich an Barry.

„Glaubst du, daß sie lügt, Sarge?"

„Klar", grollte der Sergeant mit Überzeugung. „Du kannst immer darauf wetten, daß eine Frau lügt, einerlei, was sie sagt. Und eine Frau wie Dolores schießt eher nach dem Präsidenten, als daß sie einen Freund verrät. Durchsuch das Zimmer, Mike."

Mike begann, Schubladen und Fächer aufzuziehen.

„Wollt ihr euch nicht beeilen?" fragte Dolores.

„Nachher", knurrte Barry. „Gerade ist er zum Pasig, wie? — Dann wird er also vor einer guten Stunde nach Cavite gesaust sein, um sich in Mindoro zu verstecken. Wer hier ausreißt, geht immer zuerst nach Mindoro und von da nach Kawi-Kawi. Lügen kannst du nicht besonders, Chiquita."

Dolores hob die Schultern. „Ich sage immer, was ich denke, Señor. Aber ich sage nicht alles, was ich denke, ihr Americanos seid so leicht gekränkt."

„Look!" rief Mike. Er hatte das Handtuch gefunden, mit dem Sandy Muir den verwundeten Napoleon behandelt hatte. „Blut, Barry!"

Der Sergeant pfiff durch die Zähne. „Sieh einmal an. Blut." Er betrachtete das Handtuch nachdenklich.

„Soll ich die Frau festnehmen, Barry?"

Barry kratzte sich hinter dem Ohr und schob die Mütze verlegen nach hinten. Er hatte einen Haftbefehl für einen mutmaßlichen Mörder und wußte nicht recht, wieweit die Frau in das Bild paßte. Mit dem Mord konnte sie nichts zu tun haben und selbst eine Beihilfe zur Flucht war kaum zu beweisen.

Er sah sie mit unverkennbarer Hochachtung an. Der Haftbefehl war vor zwanzig Minuten ausgestellt worden. Woher hatte sie Wind davon bekommen? Woher? Und woher kam das blutige Handtuch?

„Schlägerei?" fragte er vorsichtig und ohne eine Antwort zu erwarten.

„Nein", sagte Dolores ruhig. „Es war ein Einbruchsversuch und Charlys Nigger wurde niedergeschlagen. Aber ich glaube nicht, daß er deshalb die Constabulary bemühen wird."

Sie stand auf. Mike vertrat ihr den Weg, aber Barry winkte ab. Der Vogel war fort, und gegen Dolores hatte er keine Beweise.

„Laß sie laufen", sagte er. „Sie wird zwar drinstecken bis unter ihre schönen Augen ... was, Donna Dolores?"

„Vielleicht ein bißchen auf den Zahn fühlen?" fragte Mike hoffnungsvoll. Sie unterhielten sich so unbekümmert, als ob Dolores sie gar nicht verstehen könnte. Sie entstammte einer alten spanischen Familie, und ihr Blut war wahrscheinlich unverfälschter als das der beiden Amerikaner, aber für diese war jeder, der auf den Inseln geboren war, ein „Dhobie", eine Art minderwertiger Farbiger.

Dolores schob sich kühl an dem knurrenden Mike vorbei. „Hasta mañana, amigos", sagte sie mit einer so natürlichen Grazie, als wären die beiden Beamten ihr Teebesuch gewesen. „Wollt ihr nicht mitkommen? Vielleicht gehe ich jetzt zu Java-Charly?"

„Spring meinetwegen ins Wasser, Darling", sagte Barry unliebenswürdig. Er hatte in Niagara Falls einmal ein Sweetheart gehabt, das von heute auf morgen jemand anders geheiratet hatte, und seitdem rangierten Frauen für ihn gleich hinter Klapperschlangen. Knurrig steckte er sich eine Zigarette an und klatschte das Handtuch in eine Zimmerecke. Er hatte keine große Eile, seinen Mißerfolg zu berichten.

Dolores eilte lächelnd zum Pasig. Sie war absichtlich dageblieben. Wenn man Polizisten sich selber überließ, konnten sie rein zufällig auf die richtige Spur kommen. Jetzt war sie sicher, daß Kuzoki der letzte Mann war, bei dem man sich nach Java erkundigen würde. Nichts ist wirkungsvoller als die Wahrheit im richtigen Augenblick.

Sie fand einen Wagen, machte sicherheitshalber einen Umweg über die Katilbag Promenade und den Dewey Boulevard, stieg an den Ladeplätzen aus und ging zu Fuß am Pasigufer zurück, bis sie zu Kuzokis Bootsverleih kam. Der kleine Japaner warf den Motor an, als er ihre schlanke Gestalt am Quai auftauchen sah, grinste ein freundliches „okay" und legte ab. Leise puckerte der Motor. In der Kajüte warteten Schneeball und Charly, der Neger mit ewig unbekümmertem Lächeln auf dem runden, pockennarbigen Gesicht, und Charly in einer Gemütsverfassung, die alles andere als abgeklärt und mit dieser Welt zufrieden war.

„Señorita ...?"

Dolores setzte sich ihm gegenüber und warf den Umhang ab. „Spar dir die Señorita", sagte sie ruhig. „Du bist hier nicht in den ‚Sieben Winden' mit einem Parkett sensationslustiger Affen. Und gib mir eine Zigarette."

Karl Albert beeilte sich, nach seinem Etui zu angeln. „Bitte. Und wollen Sie ... willst du", verbesserte er sich schnell auf einen Blick hin, der genügt hätte, um einen Spiegel zu zertrümmern, „willst du mir sagen, warum du — ich meine, du wolltest doch ..."

Die Worte, die ihm einfielen, klangen alle so dramatisch.

Dolores blies einen dünnen Rauchfaden gegen die leise schaukelnde Lampe.

„Warum ich gekommen bin, Java?"

„Ja. Und was das mit der Polizei auf sich hat, möchte ich auch gerne wissen. Ich habe nämlich Brent nicht ermordet."

Dies war ein Punkt, über den er sich keine Sorgen machte. Brent war — nach Sandy Muir — sein Freund gewesen, und einen Mord traute er sich überhaupt nicht zu. Er war zwar geneigt, alles, was ihn selber anging, ohne weiteres zu bezweifeln, aber gegen Mord wehrte er sich. Temporäre Amnesie oder nicht!

„Natürlich hast du Jim Brent nicht ermordet", sagte Dolores gleichgültig. „Wir waren nämlich beide zur Zeit seines Todes in Tawi Tawi. Das weißt du genau so gut wie ich. Aber wie willst du das beweisen? Mein und Andrés Zeugnis dürften nicht viel wert sein — und die Moros auf Tawi Tawi gehören alle zu Wongs Opiumschmugglern und würden aussagen, was er will. Das weißt du auch. Also ..."

Sie machte eine vage Bewegung mit der Hand. Zigarettenrauch wirbelte in grotesken Streifen durch die niedrige Kajüte.

„Wir waren auf Tawi Tawi?" sagte Alten sinnend und studierte das beherrschte Gesicht der Frau, die so gleichmütig von Dingen sprach, die — zum mindesten ungewöhnlich waren. „Und wer ist Wong?"

Dolores drückte ungeduldig ihre Zigarette aus.

„Bitte, Java, sei nicht albern. Was ist überhaupt in dich gefahren? Fieber?"

Karl Albert nahm dankbar das Stichwort auf. Er fühlte andeutend über den Pflasterstreifen. „Ich hab eine Woche besinnungslos am Plaza del Carmen gelegen", sagte er langsam.

„Oh ...", besorgt beugte sie sich über ihn. „Im Hospital der Heiligen Familie?"

Karl Albert nickte. Stärker noch als am Vorabend empfand er den herbsüßen Duft von Parfüm und Frauenhaar. Er runzelte die Brauen, als er sich bei dem unpassenden und unerhörten Gedanken ertappte, die Frau in seine Arme zu ziehen und die roten Lippen zu küssen, die dicht vor seinen Augen lockten.

Dolores setzte sich wieder, strich nur mit der Hand über sein Haar. Es war eine ganz leichte Berührung, aber er zuckte zusammen, als ob er fröstelte.

Dolores schien es nicht zu bemerken. Ihre Gedanken waren schon weitergelaufen.

„Leroy natürlich", sagte sie. „Vielmehr Wong."

„Ich glaube", sagte Karl Albert. Wer war Wong?

Das Motorboot begann zu tanzen. Es war aus der schützenden Bucht herausgekommen und wiegte sich in der weiten Dünung der chinesischen See.

Dolores begann mit dem Finger auf ihrem Knie eine unsichtbare Rechnung aufzustellen. Dann schüttelte sie ärgerlich den Kopf. „Ich verstehe es nicht."

„Was?"

„Warum Wong sich für Longa-Long interessiert. Die Station ist keinen Mord wert, und nun bindet er auch noch mit dir an. Er kennt dich doch. Also warum?"

„Was weißt du?" fragte Alten. Jeder schien mehr zu wissen als er selber. Es half nichts: er mußte fragen.

„Wenig", sagte Dolores. „Ich ging gestern nach Hause, als du ... als du — na ja. Ich konnte nicht schlafen, Java, so habe ich dich gehaßt." Ihre Augen begannen zu glühen. Dann lachte sie. „Ich weiß jetzt, daß du wirklich nichts mit der Frau gehabt hast, wußte es schon, bevor ich von dir hörte, daß du die ganze Woche bei den Patres warst."

„Aber —" wollte Alten erklären.

Sie schnitt ihm das Wort ab. „Laß gut sein, Java. Erledigt. Hör zu. Schließlich wurde ich so wild, daß ich meine kleine Webley einsteckte und dich erschießen

wollte. Ich fuhr zu den ‚Sieben Winden', aber du warst schon mit Sandy Muir weitergezogen. Die Mixer wußten nicht, wohin, aber ich glaubte, Willy Wong könnte mir Bescheid sagen Du warst selten dem Tod so nahe, Java . . .“

Karl Albert lächelte höflich und müde. Das Leben hier schien eine ziemlich gefährliche Angelegenheit zu sein. Aber es berührte ihn kaum. Plötzlich fiel ihm ein Satz ein, den er in seinem — früheren Leben — einmal gelesen hatte: Das Leben ist nur ein Traum, den irgendein absurdes Wesen von uns träumt . . .

Es schien ihm ein sehr vernünftiges Paradox zu sein

„Als ich über den Gang zu Wongs Zimmer ging, hörte ich jemand sprechen, und es fiel dein Name. Du kennst Wongs Arbeitszimmer. Er kann von seinem Tisch das ganze Restaurant übersehen und sitzt selber im Schatten. Hinter ihm ist die Tür zum Patio und den Rauchzimmern. Ich schlich mich über den Gang und versteckte mich hinter der Steinbank.

Bei Wong war Leroy. Er war eben gekommen. Wong war böse ‚Ich habe Java-Charly gesehen, Señor.' Leroy räusperte sich. ‚Deshalb bin ich zurückgekommen', sagte er. ‚Ich habe nur die Frau nach Paco bringen müssen. Sie darf von der ganzen Sache nichts erfahren. Ich habe ihr gesagt, daß Charly den Tod ihres Mannes verursacht hat. Du hast gesehen, wie sie reagierte, Wong? Von da ist keine Gefahr. Aber wie hat Charly entkommen können?'

‚Ja, wie?' höhnte Wong.

‚Jakiri hat geschworen', sagte Leroy wieder, ‚daß er Java mit einem Kopfschuß getötet hat. Er konnte nicht hingehen, um sich zu vergewissern, weil eine Patrouille kam.'

Wong sagte einiges, was ich nicht verstehen konnte. Dann lachte Leroy und sagte: ‚Warum machen wir nicht wahr, was ich der Frau gesagt habe? Ich werde auf Grund mir zugegangener Mitteilungen einen Haftbefehl gegen ihn erwirken. Christobal kann genügend Zeugen schicken, wenn es soweit kommt. In Bilibid ist Charly genau so unschädlich wie unter der Erde.'

Wong lachte böse. ‚Man kann auch aus dem Zuchthaus von Bilibid fliehen, und wo sind dann die Titel?'

‚Jakiri hat den Koffer nicht öffnen können', sagte der Rechtsanwalt, ‚aber wenn ihn die Polizei beschlagnahmt, können die Akten verschwinden.'

Er redete weiter auf Wong ein, der nicht einverstanden schien. Er sagte, du würdest jetzt gut genug auf der Hut sein und nie mehr allein. Beweis, heute wärest du gleich mit Muir als Leibwache gekommen. Schließlich stimmt Wong zu. Ich lief, so schnell ich konnte, ins ‚Oriente'. Aber was sucht Wong auf Longa?“

In die Kajütentür sah Kuzokis lachendes Gesicht

„Anlegen, okay? Barrio Subic?“

„Nein“, rief Alten zu seinem eigenen Erstaunen. „Nicht bei einem Dorf anlegen. Weiter.“

„Oh ye, sure, okay, Mister“

Die Tür klappte wieder zu

„Ich werde nach Longa-Long gehen und nachsehen“, sagte Karl Albert Alten ruhig und merkwürdig kalt. „Dann sage ich dir Bescheid Du fährst zurück mit Kuzoki.“

„Java“, bettelte sie. „Nimm mich doch mit! Du weißt doch, daß ich dir helfen will — und kann. Immer.“

Wieder beugte sie sich zu ihm herüber. Und diesmal schien Karl Albert der Gedanke, sie zu küssen, gar nicht so phantastisch, unpassend und ungehörig.

Fühlte er nicht zum ersten Male einen biegsamen Frauenkörper in seinen Armen? Seine Lippen brannten.

André Napoleon grinste hörbar, er war zufrieden, nun war alles wieder gut. Der Massa hatte ihm nicht gefallen, seit er wieder da war.

Dolores wand sich lachend aus Altens Arm.

„Alles wieder gut, Java? Nicht mehr böse? Ich darf mit?“

Karl Alberts Müdigkeit, das Gefühl, Objekt fremder Handlungen zu sein, war weggeweht. Dolores' Küsse wirkten kräftiger als am Abend die Bengaltiger mit Sandy.

Er lachte, ein wildes, sorgloses Lachen. Atmete gierig die warme Brise, die duftschwer vom Land her über das Wasser wehte Süß und salzig.

Java-Charly . . hämmerte der Motor. Java-Charly. Java-Charly. Es war schön, zu leben Da zu sein. Zu fühlen, wie das eigene rote Blut in den Adern sang

Er tippte mit dem Finger auf das dünne Abendkleid

„So willst du mit?“ Es war wirklich seine einzige Sorge.

Dolores lachte glücklich.

„Natürlich nicht, du Dummkopf. — Kuzo—ki!“

Kuzoki steckte seinen Kopf durch die Tür.

„Ich will ein paar Stiefel haben, Kuzoki. Java, gib mir Geld.“

Charly — und durchaus nicht mehr Karl Albert — zog die Rolle mit Pesoscheinen aus der Tasche und hielt sie hin. Kuzoki kramte in einem Schapp und zog ein paar hohe Stiefel heraus. Er hatte kleine Füße, trotzdem waren die Stiefel für Dolores zu groß. Sie rieb mit lustigem Schmollen den Finger an der Nase.

„So werde ich dir wenig gefallen, Java, und Blasen werde ich auch bekommen Aber das macht nichts. Wieviel, Kuzoki?“

Sie zahlte, ohne zu handeln den geforderten Preis. Die Japaner sind dafür bekannt, daß sie nur verlangen, was sie wirklich haben müssen. Nur in einem chinesischen Tiente muß man handeln bis auf ein Zehntel des ersten Preises.

Der Koffer enthielt einen Reitanzug, der beinahe paßte. Dolores ließ sich eine Segelnadel geben und Napoleons Messer, mit dem sie unbekümmert den Rock zerschnitt. Ebenso rücksichtslos wurde das Abendkleid auseinandergetrennt und in eine Bluse verwandelt, die zwar saß, als wäre sie nach Augenmaß im Dunkeln hergestellt, aber ihren Zweck durchaus erfüllte.

Charly hatte keine Zeit, sich um diese Kleiderkünste zu kümmern. Er hatte sich von dem Kapitän eine Karte geben lassen und studierte sie, als wäre er zeitlebens ein Vermessungsbeamter gewesen.

Longa-Long fand er rasch. Es lag oben im Norden an der Ostküste und war eine Insel. Eine richtige Insel.

Er begann nachzudenken. Longa-Long, eine Tropeninsel, für die er bereits sechshundert Pfund bezahlt hatte und auf die er ein Vorkaufsrecht besaß. — Und Brent war tot. — Auf der er aber ebenso sicher durchaus nicht beliebt war. Also Vorsicht! Charly!

Er pfiff vor sich hin.

„In Zamboanga . . .“

Noch nie hatte er sich so wohl gefühlt.

Die Bucht von Manila war längst untergetaucht im Dunkel. Im Norden zog ein feuriger Streif über das Wasser: da kam ein Postboot von Japan, Schanghai oder Makao . . .

Im Osten lag dunkel, massig und schattenhaft das gebirgige Luzon. Am Strande flackerten die roten Fackeln der Fischer wie Glühwürmer und tanzende Feuerfliegen.

Und hinter den Bergen, über denen die Sterne gerade in einem schmalen, grünblassen Streifen ertranken, lag eine Insel Sein Ziel: Longa-Long

Kuzoki stand unbewegt am Steuer, eine glühende Zigarette im Mundwinkel Er sah, wie Charly ihn anblickte und grinste höflich

„Vierzehn Knoten jetzt. Okay?“

„Okay. Können wir bis Lingayan fahren? Kapitän?“

„O yes, sure, okay, Mister. Morgen früh da“

Die Sonne ging auf. Plötzlich funkelte sie über die grünblauen Berge. Der Dampfer im Norden war verschwunden. Zum Strand hin wiegten sich zu Hunderten die buntgemusterten Segel der Bintas und Lipas, schnellsegelnde Dapangs mit spinnbeinigen Auslegern flogen über die Wellenkämme wie ebensoviele Flugfische mit glitzernden Flossen

Durchsichtig das Wasser. Eine Zauberwelt in Grün, Grau und Rot, Märchenwälder aus schwingenden Wasserpflanzen. Vielfarbige Fische in Schuppen wie blinkende Strahlenbündel

Die Sonne strahlte. Kuzoki grinste Der Schneeball saß mit blanken Augen am Heck und angelte. Seinen Verband hatte er schon abgerissen Die Sonne brannte auf sein schweißblankes, schwarzes Fell Seine Welt war in Ordnung Der Massa Charly war wieder da und gesund. Prügel und Wunden sind da, damit man sie bekommt, das war einfach. Entbehrungen, schwerste Strapazen — alles ertrug er willig Nur mit weißen Männern wollte er zusammensein! Er kam aus Trinidad, war als Trimmer nach Osten verschlagen worden und hatte zu seinem Kummer auf einem japanischen Pearler arbeiten müssen, was seinen Stolz tief gekränkt hatte

Japaner, Chinesen, Filipinos und Malaien waren nämlich seiner Ansicht nach minderwertige Nigger. Er selber rechnete sich mehr zu den Weißen. Nicht der Farbe wegen. André Napoleon unterschied die Menschen nach ihrer Körpergröße. Käppen Muir war richtig. Charly war richtig. Und auch die Missus Dollars, wie er Dolores grundsätzlich nannte. Behaglich teilte er seine Aufmerksamkeit zwischen dem flimmernden Blechköder, der im Kielwasser des Bootes durch das Wasser flitzte, und der schlanken Gestalt seines Massa, der an der Bordwand lehnte und zum Strande hinübersah. Wenn der Massa den Finger hob, dann war André Napoleon zur Stelle. So war das.

Jetzt drehte sich der Massa um

Aus der Kajüte kam lachend, die Hände in den Hüften wie ein Mannequin, Dolores Schlank, biegsam, jung. Selbst die grausig schlotternde Jacke und die umgeschlagenen Breeches konnten ihre rassige Grazie nicht verbergen.

Ihr Vater war nach langem Siechtum einer Verwundung erlegen, die er sich im Kampf gegen die Amerikaner in einem Pronunziamiento geholt hatte, das ihn seine Besitzungen kostete. Ihre Mutter konnte die Armut nicht ertragen und starb, weil sie nicht mehr leben wollte. Aber Dolores wollte leben. Sie tanzte und sang, ohne es lernen zu müssen Und sie war schön.

Sie hätte Karriere machen können, aber sie schlug lachend alle Angebote aus. Und als sie einen holländischen Pflanzer, der sie küssen wollte, lächelnd durch die Schulter schoß, lernten ihre Verehrer sie von fern zu bewundern.

Es war eine Sensation, als Java-Charly, der plötzlich in Manila wieder aufgetaucht war, im Sanzio mit ihr nicht nur um einen Kuß würfelte, sondern darauf verzichtete, als er gewann.

Und es war eine noch größere Sensation, als Dolores darauf bestand, ihre Schulden zu bezahlen, zumal sie sonst nur um das Recht spielte, einmal mit ihr tanzen zu dürfen — und dann regelmäßig gewann

Charly besah mit kritischem Ernst das mit Segelgarn zusammengeflickte Kostüm.

„Excelente!“ fand er schließlich „Exquisito! Que es hermosa! Wirklich schön siehst du aus!“

„No seas bobo!“ fauchte sie lachend. „Sei nicht albern Ich will wissen, ob ich jetzt mitgehen kann?“



Zwei Eingeborene auf den Philippinen mit ihren Kampfhähnen.
Aufnahme: Arfo (Mauritius)

„Natürlich", sagte Charly. „Deshalb hättest du doch meinen guten Anzug nicht zerschneiden brauchen Mir ist eben eingefallen, daß wir den Kapitän bitten könnten, in Lingayan etwas für dich zu kaufen Er muß uns auch carcadores besorgen."

„Träger?" fragte Dolores zurück. „Wozu? Ich denke, wir mieten eine Vinta und segeln über Lauag und die Inseln "

Charly schüttelte den Kopf

„Geht nicht. In Longa-Long werden sie jetzt auf mich warten. Die Polizei sowohl wie Leroy. Wir gehen über die Berge. Rund zweihundert Kilometer. Sieh dir mal die Schuhe an, in denen du das machen willst?"

Kuzoki grinste fröhlich „Berge schlecht", fand er. „Keine Wege. Ifugaos, Igoraten, Kopfjäger und Hundefresser. Geht nicht."

Charly kniff die Augen zusammen, blinzelte über das gleißende Wasser nach den bunten Segeln, die unter biegsamen Bambusmasten leuchteten, und sah von neuem auf die Karte.

Sah auf. „Ich gehe. Schneeball?"

André Napoleon zeigte nur seine weißen Zähne.

„Und du, Dolores?"

Ihre dunklen Augen glänzten. „Wohin du willst, Java."

Kuzoki schüttelte den Kopf. „Du wirst dir noch einmal die Finger verbrennen, Charly."

„Ich möchte sie mir gerne an einer Tasse Kaffee verbrennen", sagte Alten. „Gibt es hier einen Kocher und Tschau-Tschau?"

Kuzoki zeigte mit dem Daumen, und Schneeball ließ bedauernd seine Angel im Stich und verschwand in der Kajüte.

Charly zeigte Dolores die Karte. „Siehst du, es geht nicht anders. Nur aus dieser Richtung werden wir nicht erwartet und können vielleicht erfahren, was eigentlich gespielt wird. Mir scheint, man will Mrs. Brent um ihr Erbe betrügen. Mit meiner Hypothek geht das."

„Glaubst du, daß sich Wong mit solchen Kleinigkeiten abgibt?" fragte Dolores zweifelnd. „Es muß mehr dahinterstecken. Warum sagte Leroy: Die Frau darf nichts erfahren? Was?"

„Ja, was?" Charly dachte an Ursula Brent und strich sich unwillkürlich mit den Fingern über die Backe. Daran war also auch Leroy schuld! Hatte ihr erzählt, daß Charly ihren Mann . . . Arme Ursula!

„Sie soll ihr Erbe schon bekommen", sagte er zusammenhanglos. „Nicht?"

Dolores wurde rot und wandte sich schnell ab.

„Ich will mal sehen, ob André fertig wird . . ."

Sie schämte sich über den Auftritt in den „Sieben Winden" — jetzt.

Charly hatte das längst verziehen. Der gestrige Abend war irgendwie ausgestrichen worden seit — ja, eigentlich seit Java-Charly Dolores in seinen Armen gehalten hatte.

Jetzt wollte er nicht mehr aus Trotz nach Longa-Long, weil man ihn warnte. Auch nicht, um Ursula Brent zu ihrem Recht zu verhelfen. Das lief so nebenbei mit. Aber Longa-Long war für ihn sechshundert Pfund wert, und ein Mann, der plötzlich sehr wach in die Zukunft sieht, braucht Geld.

Dolores erschien mit einer dampfenden Kanne, gefolgt vom Schneeball, der genug Konserven geöffnet hatte, um eine kriegsstarke Kompanie zu verpflegen.

„El almuerzo, Señores, das Frühstück."

Es gab Ananas-Jam von Hawai, japanische Krebsschwänze mit scharfgewürzter Sojabrühe, amerikanische Saubohnen mit Tomaten, Frankfurter Würstchen aus Tschangtschou und schottisches Shortbread mit Palmzucker aus Java.

Nicht gerade ein normales Frühstück, selbst auf dem fünfzehnten Breitengrad, aber sie taten ihm alle Ehre an. Als letzter streckte der kleine Kuzoki die Waffen, sehr zu Napoleons Kummer, aber der Schneeball hatte gleich zu Anfang ein Tempo vorgelegt, dem selbst seine hungrigen zweihundertdreißig Pfund nicht gewachsen waren. Grinsend, satt und behaglich rollte er sich neben seiner Angel zusammen wie ein schottischer Terrier nach ruhmreicher Rattenjagd.

Charly löste den Japaner am Steuer ab, der eine Stunde schlafen wollte, und sah über eine im Fahrtwind fliegende schwarze Locke nach Norden über das kaum bewegte, glasgrüne Wasser. In dem schimmernden Dunst, der den südlichen Horizont verwischte, versank der letzte Gedanke an eine verlorene Zeit, versank das letzte Wundern, Staunen.

Seine Hand, die nachlässig kräftig auf der Ruderpinne lag, war dunkelgebräunt, nervig und trocken Er besah sie interessiert und zufrieden. Sie zitterte leicht mit den rhythmischen Erschütterungen, die der Motor durch das ganze Boot jagte

7

Ursula Brent, die am frühen Morgen im Büro des Rechtsanwalts anrief, war verwundert, als sie hörte, daß Jean Leroy seiner Vorliebe zu den „Sieben Winden" schon einen Frühstücksbesuch machen ließ. Sie verabredete sich mit ihm zum Lunch, denn sie beabsichtigte, ihm ein Ultimatum zu stellen Der gestrige Auftritt in dem chinesischen Restaurant hatte ihrem Wunsch, so bald als möglich auf des armen Jim Pflanzung zu fahren, neue Entschlossenheit gegeben. Das ständige Ausweichen Leroys gefiel ihr schon lange nicht mehr und sie fühlte dunkel, daß es um Longa-Long Dinge gab, die man ihr vorenthielt.

Jimmy Brent war — so hatte wenigstens bisher auch Leroy gesagt — an einer Blutvergiftung gestorben. Jetzt auf einmal machte er seltsame Andeutungen, als ob jemand an seinem Tode schuld sei. Java-Charly? Der Name sagte ihr nichts. Sie konnte sich selbst am gleichen Abend sein Gesicht kaum noch ins Gedächtnis zurückrufen. Dafür war sie viel zu erregt und zornig gewesen. Sie wußte nur, daß sie einem schlanken, fast kleinen Mann gegenübergestanden hatte, der ganz sicher kein ernsthafter Gegner für Jim Berts Bärenkräfte gewesen sein konnte! War er nicht sogar vor ihr zurückgewichen und rot geworden wie ein Mädchen? Mörder wurden nicht rot. Mörder . . ., was für ein furchtbares Wort!

Und warum wollte der Rechtsanwalt nicht, daß eine polizeiliche Untersuchung beantragt würde? Wenn er etwas wußte, war das doch der einzig gegebene Weg? Dann fiel ihr Leroys Gesicht ein, als er diesen Java-Charly gesehen hatte; dies verzerrte, fast graue Gesicht, und sie war ganz sicher, daß sie Angst darin gelesen hatte.

Warum fürchtete sich Leroy vor Java-Charly? Sollte er auch aus dem Wege geräumt werden, weil er zu viel wußte — oder? Oder was?

Sie wußte nicht, was sie denken sollte. Aber sie war fest entschlossen, jetzt durchzusetzen, daß sie nach Longa-Long fahren konnte.

Nach dem Frühstück nahm sie einen Wagen und fuhr in die Rosario, wo die Firma Zuellich & von Knobelsdorff die Interessen der deutschen Reedereien wahrnahm. Ein lustiger Berliner, selbst erst vor kurzem nach dem Osten versetzt, mußte erst eine Weile suchen, bevor er ihr Auskunft geben konnte.

Eine Verbindung nach Longa-Long gab es nicht. Eine direkte Verbindung. Man konnte es auf dem Landwege erreichen, wenn man Bahn, Bus, Ochsenkarren und zum Schluß eine Vinta nahm. Ziemlich umständliches Vergnügen.

Einfacher war der Seeweg. Es gab immer Trampverbindungen zu den Babuyaninseln im Norden, und an der Küste gab es genug Gesellschaften, deren Stationsboot gemietet werden konnte.

War Frau Brent sehr eilig? In einigen Wochen begann sein Urlaub, und ein Freund von ihm — ein Amerikaner, aber ein feiner Kamerad — hatte ein eigenes Boot. Sie wollten die ganze Küste abklappern, Papageien jagen und Haie angeln. Sicher konnten sie auch — wie hieß die Insel doch? — nach Longa-Long fahren, und dann kostete es gar nichts .

Der Berliner begann von einer Kajakfrau zu erzählen, mit der er vor zwei Jahren von den Havelseen nach Finnland gefahren war. Er hatte auch einige Photos bei sich, und Ursula Brent mußte sie bewundern. Und dann mußte sie von Deutschland erzählen Als sie auf die Uhr sah, war es schon kurz vor elf. Hastig setzte sie ihren Hut auf, versprach aber wiederzukommen. Der Junge ließ sie ungern gehen; kleine Angestellte in Manila haben nicht zu oft Gelegenheit, sich mit hübschen deutschen Frauen von zu Hause zu unterhalten.

Ursula hatte sich mit Leroy im Poloklub verabredet; als sie aber auf der Veranda des Klubs eintraf, war der Anwalt noch nicht da. Es war noch reichlich früh Nur zwei Tische waren besetzt, und die Morokellner lungerten faul herum. Ursula Brent schlenderte an die Brüstung, unschlüssig, ob sie sich schon setzen sollte; da sah sie in einer Ecke eine blaue Seemannsjacke hinter einer Zeitung, über der eine dicke Rauchwolke schwebte

Sie erkannte sofort mit einem kleinen Schrecken den großen Kapitän, der gestern nacht in der Begleitung Java-Charlys gewesen war War dieser Charly auch hier? Am besten war es, sie ging wieder fort und hinterließ dem Rechtsanwalt Bescheid; es wäre zu peinlich, wenn sie hier den Mann wiederträfe, den sie gestern öffentlich geohrfeigt hatte und von dem ihr Bekannter behauptete, daß er möglicherweise der Mörder ihres Mannes war!

So leise und unauffällig wie möglich suchte sie sich zu entfernen Aber gerade, als sie in die Halle gehen wollte, legte der Kapitän die Zeitung auf den Tisch und hob sein Glas.

Er erkannte sie sofort und stand auf

Ursula Brent wurde rot, als wäre sie bei irgendeiner unschönen Handlung ertappt worden. Weglaufen konnte sie nicht mehr.

Der rotgesichtige Seeräuber kam schon auf sie zugestelzt, und sein „Hallo, Mrs. Brent!" dröhnte über den ganzen Raum. Er lachte freundlich, und zweifellos war er heute nüchtern.

Zögernd nickte Ursula und hatte gleichzeitig das Gefühl, als würde ihre Hand mit dem Arm aus der Schulter gerissen

„Wollen Sie sich nicht setzen? He, Boy, einen Cocktail! — Sie sehen schlecht aus, Mrs. Brent! Sie müssen entschuldigen, ich wußte gar nicht, daß der Jimmy verheiratet war. Wohl drüben, wie? Der arme Kerl, der Jim! Erst den ganzen Ärger mit den verdammten Shell- und Koprabanditen — und dann — well, I'm damned sorry, Madam, wirklich, war ein feiner Kerl, der Jim."

Er klopfte ihr gutmütig tröstend auf die Hand. Ursula hatte sich, unsicher und befangen, mit an den Tisch gesetzt; bereit, sofort wegzulaufen, wenn Java-Charly kommen sollte. Aber bei Muirs Worten horchte sie auf.

Shell und Kopra waren geraubt worden? Waren das Jims Sorgen gewesen? Und wer waren die Banditen? Dieser Mann war sicher ein Freund Java-Charlys. Und würde er so unbefangen von ihrem Mann sprechen können, wenn er — damit zu tun hatte?

Unwillkürlich fragte sie:

„Wer ist Java-Charly? Mister . . ."

„Muir", sagte Sandy Muir. „Captain Muir von der ‚Peggie Muir', so hieß meine Frau, God bless her. Ich wollte mich gestern schon vorstellen — aber Sie waren mehr für Charly. Hohoho!"

Er lachte, wie über einen guten Witz.

„Warum haben Sie eigentlich dem Charly . . .?"

Er machte die dazugehörige Handbewegung.

„Ich", sagte Ursula und wurde rot, wußte nicht weiter. Als sie gestern beobachtet hatte, mit welchem Gemisch von Haß und Angst Leroy den Kapitän und Charly eintreten sah, hatte sie unwillkürlich ein Gefühl von Furcht vor etwas Unheimlichen, Drohenden gehabt.

Aber jetzt, in der glühenden Mittagssonne, war der breite Kapitän trotz seinem verwilderten Aussehen gar nicht unheimlich. Er hatte graue, lustige Augen, in denen eine herzliche, wenn vielleicht auch plumpe Hilfsbereitschaft zu lesen war. Und die breite Hand, die ihre beiden Hände fast zudeckte, war stark und gut. Eigentlich fühlte sie mehr Zutrauen zu ihm als zu Leroy, der zu schön war, zu höflich und zu elegant. Aber sie schämte sich dieses Gedankens schnell. Sie verdankte Leroy viel. Sehr viel. Er hatte sich benommen wie ein Gentleman.

„Captain Muir", sagte sie, „Sie werden mich sicher auslachen — aber ich muß erst wissen, wer Java-Charly ist, ehe ich Ihnen antworten kann. Ich . . ."

„Tja", meinte Muir. „Was soll ich dazu sagen? Hier weiß man nie, wer jemand ist — so nach Geburtsurkunden und Schulzeugnissen, verstehen Sie? Hier ist jeder genau das, was er aus sich macht. Was früher war, zählt nicht

Von Charly weiß man nur, daß er eines Tages in Java auftauchte, ein ziemliches Bleichgesicht, sage ich Ihnen, von dem kein Mensch verstehen konnte, wie er sich getraut hatte, ohne feste Anstellung und Begleitung seines Kinderfräuleins die Spielschule zu verlassen Er fand aber bald eine kleine Anstellung in einem Schiffahrtsbüro, weil er Sprachen konnte, so fünf Jahre wird das her sein. Und seitdem . . ."

Sandy grinste breit und zwinkerte mit dem linken Auge.

„Seitdem?" fragte Ursula Brent eifrig.

„El Capitan Muir!" rief ein Klubsteward aus. „Telephon, dringend."

Sandy stand mit einer Entschuldigung auf

Als er nach wenigen Minuten wiederkam, funkelten seine grauen Augen böse und hart „Schweinerei", sagte er, „ich meine, verdammt — verzeihen Sie, Madam, aber auf meinem Eimer ist Feuer ausgebrochen, im Vorschiff. Entschuldigen Sie mich."

Er setzte mit einem Ruck seine Mütze auf den breiten Schädel. Legte zwei Finger an den Mützenrand. „Beg pardon . . ."



Zuchtbeete macedonischer Tabake für die Cigarettenmischung »R6« o/M

Ursula war mit ihm aufgestanden, die Finger ineinandergepreßt. „Und Charly, Captain? Bitte . . .“

Muir drehte sich um. „Kommen Sie heute abend ins Sanzio, da können Sie ihn selber fragen. Ich bin auch da.“

Winkend stob er davon. Sie hörte ihn noch nach einem Wagen brüllen — „muj pronto, damn you lazy kerrels!“

Seufzend setzte sie sich wieder hin.

Hier stimmte etwas nicht. Ganz und gar nicht.

Heute abend würde sie Java-Charly um Verzeihung bitten — und um die Wahrheit. Sie war überzeugt, daß er nicht lügen würde. Oder sollte sie ihm doch besser schreiben? Sie fürchtete sich etwas davor, ihn wiederzusehen. Dann fiel ihr ein, daß sie gar nicht wußte, wo er wohnte.

Sanzio. Sie schrieb den Namen auf und kaute an der Unterlippe. Gleich zwölf. Wo blieb nur Leroy? Er mußte jeden Augenblick kommen. Und wenn er wieder Ausflüchte machte, dann fuhr sie eben allein nach Longa-Long.

Aber es kam alles anders. Leroy, der sich für seine Verspätung entschuldigte, hatte auf einmal nicht das geringste dagegen einzuwenden, daß Mrs. Brent nach Longa-Long fuhr. Er bat nur, sie begleiten zu dürfen, was sie nur zu gerne zusagte. Allein wäre sie wohl nie hingekommen, denn die vielen Dialekte blieben ihr immer noch ein verschlossenes Buch, und ihr Spanisch war hoffnungslos.

Das Sanzio war ein Spielklub, und nicht einmal ein vornehmer. Ursula Brent hatte sich verschiedener Belästigungen zu erwehren, aber sie blieb und wartete bis in die frühen Morgenstunden. Dann erst fuhr sie in ihr Hotel zurück. Sie kam sich gedemütigt und beleidigt vor, denn weder der Kapitän noch Java-Charly waren erschienen. Sie wußte nicht, daß Charly um diese Zeit am Steuer von Kuzokis schnellem Motorboot nach Norden fuhr und daß der wackere Kapitän fluchend auf einer harten Pritsche des „Municipio“ verbrachte.

Er hatte zwar seine wertvolle Sandelholzladung vor dem Verbrennen gerettet, nicht aber seine Laune, und war infolgedessen in Meinungsverschiedenheiten mit der Crew von einem norwegischen Trader geraten. Das Ende waren verschiedene Möbeltrümmer, zerbeulte Nasen und schließlich eine handgreifliche Beamtenbeleidigung.

Als er grollend seine Strafe bezahlt hatte und die Nase der „Peggie Muir“ in den Wind drehte, war Ursula schon unterwegs. Unterwegs nach Jim Brents Longa-Long.

Sie hatte sich sehr gefreut, als Jean Leroy so schnell ihrer Absicht zustimmte. Allerdings wäre sie sehr nachdenklich geworden, wenn sie den Grund zu des Rechtsanwalts plötzlichem Meinungswechsel gekannt hätte.

Der Grund hieß William Wong.

Willy Wong hatte ungemein ruhig und sehr leise gesprochen, als Leroy ihm am frühen Morgen berichten mußte, daß die unfähige Polizei nicht in der Lage gewesen war, sich Java-Charlys und seines schweren Koffers zu bemächtigen.

Wenn Wong leise sprach, war er gefährlich. Leroy wußte das und duckte sich unwillkürlich. Er hatte allen Grund zu der Annahme, daß Wong ihn fallen lassen würde, wenn er mit ihm nicht mehr zufrieden war, und das war das Ende.

Das hieß Bilibid.

Die beiden Leroys hatten zuviel auf dem Kerbholz, und nur Wongs ausgezeichnete Verbindungen mit der Ober- und Unterwelt verhinderten bisher, daß ihre Tätigkeit ein gewaltsames Ende fand. Entweder durch die Behörde oder durch einen kurzen Morodolch. Ihr hohes Einkommen verdankten sie Quellen, bei denen man sich viele Feinde machte. Jean Leroy hatte es im Laufe der Jahre zu einer Stellung gebracht, die man etwa als Wongs juristischen Beirat bezeichnen konnte. Wong brauchte das, denn er zog immer vor, geräuschlos durch die Maschen der Gesetze zu schlüpfen, wenn sich gröbere Mittel zur Erzielung seiner Befehle vermeiden ließen. Aber er schreckte auch vor rücksichtsloser Gewalt nicht zurück, solange ein unliebsamer Gehilfe die Zeche bezahlen mußte.

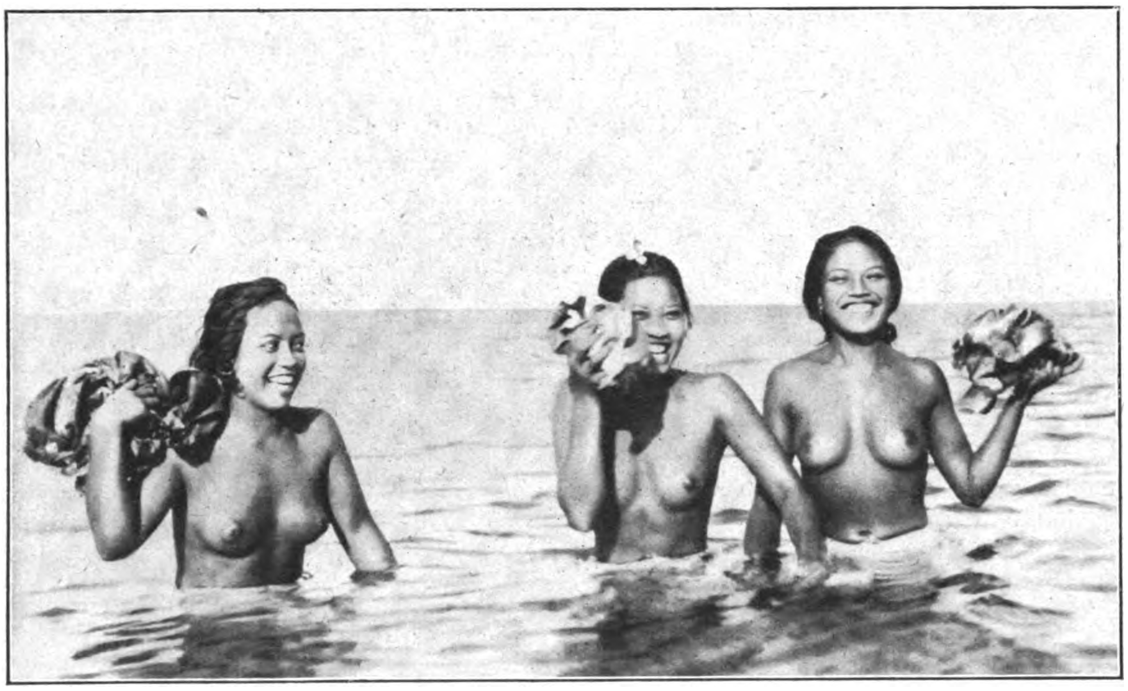
Und Jean Leroy wußte, daß er nicht unersetzlich war.

„Du hast zweimal versagt, Leroy“, sagte Wong sehr leise. „Und du bist ein Dummkopf.“

Leroy verbeugte sich.

„Du hast“, fuhr William Wong fast höflich fort, „vermieden, meinem Wunsch nach Auslöschung von Java-Charly zu folgen. Er lebt noch und ist jetzt gewarnt. Dann hast du nur einen Mann geschickt, um uns die Papiere zu holen. Zwei hätten den ganzen Koffer mitbringen können, nicht wahr? Und dann hattest du den reizenden Gedanken, unseren Freund nach Bilibid zu schicken, aber er war klüger als du und entfernte sich vor einer solchen Unannehmlichkeit.“

„Er wird nach Minoro geflohen sein“, hoffte Leroy. William Wong wiegte bedauernd den Kopf.



Diese beim Baden im Meere von der Kamera überraschten philippinischen Schönen lachen den Photographen unbefangen an; in den Händen halten die Mädchen ihre Kleiderbündel.

Aufnahme: Mauritius.

„Ich sagte schon, daß du ein Dummkopf bist. Unser Freund wird auf dem schnellsten Wege nach Longa-Long eilen, und wenn dein Vetter genau so dumm ist wie du — dann sehe ich für euch beide eine sehr böse Zukunft in den Sternen.“

Wongs Gesicht blieb unbewegt und nichtssagend, aber Leroy verstand und wurde bleich.

„Du wirst also“, sagte Wong weiter, „sofort auch nach Longa-Long gehen. Die ‚Jü‘ ist das schnellste Boot in Manila. Du kannst also deinen Vetter rechtzeitig warnen. Auf Longa-Long gibt es keine fremden Augen mehr. Laßt unseren Freund ruhig hinkommen, aber er darf es nie wieder verlassen. Verstehst du?“

Jean Leroy verneigte sich.

„Wenn durch einen weiteren Fehler von dir“, lächelte Wong, „ein Unglücksfall dem Kwa-Kow — der weißen Polizei — nicht gefallen sollte, dann würde ich es sehr bedauern, euch beide auf dem elektrischen Stuhl zu sehen. Hast du mich verstanden?“

„J . j . . ja,“ stotterte Leroy. Wong würde ihn nicht nur fallen lassen, sondern geschickt dafür sorgen, daß es einen Mitwisser weniger gab.

„Noch eins“, William Wong hielt den Rechtsanwalt zurück, der sich rasch entfernen wollte. „Die Witwe des leider so plötzlich verblichenen Mister Brent wird mit dir fahren. Du hast geglaubt, sie hier eine Weile halten zu können, um sie dann mit ein paar Dollars abzuschieben. Du bist dumm, Leroy. Ich habe die Frau gestern gesehen, und sie wird keine Ruhe geben, bis sie in Longa-Long gewesen ist. Sie wird auch verunglücken. Später.“

„Aber —“

„Du hast gehört, was ich gesagt habe.“

Wong nahm einen Schreibgriffel auf, um anzudeuten, daß die Unterhaltung zu Ende sei. Leroy taumelte aus dem Zimmer. Auf der Steinbank, hinter der Dolores gestern von dem Anschlag auf Charly erfahren hatte, sank er erschöpft nieder. Auf seiner schönen, hohen Stirn perlte der Angstschweiß.

Mit kleinen Unterschlagungen hatte er begonnen. Dann kamen Spielverluste, Falschspiel im Del Rio.

Als er eine Sekunde vor dem Ende stand, hatte Wong eingegriffen. Es gab keinen Skandal. Es gab keine Schulden mehr. Aber es gab auch kein Aktengeheimnis mehr. Die Kanzlei des schönen und beliebten Rechtsanwalts Jean Leroy war eine kleine Unterabteilung in William Wongs Unternehmen geworden.

Ganz in Wongs geschickten Händen, ging es Schritt um Schritt bergab. Bis zum Mord. Für kaltblütigen Mord gab es nach amerikanischem Recht den elektrischen Stuhl . .

Leroy fror. Es war nicht die moralische Seite der Verbrechen, die ihn schauern ließ, es war die Angst vor dem Tod. Einmal war es gut gegangen. Zweimal . .

Aber immer wieder mußte er ein Werkzeug sein. Immer ein Werkzeug. Es gab keinen Dank, wenn es gut ging, aber es gab den Stuhl oder Bilibid, wenn es fehlschlug. Für ihn! Nicht für Wong . . .

Bilibid — er hatte es einmal besichtigt —, Bilibid war die Hölle!

Und Wong lächelte. Wie er diese grinsende Fratze haßte!

Seine Hand zuckte unwillkürlich nach der Hüftentasche. Sein ganzes Magazin mußte er in dies lächelnde Gesicht feuern, das ihn verfolgte in schlaflosen Nächten.

Sieben Schuß . .

Seine Hand fiel matt herunter.

Er wußte, daß er nicht die Nerven dazu hatte. Wer William Wong erschoß, verließ dies Haus nicht lebend, aber er würde langsam sterben müssen.

Nein — lieber den Stuhl als Wongs Rache. Er wußte, wie Wongs Leibgarde mit lebenden Menschen umgehen konnte . . .

Aber mußte immer Wong der Nutznießer sein und er der Sündenbock? Wenn er mit Christobal zusammen auf Longa-Long . . .

Er begann nachzudenken. Langsam ging er nach draußen. Ein Chinese, der an der Bar die Gläser polierte, grüßte höflich. Die Kellner deckten die Tische zum Lunch.

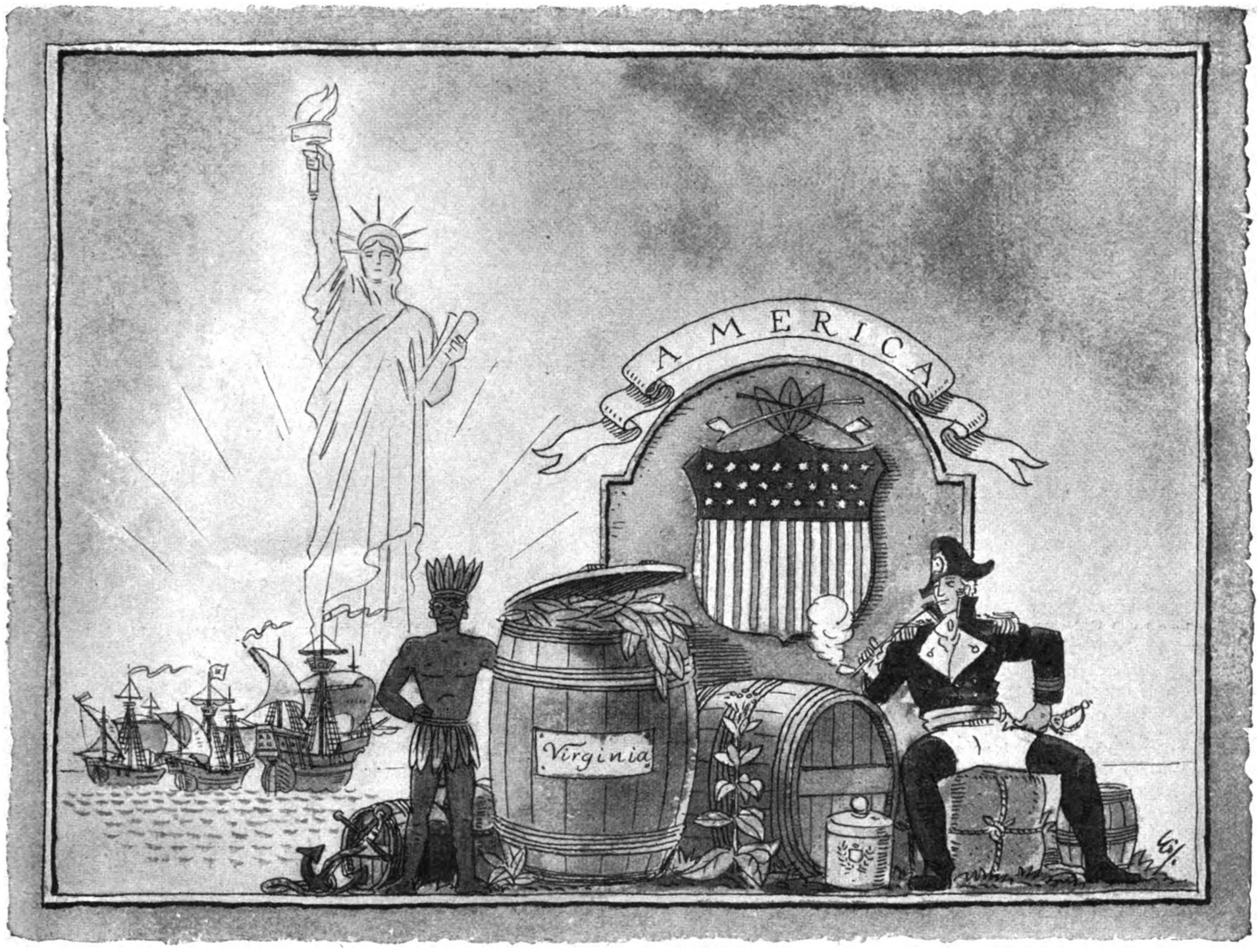
8.

An der Halbinsel, die im Süden des Lingayangolfs breit, waldbedeckt und vorwitzig wie Luzons himmelstürmende Nase aussieht, begegneten sich am Abend bei Bolinao drei Fahrzeuge, die sich zweifellos ungemein für einander interessiert haben würden, wenn sie mehr voneinander gewußt hätten.

Mit dem Kurs nach Süden knatterte Kuzokis Motorboot nach Manila zurück, nachdem Kuzoki in Lingayan und Sual einige vorsichtige Einkäufe gemacht hatte, die nur zum Teil auf Java-Charlys Rechnung gingen.

Genau nach Norden pflügte sich elegant und weiß Willy Wongs Rennbot „Jü“, und vor den Riffen lag schwerfällig, plump und mit dem einmal wöchentlich üblichen Maschinendefekt die „Mindoro“, der altersschwache Zollkutter der Philippinen, dessen Kapitän seit langer Zeit die Feststellung hatte machen müssen, daß die Auslegerboote der Moroschmuggler schneller und wendiger waren als seine Staatsschaukel. Böse Zungen behaupteten, daß ein einbeiniger Schwimmer der „Mindoro“ auf zwei Meilen fünfhundert Yards Vorsprung geben könnte, aber das war zum mindesten übertrieben oder galt nur bei einer Fahrt gegen den Wind.

(Fortsetzung folgt.)


AMERICA
Virginia


Gold Dollar
Zigaretten

Walther Ziersch:

Georg von Frundsberg der Landsknechtsvater

Georg von Frundsberg war ein echt deutscher Mann, wenn deutsch sein heißt: eine Sache um ihrer selbst willen tun. Er hat in einer Zeit, als das Heilige Römische Reich Deutscher Nation am Absterben war, all seine Kraft, seine ganze Persönlichkeit und all sein Hab und Gut eingesetzt für Kaiser Maximilian I. und das Reich.

Jörg von Frundsberg, wie er in alten Urkunden genannt wird, war gleichzeitig ein gewaltiger Kämpfer, der wie ein Turm in der Schlacht stand, und ein Feldherr, der seinem Kaiser viele Schlachten gewann. Der auch im dichtesten Handgemenge und unter den schwierigsten Verhältnissen seine Leute mit sich fortriß. Sein größtes Werk war, daß er den „frumben" — frommen — deutschen Landsknecht schuf. Das Instrument seiner Siege und seiner Überlegenheit über die anderen Heere.

Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts waren die Schweizer Söldner, die das Schlachtfeld beherrscht hatten, oft schon verdorben und untreu. Sie waren immer noch Streiter von Wucht und Tapferkeit, wenn sie für ihr Land auf den Plan traten, die Schweizer Landsknechte, aber als Söldner auf fremder Erde waren sie nicht mehr ganz treu und echt. Es konnte vorkommen, daß Schweizer Soldknechte nicht in den Kampf eintraten, trotzdem sie mit barem Geld geworben waren und Zahlungen empfangen hatten. Standen Schweizer gegen Schweizer, so verglichen sie sich untereinander, ließen ihre Soldherren im Stich und erledigten die Fehde nach eigenem Gutdünken und ohne Kampf

Das war die große Tat des Frundsbergers, daß er, der berühmte unwiderstehliche Kämpfer, gegen dessen Hellebarde oder „Bihänder" — so hieß das mit zwei Händen geschwungene übergroße Schlachtschwert der Landsknechte — im Kampfe kein Gegner standhielt, gleichzeitig mit der Werbetrommel große Scharen unter die Fahnen brachte und den Geworbenen Treue und Anhänglichkeit an Deutschland einzuhämmern verstand.

Das Geschlecht der Ritter von Frundsberg stammte aus Tirol, ein reiches Geschlecht, dessen Stammschloß zwischen Schwaz und Innsbruck lag. Im Jahre 1467 kauften Ulrich und Hans von Frundsberg die Herrschaft Mindelheim in Schwaben und hier kam Georg von Frundsberg als neuntes von vierzehn Kindern am 24. September 1473 zur Welt. Seine Erziehung war rein rittermäßig. Als Junker wurde er in allen Fertigkeiten des Kriegshandwerkes unterwiesen Er war auch schriftkundig; es sind genug handschriftliche Überbleibsel von ihm vorhanden. In den Wissenschaften und Kenntnissen seiner Zeit war er bewandert. Er liebte Musik und legte auch Proben in der Dichtkunst ab. Er war ein Hüne an Größe und Gewalt der Glieder, keiner kam ihm an Kräften gleich. Gegen wen er das Schwert zog, dem war der Tod gewiß, dabei trug sein Gesicht mit dem breiten Bart und den treuen, blauen Augen einen gutmütigen Ausdruck.

Schon früh hatte Georg von Frundsberg erkannt, daß es mit dem Rittertum zu Ende ging. Die schwerfälligen Ritterheere konnten gegen das kriegsgeübte Fußvolk nichts mehr ausrichten; die Entscheidung der Schlachten lag bei dem Landsknecht. Diese Erkenntnis genügte Frundsberg. Er stieg vom Pferde und trat mit dem Spieß oder der Hellebarde in die Reihen der Fußkämpfer. Mit neunzehn Jahren kämpfte er zum ersten Male für Maximilian I., den sie den letzten Ritter nannten. Auch er erkannte die Überlegenheit des Fußvolkes. In der Schlacht bei Regensburg stand der Kaiser auf seiten Herzog Albrechts von Bayern gegen die Erben Rupprechts, Pfalzgrafen bei Rhein. Hier bestand die Hauptmacht aus fünftausend böhmischen Knechten, während das Heer Maximilians über viertausend deutsche Landsknechte verfügte. Ihnen voran, um eines Hauptes Länge größer als alle anderen, schritt von Frundsberg, der wandelnde Turm. Mit dem Sturmgeschrei „Her! Her!" brachen sie in die Reihen der Böhmen ein. Junker Jörg bahnte einen



Georg von Frundsberg.
24. 9. 1473 — 20. 8. 1528.
Aufnahme: Kester (nach einem zeitgenössischen Stich).

blutigen Weg und führte die Seinen zum Siege. Das erste gewonnene Kriegsbanner konnte er zu Füßen von Kaiser Max niederlegen, der ihn auf dem Schlachtfeld zum Ritter schlug. Der Kaiser hatte Frundsberg kämpfen sehen und ihn auch in seinem Umgang mit den Landsknechten beobachtet. Da war ein angehender Meister des Krieges, eine Persönlichkeit, deren Einfachheit und innere Kraft geeignet war, die losen Haufen der Landsknechte mit eisernen Bändern zusammenzuschmieden. Es war die Schicksalsstunde des Frundsberg, als er Auge in Auge mit Maximilian I. stand Damals riefen Kaiser und Reich. In die Hand Frundsbergs wurde es gelegt, das deutsche Landsknechtswesen stark zu machen. Und als der Herrscher Kriegsvolk brauchte zu einem Heere, gab er dem damals schon als Streiter und Führer berühmten Frundsberg einen Bestallungsbrief als Werber mit „Offenem Patent", sowie den „Artikelbrief" mit den „Verwaltungs-, Mannzuchts- und Rechtssatzungen" und die Barbeträge für das Handgeld. Und Ritter Jörg war der Mann, der seinem Kaiser Sieg um Sieg erfocht.

Schon als Frundsberg als Hauptmann eines „Fähnleins Landsknechte" gegen Geldern zog, hatte er gelernt, seine Leute an sich zu fesseln. Er sprach „wahr und aus dem Gemüt zu ihnen". Wahrer Adel war für ihn, mit Bürgers- und Bauernsohn festen Trittes unter des Kaisers und Königs Fahnen zu marschieren. Erst waren auch die deutschen Landsknechte tollwütige Haufen, und es griff dem Frundsberg ans Herz, wenn sie sangen:

> Wir han ja kleine Sorgen
> Wohl um das Römisch Reich.
> Es sterb' heut oder morgen,
> Dies gilt uns alles gleich.

Aber bald schon gelang es Frundsberg durch seinen Einfluß, wahre Mannszucht und Treue den Landsknechten einzupflanzen. Er stellte sich gleich auf gleich zu ihnen. In Not und Wetter saß der Hauptmann in dem Quartier, wo Sturm und Regen am ärgsten tobten, und scherzte allen Unmut weg. Kein Pfennig unrechten Soldes blieb an seinen Händen hängen.

Sein Name wurde viel genannt. Er wollte vor den „Knechten" nichts voraushaben. Ohne Harnisch, die Brust ungeschützt wie sie, brach er an ihrer Spitze mit seinem Schlachtruf: „Her! Her!" in die Feinde ein. Und wenn er zu ihnen sprach und sie anredete: „Ihr sollt, liebe Gesellen . . ." dann folgten sie ihm gegen jede Übermacht und scheuten nicht Hölle und Teufel. Seine Landsknechte hatten das Gefühl: Dieser ist wahrhaft ein Herr! Und sie wußten, unter ihm war der Ausgang immer glücklich. Als sie von Geldern heimwärtszogen, klangen ihre Lieder zur Freude Frundsbergs ganz anders als beim Vormarsch:

> Der Trommler schlägt Parade,
> Die seidenen Fahnen wehn:
> Nun heißt's auf Glück und Gnade
> Ins Feld spazierengehn.
> Das Korn reift in den Feldern,
> Es schnappt der Hecht im Strom,
> Heiß weht der Wind durch Geldern:
> Hinauf den Berg op Zoom!

In dieser Stimmung hatten sie mit einem glücklichen Sturm auf die Festung Berg op Zoom den Krieg für Maximilian I. zum guten Ende gebracht. Daß die deutschen Landsknechte sich voll Tapferkeit und Treue schlugen für das Römische Reich Deutscher Nation, das war Frundsbergs Tat.

Nach Patent und Artikelbrief stellte er seine Fähnlein auf, fest organisiert nach dem Brauch der Zeit Unter dem Feldobristen stand der stellvertretende Obristleutnant, jedes Fähnlein wurde von einem Hauptmann befehligt. Wenn Frundsberg, der Landsknechtsvater, die Werbetrommel rührte, dann strömten die „gartenden" (dienstlosen) Knechte an den Sammelplätzen zusammen. Aus allen deutschen Stämmen, die meisten aus Schwaben. Im Anfang wurden nur unbescholtene Männer genommen Später aber waren auch Abenteurer und lichtscheues Gesindel im „Haufen" Sie nahmen Handgeld und stellten sich zur Musterung. Was sich bei Frundsberg nicht der strengen Manneszucht fügte, wurde bald wieder ausgeschieden. Nur der „frumbe"



Schaumwein für jedermann!

Fest der Deutschen Traube und des Weines 1937

Zum Fest der deutschen Traube und des Weines im Jahre 1937 wird die gesamte deutsche Schaumweinindustrie durch ein einmaliges, einzigartiges Angebot für den Genuß deutschen Schaumweins werben: Sämtliche deutschen Sektkellereien werden in gleicher Ausstattung Schaumwein auf den Markt bringen, der alle Kennzeichen und Vorzüge guter, deutscher Schaumweine besitzt: Reinheit, Güte des Geschmacks, vollwertiges Schäumen und Perlen. Der Reichsorganisationsausschuß wird alle Sorten eingehend prüfen und ausdrücklich begutachten lassen. Alle diese Schaumweine werden zu einem einheitlichen, ganz besonders günstigen Vorzugspreise angeboten. Die Flasche kostet:

Im Laden	**RM. 2.50**
In Gaststätten	**RM. 3.65**
In Gaststätten: Das $^1/_{10}$ l Normglas	**RM. 0.55**

Der Verkauf dieses Schaumweins findet nur vom 9. bis 17. Oktober einschließlich (in Gaststätten erst ab 16. Oktober) statt.

Nach diesem Zeitpunkt ist die Lieferung solcher Schaumweine zu Vorzugspreisen ausnahmslos untersagt. Dagegen können die gleichen Schaumweine anschließend zu den marktüblichen Preisen von den Herstellern bezogen werden. Lassen Sie sich diese einmalige, ungewöhnliche Gelegenheit nicht entgehen, guten, deutschen Schaumwein zu Vorzugspreisen zu trinken und für Ihren Haushalt zu erwerben. Und wer noch nie Schaumwein getrunken hat, für den wird jetzt ein willkommener Anlaß sein, dieses köstliche Getränk endlich kennenzulernen. Schaumwein ist deutscher Wein in veredelter Form, auf natürliche Weise durch eine zweite Feingärung in der Flasche gewonnen. Die Erfahrung und das Können in Generationen herangebildeter Facharbeiter bürgt für seine Güte.

Landsknecht konnte sich bei ihm halten Bei der Musterung wurde der Artikelbrief vorgelesen, und jeder Mann leistete in die Hand des Schultheißen den Treueid Die Knechte mußten Wams und Schuhe mitbringen, dazu Blechhaube und Waffen: das kurze Schwert mit Hellebarde oder langem Spieß Nur auserwählte Knechte, meist „Doppelsöldner", die zwiefachen Sold erhielten, vermochten das mächtige Bihänderschwert zu führen. Wenige besaßen den Brustharnisch; in den Trachten stellten sich bei den Landsknechten nach und nach „Modetorheiten" ein. Man trug geschlitzte Wämser und überweite Hosen, die Beine von zweierlei Farben, das eine gelb, das andere rot, oder das eine blau und das andere grün. Knechte, die auf sich hielten, trieben Stoffverschwendung bis zu groteskem Übermaß, bis zu 60 Ellen für die Hose. Waren die 400 Mann des Fähnleins zusammengekommen, so wurden Offiziere und Beamte vorgestellt. Zehn Knechte bildeten eine „Rotte", mit einem Rottmeister. Es gab Doppelsöldner und einfache Söldner, je nach Leistung und Dienstzeit. Außer dem Hauptmann hatte das Fähnlein den Leutnant und den Fähnrich. Das war immer ein besonders großer, starker und schöner Mann, der die schwere bauschige Fahne mit dem Doppeladler wohl zu schwingen verstand. Weitere Dienstgrade waren: der Feldwebel, der Exerziermeister, der Kapellan, der Feldscher (meist als Wundarzt ein Pfuscher mit seinem Gehilfen), ein Pfeifer und ein Trommler. Der Schultheiß, der Justizamtmann des Fähnleins, hatte die Gerichtsbarkeit unter sich. Seine Entscheidungen wurden vom Hauptmann bestätigt, die oft grausamen Leibesstrafen wurden von dem gefürchteten Profoß vollzogen Es gab noch Kuriere, Quartiermeister, Proviant-, Zahl- und Brandmeister. Der Gemeinweibel nahm die Klagen der Knechte entgegen, der Führer zog dem Fähnlein voran. Es gab auch einen Stockmeister mit Steckenknechten und einen Rumormeister, der für Ruhe und Ordnung sorgte. Eine wichtige Persönlichkeit war der Weibel, der die Weiber und Buben, den ganzen Nachtrab, beaufsichtigte.

Ein Fähnlein war eine kleine Republik mit eigenen Satzungen, mit eigener Gerichtsbarkeit. Schwere Strafen, wie Enthaupten und Spießelaufen für grobe Vergehen, waren notwendig, um die Mannszucht aufrechtzuerhalten. Uniformen gab es nicht, die Landsknechte mit ihren „zerhauenen und zerschnittenen Trachten" trugen nur Feldbinden mit den Farben des Soldherrn.

Die Fechtweise der Fähnlein war meist die gleiche: Stärke und Stolz der deutschen Landsknechte war „die gevierte Ordnung", das Viereck mit vorgehaltenen Spießen. Der „verlorene Haufen" ging beim Angriff voran und bestand aus besonders kühnen und starken Streitern. Glückte der Angriff nicht, war ihnen Tod oder Gefangenschaft gewiß. Hatte der Angriff Erfolg, dann zog der „helle Haufen" in fest geschlossenem Viereck, „Igel", Tritt gefaßt, nach dem Takt des Sturmmarsches hinterher. Der Takt wurde durch fünf Trommelschläge betont: „Hüt dich Baur, ich kumm!" Arkebusiere mit leichten Schießwaffen waren dem Haufen angehängt. Innerhalb des „Igels" befanden sich die schweren „Hakenschützen", beides Schützen mit Feuerwaffen. Der Hauptmann befand sich zwischen dem „verlorenen" und dem „hellen" Haufen. Georg von Frundsberg ließ es sich niemals nehmen, seinen Leuten beim Einhauen voranzugehen. Er empfand Mitgefühl für seine Knechte, denen kein guter Lebensabend winkte, und die als Marodebrüder oder Landstörzer elend und invalide dahinsiechten. Drum galt der Tod in der Schlacht als das beste Los für den Landsknecht. In Sturm und Kampf, im Spiel und in der Liebe, beim Beutemachen, Saufen und Prassen in eroberten Städten, bis der Plünderung freigegeben waren: Immer erfüllte sich der Landsknecht in einem saftigen bunten Draufgängertum. Heute rot, morgen tot. Der Dichter Geibel fand richtige Worte:

Und werd' ich gar erschlagen,
Erschlagen auf breiter Haid,
Vier Spieße müssen mich tragen,
Ein Grab steht gleich bereit. — —

Georg von Frundsberg war ein berühmter deutscher Mann Ein Vorbild für seine Knechte. Noch größer als sein Ruhm als Kämpfer, Führer und Feldherr war sein Ansehen als Werkmeister, der das deutsche Heer neu geschaffen hatte

Er war meist im Felde und fand selten Zeit, in seinem Schloß zu Mindelheim bei seinem Weibe „Kätterle" und seinen Kindern auszurasten. Aber immer war und blieb Ritter Jörg der Feldhauptmann von Kaiser Max und hob die Schwurhand: „Ich will es, bei Gott!" Das war mehr als Land und Schätze für den Kaiser, und gab ihm Befreiung von schlimmen Sorgen und Bitterkeiten im Kriege.

Im Venezianischen Krieg hatte Frundsberg dem Kaiser ein Heer von vierzigtausend Landsknechten geworben. Der Landsknechtsvater stand gegen eine Übermacht und siegte trotzdem, da seine Leute sich für ihn mit doppeltem Vertrauen und doppelter Tapferkeit schlugen.

Als die Frundsbergischen vor der Feste Cadore, zu deutsch „Peutelstein", standen, galt es schweren Sturm und Gericht gegen deutsche Landsknechte, die des Feindes Sold genommen hatten Frundsberg kämpfte



Eingang zur wiederhergestellten Mindelburg in Schwaben, dem einstigen Sitze Georg von Frundsbergs.
Links die Vorburg; rechts davon die alte Schloßkapelle.
Aufnahme: Kester.

mit jachem Zorn, und doch wollte ihm das Herz brechen über die Untreue der Brüder Er gab nicht Gnade, sie wurden aufgerieben bis auf den letzten Mann

Als sein Kätterle ihm das vierte Kind geschenkt hatte, stand er wieder in Italien Vorher hatte er das Raubnest „Hohenkrähen" gebrochen, das bisher als uneinnehmbare Raubritterburg gegolten hatte. Der Kaiser machte Ritter Georg zur Belohnung zum Mitglied des kaiserlichen Kriegsrates und verlieh ihm Schloß „Runkelstein" bei Bozen, nebst dem Burggeld dazu. Bei einem späteren Zug gegen Venedig stand Frundsberg von neuem gegen Übermacht. Dazu obendrein schlechte Unterkunft und Verpflegung, Not, Wetter und Graus . . Im Rücken die aufgestachelten italienischen Bauern. Die dem Kaiser verbündeten Päpstlichen und Spanier wurden mutlos, aber Jörg belebte immer wieder mit Scherzworten die Reihen seiner Knechte. Der feindliche Feldherr Aviano bot ihm allein mit seinen Fähnlein freien Abzug. Das kostete Ritter Jörg nur ein Lächeln. Er hielt seinen Verbündeten die Treue und ließ Aviano sagen: „Viel Feind, viel Ehr'! Besser sterben, als in Schande leben." Die Lage wurde so schlimm wie noch nie, und Aviano hielt seinen Sieg für so sicher, daß er prahlerisch die Kavaliere und ihre Damen vor Creazzo eingeladen hatte, sich von den umliegenden Bergen aus die Vernichtung der Deutschen anzusehen. Georg von Frundsberg betete inbrünstig wie noch nie. Er kniete nieder, und seine Knechte knieten um ihn Dann sprang er auf: „Wohl auf, zur guten Stund'!" Alle warfen eine Handvoll Erde hinter sich, zum Zeichen, daß sie mit dem Irdischen abgeschlossen hatten Dann brach der Keil der Deutschen, ihr Führer mit seinem Bihänder voran, mit „Her! Her!" in den Feind. Spieße und Hellebarden, die mächtigen Schwerter beschrieben flammende Kreise in den Reihen der Gegner. Das war zu viel für die Welschen Sie flohen mit Entsetzen Mit Angstgeschrei retteten sich die Zuschauer Ritter Georg lobte mit einfachen Worten seine Leute: „Ich danke euch, liebe Brüder." Wie er sich selbst mit seiner ganzen Persönlichkeit dem tödlichen Ringen hingegeben hatte, so taten es seine Landsknechte. Er pflegte bei Forderungen jeden Zweikampf anzunehmen und siegte immer. Sie nannten ihn den „Leutefresser"

Die Verdienste Frundsbergs für Deutschland waren groß. Das allgemeine Wohl stand ihm über alles, und wenn die Kassen von Maximilian leer waren, sprang Frundsberg mit seinem letzten Dukaten ein Den Tod seines Kaisers betrauerte er tief, und wieder war Ritter Jörg es, der gegen die Ansprüche von Franz I von Frankreich die Kaiserwahl von Maximilians Enkel sicherte. Karl V. bestieg nun den deutschen Thron. Ohne Treue konnte Frundsberg nicht leben, und die hielt er auch dem neuen deutschen Kaiser, trotzdem man ihm meist kargen Lohn gab.

Die Begegnung Luthers und Frundsbergs auf dem Reichstag von Worms ist oft geschildert worden. Auf einem Eselskarren zog der Reformator ein, aber vor dem Wägelchen ritt in allem Glanz des Reiches Herold „Kaspar Sturm" und blies die Trompete. Hinter dem Karren ritten Herren vom Adel, und viel Volk, gute Bürger, Bauern und Ritter gaben das Geleite. Auf der Treppe der Kaiserpfalz senkte Ritter Jörg grüßend die Schwerthand vor Luther und sprach: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst jetzt einen Gang, einen solchen Widerstand zu tun, desgleichen ich und mancher Oberster auch in allerernstester Schlachtordnung nicht getan haben." Er selbst blieb bei seinem katholischen Glauben, aber die Achtung versagte er dem Reformator nicht Wo Frundsberg einen Mann von Wert und Format sich selbst getreu und aufrecht erkannte, hielt er ihm unbedingte Treue So setzte er sich im Verein mit Franz von Sickingen für Götz von Berlichingen ein, dem der Schwäbische Bund gegen geschlossenen Vertrag Schmach angetan hatte, und befreite Götz von seiner schimpflichen Haft in Heilbronn. Ritter Jörgs ganzes Wesen und sein ganzes Leben waren auf „Treue" gestellt. So mußte es ihm das Herz brechen, als ihm im Alter von seinen geliebten Knechten Untreue angetan wurde. Der Papst hatte sich gegen den Kaiser verbündet, und Frundsberg hatte geworben zum Zug gegen Rom. Neben ihm führte der Konnetabel von Bourbon das Heer. Karl V. hatte auch dieses Mal nicht Geld genug, und Frundsberg mußte seine Schlösser, seine ganzen Besitztümer, ja sogar den Schmuck seiner zweiten Frau, die er nach Kätterles Tod geheiratet hatte, versetzen. Trotzdem langte das Geld nicht. Unterwegs, in Italien, forderten die Knechte, ungesäumt zur Eroberung von Rom geführt zu werden. Frundsberg sah in Gedanken Zerstörung und Plünderung der Ewigen Stadt und konnte sich nicht entschließen, Rom preiszugeben. Zum ersten Male waren seine Knechte taub gegen die Bitten des geliebten Führers, Rom zu schonen. Sie forderten Sold — oder Rom. Frundsberg erregte sich bei den Unterhandlungen so stark, daß er vom Schlag gerührt wurde. Ungehorsam und Untreue hatten ihm das Leben abgeschnitten. Und als er dann noch vernehmen mußte, daß bei der Erstürmung Roms unter dem Konnetabel von Bourbon, der dabei fiel, rücksichtslos geplündert worden war und die größten Greuelszenen sich wochenlang abgespielt hatten, auch bei den „frumben" deutschen Landsknechten, da war Ritter Jörgs Kraft völlig gebrochen. Ein Sterbender wurde in einer Sänfte in die Heimat, nach seiner Burg bei Mindelheim geschafft und schloß bald die Augen für immer.

Armut und Undank waren der Lohn für seine große, herrliche Lebensarbeit. In Mindelheim wurde er beigesetzt, aber erst der Nachwelt blieb es überlassen, die Verdienste Georg von Frundsbergs, des Feldherrn und Schöpfers des deutschen Landsknechtes, in vollem Umfange zu würdigen.

Ein Beispiel:

347 – die höchste Zahl auf Erden?

Sachsen erreicht die Welt-Höchstzahl!
Mit der erstaunlichen Bevölkerungsdichte von 347 Einwohnern auf 1 qkm ist Sachsen das dichtbewohnteste Land der Welt (selbständige Stadtgebiete wie Hamburg, Bremen, Monaco, Gibraltar, Hongkong, bleiben hierbei außer Vergleich).

*

Ohne Sachsen — keine Strümpfe!
Chemnitz, Oberlungwitz, Hohenstein-Ernstthal, Lichtenstein-Callnberg, Thalheim, Gersdorf, das sind Städte, die ihr Geld aus den Strümpfen holen. 88,5% aller Beschäftigten arbeiten im Chemnitzer Industriebezirk! Diese fleißigen Wirker versorgen nicht nur das ganze deutsche Volk mit Strümpfen, sondern auch noch die übrige Welt. Mit 75% erreichte der Anteil am Weltmarkt seinen Höhepunkt.

*

1,3 Milliarden Devisen
Sachsen kann das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, allein durch Fertigwaren-Ausfuhr jährlich etwa 1,3 Milliarden RM Devisen zu beschaffen. Das ist rund 1/3 der gesamten deutschen Fertigwaren-Ausfuhr.

*

Auch in der Motorisierung führt Sachsen
1 Kraftfahrzeug entfällt auf 20 Einwohner gegenüber 24 Einwohnern im Reich; mit allein 750 staatlichen Fahrzeugen hat Sachsen das dichteste Kraftwagenverkehrsnetz von Deutschland!

*

Viele fleißige, feinfühlige Hände
Sachsen stellt 97,3% aller Beschäftigten in der deutschen Stoffhandschuh-Industrie, 77,2% der Streich- und Saiten-Instrumenten-Industrie, 74,4% der Kunstblumen-Industrie, 69,9% der Wachstuch- und Ledertuch-Industrie, 68,6% der Möbelstoff-Industrie, 65,9% der Wirkereien und Strickereien, 65,4% der Strickereien-, Spitzen- und Gardinen-Fabrikation, 53,6% der Textilmaschinen-Industrie, 37,5% der Trikotagen-Industrie, 32,2% der Textil-Industrie.

*

Das Land der Mittelbetriebe
Ein wesentliches Merkmal der sächsischen Industrie ist die unbedingte Vormachtstellung der Mittelbetriebe. Von allen industriell und handwerklich Tätigen entfallen am meisten auf die Betriebe über 10 bis 200 Personen (368042 Beschäftigte). Es folgen dann die Betriebe bis zu 10 Personen mit 346960 Beschäftigten und die Betriebe über 200 bis 1000 Personen mit 223569 Beschäftigten, während es in den Betrieben über 1000 Personen nur 73846 Beschäftigte gibt.

*

Viele Menschen — viele Wünsche
Dort, wo viele fleißige Hände schaffen, gibt es auch viel Bedarf. Sachsen als das größte geschlossene Produktionsgebiet industrieller Fertigwaren bietet dem Werbungtreibenden mit seiner dichten Bevölkerung günstige Absatzmöglichkeiten. Es ist dabei wichtig, daß das gesamte Gebiet mit einer verhältnismäßig geringen Anzahl von Tageszeitungen bestreut werden kann.

Chemnitz — als Beispiel
Der ganze Industriebezirk Chemnitz mit insgesamt 1039718 Einwohnern und 310927 Haushaltungen kann mit nur 33 Tageszeitungen werblich erfaßt werden. In der Stadt Chemnitz erscheinen hiervon 5 Tageszeitungen: die parteiamtliche „Chemnitzer Tageszeitung", ein Schwesterblatt des „Freiheitskampfes", Dresden, sowie die „Allgemeine Zeitung", „Chemnitzer 8 Uhr Abendblatt", „Chemnitzer Neueste Nachrichten" und „Chemnitzer Tageblatt".

*

Deutschlands Textil-Ausfuhr steigt
Die gesamte deutsche Ausfuhr von Textil-Fertigwaren ist in den ersten 5 Monaten ds. Js. wertmäßig um 10,6%, mengenmäßig um 5,8% gegenüber der gleichen Zeit im Vorjahre gestiegen. Während die Ausfuhr von Kleidung und Wäsche von 37,7% im Jahre 1936 auf 30,8% im Jahre 1937 (jeweils in den ersten 5 Monaten) zurückgegangen ist, stieg in der gleichen Zeit der Anteil von Geweben und Gewirken von 55% auf 61,5%, wobei die aus Wolle hergestellten Waren mit 20,2% die höchste Ziffer erreichten. Den höchsten Ausfuhrposten von Kleidung und Wäsche hatten mit 13,9% die Seiden-, Kunstseiden- und Zellwollwaren.

*

Die Zellwolle marschiert
Im Monatsdurchschnitt des 1. Halbjahres 1934 betrug der Anteil der Baumwolle an der Gesamtverarbeitung der Textilindustrie 39,3%, der Zellwolle 0,7%. Im II. Vierteljahr 1937 kamen auf die Baumwolle im Monat durchschnittlich nur noch 23,5%, und die Zellwolle erreichte mit 11,2% bereits die zweite Stelle in der Reihe der textilen Rohstoffe. Es folgen dann Jute mit 10,6%, Wolle mit 8,3% und Kunstseide mit 7,2%.

*

Wer ißt die meisten Kartoffeln?
Die Pommern haben bei weitem den größten Kartoffelverbrauch. So werden beispielsweise von einer vierköpfigen Arbeiterfamilie jährlich 898 kg verzehrt, während von einer gleichgroßen Arbeiterfamilie in Ostpreußen 677 kg, in Westfalen 649 kg und in Bayern nur 281 kg verbraucht werden (Reichsdurchschnitt: 483 kg).

*

— und wer das meiste Gemüse?
Der Gemüseverbrauch ist mit 158 kg pro Jahr in einer vierköpfigen Arbeiterfamilie am stärksten in der Nordmark und im Rheinland. An 2. Stelle steht Schlesien mit 143 kg. Dann folgen Westfalen und Südwestdeutschland mit 125 kg und Hessen mit 124 kg je vierköpfigen Arbeiterhaushalt (Reichsdurchschnitt: 118 kg).

*

86 Millionen Hühner legen jährlich für 479 Millionen RM Eier
Genau sind es 86084000 Hühner. Damit stehen die Hühner bei weitem an der Spitze des deutschen Viehbestandes. An zweiter Stelle stehen die Schweine mit 25752000 und die Rinder (ohne Kälber) mit 18369000. Dann folgen 5473000 Gänse, 5400000 Schafe, 3390000 Pferde, 2588000 Enten, 2501000 Ziegen und 2129000 Bienenstöcke.

*

Der Wert der deutschen Ernte
Der deutsche Bauer bringt jährlich für 1485 Mill. RM Brotgetreide in die Scheune. Der Wert der Hülsen-, Hackfrucht- und Gemüse-Ernte beläuft sich auf 1021 Mill. RM, der Kartoffel-Ernte auf 730 Mill. RM, der Obst- und Wein-Ernte auf 713 Mill. RM.

*

Darf der Architekt werben?
Er darf werben — aber er muß sich dabei an ganz bestimmte Richtlinien halten. Unsere Ala-Zweigniederlassungen geben gern hierüber Auskunft.

*

Diese Nachrichten sind ein kleiner Ausschnitt aus dem Material, das die Ala bei ihrer täglichen Arbeit verwendet. Das Aufgabenfeld der Ala ist die Werbung. Und dazu gehören heute gründliche Marktkenntnisse.
Jedem, der Werbung betreibt oder betreiben möchte, kann die Ala helfen. Ob Sie gelegentlich eine Anzeige aufgeben oder ob Sie einen Werbefeldzug durchführen wollen, wir beraten Sie objektiv, schnell und erfolgsicher. Die zahlreichen Erfolgskontrollen, die wir durchführen, ermöglichen es uns, das Werbemittel zu nennen, das für Sie am zweckmäßigsten ist. Wir sagen Ihnen, wie es eingesetzt werden muß, damit es den erhofften Nutzen bringt.
Als Werbungsmittler schaffen wir den Werbeplan und die Kostenanschläge, übernehmen die Auftragserteilung, überwachen die Abwicklung, besorgen die Kontrolle und die gesamte Abrechnung. Selbst wenn die Ala für Sie mit Hunderten von Auftragnehmern in der ganzen Welt verhandeln und abrechnen muß, Sie brauchen sich nur mit einem Kostenanschlag, einer Bestätigung und einer Rechnung zu befassen.
Wichtig aber ist: Ihre Zusammenarbeit mit der Ala verursacht Ihnen keinerlei Kosten! Ganz gleich, ob Sie in Tages- oder Wochenzeitungen werben, in Unterhaltungsblättern oder Fachzeitschriften, an Litfaß-Säulen oder Verkehrsmitteln, durch Filme oder Diapositive, ob im Inland oder im Auslande — wir vermitteln Ihre Aufträge vollkommen kostenlos zu den Originalpreisen der Verleger und Pächter. Die Ala kann für Sie kostenlos arbeiten, weil wir unsere Vergütung von den Auftragnehmern erhalten. (Portozuschläge werden nur bei bestimmten Gelegenheits- und Auslandsanzeigen erhoben.)
Die Ala spart Ihnen Zeit, weil sie Ihnen Arbeit abnimmt. Und die Ala spart Ihnen Geld, weil sie die Kosten dieser Arbeit selbst trägt.
Die Ala ist der größte Werbungsmittler Deutschlands geworden, weil wir die Sache unserer Kunden zu unserer eigenen machen.

ALA

Anzeigen-Aktiengesellschaft

Berlin W 35, Bremen, Breslau 1, Chemnitz, Dortmund, Dresden-A. 1, Essen-Ruhr 1, Frankfurt a. M., Hamburg 1, Hannover M, Kassel, Kiel, Köln 1, Königsberg i. Pr., Leipzig, Lübeck, Mannheim, München 2 M, Nürnberg 1, Stettin 1, Stuttgart



Die Aussprache

Von Heinz Lemke

Ludwig hatte ein schlechtes Gewissen. Aber besaß Karl deshalb ein gutes? Er lag ja nun da, kalkweiß und mit einem Loch im Kopf und war so großartig hilflos, daß er geradezu einen moralischen Vorsprung vor Ludwig hatte. Aber es war doch wohl nur ein Vorsprung, den er den Umständen und nicht dem Sachverhalt verdankte. Natürlich war Ludwig entschlossen, alle Schuld auf sich zu nehmen. Aber Kari und ein Engel? Nein, davon konnte keine Rede sein

„Hm", begann Ludwig und strich seine hornhäutige Hand behutsam über das Bettlinnen, heftete den Blick auf die Rosen, auf die Fiebertabelle und schließlich auf die Kastanien vorm Fenster: „Ein feines Zimmer hast du da erwischt."

„Ja, gegen das Zimmer ist soweit nichts zu sagen."

„Und wie ist das Essen?"

„Wie soll es sein? Gut natürlich. Aber sag mal, bist du eigentlich hierher gekommen, um solche blödsinnigen Fragen an mich zu stellen?"

„Nein, natürlich nicht", sagte Ludwig geduldig. „Aber du kannst dich freuen, daß du im Augenblick sozusagen ein halber Krüppel bist. Sonst knallte ich dir jetzt nämlich eine!"

„Mach, daß du 'rauskommst!"

„Oh, bitte, ganz wie du wünschest. Ich kann gut und gerne gehen." Ludwig stand auf und knallte die Tür hinter sich zu.

Er hastete wütend durch die Karbolwolken des Flurs. Aber nach dreißig Schritten blieb er zweifelnd stehen. War er nicht hierher gegangen, um sich mit Karl zu versöhnen? War er nicht entschlossen gewesen, demütig und gut zu sein und klein beizugeben? Aber Karl hatte in der letzten Zeit eine zu ekelhafte Art und machte es einem schwerer, als es erlaubt war.

„Sind Sie Herr Köppen?" fragte ihn eine runzlige Schwester, die auf Gummisohlen über den Korridor schwebte.

Ja, der sei er.

„Dann gehen Sie bitte ins Zimmer 37 zurück. Herr Licht verlangt dringend nach Ihnen."

Als Ludwig eintrat, begann Karl mürrisch:

„Du brauchst auch nicht wegen jeder Kleinigkeit gleich wegzulaufen."

„Und du brauchst mich nicht hinauszuwerfen!"

Ihre Augen kreuzten sich. Es waren harte Augen mit einem warmen Schimmer.

„Na", sagte Ludwig, „laß man. Und im übrigen weiß ich selbst, daß ich an dieser ganzen verdammten Geschichte schuld bin."

„Wieso? Red' doch keinen Unsinn. Schuld haben wir beide."

„Soo?! Wenn sie aber doch zwei Minuten vor dem Start sagte: ‚Wenn du mich heiraten willst, mußt du das Rennen gewinnen. Sonst kannst du dir nämlich eine andere suchen, und ich nehme Karl.' Was tut da meiner Mutter Sohn? Tat er, was er als anständiger Kerl tun mußte, zeigte er ihr den Rücken? O nein, er schnüffelte sie verliebt an und gab ihr nicht Saures. — Und dann winkte ich dir freundschaftlich zu, als ob zwischen uns beiden alles in bester Ordnung sei. Und wünschte, du solltest dir den Hals brechen."

„Na, und . . .?" fragte Karl und stützte sich auf seine Ellenbogen. „Bei mir hatte sie doch kurz vorher dieselbe schöne Rede angebracht Nein, also . . . in dem Punkt haben wir beide uns gegenseitig nichts vorzuwerfen."

„Nein, das war vielleicht auch nicht das Schlimmste. Das Schlimmste war unsere Heuchelei. Ich wußte, wie es um dich stand, und du wußtest, wie es um mich stand. Zehn Jahre Freundschaft durch dick und dünn, hundert gemeinsam gefahrene Rennen für denselben Stall — ist das denn nichts, gilt und wiegt das gering? Aber sprachen wir uns offen aus, sagten wir, daß wir verliebt und verrückt nach ihr seien und sie heiraten wollten? Ich schwieg. Du schwiegst. Da ist des Pudels Kern, mein Lieber. Ich glaube, im Leben wiegt das, was man unterläßt, obgleich man es tun sollte, mindestens so schwer wie das, was man tut obwohl man es unterlassen sollte . . . Ach, der Teufel soll dieses süße Luder holen."

„Ja, süß ist sie", sagte Karl und träumte eine Sekunde lang

„Ich will meine letzte Mark verwetten, daß sie so süß ist wie nur irgendeine Frau Aber . . Ja, sieh mal, sie ist schön und süß und ich war verrückt nach ihr. Aber wer ist sie und was ist sie? Eine hübsche Figur, sie besteht aus Kleidern und Wasserwellen und gefährlichen Beinen. Aber ist man deshalb etwas? Da ging sie hin und hetzte uns auseinander, und ihre dumme Eitelkeit freute sich darüber, daß zwei Männer sich um sie rauften. Das genußsüchtige Kaninchen erhitzte sich an unserer Hitze und sonnte sich in unserem Ruhm."

„Das weiß ich alles und wußte es immer. Aber ich wollte sie haben, gerade weil sie so war, wie sie war. Willst du einen Engel heiraten? Ich nicht Gott bewahre mich vor einem Engel."

„Einen Engel — nein Aber einen Menschen, eine Frau . . Du kannst sie gern haben, ich schenk sie dir" sagte Ludwig. „Was mich betrifft: ich verzichte."

„Nein, ich will sie nicht mehr."

„So, du willst sie nicht mehr? Warum denn nicht? Du sollst bloß nicht meinen, daß du mir etwas wegnimmst, wenn du sie heiratest. Von mir aus kann sie heiraten, wer will. Es geht mich nichts an."

„Abschwimmen", sagte Karl. „Ich will sie nicht mehr für geschenkt."

„Na, alsdann . . .", sagte Ludwig, und sein Gesicht war ein Gesicht zwischen Glück und Rührung. Sie schwiegen. Aber dann grübelte Ludwig laut:

„Eigentlich komisch. Wir wußten schon immer, daß sie nichts tauge. Aber wir waren toll und bereit, uns für sie umzubringen. Wir, die alle Leute die Dioskuren nennen, liefen wie Kater in ihrer Spur und fauchten uns an. Und jetzt wollen wir sie plötzlich nicht mehr. Was ist denn eigentlich passiert? Du bist gestürzt. Gut. Du bist auf eine ungewöhnliche Weise gestürzt. Zugegeben. Aber sind wir beide nicht schon —zigmal gestürzt, ohne eine große Sache daraus zu machen?"

„Was passiert ist? Durch meinen Sturz haben wir plötzlich begriffen, daß eine gute Männerfreundschaft mehr wert ist als eine schlechte Liebe Das ist es: eine gute Freundschaft unter Männern ist mehr wert als eine schlechte Liebe. Wie war das doch, als der Startschuß bellte? Ich wußte, daß dieses Rennen nur zwischen dir und mir gefahren wurde Zwischen wem denn sonst, he? Haben wir nicht immer gesiegt, wie wir wollten? Oder . . .? Aber wir fuhren wie Brüder. Du oder ich, das blieb sich gleich, wir hatten es nicht nötig, übereinander zu triumphieren. Die Hauptsache war, unsere Firma siegte."

„Ja", sagte Ludwig. „Das muß wahr sein, wir beiden gewannen jedes Rennen. Sogar gegen Mac, erinnerst du dich? Wir spielten uns die Chancen zu und hatten gute Maschinen. Prima Maschinen! Was konnte Mac da machen? — Aber waren es nun die Maschinen? Ich glaube, daß w i r es waren. Wir wußten, was wir konnten, und wir wollten, was wir konnten. Darauf kommt es an im Leben: zu wollen, was man kann."

„Richtig. Und ich denke, niemals vorher im Leben haben wir mehr gewollt, was wir können, als bei diesem verdammten Preis von Europa Wie war das doch? Wir sausten los wie geschossen. Mein Tachometer ging hoch wie ein Luftballon, und die Konkurrenz brummte im Rudel hinter uns her. Wir fuhren und fuhren und rissen den anderen aus. Da saß nur dieser rote Wagen, die Nummer 8, dicht hinter unserer Naht. Er war zähe und ehrgeizig und hat diese Schweinerei ja am Ende auch in aller Unschuld verschuldet. Das graue Band der Straße — wie viele graue Straßenbänder haben wir schon vor uns gesehen und hinter uns gebracht, Junge! Wir rasten. Wir gingen in die Kurven wie der Gottseibeiuns. Aber ich hatte die Außenseite und war in der Kurve im Vorteil. Die Maschinen dröhnten und vibrierten und wir vibrierten mit ihnen. Manchmal lagen wir mit allen Rädern in der Luft. In den Geraden waren wir sirrende Geschosse, funkelnde Raketen. Und da stemmten wir uns in unseren Sitz und unsere Augen saugten sich fest an das graue Band und wir lebten Wir lebten, und das Leben ist schön, Junge! Das Leben ist himmelhöllenschön, da können sie alle reden, was sie wollen. Auf der offenen Strecke hingeduckte Kiefern und der Golddunst des Nachmittags, der Peitschenschlag der Luft um unsere Köpfe, über uns der glorreiche, gläserne Himmel und die gewaltig glostende Sonne Kurz und fahl der Schlag der Schatten, und hinter uns die sich schwerfällig wälzenden Staubwolken, die auf die Felder sanken. Dann kamen die Tribünen, sie huschten vorbei, bewimpelt und beflaggt. Ein dumpfes Brausen hing über ihnen, und die frohen Farben der Damenkleider waren wie Malerkleckse. Ich luchste immer auf die zweite Tribünenreihe, Mitte links Dort saß sie, und ich wollte ihren wippenden Florentiner Hut entdecken. Aber ich fand ihn nicht, und Bängnis schnitt wie Stahl durch mein Herz . . . Ja, es war ein großes Rennen, das wir fuhren, Ludwig."

„Es war unser größtes, Karl. Nie sind wir glorreicher gefahren, wir wollen uns doch die Rundenzeiten sagen lassen, es müssen Rekordzeiten sein. Wenn nur die Reifen halten, dachte ich. In der Geraden muß ich den Kurvenverlust herausholen oder er bekommt sie, und ich will lieber zur Hölle fahren, als sie ihm lassen. Herrgott, da hocktest du in deinem heulenden Wagen und warst in der Kurve an mir vorbei. In den Geraden holte ich auf. In der Geraden war ich im Vorteil, ein kleiner, winziger Vorteil, aber immerhin ein Vorteil. Erinnerst du dich, wie das war, wenn wir nebeneinander lagen und uns aneinander vorbeikämpften? Ich wußte, was du dachtest, und du wußtest, was ich dachte, und wir dachten beide dasselbe Wir waren zornwütig, wir wollten uns eher umbringen, als besiegt durchs Ziel gehen. Stimmt's?"

„Es stimmt. In meinem Geäder und allen meinen Zellen schwärte blutgierige Tollwut. Der Kampf ist eine wilde Melodie, und das ist das Beste an ihm. Aber unser Kampf war gehässig, wir haßten uns, weil wir Freunde waren und uns Unrecht taten und unser Unrecht haßten. Ich sah die Nummer deines Wagens und dachte, weshalb habe ich jetzt keine Bomben, weshalb habe ich keine Maschinenpistole! Aber du lagst eisern neben mir, du zogst in der Geraden an mir vorbei, was nutzte mir die Kurve, wenn ich dich in der Geraden nicht im Schach hielt? Ich dachte, hinter der nächsten Kurve gehe ich nach unten und lege mich vor ihn. Oder ich ramme ihn, soll er draufgehen, der Hund. Wo die Liebe anfängt, hört die Freundschaft auf."

„Als wir die viertletzte Runde anfuhren", sagte Ludwig, „wußte ich genau, was ich wollte. Ich wollte in der Kurve hochgehen, ich wollte dich zwingen, über die Böschung zu gehen oder dich rammen wie einen alten Topf. Aber da kam dieser Rote, diese Nummer 8. Ein guter Führer, ein couragierter Kerl — alle Achtung! Du hast ja gesehen, wie er plötzlich angriff und anbrauste. Aber wir waren ihm im Wege. Ich ging unvermittelt schräg die Kurvensteigung an, du gingst sie herunter, und er mußte doch zwischen uns durch. Er ging also mit mir hoch — was blieb ihm auch sonst übrig, wenn er nicht aufrennen wollte? Na, und da passierte es natürlich. Du sahst erst mich, dann ihn auf dich zurasen. Du mußtest hoch, du mußtest über die Böschung, oder du warst bei den Heiligen im Himmel. Du rissest also den Wagen herum und saustest über die Böschung. Ich sah deinen Wagen einen tollen Satz machen, es war ein gewaltiger Pantherſprung. Aus, dachte ich, aus der Traum. Karl ist hin. Bei diesem Tempo und der Abschüssigkeit hinter der Kurvenböschung! Wann werden die endlich den Abhang in einen vernünftigen Zustand bringen!

Mehr zu denken war nicht Zeit. Der Rote wirbelte vor Schreck und Bremsen um sich selbst. Ich hing schräg in der Luft und hüpfte wie ein Ball auf den Pneus. Aber dann setzte sich doch diese Nummer 8 an die Spitze — wer hätte das gedacht! Ich jagte ihn. Er

wehrte sich anständig, aber nach einer halben Runde zog ich an ihm vorbei. Wieder eine halbe Runde, und er schluckte meinen Staub. In Ordnung, dachte ich. Wenn die Reifen halten, gehört sie mir. Karl, du hast das Spiel verloren

Aber dann geschah etwas. Ich sah die Sanitätskolonne im Trab durch das Gelände laufen."

Ludwig stockte.

„Du sahst also die Sanitätskolonne."

„Ja. — Und da fiel mir alles ein. Die vielen Jahre. Monza, der Nürburgring, die Targa Florio, Monaco, Tunis — die ganze Siegesserie. Ein Abend fiel mir ein, ein Sommerabend an der Küste Dalmatiens. Ein alter Mann saß auf einem Riff und fischte. Du lagst auf dem Bauch und schwiegst und warst nur Menschwesen, ein Klang von Insichsein, atmendes Geschöpf, eins und einig mit allem. Ich sah uns in langen Eisenbahnnächten, im geheimnisvollen Herbstnebel, im Frack und im Sportanzug, auf schwindelnden Serpentinen und in der kleinen Weinstube in der Friedrichstadt. Und die Farbe der Worte, die wir sprachen, der Gruß, den wir uns boten irgendwo und irgendwann huschte durch mein Gedenken und durch die Hauchfetzen innerlicher Bilder. Na ja. Ich freute mich nicht mehr meine Wut war verdorrt, ich fühlte nur Angst. Hat es Karl den Schädel eingeschlagen, ist er tot? Oder ist er ein Krüppel auf immerdar? Wenn er ein Krüppel ist, werde ich für ihn sorgen; solange ich lebe, soll ihm nichts abgehen

Aber dieser Vorsatz war eine Selbstbeschwichtigung, eine jämmerliche Angelegenheit, eine faule Sache für einen faulen Frieden. Ich donnerte an den Tribünen vorbei. Die Musik spielte irgendeine leichtfertige Melodie, die Flaggen flatterten und das Brausen der Stimmen war wie die Bässe einer Orgel. Broch die Rennleitung denn das Rennen nicht ab? Wußten die vielleicht noch nichts? Aussteigen dachte ich. Ich steige aus und lasse Rennen Rennen sein. Ich will wissen, was mit Karl ist. Ich will ihn sehen und seine Stimme hören. Er soll die Augen öffnen. Eine taumelnde, schwärende Angst schwitzte durch meine Poren. Sieg oder nicht Sieg — Wichtigkeit! Und sie? Merkwürdig, sie war gar nicht mehr da, nur ihr Schatten spukte im Gefängnis meines Schädels. Ein erregendes Weib, ein wandelnder Garderobenschrank mit einem lüsternen Lachen und feuchten Lippen. Aber ganz ohne Herz und Güte und Gefühl. Nein — ich seh dich jetzt richtig, ich will dich nicht mehr. Ich will aussteigen und Karl sehen und dann schlafen."

„Aber du stiegst nicht aus?"

„Nein, ich stieg nicht aus."

„Das hättest du auch nur wagen sollen!"

„Eben! Hätte ich dann noch dir oder irgendeinem anderen in die Augen sehen können? Karl würde dich nicht mehr ansehen, dachte ich."

„Hätt' ich auch nicht."

„Aber jetzt siehst du mich wieder an?"

„Klar. — Also du stiegst nicht aus. Weiter."

„Ich dachte, daß ich nicht für mich führe. Ich fuhr für die Fabrik, die auch deine Fabrik ist. Ich fuhr für ihren guten Namen und für Aufträge. Aufträge, das ist Arbeit und Brot für viele. Ich hatte eine Verantwortung und eine Pflicht. Der Direktor vertraute auf mich und wartete am Ziel. Wenn die Rennbehörde das Rennen nicht abbrach, mußte ich es zu Ende fahren. Verdammt nochmal, ich mußte es zu Ende fahren."

„Richtig", sagte Karl. „Das mußtest du. Und weiter, hast du es gewonnen?"

„Ja. In der Zeit, in der ich diesen wahnsinnigen Einfall mit dem Aussteigen hatte, war der Rote gefährlich aufgerückt, und sogar das Rudel holte auf. Als der Kerl mir aber im Nacken saß, war ich wieder bei mir und gab Zunder. Ich will mich nicht selbst loben, aber ich fuhr gut. Ich fuhr mit Kopf und Herz und Siegeswillen für die Firma und siegte mit einer guten halben Runde."

„Was sagte sie?"

„Nichts. Wenigstens nichts von Bedeutung. Ich ließ sie gar nicht dazu kommen. Am Ziel stürmten sie auf mich ein wie die Wilden. Der Direktor, die Kameramänner, die Monteure, Radio, Presse und weiß der Deubel, wer sonst noch. Du kennst ja den Zauber. Der Chef war geradezu gerührt, hab ihn noch nie so erlebt. ‚Der große Preis von Europa!' schrie er. ‚Köppen, das haben Sie großartig gemacht.' Er vergaß sogar seine storchensteife Würde. Und dann kam also sie. Du weißt ja, wie sie daherkommt. Frisch und blühend und mit lockenden Hüften und viel Parfüm. Der rote Mund und die siegessicheren Augen und ihre gesamte Eleganz blitzten den Nachmittag an. Sie drängte sich durch die Menschenmauer und war mir so fremd wie der Mann im Mond. Ich konnte mir nicht helfen, ich dachte: Wenn sie jetzt mit mir in der Illustrierten stände: ‚Ludwig Köppen, Sieger im großen Preis von Europa, mit seiner Braut', schwämme sie auf dem Gipfel aller ihr zugänglichen Wonnen. Gemein, was? Aber wahr . . .! Also, dann standen da zwei dicke und dickfellige Männer und ließen sie nicht durch. ‚Lassen Sie mich durch', giftete sie. ‚Ich bin mit Herrn Köppen verlobt.' — ‚Das dürfte ein Irrtum sein', sagte ich laut und machte ihr eine formvollendete Verbeugung."

„Das hast du wirklich gesagt?" fragte Karl überwältigt und griente zum erstenmal an diesem Tage. Er lachte sogar, knurrte aber sofort mit schmerzverzogenem Gesicht: „Verdammt, mein Kopf."

„Sei vorsichtig", sagte Ludwig. „Jawohl, das habe ich ihr gesagt, so wahr ich hier stehe."

„Du stehst ja gar nicht, du sitzt ja."

„Ach, Quatsch!" sagte Ludwig ärgerlich. „Also, so wahr ich hier sitze."

„Na, so was! Du bist eben kein Gentleman", brüllte Karl mit einem unbeschreiblichen Gesicht.

„Verleumder. Ich und kein Gentleman? Immer und allemal! Aber nur, wo es am Platze ist."

„Und was tat sie?"

„Na, ihr Gesicht war Geld wert. Ich habe sie heute zum erstenmal fassungslos gesehen. ‚So?' sagte sie. ‚Ist das dein Ernst?' — ‚Ich heiße zwar Ludwig, aber es ist mein ernstlichster Ernst', sagte ich. Da rauschte sie ab wie ein Paradepferd."

„Und was tatest du dann?"

„Dann lief ich nach hier."

„Dann liefst du zu mir", sagte Karl und ergriff Ludwigs hornhäutige Hand.

Fälschergeschichten

Wiedererzählt von Werner Fuchs-Hartmann

Die Fälschung ist so alt wie die Rarität und die Vorliebe des Menschen für sie. Bereits in vorchristlicher Zeit wurden in Athen neu hergestellte Handschriften durch künstliche Mittel alt gemacht und Liebhabern als wertvolle Urschriften homerischer Zeiten verkauft. Plinius berichtet von einem angesehenen Künstler, der sein Geschick durch täuschende Nachahmung der Kunstwerke zeitgenössischer Meister bewies. Michelangelo meißelte zu Florenz einen Liebesgott aus Marmor, der in Rom als alte griechische Arbeit an den Kardinal Giorgio verkauft wurde Handzeichnungen von Rembrandt fanden bereits zu Lebzeiten des Meisters geschickte Fälscher. Die Gegenwart kennt den Fall Dossena und hat den Betrug mit den Van Goghs und Meuniers sowie die Prozesse gegen den Kunsthändler Wacker und den Experten Professor Hauser erlebt Vieles ist inzwischen vergessen worden — einige besonders drastische Fälschungen des 19. Jahrhunderts seien daher im folgenden hier wiedergegeben

Der schwarze Ramses

Ein reicher Liebhaber altägyptischer Kunst ersuchte einen Pariser Händler, ihm irgendein bedeutendes Werk aus der Zeit zu verschaffen. Der Beauftragte konnte nichts ausfindig machen, wollte sich aber auch nicht das Geschäft entgehen lassen. Nachdem er den Käufer eine Zeit hingehalten hatte, bot er ihm plötzlich die überlebensgroße Statue von Ramses I. an Sie sollte aus schwerem Basalt bestehen und aus den Ruinen von Theben stammen. Der Sammler sah sich das Objekt an und war so entzückt, daß er es sich 100 000 Francs kosten ließ, den schwarzen Ramses seiner Sammlung einzuverleiben. Kurze Zeit darauf führte er seine Schätze verschiedenen Kennern vor, und hier stellte es sich heraus, daß die kostspielige Rarität bei einem französischen Bildhauer in Auftrag gegeben und nicht einmal aus Basalt, sondern aus Tonschiefer verfertigt worden war. Der Händler hatte 1100 Francs dafür bezahlt

Blendrahmen-Blendwerk

Ein Liebhaber findet in einem Laden ein wirklich gutes Bild, das aus irgendeinem geschickt begründeten Anlaß billig abgegeben werden soll. Die sorgfältige Prüfung ergibt unbedingte Echtheit des Werkes. Es wird gekauft und Nachsendung vereinbart Entweder kommt der Käufer selbst auf den Gedanken, das Bild in irgendeiner Weise zu kennzeichnen oder er wird von dem Händler fürsorglich darauf hingewiesen Der Käufer setzt also seinen Namen direkt auf die Rückwand und fügt womöglich auch noch ein Siegel hinzu, worauf er beruhigt abreist, nachdem er befriedigt den niedrigen Preis entrichtet hat. Das Bild wird ihm auch pünktlich nachgeschickt, aber es ist nicht mehr dasselbe Er sieht nach der Unterschrift, sie ist da. Oder er prüft das Siegel, auch das ist unberührt Was war geschehen? Der Händler hat auf den gleichen Blendrahmen zuerst die Kopie und dann das Original gespannt und letzteres vor der Absendung wieder entfernt!

Die Inschrift

Einem berühmten Mitglied der „Académie des inscriptions" zu Paris wurde von einem Spaßvogel ein „ausgegrabenes" Töpfchen mit der Inschrift MJDD gebracht. Der Gelehrte las „Maximo Jovi Deorum Deo" Und der Topf kam ins Museum als Unikum Richtig gelesen bedeuteten die Buchstaben aber die Abkürzung einer Firma, die — Mostrich herstellte!

Geborsten

Bei einer großen Auktion werden zwei kostbare große Chinavasen ausgeboten. Ein Anwesender verlangt laut „das geborstene der beiden Exemplare" zur Ansicht. Der Auktionator verwahrt sich dagegen, daß ein Exemplar geborsten sei und reicht dem Interessenten beide Vasen zur Ansicht. Dieser untersucht beide Objekte und zeigt schließlich befriedigt auf einen Sprung im Innern der zweiten Vase, der ihm — nach seiner Behauptung — schon bei der Vorbesichtigung des letzten Tages aufgefallen sei Der Auktionator muß überrascht die ihm



entgangene Beschädigung zugestehen. Niemand mehr von den anderen Bietern will die Vasen haben, und der Entdecker des Sprunges kauft sie zu einem außerordentlich günstigen Satz. Zu Haus angekommen, bringt er den Sprung sogleich wieder in Ordnung, indem er mit feuchtem Finger den Bleistiftstrich entfernt, den er während der Untersuchung unbemerkt anzubringen wußte.

So gut wie Corot

Ein junger Maler hatte eines seiner Bilder über Erwarten gut verkauft Nach einiger Zeit tauchte das gleiche Bild im Salon von Alexander Dumas auf, wo es von Meissonier und anderen als vorzüglich gelungener Corot gepriesen wurde Der unbekannte Künstler, der sich unter den Gästen befand, machte auf die Fälschung aufmerksam und wies seine Urheberschaft nach. Von nun an war er der berühmte X. der genau so schön malen konnte wie Corot. Meissonier hatte es selber gesagt, und der mußte es ja wissen!

Der Bücherwurm

Der Buchhändler Porquet, einer der besten Kenner alter Bücher, blätterte einst in einer Inkunabel von größtem Wert und tadelloser Erhaltung. Er hatte bereits mehrmals jedes einzelne Blatt mit aller Sorgfalt geprüft und nichts gefunden, was verdächtig hätte wirken können. Da aber entdeckte er plötzlich etwas Merkwürdiges: etwa sechs Blätter waren von einem Bücherwurm fein durchbohrt, dann kam ein unversehrtes Blatt und nach ihm wieder eine Reihe durchbohrter Da der Wurm nicht gut das eine Blatt übersprungen haben konnte, mußte es also später hinzugefügt worden sein und war falsch. Der Wert des Buches sank auf die Hälfte.

ANEKDOTEN

Ein Psychologe.

Das alte Christ Church College zu Oxford hatte sein Vermögen bei einem der bekanntesten Londoner Privatbankiers angelegt. Dieser war eines Abends, wie auch sonst des öfteren, bei dem Schatzmeister des College, dem Kanonikus Dr. Bull, zu Gast.

Dem Kanonikus fiel dabei auf, daß der sonst mehr zu heiteren Geschichten aufgelegte Geldmann sich hartnäckig in religiöse Fragen vertiefte und sich insbesondere mit ihm eingehend über Sünden und Sündenvergebung unterhielt.

Nachdem Dr. Bull die halbe Nacht über diese Sonderbarkeit gegrübelt hatte, zog er am nächsten Morgen sämtliche Guthaben und Depositen des Church College von der Bank seines Gastes ab.

Ein paar Tage später brach das Institut unter ungeheuren Verlusten zusammen. Das Vermögen des College aber war gerettet. H R.

Reklame vor hundertvierzig Jahren.

Man sprach früher viel von dem zuweilen bis zur Marktschreierei sich versteigenden Reklameunwesen unserer Zeit, wie es in Amerika immer noch zu finden ist, hingegen sich die deutsche Propaganda heute einer gemessenen Sachlichkeit befleißigt. So lange es ein Wirtschaftsleben gibt, kennt man auch die Kunst der Reklame, und vor allem seit der Erfindung der Buchdruckerkunst erfuhr das Anzeigenwesen einen gigantischen Aufschwung. Es ist ebenso interessant wie unterhaltend, sich einmal mit dieser Reklame früherer Jahrhunderte zu beschäftigen; man gewinnt dadurch oftmals ganz andere Einblicke in die Entwicklung deutschen Kulturlebens. So gibt es zum Beispiel eine Konzertanzeige aus dem Jahre 1794 wo der geschäftstüchtige Vater zugunsten seiner musizierenden Kinder besonders eindringlich die Werbetrommel rührt. Da kann man lesen wie folgt: „Meine Tochter, zwölf Jahre alt, mein Sohn, der sieben zählt, werden die Konzerte der größten Meister auf einem Klawizin ausführen, mein Junge auch ein Konzert auf der Violine. Mein Sohn wird die Tasten des Klawizins mit einem Tuch zudecken und auf demselben spielen, als wäre es nicht zugedeckt. Von weitem wie aus der Nähe wird er jeden Ton, jeden Akkord erraten, den man ihm auf dem Klawizin oder an einer Glocke oder auf irgendeinem Instrument angeben wird. Zum Schlusse wird er so lange frei phantasieren, als man nur will, und zwar nach Wahl auf der Orgel oder am Klawizin, in allen Tonarten, auch in den allerschwierigsten, ganz nach Wahl. Sein Orgelspiel ist aber ein ganz anderes als sein Klawizinspiel."

Heute würde man über eine solche Propaganda lachen, obgleich dieser „Wunderknabe", dessen außergewöhnliche Leistungen der Vater derart öffentlich anpries, kein Geringerer war als — Mozart. C. P. H.

Prompte Antwort.

Der Gelehrte Friedrich Taubmann, der im sechzehnten Jahrhundert Professor an der Universität zu Wittenberg war, war wegen seiner witzigen Einfälle am kurfürstlichen Hofe sehr beliebt. Mit der Zeit sprach man von ihm nur noch als von dem Lustigmacher, dem Hofnarren, und vergaß, daß er ein ausgezeichneter Gelehrter war.

Einstmals wollte ihn ein Höfling, der Taubmann an der kurfürstlichen Tafel gegenübersaß, hänseln und stellte die Frage an ihn, wie man einen Hof- von einem gewöhnlichen Narren unterscheiden könne

„O", meinte Friedrich Taubmann, ohne zu zögern, „das ist doch sehr leicht: man braucht nur eine kurfürstliche Tafel zwischen beide zu setzen." M. W.

Die Bitte.

Als König Georg II. von England einst über den Kanal fuhr, wurde das Schiff plötzlich von einem heftigen Sturm überrascht. Der Hofprediger des Königs stand nahe bei dem Kapitän des Schiffes, um ständig über die Größe der Gefahr unterrichtet zu sein.

Im Augenblick der höchsten Not richtete er an den Kapitän die Frage:

„Nun, wie steht's?"

„In fünf Minuten", antwortete der Kapitän, „in fünf Minuten können wir alle im Himmel sein."

Der Hofprediger stöhnte entsetzt und rief flehentlich:

„Davor möge uns der Allmächtige bewahren." R. H.

Georg Walter-Suppin:

Aufstand in Tengistan

Ein Mann führte Krieg gegen England

(5. Fortsetzung.)

Die Gefangenen wurden in der großen Karawanserei von Boradschan bewacht. Dorthin ging Waßmuß, um die Frauen zu besuchen und zu trösten. Vor dem Eingang zum Frauenquartier hielt der Scheich von Boradschan, hielt Ghasanfar-es-Saltaneh selbst die Wache. Er war verwundert über Waßmuß' Vorhaben, und er versperrte ihm den Weg.

„Nie darf ein Mann in Tengistan einen fremden Harem betreten!" rief Ghasanfar-es-Saltaneh aus, als Waßmuß zu den Damen wollte.

Waßmuß klärte den Scheich auf, sagte ihm, daß dieses im Abendland gestattet sei, daß er die Damen unbedingt sprechen müsse. Umsonst. Ghasanfar-es-Saltaneh hob die Flinte, legte sie an.

„Nie soll dies geschehen in Tengistan, so lange Ghasanfar-es-Saltaneh Töchter hat! Geh zurück, o Waßmuß! Mach' deinen Freund nicht unglücklich!"

Waßmuß konnte keinen Zutritt bekommen. Er hat die Frauen nie gesprochen. Sie wurden einige Tage später weitergeschafft. Bis Schah-Kutabi. Dort mußten sie sich von ihren Männern verabschieden, dann wurden sie nach Buschehr gebracht und den Engländern übergeben. Die Männer jedoch kamen nach Ahram, und Zair Khidair Khan hielt sie in seinem großen kastellartigen Palast gefangen, länger als ein Jahr.

Der Oberstkommandierende von Buschehr machte sich schwere Sorgen um die Gefangenen. Man machte Pläne zu ihrer Befreiung. Aber den Engländern ging es schlecht um diese Zeit. An der Tigrisfront standen schwere Entscheidungen bevor. Von der Goltz Pascha war in Bagdad. Der Vormarsch der Briten war zum Stillstand gekommen. Jeder Mann wurde jetzt im Irak gebraucht. Da kam das Angebot von Waßmuß: die britischen Gefangenen von Ahram wurden zum Austausch angeboten gegen gefangene Deutsche und Tengistani und — gegen Räumung von Buschehr!

General Nixon lehnte das Angebot ab. Und Buschehr erhielt neue Verstärkungen, denn die Lage war ernster denn je. Langsam ging der November hin, und es kamen die schweren Tage am Tigris. In den Tagen vom 22. bis 24. November wurde die große Schlacht von Ktesiphon geschlagen, und General Townshend war gezwungen, sich bis Nasrijeh und endlich bis Kut-el-Amara zurückzuziehen. Nun mußte jeder englische Soldat, der irgendwo entbehrlich war, zur Entsetzung von Kut eingesetzt werden

Dennoch, in diesen Tagen kam ein Bote aus Buschehr zu Zair Khidair Khan. Er forderte im Namen Englands die Freigabe der Gefangenen. Eine Expedition sei unterwegs, Ahram zu nehmen, sie mit Gewalt zu befreien Aber Zair Khidair ließ sich nicht einschüchtern. Er ließ die Antwort geben, daß er nicht daran dächte auch nur einen der Gefangenen herauszugeben. Und daß beim ersten Schuß von seiten der Briten sämtliche Gefangene umgebracht würden!

Doch draußen in der Wüste standen schon die Briten waren bereit zum Angriff Da ließ Zair Khidair sämtliche Gefangene hinausschaffen auf die Mauer des Palastes, ließ sie der Reihe nach auf der Zinne aufstellen. Ihnen gegenüber wurde eine Schützentruppe in Stellung gebracht. So standen die Engländer, hinter ihnen die Krieger, das schußbereite Gewehr auf ihre Opfer angelegt. Stunden verannen, furchtbare Stunden. Und draußen sah der kommandierende Offizier, daß alles vergebens war — und kehrte mit seiner Truppe zurück nach Buschehr In diesen Stunden der Qual und Folter oben auf der Palastmauer ist Mr. Pettigrew am Herzschlag gestorben. Seine Kameraden haben ihn draußen vor der Mauer begraben

Der Winter kam. Regen fiel in den Gebirgen. Die Weiden wurden saftig Langsam verwehte der Eindruck, den der Zug der Gefangenen durch das Land gemacht hatte. Die Tengistani wurden kühler. Und unten im Descht begannen viele Scheichs von der Sache des Aufstandes abzufallen. Der ganze Handel mit den Hafenplätzen lag still, und die Stämme merkten, daß sie zu verarmen begannen. Die Engländer hatten Geld, viel Geld — und gaben es aus. Teilten es aus unter den Scheichs und Khanen. Sar Hussein, der Herr der Wüste, trat heimlich in Verbindung mit den Briten Andere Häuptlinge folgten ihm. Zwei Scheichs nahmen heimlich Verbindung auf mit dem gefangenen Konsul in Ahram. Und die Anhänger Englands bekamen immer Geld. Waßmuß aber hatte kein Geld, bekam nie Geld Er konnte nur versprechen. Die Tengistani vertrauten ihm — unten im Descht aber stand es schlecht

O'Connor schickte heimlich Botschaft nach Buschehr Er teilte seine Befreiungspläne mit, bat um Hilfe.

Inzwischen wurde es Frühling Die Weiden in den Bergen bildeten eine einzige, leuchtende Blumenflur. Da brachen die schwarzen Tage am Tigris über England herein. Am 26. April 1916 kapitulierte General Townshend — Kut-el-Amara war gefallen. Englands Name im ganzen Orient in den Staub gesunken, sein Ruf, sein Ansehen zerstört.

Buschehr mußte den Gefangenen in Ahram die Hilfe abschlagen Sie war im Augenblick nicht möglich.

Nach dem Fall von Kut war es der Plan des Feldmarschalls von der Goltz, die britischen und russischen Streitkräfte in Persien zu vernichten. Aber von der Goltz Pascha starb zehn Tage nach dem großen Tag. Sein Nachfolger wurde von Gleich. Doch von der Goltz' Plan, die Tigrisfront zu festigen, wurde von den Türken nicht befolgt. Juni bis August 1916 zogen sie gegen die Russen in Persien. Am 1. Juli eroberten sie Kermanschah, am 10. Juli Hamadan und trieben die Russen zurück bis Kaswin. Die Tigrisfront aber war entblößt und geschwächt.

Während des Winters und Frühlings trat in Südpersien noch und nach ein tiefer Wandel ein. Und für Waßmuß begann eine Zeit größter Hoffnungslosigkeit Scheich für Scheich fiel von ihm ab Seine Freunde wurden ärmer und ärmer, und

er konnte ihnen nicht helfen, denn ihm fehlte jede Unterstützung aus Deutschland. Deschistan war fast verloren Nur Zair Khidair und seine Freunde waren zu stolz, um zu den Briten zu gehen und um Geld zu bitten

So ritt Waßmuß hinauf nach Kasrun. In den Bergen stand es noch besser. Nassir Diwan schwor immer noch, er würde die Inglis vernichten. In ihm und seinen Kasruni lag Waßmuß' Hoffnung. Auch in Schiras fand Waßmuß alles in Feuer.

Die bedeutendste Veränderung in Südpersien aber war die Berufung Sir Percy Sykes. Im Januar 1916 wurde der damalige britische Generalkonsul von Chinesisch-Turkestan, Sir Percy Molesworth Sykes, nach Delhi berufen und zum „Inspektor-General" der „South Persia Rifles" ernannt. Er kam im März 1916 nach Bender Abbas und begann, seine Truppe zu organisieren. Er sammelte die persischen Soldaten, die Stammeskrieger und auch die Gendarmerie Südostpersiens und organisierte sie unter britischen Offizieren und indischen Unteroffizieren. Der Drill war streng, die Disziplin außerordentlich, und die „South Persia Rifles" bildeten bald eine Macht. Der Vormarsch nach Norden ging unaufhaltsam vor sich. Den Persern wurde erklärt, es handele sich nicht um eine Eroberungstruppe, sondern um eine Polizeitruppe zum Schutze der Neutralität Persiens. Die Regierung hielt sich daran.

Im Sommer 1916 wurde in Buschehr noch einmal ein Angebot zum Austausch der Gefangenen von Ahram gemacht. Es wurde verlangt, gegen sie die gefangenen Tengistani, das den verschiedenen Khanen abgenommene Geld und eine Ladung Tee abzuliefern. Man sah, daß die Tengistani der Meinung waren, sie stünden in Krieg mit England und hätten England geschlagen. Die Empörung in Buschehr war groß. Das Angebot wurde abgeschlagen.

Gegen Ende des Jahres verließ Waßmuß das Golf-Hinterland und begab sich hinauf nach Kasrun. Sein Äußeres hatte sich nach und nach völlig verändert. Er war hager geworden, seine Haut braun und gegerbt wie die eines Wüstenscheichs Sein Haar war weiß, nur seine Augen hatten das alte Feuer. Er sah aus wie irgendein Perser und fürchtete nicht mehr, von den Briten erkannt und entdeckt zu werden.

Er kam nach Kasrun und gab sich nur Nassir Diwan zu erkennen. Er saß mit ihm unter einem Baum, draußen im Garten des Palastes, in dem er so oft gesessen hatte in den letzten Jahren. Die müde Luft von Kasrun strich leise über die Fächer der Palmen.

„Höre mich, o Waßmuß", flüsterte Nassir Diwan und sein Bart brannte wie eine rote Flamme, „höre, Sir Parsih hat zu uns geschickt!"

Und der Khan erzählte, wie eine Truppe der „South Persia Rifles" nach Kasrun gekommen war. Der britische Offizier hatte mit ihm gesprochen, hatte gerufen:

„Diese Soldaten sind die Soldaten der Regierung! Und wenn du den Soldaten der Regierung nicht gehorchst, so sind da noch andere Soldaten — die Engländer!"

„Wir sagten nichts", flüsterte Nassir Diwan, „und kehrten wieder zurück nach Schiras."

Dann hatte Nassir Diwan heimlich zu Saulat-ud-Daula, dem Fürsten der Kaschqai, gesandt. Und der hatte geantwortet, sie sollten warten, er würde ein Zeichen geben.

„Höre, o Waßmuß, traust du Saulat-ud-Daula?"

Und Waßmuß fragte zurück:

„Traust du ihm?"

Nassir Diwan schwieg. Er wußte vielleicht nicht, ob er dem Ilkhani trauen durfte. Da fragte Waßmuß weiter:

„Höre, o Nassir Diwan, traust du mir?"

„O Waßmuß, du bist mein Freund!"

„Du bist der tapfere Mann von Kasrun, o Nassir Diwan! Höre mich! Tu das, was der Ilkhani sagt, aber traue dem Gouverneur nicht! Und jetzt will ich selbst zu Saulat-ud-Daula gehen!"

Waßmuß machte sich auf den Weg, über die Berge, durch die heißen Schluchten, hin gegen Schiras. Er kam zu Saulat-ud-Daula. Und hinter ihm kam ein Bote aus Kasrun und brachte überraschende Nachrichten. Nassir Diwan hatte dort seine Krieger zusammengerufen, hatte den Gouverneur in einem Haus eingeschlossen, die „South Persia Rifles" entwaffnet und aus Kasrun vertrieben. Es war im Dezember 1916.

Inzwischen war Sir Percy Sykes zu unwahrscheinlicher Macht gelangt Er hatte im Juli Kerman erobert, im August Jezd besetzt, hatte im September mit den Russen in Ispahan Fühlung bekommen, und am 11. November war er mit einem neuen Prinz-Gouverneur, mit Farman Farma, nach Schiras gekommen. Die Gendarmerie von Fars war aufgelöst und zu einem Teil der „South Persia Rifles" geworden. So standen schließlich im Osten und Westen Persiens britische Truppen, die deutschen Stationen waren größtenteils gefallen, in ganz Persien herrschte Anarchie. Nur den Süden hielt Waßmuß in seinen Händen Ihm gelang es, den Engländern in Persien einen Schaden zuzufügen, von dem sie sich nie mehr ganz erholen konnten! Und dank seiner Stellung sind die Briten aus Buschehr bis 1918 nie herausgekommen.

In diesem Jahre, 1916, wurde der innere Zerfall Persiens offenbar überall herrschte Anarchie, die Stämme verlegten sich mehr und mehr auf das Räuberhandwerk, die Straßen wurden unsicherer denn je. Deutsche, Engländer, Türken, Russen stritten auf Irans Boden, nationale Aufstände setzten ein, Schah Ahmed selbst war britenfreundlich, und mit Sir Percy Sykes begann die britische Besetzung Persiens, die bis zur nationalen Erhebung des Risa Khan Pahlawi, dem heutigen Schah, andauerte.

Waßmuß saß also mit Saulat-ud-Daula zusammen, und die Kunde von Nassir Diwans Aufstand machte gewaltigen Eindruck auf den Ilkhani. Als er seine Leute weggeschickt hatte, gestand er Waßmuß, daß er „Sir Parsih" (Sir Percy) um Geld gebeten hatte. Sir Percy hatte dafür verlangt, daß er Freund der Engländer würde. Dazu konnte der Ilkhani sich nicht entschließen und so wartete er immer noch auf das Geld. Und er haßte Farman Farma und haßte Qauam-ul-Mulk, den Fürsten der Khamseh, seinen gewaltigen Rivalen.

Von Saulat-ud-Daula ritt Waßmuß wieder zurück nach Kasrun. Dort hatte sich Nassir Diwan als Schah eingesetzt. Er prägte seine eigenen Münzen. Festtag war in der Stadt, die Straßen voller Menschen. Selbst nachts schossen die Krieger vor Freude ihre Flinten in die Luft ab. Waßmuß sammelte alle Krieger um sich und Nassir Diwan und hielt eine Rede, die gewaltigen Eindruck machte. Dann zog er weiter nach dem Süden.

Dort hatten die Engländer Darya Begi zum Gouverneur der Provinz Buschehr installiert. Darya Begi führte den Titel „Herr des Meeres"! Er suchte Ver-

bindung mit den kleineren Khans des Descht, begann sie zur Loyalität zurückzuführen und hoffte, mit ihrer Hilfe den Rest zu unterwerfen. Auch an die Scheichs von Schah-Kutah und Ahram machte er sich heran. Aber Zair Khidair erließ einen Aufruf, der im ganzen Hinterland an die Türen geschlagen wurde und in dem er vor dem verräterischen Darya Begi warnte. Während nun Waßmuß im Süden arbeitete, trat im Norden wieder ein Umschwung ein.

Eine Woche vor Weihnacht beschloß Sir Percy Sykes, den Versuch zu machen, die Straße nach dem Golf frei zu bekommen. Farman Farma und Quauam-ul-Mulk sagten ihre Unterstützung zu. Boten wurden nach Kasrun gesandt, ob sich Nassir Diwan unterwerfen wolle. Farman Farma antwortete dann Sykes, daß Nassir Diwan bereit wäre, wenn die Bedingungen milde seien. Aber gleichzeitig kam die Botschaft aus Kasrun, daß dort und in Dascht-i-Aryan die Riflemen vertrieben und Blut vergossen worden sei. Da rüstete Sykes die Expedition gegen Kasrun aus. Doch wieder kam die Anfrage nach den Bedingungen einer Unterwerfung. Sykes befahl seinen Offizieren, nur Dascht-i-Aryan zu nehmen, dann den Paß hinüber nach Kasrun zu besetzen und zu warten.

Dascht-i-Aryan fiel. Es folgte der Aufstieg auf die furchtbaren Höhen des Kotal-i-Hag. Dort waren die Kasruni versteckt, die die Berge wie ihre Tasche kannten. Sie überfielen plötzlich die Riflemen. Ein wilder Kampf begann, in dem Nassir Diwan selbst in den vordersten Reihen stritt. Der Feind wurde in die Flucht geschlagen und die britische Truppe löste sich völlig auf. Der Winter verhinderte eine weitere Expedition.

Im Frühling kam die düstere Kunde zu Waßmuß und Nassir Diwan, daß Saulat-ul-Daula in Schiras ständig bei Sir Percy Sykes verkehre, daß er von ihm Geld erhielte und sich erboten habe, die Straße nach dem Golf frei zu machen. Farman Farma und Quauam-ul-Mulk seien mit dem Ilkhani einig, wenn sie auch seine zunehmende Macht fürchteten.

Gleichzeitig bereitete im Süden Darya Begi eine Expedition gegen das Hinterland vor. Er hatte immer mehr Anhänger gefunden im Descht und besaß zwei Feldkanonen und zwei Maschinengewehre. Doch der tapfere Nassir Diwan ließ den Mut nicht sinken und blieb auf seiten Waßmuß'. Inzwischen erreichte die Kunde von dem Ausbruch der bolschewistischen Revolution den Süden. Darya Begi sollte warten, bis man die Lage im Norden Persiens klar übersehen konnte. So geschah es — aber der „Herr des Meeres" hat seinen Plan nie mehr ausgeführt.

All diese Nachrichten beunruhigten Waßmuß auf das höchste. Nassir Diwan wollte zu den Kaschgai einen Boten senden, um über die Haltung Saulat-ud-Daulas Bescheid zu erhalten. Doch der war mit seinen Kriegern schon in der Nähe. Nun griff ganz Kasrun zu den Waffen — da zog der Ilkhani es vor, sich zurückzuziehen.

Inzwischen erreichten drei Deutsche den Süden. Sie waren in Turkestan aus der russischen Kriegsgefangenschaft entflohen, Saulat-ud-Daula hatte sie durch sein Gebiet ziehen lassen — so kamen sie zu Waßmuß. Es waren die ersten Landsleute, die er seit dem Überfall in Behbehan zu Gesicht bekam. Von den dreien blieb jedoch nur einer, Spiller, übrig, der andere starb in Ahram, und der dritte geriet in britische Gefangenschaft und wurde nach Indien verschickt. Spiller war bis zum Ende mit Waßmuß zusammen.

Während der zweiten Hälfte des Jahres 1917 und Anfang 1918 geschah nicht viel in Tengistan und Fars. Waßmuß ritt unentwegt durch das sonnendürre Land, durch die Schluchten, über die heißen Berge, durch die glühenden Wüsten. Den Tengistani und Kasruni ging es schlecht. Sie verarmten mehr und mehr, seit sie von den Märkten im Süden abgeschlossen waren. Und Waßmuß hatte immer noch kein Geld, das Geld, das er ihnen versprochen, für all die Jahre, die sie ihm gedient hatten. Nun waren sie auch von Saulat-ud-Daula verlassen. Hoffnungslosigkeit griff um sich. Doch die Engländer waren zu ängstlich, fürchteten Waßmuß, den einen Mann zu sehr, um ernsthafte Schritte zu unternehmen.

Im Herbst 1917 ging Sir Percy Sykes für kurze Zeit nach Indien. Er hielt seine „South Persia Rifles" für eine gefestigte, wohltrainierte Truppe. Die Leute waren gut bezahlt, standen unter englischen Offizieren, die Disziplin war ausgezeichnet. Ganz Fars war weitgehend befriedet und von Räubern gesäubert. Doch Saulat-ud-Daula und Quauam-ul-Mulk, die freiheitliebenden Fürsten der Berge, fühlten sich nicht wohl unter dem Degen der britischen Offiziere. Anfang 1918 traten sie wieder heimlich mit Waßmuß in Verbindung.

(Schluß folgt.)

Kurzberichte aus der Wissenschaft

Die Rekruten sind größer!

Schon mehrfach wurde im „IB." von der merkwürdigen Tatsache berichtet, daß die heutige Jugend gegenüber der der Vorkriegsjahre schneller wächst und auch schneller reift. Durch diese Entwicklungsbeschleunigung ist wohl keine Erhöhung der Durchschnittsgröße eingetreten, da die Wachstumsperiode verkürzt ist. Das Ende der Hauptwachstumszeit wird bei Männern bereits mit 20 Jahren erreicht, so daß die Rekruten heute etwas größer sein werden als in der Vorkriegszeit.

Wie lang ist eine Meereswelle?

Trotz der Bedeutung dieser Frage für den gesamten Schiffbau mußte man sich bis heute bei der Festlegung von Meereswellenlängen selbst für die wichtigsten Schiffahrtswege auf völlig unzutreffende Angaben oder Schätzungen verlassen. Anläßlich der Hochseemeßfahrt auf dem M. S. „San Franzisko" haben sich G. Schnabel und F. Horn mit dieser Frage eingehend befaßt und durch Meßapparate festgestellt, daß im Nordatlantischen Ozean an Sturmtagen Wellenlängen bis zu 300 Meter bei Wellenhöhen bis zu 16 Meter auftreten. Diese tatsächlichen Werte übertreffen die bisher angenommenen um das Doppelte.

292 neue Planeten im Jahre 1936.

Im Jahre 1936 wurden 292 neue oder als neu angesehene Planeten gemeldet. Vierzig hiervon fand man nachträglich auf photographischen Aufnahmen des Jahres 1935. 252 entstammen dem Jahre 1936!

Athleten der Tierwelt.

Nach Ruediger zieht ein Maikäfer das fünffache seines Gewichtes. Eine Schmeißfliege vermag ihre Leistung auf das 170-, ein Ohrwurm sogar auf das 1000-fache zu steigern. Ein englischer Forscher stellte fest, daß eine Dungkäferart das 1785fache des Eigengewichts zu heben imstande ist. Heuschrecken springen 50- bis 200mal so weit als sie lang sind und der Menschenfloh springt bis zu zweieinhalb Meter hoch.

Der Kampf gegen die Tuberkulose.

Dank den zahlreichen Bekämpfungsmaßnahmen ist die Tuberkulosesterblichkeit dauernd im Abfall begriffen. Nach neuen Mitteilungen treffen in Deutschland auf 10 000 Einwohner 7,2 Sterbefälle an Tuberkulose. Das Reichsgesundheitsblatt teilt mit, daß die heutige Tuberkulosesterbeziffer nicht viel mehr als ein Viertel der Ziffer vor vierzig Jahren ausmacht.

Optische Linsen aus Kunststoffen.

In England arbeitet man an der Herstellung von optischen Linsen aus Kunstharzglas für photographische Zwecke, Brillen, Operngläser, Stereoskope, Teleskope usw. Diese neuartigen Linsen haben den Vorteil, daß sie nicht geschliffen und poliert zu werden brauchen, sondern sofort einbaufähig sind. Auch soll die Lichtdurchlässigkeit gegenüber Glas um etwa 35 v. H. erhöht sein; ebenso sind sie sehr gut für ultraviolette Strahlen durchlässig.

Dr. Orth.

Humor

Der Zug hielt plötzlich auf freier Strecke. Der Schaffner riß eine Abteiltür auf: „Ist hier die Notbremse gezogen worden?"

„Ja", erklärte das junge Mädchen, „da der Herr mir aber versichert hat, daß er ernste Absichten hat, ist die Angelegenheit damit erledigt!"

*

Geehrtes Fräulein! Mein Sohn konnte den Dreißigjährigen Krieg nicht zu Ende führen, weil er seine Tante ausziehen helfen mußte. Das Bibliothekbuch konnte er nicht zurückbringen, weil er's gestern im Hals hatte, zwecks ärztlicher Behandlung. Weil Sie sagen, mein Sohn riecht, er ist keine Rose zum daran riechen, er ist zum Lernen, wenn Sie selbst einmal Kinder haben, dann werden Sie schon sehen wie es ist, und dann haben Sie Gans unschuldig Ohrfeigen ausgeteilt. Wenn schon gehaut werden muß, dann bitte andere Kinder. Das bestätige ich als Mutter der Wahrheit gemäß, weil sich das nicht gehört. Frau Klara Mayer.



„Nu' hör' bloß endlich mal mit deiner verdammten Qualmerei auf. Du weißt doch, daß ich Rauch nich' vertragen kann."

Zeichnung: Kopsch

Herr Meyer kann nicht viel vertragen. Trotzdem trank er mehr als üblich. Als die Tafel aufgehoben war, brachte die Gastgeberin ihre vor kurzem geborenen Zwillinge zur Besichtigung herein. Herr Meyer sah sich das Bündel an und sagte dann mit letzter Energie: „Oh — was für ein hübsches Kind!"

*

Berichterstatter: „Können Sie mir sagen, Herr Wachtmeister, wo gestern nacht die große Schlägerei in der Altstadt war?"

Wachtmeister: „Angefangen hat's im Gasthaus ‚Zur Eintracht'."

*

Die Dichterin las aus ihrem neuen Roman: „Obwohl die Baronin ungeheuer reich war, kleidete sie sich stets mit entzückender Einfachheit und trug sehr oft nichts weiter als eine schlichte Kette erlesener Perlen."

*

„Mutter, warum essen denn die Generale nicht mit Messer und Gabel?"

„Ja, wie kommst du nur darauf?"

„Hier lese ich doch: Der General speiste mit seinem — Stabe."

Ein Dorf in Rheinhessen hat einen neuen Pfarrer erhalten. Dieser schätzt als Leckerbissen besonders die Weinbergschnecke. Ein Einwohner des Dorfes wird eines Tages von einem aus der Nachbargemeinde gefragt: „Na, wie seid ihr denn zufrieden mit dem neuen Pfarrer?" — „Och, der is scho recht, der frißt 's Ungeziefer weg.

*

Max wanderte mit seiner Frau durch die Heide.

Seine Frau machte ihn aufmerksam: „Sieh nur, den herrlichen Wacholder dort!"

„Ja, ja", sagte Max nachdenklich, „und wenn er nun erst flüssig wäre..."

*

„Du", meinte der eine Stift zum anderen, „unser Prinzipal scheint mich in seine Familie einführen zu wollen!"

„Mensch, du schwindelst!"

„Nee, nee, er sagte nämlich, wenn ich nicht besser aufpassen würde, würde ich ihn näher kennenlernen!"

*

„Fritzchen, ist Vater schon fertig angezogen?"

„Nein, Mutter, ich höre ihn noch mit seinem Kragenknöpfchen sprechen."

*

„Haben Sie schon eine Braut, Herr Müller?"

„Möglich wäre es schon. Ich bin seit 14 Tagen nicht wieder beim Heiratsvermittler gewesen."

*

„Was ist denn eigentlich aus Ihrem Neffen geworden?"

„Oh, der ist jetzt ein bekannter Dichter."

„Schau, schau — und ich dachte immer, gerade aus dem wird einmal was Ordentliches."

*

Herr: „Ich glaube, Sie würden einen Schwachsinnigen heiraten, wenn er um Sie anhielte!"

Älteres Fräulein: „Soll das ein Antrag sein?"

*

Zwei Männer mühten sich im Schweiße ihres Angesichts ab, ein Klavier vier Treppen hoch zu bringen. Der mitleidige Kloppel aus dem zweiten Stock trat aus der Tür: „Kann ich Ihnen helfen?"

„Doch", keuchte der eine, „wenn Sie zufällig Flaschenbier im Haus haben!"

*

Max saß mit Erna auf einer Gartenbank.

Max schwärmte: „Ach, Erna, wenn ich so neben Ihnen sitze und die Augen schließe, ziehen die schönsten Bilder an mir vorüber!"

Worauf Erna schnippisch sagte: „Na, da haben Sie ja ein billiges Heimkino!"

*

In einer Schule wird die Schöpfungsgeschichte behandelt. Else muß darüber berichten und die sagt:

„Eva eßte den Apfel."

„Aß", berichtigt der Lehrer.

Else wird unsicher und wiederholt: „Eva aßte den Apfel."

„Aß", verharrte der Lehrer.

„Eva, det Aas, eßte den Apfel", fährt nun freudig Else fort.

HUMOR DER ANDEREN

Gast (der bei einem Kellner bestellt hat, der sich endlos nicht wieder blicken läßt, zu einem anderen Kellner): „Sagen Sie, Kellner, wie lange sind Sie schon hier?"
Kellner: „Morgen acht Tage."
Gast: „Erst acht Tage! Dann können Sie der Kellner nicht sein, bei dem ich mein Essen bestellt habe."
(The Argonaut.)

*

„Aber, Mensch, was läufst du denn so? Du hast es doch sonst nie eilig!"
„Halt mich nicht auf! Es ist eine Arbeit zu haben; es wäre schlimm, wenn sie schon vergeben wäre! Bedenke, ich habe drei Kinder."
„Eine Arbeit? Und du Faulpelz bist dahinter her? Was ist das denn für eine Arbeit?"
„Eine Waschstelle für meine Frau."
(Answers.)

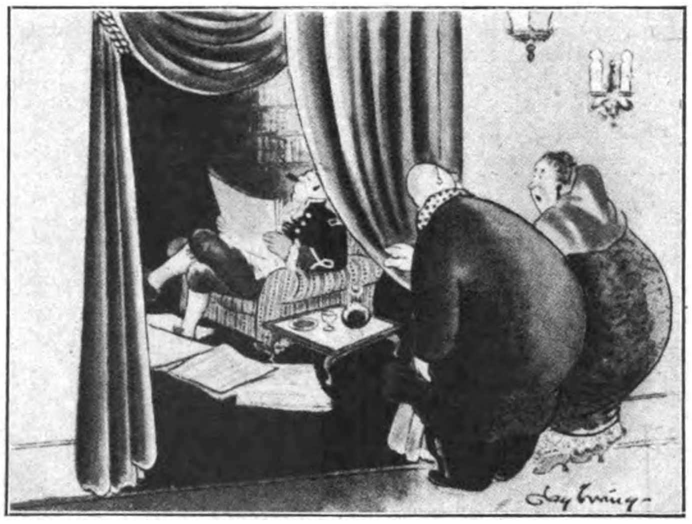
*

„Eigentlich sollte der Zahnarzt nur einen Zahn entfernen, er hat aber zwei Zähne ausgezogen!"
„War denn der andere auch schlecht?"
„Nein, das nicht — aber der Arzt konnte nicht auf einen Zehnkronenschein herausgeben!"
(Allers Familj Journal.)

*

Mutter: „Du gehst heute nachmittag gar nicht fort, Paul?"
Sohn: „Nein. Ich bleibe zu Hause, um Papa bei meiner Mathematikaufgabe zu helfen."
(„Dagens Nyheter", Stockholm.)

„Liebste Amalie, warum hast du denn die Amme so plötzlich aus dem Hause gejagt?"
„Denke dir nur — da habe ich geglaubt, es wäre ein anständiges Mädchen, und jetzt mußte ich erfahren, sie hat ein Kind!"
(Lektyr.)



Hausherr: „Natürlich hast du recht! Es ist eine bodenlose Frechheit! Aber bedenke, Darling, wir schulden ihm fünf Monate Lohn."
(The American.)

Ein junger Seemann wurde von einem alten Kapitän geprüft.
„Was würden Sie tun, wenn plötzlich ein Sturm von Steuerbord aufkäme?"
„Einen Anker auswerfen!" antwortete der Junge.
„Und was würden Sie tun, wenn der Sturm plötzlich von Backbord aufkäme?"
„Noch einen anderen Anker auswerfen, Herr Kapitän!"
„Tja — und wenn nun plötzlich noch ein furchtbarer Sturm von vorne käme?"
„Ich würde noch einen Anker auswerfen!"
„Nun aber stop!" rief der alte Seebär. „Woher nehmen Sie denn all die Anker?"
„Von derselben Stelle, Herr Kapitän, von der Sie Ihre Stürme bekommen!" (Tit Bits.)

*

Neulich kam ein Mann zur Polizei und meldete, daß sein Rad gestohlen worden war. „Hatten Sie eine Bremse dran?" fragte der Wachtmeister.
„Nein."
„Ein Katzenauge?"
„Nein."
„Eine Klingel?"
„Auch nicht."
„Schön ... das macht also zehn Mark Strafe — und dann wollen wir mal sehen, was sich machen läßt, um Ihr Rad wieder zu finden!"
(Magasinet.)

Schach-Beobachter

Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Zweimal Damenopfer!

Damenbauerspiel, gespielt um die deutsche Meisterschaft 1937 in Bad Oeynhausen.

Weiß: Dr. Lachmann (Stettin) Schwarz: Engels

Weiß	Schwarz	Weiß	Schwarz
1. d2—d4	c7—c5[1]	20. e3×d4	Dc7—b6
2. e2—e3[2]	Sg8—f6	21. Dh3—g2	Tc8—c7
3. Sg1—f3	g7—g6	22. Tf1—f3	Tf8—f7
4. Sb1—2d	Lf8—g7	23. Le1—g3	Lg7—h6
5. c2—c3	Dd8—c7	24. Kg1—h1	Tf7—g7
6. Lf1—d3	0—0	25. Dg2—h3![5]	Db6×b2[6]
7. Dd1—e2	d7—d5	26. Ta1—f1	Lh6—g5
8. Sf3—e5	Sb8—c6	27. Sh4×f5![7]	e6×f5
9. f2—f4	Lc8—e6	28. Dh3×f5	Kg8—h8
10. 0—0	Ta8—c8	29. e5—e6!	Tc7—c8
11. Sd2—f3	Le6—f5[3]	30. Df5×e4[8]	Db2—g2+
12. Ld3×f5	g6×f5	31. Kh1×g2	d5×e4
13. Lc1—d2	Sf6—e4	32. Tf3—f8+	Tg7—g8
14. Sf3—h4	e7—e6	33. Tf8×c8	Tg8×c8
15. Ld2—e1	Sc6×e5	34. Tf1—f7	Kh8—g8
16. f4×e5	f7—f6	35. Lg3—e5	h7—h6
17. g2—g4![4]	f5×g4	36. d4—d5	Tc8—c5
18. De2×g4	f6—f5	37. Tf7—g7+	Kg8—f8
19. Dg4—h3	c5×d4	38. Tg7×g5!	Aufg.

[1] Schwarz erwidert mit Ben-Onis Gambit.

[2] Üblich ist hier d4—d5! Weiß baut sich das Collesystem auf.

[3] Schwarz stellt den Läufer zum Tausch und läßt sich einen Doppelbauern machen. Er hofft durch Turmbesetzung der offenen g-Linie Nutzen zu ziehen.

[4] Ein energischer, interessante Wendungen ergebender Gegenangriff.

[5] Weiß geht aus der Fesselung, gibt den Damenflügel preis und bereitet eine Opferkombination vor.

[6] Allerdings eine verlockende Bauernspeise und zugleich Turmangriff. Aber nun steht die Dame „abseits"!

[7] Ein hübsches und korrektes Springeropfer!

[8] Ein glänzendes Damenopfer krönt die Kombination.

Aufgabelösung aus Folge 35

Selbstmattdreier v. H. Kahl, Lauenburg.

Weiß: Ka1, Dc5, Lc1 (3)
Schwarz: Ka4, Tb2, Bb3, c2 (4)

1. Dc5—b6. Ka3; 2. Dd6†, Ka4; 3. Dc5!, Ta2 (b1)‡!

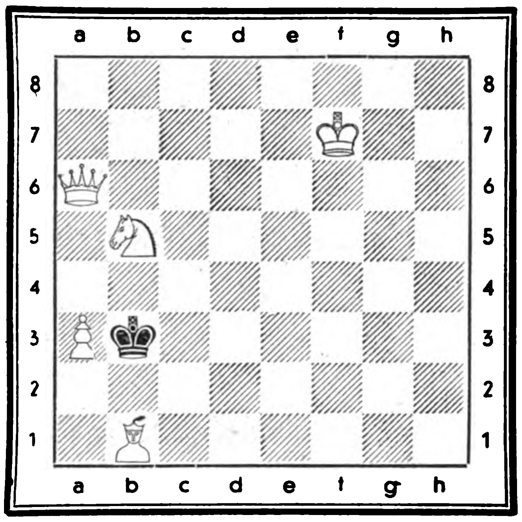
Richtig gelöst: Dr. Münch, Bocholt: Herb. Schulz, Bln.-Neukölln, aus Berlin: M. Loch; L. Hohensee; F. K. Lüdtke; H. Kolwitz, Neukölln; M. Templin, Friedensstadt; A. Brückner, Stollberg; O. Dehler, Bad Blankenburg; Grotjan, Bremen; W. Fenchel, Gau Odernheim; H. Rahm, Bonn; Ebeling, Potsdam; P. Wylega, Staßfurt; L. Schullan, München; O. Schmitt, Aulendorf; P. Heid, Bamberg; A. Hinrichs, Naumburg; J. Herwig, Gotha; P. Schulz, Kussow; M. Burdack, Hormersdorf; W Otto, Halle-S.; P. Schurig, Sebnitz; F. Guhrsch, Stettin; J. Astner, Altenmarkt; H. Bielicke, Quolsdorf; O. Behncke, Cuxhaven; G. Wendorff, Greifenberg; E. Mombaur, Solingen-Ohligs; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; Dr. Lenz, Obermockstadt; E. Brand, Plettenberg-Holthausen; A. Köglmayr, Marnbach; H. Fuhlbrügge, Elsnig; Dr. Morell, Wiesbaden; M. Kimmes, Gaubischofsheim; R. Eickemeyer, Nürnberg; E. Jlgen, Mandeln; Pfr. Klein, Setzingen; Th. Pichlmayer, Merzig; Dr. Kraun, Hildesheim.

Aufgabe

(Urdruck)

Von Dr. G. Kaiser, Pirna.

Schwarz: Kb3 (1)



Weiß: Kf7, Da6, Lb1, Sb5, Ba3 (5)

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Sport und Spiegel – verträgt sich das ??

„Ganz sicher! – Denn vom Sportfeld kommt man erhitzt und mit glänzender Nase. – In „Zivil" aber wäre das wenig schön. Erfrischen Sie sich deshalb nach Anstrengungen mit Simi-Special, dem milden Gesichtswasser – das ist gut für die Haut, das nimmt den Staub aus den Poren, das reinigt und regt an. – Auch zur Pflege des erhitzten Körpers wird Simi-Special gern genommen."

Simi-Special MIT KAMPFER u. HAMAMELIS FL. -.85/1.40/2.07

Müde und abgespannt?

Warum versuchen Sie es nicht mit Heidekraft? Dieses aus 27 sorgfältig aufeinander abgestimmten hochwertigen Kräutern und Erdsalzen zusammengesetzte Pulver hat schon vielen Tausenden die verloren gegangene geistige und körperliche Spannkraft zurückgegeben. Es enthält lebenswichtige Aufbau- und Antriebstoffe, belebt den Stoffwechsel, regt die Drüsentätigkeit an und kräftigt die Nerven. Heidekraft ist ein Gesunderhaltungsmittel, es wappnet den Körper gegen eindringende Krankheitsstoffe. „Vorbeugen ist besser als heilen". Originalpackung RM. 1.90 reicht ca. 40 Tage. Doppelpackung RM. 3.50. In Apotheken, Drogerien u. Reformhäusern.

Heidekraft

Ohne Krampfadern

wäre ich ein glücklicher Mensch. — Ist Ihnen bekannt, daß Krampfadern und Hämorrhoiden auf Venenschwäche beruhen, meist verbunden mit Funktionsstörung der Hormon-Drüsen?! Diese Ursachen also gilt es zu bekämpfen. In

OKAVENA

sind lebenswichtige Hormone und bewährte pflanzliche Wirkstoffe enthalten. Sie bezwecken Kräftigung der Venen, Förderung der Drüsenfunktion und des Blutkreislaufs. — Okavena-Grün f. d. Mann, Rot f. d. Frau. 100 Tabl. 6.75, **in den Apotheken.** Fordern Sie Auskunft nebst illustr. Broschüre von **Hormo-Pharma, Berlin SW 48,** Alte Jacobstraße 85

Das Gesicht gibt kund, die Wurzel von Störungen und das Zweckmäßige zur Behebung nach Kurt Hickethier's Antlitzdiagnostik. Buch RM. 4.50. Lehrgang 3.–16. November. Näheres durch Kurhaus **Schüßlerheim** zu **Ellrich** im Südharz.



4 Größen, RM 25.- 20.- 15.- 12.50, aber nur eine Qualität. Die Ihrer Hand liegende Feder wartet im Fachgeschäft auf Sie

Die weltberühmte **HOHNER** gegen zehn Monatsraten. Gratis großer Katalog mit 150 Abb. und Teilz.-Preisen **LINDBERG** Größtes Hohner-Versandhaus Deutschl. **MÜNCHEN** Kaufingerstraße 10

Stabile Fahrräder

Marke „Vaterland" m. Frl. u. R. v. 28.– m. Dyn.-Bel. 33.– gelötet m. M. 31.– m. Zweigang 55.– **Motorfahrräder** billig. Tägl. Dankschr. Katalog m. 60 Modellen kostenlos. **Fr. Herfeld Söhne Neuenrade Nr. 127**

Schlank und leichter im Gewicht Präm. m. gold. Medaille Broschüre kostenlos H. Goth, Nürnberg S-S 67

1000 Briefmarken (Misch.) RM. 2.–. Liste frei. Jul. Sallmann, Cannstatt 50

Kaufe Handharmonikas von RM. 4.40 an preiswert

Ca. 4000 qm. Betriebsraum · Nº 1315a RM. 5.65 · Grossversand an Private · Nº 170a RM. 21.75 · Über 1 Million Käufer · Nº 2421a RM. 33.– · Ca. 30000 Dankschreiben · Nº 2293a RM. 32.50 · Günstige Ratenzahlungen

41 Tasten 120 Bässe RM. 130.– 34 " 80 " " 96.– von der Fabrik **Meinel & Herold Klingenthal Nº 324** Verlangen Sie Hauptkatalog umsonst.

Glöckle

Modische Linie durch Susa



Büstenhalter aus Seidenbatist B 529 zu RM 1,95

Hüftgürtel mit Magen- u. Leibpatte aus kräftigem Seidenbroche H 661 zu RM 11,75

Susa-Erzeugnisse sind formvollendet haltbar u. preiswert

Bezugsquellen durch Hersteller: **Schneider & Sohn A.-G.** Korsettfabrik Susa Heubach-Württ.

Deine Wahl – nur 10 · 15 · 20 ₰ Sonnal-NICPLATA Klingen vernickelt, daher vor Rost geschützt! SONNAL-GOLD HANDABZUG 0,10 mm unser Schlager 5 ₰ ÜBERALL ERHÄLTLICH

Lesen Sie immer



Die Brennessel

Jeden Dienstag neu! Ueberall für 30 Pfennig!

Tätowierung entfernt garantiert Auskunft kostenlos K. Kußler 221, Berlin, Köpenicker Str. 121a

Hämorrhoiden sind lästig. Verlangen Sie **Gratisprobe ANUVALIN** Anuvalinfabrik, Berlin SW 61, Abtlg. 86

Größer werden kann jeder bis zum 30. Jahre durch uns. bewährte Aufbau-Methode. Nur RM. 2.85 u. Porto Prosp. frei! **HELLAS, Berlin-Lichterfelde 103**

WERKZEUGLISTE GRATIS. WESTFALIA WERKZEUG CO. Hagen 204 i. W.

DETEKTIV Hindenberg Berlin W 50, Nürnberger Straße 29-30, Tel. 249480 Beobachtungen, Ermittlung., Beschaffg. v. Prozeßmaterial, Spezialauskünfte / Zuverlässig, diskret, bestempfohlen.

Piano Künstler Harmonikas

Tast.	Bässe	
22	8	28.50
25	12	48.50
34	60	95.00
41	120	145.00

Wiener Harmonikas mit Stimmen in

Tast.	Bässe	Mess. Stah
10	2	8.– 9.50
21	4	13.–14.50
21	8	15.–16.50

Niemals kaufe man im eigenen Interesse billigere Instrumente, ohne sich vorher gratis u. franko unsern Katalog zu bestellen. **Herfeld & Co., Neuenrade Nr. 38**

Pechvögel sind solche, die glauben, sie gewinnen nichts und die glänzenden Gewinnaussichten der **50. Jubiläumslotterie** nicht ausnützen. Bedenken Sie doch: auf fast 2 Lose fällt schon ein Gewinn, dabei je 2 Hauptgewinne zu 1 Million, 500000, 300000, 200000 10 zu 100000 usw.

Ziehung 1. Klasse 20. u. 21. Oktober

1/8	1/4	1/2	1/1 Los
3.-	6.-	12.-	24.- M.

je Kl. Porto u. Liste 30 Pf.

J. Schweickert Staatl. Lotterie-Einnahme **Stuttgart** Marktstr. 6 Postsch. Stuttgart 8111

Tückmar SOLINGEN **TÜCKMAR KLINGEN HABEN WELTRUF**

Kurzschrift Maschinenschreiben, Berufsausbildung, Privatunterricht, Fernunterricht. Erfolg garantiert. Fachlehrer **Hofmeister,** Bln.-Steglitz 47 Albrechtstr. 131. 79 49 71

Schreibkrampf Zittern Angstgefühl. Brosch. kostenlos. **Hugo Wolff Berlin Zehlendorf 7**

Prismen-Feldstecher f. Reise, Jagd, Militär, Luftschutz ab Fabrik von 45 M. an. Katalog frei. Ratenzahlg. **Dr. Wöhler,** Optische Fabrik, **Kassel 47**

Stottern gründl. Beseitigung! Ausk. fr. **Fachinstitut Naeckel,** Berlin-Ch., Dahlmannstr. 22

nicht mehr rauchen macht Fumanol leicht. Druckschrift kostenlos **Hykos,** Bln.-Friedenau 215

Katalog über **Zauber**-Kunst gratis **János Bartl Hamburg 36/o**

Diese Marke kostet 75 Pfg. Hundert ähnl. Angebote in der Briefmarken-Ztg. Probe-Nr. gratis! **K. Hennig** Hamburg 20/o

Metallbetten Stahlfeder- u. Auflegematr. Schlafzimm., Kinderbetten **Marke EISU** an alle. Teilzhlg. Katal. frei Eisenmöbelfabrik Suhl/Th.

Billige aber gute Uhren

m. Garantie. Bei Nichtgefall. Umtausch od. Geld zurück. Nr. 3. Herrentaschenuhr m. geprüft. 36stündig. Ankerwerk, vernickelt, M. **1.90** Nr. 4. Versilbert. Ovalbügel, 2 Goldränder, M. 2.30. Nr. 5. **Besser. Werk,** flache Form, M. 3.40. Nr. 6. Sprungdeckel-Uhr, 3 Deck., vergoldet, M. 4.90, besseres Werk M. 7.40. Nr. 8. Armbanduhr, vernickelt, m. Lederarmband, M. 2.60. Nr. 85. Dto., für Damen, kleine Form, mit Ripsband, M. 4.—. Nr. 99. Dto., Golddoublé, 5 Jahre Gar. f. Gehäuse, für Damen, mit Ripsband, M. 6.90, für Herren, viereckige Form, M. 6.90. Nr. 642. **Tischuhr,** moderne Form, 8-Tage-Werk, Eiche pol., M. 8.—. Nr. 1461. Geschnitzte **Kuckucksuhr,** 1/4 stündlich Kuckuck rufend, M. 2.50. **Weckeruhr,** gutes Werk, M. 1.60. Nickelkette -.25. Doppelkette, vergold., M. -.70. Kapsel M. -.25. Nr. 612. **Monogramm-Siegelring** für Damen oder Herren, 18kar. vergoldet, einschl. Monogramm M. 1.10. Nr. 614. **Siegelring,** 8eckige Platte, M. 1.30. Nr. 2803. **Siegelring,** moderne Form, 1.40. **Trauring,** Doublé, M. 1.20. **Doublé-Ring** mit Simili, M. -.80. — Als Ringm. Papierstreif. einsend. Vers. geg. Nachn. Jahresversand 30000 Uhren, 20000 Ringe.

Katalog gratis und unverbindlich!

Fritz Heinecke, Braunschweig

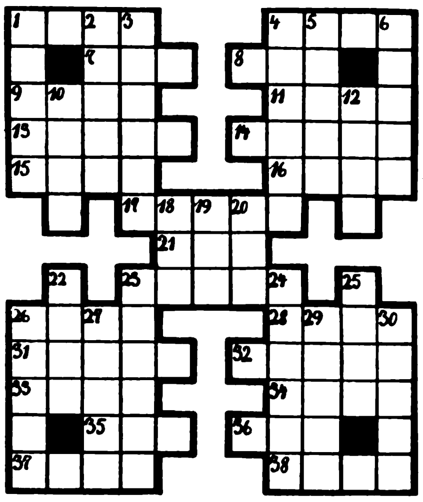
Bauhaustapeten Das führende Rasch-Erzeugnis

Die neue Kollektion in den Fachgeschäften Preise Reichsmark 0.85 bis 1.30 p. Rolle

RÄTSEL

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. russische Halbinsel, 4. afrikanische Vogelart, 7. Körperteil, 8. Nebenfluß der Wolga, 9. Stadtteil von Konstantinopel, 11. Kiefernart, 13. griechischer Buchstabe, 14. Nachlaßempfänger (Mehrzahl), 15. Lichtspielhaus, 16. ehemaliger Name eines Gebirges Mittelgriechenlands, 17. Stadt in Nordamerika, 21. Handlung, 23. römischer Dichter (v. Chr.), 26. Spielkartenfarbe, 28. Nebenfluß der Donau, 31. orientalischer Ochsenwagen, 32. afrikanisches Säugetier, 33. pommersche Hafenstadt, 34. Gebetschluß, 35. Papageienart, 36. Weltsprache, 37. Nahrungsmittel,



38. Osteuropäer. Senkrecht: 1. Polstermaterial, 2. römische Hausgötter, 3. Fluß in Spanien, 4. griechische Sagengestalt, 5. Süßwasserfisch, 6. Stadt in Italien, 10. Männername, 12. lat.: Einspruch, 18. japanischer Staatsmann, 19. Stadt in Vorderasien, 20. griechischer Buchstabe, 22. Nebenfluß des Rheins in der Schweiz, 23. Hauptstadt Tasmaniens, 24. Baumgrille, 25. Umhang, 26 mohammedanischer Titel, 27. Hafenstadt in Marokko, 29. griechische Insel, 30. Teil des Baumes.

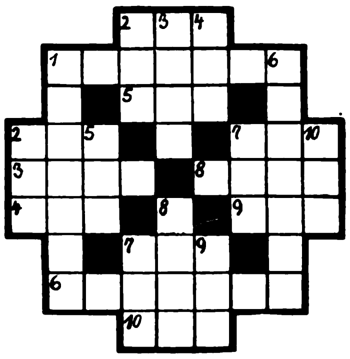
Zoologisches Zahlenrätsel

Zahlen		
7 13 1 8 2	=	Raubtier
13 9 13 3	=	Vogel
8 14 8 10 4 15 2 14 8 2	=	Pelztier
2 11 13 5 16 18 8 2 16 3	=	Dickhäuter
1 2 15 3 4 6 8 12 17 8	=	Singvogel
15 4 8 13 3 8	=	Insekt
2 16 12 11 8 5	=	Fisch
7 15 2 15 5 7 8 10	=	Spinne
8 10 12 11	=	nordisches Wild
5 15 2 19 15 10	=	Meersäugetier

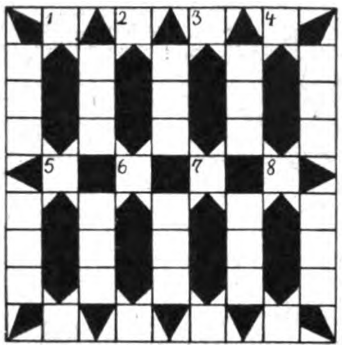
An Stelle der Zahlen sind Buchstaben zu setzen. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben eine Pflegestätte für Tiere.

Magische Figur

Die Buchstaben:
a a a a a a
b b b b e e
e e e e e e
e e e e e e
e e e f f l
l n n n n o
o o o r r r
r s s t t t
t u u sind so in die Figur einzuordnen, daß waagerecht und senkrecht Wörter gleicher Bedeutung entstehen. 1. Gebirge Mitteldeutschlands, 2. Gedichtart, (2) Fluß in Rußland, 3. englische Grafschaft, 4 Reinigungsmittel, 5. Name der spanischen Exkönigin, 6 Grenzgewässer Deutschlands, 7. berühmtes Dorf in Tirol, (7) Nebenfluß des Arno, 8. Planet, 9 nordische Gottheit, 10. Schiffsseite.



Erst links — dann rechts



1—5 Nordseeinsel, 2—6 gegerbte Tierhaut, 3—7 Befestigungsmittel, 4—8 Schönheitsmittel, 5. Stadt in Spanien, 6. Märchengestalt, 7. Unwahrheit, 8. Staudengewächs. 1—5 elastisches Maschinenteil, 2—6 Ruhestätte, 3—7 Teigware, 4—8 Glücksspiel, 5. Stadt in Sachsen, 6. Tadel, 7. Musikinstrument, 8. deutscher Dichter.

Besuchskartenrätsel

LIESE PIRK
VAREL

Welchen musikalischen Beruf übt der Vater aus?

Kryptogramm

Nurredin, Santander, Eckermann, Neidenburg, Mannesmann, Vollbehr, Marrakesch, Umgehung, Oertzen, Nutzung, Emden, Erkaeltung, Kampfer, Erntedankfest, Saturn, Ehrenmal.

Jedem der vorstehenden Wörter sind drei aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch des Stabschefs der SA. ergeben.

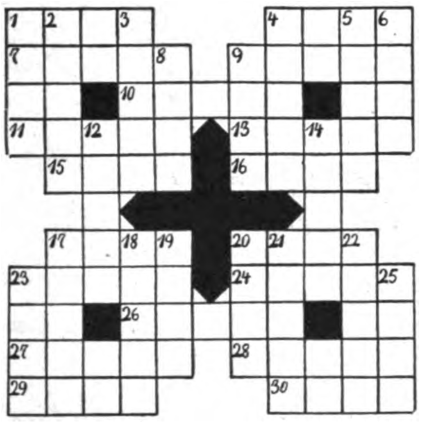
Zahlenrätsel

1 10 15 12 1 19 15 8 9 = deutscher Physiker
2 12 4 8 10 11 13 2 12 = europäische Hauptstadt
3 10 14 4 7 15 16 10 11 = Legierung
4 8 14 8 8 18 2 11 8 = Stadt in Württemberg
5 10 8 11 19 15 10 14 12 = Erdöl
6 14 3 13 2 12 10 3 8 = Grundlage
7 12 5 10 11 6 10 17 8 = grammatikal. Begriff
8 10 11 5 10 3 8 7 3 = Reinigungsmittel
9 7 8 2 13 10 15 15 10 = befestigter Bau
3 10 14 10 3 16 14 11 18 = Kanton der Schweiz
10 4 5 10 11 2 3 8 19 = Weltsprache
11 10 12 16 11 2 3 13 8 = holländischer Maler

Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter nennen von oben nach unten gelesen den Namen eines deutschen Komponisten.

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Haushaltplan, 4. amerikanischer Rekordflieger †, 7. Fremdwort für örtlich, 9. Geländedarstellung, 10. Element der Alten, 11. deutsches Gebirge, 13. Frauenname, 15. französischer Schriftsteller, 16. Nichtfachmann, 17. Sonnengott, 20. Getreideunkraut, 23. Dichter des Naturalismus, 24. Bruder der Iphigenie, 26. Vogel, 27. Hohlmaß, 28. Verwandter, 29. italienische Weinstadt, 30. Frauenname. Senkrecht: 1. Fürstentum Napoleons I., 2. bayerischer Badeort, 3. Schreibgerät, 4. südamerikanische Halbinsel, 5. Stadt in Hannover, 6. Spitze, 8. Fluß in Sibirien, 9. Stadt am Rhein, 12. Prunkgefäß, 14. Laubbaum, 17. Grundlage, 18. Klosterstift, 19. sagenhafter englischer König, 20. Amtstracht, 21. Kampfplatz, 22 deutsche Industriestadt, 23. Ostseebad, 25. Stadt in Rußland.



Silbenrätsel

Aus den Silben: a — buc — co — col — con — ger — ha — hir — i — im — ja — ke — le — mann — mel — mel — met — na — ni — ni — ni — nich — now — o — ol — rad — ro — se — se — sem — sen — sta — ti — ter — ul — voc sind 13 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, den Leitspruch aus dem Tagesbefehl des Stabschefs Lutze anläßlich der Reichswettkämpfe der SA ergeben.

1 .... 8 ....
2 .... 9 ....
3 .... 10 ....
4 .... 11 ....
5 .... 12 ....
6 .... 13 ....
7 ....

Die Wörter bedeuten: 1. Oper von Verdi, 2. Kampfflieger des Weltkrieges, 3. Männername, 4. Getreideart, 5. Raubtier, 6. Indianerstamm, 7. italienischer Landsknechtführer, 8. Name eines von den Rotspaniern angegriffenen englischen Zerstörers, 9. altösterreichischer Minister, 10. berüchtigter russischer Bolschewistenführer, 11. Astrolog des siebzehnten Jahrhunderts, 12. Gebäck, 13. Blattzinn

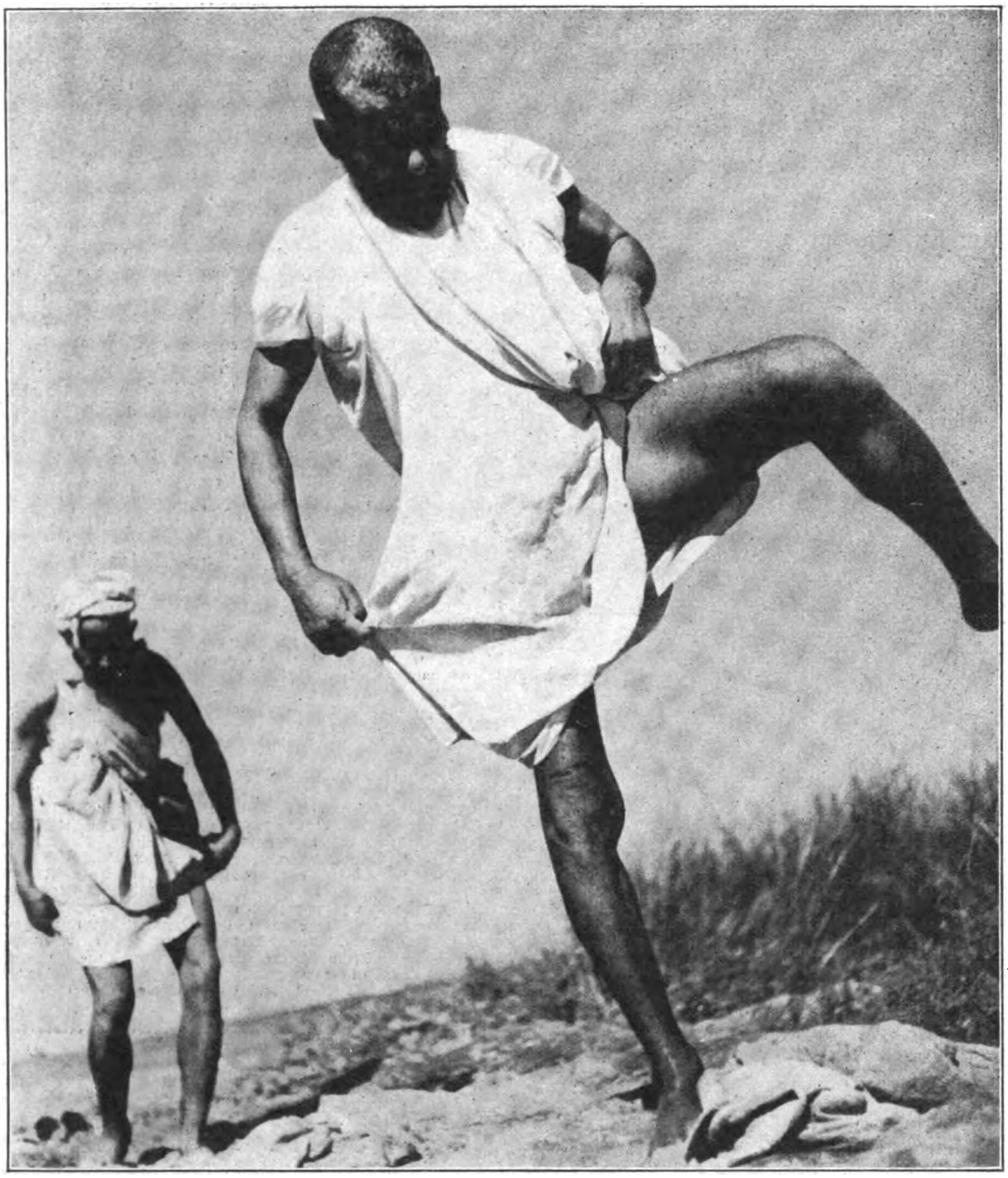
Verschmelzrätsel

Die Wörter sind durch Umstellen der Buchstaben so miteinander zu verschmelzen, daß je 3 Wörter 1 Wort ergeben. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter, von oben nach unten gelesen, ergeben den Namen eines Mitarbeiters unseres Führers.

Ger	Schuh	Bozen	Stadt in Holland
Eis	Nil	Erde	Eremit
Regent	Uri	Gras	Staatsbeamter
Maas	karg	da	Insel im indischen Ozean
Reben	zu	Rang	österreichischer Dichter
Grube	Brand	Neun	Stadt in Mecklenburg
Eden	dir	Elan	europäischer Staat
Hand	Ger	Seim	Stadt in Braunschweig
Erg	Ei	Nora	Gewächshaus
See	Bein	Ton	Baumaterial
Erie	Rom	As	Frauenname
Ale	Kinn	Ter	Kurort in der Schweiz
Saldo	der	Rinne	Urlaubsvergnügen
Leib	Ort	Garde	Beruf

Lösungen der Rätsel aus Folge 39

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 2. Bowle, 6. Keule 7. Eklat, 8. Istar, 9. Sitte, 11. Ruede, 14. Terz, 15. Epos. 16. Cent, 19. Lohe, 21 Kolon, 23. Samen, 24. Bojar, 25. Tibet, 26 Feliz, 27. Laken. — Senkrecht: 1. Serie, 2. Blitz 3. Oese, 4. Leac, 5. ekrue, 5a Saldo, 9. Stock, 10. Trunk. 12. Epsom, 13. Essen, 17. Eosin, 18. Tobel, 19. Laren. 20. Hedin. 22 Acta, 23. Safe. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Eboli 2. Huflattich, 3. Roosevelt, 4. Efendi, 5. Unterwalden, 6. Nachod 7. Delaware, 8. Großbritannien, 9. Elbrus, 10. Lithographie. 11. Dehmel, 12. Grunderwerb, 13. Eltville, 14. Hadrian. 15 Enthusiasmus, 16. Nausikaa, 17. Nebelfleck. „Ehre und Geld geben nicht in denselben Sack." (Spanisches Sprichwort.) ✱ **Magisches Quadrat:** 1. Kanal, 2. Adele, 3. Netto, 4. Altan. 5. Leoni. ✱ **Kreisrätsel:** 1. Wein, 2. Ilse, 3. Rote, 4. Tand. 5. Erde, 6. Rose, 7. Hund, 8. Isar, 9. Lade, 10. Fall, 11. Saal, 12. Wien, 13. Emil, 14. Rast, 15. Kant. Winterhilfswerk. ✱ **Füllrätsel:** 1. Elging, 2. Tal, 3. Aga, 4. Fehde, 5. Sol, 6. Hel. 7. Harfe: Ganghofer. ✱ **Silbentreppe:** 1. Efeu, 2. Feuerbach, 3. Bachstelze, 4. Zechine, 5. Nebraska, 6. Kabylen. 7. Lende. ✱ **Kryptogramm:** Verwirrung, Bekassine, Renner, genug, Herzenszauber, Student, Umgegend, Beschlag, Fechter. Dassel, Tausend, Diadem, Verdunkelung, Keller, Apennin, Shell, Keller, Strich, gelebt „Wir bekennen uns zu dem Geschlecht, das aus dem Dunkeln ins Helle strebt." Goethe ✱ **Silbenkreuz:** 1. Ei, 2 vel, 3. Le, 4. der, 5. Ger, 6. da



Nach der Reinigung wird die nasse Wäsche am Flußufer von den Männern aus Marrakesch (Franz.-Marokko) mit den Füßen trocken getreten.

Waschtag um den



Heute wie vor hundert Jahren waschen die Frauen von Benares ihre Wäsche im Ganges, dem heiligen Strom Indiens.



Große Wäsche bei einer schwarzen Hausmutter in La Guaira (Venezuela); trotz der schönen Aussicht auf das rauschende Meer kein reines Vergnügen unter der tropischen Sonne.

Es ist merkwürdig: Über alle Gebiete des menschlichen Lebens und seiner Betätigung sind in unzähligen Büchern in mehr oder minder wissenschaftlicher Form Abhandlungen geschrieben worden. Aber eine Kulturgeschichte des Waschens gibt es seltsamerweise noch immer nicht. Und doch ist die Geschichte des Waschens so alt wie die Geschichte der Menschheit und ihrer Bekleidung überhaupt

Diesen Mangel haben nun aber die Photographen zu einem erheblichen Teile ausgeglichen, denn ihre Kameras sind den Waschfrauen um den ganzen Erdball gefolgt und geben uns im Bilde einen idealen Querschnitt durch die Waschsitten der Völker.

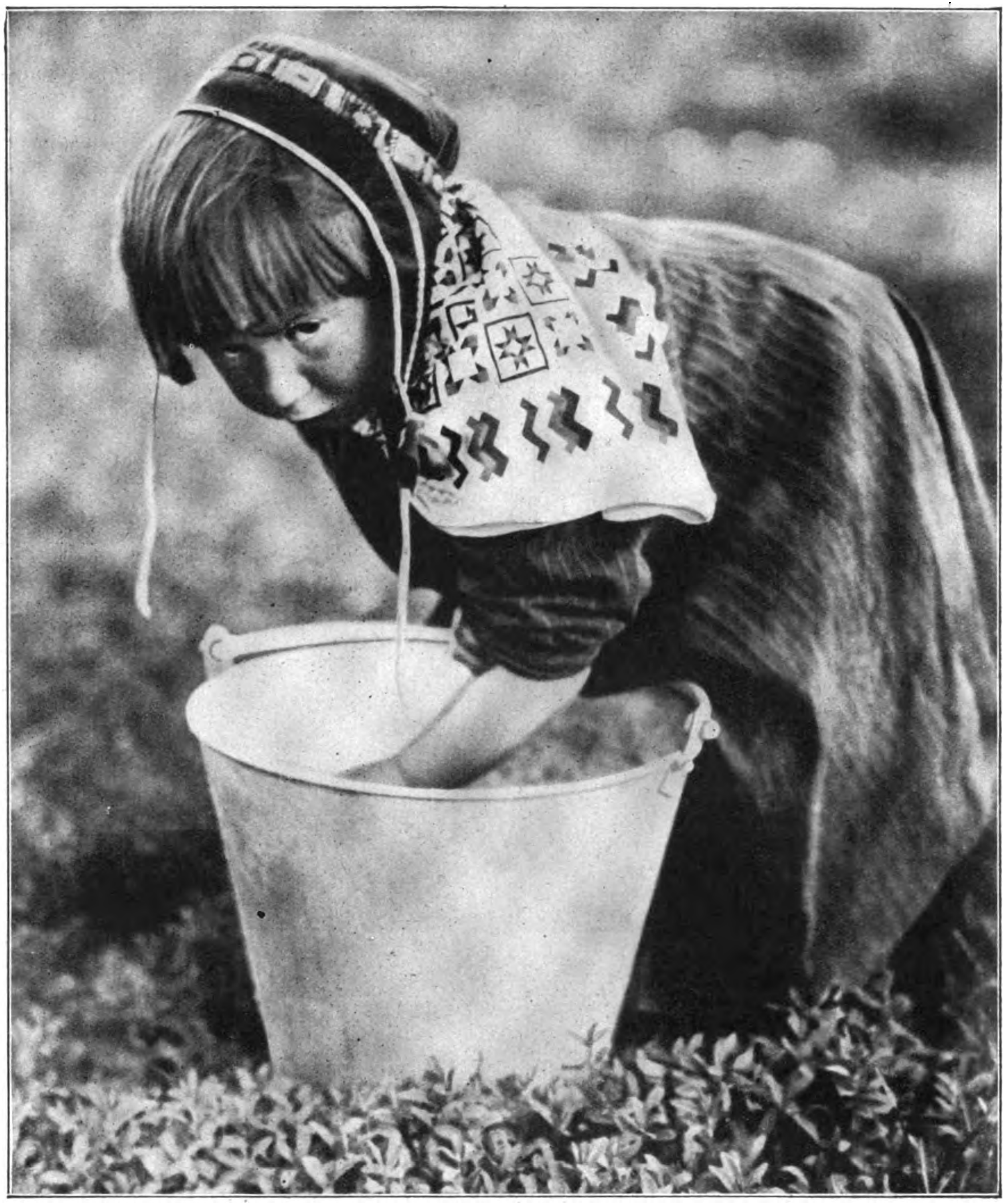
Überall und zu allen Zeiten war es das Wasser, mit dessen Hilfe man den Schmutz von der Wäsche zu lösen versuchte. Da dies allein nicht immer genügte, rollte man die feuchte Wäsche und wrang sie aus, schlug sie auf flachen Steinen oder bearbeitete sie mit Keulen aus Holz oder Wurzeln. Abgesehen davon, daß dieses Verfahren der Wäsche nicht gerade sehr zuträglich war, erzielte man auch keine derartige Sauberkeit, wie es uns bei der Verwendung der Seife möglich ist. Nicht

— rund Globus



Chinesische Wäscherinnen aus Schanghai nehmen ihre Kinder zum Flusse mit, die sie in breiten Gurten auf dem Rücken tragen.

Aufnahmen: Joachim Senckpiehl.



Dieses kleine Lappenmädchen aus dem Lande der Tausend Seen hilft seiner Mutter beim Waschen

mit Unrecht glaubt man an dem Verbrauch von Seife den Wohlstand und die Kultur eines Volkes zu erkennen. Heute haben die Seifenerzeugnisse fast die ganze Welt erobert; im dunkelsten Afrika benutzt man sie ebenso wie an den heißen Quellen von Reykjavik, und die Waschfrauen aus dem Land der aufgehenden Sonne waschen genau so mit Seife wie ihre braunen Schwestern am Ganges.



Die Mohammedanerin legt selbst beim Spülen der Wäsche am Dorfbrunnen den Schleier nicht ab. Eigentlich etwas unbequem.



So wäscht man in Manila auf den Philippinen: Die große Wäsche wird gleich zu einem Bad im Fluß benutzt.



Inge Landgut in der Erdkundestunde. Dieses Fach ist durchaus nicht unwichtig — denn der Film soll ja um die ganze Welt laufen.

Deutsche Filmkinder



Hier spielt Inge ihren Kameradinnen die Pose der Lehrerin.



Artur Eugens erklärt der Lehrerin im Deutschunterricht, was er alles auf dem Bilde sieht.



Petra Unkel wird auf ihr erdkundliches Können geprüft. Die Kameradinnen unterstützen sie durch Zurufe beim Suchen einer polnischen Stadt.

Aufnahmen: Bittner.



Hans Richter in der Mathematikstunde.
Er gehört zwar selbst schon zu den reichlich erwachsenen „Filmkindern", scheint sich aber auch so ganz wohl zu fühlen.

Auf der Schulbank

Es muß für die Mitschüler und -schülerinnen ein besonderes Vergnügen sein, unsere Filmkinder in ihrer Mitte zu wissen, denn es ist zu natürlich, daß diese kleinen Künstler nicht allein den Mittelpunkt bilden, sondern meistens auch eine besondere Lebhaftigkeit an den Tag legen. Wenn sie sich aber auch — was wiederum sehr natürlich ist — der Gunst ihrer Lehrer oder Lehrerinnen erfreuen, so müssen sie sich doch stramm auf die Hosen setzen, denn ohne eine gründliche Schulbildung, die ihnen das Allgemeinwissen vermittelt, geht es selbstverständlich nicht und auch den späteren Stars werden keine Extrawürste gebraten.



Peter Bosse ist auch in der Schule der Mittelpunkt unter seinen Kameraden. Hier erzählt er gerade einen Witz von Vater und Sohn.



Peter läßt sich auch dann nicht aus der Ruhe bringen, wenn er die Lehrerin neben sich weiß.

Hochzeit — in Amerika:

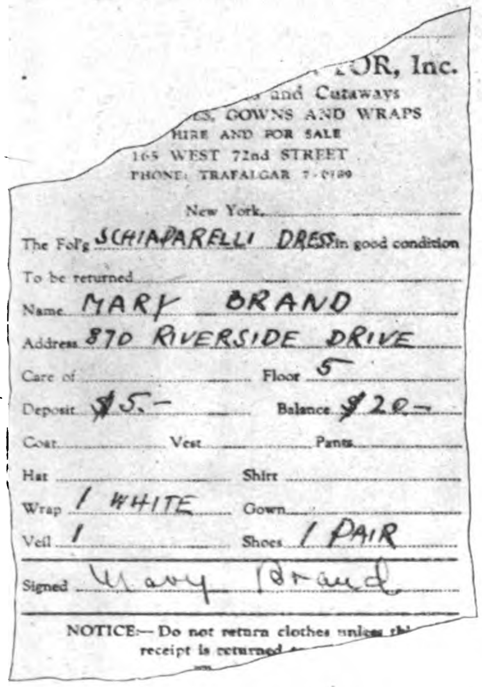
Man leiht sich eine Brautausstattung



Hier wohnt Harry Spector, der Hochzeitskleidung verleiht. Sehen wir also mal zu, was wir für den Hochzeitstag aussuchen; gelb sollen die andern werden vor Neid!



Atlasseide ist eigentlich immer noch vornehm, und schließlich gibt ja der Schleier erst die richtige Dekoration; also nehmen wir mal dies.



…OR, Inc.
…and Cutaways
…ES, GOWNS AND WRAPS
HIRE AND FOR SALE
165 WEST 72nd STREET
PHONE: TRAFALGAR 7-0189

New York ....

The Fol'g SCHIAPARELLI DRESS in good condition

To be returned ....

Name MARY BRAND

Address 870 RIVERSIDE DRIVE

Care of .... Floor 5

Deposit $5.– Balance $20.–

Coat .... Vest .... Pants ....

Hat .... Shirt ....

Wrap 1 WHITE Gown ....

Veil 1 Shoes 1 PAIR

Signed Mary Brand

NOTICE:— Do not return clothes unless th… receipt is returned …

„Ich habe von Herrn Harry Spector in gutem Zustande leihweise empfangen und verpflichte mich . . ."



Ob' Mary wohl an den schönen Wahn denkt, der mit dem Schleier entzweireißen soll? Vermutlich kreisen ihre Gedanken um die Höhe der Leihgebühr.



So, das hätten wir geschafft.
Das Geschäft kann man sich aber schon mal merken für spätere weitere Bedarfsfälle.

Aufnahmen: Associated Press

Verlag: Franz Eher Nachf., GmbH., München 22, Thierschstr. 11, Fernspr. 20647 u. 22131, zwisch. 12–2 Uhr 22134. Drahtanschr.: Eherverlag München. Bezug in Oesterreich durch jede Postanstalt zum Preise von monatl. 2.25 Sch., vierteljährlich 6.15 Sch., Einzelnummer d. Illustr. Beob. 40 Groschen. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Bern III 7205; Warschau 194121; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968; Den Haag 211846; Paris 190086; Brüssel 350797. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank u. Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße; Swiss Bank Corporation, West End Branch, 11c, Regent Street, Waterloo Place, London S W. 1. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag: Schriftleitung München 13, Schellingstraße 39–41. Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. III. Vj. 1937: über 685000 Std. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3. Für Herausgabe und Schriftleitung in Österreich verantwortlich: Dr. Walter Richter, Wien I., Eßlinggasse 5.
[A B C D E F]

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig

12. JAHRGANG / FOLGE 41 / DONNERSTAG, 14. OKTOBER 1937

IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22



Italienische Savoy-Grenadiere treffen aus Addis Abeba in Schanghai ein.
Oberstleutnant Andreini, über 2 Meter groß, der Kommandeur dieser vom Duce zum Schutze der Italiener nach China entsandten Truppen, im Gespräch mit Landsleuten nach der Ausschiffung.
Aufnahme: Weltbild







Der Führer in der Ausstellung „Schaffendes Volk".

Die Ankunft in Düsseldorf. Das schönste Blumengewinde für den Führer.

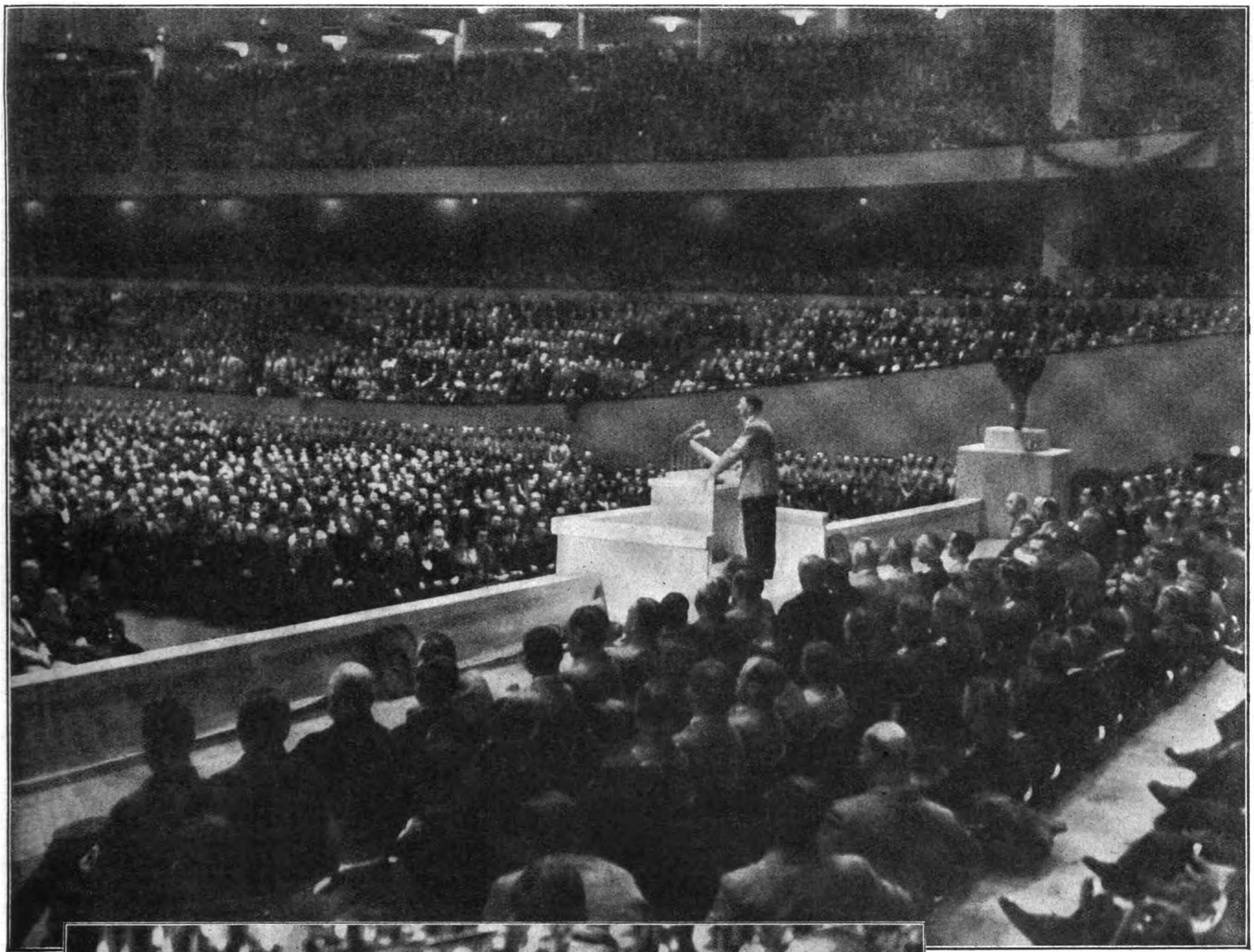
Der Führer bekundet lebhaftes Interesse für die neuen Werkstoffe, die den deutschen Markt vom Ausland unabhängig machen.

Adolf Hitler besteigt in Begleitung von Gauleiter Florian (rechts) und Brigadeführer Schaub (ganz rechts) die Liliputbahn der Ausstellung.



Vor 15 Jahren: Marsch nach Coburg.

Der Deutsche Tag in Coburg am 14./15. Oktober 1922 jährt sich zum 15. Male. Unsere Aufnahme zeigt die Feier der zehnjährigen Wiederkehr des Treffens im Jahre 1932.



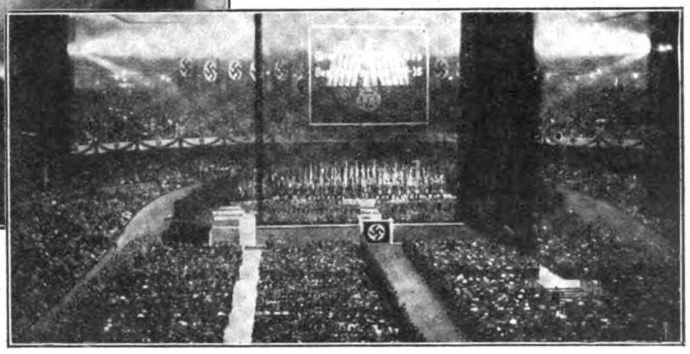


Der Führer eröffnet im größten Hallenbau Europas, der Deutschlandhalle auf dem Berliner Messegelände, das Winterhilfswerk 1937/38.

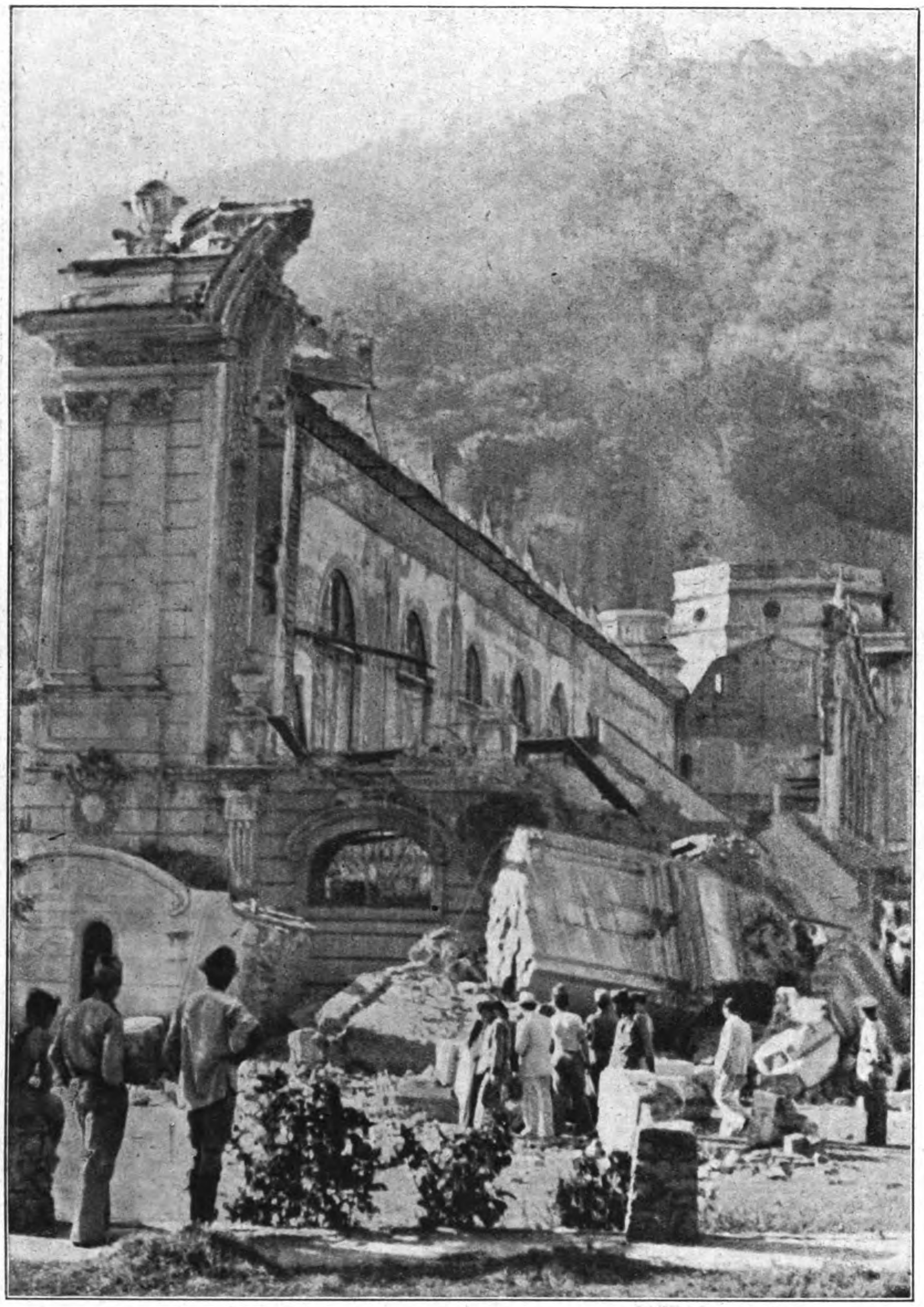
Unser Bild: Adolf Hitler gibt die Parole für das große soziale Werk der kommenden sechs Wintermonate, durch das vor der ganzen Welt die Einigkeit aller Deutschen zum Ausdruck kommen wird.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann (5). Weltbild (2).

Bildausschnitt während der Eröffnungsfeier.
Der Führer mit Reichsminister Dr. Goebbels, Generaloberst Frhr. von Fritsch und Reichsminister Dr. Frick. Dr. Goebbels erstattete am Eröffnungsabend einen umfassenden Leistungsbericht über das größte soziale Werk aller Zeiten und Völker.



DER FÜHRER ERÖFFNET FEIERLICH DAS WINTERHILFSWERK DES DEUTSCHEN VOLKES 1937/38



BRASILIEN in wirksamer ABWEHR gegen bolschewistische UMSTURZ-PLÄNE

Zu dem jüngst gemeldeten Kriegszustand in Brasilien

Sämtliche Aufnahmen: Heinrich Hoffmann

Die Kaserne des 3. Infanterieregiments in Rio de Janeiro, von der im November 1935 der rote Aufstand ausging, wird durch Sprengungen aus dem Stadtbild ausgelöscht.

In Brasilien wurden kürzlich Vorbereitungen zu einem kommunistischen Aufstand aufgedeckt, der für Ende Oktober vorbereitet war. Die Regierung in Rio de Janeiro hat daraufhin den Kriegszustand über ganz Brasilien verhängt, überzeugt davon, daß auch das Volk in einer Front gegen den Weltfeind Bolschewismus mitmarschiert. Diese Strömung zeigt sich auch in dem augenblicklichen Wahlkampf, der die verschiedenen Parteien auf einer nationalen Linie zusammenführen will. Ein weiteres Zeichen der Sympathie der Brasilianer für ihre nationalen Helden brachte

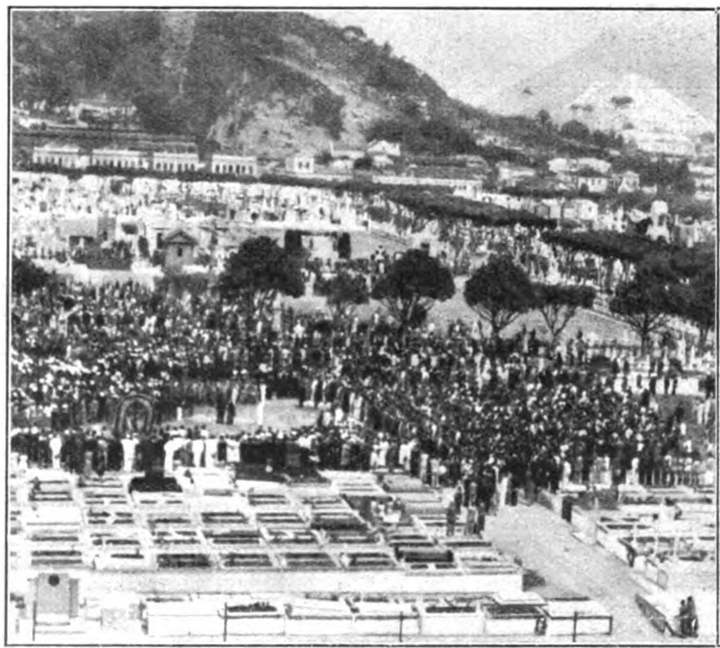


Die überlebenden, regierungstreuen Soldaten des 3. Infanterieregiments begeben sich an die Gräber ihrer bei dem kommunistischen Aufstand gefallenen Kameraden. Die Erkennungszeichen ihres früheren Regiments, das damals gemeutert hatte und aufgelöst wurde, haben sie von ihren Uniformen entfernt.



Frauenorganisationen legen in Rio de Janeiro an den Gräbern der Opfer des kommunistischen Aufstandes einen riesigen Kranz nieder.

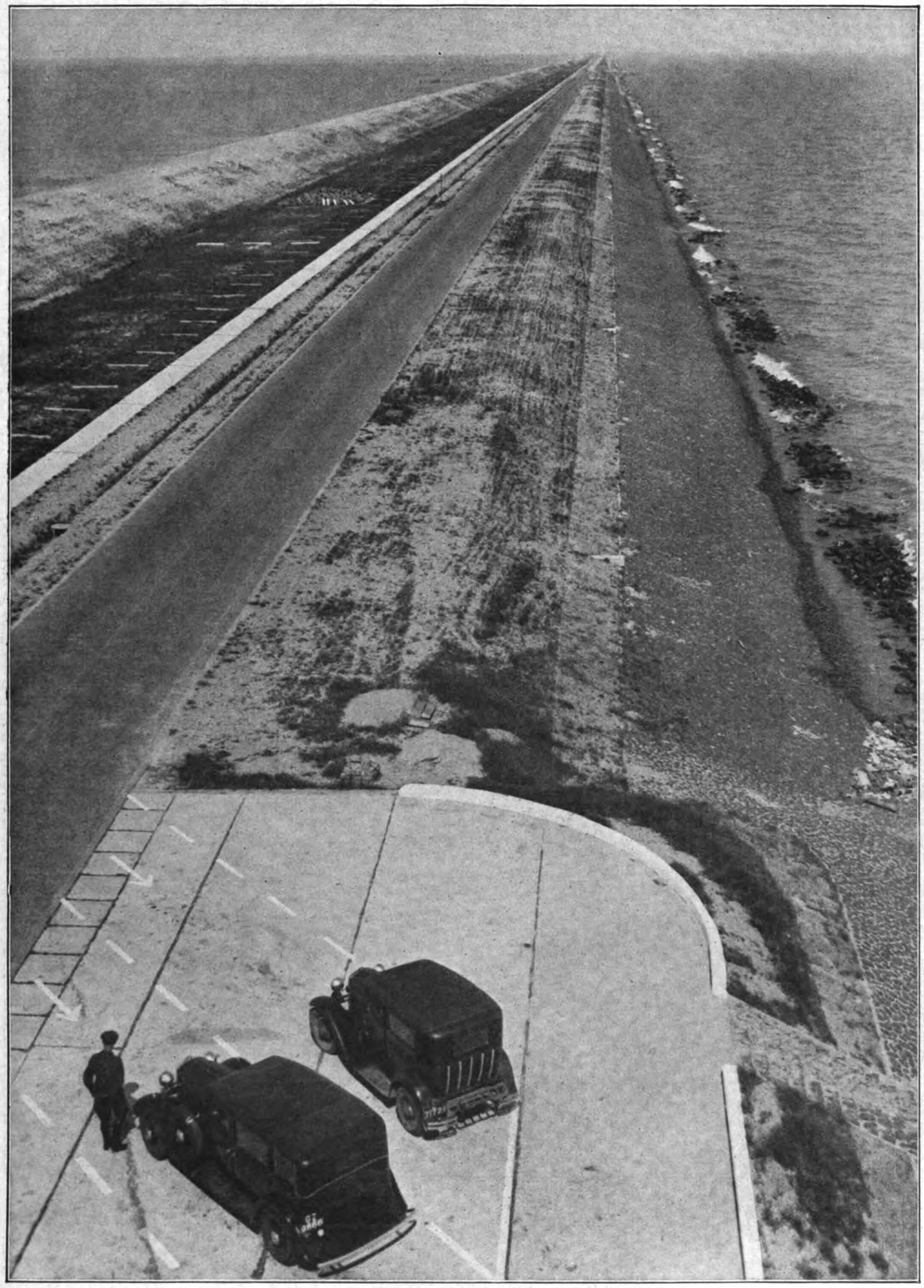
der 22. September, an dem Tausende an die Gräber der Opfer aus den Kämpfen gegen den Aufstand vom Jahre 1935 pilgerten, um in Dankbarkeit an der Gedenkfeier für die gefallenen Helden teilzunehmen. Die Ansprache des Bundespräsidenten Dr. Vargas fand ihren Höhepunkt in den Worten: „Die Ehrung, die man den Toten bereite, sei eine Lektion und Warnung für die Lebenden. Es sei tief beklagenswert, daß sich Brasilianer in Verteidigung eines exotischen Ideals von Agenten der Komintern hätten kommandieren lassen, andere Brasilianer hinterrücks zu töten."



Bildausschnitt von der Gedenkfeier für die Gefallenen in der brasilianischen Hauptstadt.



Werbeplakate der Integralistischen Partei, die zum Kampf gegen den Bolschewismus aufrufen.



Auf dem großen Deich, der das Meer abschließt, ist ein Denkmal errichtet worden; unser Bild zeigt einen Blick auf den Deich, vom Denkmal aus gesehen.



Das turmartige Denkmal auf dem Deich, das heute als beliebtes Ausflugsziel viele Neugierige anlockt.



Eine mühsame Arbeit: Die Senkstücke werden gelegt, damit der Basalt eine zweckdienliche Unterlage erhält.

Aufnahmen: Atlantic-Photo, Zeichnung: Tilsner.

DIE ABSCHLIESSUNG DER ZUIDERSEE

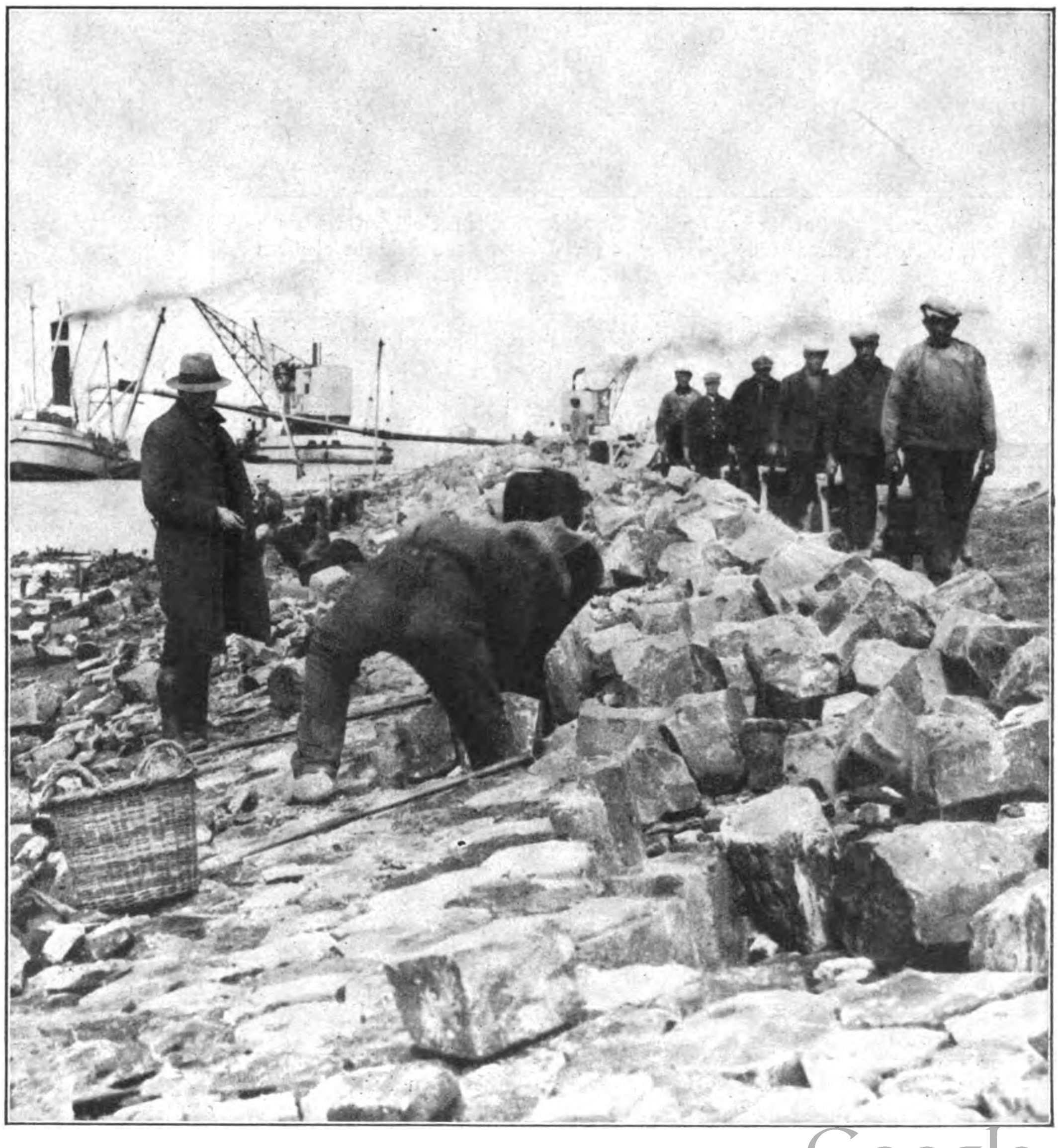


Ein alter Plan reift der Vollendung entgegen. Das letzte Stück des Deiches wird geschlossen, dem Meere ist Halt geboten.



Eine Kartenskizze, aus der die bisherige Trockenlegung ersichtlich ist. Der Pfeil deutet auf den jetzt vollendeten Absperrdeich zwischen Den Oever und Zurig.

Die Trockenlegung der Zuidersee hat ihre bedeutendste Phase mit der Vollendung des Abschlußdeiches zwischen Den Oever und Zurig erreicht. Für die Trockenlegung sind im ganzen vier Polder (Eindeichungen) vorgesehen. Außer einem Landgewinn von insgesamt 232 000 Hektar verspricht man sich nach Verwirklichung des Gesamtplanes eine geregelte Entwässerung der unter Wasserüberschuß leidenden Polder von Nordholland und Friesland sowie die Versorgung Frieslands mit Wasser während der trockenen Jahreszeit.



Rechts: Die Krone des Deiches wird mit Basaltstücken versehen.

Die englischen Straßenbauer lernen die Straßen Adolf Hitlers kennen

Aufnahmen:
Heinrich Hoffmann (3), C. Maria Busch (1).



Der Generalinspektor für das deutsche Straßenwesen, Dr. Todt, erklärt seinen Gästen die Teufelstalbrücke bei Gera an der Kreuzung der Reichsautobahnen Berlin—München und Dresden—Weimar—Eisenach.



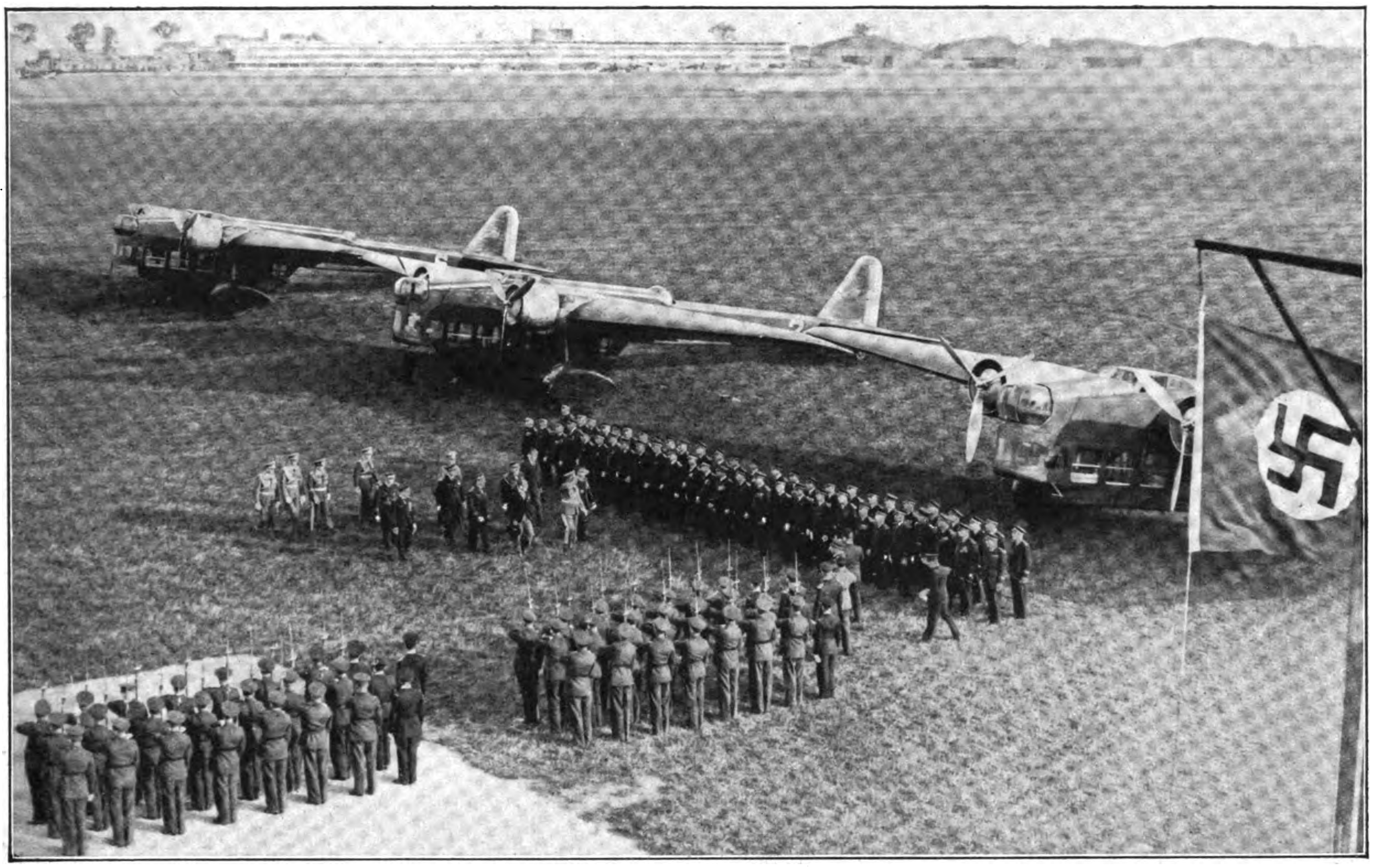
Die elf Reichspostomnibusse mit den englischen Besuchern auf einer Fahrt über die Straßen des Führers.



Besichtigung einer Deckenbaustelle bei Nürnberg an der Reichsautobahnstrecke Berlin—München.



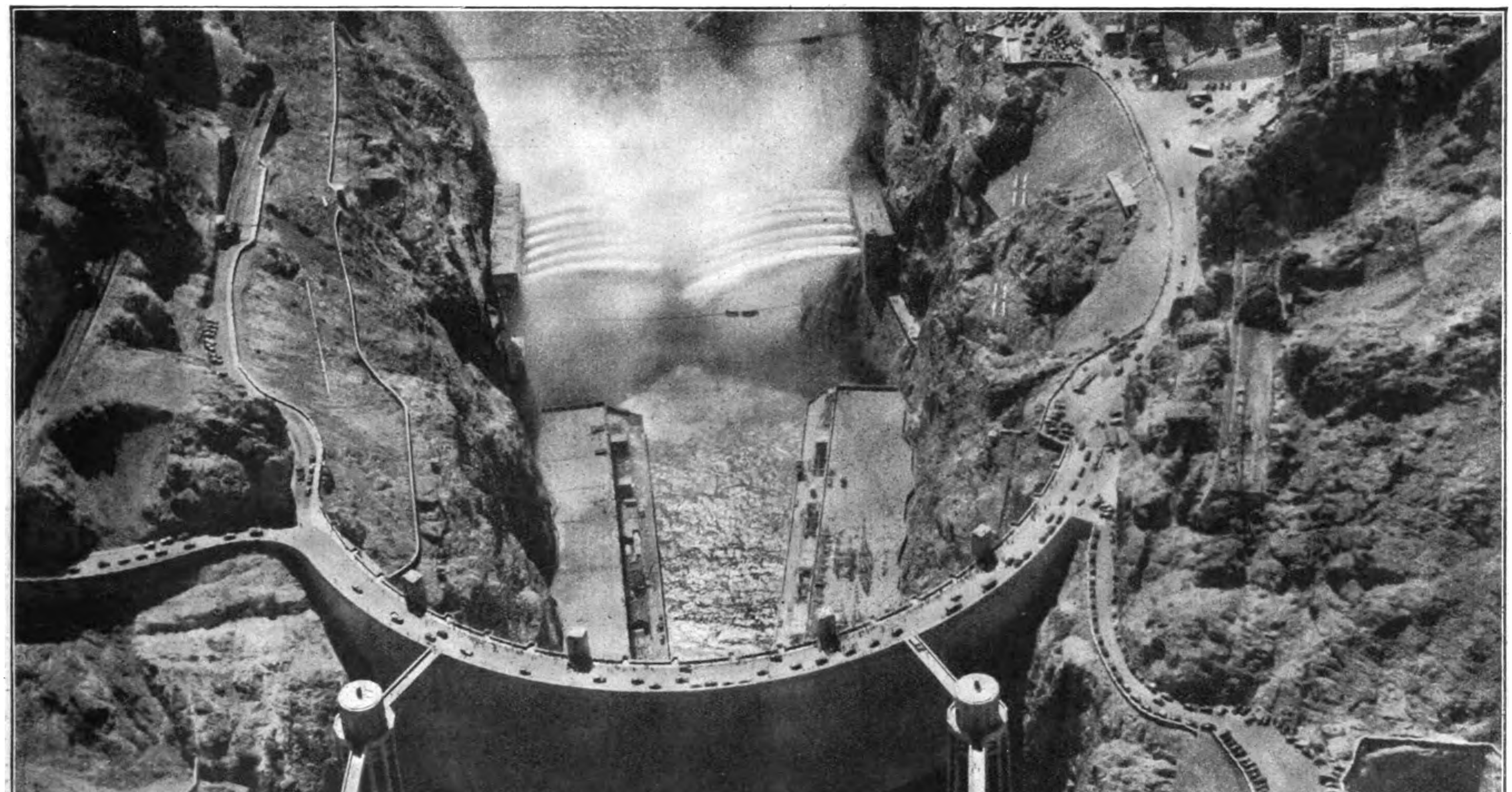
Ein konservatives Parlamentsmitglied unterhält sich auf der Reichsautobahn bei Bayreuth mit einer BDM.-Führerin.



DEUTSCHER BESUCH IN PARIS

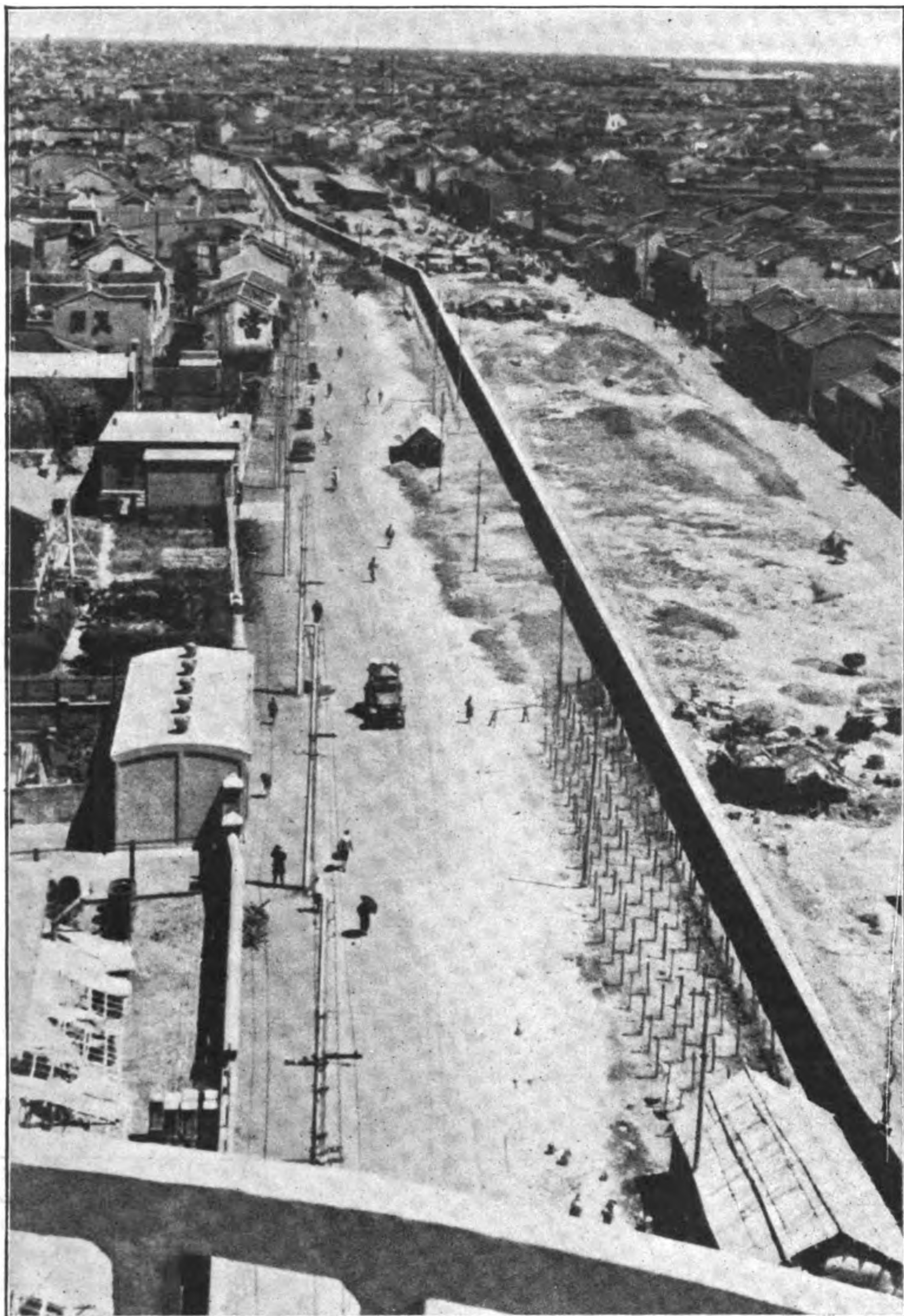
Nach der Ankunft auf dem Flugplatz in Bourget schreitet General der Flieger Milch die Front der Ehrenkompanie ab. Die Begeisterung der französischen Flieger, den ersten Mitarbeiter des Generaloberſten Göring bei sich zu sehen, war aufrichtig, ebenso ihre Bewunderung für das „As Udet", wie sie General Udet von dem Kriege her noch heute gern bezeichnen. (Die Franzosen nennen auch ihre Lufthelden „As".)

Aufnahmen: Weltbild (2).



Der Mensch verändert das Gesicht der Natur.

Das größte Stau-Kraftwerk der Erde bei Boulder City in Kalifornien während der Eröffnung. Aus 12 gigantischen Rohren schießen die Wasser des gebändigten Coloradoflusses nach Inbetriebsetzung der Turbinen in die Tiefe.



Ein Blick auf die französische Kolonie in Schanghai, die jetzt durch einen kilometerlangen Wall von der Chinesenstadt abgeschlossen worden ist.



Sandsackbarrikaden mit Schießscharten vor der Internationalen Niederlassung deuten darauf hin, daß man in Schanghai auf alles gefaßt ist.

Die blutigen Kämpfe in Fernost dauern an

Seit über acht Wochen toben die Kämpfe um Schanghai, die das Schicksal der Stadt selbst bisher noch nicht entschieden haben. Inzwischen haben die Japaner die Front von Lotien durchbrochen und dadurch das Ziel erreicht, das sie sich in diesem Frontabschnitt gesteckt hatten.



Ein verwundeter chinesischer Soldat im Hospital der Internationalen Niederlassung diktiert einer Schwester vom Roten Kreuz einen Brief an seine Angehörigen . . .



. . . während ein anderer Verwundeter sich einen Brief aus der Heimat von einer Schwester vorlesen läßt.

Aufnahmen: Associated Press.

Heiss ist die Hölle von Manila

ROMAN VON HEINZ GECK

(3 Fortsetzung.)

Inhalt:

Der elternlose Karl Albert Alten, bei einer Tante aufgewachsen, war 26 Jahre alt geworden und Hilfslehrer. Sein Charakter, impulsiven Handlungen zugänglich, hatte den gewissenhaften Hilfslehrer aber nicht verspießern lassen, wenn er auch nur von Abenteuern träumte. Um acht Uhr früh begann in Berlin sein Dienst. An einem Tage hatte er sich etwas verspätet. Im Begriff trotz des roten Verkehrszeichens eine Straße zu überqueren, fühlte er plötzlich einen heftigen Stoß gegen den Kopf und versank in einen lichtlosen Abgrund. Als er in einem Krankenhaus aufwacht, redet der Arzt ihn spanisch an. Karl will zum Dienst. Man reicht ihm Kleider, die ihm nicht gehören; lächelnd bedeutet man ihm, daß das schon stimme, so sei er eingeliefert worden. Auch die Papier-Peseten in den Taschen seien sein Eigentum. Draußen, unter einer heißen Sonne, kauft er eine Zeitung und stellt fest, daß er in Manilla ist und man das Jahr 1936 schreibt; fünf Jahre waren also seit seiner letzten Erinnerung (Berlin, Straßenüberquerung) vergangen. Er ist zunächst entsetzt, hat keinerlei Erinnerung, aber die Zeit stimmt. Ein kräftiger Kerl klopft ihm auf die Schulter: „He, Java Charly, wie geht's?" Der Mann, den er aufklären will, läßt ihn nicht zu Worte kommen. „Hast Glück gehabt mit dem Schuß, hätte nicht viel gefehlt." Er weiß nichts von einem Schuß (der Arzt hatte das auch erwähnt) und läßt sich in eine Kneipe hineinziehen. Aus den Erzählungen des anderen erfährt er dann, daß er irgendein Java-Charly sein soll, an dessen Beseitigung eine Verbrecherclique Interesse habe. Jeder Versuch Karls, einen Irrtum anzudeuten, wurde hoffnungslos von dem breiten Baß des anderen erstickt, und da ihn die Geschichte allmählich interessierte, fügte er sich in die Rolle des Java-Charly, der ein Mordskerl war oder gewesen sein mußte. In dem Lokal, wo Karl mit Sandy Muir (so hieß der andere, offenbar ein Kapitän) verweilte, saß in einer Nische eine Dame aus Europa, deren Begleiter, ein Herr Leroy, heftig auf die Dame (Ursula Brent) einsprach. Diese Dame hatte in England einen Pflanzer, Jim Brent, kennengelernt und geheiratet. Jim Brent war zurück nach Manila auf seine Pflanzungen gefahren und seine Frau sollte später nachkommen. Plötzlich erhielt sie von dem Rechtsanwalt Leroy die Nachricht, ihr Mann sei gestorben; weil ihr das alles geheimnisvoll vorkam, war sie nach Manila gefahren, um Näheres über den Tod ihres Mannes zu erfahren. Die Pflanzung des so plötzlich verstorbenen Jim Brent lag auf der Insel Longa-Long; ein Vetter des Rechtsanwalts Leroy verwaltete angeblich die Hinterlassenschaft. Leroy will nicht, daß Ursula Brent dorthin fährt, spricht von Kopfjägern usw. Dann deutet er auf Karl Alten: „Dieser Mann da ist an dem Ruin Ihres verstorbenen Gatten schuld." Noch weitere Andeutungen macht Leroy. Ursula ist entsetzt, denn in Briefen hat Jim Brent einen Java-Charly als seinen besten Freund erwähnt. Sie geht aufgeregt zu dem Tisch, nennt ihren Namen, und als Karl Alten (jetzt Java-Charly) sich nicht auf den Namen Jim Brent besinnen kann und rot wird, faßt sie dies als Eingeständnis seiner Schuld auf und ohrfeigt ihn. Als Ursula mit Leroy fortgegangen war, kam eine andere Frau an den Tisch und begrüßt beide. Diese Frau, Dolores, eine Insulanerin von großer Schönheit, war offenbar die Geliebte des mysteriösen Java-Charly und hatte die Ohrfeigenszene mitangesehen. In ihrer Eifersucht schimpfte sie ihn durcheinander; aber Alten nahm das alles nur noch humoristisch. Mit einer Drohung verließ dann Dolores das Lokal. Später fuhr Muir Karl in ein Hotel, wo Java-Charly stets zu wohnen pflegte. Im Schlafzimmer vor dem Bett lag ein riesenhafter Neger mit schwerer Kopfwunde. Als ihm das Bewußtsein zurückkam, konnte er nur vor Freude „Oh, Massa Charly" rufen. Er erholte sich schnell und als Muir nach Hause gewankt war, hörte Alten aus den Erzählungen des Negers Schneeball, daß er als Java-Charly seinen Diener Schneeball vor acht Tagen verlassen hatte und erst heute wieder gekommen war. In einem Koffer entdeckt er dann seinen Paß mit vielen Reiseeintragungen. Außerdem einen Kontrakt mit Jim Brent, wonach er Brent ein Darlehen gegeben und das Vorkaufsrecht der Pflanzung auf Longa-Long hat. Diesen Vertrag hat man entwenden wollen und ist dabei auf den Widerstand Schneeballs gestoßen. Auf dem Waschbecken findet er einen Zettel: „Laß die Finger von L, das nächste Mal treffen wir besser." Jetzt ordnete er seine Gedanken: Er hatte dem Besitzer von Longa-Long geholfen und auch Sandy Muir hatte von Freundschaft gesprochen. Warum aber hatte Leroy nach ihm geschossen (Muir hatte das offen ausgesprochen) und warum erhielt er zwei Ohrfeigen und diese schriftliche Warnung? Während seiner Überlegungen erscheint plötzlich Dolores und veranlaßt Karl und seinen Diener, sofort die Flucht zu ergreifen, weil die Polizei ihn verhaften wolle. Grund: Mord an Jimmy Brent, Ankläger Rechtsanwalt Leroy. Karl und der Neger fliehen durch einen Geheimausgang, Dolores, die inzwischen die Polizeibeamten aufgehalten und auch aufgeklärt hat, stößt später am Hafen, wo sie vorher ein Motorboot gechartert hatte, zu den beiden. Es ist Karls Entschluß, Longa-Long kennenzulernen, zu wissen, wer die Pflanzung verwaltet und was sonst alles dahintersteckt, denn hier lag das Geheimnis um den Tod Jimmy Brents. Aber auch Ursula Brent hatte bei dem Rechtsanwalt darauf bestanden, nach Longa-Long zu fahren. Man sollte sich einige Zeit später auf dieser geheimnisvollen Pflanzung tatsächlich wiedersehen, aber wieviele Abenteuer mußten beide Parteien hinter sich bringen, ehe es so weit war.

Während die drei Schiffe ihren so sehr verschiedenen Kursen folgten, schlug sich Charlys vierköpfige Gesellschaft durch den Urwald. Der vierte Kopf gehörte einem ausrangierten Polopony, das der Japaner als Packtier gekauft hatte, anstatt Träger anzuwerben. Er erklärte das mit dem sehr richtigen Bemerken, daß man ein Pferd nicht über Ziel und Zweck einer Reise ausfragen könnte. Außerdem hatte er mit diesem Kauf einem Landsmann einen Dienst erwiesen, der das vor Alter fast blinde Tier auf normale Weise nicht loswerden konnte. Es trug aber treu und gehorsam seine Packen, die aus Schlafsäcken, Moskiteros, einiger Kleidung, Kochtöpfen und Charlys Gewehr bestanden. Dolores hatte ihre Pistole, und Napoleon trug das schwere Haumesser, den Barong. Da es in Luzon außer Malariamücken keine Raubtiere gibt, war er der einzige, der seine Waffe dauernd gebrauchen mußte. Charly hielt sich vorsichtig auf Eingeborenenpfaden, die immer wieder ihren Weg hemmten mit undurchdringlichem Rankenverhau, Dornen und Lianenschaukeln.

Aber André Napoleon hackte unverdrossen, Stunde um Stunde, ohne auch nur schneller zu atmen. Nur über Stirn und Nacken rieselte es blank.

Er selbst war seit frühester Jugend zur See gefahren wie alle Einwohner des westindischen Fischerdorfes, in dem er geboren war, aber hier, mitten im tropischen Dschungel, brachen alle die Instinkte seiner Vorväter wieder durch, die Tausende von Jahren an Afrikas Goldküste gelebt hatten, bis sie als schwarzes Elfenbein nach Westen fuhren.

Ohne zu überlegen, wußte er, welche Früchte eßbar waren und welche gefährlich, er fand unbeirrbar immer den besten Weg durch das schwülfeuchte Dickicht von Guavas und Bananenstauden, Brotfruchtbäumen und Sagopalmen, Muskatnüssen und Gewürznelken. Und er fand mit unheimlicher Sicherheit die eine Königskobra, die sich in einem Gestrüpp aus meterhohem Cogongras versteckt hatte. Die Königskobra ist außer dem Buschmeister und der schwarzen Mamba wohl die einzige Schlange, die angreift, ohne gejagt zu werden.

Dolores und Charly achteten nicht auf eine solche Möglichkeit. Das Cogongras besteht aus hunderttausend messerscharfen Blattklingen, die erbarmungslos durch Stoff und Fleisch Wunden reißen, die oft monatelang schwären. Sie hackten sich und dem Pony verbissen mit Narrarohr auf Andrés Spur einen Weg, als der Schwarze plötzlich zurücksprang und mit einer groben Armbewegung die Frau zwischen die scharfen Halme schleuderte. Dolores schrie — aber André war nicht „pilyo" geworden, wie der Filipino eine besondere Form von Tropenwahnsinn nennt —, mit der gleichen Bewegung fuhr sein Barong in das gepanzerte, tödliche Dreieck eines bakzischenden Kobrakopfes.



Ein philippinischer Moro.
Die Moros sind mohammedanische Malaien, die die Urbevölkerung in die schwer zugänglichen Waldgebirge zurückgedrängt haben

Aufnahme: Klee (Mauritius)

Er lachte verlegen, als er die armdicke Schlange häutete und ihr fettes, weißes Fleisch in Nipablätter rollte für sein Abendessen. Zu Charlys nur mühsam unterdrücktem Widerwillen briet er sich auch die scheußliche Skolopender und Skorpione, die er am jeweiligen Lagerplatz aufsammelte, bevor sie ihre Schlafsäcke ausbreiteten. Dolores schien es nicht zu bemerken oder nicht zu beachten. Sie war ziemlich schweigsam geworden — der schnelle Anstieg in die Cordilleras, tags in feuchter Treibhausluft und nachts fröstelnd im strömenden Regen, hatte sie mehr mitgenommen, als sie sich anmerken lassen wollte.

Sie hatten verschiedentlich halbnackte Bontocs getroffen, die sich mit bösen Augen an ihnen vorbeidrückten. Aber das waren nur Taos, Bauern, und die Waffen, die reichlich in ihren Lendentüchern staken, waren nicht so ernst gemeint. In den Tälern und auf schmalen Terrassen arbeiteten gebückte Frauen in den Reispaddies, dann war ein Barrio in der Nähe, und sie machten anstrengende Umwege. Selbst hier in der Wildnis gab es in vielen Dörfern Steuereinnehmer und eingeborene Polizei, Telephon oder ein Amtsradio — die einzigen Errungenschaften der Zivilisation, die außer Zwangsarbeit bisher in die Berge gekommen waren und den Grund bildeten für eine Staatssteuer, ohne die das wildschöne Bergland der Ifugaos in den letzten viertausend Jahren sehr gut ausgekommen war.

Nachts lagen sie dicht neben dem schwelenden Feuer, das durch verflochtene Blätter und Farnwedel nur unvollkommen gegen den unaufhörlichen Regen geschützt war, und rauchten schweigend und fröstelnd. André litt am wenigsten unter der schwülen Hitze der Tage und dem durchdringenden Passatregen der Nächte und auch das Pony schien sich wohlzufühlen.

Leider war es verfressen, und hatte eine unangenehme Neigung, auf Bergpfaden, die kaum gangbar an zerrissenen Abgründen vorbeiliefen, an der Außenseite nach



Typische Bauernhäuser auf den Philippinen; ihre luftige Bauart trägt dem heißen Klima Rechnung.
Aufnahme: Klee (Mauritius)

Grasbüscheln und Pflanzen zu suchen. Das wurde ihnen am vierten Morgen zum Verhängnis.

Es hatte aufgehört, zu regnen, aber die Wolken hingen tief in die Täler und die Felsen waren noch schlüpfriger als sonst, weil das über den Weg wuchernde Moos nicht austrocknete. Man sah keine drei Meter weit. André ging voraus wie immer. Dann kam Charly, der das Pony hinter sich herzog, und den Schluß machte Dolores. Ihre Füße waren in den ungewohnt schweren Stiefeln wundgelaufen, ihre Haut war zerschunden und zerstochen, aber sie lächelte nur stumm, wenn Charly ihr abends helfen wollte, die Füße frisch zu verbinden.

Aus dem Wolkennebel unter ihrem Weg hörte man unbestimmt einen Fluß rauschen. Irgendwo im Tal krähte ein Hahn. Die eigenen Schritte hörten sie nicht, die schluckte das feuchte Moos.

Charly blieb einen Augenblick stehen, um sich eine Zigarette anzustecken. Napoleon sah er schon nicht mehr. Es ging hier steil nach unten. Er wollte ihn gerade fragen, ob der Weg bald besser würde, als Dolores einen erschreckten Ruf ausstieß. Gleichzeitig fühlte Charly einen kräftigen Ruck an seinem Arm, um den er den Zügel geschlungen hatte.

Das Pony hatte die kurze Marschpause dazu benutzt, am äußersten Rande des schmalen Weges nach Futter zu suchen. Ein Stein gab nach.

Charly ließ die Zigarette fallen und riß mit aller Kraft am Zügel, aber es war schon zu spät. Das Pony hatte sein Gleichgewicht verloren und die Tragpacken rissen es kopfüber in den Abgrund. Sein trompetender Schrei war das letzte, was Charly hörte — dann schien es Charly, als fiele er eine Ewigkeit lang hindurch ins Bodenlose.

Er erwachte in einem roten Meer blühender Dangla. Insekten summten, und die Sonne glühte über einem weiten Tal. Um die Spitzen der Berge auf der anderen Seite schwangen noch die Wolken, und darunter kletterten endlos schmale Reisfelder zum Rande des Urwaldes.

Neben sich hörte er jemand atmen und versuchte sich umzudrehen, zuckte aber sofort vor einem brennenden Schmerz in seinem linken Bein zusammen. Auch die Schulter war wie in Stücke gehackt.

„Java", sagte eine weiche Stimme, in der dunkel die Freude schwang, „Java ..."

Über sich gebeugt erkannte er Dolores' dunkle Augen. Ihre Hand legte sich kühl und schmal auf seine Stirn.

Und da war auch das grinsende Pockengesicht des Schneeballs.

Java-Charly lachte laut auf, obwohl ihm dabei ein Schmerz wie von einem glühenden Eisen zwischen die Schultern fuhr.

Er lachte noch, als Dolores ihm besorgt und zart einen Blechbecher mit eiskaltem Wasser an die Lippen hielt.

„Was hast du, Java?" Zweifelnde Furcht stand in ihren Augen. Sein Bein war gegen eine Schroffe geschlagen und schien eine einzige Wunde. Sie hatte es gerade verbunden. Und er lachte? Fieber konnte es noch nicht sein. War es ... hatte der Fall?

Die Felskante, die sein Bein zerschlug, hatte ihm zwar das Leben gerettet. Nach zwanzig Meter Fall war er auf ein schmales Plateau aufgeschlagen, der Zügel riß bei dem Aufprall, und das Pony wirbelte allein weiter in die Unendlichkeit.

André Napoleon hatte es nach dreistündigem Abstieg gefunden, als er die Packen zusammensuchte.

„Was hast du, Java?"

„Dich!" lachte Charly, und ehe sie es verhindern konnte, hatte er sie mit einem Arm näher gezogen und mitten auf den Mund geküßt.

Immer noch lachend, ließ er sie los. Der Witz war wundervoll — leider war er der einzige, der ihn verstehen konnte.

Er kam sich vor wie ein medizinisches Versuchskaninchen für Amnesie. 'rin in die Narkose — 'raus aus der Narkose! Karl Albert Alten heute und Java-Charly morgen. Es war verrückt und für jeden gesunden Menschenverstand undiskutabel — aber er hatte bei seinem Kopfsprung gerade fünf Jahre seines Lebens wiedergefunden, ohne den Rest neu zu verlieren.

Tagelang war er Java-Charly gewesen, ohne mehr davon zu verstehen als die paar Namen, die er in Gesprächen mit aufregenden Unbekannten aufschnappte.

Und so — hatte er nach Longa-Long gewollt!

Endlich wieder gesund!

Blitzartig zog in bunten Bildern die verlorene Zeit vorüber. Er sah sich wieder in der Verbandstelle am Potsdamer Bahnhof, wo ein gutmütig belehrender Sanitäter die oberflächlichen Kratzer am Kopf verband. Und dann kam die Zeit des ziellosen Wanderns, das Nächtigen in Scheuern und Ställen. Immer Kopfweh, sinnloses Dahinleben mit einem dunklen, immer stärker werdenden Sehnen zum Wasser. Zum Meer. Zur Ferne.

Da war der dicke Seiler am Hafen in Hamburg, der ihm Essen gab und Arbeit und ihm später die Heuer besorgte zur Fahrt in ein neues Leben.

Tiebjens hieß er.

Sonnenüberglühte, weiße Häfen am Roten Meer. Eine Fahrt mit Kameraden zum Pik Adam auf Ceylon. Sabang. Singapore. Batavia.

Er hatte nicht abgeheuert in Batavia. Er war „gejumpt", weggelaufen. Wollte nicht zurück nach Europa.

Er blieb.

Jetzt waren die Namen in seinem Paß nicht mehr leere Worte. Jetzt war jeder Stempel eine ganze Geschichte. Alles war klar, kaum zu verstehen, daß man solche Sachen überhaupt hatte vergessen können!

Sonne und Wasser und Wind. Kämpfe und Krankheiten. Feinde und Freunde. Dolores.

Er war krank gewesen und hatte es nicht gewußt, aber es war doch gut, wieder gesund zu sein. Ganz gesund!

Er reckte sich nachdrücklich und wurde sofort wieder eines Besseren belehrt.

Leise fluchend, lag er still.

„Was ist alles zerbrochen, Chiquita?"

Wie leicht die Koseform über seine Lippen kam! Neben ihm kauerte die Frau, mit der er sich in der Sulusee eine kleine Paradiesinsel ausgesucht hatte, auf der sie ihr Haus bauen wollten. **Dolores Enriqueta Ascension Arroyo, la guapisima ...**, die schönste Frau der siebentausend Inseln ...

„Alles," sagte sie betrübt. „Ich glaube alles, Java."

Er pfiff durch die Zähne.

„Und das Pony?"

André Napoleon zeigte grinsend ein großes Stück Fleisch, das er aus einer Erdgrube gehoben hatte und zum Braten fertigmachte. „Dem Pony, Master!"

Er schob die Blätterschutzwand, in deren Halbschatten Charly und Dolores vor der Sonne geschützt saßen, ein wenig zur Seite.

„Da unten, Master. Dem Niggers ihm schon finden. Dann kommen. Tragbahre bringen."

Java-Charly richtete sich mit schmerzhaft verzogenem Gesicht auf.

„Haben sie dich gesehen, Schneeball?"

Napoleon schüttelte den Kopf. „Wenn André Napoleon dem Pony finden, noch Nebel."

„Gut. Sofort packen! Dolores, du mußt mit Schneeball zurück. Ihr dürft nicht bei mir sein, wenn ich verhaftet werde. Es ist bestimmt eine Station der Bergpolizei hinter diesem Paß."

„Nein", sagte Dolores.

Java-Charly biß ungeduldig auf die Lippe.

„Hör doch zu! Ihr dürft auf keinen Fall verhaftet werden wegen Beihilfe oder was weiß ich. Ihr müßt von hier ohne Schwierigkeiten Banaue erreichen. Von da könnt ihr mit dem Regierungsbus zur Küste fahren. Bis ich in Manila eingeliefert werden kann, habt ihr dann schon mein Alibi bewiesen, und wir können unbesorgt uns den freundlichen Wong und seine Trabanten vornehmen. Leroy — das Schwein!

Verstehst du, Chiquita? Wenn du mitverhaftet wirst, können sie uns tausend Schwierigkeiten in den Weg legen. Es wird ohnehin nicht ganz einfach werden — Ariki, der uns heruntersegelte, schwimmt mit der „Mañana" irgendwo zwischen den Perlenbänken herum —, aber du wirst es schon schaffen. Was?"

„Ich bleibe hier!" sagte Dolores ruhig.

„Schneeball", fragte Charly, „wer ist dein Massa?"

Der Schneeball grinste breit und anerkennend.

„Schneeball, du packst jetzt alles und bringst die Missus nach Banaue. Und wenn ihr etwas zustößt, dann ziehe ich dir die Haut in kleinen Streifen ab und füttere sie an die Haie. Verstanden?"

„Ja, Massa", sagte André Napoleon und blies in das Feuer, über dem er das Stück Pferdefleisch an einem Hartholzstab zu rösten begann.

Dolores riß ein neues Hemd in Streifen, schüttete aus einem heilgebliebenen Kanister Wasser darauf und erneuerte den von der Sonne schon steif gebackenen Verband.

„Au!" brüllte Charly, als das kalte Wasser in der Wunde brannte. „Au! Zum Teufel! Dolores Arroyo, soll die Frau ihrem Mann gehorchen oder nicht?"

„Jawohl, mein Gebieter!" nickte Dolores nachgiebig und mit niedergeschlagenen Augen, während sie den Verband fertigmachte und dann das Bein mit Blattwedeln zudeckte. „Gewiß soll die Frau gehorsam sein."

„Da unten kommen sie schon, Missus Dollars!" strahlte Napoleon. „Sechs damn Niggers mit Bambusstangen."

„Also los, hopp, pronto!" brüllte Charly. Seine Augen suchten die der Frau.

Dolores lächelte. „Aber wir sind leider noch nicht verheiratet, Java. Du hast mich sogar noch nicht einmal gefragt, ob ich überhaupt deine Frau werden will. Ihr großen Herren der Schöpfung nehmt alles immer für selbstverständlich, nicht wahr?"

„Waas?"

„Und wenn du weiter so schreist und kommandierst, werde ich es mir auch noch sehr überlegen", sagte Dolores.

Charly Alten suchte vergeblich nach Worten.

Dolores reichte ihm eine brennende Zigarette.

„Hier, das beruhigt, Java-Charly . . ."

Es beruhigte tatsächlich. „Also, du", sagte Charly, „bist eine Frau, die Vorteile daraus zieht, daß ein Mann in seinen letzten Zügen liegt! Ist das fraulich gehandelt, Señorita? — Das ist Erpressung. Nötigung und Vergewaltigung eines Krüppels."

„Ich glaube, dem Boß geht es wieder besser, André", sagte die unfreundliche Señorita. „Hast du den Braten auch gesalzen? Schade, daß die Flasche zerbrochen ist."

„Gleich fertig, Missus Dollars", sagte der Schwarze. Er schnupperte mit offenen Lippen.

Charly ließ sich stöhnend wieder zurücksinken.

„Sandy Muir hat recht", sagte er ergeben. „Man soll Frauen meiden wie einen Taifun und höchstens sein Schiff nach ihnen benennen.

Willst du mich heiraten, Dolores?"

„Ich weiß nicht", sagte Dolores ohne Erbarmen. „Damals, weißt du . . ., als wir im Sanzio spielten . ."

„. . . und ich gewann", grinste Charly.

„Und ich dich gewinnen ließ", fuhr Dolores fort, „da konnte ich natürlich nicht ahnen, wie unausstehlich und befehlshaberisch du bist. Kannst du essen, Java?"

„Willst du, oder nicht?" fragte Java-Charly, durchaus reif für eine Explosion.

Ihre Augen glänzten dunkel. Für einen Augenblick fühlte er ihre Lippen süß und warm auf seinem trockenen Mund.

„Das werde ich dir sagen, wenn du wieder stehen kannst, Java."

Charly lächelte, wurde aber gleich wieder ernst. „Du, ich fürchte, Dolores, ihr solltet mich doch wieder allein lassen."

Auch Dolores lächelte das Lächeln der Frauen, die Schwestern der Mona Lisa sind, und das noch nie ein Mann verstanden hat.

Das Bein begann zu klopfen. Auch das Atmen schmerzte. Charlys braune Finger suchten die schmale Hand an seiner Seite und hielten sie wie in einer Klammer. Er war sehr glücklich.

Aber er hatte Fieber, als sie nach endloser Tortur am späten Nachmittag das Barrio Pace erreichten, lehmverklebte, elende Hütten, die sich am Fuße der Paddies unter Nipapalmen und riesigen Mangos zwischen Bananenstauden zu verstecken schienen. Jaulendes Gebell zahlloser Köter mischte sich mit dem metallenen Klingen der Agongs zu einem Begrüßungslärm, der die Weiber aus den entferntesten Reispaddies und die Männer vom Tubawein herbeirief.

Die Männer, kräftige, gedrungene Gestalten mit langen Haaren und spitzgefeilten, betelroten Zähnen, trugen nur soviel Stoff um die Hüften, als notwendig war, um ihren Waffen einen Halt zu geben. Die Frauen trugen eine Art malaiischen Sarong um die Hüften. Sie schnatterten unaufhörlich, gleichzeitig und laut, halfen mit weiten Handbewegungen nach und glichen mit ihren roten Zähnen, grobknochigen Gesichtern und verfilzten Haaren einer Horde Steinzeitmenschen. Sie lebten auch nicht viel anders, nur daß die Zeit der chinesischen Entdecker vor weit über tausend Jahren Bronzeschalen über das Land verstreut hatte, die jeden Sammler in Raserei versetzen würden. Die Moros hatten sie gelehrt, Eisen zu Waffen zu schmieden. Es erleichterte die Kopfjagd.

Die Kopfjagd hatten allerdings die neuesten Herren streng verboten und dafür sehr richtige und moderne Steuern eingeführt — aber die Ifugaos in ihren Bergen lebten doch weiter so, wie ihre Väter es sie gelehrt hatten.

André Napoleon schien ihnen unheimlich zu sein, denn es war immer viel freier Platz um ihn herum, dafür griffen viele Dutzend neugierige, braune Hände nach Dolores, die kein Wort von ihrem Dialekt verstand und zum ersten Male ein wenig hilflos war.

Sie zeigte auf Charly, der fiebernd auf dem Hanfnetz lag, in dem man ihn auf die Hochebene getragen hatte. Sie versuchte, den Begriff „Lager" zu zeigen, aber die Pacoleute grinsten nur dumm auf den Kranken hinunter und redeten weiter unverständlich auf sie ein.

Als sie gerade mit André zusammen Charly aufrichten wollte, um — nötigenfalls mit Gewalt — für ihn ein Nachtquartier zu beschaffen, verstummte plötzlich der Lärm ein wenig, und der Jefe von Paco, der Häuptling, erschien. Als Zeichen seiner Würde trug er den Tajong, einen Umhang mit Hunderten kleiner Silberknöpfe, wie ihn die Moros tragen, um seine Hüfte klingelte eine schwere Bronzekette, und im Haar steckte ein wunderlicher Aufputz aus roten Danglablüten. Er kam jetzt erst, da er den Gästen zu Ehren erst diese Staatskleidung hatte anlegen müssen, und was noch besser war, er sprach Tagalog, den bekanntesten Dialekt der Insel.

Jetzt ging es schnell. Eine Nipahütte wurde vollständig von kleinen Kindern und Hühnern und, so gut es ging, von Ratten, dreizölligen Schwaben und Skorpionen befreit, und bald konnte André ein Abendessen kochen aus den fast unerschöpflichen Vorräten, die von den Weibern herangeschleppt wurden. In grünem Bambus gekochter Reis und Camotes — die Süßkartoffeln der Inseln —, wilde Orangen, Papayas und Kokosnüsse, Palmzucker und Eier.

Rizal, der Jefe von Paco, hockte auf den Fersen vor dem Eingang der Hütte und sah zu, wie Dolores Charlys Wunde neu verband, Chinintabletten zwischen seine Lippen schob und mit unendlicher Geduld ihn immer wieder winzige Schlucke kühler Kokosmilch trinken ließ.

„Nein", sagte Rizal auf eine ängstliche Frage. Der nächste americano war im Barrio Baclar und er wurde in den nächsten Tagen erwartet. Er kam immer mit den Soldaten, wenn die Steuern nicht bezahlt wurden, und sie wurden nie bezahlt. Er kam auch, wenn jemand einen anderen totgeschlagen hatte wegen einer alten Familienangelegenheit — und der Sieger mußte dann mitgehen, weit fort, wo die Straßen gebaut wurden.

Waren die Weißen auch americanos? Nein? Das war gut. Und der große, schwarze Mann? Ein Zauberer?

Dolores war am nächsten Tag bereit, das zu glauben. André war, nachdem er mit unglaublicher Energie gegessen hatte, für mehrere Stunden in der Nacht untergetaucht. Als er wiederkam, trug er ein Paket verschiedener Kräuter und Blätter, die er mit Reismehl zu einem dünnen Brei zusammenkochte und dann auf seines Massa Bein packte, das sehr übel aussah.

Am nächsten Morgen war Charly fast fieberfrei, und die Wunden sahen so sauber aus, wie Dolores es nie erhofft hatte.

Am Nachmittag kam der americano von der Station in Baclar, herbeigerufen durch den Buschtelegraph, der im Klang der Messingagongs von Dorf zu Dorf die Neuigkeiten der Berge verbreitet.

Der Schneeball sah ihn zuerst, einen fingerlangen Reiter, der am Ende des Tales auftauchte und sich langsam zu einem unverkennbaren Weißen entwickelte. Hinter seinem struppigen Bergpony trottete seine bewaffnete Macht, ein eingeborener Polizeisoldat, der lose flatternd über dem Lendentuch ein amerikanisches Soldatenhemd trug, und diesen militärischen Aufzug durch einen Speer vervollständigte.

Ein Agong tönte hell und böse in die heiße Luft, und das Barrio glich im nächsten Augenblick einem sehr verstörten Ameisenhaufen. Aus allen Lehmhütten krabbelten Menschen, Männer und Weiber, die der ärgsten Hitze den Gestank ihrer traurigen Wohnlöcher vorgezogen hatten.

Ein Teil von ihnen verschwand — soweit das schlechte Gewissen neueren Datums war — sofort im schützenden Urwald. Der Rest der Dörfler suchte Umhänge, Kopfbedeckungen und Schmuck hervor. Nicht aus anerzogenem Schamgefühl, sondern aus Etikettegründen. Während der Arbeit und im täglichen Leben darf jeder so unbekleidet sein, wie er will, aber bei Tänzen, Opfern, Gerichtsverhandlungen und anderen frohen Gelegenheiten trägt man alles, was man besitzt.

Dagegen verschwanden die Karbauen und Schweine, von kleinen Jungen mit Steinwürfen getrieben, sicherheitshalber im Schutz des Waldes, und die Hunde, auf diesen Fall längst trainiert, sorgten dafür, daß nicht zu viele Hühner den beweglichen Reichtum des Dorfes sichtbar machten.

Dolores lehnte sich müde an die staubige Wand der Hütte und sah aus halbgeschlossenen Augen auf den Reiter, der langsam näher kam.

Sie kannte die Verwaltung ihres Landes und die Bestechlichkeit vieler Halbblutbeamten zu gut, um nicht zu wissen, was eine Verhaftung wegen Mordes bedeuten konnte. Und sie kannte auch Willy Wong und zweifelte nicht im geringsten daran, daß es genügend „unbescholtene" Zeugen geben würde, die beschwören würden, was die Anklage verlangte.

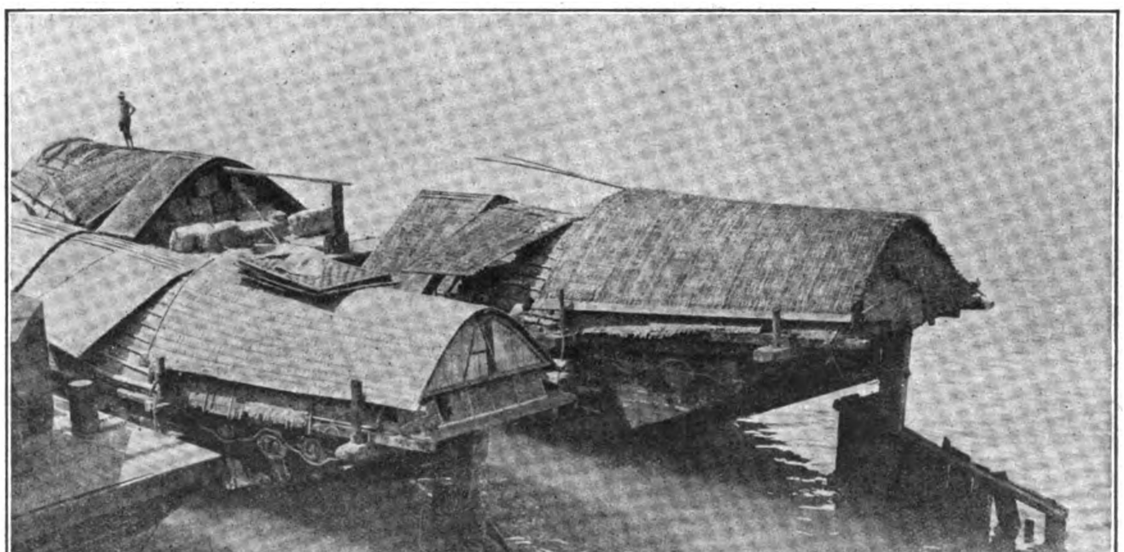
Bestochene Zeugen, und wenn es gut ging, ein bestochener Richter dazu, konnten einen Mann für eine Tat ins Zuchthaus bringen, die — vor seiner Geburt geschehen war.

Sie hielt das nicht für unfair. Das Leben hatte ihr längst beigebracht, daß man nur das ist, als was man sich behauptet. Daß der Besitz neun Zehntel des Rechtes ist und daß Macht mindestens so gut ist wie ein halbes Dutzend Paragraphen. In zivilisierten Ländern mochte das anders sein, aber hier mußte jeder sein Recht mit allen Mitteln verteidigen. Am besten mit der Faust.

Nachdenklich schätzte sie den Reiter daraufhin ab, ob sie mit Andrés Hilfe...

Sie liebte die Amerikaner nicht. Ihr Vater hatte seine alten Rechte zu verteidigen geglaubt und war dafür von ihnen zerbrochen worden. Was ging sie das an! Die Arroyos hatten viele hundert Jahre auf den Philippinen geherrscht, ehe die Amerikaner, die das Land erobert hatten, überhaupt eine Nation waren.

Vielleicht wurde das alles einmal anders, aber das war eine Frage des Mañana. Heute galt nur eins,



Mehr als tausend Inseln und Inselchen bilden die Gruppe der Philippinen, deren Bevölkerung seetüchtige Boote zu bauen versteht.

Aufnahme: Klee (Mauritius).

der Mann, der dort unten durch das Tal ritt, wollte Java-Charly gefangennehmen.

Java war verwundet und konnte nicht selber handeln. Also mußte sie es tun. Sie und André Napoleon.

In ihren Augen, die starr und unverwandt dem Reiter folgten, stand wenig Erfreuliches für die nächste Zukunft des Amerikaners zu lesen.

Java-Charly wollte und mußte nach Longa-Long. Wenn ihn der „hombre" daran hindern wollte, mußte er schon einige Unannehmlichkeiten in Kauf nehmen. Um so schlimmer für ihn! Während hundert schnelle Pläne durch ihren Kopf schossen, verzogen sich ihre roten Lippen zu einem ganz kleinen, spöttischen Lächeln. Zuweilen ist es gut, wenn man seit frühester Jugend auf sich selbst gestellt ist.

Langsam drehte sie sich um und setzte sich wieder neben Charlys Lager, ein hübsch geschnitztes Gestell mit einem Lager aus federndem Rohr.

Java-Charly sah aus etwas glänzenden Augen zu ihr hoch. „Kommen sie? Ich wollte, du wärst mit dem Schneeball nach Banaue gegangen."

Dolores gab ihm eine Chinintablette und einen Schluck Wasser. „Ich verstehe dich nicht, Java. Bisher habe ich immer gehört, daß Java-Charly tut, was er sagt — und du hast mir versprochen, mich mit nach Longa-Long zu nehmen. Also?"

„Oh, hell!" sagte Java-Charly unhöflich.

Dolores begann leise zu singen.

9.

Die „Jü" hatte fast auf der ganzen Fahrt gutes Wetter bei ruhiger See, bis auf die Ausläufer eines Baguio, wie die nicht ganz ausgewachsenen Taifune heißen. Der Baguio packte die „Jü", als sie gerade das Cap Engaño umsteuern wollte, und warf sie auf jagenden Wogenkämmen nach Westen, wo die Riffe der Camiguininseln drohten.

Doch der chinesische Schiffer verstand sein Handwerk und brachte das schmale Boot sicher zur Cagayanmündung und zwischen die Trümmer von Aparri, das gerade von der letzten Sturmflut zerstört worden war, und über dem die Seuchen brüteten.

Die Fische waren zu Tausenden in die Ufermangroven geworfen worden von denselben Wassern, in denen die Karbauen und Schweine der reichen Cagayandörfer ertranken. Jetzt verpesteten sie gemeinsam Erde, Wasser und Luft, und die Menschen starben schneller, als die amerikanischen Hilfsabteilungen die Kadaver vernichten konnten.

Zwei Tage tanzte die „Jü" in der Bucht und zerrte an ihrer Ankerkette wie ein gefangener Raubfisch, dann erstarb der Baguio, der Stille Ozean machte seinem Namen wieder Ehre und schimmerte blaßgrün in langer, weicher Dünung, über der wie seltsames Spielzeug die bizarren Formen fliegender Fische emporschnellten, segelten und funkelnd verschwanden.

Aber als Longa-Long wie ein dunkler Strich im Schatten der grünblau überwucherten Sierra Madre auftauchte, waren zwei Mann der Besatzung mit gedunsenen Leibern über Bord geglitten, und Ursula Brent lag fiebernd in ihrer schmalen Koje aus Teakholz, Luan und Rosenwurzel.

Sie hatte von der Fahrt wenig Freude gehabt, denn ihre Gedanken waren in Manila geblieben.

Sie dachte an die Ereignisse der letzten beiden Tage, an den Auftritt in den „Sieben Winden" und an das Gespräch mit Sandy Muir im Poloklub, und mit jeder Stunde, die sie näher an Longa-Long brachte, wuchs ihre Furcht.

Es war nicht eigentlich Furcht, es war ein unheimliches Gefühl von einem drohenden Unheil, das sie um so stärker niederdrückte, als sie sich seine Natur nicht zu erklären vermochte.

Und der Rechtsanwalt Jean Leroy, ihr einziger Vertrauter und der einzige Nichtchinese an Bord, tat nichts, um sie zu beruhigen.

In Manila hatte sie ihn als einen höflichen, eleganten, fast liebenswürdigen Plauderer kennengelernt, aber seit der Abfahrt von Manila war er verschlossen und schweigsam geworden. Er saß meist grübelnd und verbissen in einem Rohrstuhl am Heck der „Jü", selten ohne eine Flasche im Behälter der Armstütze, und selten nüchtern. Auch seine Kleidung vernachlässigte er vollkommen. Seine weißen Hosen hingen schmutzig und zerknittert über fleckig gewordenen Kanvasschuhen, sein Hemd bauschte sich halboffen unter dem unrasierten Kinn, und sein Tropenhelm trug genug Fingerabdrücke, um ein daktyloskopisches Institut eine Woche lang zu beschäftigen.

Wenn Ursula Brent ihn etwas fragte, nach Longa-Long oder nach Java-Charly, dann knurrte er sie nur an und verzog höhnisch die Lippen. Bestürzt zog sie sich zurück und blieb fast den ganzen Tag in ihrer kleinen Kabine, las in alten Nummern der „Straight Times" aus Singapore, deren wirtschaftlichen Teil sie nicht verstand und deren örtliche Skandale sie nicht interessierten, und wartete auf Longa-Long.



Die philippinische Bevölkerung weist gewaltige kulturelle Unterschiede auf; hier haben wir es mit den primitivsten Eingeborenen, den Negritos genannten Urbewohnern, zu tun.

Aufnahme: Klee (Mauritius)

Seit sie in den Philippinen angelangt war, hatte sie nur das eine Ziel verfolgt, sobald wie irgend möglich auf Jim Brents Pflanzung zu kommen, aber jetzt, wo jedes Stoßen der Maschine sie ihrem Ziele näher brachte, fürchtete sie sich.

War der Rechtsanwalt wirklich ihr Freund?

Hatte sie überhaupt Freunde hier?

Leroy selber hatte Ausdrücke gebraucht, die Zweifel an Jimmys Unglücksfall wecken mußten. Aber er war jeder Frage ausgewichen und hatte immer wieder verhindern wollen, daß sie auf die Insel fuhr. Und nun, wo sie in wenigen Tagen dort sein mußten, war mit ihm eine Veränderung vorgegangen, als ob er zu seiner eigenen Hinrichtung führe.

Sie hatte, nach Jimmys Schilderungen, sich Longa-Long nie anders als ein Palmenparadies unter ewigem Sonnenschein vorgestellt, aber jetzt wurde es immer mehr zu einer unentrinnbaren Gefahr, zu einem unheimlichen Begriff, um den sich Andeutungen von Raub und Mord rankten.

Java-Charly?

Warum war er nicht abends in dem Spielklub gewesen, wenn er ein gutes Gewissen ihr gegenüber hatte? Hatte der Kapitän ihn gewarnt?

Sie glaubte es nicht recht. Sandy Muir war ganz sicher aufrichtig gewesen, als er von seiner Freundschaft zu Jim Brent gesprochen hatte.

Sandy war groß und stark und wild und ehrlich. Er war der einzige, zu dem sie noch Vertrauen hatte. Sie rief nach ihm, immer wieder. Nach ihm und nach dem so lange toten Jim. Aber der junge Matrose, der ihr gleichmütig und schweigend während ihrer Fieberanfälle zu trinken gab, verstand kein Wort, und Jean Leroy kümmerte sich nicht um sie.

Jean Leroy hatte andere Sorgen. Er hatte einmal davon geträumt, die schöne junge Witwe Jim Brents für sich selber zu gewinnen und damit auf ganz legale Weise Eigentümer von Longa-Long zu werden. Wong ging es nicht um die Pflanzung, das wußte er genau. Oft hatte er mit dem Gedanken gespielt, Wong abzufinden und zu versuchen, ein neues Leben anzufangen, aber seine letzte Unterredung mit Wong hatte diese kindlichen Hoffnungen gründlich zerstört.

Wen Willy Wong einmal in den Fingern hielt, den ließ er nicht mehr los. Nie. Und das Ende hieß Bilibid.

Leroy war jung, und sein Hunger nach dem Leben war Gier. Er wollte nicht ewig mit einem unsichtbaren Strick um den Hals eine Schachfigur des Chinesen sein, gejagt von Java-Charly auf der einen Seite und von der Polizei auf der anderen.

Er mußte fort. In Makao, Hongkong oder Saigon konnte man jede Spur verwischen. Für immer. Nur reich mußte man sein. Reich.

Longa-Long bot eine Möglichkeit, vielleicht die letzte. Noch wußte niemand von Longa-Long außer Wong und seinem Vetter. Wongs Leute zählten nicht, mit denen mußte er fertig werden.

Und wenn er Wong seine Beute entreißen konnte?

Wenn!

Seine Gedanken liefen im Kreise. Wie alle skrupellosen Abenteurer seines Schlages war er von Natur feige und fürchtete sich vor einem Entschluß.

Manila war weit von Longa-Long, weiter als Hongkong oder Makao, aber Wong hatte einen langen Arm.

Er beschloß, seinen Vetter Christobal ins Vertrauen zu ziehen. Erst mußte sowieso Java-Charly unschädlich gemacht werden. Aber das war nicht so schlimm. Java würde damit rechnen, Jim Brents malaiische Filipinos auf der Insel zu finden, die ihn als Freund ihres alten Herrn kannten. Aber die waren längst fortgeschickt oder erschlagen. Außer Christobal Leroy waren sechs von Wongs Leuten als Aufseher auf Longa, und die Arbeiter waren Negritos, die Christobal in den Dschungeln der Devilacanbai eingefangen hatte, häßliche, hirnlose Halbaffen, die aneinandergekettet zu Arbeiten getrieben wurden, deren Sinn sie nicht verstanden . . .

Java-Charly sollte ruhig kommen!

Leroy sah auf.

Wie ein silberner Vogel zog ein Armeeflugzeug einen weiten Bogen über den undurchdringlichen Wäldern zwischen der Küste und den Bergen.

Höhnisch hob er sein Glas und grüßte zu dem schon wieder kleiner werdenden Punkte hinauf. Weiter ging hier die Regierungsgewalt nicht! Jeden Monat einmal stampfte der Regierungskutter an der Küste entlang. Zuweilen kam ein Flieger, aber der unendliche Urwald war seit vielen hundert Jahren von keinem weißen Mann mehr betreten worden.

Die Nordwestküste von Luzon, ohne Dörfer und Städte, ohne Pflanzungen und Handelsstationen, wird wohl noch lange die letzte Zuflucht von Kopfjägern und Kannibalen bleiben. Pygmäische Negritos hausen hier in filzigen Erdhütten und in den Kronen der Urwaldriesen. Versprengte Papuas, schwarzbärtige Riesen mit krausen Haaren streifen als Nomaden in den Tälern.

Und alle Flüsse führen Gold . . .

Die Sierra ist reich an Gold, aber es ist Tabugold und hat eine seltsame Geschichte.

Vor über dreihundert Jahren, als Spanien die eroberten Länder eingehend zu plündern begann, drang auch in diesen verlorenen Winkel der Insel ein kriegerischer Padre und gewann mit Feuer, Schwert und Kreuz die paar tausend Wilden für seine Kirche.

(Fortsetzung folgt.)

EBERHARD WOLFGANG MÖLLER:

Der ADMIRAL

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts, ich entsinne mich nicht genau in welchem Jahre, kehrte das Geschwader Seiner Majestät des Königs von England, welches vor Gibraltar gelegen, nach mehrjähriger Abwesenheit und, wie es sich denken läßt, mit vollen Segeln in die Heimat zurück. Schon zählte man die Stunden bis zur Ankunft, schon ward das Deck gescheuert und in der Küche aufgeräumt, schon schwammen vor dem Auge eines jeden dieser wahrhaftig nicht rührseligen Kerle die lockenden Bilder einer lange unterdrückten Sehnsucht, als sich der graue Dunst des Nachmittags zu einer undurchdringlich trüben Milch verdickte. Das war nun wohl der bündige Beweis, daß man dem Festland nahegekommen war, doch zeigte gerade auf dieser Höhe die Karte jene heimtückischen Riffe an, welche den Scilly-Inseln vorgelagert sind und von jedem Seemann, der nur einige Ahnung von diesen Gewässern hat, mehr als das Kap der Guten Hoffnung und die Biskaya gefürchtet werden. Ein Mann der „Association", die das Flaggschiff war, hielt demgemäß mit seiner Besorgnis auch keineswegs zurück; er sah, daß der Admiral keine Miene machte, beizudrehen, und schrie, freilich in seiner einfältigen und groben Art, man solle doch dem Ersten Offizier bestellen, daß nur der Teufel jetzt noch Eile haben könne, dem gewissen Tode so geraden Weges und mit offenen Augen in die Falle zu rennen.

Der Mann mag allen anderen selbst wie der Leibhaftige erschienen sein, der sie um ihre erste wohlverdiente Nacht an Land zu prellen suchte, wie denn so oft die bessere Einsicht und die ehrliche Warnung, die aus ihr entspringt, dem Menschen als der niederträchtigste Feind ihrer törichten und darum um so eiligeren Wünsche vorkommt. Allein, die schweigende Unendlichkeit, in der man vom Flaggschiff aus kaum noch die folgenden erkennen konnte, schlug sich doch auch den anderen feucht und unheimlich auf die Seele. Der Erste Offizier hielt es für seine Pflicht, den Admiral zu unterrichten, und so nahm denn das Unglück seinen Lauf.

Sir J. W. Shovel war ein Mann, der manche unvorhergesehene Lage überstanden hatte, doch war auch er in diesem Augenblick nicht schlecht verärgert. Er hatte schon das süße Zwicken der Ungeduld in seinen Beinen und sah Mylady Shovel, wie sie ihm rund und freundlich und verführerisch gepudert auf der Treppe entgegenkam, sah auch die Köchin neugierig und geschämig in der Küchentür und hinter ihr das ganze übrige Weibervolk und hörte sich bereits mit liebevoller Brummigkeit seine alte Redensart gebrauchen, daß so ein Ausflug um die halbe Welt wahrhaftig keine Kinderspielerei sei, daß es aber ein Dreck wäre, gegen acht Tage in diesem Affenstall. Da mußte ihn noch in letzter Minute so ein Nebel ausgerechnet blind und hilflos machen, so ein verfluchter Herr Nebel, den er gar zu gerne persönlich in die Finger gekriegt hätte, um ihm den nötigen Respekt vor Seiner Majestät großmächtigem Admiral beizubringen.

Demgemäß war er verstimmt, daß er sich um den einfachsten Ratschlag der Vernunft so lange herumgedrückt hatte, bis er ihn sich von einem einfachen Matrosen geben lassen mußte. Er spürte peinlich überall den Widerspruch und wurde rasend, als der Widerspruch ihn sogar anzusprechen wagte.

„Wo ist der Kerl?" schrie er, und immer mehr sein wankendes Selbstbewußtsein durch den lauten Ton bestärkend, „wer hat den Burschen auf den unsinnigen Gedanken gebracht, mehr von der Seefahrt zu verstehen als sein Admiral? Er soll mir an der Großbramrahe baumeln."

Der Mann ward hergerufen Er war sich keiner Schuld bewußt und beteuerte nur, schon zaghafter als vordem, daß er an dieser Küste jede Klippe kenne und wenn man nur den Kurs so weiter beibehalte, so werde man beileibe nicht nach England, aber desto eher in den Himmel kommen. Und das bestätigte mit ernster Miene auch der Stabskapitän.

Das aber war es, was Sir J. W. Shovel endgültig um den Rest seiner Beherrschung brachte. Er sagte sich, daß, wenn erst einer recht behielt, bald alle anderen gegen ihn im Rechte wären. Und das war Meuterei, im Angesichte Englands hundsgemeine Meuterei.

Man hielt es damals strenge auf der See. Die Mannschaft war teils in den übelsten Spelunken angeworben, teils auch gepreßt, meist gegen ihren Willen. Da konnte man nicht lange fackeln. Die Disziplin war wie ein Pulverfaß, die kleinste Widersetzlichkeit genügte, um sie in die Luft zu sprengen. Recht oder Unrecht her, wie der alte Spruch heißt, vor allem anderen kam es darauf an, daß er sich keine Blöße gab; denn zweitausend Augenpaare lauerten nur darauf, sie auszunutzen. Die Blöße aber hatte sich der Admiral bereits gegeben.

„Der Kerl hängt, und der Kurs wird beibehalten", schrie er, ohne sich noch einmal zu besinnen, ja gegen seine eigene Vernunft; und das war an der ganzen Angelegenheit das schlimmste. Der Trotz, der Eigensinn, kurz alle bösen Leidenschaften, die das würgende Gefühl des eigenen Unrechts und der eigenen Ohnmacht auszubrüten pflegen, waren Sir Shovel in den Kopf gestiegen. Der Koller der Rechthaberei hatte ihn gepackt. Er sah sein eigenes Gewissen mit tausend roten Köpfen um sich stehen und war durch keine Bitten und keine Vorstellungen seiner Offiziere davon abzubringen, es zur Strafe für seine Widerspenstigkeit aufzuknüpfen.

Die Mannschaft trat zusammen, stumm und im gräßlichen Gefühl des unabwendbaren Unglücks. Der Mann ward vorgeführt; er bat, ein Kirchenlied singen zu dürfen. Das Lied hatte gut seine siebzehn Strophen, und es war offenbar, daß er nicht eigentlich das Bedürfnis hatte, sich zu erbauen, als die peinliche Minute um einige armselige Atemzüge hinauszuschieben. Doch konnte man ihm diese letzte Gnade nicht verweigern.

So stand er und sang, beinahe überirdisch anzuschauen in dem ungewissen Schimmer des Nebels, der alle Umrisse auflöste, aber mit einer um so wirklicheren Stimme, die einen lustigen und absichtlich langsamen Ton hatte. Der Admiral riß bei jeder neuen Strophe ingrimmig an seinen Knöpfen. Ein Offizier begann plötzlich neben ihm laut und hörbar mit den Zähnen zu klappern. Endlich kam der letzte Vers:

> Des freu' ich mich von Herzen fein,
> Bin guten Muts und harre dein,
> Verlaß mich gänzlich auf dein Nam'n;
> Hilf, Helfer, hilf! Drauf sprech' ich Am'n.

Der Strick wurde dem Mann um den Hals gelegt und aufgezogen. Der Körper stieg langsam wie eine Raupe an ihrem Faden empor, alle Augen gleichmäßig hinter ihm her, als wollten sie ihn mit der Kraft ihres Blickes emporstemmen helfen, und Sir Shovel begann den trockenen Geschmack der gesättigten Willkür im Halse zu verspüren, da brüllte es vom Vorderschiff her: „Brandung voraus!" Im selben Augenblick ließen die Männer, die noch gemächlich mit ho und uff an dem Gehängten zogen, sogleich den Strick los. Der Körper krachte dicht vor Sir Shovel, der unwillkürlich einige Schritte vorangetan hatte, auf die Planken. Alles lief durcheinander, ohne nur einen Befehl abzuwarten, denn alles wußte, daß hier jeder Befehl zu spät kam.

Sir Shovel allein konnte sich gestehen, daß er im Grunde mit diesem Ausgang gerechnet hatte. Er fühlte jetzt fast die doppelte Befriedigung, daß er der einzige war, der seine Ruhe behielt. Er ließ das Wendezeichen für die anderen Schiffe des Geschwaders setzen, hörte gleichzeitig mit einer Art von Neugier das Knirschen des steinernen Messers, das die „Association" auseinanderschnitt, sah noch, indem er schon zwischen Körpern, Tauen, Fässern und rollenden Kanonenrohren rücklings hinabgerissen wurde, wie Schiff für Schiff seines Geschwaders sich in der Brandung bäumte, und verlor die Besinnung.

Als er wieder zu sich kam, fand er sich angetrieben an einer Küste, die harmlos und unschuldig aus dem schaumigen Geplätscher eines leicht bewegten Meeres hervorkroch, zwischen Trümmern und den Körpern von gleichfalls Angeschwemmten. Er erhob sich und sah, daß sie alle tot waren. Zweitausend Matrosen Seiner Majestät dachte er und zugleich mit der ganzen Qual der wiedererwachenden Überlegung, daß ihnen jetzt auch der König von England nichts mehr befehlen konnte, weder etwas Gutes noch etwas Schlechtes. Sie konnten kein Glied mehr rühren. Sie konnten nicht gutwillig und nicht böswillig sein. Sie hatten jenen willenlosen Respekt, den die Toten nun einmal vor den Lebenden haben. Und er war der einzige, der lebte. Das war ein großes Glück. Das war eine unheimliche Genugtuung, die ihm seine volle Ruhe wiedergab; denn diese Zweitausend hätten ihm gegenüber nicht nur recht gehabt, sondern recht behalten, wenn sie nur ihre Mäuler hätten auftun können.

Trotzdem sah er plötzlich, wie sich einer regte. Der Schreck warf ihn im ersten Augenblick zu Boden. Dann stolperte er, fiel, kroch auf allen vieren, erhob sich wieder und schwankte hin zu dem Gestrandeten, der wie angeleimt auf dem Rücken lag und nur den rechten Arm unruhig in die Höhe reckte, als wollte er nach Art von Fiebernden am grauen Sargdeckel des Himmels kratzen.

Sir Shovel glaubte zu erkennen, daß es derselbe war, den er hatte hängen lassen wollen. Er ließ sich freilich nicht viel Zeit, das bläuliche Gesicht genauer zu studieren. Er griff nach irgendeiner Planke, die dabei lag, hob sie mit beiden Händen mühsam hoch und ließ, da ihm der völlig erschöpfte Körper um ein Haar den Dienst versagt hätte, sie eher niederfallen, als daß er zuschlug. So hatte er beim fünften oder sechsten Male die Zuversicht, daß nun auch noch der letzte der Zweitausend die Disziplin des Todes nicht verletzen konnte, und trollte sich, jetzt vollkommen beruhigt, von dem schauerlichen Platze fort, auf den die Möwen, jene kreischenden Ratten des Sturmes, hin und wieder niederstießen.

Mag sein, daß ihm das Grauen neue Kräfte lieh, er kam, zuweilen nur vor Erschöpfung, glatt auf das Gesicht niederstürzend, den Abhang hoch und sah jetzt deutlicher, daß Menschen vor ihm waren. Die Menschen sahen einen Augenblick ihm zu, dann wandten sie sich hastig. Unweit sah er Häuser. Da leben Menschen, dachte er, da gibt es Stuben, einen Ofen, Wärme.

„Wärme", schrie er, und als er bemerkte, daß seine Finger grünlichweiß und durchsichtig waren, „ich lebe! Seht doch her! Ich bin einer von euch. Ich bin lebendig."

Allein die Menschen waren ebenso schnell verschwunden wie aufgetaucht. Er merkte sich das Haus, die Tür und eilte hinterdrein. Wie es Ertrinkenden zu eigen ist, die schon die saugende Tiefe an ihren Füßen spüren, so hastig griff er nach dem Pfosten und fiel mehr als er ging in eine Stube, die sehr dämmerig war. Als

hätten sie es erwartet, standen da die Menschen, die er gesehen hatte, lauter Männer, die Rücken an die Wand gepreßt, wie wenn sie so weit wie möglich vor ihm zurückgewichen wären. Er sprach sie an, sie schwiegen. Er erklärte seine Lage, hastiger jetzt, sich überstürzend und schon in der ungewissen Angst, daß etwas Unheimliches ihn von diesen Leuten trennte, das er sich nicht erklären konnte. Sie schwiegen immer noch und sahen betreten vor sich hin. Offenbar hatten sie Furcht; denn keiner wagte den Blick zu ihm emporzuheben, und offenbar war wohl sein Aussehen daran schuld.

Er lächelte, vielmehr er zwang sich, so gut sein gesalzenes Gesicht es zuließ, zu einem Lächeln, welches höflich sein sollte, und sah an sich hinab. Das Oberteil des Rockes klebte ihm noch um die Brust, die Ärmel waren abgesetzt, desgleichen die Schöße und das Beinkleid. Er sah, weiß Gott, mehr wie ein Spuk aus, eine schmutzige Ausgeburt des Meeres, deren Gliedmaßen vor Kälte flatterten, daß es ihn zum Lachen hätte bringen können, wenn nicht eben der Ekel vor sich selbst begonnen hätte, ihm die Kehle abzuschnüren.

„Ich bin Sir Shovel", krächzte er, „der Admiral des Königs."

Da lachte einer laut; ein anderer bekreuzte sich. Ein alter Mann ermannte sich und wies ihm in einer Mundart, die er kaum verstand, in einem Winkel eine Pritsche an. Dorthin folgte er ihm, nicht ohne seinen zitternden Blick dem Ofen zuzuwerfen, der in der Ecke qualmte, und dort fiel er nieder. Ein Mantel ward ihm zugeworfen, ein Topf mit Suppe vor ihn hingestellt, den er begierig ausfraß, halb schon schlafend. Und zwischen Schlaf und Wachen hörte er noch, wie man von ihm sprach: „Wir wollen ihm wenigstens ein ehrliches Begräbnis geben."

Nach einer ungewissen Zeit brachte ihn ein merkwürdiger eintöniger Singsang wieder zum Bewußtsein. Die Melodie kam ihm nur zu bekannt vor. Noch mit geschlossenen Augen verstand er jetzt den Text:

Verlaß mich gänzlich auf dein Nam'n;
Hilf, Helfer, hilf! Drauf sprech' ich Am'n.

Und eine dunkle, gleichmütige Männerstimme wiederholte abschließend das Amen. Sir Shovel riß jetzt endlich weit die Augen auf und erkannte, daß er in einem Kasten lag, zwei Talglichter standen zu seinen Füßen und viele Leute um ihn her. Der Pfarrer machte das Zeichen des Segens über ihn und offenbar so gleichmütig, daß er nicht bemerkte, wie Sir Shovel erwachte.

Dann ward der Kasten aufgehoben, Sir Shovel spürte, wie er auf ein paar kräftigen Männerschultern dahinschlingerte, begriff, daß er im weißen Hemd eine Kahnfahrt unter die Erde antreten sollte und richtete sich brüllend auf.

„Ich bin noch nicht gestorben", schrie er. Da ward er schon mit einem harten Ruck zu Boden gesetzt, eine alte Frau leuchtete ihm mit der Kerze ins Gesicht, sagte heiser vor Entsetzen: „Wer's glaubt!" und sprang davon, die anderen hinterher. Sir Shovel fand sich mit eins allein. Noch stand da eine Kerze, die er aufnahm, und so in seinem langen Hemd, das, weiß der Teufel wie, ihm auf den Leib gekommen war, stieg er umher, schwerfällig, wie sich denken läßt, und wirklich einem Gespenste ähnlicher als einem Menschen, um sich aus irgendeinem Schrank ein Kleidungsstück zu suchen.

Indessen hörte er, daß draußen vor dem Haus der Auflauf größer wurde. Schon klopfte man mit Stecken oder auch mit Steinen gegen die Tür, vermutlich um ihn zu verscheuchen. Er griff in aller Eile ein Paar Hosen und einen Mantel, zog sie über und sprang aus einem Fenster in die Nacht hinaus.

So floh er, mehr vor sich selbst als vor den braven Leuten, deren merkwürdiger Irrtum ihm ganz unerklärlich blieb. Er fühlte seine Glieder an, sie hatten offensichtlich den Schiffbruch besser überstanden, als man hätte annehmen müssen, das Leben kehrte außerdem fühlbar zurück, und Sir Shovel sagte sich, daß auch die letzte Spur des Unglücks, ja die Erinnerung selbst, sehr bald vergehen würden, wenn erst die Wiedersehensfreude der Mylady Shovel und ihre mollige Behutsamkeit, dazu die Kunst der Köchin, der trauliche Kamin, das angewärmte Bett und kurz alles, was sein schönes Haus in London ihm zu bieten hatte, zusammenwirken würde, ihn äußerlich und innerlich wiederherzustellen.

Nach wenig Tagen stand er auch schon ganz gesund vor Freude, wenn auch erbärmlich mit seinen alten Lumpen ausstaffiert, vor der so wohlbekannten Tür und klopfte. Und da sich die Tür nur wenig öffnete und alle Miene machte, augenblicklich wieder zuzugehen, riß er an der Schelle, rief: „Ich bin's, ich, Sir Shovel!", zwängte sich hinein und stand schon, alle Würde krampfhaft zusammennehmend, vor der Schließerin, die ihn verwundert ansah!

„Ach, lieber Mann, Sir Shovel, der ist tot", sagte sie, und dabei liefen ihr die Tränen aus den Augen.

„So will ich Lady Shovel sprechen", rief Sir Shovel, der blitzschnell einsah, daß er sich in der Zwischenzeit doch wohl erheblich verändert haben müßte, und nicht die geringste Lust hatte, noch einmal lange um das peinliche Mißverständnis herumzureden. Er stieß die Alte, der die Erwiderung nicht aus der Kehle kam, beiseite, enterte die Treppe hoch und drang so wie er war und unangemeldet in die Zimmer ein.

Da saß Mylady Shovel, ganz schwarz im Taftkleid, das ihr gut stand, und bei ihr waren Lady Einsburne, ebenfalls in Schwarz, die Herzogin von Norfolk und die Generalin Stone, alles Damen der Gesellschaft, die er kannte. Sie sprachen lebhaft, doch in herabgedämpftem Tone miteinander und aßen Konfekt, um sich die Bitterkeit der Trauer, die sie dem Anschein nach zusammengeführt hatte, zu versüßen.

Sir Shovel sagte: „Meine Damen", und ein wenig steif über seine Verlegenheit hinweg „Liebe Frau" und war nicht schlecht gerührt, daß sich die Guten so um ihn betrübten. Allein, Mylady Shovel machte keine Miene, ihn zu erkennen, sondern saß unbewegt und aufrecht da wie auch die anderen Damen, eiskalt den Eindringling betrachtend.

Sir J. W. Shovel war, wie gesagt, ein Mann, der manche unvorhergesehene Lage überstanden hatte, doch wußte er hier auch nicht, was beginnen. Wer glaubt schon, daß ihn ein paar Jahre, wenn auch mit Krieg und Sturm und Unglück oder gar ein wenig Bart ums Kinn und eine alte Hose so verändern? Wem bliebe nicht das Wort im Halse stecken, wenn seine eigene Frau, sein eigener Spiegel, den Blick der Augen, die Linie der Nase und den Klang der Stimme nicht erkennen will? Soll er den Namen nennen, sich verbeugen und wie ein Fremder von der Zeit erzählen, wo dies und jenes war, wo man vieles gemeinsam tat? Soll er erst erklären, was nicht erklärbar ist? Sir Shovel war beleidigt.

Er sagte endlich deutlich, was er dachte, jedoch die Damen blieben ungerührt. Sie sahen krampfhaft vor sich hin, als wollten sie vermeiden, auch nur einen Blick zu wechseln, der verriete, was in ihnen vorging.

„Sie irren sich, mein Herr", erklärte Mylady Shovel unumwunden, „mein Mann war Admiral, er ging mit seinen Schiffen bei den Scilly-Inseln unter."

„Er ging nicht unter", erwiderte Sir Shovel, „einer kam davon, und dieser eine war Ihr Gatte."

„Nein", sagte Lady Shovel noch bestimmter, „ich weiß, daß dort die Brandung keinen wiedergibt, den sie verschluckt. Und außerdem sind Sie sehr dreist, mein Herr, ein Admiral von England bleibt nicht leben, wenn seine Leute untergehen." Und dabei sah sie starr und eisig über ihn hinweg, als wäre sie das Schicksal selbst, das spräche.

Sir Shovel wurde heiß. Er faßte nach der Lehne eines Stuhls und sagte: „Meine Damen, sehen Sie mich doch an. In diesem Hause ist mir jeder Fleck vertraut. Wenn Sie im Zweifel sind, so prüfen Sie. Von Ihnen, Lady Einsburne, habe ich noch kurz vor meiner Abreise erfahren, wie man den Punsch am besten macht, und die Generalin Stone hat eine gute Stimme, lieber Gott, wie oft sind wir zusammengesessen, um Ihrem Vortrage des wackeren Purcell zu lauschen! Wissen Sie das nicht?"

Und einer Eingebung gehorchend, stürzte er hinaus, die Treppe hoch zu seinem Kabinett, schlug eilig Schaum, riß die Messer aus der Lade und rasierte sich den Bart herunter, der ihn so entstellte. Darauf warf er sich, am ganzen Leibe fliegend vor Erregung, in den ersten besten Rock, der ihm im Schrank entgegenfiel, und wollte sich eben anschicken, so verwandelt hinabzusteigen, als die Türe aufging und Mylady Shovel eintrat.

„Sie haben es offenbar darauf abgesehen, mich in Verlegenheit zu setzen", sagte sie, indem sie ihn von oben bis unten musterte. „Mein Mann ist tot, er war ein Held, der auf eine so ehrenvolle Art gestorben ist, daß er selbst nicht wünschen kann, weniger ehrenvoll am Leben geblieben zu sein. Sie haben eine große Ähnlichkeit mit ihm, doch nehme ich nicht an, daß Sie sich ihrer bedienen wollen, um meine Lage ins Verzweifelte zu steigern. In einer halben Stunde wird man einen Trauergottesdienst für den armen seligen J. W. Shovel halten, an dem die führende Gesellschaft Londons teilnimmt, und Sie, mein Herr, werden wissen, was Sie mir und England schuldig sind."

Damit reichte sie Sir Shovel die Hand zum Kusse; in seinen Augen schwammen Tränen, doch auch in ihren war ein verräterischer Glanz, dem er begierig nachsah, als sie sich halb nach rückwärts schreitend zu der Türe wandte.

Ob er sie begleiten dürfe, fragte er. „Wenn Sie Wert darauf legen", erwiderte sie, „will ich Sie nicht hindern", und ging voran.

Vor J. W. Shovels Augen tanzten Wände, Tür und Treppe, als er ihr folgte. Unten war die Halle bereits gefüllt mit Menschen, die gekommen waren, um zu kondolieren, und unaufhörlich traten neue ein. Indes die Diener noch den Verspäteten behilflich waren, gruppierten schon die ersten eine Gasse, durch die Mylady Shovel schritt, eines jeden Hand ergreifend und mit umflortem Blicke leise für das Beileid dankend. In einiger Entfernung hinter ihr jedoch ging Shovel selbst, und während man noch eben Anlaß hatte zu bedauern, daß der Tote auf immer entschwunden war, konnte man sogleich die Gelegenheit haben, sich zu freuen, daß der Lebende so wohlerhalten zurückgekehrt war. Allein wie ein Wolkenschatten nur für einen Augenblick verdunkelnd über die sonnigen Felder gleitet, so glitt gerade nur ein Schein des Erkennens über die gleichmäßigen Gesichter der feierlichen Gäste, und als wäre nicht gewesen, was nicht sein sollte, so schickte man sich an, Mylady Shovel in die Kirche zu geleiten.

Man muß wohl annehmen, daß die menschliche Natur sich niemals ganz der Hoffnungslosigkeit ergibt und daß Sir Shovel noch eine geheime Zuversicht im Herzen hatte, man könnte die traurige Komödie doch nicht völlig ohne ihn zu Ende spielen, wenn er schon einmal wieder da war, kurzum, auch in die Kirche ging er mit, saß wie ein armer Sünder zwischen allen anderen, sogar auf seinem alten angestammten Platz und hörte, halb zwischen Selbstgefühl und Grauen, wie der Geistliche ihn selig pries als ehrenwerten Mann, als Helden seines Vaterlandes und als Vorbild seiner Krieger, der allen anderen voran als erster an den Feind gegangen und als letzter allen anderen hintennach in den Tod gefolgt sei.

Bei dieser Stelle weinten alle Damen, die Herren räusperten sich heftig und Sir Shovel fühlte, wie er schmolz. Er hörte, wie das Blut vor seinen Ohren rauschte, ganz wie die Brandung in jenem fürchterlichen Augenblick, der seine Laufbahn wütend unterbrochen hatte. Er sah sich wieder stehen und zweitausend tapferen Seeleuten den Untergang befehlen, weil er sich über einen geärgert hatte, und er fragte sich, ob es nicht damals weniger sein Pflichtgefühl als seine Eitelkeit gewesen sei, die ihn verleitet, und ob er nicht am Ende alles hätte retten können, wenn er bescheidener und menschlicher gewesen wäre. Da stand er auf, die Reue des sich selbst verdammenden Gewissens packte ihn, welches die schwerste Reue ist, und wiederum durch ein Spalier von neugierigen Blicken wankte er hinaus, um auf der Straße hemmungslos zu schluchzen. Die tiefe Orgel bebte hinter ihm, die Glocken setzten zögernd ein zum Abschiedsläuten und wieder war der Nebel dicht wie damals.

Am anderen Tage aber sprach ganz London von der seltsamen Erscheinung, daß einer ausgesehen habe wie Sir Shovel und seiner Witwe zu seinem eigenen Tode kondoliert wie auch an seiner eigenen Leichenfeier teilgenommen habe. Und das Gerede breitete sich um so eher aus, als Shovel selbst nichts unversucht ließ, nachzuweisen, daß er es wirklich wäre. Mit einer Miene, die nur geeignet war, den Spuk noch zu bekräftigen und einem Schritt, den schon der Zweifel lähmte, ob er noch fähig wäre, aufzutreten, ging er treppauf, treppab von Amt zu Amt zu allen Männern, die er noch von früher kannte. Indes, wohin er kam und wo er seine ungewöhnlichen Umstände auch darzustellen suchte, war man sehr höflich, hörte ihn auch an, doch einen ganz gewissen J. W. Shovel, der Admiral sei, kenne man nicht wieder, nein, leider, leider, dieser Ehrenmann sei leider viel zu früh dahingegangen.

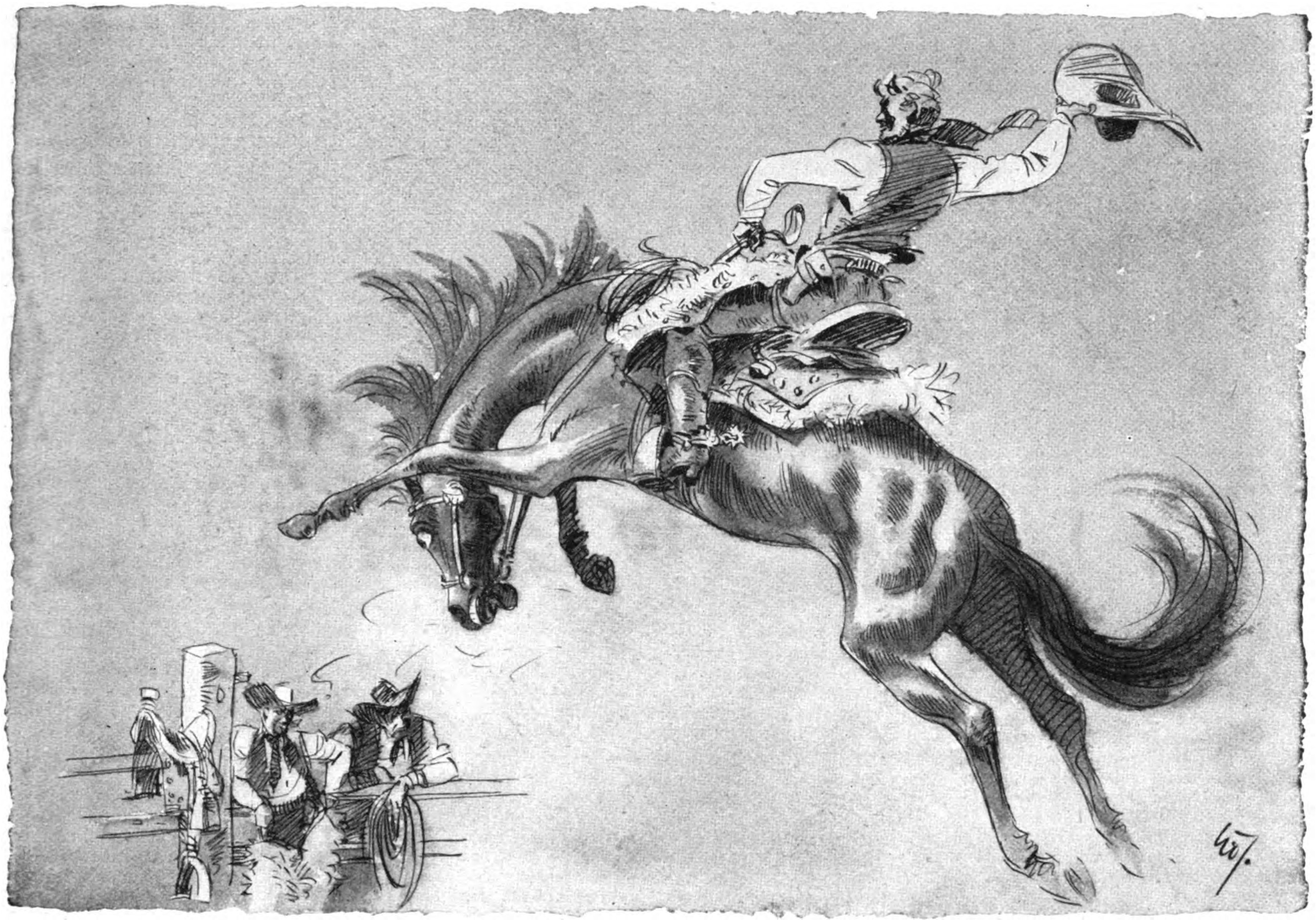
Er sei es aber selber doch, um Gottes willen, er, er selbst, Sir Shovel.

Leider nicht, wie aus den Akten zu ersehen sei. Hier stehe es, man bäte doch, sich selbst zu überzeugen, ordnungsgemäß und unabwendbar, amtlich bitte sehr: Geschwader Seiner Majestät, zweitausend Mann, sämtliche Offiziere und . . .

Und? Sir Shovel setzte sich die Brille auf, stieß jedesmal wie ein Verrückter nieder auf den Bogen und ging den unheilvollen Worten mit dem Finger nach.

Und selbstverständlich auch der Admiral. Das war das Ende jeder Unterredung. Er griff in Luft, in eine trübe weiße Nebelluft, in der er auseinanderrann wie Milch, wie Schaum, wie sein Geschwader. Er war ein Spuk, das Leben äffte ihn und wie ein Spuk ward er auch jedesmal hinausgeleitet, mit einer eisigen Geschäftigkeit, hastig, doch ängstlich, auf jeden Fall behutsam und um jeden Preis hinaus, als fürchte man vor allem nur das eine, daß er wahrhaftig noch lebendig wäre.

Als er immer noch nicht Ruhe geben wollte, beschied man ihn zuletzt in aller Form noch einmal in das Kö-



Ungezähmt . . .

Es gibt gewisse Worte, die genau wie bei uns auch drüben bei den Männern jenseits des großen Teiches keinerlei Hochachtung erwecken: Das sind Wörtchen wie „zahm" und „fade". Weit mehr imponiert ihnen das Herzhafte und Ungezähmte, mag es sich nun um Pferde, Filmhelden oder Zigaretten handeln.

Kein Wunder, daß der Virginia-Tabak, der drüben gedeiht, in diese Vorliebe für alles Herzhafte wie hineingewachsen erscheint. Und so sind denn auch die Zigaretten wie die Gold Dollar, die diesem Tabak ihren einzigartigen Charakter verdanken, reich an Aroma und würzig im Geschmack, herzhaft im Rauchgenuß.



Gold Dollar

»American Blend«

nigliche Seeamt. Man nannte eine Stunde in der Nacht. In einem dunklen Flur ward er empfangen und in ein niederes Gemach gebracht, in dem er auf den ersten Blick nicht mehr erkennen konnte als einen langen Konferenztisch und dahinter die feierliche Reihe vieler leerer hochlehniger Stühle. Wie er sich aber bei der spärlichen Beleuchtung zaghaft und fragend zum Tische wandte, stieß man ihn nicht sehr freundlich auf die Seite, wo er sich plötzlich nahe einem Ofen zwei Herren gegenübersah, die standen und offenbar auf ihn gewartet hatten, und zwischen beiden saß, kaum zu erkennen bei dem ungewissen Schein der Kerze, eine Dame.

Man muß nun wissen, daß zu jener Zeit der König Englands eine Dame war; und dies war offenbar die Königin. Wenigstens beugte sich, als J. W. Shovel eintrat, einer der Herren hinab und sagte ehrfurchtsvoll: „Das ist er, Majestät."

Sir Shovel machte seine tiefste Referenz, so gut das einem Seemann möglich ist und so gewandt das seine sonstige Verfassung zuließ. Dann herrschte einen Atemzug lang solches Schweigen, daß man die Herzen schlagen hören konnte und vorzüglich das Herz des armen Shovel, der nicht wußte, auf welchen Stand seine unselige Angelegenheit noch ganz zu guter Letzt geraten wäre.

Seine Ratlosigkeit steigerte sich noch, als schließlich einer der Herren auf ein Zeichen hin in einem Tonfall zu sprechen anfing, an welchem er sogleich seinen alten Freund Lord Gainsborough erkannte. „Sir Shovel", sagte dieser Herr sehr feierlich, „ich kenne Ihren Fall und kenne Sie von früher. Ich weiß zwar nicht, durch welchen rätselhaften Zufall es gekommen ist, daß Sie unter so fatalen Umständen noch leben, nachdem Ihr Name schon unter den ehrenvollsten in die Ruhmeschronik Englands eingegangen ist. Ich weiß aber, daß Sie sich sehr bemühen, dieses Faktum wieder umzustoßen. Es wäre nun der Majestät ein leichtes, jetzt, wo sie sich auch selber überzeugt hat, Ihrem Willen stattzugeben. Allein die Dankbarkeit, die sie dem unermeßlichen Verdienst des Toten schuldet, hält sie bisher davon zurück, mit dem Lebenden unnachsichtiger umzugehen. Und dazu würde sie dann allerdings gezwungen sein."

Sir Shovel fiel in diesem Augenblick aufs Knie. Er sagte, daß es doch nichts Schrecklicheres gebe als wie der Schatten seiner selbst umherzulaufen und so zu einem Leben hoffnungslos verdammt zu sein, das nur in der Erinnerung bestünde.

„Lassen Sie nicht zu, erbarmungsvolle Majestät", rief er, „daß das Phantom meiner Vergangenheit von jedermann geehrt wird, während ich selbst verachtet werden darf. Ich will mich jedem Urteil willig beugen, ich will als der geringste Ihrer Diener noch einmal ganz von vorn beginnen, Ihre Gnade zu erringen, doch geben Sie nicht Ihre Hand zu dieser Farce der Gesellschaft, daß dem erstarrten Götzenbild des Ruhmes der Mensch geopfert wird, der ihn verdient hat. Sie sehen, daß Sir Shovel lebt, entscheiden Sie barmherzig, daß er leben darf."

„Wenn Sir Shovel lebt", erwiderte Lord Gainsborough, „so tritt das Leben wieder in sein Recht und sein Gesetz ein. Es ist Ihr Wunsch, ich muß Sie um den Degen bitten."

„Um den Degen?" Sir Shovel griff verlegen an seinem Rock hinab, der wirklich alles war, was er besaß. Er hatte nicht einmal so viel, um diese erste Forderung zu erfüllen.

„Mein Degen rostet an der Küste Englands", sagte er und spürte, wie das Gefühl der Scham zum ersten Male in ihm übermächtig ward. Er wünschte sich jetzt fast, auch da zu liegen, wo sein Geschwader lag, im tiefen Grund des Meeres neben allen anderen, hoch über seiner Stirne die Unendlichkeit des gläsernen Gewässers und in jenem Frieden, der mit offenen Augen schläft.

„An Englands Küste", fuhr Lord Gainsborough jetzt fort, „liegen zweitausend Mann der Königin von England. Die Majestät kann nicht den Felsen und den Sturm befragen, doch da Sie leben, werden Sie sich vor der königlichen Kommission zu rechtfertigen haben, durch wessen Schuld England um so viel tapfere Soldaten kam."

„Durch meine", erwiderte Sir Shovel leise und gefaßt. „Ich habe die Stimme der Lebenden nicht hören wollen, ich werde wohl die Stimme der Toten hören müssen. Ach, Majestät", und damit übermannte ihn endgültig die verzweifelte Erkenntnis seiner Lage, „ich sehe schon, das Leben stößt mich immer nur zurück, wo ich's auch fassen will. Sie sind die letzte Hoffnung, die mir bleibt; wenn Sie mich auch verstoßen, gut, so will ich einsehen, daß ich verloren bin. Mein Schicksal liegt in Ihren Händen."

Danach ließ er die Arme sinken, wandte sich zum Gehen und war schon in der Tür, gewärtig, abgeführt zu werden, als ihm Lord Gainsborough noch einmal winkte. Die Königin war offenbar gerührt, sie führte schnell ihr Schnupftuch an die Augen und sagte: „Sie haben einen Fürsprecher, Sir Shovel, und dem allein verdanken Sie, daß mir Ihr Unglück nahegeht. Mylady Shovel war bei mir und hat geweint. Ich wünschte nur, es läge in meiner Macht, die Tränen der Mylady zu trocknen."

„Die Heuchlerin", entschlüpfte es Sir Shovel.

Die Königin zog leicht die Stirn zusammen: „Sie bittet nicht für sich, Sir Shovel, wohl verstanden. Sie weiß, daß Sie in der Gesellschaft Londons ein für alle Mal unmöglich sind. Allein, wenn Gott an Ihnen selbst ein Wunder tat, warum sollte, so sage sie, die irdische Majestät weniger gnädig sein? Sie haben zwar der Krone Englands für einen unermeßlichen Verlust zu haften, doch wenn es Ihnen, sagen wir, gelänge, das, was geschehen, ungeschehen zu machen, das Rad der Zeit zurückzudrehen also, und an der Spitze des Geschwaders, zweitausend Mann mit allen Offizieren in der Themse einzulaufen, dann will ich und die Welt, die mir gehorcht, vergessen, daß wir weiterlebten. Gott gebe Ihnen, daß auch jene Welt, die einem Höheren gehorchen muß, so leicht wie wir bereit ist, zu vergessen."

Sir Shovel war es, als ob der Himmel selbst so gnädig mit ihm spräche. Noch faßte er den Sinn der Worte kaum, doch trieb es ihn sogleich, der Königin die Hand zu küssen. Indes vertrat ihm rasch Lord Gainsborough den Weg, stieß ihn zurück und sagte: „Erst wenn Sie wiederkommen, J. W. Shovel."

Als Shovel auf der Straße stand, war nur ein einziger Gedanke in ihm: nach Hause, wo Mylady Shovel war und mit ihr sprechen, mit dem ersten Menschen, der sich erinnert hatte. Wie gut ist sie, so dachte er, wie klug und doppelsinnig, ganz nach Art der Weiber. Wie hat sie ihn erkannt und wie getan, als ob sie ihn nicht kenne. Er würde ihr die kleinen runden Hände tätscheln und ihr wohl auch den Klaps versetzen, den sie dafür verdiente, daß sie ihn so geängstigt hatte.

„Ach, das Leben!" sagte er laut vor sich hin. Er spürte schon den süßen wohlvertrauten Duft der Zimmer, man klapperte mit Tellern, die Diener zögen sich diskret zurück, und in der Halle wäre Feuer im Kamin mit großen Buchenscheiten, rot und heimisch.

Indessen war kein Feuer im Kamin. Vielmehr stand eine Kutsche vor der Haustür, die geöffnet war. Der Saal war leer. Kein Diener zeigte sich und alle Türen standen schwarz und trostlos offen, als wäre das Unglück selbst hindurchgeschritten, um sich nur Angst und Einsamkeit verbreitend. Zum Teil waren die Bilder von der Wand genommen, auch Schränke abgerückt, und mehr als einmal stolperte Sir Shovel über Gerät, das mitten auf dem Boden aufgestapelt war.

Wer kennt nicht das bedrückende Gefühl der Wehmut, das einen Menschen überfällt, wenn er beim Umzug seine Wohnung, die ihm lieb war, auseinanderfallen sieht. Die heimatlichen Geister des Geborgenseins, der Traulichkeit, des Friedens scheinen ausgetrieben, das Heimweh selbst ist heimatlos geworden und ruft untröstlich in der Seele die Erinnerung, das Auge sucht vergebens an den Wänden die Bilder des verlorenen Paradieses vorzustellen, kurz, wieviel mehr muß erst der arme Shovel ausgestanden haben, der heimzukehren dachte und nun auch noch die letzte Zuflucht seiner irrenden Gedanken, die ihm bis auf den Tag geblieben war, zerstört fand.

So nächtlich schreckensvolle Überraschungen erlebt man sonst nur im Traume, und wie im Traum taumelte Sir Shovel weiter, nachtblind und kopflos, bis er einen Lichtschein sah, der aus eben dem Zimmer fiel, in dem er sonst zu schlafen pflegte. Dort fand er einen Menschen, klein und dick in einem Mantel und den Hut auf wie ein Makler, der einen Gang durch seine Waren macht, und vor ihm stand Mylady Shovel, den Leuchter in der linken Hand und mit der rechten dies und das erklärend.

„Das ist das Zimmer", sagte sie, „das mir von allen am teuersten gewesen ist. In diesem Bette schlief der arme Shovel in seiner letzten Nacht auf Englands Boden, dort steht sein Nachttisch und dort die Pantoffeln, die ich selbst gestrickt, und dort hängt auch sein Bild."

Sir Shovel sah, daß es mit einem Lorbeerkranz behängt war, der lange schwarze Bänder hatte. Auch der Sessel war bekränzt, und um den Spiegel hing ein schwarzer Schleier.

„Ich habe Ihnen nun gezeigt", fuhr Lady Shovel fort, „was Sie zu sehen wünschten. Hier sind die Schlüssel für das ganze Haus. Ich reise noch in dieser Nacht nach Cornwall in ein Stift für alte Damen und habe nur die eine Bitte noch, daß Sie das Andenken des Helden, der hier wohnte, so weit das möglich ist, als Patriot und Mann von Pietät in Ehren halten."

„Ich werde eine Tafel an die Front des Hauses machen lassen, gnädige Frau", erwiderte der Mann, nahm seine Schlüssel an sich, lüpfte kaum den Hut und ging hinab.

Sir Shovel war geschwind hinter die Tür zurückgetreten. Als nun die schweren Schritte des Fremden in der dunklen Tiefe verklungen waren wie die Schläge eines Herzens, das verlischt, kam er aus seinem Hinterhalt hervor und sah Mylady Shovel auf dem Bettrand sitzen. Sie hatte ihre Hände in den Schoß gelegt und schien auf ihn zu warten.

„Da sind Sie", sagte sie und während sie die Brosche aus dem Kleide löste und sich die Ringe aus den Ohren nahm: „Es ist sehr aufmerksam von Ihnen, daß Sie pünktlich sind. Hier ist mein Schmuck, den Sie in einer glücklicheren Zeit mir schenkten. Sie werden fast soviel dafür erlösen, wie an Wertpapieren in diesem Kasten ist, und hier ist soviel Bargeld, wie ich flüssig machen konnte. Was Sie und ich besaßen, ist verkauft. Ich denke, daß es reichen wird, um das Geschwader auszurüsten, zweitausend Mann mit allen Offizieren."

Damit nahm sie das Bildnis von der Wand und so, als sähe sie Sir Shovel nicht und hätte auch mit einem anderen gesprochen, küßte sie es lange, stieg dann schnell hinab, Sir Shovel leuchtete ihr auf der Treppe, öffnete den Schlag und sah ihr nach. Im Licht der Kerzen glaubte er zu sehen, daß sie winkte.

Sir Shovel wäre ihr zu gerne nachgelaufen, doch hatten ihn die Vorfälle der letzten Zeit bereits so sehr verwirrt, daß er kein Glied zu rühren wagte in der steten Angst, daß alles könnte wirklich nur ein Spuk gewesen sein, ein Hirngespinst des überreizten Schädels: sein verkauftes Haus, die stille, unnahbare Frau, die ihn nicht kennen wollte und ihn liebte, der ungehobelte Geselle mit dem Hute auf dem Kopf vor seinem Bett, endlich er selbst, er selbst sogar die Sinnestäuschung einer verhexten Nacht. Und alles überhaupt das magische Vergnügen unbekannter Mächte. Jedoch das Geld war da, der Kasten war aus Holz, er hielt ihn fest, bis ihm die Hände schmerzten und bis er wußte, daß er auf der Straße stand und fror; denn es war kalt und nebelig und Dezember.

Doch hielt ihn der Dezember nicht zurück, den Riesenplan sogleich ins Werk zu setzen. Teils wurden neue Schiffe aufgelegt, teils alte angekauft und überholt. Man sah Sir Shovel täglich auf den Werften in irgendeiner Hafenstadt im Norden, ein kleiner König, der sich eine Flotte baut, bis eines Tages stolz die „Association" vor Anker lag und neben ihr die andern des Geschwaders „St. George", „Queen Ann" und wie sie alle hießen. Da ging Sir Shovel in die Hafenkneipen, um sich die Leute anzuheuern, die er brauchte.

Indes, wohin er kam, lief ihm das heimliche Gerede von seinem Mißgeschick voraus, durch alle möglichen Behauptungen vermehrt. Genaues wußte freilich niemand, um so lieber erfand ein jeder, was ihm unklar war. Schließlich genügten schon die Namen der Schiffe des Geschwaders, um als unheilvolle Vorbedeutung angesehen zu werden. Man wolle lieber in die Gruben gehen als mit dem Tode selbst in See zu stechen. Vergebens bot Sir Shovel mehr als üblich, vergebens sicherte er zu, daß er die Schnapsration erhöhen würde und ganz besonders, wie es ihm ums Herz war, daß er sie menschlicher behandeln wollte, als es die Regel sei, wie seine Söhne gleichsam, wie die besten Männer des Vaterlandes, kurz, um soviel milder und gerechter, als ihn der Jähzorn damals hatte handeln lassen.

Umsonst. Die liederlichsten Kerle noch erhoben sich, wenn er ins Zimmer trat und tranken schnell und schweigend ihren Becher aus. Selbst die entlaufenen Gefangenen, ja die Krüppel, humpelten davon, um seinen Angeboten auszuweichen, und Shovel war nach wochenlangen Mühen noch immer ganz allein, der einzige Bewohner des Geschwaders, in einem Admiral, Matrose und Besitzer.

So lag die neue Flotte Ihrer Majestät wochenlang vor Anker, hilflos und unbeweglich und in dumpfer Ruhe. Nur auf der „Association" sah man nachts ein Licht. Das war Sir Shovel, der zu Bette ging und wieder aufstand, weil er keinen Schlaf fand, und viele Stunden auf das Wasser starrte, das grau und ruhelos an seinen Schiffen schleckte.

„Gib mir die Toten wieder", rief er bitter, „du schwarzes Untier, das die Seelen frißt und ihre Körper

Digitized by Google

wieder auswirkt, Ungeheuer, was sind zweitausend Mann für dich, ein Dreck, ein magerer Happen, eine Handvoll Knochen, die du vor Sonnenuntergang verschluckst und dankst nicht einmal, du verfressenes Scheusal. Ich aber wäre glücklich, wenn ich zweie hätte, nur zweie, lieber Gott, nur zwei als Handgeld."

Noch während er dies sagte, sah er plötzlich einen Körper treiben, er irrte nicht, ein schwarzes Etwas, das sich näherschob

„Ein Mensch", rief er und wurde aufmerksam.

Was wäre sonst ein Mensch für ihn gewesen, wenn er an früher dachte. Gott, ein Mensch! Wieviele Menschen gab es, ach, so viele, daß man auf einen keine Acht zu geben brauchte. Wenn man es wollte, knüpfte man ihn auf und freute sich, daß es so viele gab. Doch jetzt, jetzt war ein Mensch die Hand des Himmels.

Sir Shovel riß sich seine Jacke ab. „Herauf, willkommener Genosse meines Unglücks, dich habe ich erwartet!" rief er, sprang hinab und barg den Körper mühevoll an Deck.

„Wenn du gestorben bist, so will ich dich begraben, wie es keinem Könige geschieht. Doch wenn du lebst." Er unterbrach sich, „lebst? Ich mache dich lebendig. Warte ab, du kommst mir gerade recht, das werde ich dir lohnen."

In aller Eile schlug er Feuer an, rückte den steifen Körper an den Ofen, der in der Admiralskajüte stand, rieb ihm die Arme und die Brust und ließ ihn atmen. Dann nahm er Rum und braute einen Grog, den er mit einem Löffel zwischen die kalten Lippen flößte. So mühte er sich viele Stunden, bis er endlich ein Lebenszeichen zu erkennen glaubte.

„Ins Bett mit dir", schrie er, nun außer sich. „Du wirst es nötig haben", und wickelte den Armen fest in Decken ein, legte ihm Wärmkruken an die Füße, setzte sich daneben und fühlte andächtig den Puls, der wie ein erstes Windchen ganz schwach und zaghaft ihm die Wiederkehr der Hoffnung anzukünden schien.

Dabei muß ihn die langentbehrte Müdigkeit mit doppelter Gewalt befallen haben. Er dachte noch: „Wie ähnlich sieht auch dieser Bursche wieder dem armen Teufel auf der ‚Association', den ich hängen wollte. Daß doch die Unglücklichen sich immer ähnlich sehen!" Dann fiel der Kopf ihm auf die Brust, er streckte sich und schnarchte laut und friedlich.

Als er erwachte, saß er immer noch auf seinem Stuhl. Der Rücken schmerzte ihn, die Knie waren steif und hinter ihm ertönte ein Gelächter, das ihm in alle Glieder fuhr.

„Du scheinst dich wohl zu fühlen", sagte einer laut und patzig und offensichtlich ohne jeden schuldigen Respekt. Sir Shovel drehte sich erschrocken um und sah den Fremden stehen, viel stattlicher und breiter, als er es erwartet hatte.

„Alter Halunke", fuhr der Bursche fort, „da bist du nun und bist noch immer an demselben Fleck. Das kommt davon, wenn so ein feiner Herr einmal auf seine eigene Grütze angewiesen ist; da langt's nicht hin und her, nicht wahr, mein guter Shovel, alter wässriger Bandit und Vormilchbruder."

Sir Shovel war der Ton nicht gerade angenehm, allein er sagte sich: „Besser ein rauher Wind als eine faule Flaute", sträubte sich nicht lange und erwiderte: „Wenn du es besser kannst, soll es mir recht sein."

„Darum kam ich gerade", antwortete der Mann. „Man kommt ja nicht zu dir, wenn man nicht schwimmt. Ich dachte nicht, daß es so schwierig ist, dir an die Hand zu gehen."

„Nur immer zu", erwiderte Sir Shovel, „ich hatte es schon aufgegeben, zweitausend anzuheuern, aber Gott sei Dank, wenn erst der erste da ist . . ."

„Sind auch die andern bald zur Stelle. Warte es nur ab und laß mich alles übrige besorgen. Eh' du dich versiehst, ist deine Mannschaft vollzählig versammelt."

Sir Shovel ließ sich das nicht zweimal sagen. Er gab dem Burschen Handgeld, ging an Land und dachte sich, auf einen Fehlschlag mehr oder weniger kommt es nun auch nicht an, und wer die Hoffnung nicht verliert, hat immer noch die Aussicht, ein Wunder zu erleben. Was kann geschehen, als daß der merkwürdige Geselle mit dem Geld davongeht oder, wenn er ein ehrlicher Kerl ist, eines Morgens wieder da ist und eingesteht, daß keine Ratte auf das Schiff zu bringen ist.

Sir Shovel war bereits in jener Galgenlaune, der alles gleichgültig geworden ist und die nur ihr Vergnügen darin findet, an allen Dingen das Häkchen zu bemerken und bei allen Unternehmungen das vertrakte Ende abzuwarten. Und in der Tat, so oft er niederwärts zum Hafen stieg, sah er die Schiffe unbeweglich liegen, dunkle Kolosse ohne Zweck und Leben, aus einer Teufelslaune aufgebaut und einem teuflischen Geschick verfallen, noch ehe sie die erste Fahrt begonnen. Kein Lachen scholl herüber, kein Kommando, kein Boot stieß ab, kein Faß ward aufgezogen, es fehlte nur die Quarantäneflagge, um zu glauben, daß dort die Pest an Bord saß.

Allein an einem späten Nachmittag, als schon die Milch der Dämmerung in den Straßen lag, war vor Sir Shovels Tür der fremde Mensch, rief ihn heraus und schlug ihm auf die Schulter: „Alles in Ordnung, Bruder Admiral, wir können fahren."

Sir Shovel traute seinen Augen nicht. Er sah auf allen Schiffen Licht, die Flagge war gesetzt, die Mannschaft vollzählig versammelt, als er an Bord ging. Der Stabskapitän kam ihm entgegen, machte seine Meldung, und durch Sir Shovels Hirn fuhr heiß wie eine Stichflamme der Schreck des plötzlichen Erkennens: der Stabskapitän war offenbar derselbe, der ihn schon auf der Reise nach Gibraltar und zurück begleitet.

Sir Shovel brachte kaum die Hochs auf Seine Majestät heraus, so würgte ihn der Zweifel. Lebte denn noch einer seiner alten Leute und gerade dieser? War er nicht der einzige, den die gefräßige Brandung damals ausgespien, und waren etwa auch unter den anderen geheime Zeugen seines Mißgeschicks, die nur aus einem rätselhaften Grund geschwiegen hatten, um jetzt zu einem rätselhaften Zweck sich zu versammeln? Die Nacht brach schon heran. Sir Shovel mühte sich vergebens, ein Gesicht zu sehen. Die Leute standen stumm im feuchten Dunst, der aus den Wassern stieg. Fast schien es so, als flössen die Gestalten auseinander, wenn sie sich bewegten. So lautlos waren sie, so ohne Schwere. So lautlos gingen auch die Segel hoch, gar nicht wie sonst, ganz ohne Lärm und Flüche. Sir Shovel schüttelte den Kopf. Ihm war nicht ganz geheuer bei der Sache.

Indessen, das Geschwader lief, die Aufgabe war ausgeführt, der Wunsch der Königin erfüllt, zweitausend Mann mit allen Offizieren waren auferstanden. Sir Shovel kehrte heim als Admiral und mit den altgewohnten Pflichten kam auch die altgewohnte Ruhe wieder über ihn.

Was sollte er sich erst den Kopf zerbrechen! Hier war er wieder ganz der alte, fort der Druck, die Unbeholfenheit, die dumme Schwäche, die ihn an Land befallen hatte. Hier war er wieder Herr, allmächtig über Tod und Leben und über seine eigene Vernunft, an der er schon gezweifelt hatte. Und wenn sein Schiff mit lauter Teufelszeug bemannt war, so schwor er sich, und wenn der Teufel selber in ihm steckte, jetzt war ihm gleich, ob er allein war, wie man immer ist, wenn man mit Sturm und Meer zu rechnen hat; jetzt wollte er schon zeigen, was ein Admiral der Majestät von England ist.

Er sah die Reihe des Geschwaders an, es lief, ein Zug von großen grauen Vögeln, vor dem Wind, noch immer lautlos, immer noch umwölkt von einem feinen weißen Schleier, der wie Rauch war, und hielt von jenem Hafenplatz im Norden, wo die Werften lagen, durch St.-Georges-Kanal um Cornwall und die Westküste herum den Kurs auf London. Man hatte bald mit guter Fahrt den Punkt erreicht, wo sich das Unglück damals zugetragen. Sir Shovel sah die Karte und die Scilly-Inseln und sagte sich, indem er eine Pfeife rauchte: „Das müßte mit dem Satan zugehen, wenn ich nicht diesmal sicher durch die Klippen komme", und war schon zuversichtlich, als er an der Uhr und auch am Kompaß sah, daß die Gefahr zum schlimmsten Teile überstanden war. Da fiel der gleiche fette Nebel ein, der damals herrschte. Auch war die Stunde ganz genau dieselbe und Shovel schickte sich soeben an, hinaufzugehen, um selbst das Notwendige anzuordnen, als unversehens die Tür aufsprang und ohne Gruß der Erste Offizier mit allen Zeichen der Empörung eintrat.

„Die Riffe", schrie er, „sind Sie denn des Teufels? Sie wollen ein Admiral sein, und Sie wissen nicht, daß jede Weiterfahrt in diesem Nebel heller Wahnsinn ist?"

Sir Shovel war gelassen wie noch nie, verbat sich diesen Ton und fragte, was den Stabskapitän berechtige, auf solche sonderbare Art an seinem Admiral Kritik zu üben.

Der wurde leichenblaß, vielmehr er war es schon, und sagte: „Jedes Kind begreift, daß wir den Kurs nicht beibehalten können. Und überdies ist in der Mannschaft ein Matrose, der diese Küste wie sich selber kennt. Der läßt Ihnen bestellen . . ."

„So? Bestellen?" unterbrach Sir Shovel und nahm die Pfeife aus dem Mund. Er kannte diese Szene nur zu gut und sah jetzt klar. „Verfluchtes Höllenpack, so ist es denn gekommen, wie ihr wolltet. Ich glaubte euch schon auf dem Meeresgrund, allein, ihr habt ein zähes Leben, ihr Gespenster. Ihr gebt nicht Ruhe, bis man kindisch wird, und ich, ich Esel, muß euch in die Falle laufen."

„Der Mann hat es nur gut gemeint", erwiderte der Stabskapitän, „man sollte ihn belohnen."

„Anstatt ihn aufzuhängen, nicht wahr, das meinst du doch", schrie J. W. Shovel. „Gib dir keine Mühe, ich sehe doch durch dich hindurch, du Spuk von einem Ersten Offizier. Du hast ja Tang im Kopf statt einem Hirn, in deinen Augenhöhlen kleben Muscheln und aus dem Maul läuft dir das pure Wasser. Wie? Wo hältst du deine Hände hin? Du hast dir wohl die Fingernägel nicht geschnitten?"

Der Stabskapitän nahm langsam seine Hände hinterm Rücken vor. Sir Shovel sah mit einem Blick, daß sie wie lange weiße Krallen waren. Er knöpfte seinen Rock zu, wortlos und verächtlich, biß seine Zähne aufeinander, ging voran und sah die Mannschaft schon unten stehen auf einem Haufen, dicht gedrängt und schweigend, vor ihrer Front der Mensch, den er in jener Nacht mit eigener Hand zu sich an Bord gezogen.

Das war es, was noch fehlte. „Also doch", so knurrte er und überlegte hin und her. Da war der Ungehorsam wieder, er erinnerte sich ganz genau. Im guten Glauben fing es an, mit Ratschlägen und Fordern ging es weiter. Schließlich war man im Recht. Der Fehler lag bei ihm, und wenn er nachgab, wäre es geschehen. Dann wäre jeder Schiffsjunge gescheiter als der Admiral. Ein jeder Maat würde es besser wissen und alle Disziplin am Schluß zum Teufel sein.

Doch wenn er zugriff, rücksichtslos und hart, wenn er auf seinem Kopf bestand, gewaltsam, ungerecht und gegen alles bessere Wissen, dann, ja dann geschah, was schon einmal geschah und was auch immer wieder so geschehen mußte. Sir Shovel wußte das und wußte auch, daß man die Frage nicht im Zorn entscheiden konnte. Er war nicht ärgerlich, worüber auch? Er wußte sich von allen Eitelkeiten frei, nachdem man sie ihm so vereitelt hatte. Die Sehnsucht heimzukehren, war noch groß genug, doch ohne alle Leidenschaft, wie er sich eingestehen mußte. Was einzig blieb, war nur die Neugier sozusagen, ein grenzenloses Wunder über diesen Zirkel, der Tod und Leben ineinanderschloß. Er war zurückgekehrt, ganz anders freilich, als er es erwartet, nicht in sein Haus, nicht in den Glanz der Hauptstadt, nicht in die schmeichelhafte Selbstgefälligkeit des Straßenruhms, sondern in jenen vorbestimmten Augenblick der endlichen Entscheidung, die ihn aus seiner Bahn geschleudert hatte und die er doch nicht eher anerkennen wollte, als bis sie ihm zum zweiten Male in die Hand gelegt war.

So stand er nun und konnte wählen, ob er zweitausend leben oder sterben lassen wollte. Zweitausend Augenpaare sahen auf ihn hin, zweitausend Seelen, unerlöst und grau. Erde und Luft, Himmel und Wasser waren eine Ewigkeit, und diese Ewigkeit war eine weiße Wand, die stille schwieg. Kein Gott war nahe, keine Majestät von England, um ihm zu raten. Er war allein und war der Admiral; er war es oder nichts.

Da nahm Sir J. W. Shovel seinen Hut vom Kopf und rief: „Gott steh' mir bei, es lebe unser Vaterland! Den Meuterer an den Mast und wie bisher Kurs geradeaus auf England!"

Wenige Augenblicke darauf ging das Geschwader des Sir J. W. Shovel, zweitausend Mann mit allen Offizieren, zum zweiten Male bei den Scilly-Inseln unter. Durch das Geräusch der Brandung wollen Schiffer den lauten Schrei der berstenden Fregatten wahrgenommen haben. Von der Besatzung wurde freilich niemand angetrieben, auch nicht der Admiral. Und niemand also wird Mylady Shovel Vorwürfe machen können, daß sie nicht länger an der Einfahrt in die Themse und auf die Zurückkunft ihres Gatten wartete, sondern mit der Miene der festen Überzeugung, daß kein Zweifel übrigblieb und alles weitere Warten überflüssig wäre, in ihren Wagen stieg und in die Stadt zurückfuhr. Sie wollte Ihrer Majestät berichten, daß Sir J. W. Shovel endgültig zu den Toten eingegangen sei.

Georg Walter Suppin:

Aufstand in Tengistan

Ein Mann führte Krieg gegen England

(Schluß)

Waßmuß war im Süden. Er verließ Boradschan, um nach dem Norden zu reiten. In seiner Begleitung befanden sich Mirza Ali Afghani und Kasruner Stammeskrieger. In den ersten Bergen wurden sie nachts von räubernden Kaschquai überfallen. Die Kasruni wichen, Mirza Ali Afghani fiel und Waßmuß wurde durch einen Dolchstich schwer verwundet. Durch den Lärm des kurzen Kampfes wurden Boradschani herbeigerufen Sie töteten die meisten der Räuber und hielten Waßmuß für tot. Sie schafften ihn zurück nach Boradschan und brachten ihn am nächsten Tage, als er sich etwas erholt hatte, nach Ahram zu den Schwefelbädern. Waßmuß litt furchtbare Qualen und als er wieder geheilt war, lahmte er für sein Leben Am Tage nach dem Überfall hatte man ihm einen der Räuber vorgeführt die ihn überfallen hatten Er wurde vor Waßmuß geschleppt und man beteuerte, daß er für seine Tat ein Jahr lang gemartert werden solle. Doch Waßmuß verzieh dem Kaschqai. Und er rief: wenn die Kaschqai, die Tengistani und Khamseh untereinander verfeindet blieben, so würden die Inglis bald die Herren des ganzen Landes sein! Er schenkte dem Manne die Freiheit Einige Tage später kehrte der Kaschqai zurück mit seinen Kriegern und stellte sich Waßmuß für den Krieg zur Verfügung

Waßmuß hielt sich nun häufig an den Weideplätzen der Kaschqai auf, saß an ihren Lagerfeuern, schlief in ihren schwarzen Zelten aus Ziegenfilz Manchmal ging er nach Schiras Er blieb in den stillen Vororten, sprach mit vielen der Riflemen Und viele von ihnen wurden heimlich seine Anhänger

Als Sir Percy Sykes aus Indien zurückkehrte, hatte sich die Lage völlig verändert Die Kaschqai standen gegen die Briten und Saulat tat nichts, um es zu verhindern Auch Qauam-ul-Mulk und selbst Farman Farma waren kühl gegen Sir Percy In Teheran war Mukhbar-es-Saltaneh Innenminister geworden Das Kabinett war deutschfreundlich Der Innenminister sandte Telegramme an Saulat und rief ihn zum Aufstand gegen die Briten auf Die britische Legation in Teheran erhielt eine Note der Regierung, daß das Bestehen der „South Persia Rifles" ein grober Verstoß gegen Persiens Neutralität sei Die Truppe müsse aufgelöst werden Diese Note wurde in ganz Südpersien angeschlagen. Die Riflemen begannen in zunehmendem Maße zu desertieren Nach und nach fing die Truppe an, sich selbst aufzulösen, zu zerfallen. Viele der Riflemen liefen zu den Kaschqai über und zu Waßmuß. Die Lage der Engländer in Fars wurde von Tag zu Tag unhaltbarer. Da rief Sykes seine Offiziere zusammen zur Beratung. Er entschloß sich, in Fars eine „innere Verteidigungsstellung" zu errichten, die hauptsächlich von englischen und indischen Truppen gehalten werden müsse Und das geschah

Indessen klärte Waßmuß weiter die Kaschqai und Tengistani auf Sie könnten ihre Zukunft und ihre Freiheit nur retten, wenn sie zusammenhielten, einig wären! Die Nachrichten von neuen deutschen Siegen an der Westfront ermutigten ihn

Im Mai sahen die Engländer, daß ein neuer Aufstand in Südpersien unmittelbar bevorstand Sie bereiteten sich vor in Fars wie in Buschehr. In Fars standen etwa 2200 Mann. Waßmuß jedoch sah, daß die britischen Kräfte geteilt waren, daß seine eigene Stellung fest war und erkannte darin die Schwäche des Feindes Alles war wieder auf Waßmuß' Seite Nur Qauam-ul-Mulk, der in und um Schiras mehr als zweitausend Krieger gesammelt hatte, blieb ein unsicherer Faktor Er schien abzuwarten, um sich im gegebenen Augenblick auf die Seite des Siegers zu schlagen

Während des Sommers bereitete Buschehr eine Offensive gegen das Hinterland vor Eine Bahn wurde gebaut durch die Wüste gegen Boradschan Doch Sir Percy erhielt die Nachricht, daß man vor Oktober dort nichts unternehmen könne

Er war also auf sich und seine Truppe allein angewiesen, falls der Aufstand früher ausbrach

Die Stämme von Niris begannen mit dem Aufstand Es war im Mai Der Süden jedoch war mit den Vorbereitungen um diese Zeit noch nicht fertig So wurden die Kräfte zersplittert

Saulat-ud-Daula hatte seine Krieger gesammelt Er lagerte mit seinem Heer bei Khan-i-Kabis, südlich von Schiras Weiter südwärts hatten die Kasruni eine britische Truppe in Khaneh Zinian eingeschlossen Sir Percy eröffnete den Kampf, indem er Saulat-ud-Daula angriff. Es kam zur Schlacht von Khan-i-Kabis. Die Kaschqai und Kasruni kämpften tapfer und hartnäckig Aber die überlegenen Waffen der Briten trugen schließlich den Sieg davon. Indes gingen die Riflemen der britischen Besatzung in Khaneh Zinian zu den Kasruni über, diese drangen in die Stadt ein und machten die Engländer nieder Und nun ging der Ruf von dem

großen Sieg über England weit durch die Berge Tengistans. Und die Stammeskrieger des Südens griffen zu den Waffen, eilten herbei, um sich um Saulat-ud-Daulas Fahne zu scharen.

Saulat-ud-Daula schlug hartnäckig noch einmal sein Lager bei Khan-i-Kabis auf. Und in den ersten Wochen des Juni zogen die ganzen Streitkräfte der Stämme nordwärts, bis ins Tal von Schiras. Die Kaschquai und Kasruni besetzten die Gärten und Hügel im Süden der Stadt. Am 17. Juni sollte der große Angriff auf Schiras erfolgen. Und gleichzeitig sollten die Schirasaner in der Stadt selbst gegen die Briten sich erheben. Aber Sir Percy Sykes erfuhr von dem Plan der Aufständischen und er kam Saulat-ud-Daula zuvor. Überraschend griffen die englischen Truppen am 16. Juni die unvorbereiteten Feinde an. In der Schlacht von Ahmedabad blieb der Sieg an Englands Fahnen. Der Aufstand in Schiras kam nicht mehr zum Ausbruch. Damit hatte Sir Percy gewonnen.

Nun gingen Farman Farma und Qauam-ul-Mulk wieder auf die Seite der Engländer über. Und Farman Farma erhob den Bruder Saulat-ud-Daulas, Sirdar Ehtesham zum Ilkhani und Oberfürsten der Kaschquai. Doch Waßmuß und Saulat bereiteten in aller Eile einen letzten Angriff vor. Ihre Streitkräfte standen noch immer vor Schiras. Doch nach der Erhebung Sirdar Ehteshams zum Ilkhani verließen viele Kaschquai, unter ihnen die beiden andern Brüder Saulat-ud-Daulas die Sache der Erhebung und gingen nach Schiras über. Noch ehe sich die Kaschqai und Kasruni in den Gärten und Hügeln außerhalb der Stadt eine feste Stellung geschaffen hatten, wurden sie abermals angegriffen und zurückgeworfen. Nun zogen sich die gesamten Streitkräfte nach Chenar Rahdar zurück. Dort aber brach Streit aus zwischen den verschiedenen Unterstämmen, Waßmuß suchte vergebens zu schlichten, die ganze Streitmacht löste sich auf. Nassir Diwan kehrte mit seinen Kasruni nach seiner Hauptstadt Kasrun heim.

Aber Waßmuß blieb bei Saulat-ud-Daula, dem nur noch ein Drittel seiner Leute geblieben war. Doch der Ilkhani lieferte am 7. Juli mit seinen schwachen Kräften den nachfolgenden Briten noch einmal eine Schlacht. Dann aber zog er sich zurück nach Firuzabad, der Hauptstadt des Kaschquaivolkes. Er wurde verfolgt. Verrat unter seinen eigenen Leuten erschwerte die Verteidigung. Die Krieger liefen schließlich auseinander. Noch einige Kämpfe in den Bergen, bei denen plötzlich englische Truppen eingriffen, dann war es vorbei mit der Macht Saulat-ud-Daulas. Mit dem Rest seiner Krieger floh er in die Gebirge, und sein Bruder, Sirdar Ehtesham wurde als Ilkhani nach Firuzabad geführt. Waßmuß blieb bis zum Ende an der Seite des unglücklichen Saulat-ud-Daula.

Inzwischen kam es auch im Süden, unten im Descht, zu kleineren Kämpfen. Doch veränderte sich dort nichts, obwohl die Briten in Buschehr etwa 20 000 Bajonette ins Feld stellen konnten. Und im Oktober brach plötzlich Saulat-ud-Daula noch einmal hervor, ein neuer Aufstand begann. Er hatte die letzten treuen Krieger um sich versammelt. Plötzlich stürmte er aus den wilden Bergen hervor und eroberte Firuzabad. Sirdar Ehtesham konnte gerade noch das nackte Leben retten. Saulat-ud-Daula war wieder Ilkhani. Da marschierte Qauam-ul-Mulk gegen ihn, die Briten boten eine Übermacht auf, um Saulat endgültig zu vernichten. Es kam zur letzten Schlacht gegen die Kaschqai. Es war eine erbitterte, eine heiße Schlacht. Und obgleich die britischen Waffen weit überlegen waren, mußten die Engländer schwer um den Sieg ringen. Es waren Saulats treueste Krieger, seine Kerntruppen (1500 Mann) und er selbst kämpfte an der Spitze seiner Leute. Nach der verlorenen Schlacht floh Saulat-ul-Daula mit seinen Leuten. Sie verschwanden für immer in den unzugänglichen Gebirgen. Aber die Briten waren verwundert, erstaunt über die Kampfkraft, den soldatischen Mut und Ehrgeiz der Krieger, die sie eben, unter schweren Anstrengungen, besiegt hatten. Zum ersten Male war ihnen etwas von der keimenden Kraft des jungen, zukünftigen Iran offenbar geworden!

Waßmuß war inzwischen nach dem Süden zurückgekehrt. Nach verschiedenen Unternehmungen der Briten von Buschehr aus, sammelten sich die Kräfte des Hinterlandes unter Ghasanfar-es-Saltaneh in der Nähe von Larbeh (bei Boradschan). Es kam zur letzten Schlacht in Tengistan! Auch hier wurde heiß gekämpft wie immer, gekämpft gegen die weit überlegenen britischen Waffen, gestritten mit Flinten gegen Maschinengewehre und Feldkanonen. Diese letzte Schlacht von Tengistan war am 31. Oktober 1918. Sie ging für Waßmuß verloren. Boradschan wurde besetzt und ein anderer Scheich an die Stelle des Ghasanfar-es-Saltaneh gesetzt

Gegen Ende November erreichte ein Bote des britischen Oberstkommandierenden von Buschehr in Taleh bei Ahram den unglücklichen Waßmuß und brachte die Nachricht vom Waffenstillstand in Europa. Und die Briten machten das Angebot, Waßmuß und Spiller sollten binnen sieben Tagen nach Buschehr kommen, dann würden sie unmittelbar nach Deutschland zurückgebracht werden. Aber Waßmuß schlug das Angebot aus. Er dürfte sich nur an die Befehle seiner Regierung halten. Solche hätte er aber bis jetzt keine. Seinen Aufenthalt in dem neutralen Persien aber könnte ihm England nicht verbieten.

Nach einigen Wochen sah Waßmuß, daß die Briten auf seine Gefangennahme aus waren. Er wollte seinen Freunden keinen Schaden mehr bringen und so beschloß er, mit Spiller durch Persien nach der Türkei zu fliehen!

Dann kam der letzte Abend in Taleh! Waßmuß hatte sechs Stammeskrieger zu seiner Begleitung ausgesucht. Sie waren verkleidet und die ganze Truppe sollte als eine Karawane von Händlern reisen. Zum letztenmal saß Waßmuß im Kreise seiner treuen Freunde, seiner Kampfgenossen, die so viele Jahre mit ihm durchgehalten hatten. Zair Kyidair Khan war gekommen und Scheich Hussein. Sie saßen alle zusammen, tranken Tee und sprachen von Erinnerungen. Waßmuß bat sie um Verzeihung, daß es ihm nicht gelungen war, sie zum Sieg zu führen. Dann umarmten ihn all die treuen Kampfgefährten der Wüste und der Berge. Es war um Mitternacht als Waßmuß und seine Begleiter die Pferde bestiegen. Im Wegreiten sprachen sie leise die erste Sure des Khuran vor sich her. Dann zogen sie hinaus in die schweigende Nacht . . .

*

Längst war auf den Schlachtfeldern des Großen Krieges der letzte Schuß verhallt, da hatte Waßmuß seinen Kampf immer noch nicht aufgegeben. Noch immer standen die Briten an der Goldküste, und die wichtige Einfallspforte nach Persien blieb ihnen verschlossen.

Endlich erreichte die Nachricht Buschehr, daß Waßmuß Tengistan verlassen hätte. Waßmuß sei spurlos verschwunden, sei auf der Flucht nach der Türkei.

Nun atmeten die Briten endlich, endlich auf. Der „Engländerschreck" war gegangen, selbst gegangen — unbesiegt!

*

Überaus anstrengend war Waßmuß' Flucht. In endlosen nächtlichen Ritten durchquerte er das Land. Noch einmal, ein letztesmal, besuchte er Nassir Diwan von Kasrun. Dann umging er Schiras in weitem Bogen, ritt durch das Kaschqai-Gebiet, querte fast ganz Iran und fiel endlich durch Verrat in Teheran in die Hände der Engländer.

Trotz gegenteiliger Versicherungen wurde Waßmuß unter schweren Demütigungen schließlich über Kaswin, Baku, Batum, Stambul, Alexandrien, Marseille nach Köln gebracht und dort in Haft behalten. Im September 1919 war das und kurz darauf gelang ihm die Flucht. Er kehrte zurück nach dem Harz, in seine Heimat.

Waßmuß heiratete nun und kam dann wieder ins Auswärtige Amt nach Berlin. Die Erinnerung an seine Erlebnisse, an seine Freunde und Anhänger in Tengistan ließ Waßmuß nicht mehr in Ruhe, ließ ihn nicht mehr glücklich werden. Es war nicht nur das äußere Unglück, das ihn in Berlin umgab, die völlig veränderte Umwelt nach dem Zusammenbruch, das leidende Vaterland, das von heftigen Fiebern geschüttelt wurde. Waßmuß litt innerlich, seine Persönlichkeit schien gespalten, seine Ideale waren dahin, vernichtet, sein Werk verkannt, sein Wort, das Wort eines Soldaten, das er im Namen des Kaisers und im Namen des Vaterlandes gegeben — er konnte es nicht halten. Was er seinen Freunden, drüben in den Wüsten und Gebirgen des heißen Landes versprochen, in heiligen Schwüren versichert hatte, konnte weder Deutschland noch er selbst je einlösen. Es waren vielleicht lächerliche Summen — im Vergleich zu den ungeheuren Kosten, die der Krieg verschlungen —, kleine Summen gegenüber jenen, die England an seine Freunde zu zahlen pflegte. Aber Deutschland blutete aus tausend Wunden. Und was galt damals, in den ersten Tagen der Republik, noch ein Soldatenwort?

Bald kamen Briefe ans Auswärtige Amt, Briefe aus dem fernen Tengistan. Auch an Waßmus kamen Briefe. Von Zair Khidair Khan, von Scheich Hussein, von all den alten, treuen Freunden, soweit sie nicht der Tod hinweggerafft oder das Kriegsglück ihnen nicht unhold gewesen war, den Kampfgenossen der schweren Jahre, die Waßmuß solange mit allen Mitteln unterstützt hatten.

Waßmuß hatte sich auf Ehre und im Namen des Vaterlandes verpflichtet. Und das wurde in ihm zur fixen Idee, denn sein Ehrgefühl ertrug keinen Makel. Damit beginnt der letzte tragische Abschnitt in seinem Leben. Im Jahre 1923 nahm er Urlaub vom Auswärtigen Amt und begab sich mit seiner Frau nach Buschehr. Dort gab er sich nur wenigen zu erkennen. Doch die Briten horchten auf, schüttelten unsicher die Köpfe darüber, daß ihr alter Feind plötzlich wieder unter ihnen war.

Einige Tage später ritt Waßmuß allein über die Maschileh, hinaus in die Wüste den Weg nach Tengistan. Schon in der ersten Stadt wurde er erkannt, Jubel umgab ihn und man küßte vor Freude seine Hände. Mit einem mächtigen Gefolge ritt er weiter nach Ahram. Doch Zair Khidair Khan war tot, gefallen auf einem Kriegszug gegen die Kaschqai. Sein Sohn regierte in Ahram. Hier rief Waßmuß alle Tengistani zusammen zu einer großen Konferenz. Er hielt ihnen eine lange Rede und erklärte ihnen, daß Deutschland den Krieg verloren, und daß es nichts mehr hätte, um ihnen die Schulden zu bezahlen. Da riefen einige dazwischen:

„Aber wir sind unbesiegt, o Waßmuß! Wir haben die Inglis fortgejagt von unseren Weideplätzen!"

Dann versprach Waßmuß, daß er wiederkommen würde. Sie sollten sich gedulden, er würde dafür sorgen, daß sie ihr Geld zurückerhielten. Sie sollten nur Geduld haben.

Einige Tage darauf kehrte er nach Buschehr zurück

In Buschehr machte Waßmuß seinen großen Plan. Waßmuß wollte wieder deutscher Konsul in Buschehr werden. Und dann wollte er eine große Farm, einen großen landwirtschaftlichen Betrieb gründen in der Gegend von Schah-Kutah Aus den Erträgnissen dieser Farm sollten die Scheichs ihr Geld erhalten

Waßmuß kehrte zurück nach Berlin. Doch das Auswärtige Amt billigte seinen Plan nicht. Man durfte England nicht provozieren, indem man Waßmuß als Konsul nach Buschehr schickte. Man bot ihm alle möglichen Konsulate an. außerhalb Persiens! Doch Waßmuß schlug sie aus. Er war durch sein Wort gebunden. So steckte er all sein Gut in sein Unternehmen, nahm seinen Abschied und im Dezember 1924 kehrte er zurück nach Buschehr. Die Scheichs hatten ihm bereitwilligst Land zur Verfügung gestellt. und so brach er mit all seinen landwirtschaftlichen Maschinen, Traktoren, Pflügen, Sä- und Mähmaschinen auf nach dem Gebiet nach Schah-Kutah. Ein großer landwirtschaftlicher Betrieb modernster Art erstand und die Tengistani-Scheichs waren begeistert, daß Waßmuß ihnen auf diese Weise die Schulden, an die sie kaum mehr dachten, abtragen wollte.

Die Briten haßten Waßmuß. Und ihre Anhänger waren seine Feinde (Die Anhänger der Briten waren immer weniger geworden und Persien hatte inzwischen unter der Führung des Risa Khan Pahlawi den Weg in die Freiheit angetreten!) Manche der Scheichs wurden ungeduldig, viele der alten Freunde Waßmuß' waren längst tot, andere herrschten an ihrer Stelle und die zerstörten nach und nach alle Erfolgsaussichten seines Unternehmens. Sie hielten einen anderen Weg für den besseren und kürzeren: sie verklagten Waßmuß und in zwei Instanzen der persischen Gerichte verlor Waßmuß den Prozeß. Vollständig gebrochen und bettelarm kehrte er nach Deutschland zurück. Im Winter 1931 erhielt er plötzlich den Bescheid, daß die letzte Instanz in Teheran zu sein Gunsten entschieden hatte. Doch kurz darauf schloß der Tod das bewegte Leben dieses Mannes für immer ab.

*

Das ist das Heldenlied von Waßmuß, das Heldenlied des kühnen Mannes, der vier Jahre lang allein Krieg geführt gegen England!

Die Geschichte seiner Abenteuer ist die Geschichte eines Helden!

Ein Volk, das solche Helden hervorzubringen vermag, wird niemals an seiner Zukunft zweifeln!

— Ende. —

Die hieb- und kugelfesten Landsknecht'

In den abergläubischen Zeiten des Dreißigjährigen Krieges waren die Landsknechte der festen Überzeugung, daß sie sich durch Zaubermittel gegen jede Verletzung durch Hieb, Stich oder Schuß sichern könnten. Grimmelshausen, der berühmte Verfasser des Simplizissimus, der den Krieg großenteils miterlebte, gibt an vielen Stellen seines Werkes Zeugnis davon, daß auch er an diesen Wahn glaubte. Bei einem Gegner, dem Simplizius eine Kugel vor die Stirn schießt, schlägt sich das Blei platt wie ein Geldstück und fällt wirkungslos zu Boden. Auch von Wallenstein ist bekannt, daß ein großer Teil seiner Anziehungskraft für die Landsknechte auf dem Glauben an seine Unverletzbarkeit beruhte. Seine Mörder ließen sogar den Dolch mit dem sie ihre Tat vollbringen wollten, zuvor mit geweihtem Wasser besprengen, um den Zauber zu lösen.

Jedermann glaubte an die Möglichkeit des Zaubers, und jedermann trachtete danach, sich ein solches Zaubermittel zu verschaffen. Und bald fanden sich im weiten Reiche Scharlatane genug, die derartige Rezepte gegen gutes Geld feilboten.

Des „Herrn von Redern Experiment, wie man sich soll fest machen", genoß eine besondere Beliebtheit, und es wurde damit ein ersprießlicher Handel getrieben. Es war allerdings nicht ganz einfach herzustellen; aber je mehr Hokuspokus ein solches Rezept verlangte, um so glaubwürdiger erschien es den Menschen der damaligen Zeit.

Man mußte nach dieser Vorschrift aus „Jungfrau-Pergament" kleine Zettel herstellen und darauf die vier Buchstaben des Kruzifixes schreiben: I. N. R. I. Diese Zettelchen wickelte man in reines Papier oder Pergament und umgab sie mit einem Teig aus Mehl und geweihtem Wasser, so daß kleine Kügelchen entstanden. Natürlich durfte das nicht zu einer beliebigen Zeit geschehen, sondern „in Weibnacht, zu Mitternacht um 12 Uhr, wenn man zur Frühmesse läutet". Die fertigen Kügelchen mußten dann heimlich auf einen Altar gelegt und drei Messen darüber gelesen werden, „eine am Ostertag, die andere am Auffahrtstag und die dritte am Pfingsttag". Nun wurden sie an einem „reinen Ort" aufbewahrt. Wenn nun der Landsknecht sich festmachen wollte, so hatte er auf lateinisch zu sprechen: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, Amen. In deine Hände, o Herr, befehle ich meinen Geist." Darauf mußte er das Kügelchen verschlucken und — ebenfalls lateinisch — fortfahren: „Mein Gott, schütze mich, N. N., vor allem Übel. Das machte angeblich den Landsknecht N. N. für 24 Stunden sicher Wenn er doch verwundet wurde, so mußte er sich eben einreden, daß er das Rezept nicht richtig ausgeführt habe.

Ein anderes Mittel für „hawen, stechen und schießen" verlangte folgendes:

„Erstlichen such einen Hirnschädel von einem Gehenkten oder Geradbrechten, da Moos darauf stehet. Wenn du den gefunden, so merke den Ort und laß ihn liegen. Den andern Tag gehe wieder hin und leg ihn so zurecht, also, daß du das Moos davon abnehmen kannst Dann gehe am Freitag vor der Sonne Aufgang wieder hin." Nach einem langen Spruch, in dem der Landsknecht den Beistand Gottes und seiner Heiligen erflehen mußte, konnte er dann das Moos abschaben. „Bind es in ein Tüchlein", heißt es dann weiter, „und laß es in dein Wams nähen unter dem linken Arm — aber doch so, daß du nicht weißt, wo es hingekommen ist — und trag es also bei dir, so kann man dich weder mit Schießen, Hauen oder Stechen verwunden."

Aber es genügte angeblich auch schon, wenn man von diesem Moos „soviel als einer Erbsen groß" des Morgens verschluckte, um 24 Stunden fest zu sein.

Eine sehr starke Verbreitung genoß schon vor Beginn des Dreißigjährigen Krieges die sogenannte Passauer Kunst, eine Erfindung des Passauer Henkers. Dieser Henker muß ein besonders tüchtiger Geschäftsmann gewesen sein und ein aufgeklärter Kopf dazu. Es war im Jahre 1611, als Kaiser Matthias in der Passauer Gegend ein Heer zusammenzog. Die Anwesenheit so vieler Soldaten, die dazu noch im Begriffe standen, in den Krieg gegen Rudolf von Böhmen zu ziehen, brachte den Henker auf den Gedanken, ihnen ein Mittel anzudrehen, das den Landsknechten ein Gefühl der Sicherheit, ihm selber aber einen vollen Geldbeutel bringen sollte. Er druckte mit einem Stempel allerlei seltsame Figuren auf kleine Zettelchen, die die Landsknechte nur zu schlucken brauchten, um gegen jede Verwundung gefeit zu sein. Der Henker, dem man schon seines Berufes wegen alle möglichen todbringenden und lebenspendenden Kräfte zutraute, hatte bald einen großen Zulauf. Sein Glück wollte es, daß die von ihm „festgemachten" Landsknechte in der bald darauf stattfindenden Schlacht ihre Gegner, die schlecht bezahlt und schlecht genährt waren, ohne ernsthafte Anstrengung in die Flucht schlagen konnten. Sie kamen fast ohne Verluste und fast ohne Wunden aus der Schlacht zurück, und da sie die Zettel des Passauer Henkers verschluckt hatten, glaubten sie, diesen allein sei ihr Glück zu verdanken Sie geizten nicht mit Lob und trugen den Ruhm des Henkers und seiner Kunst weit in alle Lande. Als dann 1618 der Dreißigjährige Krieg ausbrach, konnte der Passauer Henker kaum so viele Zettel herstellen, als die Landsknechte aus aller Welt sich einverleiben wollten. So wurde er der Erfolgreichste von all den Scharlatanen die während des Drunter und Drüber der Kriegsläufte aus dem Aberglauben der Soldateska Geld schlugen.

Dr. R. H.

STRY ZU EULENBURG:

Der Sonnensteiger

Wer von euch kennt die Polarnacht? fragte Bevern. Keiner antwortete. Beverns Mundwinkel wurden schlaff. Er konnte nicht mehr weiterreden. Deutlich spürte man, er hat den Mund voll Weinen. Ein Mann und weinen? Ja. Aber wie Bevern einer war, der hatte keine Tränen mehr. Wenn in ihm die Traurigkeit überfloß, fing er an zu schlucken, hastig und gequält. Jetzt konnte er nicht einmal mehr dies tun. Der Mund war ihm vollgelaufen, vom Hals aus, und weil Trübsinn alle Kraft frißt, konnte er auch die Lippen nicht mehr rühren.

Zeit lassen mußte man ihm. Ihn nicht anschauen und erst recht nicht fragen. Die Geschichte würde er auf jeden Fall erzählen. Kein Mensch wußte, wo Matt geblieben war, mit dem Bevern vor einem Jahr fortging. Sagte doch Bevern selbst einmal: „Matt ist mein bester Freund." Was die beiden getrennt haben mochte?

Also Bevern hat die Geschichte doch noch erzählt.

Bevern hatte keine Heimat, er war überall auf der Welt zu Hause. Ein Abenteuerer, möchte man sagen, vielleicht, aber er mochte arbeiten. Sein Leben lang hat er gearbeitet, und tüchtig dazu. Noch in späten Jahren lernte er um. Radio-Ingenieur, oder ähnlich. Jedenfalls verstand er recht viel davon. Und als man Leute brauchte ganz weit droben in der Arktis, um Funkstationen zu bauen und zu unterhalten, war Bevern als erster dabei. Matt meldete sich mit ihm, der Vertrag lautete auf fünf Jahre. Fünf lange Jahre in Schnee und Eis! Matt hatte sich dies alles bestimmt nicht richtig überlegt. Er träumte zu viel. Und dann war er auch viel jünger als Bevern. Als die beiden „Lebewohl!" sagten, hatte mancher von uns zweifelnd und mit besorgten Blicken besonders Matt nachgesehen.

„Also ihr wißt", erklärte uns nun Bevern, „wenn wir dort droben nicht gewesen wären, hättet ihr euren täglichen Wetterbericht von den eindringenden Polarluftmassen und derartigen kalten Überraschungen nicht halb so genau und erst recht nicht so rasch erfahren können. Daneben mußten wir die Eisbildung beobachten, deren Auswirkungen für die Schiffahrtswege vorausberechnen und hatten außerdem noch eine Menge atmosphärische Messungen vorzunehmen. Richtiggehend waren wir zu halben Forschern geworden. Keinesfalls hatten wir uns über zu wenig Arbeit zu beklagen, und dies ist sehr wichtig für das, was jetzt kommt."

Und dann schilderte uns Bevern die Polarnacht, die keiner von uns kannte.

„Anfangs, ja, solange so etwas noch den Hauch, die Spur von Neusein, von Nochnichtgesehen trägt, ist man gerne bereit, über das Wunderbare dahinter nachzudenken. Aber mit der Zeit verliert alles Neue seinen Glanz, und schon bei längerem Betrachten, wenn der Glanz wirklich bleiben sollte, sieht man ihn nicht mehr, weil das Auge längst seiner gewohnt, wenn nicht sogar satt ist."

Dies sagte Bevern.

„Nacht", redete er weiter, „und wenn man auch spricht von den hellen Polarnächten, es bleibt ‚die Nacht' für uns, die wir im Licht unter der Sonne geboren sind, und nicht dort oben, wie diese anderen Menschen, die es auch gibt, und deren Kindheit schon im Schattenreich der währenden Dämmerung liegt."

Weiter erzählte Bevern von der Trostlosigkeit der Schnee- und Eiswüsten. Wie sie sich an ihre Arbeit geklammert hatten, Nacht um Nacht, und nur Nacht! Wie auch die Arbeit ihnen nichts anderes mehr sein konnte gleichsam als Atemzüge, wie man atmet, ohne davon zu wissen, ohne daran zu denken, nur um des Atmens willen! Wie sie dann krank wurden, einer nach dem anderen, von Sehnsucht nach Sonne, nach Licht und ein wenig Wärme. Und keiner hatte dabei dem anderen zu viel merken lassen wollen von seinem Zustand, um den anderen dadurch nicht noch mutloser werden zu lassen.

„Heute weiß ich, dies war der größte Fehler", sagte Bevern, „hätte doch Matt zu mir gesprochen, wie es aussieht in ihm, ehe es zu spät war, um zu helfen."

Bevern schwieg eine Minute. Dann erzählte er nur noch stockend. Er drückte den Daumen auf die eine, den Zeigefinger auf die andere Seite seines Gesichts. Die Backenknochen ragten spitz auf.

„So haben wir ausgesehen!" sagte Bevern. Er redete weiter:

„Wir waren am Ende unserer Kraft. Da erlebten wir zum Überdruß noch etwas äußerst Unangenehmes und Schreckliches. Pelzhändler, die zugleich Jäger waren, kamen auf unsere Station. Sie wollten mit uns den neuen Tag erwarten. Gott sei Dank, diese Zeit war nicht mehr allzu fern.

Und als wir wieder einmal vom unruhigen Schlaf aufwachten — ich kann nicht sagen, eines Morgens — lag einer der Pelzhändler draußen im Schnee. Tot. Erwürgt. Deutlich sah man die Striemen, die blauen Male der Finger um seinen Hals.

Wir konnten nicht viel untersuchen. Ein Mord aus Mißgunst, aus Neid, aus Rachsucht; kannten wir denn die Händel, die diese verwegenen Gesellen von Jägern untereinander hatten? Der Täter blieb unerkannt. Wir mußten warten, bis die Sonne aufging. Die Sonne bringt es an den Tag! Heimlich funkten wir eine Polizeistation an. Man versprach uns, noch rechtzeitig zu kommen. Das Unangenehme, ja Unheimliche war, daß der Mörder an unserem Tisch mitsaß, neben uns schlief. Oft redete ich mit Matt darüber.

Dann aber war es endlich so weit. Der neue Tag wird kommen. Die Sonne geht auf!

Vierzehn Stunden nur noch, dreizehn, zwölf, sieben, zwei — nur noch eine halbe Stunde.

Wir hatten längst schon abgemacht, daß einer von uns auf den Mast steigt. Einhundertzehn Meter war der Funkmast hoch. Die Einheimischen stiegen gewöhnlich auf eine Felskuppe. Und von dort verkündeten sie laut rufend: ‚Die Sonne!' Sie sahen die Sonne zuerst über dem Horizont schwimmen. Sie hießen: Die Sonnensteiger.

Unser Sonnensteiger war Matt. Er war der Jüngste, dessen Herz am sehnlichsten dem Augenblick des Erwachens des neuen Tages entgegenzitterte.

‚Halte dich gut an, Matt', sagte ich noch, ‚sichere dich!', als er schon seine Arme um den Mast geschlungen hatte. Wir zitterten beide vor Erregung, vor Freude.

Matt schaute mich an, mit einem Blick wie ein Kind, so erwartungsvoll gläubig. Dann stieg er los.

Als er auf der Spitze des Mastes angelangt war, mußte er noch warten. Aber nicht länger als zehn Minuten. Wir anderen standen dort, starr die Augen auf den Punkt gerichtet, der Matt war. Kein Wort wurde gesprochen. Wie in stummer Andacht schauten wir auf.

Viel zu lange warteten wir. — Warum schreit Matt nicht? dachte ich noch. Rückwärts, hinter uns, ein hoher Eiskamm glühte rot auf, sprühte goldenes Feuer und blaues Licht zugleich. Ein Taumel, ein Wahnsinn — fing die Erde zu brennen an?!

Wie ein Goldklumpen hing Matt am Mast. Warum schreit er nicht? dachte ich wieder. In diesem Augenblick löste er seine Hände, breitete die Arme weit auseinander und stürzte. Mit geschlossenen Augen hörte ich, wie sein Körper keine zehn Meter vor mir zerschmetterte.

Acht Stunden darauf kamen auch die Polizeijäger.

Ich übergab ihnen den Brief, den Matt für mich hinterlassen hatte. Lange Zeit habe ich darüber nachgedacht, warum eigentlich Matt den Mord begangen hatte. Ich erinnerte mich, daß auch ich Stunden durchlebt hatte, da ich glaubte, die Nacht würde nie mehr ein Ende nehmen.

Irrsinn? — Ich möchte sagen: ja!

Nun wißt ihr auch, warum ich jetzt schon und nicht erst nach fünf Jahren zurück gekommen bin."

Der alte General Petéri

Vor nunmehr hundert Jahren war der alte General Petéri Kommandant der einstigen Festung Spandau bei Berlin. Ein kerniger, tüchtiger, vorbildlicher Soldat, wurde er wegen seiner militärischen Leistungen hoch geschätzt. Dem Vaterlande und dem Soldatentum schenkte er seine ganze Liebe. Den Feldmarschall Blücher, unter dem er seine Ausbildung erhielt, verehrte er über alles. Und da Petéri seinen Offizieren und Mannschaften ein stets gerechter, gütiger und wohlwollender Vorgesetzter war, der unverblümt, geradeheraus seine Gedanken und Ansichten kundtat, dem man auch offen und unbesorgt sein Herz ausschütten konnte und der stets guten Rat wußte und half, wo er irgend helfen konnte, so liebten sie ihn alle als einen rechten Soldatenvater.

Nur die sogenannten „Federfuchser", die mit ihrer höheren Bildung prahlten und glaubten, sich etwas darauf zugute tun zu dürfen, konnte der derbe, in seinem Soldatendienst ganz aufgehende Petéri nicht leiden. Und ihnen sagte er oft rücksichtslos grob seine wunderliche Meinung. Im sprachlichen Ausdruck seiner Gedanken jedoch war der verdienstvolle General nicht auf der Höhe. Zeitlebens stand er zur „Frau Muttersprache" — wie er die deutsche Sprache nannte — auf gespanntem Fuß. Und drollig heiter wirkten demgemäß oft seine Äußerungen, Ansprachen und Befehle. Seine drastische Art und sein unverfälschtes Berlinern machten so manche seiner Stilblüten noch komischer und belustigender.

Einmal verabschiedete sich Petéri von seiner Garnison: „Irenadiere! Unser König is een jroßer König; denn er kennt den jroßen Dienst. Er is aber ooch 'n kleener König; denn er kennt ooch den kleenen Dienst. Irenadiere! Ihr seid 'n jlückliches Land! Lebt nu wohl, Kinder! Ick reise morjen mit meine Frau im Bade!"

Einer seiner schriftlichen Bataillonsbefehle lautete: „Alle Hunde vom Feldwebel abwärts müssen aus die Kasernen entfernt werden."

Der Konfession nach war Petéri katholisch. Doch als der König, in dessen besonderer Gunst der General stand, das dreihundertjährige Jubiläum der Einführung der Reformation in die Mark Brandenburg dadurch feierte, daß er mit seinem gesamten Hofstaat in der Kirche in Spandau zum Abendmahl ging, schloß sich Petéri hier unbekümmert an. Seine Gattin wies ihn auf diese Ungehörigkeit hin. Ihr entgegnete er in patriotischer Überzeugung: „Vor meinem König is es mich janz ejal, an welchen von die beeden Jötter ick jlobe, Adelheid!"

Ein Spandauer Grenadier starb an der Cholera. Ihm widmete der General, der sich um die einfachen Soldaten ebenso kümmerte wie um die Offiziere, folgenden Nachruf: „Da liegt nu der Krause! Das hat er nu davon! Aber solch Volk frißt ja alles durcheinander! Ick bin fest überzeugt, wenn man so 'nem Kerl in die eene Hand 'ne Birne hinhält und in die andre die Cholera, er jreift nach die Birne!"

Ein andermal hatte Petéri für die Beerdigung eines verstorbenen Soldaten angeordnet: „Der morgende Tote wird in weiße Hosen bejraben!" Mü.-Rü.

DR. WALTER ORTH:

Wird es der menschliche Muskel schaffen?

Die Frage, ob sich der Mensch durch eigene Muskelkraft in die Luft schwingen könne, beschäftigte Phantasten und ernste Wissenschaftler schon lange Zeit. Der Naturforscher Helmholtz glaubte die Möglichkeit eines Muskelkraftfluges auf Grund eingehender und rechnerisch gestützter Vergleiche zwischen Mensch und Vogel verneinen zu müssen. Er schloß, daß ein Mensch mit einem Gewicht von 72 Kilogramm gegenüber einem Storche von 4 Kilogramm die 18fache Arbeitskraft besitzen müsse, daß sich aber die nötige Kraft zum Fliegen mit zunehmendem Körpergewicht ungleich mehr steigere und zufolge dieser Vermutung die menschliche Muskelkraft nie in der Lage sei, den Körper im Fluge schwebend zu erhalten

Helmholtz hatte allerdings nicht mit den technischen Fortschritten auf dem Gebiete der Bewegungsübertragung, des Flugzeugleichtbaus, des Propellerantriebs und der möglichst vollständigen Ausnutzung der menschlichen Muskulatur rechnen können Allein das Prinzip des Fahrrades vermag uns zu zeigen, daß das menschliche Gehsystem vom Standpunkt der Leistung aus nicht die beste Fortbewegungsart darstellt. Ein Radfahrer vermag gegenüber dem Fußgänger ein Vielfaches zu leisten — freilich nur auf Wegen, die für dieses Fortbewegungsmittel vom Menschen geschaffen wurden. Es bleibt ja auch dahingestellt, ob der Flugmechanismus des Vogels vom technischen Standpunkt aus den Idealfall darstellt. Helmholtz hatte andrerseits damit gerechnet, daß der Mensch gleich dem Vogel einen ähnlich hohen Hundertsatz an Muskelmasse in den Flugdienst stellen könne. Der Forscher hätte wohl die Unmöglichkeit eines menschlichen Muskelfluges noch weit entschiedener bejaht, wenn seine Untersuchungen ihn dazu geführt hätten, einmal die zum Fluge verwendbaren Muskelmassen im Verhältnis zum Körpergewicht zu prüfen. Ein Vogel — wenigstens ein guter Flieger — besitzt rund 30 vom Hundert an Flugmuskulatur, während der Mensch zum Fluge nur etwa 4 vom Hundert nutzen könnte; dabei ist einbezogen die Schulter-, Arm- und Wadenmuskulatur, wie sie beim Schwingenflug des Vogels in Betracht kommt. Demnach müßten sich die Helmholtzschen Resultate noch weiter um ein Mehrfaches und zuungunsten der menschlichen Flugfähigkeit verschlechtern. Daß der Forscher die Untersuchungen am „grünen Tisch" gemacht hatte, beweisen uns die Erfolge des Arztes Brustmann, der seine Gleitflüge durch Muskelkraft um das Doppelte verlängern konnte; und neuerdings die Versuche der Ingenieure Haeßler und Villinger mit einem Propellermuskelflugzeug, in dem der Pilot Dünnebeil und der Radrennfahrer Heini Hofmann bis zu 450 Meter horizontale Flugstrecke bei Gummiseil-Bodenstart zurücklegten

Der menschliche Muskelflug ist also ohne Berücksichtigung der Flugdauer prinzipiell möglich. Der erste Schritt zum Erfolg ist eine möglichst weitgehende Ausnützung der menschlichen Muskulatur. Es scheint, daß sich ein Propellerantrieb durch Tretkurbeln, ähnlich denen des Fahrrads, am besten bewährt; ein Antrieb durch eine Art Ruderapparat hat sich nach den Erfahrungen der beiden Erfinder weniger günstig erwiesen Weiter galt es, sich die Erfahrung des Segelflugzeugbaus zunutze zu machen Jedes Flugzeug hat bekanntlich eine „Sinkgeschwindigkeit", die beim Muskelkraftflug möglichst gering gehalten werden muß, was durch möglichst große Flügelspannweite, geringstes Gewicht und kleinem Luftwiderstand erreicht wird. Das Haeßler-Villingersche Flugzeug wiegt bei einer Flügelspannweite von 13,5 Meter nur 40 Kilogramm; durch seinen Stromlinienrumpf mit kleinster Windangriffsfläche — der Pilot nimmt eine halbliegende Stellung ein — ist ein möglichst kleiner Luftwiderstand gesichert. Der Luftschraubenantrieb hat einen Wirkungsgrad von 82 vom Hundert und kommt damit einem größtmöglichsten Wirkungsgrad von 85 vom Hundert schon sehr nahe.

Wird es unter Berücksichtigung all dieser Faktoren der menschliche Muskel schaffen? Wird es der menschlichen Muskelkraft möglich sein, ein Flugzeug samt dem Körpergewicht über längere Strecken und Zeiten als die bisher erreichten in der Luft zu halten? Nach den Berechnungen von W. Schnell ist die die „Sinkgeschwindigkeit" aufhebende Kraft bei den Segelflugzeugen üblicher Konstruktion verschieden groß. Beim „Grunau-Baby" beispielsweise müßten 1,8 Pferdestärken aufgewendet werden; beim Darmstädter Segelflugzeug „Windspiel", das sich durch ein sehr geringes Gewicht und eine kleine „Sinkgeschwindigkeit" auszeichnet, würden 0,8 Pferdestärken zum aktiven Antrieb genügen. Dabei ist allerdings das Mehrgewicht der Flugschraubenantriebseinrichtung noch nicht berücksichtigt. Das Haeßler-Villingersche Flugzeug benötigt nach den Mitteilungen seiner Erbauer 0,9 Pferdestärken, ein günstigster Wert, der wohl nicht viel weiter unterschritten werden kann. Es entsteht also die Frage, ob der Mensch eine derartige Kraft zur Entwicklung von 0,9 Pferdestärken überhaupt aufzubringen vermag und wie lange er bei dieser Leistung durchhält. Hier

begegnen wir wohl einigen Schwierigkeiten. Der Durchschnittsmensch leistet dauernd etwa 0,25 Pferdestärken und für kurze Zeit bis zu 0,75 Pferdestärken. Wesentlich höher sind die Leistungen eines trainierten Sportlers. So soll nach verschiedenen Versuchen ein Kurzstreckenläufer zwölf Sekunden lang etwa 5, ein Rennruderer zehn Minuten lang etwa 1,8 und ein Langstreckenläufer eine Stunde nur 0,3 Pferdestärken aufbringen können. Die Angaben über die Leistungen gehen bei den verschiedenen Untersuchern weit auseinander. Haeßler und Villinger konnten durch ihre umfangreichen sportphysiologischen Untersuchungen feststellen, daß die erforderliche Leistung von 0,9 Pferdestärken, die ihr Flugzeug schwebend hält, von untrainierten Menschen überhaupt nicht erreicht wird und daß ein Radrennfahrer mit einer Spitzenleistung von 1,3 Pferdestärken für zehn Sekunden den Muskelflug mit einem Flugzeug 32 Sekunden lang durchhalten kann. Heini Hofmann hat wohl auf dem Hamburger Flugplatz mit 450 Meter Horizontalflug und einer Flugdauer von 32 Sekunden Werte erreicht, die schon eine äußere Grenze darstellen.

Es ist natürlich trotzdem noch nicht abzusehen, ob nicht doch in Zukunft größere Strecken im horizontalen Geradeausflug zurückgelegt werden können. Sicher aber bleiben die Möglichkeiten des Muskelkraftfluges sehr eng begrenzt, und insbesondere wird ein Start von ebener Erde durch eigene Kraft und ohne Starthilfsmittel, wie Gummiseil, Hangstart oder Preßluft immer unmöglich bleiben. Dem menschlichen Muskelflug eröffnet sich indes ein weites Feld in Kombination mit dem Segelflug. Wie wir gehört haben, läßt sich die Sinkgeschwindigkeit eines Flugzeuges durch zusätzlichen Betrieb einer Luftschraube bedeutend verkleinern. Mit einer Dauerleistung von einem halben PS könnte ein Gleitflug für mehrere Stunden verlängert werden. Oft gelingt es dem Segelpiloten nicht mehr rechtzeitig, thermischen Aufwind zu finden, so daß er zur Landung gezwungen ist. Abgesehen davon, daß er die Zeit zum Aufsuchen desselben mittels eines kombinierten Segelflug-Muskelflugzeuges verdoppeln kann, würden ihm auch schwächste Aufwindfelder keine Schwierigkeiten mehr bereiten. Das bedeutet aber eine Erhöhung der Dauer- und Streckenleistungen. Der kombinierte Muskelkraft-Segelflug ist somit das weitere Entwicklungsziel, das sich die beiden jungen Flieger Haeßler und Villinger gestellt haben.

ANEKDOTEN

Was er ist.

Auf Wunsch Friedrich Wilhelms II. von Preußen erhielten die Rekruten der Garnison Berlin auch Unterricht im Lesen, im Schreiben und in der Religion. Das Friedrichshospital in der Stralauer Straße war die Unterrichtsstätte. Der König ließ sich selbst dort ab und zu blicken und überzeugte sich persönlich von den Ergebnissen des Unterrichts.

So fragte er eines Tages einen Rekruten: „Warum bist du hier?"

Antwort: „Ick soll 'n Christ werden, Majestät!"

Der König verwundert: „Aber bist du denn noch kein Christ?"

Der Rekrut: „Nee, Majestät!"

Der König: „Na, was bist du denn eigentlich?"

Der Rekrut, indem er sich in seiner strammen Haltung noch mehr zusammenriß, stolz herausposaunend: „Een Berliner bin ick, Majestät!" M. R.

Der gefährliche Eid.

Der bekannte deutsche Jurist Dr. von Leitgeb war im Anfang seiner Laufbahn Landrichter in einer kleinen Stadt. Einmal sollte er einen Bauern vereidigen. Er war überzeugt, daß der Mann einen Meineid schwören werde, und suchte ihn vergeblich durch den Hinweis auf die irdische und himmlische Gerechtigkeit davon abzubringen. Als der Bauer indessen hartnäckig darauf bestand, vereidigt zu werden, rief der Richter dem Gerichtsdiener zu: „Müller, machen Sie das Fenster auf!"

Der Beamte zögerte und sprach: „Aber Herr Landrichter, bei diesem Sturm?"

„Das tut nichts!" sagte Leitgeb ernst, „denn wenn dieser Zeuge jetzt einen Meineid schwört, so holt ihn sogleich der Teufel. Meinen Sie, ich lasse mir hier die Fenster zertrümmern, wenn der Teufel hindurchfährt und den meineidigen Kerl holt?"

„Herr Landrichter!" schrie der Bauer entsetzt, „i schwör lieber nit . . !" O. G. F.

Schnell gefaßt.

Friedrich der Große schickte nach der Schlacht bei Leuthen den Oberstleutnant von Marwitz nach London, um die Nachricht von dieser Schlacht dorthin zu bringen.

König Georg II. freute sich sehr über die Nachricht von der gewonnenen Schlacht und fragte den Oberstleutnant nach verschiedenen Einzelheiten des eben beendigten, so merkwürdigen Feldzugs. Unter anderm erkundigte er sich, wie es denn zugegangen sei, daß sich der Feldmarschall Lehwald von den Russen habe schlagen lassen.

Marwitz, der nicht recht wußte, was er antworten sollte, versetzte: „Ew. Majestät, es ist ein so alter Mann!"

Der König war sichtlich befremdet und sagte: „Alt! Wie alt ist er denn?"

In diesem Augenblick kam es Herrn von Marwitz zum Bewußtsein, daß König Georg II. selbst schon 74 Jahre alt war, und er erwiderte rasch gefaßt: „93 Jahre!"

„Ja", antwortete der König, „dann ist er wirklich alt." O. H.

Der Not gehorchend.

Die Schriftleitung einer Zeitung in Hannover, für die Hermann Löns ab und zu schrieb, veranstaltete unter ihren hervorragendsten Mitarbeitern eine Rundfrage: „Was würden Sie tun, wenn Sie das große Los gewännen?"

Die Antwort von Hermann Löns wurde allerdings nicht veröffentlicht, weil sie kurz und bündig lautete: „Nicht mehr für Ihr geschätztes Blatt arbeiten!" K. B.

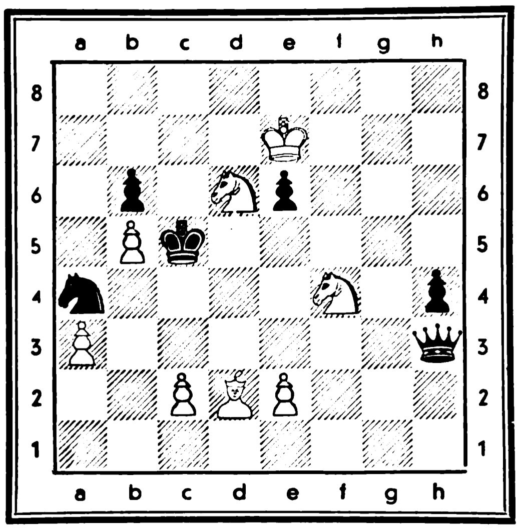
Schach-Beobachter

Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe (Urdruck)

Von Gerda Richter, Berlin

Schwarz: Kc5, Dh3, Sa4, Bb6, e6, h4 (6)



Weiß: Ke7, Ld2, Sd6, Sf4, Ba3, b5, c2, e2 (8)
Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 36

Zweizüger von Josef Utech, Essen.
Weiß: Kf8, Df1, Ta4, Tb5, Ld8. Lh3, Se5, Bd3, f3, h4, h5 (11).
Schwarz: Kf6, Ta7, Te7, Lb4, Lh1, Sb3, Sb6, Bc7 (8).
1. Df1—e2, c5; 2. T×b6‡, 1. . . ., Sc5; 2. L×e7‡ usw.

Richtig gelöst: P. Schurig, Sebnitz; L. Hohensee, Berlin W.; Dr. F. Röhrs, Berlin-Friedenau; W. Fenchel, Gau Odernheim; H. Schulz, Neukölln; F. Guhrsch, Stettin; Dr. Münch, Bocholt; P. Knörrchen, Berlin-Steglitz; J. Herwig, Gotha; G. Wendorff, Greifenberg; E. Mombaur, Solingen Ohligs; Ebeling, Potsdam; F. Fleck, Lindau; K. H. Horn, Hannover; H. Bielicke, Quolsdorf; R. Speer, Dölzschne, Dresden; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; Dr A Morell, Wiesbaden; P. Fröhlich, Schmirchau; O. Brandt, Sangerhausen; Rudloff, Güstrow; H. Rahm, Bonn; O. Gothner, Goslar; R. Weng, Königsberg; J. Astner, Altenmarkt; L. Sinn, Krefeld; R. Kopp, Stuttgart; A. Hofmann, Chemnitz; P. Heid, Bamberg; F. K. Lüdtke, Berlin NO.; H. G. Büttgers, RAD 6/193, Thedinghausen; H. Kolwitz, Berlin-Neukölln; R. Rüthnick, Bronn; Dr. Kraue, Hildesheim; E. Jlgen, Mandeln; J. Jonas, Düren; Schäfer, Wildsachsen; W. Otto, Halle a. d. S.; M. Jansen, jr. Köln; J. Nikolai, Gelsenkirchen; M. Burdack, Hormersdorf; A. Sohm, Rottweil; P. Rock, Wallerfangen; F. Ruckdeschel, Nürnberg; W. Böhme, Borna; A. Hinrichs, Naumburg; H. Dühmert, Berlin NO.; K. Schmidt, Detmold; W. Haumann, Tröstau; P. Wylega, Staßfurt; Ch. Ellrich, Spangenberg; Ch. Ginader, Endorf; F Lichtenberg, Köln-Mülheim; Dr. K. Schmidt, sen., Neunkirchen; E. Brand, Plettenberg; B. Brückner, Kitzingen.

Einige Löserurteile: „Der geistreiche Zweizüger erfreut durch eine stattliche Zahl schöner Mattwendungen", P. Sch., S.; „Ein schönes und klares Beispiel moderner Zweizügerthematik", J. N., G., usw.

Hübsches Damenopfer

Preußische Partie, gespielt in Neuyork 1937

Weiß Murray	Schwarz: Kußmann		
1. e2—e4	e7—e5	8. e4×d5	h6×g5[4]
2. Sg1—f3	Sb8—c6	9. d5×c6	e5—e4[5]
3. Lf1—c4	Sg8—f6	10. d2—d3	Dd8—d6
4. Sf3—g5[1]	Lf8—c5[2]	11. g2—g3[6]	Lc8—g4
5. Lc4×f7†[3]	Ke8—f8	12. c6×b7	Ta8—b8
6. Lf7—b3	d7—d5	13. Dd1—d2	Dd6×g3†[7]
7. 0—0	h7—h6	Weiß gibt auf.	

[1] Besser als dieser taktische Ausfall ist hier d2—d4 und falls 4. . . ., e5×d4, so kann 5. 0—0 folgen mit Entwicklungsvorsprung und starkem Angriff.
[2] Ein interessantes Bauernopferangebot, und das noch dazu mit Schachgebot. Üblich ist hier 4. . . ., d7—d5; 5. e4×d5, Sa5; 6. Lb5†, c6; 7. d5×c6, b7×c6; 8. Le2, h6; 9. Sf3, e4 usw.
[3] Auf 5. S×f7 könnte die Partie folgende Wendung nehmen: 5. . . ., L×f2†; 6. K×f2, S×e4†; 7. Kg1, Dh4; 8. g3, S×g3 usw.
[4] Damit wird die Zugstraße für den Turm frei, was sich für Weiß als sehr gefährlich auswirkt.
[5] Macht die Schräge d6—h2 (!) frei.
[6] Auf 11. h3 wäre Sg4 (!) gefolgt.
[7] Ein hübsches Damenopfer krönt als Abschluß die ebenso interessante wie lehrreiche Partie. Weiß gab mit Recht auf, denn nach h2×g3 folgt Lf3, und das Matt Th1 ist nicht mehr abzuwenden.

Den Weltmeister besiegt

Slawische Verteidigung des Damengambits, gespielt im Schacholympia Stockholm 1937.

Weiß: Guffi (Finnland).
Schwarz: Dr. Euwe (Holland).

Weiß	Schwarz	Weiß	Schwarz
1. d2—d4	d7—d5	20. h4—h5	g6—g5
2. c2—c4	c7—c6	21. h5—h6!	Tc8—c6[6]
3. c4×d5[1]	c6×d5	22. f2—f3	Se4—c3
4. Sb1—c3	Sg8—f6	23. Td1—d2	Db3—a3[7]
5. Sg1—f3	Sb8—c6	24. Sf4—h5	Tf8—g8
6. e2—e3	e7—e6	25. Sh5—g7	Le7—d8
7. Lf1—d3	Lf8—e7	26. f3—f4![8]	Sc3—e4
8. 0—0	0—0	27. Ld3×e4	d5×e4
9. b2—b3	a7—a6	28. f4—f5!	e6×f5
10. Lc1—b2	b7—b5	29. Dg4×f5	Tc6×h6
11. Ta1—c1	Lc8—b7	30. Df5×f7!	Ld8—b6[9]
12. Sf3—e5[2]	Sc6×e5	31. Sg7—f5	Lb6×d4
13. d4×e5	Sf6—e4	32. Td2×d4	g5—g4
14. Dd1—g4[3]	Dd8—a5[4]	33. Df7×b7	Th6—h5
15. Sc3—e2!	Da5×a2	34. Db7×e4	g4—g3
16. Lb2—d4	Ta8—c8	35. e5—e6	Da3—c5
17. Tc1—d1	Da2×b3	36. Td4—d5	Dc5—c7
18. Se2—f4[5]	g7—g6	37. De4—d4	Schwarz
19. h2—h4	Kg8—h8		gibt auf[10]

[1] Üblich ist hier 3. Sf3, Sf6; 4. Sc3, d×c4; 5. a4! Doch kann sich Weiß mit dem Textzug gute Angriffsaussichten verschaffen.
[2] Der beiderseitige Aufmarsch ist beendet. Weiß geht zum Angriff über.
[3] Ein taktischer, mutiger und guter Damenausfall.
[4] Schwarz will den Punkt e4 behaupten und versucht noch dazu aus der Abwesenheit der weißen Dame vom Damenflügel Nutzen zu ziehen. Weiß verblüfft den Weltmeister mit einem Doppelbauernopferangebot!
[5] Weiß bereitet einen höchst gefährlichen Königsangriff vor.
[6] Verhindert ev. Opferdrohungen auf e6.
[7] Nun will die Dame wieder aktiv in den Kampf eingreifen, kommt aber zu spät.
[8] Dieser Bauer wirkt sehr stark.
[9] Schwarz will den stark wirkenden Ld4 ausschalten. Natürlich verbietet sich 30. . . ., T×g7 (?), wegen 31. Df8† nebst 32. e5—e6†! usw.
[10] Eine Partie aus einem Guß! In diesem Stile ist der Weltmeister schon lange nicht mehr geschlagen worden.

Humor

Engländer besichtigen eine wunderbare Höhle, die sich im schottischen Hochland befindet. Ihr Führer erklärt und erklärt. Schließlich fragt ein Engländer: „Sagen Sie, war hier immer eine Höhle?"

„Eigentlich nicht — früher war hier nur ein Mauseloch."

„???"

„Ja, und da ist einem Schotten einmal ein Penny hineingefallen!"

*

McColm trifft seinen Freund. Der strahlt vor Freude.

„Was hast du Fröhliches erlebt?"

„Denk dir nur, 20 Jahre habe ich von meinem Bruder nichts gehört, heute morgen endlich kam ein Brief von ihm — —"

„Ach — und was schreibt er denn?!"

„Ja, das weiß ich nicht! Der Brief war unfrankiert, und da habe ich die Annahme verweigert!"

*

„Großvater, hast du gute Zähne?"

„Ich habe überhaupt keine Zähne mehr, Junge!"

„Ist das auch sicher?"

„Du kannst dich drauf verlassen!"

„Dann halte mal bitte mein Wurstbrot einen Augenblick!"

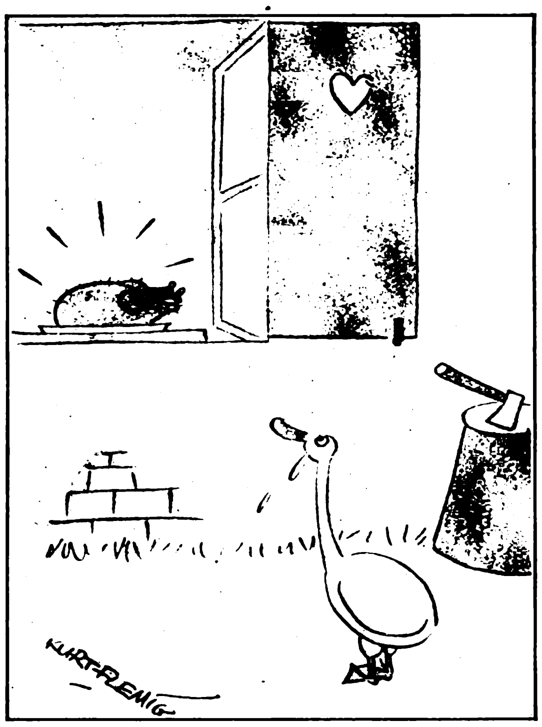
*

In einem kleinen Theater folgen zwei junge Frauen sehr aufmerksam der Vorstellung bis zum zweiten Zwischenakt. Dann begibt sich die eine von ihnen kopfschüttelnd, aber entschlossen zur Bühne hinüber. Nach kurzer Zeit kommt sie zurück und läßt sich mit sichtlicher Erleichterung und Genugtuung wieder neben ihrer Begleiterin nieder.

„Also, nun weiß ich's", sagte sie eifrig. „Sie haben es mir erklärt. Es ist gar nicht dasselbe Stück Es sind lauter Einakter."

„Ah!" sagt die andere. „Jetzt verstehe ich."

„Kolossal jugendliche Erscheinung, Ihre Frau Mutter. Wäre fast versucht, zu sagen: ‚Fräulein Mutter!'"



So endete eine Liebe . . .

Hausfrau: „Ich bin nicht ganz mit Ihren Zeugnissen zufrieden."

Das neue Mädchen: „Ich auch nicht, gnädige Frau Aber es waren die besten, die ich kriegen konnte."

Lehrer: „Wenn ein Streifen Land ins Wasser hineinragt, so nennt man das eine Landzunge. Wenn nun aber umgekehrt ein Streifen Meer ins Land ragt, wie nennt man denn das?"

Peter: „Eine Seezunge, Herr Lehrer."

*

Mutter (gibt ihrem kleinen Söhnchen einen Pfirsich): „Hier — aber teile brüderlich mit deiner Schwester."

Söhnchen: „Wie teilt man ‚brüderlich', Mama?"

Mutter: „Man nimmt sich das kleinere Stück und gibt das größere dem anderen."

Söhnchen (reicht den ganzen Pfirsich seiner Schwester): „Da — teile du!"

*

„Ich habe bemerkt, daß alle Ihre Angestellten bis über die Ohren in Ihre neue Sekretärin verliebt sind und ihr den Hof machen. Das würde ich nicht dulden!"

„Warum nicht? Seit ich sie habe, hat nicht einer der Herren auch nur eine Stunde im Büro gefehlt."

*

„Ich möchte Sie noch auf folgendes aufmerksam machen: Der Chef macht ab und zu einen Witz. Lachen Sie laut, das verträgt er nicht. Lächeln Sie nur, so denkt er, Sie machen sich über ihn lustig. Lachen Sie gar nicht, so nimmt er es übel. Also nun richten Sie sich darnach!"

*

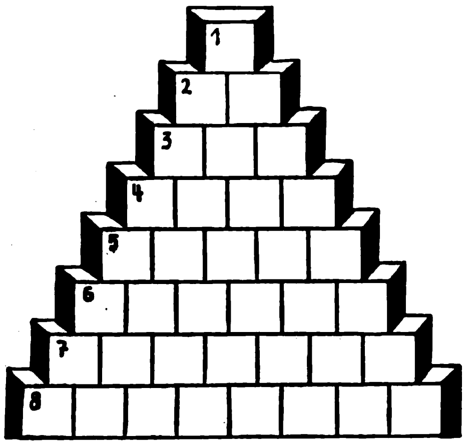
Ich habe Besuch im Nachbarhaus gemacht. Im Treppengang begegnet mir Klein-Lotti. Sie ist acht Jahre alt und sehr winzig. Ich klopfe ihr zärtlich auf die Wangen: „Du bist aber tüchtig gewachsen, und so schöne rote Backen hast du." Keine Antwort. Sie kennt mich anscheinend nicht mehr.

Als ich ein Stockwerk tiefer bin, steckt sie ihren Kopf durch das Treppengeländer und ruft mir nach: „Oller Poussierstengel!"

RÄTSEL

Wortpyramide

In jede waagrechte Reihe trage man ein Wort nachfolgender Bedeutung ein, das aus den Buchstaben des vorgehenden Wortes und einem neu hinzuzufügenden



zu bilden ist. 1. Zeichen für Reaumur, 2. französische Insel, 3. nordischer Hirsch, 4. europäisches Inselvolk, 5. deutscher Strom, 6. Stadt in Westfalen, 7. Gelehrter am Hofe Karls des Großen, 8. Männername.

Zahlenrätsel

1 9 10 5 11 12 13 14 15	Märchengestalt
2 3 10 4 6 16	Offiziersrang
3 4 2 14 17 10	Metallegierung
4 2 11 9 15 14 9	oberital. Landschaft
5 14 17 10	altes Gewicht
1 10 8 11 10 12	deutscher Dichter † 1920
6 18 13 17 17 10	Entwurf
7 2 14 6 16 9 14 16 13 14 10	Stadt in Algerien
8 9 14 16 10 12	Handturngerät
9 16 16 9 7 18 10	Angriff

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben den Namen eines Teiles von Rumänien.

Silbenband

Die Silben:

a — a — bet — ci — din — do — groß — ha — hard — in — ka — ka — kar — kel — ko — la — le — li — man — mi — na —

1	3	5	7	9	11	13	15	17	19	21	23
2	4	6	8	10	12	14	16	18	20	22	24

on — pi — por — sa — sche — se — tel — ti — tu

werden so in die Felder verteilt, daß von oben nach unten Wörter entstehen, von denen immer zwei die gleiche Mittelsilbe haben. Ist die Lösung richtig, so ergeben die Mittelsilben einen Ausdruck für Übergabe.

Die Wörter bedeuten: 1—2 Herrschertitel, 3—4 Rauschgift, 5—6 Abschnitt, 7—8 Farbe, 9—10 oberitalienische Stadt, 11—12 Geschoßladung, 13—14 Sultan (12. Jahrhundert), 15—16 Jagdruf, 17—18 weibl. Vorname, 19—20 ital. Stadt (Golf von Neapel), 21—22 männl. Vorname, 23—24 Verwandter.

Kryptogramm

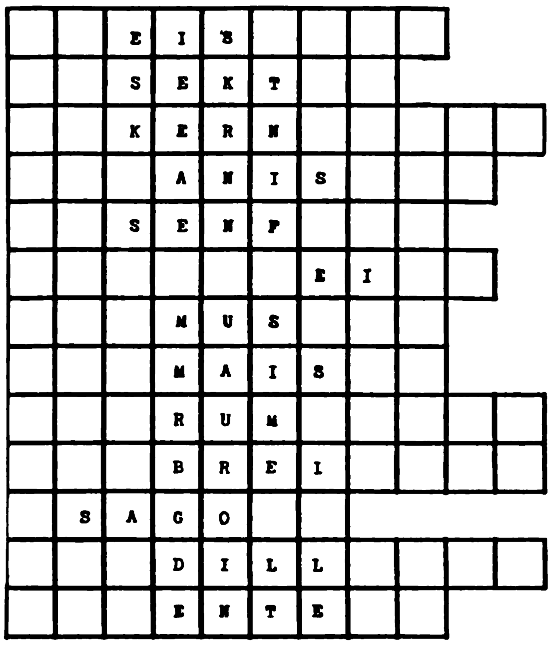
Aus den Wörtern: Heimdall, Reutte, Geschenk, Rennwette, Gesenke, Kiste, Chrie, Lastzug, Uganda, Mastdarm, krumm, Geist, Liebesdienst, Gemahl, Intention, Christine, geistvoll, Gerhard, gehaßt sind je 3, aus den letzten 4 Buchstaben zu entnehmen, die, aneinandergereiht, einen Ausspruch von Dietrich Eckart ergeben. (ch = 1 Buchstabe.)

Silbenkreuz

1	2
3	4
5	6

1—2 europ. Land, 1—3 frühere preuß. Provinz, 1—2—4 Maisbrei, 2—5 Nebenfluß der Ruhr, 3—4 Gestalt aus „Der fliegende Holländer", 3—5 Alpenhirt, 4—6 ostindische Nahrungspflanze, 5—6 röm. Kaiser, 6—3 Blumen.

Kernworträtsel



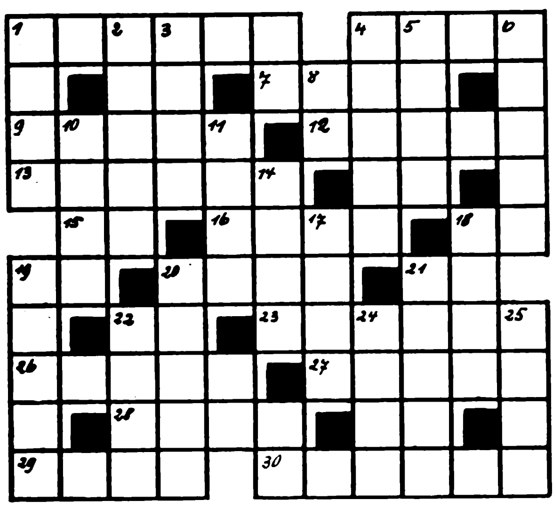
Die in den waagrechten Reihen stehenden Kernwörter sind durch Einsetzen von Buchstaben zu Wörtern folgender Bedeutung zu ergänzen: 1. Hut, 2. Gliedertiere, 3. Ostseebad, 4. Unterrichtssystem, 5. Feigling, 6. Schloß auf Korfu, 7. dänischer Grönlandforscher, 8. Lustschloß Napoleons bei Paris, 9. Balkanlandschaft, 10. Stadt im Oberelsaß, 11. einführende Wissenschaft, 12. südamerikan. Kettengebirge, 13. Ausgedinge. Sind die Wörter richtig gefunden, so ergeben die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein heute sehr beliebtes Musikinstrument. W.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a — au — ba — berg — berg — bers — burgh — chen — co — de — de — de — de — des — din — e — e — e — el — ger — ger — go — ja — jain — kol — le — loch — na — nei — rei — rio — ro — ro — rol — stock — ta — ull — vas — vi — wal — zen sind 14 Wörter zu bilden, deren 1. und 3. Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch unseres Führers Adolf Hitler ergeben. 1. Ort und Berg im Salzkammergut, 2. Stadt in Brandenburg, 3. Ort bei Stuttgart, 4. Stadt in Schottland, 5. Stadt in Mecklenburg, 6. Stadt in Niederländisch-Indien, 7. Stadt in Katalonien, 8. Nebenfluß der Elbe, 9. Insel im Bodensee, 10. Badeort am Rhein, 11. Stadt in Portugal, 12. Stadt in Brasilien, 13. Stadt in Pommern, 14. Ort am Genfer See.

1 .... 6 .... 11 ....
2 .... 7 .... 12 ....
3 .... 8 .... 13 ....
4 .... 9 .... 14 ....
5 .... 10 ....

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Gebäude für Kunstsammlung, 4. Stoffart, 7. offener Güterwagen, 9. Volksstamm in Hinterindien, 12. Stadt in der Schweiz, 13. Kunstreiterbude, 15. lat.: und, 16. kaufm. Ausdruck, 19. sibir. Strom, 20. link. Nebenfluß d. Rheins, 22. ital. Tonsilbe, 23. glänzender Ruf, 26. ungeheuer, 27. Nebenfluß d. Dnjepr, 28. eirund, 29. männl. Vorname (Abk.), 30. Strolch. Senkrecht: 1. franz. Festung, 2. Ablaufstelle, 3. Gestalt aus Wagners „Holländer“, 4. Schwimmstil, 5 Schnürloch, 6. Stadt in Britisch-Indien, 8. wie 19 waagrecht, 10. Schlag, 11. Stadt in der Provinz Turin, 14. Nachkomme, 17. Schmerz, 18. Waldgott, 19. griech. Sagengestalt, 20. ital. Kurort, 21. norweg. Dichter, 22. preuß. General (19. Jahrh.), 24. Speisenfolge, 25. deutscher Fluß.

Lösungen der Rätsel aus Folge 40

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1 Kola, 4. Ibis, 7. Arm, 8. Oka, 9. Vera, 11. Arve, 13. Omega, 14 Erben, 15. Kino, 16. Oeta, 17. Niles, 21. Tat, 23. Horaz, 26. Karo, 28. Isar, 31. Araba, 32. Okapi, 33. Leba, 34. Amen, 35. Ara, 36. Ido, 37. Fett, 38. Este — Senkrecht: 1. Kapok, 2. Laren, 3. Aragon, 4. Ikaros, 5. Barbe, 6. Siena, 10. Emil, 12. Veto, 18. Ito, 19. Lar, 20. Eta, 22. Aire, 23. Hobart, 24 Zikade, 25 Cape, 26. Kalif, 27. Rabat, 29. Samos, 30. Rinde. ✱ **Zoologisches Zahlenrätsel:** Tiger, Ibis, Edelmarder, Rhinozeros, Grasmuecke, Ameise, Rochen, Tarantel, Elch, Narwal — Tiergarten. ✱ **Magische Figur:** 1. Sudeten, 2. Ode, (2) Oka, 3. Kent, 4. Ata, 5. Ena, 6. Nordsee, 7. Erl, (7) Era, 8. Erde, 9. Ase, 10. Lee. ✱ **Erst links — dann rechts:** 1—5 Foehr, 2—6 Leder, 3—7 Nagel, 4—8 Puder, 5. Ronda, 6. Riese, 7. Luege, 8. Raute 1—5 Feder, 2—6 Lager, 3—7 Nudel, 4—8 Poker, 5. Riesa, 6. Ruege, 7 Laute, 8. Raabe. ✱ **Besuchskartenrätsel:** Klavierspieler. ✱ **Kryptogramm:** Nur der Kern eines Volkes gehoert zu den Kaempfernaturen. ✱ **Zahlenrätsel:** Helmholtz, Amsterdam, Neusilber, Stuttgart, Petroleum, Fundament, Imperfekt, Terpentin, Zitadelle, Neuenburg, Esperanto, Rembrandt — Hans Pfitzner. ✱ **Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 1. Etat. 4. Post, 7 lokal, 9 Karte, 10 Feuer, 11. Alpen, 13. Hilde, 15. Zola, 16. Laie, 17. Baal, 20. Rade, 23. Halbe, 24. Orest, 26. Taube, 27. Liter, 28. Enkel, 29. Asti, 30. Anna. — Senkrecht: 1. Elba 2. Toelz, 3. Tafel, 4. Varia, 5. Stade, 6. Tete, 8. Lena, 9. Kehl, 12. Pokal, 14. Linde, 17. Basis, 18. Abtei, 19. Lear, 20. Robe, 21. Arena, 22. Essen, 23. Hela, 25. Tula. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Nabucco, 2. Immelmann, 3. Conrad, 4. Hirse, 5. Tiger, 6. Irokesen, 7. Colleoni, 8. Havoc, 9. Metternich, 10. Uljanow, 11. Seni, 12. Semmel, 13. Staniol = Nicht ich muß, sondern ich will. ✱ **Verschmelzrätsel:** Herzogenbusch, Einsiedler, Regierungsrat, Madagaskar, Anzengruber, Neubrandenburg, Niederlande, Gandersheim, Orangerie, Eisenbeton, Rosemarie, Interlaken, Nordlandreise, Goldarbeiter = Hermann Goering.



„Nähnadeln"

– etwas groß geraten!

8. Bericht unseres in die Heimat der „SPÄTLESE o/M" entsandten Sonderberichterstatters.

Auf dem Wege durch Drama treffe ich einen Mann, der im Arm eine Menge ca. ½ m lange zugespitzte Eisenstäbe trägt.

„Wozu werden diese Spieße gebraucht?" frage ich meinen Dolmetscher.

„Das sind", antwortet er mir, „— wie sagen Sie doch in Deutschland dazu, — Nähnadeln, — Nähnadeln für den Tabak."

„Nähnadeln", wiederhole ich erstaunt, „ja, wird denn Tabak genäht?"

„Genäht nicht, aber aufgefädelt. Blatt für Blatt des von dem Felde kommenden Tabaks wird mit Hilfe dieser großen Nadeln auf eine lange Schnur gereiht. Diese Schnüre werden dann im Freien aufgehängt, bis die frischen, grünen Blätter, sich langsam goldgelb färbend, vollkommen getrocknet sind."

„Solch eine Goliathnadel möchte ich mir als Andenken mitnehmen", sage ich meinem Dolmetscher und bitte ihn, eine zu kaufen.

Aber so einfach ist der Kauf nicht. Hin und her geht der Wortwechsel, begleitet von lebhaften Gesten und Gebärden. Ergebnislos will mein Dolmetscher den Handel abbrechen, die Nadel ist ihm zu teuer.

„Was sagt denn der Händler", frage ich.

„Seine Nadeln, meint er, wären vom besten Schmied der Gegend, aus dem besten Material. Sie wären unter den Nadeln das, was die Outsch(=Spätlese) beim Tabak."

Das ist ein typisches Argument für einen hohen Preis:

„So gut und kostbar wie die Spätlese" (die besten, zuletzt — am spätesten — geernteten Tabakblätter).

So ist es hier. Der Tabak drückt dem ganzen Leben seinen Stempel auf. Selbst die Klassifizierungs-Bezeichnungen der Tabakqualitäten werden im täglichen Leben angewandt.

Wie richtig ist das, denke ich, und stecke mir sinnend eine „SPÄTLESE" an.

Etwas, was sehr gut ist, besonders kostbar,

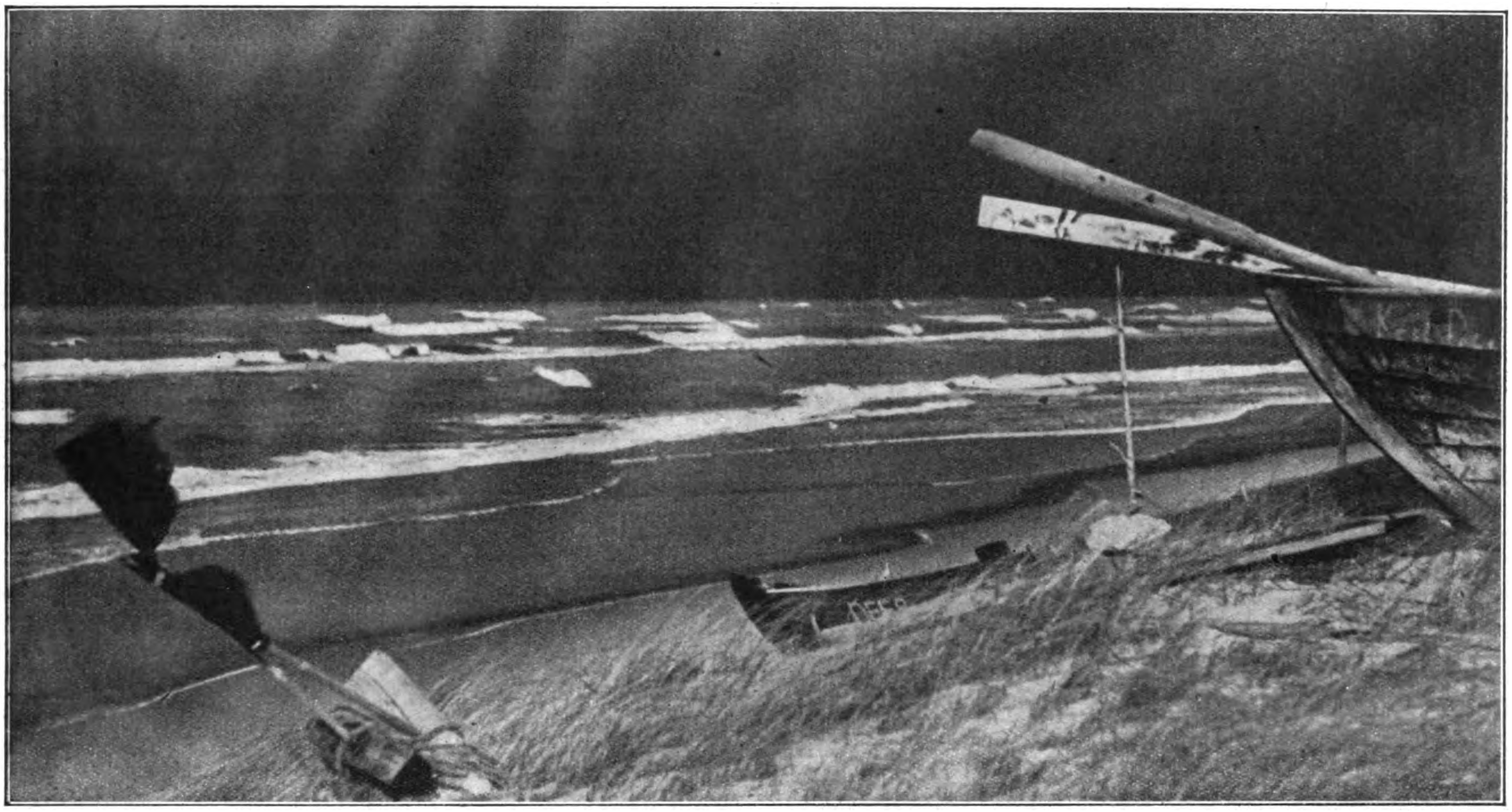
das ist „Outsch",

das ist „SPÄTLESE".



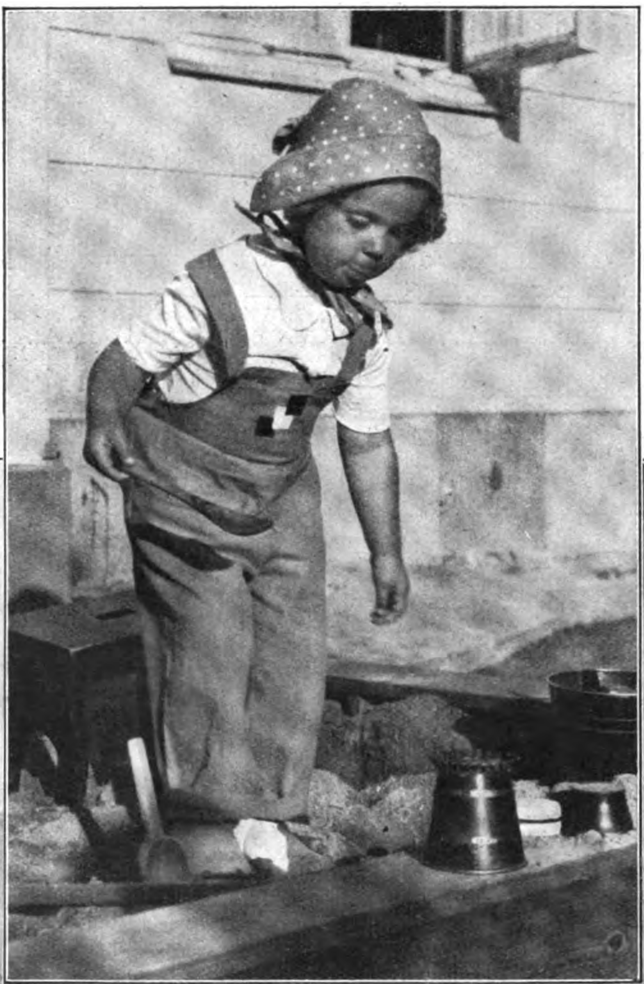
4 ₰

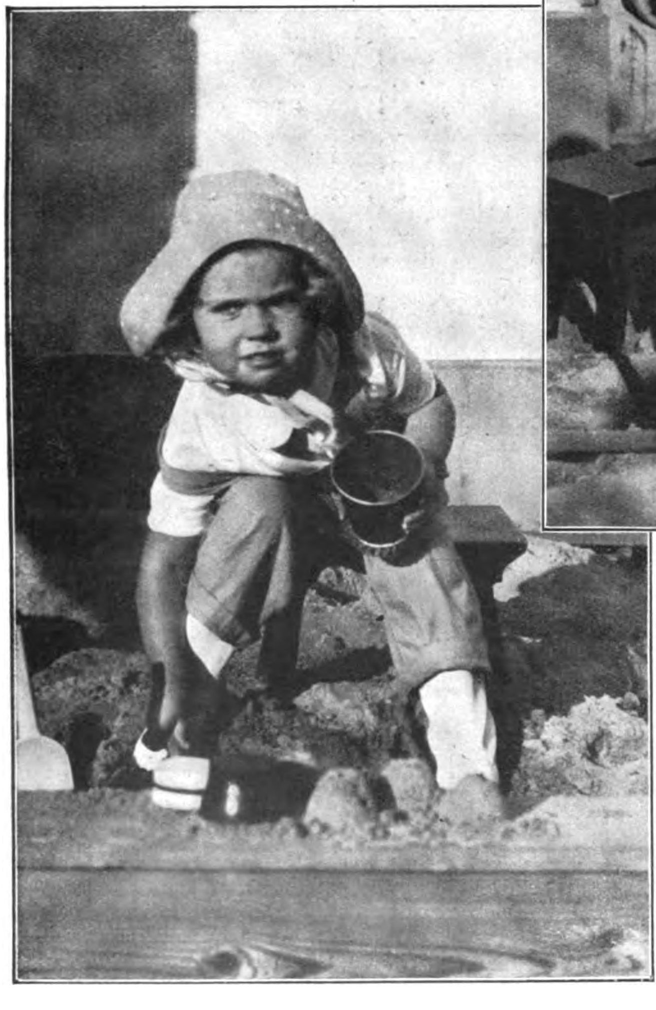
SPÄTLESE O/M



Die schöne Landschaftsaufnahme: Sturm über der Ostsee
Aufnahmen: Thiede (1), Heinrich Hoffmann (3)

Eine Prinzessin beim Kuchenbacken







Oben: Erst einmal ruhig hinsetzen, kleines Prinzeßchen Margareta von Schweden . . .

Links: . . . dann wird eine Schippe voll „Mehl" genommen, das nicht zu griffig und kieselhaltig sein darf . . .

Rechts: . . . alsdann wird fachmännisch der Teig angerührt.

100 Meter von der Straße: Deutscher Urwald



Drei Mädel ziehen in den Urwald, noch wandern sie auf der schönen Straße, die am Arbersee vorbeiführt...



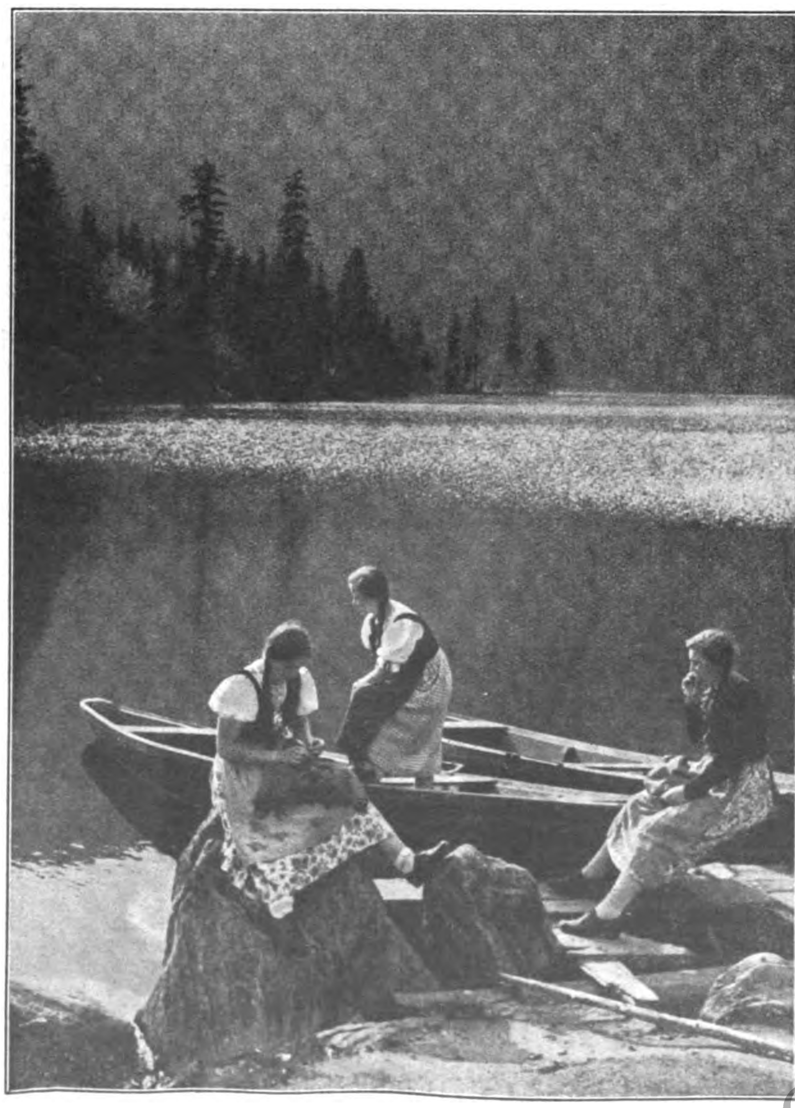
... aber kaum haben sie die feste Straße verlassen, stecken sie schon im undurchdringlichen Gewirr riesiger Luftwurzeln.

Ein Streifzug durch das Natur-Schutz-gebiet im Bayrischen Wald, beim Arbersee und im Höllberggsprengg

Aufnahmen: B. Fischer



Die Mädel haben sich zur Arberseewand durchgearbeitet und nehmen das letzte Hindernis, einen der gefallenen Baumriesen . . .





Am Wasserfall des Geigenbachs erleben sie die Schönheit des ewigen Waldes.

Wo die Bayrische Ostmark an den Böhmer Wald grenzt, auf den Höhen des schönen Bayrischen Waldes, hat die unbehelligt gelassene Natur dem deutschen Menschen den Wald unserer Vorfahren als lebendiges Denkmal deutscher Naturgeschichte geschaffen. Nicht alle Deutschen wissen, daß sie nicht weit von Passau den Urwald erleben können, mit all seiner zauberhaften Romantik. Keine Axt darf hier an den

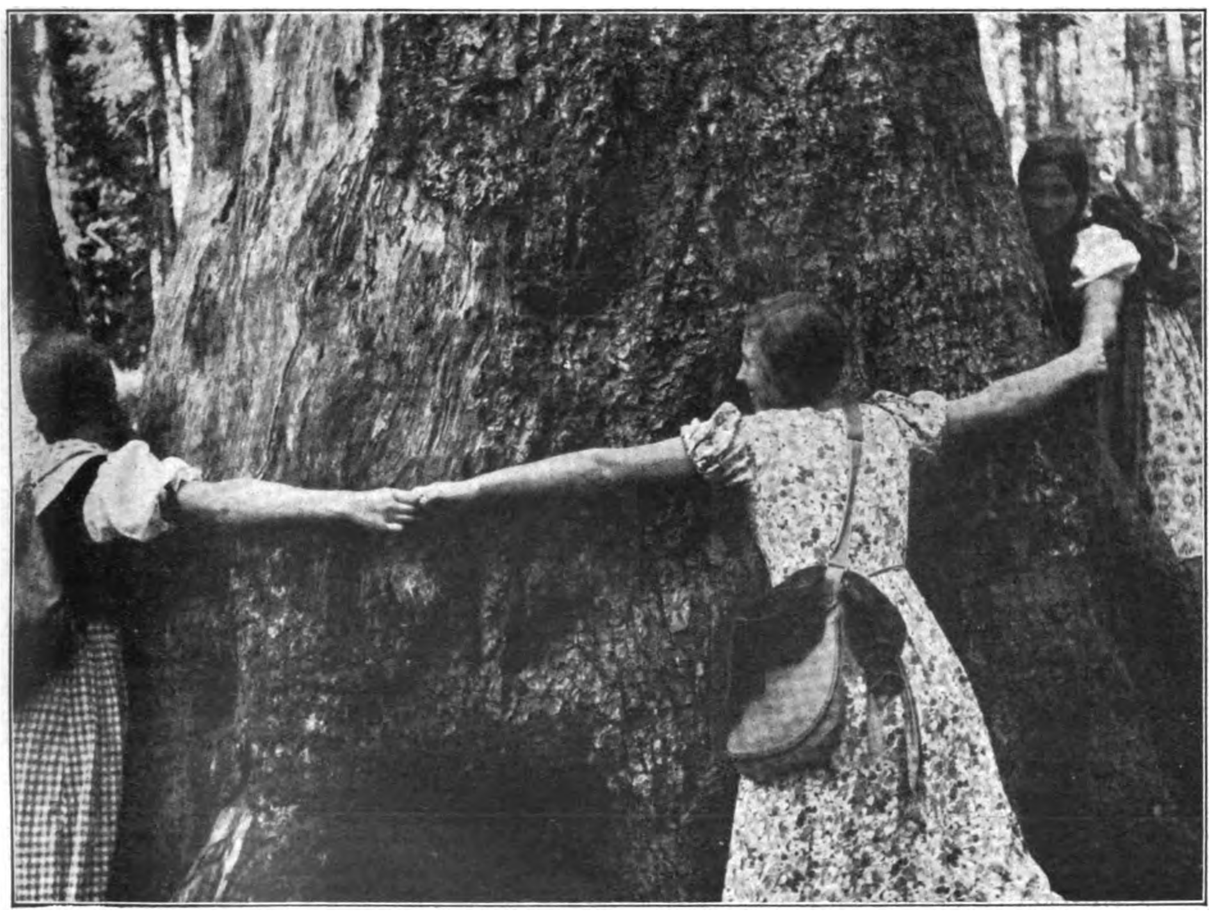
Links: . . . um ihre erste Ruhepause am romantischen Gestade des herrlichen „urigen" Waldsees auszukosten.



Bewegung ist alles, deshalb wählt man nicht den schmalen Pfad, sondern will den Urwald auch wirklich genießen



Meterhohe Farnkräuter wuchern inmitten der Lichtungen, märchenhaft schöne Schöpfungen einer unberührten Natur.

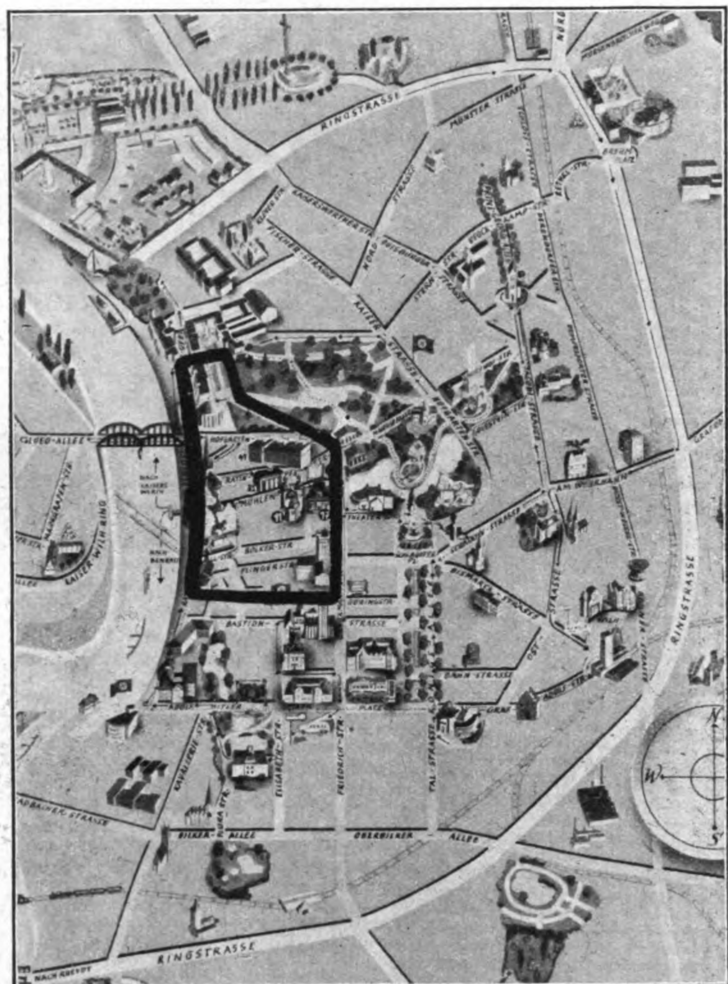


Ringelreihn um eine der vielen hundert Jahre alten Tannen, deren vereinte Wipfel sich zu einem riesigen Walddom erheben.

Baum gelegt werden, die gestürzten Riesen vermodern im Schoße der Natur und auf ihren Stümpfen treibt neues Leben, umgeben von haushohen Naturdenkmälern aus Stein.



Soeben umgab sie noch das geheimnisvolle Weben des Urwaldes — wenige Meter weiter der lichte Tag, ein schmuckes Gasthaus mit all den schönen Dingen, die den Abschluß einer erlebnisreichen Wanderung bringen.



Nur noch in der Düsseldorfer Altstadt (auf obigem Plan umrandet) ist heute das Radschlagen gestattet; außerhalb dieses Bezirks ist es verboten, diese Düsseldorfer Spezialität zu pflegen.

Die Radschläger von Düsseldorf

Ein Schauspiel für Einheimische und Fremde

Aufnahmen: S. Balkin.



Übung macht den Meister — besonders dann, wenn man es mit kritischen Zuschauern zu tun hat.

Radschlagen ist eine Düsseldorfer Spezialität, eine Düsseldorfer Sitte, deren Ursprung heute nicht mehr zu ergründen ist und vergessen zu sein scheint. Es gehört zu Düsseldorf ebenso angestammt wie der Düsseldorfer Senf und ist für den Fremden, der die sehenswerte Altstadt besucht, eine originelle Erheiterung, die ihn, wenn er es wünscht, kilometerweit begleitet.



Einzeln, zu zweit, zu dritt, zu viert zeigen sie ihre Kunst, ohne aufgefordert zu werden; meistens fällt aber sowieso etwas dabei ab.



Manchmal bekommen die „Jungs" auch scharfe Konkurrenz.



Mitten auf der Königsallee ist den Radschlägern ein Denkmal errichtet worden: eine Uhr mit schönem Glockenspiel. Während des Spiels erscheinen kleine Radschlägerfiguren, die stets bestaunt und bewundert werden.

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12—2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Bern III 7205; Warschau 194121; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968; Den Haag 211846; Paris 190066; Brüssel 350797. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße; Swiss Bank Corporation, West End Branch, 11c, Regent Street, Waterloo Place, London S. W. 1. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39-41, Fernruf 20755 u. 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Aufforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden.
[A B C D E F] D.A. III. Vj. 1937: über 685000 Stck. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig

12. JAHRGANG / FOLGE 42 / DONNERSTAG, 21. OKTOBER 1937

IB Illustrierter Beobachter

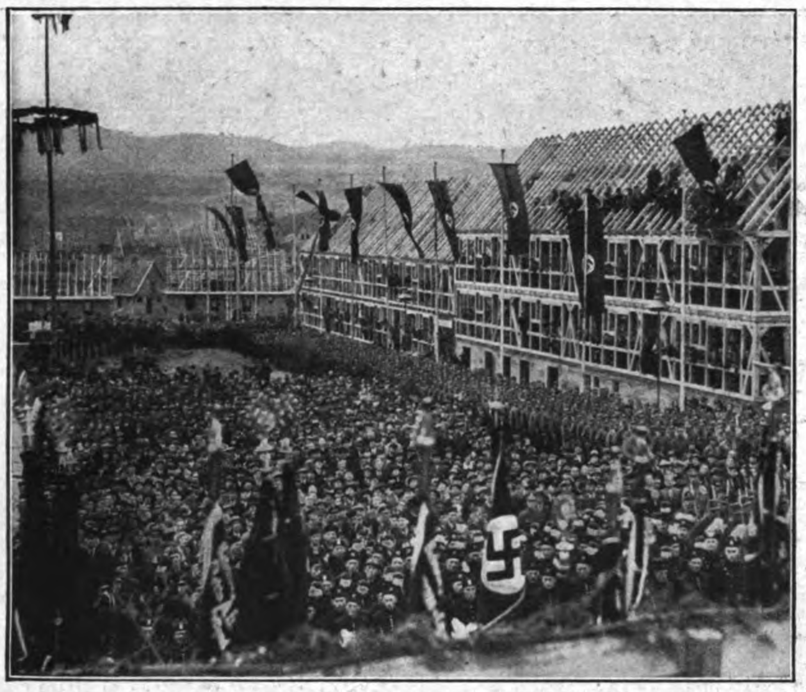
In diesem Heft:
Erster Bildbericht von Filchners Ankunft in Indien

VERLAG FRANZ EH[...] [...]CHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22

Aufnahme: Sandau



Zum 40. Geburtstage des Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda, Gauleiters von Berlin,
Dr. Joseph Goebbels



Richtfest der Vierjahresplan-Siedlung „Sontra".
Von den im Zuge des Vierjahresplans von der Deutschen Arbeitsfront errichteten Siedlungsbauten für Arbeiter wurde die Siedlung „Sontra" bei Göttingen fertiggestellt. 800 neue Siedlerwohnungen für Bergarbeiter bekräftigen so erneut den Gemeinschaftsgedanken eines schaffenden Volkes.



Von frohen Menschen umjubelt, die in der vorbildlichen Siedlung „Sontra" eine neue Heimstätte finden, wohnte Reichsorganisationsleiter Dr. Ley (im Bilde in der Mitte) den Richtfeiern bei.

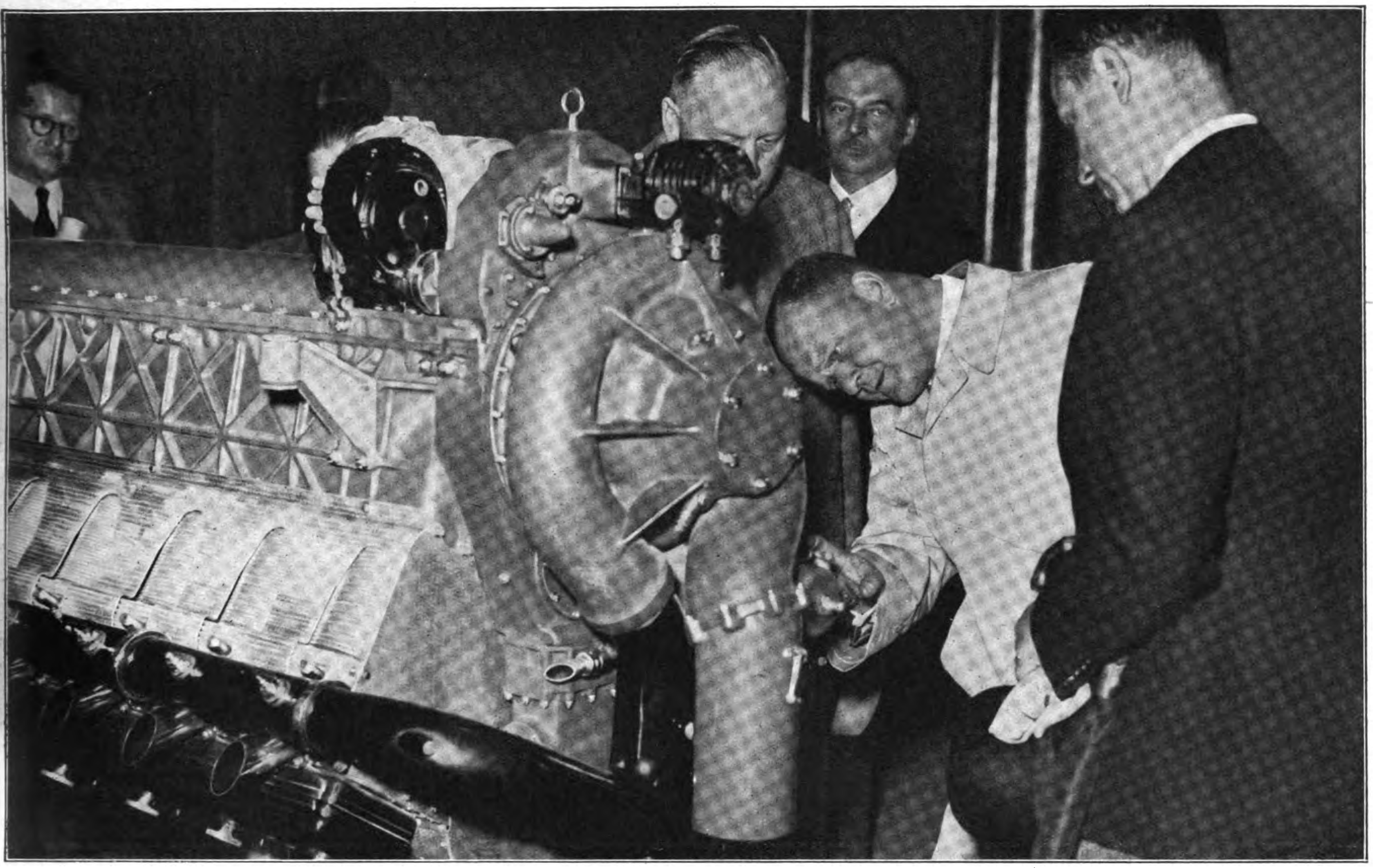
Aufnahmen: Weltbild (4), Heinrich Hoffmann (2).

ZUR FEIER DES 30. GEBURTSTAGES VON HORST WESSEL:





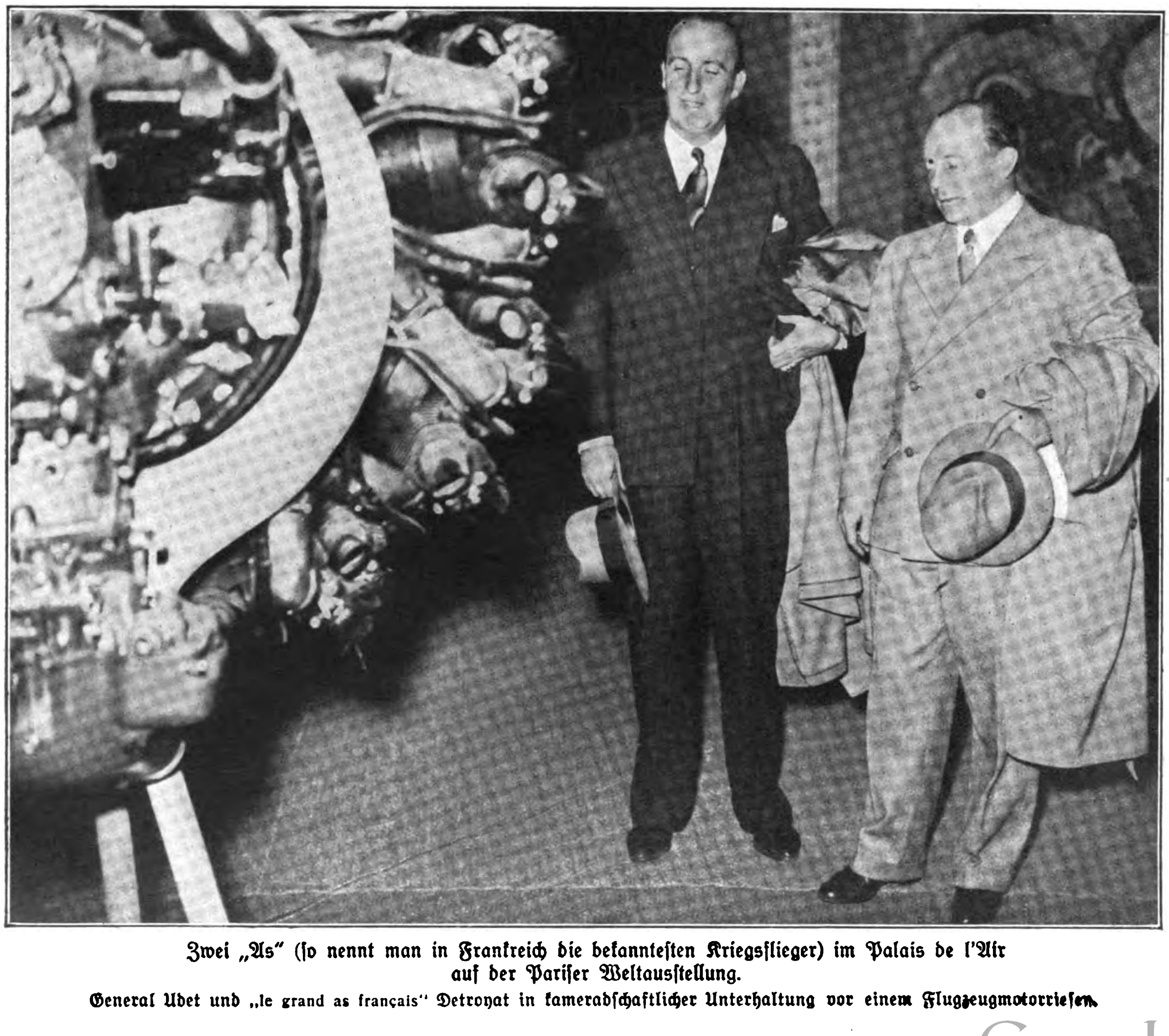
„Die Fahne hoch! Die Reihen dicht geschlossen . . !"
Am 30. Geburtstage Horst Wessels fanden in der Reichshauptstadt Gedenkfeiern statt. Das obere Bild zeigt Dr. Goebbels während seiner eindrucksvollen Gedenkrede; darunter: Obergruppenführer von Jagow nimmt den Vorbeimarsch des Horst-Wessel-Sturmes ab, dem die Fahne des bekannten alten Sturmes 5 vorangetragen wird.



Die Leitung der Pariser Weltausstellung gab zu Ehren von Staatssekretär General der Flieger Milch ein Essen, an dem auch der französische Luftfahrtminister Cot und sein Unterstaatssekretär Andraud teilnahmen; hinterher fand eine Besichtigung der Ausstellung statt. Unsere Aufnahme zeigt General Milch im Palais de l'Air beim Betrachten eines Flugzeugmotors.



BILDER VOM DEUTSCHEN FLIEGERBESUCH IN PARIS:



Zwei „As" (so nennt man in Frankreich die bekanntesten Kriegsflieger) im Palais de l'Air auf der Pariser Weltausstellung.

General Udet und „le grand as français" Detroyat in kameradschaftlicher Unterhaltung vor einem Flugzeugmotorriesen.

Es tagt die Lilienthal-Gesellschaft

Zur Tagung der Lilienthal-Gesellschaft in der Hauptstadt der Bewegung waren viele ausländische Gäste gekommen, ein Beweis für das internationale Interesse, das man den Luftfahrtforschungen entgegenbringt.



Der bekannte Flugzeugkonstrukteur Messerschmitt (links) in Unterhaltung mit Staatssekretär General der Flieger Milch (ganz rechts) und General Udet.



Oben: Im Bilde von links: General der Flieger Milch, Staatssekretär Hoffmann, Prof. Dr. Prandel, General der Flieger Kesselring, General Lemone-Cat, Generalleutnant Stumpff, Oberstdivisionär Bandi (Schweiz), Staatssekretär Dauser, Oberst Lindbergh, Oberstleutnant Pezzi, Krupp von Bohlen und Halbach.

Aufnahmen: Kurt Huhle.



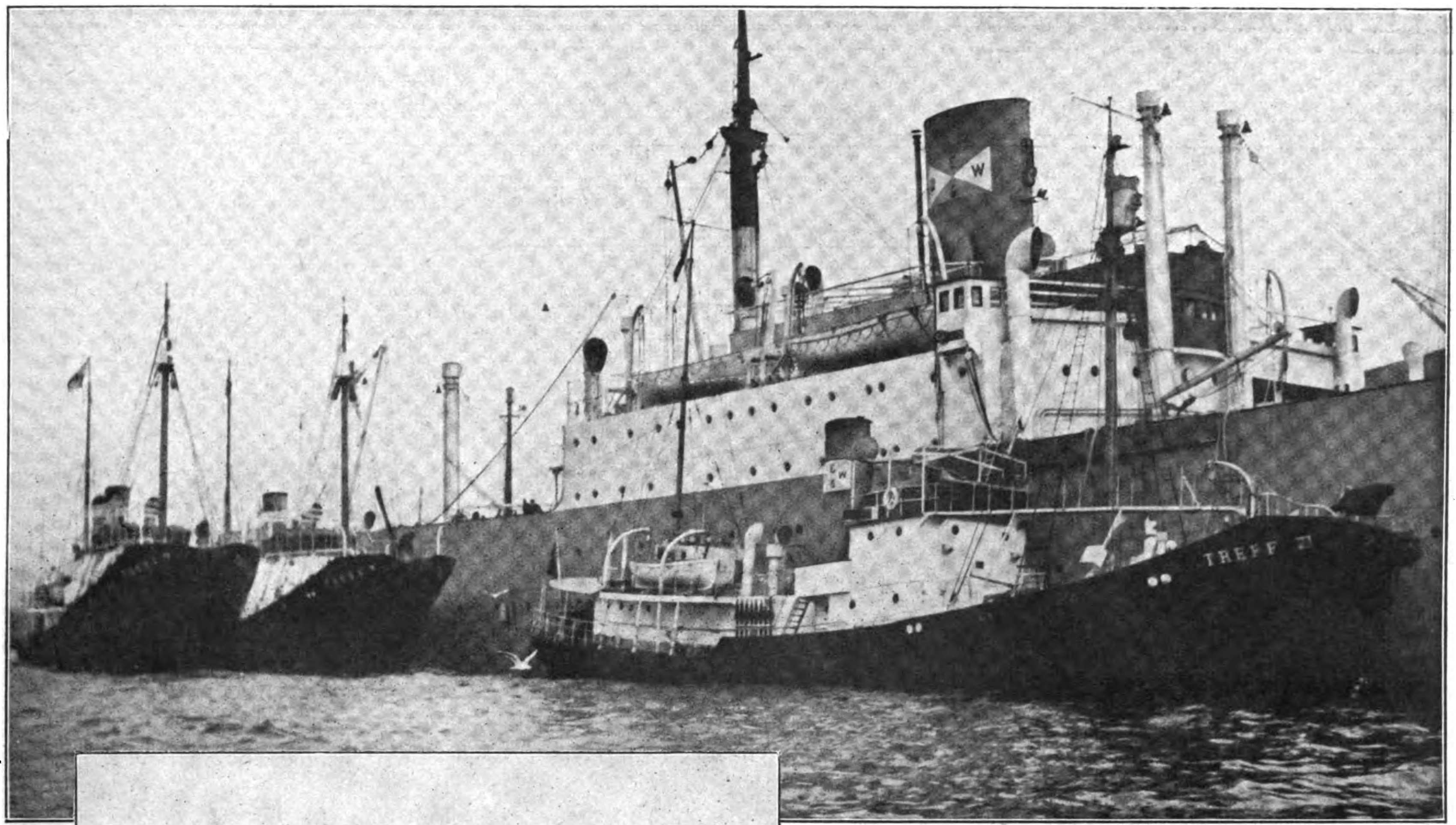
Oben: General der Flieger Kesselring im Gespräch mit dem italienischen Fliegerdivisionsgeneral Lemone-Cat.



Links: Oberst Lindbergh bei seiner Ankunft auf dem Flughafen in München.

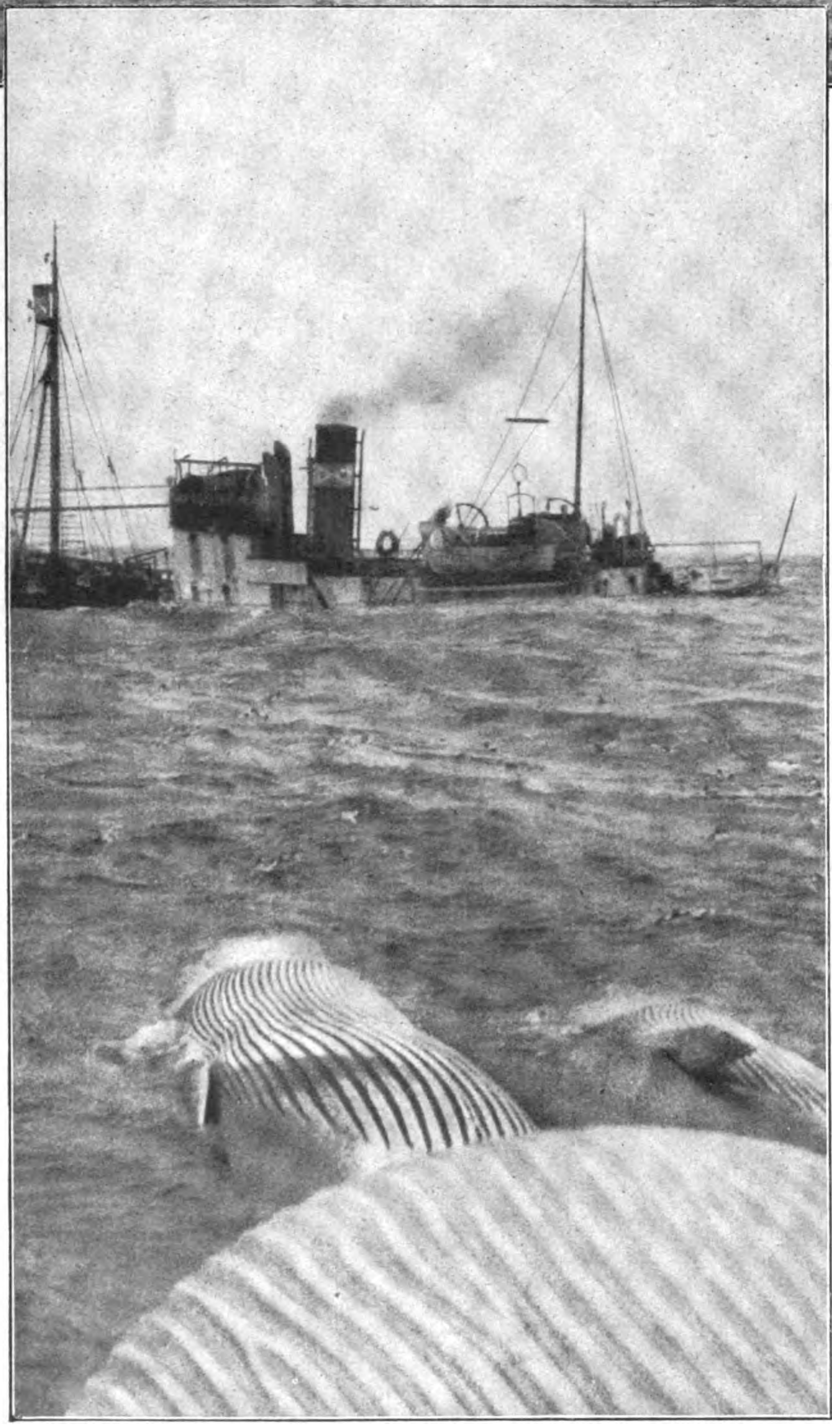


Rechts: Oberst Lindbergh wird dem Reichsminister Heß vorgestellt.

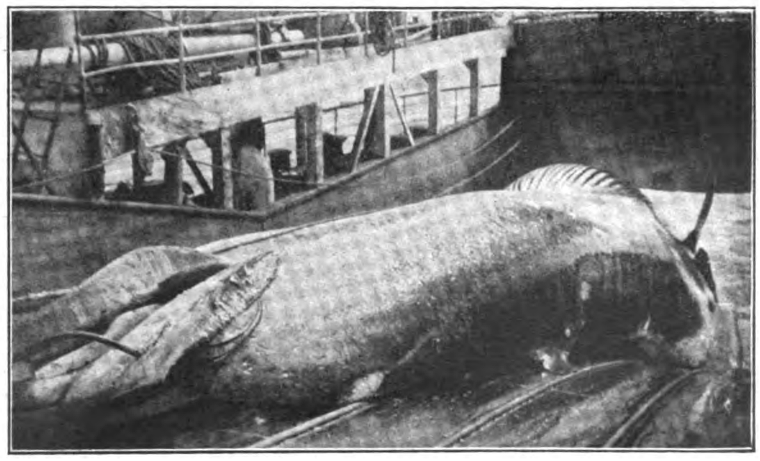


Das Walfangmutterschiff „Jan Wellem" mit dreien seiner modernen Walfangboote.

Mit dem Walfangmutterschiff „JAN WELLEM" unterwegs auf der ersten WALFANGREISE im südlichen Eismeer

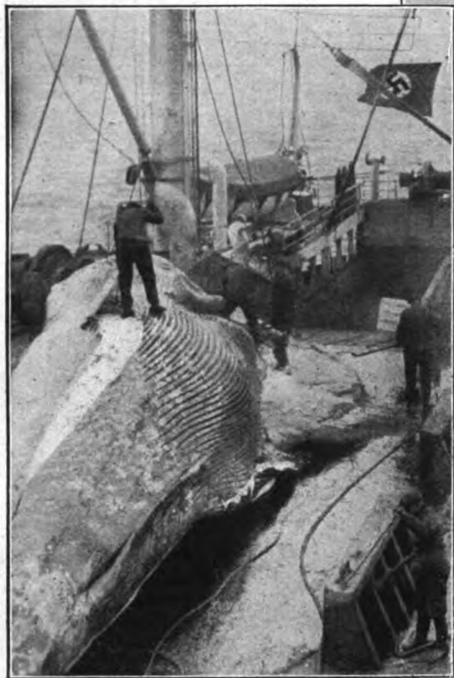


Der Walfänger hat soeben seinen Fang an die Walkocherei abgeliefert und am Heck des Mutterschiffes vertäut; mit voller Fahrt geht's wieder los. Von diesen Fangschiffen gehören insgesamt noch fünf weitere zum „Jan Wellem", die alle ihren Fang beim Mutterschiff abliefern.



Über die Aufschleppe der Kocherei wird der Koloß an Deck gehievt. Die einzelnen Arbeitsgänge greifen so ineinander, daß auch bei größten Fängen eine Arbeitsstockung nicht eintreten kann.

ERSTE WALFANGREISE VON „JAN WELLEM“



Nachdem der Wal an Bord gehievt ist, beginnen die „Flenzer“ sofort mit dem Abspecken.

Das neuerbaute Walfangmutterschiff „Jan Wellem“ der „Ersten Deutschen Walfang G. m. b. H.“ ist vor kurzem mit den dazugehörenden sechs Fangbooten zu seiner ersten Fangreise nach dem Südlichen Eismeer ausgelaufen. Die junge deutsche Walfangflotte, der auch das Walfangmutterschiff „Walter Rau“ angehört, ist nicht zuletzt im Rahmen der deutschen Rohstoffversorgung vor eine hohe Aufgabe gestellt worden, die sie in altem Seemannsgeist gewiß auch lösen wird.



Oben: Die Arbeit des Zerlegens ist getan; hoch in der Mitte: der Schwanz des Riesen; links: ein mächtiges Fleischstück; im Vordergrund Eingeweide und Knochen.



Die letzten Speckbrocken wandern durch die Luken in die im Unterdeck liegende Kocherei.



Rechts: Schlachtarbeit an Deck; nach einer Stunde ist vom Riesenwal nichts mehr zu sehen.

Aufnahmen: Albert Cuslan



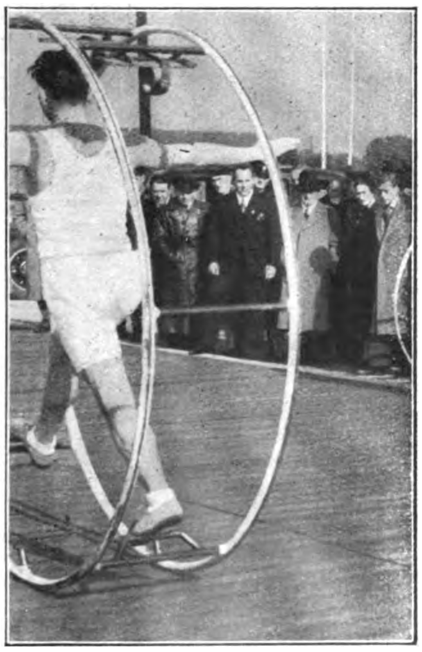
Empfang des Herzogspaares bei Dr. Ley. Neben Dr. Ley nach rechts: Herzogin von Windsor, Frau Goebbels, Herzog von Windsor.

Von der Reise des Herzogs von Windsor durch Deutschland



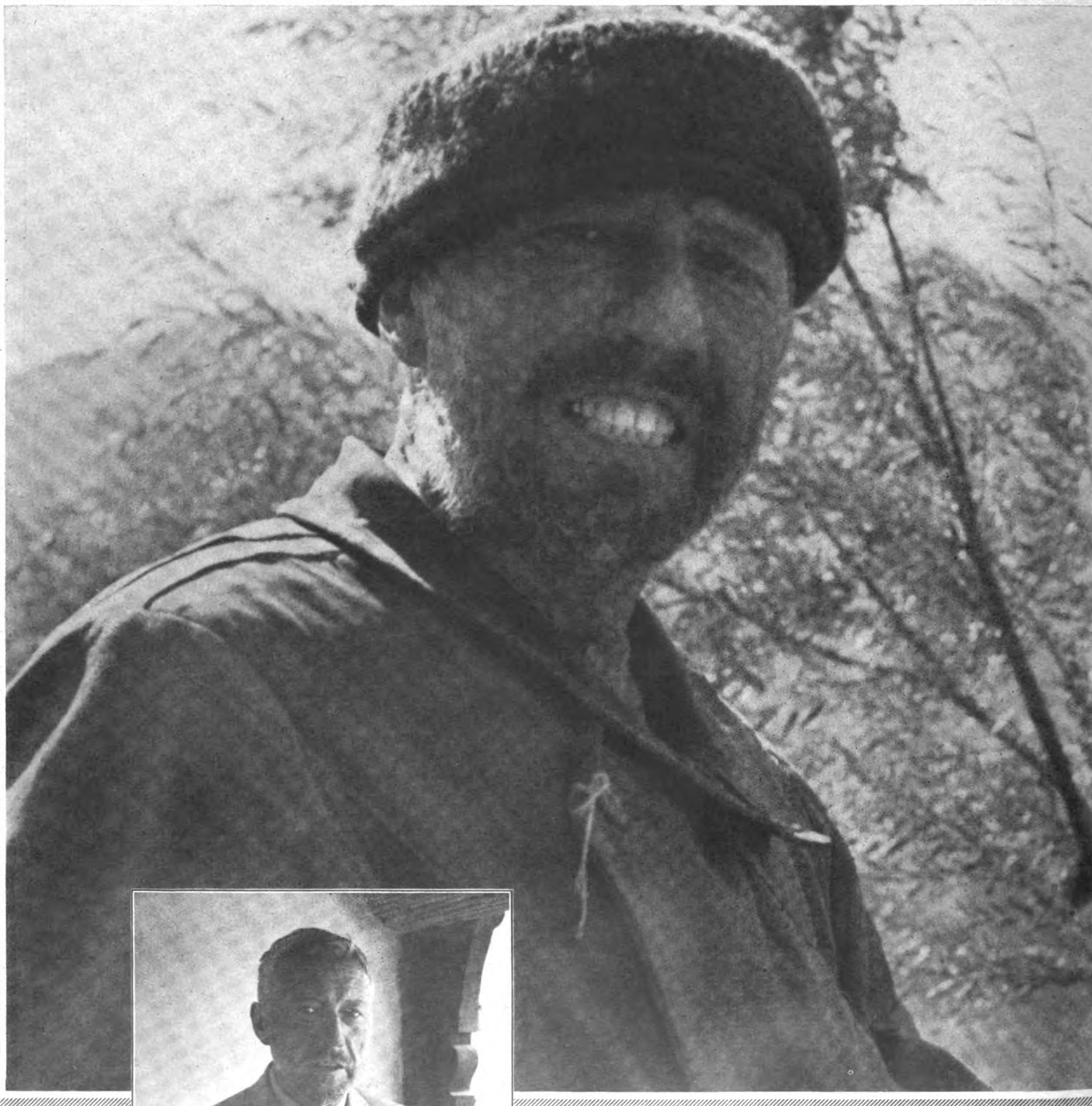
Der Herzog von Windsor im Gespräch mit dem Reichspropagandaminister Dr. Goebbels.

Aufnahmen: Fritz Boegner (2). Heinr. Hoffmann (1).



Das Herzogspaar (ganz rechts) bei der Vorführung des Rhönrades auf dem Reichssportfeld.

Filchner kehrt heim



Der „JB." veröffentlicht hier die ersten Bilder vom Eintreffen Filchners in Indien.

Sonder-Aufnahmen: Gräfin Podewils.



Wieder in Zivilkleidern!

Der berühmte deutsche Forscher nach seiner Ankunft in Srinagar (Kaschmir)



Der vom Führer mit dem Nationalpreis für Kunst und Wissenschaft ausgezeichnete große deutsche Forschungsreisende Dr. Wilhelm Filchner, der seit langen Monaten als verschollen gegolten hatte, da er nach seinem Grenzübertritt nach Chinesisch-Turkestan in Khotan gefangen gehalten wurde, kehrt jetzt heim! Anfang Oktober konnte ihm der deutsche Generalkonsul v. Podewils (Kalkutta) die Glückwünsche der deutschen Heimat entgegenbringen. Filchner, der Sechzigjährige, hat in dreijähriger gefahrvoller Arbeit seine erdmagnetischen Forschungen in Zentralasien glücklich beendet. 1900 war er — damals noch junger Generalstabsoffizier — zu seinem ersten kühnen Ritt über den Pamir, das „Dach der Welt", aufgebrochen. Pamir, China und Tibet, aber auch Spitzbergen und die Antarktis sind die großen Stationen dieses gefahrvollen Forscherlebens



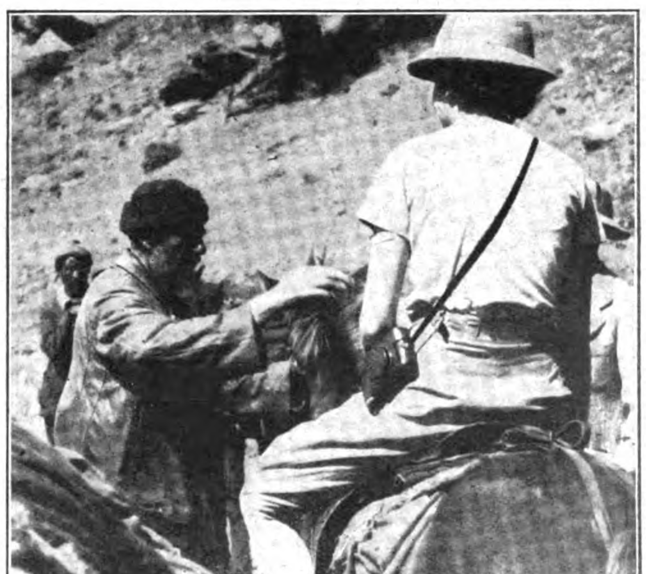
Der Gruß der Heimat.
Dr. Wilhelm Filchner (Hand an der Mütze), trifft, überraschend von Leh (am Indus) kommend, auf dem Wege nach Srinagar den deutschen Generalkonsul in Kalkutta, Graf Podewils (ganz links), der ihm mit Sohn und Tochter entgegengeritten ist, um ihm seine Glückwünsche zur Verleihung des Nationalpreises zu überbringen. Rechts von Dr. Filchner sein Begleiter Haack.



Der Begleiter Filchners Haack, der in der Gefangenschaft schwerkrank wurde und erst im letzten Augenblick ärztliche Hilfe fand.



Was macht Deutschland?
Graf Podewils erzählt dem Forscher, der seit drei Jahren keine Zeitung mehr in die Hand bekommen hat, von dem gewaltigen Geschehen in der Heimat.



Zurück in die Zivilisation.
Dr. Wilhelm Filchner und die Tochter des deutschen Generalkonsuls, Gräfin Podewils, die im Auftrage des „Illustrierten Beobachters" die hier gezeigten Bilder aufnahm.



Dr. Ley bei seiner Ankunft in Königswinter. Hinter Dr. Ley: Chefadjutant Marrenbach, Stabsleiter Simon und Jupp Bosbach, der ständige Begleiter von Dr. Ley.



Hauptamtsleiter Claus Selzner (rechts) und Amtsleiter Dr. Hupfauer im Gespräch über die Erfolge des Leistungskampfes.

Aufnahmen: Fritz Boegner.

Bild unten: Am Schluß der Tagung hält Reichsorganisationsleiter Dr. Ley vor seinen Mitarbeitern eine große, weltanschauliche Rede.

Tage gemeinsamen Schaffens

Die Amtsleiter der Reichsorganisationsleitung der Deutschen Arbeitsfront in Königswinter



Pasewalk,

wo der Führer kriegserblindet im Lazarett lag und den Entschluß faßte, Politiker zu werden, erhielt

eine Weihestätte der Nation



An jener Stelle, wo der Führer kriegserblindet im Lazarett Pasewalk lag, ist eine Bronzeplastik aufgestellt, die durch gedämpftes Licht seitlich bestrahlt wird. Während seines Krankenaufenthaltes in Pasewalk faßte der Führer den Entschluß, Politiker zu werden.



Blick von der Ehrenhalle aus auf den Festplatz der Stadt Pasewalk, der gleichzeitig als Aufmarschplatz dient.

Aufnahmen: Ernst Knoth



Das Innere der Ehrenhalle ist mit den Fahnen der Bewegung ausgeschmückt; das Mosaikgemälde schuf Professor Gruber.



Der Pamirflug der D-ANOY



Als einzige Zeitschrift hat der „IB." den Vorabdruck des Erlebnisberichtes unserer tapferen Pamirflieger erworben Der Direktor der Deutschen Lufthansa, Karl August Freiherr v. Gablenz, der mit seinen Kameraden Flugkapitän Robert Untucht und Oberfunkermaschinist Karl Kirchhoff den in der Geschichte der neuzeitlichen Verkehrsentwicklung einzigartigen ersten Flug über das Pamirgebirge mit der D-ANOY unternahm, wird die an Abenteuern und Gefahren reichen einmaligen Erlebnisse den „IB."-Lesern schildern. Im Laufe des November werden wir mit dem Abdruck des Berichtes der D-ANOY-Besatzung über den Pamirflug beginnen

Damit wird ein deutscher Mann dem deutschen Volk mit Humor und Ernst — denn oft genug schien die Lage der drei Lufthanseaten wirklich verzweifelt — eine Erlebnisschilderung geben, die uns die echte Fliegerkameradschaft spüren läßt, eine Kameradschaft wie wir sie in der Geschichte unseres Volkes immer fanden, wenn sich große Männer in gemeinschaftlicher Arbeit um den Fortschritt bemühten.

Bild oben:
Die Heimkehr der drei Verschollenen war ein Freudentag für das flugbegeisterte Deutschland. Von links nach rechts: Oberfunkermaschinist Kirchhoff, Freiherr v. Gablenz und Flugkapitän Untucht.
Aufnahme: Atlantic

Bild links:
Der Direktor der Deutschen Lufthansa, Frhr v. Gablenz, mit seiner unvermeidlichen Shagpfeife.
Aufnahme: Binder

Heiss ist die Hölle von Manila

ROMAN VON HEINZ GECK

(4. Fortsetzung.)

Über fünfzig Missionen baute Fray Aleschandro Cacho, deren Ruinen heute noch unter dem Urwaldmoder zu finden sind. Er hätte ein Kulturbringer werden können, aber hinter ihm her kamen die goldhungrigen Soldaten und plünderten im Namen der Missionen das Gold der Flüsse. Und dies Gold war „tabu". Es gehörte den dunklen, grausamen Göttern, deren schädelbehängte Fetischstäbe noch heute vor den Männerhütten stehen.

Die dunklen Götter waren stärker als die Lehre des Padre, und seine Missionen, seine Soldaten und das Gold, das sie raubten, deckt längst wieder der wuchernde Wald. Gold ist in allen Flüssen, Waschgold, das im niedrigen Wasser schimmert, aber es ist tabu, und die Negritos hängen sich weiter Eberzähne als Schmuck um die tätowierten Leiber. Das Gold gehört den Göttern.

Christobal Leroy glaubte nicht an die Götter der häßlichen Zwergmenschen, und als er in Longa-Long Gold fand, goldhaltige Adern von einem Reichtum, wie er ihn sich kaum vorstellen konnte, da war Jim Brents Schicksal besiegelt. Christobal war auf Longa gestrandet und Brents Gast. Es war nicht schwer für ihn, sein Assistent zu werden, denn Brent war ein „Wilder", ein Pflanzer ohne viel Kapital im Rücken und aus Veranlagung ein Mann, der sich immer mehr Arbeit vornahm, als drei Mann bewerkstelligen können.

Ein billiger Assistent schien ihm ein Geschenk des Himmels zu sein, denn er war sehr überarbeitet, vom Fieber zerfressen und vollkommen europareif.

Er arbeitete Leroy ein und fuhr nach England, obwohl er es sich durchaus nicht leisten konnte, denn er hatte gerade große Verluste gehabt. Kopra allein brachte ihm anfangs nicht genug ein, da hatte er noch eine Handelsstation aufgemacht und kaufte die Kopra der Eingeborenen und gelegentlich eine Ladung Muscheln oder Gewürze. Bis hinunter nach Pollilo und zur Lamonbai riß er den Handel an sich. Es war ein gutes Geschäft, aber man mußte viel Geld hineinstecken, und als Jim Brent einmal nach Baler gefahren war, hatte jemand seine Lagerschuppen geplündert.

Er hatte geflucht, wie sich das in einem solchen Fall gehört, nahm neues Geld auf und fuhr nach Europa. Für das zunächst nötige Betriebskapital mußte die neue Ernte sorgen.

Aber auch die neue Ernte wurde gestohlen.

Es sollten Moros aus Jolo gewesen sein, berichtete Christobal. Er war leider zu spät gekommen, um den Raub zu verhindern, aber er hatte die bunten Muster auf den viereckigen Segeln ihrer Vintas erkannt.

Die Moros der Sulusee sind große Seeräuber und Schmuggler seit tausend Jahren, und Longa-Long, weit ab von jedem Schutz, war eine leichte Beute für jeden, der zugreifen wollte...

Christobal bedauerte das Unglück sehr, als Jim Brent tobend aus Europa zurückkam. Aber wirklich — Longa war keine Pflanzung für einen Einzelgänger!

In einigen Wochen wurden einige hundert Pfund fällig, und es war kein Geld da. Kein lumpiger Peso!

Jim Brent wußte das. Er sagte seinem Assistenten unverblümt, was er von der Lage hielt. Sie war saumäßig.

Christobal lächelte.

Zufällig hatte er von seinem Vetter, der ein bekannter Rechtsanwalt in Manila war, in Erfahrung bringen können, daß sich ein japanisches Syndikat für die Insel interessierte. Mister Brent wurde auf die Weise seine Sorgen und die dumme Insel los und bekam noch ein schönes Bündel Dollars in die Hand.

Wenn Mister Brent wünschte..

Jim Brent wünschte nicht. Er fuhr hoch, als hätte er einen Skorpion unter der Sohle und fauchte den Versucher an, daß draußen die Kulis zusammenliefen.

Jim Brent war aus alter Yeomanrasse, und was die haben, das halten sie. Longa war sein. Und wenn er Schulden hatte, dann hatte er auch Freunde. Charly Alten zum Beispiel, der hatte ihm schon damals eine Partnerschaft angeboten. Das konnte man wagen, mit einem Kerl wie Java-Charly.

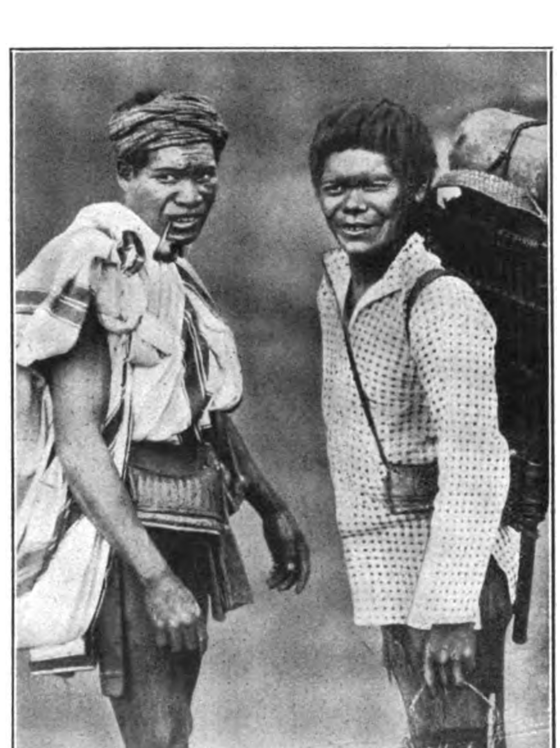
Zweimal hatte man ihn ausgeplündert? Schön, das nächstemal sollten die Herren mit dicken Köpfen weitersegeln. Von jetzt an wurde scharf geschossen, wenn eine Vinta der verdammten Nigger in Schußweite kam.

Verstanden?

Christobal Leroy hatte verstanden. Jim Brent hatte sein eigenes Todesurteil gesprochen. Während er mit Javas Hilfe seine Verbindlichkeiten löste, hatten die beiden Leroy sich Wong zum Bundesgenossen gesucht. Als Brent nach Longa-Long zurückkehrte, war schon das Schreiben unterwegs, das seiner Frau in Europa von den unglücklichen Folgen einer Blutvergiftung berichtete..

Gold war auf Longa-Long, und da Jim Brent nicht freiwillig ging, lagen eines Morgens winzige Dornen vor seinem Bett. Jim Brent lief im Hause immer barfuß. Ja.

Es war ein Unglücksfall.



Philippinische Igoraten (Igorots) auf Reisen. Diese auch heute noch als Kopfjäger berüchtigten Eingeborenen finden sich zahlreich auf der Insel Luzon, dem Schauplatze unseres Romans.
Aufnahme: Klee (Mauritius).

Genau so ein Unglücksfall, wie er Java-Charly zugedacht war, als er mit Dolores aus Tawi-Tawi zurückkam.

Nur daß Java-Charly mehr Glück hatte und im Hospital der Heiligen Familie zu dem seltsamen Abenteuer Karl Albert Altens erwachte.

10.

Java-Charly lag wieder in unruhigem, fiebrigem Schlaf, als der Reiter endlich Paco erreicht hatte und inmitten des eifrigen Geschnatters der reich und seltsam geschmückten Ifugaos von seinem Pony kletterte.

Terry Dudley, jung, unbekümmert und sehr amerikanisch, war erst vor kurzer Zeit nach Baclar strafversetzt worden. Seine Regierungstätigkeit nahm einschließlich des mit Manila geführten Papierkrieges täglich nicht ganz zehn Minuten in Anspruch. Sein Grammophon hatten die Ameisen und der Rost gefressen, und er langweilte sich infolgedessen grauenhaft, kannte die drei alten Nummern des „Short Story Magazins", die sein Vorgänger ihm hinterlassen hatte, sowie zwei „All India Weekly Illustrated" aus eigenem Besitz bis zum letzten Inserat über Leberpillen auswendig und strahlte vor Freude, endlich wieder einem weißen Christenmenschen die Hand schütteln zu können.

Von einem Haftbefehl wußte er nichts, ganz einfach, weil dieser längst wieder aufgehoben und gar nicht erst verbreitet worden war. Zufällig war nämlich am Tage nach der mißglückten Verhaftung Jamulul Kiram, der Sultan von Sulu, in Manila gewesen, hatte von dem Mordverdacht gehört und dabei die merkwürdige Feststellung gemacht, daß in der fraglichen Zeit Java-Charly in seiner Residenz Maimbung zu Gast gewesen war.

Maimbung ist ein armseliges, stinkendes Dorf im schwarzen Schlamm eines unratgefüllten Mangrovesumpfes, aber Jamulul Kiram ist eine einflußreiche politische Persönlichkeit und, soweit er nicht in eigener Sache redete, als Zeuge unverdächtig.

Terry Dudley entging auf diese Weise einer für einen Regierungsbeamten höchst peinlichen Lage.

Dolores hielt nämlich die Hand in der Tasche, und in der Hand lag glatt und tödlich ihre kleine Pistole.

Sie war fest entschlossen, den „bobo americano" gefangenzunehmen, sobald er Miene machte, Java-Charly zu verhaften. Sie wollte dann selber nach Baclar reiten und von dort aus nach Manila berichten, daß der Resident leider dem Fieber erlegen sei.

Der americano mußte mitkommen nach Longa. Bis die Regierung den wahren Sachverhalt erfuhr, war Charly längst wieder gesund und hatte auf der Insel nach dem Rechten gesehen. Das war die Hauptsache, und das würde sich machen lassen. Nötigenfalls mit der Hilfe André Napoleons.

An die Folgen dieser Freiheitsberaubung an einem Beamten der Regierung dachte sie keinen Augenblick. Mañana. Morgen. Jeder Tag hat seine besonderen Probleme, und man soll nicht über die Brücke nachgrübeln, bevor man den Fluß erreicht hat.

Lächelnd sah sie dem Eintretenden entgegen, während ihre Finger sich um die kleine Waffe schlossen.

„Hallo", sagte Terry Dudley und blinzelte erst einmal, um sich an die im Innern der Hütte herrschende Dämmerung zu gewöhnen. „Hallo, alter Junge, wo hat es Sie denn erwischt?"



Hochzeits-Zeremonie auf Luzon.
Der Bräutigam holt die Braut aus dem Hause ihrer Eltern zum mehrtägigen Hochzeitsfest.
Aufnahme: Klee (Mauritius).

Und dann wurde er rot, soweit das bei seinem an sich roten Jungensgesicht möglich war, und machte eine ausgezeichnete Verbeugung. Wahrscheinlich die erste, die je in dem Barrio Paco gemacht wurde.

Er hatte Dolores erkannt.

Dolores Arroyo war ein Begriff für das weiße Element auf Luzon. Es gab keine Frau, über die so viel gesprochen wurde, anerkennend in den Klubs von den Männern, empört und ein wenig neidisch auf ihre Selbständigkeit bei den garden parties der Damen. Leider ließ es sich nämlich nicht ändern, daß die schöne Señorita Arroyo zur Gesellschaft gehörte, trotzdem sie ihren Lebensunterhalt selber verdiente und durchaus keine einflußreichen Verwandten besaß. Sie hatte allerdings bewiesen, daß sie auch ohne freundliche Hilfe von mehr oder weniger uneigennütziger Seite sehr gut mit dem Leben fertig werden konnte. Die Art und Weise, wie sie sich durchschlug, wurde zwar in ihrer Abwesenheit mit vielsagendem Kopfnicken und verzogenen Mundwinkeln angedeutet, aber die Philippinen sind weder ein englisches Töchterpensionat noch eine Bostoner puritanische Frauenvereinigung.

Terry Dudley, der sechsundzwanzigjährige Vertreter der Sterne und Streifen in Baclar, hatte nichts gegen die Señorita Arroyo einzuwenden. Im Gegenteil, er gehörte zu den ältesten Mitgliedern der „Doloristas“, einem Bund junger Amerikaner auf weltschmerzlicher und leicht alkoholischer Grundlage, in den jeder aufgenommen werden konnte, dem Dolores bereits einen Korb gegeben hatte.

Bis zu Java-Charlys Erscheinen hatten die Doloristas sich ziemlich automatisch mit jeder neuen Versetzung unverheirateter Beamter nach den Philippinen vermehrt.

Daher Terrys unmännliches Erröten und die Verbeugung. Er faßte sich aber bemerkenswert schnell und begrüßte Dolores herzlich. Dann ließ er sich erklären, was Java fehlte. Er konnte zwar nicht erkennen, wer da unter einem dichten Moskitero lag, aber wer sollte das in Dolores' Gesellschaft schon sein?

Sie berichtete kurz und sachlich, ein wenig beunruhigt, daß Terry Dudley Javas Anwesenheit in Paco für selbstverständlich zu halten schien und daher wohl von seiner Flucht gehört hatte. Terry tat ihr leid. Er war ein großer, lieber Junge und hatte ganz entsetzlich gestottert, als er sie gefragt hatte, ob sie seine Frau werden wollte. Es war unangenehm, ihm jetzt Schwierigkeiten machen zu müssen, wenn er . . .

Terry winkte seiner Polizei. Der speerbewaffnete Ifugao, plattnäsig und ein wenig lächerlich in seinem flatternden Khakihemd, trat in die Türöffnung.

Dolores zog langsam die Hand aus der Rocktasche und spannte die Muskeln. Der Feigling! Hatte Angst vor einem Kranken und einer Frau!

„Jappul“, sagte Terry Dudley, „schnell die Tasche mit dem Verbandszeug!“

Er wandte sich zu Dolores.

„Ich habe immer eine halbe Apotheke bei mir, wissen Sie. Sollte eigentlich Medizinmann werden, aber dann reichte das Geld nicht mehr, und ich war froh, als ich in den Verwaltungsdienst kam. Aber Sie dürfen mir den Charly ruhig anvertrauen. Vor drei Tagen habe ich erst einer Frau das infizierte Bein abgesäbelt.“

„Ja“, nickte Dolores erleichtert und schob die Hand wieder in die Tasche. „Aber mit André Napoleon werden Sie sich kaum messen können.“

„Wie?“

„Javas Boy. Schauen Sie sich mal die Kräuter an und dann das Bein!“

„Dolores?“ fragte Java von seinem Lager her.

Schon kniete sie neben ihm, die Schale mit Wasser in beiden Händen wie zu einem Opfer.

Terry Dudley war nicht mehr für sie da. Er nahm dem strammstehenden Jappul die Satteltasche ab, besah sie mit krausgezogener Nase und legte sie leise auf den Boden. Dann setzte er sich vor der Hütte auf den Boden und rauchte langsam eine der süßen Eingeborenenzigaretten. Nachdenklich und ein wenig neidisch.

Er war eben sechsundzwanzig Jahre.

*

Das zerschlagene Bein heilte unter Napoleons Kräutern und Dolores' Pflege beinah unanständig rasch.

Abends saßen sie an einem kleinen Feuer aus schwelendem Holz vor der Hütte und tranken sauren, erfrischenden Palmwein. Terry kam jeden Nachmittag herübergeritten und machte sich nützlich, so gut es ging. Außerdem hatte er verschiedene Kleinigkeiten besorgt, die zwar zum Leben nicht unbedingt notwendig sind, aber deren Dasein erfreulich auf den inneren Menschen wirkt. Java-Charly rechnete hierzu bereits wieder einen anständigen blonden Tabak und Dolores ein Stück „echte“ Seife. Nur Napoleon brauchte nichts. Er war eine Art Abgott der kleinen braunen Ifugaofrauen, die den ganzen Tag ehrfürchtig um seinen meist schlummernden Riesenleib herumsaßen und sich danach drängten, ihn mit allen Leckerbissen, die in Paco aufzutreiben waren, zu füttern, wenn er geruhte, grinsend die Augen aufzuschlagen. Er gewann mit jedem Tag sichtlich an Umfang.

„Natürlich ist es hirnverbrannter Unsinn“, sagte Terry, als Charly ihm seine Reiseroute erklärt hatte.

„Schon in normalen Zeiten kann ich es gar nicht zulassen, daß jemand versucht, über die Sierra Madre an die Divilacan Bay zu reisen. Der letzte, der es versucht hat, war so ein verrückter deutscher Professor. Das war vor meiner Zeit —, aber wenn er inzwischen irgendwo angekommen ist, kann es sich nur um die Kochtöpfe der Pygmäen gehandelt haben.

Mann, das ganze Gebiet ist noch so unbekannt wie ein ungelegtes Ei. Wir trauen uns nicht einmal mit Truppen hinein und sind froh, wenn wir nichts hören. Also?“

„Und warum ist jetzt keine normale Zeit?“ fragte Dolores spöttisch. „Sind Ihre unbekannten Untertanen augenblicklich besonders hungrig?“

Terry Dudley grinste.

„So ungefähr. Sie haben von der Flut vor drei Wochen gehört?“

„Ja, und?“

„Die ganze Isabellaprovinz ist dabei verwüstet worden. Ein halbes Hundert Städte und Dörfer wurde ins Meer geschwemmt, die Verbindungen zerstört, unsere paar Straßen fortgewaschen, als ob sie nie dagewesen wären. Schwerste Katastrophe, die das Cagayantal je erlebt hat.“

„Das geht uns doch nichts an“, meinte Charly, behaglich in einem geflochtenen Sessel liegend und zufrieden rauchend. Er konnte schon wieder atmen, ohne dauernd an seine Quetschungen erinnert zu werden. „Wir gehen lange vor Tuguegarao über den Cagayan.“

„Geht Euch schon an“ eiferte Terry. „Wir haben alle verfügbaren Polizisten nach Norden schicken müssen. Mein dämlicher Jappul ist der einzige Khakimann auf drei Stunden im Umkreis. Sonst habe ich zehn, und die genügen noch nicht. Wir haben ganz dickschnäuzig und zivilisiert die olle ehrliche Kopfjägerei verboten. Verbotene Dinge gibt es nicht. Da aber die Herren Ifugaos darauf bestehen, sich bei jeder passenden Gelegenheit mit dem Barong die Köpfe abzuschlagen, handelt es sich nun nicht mehr um Fälle ortsüblichen und althergebrachten Sportes, bei dem man angesichts des ehrwürdigen Alters dieser Einrichtung ein Auge zudrücken dürfte, sondern um Mord.

Und Mörder muß ich fangen. In meinem Gebiet waren es normalerweise drei Stück jede Woche. Wenn wir sie fingen, schlossen wir sie hübsch sauber zu Kettengangs zusammen und ließen sie ihre überschüssigen Kräfte bei Wegebau und Rodungsarbeiten austoben. In der ersten Woche nach der Flut wurden mir zwölf Fälle von Kopfjägerei gemeldet — vielmehr von Mord. Ich habe meinen Jappul mit zwölf Steckbriefen in die Berge geschickt, weil das die Vorschriften so verlangen, und jetzt ist die Regierungsgewalt der Vereinigten Staaten hier lächerlicher als je zuvor. Wie es weiter in den Bergen aussieht, wo überhaupt noch nie eine Strafexpedition hingekommen ist, mögen die Götter wissen.

Jedenfalls kommen sie da auf keinen Fall durch, und mit einer Frau schon gar nicht.“

Er kreuzte die Arme gravitätisch über der Brust und sagte „Howgh!“

„Wir brauchen vier Schachteln — 22er-Munition und drei Pferde“, sagte Java. „Eine Pistole haben Sie wohl nicht übrig?“

„Ich werde Sie mit Gewalt hierbehalten“ sagte Terry.

„In drei Tagen kann ich mein Bein wieder brauchen“ sagte Charly.

„Würden Sie mich tatsächlich den ganzen Weg zu Fuß machen lassen?“ lächelte Dolores sanft.

„Ich will gehängt werden“, sagte Terry erbittert, „wenn ich zu einem solchen hirnlosen Unfug meine Hand biete. Ich werde Sie nach Banaue bringen lassen und im Regierungsbus anschließen.“

Dolores lächelte leise bei dem Gedanken, daß Dudley selber auf den von ihm als gefährlich geschilderten Weg gemußt hätte, wenn er diesen Vorschlag gleich zu Anfang gemacht hätte. Sie sah immer noch jedem Kommen Terrys mit Unbehagen entgegen. Es war so unwahrscheinlich, daß er noch nichts von dem Haftbefehl gegen Java gehört haben sollte.

Napoleon hatte sich begeistert bereit erklärt, Missus Dollars bei einer etwa notwendigen Gefangennahme der Regierungsgewalt zu unterstützen.

Feine Unterschiede lagen ihm nicht. Für ihn war Dolores bereits ein anerkannter Bestandteil des Eigentums seines Herrn. Wenn sie also etwas von ihm verlangte, dann war das in Massa Charlys Interesse und damit Befehl. Java-Charly, der ihn vor den Haien gerettet hatte, war für ihn dasselbe, was er für die kleinen Ifugaofrauen war, nicht gerade ein Gott, aber immerhin etwas sehr Ähnliches.

„Ausgeschlossen!“ sagte Terry am folgenden und am zweiten und dritten Tage.

Am vierten Tage brachte er drei struppige Bergponys, eine neue 22er-Pistole und die verlangte Munition. Außerdem hatte er einige Medikamente zusammengepackt und auf unerklärliche Weise eine große Schachtel Pralinen besorgt. Sie waren vor Hitze grau und klebten hoffnungslos in den Verpackungen. Aber es verpflichtete eben, Mitglied der Doloristas zu sein.

Schwierigkeiten machte noch der Besitzer der Pferde. Es war ein alter, fast fleischloser Mann mit einem Gesicht wie eine Trockenpflaume, bläulich und verhutzelt. Der zahnlose Mund zischte seine Worte an einem unaufhörlich schmurgelnden Pfeifenstummel vorbei, und

die schmalen Augen sahen mit der verschmitzten Gutmütigkeit eines Bauernfängers auf sein erhofftes Opfer. Er war sichtbar entschlossen, auf seine alten Tage noch ein reicher Mann zu werden.

Ein sofortiger Abschluß kam natürlich gar nicht in Frage. So schnell schießen die Ifugaos nicht, und ein Handel ohne Handeln macht keine Freude.

Rizal, der Jefe von Paco, warf sich zum Dolmetscher auf, und die übrige Einwohnerschaft des Barrio bildete die begeisterte und unermüdliche Zuhörerschaft, die das Hin und Her der wortreichen Verhandlungen nach der Art antiker Trauerchöre begleitete.

„Achtzig Centavos für jedes Pferd und jeden Kilometer", verlangte die Trockenpflaume und machte ein Gesicht, als verteilte ein Imperator Orden.

„Fünf Centavos für die drei Gerippe zusammen", sagte Java und unterdrückte mühsam den Ekel, überhaupt solche lausigen Kreaturen benutzen zu müssen.

„Fünf Centavos!" echote der Kreis der Zuhörer

„Fünf Centavos!" schrie die Trockenpflaume erschüttert und gekränkt und hielt dem Barrio einen zischenden Vortrag über die Stammbäume seiner Pferde, ihr Lieblingsfutter und ihre erstaunlichen Leistungen in den letzten zwanzig Jahren.

Worauf der Jefe Rizal den ciceronischen Erguß mit kleinen Abweichungen ins Tagalische übersetzte.

„Fünf Centavos", sagte der Americano Charly kalt.

Einsatz des tragischen Chores.

Die Trockenpflaume barg ihr Gesicht in den Armen, warf plötzlich den Kopf hoch und schmetterte, endgültig und siegesgewiß: „Siebzig Centavos jedes Pferd, großer Herr!"

„Siebzig Centavos!" murmelte das Volk.

„Siebzig Centavos!" übersetzte der Jefe unnötigerweise.

Java begann uninteressiert mit seiner neuen Pistole zu spielen.

Als Terry Dudley am nächsten Tage wiederkam, leuchtete den Verhandlungen bereits ein Silberstreifen. Die Trockenpflaume war bis auf zwanzig Centavos heruntergekommen und Java bot ebenfalls zwanzig für die drei zusammen. Das Barrio hatte sich inzwischen aus eigenem Antrieb besoffen, und Jefe Rizal lag noch in seiner Hütte und schlief. Man konnte wirklich einen Vertrag abschließen, ohne sich etwas zu vergeben.

Da Charly nicht geneigt schien, nachzugeben, gab eben die Trockenpflaume nach. Mit so gleichmütiger Miene, als hätte sie nie etwas anderes gesagt, bot sie die drei Pferde zu zwanzig Centavos an. Nur eine Bedingung stellte sie noch —, die war so echt und bezeichnend für die seltsamen Wege orientalischer Logik, daß Charly sie annahm, ohne zu handeln.

Die Trockenpflaume — mit Namen Jamulul Ali — vermietete ihre Pferde nämlich nur, wenn sie selber als Cargadore mitging. Und zwar berechnete sie für das Tragen des gesamten Gepäcks und für den ganzen Weg nur sechzig Centavos, aber dafür, daß sie ihre Pferde zurückreiten mußte, das Dreifache. Das gemütliche Zurückreiten war demnach schwerer als ein Fußmarsch mit dreißig Pfund Gepäck auf dem Kopf Na, bitte!

Für heute war es natürlich wieder zu spät geworden. Außerdem waren die Leute von Paco nun vom Zuhören und Geschnatter ermüdet und mußten sich mit einem kleinen Kriegstanz aufmuntern. Vor Terry hatten sie längst alle Scheu verloren, als sie einmal festgestellt hatten, daß er weder Büffel noch Männer mitnehmen wollte, eine Tätigkeit, die an sich mit dem Erscheinen eines Regierungsbeamten gleichbedeutend war.

Mit Sonnenuntergang begannen die Gongs zu dröhnen, uralte Stücke aus kunstvoll gehämmertem Messing, die seit Hunderten von Jahren die Männer von Paco in den Kampf geschickt haben mochten. Es regnete, wie es fast immer regnet auf Luzon, regnete gleichmäßig, heftig und ermüdend, wie eine elementare Begleitmusik zu dem eintönigen, aufreizend gleichmäßigen Rhythmus der Gongschläge.

Aber der Tanz war nicht ermüdend.

Er kannte zwar nicht die Farbenpracht und die wilden Kriegsschreie anderer Völker, die in ihre Tänze ihr ganzes Kunstempfinden hineinpressen. Er war grau in grau, gespenstisch und lautlos, wie der Tod, der durch das Dschungel schleicht.

Klein schwelten die Feuer vor den Hütten und erhellten die Lichtung gerade soweit, daß man den düsteren Hintergrund des Urwaldes wie einen drohenden Schatten erkannte. Dann funkelte blankes Eisen.

Zwei Alte, Krieger einer vergangenen Zeit, sprangen in langen Sätzen ins Freie. Regennaß schimmerte die nackte Haut, bleich schien die breite Spitze der Kopfaxt und der Speer des Zweiten. Sie duckten sich und sprangen, federnde Gelenke und wirbelnde Waffen, ein lautlos tödliches Schattenspiel, das sich steigerte von Minute zu Minute zu einem rasenden teuflischen Tempo.

Und zu dem metallischen Klingen der Gongs gesellte sich ein neuer Rhythmus, das Geräusch stampfender, nackter Füße. Ungeduldiger Füße. Die Männer von Paco, vom Basi (Bier) und vom Ruf der Gongs berauscht, vergaßen die neue Zeit und sanken zurück in ihre glänzende, barbarische Vergangenheit.

Federnd, lautlos und grau wie ein Rudel hungriger Wölfe tanzten sie mit. Tanzten. Gebückt und geduckt, Schilde an den Körper gepreßt und Speere und Äxte zitternd in den braunen Fäusten, bewegten sie sich, einer hinter dem andern, Krieger, die auf gewundenem Waldpfad in das Land des Feindes eindringen.

Vorwärts und rückwärts, ohne Befehl, so gleichmäßig wie von einem einzigen Willen gelenkt. Tanzende Schatten im Schatten der Nacht. Dann klirrte Eisen auf Eisen. Der Marschtanz ging in den Kampf über, schneller und lauter rasten die hellen Gongschläge und die springenden Schatten schienen kaum noch den Boden zu berühren.

Als die Tänzer sich bückten, um in symbolischen Bewegungen die Köpfe der erschlagenen Feinde abzuhacken und in einem wildphantastischen Tanze heimzukehren, begann Dolores zu frösteln und drückte sich enger an Javas beruhigend breite Schulter.

„Was hast du?" flüsterte Charly, selber erregt gegen seinen Willen.

Sie schwieg. Ihre dunklen Augen sahen ohne Ziel über die dunkler werdende Lichtung nach Osten.

Dort lag das Niemandsland. Dort lagen grüne, unbekannte Wälder, in denen noch der schleichende Tod umging, dessen Schattenspiel sie eben gesehen hatte. Sie fürchtete sich.

Aber als Charly behutsam ihre Hand drückte, lächelte sie ihn an. Sie war eine Frau, die nur einem Mann gehörte, und eine Gefahr, die sie mit ihm teilte, flackerte ins Nichts wie die Reste der kleinen roten Feuer am Rande des Waldes.

Vom Versammlungshaus der jungen Männer klang ein rhythmisch schwermütiges Trinklied. Ein Tukan krächzte heiser.

Java-Charly tippte versuchend mit dem kaum verheilten Bein auf den Boden. Verzog das Gesicht.

„Sehen wir Sie noch, Terry? Wir reiten mit Sonnenaufgang. Morgen."

„Von allen Narren . . .", sagte Terry Dudley, „sind die Holzköpfe die gefährlichsten."

11.

Ursula Brent war schon vier Tage auf Longa-Long, bevor ihr diese Tatsache zum Bewußtsein kam.

Seit dem Aufenthalt vor Aparri hatte sie das Fieber geschüttelt und nicht mehr losgelassen. Nur undeutlich erinnerte sie sich an die letzten Tage der Fahrt, an das stumpfsinnige Gesicht des chinesischen Stewards und die fahlen, schlaffen Züge des schönen Rechtsanwalts. Viel deutlicher waren die Fiebergesichte. Da war Java, dem sie ins Gesicht geschlagen hatte, und das wilde Seeräubergesicht des großen Kapitäns, dessen helle Augen so hart funkelten und die doch so sanft geschimmert hatten, als er von dem armen, alten Jimmy sprach. Und da war ihre Angst, die seit den letzten Tagen in Manila immer größer und wirrer geworden war, bis sie sich zuletzt zu einem gemeinen, grausamen und gierigen Gesicht zusammenballte, das fratzenhaft und drohend sich immer wieder in ihre Träume hineindrängte.

Es kam näher, immer näher, widerlich und abstoßend, bis sie mit einem Schrei auffuhr, um schweißnaß und zitternd wieder zu dämmern.

Da war es wieder, starr und unbeweglich!

„Jim!" schrie Ursula Brent und riß die Augen auf. Jetzt mußte es verschwinden, und dann kam die bleierne Müdigkeit wieder . . .

Aber das Gesicht blieb.

Sie war nicht mehr müde. Sie zitterte nur vor Schwäche und Furcht.

Das Gesicht blieb. Ein wulstiger, brennroter Mund verzog sich zu einem langsamen Grinsen. Nur den Mund sah sie und den lauernden Ausdruck der Augen.

Unbeweglich und starr wie die Traumfratze.

Aber es war ein Mensch

Ein Mann.

Unwillkürlich krallte Ursula ihre Hand über der Brust in ihren Schlafanzug, zog ihn fröstelnd zusammen. Der Blick traf sie schlimmer, als ein Schlag ins Gesicht.

„Gehen Sie!" schrie sie außer sich. „Gehen Sie!"

Der Mann stand langsam auf. Immer noch grinsend Jetzt sah man erst, wie breit und muskulös er gebaut war. Unter dem offenen Hemd liefen die Muskelstränge wie zuckende Wülste.

Ohne ein Wort ging er hinaus. Grinsend und gemein

Es war Ursula Brents erster Eindruck auf Jim Brents Palmenparadies, Longa-Longs neuer Herr. Christobal Leroy.

Er war ebenso häßlich, wie sein Vetter schön war. Er war aber auch sonst das Gegenstück zu Jean Leroy. Jean hatte das Leben einmal verwöhnt. Er war nicht aus Instinkt, sondern aus Haltlosigkeit und Lebenshunger zum Verbrecher geworden, und daher war er feige

Christobal war als Kuli aufgewachsen. Er hatte als kleiner Hotelpage in Labuan zum erstenmal einen Menschen erschlagen. Mit zwanzig war er gefürchtet, und als er mit Wong in Verbindung trat, hatte er sich schon auf seine Art einen Namen gemacht. Aber woher hätte Jim Brent das wissen sollen?

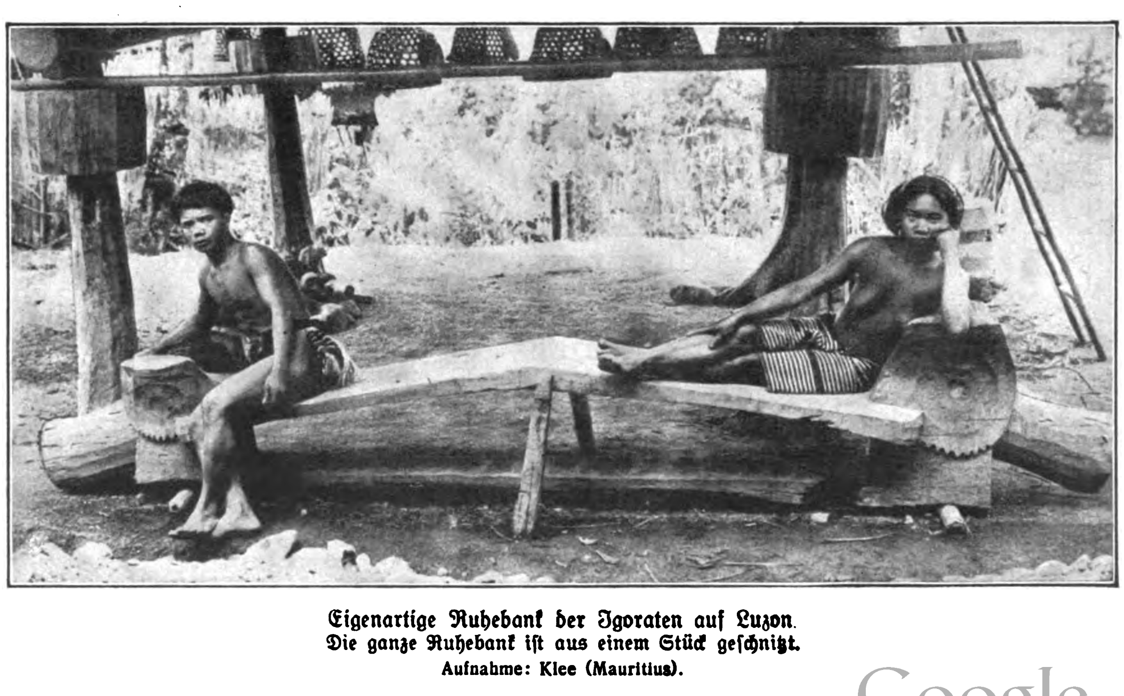
Jim Brent pflanzte Kopra auf Longa-Long und kümmerte sich nicht für einen roten Cent um das, was zwischen der Chinasee und Sulu vor sich ging. Anders als sein Freund Java. Hätte er ihm seinen gerade abwesenden neuen Assistenten beschrieben, dann lebte er wohl noch. Aber mit „hätte" sähe die ganze Welt anders aus!

Ursula Brent warf sich in die Kissen zurück, als der lebende Alpdruck verschwunden war, und weinte sich erst einmal aus. Dann erst war sie imstande, sich mit wachen Augen umzusehen.

Sie lag auf einem schmalen, geflochtenen Bett, unter dessen Moskitonetz ein großer Luftwedel hing, der aber nicht in Bewegung war. Neben dem Bett stand ein Tischchen mit einer leeren Tasse und einigen Früchten

In der Ecke stand ein Schreibtisch

Und auf dem Schreibtisch stand ein Bild.



Eigenartige Ruhebank der Igoraten auf Luzon.
Die ganze Ruhebank ist aus einem Stück geschnitzt.
Aufnahme: Klee (Mauritius).

Es stellte ein junges Mädchen dar, das lachend ein flaches Boot über einen Fluß stakte.

Der Fluß war die Themse, und das junge Mädchen war sie selber. Sie entsann sich genau, wie sie eines Abends Jim das Bild geschenkt hatte und wie sie dabei rot geworden war.

Abends, in einem kleinen Klub in Chelsea.

Ihre Augen brannten, aber sie weinte nicht mehr.

Sie war in Longa-Long. In Jims Zimmer.

Das Fenster neben dem Schreibtisch war ein wenig verdunkelt durch ein dünnes, grünes Gazegitter. Sie sah nur undeutlich den Umriß einer Palme.

Jims Palmenparadies!

Irgendwo hämmerte jemand auf Eisen.

Kling — kleng — kling.

Sie versuchte aufzustehen, aber ihre Knie gaben nach und sie war froh, als sie wieder lag.

Diesmal schlief sie tief und traumlos. Ihr gesundes Blut war mit dem Fieber fertiggeworden.

Als sie wieder erwachte, frisch und klar, schien durch das Fenster zerstreutes Sonnenlicht. Auf dem Tischchen an ihrer Seite stand Tee, frischer Toast und ein Tin mit eingemachter Butter in poröser Schale. Sie frühstückte hungrig und hatte gerade das letzte Eckchen Toast gegessen, als es an ihre Tür klopfte.

Wenn das wieder dieser Baubau ist, dachte sie, dann werfe ich ihm meine Tasse ins Gesicht! Aber es war nur ein dicker, fröhlich grinsender Chinese, der in scheußlich schönem Englisch die Lady fragte, ob Mistel Leroy kommen könnte. Ja? Mit einem zufriedenen Singsang schuffelte er aus der Tür.

Dann kam Jean Leroy, und zu Ursulas Freude glich er wieder dem eleganten Weltmann, der sie in Manila so liebenswürdig betreut hatte. Er trug wieder einen sauberen weißen Anzug, sein glänzendes Haar war peinlich gepflegt und sein schönes Apollogesicht lächelte glatt.

Er lächelte nicht nur, er strahlte. Plauderte, lachte. Sein mehr als merkwürdiges Benehmen auf der „Jü" schien er vollkommen vergessen zu haben, und Ursula Brent war einmal zu taktvoll und dann auch viel zu müde, ihn daran zu erinnern. Sie war froh, daß der Fiebertraum vorüber zu sein schien.

„Li sagte mir, liebe Mrs. Brent, daß Ihr Fieber nachgelassen hat. Li ist unser Koch. Leider mußte er sich um Sie kümmern, denn ich selber war auch mehrere Tage krank, und Frauen gibt es nicht auf Longa-Long.

Fühlen Sie sich kräftig genug, draußen zu frühstücken? Ich habe für alle Fälle auf der Veranda decken lassen. Essen ist jetzt die Hauptsache. Essen und Ruhe. Dann haben Sie in ein paar Tagen Ihr Fieber vollkommen vergessen. Ich kenne das."

Er redete weiter, über tausend Dinge. Anscheinend wollte er sie gar nicht zu Wort kommen lassen. War er nervös? Warum?

„Wann kann ich mir die Pflanzung ansehen?" fragte Ursula. „Heute?"

„Aber liebe Mrs. Brent! Heute sind Sie doch noch viel zu sehr mitgenommen — und außerdem . . ."

Er zögerte. Suchte nach Worten

„Ja?" sagte Ursula freundlich.

Leroy gab sich einen Ruck.

„Ich sagte Ihnen doch schon in Manila, meine liebe Mrs. Brent, daß wir — ich meine, daß mein Vetter Christobal hier seit einiger Zeit großen Ärger mit seinen Kulis hat. Es sind fast alles Halbwilde aus berüchtigten Kopfjägerstämmen, und wir haben alle Mühe, sie im Zaume zu halten. Nur unsere chinesischen Vorarbeiter sind unbedingt zuverlässig.

Sie verstehen — die Kulis haben lange Kontrakte — es sind Tiere, und Sie sind eine Frau . . ."

Ursula Brent sah wieder das Gesicht vor sich, das vor wenigen Stunden in diesem Zimmer sie angestarrt hatte, und schauderte unwillkürlich.

Sie sagte mit schmalen Augen: „Eins dieser Tiere haben Sie gestern zu mir ins Zimmer gelassen, Mr. Leroy!"

„Wie bitte?" stotterte der Rechtsanwalt. „Ich verstehe nicht!"

Sie schilderte mit kurzen Worten ihr gestriges Erlebnis mit der Teufelsfratze, halb in der Hoffnung, daß es vielleicht doch eine letzte Fieberphantasie gewesen war. Leroy zuckte zusammen. Dann nahm sein Gesicht einen schmerzlichen Ausdruck an.

„Können Sie mir verzeihen, Mrs. Brent? Sie wissen gar nicht, wie ungeheuer peinlich mir das ist — es handelt sich nämlich um . . . um meinen Vetter."

„Um den Assistenten meines Mannes?"

Leroy nickte traurig.

„Ja. Mein Vetter Christobal ist unmenschlich häßlich. Er leidet sehr darunter und hat mich ausdrücklich gebeten, nicht den Versuch zu machen, ihn Ihnen vorzustellen. Er wollte Ihnen unbedingt seinen Anblick ersparen."

Er wurde eifrig.

„Chris ist ein so wundervoller Mensch, seelengut, fleißig und hilfsbereit. Ihr Mann hat das auch gewußt, sonst hätte er ihn sicher nicht zu seinem Verwalter gemacht. Aber so ist es nun einmal im Leben. Das Äußere eines Menschen vermittelt den ersten und stärksten Eindruck, und Frauen, die meinen Vetter sehen, pflegen sich meist mit Abscheu von ihm abzuwenden. Er leidet so sehr darunter, daß er sich schon seit Jahren ganz in die Einsamkeit und in seine Arbeit zurückgezogen hat. Bitte verzeihen Sie ihm, wenn die Sorge um Ihre Gesundheit ihn veranlaßte, nach Ihnen zu sehen. Er wird ganz bestimmt Ihre Augen nicht mehr beleidigen, Mrs. Brent, Christobal Leroy weiß, was man einer Dame schuldig ist."



Ein aus Eingeborenen bestehender amerikanischer Militärposten.
Die amerikanische Besatzung auf den Philippinen muß ständig vor den Kopfjägern auf der Hut sein. Außerhalb der Ansiedelungen dürfen daher keine Einzelposten stehen.
Aufnahme: Klee (Mauritius).

„Wollen Sie ihn nicht bitten, mit uns zu frühstücken?" lächelte Ursula. „Bitte, gehen Sie schon vor, ich möchte jetzt aufstehen."

Sie nickte ihm freundlich zu, während er sich durch die Tür dienerte. Dann erstarb ihr Lächeln, und ihr Gesicht wurde sehr nachdenklich.

Daß Leroy in ihr Schlafzimmer kam, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, war ganz natürlich. Wenn der grinsende Fettballen Li ihr Krankenpfleger gewesen war, konnte Jean Leroy es auch sein. Korrekt genug angemeldet hatte er sich ja, und Longa-Long war nicht Europa!

Aber immerhin war es amerikanisch. Manila lag voll von Kriegsschiffen und Soldaten der Vereinigten Staaten. Die Polizei auf den Philippinen sollte hervorragend sein, und hier gab es Ärger mit halbwilden Kopfjägern?

Seltsam.

Von dem Augenblick an, als sie den Wunsch geäußert hatte, sich Jims Pflanzung anzusehen, war Leroy merkwürdig nervös geworden. War das denn ein so außergewöhnlicher Wunsch? Richtig, er hatte schon in Manila von Aufsässigkeiten der Eingeborenen gesprochen, aber er war doch mit ihr hergefahren! Wenn Schwierigkeiten bestanden, hätte er doch von Manila polizeiliche Hilfe anfordern können oder — das war sicher noch viel einfacher — man konnte andere Kulis anwerben. Arbeitermangel gab es nicht, das hatte sie mehrfach gehört.

Sie nahm sich vor, energisch mit Leroy darüber zu sprechen. Jim hätte auch sicher durchgegriffen!

Jim, der liebe, große Bär!

Sie wurde dunkelrot bis in die Stirne.

Wenige Schritte von hier war Jims Grab, und sie hatte noch nicht einmal danach gefragt!

Sie hatte von der Pflanzung gesprochen!

Zaghaft strich sie mit der Hand über den Schreibtisch, an dem er immer gesessen hatte.

Die Schublade war unverschlossen und sie zog sie auf, aber sie schien nichts zu enthalten außer einem Bündel unordentlich hineingestopfter Papiere. Rechnungen, Lohnabrechnungen, Frachtbriefe, Schiffahrtstabellen. Das meiste nicht einmal in Jims Handschrift. Eine merkwürdig dünne Schrift. Fast nur Haarstriche. Das sollte Christobal Leroys Handschrift sein?

Leicht und schüchtern?

Ein Mann, der unter seiner Häßlichkeit litt und ihr seinen Anblick ersparen wollte?

Da stimmte doch etwas nicht!

Sie preßte die Lider fest zusammen und rief sich das Bild des Mannes genau in die Erinnerung zurück. Es war kein Gesicht, das man leicht vergessen konnte — wirklich nicht!

Ganz genau sah sie es vor sich. So deutlich, daß sie erneut zusammenschauderte.

Nein.

Der Charakter dieser Fratze war unverkennbar.

Der Rechtsanwalt hatte gelogen.

Warum?

Mit unnötiger Heftigkeit drückte sie die Schublade zurück. Sie klemmte. Ursula fuhr mit der Hand hinein, um die Papiere glatt zu streichen und berührte dabei ohne es zu wissen, eine kleine Feder. Mit einem kleinen Knack sprang ein zweites, ganz schmales Fach auf, das fast unsichtbar in die schwere Platte des Tisches eingelassen war. Es enthielt einige Geldscheine, die sie gleich wieder zurücklegte und drei kleine Papiere.

Mit klopfendem Herzen las Ursula Brent die herzlichen Worte, mit denen Java Charly ihrem Mann eine Partnerschaft anbot und die Abschriften der Leihverträge.

Ihre Hände waren feucht, als sie die Papiere in das Fach zurücklegte und es vorsichtig schloß.

Java Charly, der Mann, den sie geohrfeigt hatte, ein Freund von Jimmy? Mitbesitzer von Longa-Long?

Was hatte Leroy ihr in den „Sieben Winden" gesagt?

Einer der übelsten Abenteurer und Verbrecher? Menschliches Strandgut?

Ja, wer war denn dann Leroy? Rechtsanwalt Leroy? Was wußte sie von ihm?

Blitzschnell erhielt sein Versuch, sie von Longa-Long fernzuhalten, eine ganz andere Bedeutung. Jetzt paßte sein Benehmen auf der „Jü" in das Bild — und der Vetter Christobal — paßte auch!

Sie preßte die Finger zusammen, bis die Knöchel schneeweiß wurden vor Schmerz.

In ihren Schläfen hämmerte das Blut, und sie fürchtete ohnmächtig zu werden. Aber sie riß sich zusammen.

In ihrer Tasche war ein wenig Kölnisch Wasser. Es erfrischte wundervoll.

Dann eine Zigarette.

Beim ersten Zug wurde sie ein wenig schwindlig, aber dann beruhigte sie sich.

Fast hoffte sie, außer dem Rechtsanwalt auch Christobal auf der Veranda anzutreffen, so wenig ernst sie vor einigen Minuten ihre Einladung auch gemeint hatte.

Ihre Furcht war vollkommen verflogen vor einem kalten Zorn, niederträchtig hintergangen zu sein.

Jetzt sollte Leroy ihr Rede stehen

Und was er sagte, dachte sie höhnisch, sollte er ihr beweisen! Der Herr Rechtsanwalt!

Sie warf die aufgerauchte Zigarette in eine Schale und öffnete die Tür.

Vor ihrem Zimmer lag ein großer, fast leerer Raum, der nur von vorne gedämpftes Licht erhielt. Da lag wohl die Veranda, von der Leroy gesprochen hatte.

Sie war gerade bis in die Mitte des Raumes gekommen, als eine dumpfe Detonation das leicht gebaute Haus erzittern ließ.

Erschreckt blieb sie stehen.

Zweimal noch dröhnte in kurzen Abständen der dumpfe Schlag einer Explosion gegen ihre Ohren. Dann blieb es still.

(Fortsetzung folgt.)

KARL FISCHER:

Deutschlands Weg nach Übersee

SO ENTSTAND EIN DEUTSCHES KOLONIALREICH

Herr Bamberger triumphiert

„Herr Doktor, meinen herzlichsten Glückwunsch!“ Der Abgeordnete Dr. Bamberger schüttelt seinen Freunden dankend die Hände. „Aber ich bitte Sie, das ging doch wirklich nicht. Staatssubventionen für eine verkrachte Südseefirma! Soll ich Ihnen sagen, was passiert wäre, wenn wir die Samoavorlage angenommen hätten? In ein paar Monaten oder Jahren hätten wir eine Kolonie auf dem Halse gehabt! Bedenken Sie: Eine Kolonie! Erst Subventionen, dann Anteile, dann Reichsschutz, na, und so weiter. Nein, das ist doch Atavismus! Wo England froh wäre, wenn es seine Kolonien wieder los wäre! Wissen Sie, wofür ich das Ganze halte? Für Schwindel, sage ich Ihnen, für reinen Schwindel!“

Natürlich! Hat der Herr Bamberger nicht recht? Kaufen wir Kopra und Kokosfasern nicht viel billiger und ebensogut in England? Wenn das Haus Godeffroy durchaus in der Südsee Handel treiben will, bitte sehr, aber nicht für unser Geld.

Dr. Bamberger strahlt. Ein Sieg über den Fürsten Bismarck ist ja auch wirklich keine Kleinigkeit, und wenn man schon nicht zu den Freunden des großen Mannes gehört, so ist es doch allerhand, zu seinen erfolgreichen Feinden zu gehören. Da haben die Herren von der Rechten abends auf Bismarcks parlamentarischen Soireen, zu denen man — Gott sei Dank — nicht eingeladen wird, wenigstens etwas zu reden.

Und was dem Kollegen Mosle eingefallen sein mag, zu behaupten, daß „die Kolonialpolitik mit Naturnotwendigkeit in ganz kurzen Jahren an uns herantritt und dann zuerst mit Fehlern und später mit Erfolg betrieben werden wird“? Keine Ahnung, der Mann... Sogar der Meyer vom Norddlloyd hat den Kopf geschüttelt

Was war geschehen? Die Firma Godeffroy, die einen bedeutenden Besitz auf Samoa hatte, war infolge fehlgeschlagener Spekulationen in Schwierigkeiten geraten und hatte ihren Südseebesitz der britischen Firma Baring Brothers verpfändet. Der Kanzler hatte die Bankiers Hansemann und Bleichröder veranlaßt, eine Stützungsgesellschaft, die „Südseehandelsgesellschaft“, zu bilden, für die das Reich eine Zinsgarantie übernehmen sollte; bei einem Kapital von acht Millionen Mark konnte dem Reich im allerschlimmsten Fall eine Belastung von jährlich 300 000 Mark erwachsen. Das hatte der Reichstag eben abgelehnt, in der nicht ganz unberechtigten Vermutung, daß aus der Garantie des Reiches eine Garantie des Besitzes und daraus schließlich so etwas wie eine deutsche Kolonie entstehen könnte.

In den Hansestädten ist man enttäuscht Man denkt nicht einmal so sehr daran, was aus dem Zusammenbruch des Hauses Godeffroy entstehen kann. Aber hat man in Berlin denn kein Verständnis dafür, was in den letzten zehn Jahren in der Südsee vor sich gegangen ist? Wie sich der deutsche Handel dort gegen England und Amerika behauptet hat? Weiß man nicht, daß es im Stillen Ozean so etwas wie eine Renaissance der Hanse gibt? Daß deutsche Kaufmannsflaggen nicht nur über Samoa wehen, sondern auch über den Tongainseln, Neuguinea, den Karolinen? Soll sich wiederholen, was sich vor vier Jahren auf den Fidschiinseln ereignet hat? Soll England alle Inseln annektieren, nur weil Australien Angst vor dem wachsenden deutschen Einfluß im Pazifik hat? Sollen die deutschen Kaufleute wie die auf den Fidschiinseln, die heute noch auf Entschädigungen warten, enteignet, sollen ihre Außenstände gestrichen werden?

Leider weiß man in Berlin sehr wenig von alledem. Von den guten alten Zeiten, in denen die hanseatische Flagge in der Südsee so angesehen war, daß ein preußischer Kapitän von den Eingeborenen gefragt wurde: „Was ist denn Preußen? Ist es der Hanse tributpflichtig?“

Sehr wenig von dem Bericht des amerikanischen Kapitäns Wakeman, der Godeffroys Niederlassung als einen „Garten des Pazifik“ und ein „Hauptquartier des Südseehandels“ beschreibt. Unter einer deutschen Flagge, der Hanseflagge, befuhren deutsche Schiffe mit Kopra, Kokosöl, Kaffee und Zucker den Pazifik. Deutsche Arbeiterschiffe fuhren von Insel zu Insel. Zwischen Samoa und den Tongainseln gab es überhaupt nur deutsche Schiffe und deutschen Handel

Weiß der Herr Bamberger eigentlich, was es bedeutet, sich gegen die Konkurrenz der Engländer und Amerikaner zu behaupten? Natürlich hat er keine Ahnung davon, und daß die Briten die Arbeitertransporte der deutschen Schiffe belästigen, deutsche Handelsstationen zerstören, daß sich sogar die Spanier herausnehmen dürfen, auf Grund eines fast vierhundertjährigen Vertrages auf den Karolinen Zölle auf deutsche Waren zu verlangen — davon weiß er nichts und ebensowenig davon, daß seit zehn Jahren unaufhörlich Bittschriften und Gesuche um deutschen Schutz von allen möglichen Hansefirmen, von deutschen Siedlern in Australien und sonstwo einlaufen



Der deutsche Kolonialpionier Adolf Lüderitz (1834—1886)
Aufnahme: Sammlung Handke-Berlin

Der Kanzler hat sich grollend zurückgezogen Sein erster Versuch praktischer Kolonialpolitik — in England würde man über eine solche „Kolonialpolitik“ lächeln — ist mißlungen. Er hat nie etwas von aktiver Kolonialpolitik wissen wollen, und wenn sich die deutschen Kaufleute in den Kopf setzen, in der Südsee oder in Afrika oder sonstwo Handel zu treiben, mögen sie das von nun an gefälligst auf eigene Gefahr tun

Kann man mit diesem Reichstag der anscheinend noch immer nicht begriffen hat, daß er seit zehn Jahren ein Reich vertritt, auch nur den Schatten einer Kolonialpolitik betreiben?

Mancher von denen, die enttäuscht oder ergrimmt an jenem 14. April 1880 den Reichstag verließen, hat vielleicht daran gedacht, daß die Vorlage des Samoaentwurfs wahrhaftig harmlos war im Vergleich zu den Plänen, die man Bismarck vor dem Frankfurter Frieden vorgelegt hatte: Annektierung von Cochinchina Réunion und anderen französischen Besitzungen oder im Vergleich zu den Plänen des Afrikareisenden von Weber, der dem Kanzler zu dessen nicht geringem Erstaunen empfohlen hatte, sich mit den Buren zu verbünden und ein deutsches Südafrika zu schaffen

Vielleicht wäre alles anders geworden, wenn den Kanzler nicht seine alten Gesichtsschmerzen gequält und er selber in die Debatte hätte eingreifen können

Vielleicht .

So aber wird sich der Kanzler hüten, noch einmal mit Kolonialfragen auf den „parlamentarischen Exerzierplatz“ zu kommen In den nächsten drei Jahren können sich die deutschen Kaufleute die Finger wundschreiben — er hat das Seinige getan, der Reichstag will nicht das Volk will nicht — Schluß!

Kolonien! Kolonien!

Aber als im Volk die Ablehnung der Samoavorlage bekannt wird, zeigt es sich, daß das Volk will Es wird etwas im Volk lebendig, was Bismarck bisher stets vermißt hatte, der koloniale Gedanke

Der koloniale Gedanke wird sogar sehr lebendig Hübbe-Schleiden, ein ehemaliger Rechtsanwalt und späterer Kaufmann und Afrikaforscher, Fabri, seit fast dreißig Jahren Inspektor der Rheinischen Missionsgesellschaft, und viele andere propagieren die koloniale Idee, 1882 wird der Deutsche Kolonialverein gegründet. Kolonialprojekte, teils ernsthafte, teils phantastische tauchen auf

Kolonien oder nicht Kolonien — der Riß geht durch die Generationen. Die alte Generation will nichts von Neuerungen wissen, aber „es lebt ein anderes denkendes Geschlecht“, steht als Motto über einem Buch von Hübbe-Schleiden „Deutsche Kolonisation“

Mit ungeheurer Spannung verfolgt man in Deutschland Stanleys Forschungsreisen ins afrikanische Seengebiet und dann, am Kongo entlang, quer durch Afrika Die Namen der deutschen Afrikareisenden. Schweinfurth, Nachtigal, Rohlfs, Decken, Wißmann, sind in aller Munde. Ernst von Weber, der in Südafrika nach Diamanten suchen läßt, kommt mit genialen Plänen nach Berlin: Schaffung eines Deutschsüdostafrika Bismarck kennt seine Vorschläge, denn schon 1875 hat er den phantasievollen Afrikareisenden empfangen

Im Auswärtigen Amt in Berlin häufen sich indessen die Gesuche und Bewerbungen, die Ideen und Vorschläge deutscher Überseekaufleute Aus Australien schreibt man, aus Neuguinea, aus Brasilien und aus Afrika Kein Erdteil, in welchem der koloniale Gedanke nicht unter den Millionen Deutschen, die jenseits der Meere leben, gezündet hätte

Lange sträubt sich Bismarck Er ist Kontinentalpolitiker und will seinem jungen Reich keine Scherereien in Ländern schaffen, die vielleicht den deutschen Kaufmann, nicht aber die deutsche Diplomatie interessieren Als Bismarck längst diese Ansicht überwunden hat geistert sie noch immer in den Amtsstuben des Auswärtigen Amtes und den Kanzleien der Botschaften Gesandtschaften und Konsulate, und in den Jahren der Gründung des deutschen Kolonialreiches muß der große Kanzler zuweilen energisch mit der Faust auf den Tisch schlagen, um die alten Gespenster der Kontinentalpolitik zu bannen.



Die Qualitäts-Auslese der Zuchtpflanzen zum Anbau macedonischer Tabake für die Cigarettenmischung »R6« o/M

Ein Herr aus Bremen

In einem Bremer Kontor sitzen drei Männer zusammen und führen am Tisch unter der Nachbildung einer alten Korvette gewichtige Gespräche. Dicke, aromatische Rauchschwaden legen sich unter die Decke; der Chef des Kontors ist nicht umsonst der Inhaber der bekannten Tabakhandlung Lüderitz zu Bremen, und die Marken, die er seinen Gästen vorsetzt sind wahrscheinlich nicht die schlechtesten.

Aber es ist nicht der alte hanseatische Tabakhandel es sind nicht Bismarcks Tabaksmonopolpläne, von denen man hier spricht; es geht um Größeres, Abenteuerlicheres, um etwas, das eigentlich nicht mehr recht in den Lebensbezirk eines Tabakhändlers paßt. Der Chef des Hauses hat sich allerdings in jungen Jahren schon heftig den Wind der großen Welt um die Nase wehen lassen, und der nun bald fünfzigjährige Lüderitz erzählt gern von seinen Abenteuern in Mexiko und Amerika Fremden Welten ist er auch heute noch durch seine Faktorei im westafrikanischen Lagos verknüpft.

Reichlich romantisch muten die Gespräche an, die die drei ungleichen Partner führen, der Bremer Kaufmann Lüderitz, der zwanzigjährige Kaufmannssohn Vogelsang und der arbeitslose Kapitän Timpe. Sie beugen sich über eine Riesenkarte Afrikas, und ihre Finger wandern von Westen nach Osten und Norden nach Süden. Jede Ecke des dunklen Kontinents begeistert den jungen Vogelsang: „Hier in Westafrika — nein, dort in Ostafrika läßt sich noch Geld machen . . .“ Nicht weniger temperamentvoll spricht der von kühnen Plänen erfüllte Fünfzigjährige: „Was heißt Westen oder Osten — im Süden liegt unsere Zukunft!“

Was sich da im Süden Afrikas zwischen der Kolonie des Kaps der Guten Hoffnung und den portugiesischen Gebieten in Wahrheit tut, weiß der Kaufmann Lüderitz zwar nicht so ganz genau, aber seine Pläne lassen ihn nicht los: Land kaufen in Afrika, viel Land, und zwar in einer Gegend, deren Klima für Deutsche erträglich ist, und dort — eine Kolonie gründen . .

Vogelsang, der vor allem Kaufmann ist, wenn auch mit dem Tropfen Wikingerblut der Hanseaten, ist erst erstaunt, dann begeistert, und Timpe, der Käptn, will in erster Linie eine Schiffsplanke unter den Füßen und ein Ziel im Kompaß haben — warum nicht also auch Südwest, auf das sich die drei Partner schließlich einigen Die Karte, deren Zuverlässigkeit allerdings begrenzt ist, zeigt dort im Südwesten herrenloses Land, und scheint auch die Walfischbai bereits britischer Besitz zu sein, so gibt es doch, rund sechshundert Kilometer weiter nach Süden, offensichtlich einen ausgezeichneten Naturhafen — Angra Pequena, dort könnte man vielleicht anfangen

Ost- und Westafrika waren allen Hanseaten natürlich genau bekannt. Die großen Hamburger und Bremer Firmen hatten ihre Niederlassungen an den Küsten, und war das große Herz Afrikas auch den meisten Europäern noch verschlossen, so wußte man über die Handelsmöglichkeiten doch gut Bescheid Der junge Vogelsang hatte auf den Faktoreien der Firma Vietor in Westafrika gearbeitet, Lüderitz besaß selbst eine Faktorei in Lagos an der Sklavenküste, und Timpe kannte alle Ufer der Welt, aber es läßt sich nicht leugnen: Die besten deutschen Kenner Südwestafrikas waren die drei Pläneschmiede nicht

Vielleicht wußten sie nicht einmal, daß vor ein paar Jahren der deutsche Afrikareisende von Weber in den Geographischen Nachrichten die Gründung eines deutschen Kolonialreiches in Südafrika angeregt hatte, daß gerade im Hinterland von Angra Pequena seit Jahrzehnten eine deutsche Missionsgesellschaft arbeitete, daß es in Deutschland einen ausgezeichneten Kenner jenes Gebietes gab, den Missionsinspektor Fabri, und daß schon einmal, vor langer Zeit, die Reichsregierung auf Veranlassung jener Missionsgesellschaft sich in London nach den britischen Interessen in Südwestafrika erkundigt hatte Britannien habe dort keine Interessen, hatte es damals geheißen

Jetzt, da man darangeht, die Brigg „Tilly“ für Südafrika auszurüsten, ist man sich keineswegs ganz sicher, wie weit die Hoheitsrechte Großbritanniens oder der Kapkolonie gehen. Die endgültige Auskunft will man sich erst unten in Kapstadt holen

Was man sicher weiß, ist, daß die Briten Schwierigkeiten machen werden, selbst wenn ihre Flagge noch nicht in Angra Pequena wehen sollte Darum will Lüderitz es unternehmen, in Berlin das diplomatische Terrain zu sondieren und in möglichst harmloser Form — ohne ein Wort von seinen Kolonialplänen zu verraten — um den Schutz des Reiches für seine Niederlassung in Südwestafrika nachsuchen

Selten ist in einem Bremer Kontor die Ausreise eines Schiffes mit so viel Geheimnistuerei vorbereitet worden wie die der „Tilly“, die im Anfang des Jahres 1883 in Südafrika ankommt

Dreißig Bände Petitionen

Vom 16. November 1882 ist Lüderitz' erste Eingabe an das Auswärtige Amt in Berlin datiert: „ . Ich beabsichtige, in nächster Zeit ein Schiff mit assortierter Ladung, hauptsächlich deutschen Waren, nach Südwestafrika zu senden, und zwar nach einem Platz zwischen 22 und 28 Grad südlicher Breite, welcher noch im Besitz eingeborener Herrscher ist Einen die dortigen Verhältnisse kennenden Superkargo sende ich mit, um die Ladung zu verkaufen und zugleich einen Platz an oder in der Nähe der Küste auszusuchen, der für die Anlage einer Faktorei geeignet ist. Um dies unter den für mich günstigsten Verhältnissen bewerkstelligen zu können, gebe ich dem Superkargo Vollmacht, Kontrakte mit einem oder mehreren der dortigen Machthaber abzuschließen, welche dahin lauten sollen, daß dieselben mir gegen einen jährlich von mir zu zahlenden Tribut den Alleinhandel in ihrem Lande gestatten und das alleinige Besitzrecht an den zur Anlage der Faktoreien und Pflanzungen oder auch Straußenfarmen nötigen Ländereien einräumen. Um in einem solchen Besitz nicht gestört zu werden, wünsche ich denselben sofort bei Abschluß der Kontrakte unter den Schutz der deutschen Reichsflagge zu stellen .“

Man kann nicht behaupten, daß man im Auswärtigen Amt die Petition des Herrn Lüderitz mit großer Begeisterung empfing Man erledigte sie in äußerst korrekter Weise, aber in Anbetracht dessen daß im Archiv des Auswärtigen Amtes bereits dreißig Aktenbände mit Petitionen von deutschen Überseekaufleuten lagerten beeilte man sich nicht sonderlich

Wer ist denn dieser Herr Lüderitz eigentlich, von dem man in Berlin bisher weit weniger gehört hat als von den Hanseaten Wörmann Vietor, O'Swald und vielen anderen? Hat dieser Herr aus Bremen überhaupt eine Ahnung von dem Land, in dem er sich niederlassen will? Im üblichen Geschäftsgang werden die nötigen Erkundigungen eingezogen Sie genügen dem Auswärtigen Amt, um die Sache weiterzuverfolgen und dem Besitz des Deutschen in Südwestafrika den nötigen Schutz zuzusichern

Aber es braucht ja nicht unbedingt der Schutz durch das Reich zu sein. Sollte England in jener Gegend, die ja bei Gott nicht die verlockendste Afrikas zu sein scheint irgendwelche Interessen haben, wird man eben die Engländer bitten sich um Herrn Lüderitz und seine Faktoreien zu kümmern

Als Bismarck im Januar 1883 zum erstenmal ein Memorandum in der Angelegenheit Lüderitz vor die Augen bekommt und in seiner auch im Kleinsten sorgfältigen Handschrift ein paar Randbemerkungen zur Instruktion seiner Mitarbeiter macht, ahnt er wahrscheinlich noch nicht, daß er damit die ersten Federstriche in einem der wichtigsten Kapitel der deutschen Kolonialgeschichte gemacht hat und daß in den kommenden beiden Jahren das ganze deutsche Kolonialproblem aufgerissen werden wird

Sehr geschäftsmäßig und zunächst noch sehr nebenbei wird der deutsche Geschäftsträger in London — zufällig ist es gerade der Sohn des Kanzlers, Herbert — aufgefordert, bei der britischen Regierung anzufragen, wie England jetzt eigentlich über Südwest denke; es habe zwar schon einmal auf eine Anfrage, als es sich um den Schutz deutscher Missionsinteressen handelte, jeden Einfluß auf jene Gegend geleugnet — aber vielleicht habe sich Englands Standpunkt inzwischen geändert, vielleicht reichten Englands Interessen jetzt auch nördlich über den Oranjefluß hinaus, und möglicherweise sei England nunmehr in der Lage, die Besitzungen des Herrn Lüderitz unter seinen Schutz zu nehmen andernfalls würde sich Deutschland diesen Schutz vorbehalten müssen usw

Von Begeisterung also noch keine Spur! Hätte England damals seinen Schutz zugesagt und wäre es überall so verfahren — vermutlich hätte es dann niemals ein Deutschsüdwest gegeben

Während der temperamentvolle Lüderitz wie auf Kohlen sitzt, arbeitet der diplomatische Apparat in Berlin und London äußerst langsam und schwerfällig Gewiß gewiß, erklärt der Unterstaatssekretär im Londoner Außenamt, wir werden die Sache prüfen. Lord Granville der Außenminister, wird von der deutschen Anfrage unterrichtet werden

Seine Lordschaft wird unterrichtet. Seine Lordschaft fragt beim Kolonialminister Lord Derby an, und es scheint, als ob Lord Derby zunächst die Angelegenheit für zu unwichtig hält, um in das Register der britischen Schutzgebiete zu blicken: Seine Antwort nach Berlin ist so ungenau und ausweichend wie nur möglich: Das fragliche Gebiet scheine in der Nachbarschaft der Kapkolonie zu liegen, daher müsse sich England natürlich zunächst mit der Regierung des Kap in Verbindung setzen

Es ist ein Wunder, daß Bismarck nicht schon damals aus der Haut gefahren ist. Aber zunächst noch liegt das deutsche Kolonialproblem zu sehr am Rande seiner Politik so sehr es auch bereits das deutsche Volk beschäftigt. Dieser oder jener Abgeordnete versucht zwar wohl einmal, auf einer der berühmten parlamentarischen Soireen dem Kanzler ein Wort über seine kolonialen Ansichten zu entlocken, aber der Fürst zieht sich darauf nur den Uniformrock glatt und — schweigt. Parlamentarier und Kolonialpolitik — das ist ein Thema, von dem der Fürst seit der im Reichstag verunglückten Samoavorlage genug hat

Mister Spence macht Krach

Im Auswärtigen Amt des Jahres 1883 zieht man die Augenbrauen hoch, sobald das Thema Kolonialpolitik angeschnitten wird und man hat es gar nicht gern, daß der Herr Lüderitz aus Bremen es sich nicht nehmen lassen will, immer wieder mit seinen Wünschen und Beschwerden zu erscheinen Da hat dieser unbequeme Herr plötzlich da unten in Südwest Krach mit einem Herrn



Die ersten in Walfischbai ansässigen Europäer.

Aufnahme: Sammlung Handke-Berlin


4711
die liebe Gewohnheit


Kölnisch Wasser
№ 4711.
Kölnisch Wasser Fabrik
"GLOCKENGASSE № 4711"
KÖLN a/Rh

Spence, einem Briten, der die Erwerbungen des Herrn Lüderitz ansicht, und dieser Herr aus Bremen scheint ja fast der Ansicht zu sein, daß er in Südwest als König regieren und mit dem Mr. Spence umspringen könne wie er wolle. Scherereien, Scherereien . . . Und deutlich wird dem Herrn Lüderitz versichert, daß das Deutsche Reich ihn zwar schützen werde wie jeden anderen Untertan in Übersee, aber Besitzschwierigkeiten? „Ich bitte Sie, das sind Ihre Privatangelegenheiten . . ."

Hm, Herr Lüderitz hatte sich die Sache anders vorgestellt . . .

Das Kap ist entrüstet

Im Rausch der ersten Begeisterung hatte Vogelsang, Lüderitz' Vertreter, am 12. Mai 1883 in Angra Pequena neben dem kümmerlichen ersten deutschen Haus in Südwest die Reichsflagge gehißt. Eine Sektflasche war am Flaggenmast zersplittert, die kleine Gruppe junger Deutscher hatte die Nationalhymne gesungen, und vielleicht hatten die „Koloniegründer" auch ein paar begeisterte Worte zuviel gesprochen.

Jedenfalls regte man sich in dem vier Tagereisen entfernten Kapstadt ob des kühn vorweggenommenen Staatsaktes erheblich auf, zumal später bekannt wurde, daß die kolonialfreudige deutsche Presse aus Vogelsangs naiver „Inbesitznahme" Südwests eine Staatsaktion machte, was sie keineswegs war.

*

Der deutsche Konsul in Kapstadt, Herr Lippert, ist peinlich berührt. Um Gottes willen, nur keine Unannehmlichkeiten mit der Kapregierung. Was diese jungen Deutschen da in Angra Pequena treiben, ist doch der glatte Unfug. Es ist doch ausgeschlossen, daß man in Berlin davon etwas weiß, geschweige denn damit einverstanden ist.

Herr Lippert hat recht gute Beziehungen zur Kapregierung, und er hält es, im besten Glauben, für seine Pflicht, die aufgeregten Gemüter zu beschwichtigen:

„Ich glaube Ihnen versichern zu können, Exzellenz, daß die Reise der jungen Deutschen nach Angra Pequena nichts auf sich hat. Meine Regierung ist weit davon entfernt, sich für Südwest zu interessieren."

Und es hat den Anschein, als ob sich der Herr Lippert auch nach außen hin von dem Unternehmen des Herrn Lüderitz distanziert, denn sonst hätte es das Auswärtige Amt wohl kaum nötig gehabt, dem Herrn Konsul zu bedeuten, er möge sich des Herrn Lüderitz etwas mehr als bisher annehmen.

Der Krach, den Lüderitz' Vertreter mit Mister Spence habe, ist nun eine Sache, um die sich der Konsul in seiner Amtseigenschaft kümmern muß. Mister Spence also behauptet, daß die Inseln der Bucht von Angra Pequena und ein Küstenstrich der Bucht ihm gehören, während Herr Vogelsang mit einem schönen Vertrag aufwarten kann, den er mit dem „Chief" von Bethanien, Fredericks, sofort nach seiner Ankunft in Südwest abgeschlossen hat. Die Deutschen, erklärt Mister Spence, hätten sich nicht nur auf „seinem" Grund und Boden niedergelassen, sondern störten auch die braven Vögel, die ihm auf den Inseln von Angra Pequena das einträgliche Guano lieferten.

Ja, die Sache ist für den Herrn Lippert nicht ganz einfach, denn dieser Mister Spence verfügt über allerhand Beziehungen zur Regierung und kann es sich leisten, aufzutrumpfen, zumal sein Partner De Paß in London sitzt und dort das Kolonialamt mit Briefen und Berichten über die deutschen „Eindringlinge" bombardiert.

In Berlin hat man gut reden: Lüderitz kräftiger unterstützen! Dort macht man sich offenbar nicht die richtigen Vorstellungen von der Selbstherrlichkeit der Kapbriten. Herr Lippert sammelt sorgfältig die Äußerungen von Kapministern, von Parlamentariern, von Zeitungsschreibern und schickt oder kabelt sie nach Berlin. So, jetzt wird man dort hoffentlich im Bilde sein.

Des Konsuls übergroße Vorsicht erweist sich als ein großer Vorteil. Die Erregung über die Flaggenhissung ebbt ab, die Rufe nach Annektierung Südwests verstummen, und die Kapkolonie läßt die gute Gelegenheit, sich Südwest in die Tasche zu stecken, ungenutzt vorübergehen.

Niemandsland — unser Land!

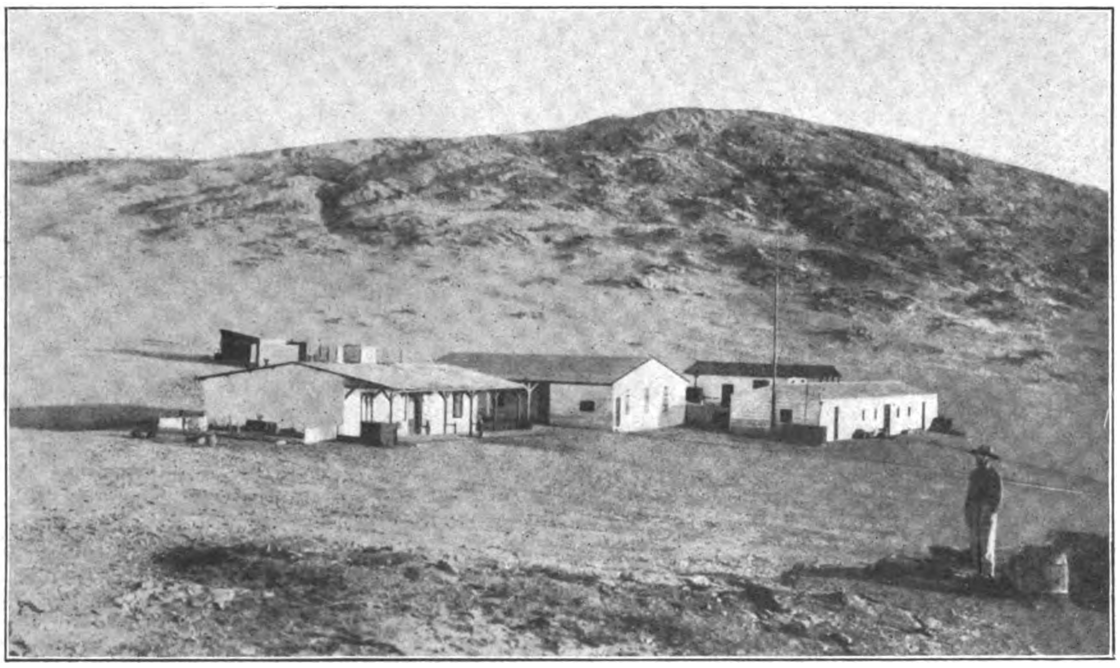
Zweimal — vor und nach seiner Reise von Kapstadt nach Angra Pequena und zurück hat Lüderitz selbst Gelegenheit, den Hohen Kommissar der Kapkolonie, Smyth, zu sprechen.

Mr. Smyth ist ein echter Kolonialbrite, und Lüderitz muß die Erfahrung machen, daß es nicht so leicht ist, mit Menschen dieser Art umzugehen.

„Die Inseln und die Bucht, die die Firma De Paß, Spence & Comp. für sich beanspruchen, Exzellenz, sind von meinem bevollmächtigten Vertreter Vogelsang rechtmäßig ihrem Besitzer abgekauft worden . . ."

Der Hohe Kommissar zieht die Augenbrauen hoch:

„Unmöglich, mein Herr, die Inseln sind seit zwanzig Jahren an die Firma verpachtet."



Angra Pequena, das heutige Lüderitzbucht,
zur Zeit seiner Gründung durch Adolf Lüderitz im Jahre 1883

Aufnahme: Sammlung Handke-Berlin.

Von wem? Von der Kapkolonie natürlich!

„Sie meinen, Herr Lüderitz, die Bucht und die Inseln gehören gar nicht der Kapkolonie? Ja, wem sollten sie denn sonst gehören? Dem Nigger Fredericks? Aber ich bitte Sie, das ist doch ein Wilder, mit dem können wir doch keine Geschäfte machen! . . . So? Dieser Wilde behauptet, daß ihm das Land gehöre? Sonderbar."

Lüderitz ist empört und läßt sich nicht abhalten, selbst zu dem Wilden nach Bethanien zu reisen.

Inzwischen war in der Bucht von Angra Pequena die britische Flagge aufgezogen worden. An Bord des Spenceschen „Sea Bird" war der Sekretär des kapländischen Kolonialministers in Angra Pequena eingetroffen; er hatte dort festgestellt, daß die Deutschen bereits drei Faktoreien eröffnet hatten, woraufhin über dem Haus eines gewissen Mister Radford die britische Flagge aufgezogen worden war. Die Deutschen hatten jedoch die Kühnheit gehabt, die Flagge Ihrer Majestät umgehend wieder zu entfernen. Außerdem hatte man in Kapstadt gerüchtweise gehört, daß britische Händler sich mit der wenig löblichen Absicht trugen, die Deutschen notfalls mit Gewalt aus dem Innern und von der Küste zu vertreiben.

Das ging selbst dem Hohen Kommissar zu weit, und das britische Kriegsschiff „Boadicia", das vor Kapstadt lag, bekam den Auftrag, nach dem Rechten zu sehen.

Bismarck wird Kolonialpolitiker

Kleine Ursachen, große Wirkungen . . .

London hat immer noch nicht daran gedacht, die einfache deutsche Anfrage, wie weit die britischen Interessen in Südwest gehen, zu beantworten.

Hätte Lüderitz im November 1882 dem Auswärtigen Amt etwas von seinen Kolonialplänen erzählt, so hätte er zweifellos zur Antwort bekommen:

„Mein lieber Herr Lüderitz, wie stellen Sie sich das eigentlich vor? Damit Sie in Ruhe Strauße züchten können, sollen wir gleich eine Kolonie gründen? Vertragen Sie sich mit den Engländern, dann wird die Sache glatt gehen . . ."

Daß die Engländer sich nicht mit Herrn Lüderitz vertragen, bringt die Sache ins Rollen, und daß die Engländer nicht geruhen, eine Anfrage der deutschen Reichsregierung zu beantworten, bringt den Fürsten Bismarck in Harnisch. Wenn die deutsche Presse, der Kolonialverein und wer sonst noch Herrn Lüderitz auch beinahe als Helden feiert — in Bismarcks Augen ist ein deutscher Kaufmann, der sich irgendwo in Afrika ein Stück Land kauft, noch lange kein Held und Pionier. Aber das Reich muß seine Bürger und deren Besitz schützen.

Der deutsche Botschafter in London, Graf Münster, bekommt energischere Anweisungen aus Berlin.

Graf Münster ist nicht ganz der richtige Mann, Bismarck in diesem Falle zu unterstützen.

Was fällt dem alten Fürsten eigentlich ein? denkt er respektlos. Die Kolonialbegeisterung in Deutschland nötigt ihm nur ein Lächeln ab, aber daß der Fürst etwa die Absicht haben sollte, diesen Kurs mitzumachen, will ihm nicht in den Kopf, und er glaubt besonders diplomatisch zu sein, wenn er Bismarcks Anfragen in „diplomatisch abgemilderter Form" an den britischen Außenminister Lord Granville weitergibt.

Der Lord weiß infolgedessen nicht ganz genau, was das Reich eigentlich will. Handelt es sich nur um irgendeinen Herrn Lüderitz, dann kann die Geschichte dem Fürsten doch nicht so eilig und wichtig sein. Um den Besitzstreit mit dem Mister Spence kann sich ja schließlich die Kapregierung kümmern. Ja, und ob Südwest zur britischen Interessensphäre gehört? Das muß schließlich der Kolonialsekretär Lord Derby wissen.

Dieser Lord Derby ist erheblich ahnungsvoller als sein Außenminister.

Der Botschafter Graf Münster, der Sonderbeauftragte Bismarcks, Graf Herbert Bismarck, sprechen mit ihm, und sie werden den Eindruck nicht los: Dieser britische Imperialist hält eine Sache bereits für gefährlich, wenn Deutschland sich für sie einsetzt, und wenn die Reichsregierung sich um die Besitzungen eines in weitesten Kreisen unbekannten Kaufmannes in Südwestafrika kümmert, muß unbedingt etwas dahinterstecken.

Das Mißtrauen der deutschen Diplomaten bestätigt sich durchaus. Alle Schwierigkeiten, die sich von seiten der Kapkolonie ergeben, gehen auf den ehrenwerten Lord, den ahnungslosen Engel, zurück, und der Quertreiber De Paß hat im Kolonialamt leichtes Spiel.

Immerhin, man kann Deutschland nicht durch eine glatte Annexion Südwests vor den Kopf stoßen, und außerdem kann man vom britischen Unterhaus nicht ohne weiteres voraussetzen, daß es die Mittel zur Kontrolle eines etwa neu zu annektierenden Gebietes bewilligt. Also fragt der Lord vorsichtshalber erst in Kapstadt an, ob man dort gewillt sei, vorkommendenfalls die Oberaufsicht über Angra Pequena zu übernehmen. In Kapstadt ist leider der Herr Premier verreist, und die Angelegenheit bleibt in der Schwebe.

Die „legitimen Rechte" . . .

Der unternehmungslustige Kaufmann aus Bremen ist inzwischen aufs Ganze gegangen. Er und der „Chief" Fredericks, die sich in Bethanien treffen, verstehen sich anscheinend besser als die Diplomaten. Am 20. November 1883 ist alles Küstenland nördlich vom Oranjefluß bis zum 26. Grad südlicher Breite gekauft, ein zwanzig Meilen breiter Streifen. Dies ist kein Faktoreigelände mehr, sondern bereits eine Provinz, und die Angelegenheit hört auf, eine Privatangelegenheit streitender Kaufleute zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Beispiel:

Die Westfalen müssen gut verdienen!

Was doch die Sparbücher alles verraten!
Das Sparbuch sammelt Gelder für die aufgesparten Wünsche. In Westfalen scheinen viele Wünsche ihrer Erfüllung entgegenzugehen.
Mit dem hohen Durchschnittsbetrag von 498,9 RM je Sparbuch liegen die Westfalen an der Spitze aller Sparer! Die Württemberger und Badenser wurden nur knapp geschlagen. Sie belegten mit 494,2 RM je Sparbuch einen ehrenvollen zweiten Platz. Dichtauf folgen die Rheinländer mit 467,1 RM, die Bayern mit 444,1 RM und die Niedersachsen mit 427,3 RM je Sparbuch. (Reichsdurchschnitt: 400,0 RM).

*

Ostpreußen und Bayern holen auf
Bemerkenswert ist die überdurchschnittliche Erhöhung der Sparbeträge in den landwirtschaftlichen Gebieten Ostpreußen und Bayern. So betrugen die Sparbeträge, wenn man die Einlagen des Jahres 1932 = 100 setzt, in Ostpreußen 110,5 im Jahre 1933 und 167,1 im Jahre 1936, während die Sparbeträge in Bayern von 109,1 im Jahre 1933 auf 144,5 im Jahre 1936 stiegen. Die Reichsdurchschnittsziffer betrug 109,0 im Jahre 1933 und 144,2 im Jahre 1936.

*

Der beste Sparmonat ist der — Januar!
Es herrscht vielfach die Ansicht, daß durch die großen Geldausgaben zu Weihnachten auch im Januar noch Ebbe im Geldbeutel sei. Diese Ansicht ist irrig. Die Sparbücher beweisen das Gegenteil. Der Januar ist der beste Sparmonat des Jahres. Im Jahre 1936 führte der erste Monat des Jahres mit 647,0 Millionen RM, 1935 mit 669,3 Millionen RM und 1934 mit 664,1 Millionen RM Einlagen. Die Februar-, März- und April-Zahlen liegen ebenfalls besonders günstig, aber immer etwas niedriger als die Januar-Einzahlungen. 1936 wurden im Februar 443,3 Millionen RM, im März 417,2 Millionen RM und im April 466,0 Millionen RM gespart.

*

In 4 Jahren 1285643 Fahrzeuge!
Seit 1933 hat sich der Kraftfahrzeugbestand des Deutschen Reiches um 1285643 Fahrzeuge oder um rund 70% erhöht. Am 1. Juli 1937 wurden im Deutschen Reich 2848466 Kraftfahrzeuge gezählt. Davon waren 46,6% Krafträder, 38,9% Personenkraftwagen, 11,3% Lastkraftwagen und Brennstoffkesselwagen, 2,1% Zugmaschinen und Sattelschlepper, 0,6% Kraftomnibusse und 0,5% sonstige Kraftfahrzeuge.

*

Wo bleibt die Werbung für Luxuswaren?
Wissen Sie schon, daß es in Deutschland heute wieder 3549 Millionäre gibt? Das sind 0,6% der 610383 Vermögenssteuerpflichtigen, die über ein Gesamtvermögen von 52934 Millionen RM verfügen. 25656 Personen oder 4,2% entfallen auf die Vermögensgruppe von 250000 bis 1000000 RM, 78880 oder 12,9% auf die Gruppe von 100000 bis 250000 RM, 67352 oder 11,0% auf die Gruppe von 70000 bis 100000 RM, 96499 oder 15,8% auf die Gruppe von 50000 bis 70000 RM, 81597 oder 13,4% auf die Gruppe von 40000 bis 50000 RM, 110859 oder 18,2% auf die Gruppe von 30000 bis 40000 und 98770 oder 16,2% auf die Gruppe von 20000 bis 30000 RM, während 47221 oder 7,7% der Gruppe unter 20000 RM angehören.

*

3/5 aller Krad-Käufer sind Arbeiter und Angestellte
Im 1. Halbjahr 1937 wurden 128443 Krafträder neu zugelassen. Allein 77566 Maschinen, also fast 3/5, sind von Arbeitern und Angestellten erworben worden. Dabei ist es interessant, daß die Angestellten 3213, die Arbeiter aber 8713 Krafträder über 200 ccm kauften.

*

Die große Exportleistung der deutschen Automobilindustrie
Die deutsche Automobilindustrie exportierte im 1. Halbjahr 1937 fast ebensoviel Wagen, wie sie im ganzen Jahre 1932 in Deutschland absetzte. 36717 Personenkraftwagen und 5978 Lastkraftwagen wurden im 1. Halbjahr 1937 ins Ausland verkauft! In den 12 Monaten des Jahres 1932 wurden nur 38207 Personenkraftwagen und 6743 Lastkraftwagen in Deutschland abgesetzt.

*

Da staunen die Männer ....
30,5% aller Arbeiter und Angestellten sind Frauen! Dank ihrer besonderen Eignung und Fingerfertigkeit sind sie in vielen Wirtschaftsgruppen unentbehrlich. So z. B. im Bekleidungsgewerbe, wo sie mit 68,4% und in der Textilindustrie, wo sie mit 51,8% aller Beschäftigten den größten Anteil erreichen.

*

. . . und die Hamburger wundern sich
Die Hamburger meinen natürlich, sie würden auch von St. Petrus in erster Linie bevorzugt. Falsch getippt! Schon seit 1181 steht der „alte Peter" in München, weil München von St. Petrus jährlich mit 891 mm Regen beglückt wird, während er Hamburg jährlich „nur" 738 mm zugemessen hat. ♩ „So lang der alte Peter am Petersbergl steht" . . .

*

Die bayerischen Kurorte können sich freuen!
Im Juli ds. Js. hatten von allen Bädern und Kurorten die bayerischen die größte Besucherzahl. Berchtesgaden-Land besuchten 292145, Garmisch-Partenkirchen 212721, Oberstdorf 170154, Bad Reichenhall 168827 und Bad Kissingen 144725 Personen. Insgesamt wurden die deutschen Bäder und Kurorte im Juli ds. Jahres von 9310000 Fremden besucht, darunter waren 488796 Ausländer. Das bedeutet im Vergleich zum Vorjahre eine 13%ige Steigerung.

*

Die Urgroßväter der Großstädte
Konstantinopel, London, Paris, Venedig sind die ältesten Großstädte der Welt. Infolge ihrer kulturellen Bedeutung, nicht ihrer Größe nach, zählten auch Rom und Florenz dazu. Im Jahre 1800 gab es schon 21 Städte mit mehr als 100000 Einwohnern, bis zum Jahre 1890 wuchs die Zahl auf 81 an. Im Jahre 1905 wurden 340 Großstädte gezählt, heute gibt es 489 Großstädte, davon 53 in Deutschland!

16159 Bücher für die langen Winterabende!
Im Jahre 1937 sind in Deutschland bis jetzt 16159 neue Bücher erschienen, davon 13593 von deutschen, 977 von österreichischen, 702 von schweizerischen und 887 von den übrigen ausländischen Schriftstellern.

*

Diese Nachrichten sind ein kleiner Ausschnitt aus dem Material, das die Ala bei ihrer täglichen Arbeit verwendet. Das Aufgabenfeld der Ala ist die Werbung. Und dazu gehören heute gründliche Marktkenntnisse.
Jedem, der Werbung betreibt oder betreiben möchte, kann die Ala helfen. Ob Sie gelegentlich eine Anzeige aufgeben oder ob Sie einen Werbefeldzug durchführen wollen, wir beraten Sie objektiv, schnell und erfolgsicher. Die zahlreichen Erfolgskontrollen, die wir durchführen, ermöglichen es uns, das Werbemittel zu nennen, das für Sie am zweckmäßigsten ist. Wir sagen Ihnen, wie es eingesetzt werden muß, damit es den erhofften Nutzen bringt.
Als Werbungsmittler schaffen wir den Werbeplan und die Kostenanschläge, übernehmen die Auftragserteilung, überwachen die Abwicklung, besorgen die Kontrolle und die gesamte Abrechnung. Selbst wenn die Ala für Sie mit Hunderten von Auftragnehmern in der ganzen Welt verhandeln und abrechnen muß, Sie brauchen sich nur mit einem Kostenanschlag, einer Bestätigung und einer Rechnung zu befassen.
Wichtig aber ist: Ihre Zusammenarbeit mit der Ala verursacht Ihnen keinerlei Kosten! Ganz gleich, ob Sie in Tages- oder Wochenzeitungen werben, in Unterhaltungsblättern oder Fachzeitschriften, an Litfaß-Säulen oder Verkehrsmitteln, durch Filme oder Diapositive, ob im Inland oder im Auslande — wir vermitteln Ihre Aufträge vollkommen kostenlos zu den Originalpreisen der Verleger und Pächter. Die Ala kann für Sie kostenlos arbeiten, weil wir unsere Vergütung von den Auftragnehmern erhalten. (Portozuschläge werden nur bei bestimmten Gelegenheits- und Auslandsanzeigen erhoben.)
Die Ala spart Ihnen Zeit, weil sie Ihnen Arbeit abnimmt. Und die Ala spart Ihnen Geld, weil sie die Kosten dieser Arbeit selbst trägt.
Die Ala ist der größte Werbungsmittler Deutschlands geworden, weil wir die Sache unserer Kunden zu unserer eigenen machen.

ALA
Anzeigen-Aktiengesellschaft
Berlin W 35, Bremen, Breslau 1, Chemnitz, Dortmund, Dresden-A. 1, Essen-Ruhr 1, Frankfurt a. M., Hamburg 1, Hannover M, Kassel, Kiel, Köln 1, Königsberg i. Pr., Leipzig, Lübeck, Mannheim, München 2 M, Nürnberg 1, Stettin 1, Stuttgart

HERMANN FINK:

Der Erfinder der Schreibmaschine, ein Deutscher!

Ist denn heute überhaupt ein moderner Betrieb ohne Schreibmaschine denkbar? Wohl kaum. Hunderttausende, ja Millionen von Menschen auf der ganzen Welt verdienen durch ihre flinke Tätigkeit an diesen Maschinen ihr täglich Brot.

Neulich kam aus Amerika die Nachricht, daß man dort dem Erfinder der Schreibmaschine ein schönes Denkmal errichtet habe; der Erfinder soll Carlos Glidden gewesen sein.

Die meisten Menschen in Deutschland haben diese Nachricht wie jede andere hingenommen, viele vielleicht höchstens gedacht: „Der Mann hat's verdient!" Ja, er hätte es verdient, müssen wir sagen, wenn er der Erfinder der Schreibmaschine gewesen wäre, aber er war es nicht. Es ist leider wenig bekannt, daß der Erfinder der Schreibmaschine ein Deutscher war, genauer gesagt, ein Südtiroler.

Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts lebte in dem kleinen Ort Töll oberhalb des heute weltberühmten Kurortes Meran in Südtirol ein armer Tischler namens Peter Mitterhofer. Mühsam und hart schlug er sich als Sägemeister durchs Leben. Er war ein einfacher Mann, der treu seiner schweren Arbeit nachging, und ein Freund des trauten häuslichen Lebens war. Am 20. September 1822 gebar sein treues Weib ihr einzig Kind, es war ein Knabe und erhielt den Namen des Vaters, also Peter. Die Schulweisheit holte sich Klein Peter in Partschins, einem Bauerndörflein an den Abhängen der stolzen Texelgruppe, umrahmt von großen Obstgärten und langen Bergelreihen. Der Weg von der Töll nach Partschins war weit, über eine gute Stunde, und Klein Peter blieb während der Mittagspause an den Schultagen beim alten Lehrer in Partschins, der ein seelenguter Mann war. Der heranwachsende Knabe lernte ungemein leicht und der alte Lehrer sagte mehrmals zum Sägemeister Mitterhofer: „Im Peterle steckt etwas Besonderes, der Bub sollte studieren, es wäre schade um sein Talent." Aber Vater Mitterhofer erwiderte immer: „Der Bub wird Tischler, die Mitterhofer sind alle Tischler gewesen, soll der Bub auch keine Ausnahme machen, Tischlerhandwerk ist ehrlich und redliche Arbeit, nit schlechter als ein studierter Beruf!"

Und so kam es eben, daß der Knabe Peter nicht nach Meran ins Gymnasium kam, sondern bei seinem Vater das Tischlerhandwerk lernte. Er murrte nicht gegen seinen Vater, für einen „studierten" Beruf hatte er auch wenig Freude. Bereits in den Schuljahren bastelte er noch mehr als andere Knaben und zeigte dabei ganz außergewöhnliches Geschick. Auch hatte er großes Talent zum Singen und Spielen, er verfaßte selbst Lieder und die Singweisen dazu und er wußte selbst Zither und Gitarre herzustellen. Auch kannte er allerlei Nachahmungskünste und verstand das Bauchreden, so daß er die Leute oft erschreckte oder zum Lachen brachte.

Nachdem Peter zum Tischlerhandwerk noch die Zimmermannsarbeit hinzugelernt hatte, hielt es der vielbegabte Junge nicht mehr in der Heimat aus, sie wurde ihm zu eng und er wanderte als Tischlergeselle durch Österreich und Deutschland. Mit offenen Augen sah er die fremde Welt und lernte und merkte sich vieles. Nach langen Jahren der Wanderschaft kehrte er heim, heim wie jeder andere Tiroler, den es wohl in jungen Jahren hinaus in die Welt zieht, der aber gerne wieder in sein trautes „Hoamatl" zurückkehrt, weil er sieht, daß es auf der Welt doch nur ein Tirol gibt. Der junge Mann Peter Mitterhofer half nun dem Vater bei seiner Arbeit, aber daneben ging sein ganzes Denken und Sinnen andere Wege. Er hatte in den Schreibstuben die vielen Schreiber beobachtet, die mühsam und langsam mit der Feder ihre Schriften verfaßten und da reifte in ihm der Plan, eine Maschine zu bauen, die das Schreiben rascher und auch schöner ermöglichen sollte. Er wollte eine Schreibmaschine erfinden. Diesen für die damalige Zeit gewagten Plan behielt er ganz für sich, denn er wußte wohl, daß es viel „gescheite" Leute gab, die über ihn lachen und sagen würden: „Der Mann hat wohl ein Rad zu viel!"

Einen Menschen weihte er aber doch in sein Geheimnis ein, den Dekan Santner von Meran. Dieser unterstützte den aufgeweckten jungen Mann und gab ihm Geld, sich die Behelfe zu verschaffen. Aber es gingen Jahre dahin, bis Peter Mitterhofer sein Werk halbwegs beisammen hatte. Im Jahre 1864 war seine erste Probiermaschine fertig, die aber noch nicht funktionierte. Aber das entmutigte ihn nicht, im Gegenteil, mit neuem Eifer ging er an seine Arbeit. Wieder setzte er sich daran und sann und dachte und probierte und nach zwei Jahren war das Werk endlich gelungen: Er hatte das Modell einer Schreibmaschine, das richtig sich zum Schreiben verwenden ließ. Aber seine Mittel, um das Modell auch genau in Metall ausführen zu lassen, waren erschöpft. Der herzensgute Meraner Dekan Santner ruhte schon draußen im Gottesacker.

Aber verloren gab sich Mitterhofer trotzdem nicht. Er nahm seine Schreibmaschine auf den Rücken und wanderte über die Jöcher hinaus nach Innsbruck und dann weiter nach Wien. Dort nahm er bei einem Tischlermeister Arbeit und sah sich nebenbei um, wie er eine staatliche Unterstützung für sein Werk erlangen könnte. Er richtete ein Gesuch an den Kaiser Franz Josef I. Lang mußte er auf Antwort warten. Endlich erhielt er von der k. u. k. Hofkanzlei die Mitteilung, er möge das Modell der Schreibmaschine der Technischen Hochschule, damals Polytechnisches Institut genannt, zur Begutachtung vorlegen.

Freudigen Herzens trug Peter Mitterhofer sein Werk an den genannten Ort. Und wieder nach vielen Wochen erhielt er folgendes trauriges Gutachten der gelehrten Professoren des Polytechnischen Institutes:

„Es wird festgestellt, daß ein tadelloses Funktionieren des Apparates bei entsprechender und präziser Ausführung der einzelnen Bestandteile und Anbringung einiger vom Erfinder angegebenen, die leichtere Handhabung bezweckende Änderungen außer Zweifel stehe, sowie daß die Überwindung der eigentlichen Schwierigkeiten dem Erfinder auf eine sehr vollkommene Weise gelungen sei. Es ist aber zu erwarten, daß eine eigentliche Verwendung des Apparates nicht wohl zu erwarten stehe, indem zur Behandlung desselben, selbst wenn mit sehr gemäßigter Geschwindigkeit gearbeitet werden soll, eine nicht geringe und fortgesetzte Übung erforderlich ist und selbst bei ausgebildeter Fertigkeit niemals dieselbe Geschwindigkeit und Sicherheit wie beim gewöhnlichen Schreiben erreicht werden dürfte."

Wie sich doch die gelehrten Professoren getäuscht haben! Im wesentlichen hatte Mitterhofers Schreibmaschine dieselbe Anlage wie die heutigen Schreibmaschinen, und ihr praktischer Wert hat sich längst über alle Zweifel bewährt. Aber jedenfalls haben sich die Professoren doch herabgelassen, ihr Lob über das Werk auszusprechen und den armen Mann für eine Unterstützung zu empfehlen. Mitterhofer erhielt 200 Gulden. Ein großer Erfinder bekam ein Almosen für sein Werk!

Aber der gute Mann war darob hoch erfreut. Er eilte gleich heim und konstruierte ein besseres Modell, das er wieder nach Wien trug und zum Verkauf anbot. Er bekam dafür 150 Gulden, das Modell blieb aber in der Technischen Hochschule und wurde praktisch nicht verwertet. Mitterhofer hätte eines geschäftstüchtigen Mannes bedurft, der die Schreibmaschine in seiner Ausführung hergestellt und in den Handel gebracht hätte. Aber gerade damals, nach dem Kriege vom Jahre 1866, waren die geschäftlichen Verhältnisse sehr ungünstig und so blieb die Erfindung unbenützt liegen, bis eben im Jahre 1867 ein findiger Amerikaner namens Carlos Glidden nach Wien kam. Er studierte an der Technischen Hochschule, sah auch Mitterhofers Modell, machte seine Aufzeichnungen und kehrte nach Amerika zurück. Dort fand er Menschen, die mehr Verständnis für diese Erfindung hatten als die gelehrten Professoren des Polytechnischen Institutes von Wien. Glidden gelang es im Verein mit den Buchdruckern Sholes und Suole einige Verbesserungen am Modell anzubringen und dann den Waffenfabrikanten Remington zur Ausführung und zum geschäftsmäßigen Vertrieb der Schreibmaschine zu gewinnen

So kam es also, daß diese Erfindung des einfachen, armen und verkannten Südtiroler Tischlers Peter Mitterhofer unter dem Namen Remington im Jahre 1873 in den Handel gebracht wurde. Und heute gilt dieselbe noch in der ganzen Welt als amerikanische Erfindung.

Und wie erging es Mitterhofer? Der reichbegabte, aber geschäftsunkundige Mitterhofer blieb lebenslang der arme Mann. Er kehrte wieder zu seinen Brettern zurück und schlug sich als Tischler schwer und hart durchs Leben. Ein Modell der Schreibmaschine, es war das letzte, hat jahrelang den Kindern Peter Mitterhofers als Spielzeug gedient. Heute ist es im Museum von Meran ausgestellt, ein anderes befindet sich im Museum in Innsbruck und ein drittes in Wien. Peter Mitterhofer starb im Jahre 1893 im Heimatdörflein Partschins bei Meran. Er ist trotz seiner geistvollen Erfindung und trotz jahrelanger emsiger Arbeit ein armer Teufel geblieben, seine Erfindung ist von andern ausgebeutet und als ihre Erfindung in die Welt getragen worden. Wir wollen wenigstens das Andenken an diesen verkannten deutschen Erfinder lebendig erhalten!

ANEKDOTEN

Der Wucherer.

Christian Dietrich Grabbe hatte einmal von einem besonders hartherzigen Wucherer Geld geliehen. Als er die Summe zu dem bestimmten Zeitpunkt nicht zurückzahlen konnte, bat er um Aufschub. Aber der Wucherer war nicht zu erweichen. Grabbe schilderte in beweglichen Worten seine Notlage und wies darauf hin, daß er zur Zeit keinerlei Einkommen habe. Aber das half alles nichts. Der Wucherer kündigte ihm an, daß er ihn am nächsten Tag verklagen wolle.

Am gleichen Abend begegnete Grabbe einem Freund, der ihm mitteilte, daß den Wucherer der Schlag gerührt habe.

„Na, immerhin", meinte da Grabbe, „so gibt es doch noch etwas, das ihn zu rühren vermag." R. H.

Eine gemischte Gesellschaft.

Reichskanzler Fürst Otto von Bismarck, der denen, die sich nützlich zeigten, gern auf ihren Wunsch hin Gefälligkeiten erwies, hatte dem für ihn arbeitenden Schneidermeister eine Einladungskarte zu einem Ball der sogenannten „besseren" Gesellschaft besorgt.

Auf dem Ball war dann auch Bismarck

„Na, Meister, wie gefällt es Ihnen hier?" fragte er frohgelaunt den Gast, den er wegen seiner guten Arbeit schätzte.

Der machte jedoch ein schiefes Gesicht und erwiderte: „Offen gesagt, Durchlaucht, die Gesellschaft hier scheint mir etwas sehr gemischt zu sein!"

Herzlich über die komische Rederei lachend, meinte Bismarck: „Beruhigen Sie sich, Meister! Es können doch nicht lauter Schneider und Reichskanzler hier anwesend sein!" Mü-Rü

Randbemerkung

Die Herzogin von Marlborough hielt alljährlich ein großes Familienfest ab, zu dem sie auch einige Künstler und Gelehrte einlud. Bei einem dieser Feste trank sie auf das Wohl ihrer Familie und meinte:

„Was ist es doch für ein Anblick, all diese Zweige aus einer Wurzel in voller Blüte zu sehen."

Der Philosoph Spencer, der zu den Geladenen zählte, lächelte bei diesen Worten und flüsterte seinem Nebenmann zu:

„Die Zweige würden sicher noch schöner blühen, wenn sich die Wurzel unter der Erde befände." R. H.

WOLFGANG HARTMANN:

Das öffentliche Ärgernis

Mürg ist ein kleiner Marktflecken im Niederbayerischen, dort, wo die Donau sich Passau zuwendet Ein verschlafenes Nest bis noch vor kurzem, von niemand beachtet, da es nicht an der großen Heerstraße des Verkehrs liegt

Da gibt es noch Bauern mit einem gewaltigen Stall voll Vieh. Und Wiesen und Wälder, ländliche Einsamkeiten, Heu im Sommer daß die Stadeln bersten vor Fülle und Schnee im Winter, fast wie in der Steppe

In dieses Mürg kamen eines Tages die ersten Sommerfrischler und ihnen folgten andere nach Denn so ist es immer. Einer zieht den andern mit und auf einmal kommt etwas in Mode und aus einem verschlafenen Nest wurde, was dieses Mürg betrifft, eine beliebte Sommerfrische für echte Naturfreunde, die im Sommer den städtischen Betrieb meiden und ihr Herz wieder der Idylle zuneigen

Hier sausen über den Marktplatz noch keine Allerweltslimousinen Hier rattern keine Lastwagen und verpesten mit ihrem Ölgestank die würzige Landluft Ochsengespanne durchziehen friedlich die grünen Wiesenwege und die Knechte und Mägde radeln, den Rechen oder die Sense geschultert, zu ihren Feldern und Hängen hinaus . .

Und sonst gibt es nur Stille hier und am Abend eine leise summende Dorfmusik und ein paar Bierkrüge die sich klappernd begegnen Und dazwischen hocken die glücklichen Sommergäste und erholen sich wirklich in solcher Ruh' und Abgeschiedenheit ländlichen Daseins

„Aber es fehlt eine Konditorei für die Fremden was am Nachmittag nicht zum Donaustrand durch die Sommerhitze gehen wollen oder für die andern, die heimkommen vom Baden!" erklärte der Pichler Toni im Gasthof „Zum Ferkel"

„Was brauchen mir a Konditorei! Gibt's net gnua Wirtshäuser z'Mürg?" widersprach ihm der Metzger Sepp.

„Daderoon versteht ein Fleischer nix!" tat ihn der Pichler geringschätzig ab

„Die Fremden hocken net gern mit ins Bauern z'sammen!" sekundierte der Felser Ferdi dem Pichler, dem eine Konditorei nicht unwillkommen erschien, seit er eine Mehlhandlung aufgemacht hatte.

„Wollen auch im Summer unter ihresgleichen sein, versteht sich!" stimmte auch der Schuster Toni, der sich im Nebenberuf als Dienstmann und Spediteur betätigte, zu

„Damit noch mehr g'schlampete Weiber herkommen, was den ganzen Tog auf der faulen Haut herumhocken!" räsonnierte der Viehhändler Schweißerl der zum Metzger halten mußte

„Und i mach' doch no a Konditorei bei mir am Marktplatz!" erklärte entschlossen der Pichler

Hatte er nicht einen Sohn bei dem G'schäft, der gegenwärtig in Hamburg unten seinem Verdienst nachging?

„Was braucht der in der Fremde zu hocken und die Stadtluft zu schmecken die stinkate, schlechte, wo's bei uns daheim so schön is?" sprach er sich Mut zu

Und dann ging er zur Tat über, ließ den Buben kommen und fing an, zu bauen. Als die ersten Fremden kamen, hatte er seine Konditorei fertig. Unten, wo der Kuhstall früher war, prangte jetzt eine hochmoderne, jedoch im ländlichen Stil

gehaltene Fassade mit blitzblanken großen Scheiben und einem Schild über die ganze Front hin, worauf stand: „Konditorei Anton Pichler Sohn.“

Schon am Tag der Eröffnung hatte er seine beiden Stuben, die vordere und die hintere zum Brechen voll. Halb Mürg hockte da bei Kaffee und Kuchen

Die Sommerfrischler strahlten, besonders die Damen. Sie nahmen ihr Strickzeug mit und widmeten sich dem Dorfklatsch. Und in den Spätnachmittagsstunden füllte sich auch das Vorgärtchen mit den jugendlichen Paaren, die vom Donaustrand zurückkamen, und natürlich Kaffeedurst und Kuchenhunger hatten Anton Pichler Vater hatte nicht mit dem Gelde gespart und sogar ein schattiges Läubchen rund um sein renoviertes Haus aufstellen lassen.

Aber einen wichtigen Faktor hatte er doch vergessen, bei aller Geschäftstüchtigkeit und dem Talent des Sohnes, gute Kuchen zu backen.

Das war nämlich der Misthaufen vom Nachbar Hintermoser drüben, am andern Ende des kleinen Platzes, grad fünfzig Meter vor seiner Konditorei.

Jetzt stank es, wenn die Sommersonne in der Mittagsglut auf Mürg niederbrannte, daß die Luft zu erstarren schien, erbärmlich über den Platz hin und die Sommergäste rümpften, an derlei Düfte von daheim nimmer gewöhnt, ärgerlich die Nasen.

„Dem muß abgeholfen werden“, meinte eines Mittags, da der Ostwind dem Hintermoser seinen Misthaufen sozusagen mitten in seine holzgetäfelte Gaststube hereintrug Vater Pichler und ging gleich nach dem Essen zu seinem Nachbar hinüber.

„Hintermoser, dein Misthaufen muß vorm Haus verschwinden! Er vertreibt mir ja die Fremden!“ brachte er vielleicht ein wenig zu resolut sein dringliches Anliegen vor.

Der Bauer Hintermoser zog die buschigen dunklen Brauen hoch und schüttelte seinen angegrauten Kopf: „Was gehn mi deine Gäst oh! Da draus wird nix. Auf meinem Grund bin i no der Herr oder eppa net?“

„So! Du willst mir also mein G'schäft verderben, Hintermoser?“ braust der enttäuschte Pichler auf.

„Mein Misthaufen war vor deiner Malefizkonditorei da!“ ist das einzige, was der Nachbar ihm darauf zu erwidern hat.

„Nacha is scho recht. Wir sehn uns auf'n G'richt wieder!“ haut der Pichler Anton hinter sich die Tür zu und rennt in seiner ersten Wut direkt zum Bürgermeister.

Aber der ist von der Mutter her mit dem Hintermoser blutsverwandt und außerdem ist er Ökonom und muß die Interessen seines Standes vertreten

„Mein lieber Pichler, alles, was recht is, aber mir leben nicht herinnen in der Stadt. Du wirst mit deinem Begehr nicht durchdringen. Die Bauern lassen sich nicht ihre altangestammten Rechte wegen deiner Malefizkonditorei nehmen!“ winkte der Bürgermeister unmißverständlich ab.

„So? Und das Geld, was meine Gäst dem Markt einbringen? Ist dös am End' grad gor nichts, han —?“

„Dös Geld kriegst doch in erster Linie du!“ lacht ihn der erste Magistratsherr aus.

„Ihr halt's alle z'samm, ihr Bauern, seid's Feinde des Fortschritts. Nacha geh' ich auf's Bezirksamt. Der Misthaufen muß weg! Ener geb' ich kei Ruah nimmer!“

Und draußen war er.

Der Herr Bezirksamtmann behandelte den Herrn Konditoreibesitzer und Landwirt Anton Pichler schon freundlicher und meinte: „Es müßte nachgewiesen werden, daß der fragliche Misthaufen des Bauern Hintermoser gewissermaßen zum öffentlichen Ärgernis wird. Dann hätten wir Grund, gegen dieses Vorkommnis gesetzlich einzuschreiten.“

„Ja, aber was ist das, ein öffentliches Ärgernis, Herr Bezirksamtmann?“ stellte sich der Anton Pichler zunächst noch dumm.

„Wenn die allgemeine Öffentlichkeit an einem Gegenstand oder einer menschlichen Handlung Anstoß nimmt“, erklärte ihm der Beamte den Paragraphen.

Und mit diesem Bescheid ging der Anton Pichler wieder nach Hause.

Er sammelte Unterschriften im Kreise seiner lieben Sommergäste und hatte bald einen Haufen von energischen Protesten gegen den Hintermoserschen Misthaufen beisammen.

Damit lief er dann zum Gericht.

Aber der Richter tat ihm den unerwarteten Bescheid: „Ein öffentliches Ärgernis ist erst dann festzustellen, wenn auch die einheimische Bevölkerung an dem Hintermoserschen Misthaufen Anstoß nimmt!“

„Ja, aber wieso? Sind denn meine Sommergäste, die Fremden aus der Stadt keine vollwertigen Menschen?“

„Gewiß, gewiß, aber die sind doch nicht das ganze Jahr über da und außerdem brauchen sie ja nicht zum Hintermoser seinem Misthaufen hinüberzuschauen, wenn's grad in Ihrem Vorgärtchen der Konditorei sitzen!“

„Aber die Nase! Der Geruch? Gehören diese beiden Sinnesorgane nicht auch zum Menschen?“ entgegnete ihm darauf der verzweifelte Pichler.

„Ein Misthaufen kann doch nun einmal nicht nach Schokolade riechen!“ lachte ihn der Richter wegen der dummen Frage aus.

„Aber ein Misthaufen mitten auf einem Marktplatz ist doch einfach etwas Unappetitliches!“ donnert der Anton Pichler den Richter an

„Das müßte erst durch Sachverständige nachgewiesen werden!“ ist die bündige Antwort seitens des Kadi.

Also lief Pichler wieder heim nach Mürg und suchte einen Sachverständigen. Unter seinen Kurgästen fand er einen Chemiker, der sich bereit erklärte, ihm ein Gutachten auszustellen. Darin wies er nach, daß der Geruch eines Misthaufens bei vielen Menschen Unlustgefühle, ja sogar Übel- und Appetitlosigkeit verursachen würde.

Das Gutachten kostete hundert Mark und umfaßte achtzig Schreibmaschinenseiten Es war medizinisch unterbaut und Pichler brauchte drei Tage und Nächte um es zu entziffern.

Damit lief er dann wieder zum Richter und nahm diesmal vorsichtshalber auch gleich einen Rechtsanwalt mit.

Auf Grund dieses Gutachtens sprach denn auch der Richter das Urteil gegen Hintermoser aus Der Misthaufen war zu entfernen.

Hintermoser legte selbstverständlich Berufung gegen dieses Urteil ein. Er bekam Recht, und zwar auf Grund eines Gegengutachtens, in dem nachgewiesen

wurde, wenn der Misthaufen oder seine ihm entströmenden Gerüche wirklich gesundheitsschädigend wären, so würde kein einziger Bauer in Mürg mehr am Leben sein!

Nun spaltete sich Mürg in zwei Lager. Die Kurgäste und die Geschäftsleute waren für, die Bauern und kleinen Handwerker gegen die Beseitigung des Misthaufens.

Nun war die Angelegenheit tatsächlich zum öffentlichen Ärgernis angewachsen, denn Mürg war in Aufruhr, zum mindestens, solange der Sommer dauerte und man draußen im Vorgärtchen seinen Kaffee bei Anton Pichler Sohn trinken konnte.

„Soll ich die Angelegenheit vor's Reichsgericht bringen?" fragte Anton Pichler Vater eines Tages einen Rechtsanwalt von Ruf drinnen in der Stadt. Aber der riet ihm davon ab.

Dann kam der Winter und gewaltige Massen Schnee deckten für lange Monate das öffentliche Ärgernis zu. Die Feindschaft rumorte im stillen weiter . . .

Und als dann im Frühjahr das Tauwetter ins Land brach und der Gockel wieder sein Kikeriki zuoberst auf dem Misthaufen hören ließ, da wurde das Thema wieder aktuell.

Anton Pichler Vater ging noch einmal hinüber zum Ökonom Hintermoser und bot ihm eine hohe Summe, wenn er den Misthaufen entfernte.

Aber der verstockte Bauer wollte nichts von Geld und Nachgeben wissen. Er hatte seinen Stolz und sein Misthaufen war unverkäuflich.

Da begab es sich, daß der Konditor Anton Pichler Sohn eines Tages die Tochter Mirzl vom Ökonom Hintermoser im Strandbad an der Donau traf. Sie schwammen und sonnenbadeten zusammen und auf dem gemeinsamen Heimweg küßten sie sich im stillen Wäldchen. Bald darauf waren sie verlobt.

Hintermoser tobte, aber die Mirzl erklärte resolut und mit niederbayerischem Trotz im Blut: „Ich heirate den Toni Pichler und werde Konditorsfrau!"

Und dabei blieb sie.

Und als am Hochzeitsmorgen die Mürgler von der Trauung der beiden jungen Leute heimkehrten, war der Misthaufen verschwunden!

Liebe hatte den Trotz eines harten Bauernherzens besiegt . . .

Berichtigung

In der von uns im April d. J. veröffentlichten Aufsatzreihe „Weltausstellung 1867" von Hans Jording, erwähnte der Verfasser einen englisch-jüdischen Bankier Baring. Wir werden von dem Vorsitzenden des Familienverbandes der deutschen Familie Baring darauf aufmerksam gemacht, daß der genannte Bankier der Nachkomme eines um 1730 nach England ausgewanderten Mitgliedes der deutschen Familie Baring war, die als altes niedersächsisches Bauerngeschlecht rein arisch-germanischen Geblütes ist. Wir bringen diese Mitteilung aus Billigkeitsgründen zur Kenntnis.

Die Schriftleitung.

KÜNSTLERSTREICHE

Ein Anekdotenkranz, gewunden von Wilhelm Klotz

Von den Bühnenkünstlern ist es bekannt, daß sie lustigen Streichen nicht abgeneigt sind. Selbst auf ihren die Welt bedeutenden Brettern lassen sie ihren Einfällen oft die Zügel schießen, so daß schon so mancher Theaterdirektor in gelinde Verzweiflung geraten ist. Was aber bei den meisten originelle Eingaben des Augenblicks oder auch vorher wohlüberlegte geistreiche Gedanken sind, das stellt sich bei den großen Künstlern, die völlig in ihrer Rolle aufgehen und diese restlos miterleben, häufig als unbeabsichtigte Zwischenbemerkungen dar. Mitunter ist ein Künstler sogar unmittelbar zu einem derartigen sogenannten Extempore gezwungen, wenn sein Partner etwa das Stichwort verpaßt oder einen falschen Text gesprochen hat. Es ist aber auch schon vorgekommen, daß ein Schauspieler durch das Spiel seines großen Partners derart hingerissen war, daß er vergaß, seine Rolle weiterzuspielen.

Fälle ähnlicher Art werden über Englands größten Schauspieler Edmund Kean, der in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts lebte, berichtet. Kean spielte seine Rolle so naturgetreu, daß seine Mitspieler, wenn er einen Bösewicht darzustellen hatte, oft von Grauen gepackt wurden. Im Drury-Lanetheater zu London hatte er einst den König Richard III. zu geben. Die Rolle des Sir Ratcliff, der den König im fünften Akt zu wecken hat, war einem jungen Anfänger anvertraut worden. Wenn König Richard fragte: „Wer ist da?", hat Ratcliff zu antworten: „Ich bin's, mein Fürst; der Dorfhahn hat zum zweitenmal gekräht." Als Kean nun die Frage stellte, blickte er dabei den jungen Schauspieler so durchbohrend an, daß dieser völlig die Fassung verlor und stotternd antwortete: „Ich bin's, mein Fürst; ich — der Dorfhahn . . ." Die Zuschauer brachen in lautes Gelächter aus, das sich noch verstärkte, als Kean mit ernster Miene weitersprach: „Wenn du der Dorfhahn bist, warum krähst du nicht?"

Mit der genialen Darstellungskunst paarte sich bei Kean aber auch eine große Eitelkeit und zeitweise Unzuverlässigkeit, die seinen Impresario manchmal in große Nöte brachte. Besonders arg trieb er es bei seinen ersten Gastspielen in Paris im Jahre 1828. Regelmäßig vernachlässigte er die Proben, und als eines Abends „Hamlet" im Theater angesetzt war, erschien er überhaupt nicht zur Vorstellung. Der verzweifelte Direktor ließ alle erreichbaren Gaststätten absuchen, und endlich wurde Kean auch in einem Café entdeckt. Der Direktor eilte hin und beschwor Kean, ins Theater zu kommen. Dieser aber lehnte kühl ab. Auch als der Direktor sagte, daß die Herzogin von Berry im Theater sei, antwortete Kean, daß ihn das gar nichts anginge. Da in höchster Not erinnerte sich der Direktor der Eitelkeit Keans und meinte nachdenklich: „Na ja; ich verstehe Sie. Die Herzogin von Berry hat ja geäußert, daß die Rolle des Hamlet nur von Talma wirkungsvoll dargestellt werden könne." Das wirkte. Kaum hatte Kean diese Worte vernommen, als er wutentbrannt von seinem Platze aufsprang und mit Donnerstimme rief: „Jetzt bin ich bereit, und morgen soll bei Gott die Herzogin anderer Meinung sein."

Ein Zeitgenosse von Kean war der Bassist Zschiesche, der in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts einen lebenslänglichen Vertrag an die Hofoper in Berlin erhielt. Als einige Jahre später der neue Generalintendant v. Küstner sein Amt antrat, erließ er eine Anzahl Verfügungen, von denen einige Zschiesche nicht paßten und daher von diesem nicht beachtet wurden. Als auch Verwarnungen nichts halfen, ließ der Intendant, der von dem lebenslänglichen Vertrag nichts wußte, den Sänger zu sich bitten und sagte: „Da Sie sich meinen Anordnungen nicht fügen wollen, Herr Zschiesche, so müssen wir uns eben trennen, so leid mir das auch tut." Darauf machte der Sänger ein tiefbetrübtes Gesicht und entgegnete mit großem Bedauern: „Ach! So wollen Sie uns, Herr Intendant, nach so kurzer Zeit schon wieder verlassen?"

Einen originellen Streich, der aber einen edlen Charakter verriet, verübte einmal der im Jahre 1878 in Berlin verstorbene große Charakterdarsteller Theodor Döring. Als er auf der Höhe seines Ruhmes stand, begegnete er auf der Straße einem Berufskameraden aus jener Zeit, da er selbst noch als reisender Komödiant im Lande herumzog. Auf die Frage, wie es denn ginge, antwortete der alte Schauspieler verzagt, daß er sehr schlecht dastünde; er sei alt und schwach und ohne Verpflichtung. Döring, der großes Mitleid mit dem alten Manne fühlte, nahm ihn darauf in seine Wohnung mit, wo er ihn zu einem Schranke führte, in dem er seine Dosensammlung aufbewahrte, und sagte zu ihm: „Du warst doch Goldarbeiter, ehe du zum Theater gingst? Würdest du mir nicht meine Dosen aufpolieren? Da ich aber nicht allzu vermögend bin, kann ich dir täglich nur drei Taler bezahlen. Übereile dich aber nicht mit der Arbeit; die Sache hat Zeit." Bis der alte Schauspieler mit dem Aufpolieren der Dosen fertig war, hatte Döring ihn bei einer Bühne untergebracht.

Einen unangenehmen Streich spielte einst eine Sängerin ihrer Bühne, indem sie kontraktbrüchig wurde. Sie war unter der Regierung des Königs Ernst August von Hannover, der 1851 starb, am dortigen Hoftheater verpflichtet. Eines Tages aber ging sie auf und davon und hinterließ lediglich ein Schreiben, in dem sie mitteilte, daß sie es an einem so langweiligen Orte nicht mehr länger aushalten könne. Der Intendant überbrachte die unerfreuliche Nachricht dem Könige und fragte dabei, ob man die Ausreißerin etwa wieder zurückholen solle. Worauf der König sofort antwortete: „Aber natürlich! Sie muß unbedingt wieder her. Denkt denn die Dame, daß ich mich hier amüsiere?"

Und schließlich noch einen lustigen Streich von einem der größten deutschen Schauspieler aller Zeiten, von Ludwig Devrient, gleichfalls einem Zeitgenossen Edmund Keans. Devrient führte ein recht verschwenderisches Leben, so daß er stets tief in Schulden steckte. Die Nächte hindurch saß er zechend zusammen mit seinem Freunde, dem Kammergerichtsrat und Schriftsteller E. T. A. Hoffmann, in den Berliner Weinstuben von Lutter und Wegner, wo er auch tief in der Kreide steckte. Eines Nachts überreichte ihm der Mitinhaber der Weinstuben, Lutter, eine recht große Zechrechnung, bat aber gleichzeitig um die Genehmigung, seinem berühmten Gaste die Hälfte der Rechnung streichen zu dürfen. Devrient war darüber so gerührt, daß er pathetisch ausrief: „Ich werde mich doch nicht von Ihnen an Großmut überbieten lassen; erlauben Sie, daß ich die andere Hälfte streiche."

HUMOR DER ANDEREN

Mutter: „Als ich dir gestern einen Penny gegeben hatte, warst du den ganzen Tag so artig. Und heute bist du wieder unausstehlich!"

Karlchen: „Aber Mutti! Du hast doch auch genug für dein Geld gekriegt!"

Boston Transkript.

*

Pat Murphy: „Mein Herr, sind Sie der Mensch, der sich meiner Frau gegenüber ganz unerhörte Redensarten erlaubte?"

Junger Mann: „Jawohl!"

Pat Murphy: „Sie Held!"

Answers.

*

„Ja, es ist etwas sehr Eigenes ums Ertrinken! Ein schreckliches Gefühl! Als ich zum drittenmal untersank, zog mein ganzes Leben blitzschnell in klaren Bildern an mir vorüber."

„Interessant! War auch das Bild dabei, wie ich Ihnen letzten Herbst fünfzig Dollar lieh?"

Strav Stories.

*

Reporter: „Die Bürger unserer Stadt regen sich sehr wegen der Tanzrevue auf, die Sie aufführen wollen."

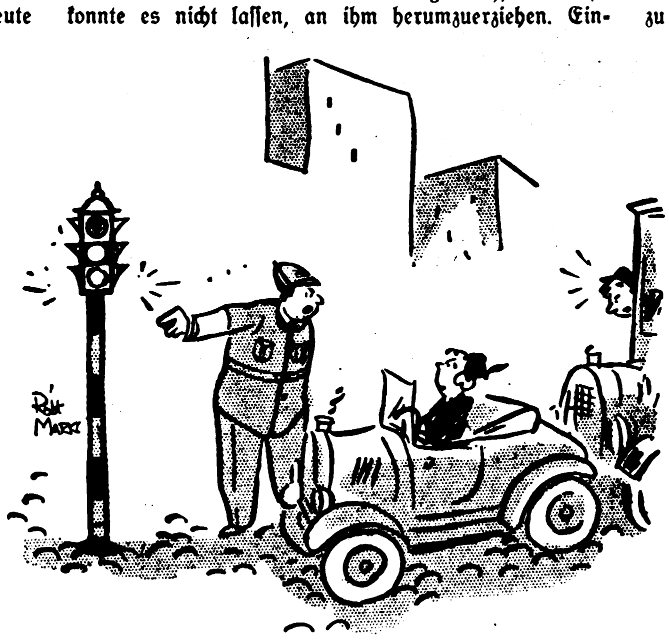
Theaterdirektor: „Oh, berichten Sie, daß mein Bestreben ist, alles zu unterdrücken, was Anstoß erregen könnte."

Reporter: „Das befürchtet man allgemein."

Louisville Courier-Journal.

Sie war mit Jim verlobt und glücklich, aber sie konnte es nicht lassen, an ihm herumzuerziehen. Einmal sagte sie: „Man sollte immer bereit sein, Opfer zu bringen, Jimmy. Das Leben will es so. Mein Bruder William hat jetzt ganz dem Rauchen entsagt. Wozu wärest du bereit? Je schwerer das Opfer ist, um so mehr fällt es in die Waagschale." Er antwortete: „Oh, Darling, ich werde das größte Opfer bringen, das mir auferlegt werden könnte; ich werde dich nicht mehr küssen." — „Oh!" hauchte sie nur, und dann wurde sie nachdenklich. — Als sie zwei Tage darauf wieder zusammen waren, sagte sie: „Jimmy, ich wollte dir nur mitteilen, William hat wieder mit dem Rauchen angefangen."

Tit Bits.



„Auf was warten Sie noch, Fräulein? Gefallen Ihnen vielleicht unsere Farben nicht?!"

(Everybodys Weekly.)

*

Der neue Pensionär: „Oh, was für eine seltsame Butterdose ist das!"

Hausfrau: „Ja, ein antikes Stück. Sie ist schon zwei Generationen in der Familie."

Der neue Pensionär: „Man schmeckt es an der Butter."

Stray Stories.

*

„Hat einer Ihrer Vorfahren irgend etwas getan, wodurch die Erinnerung an ihn bei seinen Nachkommen lange wach gehalten wurde?"

„O ja! Mein Urgroßvater belastete unseren Besitz mit einer Hypothek die heute noch nicht abgetragen ist!"

Washington Star

HUMOR

Max saß mit dem jungen Mädchen auf einer Bank im stillen Park: „Ich höre Ihr kleines Herz schlagen!"
„Oh", meinte das Mädchen nüchtern, „das kann auch meine neue Armbanduhr sein!"

*

„Tante, wenn du eine Dame triffst, mit der du böse bist, was machst du da?"
„Ich würde vorbeigehen, ohne sie anzusehen."
„Aber wenn sie dir die Zunge herausstreckt und Affe zu dir sagt?"

*

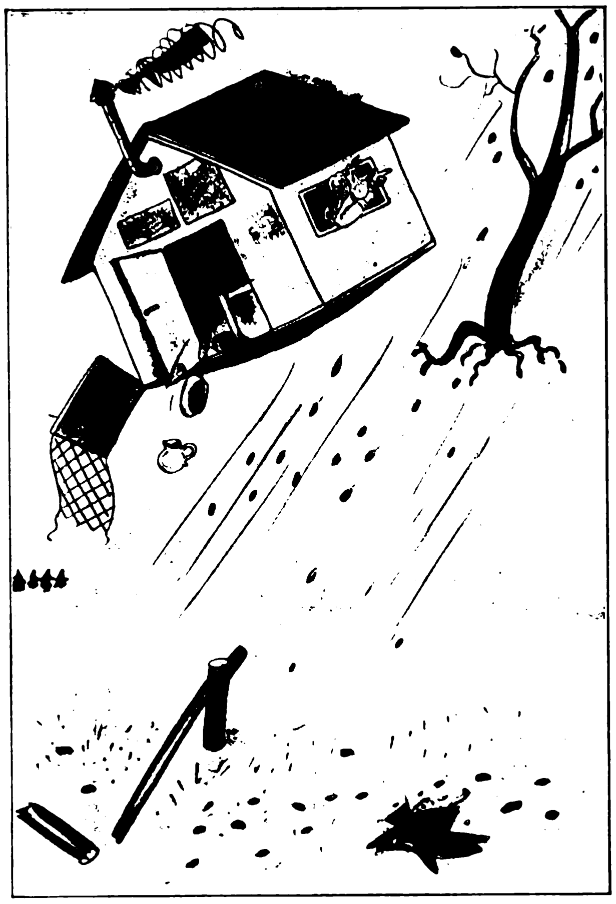
Lehrer: „Es gibt direkte und indirekte Steuern. Wer kann mir eine indirekte Steuer nennen?"
Peter: „Die Hundesteuer!"
Lehrer: „Wieso ist die indirekt?"
Peter: „Weil sie nicht direkt vom Hund bezahlt wird!"

*

„Ja, Fräulein Suse, die Tochter des steinreichen Gutsbesitzers sollte ich einmal heiraten, aber ihre gesamte Familie war gegen die Partie."
„Nun — und das junge Mädchen selbst?"
„Gehört die etwa nicht zu ihrer Familie?"

*

Bei Rohrdommels war ein Einbrecher.
Frau Rohrdommel hat ihn erwischt und ihm eine gelangt, daß er am andern Morgen noch bewußtlos war
„Großartig", sagen die Nachbarn anerkennend, „wie Sie mit dem kräftigen Kerl fertig geworden sind."
„Ja", meint da Frau Rohrdommel bescheiden, „ich dachte, es sei mein Mann der von seiner Kegelpartie heimkäme"



„Sieh mal den Sturm draußen, sogar die Bäume werden entwurzelt!" Zeichnung: Willi Kleppe.

Der Freund zu dem schüchternen Liebhaber: „Du mußt ihr natürlich sagen, wie sehr du sie liebst. Daß du vor Sehnsucht nach ihr nicht schlafen kannst, daß du immerzu nur an sie denkst, daß dir Essen und Trinken nicht mehr schmeckt usw"
Der schüchterne Liebhaber zu seiner Angebeteten: „Mein Fräulein, sowie ich an Sie denke, vergeht mir der Appetit."

*

„Herr Mandele, der Prospekt, den Sie mir neulich geschickt haben, ist ausgezeichnet und bietet reiche Auswahl; ich vermisse nur die Interpunktion"
„Ja, ja, es ist heutzutage wirklich nicht einfach, seine Kundschaft zu befriedigen; immer verlangt sie das, was man gerade nicht hat."

*

„Bitte, zwei Liter Benzin und ein Achtel Öl!"
Tankwart: „Gern, mein Herr! Soll ich Ihnen auch mal in die Reifen husten?"

*

Der Lehrer legt den Schülern eine philosophische Frage vor: „Was ist nichts?" will er wissen, um festzustellen, ob die Kinder denken können
Langes, angestrengtes Nachdenken der ganzen Klasse.
Dann meldet sich zaghaft das kleine Fritzchen.
„Na", ermuntert ihn der Lehrer, „was meinst du?"
„Nichts ist", meint da Fritzchen, „wenn mir einer sagt, ich soll auf sein Fahrrad aufpassen, und nachher gibt er mir nicht mal 'nen Groschen für Eis."

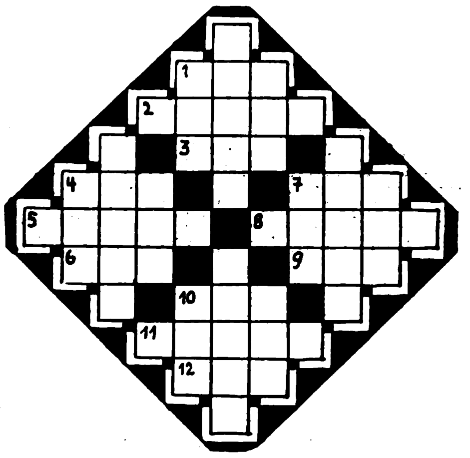
*

„Fräulein Helga, ich werde Sie stets auf den Händen tragen . . ."
„So, so, vorhin haben Sie mir doch aber erzählt, Sie hätten einen eigenen Wagen?"

RÄTSEL

Magischer Großdiamant

1. Hausflur, 2 Männername, 3 Strom in Afrika, 4 Teil des Baumes, 5. Herbstblume. 6 Fluß in Frank-



reich, 7. ungekocht. 8 Rheinzufluß, 9 Kriegsgott, 10. Lebensgemeinschaft 11 deutscher Strom 12 Erfrischung.

Verschieberätsel

Standesamt, Rauhnacht, Kolumbus, Phänologie, Schwertlilie, Sturmabteilung, Bathurst, Sigismund, Riemenschneider, Truthahn. Die Wörter sind so untereinander zu setzen, daß zwei senkrechte Reihen die Namen dreier Träger des deutschen Nationalpreises ergeben

Zerlegerätsel

Der Ausspruch Adolf Hitlers: „Nur Kraft kann das Recht zum Leben erwecken", ist derart in einzelne Wörter zu zerlegen, daß sämtliche Buchstaben restlos verwandt werden. 1. Begriff der Zielbestimmung, 2 belgische Festung, 3. juristischer Begriff, 4. staatliche Gebäude, 5 englische Grafschaft, 6. Dichtungsart, 7. das Gegenteil von edig.

Rätselgleichung

$(A + B + C - D) + (E - F) + (G + H - J) + (K + L + M - N - O) + (P + R - S) = X$

A) alte niederländische Kupfermünze, B) Reptil, C) Begriff der Geometrie, D) Stadt in Hessen, E) Baumteil, F) Spielkarte, G) alkoholisches Getränk, H) immergrüner Baum, J) Nebenfluß des Neckars, K) Gewebe. L) Männername, M) Schwung, N) Fluß in Sibirien, O) geographischer Begriff, P) Bauwerk, R) Zahl, S) Auerochse, X) Zitat des Führers aus seiner Rede auf dem Maifeld

Es fehlt der Kopf

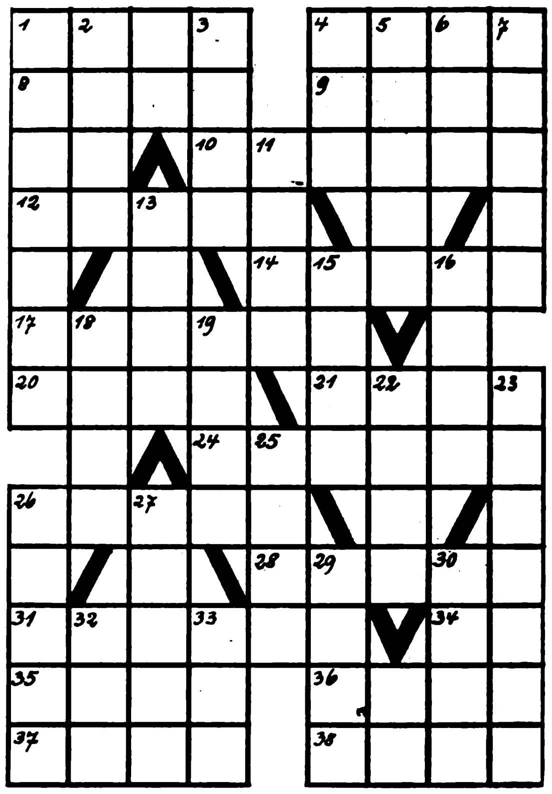
amm — gel — lster — lba — osenberg — ockel averne — ber — alm — ngrid — amm — arn — lfe — eyerbeer — sedom — egen — age — lster — mberto — iegen — orn — bro — auch — den — nsel — arn — del — udel — inhorn — ord — amm — eise — ngel — est — orf — orn — der — aler — aus — ngel — agel

Den Wortteilen ist der richtige Anfangsbuchstaben vorauszusetzen, so daß sinngemäße Wörter entstehen. Die Anfangsbuchstaben ergeben aneinandergereiht einen Ausspruch Adolf Hitlers

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. europ. Meeresstraße, 4 Eisenbahnwagen, 8. Gedanke, 9. griech Göttin, 10. kleinasiat Insel, 12. Waffe, 14. Tierprodukt, 17. Höchstleistung, 20. Zahl, 21. Gestalt aus Wagners „Holländer". 24 ital. Kurort, 26. geschnittener Stein. 28. Fangschlinge, 31 Eruptivgestein, 34. Spielkarte. 35. Gestalt aus Wagners „Lohengrin". 36 lat.: Werk. 37 inhaltlos. 38. Gestalt aus Wagners „Ring"

Senkrecht: 1. Kugelspiel 2 altgerm Liedersammlung, 3. musikal. Intervall. 4 männl Name, 5 Auszeichnung, 6 südamerik Stadt, 7 jugoslaw Stadt. 11. erhaben. 13. griech Göttin, 15 dtsch. Strom, 16. hl. Vogel, 18 Gestalt aus Wagners „Ring". 19. Nebenfluß d. Seine, 22. Getreide, 23 Prachtkutsche, 25. Schweizer Held, 26. Hütte, 27. Jahrmarkt, 29. Ur-Teilchen, 30. Naht, 32 Biersorte, 33. Wappenvogel



Silbenrätsel

Aus den Silben: a — bal — beer — bend — bir — dee — di — do — dom — e — e — ei — en — eng — fund — ga — gol — i — in — ka — ke — land — land — lis — lor — mut — nau — neu — nie — ren — ri — ri — ror — schach — se — se — stadt — ten — the — u — wer sind 17 Wörter zu bilden, deren letzte und erste Buchstaben erstere von oben nach unten, letztere in umgekehrter Richtung gelesen, einen Ausspruch des Ministerpräsidenten Göring an die Auslandsdeutschen ergeben.

1	10 ....
2	11 ....
3	12 ....
4	13 ....
5	14 ....
6	15 ....
7	16 ....
8	17 ....
9	....

Die Wörter bedeuten: 1. Lehrsatz, 2. Pflanze, 3. altgriechische Landschaft, 4. Medizinpflanze, 5. europäisches Reich, 6. italienischer Nationalheld, 7. Einfall, 8. Ort am Bodensee, 9. Laubbaum, 10. Tierprodukt, 11. Ostseeinsel, 12. Pflanze, 13. ehemalige bayerische Festung, 14. europäischer Strom, 15. Körperorgane, 16. Land in Nordamerika, 17. Tageszeit.

Vokallos

r b t m s t s t d s s c h c k s l

r b t w r d d s s c h c k s l m s t r n

Obige Konsonanten sind durch Einfügung der fehlenden Vokale in sinngemäße Wörter zu verwandeln, die, hintereinander gelesen, einen Ausspruch des Stellvertreters des Führers ergeben.

Umstellungsrätsel

Tabel, Linse, Spee, Nepal, Lorch, Reise, Rede, Daube, Rente, Geier, Schal, Rain, Leben, Isere, Borste, Helm, Stier, Asot, Latten, Natur, Renz, Guenz, Heer, Anker, Erbse, Fort, Rotte, Miere, Luzern, Arber, Rasen, Urach. Vorstehende Wörter sind durch Umstellung der Buchstaben in solche anderer Bedeutung zu verwandeln. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter ergeben einen Ausspruch des Giornale d'Italia zur Deutschlandreise Mussolinis (Ch = ein Buchstabe.)

Lösungen der Rätsel aus Folge 41:

Wortpyramide: 1. R, 2. Re, 3. Ren, 4. Iren, 5. Rhein, 6. Rheine, 7. Einhard, 8. Reinhard. ✱ **Zahlenrätsel:** 1. Daeumling, 2. Oberst, 3. Bronze, 4. Romagna, 5. Unze, 6. Dehmel, 7. Skizze, 8. Constantine, 9. Hantel, 10. Attacke. „Dobrudscha." ✱ **Silbenband:** Kapitulation. 1—2 Mikado, 3—4 Kokain, 5—6 Kapitel, 7—8 Sepia, 9—10 Mantua, 11—12 Kartusche, 13—14 Saladin, 15—16 Halali, 17—18 Bettina, 19—20 Portici, 21—22 Leonhard, 23—24 Großonkel. ✱ **Kryptogramm:** Heimdall, Reutte, Geschenk, Rennwette, Gesenke, Kiste, Ehric Lastzug, Uganda, Mastdarm, krumm, Geist, Liebesdienst, Gemahl, Intention, Christine, geistvoll, Gerhard, gehaßt. „Im deutschen Wesen ist Christ zu Gast, drum ist es dem Antichrist verhaßt." Dietrich Eckart. ✱ **Silbenkreuz:** 1—2 Polen, 1—3 Posen, 1—2—4 Polenta, 2—5 Lenne, 3—4 Senta, 3—5 Senne, 4—6 Taro, 5—6 Nero, 6—3 Rosen. ✱ **Kernworträtsel:** 1. Zweispitz, 2. Insekten, 3. Eckernförde, 4. Humanismus, 5. Hasenfuß, 6. Achilleion, 7. Rasmussen, 8. Malmaison, 9. Ostrumelien, 10. Neubreisach, 11. Isagoge, 12. Kordilleren, 13. Altenteil. „Ziehharmonika." ✱ **Silbenrätsel:** 1. Zainzen, 2. Eberswalde, 3. Degerloch, 4. Edinburgh, 5. Rostock, 6. Batavia, 7. Ulldecona, 8. Eger, 9. Reichenau, 10. Godesberg, 11. Elvas, 12. Rio de Janeiro, 13. Kolberg, 14. Rolle. „Jeder Bürgerkrieg ist leidvoll." ✱ **Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 1. Museum, 4. Cord, 7. Lore, 9. Thais, 12. Basel, 13. Zirkus, 15. et, 16. Soll, 19. Ob, 20. Nabe, 22. re, 23. Nimbus, 26. enorm, 27. Desna, 28. oval, 29. Toni, 30. Gauner. — Senkrecht: 1. Metz, 2. Start, 3. Erik, 4. Crawl, 5. Oese, 6. Delhi, 8. Ob, 10. Hieb, 11. Susa, 14. Sohn, 17. Leid, 18. Faun, 19. Orest, 20. Nervi, 21. Ibsen, 22. Roon, 24. Menu, 25. Saar.

Jörg nimmt's mit dem Galgen auf

Historische Skizze von Erich Kunter

Eine kleine Gruppe, die zur Nachhut der Kaiserlichen gehörte, besetzte Lobsdorf, einen in der Nähe der starken Festung liegenden Ort. Die Schweden saßen dem Tilly dicht auf den Fersen, und die Nachzügler der Zurückweichenden konnten sich in den Nestern nirgends halten.

Das Häuflein wurde in der Wachtstube und den Kellerräumen im Rathaus einquartiert. Unter den Landsknechten befand sich auch Jörg Unsolt. Alsbald sprach es sich im Ort herum: „Der Jörg ist wieder da."

Der große Krieg hatte die Leute abgestumpft; die wichtigsten Ereignisse ließen sie gleichgültig. Aber das Erscheinen des seit vier Jahren Verschollenen erregte Aufsehen. Die Einwohner kamen in ihren Wohnungen zusammen, standen in den Gäßchen herum, klatschten. „Wie ist das nun?" zeterten sie. „Der Jörg fällt unter das Stadtrecht. Er läuft frei und frech unter uns ehrlichen Bürgern umher. Das dürfen wir nicht dulden."

Und eine Abordnung vom Rathaus erschien vor dem Anführer des Trüppleins und forderte: „Der Jörg Unsolt ist ein Galgenvogel und Brandstifter. Vor fünf Jahren wurde er von uns verurteilt, am Galgen zu hangen. Doch der Bursche brach aus und entwischte. Nun hält er sich aber wieder innerhalb der Bannmeile der Stadt auf, und Ihr seid verpflichtet, ihn auszuliefern."

Der alte Lanzer tat einen gewaltigen Zug aus der Kanne und wischte sich den Schnauzbart. „Wo ich mit meinen Söldnern stehe", erklärte er, „da ist kaiserliches Gebiet und kaiserliche Gerechtsame. Ihr müßt also mit dem Hängen schon warten, bis der Krieg aus ist, der Jörg sein Landsknechtswams abtut und zu euch als biederer Zünftler zurückkehrt."

Es blieb den Lobsdorfern nichts übrig, als voll Verdruß unverrichteter Dinge heimzukehren und ihren Mitbürgern Bericht zu erstatten. Die Leute murrten und nahmen eine feindselige Haltung den Landsknechten gegenüber an. Die ließen sich das nicht anfechten und lachten. Nur Jörg ging mit düsterer Miene umher; man begegnete ihm überall mit gehässigen Mienen und unverhohlener Verachtung.

Die Landsknechte hatten die Verteidigungsanlagen des Städtchens notdürftig instandgesetzt. Aber sie wußten, sie würden den Ort gegen die heranziehende Übermacht nicht lange halten können.

Die Vorhut des Feindes, wohl tausend Mann stark, kam herbei und bezog vor den Toren des Städtchens im hügeligen Gelände Stellung.

Ohne Wissen des Anführers der Landsknechte begaben sich schon wenige Tage später einige vom Stadtrat bestimmte Unterhändler zu dem Hauptmann der schwedischen Truppe. Der hörte sich das Begehren der Stadtväter an und sagte dann lächelnd: „Ihr wollt also von mir, ihr Guten, daß ich euch ungeschoren lasse und möglichst schnell weiterziehe. Ich aber hatte mir die Sache so gedacht, daß ich euch ein lützel brandschatze und etlichen von euch ein bißchen die Schlinge um den Hals lege. Was sagt ihr zu diesem neckischen Fürhaben?"

Die Ratsherren standen verdutzt und schwitzend vor dem Schwedenhauptmann, winselten, er möge die armen, heimgesuchten Bewohner Lobsdorfs verschonen. Es sei doch auch sein Vorteil, da man sonst den Führer der Kaiserlichen nicht an der Verteidigung des Ortes würde hindern können und die schwedischen Truppen noch manch unnötige Verluste hätten.

„Hört meine Bedingung!" ließ sich der Hauptmann wieder vernehmen. „Ihr liefert meinen Truppen für drei Tage Verpflegung. Und noch eins: zur Strafe dafür, daß die Stadt die Tillyschen aufnahm, müßte ich eigentlich einen Blutsold fordern, so ein Dutzend Köpfe eurer erlauchtesten Herren. Ich will mich aber mit einem begnügen. Einer von Lobsdorf muß hängen. Suchet, ob einer sich freiwillig möcht' für die anderen opfern!"

Den Unterhändlern verschlug's die Antwort vor Schreck. Was sollten sie von einer solchen Forderung halten und wie sollten sie sich dazu stellen?

„Alsdann überlegt's euch, ihr Herren", sagte der Hauptmann. Er holte aus einer Ecke einen schmutziggrauen, schäbigen Strick hervor, deutete darauf hin: „Sieht vertrauenerweckend aus, wie? Für einen stämmigen Galgenvogel schon. Denn dieser Strick ist nicht gar so dauerhaft und derb wie meine anderen, obschon er seine Schuldigkeit tun dürfte. Wisset, ich kannte einmal einen, dessen Genick und Gewicht war so stark, daß der Strick am Galgen riß, wie er daran gehenkt werden sollte. Vielleicht habt ihr auch einen so starken, stiernackigen Mann! Der könnte dann nicht nur das Leben der anderen, sondern auch sein eigenes retten. Denn ich lasse keinen zweimal hängen. Einmal, und damit basta. Ist er stärker als der Strick, so mag er laufen. Mich gelüstet nur nach einem possierlichen Schauspiel."

Der Hauptmann lachte vergnügt und klopfte dem Ratsherrn Eberlein auf die Schulter. Der große, vierschrötige Sägereibesitzer zuckte zusammen. „Das wäre ein Stücklein für Euch", meinte der Teufelsschwede. „Ihr wäret der richtige Mann, der's mit dem Galgen aufnehmen könnte. Ein ordentlich Maß und Gewicht, dem der Strick vielleicht nicht gewachsen ist."

Die Ratsherren gingen verstört und voll schwerer Sorgen nach Hause. Sie ließen die Bürgerschaft auf den Anger rufen und verkündeten dort den Spruch des Feindes. „Wenn sich einer unter uns nicht opfert", sagte der Bürgermeister, „dann werden viele Lobsdorfer ihr Leben lassen müssen."

Erregung und Angst bemächtigte sich der Leute. Opfern? Wer sollte sich opfern, wer würde es freiwillig tun? Das Leben achtete in diesen Zeitläuften wahrlich jeder gering. und mancher, dem der Krieg alles genommen hatte, wünschte sich den Tod. Wenn's ans Hängen ging — dann in Gottes Namen. Aber freiwillig sich dazu anbieten? Nein, der Entschluß war zu herb und vielleicht gar eine Sünde . . .

Der Bürgermeister hob den Strick hoch, dieses Zeichen grausamer Verhöhnung der Menschenwürde durch einen übermütigen Sieger, dessen satanische Phantasie sich ein boshaftes Spiel mit Menschennot und Seelenqual ausgedacht hatte. „So waren seine Worte", sagte der Bürgermeister, „wer's mit dem Galgen und diesem Strick aufnimmt und dabei Sieger bleibt, so daß sein Gewicht den Strang zerreißt, der darf frei davongehen."

Schweigen folgte diesen Worten. Zwiegespräche verstummten, lastende Stille legte sich über den Platz. Viele zogen sich unwillkürlich in den Hintergrund zurück. Unheimlich war's in der Nähe des Bürgermeisters, der den Strick über sich an einen Zweig des Baums gehängt hatte, von dem er wie eine Schlange herunterzüngelte.

Da geschah das Unfaßbare. Jörg Unsolt trat aus einem Winkel hervor, auf den Bürgermeister zu, nahm den Strick vom Baum und ließ ihn prüfend durch die großen, kraftvollen Hände gleiten, legte ihn schließlich mit einer lässigen, fast verächtlichen Gebärde um seinen Hals.

Die Leute hielten den Atem an. Die unerregte, kaum gehobene Stimme Jörgs klang an jedermanns Ohr, kurz und hart: „Ich will es tun."

„Ihr?" fragte der Vorsteher ungläubig und bestürzt. „Wie kämt Ihr dazu?"

„Einer muß es tun. Einer für viele."

Die Versammelten blieben immer noch stumm im grenzenlosen Staunen. Endlich tönte aus den hinteren Reihen eine Stimme hervor: „Er will sühnen."

Da kam Bewegung in den Todesfreiwilligen. Seine Augen blitzten und die Zornesader auf seiner Schläfe schwoll an. Blitzschnell und mit starken Armen zerteilte er die Reihen und zog daraus den Ratsherrn Eberlein hervor. Und jetzt rief er überlaut, als müsse er's in alle Welt hinausschreien: „Nein, ich will und brauche nicht zu sühnen, Lobsdorfer. Ein Gottesgericht soll sein. Ihr habt mich damals zu Unrecht verurteilt. Ich legte den Brand am Sägewerk Eberleins nicht an, wie er mich bezichtigte. Ich wollte mich nicht dafür rächen, daß er mir die Hand seiner Tochter verweigerte. Wenn ich stärker bin als der Strick, ist das bewiesen."

„Wenn du stärker bist als der Strick, ist das bewiesen", tönte es vielstimmig zurück.

„Oder", meldete sich Jörg noch einmal, „wenn der Ratsherr Eberlein seine Beschuldigung durch Gottesgericht erweisen will, so soll's mir recht sein."

Der Rückzug Eberleins glich fast einer Flucht. Hohn und Schmährufe folgten ihm. — — —

Noch am Nachmittag desselben Tages wurde Jörg im wahren Triumphzug von der Menge zur Richtstätte geleitet. Im Halbkreis standen die Leute um den Galgen. Auf der anderen Seite hatten sich die Schweden aufgestellt. Voran ihr Hauptmann, der in verhaltener Spannung den Spitzbart strich und mit kleinen, kaltglitzernden Augen die Vorbereitungen verfolgte.

Der Henker stand oben auf dem Gerüst. Jörg stieg vollkommen ruhig die Leiter zu ihm hinauf. Er hatte eine herrliche Gestalt, war groß und breitschultrig; eine ungeheure Kraft strahlte von ihm aus. „Na, Freundchen, wirst du es schaffen?" grinste der Henker „Möchte dir wohl dazu helfen."

„So hilf mir dazu!" erwiderte Jörg. „Brauchst mir nur einen ordentlichen Stoß zu geben."

Der Henker legte Jörg die Schlinge um den Hals und gab ihm mit aller Kraft einen solchen Stoß, daß das Gerüst erzitterte. Ein einziger Schrei erscholl drunten, die glotzende Menge stob auseinander, Frauen weinten schrill auf. Andere knieten die ganze Zeit im Gebet.

Der schwere Körper stürzte herab und gab sich in äußerster Anstrengung selbst noch einen heftigen Schwung. Und der Strang riß. Jörg lag bewußtlos auf dem Rasen.

Die Menge tobte, weinte und betete, geriet in Verzückung. Auf dem Wagen wurde der Ohnmächtige feierlich heimgeholt. Er lag noch ein paar Tage zu Bett. Sabine Eberlein pflegte ihn. „Ich habe vier Jahre lang entgegen dem Willen meines Vaters auf dich gewartet", sagte sie, „hab' alle Freier ausgeschlagen und wäre ohne dich alte Jungfer geworden. Ist das nicht Beweis genug, daß ich auch ohne Gottesurteil an deine Schuldlosigkeit glaubte?!"

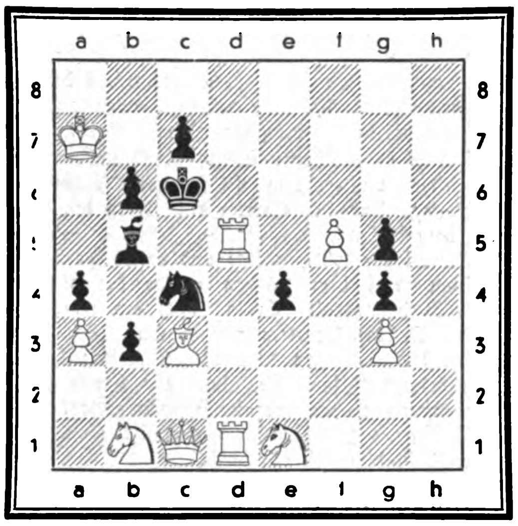
Schach-Beobachter

Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe (Urdruck)

Von Otto Behncke jr., Cuxhaven

Schwarz: Kc6, Lb5, Sc4, Ba4, b3, b6, c7, e4, g4, g5 (10)



Weiß: Ka7, Dc1, Td1, Td5, Lc3, Sb1, Se1, Ba3, f5, g3 (10)

Weiß zieht und setzt in vier Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 38

Zweizüger von Hans Herzhauser, Kaiserslautern.

Weiß: Kb5, Dd8, Ta6, Td7, Lh3, Sb4, Sf6, Ba4, c4, d5, d6, f2, g2, h7 (14).

Schwarz: Kb8, Tc8, Lb7, Sa8, Sb6, Bb2, b3, c5, e7, g5, g7, h2 (12).

1. d5×c6 e. p. Begründung durch eine retrograde Analyse: Beachte, daß ein Bauer nicht über einen Stein hüpft. Weiß vermißt Lc1, Bb2. Bei Schwarz fehlen D, T, L, Bd7. Schwarz verlor L auf f8; D, T durch Bh2 (jetzt Bh7!); Bd7 durch Be2 (jetzt Bd6). Schwarz nahm Bb2 mit Ba7 (jetzt Bb2); Bauerverwandlung war unmöglich, Schwarz schlug deshalb Lc1 mit Bf7 nur durch f6×g5. Schwarz zog zuletzt c7—c5. Weiß erwidert: 1. d5×c6 e. p. Lb7×a6†; Sb4×a6‡. 1. . . . , L×c6; 2. S×c6‡. 1. . . . Sa8—c7†; 2. d6×c7‡ usw. usw.

Richtig gelöst: P. Schurig, Sebnitz; D. Steinhoff, Leobschütz; Dr. Lenz, Obermockstadt; P. Wylega, Staßfurt; K. H. Horn, Hannover; F. Holzhaider, Miesbach; F. K. Lüdtke, Berlin NO.; F. Jung, Grünberg; J. Kolisko, Kreuzburg; M. Jansen jun., Köln; Erika Schupp, Wiesbaden; H Kolwitz, Berlin-Neukölln; P. Rock, Wallerfangen; F. Giegold, Leupoldsgrün; E. Mombaur, Solingen-Ohligs; G Peipers, Eckardtsheim; H. Fuhlbrügge, Elsnig; C. Hülsenbeck, Düren; Frieda Wender, Grünberg; E. Jlgen, Mandeln; H. Schönfelder, Hamm; H. Späth, Solingen; K. Bilfinger, Heidelberg.

Einige Löserurteile: „Eine interessante Meisterschöpfung", P. Sch., S.; „Die Aufgabe ist eine enorme Leistung! Dem Komponisten ein Sonderlob!", F. K., L. B.; „Eine sehr hübsche Aufgabe", F. J., G.; „Das Ei des Kolumbus", P R., W.; „Ein Meisterwerk rückschließender Stellungsanalyse", F. G., L.; „Ein Prachtstück, das den Geist zum Denken anspornt", H. F., E.; „Die Aufgabe zeugt von seltener Kombinationstechnik und Berechnung", E. Sch., W., usw.

Ein ulkiger Schluß!

Einen lehrreichen Überfall zeigt folgendes Königsgambit, hervorgerufen durch Eröffnungs-Sünden infolge „Damenspaziergänge".

Weiß: Cortlever		Schwarz: Wieger	
1. e2—e4	e7—e5	9. d2—d4	c7—c6
2. f2—f4	d7—d5	10. Sf3—g5!	Le6—d5
3. e4×d5	Dd8×d5[1]	11. Sc3×d5	Da5×d5
4. Sb1—c3	Dd5—e6	12. b2—b3	Lf8—e7[5]
5. f4×e5	De6×e5†	13. Le2—c4	Dd5—a5[6]
6. Lf1—e2	Sg8—f6[2]	14. Lc4×f7†	Ke8—f8
7. Sg1—f3[3]	De5—a5	15. Dd1—h5[7]	Sf6×h5
8. 0—0	Lc8—e6[4]	16. Sg5—e6‡	

[1] Frühzeitige Damenzüge sind meist mit großen Gefahren verbunden. Besser war Falkbeers Gegengambit 3. . . ., e5—e4 oder die Annahme des Gambits mit 3. . . ., e5×f4.

[2] Der Läuferzug nach g4 war vorzuziehen.

[3] Eine weitere Belästigung der feindlichen Dame.

[4] Es sollte besser 8. . . .,Lf8—e7 nebst 0—0 geschehen.

[5] Falls Schwarz das Feld c4 mittels 12. . . ., b7—b5 streitig machen will, könnte 13. c4, Dd7; 14. c4×b5, c6×b5; 15. Lf3, Sc6; 16. Te1† usw. zugunsten von Weiß folgen.

[6] Bereits der sechste Zug der Dame, was sich ungünstig auswirken muß.

[7] Ein hübsches Damenopfer krönt die originelle Schlußkombination.

Kombination

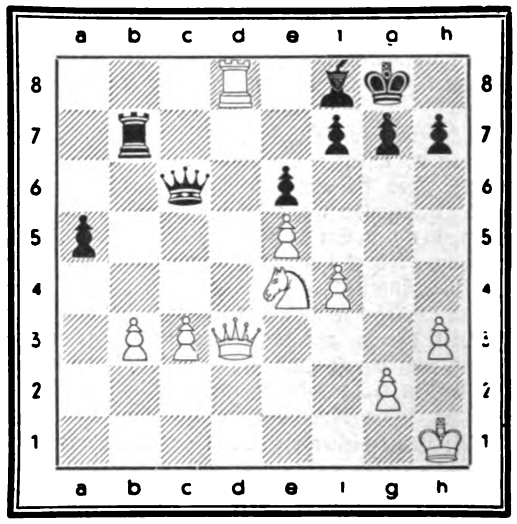
Sieger im Zoppoter Turnier

wurde L. Rellstab, Berlin, vor Stahlberg (Schweden), L. Steiner (Ungarn) usw., was für das deutsche Schach einen großen Erfolg bedeutet.

In der gut gespielten Partie gegen Steiner erreichte Rellstab nach dem 33. Zuge folgende Stellung:

Schwarz: L. Steiner

Kg8, Dc6, Tb7, Lf8, Ba5, e6, f7, g7, h7 (9)



Weiß: L. Rellstab

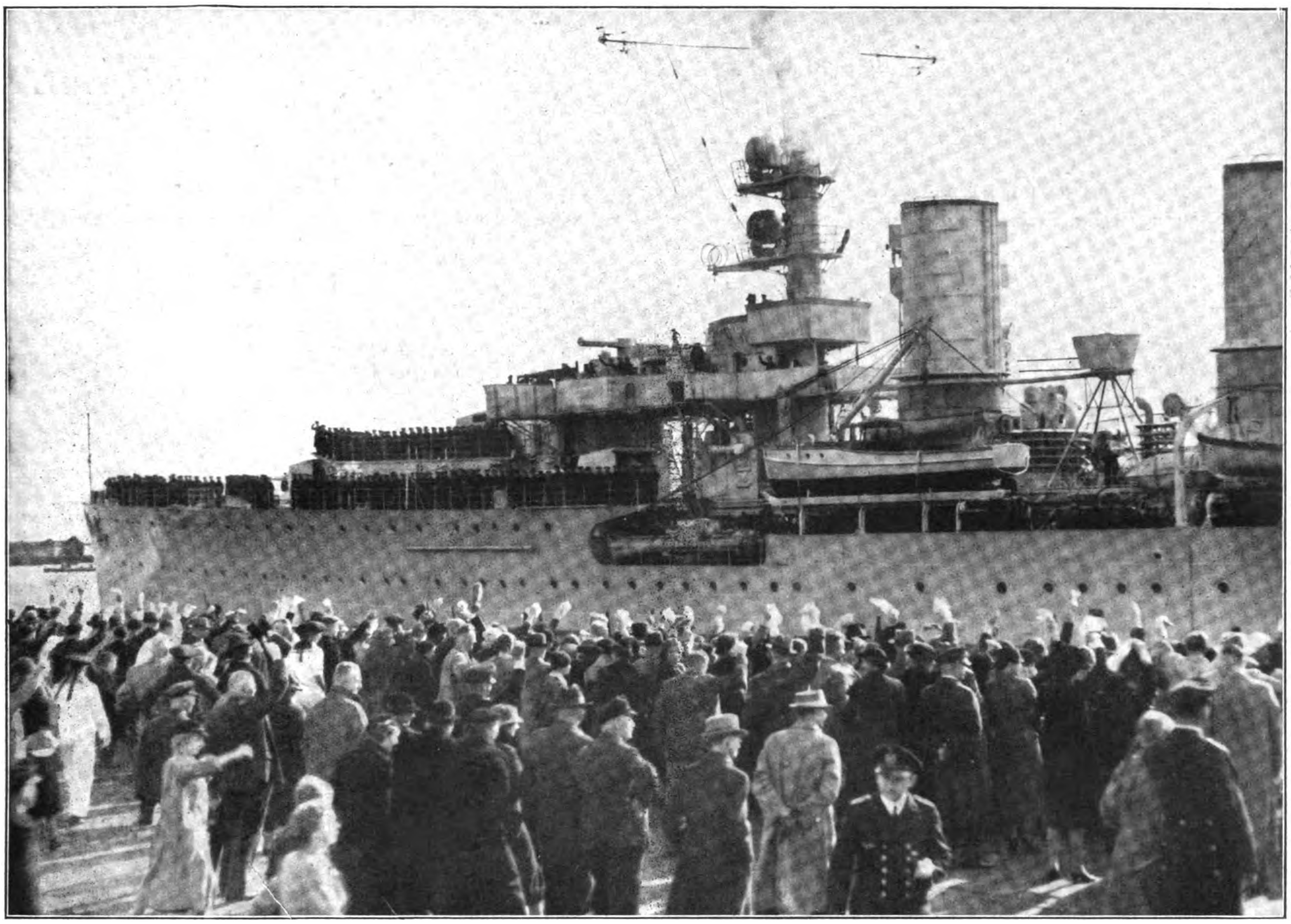
Kh1, Dd3, Td8, Se4, Bb3, c3, e5, f4, g2, h3 (10)

Weiß am Zuge schlug hier Td8×f8+ und gewann nach K×f8; Dd8+, De8; D×e8+, K×e8; Sd6+ den Turm! Statt dessen konnte er aber Matt in drei Zügen ankündigen!

Wodurch?

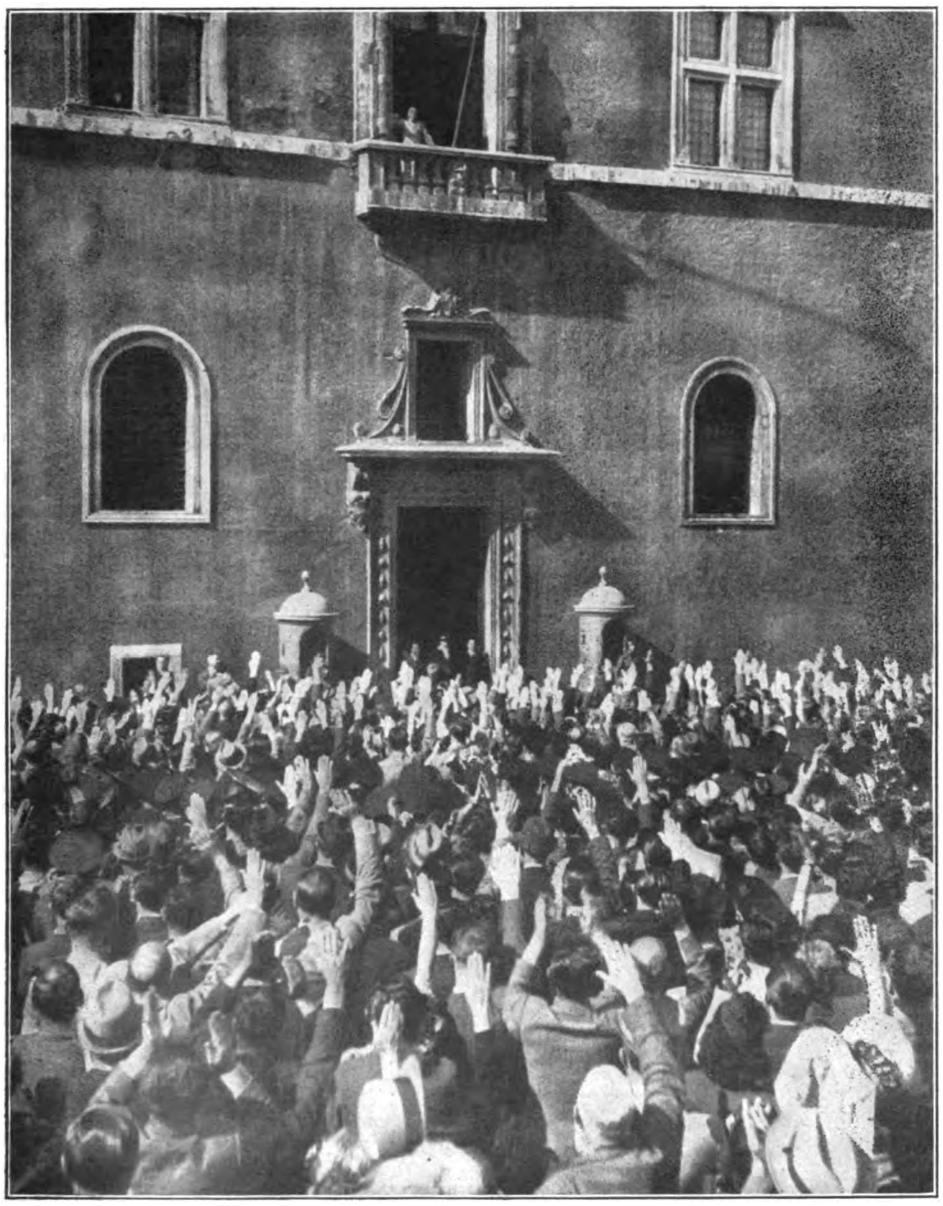
Lösung:

Durch 1. Se4—f6+, g7×f6; 2. Dd3—g3+, Kg8—h8; 3. Td8×f8‡!



DEUTSCHE SCHULSCHIFFE REISEN AUS

Die Schulschiffe „Emden", „Schlesien" und „Schleswig-Holstein" sind zu einer Auslandsreise ausgelaufen; unser Bild: Tausende winken der ausreisenden „Emden" ein Wiedersehen zu





JUGEND DES ALTERS UND JUGEND DES HERZENS

Der Gauleiter des Traditionsgaues München-Oberbayern, Staatsminister Adolf Wagner, ein großer Freund der Jugend, mit einem kleinen Geburtstagsgratulanten, der Nichte seines Adjutanten.

Aufnahmen: Weltbild (1), Associated-Press (1), Hans Dietrich (1).

DEUTSCHE ARBEITER IN ITALIEN

Links:
450 deutsche Arbeiter statteten der Dopolavoro-Organisation in Italien einen Gegenbesuch ab. Nach der Kranzniederlegung am Grabe des Unbekannten Soldaten in Rom huldigten die deutschen Arbeiter dem Duce, der sich ihnen mehrere Male vom Balkon des Palazzo Venezia grüßend zeigte.

Vom Tage



Viele schöne Sachen hat die kleine Helga zu ihrem Geburtstag bekommen und auch ein Bilderbuch mit entzückenden Bildern.

Familienglück — Quell neuer Schaffenskraft:

„Unser Doktor",

wie der Gauleiter Berlins von seinen Berlinern genannt wird,

in seinem Heim

Eine Bilderfolge zum 40. Geburtstag des Reichspropagandaministers Dr. Goebbels



Ganz behutsam streichelt die kleine Helga das niedliche Patschhändchen der kleinen Holde.



Klein Helmuth bewundert sein fleißiges Schwesterlein, das auf der Kindernähmaschine näht, die es vom Führer zum Geburtstag geschenkt bekam.



Dr. Goebbels gibt seinem ältesten Töchterchen noch einen Reittip, wie man nicht vom Pony herunterfällt



Sehr selbstbewußt sitzt auch die kleine Hilde im Sattel — sie weiß wohl auch, daß ihr so nichts passieren kann.

Männer von großem Schaffensdrang brauchen Entspannung, aus der sie neue Tatkraft schöpfen. Dr. Goebbels holt sich die Arbeitsfreude aus dem Jungborn der Familie, jener ewigen Zelle einer Nation.



Oben: Der kleine Helmuth lernt schon frühzeitig, wie man manierlich ißt und trinkt — wenn auch die Tasse ein wenig schwer ist.



Oben: Was mag die kleine Helga wohl ablenken, daß sie sogar das Kauen vergißt?



Links: Dr. Goebbels und seine Familie beim Kaffee in seinem Heim auf Schwanenwerder bei Berlin.

Sämtliche Aufnahmen: Heinrich Hoffmann (Eitel Lange).

Das war nötig, um...



Unter Aufsicht des Sportlehrers beginnt das nicht immer einfache Training; nach der wohlverdienten Frühjahrspause braucht man einen starken Arm, der das Bein langsam dehnt.



Mari Herber zeigt in ihrer humorvollen Art, daß sie eine Reise über den Kanal antreten wird, um im Londoner Eispalast für die kommende „Eiszeit" zu üben.

Aufnahmen: Kremer

... um auf die kommende Saison vorbereitet zu sein, weil die hohe Kunst des Rhythmus- und der Linie auf der glatten Eisbahn weit schwieriger auszuüben ist als auf sicherem Boden. Wer eine Eisprinzessin sein und bleiben will, muß seinen Körper jederzeit elastisch halten, und dazu gehören auch die manchmal nicht sehr kurzweiligen Übungen. Bis in den Oktober hinein haben unsere Eislaufmeisterinnen jeden schönen Tag benutzt, um Spezialgymnastik und Sprungtechnik zu betreiben. Die Eislaufsaison ist kurz, die Zuschauer sind sicher auch schon ein wenig verwöhnt, und man will Leistungen sehen, die schon ganz hart die Grenze der Akrobatik streifen. Darum — Bewegung ist alles.



Um für die kommende Saison gelenkig zu sein, gehört diese gymnastische Übung unbedingt zum Tagesprogramm; das sichere Gefühl für Körperbalance hat man auf Schlittschuhen besonders nötig

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12—2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Bern III 7205; Warschau 194121; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968; Den Haag 211846; Paris 190066; Brüssel 350797. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße; Swiss Bank Corporation, West End Branch, 11c, Regent Street, Waterloo Place, London S. W. 1. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39-41, Fernruf 20755 u. 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden.
[A B C D E F] D.A. III. Vj. 1937: über 685000 Stck. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig

12. JAHRGANG / FOLGE 43 / DONNERSTAG, 28. OKTOBER 1937

IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22



Italiens wehrfreudige Jugend — des Imperiums heranwachsende Armee von morgen.
Italienische Avanguardisten bei Freiübungen mit dem Gewehr.
Aufnahme: Mauritius.



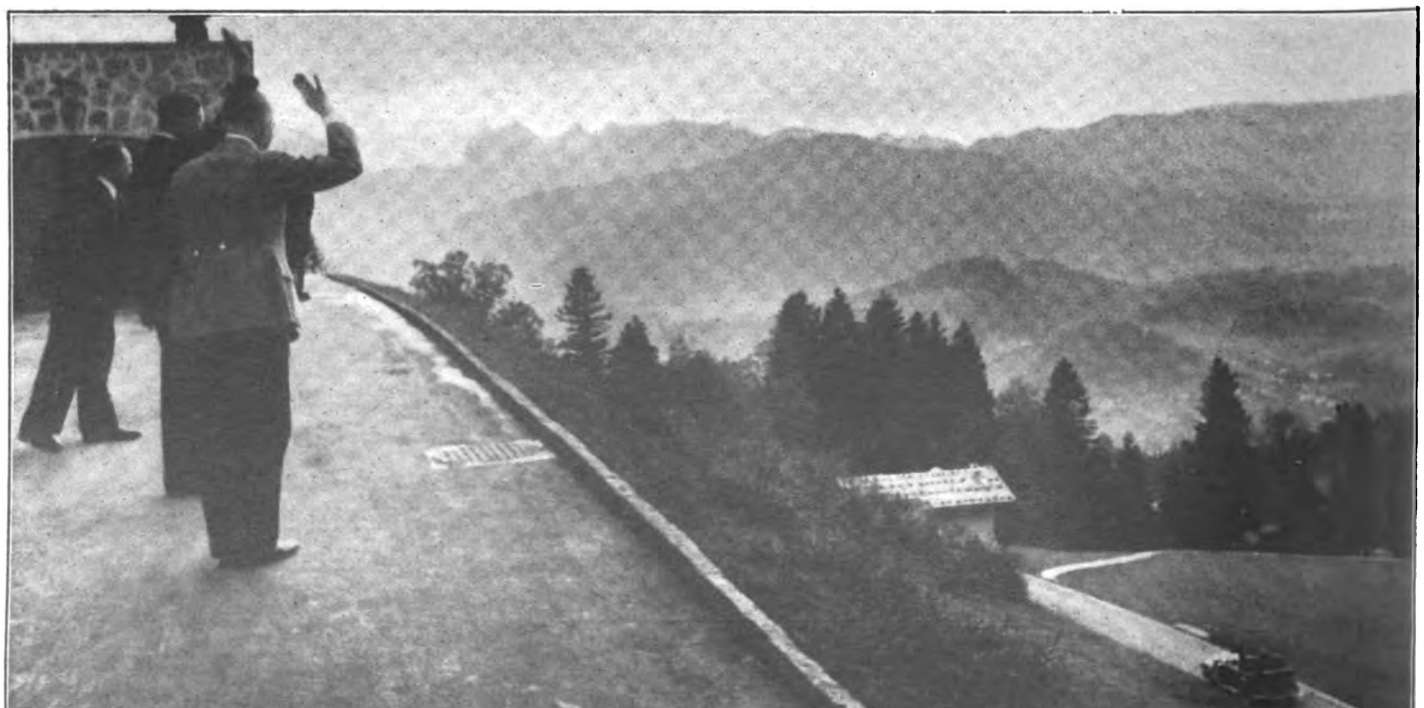


Der Führer während der Erinnerungskundgebung seiner Alten Garde. Links von Adolf Hitler: Brigadeführer Schaub; rechts von ihm: Gauleiter Schwede-Coburg und Gauleiter Wächtler.

Der Führer begrüßt den Herzog von Windsor am Obersalzberg.

Die Studienreise des Herzogs und der Herzogin von Windsor durch Deutschland, über die der „IB." in Folge 42 schon berichtet hat, fand am Freitag der letzten Woche durch einen Tee-Empfang des Herzogspaares auf dem Berghof beim Führer ihren Abschluß.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.



Abschied vom Berghof bei Berchtesgaden.

Adolf Hitler während der Abfahrt des Wagens (rechts unten), der den Herzog und die Herzogin von Windsor zu Tal bringt.



Reichsleiter Alfred Rosenberg weiht in Torgau die erste deutsche ALLTAGS-KIRCHE



Während des Kreistages der NSDAP. Torgau weihte Reichsleiter Alfred Rosenberg die Alltagskirche zur nationalsozialistischen Feierstätte. Unsere Aufnahme zeigt Rosenberg, wie er sich zur Einnerung an den denkwürdigen Tag in das Goldene Buch der Stadt Torgau einträgt.

15-JAHR-FEIER IN COBURG 1937

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann (2), Bauer (1).



Rechts: Adolf Hitler in Unterhaltung mit (von rechts) Obergruppenführer Herzog Karl Eduard von Coburg-Gotha, Gauleiter Wächtler, Gauleiter Schwede-Coburg.

Die im Rahmen des Coburger Kreistages und des Treffens der Alten Garde des Gaues Ostmark veranstaltete Kundgebung gestaltete sich in Anwesenheit des Führers und Reichskanzlers Adolf Hitler zu einem gewaltigen Ereignis.



Der REICHSFÜHRER ϟϟ

Reichsführer ϟϟ Himmler bei seiner Ankunft in Rom zur Feier des 12. Jahrestages der Gründung des italienischen Polizeikorps.

*

Rechts: Auf dem Wege zum Hause der faschistischen Partei schreitet der Duce mit seinem Gast die Ehrenkompanie ab. In der zweiten Reihe: General Daluege, ϟϟ-Gruppenführer Heydrich und Botschafter v. Hassell (in Uniform eines NSKK.-Brigadeführers).





Reiterspiele der römischen Polizeitruppen vor Mussolini und seinen Gästen bildeten den Höhepunkt der zahlreichen Veranstaltungen, die anläßlich des 12. Jahrestages der Gründungsfeier des italienischen Polizeikorps in Rom stattfanden.

Als besondere Auszeichnung überreichte der italienische Regierungschef dem Reichsführer SS Himmler, der als Ehrengast des Duce mit seinen ersten Mitarbeitern: Obergruppenführer General Daluege, SS-Gruppenführer Heydrich und SS-Gruppenführer Wolff in Rom weilte, den Ehrendolch der faschistischen Miliz.

als Gast in ROM



Reichsführer SS Himmler und der italienische Außenminister Graf Ciano während der Parade der Polizei auf der Trabrennbahn von Rom.



Mussolini und seine deutschen Gäste während eines Vorbeimarsches der Polizei am Hause der faschistischen Partei.



Aufnahmen: F. Bauer.

Links: Der italienische Staatssekretär im Ministerium des Innern, Exzellenz Buffarini, gab seinen Gästen im Hotel Ambasciatori ein Abendessen; unser Bild zeigt den Reichsführer SS während einer Ansprache.

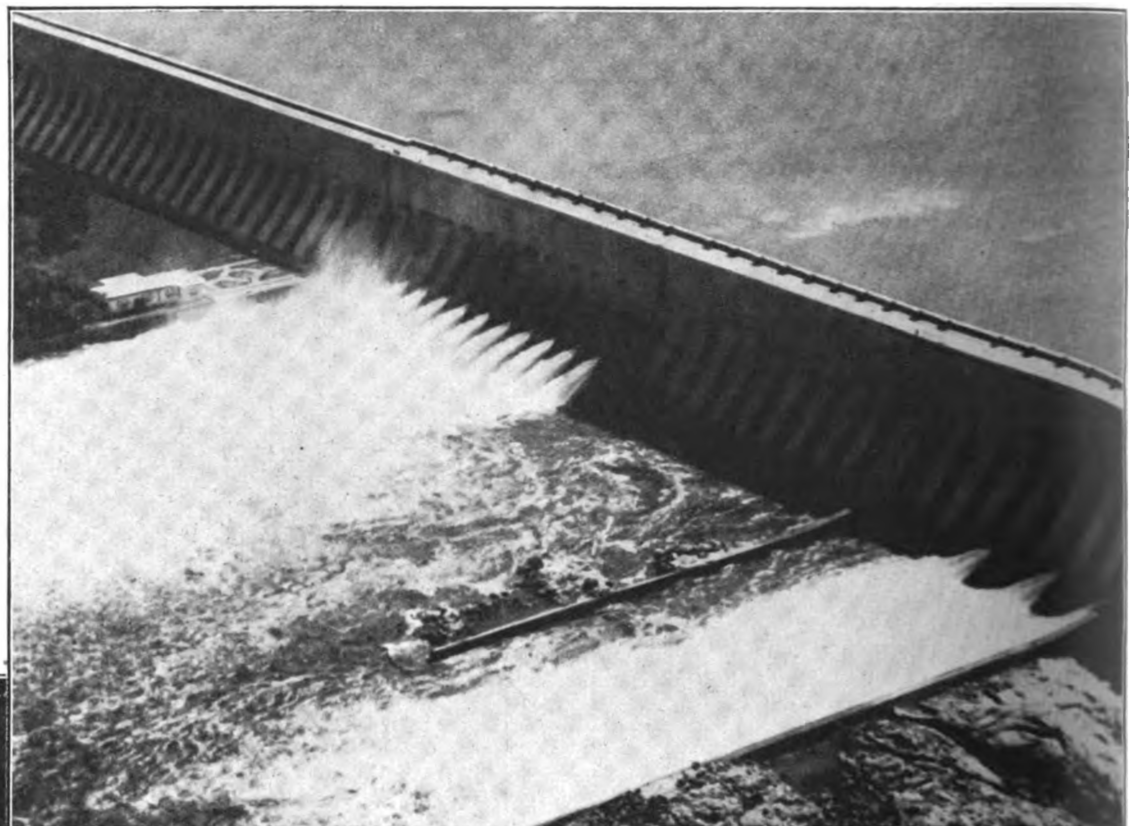
Der NIL steigt!

Während sonst überall auf der Welt das Hochwasser Schrecken verbreitet, wird das Steigen des Nils in Ägypten als größtes Freudenfest gefeiert.



Ekstatische Freudentänze beim Fackellicht. Das Gesicht mit Nilschlamm beschmiert, so gibt die Bevölkerung ihrer Freude im Tanz Ausdruck.

Der Nil ist die Hauptschlagader des ägyptischen Landes. Zweimal im Jahr überschwemmt er das ganze Land und führt den fruchtbaren Schlamm mit, den er auf seinem Lauf von Abessinien bis Nordafrika gesammelt hat. Ohne diesen Schlamm wäre Ägypten eine Wüste.



Der Nil ist gestiegen; mit voller Kraft strömt das Wasser durch den Staudamm von Assuan. Der Unterschied zwischen Höchst- und Tiefstand beträgt bei Assuan durchschnittlich acht bis neun Meter.

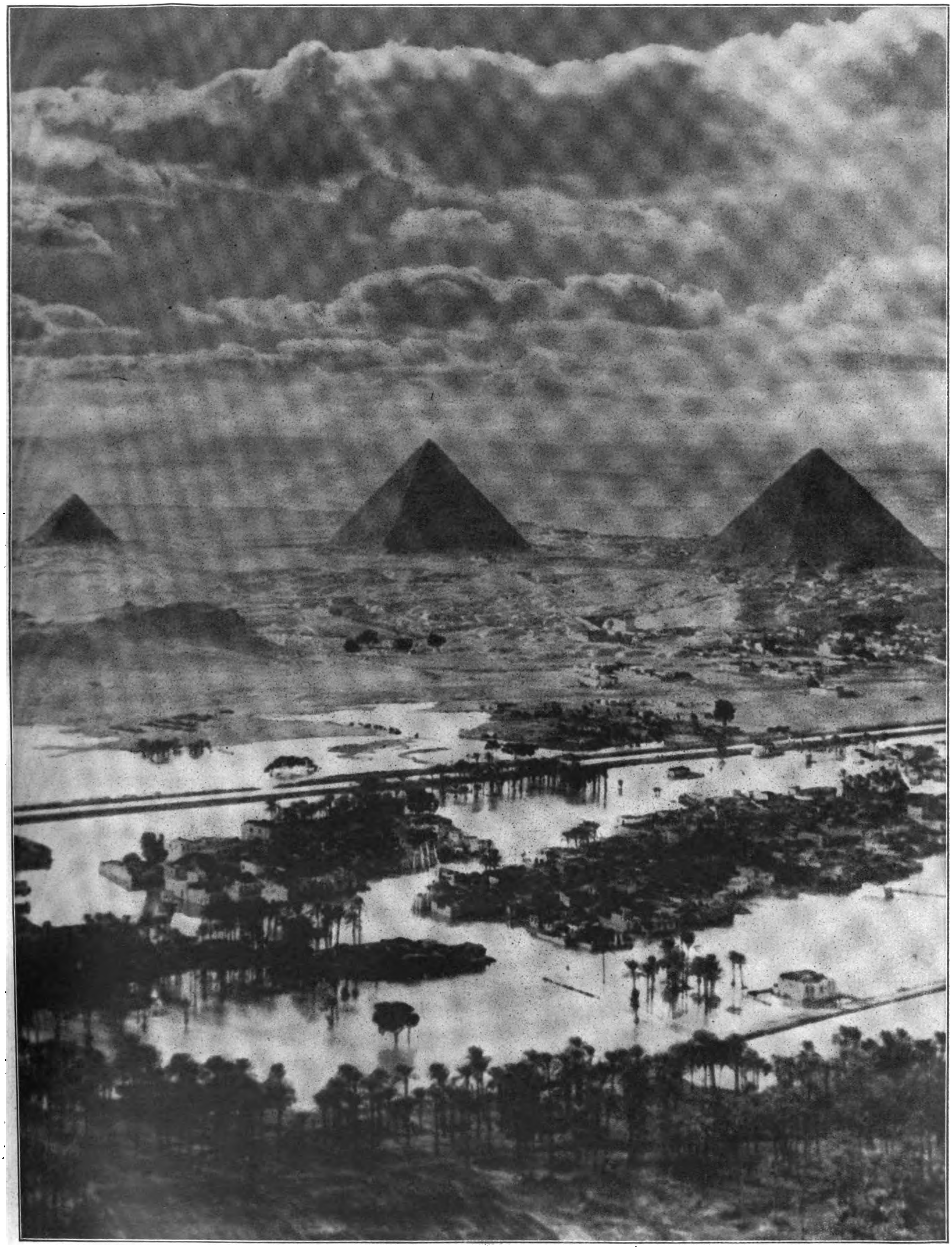


Die ganze Bevölkerung erwartet voll Sehnsucht den Tag, an dem der Nil ansteigt. Dann entzünden die Ältesten eines jeden Dorfes an den Ufern des Wassers Freudenfeuer.



„Allah sei bedankt für das Geschenk des Himmels!" Dankgebete bei untergehender Sonne, das Gesicht gen Osten gewandt. Den ganzen Lauf des Nils entlang wiederholt sich dieses Bild.

Aufnahmen: Associated Press.



Flugzeugaufnahme des überschwemmten Landes bei Gizeh.

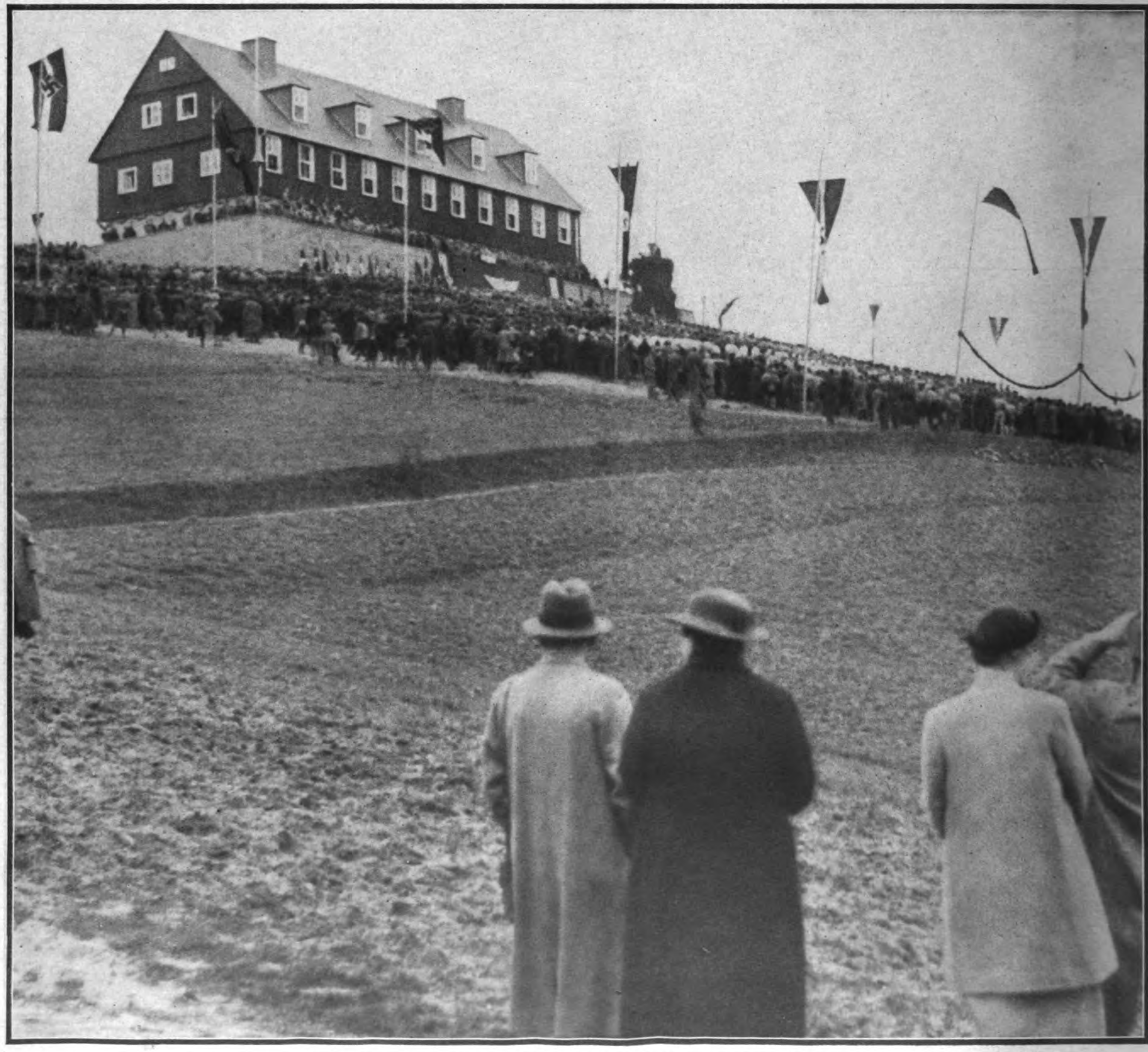
Bei zu hohem Anschwellen des Nils können die Wassermassen nicht mehr geregelt verteilt werden; gefürchteter aber ist eine zu geringe Flut, die Mißernten verursacht. Zur geregelten Verteilung des Wassers während der Dürrezeit hatten die alten Ägypter Kunstbauten geschaffen. Heute wird die Bewässerung durch die Stauwerke von Assuan, Esna, Nag Hammadi, Assiut und Kaljub geregelt.





SA.-BESUCH IN DER MUTTERSCHULE

SA.-Führer der Gruppe Hochland besuchen die Schule in der Hauptstadt der Bewegung. Auf dem ersten Bilde links zeigt die Gaufrauenschaftsleiterin Römmelt dem Stabsführer der Gruppe Hochland, Brigadeführer Giesler, Ordnung und Arbeit der Schule. Auf dem zweiten Bild sieht man fleißige Hände bei der Näh- und Schneiderarbeit.



IM ZEICHEN DES BAUJAHRES DER HITLER-JUGEND

Vom Annaberg aus, einem historischen Wahrzeichen deutschen Grenzlandes, stellte Reichsjugendführer Baldur von Schirach am 17. Oktober achtundfünfzig neue Jugendherbergen in den Dienst der jungen deutschen Generation. Die Jugendherbergen sind heute ein Faktor, der aus der deutschen Jugenderziehung nicht mehr wegzudenken ist. Der Bauherr dieser vielen neuen Häuser, die das Volksvermögen um Millionen bereichern, ist — wie Baldur von Schirach in seiner Ansprache erwähnte — die deutsche Nation selbst.



VOR 15 JAHREN: MARSCH AUF ROM.

Am 20. September 1922 gab Mussolini in seiner Rede von Udine seinen Schwarzhemden die Garibaldi-Losung „Rom oder der Tod" und forderte nach dem eintägigen Kongreß von Neapel (24. 10. 1922) in der Nacht zum 28. Oktober 1922 das Kabinett Facta zur Demission auf. Unser Bild zeigt Mussolini an jenem denkwürdigen Tag mit seinen Schwarzhemden auf dem Marsch nach Rom



KRIEG IN FERNOST.

Japanische Truppen bahnen sich durch überschwemmtes Gebiet, hervorgerufen durch anhaltende Regenfälle, unter größten Schwierigkeiten den Weg nach vorn.

Aufnahmen: Mantler (2). Atlantic (1). Weltbild (1). Presse-Photo (1).



Reichssportführer Hans von Tschammer und Osten
wurde am 25. Oktober 50 Jahre alt; ihm galten an diesem Tage die Glückwünsche der im Reichsbund für Leibesübungen vereinigten deutschen Turner und Sportler und des gesamten deutschen Volkes



Der italienische Vertreter im Nichteinmischungsausschuß, Botschafter Graf Grandi, begibt sich in das Foreign-Office.
Entgegen der völlig negativen Haltung des sowjetrussischen Vertreters gaben Graf Grandi im Namen Italiens und danach der deutsche Vertreter, Botschaftsrat Woermann, Erklärungen ab, die allgemein als großer Fortschritt angesehen werden.

VOM TAGE



Aufnahmen: Weltbild (2), Presse-Photo (1).

Links: Eine Flugzeugaufnahme des Kampfgeschwaders der Vereinigten Staaten im Stillen Ozean, die durch ein Meer von leichten Wolken gemacht wurde und einen ungewöhnlichen Eindruck hervorruft.

Heiss ist die Hölle von Manila

ROMAN VON HEINZ GECK

(5 Fortsetzung.)

Kopfschüttelnd trat sie nach draußen. Auf der Veranda war ein kleiner Rohrtisch gedeckt, hinter dem Jean Leroy gesessen hatte, der jetzt eilfertig aufsprang. Und über die Verandabrüstung hinweg sah sie zum erstenmal Longa-Long: Jim Brents Palmenparadies

Ursula Brent blickte darüber fort, ohne zu sehen

Sie ging auf Leroy zu, wies kurz den Stuhl ab, den er eifrig für sie zurechtrückte und sah ihm gerade in die Augen

„Was war das eben, Mr. Leroy?"

Jean Leroy war erstaunt

„Was, Madame?"

„Die Explosionen?"

„Oh" lächelte Leroy. „Bitte, ängstigen Sie sich deshalb nicht Wir roden ein Stück Land, und die Chinesen sprengen die Baumstumpen Wenn ich davon gewußt hätte, würde ich Sie selbstverständlich gebeten haben, nicht zu erschrecken. Natürlich "

Ursula Brent winkte ärgerlich ab Das waren keine schwachen Ladungen gewesen, mit denen man Baumwurzeln aus dem Boden reißt Das waren Sprengungen in hartem Gestein Sie war früher oft bei einer Tante zu Besuch gewesen, in deren Ort ein großes Kalkwerk war Stundenlang hatte sie von weitem zugesehen, wenn die kahlen Felswände in einer braunen Wolke sich aufbäumten und donnernd zerbarsten.

Sie hatte schon eine höhnische Antwort auf der Zunge, da sah sie Leroys Augen lauernd und voller Unbehagen auf sich gerichtet. Blitzschnell erkannte sie ihre Lage Sie war allein, ohne jeden Schutz Ohne jede Möglichkeit Hilfe zu finden Bitter und enttäuscht dachte sie daran, daß sie noch vor wenigen Minuten Leroy zur Rede stellen wollte Etwas Dümmeres konnte sie wirklich nicht tun. Nein Harmlos sein Alles glauben.

Und die Augen offen halten!

Jetzt wußte sie, warum Leroy keine anderen Arbeiter anwarb. Hier ging eine Gaunerei vor. Vielleicht ein Verbrechen! Warum Leroy sie nur auf einmal mitgenommen hatte?

Sprengungen?

Auf Jims Pflanzung Sprengungen?

Sie verstand das nicht Aber eins wußte sie ganz sicher: Sie mußte um jeden Preis versuchen, wieder nach Manila zu kommen. In Manila gab es einen deutschen Konsul In Manila gab es Polizei.

Die ärgerliche Bewegung, mit der sie Leroy unterbrochen hatte, machte unmerklich einem verlegenen, reizenden Lächeln Platz Ursula Brent konnte lächeln wenn sie wollte.

Sie setzte sich unbefangen auf den angebotenen Stuhl

„Wie dumm von mir, nicht wahr? Ich muß wohl, während ich krank war, etwas gehört haben denn ich hatte einen schrecklichen Traum von Schießerei und Aufruhr. Sonst bin ich gar nicht so schreckhaft Und wie reizend der Tisch gedeckt ist. Macht das alles Ihr dicker Li, oder sind Sie für den guten Geschmack verantwortlich?"

Leroy, das Gesicht wieder entspannt, beeilte sich zu versichern, daß er alles tun würde, um Mrs Brent den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen

„Natürlich werden Sie nachsichtig sein müssen Longa-Long ist wirklich nicht auf Damen eingerichtet Der arme Mr. Brent wollte aber das ganze Haus umbauen und wohnlich machen, bevor Sie kämen Jaja"

Bedauernd nickte er Ursula zu

„Es tut mir so leid, liebe Mrs Brent, daß die Verhältnisse sich so unangenehm gestaltet haben

Aber wir wollen hoffen, Mrs. Brent Christobal ist ein tüchtiger Verwalter Ich bin überzeugt, daß er etwas für Sie retten wird"

„Oh", rief Ursula „Ihr Vetter! Ich hoffe, Sie haben ihn nicht merken lassen daß ich erst wirklich erschrocken war, als ich ihn sah Warum haben Sie ihn nicht gebeten, mit uns Kaffee zu trinken? Ich möchte gern wieder gutmachen, daß ich ihn so unhöflich behandelt habe"

„Chris läßt sich entschuldigen", sagte Leroy „Aber während der Arbeitszeit ist er für nichts anderes zu haben"

Er nickte, wie zur Bekräftigung, aber Ursula bemerkte, wie er an ihr vorübersah mit einem leichten, zufriedenen Lächeln Es war eine kaum merkliche Bewegung. Ursula drehte sich nicht um. Sie ahnte, wer hinter ihrem Rücken war und was das Lächeln bedeutete.

Es sagte: Keine Sorge, laß mich nur machen! Mit der werde ich schon fertig.

Wann wirst du wohl die Maske abwerfen? dachte Ursula und fragte nach dem Namen einiger Früchte, die sie noch nicht kannte Fragte nach tausenderlei Nichtigkeiten, und Leroy gab liebenswürdig Auskunft

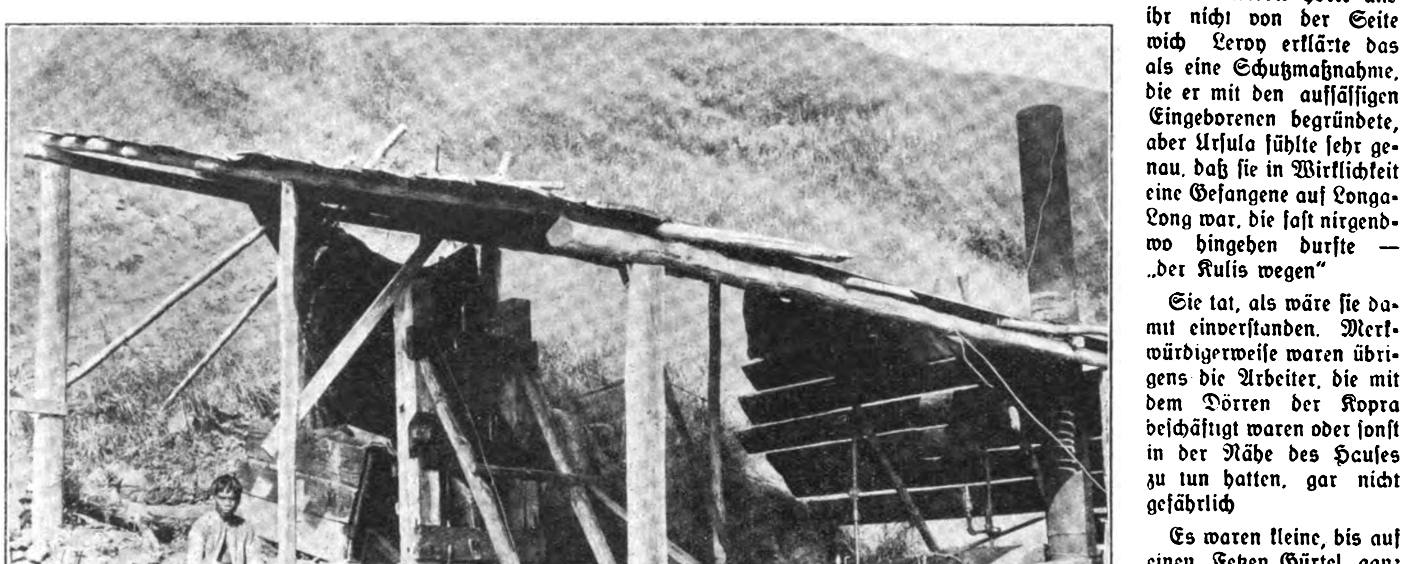
Das Frühstück zog sich in die Länge Ursula wartete darauf, daß Leroy irgend etwas zu tun hätte, aber er schien nicht zu beabsichtigen, sie allein zu lassen. Sie wünschte das dringend, um sich ein wenig auf der Pflanzung umsehen zu können, aber sie erfuhr schon bald, daß ihr das nie glücken würde

Wenn Leroy wirklich einmal fortging, erschien sofort ein schmächtiger, pockennarbiger Chinese, der auf den Namen Meow hörte und ihr nicht von der Seite wich Leroy erklärte das als eine Schutzmaßnahme, die er mit den aufsässigen Eingeborenen begründete, aber Ursula fühlte sehr genau, daß sie in Wirklichkeit eine Gefangene auf Longa-Long war, die fast nirgendwo hingehen durfte — „der Kulis wegen"

Sie tat, als wäre sie damit einverstanden. Merkwürdigerweise waren übrigens die Arbeiter, die mit dem Dörren der Kopra beschäftigt waren oder sonst in der Nähe des Hauses zu tun hatten, gar nicht gefährlich

Es waren kleine, bis auf einen Fetzen Gürtel ganz unbekleidete Negritos, mit stumpfen Augen in den häßlichen, schmalstirnigen Gesichtern und spindeldürren Gliedern Halbtiere waren es schon, da hatte Leroy sicher recht Aber gefährlich? Diese geduckten Zwerge sollten ernsthaften Ärger machen können? Das war lächerlich!

Böse sah sie, daß die Kulis zu zwei und zwei mit



Eine der primitiven Goldstampfmühlen auf Luzon.
Aufnahme: Klee (Mauritius).

dünnen Ketten aneinandergefesselt waren, und daß die Chinesen, die sie beaufsichtigten, unbarmherzig mit langen Lederriemen nach ihnen schlugen

Sie waren ganz stumpf. Kaum, daß sie zusammenzuckten.

„Aber das ist doch Sklaverei!" sagte Ursula empört zu Leroy. „Duldet denn die Regierung das?"

Jean Leroy hob gleichgültig die Schultern.

„Die Regierung läßt die Eingeborenen auch als Kettengefangene arbeiten. Sonst sind sie im Urwald verschwunden und man kann sich auf einen vergifteten Pfeil gefaßt machen.

Darf ich Sie zu einer kleinen Bootsfahrt einladen? Vielleicht könnten wir auch angeln?"

Ursula dankte. Sie ging sooft wie möglich zu dem kleinen Hügel, unter dem Jim Brent begraben war. Er lag in einem freigeschlagenen Platz inmitten eines niedrigen Guavadickichts, und Jims alte Boys hatten das Grab nach ihrer Art mit blühenden Pflanzen und kleinen, rührenden Opfern geschmückt. Kleine, grob geschnitzte Figuren und Messingringe hingen von bunten Fäden in den Zweigen und an gespaltenen Bambusstöckchen.

Es sah fremd aus und barbarisch, aber Ursula ließ alles, wie es war. Sie saß stundenlang hier im Schatten der breiten Bananenblätter in einem Rohrstuhl, den der kleine Meow unermüdlich hinter ihr herschleppte, und hing ihren Gedanken nach Nach Westen zu war der Blick frei Dort ragten grünüberwucherte Bergketten bis in die niedrigschwimmenden Wolken. Ganz nah schienen sie zu sein. Das war Luzon.

Auf Luzon lag Manila.

Die Freiheit — und?

Ihr Verkehr mit Leroy war gleichgültig liebenswürdig. Ursula machte keinen Versuch mehr, die Pflanzung zu sehen, und hütete sich, vorzeitig von einer Rückreise zu sprechen. Sie mußte abwarten, wie die Dinge sich entwickelten. Leroy schien auf irgend etwas zu warten. Er vermied heikle Themen ebenso vorsichtig wie Ursula und schien anzunehmen, daß alles in völliger Ordnung sei. Christobal Leroy hatte sich noch nicht wieder sehen lassen.

Wenigstens nicht von Ursula Brent.

Dabei hatte er fast an jedem Tage ihretwegen eine scharfe Auseinandersetzung mit seinem Vetter, denn er hatte sich zwar von Jean Leroy überreden lassen, Wong um seinen Anteil an der schnell wachsenden Beute zu betrügen, aber über Frauen hatte er seine eigenen Ansichten. Es war nur gut für Ursula, daß sie das nicht einmal ahnte. Sie wäre sonst noch verzweifelter gewesen.

12.

Jamulul Ali, die Trockenpflaume, erwies sich als ein ausgezeichneter Führer, Pferdehalter und Cargadore. Allerdings liebte er Umwege und kletterte lieber vier Stunden mehr, als bestimmte Barrios zu besuchen. Er hatte sehr stichhaltige Gründe dafür, die er pantomimisch klarmachte. Es schien, daß der brave Jamulul in einer nicht sehr fern liegenden Zeit ein großer Kopfjäger und Frauenliebhaber gewesen war und großen Wert darauf legte, nicht von den Angehörigen seiner Opfer in lebendem Zustand gesehen zu werden, sehr zum Kummer André Napoleons, der seinerseits am liebsten in jedem Barrio mehrere Tage geblieben wäre.

Ihre Reise war nämlich längst durch den Dschungeltelegraph überall in den Bergen bekannt geworden, und die nahrhafte Verehrung, die Napoleon schon in Paco von der dortigen Weiblichkeit entgegengebracht worden war, nahm durchaus nicht ab. Im Gegenteil. Die Bergisugaos sind kleiner als ihre Vettern im Hochland, und je größer der körperliche Unterschied zwischen den Dörflern und dem riesigen Napoleon war, um so größer wurden auch die Schüsseln, mit denen man um einen Blick von ihm warb.

„Boy! Dem Niggers aber komisch!" fand André Napoleon kopfschüttelnd und klopfte wohlmeinend mit seiner Pranke auf schmale braune Schultern, was zu seiner Freude immer mit einer glücklichen Verbeugung quittiert wurde.

Zu seinem Glück wußte er nicht, daß er in den ehrenden Ruf eines Zauberers gekommen war. Wenn er jemand berührte, dann zog er alle bösen Geister und giftigen Säfte, die in diesem Körper Unheil anrichteten, auf sich selber . . .

Wenn er das geahnt hätte, wäre er wahrscheinlich schwer krank geworden, aber er wußte es nicht, und daher schadete es ihm auch nicht Im Gegenteil, er blühte zusehends auf und seine ebenholzschwarze Haut glänzte straff und prall über den tanzenden Muskelsträngen.

Bis zum Barrio Taguig ging die Reise ohne jeden Zwischenfall vonstatten.

Taguig ist ein winziges Bergnest am Osthang der Sierra Madre, in tägliche Wolken gehüllt. Die Bewohner sind noch Ifugaos, aber durch jahrhundertelange Inzucht vollkommen degeneriert und ohne jede Spur primitivster Kulturerrungenschaften. Selbst den Reisbau verstanden sie nicht mehr und fristeten ihr kümmerliches Dasein mit den leicht zu erntenden Camoten, Wurzeln und Grassamen

Hier streikte plötzlich Jamulul Ali.

Über die Berge ging er nicht

Im Osten war böses Land da wohnten Geister und Ungeheuer. Wirklich

Ein Vetter seines Großvaters hatte einmal einen Mann gekannt, der war dort gewesen und ganz Baclar kannte die Geschichte



Die philippinischen Wasserleitungen bestehen aus Bambusrohr.

Hier gießt ein Mädchen das aus der Quelle geschöpfte Wasser durch einen abgedichteten Korbtrichter in das Anfangsstück der Rohrleitung, die zum Wohnhause führt.

Aufnahme: Klee (Mauritius)

Es war schwierig, mit vielen Handbewegungen und wenigen Brocken Tagalog so etwas einem verrückten Americano verständlich zu machen, und mehrfach mußte er seinen beweglichen Vortrag unterbrechen, wenn Dolores und Charly in ein lautes Lachen ausbrachen. Es sah aber auch zu verrückt aus, wenn das ausgetrocknete Männchen augenrollend und mit verzerrten Zügen ein blutgieriges Ungeheuer darzustellen versuchte.

Um so verständlicher war seine glatte Weigerung, auch nur noch einen Meter weiter zu reisen. Java versuchte es mit Überredung, drohte mit Allah sämtlichen bösen Geistern und der Regierung in Manila mußte aber doch schließlich klein beigeben.

Ebenso eifrig versuchte Jamulul, ihn zu überreden, doch wieder umzukehren, was zweifellos für seine ehrlichen Absichten sprach, denn dann hätte er auch auf dem ganzen Rückweg das Gepäck tragen dürfen und hätte zu allem Überfluß noch weniger verdient.

Kopfschüttelnd und sichtlich erleichtert barg er schließlich seinen Lohn in einer Falte des schmalen Lendentuches und verschwand in halsbrecherischem, polterndem Trab.

Java-Charly sah bedauernd hinter ihm her. An sich war es nicht so wichtig, aber er hätte gern Dolores die Kletterei erspart. Wenn sie erst den Osthang erreicht hatten, war es wohl nicht mehr so übel. Wege allerdings gab es schon lange nicht mehr. Sie hatten sich nur auf Jamululs unbestimmte Ortskenntnis und den Instinkt der Ponys verlassen.

Nun, von oben nach unten kann man sich immer zurechtfinden. Wozu gab es Bäume?

Und wozu war Napoleon ein so tüchtiger Buschmann? Charly zeichnete ihm auf einer rasch entworfenen Karte auf, wo sie sich befanden und wo er hinwollte

Napoleon grinste.

Nichts einfacher als das!

„Massa Charly ganz unbesorgt . . André Napoleon nie verirren."

„Wird dein Bein das Marschieren vertragen?" fragte Dolores besorgt. Sie allein wußte, wie es aussah Es mußte noch jeden Tag verbunden werden, weil beim Reiten die Wunden wieder aufplatzten.

Glücklicherweise blieben sie trocken.

Java lachte — er hatte eine besondere Freude daran immer einmal an Karl Albert Alten aus Berlin zu denken. Wenn Tante Christine ihn hier sehen könnte würde sie wahrscheinlich zum ersten Male in ihrem Leben ohnmächtig.

Vielleicht auch, wenn sie das lange Telegramm erhielt, das Java dem kleinen Terry Dudley zur Besorgung anvertraut hatte.

„ . . Adresse: Charly Alten, Oriente-Hotel, Manila Philippinen . ."

Sie handelten von einer uralten Frau in Taguig als letztes Frühstück ein ebenso altes zähes Huhn gegen zwei Sicherheitsnadeln zum Frühstück ein und kletterten langsam auf die niedrighängenden Regenwolken zu

„In vier Tagen können wir es schaffen . ."

Aber sie brauchten sechs. Es gab hier weder Weg noch Pfad. Oft mußten sie stundenweit zurückklettern, wenn eine schmale Schlucht plötzlich gegen eine Steilwand auslief. Oder sie standen vor einem undurchdringlichen Dickicht starrender Dornen durch das mit Barong und Messer mühsam jeder Meter erkämpft werden mußte.

Bald bestand ihre Kleidung nur noch aus rührenden Fetzen, die notdürftig durch den Gürtel zusammengehalten wurden.

Sie waren zerstochen von Ungeziefer und zerschunden von der sich wehrenden Dschungel Dolores fiel in einen giftigen Strauch und bekam einen Ausschlag, der Gesicht und Hände zu unförmigen, roten Klumpen anschwellen ließ, und Java verlor so nebenbei ein Stück von einem Finger, als er zu dicht hinter Napoleons Barong einen Ast zur Seite zerren wollte

Aber das waren unwesentliche Kleinigkeiten mit denen man rechnen mußte wie mit den Moskitos und den allgegenwärtigen Skorpionen.

Nur André Napoleon blieb verschont. Er schulterte das schwere Gepäck mit immerfrohem Grinsen, hackte für zwei und fraß für drei. Es gab Früchte im Überfluß, und fast jeden Tag kam Java zu Schuß auf kleine, zähe Waldhühner oder ein wildes Schwein Sie bereiteten es in Inselmanier, in Bananenblätter gepackt und Erde und dann unter der glühenden Asche vergraben bis der älteste Eber so zart wurde wie ein Täubchen.

Affen turnten neugierig an kahlästigen Kapokbäumen, und unsichtbare Vögel kreischten und schrien

Einmal nur trafen sie auf eine Feuerstelle mit den noch frischen Resten einer Hundemahlzeit und verdoppelten ihre Wachsamkeit. Aber während des ganzen Marsches bekamen sie keinen Menschen zu sehen

Java hoffte, durch Zufall in einem Gebiet zu sein, das nur gelegentlich von Nomaden durchzogen wurde, denn jeder Zusammenstoß mit Eingeborenen mußte zu Schwierigkeiten führen. Nicht, daß er sich fürchtete — mit ihren zwei Pistolen und der alten Schrotspritze waren sie eine ansehnliche Macht, aber hier war jeder eines jeden Feind. Erklärungen waren unmöglich und jedes Zusammentreffen bedeutete Blutvergießen

Dann schon lieber Jamululs böse Geister und menschenfressende Ungeheuer, aber die ließen auch nichts von sich hören Es war so ruhig und ungefährlich wie in einem stark verwilderten botanischen Garten

Hoffentlich blieben sie weiter unbemerkt, bis sie die Küste erreichten

Longa-Long würde schon für ausreichenden Ärger sorgen. Java-Charly hatte in den letzten Tagen viel darüber nachgedacht und machte sich seine eigenen Gedanken Sie waren sogar ziemlich richtig, nur wußte er nicht, mit wem er es zu tun hatte

Mehrfach waren sie durch kleine Gebirgsbäche gewatet, an deren natürlichen Stauungen es golden auf dem Bachbett schimmerte. Wenn man einige Blutegel in Kauf nahm, brauchte man nur zu tauchen und brachte golddurchzogene Kiesel hoch Flüsse, die Schwemmgold führen, kommen aus Bergen, in denen eine Muttererde ist, und Longa-Long gehörte zu den letzten Ausläufern der Sierra. Wer weiß, wann hier einmal ein Einbruch stattgefunden hatte, der die Insel von Luzon abtrennte. Sie gehörte jedenfalls dazu, das

sah jeder Laie. Bei Niedrigwasser waren die tausend Meter Entfernung sowieso ein modriges Schlammbett

Es war wirklich ganz einfach

Gold.

Dolores stimmte ihm zu

Für eine entlegene Koprapflanzung brauchte Leroy sich nicht mit William Wong zusammenzustecken

Aber Gold ist ein gefährliches Element, wenn der eine es hat und der andere es will

Jim Brent war tot

Man mußte sehr vorsichtig sein, wenn man ihn nicht auf der anderen Seite besuchen wollte

Java grinste vergnügt bei dem Gedanken, daß er instinktiv sogar als Karl Albert den einzig möglichen Anmarschweg gewählt hatte

Jetzt würde ihn niemand an der Devilacanbucht erwarten. Es war mehr Glück, als man eigentlich erwarten konnte, ungesehen über die Sierra ans Meer zu kommen

Hier irrte er allerdings. Die Gongs, die sein Kommen nach Baclar gemeldet hatten, waren schon längst aufgenommen worden und weitergegeben über das ganze Land Der Gong ist die Sprache, die jeder im Busch versteht, einerlei, welchen Dialekt er sonst spricht, und bis weit hinauf zum grünen Kap Engano und hinunter zur Lamonbay wußte jeder von den Fremden.

Nur die Leroys wußten es nicht.

*

André Napoleon glitt aus dem weiten Geäst eines riesigen Mango, jeder nackte Zeh ein greifender Finger Grinsend zog er die Andeutung einer früheren Hose zurecht und zeigte nach Osten

„Gut, Massa Charly Gerade hierher Dort Meer und Insel, hahaha!"

Er strahlte über das schwarze, schweißglänzende Gesicht

Dolores atmete hörbar zufrieden auf, ein lustiges Schmollen um die Mundwinkel „Gott sei Dank, daß wir den André haben Du bist ein ziemlich anstrengender Fall, Java Ich glaube kaum, daß ich mich in meiner Kleidung noch stark von den Eingeborenen unterscheide."

Sie sah kopfschüttelnd an sich herunter

„Die Schuhe und der Ledergürtel sind jedenfalls noch da Kannst du mir ein Kleid aus Palmblättern machen, André?"

André antwortete nicht. Er war schon dabei, aus abgeschlagenen Nipazweigen ein Schutzdach gegen den leise und unaufhörlich rauschenden Regen zu bilden Breitete die Schlafsäcke aus

„Wie weit, Dicker?" fragte Charly

Napoleon sah hilfesuchend auf seine Finger.

„Zwei Stunden, Massa Charly Maybe eine. Vielleicht drei."

Er liebte genaue Angaben.

Dolores hatte sich schon auf einem Schlafsack ausgestreckt. Ihr Gesicht lag weiß und müde auf einem zerschundenen Arm. Sie war vollkommen erschöpft, und die Scherze, mit denen sie jede Anstrengung lächelnd ertragen hatte, waren ihre letzte Reserve gewesen.

Charly strich ihr behutsam über das weiche, zerzauste Haar.

„Ihr beide bleibt hier. Du schläfst dich erst einmal aus, und Napoleon kann inzwischen meinen Schießprügel nehmen und sehen, ob er etwas für den Kochtopf findet.

Paß auf die Missus auf, Dicker!

Morgen mittag bin ich spätestens zurück. Will mal vorfühlen."

Er prüfte langsam und genau Terry Dubleys Pistole auf ihre Brauchbarkeit und steckte sie dann griffbereit in den Gürtel.

„Haltet die Augen offen, adios."

Er nickte Dolores zu, schlug André Napoleon herzhaft auf die nasse Schulter und war gleich darauf hinter einem Schleier aus rieselndem Regen und wucherndem Grün verschwunden.

Napoleon kratzte sich hinter den Ohren.

Er fühlte sich gar nicht wohl.

Auch der beste Boy kann nicht gleichzeitig auf die Schweinejagd gehen und auf eine schlafende Missus Dollars aufpassen.

Außerdem teilte Napoleon nicht die Ansicht seines Massa, daß sie bisher ungesehen und unbemerkt seien Zwar hatte er niemand gesehen, aber er war nicht sicher, ob nicht jemand anders ihn gesehen hatte

Und die Spuren, die sie hinterlassen hatten, waren deutlich genug, um von einem blinden Amerikaner verfolgt zu werden

Unbehaglich sah er auf seine Missus, während er die Läufe von Charlys Gewehr reinigte und lud

Sie schlief ganz fest, ruhig atmend durch halboffene Lippen

André zog seine Baumwolldecke aus dem Bündel und deckte sie zu. Gleich wurde es Abend, jedenfalls bevor er zurück sein konnte, und die Moskiteros waren längst in Fetzen gerissen

Er deckte das kleine Feuer gut ab, legte den Kopf auf die Seite und hatte nur die eine Hoffnung, bald ein Stück Wild zu finden. Wenn der Missus Dollars während seiner Abwesenheit etwas geschah . .

Oh, dann!

Lautlos glitt er durch das regennasse Gras und tauchte unter im Dickicht, die Augen wach hinter halbgeschlossenen Lidern und den Kopf ein wenig zurückgelegt, als wollte er ein Ohr näher bei dem kleinen Feuer lassen, hinter dessen Schwelen Charlys Missus schlief.

Sie schlief unruhig jetzt.

Trotz ihrer Übermüdung war sie plötzlich hell wach und warf mit einem Ruck Napoleons dünne Decke ab

Der Tag ging gerade zu Ende.

Dunkle, lehmbraune Wolken hingen faul und träge zwischen den Hängen der Sierra.

Regen trickelte ständig von den breiten Blättern mit einem Geräusch, als ob weit fort jemand mit Sandpapier einen Tisch scheuerte. Irgendwo tobte ein plötzlich geschwollener Regenfluß.

Die Luft war diesig. Sie fröstelte. Steckte eine Zigarette an, um sich zu wärmen und um nicht mehr den faulen Modergeruch von verwesenden Pflanzen riechen zu müssen, der sie umgab wie etwas Körperliches, Greifbares

Das Dschungel lag so tot, als ob es nie Leben hier gegeben hätte. Das Feuer qualmte. Sie stocherte mit einer lahmen Bewegung darin herum, ließ dann den Zweig fallen und schüttelte sich.

Wenn wenigstens irgendwo ein Agong geschlagen würde!

Es wäre aufregend. Man könnte sich fürchten.

Fürchten?

Dolores hätte Angst.

Dies dumpfe Schweigen war entsetzlich.

Sie fühlte plötzlich, daß ihre Finger krampfhaft sich ineinanderschlangen. Alle Sinne waren wach, überwach

Eintönig rauschte der Regen.

Koack!

Sie fuhr zusammen.

Hatte Napoleon geschossen?

Koack!

Sie lachte nervös. Es war nur ein Tukan, der im Walde ein Liebeslied knarrte.

Gleich würde André wiederkommen breit, schwarz und grinsend. Ungeheuer lebendig. Und Charly.

Java war doch ganz in der Nähe!

Sie benahm sich wirklich wie ein kleines Kind! Sie war nur übermüdet und mußte schlafen. Das war alles Eben hatte sie doch noch geschlafen . .

Eben?

Ihre Finger preßten sich härter zusammen

Eben war alles noch anders. Da war sie allein.

Jetzt war etwas da, unbestimmbar, tödlich

Das Grauen!

Sie sah nichts. Müde hingen die Palmwedel, feucht und schwer die zerrissenen Blätter der Bananenstauden Sie hörte nichts. Kein Geräusch, bis auf das rinnende Wasser und den Ruf des Tukans. Drüben mußte er sein, auf der anderen Seite des Tales

Plötzlich hielt sie es nicht mehr auf dem Schlafsack aus. Sie entsicherte langsam und mit automatischen Bewegungen die Pistole und trat aus dem schwachen Schutz ihres Blätterdaches in den rieselnden Regen hinaus.

Nichts rührte sich, aber das Herz pochte in den Schläfen. Wie eine feindliche Mauer lag der Wald Dunkel und scheinbar undurchdringlich. Langsam, ohne zu denken, ging sie durch das schmale Tal. Selbst wenn die Sonne schien, mußte hier unten ein dämmeriges Halbdunkel herrschen. Jetzt, zwischen Regen und Dämmerung, sah sie keine zehn Schritte weit.

Vorsichtig bewegte sie sich durch das hohe Gras; ohne an Schlangen zu denken, aber geduckt von einem starken, seltsamen Gefühl, beobachtet zu werden. Keiner ihrer Schritte, der nicht andere Schritte auslöste. Unhörbar. Unsichtbar. Aber da und wirklich wie ein Schatten.

Der Lauf ihrer kleinen Pistole lag lose in der Beuge des linken Armes. Die Rechte hatte einen Finger am Drücker

Unsichtbare, lautlose Schatten gingen neben ihr

Ein trockener Zweig knackte.

Sie fuhr herum und sah eine Bewegung, keine zwei Schritte entfernt. Keine zwei Schritte . .

Ein Busch zitterte, als ob ihn ein leichter Windstoß gestreift hätte. Wasser rauschte.

Zweimal, dreimal feuerte Dolores auf den Schatten an ihrer Seite. Die feuchte Luft trank den Knall ihrer Waffe. Saugte ihn auf, bis er nicht lauter schien als das Husten des Tukans. Dann Schweigen.

In plötzlicher Wut sprang sie auf die Büsche zu und schlug die Zweige auseinander. Nichts. Sie hätte gefehlt auf Armeslänge.



Eine auf Pfählen errichtete Chinesen-Siedlung auf den Philippinen.

Aufnahme: Klee (Mauritius).

Eine kaum fühlbare Bewegung in ihrem Rücken ließ sie wieder herumfahren.

Diesmal feuerte sie nicht

Irgendwie fühlte sie sich sogar erleichtert.

Das namenlose Grauen war fort. An seine Stelle trat die Wirklichkeit.

Die Wirklichkeit bestand aus einem guten Dutzend nackter Männer, die in einem weiten Halbkreis um sie herumstanden. Große, runde Tieraugen blickten neugierig zu ihr herüber.

Dolores lachte, daß ihr Körper flog.

War es nicht lächerlich? Sie hatte versucht, Männer zu beschleichen, deren Leben davon abhängt, wie gut sie im Dschungel schleichen können. Lautlos wie die Eulen, geschmeidig wie die Katzen, wesenlos wie Schatten. Meister lautloser Listen seit uralten Zeiten. Meister ohnegleichen Zwergnegritos, die in den Lianen der Bäume so zu Hause sind wie in den Höhlen modernder Baumstümpfe.

Knapp bis zum Gürtel reichten sie ihr, schmächtige, sehnige Gestalten mit brutalen Affengesichtern, aus denen spitzgefeilte Zähne bleckten. Brust und Schenkel bedeckt mit grobgemusterten Schmucknarben. Scheußlich. Widerliche Gnome, in deren stumpfblickenden Augen die Tücke lauerte. Sie trugen Speere und Lanzen mit Haarbüscheln, schwangen sie kaum merklich in spindeldürren Armen.

Sie lachte immer noch, dann plötzlich erstarrte sie in jäher Furcht. Aber die Furcht galt Java.

Ungesehen waren sie an die Küste gekommen? Mein Gott! Vielleicht stand Java jetzt ebenso wie sie in einem Kreis drohender Speere . . vielleicht, schlimmer noch, war er, war er tot? Sie hatte keine Schüsse gehört, aber ein Speer tötet stumm. Wurde sie nur aufgespart, weil sie eine Frau war? Hatten sie nur gewartet, bis sie jeden für sich überwältigen konnten? Waren vielleicht schon gefolgt seit Tagen?

Widerstandslos ließ sie es geschehen, daß einer der kleinen Männer ihre Pistole fortnahm. Ein Liane band ihre Hände auf den Rücken. Schnitt tief in die Handgelenke, aber sie fühlte es kaum.

Wo war Java?

Eine Speerspitze drückte sich zwischen ihre Schulter. Gehorsam ging sie voran. Es war jetzt ganz dunkel, aber einer der Männer faßte mit hartem Griff ihren Arm und führte sie.

Der Weg ging nach Norden, unmerklich abfallend.

Dolores zählte mechanisch ihre Schritte. Jetzt, wo sie wirklich in den Händen dieser kleinen Teufel war, fiel alle Furcht von ihr ab. Sie bemerkte sogar mit einer gewissen Genugtuung, daß die Pygmäen sich alle Mühe gaben, ihre Spuren zu verwischen. Sie hatten also Furcht davor, verfolgt zu werden. Von wem?

Napoleon? Java?

Wo mochte Java jetzt sein?

Dünn tropfte es von den Bäumen.

Dolores zählte ihre Schritte. Sie hörte nur ihre eigenen, aber sie fühlte die kleinen, schwarzen Gestalten gespenstisch hinter sich hergleiten

„Java", dachte sie. „Java-Charly!"

13.

Java-Charly erreichte die Küste des Pazifik kurz nach Einbruch der Dunkelheit. Der Abendwind fegte den Himmel klar und der Regen hörte auf. Millionen Sterne funkelten unheimlich nah. Funkelten über Longa-Long.

Charly sah die langgestreckte Hügelkuppe der Insel vor sich liegen wie eine bizarre Silhouette. Zum Greifen nah. Dunkel. Schlafend.

Jetzt müßte man zweimal in die Luft feuern, und dann kam Jim mit einem Dapang herübergerudert. Ein Glas Whisky auf der Veranda und blauer Zigarrenrauch. Ja.

Jim Brent war tot.

Charly balancierte vorsichtig auf einer Baumwurzel. Weit und breit kein Streifen Strand an dieser verdammten Küste, Schlamm und Mangrovensümpfe. Meterweit Schlamm. Die Tide ging aus.

Charly zog die Schultern hoch und rieb den Finger an der Nase. Dort lag Longa-Long und hier war er. Dazwischen ein guter Kilometer Ozean.

Was mochte drüben jetzt gerade vor sich gehen? Er grinste. Ihn jedenfalls erwartete dort niemand. Er begann sich die Strümpfe auszuziehen, überlegte es sich dann aber anders und zog sie wieder an. Sie würden zwar beim Schwimmen hindern, aber er mußte durch den Schlamm, und es ist zweckmäßiger, mit Stiefeln auf einen giftigen Rochen oder Aal zu treten als mit nackten Füßen. Er hatte das einmal bei einem Bekannten gesehen. Der Groteskanz, den der Gute aufführte, war zwerchfellerschütternd, aber die Wunde, die monatelang nicht heilte, war durchaus nicht komisch.

Er band sich Terry Dudleys Pistole mit dem Gürtel auf den Kopf und kletterte los. Sprang, fiel und schlidderte. Gasblasen platzten unter seinen Füßen, brodelnd, stinkend. Brrr.

Endlich die Brandung. Dann trug ihn das Wasser. Krampfhaft hielt er den Kopf hoch. Die Pistole mußte trocken bleiben. Der Rest war sowieso naß. Kräftig stieß er aus. Vor Haifischen brauchte er keine Angst zu haben, die kamen nicht so nah an die Küste, bei Ebbe schon gar nicht. Das Wasser zog. Er brauchte fast nur zu steuern, dann kam er von selbst an die Südseite der Insel. Es war etwas weiter, aber auf der nahegelegenen Seite war die flache Bucht, die Jim großnäsig seinen Hafen genannt hatte. Da landete man besser nicht.

Es ging schneller, als er gedacht hatte, aber er schnaufte doch, als er endlich festen Stand unter den Füßen fühlte. Die Stiefel waren schwer wie Blei. Er schüttelte das Wasser heraus und zog sie wieder an, aber jetzt quietschte auf einmal das Leder wie eine Herde wildgewordener Schweine. Schade.

Charly entschloß sich zu einem Kompromiß und zerriß sein Hemd. Gegen Schlangenbiß taugte das wenig, aber kleine Steine und Muscheln konnten einem das Leben sehr verbittern.

Am Strand entlang, im Schatten des Waldes, schlich er sich zu der schmalen, flachen Bucht und pfiff durch die Zähne, als er um eine buschige Landzunge herumkam und den hellen Rumpf der „Jü" entdeckte

William Wongs Boot kannte jeder.

Sieh einmal an! Hoher Besuch!

Wong und Leroy. Allerhand schweres Geschütz für zwanzig Quadratmeilen Urwald mit ein paar Palmen und einem Gemüsegarten, den Jim seine Ananasversuchsfarm nannte.

Aber natürlich, da war das Gold.

Der Mond war inzwischen hochgekommen und hing wie ein silbernes U am Himmel. Der Tropenmond steht nicht — er schwimmt wie ein Schiff. Die Palmen auf Longa sahen schwarz aus in seinem weißen Licht, aber drüben, die Gebirgsketten der Sierra, schienen überflutet von einem bleichen, mattglänzenden Grün. Irgendwo in all dem Grün lag jetzt Dolores und schlief, und irgendwo unter dem gleichen lichten Teppich lag auch Gold.

Nachdenklich verfolgte Charly den Lauf der niedrigen Hügel von Longa-Long. Sie liefen fast in einem rechten Winkel auf den Strand zu, ein natürlicher Windfang für Jim Brents Hafen und ebenso eine natürliche Fortsetzung der Sierraausläufer.

Der arme Jimmy. Hatte den Kopf voller Sorgen wegen ein paar hundert lausigen Pfund und lief dabei die ganze Zeit darauf herum.

Auf der „Jü" schien alles zu schlafen. Eigentlich reichlich früh. Oder war die Mannschaft an Land?

Charly beschloß, daß das letztere wahrscheinlich sei und kam vorsichtig näher. Da waren die beiden Lagerschuppen. Ärgerlich bemerkte er die zerfallenen Türen und rümpfte die Nase bei dem faulen Gestank naßgewordener und verrottender Kopra Sauerei.

Vom Hafen war ein langer Weg nach dem Innern der Insel geschlagen. Das Randgebiet war sumpfig und Jim hatte einfach einen breiten Gürtel Urwald stehenlassen. Das hatte den Vorteil, daß er nie Taifunfensterläden nötig gehabt hatte, und der Baguio störte ihn auch nicht. Der Nachteil war eine ungewöhnliche Moskitoplage und kein Luftzug außer dem wedelnden Palmfächer.

Charly ging unbekümmert am Rande des Weges auf Brents Bungalow zu. Jaulende Köter, eine sonst unumgängliche Erscheinung selbst auf unbewohnten Philippineninseln, hatte es auf Longa nie gegeben, bis auf Jims lustigen Bingo. Aber Bingo war Charlys Freund, der würde nicht bellen

Als er den ersten Lichtschimmer des Bungalows bemerkte, drückte sich Charly unwillkürlich hinter den Stamm einer Nipapalme.

Natürlich war im Bungalow Licht! Gar nicht anders zu erwarten, aber jetzt drängte sich plötzlich die durchaus aktuelle Frage auf, wer denn nun bei diesem Licht saß?

Wong? Leroy? Oder?

Und dann?

Java-Charly war so sehr beherrscht gewesen von dem Gedanken, nach Longa-Long zu gehen, daß er sich weiter gar keine Einzelheiten vorgenommen hatte.

Nach dem Rechten sehen.

Sehr schön, aber wie macht man das?

Solange man noch weg ist, klingt das sehr einfach, aber wenn man plötzlich zwanzig Schritte vor dem Ziel steht, müßte man sich doch überlegen, was man nach diesen zwanzig Schritten nun anfangen will.

Wollte er eigentlich, so wie er hier stand, naß, halbnackt und frierend, Longa-Long mit seiner Kinderpistole erobern? Er lachte lautlos und mißmutig, wog verächtlich das kleine Stück Stahl in der Hand.

Merkwürdig, daß keine Stimmen zu hören waren.

Das Licht brannte in Jims Oficina.

Wong?

Dann fiel ihm Bedol ein, der headboy. Kluger Junge, Jims Vorarbeiter, und seinem Master ziemlich treu. Den mußte man erwischen. Natürlich.

Er zog seine Fußlappen fester und schlich in einem weiten Bogen durch Busch und Dornranken um den Bungalow herum, ohne das Haus allerdings aus den Augen zu verlieren. Aber die anderen Fenster waren dunkel.

Moskitos zogen summend mit ihm, ließen sich lautlos auf seinem nassen Nacken nieder und flogen mit empörtem Singen wieder auf, wenn sie die Salzkruste schmeckten.

Um die Schuppen, den Laden und die Dörranlagen herum. Da lagen die Kulihütten. Merkwürdig dunkel.

Jim Brents Boys ersetzten meistens am Abend durch Krach und Singen, was ihnen tagsüber während der Arbeit an Lebhaftigkeit fehlte.

Charly legte das Ohr an die aus Bambus geflochtene Wand der nächsten Hütte. Ungeziefer raschelte im Staub. Er hielt den Atem an, aber er hörte nichts. Die Hütte war leer. Leise stieg er über die rohe Leiter auf die Plattform. Es roch modrig. Roch nach nassem Holz und trockenem Staub. Die Hütte stand schon lange leer.

Trotzdem entdeckte Charly noch einige Gefäße und Werkzeuge. Das war verdächtig, denn kein Moro läßt sein Eigentum im Stich Am wenigsten eine Waffe.

Aber eine Waffe war da!

Über einem Lagerplatz ertastete Java einen Campilan, das schwere, zweihändig geführte Kopfschwert der Moros.

Mit zusammengezogenen Brauen wog er die Waffe in der Hand. Über die Klinge lief ein hauchdünner Überzug von Rost.

Auch die anderen Hütten waren leer. Bis auf die letzte. Charly kroch unter das niedrige Pfahlwerk und lauschte. Hier schliefen Menschen. Bedol?

Aber?

Irgend etwas stimmte hier nicht

Er schnupperte wie ein Jagdhund, zog in kurzen Stößen die Luft ein. Hm?

Also das war es

Bhang!

Hier schliefen Chinesen. Und sie rauchten ein ziemlich billiges Zeug Wahrscheinlich aus Macao herübergeschmuggelt.

Sehr interessant, das.

Das war nicht Leroy, der hätte Brents Arbeiter durch javanische Wanderarbeiter ersetzt. Oder durch kleine, gelbe, stumpfe Anamiten, bei denen die Männer aussehen wie die Frauen. Die sanft sind, gehorsam und ohne Gedanken.

Chinesen denken. Sind gefährlich, wenn es sich um — sagen wir: nicht ganz gesetzliche Dinge handelt. Und nur jemand aus ihrer Rasse kann ihnen dann auf die Dauer Herr bleiben.

Wong natürlich.

Aus irgendeinem Grunde hatte Charly sich in den Kopf gesetzt, es hauptsächlich mit Leroy zu tun zu haben. Leroy war ein Schwein. Wong hatte bei allen seinen Lastern, selbst als Verbrecher Format. Hatte einen Zug ins Große.

Charly dachte plötzlich an die „Sieben Winde" und seinen letzten Besuch dort mit Sandy Muir und seine Nachdenklichkeit schlug nicht ganz grundlos in helle Wut um.

Fast ohne Vorsicht zu wahren, ging er zurück und auf Jims Bungalow zu. Schweinehunde! Hielten Jimmys kleine Witwe in Manila fest und plünderten sie hier inzwischen in aller Ruhe aus.

Daß er selbst Mitbesitzer der Insel war, hatte er im Augenblick vergessen.

Der Griff des Campilan lag schwer und sicher in der Faust. Das war wenigstens eine Waffe!

Vor der Verandatreppe blieb er stehen. Verdammt ruhig, der Bungalow. Zu ruhig

Der Mond stand jetzt gerade über der Lichtung.

(Fortsetzung folgt.)


FÜR RAUCHER, DIE BESSERES BEANSPRUCHEN
Raucher, deren verwöhntes Kennertum ausnehmend hohe Ansprüche an die Zigarette stellt, bevorzugen Manoli Privat, weil sie in ihr die gepflegte, sehr persönliche Note finden, die ihrem verfeinerten Geschmack ganz besonders zusagt.
5 Pf.
MANOLI Privat
24 ZIGARETTEN
MANOLI Privat
Die Meisterzigarette
ohne Mundstück

HEINZ RUDOLF SCHMIEMANN:

Umweg zur Liebe

Marianne Solms lief den Zug entlang. Da — dort tauchte Georg Kellers Gesicht an einem Fenster auf, er hob die Hand, winkte, lächelte, und dann stand er auch schon vor ihr, groß, schlank, mit seinem frischen, energievollen Gesicht und griff nach ihrer Hand.

Marianne fühlte eine leichte Röte in ihr Gesicht steigen. Ihr Blick glitt verlegen von ihm ab, sie war verwirrt von seiner Fröhlichkeit, die sie nicht in Einklang mit der Bedeutung der von ihr herbeigeführten Begegnung zu bringen wußte. Vorsichtig glitt ihr Blick wieder zu ihm auf. Seine hellen Augen waren klar und von ruhiger Heiterkeit. Keine Wehmut, keinen Schmerz vermochte sie darin zu entdecken. War es ihm so gleichgültig, wenn sie hier für ein Leben von ihm Abschied nehmen wollte? Gleichgültig, was aus ihr würde?

„Da bin ich, Marianne", sagte er unbeschwert, hielt ihre Hand sonderbar lange und ließ ihre Augen nicht fort. „Und wie reizend siehst du wieder aus! Du hast es also nicht vergessen, wie gern ich dich in Weiß sehe?"

„Ich werde nie vergessen, was wir miteinander verlebt haben", sagte Marianne leise. „Ich freue mich, daß du gekommen bist. Ich habe schon Anweisung gegeben, daß dein Gepäck mit dem Wagen geholt wird; denn es ist ein weiter Weg zum Fremdenheim."

„Du möchtest ihn gehen?" fragte Georg Keller forschend.

„Ja", nickte sie. „Denk nur, man erinnert sich dort noch sehr gut an uns." Sie senkte den Kopf. „Man hielt uns damals für ein Liebespaar. Du hättest Frau Gräßlers Augen sehen müssen, als ich für dich ebenfalls ein Zimmer bestellte. Aber ich habe ihr gleich gesagt, daß ihre geheimen Vermutungen nicht stimmen, doch überzeugt scheint sie immer noch nicht zu sein."

„Du hast Frau Gräßler erzählt, daß du dich in absehbarer Zeit nach Südamerika verheiraten willst, Marianne ...?" Erstaunen sprach aus dem Ton seiner Stimme, aber seine Miene war nichts als freundlich und neugierig.

„Nein", Marianne schüttelte den Kopf, „ich bin doch keine Plaudertasche. Von unserer gemeinsam verlebten Kindheit habe ich gesprochen, von unserer Jugendfreundschaft, die wir durch Briefe und ein gelegentliches Treffen wachgehalten haben, so daß wir sie in diesem Leben gar nicht mehr auswischen können."

Der junge Mann ließ das Mädchen vor sich durch das Bahnhofsportal treten. Ein froher, warmer Blick glitt an ihrer gertenschlanken Gestalt herab. Seine klaren Augen wurden noch heller, und ein siegesgewisses Lächeln lief über sein Gesicht, als seine Blicke an dem rotblonden Haar, das im warmen Schein der Nachmittagssonne wie goldene Fäden wirkte, hängenblieben.

Der Gang durch das Dorf rief alte Erinnerungen wach. Auf dem Stausee, an dem ihr Weg vorbeiführte, schaukelten wieder die leichten Boote, hin und wieder mit leichten Segeln bewehrt, die sich im Wind blähten. Marianne sprach von der Zeit, die sie vor vier Jahren hier verbracht hatten.

Der Mann nickte — in Gedanken versunken. Waren wirklich schon vier Jahre seitdem vergangen? Marianne hatte jene Tage wohl mit der ihr eigenen heiteren Sorglosigkeit erlebt. Er nicht! Er hatte sich ihnen nicht restlos hingeben können, weil er — verbissen und trotzig und hart mit sich selbst — in sein künftiges Leben geschaut. Und ein bißchen Qual hatten ihm jene vierzehn Tage auch bereitet. Aber das wußte Marianne wohl nicht.

Georg Kellers Gedanken durchstreiften noch einmal hastig die Tage der Jugend, der Kindheit. Er war Mariannes Gespiele gewesen im großen Garten des Dr. Solms, hatte um ihretwillen die Herablassung der Frau Doktor zu dem armen Arbeiterjungen ertragen, obgleich ihn dieses gönnerhafte Gebaren damals oft genug Tränen der Empörung gekostet hatte. Er und Marianne trennten sich, als er zur Hochschule ging. Briefe waren hin- und hergegangen, aus denen die alte Kinderfreundschaft atmete. Und das Treffen damals hier im Fremdenheim am See war nichts anderes gewesen als die Auffrischung jener glücklichen Zeit, ein Austausch von Erinnerungen, ein erneutes Besiegeln der freundschaftlichen Bindung und Vertrautheit. Sie hatten einander nie geküßt, er nie ein Wort gesprochen, das aus der freundschaftlichen Zweisamkeit ein bindendes Eins macht.

„Du bist so fröhlich", meinte Marianne leicht verwundert. Sie hob ihr Gesicht. „Was hast du mir eigentlich zu allem zu sagen? Du weißt, daß ich viel von deinem Urteil halte; es könnte leicht den Ausschlag geben, wie du die Briefe beurteilst, die ich dir einsandte."

„Ach ja, die Briefe!" erinnerte sich der Mann. Der heitere Glanz wich nicht von seinem Gesicht. Ja, das Dutzend Briefe aus Südamerika, von einem Arzt, den Marianne im Elternhaus kennengelernt, geschrieben. Er wollte bald kommen, um sich ein bindendes Wort von ihr zu holen.

Marianne fühlte ihren Arm jäh ergriffen, hart und bestimmt, als wollte er sie damit zum Aufmerken zwingen. Sie zitterte ein wenig und blickte zaghaft zu ihm auf. Das Lächeln war von seinem Gesicht gewichen, aber die Anzeichen einer Stimmung, die sie mit allen Fasern ihres Herzens herbeisehnte, suchte sie vergebens darin.

„Verlangst du wirklich von mir, ich soll über deine Zukunft entscheiden, Marianne? Es wäre eine zu große Verantwortung für mich." Er schüttelte abwehrend den Kopf.

„Ich wollte nur hören, was du aus diesen Briefen liest, Georg."

„Du hast dich doch schon entschieden, Marianne ... Es könnte dich treffen, wenn ich anders urteilte, als du erwartest."

„Ich bin selbst noch im Zweifel, Georg. Ich bitte dich, mir ganz ehrlich deine Meinung zu sagen über diese Briefe." Es war ihr unmöglich, seinem forschenden Blick länger standzuhalten. Sie senkte ihre Augen.

„Gut", sagte er fest. „Nach den Briefen zu urteilen ist es kein Mann, der dich glücklich machen kann, Marianne, du brauchst Wärme, Kameradschaft, einen Menschen, der alles mit dir teilt, mit dem du vollständig verwachsen sein kannst, aber keinen Menschen, der seine Handschrift verstellt, geistreich, aber leblose Konversation macht und längst außer Kurs geratene Marken auf seine Briefe klebt. Sag, hast du für jeden Brief nicht ein ungeheures Strafporto bezahlen müssen ...?"

Marianne schoß das Blut bis in die Schläfen. „Wieso, Georg?" stammelte sie.

„Marianne!" Mit einem Lachen riß er sie in seine Arme. „Ich treibe ein bißchen Philatelie in meinen Mußestunden und wurde an den Briefmarken stutzig

Um ganz sicher zu gehen, ließ ich einen dieser Briefe und einen von deiner Hand einem Graphologen zugehen, und siehe — derselbe Mensch hatte sie geschrieben."

„Ich konnte nicht mehr warten, Georg", sagte Marianne, den Kopf an seine Schulter gepreßt. „Du hast nie ein Wort von Liebe gesprochen, aber ich fühlte doch aus allem, wie es um dich stand. Und ich liebte dich. Da schrieb ich diese Briefe, dachte, dein Glück wird ihm über alles gehen, er wird eher seinen Stolz brechen, als dich in ein unglückliches Leben hinausgehen lassen, wenn du dich tatsächlich getäuscht hast. An den Hals konnte ich mich dir doch nicht werfen."

Georg Keller zog sie fester an sich, als müsse er einen kostbaren Schatz hüten Ernster geworden, sagte er: „War es nicht ein glücklicher Zufall, daß du an alte Briefmarken geraten bist! Ich wäre vielleicht sonst nicht hier, Marianne . ."

„Lieber Gott", sagte sie, vor Glück zitternd, „dann hätte ich ja bald eine Riesendummheit begangen."

Interessante Kleinigkeiten

In der Welt werden so viele Zigaretten geraucht, daß auf jeden einzelnen Menschen, Frauen und Kinder eingerechnet, durchschnittlich drei Zigaretten täglich kommen.

*

Im Norden Sibiriens leben Schmetterlinge, die im Winter eine Temperatur bis zu 65 Grad unter Null überstehen.

*

Die Schilddrüse, die rechts und links vom Adamsapfel liegt, wiegt nur wenige Gramm, aber ein Schwund um Bruchteile eines Gramms kann den Unterschied zwischen hoher Intelligenz und vollendeter Idiotie ausmachen. Zum Glück ist man aber heute in der Lage, durch Schilddrüsenpräparate einen gewissen Mangel auszugleichen.

*

Carnofil ist ein neues Garn, das aus reinem Muskelfleisch hergestellt wird. Es ist als Nähgarn für Wundärzte bestens geeignet. Als Rohfleisch kann billiges Pferdefleisch genommen werden. Das Fleisch wird in gefrorenem Zustande grob zerfasert und sofort in eine entkeimende Flüssigkeit gebracht, um dann bakterienfrei verarbeitet zu werden.

*

Nach einer Statistik aus dem Jahre 1935 kommen in Deutschland auf eine Stunde 145 Geburten und 85 Eheschließungen. In jeder Stunde verzehrt das deutsche Volk 1 Million Brote und 800 000 Hühnereier. Der Verbrauch an Zigaretten stellt sich pro Stunde auf 3½ Millionen.

*

Nach Aufzeichnungen der Erdbebenwarten erbebt die Erde im Durchschnitt täglich 300mal. Die meisten dieser Beben sind sehr schwach, aber sie tragen dazu bei, Spannungen in der Erdkruste aufzuheben. Wären die Beben nicht so häufig, würde es öfter zu gewaltigen Katastrophen kommen.

*

Die Hundeplage von Bombay hat zur Folge, daß jährlich etwa 10 000 Tollwutbisse in den Krankenhäusern von Bombay behandelt werden Man zählt zur Zeit in Bombay etwa 30 000 wilde Hunde, die die Abfälle auffressen.

*

Ein Gramm Straßenschmutz enthält durchschnittlich 18 Millionen Bakterien. Etwa 125 Gramm Staub wird bei jeder gewöhnlichen Wohnungssäuberung aufgewirbelt, mit einer Menge von rund 60 Millionen schädlichen und unschädlichen Kleinlebewesen.

*

Nordböhmische Glasbläser haben Rasierklingen aus Glas hergestellt, die nach dem Urteil von Fachleuten außerordentlich scharf und geschmeidig sind. Sie sollen sogar die Stahlklingen an Schärfe übertreffen, nur besitzen sie den Nachteil, daß sie nicht nachgeschliffen werden können.

*

In den großen Bibliotheken der Welt befinden sich etwa 148 Millionen Bücher, davon in USA. 46 Millionen, in Deutschland 26, in Rußland 20,5, in Frankreich 17, in England 15,5 und in Italien 12 Millionen.

*

Länder, in denen der Brennschiefer vorkommt, nutzen ihn als Brennstoff aus. In Schottland werden jährlich über 2 Millionen Tonnen, in Estland über 500 000 Tonnen Brennschiefer gewonnen und verbraucht. In Deutschland erreicht der Verbrauch nicht einmal 1000 Tonnen.

*

Die erste regelmäßig bestehende Schiffahrtslinie von Hamburg nach Neuyork wurde im Februar 1836 von dem Reeder Robert Miles Sloman mit vier Segelschiffen eröffnet.

*

Bei einer in Ivenack in Mecklenburg gefällten Eiche konnte man über 1100 Jahresringe zählen. In diesem Revier befindet sich auch die stärkste Eiche Deutschlands, die bei einer Höhe von 40 Meter in Brusthöhe einen Durchmesser von 3,5 Meter und einen Rauminhalt von ungefähr 200 Kubikmeter besitzt.

*

Um wirtschaftlich zu sein, muß die Reichsbahn schneller fahren Die Durchschnittsgeschwindigkeit der deutschen Eisenbahn ist in den letzten drei Jahren um mehr als 10 Prozent gestiegen. Diese Geschwindigkeitssteigerung bedeutet eine Minderausgabe von 22 Millionen Reichsmark jährlich.

*

Dänemark ist das Land mit der größten Krebssterblichkeit und gleichzeitig das Land, in dem man am reichlichsten ißt. Der dänische Ernährungsforscher Dr. med. Hindhede ist der Ansicht, daß der Krebs durch Überernährung hervorgerufen wird

Alwin Dreßler.

KARL FISCHER:

Deutschlands Weg nach Übersee

SO ENTSTAND EIN DEUTSCHES KOLONIALREICH

(1. Fortsetzung.)

Zum zweiten Male steht Lüderitz vor dem Hohen Kommissar. „Exzellenz, darf ich Ihnen den Besitztitel des Chiefs Fredericks auf das Namaqualand vorlegen . . ."

Der Hohe Kommissar liest:

„Ich Joseph Fredericks, rechtmäßiger Besitzer von Bethanien, erkläre hiermit, was folgt:

Vor etwa hundert Jahren kam ein gewisser Kobus Fredericks aus der Kolonie, die damals holländisch war, in diesen Bezirk. Dieser Kobus war ein großer Mann. Er hatte viel gelernt und konnte sogar schmieden Als er hierherkam, wurde er sehr bewundert. Die Eingeborenen hatten niemals solche Kleider gesehen, wie er sie trug, und ihr Erstaunen erreichte den Höhepunkt, als sie die Messer und Beile sahen, die er verfertigt hatte. Er lebte zuerst in Kuru-tabes, zog aber dann nach Bethanien und trieb hier Landwirtschaft.

Das ganze Gebiet von ... bis ... wurde ihm und seinen Nachfolgern als Besitz übertragen Für dieses Gebiet gab Kobus Fredericks Messer, Arte, Harpunen, eiserne Ringe usw. . .

gez. Fredericks, Kapitän."

Der Hohe Kommissar lächelt

„Und das nennen Sie ein Besitzpatent? Nein, Herr Lüderitz, das können wir nicht anerkennen . . ."

*

Dieser Ansicht ist man auch in London, und der Außenminister Lord Granville glaubt, dem ganzen Streit mit einem Federstrich ein Ende machen zu können, als er sich an den Schreibtisch setzt und in einer Note kategorisch dekretiert: „Wenn auch . . . so ist die königlich-britische Regierung der Auffassung, daß irgendwelche Hoheitsansprüche einer fremden Macht zwischen dem Gebiet der portugiesischen Regierung (Angola) und der Grenze der Kapkolonie in ihre legitimen Rechte eingreifen würden . ."

Damit hält er die Sache für erledigt. Denn hatte Deutschland bisher nicht immer nur angefragt, ob Britannien in dem strittigen Gebiet Hoheitsansprüche erhebe oder nicht?

Richtig — aber Berlin hatte auch gefragt, auf Grund welcher Rechtstitel England gegebenenfalls Hoheitsansprüche erhebe, und eines der ersten Anzeichen positiver bismarckscher Kolonialpolitik ist seine Randnotiz auf einem Aktenstück in welchem England erklärt, das strittige Gebiet sei res nullius, könne also von ihm mit Beschlag belegt werden:

„Also auch von uns!" schreibt der Kanzler dazu.

Am Silvester 1883 geht eine neue, sehr deutliche und ausführliche Anweisung an den deutschen Botschafter nach London.

Deutsche Kriegsschiffe haben inzwischen Angra Pequena besucht, und der Kommandant des „Nautilus" berichtet nach Berlin über Lüderitz' Besitzungen, die er für gut und erfolgversprechend hält, obwohl man damals wie auch noch lange nachher von dem wahren Wert des Landes keine Ahnung hat.

*

In London vergißt man offiziell die deutschen Anfragen und Herrn Lüderitz. Aber der britische Kolonialdienst ist rege. Briefe und Telegramme gehen zwischen Kapstadt und London hin und her, von denen der größte Teil nicht in die späteren offiziellen Aktensammlungen aufgenommen wird. Die südafrikanischen Interessenten werden ermutigt, und sie sparen so wenig mit Eingaben und Gesuchen wie Lord Derby mit geheimen Ermunterungen: Die Kapkolonie soll die ganze Südwestküste annektieren

S. D. handelt

Lüderitz, wieder in Berlin, konnte sich früher nicht darüber beklagen bei den Referenten des Auswärtigen Amtes besonders begeisterte Fürsprecher seiner Pläne gefunden zu haben. Das änderte sich, sobald sich der Vortragende Legationsrat von Kusserow seiner Sache annahm. Dieser Legationsrat hat die Kühnheit — für die damaligen Verhältnisse im diplomatischen Dienst war es wohl wirklich eine Kühnheit — bei S. D., Seiner Durchlaucht, anzufragen, ob man, nachdem England seit Monaten in der Südwestfrage geschwiegen habe, nochmals schreiben solle oder . . .?

S. D. ist jetzt zum Handeln entschlossen. Kusserow überreicht dem Fürsten auf Veranlassung von Lüderitz eine Denkschrift, die den Kanzler zu etlichen Randbemerkungen veranlaßt, und aus diesen Randbemerkungen ist deutlich zu ersehen, daß Bismarck jetzt über den Kopf Englands hinweg die deutschen Besitzungen in Südwest unter deutschen Schutz stellen will

Bismarck der, wie manche seiner Zeitgenossen berichten, eine große Hochachtung vor den deutschen Afrikaforschern wie Schweinfurth, Wißmann, Rohlfs, v. d. Decken und namentlich Nachtigal hat, wie gesagt, weit entfernt davon jeden Überseekaufmann als deutschen „Pionier" zu betrachten; aber als Lüderitz am 19 April 1884 vor ihm steht, hat er ihn angeblich freundschaftlich umarmt, während Lüderitz selbst eine kleine Fehde mit dem Reichsbund Tyras auszufechten hat. Bei einer Flasche Bier soll Bismarck dann dem Bremer Kaufmann den Schutz des Reiches in Aussicht gestellt haben.

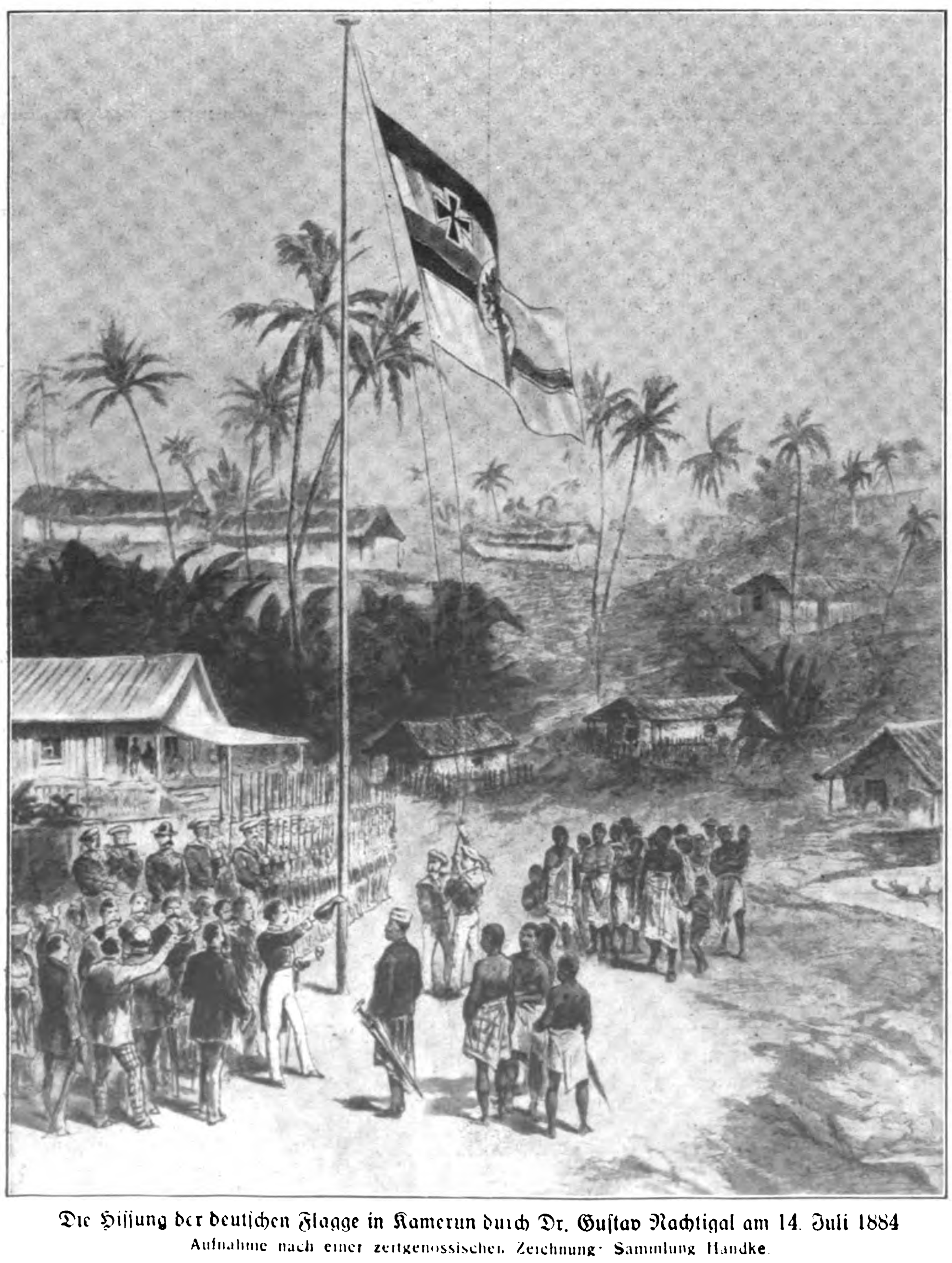
Nicht lange läßt die Erfüllung dieses Versprechens auf sich warten. Am 24. April werden die Lüderitzschen Erwerbungen, deren Umfang nicht näher angegeben wird — Lüderitz hat inzwischen den Wink bekommen, das ganze Land zwischen der Kapkolonie und dem portugiesischen Besitz aufzukaufen —, unter Reichsschutz gestellt. Dieser für die deutsche Kolonialgeschichte so wichtige Akt vollzieht sich in dem lapidaren Telegramm an den deutschen Konsul in Kapstadt:

„Nach Mitteilung des Herrn Lüderitz zweifeln die Kolonialbehörden, ob seine Erwerbungen nördlich vom Oranjefluß auf deutschen Schutz Anspruch haben. Sie wollen amtlich erklären, daß er und seine Niederlassungen unter dem Schutz des Reiches stehen"

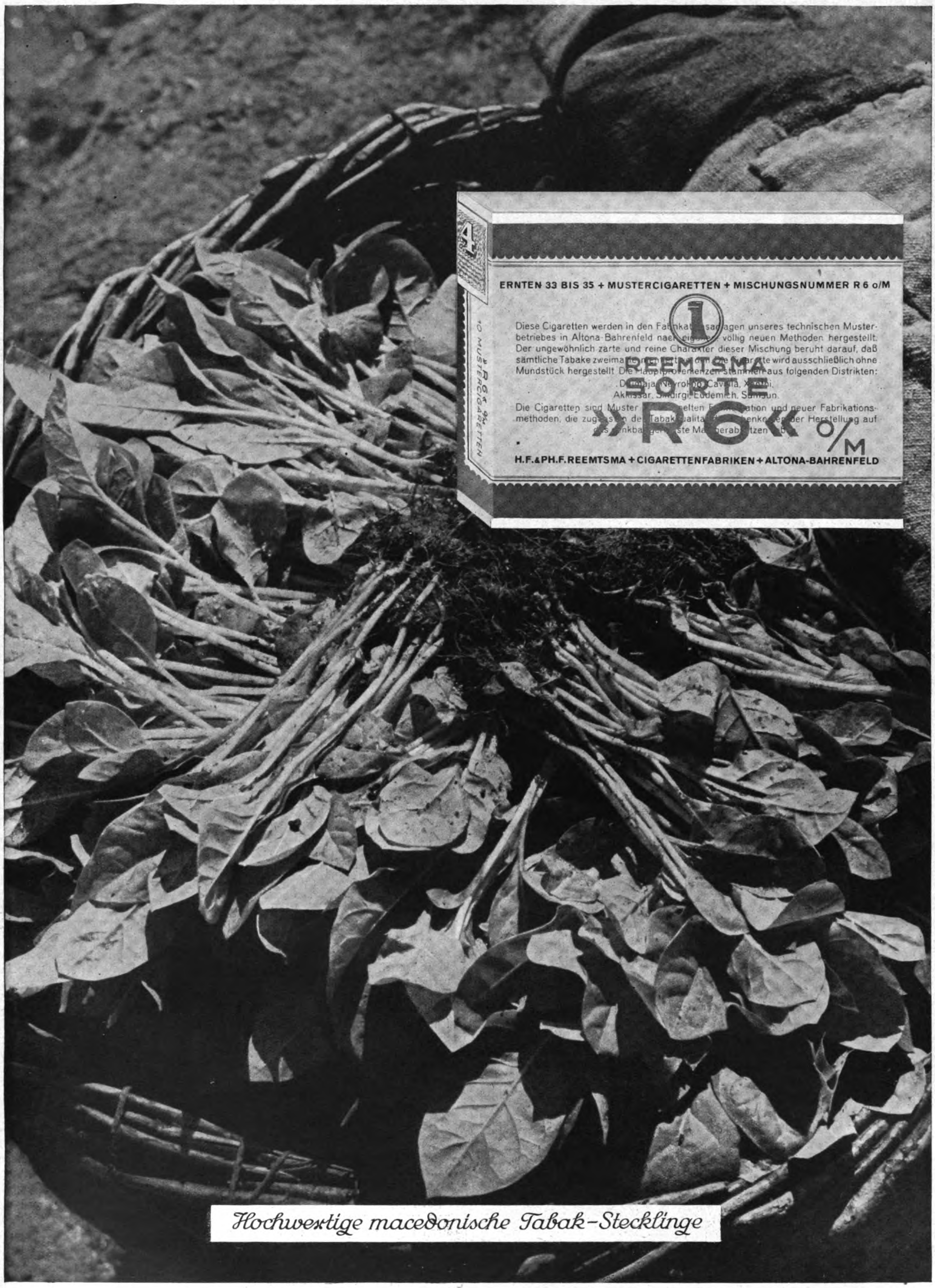
*

Mit diesen beiden Sätzen war der Grundstein zum deutschen Kolonialreich gelegt

Ein Sturm der Begeisterung geht durch Deutschland Zeitungen und Parlamentarier, soweit sie nicht den Anhängern Bambergers und Richters und den Sozialdemokraten angehören, ergehen sich in den kühnsten Kolonialplänen — sehr zum Ärger Bismarcks, der sich später im



Die Hissung der deutschen Flagge in Kamerun durch Dr. Gustav Nachtigal am 14. Juli 1884
Aufnahme nach einer zeitgenössischen Zeichnung: Sammlung Handke.



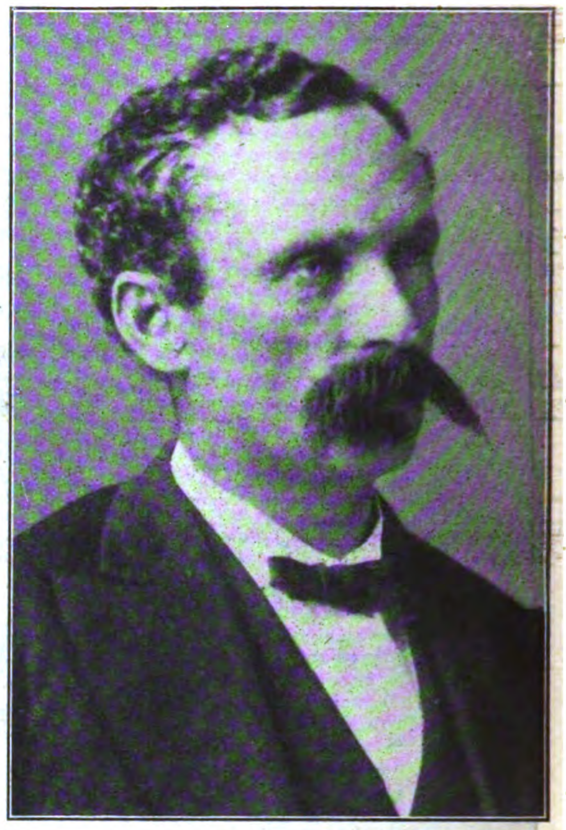
Hochwertige macedonische Tabak-Stecklinge



Reichstag scharf gegen die Gerüchtemacher und Pläneschmiede wendet.

Fast jeder Deutsche beschäftigt sich plötzlich mit Südwest, und wenn sich auch nicht länger verheimlichen läßt, daß Südwest zu einem sehr beträchtlichen Teil aus nichts als Wüstensand besteht, so ist es doch das erste deutsche Schutzgebiet. Der berühmte Missionsinspektor Fabri, der Vorkämpfer des kolonialen Gedankens, der vor wenigen Wochen noch erklärt hat, aktuelle Kolonialpolitik werde Sache des zwanzigsten Jahrhunderts sein, das neunzehnte könne nur den kolonialen Gedanken lebendig werden lassen — Fabri feiert Lüderitz als den Mann, der den Stein der deutschen Kolonialpolitik ins Rollen gebracht hat.

Lüderitz mag in diesen Tagen oft an jene erregende Zeit in Bremen gedacht haben, in der er vor nun bald zwei Jahren mit Vogelsang über der Karte Südafrikas gebrütet hatte.



Dr. Gustav Nachtigal
1834—1885
Afrikaforscher; stellte als Kaiserlicher Kommissar das Togogebiet und Kamerun unter den Schutz des Deutschen Reiches.
Aufnahme: Sammlung Handke.

Was er damals geplant hatte, war ja eigentlich nicht ganz in Erfüllung gegangen. Hatte er sich Südwestafrika vor allem deswegen ausgesucht, weil ihm das Klima dort für die Ansiedlung deutscher Auswanderer geeignet erschien, so mußte er jetzt zugeben, daß von Siedlungen in größerem Maße nicht die Rede sein konnte.

*

Lüderitz glaubt am Ziel seiner Wünsche zu sein. In der Wilhelmstraße ist man sich zwar noch keineswegs klar darüber, wie sich der Lüderitz gewährte Schutz praktisch gestalten soll — eine Kolonialverwaltung in unserem heutigen Sinne lehnt Bismarck als „Vergrößerung des parlamentarischen Exerzierplatzes“ rundweg ab —, aber Lüderitz hat schon sehr bestimmte und reichlich abenteuerliche Gedanken über diesen Punkt: Der Kaiser, meint er, werde ihm Südwestafrika als Lehen geben, und er werde gleichsam als stellvertretender Souverän in Südwest „regieren“ können.

Er hat damit gar nicht so fehlgegriffen, denn inzwischen hat das Reichsjustizamt den Auftrag erhalten, den Entwurf einer Royal Charter für Lüderitz' Gebiet auszuarbeiten; Lüderitz soll also etwa die gleiche Stellung erhalten, wie sie die ostindischen Kompanien in Indien hatten.

Die Hanse berät

Das Auswärtige Amt teilt den hanseatischen Überseekaufleuten nichts Neues mit, als es sie darauf aufmerksam macht, daß sich Frankreich und England im Juni 1882 über die Abgrenzung ihrer Besitzungen an der Westafrikaküste nördlich von Sierra Leone geeinigt und sich gegenseitig eine gleichmäßige Behandlung ihrer Bürger in jenen Gebieten zugesichert hätten. Aber daß sich das Auswärtige Amt endlich um die Wünsche der „Afrikahanseaten“ kümmert, erregt doch einiges Aufsehen, und in den Senats- und Handelskammerversammlungen Hamburgs und Bremens geht es hoch her.

Da sitzen sie, die Vertreter und Inhaber der deutschen Niederlassungen an der Westküste Afrikas und verhandeln über Konsulate, Handels- und Freundschaftsverträge, über Kriegsschiffe und Flottenstationen, und wenn die Ansichten zunächst auch noch ein wenig auseinandergehen und der Wünsche und Vorschläge allzu viele werden, so muß man doch zugeben, daß es den hanseatischen Herren an Sachkenntnis nicht mangelt. Die Woermann, Müller, Wölber, Brohm, Grumbach Witt, Gaiser, Voigt, Schabert, Jantzen, Thormälen, Vietor, Lüderitz wissen in Westafrika fast genau so gut Bescheid wie im Hamburger Alsterviertel, und Grand Popo und Little Popo, über die man im übrigen Deutschland seine Witze macht, Kamerun, Gabun, die Goldküste, Lagos, die Biafrabucht sind Namen, die immer wieder in die Debatte geworfen werden und die jedem so vertraut sind, daß niemand erst — wie im Auswärtigen Amt, wo man allerdings auch noch andere Sorgen hat — den Nachbarn zu fragen braucht, wo dieses Zeug eigentlich liegt.

Was wir für Sorgen und Wünsche haben, will das Auswärtige Amt wissen?

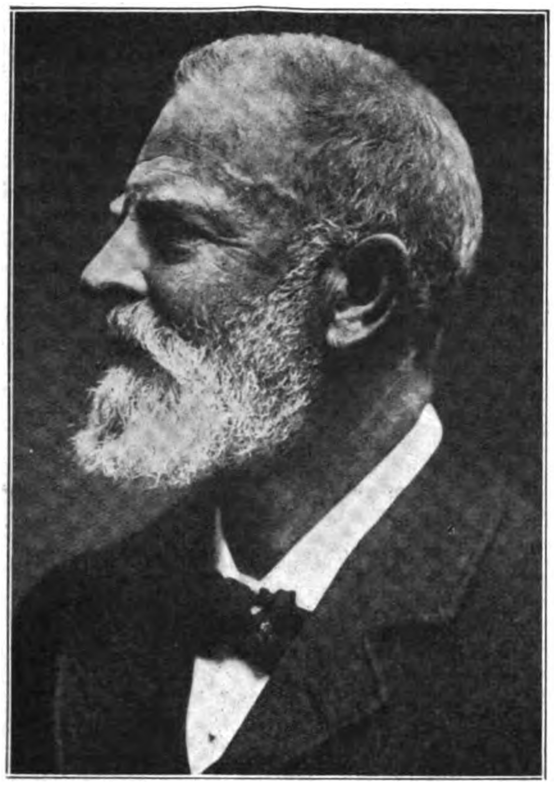
Ja, ist in Berlin eigentlich bekannt, fragt ein Vertreter der Firma Woermann, daß den Deutschen in Gabun jeder Waffenbesitz verboten ist, daß aber der französische Afrikareisende de Brazza kürzlich 100 000 Gewehre eingeführt hat?

Daß sich jeder Deutsche in Sierra Leone naturalisieren lassen muß, weil nur noch in der britischen Kolonie Sierra Leone ein hundert Jahre altes Gesetz in Kraft ist, das Nichtbriten die Erwerbung von Grundbesitz verbietet?

Daß die Portugiesen uns mit Zöllen zwiebeln?

Die Wünsche und Beschwerden häufen sich: Da wo es keine europäische Staatsautorität gibt, ist es am schlimmsten. Wir müssen die Häuptlinge bestechen, damit ihre Nigger uns nicht boykottieren. Wir müssen doppelte Zölle bezahlen, weil sich zwei Häuptlinge bekämpfen. Früher, ja, da war es anders, aber jetzt wiegeln die britischen und französischen Händler die Neger auf.

Und alle können etwas von den meist recht trüben Erfahrungen ihrer Vertreter im dunklen Erdteil erzählen.



Adolf Woermann
1847—1911.
Deutscher Reeder und bahnbrechender Kolonialpolitiker.
Aufnahme: Sammlung Handke

Die Engländer natürlich, die haben es leicht. Seit vierzig Jahren haben sie Verträge mit siebzig Negerhäuptlingen außerhalb ihrer Besitzungen, und wenn die Nigger einmal nicht parieren, erscheint ein britisches Kanonenboot, und alles ist sofort wieder in Ordnung.

Das Auswärtige Amt interessiert sich für uns? Ausgezeichnet! Teilen wir den Herren in Berlin doch gleich mit, daß vor ein paar Monaten der Konsul Hewett auf der „Flirt" in Kamerun war. Man kann sich denken warum. Und wenn Kamerun heute noch nicht britisch ist, so kann es das morgen schon sein.

Wir brauchen Verträge, lassen Jantzen und Thormälen sagen, Verträge mit den Oberhäuptlingen, und wenn die meisten von ihnen auch Banditen und Erpresser sind wie König Passal von Malimba und fast alle sich gegenseitig in den Haaren liegen, wir brauchen irgend welche Rechtstitel. Und vor allem: deutsche Kriegsschiffe, Land an Biafrabucht, Flottenstationen, Konsuln . .

Woermann soll unsere Wünsche nach Berlin bringen. Und wenn Frankreich und England ihre Interessengebiete abgrenzen, warum soll nicht Deutschland . . .

*

Lüderitz will sich Woermann anschließen, denn von allen Hanseaten ist er der einzige, der auch in Südwest Interessen hat, Interessen, die von den „alten Afrikanern" ein wenig belächelt werden.

Lord Derbys Doppelspiel

Es ist sonderbar, daß nicht nur der deutsche Botschafter in London, sondern auch der britische in Berlin immer noch nicht ernstlich an eine aktive deutsche Kolonialpolitik glauben. Im Herbst sind die Wahlen, berichtet der Brite nach London, dann wird das Interesse des Kanzlers für Kolonien erschöpft sein; bis dahin wird er lediglich der deutschen Kolonialbewegung eine Verbeugung machen wollen . . .

Und in London erklärt der deutsche Botschafter dem britischen Außenminister Lord Granville: Das ändert sich alles nach den Wahlen:

Es änderte sich nicht, und Graf Münster mußte wegen seines mangelnden Verständnisses für die Absichten Bismarcks seinen Posten bald verlassen.

Am 16. Mai erscheint eine Abordnung südafrikanischer Kaufleute bei Lord Derby, und was der Lord und das britische Kolonialamt schon des öfteren von Herrn De Paß, Lüderitz' Gegner in Südwest, gehört haben, wird hier wiederholt: Eine deutsche Souveränität vier Tagereisen von Kapstadt, vielleicht sogar eine deutsche Rechtsprechung über britische Siedler im Namaqualand, ja etwa Zölle auf britische Waren — unmöglich.

Drei Tage später spricht Derby im Unterhaus. Ein Lord macht einen Zwischenruf: „Sind die Inseln an der Küste von Südwest nicht von Engländern besetzt?"

„Ich weiß nicht", antwortet Lord Derby, „ob dort irgendeine Flagge weht. Wenn eine weht, so ist es bestimmt die britische. Die Frage wegen des Festlandes ist komplizierter. Wir haben 1794, soviel ich weiß, britische Truppen unter Kapitän Alexander dort landen und vom Lande Besitz ergreifen lassen, aber, da dies vor neunzig Jahren stattfand und keiner ausländischen Regierung davon Mitteilung gemacht wurde, könnte man die Frage aufwerfen, inwieweit ein nomineller Anspruch jetzt noch für möglich gehalten werden kann . . ." Der Rede kurzer Sinn ist der, daß Großbritannien, obwohl es keinen formellen Anspruch erheben kann das umstrittene Land als zu seiner Interessensphäre gehörig betrachtet.

Lord Derby wirft der Kapregierung nun die Bälle zu, und diese bequemt sich endlich, sie aufzufangen. Ein kapländischer Ministerrat beschließt, dem Parlament die Annektierung von Südwest vorzuschlagen. Konsul Lippert erfährt den Beschluß, kabelt nach Berlin, und einen Tag später protestiert Bismarck in London: „Wir können eine solche Besitzergreifung nicht anerkennen und bestreiten das Recht dazu"

*

Das Doppelspiel Lord Derbys bringt glücklicherweise nicht die erwarteten Erfolge. Die britische Regierung beschließt zwar am 21. Juni, die deutsche Besitzergreifung Angra Pequenas anzuerkennen, zugleich aber wird die Kapregierung aufgefordert, ihre Wünsche anzumelden, und diese Wünsche gehen reichlich weit: Kurzerhand beschließt das Kapparlament am 16. Juli die ganze Küste nördlich des Oranjeflusses zu annektieren.

Aber jetzt ist es zu spät. Die Briten haben sich in ihrer eigenen Verzögerungstaktik gefangen. Der Beschluß des Kapparlaments kommt der britischen Regierung, die die Unterstützung des Reiches für ihre Außenpolitik braucht, äußerst ungelegen, und als Lüderitz, ziemlich entmutigt, in Berlin anfragt, ob er nach der Annektierung Südwests durch die Kapregierung überhaupt noch weiteres Land kaufen soll, erhält er die beruhigende Versicherung, daß drei deutsche Kriegsschiffe, „Wolf", „Leipzig" und „Elisabeth", überall, wo die britische Flagge nicht wehe, die deutsche Flagge hissen werden.

Hanseatenkonferenz bei Bismarck

Am 28. April 1884 sind die beiden Hanseaten Lüderitz und Woermann beim Kanzler. Auch Legationsrat von Kusserow, der unermüdliche Förderer des kolonialen Gedankens, ist dabei.

Lüderitz fühlt sich ganz als Besitzer einer deutschen Kolonie. Es ist ja erst vier Tage her, daß er den offiziellen Schutz des Reiches für seine Erwerbungen in Südwest erhalten hat. Noch hat er den Schutzbrief nicht in der Hand — der erste kaiserliche Schutzbrief wird erst am 27. Februar für die Erwerbungen Peters' in Ostafrika ausgestellt —, aber er ist doch der erste Deutsche, dem der amtliche Reichsschutz in Übersee erteilt worden ist.

Adolf Woermann, der vornehme Hanseat, auf den Bismarck das Wort vom königlichen Kaufmann prägt, ist weit weniger Phantast als sein Bremer Kollege. Er ist nicht nur Kaufmann, sondern auch Politiker und Parlamentarier und kennt von der Samoavorlage her die inneren Schwierigkeiten, die eine wirkliche Kolonialpolitik des Reiches zu überwinden haben wird.

Der Wettlauf der Mächte in Afrika ist in vollem Gang. England hat nicht nur durch seinen Vertrag mit Frankreich, sondern auch durch seine immer noch zögernde Haltung in der Südwestfrage bewiesen, daß es Deutschland in Afrika als eine quantité négligeable betrachtet. Jetzt wird man also den Spieß umdrehen und sich zunächst einmal nicht mehr um England kümmern. Die beiden Hanseaten brauchen sich daher nicht allzu kühn vorzukommen, als sie dem Kanzler die Flaggenhissung an allen wichtigen Punkten, das heißt außer in Südwest vor allem in Kamerun und Togo, vorschlagen.

Nur — wie soll der deutsche Schutz in der Praxis aussehen?

Ganz klar sind sich auch Woermann und Lüderitz nicht über diesen Punkt. Man rät hin und her und kommt zu keinem Schluß.

Bismarck erwartet Vorschläge:

„Aber denken Sie daran, meine Herren, einen preußischen Landrat kann ich Ihnen nicht gut nach Afrika schicken."

Eine Royal Charter wird erwogen, ein Schutzbrief und eine Vollmacht, wie die ostindischen Kompanien sie gehabt haben.

„Am besten wäre es, wenn sich alle in Afrika interessierten Deutschen zu einem Syndikat zusammenschlößen, das im Namen des Kaisers Hoheitsrechte ausüben könnte."

Nein, West und Südwest kann man nicht unter einen Hut bringen. Bismarck sieht das ein, läßt seinen Vorschlag fallen. Die endgültige Form des Schutzes bleibt offen. Aber das Wichtige, Wichtigste, ist erreicht: In Westafrika wird die Reichsflagge gehißt. Eine deutsche Korvette, die „Sophie", ist bereits in afrikanischen Gewässern. Dr. Nachtigal wird auf der „Möwe" folgen, mit allen Vollmachten für eine Besitzergreifung der noch freien Gebiete versehen.

*

Im Foreign Office in London läuft eine kleine Anfrage der deutschen Botschaft ein: Ein Dr. Nachtigal, der wahrscheinlich auch in London durch seine Afrikareisen bekannt ist, hat die Absicht, sich über den Stand des deutschen Handels an der Westküste zu informieren. Man wäre sehr verbunden, wenn die britischen Behörden dem Dr. Nachtigal behilflich sein und ihre Vertreter in Westafrika anweisen würden, dem Herrn Dr. ihre Unterstützung zuteil werden zu lassen.

Aber selbstverständlich, die Vertreter Ihrer Majestät werden sofort Anweisung bekommen . . .

Und so fährt Dr. Nachtigal mit Empfehlungen des britischen Auswärtigen Amtes nach Westafrika, um von Togo und Kamerun Besitz im Namen des Deutschen Reiches zu ergreifen.

War Lord Derby wieder einmal klüger als das Foreign Office?

Wenige Tage nach Nachtigals Abreise erhält Konsul Hewett den Auftrag, an der gesamten noch freien Westküste die britische Flagge zu hissen. Er kommt leider um ganze acht Tage zu spät.

Graf Herbert wirbelt Staub auf

Inzwischen ist der diplomatische Kampf um die Anerkennung der deutschen Kolonialpolitik immer noch im Gange. Die Dinge kommen nicht vom Fleck, und Fürst Bismarck schickt seinen Sohn Herbert nach London.

Graf Herbert findet in London einigermaßen seltsame Zustände vor. Gladstone, der Premierminister, kümmert sich sehr wenig um die Außenpolitik, der Außenminister Granville hat sich vom Kolonialsekretär Lord Derby in der deutschen Kolonialfrage anscheinend einwickeln lassen, und der größte Teil der übrigen Kabinettsmitglieder hat nicht einmal eine Ahnung davon, daß England dabei ist sich wegen des für Großbritannien so unwichtigen Südwestafrikas die deutsche Freundschaft zu verscherzen.

„Es ist ja geradezu verrückt von der englischen auswärtigen Politik", erklärt der Handelsminister Joe Chamberlain dem deutschen Diplomaten, „Deutschland überflüssig herauszufordern. Ich und meine nächsten Anhänger wollen mit Deutschland gut stehen. Ich begreife aber nach allem, was Sie mir sagen, vollständig daß Ihre Regierung jetzt gegen uns verstimmt ist und werde versuchen, Remedur zu schaffen. ."

Der Unterstaatssekretär des Äußeren, Dilke, drückt sich ähnlich aus Graf Herbert hat noch Gelegenheit, mit dem Prinzen von Wales, dem späteren Eduard VII., und dem Hofmarschall der Königin zu sprechen, und überall ruft seine Darstellung tiefstes Erstaunen über das Doppelspiel Lord Derbys hervor.

Trotzdem, und obwohl das britische Kabinett die Annexionsbeschlüsse des Kapparlaments ignoriert und das deutsche Protektorat über Südwest anerkennt, geht der britische Widerstand gegen die deutsche Kolonialpolitik weiter

Und was sagt man in London zu Westafrika?

Offiziell nichts. Es ist unmöglich, hier ebenso zu verfahren wie in Südwest und eine Art britischer Monroedoktrin aufzustellen, oder wie in Neuguinea, das Australien als australisches Interessengebiet in Anspruch nimmt. Hier in Westafrika, haben Engländer, Franzosen, Portugiesen, Spanier ihre Besitzungen, von einem alleinigen oder überragenden britischen Interesse kann also nicht gesprochen werden, ohne daß man sich die anderen Mächte auf den Hals lockt, und auch auf die vierzig Jahre alten Handelsverträge mit den Negerfürsten kann man sich nicht berufen, da diese Abmachungen erstens kein Protektorat darstellen und zweitens in ihnen von einem Ausschluß anderer Mächte keine Rede ist

Aber man kann unterirdisch arbeiten, und das geschieht.

(Fortsetzung folgt.)

PAUL RACHÉ:

Die Goldhölle von Johannesburg

Von allen britischen Dominions ist heute Südafrika das wirtschaftlich reichste. Es ist der größte Goldproduzent der Welt. Mehr als die Hälfte allen Goldes stammt von den Goldminen am Witwatersrand, den ergiebigsten, die man kennt. Und fieberhaft wird im Lande weitergearbeitet, um den Goldhunger der Welt zu stillen und die günstige Konjunktur auszunutzen Denn nie hat das Gold so hoch im Preis gestanden, nie haben die Minengesellschaften solch riesige Dividenden verteilen können.

Es gibt denn auch heute nur eine Großstadt, die keine Arbeitslosigkeit kennt, wo das Geld mit vollen Händen ausgegeben wird, wo man mit einer erstaunlichen Unbekümmertheit in den Tag und in die Nacht hineinlebt und alles von einem wirklichen Goldrausch besessen scheint: das ist Johannesburg, die Goldstadt von Transvaal

Aus dem elenden Zeltlager der ersten Goldsucher, die vor einem halben Jahrhundert hier zusammengeströmt waren, als die Kunde von den riesigen Goldfunden am Rand die Welt in Fieber versetzte, ist heute die moderne Großstadt entstanden mit ihren gewaltigen Geschäftshäusern und Hotelpalästen, ihren Theatern und Kinos, ihrer Universität und ihren Museen, ihren Wolkenkratzern und Villenvierteln Eine Stadt, die von Lebensdrang durchpulst ist, wie kaum eine andere.

Das Gold hat Johannesburg reich gemacht und läßt es immer reicher werden. 1300 Millionen Pfund an Gold hat man bereits aus den Tiefen herausgeholt, Hunderte von Millionen harren noch der Ausbeutung. Annähernd 300 000 Schwarze, meist Kaffern, arbeiten in den Minen, und etwa 25 000 Weiße Aber auch dieses riesige Arbeitsheer kann die Arbeit kaum bewältigen. Der südafrikanische Minister für das Minenwesen, J. H Hofmeyr, hat kürzlich erst erklärt, daß noch gut 10 000 Europäer und 100 000 Eingeborene in den Minen beschäftigt werden können.

Bis vielleicht nach 30 oder 40 Jahren der Tag gekommen sein wird wo auch der letzten Goldader das letzte Gold entzogen sein wird Und der Goldstadt Johannesburg die eigentliche Lebensader Wo es aus ist mit dem Goldrausch, in dem heute noch alle taumeln Wo Johannesburg vielleicht eine tote Stadt sein wird, wie es Kimberley ist, die Diamantenstadt, weil die Welt zu arm wurde, um wie früher Diamanten zu kaufen.

Aber darum, was einst sein wird, macht man sich keine Sorgen. Wohl nirgends ist das Leben von solchem Optimismus durchtränkt wie in Johannesburg. Das kommt am sichtbarsten zum Ausdruck an der Johannesburger Börse. Sie ist ein Zentrum wildester Spekulationslust Unglaublich hohe Beträge werden Tag für Tag umgesetzt. Man spekuliert nur in Minenanteilen Denn nur für Gold hat man Interesse. Für das Gold, das in unsäglich mühevoller Arbeit der Tiefe der Erde abgerungen wurde

Die wenigsten wissen etwas von dieser Arbeit in den Minen, die die Menschen zermürbt, in verhältnismäßig kurzer Zeit zu Wracks macht. Von der Goldstadt aus sieht man hohe, weiße, weithin leuchtende Hügel. Das ist das Erz, das in den Mühlen zermahlen wurde, um ihm auch den letzten Rest von Goldgehalt zu entziehen Immer höher, von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr, türmen sich die Hügel, ein sichtbares Zeichen der ungeheuren Arbeit, die dort unten in den Schächten und Gängen der Minen, unsichtbar für die Welt, geleistet wird

Nirgends ist man so tief in die Erde eingedrungen wie am Witwatersrand. In manchen Minen wird 2500 Meter unter der Erde gearbeitet Aber auch hier macht man nicht halt. Vor kurzem wurde eine reiche Goldader in einer Tiefe von 3300 Meter entdeckt Man hofft, auch diese Ader ausbeuten zu können Technische Schwierigkeiten gibt es kaum noch Das große Problem bleibt immer, in wie weit es dem Menschen überhaupt möglich ist, in solcher Tiefe zu arbeiten Denn die Hitze, die hier herrscht, ist entsetzlich Man muß von oben her kühle Luft in die unteren Schächte einführen, sonst wäre ein Arbeiten nicht denkbar. Bei einer Tiefe von 2500 Meter steigt die Temperatur auf 45 Grad Celsius Eine atembeklemmende Atmosphäre

liegt auf allem. Unaufhörlich tropft das Wasser von den Wänden Man ist eingehüllt in Dampf, wie in einem türkischen Bad. Kein trockener Faden mehr am Leib. Das Herz hämmert. Schwer, krampfhaft, erstickend ringt die Brust nach Luft. Aber der Mensch läßt sich nicht schrecken. Das Gold lockt. Er holt es. Holt es auch aus der Hölle Und wenn er dabei zugrunde geht.

Und er geht zugrunde. Länger als ein Dutzend Jahre hält es kein Arbeiter in der Goldhölle aus Der Staub, der die Minenschächte durchwirbelt, wenn das Golderz aus den Wänden herausgebohrt, gehackt, gebrochen wird, versteint die Lunge. Das Herz macht nicht mehr mit Es gibt kein Hineinfahren mehr in den Schacht. Man scheidet aus, lebt von einer kleinen Pension, die die Minengesellschaften gewähren, noch ein paar Jahre. Eine menschliche Ruine. Bis eines Tages das Leben verlöscht, ohne daß der Ärmste, der sich für das Gold aufgeopfert hat, jemals Gold zu Gesicht bekam Man hat ihm als Lohn einen Fetzen Bankpapier in die Hand gedrückt und ein paar silberne Schillinge Ein Goldstück kennt er nicht

Johannesburg, die Goldstadt, und der Riesenbetrieb der Randminen sind getrennte Welten, die wenig voneinander wissen. So dicht auch Glanz und Elend beieinander wohnen. Denn zwischen Johannesburg und den Minen liegen die Dörfer der Eingeborenen, wohnt in armseligen Hütten das ungeheure Heer der schwarzen Arbeiter, die Tag und Nacht in die Schächte hinunterfahren nach der Goldhölle. Auch bei Nacht. Die Arbeit in den Minen duldet keine Unterbrechung. Der Hunger nach Gold muß gestillt werden, so lange die Welt hungrig ist nach ihm.

Die Schwarzen arbeiten fast nur unter der Erde, in der Hölle, die Weißen meist oben im Sonnenlicht, in den Fabrikanlagen Zwischen Schwarz und Weiß, wie überall in Südafrika, eine scharfe Scheidung. Der weiße Arbeiter erhält einen Tageslohn von 1 Pfund und 4 Shilling, der Schwarze muß mit 2 Shilling und 1 Penny vorlieb nehmen. Trotzdem drängen sich die Kaffern zu der Arbeit in den Minen. Es macht ihnen nichts, daß sie so karg entlohnt werden, und daß dem Leben, das hier so wenig Wert hat, frühzeitig ein Ende gesetzt wird.

Die Geschichte des Goldes ist fast immer eine Geschichte großer Tragödien gewesen. Das Wort von dem Fluch, der am Golde haftet, ward nur zu oft Wirklichkeit. Auch das Gold von Johannesburg hat seine Tragödien Eine große und eine kleine. Die große ist die eines ganzen Volkes, die kleine die eines einzelnen Menschenlebens. Als die Kunde von den Goldfunden am Rand nach Pretoria kam und wilden Jubel auslöste, war es ein Mann, der nicht froh sein konnte Es war Paul Krüger, der Präsident der Transvaal-Republik. Er ahnte die Folgen, fühlte vielleicht, wie einst das Gold von Johannesburg zum Grabe der Freiheit des Burenvolkes werden sollte.

Dann die Tragödie des einzelnen. Des Mannes, der zuerst am Witwatersrand Gold fand und dem es eigentlich zu danken ist, daß in der Randwüste eine moderne Stadt erstehen konnte, die das Gold groß und reich gemacht hat Der Mann war der Holländer Fred Struben. Er suchte am Rand nach Gold Er war nicht abzubringen von dem Glauben, daß hier Gold verborgen sein müßte Man lachte ihn aus Er ließ sich nicht beirren. Er suchte weiter Zwei Jahre lang Unter großen Entbehrungen gequält von Hunger und noch mehr von Durst, grub und hackte und bohrte er, unterstützt von ein paar Kaffern, die in der Glut der erbarmungslos sengenden Sonne mitsuchten in dem harten Felsgestein. Bis er eines Tages ein Stück Erz in den Händen hielt, aus dem es leuchtete Gold! . .

Man wußte nun, der Rand barg Gold. Andere kamen, kamen mit großen Bohrmaschinen, Gesellschaften wurden gegründet, Fabrikanlagen errichtet die Ausbeute im Großen begann Nur einer stand abseits: Struben. Er hatte das Geheimnis des Goldes preisgegeben, aber nicht an sich gedacht. Ihm fehlten die Kapitalien, die andere hatten. Er mußte zusehen, wie sie das Gold holten, sein Gold

Enttäuscht verließ er das Land, das durch ihn reich geworden. Einsam, verbittert ist er vor einigen Jahren auf der Insel Man in der Irischen See gestorben Goldgräberschicksal, wie so viele vor ihm und nach ihm. In Johannesburg aber errichtet man dem Mann, der das erste Gold fand, ein großes, glänzendes Denkmal Und darauf steht in glänzenden goldenen Buchstaben ein Namen: Struben

JOS. CL. LOHR:

Die Flaggenparade

Ich war noch ein blutjunger Kerl. Mit siebzehn Jahren kam ich zu meinem Frontregiment, war der Säugling des ganzen Regiments und das beliebteste Photoobjekt des Divisionspfarrers. Gehörte zu dem ersten Schub Freiwilliger, die für den Ausfall der Ersatzreservisten einspringen mußten Nach einem Gewaltmarsch von Douai nach Vimy füllten wir notdürftig die Lücke, die der Vormarsch und zuletzt der Vimyrücken in den Mannschaftsbestand gerissen hatte Wir hatten noch nicht richtig verschnauft, kaum unsere Klamotten getrocknet und die Vorgesetzten kennengelernt, als die Kompanie ablösen mußte

Immer noch genügte unsere Anwesenheit nicht! Bayerische Chevaulegers die auf Wagen heranrasselten, soweit der Feind und die Sicht es gestatteten, mußten die Grabenbesatzung verstärken Auf sechs alte Reiter trafen zwei Infanteristen.

Im Graben, damals noch notdürftig miteinander verbundene, mannstiefe Löcher, schmissen sich die Kavalleristen in die vorhandenen Erdlöcher, bremsten und ließen uns Neulinge die Nacht im Regen abstehen. Es waren meistenteils Leute, Reservisten die schon das dritte Jahr in der Uniform steckten:

„Schiebt's Posten, Krummstiefel!" raunzten sie uns Mutwillige an. Und wir schoben Wache vom Abend zum Morgen.

Eine Nacht im Graben ist länger als zu Hause im Bett und das Wasser eiskalt in dieser meernahen Gegend. Sie bekamen gar bald kalte Füße und krochen heraus aus den Löchern. Trampelten sich unter Schimpfen und Schelten die Knochen gerade, schlugen die Arme gymnastisch über die Brust und vertrieben sich krampfhaft die Zeit. Tagsüber hatten sie ihren Sport: Schießen, das konnten sie, die Bauernsöhne aus dem Wald, dem hohen Gebirge und ihrer dreijährigen Friedensausbildung. Ihr Leutnant, ein drahtiger, schneidiger Bursche, baumlang und dürr mit richtigen Reiterbeinen, der in dem Abschnitt regierte, machte es vor. Er kümmerte sich keinen Deut um die Herren Franzosen, stiefelte am hellichten Tage auf der Böschung herum, kurz: der Krieg war seine Passion

„Kerls, ich habe eine feine Idee!" meinte er eines Tages, als er an dem ewigen Einerlei kein Vergnügen mehr fand, zu zwei handfesten Männern richtigen Rowdies, die Spaß hatten an einer zünftigen Schlägerei mit Maßkrügen und Haselnußstecken.

„Des haut, Herr Leitnant, freili, freili, gar nimmer schö' is's!" begeisterte sich Sepp Gschwandtner, obwohl er noch gar nicht wußte, was los war. Wenn aber sein Leutnant eine Idee hatte, dann war das schon richtig. Für ihn wäre Sepp durch die Hölle geritten.

Da saßen sie nun die drei, der Leutnant, der Sepp und der Unteroffizier Schmalzbauer, in einem dreckigen Loch und tuschelten, wisperten, klatschten sich auf die ledernen Reiterhosen und lachten. Dann verschwand Schmalzbauer für einige Stunden aus dem lausigen Graben. Am Abend kam er wieder zurück und verbarg etwas unter dem speckigen Mantel

„Sakra, sakra, der Mond!" philosophierte Sepp und rieb sich das Kinn. „Schaug'st, daß d' weiterkimmst! Mir können di' net brauch'n heut nacht!" schimpfte er.

Es wurde Nacht. Der Leutnant ließ im Graben durchsagen, daß von 10—12 nicht geschossen werden dürfe, dann kletterten die drei über die Grabenwand, man sah noch kurz ihre Silhouetten beim Übersteigen des noch reichlich provisorischen Drahtverhaus dann waren sie unseren Augen entschwunden Ab und zu pfiffen Infanteriegeschosse über uns weg, eine Leuchtkugel stieg kerzengerade zum Himmel, schwankte über das Vorfeld, sonst geschah nichts Nach einer knappen Stunde kamen sie wieder zurück

Am anderen Morgen, wir glaubten zu träumen, wehte auf der Böschung des französischen Grabens die deutsche Flagge, lustig und munter schaukelte sie im flandrischen Wind Im Graben standen die drei und lachten über ihr gelungenes Werk „Gell, da schaugt's, ihr Hammel, wenn's des nachmach'n könnt's, dann seid's erst Soldaten!" belehrte uns Sepp Der Leutnant stand grinsend dabei.

Den Graben hinauf und hinunter bis Carency und Tilloy sprach man davon, dem Husarenstück der drei Chevaulegers. Schnell kam im November die Nacht und ein anderer Tag.

Diesmal machten wir verdammt lange Gesichter. Eine große, blauweißrote Trikolore flatterte seelenruhig auf unserer Böschung. Es gab ein heiliges Donnerwetter. Scheel und mißtrauisch betrachteten wir die feindlichen Farben Es kam an die große Glocke Die Stäbe erfuhren davon und redeten mit, und wenn Stäbe reden, man weiß ja .

Wie war das möglich? Wer war verantwortlich wer der schuldige Teil! Man schimpfte von oben herunter auf die Unaufmerksamkeit der Posten im Graben, den Leichtsinn der Kontrollorgane der Leutnant schmunzelte und zuckte die Achseln Von Stäben schien er nicht viel zu halten

Nur uns jungen Burschen juckte das Fell Was uns die Alten da vorgemacht hatten, das konnten wir auch. Leise klopften wir bei Schmalzbauer an, aber der winkte ab. Was blieb übrig. Der schlaksige Leutnant mußte Verständnis haben für uns. Und hatte es auch: „Geht nur, Jungens, halb so wild die ganze Chose. Ein fixer Kerl kommt überall durch!"

Franz Hofer, Student der Mathematik, und ich wollten los den kommenden Abend. Am Nachmittag ging ich zurück zu den Pionieren nach Neuville und holte die Fähnchen. Am Abend krochen wir aus dem Graben Der Leutnant deutete noch mit der Hand irgendwohin in die finstere Gegend Wir waren schon viel zu sehr erregt, um darauf zu achten Bald lag der Drahtverhau hinter uns, wir krochen im verlassenen Niemandsland. Feindwärts, oben am Halse, überlaut, schlug unser Herz.

„Hierher, hierher, da ist der kürzere Weg!" flüsterte Hofer. Ein Hüsteln erschreckte uns, wie verwachsen mit dem klitschigen Boden lagen wir still. Eine Patrouille, ein Sappenkopf? Wir merkten uns die gefährliche Lage, schlugen einen weiten Haken um die feindliche Sappe und stießen auf den Drahtverhau der Franzosen Lagen still. Im Graben herrschte lebhaftes Treiben, man hörte Schritte, die fremden Laute drangen ans Ohr, wir lauschten wie gehorsame Kinder den Lehrern und schoben uns millimeterweise näher heran. Immer die Fähnchen in Händen. Schon war der gewachsene Boden zu Ende, die aufgefüllte, aufgeschüttete Erde fühlte sich locker an, der Graben war nahe, zum greifen. Ich stieß Hofer mit dem Absatz in die Hüften, er schlug zurück, wir hatten verstanden. Jetzt teilten wir uns, jeder kroch in anderer Richtung den Graben entlang, die Fähnchen zu stecken.

Plötzlich ein Rascheln und Poltern, Hofer hatte an eine leere, aus dem Graben geworfene Blechbüchse gestoßen. Sofort schossen die Posten, zischend fuhr eine Leuchtrakete in die Höhe, Rufe erschollen. Zum Glück lagen wir im toten Winkel des Grabens. Wir hatten die Nasen im Dreck, ein MG. belferte über uns weg. Die Hölle war los, nur in unserem Graben rührte sich nichts.

Jetzt aber fort, sobald sich der Gegner etwas beruhigt. An der Stelle, an der wir uns trennten, trafen wir uns und rannten dem hellen Streifen entlang, der zu unserem Graben hinführen mußte, die französische Sappe. Wir liefen mitten hinein. „Oh, mon dieu!" brachte vor Schreck der Posten heraus, dann hatte ihn Hofer am Kragen.

„Bon, bon", stieß er zwischen den Zähnen hervor und rannte mit uns. Rannte dem Krieg auf und davon! Er hatte es furchtbar eilig. Die Kugeln, die man uns nachsandte, trafen vorbei, und atemlos plumpsten und rutschten wir hinein in unseren Graben

Der Leutnant empfing uns: „Donnerwetter! Ihr seid aber Kerls!", und lachte. Der Hauptmann, der strahlte. Der Major bestrafte uns mit „Stubenarrest", weil wir sein Verbot überschritten, der Herr Oberst überreichte zwei Eiserne Kreuze.

Am meisten aber staunten am anderen Morgen die Chevaulegers über die sechs ausgewachsenen Fähnchen, die flatterten drüben zur Morgenparade. Für sie alle sprach Sepp, dessen Respekt wir uns erkauft und verdient hatten: „Sakra, sakra, solchene Lausbub'n! Da legst di nieder! Uns a so zu blamier'n . . so aus-g'schamte Lackeln . . ."

Verfehlt!

Ein Hoflakai kam einst auf den Gedanken Friedrich dem Großen zu seinem Geburtstag einen Glückwunsch in Versen zu überreichen und ließ sich ein dementsprechendes Poem von einem Reimschmied anfertigen, der sich alle Mühe gab, die alltäglichsten Gedanken zu schwülstigen, langweilig-breiten Versen zu verarbeiten.

Friedrich rief nach Durchsicht dieses Machwerkes den Spender und fragte streng: „Hat Er das Zeug selbst verfertigt?"

„Nein, Euer Majestät", war die zitternde Antwort.

„Das ist Sein Glück, sonst hätte ich Ihn ins Tollhaus bringen lassen. Da, nehm' Er etwas für den guten Willen" — und er reichte ihm einige Goldstücke — „aber laß Er sich's nicht beifallen, mich im nächsten Jahr in gleicher Weise zu inkommodieren" M. W.

Das Urteil

Graf Brühl, der unter August dem Starken Kabinetts- und Premierminister von Sachsen war, besaß ein wahres Magazin an Kleidungsstücken und Luxusgegenständen. Er nannte nicht weniger als zweihundert Paar Schuhe, 500 Anzüge, 800 gestickte Schlafröcke, 102 Uhren, 843 Tabatieren, 87 Ringe, 67 Riechfläschchen, 29 Kutschen und 1500 Perücken sein eigen.

Friedrich der Große, dem man diese Liste vorlas, hob mitleibig die Schultern und sagte:

„Ja, ja. Fünfzehnhundert Perücken und keinen Kopf." R. H.

ANEKDOTEN

Pegasus und Korkenzieher.

Bei Strindberg war gerade wieder einmal die Schaffensperiode eingetreten. Er eilte deshalb schon frühzeitig ins Arbeitszimmer. Sein Blick glitt musternd über die Platte des Schreibtisches. Plötzlich wurde er verstimmt, rief seine Wirtschafterin und sagte wütend:

„Was ist nun das wieder für eine Wirtschaft; sobald ich anfangen will zu arbeiten, fehlt immer was!"

Die Wirtschafterin überblickte schnell die Situation, machte schleunigst wieder kehrt und sagte im Weggehen: „Entschuldigen Sie, Herr Strindberg, sofort bringe ich den Korkzieher!" K B

Keller ist nicht zu trösten.

Gottfried Keller, der große Schweizer Erzähler, beklagte sich einst bei einem Züricher Pfarrer über die Bosheit, die er von einem seiner Nachbarn zu erdulden hatte

„Verzeihen Sie ihm", sagte der Pfarrer, „Sie wissen ja, wenn er auf dieser Welt nicht dafür bestraft wird, so wird er im Jenseits um so härter büßen müssen."

Keller war durch diese Worte nicht versöhnt

„Alles recht schön", sagte er, „aber was ist, wenn sich der Kerl auf dem Sterbebett noch bekehrt?" R H.

Das Urteil.

Ein junger Schweizer Dichter hatte einen Band Gedichte veröffentlicht und ein Exemplar davon an Gottfried Keller gesandt. In einem Begleitbrief erbat er sich in höflichen Worten das Urteil des Meisters über sein Werk.

Keller nahm das Bändchen, blätterte darin, las hier ein Gedicht und da eines und steckte es schließlich wieder in den Umschlag. Dann legte er noch einen Zettel bei, auf dem er vermerkt hatte:

„Ihr Werk ist eines jener Bücher, die man stets mit Vergnügen aus der Hand legt." R. H.

Fernkontrolle.

Richard Strauß hatte in Leipzig ein Gewandhauskonzert geleitet, das durch den Rundfunk übertragen worden war. Nach der Aufführung gaben ihm die Veranstalter ein Essen. Während des Mahles meldete ein Kellner, Strauß möge ans Telephon kommen, es wäre ein Ferngespräch für ihn da. Als er nach wenigen Minuten zurückkam, stand ihm deutlich eine Zornesfalte im Gesicht, so daß ein Teilnehmer des Essens besorgt fragte, ob er Unannehmlichkeiten gehabt habe

Strauß wehrte ärgerlich ab: „Ach, das war nur meine Frau. Sie rief von zu Haus aus Garmisch an und schimpfte: ich hätte schlampig dirigiert!" H M

Der Patriot.

Als der spanische Maler Zuloaga noch unberühmt war, empfing er eines Tages den Besuch eines Kunsthändlers

„Sehen Sie, Señor", sagte der Maler, „dieses Bild hier hat das Entzücken eines reichen Amerikaners erregt: er bot mir fünfzigtausend Dollars dafür "

„Was Sie nicht sagen" schmunzelte der Händler „Ich kann Ihnen leider nur 50 Peseten dafür bieten "

„Nehmen Sie es!" fiel ihm Zuloaga ins Wort. „Ich will nicht, daß Spanien ein so bedeutendes Kunstwerk ans Ausland verliert!" F. H

Schleiermacher, die Mädchen und die Soldaten.

Schleiermacher der bekannte Prediger an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin, saß an einem Nachmittag bei Freunden beim Kaffee, und man fragte ihn, wie es wohl zugehe, daß soviele Soldaten, nicht etwa dienstlich, sondern freiwillig unter seiner Kanzel säßen. Da lächelte Schleiermacher leise und erwiderte: „Es ist richtig, die Kirche ist immer sehr voll; aber Ihr habt doch wohl nicht richtig zugesehen. Es sind nämlich auch sehr viele junge Mädchen darin, und ich vermute, daß diese wegen der Soldaten und die Soldaten der Mädchen wegen kommen"

Da stand ein junger Fähnrich auf und sagte: „Herr Hofprediger, ich will ganz ehrlich sein. Natürlich freue ich mich darauf, an jedem Sonntag die junge Dame, der ich sehr geneigt bin, bei Ihnen zu sehen; aber ich käme auch ohne sie; denn Sie verstehen die Menschen, wie Sie das eben wieder bewiesen haben, und geben mir immer etwas mit, was mir in meinem manchmal nicht ganz leichten Soldatendienst oft geholfen hat"

„Na", meinte Schleiermacher „wenn nun die junge Dame auch so freundlich über meine Predigten denkt, bin ich wirklich ein geistlicher Heiratsvermittler Wozu solch eine Kanzel doch gut ist" G R.

Dem Feind die Brust

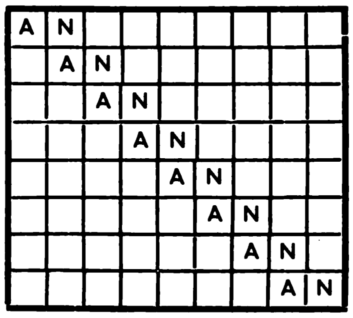
Kurfürst Christian II von Sachsen hatte eine Vorliebe für ein Original gefaßt den Wittenberger Professor Taubmann, der so drastische Späße machte, daß er eigentlich wie ein Hofnarr wirkte. Er durfte sich auch sehr viel gegenüber seinem fürstlichen Herrn herausnehmen, machte aber alles mit wirklichem Witz, ja mit Klugheit

Einmal hatte er sich aber doch die Gunst des Herrschers verscherzt und war vom Hofe verwiesen worden. Beim nächsten Fest war er aber doch wieder da und trat auf den Kurfürsten zu, der ihm sofort den Rücken wandte. Da rief Taubmann „Gott sei Lob und Dank, ich werde also nicht als Feind behandelt!"

„Was soll das?" sagte erstaunt der Kurfürst — „Nun", antwortete Taubmann, „Eure Gnaden würden doch niemals einem Feind den Rücken kehren" Das Wort gefiel, und dem Kobold ward wieder einmal verziehen A R

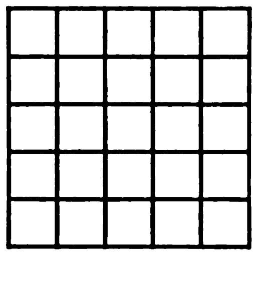
RÄTSEL

Füllrätsel



Die Buchstaben: a a a a b c d d d e e e e e e e e e g g h h h h i i k l l m m n o o p p r r r r r s s s s t t t t t t t u u w y sind so in die leeren Felder zu setzen, daß folgende Wörter entstehen. 1. belg. Hafenstadt, 2. Gebärdenspiel, 3. Banner, 4. chines. Hafenstadt, 5. Oper von Carl Maria von Weber, 6. span. Tanz, 7. Nordseeinsel, 8. Landschaft in Zentralasien.

Magisches Quadrat



Die Buchstaben: a a a a a a a a a e e g i l l n r r r r s s s t t sind so in die Felder zu setzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen.

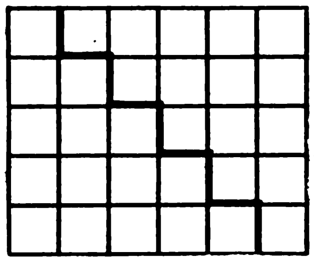
1. Gebirge in Afrika, 2. päpstl. Krone, 3. Maschinenteil, 4. Kampfplatz, 5. Ort in Böhmen.

Zahlenrätsel

1	8	9	10	3	11	8	2	Blume
2	6	7	4	2				Reptil
3	8	8	12	4	3	11	13	Selbsttäuschung
4	6	7	9	13	10	9	12	sächs. Bad
2	8	2	14	15	5	9		griech. Sagengestalt
5	9	14	2	15	2			Feuerwerkskörper
3	8	16	2	13	9	12		Nebenfluß der Elbe
6	7	9	16	3	4	4	11	deutscher Dichter † 1838
7	9	1	2	13				Nibelungengestalt

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben den Gründer des Vandalenreiches in Nordafrika.

Treppenrätsel



Die Wörter bedeuten: a) bis zur Treppe, b) nach der Treppe, c) zusammen. 1. a) Konsonant b) Nebenfluß der Donau, c) deutsche Altistin. 2. a) Abkürz. eines akadem. Titels, b) Flußname, c) Fabeltier, 3. a) Wurfspieß, b) engl. Insel, c) männl. Vorname, 4. a) Hottentottendorf, b) franz. Artikel, c) tierischer Körperteil, 5. a) Bratrost, b) Pokal, c) Insekt.

Silbenrätsel

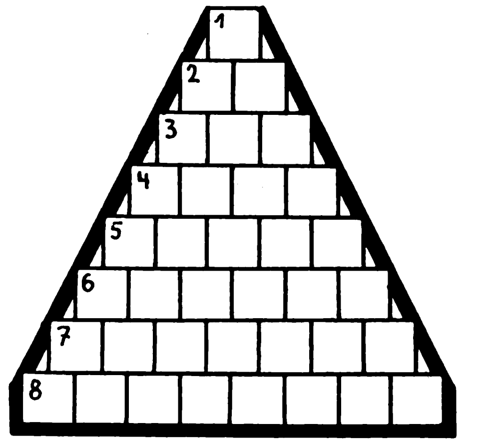
Aus den Silben:

brid — burg — cam — che — dak — de — de — e — en — es — ex — frau — ge — ger — he — in — in — ips — kur — la — land — land — le — lek — lus — mag — man — mar — mar — men — ne — ni — no — nist — on — pe — que — ran — re — ro — rot — ruß — sa — schuh — si — spei — tät — tel — ter — ti — ti — ti — ti — to — tow — tri — ty — vel — wich — zi

sind 19 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben von oben nach unten gelesen einen Sinnspruch von Fuege ergeben.

1. griech. Versfuß, 2. Naturkraft, 3. europ. Staat, 4. Schokoladenfabrik, 5. engl. Stadt, 6. afrikan. Negerstamm, 7. franz. Lyriker †, 8. russ. Küstenprovinz, 9 franz. Antilleninsel, 10. deutsche Stadt, 11. Radteil, 12. brandenburg. Kreisstadt, 13. Welthilfssprache, 14 Orchidee, 15. Ausflug, 16 engl. Industriestadt, 17 Erzählung, 18. Widerruf, 19. Facharzt.

1 .... 11 ....
2 .... 12 ....
3 .... 13 ....
4 .... 14 ....
5 .... 15 ....
6 .... 16 ....
7 .... 17 ....
8 .... 18 ....
9 .... 19 ....
10 ....



In jede waagrechte Reihe trage man ein Wort nachfolgender Bedeutung ein, das aus den Buchstaben des vorhergehenden Wortes und einem neu hinzuzufügenden zu bilden ist. 1. Abkürzung für Süden, 2. Parteigliederung, 3. Nebenfluß der Weichsel, 4. Bürde, 5. Tierwohnung, 6 Untugend, 7. feine Fleischspeise, 8. Straßenbelag.

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Schnur, Epidermis, Kadaver, Verdienst, Entdeckung, Stiefel, Streife, Schein, Stunde, Edda, Fußleiden, Abend, Tender, Staender, Gigli, Fuchsie, Einbeere, Robert, Kornmagazin, Aussatz sind je 3 Buchstaben zu entnehmen, die, aneinandergereiht, einen Ausspruch Goethes ergeben. ch = 1 Buchstabe.

Rösselsprung

tut	noch	dem	daß	von
an	ist	weis	am	kum
mich	ach	was	her	es
freut	sel	sich	pen	mei
ver	pack	stan	wech	zen

Kettenrätsel

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20 21 22 23 24 25 26 27 28 29 30 31 32 33 34 35 36 37 38 39 40 41. — An Stelle der Zahlen sind Buchstaben zu setzen, so daß sich wie eine geschlossene Kette Wörter nachstehender Bedeutung ergeben: 1—5 philosophischer Begriff, 3—6 nordisches Tier, 4—8 deutscher Dichter, 6—10 Stadt in Brandenburg, 9—12 Schwimmvogel, 11—15 Singstimme, 13—16 Himmelsrichtung, 13—19 geographischer Punkt, 17—21 europäisches Land, 19—22 Fluß in Sibirien, 21—24 Teil des Rades, 22 bis 25 bayerischer Minister unter Ludwig I., 24—28 See in Rußland, 26—28 Erdart, 26—30 großes Gefäß, 29—32 Edelgas, 31—35 Verwandter, 33—37 Maurerwerkzeug, 34—37 Längenmaß, 36—38 Männername, 38—40 schwedische Münze, 39—1 Liebesgott, 40—2 Rose.

Lösungen der Rätsel aus Folge 42:

Magischer Großdiamant: 1. Ern, 2. Erwin, 3. Nil, 4. Air, 5. Aster, 6. Ter, 7 roh, 8. Mosel, 9. Hel, 10. Ehe, 11. Rhein, 12 Eis. ✱ **Verschieberätsel.** Troost, Bier, Sauerbruch. ✱ **Zerlegerätsel:** 1. Zweck, 2. Namur, 3. Recht, 4. Kasernen, 5. Kent, 6 Fabel, 7. rund ✱ **Rätselgleichung:** A) Deut, B) Schlange, C) Radius, D) Gerau, E) Ast, F) As, G) Wein, H) Zeder, I) Enz. K) Leinen, L) Ewald, M) Elan, N) Lena, O) Land, P) Turm, R) Acht, S) Ur, X) Deutschland ist wieder eine Weltmacht. ✱ **Es fehlt der Kopf!** Damm, Igel, Elster, Elba, Rosenberg, Sockel, Taverne, Eber, Halm, Ingrid, Lamm, Farn, Elfe, Meyerbeer, Usedom, Segen, Sage, Alster, Umberto, Siegen, Dorn, Ebro, Rauch, Eden, Insel, Garn, Edel, Nudel, Einhorn, Nord, Kamm, Reise, Angel, Fest, Torf, Korn, Oder, Maler, Maus, Engel, Nagel. Die erste Hilfe muß aus der eigenen Kraft kommen. ✱ **Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 1 Belt, 4. Lore, 8. Idee, 9. Eris, 10. Rhodos, 12. Lanze, 14. Honig, 17. Rekord, 20. drei, 21. Erik, 24. Stresa, 26. Kamee, 28 Lasso, 31 Basalt, 34. As, 35. Elsa, 36. Opus, 37. leer, 38. Mime. — Senkrecht: 1. Billard, 2 Edda, 3. Terz, 4. Leo, 5 Orden, 6. Rio, 7. Esseg, 11. hehr, 13. Nike, 15. Oder, 16. Ibis, 18. Erda, 19. Oise, 22. Reis, 23. Karosse, 25. Tell, 26. Kobel, 27. Messe, 29. Atom, 30. Saum, 32 Ale, 33. Aar ✱ **Silbenrätsel:** 1. These, 2. Lorbeer, 3 Elis, 4. Wermut, 5. England, 6. Garibaldi, 7. Idee, 8. Rorschach, 9. Birke, 10 Entenei, 11. Usedom, 12. Erika, 13. Ingolstadt, 14. Donau, 15. Nieren, 16. Neufundland, 17 Abend. Erst die Heimat und dann die uebrige Welt. ✱ **Vokallos:** Arbeit meisterte das Schicksal, Arbeit wird das Schicksal meistern. ✱ **Umstellungsrätsel:** Delta, Insel, Espe, Alpen, Chlor, Serie, Ecker, Baude, Ernte, Regie, Lachs, Iran, Nebel, Reise, Oberst, Mehl, Ister, Stoa, Talent, Unrat, Nerz, Junge, Ehre, Ranke, Serbe, Torf, Otter, Eimer, Runzel, Barre, Arsen, Rauch. Die Achse Berlin—Rom ist unzerstoerbar.

Schach Beobachter

Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

6. Wettkampfpartie

um die Schachweltmeisterschaft

Angenommenes Damengambit

Weiß: Dr. Aljechin	Schwarz: Dr. Euwe		
1. d2—d4	d7—d5	13. Db3—c2	De7—c5
2. c2—c4	c7—c6	14. Sd4—f5	Sd7—e5
3. Sb1—c3	d5×c4	15. Lc1—f4	Sf6—h5
4. e2—e4	e7—e5	16. Lc4×f7†[2]	Ke8×f7
5. Lf1×c4	e5×d4	17. Dc2×c5	Lf8×c5
6. Sg1—f3!	b7—b5[1]	18. Lf4×e5	Tb8—b5
7. Sc3×b5!	Lc8—a6	19. Le5—d6	Lc5—b6
8. Dd1—b3	Dd8—e7	20. b2—b4	Th8—d8
9. 0—0	La6×b5	21. Ta1—d1	c6—c5
10. Lc4×b5	Sg8—f6	22. b4×c5	Lb6×c5
11. Lb5—c4	Sb8—d7	23. Td1—d5	Schwarz
12. Sf3×d4	Ta8—b8		gibt auf.[3]

[1] Da Figurenopfer anzunehmen ist zu riskant. Es könnte folgen: 6. . . ., d4×c3; 7. L×f7†, Ke7; 8. Db3, Db6; 9. L×g8!

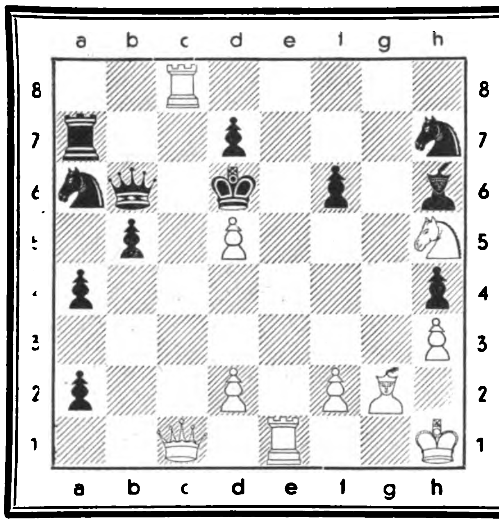
[2] Zwingender wäre 16. L×e5 mit der Folge D×e5; 17. Le2 mit Doppelangriff auf h5 und c6!

[3] Eine gute Leistung Aljechins.

Aufgabe (Urdruck)

Von M. Burdack, Hormersdorf

Schwarz: Kd6. Db6, Ta7, Lh6, Sa6, Sh7, Ba2, a4. b5, d7. f6, h4 (12).



Weiß: Kh1, Dc1. Tc8, Te1, Lg2, Sh5, Bd2, d5, f2, h3 (10).

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 39

Zweizüger von H. Jühe, Mühlberg-Soest.

Weiß: Kb3. Dg7, Tc5, Te5, La6, Lh8, Bf2, f3 (8)

Schwarz: Kd4, Sd5. Sf6, Bb4, c6. d6, e6, f4 (8)

1. Dg7—h7! K×e5; 2. De4‡. 1. . . ., K×c5; 2. Da7‡ usw.

Richtig gelöst: L. Hohensee, Berlin W; Herb. Schulz, Bln.-Neukölln; Dr. Münch, Bocholt; P. Schurig, Sebnitz; M. Templin, Friedensstadt; Pfr. Reinisch, Leipzig; J. Astner, Altenmarkt; K. H. Horn, Hannover; M. Loch, Berlin N; A. Seber, Trier; A. Hofmann, Chemnitz; P. Knörrchen, Bln.-Steglitz; H. E. Gießler, Philippsburg; F. K. Lüdtke, Berlin NO; J. Herwig, Gotha; H. Dühmert, Berlin NO; F. Holzhaider, Miesbach; K. Westermann, Bremen; F. Jung, Grünberg; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; Dr. Mederle, Hof; K. Schmidt, Detmold; C. Jung, Cuxhaven; H. Rudloff, Güstrow; Dr. Lenz, Obermockstadt; Frieda Wender, Grünberg; A. Brandes, Mayen; P. Fröhlich, Schmirchau; H. Koch, Wagenfeld, L. Sinn Krefeld; B. v. Puttkamer, Kl. Reetz; B. Brückner, Kitzingen; W. Wellner, Wenden; P. Voigt, Magdeburg; G. Schubert, Bln.-Weißensee; M. Jansen jun., Köln; W. Schnelle, Bln.-Friedenau; Dr. G. Kahl, Bartenstein; E. Kammerer, Tübingen; P. Rock, Wallerfangen; O. Jünke, Rhoda; A. Sohn, Rottweil. J. Goller, Ebersberg; H. Behr, Bln.-Zehlendorf; Dr. E. Weber, Stuttgart; F. Fleck, Lindau; J. L. Pollach, Nürnberg; O. Brandt, Sangerhausen; P. Schulz, Kussow; B. Stadtmann, Erfurt; K. Häder, Ebersbach; Ebeling, Potsdam; Dr. K. Schmidt sen., Neunkirchen; W. Fenchel, Gau Odernheim; Dr. W. Krause, Hildesheim; K. Kannenberg, Renkersleben; H. Bielicke, Quolsdorf; E. Mombaur, Solingen-Ohligs; G. Peipers, Eckardtsheim; E. Ilgen, Mandeln; P. Wylega, Staßfurt; Ch. Ellrich Spangenberg; H. Schmidt, Katzenfurt; F. Lichtenberg, Köln-Mülheim; H. Späth, Solingen; E. Brand, Plettenberg; Ch. Ginader, Endorf; Dr. W. Bofinger, Feuerbach; M. Burdack, Hormersdorf; Folge 38 u. 39: F. Büttner, Fürth i. B.; B. Genz Guben.

HUMOR

Zwei Jungen spielen am Strand. Fern am Horizont fährt ein Schiff vorüber, dessen Flagge man mit bloßem Auge nicht erkennen kann. Erklärt der eine Junge:

„Sieh mal, ein Schotte!"

Fragt der andere: „Woher weißt du?"

Antwortet der erste: „Ist nicht eine einzige Möwe dahinter!"

*

„Ich möchte gern deine Schwester sprechen, mein Junge."

„Sie hat Sie schon erwartet."

„Wirklich? Hier hast du eine Mark. Aber sag' mal, woher weißt du denn, daß sie mich erwartet?"

„Sie ist eben fortgegangen."

*

„Nein", erklärte das junge Mädchen, „ich kann Sie nicht heiraten, Sie sind mir zu primitiv!"

„Oh", erwiderte der junge Mann, „aber bei später steigendem Einkommen verwischt sich das!"

*

Das Schiff verließ den Hafen und gewann die freie See, die recht stürmisch war. Kapitän Johannsen ging in den Speisesaal und hielt zur Feier des ersten Diners eine Rede: „Ich freue mich, meine Damen und Herren, Sie zu begrüßen und . und hoffe, daß uns, meine Herren, eine schöne Fahrt bevorsteht. Wir sind gerade 30, wie ich sehe . . . Pardon 22, und wir wollen wir 15 standhafte . . . 10 standhafte Männer, sage ich, uns das Essen recht schmecken Steward, räumen Sie ab und bringen Sie mir mein Diner in meine Kajüte!"



Der Schiffbrüchige.
„Gott sei Dank, ich sehe Land!"
Zeichnung: Willy Kleppe

Bobby hat Gäste eingeladen. Vergeblich bemüht sich sein Tischnachbar, ihn in ein Gespräch zu ziehen. Endlich glaubt er einen günstigen Anknüpfungspunkt gefunden zu haben, als im Nebenzimmer Klaviermusik ertönt. Er wendet sich an Bobby mit der Frage: „Spielen Sie Klavier?"

„Nein", erwidert Bobby, „dies ist nur das Radio!"

*

Der alte Kapitän Petersen war ein guter Kerl, aber saugrob. Einmal meldete sich bei ihm der neue Schiffsjunge. „Na, warum gehst du durchaus zur See?" fragt Petersen, „natürlich die alte Geschichte, bist'n Faulpelz, 'n Taugenichts, also stecken dich die Eltern aufs Schiff?"

„Nein", antwortet der Bengel, „das hat sich seit Ihrer Zeit alles geändert!"

*

Bemmer will seiner Frau eine Küchenuhr schenken.

Bemmer geht in den Laden: „Aber, bitte nicht zu teuer!"

„Hier", sagt der Uhrmacher, „wie gefällt Ihnen diese? Acht-Tage-Werk!"

Meint Bemmer zögernd: „Ach nein, etwas dauerhafter möchte ich die Uhr doch haben!"

*

Onkel Müller besucht seinen Neffen Karl, der in Würzburg studiert:

„Nun, Karl, was gedenkst du nach deinem Examen zu tun?"

„Ach weißt du, ich werde es dann noch zum zweiten Male versuchen."



Ein Philosoph verrät:

Wie wird man 100 Jahre alt?

Diese immer wieder die Menschen bewegende Frage behandelt der 10. Bericht unseres in die Heimat der „SPÄTLESE O/M" entsandten Sonderberichterstatters.

Wer viel in der Welt herumkommt, wird immer in jedem Land ein Fleckchen finden, zu dem er sich — oft unerklärlich — irgendwie hingezogen fühlt.

So geht es mir mit Xanthi, einem idyllischen Städtchen in Griechenland, das mit seinen weißen Häusern den Saum der Berge schmückt.

Mitten auf dem Marktplatz, im Gewühl von Wagen und Menschen, stehen Hunderte von Stühlen und Tischen, an denen man nachmittags sitzt und seinen türkischen Kaffee trinkt oder seinen Mastix (Likör), immer wieder erfreut über den Blick auf den schönen Eingang der Moschee von Xanthi.

Ein greiser Limonadenverkäufer geht vorüber. Ich winke ihn an unseren Tisch und kaufe ein Glas dieser grellfarbigen gelben, grünen oder roten Limonaden.

Er muß schon sehr alt sein und ist so rüstig und frisch, obwohl er sicher sein ganzes Leben lang auf den Beinen ist.

„Verrate mir das Geheimnis deines hohen und gesunden Alters", bitte ich ihn durch den Dolmetscher.

„Es ist so einfach", antwortet er mir. „Dein Alter richtet sich nach deinem Leben: Bewege dich viel, sei wählerisch in deinen Genüssen!"

Sprach's und verschwand — ein moderner griechischer Philosoph.

Das scheint mir das beste Gesundheitsrezept zu sein: „Sei wählerisch in deinen Genüssen", wiederhole ich und mache einen tiefen Zug aus meiner „SPÄTLESE".

Sei wählerisch — in allem —, auch beim Rauchen!

Hier, diese kleine weiße Zigarette birgt die wertvollsten oberen Tabakblätter (Spätlese), die am — spätesten — geerntet werden, — denen die Sonne die köstliche Reinheit der letzten Reife schenkte.

Deshalb ist dieser edle, reine, ausgereifte Orienttabak auch so bekömmlich — denke ich — und zünde mir eine neue „SPÄTLESE" an, dem Rate dieses einfachen Philosophen folgend:

Sei wählerisch in deinen Genüssen!



4 ₰

SPÄTLESE O/M

Japanische Jugend im Training für die Olympischen Spiele:

Massentraining im Treppenlauf





Bild oben: Stafettenlauf auf der Tempeltreppe, eine Vorbereitung für die Olympischen Spiele.
Rechts: Massentraining im Treppenlaufen.

Aufnahmen: Kester (3), Mauritius (2).



„Schäferstunden" ohne Langeweile



Ein Schäfer hat sich einen Detektorempfänger selbst gebastelt; unter dem weiten Mantel verborgen, ist der Empfänger vor schlechter Witterung geschützt, ein zwei Meter langer Stock, in den Tiefen der Manteltasche verankert und an der Schulter festgebunden, dient als Antenne.



Film-WEISS



Der Bühnen-Kunsttanz, gewöhnlich als Ballett bezeichnet, hat seinen Weg schon längst zum Film gefunden und hier seine besondere Prägung erhalten, weil die Wirkung der rhythmischen Darbietungen sich auf der Leinwand anders zeigt als auf der Bühne des Theaters. Eine besondere Koloraturwirkung wird beim Film dadurch hervorgerufen, daß man innerhalb der Tanzgruppen Farbkontraste schuf; auf dieser Bildseite herrscht die Farbe weiß (und blond), deren . . .



. . . anmutige Vertreterinnen obiges Bild zeigt. Viele Köpfe, doch nur von dem einen Gedanken beherrscht, vollendete Tanzkunst darzubieten . . .



Sämtliche Aufnahmen: B. Fischer.

. . . wie wir sie auf dem Bild links sehen, das Anmut und Grazie in entzückender Vielfalt Gestalt werden läßt.

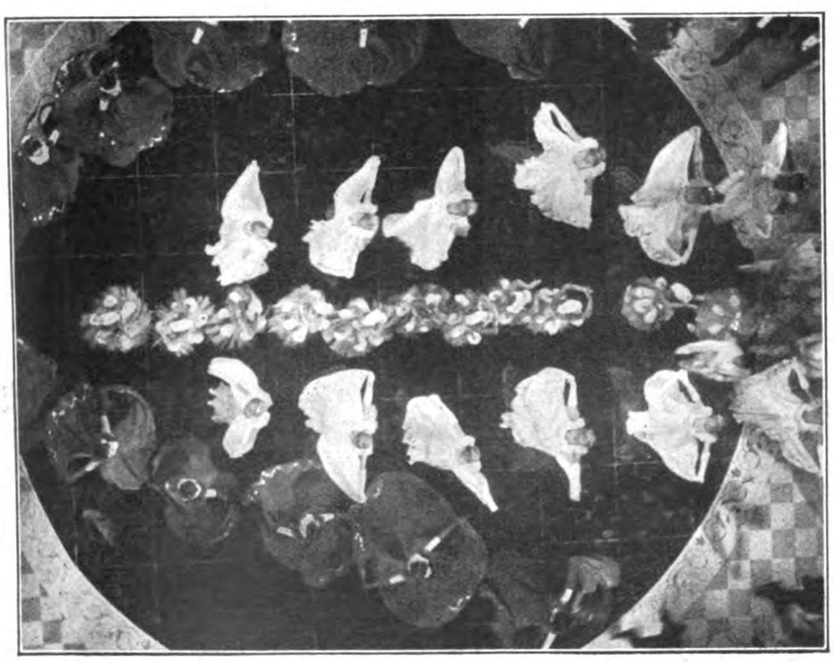
Ballett in SCHWARZ



Eine Ballett-Szenerie aus dem in Vorbereitung befindlichen Ufa-Film „Gasparone“ nach der bekannten Operette von Millöcker, der wegen der Eigenwilligkeit der Darstellung viel bewundert wird. Das Filmballett besteht aus Künstlerinnen, die nur für den Film arbeiten. Unten: Zusammenspiel von Schwarz und Weiß, das bezüglich des ungeteilten Beifalls immer „remis“ ausgeht.



Diese dunklen Sprühteufelchen vertreten die Farbe Schwarz; sie geben ihren „weißen“ Gefährtinnen nichts nach und können gleicherweise zuversichtlich sein, den Beifall und die Gunst der Bewunderer schöner Künste zu erringen, weil auch sie nur ein Gedanke beseelt: Leistung



Ein duftig-zartes Farbenspiel von Spitzen und Seide.

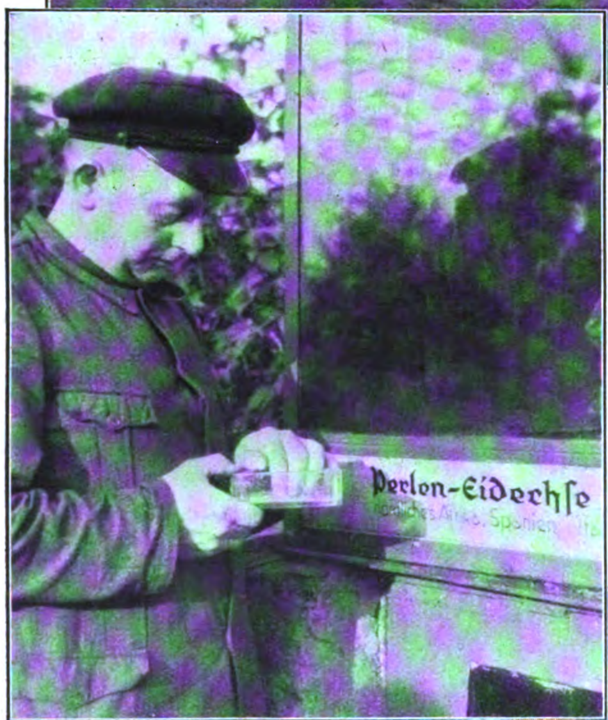




Der Miniatur-Zoo beherbergt nur kleine Tiere. Einheimische und exotische Tiere zeigen sich dem Besucher in ihrer natürlichen Lebensweise.

Ein Miniatur-Zoo

Das Werk von 30000 Arbeitsstunden nach Schicht



Der „Küchenchef" des kleinen Zoos beeilt sich nach Arbeitsschluß, zu seinen Tieren zu kommen, denn er weiß, daß die Tiere ihn sehnsuchtsvoll erwarten.



„Freunde des Miniatur-Zoo", nennt sich der Verein, der den Miniatur-Zoo in vielen tausenden freiwilliger Arbeitsstunden geschaffen hat.

Aufnahmen: S Balkin.



Rechts: Alle Arbeiten werden von den Vereinsmitgliedern, die sämtlich Handwerker und Arbeiter sind, eigenhändig ausgeführt.

Neun Düsseldorfer Arbeiter, schlichte Menschen, taten sich zusammen und widmeten jede freie Stunde ihrer Passion. Sie bauten sich aus kargen, zusammengesparten und gespendeten Mitteln einen richtigen Zoologischen Garten, den sie selbst pflegen und verwalten.

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12—2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Bern III 7205; Warschau 194121; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968; Den Haag 211846; Paris 190066; Brüssel 350797. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße; Swiss Bank Corporation, West End Branch, 11c, Regent Street, Waterloo Place, London S. W. 1. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39-41, Fernruf 20755 u. 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden.
[A B C D E F] D.A. III. Vj. 1937: über 685000 Stck. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig

12. JAHRGANG / FOLGE 44 / DONNERSTAG, 4. NOVEMBER 1937

Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22



Aufnahme: Weltbild

9. November



Der italienische Außenminister Graf Ciano empfängt den Stellvertreter des Führers bei der Ankunft auf dem Bahnhof in Rom
Hinter Graf Ciano: der deutsche Botschafter von Hassell; zwischen beiden: Exzellenz Starace.

Die Reise des Stellvertreters



Links: Die Ankunft der deutschen Abordnung in Bologna. Zu diesem ersten offiziellen Empfang hatten sich neben den Führern der Partei die Generäle des Standortes Bologna eingefunden.

Rechts: Auf der Fahrt von Bologna nach Rom Links von Rudolf Heß Reichsminister Frank; sitzend: Stabschef Lutze; hinter Rudolf Heß: sein Adjutant, Standartenführer Pintsch; rechts: Gauleiter Terboven





Vom Balkon des Grand Hotels in Rom aus mußte sich der Stellvertreter des Führers wiederholt der ihm zujubelnden Menge zeigen, die ihrer Begeisterung über den Besuch der deutschen Abordnung spontanen Ausdruck gab.

des Führers nach Italien

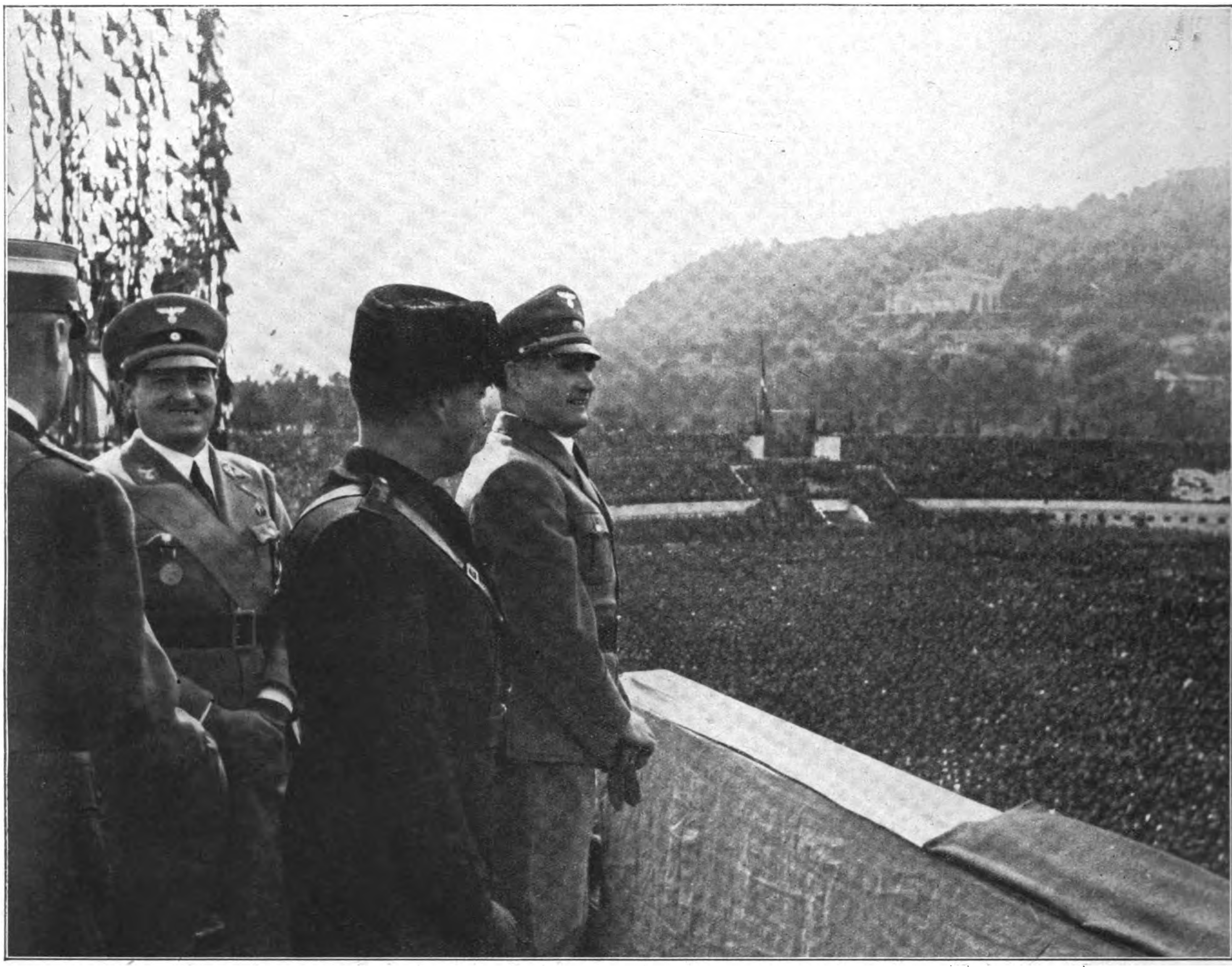


Links: Während des kurzen Aufenthalts des Zuges in Florenz wurden Rudolf Heß lebhafte Huldigungen durch die zum Bahnhof geeilte Bevölkerung dargebracht.

Aufnahmen: Fritz Boegner.

Rechts: Die deutsche Kolonie in Rom unter Führung des Landesleiters Ettel bereitete der deutschen Abordnung einen herzlichen Empfang.





Die Fünfzehnjahrfeier des Marsches auf Rom im Forum Mussolini. Rudolf Heß und Außenminister Graf Ciano, von Jubel umbraust, zeigen sich den hunderttausend versammelten Schwarzhemden. Ganz links: Botschafter von Hassell; rechts daneben: Reichsminister Frank



Der Stellvertreter des Führers im Gespräch mit dem Generalmusikmeister der Miliz, Blanc. Links von Rudolf Heß: der Chef des Protokolls Graf Cittadini; rechts von ihm: der Vizesekretär der Faschistischen Partei Dr. Gardini, Stabschef Lutze, Major Rapicavoli und Gauleiter Adolf Wagner.



Luftmarschall Balbo, Stabschef Lutze und Graf Cittadini in angeregter Unterhaltung.

Sämtliche Aufnahmen: Fritz Boerner.



Mussolini: „Es ist notwendig, daß ein großes Volk wie das deutsche Volk den Platz wieder erhält, der ihm gebührt und den es an der Sonne Afrikas innehatte!"



FEIER DES 40. GEBURTSTAGES VON REICHSMINISTER DR. GOEBBELS

Unser Bild zeigt den Führer, der sich in die Dienststelle des Ministers begeben hat, um seinem treuen, alten Mitkämpfer persönlich seine Glückwünsche zu überbringen. Links von Dr. Goebbels: Staatssekretär Funk, rechts von ihm: Brigadeführer Schaub.

Aufnahme: Weltbild

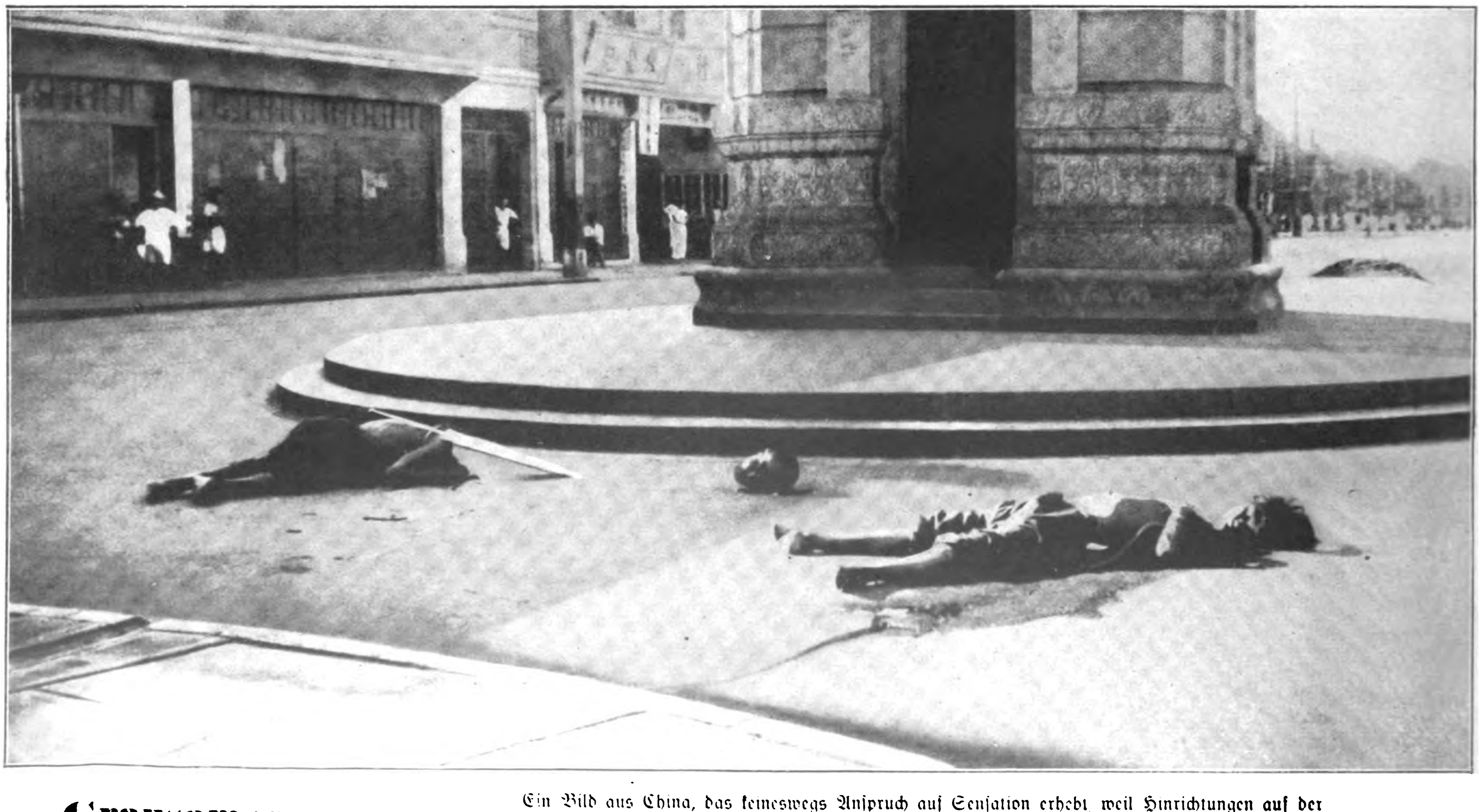




Bauern im Sowjetparadies

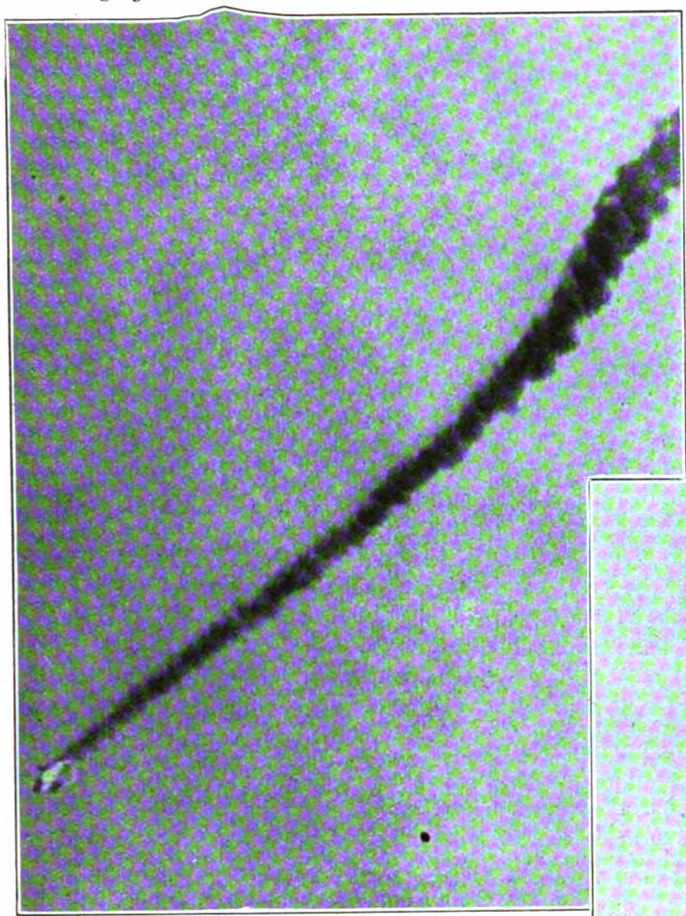
Dieses Bild, auf dem Lande in der Umgebung Moskaus aufgenommen, veranschaulicht sehr klar, wie es mit den Menschenrechten in Sowjetrußland wirklich bestellt ist. In welchem Staat, der Anspruch auf Zivilisation erhebt, spannt man Frauen wie Zugvieh vor einen Pflug? Der Antreiber, der nicht einmal den Pflug durch die Scholle führt, sondern nur mit leichtem Handgriff lenkt, ist selbstverständlich ein Jude. Das Bild im Kreis zeigt ihn deutlicher

Aufnahmen. Presse-Photo.



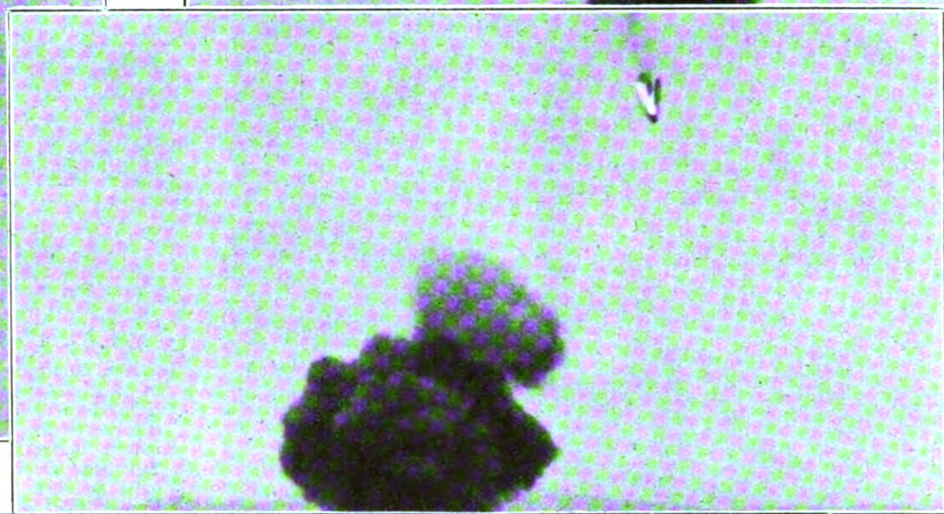
Grausames China

Ein Bild aus China, das keineswegs Anspruch auf Sensation erhebt, weil Hinrichtungen auf der Straße in China zu den Alltäglichkeiten gehören. Man legt die Köpfe der Hingerichteten daneben, wie man anderwärts auf einem Töpfermarkt den passenden Deckel zum Topf legt. Uns erscheint die Grenze eines etwaigen abschreckenden Beispiels (es soll sich um zwei Verräter handeln) weit überschritten.



Vom Dache eines Nankinger Hotels aus erfaßt ein Photograph mit der Kamera dieses aus einem japanischen Bombengeschwader abgeschossene Flugzeug im Augenblick der ersten Phase des Absturzes





Das abstürzende Flugzeug läßt in den ersten Sekunden noch eine dicke Rauchwolke hinter sich, allmählich wird der Rauch dünner.

12 japanische Bombenflugzeuge griffen ein chinesisches Kraftwerk an



Oben: Beim weiteren Absturz des Flugzeuges zur Erde verflüchtet sich der Rauch zu einem Fähnchen, während die Bombenabwürfe der übrigen Flugzeuge auf dem Boden dichte Qualmfontänen hervorrufen.

Links: Immer schneller schießt das getroffene Flugzeug dem Boden zu, während der Bombenhagel seinem eigentlichen Ziel, dem Kraftwerk (im Bilde links) immer näher kommt.



Die Bombenabwürfe werden konzentrisch weiter nach links verlegt.

Eines der angreifenden Flugzeuge wurde abgeschossen. Durch Zufall gelang es, den Absturz im Bilde festzuhalten

Aufnahmen: Associated Press.



Links: Das abstürzende Flugzeug (ganz rechts) hat jetzt fast den Boden erreicht.



Rechts: Die Bomben haben jetzt ihr Ziel erfaßt, und die japanischen Flieger setzen ungeachtet des Verlustes eines ihrer Bomber das Zerstörungswerk so lange fort, bis das strategisch wichtige Ziel ihres Angriffes vernichtet ist



DER



Bilder, die auch auf der großen Ausstellung „Der ewige Jude" in München zu sehen sein werden:
Der Typ des jüdischen Kunsthändlers im Deutschland des zweiten Reiches: Alfred Flechtheim, Inhaber der „Galerie Flechtheim", ursprünglich Getreidehändler in Odessa. Daß der Kunsthandel zu nicht geringen Teilen eine hebräische Familienangelegenheit in Deutschland war, ist bekannt. Die Perls und die Thannhauser, die Graupe und die Blumenreichs, die Goldschmids, Rosenbaums und Wallersteins, um nur bekanntere zu nennen, ließen eine deutsche Konkurrenz kaum aufkommen. Ein Blick in die Kunstadreßbücher der Systemzeit unterrichtet über die große Zahl der Kunsthandelsjuden

Links: Ein jüdischer Schieber, der jetzt andere Länder heimsucht, nachdem er einst Deutschland um 68 Millionen Mark betrog:

Julius (eigentlich Judko) Barmat mit Frau und Sohn

Dieser Sproß aus einer Lodzer Rabbinerfamilie, der als Siebzehnjähriger in Rotterdam ein Lotterieschwindelunternehmen aufmachte, dann in Amsterdam in Diamanten handelte, in Tulpen, in Häusern, schließlich in Lebensmitteln, wurde der Mäzen der sozialdemokratischen Bonzen Heilmann, Bauer, Hörsing, Ebert, Scheidemann, Ernst und vieler anderer Genossen. Sie alle ließen sich ohne Gewissensbisse viele tausende Goldmark von dem Betrüger Barmat schenken (Bauer allein im Jahre 1924 57 000 RM.) und zeigten sich dafür erkenntlich mit gelegentlichen Bürgschaftserklärungen. Denn eine Hand wäscht die andere. Die fünf Brüder Barmat: Judko, Isaak, Herrschel, David und Salomon, erhielten durch den sozialdemokratischen Reichskanzler Bauer die Einreiseerlaubnis und waren sehr bald Besitzer einer Reihe von Banken und Industrieunternehmen



Der Sklavenmarkt des Revuedirektors

Die jüdischen Theaterdirektoren Rotter, die 1932 600 000 Mark veruntreuten, lassen Tanzgirls zur „Prüfung" antreten, das heißt sie unterziehen sie einer hier nur angedeuteten Körperuntersuchung, über deren Schamlosigkeit der Jude Arnold Zweig unverhüllt aus der Schule plauderte: „Die Erinnerungen aller Schauspieler sind voll von den Demütigungen, die ihnen dieser Sklavenmarkt zufügt. Bei manchen Agenten, selbst solchen, die Musiker für Konzertsäle vorwärtsbringen sollen, führt der Weg in die Öffentlichkeit durch das Bett des Erpressers." („Juden auf der deutschen Bühne".)

EWIGE JUDE

Am 8. November wird in München die große Ausstellung „Der ewige Jude" eröffnet. Am gleichen Tage erscheint im Verlage des „Illustr. Beobachters" das Bilderbuch „Der ewige Jude", das in 265 Bilddokumenten das unheilvolle Wirken der Hebräer in aller Welt schildert und dem wir die hier gezeigten Bildberichte entnehmen



„. . . und ich reize eure Laster . . ."

Jüdische Schnapswirte aus Galizien protestieren in Wien gegen die Entziehung der Konzession. Den „elementarsten Bedürfnissen" der jüdischen Bevölkerung, d. h. ihrem Recht, das Wirtsvolk zu narkotisieren, um es besser ausbeuten zu können, darf keine Regierung zuwiderhandeln.

Das jüdische Streben nach Herrschaft über die Nichtjuden, das in vielen Ländern längst seine Verwirklichung gefunden hat, bedient sich der verschiedensten Mittel: zuerst übt das skrupellos erworbene Judengeld seine unheilvolle Macht auf die einflußreichen Personen des Staates aus. Dann erfolgt der Angriff auf Beamten- und Staatsstellen, zugleich aber setzt die Unterminierung des nichtjüdischen Staatsgebäudes ein: durch ätzende Kritik der „öffentlichen Meinung" und durch revolutionäre Umtriebe. Schließlich rückt in breiter Front das Heer der jüdischen Kulturträger nach und entmündigt das von ihnen besetzte Gebiet.

Die Eroberung der politischen Macht geht allenthalben nach dem gleichen Prinzip vor sich: der Jude drängt in allen Parteien an die Führung. In vielen Fällen begnügt er sich mit dem zweiten (d. h. weniger sichtbaren) Platze. Auch bei anarchistischen Verschwörungen bleibt er weit häufiget als geistiger Urheber im Verborgenen und setzt andere als Akteure an. So kommt es, daß dies jüdische Drängen zur Macht lange unerkannt und unbekämpft bleibt. Im Deutschland der Systemzeit ließ der Jude die scheinheilige Maske fallen: er fühlte sich allzu sicher nach erkämpftem Siege. Deutschland hat blutiges Lehrgeld zahlen müssen, bis es gelang, in einem Ringen auf Tod und Leben den vom Juden bezahlten kommunistischen Klassenkämpfer auf die Knie zu zwingen.

Aufnahmen: ABC., Associated Press, Sennecke-Archiv, Scherl Bilderdienst, Archiv. Atlantic.



Sir Anthony Rothschild,

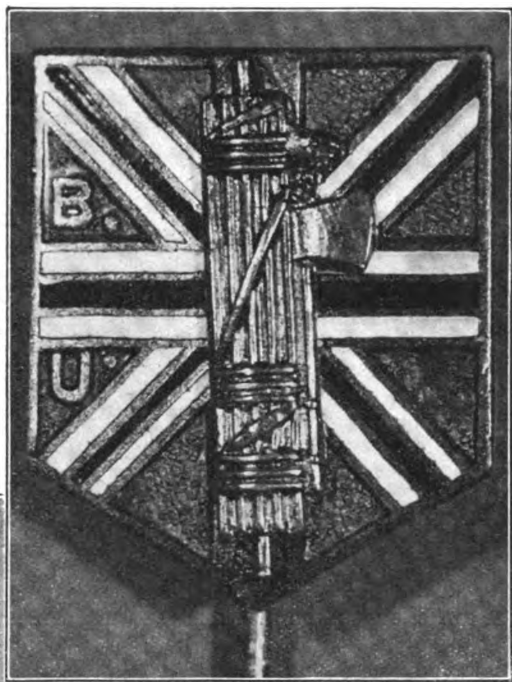
ein Sproß der über ganz Europa verbreiteten jüdischen Bankiersfamilie, erholt sich von seinen anstrengenden Geschäften.



Bild rechts: Jüdische „Kunst", von Juden in den Himmel gelobt!

Valeska Gert im „Negertanz". Die Wiener Morgenzeitung schreibt (12. 12. 1926): „Valeska Gert, eine geniale Jüdin, ein Geist, der Laster, Unzucht, Elend, Komik in Tanz und Lautgebilde konzentrierter Fassung umsetzt. — Valeska Gert gab, ehe sie in Paris Feinschmecker hinriß, zwei Abende in Berlin. Sie formt Zwei-Minuten-Szenen, Typen der Verkommenheit, in denen Verbrechen, Wollust, Tragik bis zur Groteske verdichtet, ganze Romane aufblättern. Ein Lebenslauf in einer Tanzvision. Natürlich, daß ihr Publikum in zwei Lager streng geschieden ist: Begeisterung und Empörung. Es gibt keine Mitte für diese großartige Frau." — Die „Jüdische Preßzentrale" jubelt: „Vielleicht ist ihre parodistische Begabung ‚jüdisch' und vielleicht hat der Widerspruch, den sie zuweilen hervorruft, diesen Ursprung. Exotisch-östlich kann als ihr Signum gelten. Grandios ist sie im parodierten Negertanz; elementar im Gekreisch und in der großen Aufdeckung der Urinstinkte in der Gestaltung ‚Die Amme'. Der sprudelnde Witz und der Blick für die Blößen der Zeit ist vielleicht auch ‚Tradition des jüdischen Berlin plus Orient — im Blut.'"

Mosley und die Britische Union







Oben: Sir Oswald Mosley in seinem Arbeitszimmer mit seinem Mitarbeiter Francis Hawkins, dem Generalorganisator der Partei. Das Bild darüber zeigt das Parteiabzeichen der Britischen Union mit dem Liktorenbündel, dem Symbol des italienischen Faschismus.

Links: Die Frauenbewegung der Britischen Union mit ihrer Führerin Miß Anne Brock Griggs (auf dem Bild in der Mitte) ist zum Appell angetreten.



Ein Parteilokal in Bethnal Green (Londoner Osten), das nach dreiwöchigem Bestehen schon 500 Mitglieder aus dieser Gegend aufweisen kann; rechts: die Fahne der englischen Faschisten.

Die Britische Union der Faschisten und Nationalsozialisten (Britische Union genannt) wurde 1932 von Sir Oswald Mosley gegründet und ist eine Zusammenfassung mehrerer faschistischer und nationalsozialistischer Gruppen Wie jede nationale Bewegung, so wurde auch die Britische Union hauptsächlich von den Juden bekämpft, zumal Mosley schon 1933 gegen die jüdische antideutsche Propaganda protestierte, indem er sagte: „Wir wollen nicht gegen Deutschland in einem jüdischen Streit kämpfen."



Der Sport der englischen Faschisten lehnt sich an unseren SA.-Sport an. Einem Jungfaschisten wird das richtige Aufsetzen der Fechtmaske gezeigt. Im Hintergrund: ein Plakat vom Reichswettkampf der SA.

Die Aufnahmen, die kurz vor dem Uniformverbot hergestellt wurden, stammen von Heinrich Hoffmann.



Ein typisches Bild von den Versammlungen der Schwarzhemden im Londoner Osten. Von Last- oder Privatwagen aus halten die Propagandaredner ihre Ansprachen.

Als die Juden ihre Angriffe gegen **die Union konzentrierten, ließ Mosley die jüdische Arbeitsweise genau untersuchen und deckte viele antibritische Intrigen auf. Seit dieser Zeit hat die Britische Union rücksichtslos gegen den jüdischen Einfluß in England Front gemacht.**

DER „JB." VERLIERT IN ROLAND E. STRUNK

EINEN TREUEN KAMERADEN UND UNERSCHROCKENEN KÄMPFER FÜR DIE IDEE DES FÜHRERS UND DAS NEUE DEUTSCHLAND. SEINE UNVERGESSLICHE PERSÖNLICHKEIT UND SEINE KRAFTVOLLE FEDER SETZTEN IHM EIN BLEIBENDES DENKMAL IN DEN HERZEN SEINER KAMERADEN



Roland E. Strunk, mit Francos Truppen an der Front vor Madrid, unterhält sich mit einem Marokkaner, der ganz allein einen Russentank unschädlich machte.



SS-Hauptsturmführer Roland E Strunk berichtet in seiner spannenden Art von den Brennpunkten des Kriegsschauplatzes in Spanien.



In einer soldatisch schlichten Trauerfeier wurden die sterblichen Überreste des durch ein tragisches Geschick aus dem Leben gerissenen Kämpfers Roland E. Strunk auf dem Waldfriedhof Hohenlychen beigesetzt. Unser Bild zeigt den Leiter des Reichsverbandes der Deutschen Presse und stellvertretenden Hauptschriftleiter des „V. B.", SA.-Gruppenführer Wilhelm Weiß, bei seinen Abschiedsworten.



Das war ein Wiedersehen!
Das Bild zeigt Roland Strunk (Mitte), der auf italienischer Seite, und Job Zimmermann (rechts), der auf abessinischer Seite den Feldzug in Äthiopien mitmachte, beide als Berichterstatter des „JB." und des „VB.", nach ihrem Zusammentreffen bei der Eroberung von Addis Abeba durch die Italiener.

Heiss ist die Hölle von Manila

ROMAN VON HEINZ GECK

(6. Fortsetzung.)

Wenn jemand zufällig aus einem Fenster sah, konnte er ihn abknallen wie eine Schießbudenfigur.

Beschämt duckte er sich in den Schatten der Treppe.

Es war keinen Augenblick zu früh, denn wenige Sekunden später tappten nackte Sohlen vom Küchenanbau her über die Veranda.

Klopfen. —

Eine Tür knarrte auf und ein breiter Lichtschein von einer Karbidlampe fiel weiß über das dunkle Holz. Charly hörte halblaute Stimmen. Spanisch.

„Sechs Tage noch", sagte Leroy. Die Stimme kannte er.

„Quiza", brummte eine andere Stimme. „Vielleicht."

Wong war das nicht.

Ein Glas klirrte.

Charly wartete geduldig, bis die tappenden Füße wieder über ihn weggegangen und unhörbar geworden waren. Dann zog er sich geräuschlos auf die Veranda. Neben der Oficina, auf der gleichen Seite der Sala, lag Jims kleines Schlafzimmer. Die Innenwände waren aus dünnen Bambusgeflechten. Wenn man also in dem Schlafzimmer saß . . .

Die Bodenplanken waren aus Magaholz, schwer und fest. Mit seinen umwickelten Füßen konnte sich Charly so lautlos bewegen wie sein eigener Schatten.

Vorsichtig fühlte er sich durch die Sala, drückte langsam gegen die Tür des Schlafzimmers. Geräuschlos ging sie auf und Charly schob sich hindurch. Blieb bewegungslos stehen.

In Jim Brents Bett, hellbeleuchtet vom Mond und trotz des Mückenschleiers deutlich erkennbar, schlief Ursula Brent.

Sie hatte den Kopf auf beide Hände gelegt und schlief wie ein müdes Kind. Die eine Braue war ein wenig gerunzelt, und das gab ihr etwas rührend Hilfloses.

Java-Charly fühlte, wie er rot wurde.

Wenn sie ihn jetzt sah, würde er wieder ein paar Ohrfeigen bekommen, und diesmal mit besserem Grunde als in den „Sieben Winden". Man ging nicht nachts in das Schlafzimmer einer Frau!

Er fühlte mit positivem Unbehagen, daß er eine durchaus zerfetzte Hose anhatte und sonst sehr wenig, und daß die Situation unpassend und beschämend war. Warum schämte er sich eigentlich nicht vor Dolores?

Längere Zeit dachte er ziemlich erfolglos über diesen merkwürdigen Unterschied nach, und dann kam er sich auf einmal sehr lächerlich vor in seiner Kriegsbemalung mit Schwert und Schießeisen. Die Tatsache, daß Ursula Brent hier ruhig schlief, bewies doch schließlich, daß alles in bester Ordnung war!

Hatte Dolores sich etwa verhört, als sie das Gespräch zwischen Wong und Leroy überhörte? Unwahrscheinlich!

Aber?

Ursula Brent war jedenfalls hier.

Demnach mußte Wong seine Ansicht geändert haben. Vielleicht, weil er die Schuldscheine nicht gefunden hatte und der Haftbefehl zu spät gekommen war? Wong war kein Mann, der gern gegen lange Odds spielte, möglicherweise hatte er kalte Füße bekommen. Der Einsatz war zu groß, und der mögliche Gewinn zu klein.

Wie sagte Dolores?

„Wegen einer Handvoll Palmen bindet Wong doch nicht mit Java-Charly an!"

Das tat gut. Hob das Selbstgefühl.

Bestimmt hatte Wong aufgegeben.

Man konnte Pfötchen geben und das Kriegsbeil begraben. Morgen wurden Dolores und Napoleon geholt, und alle waren eine glückliche Familie.

Für so eine Lösung kletterte man nun über die Cordilleren und die Sierra Madre, ließ sich in dem lausigsten Urwald der Erde bis aufs Blut von Ungeziefer und Dornen quälen und schwamm schließlich todmüde über einen Streifen Ozean!

Zunächst jedenfalls mußte er hier aus dem Schlafzimmer verschwinden!

Er war gerade dabei, auf Zehenspitzen den Raum zu verlassen, als die Stimmen in der Oficina nebenan sich ein wenig hoben.

„Nein!" sagte Leroy.

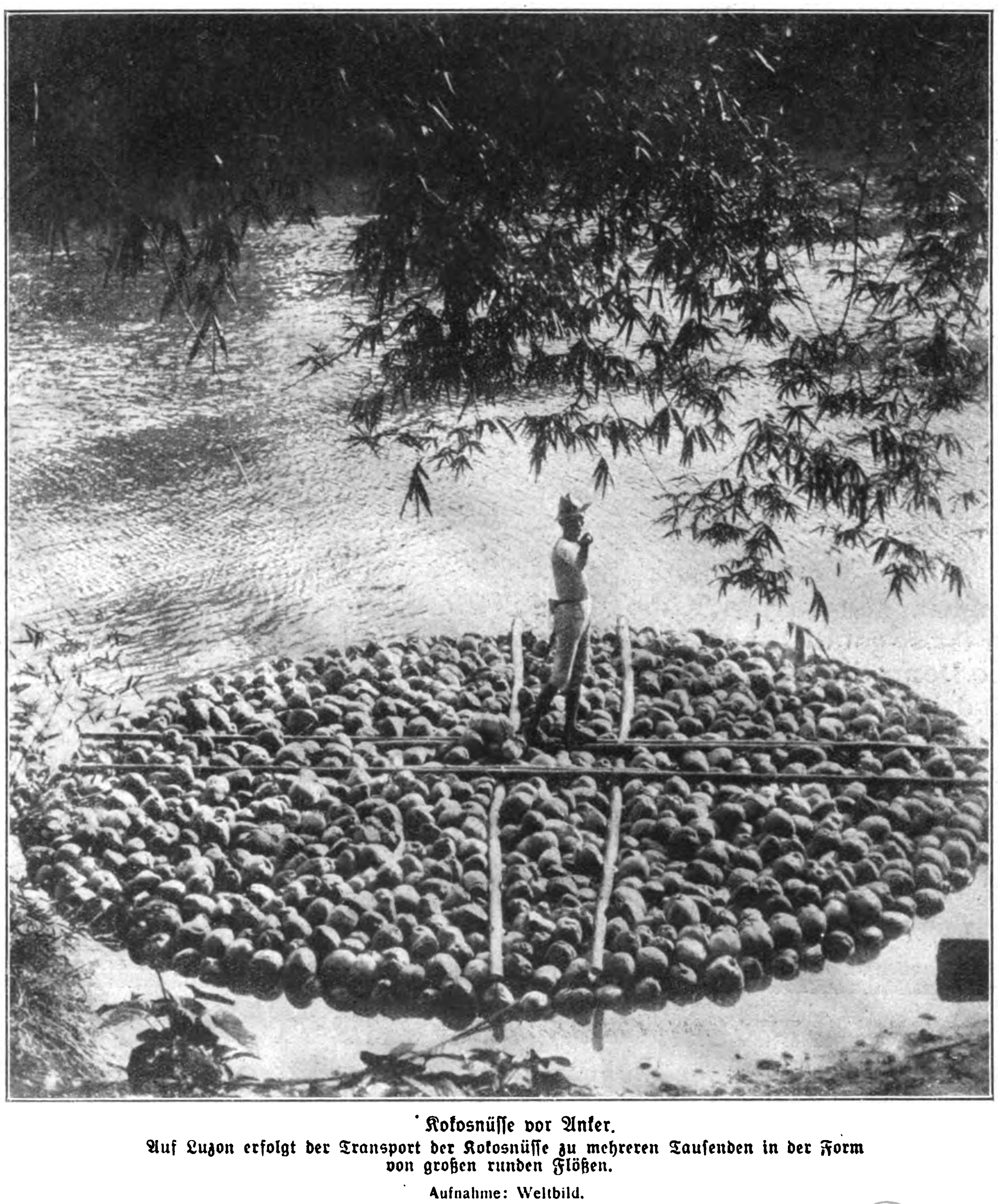
Die knurrende Stimme des anderen antwortete.

„Dich werde ich gerade fragen!"

„Das werden wir sehen." Leroy sprach schrill

Ein tiefes, böses Lachen.

„Du bekommst deinen Anteil, und dann vamos, pronto! Verschwinde. Meinetwegen zur Hölle, du Fatzke! Ich bleibe hier. Und die Frau bleibt hier.



Kokosnüsse vor Anker.
Auf Luzon erfolgt der Transport der Kokosnüsse zu mehreren Tausenden in der Form von großen runden Flößen.
Aufnahme: Weltbild.

Vor Wong habe ich noch nie Angst gehabt, und vor seinen gelben Affen auch nicht."

„Ich warne dich, Chris!"

Java bekam schmale Augen. Christobal Leroy war auch hier? Dann war nichts in Ordnung. Dann war bald Zahltag beim Teufel!

Er lachte grimmig bei dem Gedanken, daß ein Gorilla, wie dieser Mischling, die Chinesen gelbe Affen nannte. Fühlte auf einmal wieder den Campilan in der Hand.

Merkwürdig, daß die Frau so fest schlief!

Ihre Brust hob und senkte sich in ganz ruhigen, gleichmäßigen Atemzügen.

Charly schüttelte den Kopf. Er konnte nicht wissen, daß der dicke Li jeden Abend ein starkes Schlafmittel in Ursulas Tee gab. Es war Jean Leroys Gedanke gewesen „damit sie nicht etwa auf dumme Einfälle käme . . ."

Jean Leroy schlief selbst gerne ohne Furcht, und eine Frau, die verzweifelt, ist zu allem fähig. Christobal hatte längst die Maske fallen lassen, und die des schönen Rechtsanwaltes hatte darunter auch gelitten . . .

Wieder das böse Lachen. Knurrend. Gereizt.

Ein Glas zerbrach klirrend am Boden. Dann polterten schwere Stiefel über die Veranda.

Das mußte Christobal sein.

Christobal war der Feind Nummer eins.

Christobal mußte zuerst unschädlich gemacht werden!

Unwillkürlich eilte Java-Charly nach draußen, kreuzte den Mittelraum so schnell und lautlos es im Dunkel ging.

Schritte auf der Veranda.

Java hielt ein, sah einen Schatten an der Tür und duckte sich zur Seite.

Im gleichen Augenblick schien die Hölle loszubrechen!

Zuerst klirrte und schepperte zerbrechendes Porzellan, denn Java hatte, als er sich unsichtbar machen wollte, ein Tischchen mit Geschirr umgeworfen.

In das Klirren hinein knallten Schüsse. Schreie.

Eine Kugel sirrte mit bösem Pfeifen dicht an seinem Kopf vorüber und riß splitternd durch eine Tür.

Leroy brüllte mit heiserer Stimme einige Namen.

„Cosa?" brüllte sein Vetter draußen. „Was ist denn?"

Türen knallten.

Schritte.

Karbidlampen.

Als die beiden Leroys mit vier schwerbewaffneten Kulis in die Sala eindrangen, es hatte nur wenige Sekunden gedauert, fanden sie nur einen umgefallenen Tisch und sehr viel zerbrochenes Porzellan.

Aus der Tür des kleinen Schlafzimmers kam bleich, schlaftrunken und mit mühsamer Haltung Ursula Brent. Sie zuckte zurück, als sie Christobal Leroy entdeckte, der mit funkelnden Augen die Sala absuchte, aber dann blieb sie doch. Niemand nahm Notiz von ihr.

„Ich habe jemand hier in der Sala gesehen", sagte der Rechtsanwalt mit trockenen Lippen. Er schluckte taub. „Als ich an der Tür vorbeikam, sah ich einen Schatten, der sich zur Seite duckte. Gleich darauf fiel der Tisch um."

Chris schien plötzlich Ursula zu entdecken, die schmal und hilflos sich an die Tür drückte.

Eine Weile starrte er sie an, als sähe er sie zum erstenmal, dann hob er lachend die breiten Schultern.

„Ich habe dir eben gesagt, daß du ein Fatzke bist, Jean", knurrte er, unliebenswürdig grinsend. „Ein Feigling bist du auch Die halbe Portion Weiberfleisch da."

Jean Leroy fuhr nervös mit der flachen Hand über die glänzenden Haare.

„Waren Sie, gnädige Frau . . .?"

„Gnädige Frau einen Dreck", grunzte Christobal.

Ursula, müde von dem starken Schlafmittel und aufgeschreckt von dem plötzlichen Lärm, hatte doch Geistesgegenwart genug, den ihr zugeworfenen Ball aufzufangen.

Ein Tier konnte es nicht gewesen sein, und ein Mensch, der die Leroys erschreckte, war in jedem Fall ein Freund, der geschützt werden mußte.

„Ja, ja, Mr. Leroy", sagte sie rasch, „ich wurde wach und wollte etwas an die Luft gehen. An der Tür tauchte ganz plötzlich eine dunkle Gestalt auf und ich bin vor Schreck zur Seite gesprungen. Dann bin ich in mein Zimmer zurück, um . . ."

Sie fand nicht recht, warum sie erst in ihr Zimmer gegangen war.

„Na also", sagte Christobal Leroy wegwerfend. „Ich hau mich hin. Morgen sprengen wir die letzte Barriere. Dann wird das Fett 'runter sein von der Suppe."

„Und ich gehe", sagte der Rechtsanwalt.

Christobal zog die Schultern hoch und grinste breit zu Ursula hinüber. Es schien ihm Vergnügen zu machen, daß sie sich immer gleich duckte und ihre Kleidung zusammenraffte, wenn sein Blick auf sie fiel.

Er gab den stumm wartenden Kulis einen Wink, und sie verstanden, unter ihnen Li, den fetten Bauch eingeschnürt von einem Waffenarsenal, daß er einer seltsamen Kreuzung von Buddha und Jingis Khan glich. Er war aber weder erleuchtet noch ein Held, eine Tatsache, die sich, verbunden mit einer merkwürdigen Zuneigung zu der weißen Frau, noch sehr bemerkbar machen sollte.

Als auch Christobal den Bungalow verlassen hatte,



Mangyan-Kinder der Philippinen-Insel Mindoro in ihrer malerischen Tracht.

Aufnahme: Klee (Mauritius).

er schlief grundsätzlich in dem neuen Minenstollen, um jeder Diebstahlsmöglichkeit vorzubeugen, trat der Rechtsanwalt auf Ursula Brent zu.

„Sie wurden wach?"

Ursula nickte befangen. Warum sollte sie nicht wach werden? Leroy sah sie mißtrauisch an. Es paßte ihm nicht, daß sie seine Unterhaltung mit seinem Vetter gehört hätte. Sie schien zwar friedlich und nicht geneigt, irgendwelche Schwierigkeiten zu machen, aber wenn sie Christobals Absichten erst erfuhr, war alles möglich.

Jean Leroy war ein ziemlich guter Menschenkenner, und in den sanften Augen dieser zarten Frau sah er etwas, das ihm Sorge machte. Jede Frau konnte im ungeeignetsten Augenblick plötzlich die Krallen herausstrecken, auch wenn man ihrer ganz sicher zu sein glaubte. Aber diese ruhigen weißen Frauen hatten darüber hinaus noch eine versteckte Kraftreserve, die er nicht verstand. Es war nicht so sichtbar wie bei den weißen Männern, deren Überlegenheit ziemlich leserlich in ihren Augen stand

Jean Leroy haßte sie dafür, denn es war ihm noch nie gelungen, dem Blick eines Weißen standzuhalten. Immer glitten seine eigenen Augen zur Seite.

Er setzte die Karbidlampe, die er noch in der Hand hielt, auf ein Bambustischchen.

„Darf ich Ihnen etwas zu trinken bringen lassen, Mrs. Brent?"

„Danke, ja."

Ursula nickte. Sie fühlte sich merkwürdig müde, hatte aber einen Widerwillen davor, wieder einzuschlafen. Es war fast ein Katzenjammer, wie damals, als sie mit Jim . . .

Ihre Brauen runzelten sich

Leroy rief nach Li, der vorausahnend mit einigen Flaschen angewatschelt kam. Er fragte den Koch etwas in einer Sprache, die Ursula nicht verstand, und Li antwortete bejahend mit einem breiten Grinsen zu Ursula hin.

„Was ist, Mr. Leroy?"

„Oh, nichts. Wollen Sie einen Whisky oder eine Limonade?"

Er hatte Li nach dem Schlafmittel gefragt. Nun, vielleicht hatte sie nicht alles getrunken.

„Du kannst gehen, Li."

Er schüttete Ursula, und dann sich selber eine kräftige Dosis Whisky ein. Trank ihn trocken Noch einen. Jean Leroy war nervös.

Bisher war es ihm gelungen, die „Jü" in Longa-Long zu halten, indem er den Kapitän mit erdichteten Schwierigkeiten hinhielt. Die „Jü" sollte das bereits ausgewaschene Gold mitnehmen, und Jean Leroy hatte dafür eine andere Verwendung.

Aber wie lange ging das noch? In sechs Tagen, nahm Christobal an, würde die große „Tasche", an der sie seit Wochen arbeiteten, erschöpft sein. Dann begann die grobe Arbeit. Dann mußte eine Steinmühle gebaut werden und andere Anlagen. Bis jetzt war es fast so, als brauchte man nur das nackte Gold aus dem Fels zu schießen.

Zehntausend Pfund für Chris und das gleiche für ihn . . .

In sechs Tagen.

Und dann Macao.

Aber vor Macao lag noch die Auseinandersetzung mit Chris, die endgültige Auseinandersetzung über das Schicksal von Ursula Brent. Er fürchtete sich davor, war aber trotzdem nicht imstande, Ursula einfach ihrem — fürchterlichen — Schicksal zu überlassen.

Er war ein Verbrecher, Mörder und Feigling ohne jedes Gewissen, aber auf die allerletzte Stufe war er noch nicht gesunken.

Vielleicht regte sich dunkel in ihm das Blut eines seiner weißen Ahnen, der vor Hunderten von Jahren einmal den Handschuh seiner Dame auf dem Goldhelm getragen hatte. Vielleicht.

Möglicherweise liebte er sie auch auf seine Art. Er selber hätte jedenfalls keine Antwort gewußt, wenn man ihn darum befragt hätte.

In seinen Gedanken stand nur eins, das Gold von Longa-Long. Es sollte ihn befreien von jahrelanger Furcht und ihm ein Leben geben, wie er es verstand.

Ursula Brent?

Es gab viele Frauen auf der Welt für den Besitzer von zehntausend Pfund in Gold.

Aber hübsch war Jim Brents junge Witwe!

Er sah sie so lange an, daß Ursula rot wurde und sehr wach, und auf einmal bemerkte, daß sie nur ihren dünnen Schlafanzug trug.

„Ich", sagte sie schnell, „ich denke, ich lege mich wieder hin, Mr. Leroy."

„Bleiben Sie doch noch", bat der Rechtsanwalt, in dem die Nachwirkung des eben gehabten Schreckens und die drei trockenen Whiskys eine unternehmungslustige Wärme erzeugten. Ursula zögerte unschlüssig.

Leroy benutzte die Gelegenheit, noch zwei Whiskys zu trinken, und fand dann, eigentlich zu seinem eigenen Erstaunen, daß er die Schwierigkeiten auf dieser verdammten Insel erheblich überschätzt hatte.

Chris, bärenstark und brutal, war doch nur ein dummes Tier und seinem überlegenen Kopf in keiner Weise gewachsen. Schon formte sich, wenn auch nebelhaft, ein Gedanke, wie man die chinesischen Wächter gegen den Vetter ausspielen könnte.

Dann auf die „Jü" mit Ursula und dem Gold — warum eigentlich nicht mit der ganzen Ausbeute? Und mit der „Jü" nach Macao. Daß der fette Schipper nicht nach Manila, sondern nach Macao fahren würde, dafür konnte man sorgen Zum Glück hatte die „Jü" kein Radio und die Mannschaft keine Waffen. Willy Wong legte Wert darauf, daß die Mannschaft seiner „Jü" über allen Verdacht der Behörden erhaben war

Nicht schlecht.

Lächelnd trank er sein Glas leer und entdeckte dabei wieder Ursula.

„Eine schöne Frau", dachte er anerkennend und freute sich über seinen guten Geschmack Eine wirklich entzückende Frau! Warum sollte man eigentlich warten, bis sie in Macao waren? Sie war ganz rot geworden. Liebte sie ihn etwa schon?

Er sah an seinen messerscharfen Bügelfalten herunter und verglich sich im Geiste mit Christobal. Das Ergebnis war sehr befriedigend in jeder Hinsicht

„Mrs. Brent", sagte er dunkel und beugte sich zu Ursula hinüber, „Mrs. Brent — oder darf ich Ursula sagen? — Sie befinden sich in einer schweren Gefahr. Ja."

Er schluckte.

Ursula nickte.

Was war das jetzt? Sie sah seinen sturen Blick und

dachte daran, daß er wahrscheinlich schon vorher viel getrunken hatte. Sollte jetzt die Beichte kommen?

Angetrunkene Männer machten die erstaunlichsten Geständnisse. Sie beschloß, mitzuspielen

„Oh", flüsterte sie ängstlich, „die Arbeiter? Ich habe solche Angst vor den Wilden!"

Leroy wischte die Angst mit einer herrischen Geste fort. „Nein. Viel schlimmer. Ich werde . . ."

Er wurde plötzlich müde und endete lahm: „Aber Sie brauchen sich keine Sorge zu machen. Ich bin da."

„Ja", sagte Ursula. Hoffentlich schlief er bald ein. Das Schlafpulver begann wieder zu wirken, und sie war auch müde. Sorge? Sie war halbtot vor Sorge, und nur die Angst, sich zu verraten, hielt sie aufrecht. Wenn sie nur erreichte, wieder nach Manila zu kommen! Noch war Hoffnung. In der Bucht lag noch die „Jü". Vielleicht . . .

„Ich bin da!" wiederholte Leroy und sperrte die Augen weit auf.

Weit offen blieben sie stehen.

Er hatte sich gerade weiter vorbeugen wollen, um der Frau weltmännisch beruhigend über die Hand zu streicheln, als es über ihm raschelte.

Erst kam eine kleine Eidechse von der Decke, die einen Augenblick zuckte, sich dann aufraffte und blitzschnell forthuschte.

Und gleich hinter der Eidechse kam etwas anderes.

Es zischte durch die Luft, fuhr dicht an seinem vorgestreckten Gesicht vorüber und blieb mit einem harten Aufschlag in dem Boden stecken. Zitterte wuchtig.

Ursula hatte einen kleinen Schrei ausgestoßen.

Leroy konnte nicht schreien, sein Mund war pulvertrocken. Idiotisch hob er die Hände hoch. Nur die Hände. Die Augen trauten sich nicht.

Zwischen ihm und Ursula Brent stak leise schwingend ein Meter Eisen.

Ein Campilan.

Ein Kopfschwert.

Aber es gab doch keinen Moro mehr auf der Insel!

Aber ihnen ertönte ein leichter Fluch. Dünne Bambusverschalungen barsten krachend, und dann sprang jemand mit erneutem Fluch draußen auf den Boden.

Jetzt erst fand Jean Leroy seine Stimme wieder, und sie hatte durch den Schrecken nichts von ihrer Lautstärke eingebüßt. Zum zweiten Male füllte sich die Tür der Sala mit bewaffneten Kulis.

Dann begann die Jagd.

Ursula saß regungslos mit weiten, dunklen Augen. Sie hatte ihre Finger gefaltet und starrte durch ein Loch in der Decke auf die hindurchfunkelnden Sterne.

Draußen schrien helle Fistelstimmen sich zu.

„Bitte, lieber Gott", flüsterte Ursula. „Bitte . . ."

In der einen, kurzen Sekunde zwischen dem jähen Schrecken und dem Splittern des Daches hatte sie den Mann erkannt, der über ihr auf einem Stützbalken gelegen hatte.

Und der jetzt waffenlos über die Insel gehetzt wurde. Ihr Partner.

Ein Gesicht, das man in höchster Wut ohrfeigt, vergißt man nicht so schnell . . .

Java-Charly war ihr zu Hilfe gekommen.

Aber seine Waffe stak stur und gerade einen Zoll tief in der Nagaplanke des Bodens.

Nach der Bucht zu fiel ein Schuß.

Ursula Brent schrie auf und schlug die Hände vor ihr Gesicht.

14

Charly Alten hatte eine erstaunliche Geschwindigkeit entwickelt, als er wider Erwarten den Elefant im Porzellanladen gespielt hatte.

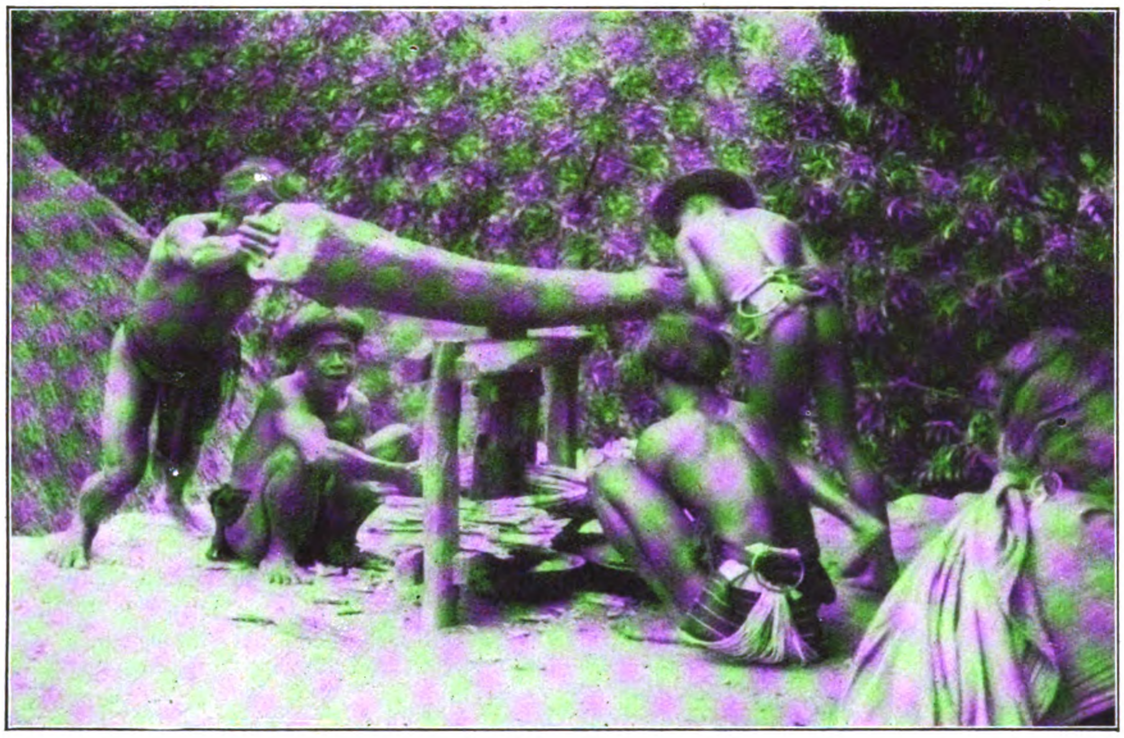
Zum Überlegen war keine Zeit, aber den stinkenden Campilan zwischen die Zähne nehmen und mit einem langen Sprung einen der Deckenbalken umklammern war das Werk eines Augenblicks. Das allgemeine Geschrei übertönte das schwache Geräusch, das sein Klimmzug verursachte, und als die Kulis mit Laternen in die Sala kamen, lag Charly ziemlich sicher und fast unsichtbar auf dem langen Balken, der die Hauptstütze eines anständigen Bungalowdaches ausmacht.

Selbst ein zufälliger Blick nach oben mußte ihn entdecken, aber gerade weil die Sala an sich kein Versteck bot, bestand alle Hoffnung, daß man ihn überall, aber nicht hier suchen würde. Er legte sich den Campilan griffbereit und entsicherte für alle Fälle die kleine Pistole Für diese kurze Entfernung war sie schon zu gebrauchen

Dann hörte er schmunzelnd der Entwicklung zu. Einmal juckte es ihm im Zeigefinger, als Christobal Leroy die kleine Ursula beschimpfte, aber er beherrschte sich und war froh darüber. Jetzt wußte er jedenfalls Bescheid.

Gold.

Na, wartet, Saubande, verfluchte!



Vorbereitungen für die Zeit der großen Feste.
Ifugao-Männer pressen im Berggelände von Nord-Luzon Zuckerrohrstengel und gewinnen damit den süßen Saft für das berauschende Festgetränk, das die Reisernte zu verherrlichen hilft.
Aufnahme: Dr. Kolb

Er freute sich schon darauf, mit Dolores und André Napoleon einen Schlachtplan auszuarbeiten. Im schlimmsten Fall mußte man warten, bis Sandy zurückkam, und ihn rechtzeitig abfangen. Das konnte gar nicht mehr allzu lange dauern — von den Bars in Schanghai abgesehen, mußte der lange Sandy eigentlich schon zurück sein. Hatte glücklicherweise versprochen, nach Longa zu kommen. Guter Sandy. Wenn er etwas versprach, konnte man damit rechnen. Abzüglich oder zuzüglich der Zeit, die ein Mann von Sandys Figur brauchte, um sich herzhaft und rundherum unter Feuerwasser zu setzen.

Wenn doch wenigstens dieser windige Schweinehund von Rechtsanwalt gehen möchte! Dann könnte man sich mit Mrs Brent in Verbindung setzen. Oder doch lieber nicht — allem Anschein nach konnte sie ihn nicht fein leiden. Schrie ihm womöglich die Meute auf den Hals

Aber gehen könnte sie eigentlich.

Wie bleich und müde sie aussah! Angebrüllt von einem Schwein wie Christobal, bei dessen Anblick die Haie die Augen schlossen, und süß belabbert von dem schönen Jean. Viel Vergnügen!

Ob sie wußte?

Irgend etwas stimmte nicht, sonst hätte sie nicht so eifrig zugegeben, den Tisch umgeworfen zu haben. Aber wie sie jetzt dem Leroy gegenübersaß?

Versteh einer die Frauen.

Warum ging sie nicht ganz einfach und ließ den Kerl alleine quatschen?

Einen Augenblick hatte Java-Charly den höchst unangenehmen Gedanken, den gleichzeitig auch Jean Leroy als sehr angenehm empfand, nämlich von Ursula bereits geliebt zu werden.

Als dann gar der schöne Jean Leroy voller Whiskyrührung sich immer näher zu Jim Brents kleiner Witwe hinüberlehnte, machte Java eine ganz unwillkürliche und durchaus verständliche kleine Bewegung mit der Ohrfeigenhand.

Daß dabei der lose auf dem Balken liegende Campilan nach leichtem Wippen hinunterfiel, war nicht im geringsten von ihm beabsichtigt, beschleunigte aber seine Entschlußkraft in unerhörtem Maßstabe.

Mit einem wütenden Fluch sprang er auf, stieß naturgemäß sofort durch das Dach aus Bambusgeflecht und Blättern und stand eine Sekunde später zerschrammt, aber sonst gut erhalten vor dem Bungalow auf dem Boden.

Als Leroy nach den Kulis brüllte, hatte er schon fast den halben Weg zur Bucht zurückgelegt. Das zerschlagene Bein hämmerte unverschämt, aber Herz und Lunge waren in den letzten Tagen an allerlei gewöhnt worden und hielten aus

Es ist schwer, im Dunkel und in tropischer Dschungel einen einzelnen Mann zu verfolgen, der sich nicht erst einen Weg brechen muß. Java-Charly hatte einen schönen Vorsprung, als er den Platz erreichte, an dem er seine Stiefel gelassen hatte. Er stopfte die Hemdsetzen unter den Gürtel, zog die Stiefel an und ließ sich behutsam ins Wasser gleiten.

Der Schuß, der Ursula Brent an den Rand einer Ohnmacht brachte, störte ihn kaum. Allah mochte wissen, nach was für einem Schatten da ein eifriger Kuli geknallt hatte. Fangen konnten sie ihn jetzt nicht mehr, aber er mußte vorsichtig mit seinen Kräften umgehen

Wenn die Ebbe anhielt? Teufel!

Aber er hatte Glück. Jetzt war Stillwasser. Alles wie bestellt Schade nur, daß man die Gauner auf Longa jetzt nicht mehr überraschen konnte!

Nun mußte Sandy schon helfen. Vier bewaffnete Kulis, dazu die beiden Leroys und die Chinesen, die er schlafend in der Hütte gefunden hatte . . ein bißchen reichlich für zwei kleine Pistolen und eine Flinte!

Dolores mußte überhaupt aus der Sache herausbleiben! Naja, wenn Sandy erst da war . .

Er schwamm ruhig und sicher, mit langen, weiten Stößen. Eine Weile noch hörte er erregte Stimmen, dann nur noch das Rauschen der fernen Brandung.

Der Himmel war hell und nah. Grünphosphoreszierend das Wasser. Jeder Schlag wie ein kalter Feuerstreifen, aber sehen würden sie das nicht . . .

Er mußte mit Dolores und Napoleon die Küste entlang nach Norden ziehen und dann in irgendeinem Fischerdorf für Geld, gute Worte oder andere Zahlungsmittel ein Boot leihen. Sandy mußte abgefangen werden . . . unbedingt. Dann gab es auch Waffen. Wer in diesen Wassern trampte, hatte alles an Bord, um einen kleinen Privatkrieg führen zu können Auf der „Mañana" hatten sie sogar Millsbomben gehabt, amerikanische Eierhandgranaten. Die wirkten meist schon, ohne daß man sie abzuziehen brauchte . . .

Als er den Strand erreichte, war er doch ziemlich ausgepumpt. Das zerschlagene Bein schien an einigen Stellen wieder offen zu sein, denn das Salzwasser schmerzte wie lebendes Feuer. Mühsam humpelte er durch den saugenden Schlamm. Als er endlich hinter der Hochwassergrenze war, legte er sich ohne Rücksicht auf Scolopender, Moskitos oder Kopfjäger lang auf den Rücken und schlief sofort ein. Jetzt in der Nacht die Lagerstelle zu suchen, war ein Kunststück, das er nicht einmal dem Dschungelweisen Napoleon zutraute.

Hier tat er seinem Boy Unrecht, denn Napoleon fand tatsächlich im Dunkel, und obwohl das Feuer erloschen war, den Weg zum Kamp zurück und wurde blaß vor Angst.

Die Missus Dollars war verschwunden

Napoleon warf den grauhaarigen Affen, den er mangels anderer Möglichkeiten geschossen hatte, neben dem niedergelegten Schutzdach auf den Boden und ließ sich

langsam auf Hände und Knie nieder. Im Dunkeln ist es unmöglich, Fußabdrücke wirklich zu entdecken, aber man kann sie fühlen.

Als André Napoleon sich nach drei Stunden vorsichtigem Herumkriechen wieder aufrichtete, konnte er sich ein ziemlich richtiges Bild von der Entführung seiner Missus Dollars machen.

Jetzt gab es für Napoleon nur eins, er mußte schleunigst seinen Herrn aufsuchen, ihm beichten und sich, wenn das nun einmal nötig war, die Haut in Streifen abziehen lassen.

Das Gepäck war fort bis auf den letzten Riemen. Napoleon warf den toten Affen sicherheitshalber über die Schulter, nahm die gespannte Flinte unter den Arm und ging, seinen Massa Charly zu suchen.

Er fand seine Spuren tief eingedrückt im nassen Schlamm. Der Massa war wieder zurück. Napoleon kraute sich in ahnungsvoller Sorge die Seite und suchte, bis er Charly fand. Erleichtert, daß ein sehr vorsichtiger Weckversuch nicht das geringste Ergebnis zeitigte, hockte sich André Napoleon neben seinem Massa hin und schlief schnarchend und mit bösen Träumen.

Der erste Sonnenstrahl, der von Osten her über Longa-Long funkelte, fand beide hellwach.

Java sah Napoleons Gesicht und brauchte nicht mehr zu fragen.

Er schalt nicht, schließlich hatte er sich nur selber Vorwürfe zu machen. Er hatte André fortgeschickt und Dolores ohne Schutz gelassen.

Der Schwarze druckste unbehaglich und sehr unglücklich, atmete erst wieder auf, als Charly ihn kurz fragte: „Kannst du sie finden?"

Jetzt nickte er eifrig und beglückt. Natürlich würde er sie finden! Und Massa Charly konnte ganz ruhig sein, so viele von den damned Buschniggern gab es gar nicht, daß Massa Charly und Napoleon nicht mit ihnen fertigwerden könnten.

Er zeigte mit der Hand, wie klein die Füße seien. Es mußte sich um eine besonders verächtliche Art von Niggern handeln.

Java hatte schmale Augen und einen harten Mund.

„Komm", sagte er.

Napoleon führte. Schnell und sicher. Sein Buschinstinkt war erstaunlich.

Hier das Lager. „Siehst du, Massa — hier dem Niggers stehen — hier Missus Dollars — dann hier —"

Es stimmte so genau, als wäre er dabei gewesen.

Bis gegen Mittag kamen sie schnell weiter, aber dann setzte wieder der Regen ein, verwischte Eindrücke und hob zertretenes Moos. Aber der Schwarze blieb zuversichtlich. Flinte unter dem Arm und den Barong in der Faust glitt er lautlos durch das rieselnde, sickernde Wasser. Sein nackter, gebückter Rücken glänzte wie poliertes Ebenholz.

Kleine Regenflüsse waren lehmig und ungenießbar. Sie tranken das Regenwasser aus der Hand im Marschieren. Zu essen gab es nichts. Früchte mußte man suchen.

„Weiter, Dicker! Hast du sie noch?"

André bleckte die weißen Raubtierzähne.

„Bald da, Massa Charly."

Charly Alten drängte zur Eile wie noch nie in seinem Leben. Longa-Long hatte er im Augenblick vollkommen vergessen. Rein gefühlsmäßig war er damit einverstanden, daß der Marsch nach Norden ging. Aus dem Norden kam Sandy Muir.

Aber für Dolores war das dann wohl zu spät.

Die Zwerghaftigkeit der Gegner, für Napoleon ein Anreiz zu besonderer Verachtung, machte Charly das Herz um so schwerer. Die Pygmäen-Negritos haben einen Ruf, der besser bekannt ist als sie selber. Man weiß nicht gerne jemand in ihren Händen . . . ganz abgesehen von Dolores!

„Müde? Dicker? Los doch!"

„Ja, Massa Charly. Bald da."

Aber es wurde Abend, langsam und unerbittlich, ohne daß sie eine Spur des Lagers gefunden hatten. Einmal schien sich die Spur zu teilen, aber bald lief sie wieder zusammen. Stärker als vorher.

Wenn es erst dunkel wurde . . .

Jetzt flog Javas Herz. Aber es war nicht nur die Strapaze des wilden Marsches.

Gleich kam die Dämmerung!

Unablässig tropfte der Regen.

Der Regen?

Lauschend blieb André Napoleon plötzlich stehen. Hob warnend die Hand. Der Barong blinkte stumpf.

Jetzt hörte es auch Java.

Das war nicht nur der Regen.

Agongs.

Dumpf, eintönig, weit. Aber es brauchte nicht weit zu sein, der Regen schluckt viel, und die Dschungel spielt mit den Lauten.

Tom — tomtom — tom . . .



Philippinische Negritos beim Essen.
Der durch eine amtliche Mütze als amerikanischer Funktionär gekennzeichnete Eingeborene fühlt sich durch seine Würde nicht behindert.
Aufnahme: Klee (Mauritius)

Das eintönige Dröhnen der Agongs weckte Dolores aus einem Schlaf, der fast eine Ohnmacht gewesen war. Ihre Glieder schmerzten und schienen abgestorben von dem Gewaltmarsch seit ihrer Gefangennahme. Mühsam öffneten sich die Augen in dem geschwollenen Gesicht.

Es war nichts Gutes, was sie sahen!

Ein Dutzend primitivster Schutzdächer im dschungelüberquollenen Regenflußbett, durchwimmelt von häßlichen Gnomen. Männer, Weiber, Kinder — nackt und filzig, schmierig und stinkend. Ein paar alte Weiber saßen um den großen, schwarzgebrannten Gemeinschaftstopf, der über einem kleinen Feuer hing, das von Zeit zu Zeit mit gekneteten Kugeln aus Massigagummi genährt wurde. Die Männer tranken aus Bambusstücken, tranken und schmatzten. Einige tanzten, kunstlos und stumpf, die Augen aufgerissen unter dem Einfluß des Palmweins und die spitzgefeilten Zähne wie schwarze Dolche. Fast alle trugen Narben auf Brust und Beinen, Narben in Form von Mäandermustern oder rohen Tierumrissen. Die Weiber trugen Ketten von Eberzähnen und Hirschgranteln, Federn, Vogelschnäbeln und kleinen Knochen.

Kleine Satyre. Häßlich. Gemein. Aber tödlich.

Die jungen Leute brachten aus ihrer Hütte den Opferpfahl der Horde und pflanzten ihn unter monotonem Singsang in die Mitte der schmalen Lichtung.

Dolores fröstelte innerlich.

Jagdtrophäen in bunter Folge baumelten von dem langen Bambusrohr. Eine Pythonhaut, Kinnbacken wilder Schweine. Ein Tunkanschädel mit riesigem Schnabel.

Und zwei Menschenschädel. Große Schädel mit fehlendem Kiefer.

Eine Gruppe der Zwergscheusale tanzte jetzt, der Rest fuhr mit gierigen Affenfingern in den großen Topf. Niemand bot Dolores etwas zu essen. Sie war dankbar dafür, obwohl sie Schmerzen hatte vor Hunger.

Aber in dem Topf kochte ein Hund, und Dolores wußte genug von den Opferbräuchen der Negritos, um auch zu wissen, daß ein Hundeessen dem „großen" Essen vorangeht. Die nächste Mahlzeit — heute noch, war sie selber.

Das dürre Klingen des Agongs hörte auf. Mehr und mehr der Pygmäen beteiligten sich an dem Tanz. Es war kein Rhythmus darin, keine Melodie.

Nur die heiseren Stimmen der Weiber begleiteten die Bewegungen der Männer mit einem dunklen, tiefen Geheul, kaum menschlich mehr. Unter den verfilzten Haarbüscheln schimmerten böse ihre kleinen, runden Tieraugen.

Wilder wurde das Tempo, schriller und hysterischer das heisere Heulen der Weiber. Dämonischer, obszöner die Bewegungen.

Dolores starrte den höllischen Sabbat an mit leeren Augen. Hatte sie das nicht alles schon einmal erlebt? Unendliche Ewigkeiten des Grauens?

Ja, aber in Paco, das waren Männer gewesen, die den schleichenden Urwaldtod tanzten. Lautlose Schatten, aber doch Männer. Krieger.

Dies war ein Alpdruck von gespenstischer Häßlichkeit, unwahrscheinlich, unmöglich.

Füße stampften.

Massigagummi flackerte hell.

Heisere Stimmen verkümmerter ekliger Teufelinnen.

Aber hier gab es keine breite Schulter, bei der man Schutz suchen konnte.

Brennendes Fleisch stank. Ein trunkener Zwerg war in eins der Feuer gefallen. Mit giftigem Quäken raffte er sich auf.

„Java!" dachte Dolores verzweifelt. „Lieber Java!"

Der Geruch von verbranntem Fleisch lag vor ihrer Nase wie eine solide Wolke. Ihr Magen wehrte sich, krampfte sich zusammen.

Weiße Augen in greisenhaften Affengesichtern tanzten um sie herum.

„Java!" dachte sie. „Java!"

Und dann ging unter Donner und Blitz die Welt unter.

Es war lange nach Sonnenuntergang, als Charly und Napoleon das Lager der Pygmäenhorde endlich erreichten.

„Dem Niggers Totentanz", meinte André und Charly wurde weiß bis an die Lippen. Er sah den Totenpfahl und das Kochfeuer. Er sah den Tanz und das Trinken.

Aber Dolores sah er nicht.

Langsam kroch es kalt und heiß durch seinen todmüden Körper, kroch über die Lippen, die sich schlossen wie stählerne Zangen und kroch in die Augen, die eisig wurden.

In diesem Augenblick wurde Karl Albert Alten zu einer mitleidlosen Kampfmaschine. Gefühllos. Hart.

Er sagte nichts, nahm nur André Napoleon den schweren Barong aus der Faust und zog mit der Linken seine Pistole.

Ob sein Boy mitkam, war ihm gleich. Vielleicht wußte er es auch.

Meister der Dschungel sind die Pygmäen der Sierra, aber der Wein des Siegesfestes und die Vorfreude auf ihr Mahl machte sie unvorsichtig. Keiner von ihnen hörte den Tod, der sich neben ihnen duckte zum Sprung.

Und dann ging auch für sie die Welt unter.

Aus Napoleons Flinte barsten Feuerstrahlen und fegten einen Hagel von Saupfosten durch die Tänzer, giftig bellte Charlys kleine Pistole dazwischen und dann stürzten sich zwei brüllende, heulende, geifernde Dämone in das wimmernde, wimmelnde Knäuel der zitternden Negritos.

Ein Beispiel:

Wat denn, Berlin is doch keen Dorf!

Berlin hat soviel Einwohner wie die Schweiz!
Berlin hat 4242501 Einwohner, die Schweiz 4066400. Die Gesamtfläche Berlins umfaßt 883,63 qkm, was der Größe der Insel Rügen entspricht. Zwischen Ost und West erreicht Berlin die größte Entfernung: sie beträgt 45 km. Berlin ist die viertgrößte Stadt der Welt.

*

$^1/_{11}$ aller Beschäftigten Deutschlands arbeitet in Berlin!
Die größte Beschäftigungsziffer erreicht in Berlin der Einzelhandel mit 194949 Personen in 84234 Geschäften. Den 2. und 3. Platz belegen das Bekleidungsgewerbe mit 120722 Gefolgschaftsmitgliedern in 50016 Firmen und das Verkehrswesen mit 114493 Arbeitern und Angestellten in 7817 Betrieben. Dann folgt das Geld-, Bank-, Börsen- und Versicherungswesen mit 97966 Beschäftigten in 4561 Unternehmen und der Großhandel mit 94281 Arbeitern und Angestellten in 13729 Betrieben.

*

Vor dem ersten Hahnenschrei
Wenn der Berliner ab $^1/_2$5 Uhr morgens mit den ersten U-, S- oder Straßen-Bahnen zu seiner Arbeitsstätte fährt, hat er bereits die erste Morgenzeitung in der Hand, nämlich den „Völkischen Beobachter", die größte Zeitung Deutschlands. Ein Berliner, der um 5 Uhr aufsteht, erhält noch außer dem „Völkischen Beobachter" 6 weitere Morgenblätter: „Berliner Morgenpost", „Berliner Lokal-Anzeiger", „Berliner Tageblatt", „Berliner Volks-Zeitung", „Kreuz-Zeitung", „Berliner Morgen-Zeitung".

*

Die Berliner Uhren laufen schneller
Schon ab 5^{30} Uhr kann der Berliner die erste Mittagszeitung, „Das 12 Uhr-Blatt", erhalten. $^1/_2$ Stunde später erscheint die „Berliner Allgemeine Zeitung" und die „Deutsche Allgemeine Zeitung". Zusammen mit den Brötchen, um 6^{30} Uhr, kommen die „Germania" und die „Märkische Volks-Zeitung" — und hat sich der Bäckerjunge mal etwas verspätet, dann stellt er sich bestimmt um 7 Uhr mit der „Berliner Börsen-Zeitung" ein. Zum zweiten Frühstück, um 10^{30} Uhr, liest der Berliner die „B. Z. am Mittag".

*

Mittags stürzt sich der Berliner auf seine Abendblätter
Kaum hat der Berliner um 2^{30} Uhr den letzten Bissen seines wohlverdienten Mittagbrotes heruntergeschluckt, dann stürzt er sich bereits auf die erste Ausgabe des „Angriff" und der „Berliner illustrierten Nachtausgabe" sowie auf die Abendausgabe der „Berliner Volks-Zeitung" und auf das „8 Uhr-Abendblatt". Um 3 Uhr folgt dann die Abendausgabe des „Berliner Tageblatt", um 3^{30} Uhr die Abendausgabe der „Berliner Börsen-Zeitung". Um 4 Uhr erscheint die Spätausgabe des „Angriff", die Abendausgabe des „Berliner Lokal-Anzeiger" und der „Deutschen Allgemeinen Zeitung", um 5 Uhr die zweite Ausgabe der „Berliner illustrierten Nachtausgabe". Einschließlich der Vorortblätter erscheinen in Berlin insgesamt 48 Tageszeitungen.

Am Sonntag weiß der Berliner, was die Montag-Blätter bringen!
Alles, was sich am Sonntag abspielt, findet der Berliner am Sonntagabend um 8 Uhr im „Montag" und in der „Montagspost". Ja, das ist Berliner Tempo!

*

570 Millionen fahren mit der Straßenbahn
Die Berliner Verkehrsmittel beförderten im Jahre 1936 1418700000 Personen. Davon fuhren 570,6 Millionen oder 40,2% mit der Straßenbahn, 218,4 Millionen oder 15,4% mit der U-Bahn, 161,6 Millionen oder 11,4% mit dem Omnibus und 468,1 Millionen oder 33% mit der S-Bahn.

*

2676 Tankstellen haben 207920 Kunden
Es gibt in Berlin 2676 Tankstellen, die insgesamt 207920 Kraftfahrzeuge mit Betriebsstoff versorgen. Von dieser Gesamtzahl entfallen 104277 auf Personenkraftwagen, 62445 auf Krafträder und 34016 auf Lastkraftwagen.

*

7910 Ärzte umsorgen die Berliner
Von diesen 7910 Ärzten sind 1535 Zahnärzte. Das, was der Arzt verschreibt, holt sich der Berliner aus den 501 Apotheken.

*

Berlin zwischen 19 und 24 Uhr ausverkauft!
Abends, wenn das Lichtermeer aufflammt, sind 24 Theater, 399 Lichtspielhäuser und 6 Groß-Varietés und Kabaretts ausverkauft! Im Theater finden 33290, im Kino 202258, im Varieté und Kabarett 12066 Berliner Freude und Erholung und damit Kraft für den täglichen Lebenskampf.

*

70% aller Kinobesucher sind Frauen!
Unter den 360 Millionen Kino-Besuchern Deutschlands, die im vergangenen Jahr in den Lichtspielhäusern gezählt wurden, befanden sich nicht weniger als 250 Millionen Frauen. In Berlin allein waren von 70 Millionen Kino-Besuchern 50 Millionen Frauen.

*

3546000 gingen durch die Drehkreuze
Von Jahr zu Jahr steigt die Ausstellungsbesucherzahl der Reichshauptstadt. Während im ganzen Jahre 1936 „nur" 3187000 Personen durch die Drehkreuze der Ausstellungshallen gingen, wurden bereits bis zum 1. Oktober d. Js. 3546000 Besucher gezählt.

*

Auch 1938 hat Berlin das größte Ausstellungsprogramm
Die Reichshauptstadt geht auch diesmal wieder mit gutem Beispiel voran: 5 große Veranstaltungen sind für 1938 geplant. Gestartet wird mit der „Grünen Woche" (29. 1.—6. 2. 1938), dann folgt, wie in jedem Jahr, die „Internationale Automobil- und Motorrad-Ausstellung". Weiter sind vorgesehen: die „Große Berliner Wassersport-Ausstellung" (2. 4.—10. 4.), „15. Große Deutsche Rundfunk-Ausstellung" (29. 7.—7. 8.) sowie im September die „Jahresschau für das Nahrungsmittelhandwerk".

*

Diese Nachrichten sind ein kleiner Ausschnitt aus dem Material, das die Ala bei ihrer täglichen Arbeit verwendet. Das Aufgabenfeld der Ala ist die Werbung. Und dazu gehören heute gründliche Marktkenntnisse.

Jedem, der Werbung betreibt oder betreiben möchte, kann die Ala helfen. Ob Sie gelegentlich eine Anzeige aufgeben oder ob Sie einen Werbefeldzug durchführen wollen, wir beraten Sie objektiv, schnell und erfolgsicher. Die zahlreichen Erfolgskontrollen, die wir durchführen, ermöglichen es uns, das Werbemittel zu nennen, das für Sie am zweckmäßigsten ist. Wir sagen Ihnen, wie es eingesetzt werden muß, damit es den erhofften Nutzen bringt.

Als Werbungsmittler schaffen wir den Werbeplan und die Kostenanschläge, übernehmen die Auftragserteilung, überwachen die Abwicklung, besorgen die Kontrolle und die gesamte Abrechnung. Selbst wenn die Ala für Sie mit Hunderten von Auftragnehmern in der ganzen Welt verhandeln und abrechnen muß, Sie brauchen sich nur mit einem Kostenanschlag, einer Bestätigung und einer Rechnung zu befassen.

Wichtig aber ist: Ihre Zusammenarbeit mit der Ala verursacht Ihnen keinerlei Kosten! Ganz gleich, ob Sie in Tages- oder Wochenzeitungen werben, in Unterhaltungsblättern oder Fachzeitschriften, an Litfaß-Säulen oder Verkehrsmitteln, durch Filme oder Diapositive, ob im Inland oder im Auslande — wir vermitteln Ihre Aufträge vollkommen kostenlos zu den Originalpreisen der Verleger und Pächter. Die Ala kann für Sie kostenlos arbeiten, weil wir unsere Vergütung von den Auftragnehmern erhalten. (Portozuschläge werden nur bei bestimmten Gelegenheits- und Auslandsanzeigen erhoben.)

Die Ala spart Ihnen Zeit, weil sie Ihnen Arbeit abnimmt. Und die Ala spart Ihnen Geld, weil sie die Kosten dieser Arbeit selbst trägt.

Die Ala ist der größte Werbungsmittler Deutschlands geworden, weil wir die Sache unserer Kunden zu unserer eigenen machen.

ALA

Anzeigen-Aktiengesellschaft

Berlin W 35, Bremen, Breslau 1, Chemnitz, Dortmund, Dresden-A. 1, Essen-Ruhr 1, Frankfurt a. M., Hamburg 1, Hannover M, Kassel, Kiel, Köln 1, Königsberg i. Pr., Leipzig, Lübeck, Mannheim, München 2 M, Nürnberg 1, Stettin 1, Stuttgart

Ein paar Speere flogen matt.

Ohne Ziel.

Napoleon hielt die Flinte an den Läufen und Charly fuhr mit dem Barong unter die braunen Affenkörper wie mit einer Sense.

Sie kämpften nicht. Lauern war ihre Losung, lauern, schleichen und Flucht.

Nach zwei Minuten war die Horde in der Nacht verschwunden, als wäre sie wirklich nur ein Traum gewesen. Nur die Toten lagen verkrümmt und ärmlich zwischen den flackernden Feuern, und der Barong tropfte rot.

Mit einem leisen Stöhnen ließ Charly die Waffe fallen, und dann kniete er neben Dolores und riß mit blutenden Fingern an den Knoten der Faserstricke.

Napoleon brachte Wasser in den breiten Tatzen, fand einen hohlen Kürbis und schüttete ihn über Dolores Gesicht.

Ihre Augen blieben geschlossen, nur ihre Lippen bewegten sich leise.

„Java?"

Java-Charly bekam feuchte Handrücken.

Dolores lächelte. Lächelte.

Er schluckte trocken. Strich unendlich vorsichtig über die blauen Striemen, die über die Handgelenke liefen. Am liebsten hätte er geheult.

Dolores lebte!

Napoleon war nicht so sentimental. Ging es gut, dann grinste er. Ging es schlecht, duckte er sich oder schlug sich durch, so gut es ging.

Jetzt grinste er, aber nur mit einem Mundwinkel.

„Du, Massa Charly, dem damned Niggers . . ."

Charly sah auf.

„Wir besser hopp, weg, good night, Massa."

Das war richtig.

Lange würde die Panik der kleinen Teufel wohl nicht anhalten. Ihr Land war der Busch Ihr alles.

Charlys nickte ernst. „Du hast recht, Dicker. Wir müssen zur Küste. Rasch. Aber . . ."

Er sah auf Dolores. Würde er sie tragen können?

Der Urwald schwieg. Unten im Tal kluckerte der Regenfluß. Der Himmel war nicht zu sehen. Hier unten herrschte der Wald. Und sein Volk

Charly lud die Pistole. Wischte sie sauber

Napoleon fand den Barong, nachdem er einige der schmalen Bolos der Pygmäen verächtlich geschwungen und fortgeworfen hatte. Er steckte ihn mehrfach in die Erde und hieb dann zwei dicke Bambusstangen ab. Knotete Lianen zu einem groben Netz.

In wenigen Minuten hatte er eine brauchbare Tragbahre hergestellt.

Wo mochte Osten sein?

Napoleon schnupperte in der Luft, zeigte in den Wald. Es war die gerade Richtung zur Küste. Dem Flußbett nachzugehen, hätte länger gedauert.

Es war ein schweres Gehen. Napoleon hing sich die vorderen Enden der Tragbahre um den Nacken, um eine Hand für den Barong freizuhaben. Charly stolperte oft. Hängende Ranken klatschten ihm ihren milchigen Saft in die Augen und auf die brennende Haut. Dornen griffen nach seinen krampfhaft haltenden Händen.

Es war ein schweres Gehen. Aber es ging.

Schritt für Schritt. Hungrig und zerschlagen.

Schweigen ringsum, nur das Brechen zertretener Zweige und das harte, zischende Hacken des Barongs, der den Weg freischlug.

Folgten die kleinen Teufel schon? Haß in den dunklen Augen und die rächenden Speere schwingend in fleischlosen Affenarmen?

Er sah böse und starr vor sich hin Stolperte, die Hände um die Bambusenden gekrampft.

Immer häufiger mußte er die Trage absetzen. Dann stöberte Napoleon zurück, unermüdlich.

Aber niemand verfolgte sie. Nicht einmal die Geister der Erschlagenen. Charly sah sie schon gar nicht mehr. Ein häßlicher, roter Traum. Sonst nichts.

Dolores war kein Traum.

Sie war wieder bei Besinnung, aber viel zu schwach, zu stehen. Hielt nur Charlys Hände mit zärtlichen Fingern an ihre heiße, geschwollene Wange.

Von ihrer Schulter trickelte etwas Blut. Nicht viel, ein kleiner Schnitt nur. Es tat gar nicht weh.

Charly wusch die Wunde aus. Verbinden konnte er sie nicht.

Als sie zum letzten Male lagerten, hörten sie von weitem das leise Rauschen der Brandung. Der Wald wurde lichter hier. Über zerrissenen Palmenwedeln schwamm bleich und klar der Mond Fast schon im Westen.

Ferne jaulte ein Hund. Fast automatisch knackten die Hähne der Flinte in Napoleons Händen.

„Niggerbario, Massa Charly."

Er leckte über die Lippen im Vorgenuß eines neuen Kampfes. Er und sein Massa, sie wurden mit sämtlichen verdammten Niggern der ganzen Welt fertig.

„Hoffentlich", sagte Charly. „Wir brauchen ein Boot. So oder so Und Chowchow."

Sein Magen knurrte. Seit Stunden kaute er an einem Holzsplitter. Morgen konnte man Früchte suchen. Vielleicht gab es Wild. Und wenn es nur ein Affe war.

Nein. Affenfleisch würde er nie wieder essen können. Bei allem Hunger nicht! Dann würde er immer wieder den Schädelpfahl sehen und die toten Pygmäen.

„Chiquita?"

Dolores antwortete nicht. Leise schlugen ihre Zähne aufeinander.

Vom Boden stieg feucht und modrig der faule Dunst verrottender Pflanzen.

„Weiter, Napoleon?"

„Yep, Massa. Dem Missus Dollars, ihm Fieber."

Das Chinin lag irgendwo im Busch.

„Ich machen allright, Massa Charly."

„Ja, Dicker. Mach's allright."

Schweiß lief bitter und brennend von der Stirn in die Augenwinkel. Fraß sich in die zerschundene Haut.

Longa-Long?

Dolores hatte Fieber!

Holz krachte unter stolpernden Schritten.

Zur Hölle mit Longa-Long!

15.

Eine Hölle war Longa-Long.

Bis zum hellen Morgen hatten die Kulis und die Besatzung der „Jü" nach dem Fremden gesucht, der einen Campilan getragen hatte.

Ein Moro?

Es gab Fischerdörfer, weiter im Norden der Devilicanbai, aber deren armselige Auslegerboote trauten sich längst nicht mehr in die Nähe von Longa-Long, seit Christobal einige Mannschaften aus den Booten hatte schießen lassen.

Und eine Morovinta war nirgends gesehen worden. Aber wo kam dann ein Morokrieger her?

Vom Festland?

Ausgeschlossen.

An der Küste gab es keine Moros. Ebensowenig wie auf der Insel. Lebende Moros..

Jim Brent hatte mit Moros gearbeitet, aber seine Leute waren teils nach Hause geschickt worden, und die, die sich weigerten, warfen keine Schwerter mehr.

Aber Blutrache gab es.

Jean Leroy. gelb im Gesicht, hetzte die Kulis zu immer neuer Suche. Der Mann mußte gefunden werden!

Den Maschinisten der „Jü" biß eine Kobra dabei in das Fußgelenk und er starb nach zwei Stunden; der Körper gedunsen und aschfarben.

Sie begruben ihn, aber nun weigerten die anderen Kulis sich, weiterzusuchen. Auch der Schipper der „Jü" machte nicht mehr mit. Er mußte eigentlich schon wieder in Manila sein. Wer sollte dem ehrenwerten Herrn Wong erklären . . .

Nein, nein! Er mußte neue Befehle einholen

Leroy tobte. Drohte mit der Pistole.

Aber die Mannschaft machte die „Jü" klar.

Am nächsten Abend legte sie ab. Drehte nach Norden.

Jean Leroy setzte sich mit Christobal zusammen. Jetzt hatten sie keine sechs Tage mehr, um die „Tasche" auszuplündern. Wenn die „Jü" wiederkam, oder ein anderes Boot von Wong, dann lief das Vorschiff über von bewaffneten Killern, die wußten, was sie sollten.

Die holten, was Wong ihnen befahl, den Kopf des Rechtsanwaltes Jean Leroy und das Gold von Longa-Long . .

Christobal spie verächtlich über die Verandabrüstung. Wong? Bah!

Sieben Gelbe waren auf der Insel, damit wurde er allein fertig, auch ohne seinen zähneklappernden Vetter. Die Negritos zählten nicht. Wenn es einmal so weit war, dann trieb man sie alle zusammen in den Stollen und warf eine Kiste Dynamit in den Eingang. Fertig.

Das Gold? Es gab kein Gold!

Er wuchtete die schwere Kiste, die ihre bisherige Ausbeute barg, am Abend auf die breiten Schultern und verschwand in den Ufermangroven

Als er wiederkam, lachte er breit.

„Na, Jean? Laß die Hand unten!"

Jean Leroys Hand kam zitternd von dem Handgriff seiner Pistole.

Christobal schüttete sich Whisky ein und trank schmatzend. Es machte ihm Freude, daß sein Vetter ihn zu hassen begann. Alle sollten sie ihn hassen, und er würde sie alle unter die Füße treten. Alle.

Betteln sollten sie. Betteln um ihr bißchen Leben, ihr bißchen . . . bah.

„Wo ist die Frau?"

Seit dem Besuch des Moros — niemand dachte an Java-Charly — quälte er Ursula Brent, wo er nur konnte. Sie hatte gelogen. Er vergaß ganz, daß er es gewesen war, der zuerst die Ansicht gehabt hatte, Ursula hätte den Tisch umgeworfen

Li, der auf Leroys Befehl der weißen Frau nicht mehr von der Seite wich, wischte er genau so fort wie seinen Vetter. Zu jeder Zeit, am Tage und in der Nacht, ging er in Ursulas Zimmer und weidete sich an den schreckerstarrten Augen. Erzählte ihr plumpe Abenteuer aus Hafenkneipen und Opiumhöhlen. Er lachte, wenn sie zitternd bis an die Wand zurückwich und abwehrend die Hände ausstreckte in rührender Hilflosigkeit.

So machte man sie kirre. Jean war ein Narr

„Wo ist die Frau?"

Jean Leroy zog die Augenbrauen zusammen Sein Gesicht war entstellt vor Furcht, aber er antwortete nicht. Als Christobal gegangen war, hatte er sie zu den alten Lagerschuppen am Hafen gebracht. Li konnte ihr Essen bringen.

Dann hatte er mit den Kulis gesprochen.

Wußten sie, daß ein Dämon in den großen Master gefahren war? Er würde sie alle verhexen. Der große Master selber hatte den Campilan geworfen, und er hatte die Kobra gerufen, die den Maschinisten der „Jü" gebissen hatte.

So würden sie alle sterben, hier auf der Insel, und keiner würde im Lande der Väter begraben werden

Sie sollten ihn doch nur ansehen, hatte der Dämon nicht schon sein ganzes Gesicht gefressen?

Die Kulis hörten zu und schwiegen.

Verdammte Chinks! Keiner konnte sich in der Rasse auskennen. Aber es würde schon wirken.

Christobal trank sein Glas aus

„Du bist ein Narr, Jean", sagte er in plötzlich verändertem, fast wohlwollendem Ton. „Ich mache dir einen Vorschlag. Nimm das Fischkanu und deinen Anteil vom Gold und verschwinde. Oder willst du auf Wong warten?"

Jean Leroy schauderte zusammen

„Und die Frau", sagte er heiser

Chris zuckte die Schultern.

„Dann nicht. Dann gar nichts. Wo ist sie denn, die Frau? Ich will mit ihr spielen."

Jean Leroy schwieg.

Draußen ging Li vorbei. Christobal rief ihn herein und griff auch den Dicken beim Genick.

Lis fette Polster begannen unter seinem Blick zu schlottern. Hilflos sah er auf Jean, aber der bemühte sich, an ihm vorbeizusehen. Seine Finger zuckten nach der Pistole, aber Christobal saß so, daß er beide im Auge hatte.

„Na, Li?" fragte Christobal zärtlich und drückte ein wenig. Li wurde fahl. Christobal flüsterte ihm etwas ins Ohr, grinsend wie ein Teufel. Es waren die Namen einiger Torturen, wie sie in China in dreitausend Jahren ausgeklügelt worden sind. Sie sind nie übertroffen worden.

Li war kein Held. Er war nicht mal ein Philosoph, der das Unvermeidliche mit Würde trägt.

„Hafenschuppen", stöhnte er.

Christobal Leroy warf ihn lachend durch die Tür. Gesindel. Gelbe Affen.

Er grinste seinen Vetter an.

„Komm."

Auf dem Wege zum Hafen gefiel er sich darin, seinem Vetter, der vor Wut und Angst zitterte, auszumalen, wie er „die da" zerbrechen würde. Zweimal zog er Jean die Pistole aus dem Holster und hielt sie ihm hin.

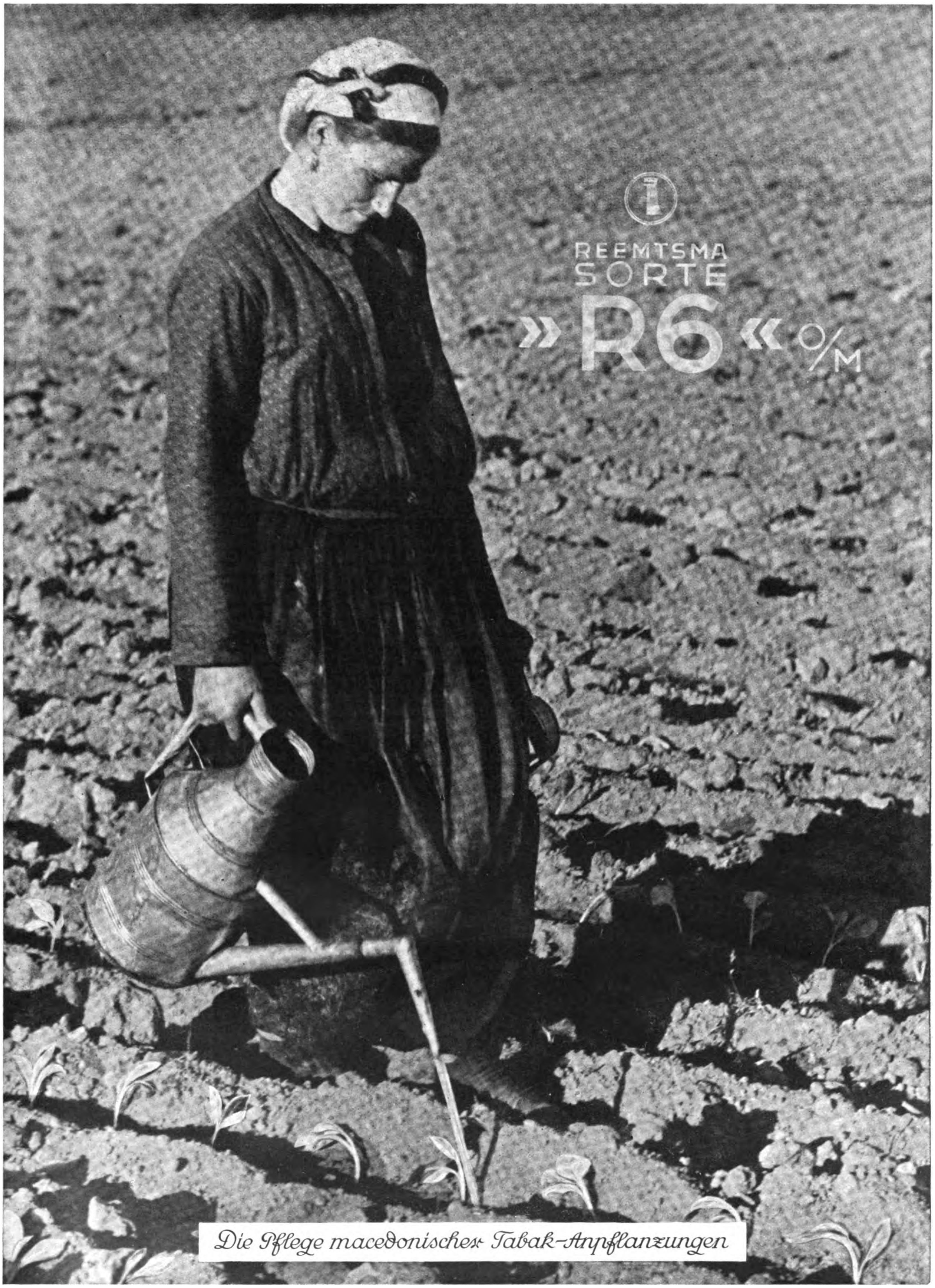
„Wollen wir würfeln?"

Jean duckte sich wie ein geprügelter Hund.

Chris gröhlte Zoten. Er hatte schwer getrunken. Am Hafen blieb er auf einmal stehen und riß die Pistole aus dem Gürtel. Mit einem Fluch gab er Feuer.

Auf dem Wasser tanzte, deutlich im hellen Mondschein zu erkennen, das große Kanu von Longa-Long.

(Schluß folgt.)



Die Pflege macedonischer Tabak-Anpflanzungen

KARL FISCHER:

Deutschlands Weg nach Übersee

SO ENTSTAND EIN DEUTSCHES KOLONIALREICH

(2. Fortsetzung.)

In Little Popo

Der Kommandant der „Sophie“, Kapitän Stubenrauch, findet in Togo unhaltbare Zustände vor Unter den Häuptlingen des Königs von Little Popo ist ein heftiger Streit ausgebrochen: Jeder beansprucht die Zölle auf die Waren der deutschen Kaufleute für sich. Es kommt zum Krieg, unter dem der deutsche Handel schwer leidet.

Stubenrauch lädt die Häuptlinge zum Palaver. Die Verhandlungen verlaufen ergebnislos, und die „Sophie“ geht wieder unter Dampf nach Grand Popo. Hier bringen zwei Deutsche die Nachricht, daß in Little Popo alles drunter und drüber ginge. Die „Sophie“ kehrt um, ein Landungskorps von hundert Mann schafft in Little Popo Ruhe, drei Neger werden als Geiseln an Bord genommen.

Kaum ist die „Sophie“ wieder verschwunden, findet sich der ehemalige Generalgouverneur der Goldküste, Sir Samuel Rowe, ein und verteilt an die Frauen und Töchter der auffässigen Neger Geldgeschenke. Schwarze Agenten durchziehen das Land; sie kommen aus dem britischen Sierra Leone, bedrohen die Eingeborenen und fordern von ihnen die Vertreibung der Deutschen.

Britische Konsulatsangestellte, Angestellte von Faktoreien, Händler ausländischer Herkunft sind eifrig an der Arbeit, und es bleibt ungewiß, wieviel man im Kolonialamt in London davon weiß und wieweit man dahintersteckt. Die deutsche Flagge weht ja zunächst nur an den Küsten. Hat man also im Hinterland nicht freie Hand?

Der Hebel: die große Politik

Die große Politik wird zu dem Hebel, den Bismarck ansetzt, um den deutschen kolonialen Gedanken gegen England durchzusetzen. Ein kurzer Blick auf die außenpolitische Lage der achtziger Jahre ist daher unerläßlich

Rußlands Wünsche richten sich auf den vorderen Orient und den Balkan. Auch Österreich hat Balkaninteressen, während für England der Orient als der Weg nach Indien naturgemäß von Belang ist. Frankreich hat nach seiner Schwächung durch den Deutsch-Französischen Krieg Kolonialwünsche, deren Ziel Nordafrika ist. Bismarck unterstützt nach anfänglicher Ablehnung Frankreichs koloniale Interessen, um das französische Machtstreben auf ein für Deutschland möglichst ungefährliches Gebiet abzulenken Das widerstrebende England weiß Bismarck auf dem Berliner Kongreß 1878 zu veranlassen, Frankreich ein Recht auf Tunis einzuräumen, das einem Sultan untersteht, aber der Türkei lehnspflichtig ist. Bei diesen Verhandlungen spielt der „Kranke Mann am Bosporus“ eine Rolle. Man spricht von der Möglichkeit einer Aufteilung der Türkei. Ägypten steht bereits seit 1873 unter britisch-französischer Finanzkontrolle.

Es dauert bis 1881, ehe die Franzosen Tunis wirklich besetzen. Die Folge war: Mißbehagen in England und Anschluß Italiens an den Zweibund Deutsches Reich — Österreich

Bismarck verstand es, wie allgemein bekannt, die vorhandenen sehr erheblichen Gegensätze zwischen England und Rußland, England und Frankreich, Frankreich und Italien in einer latenten Spannung zu halten, in der stets das Reich den Ausschlag geben mußte, mochte es sich um orientalische Fragen oder Fragen der französischen Kolonialpolitik handeln. In jedem Fall mußte mit dem Deutschen Reich gerechnet werden.

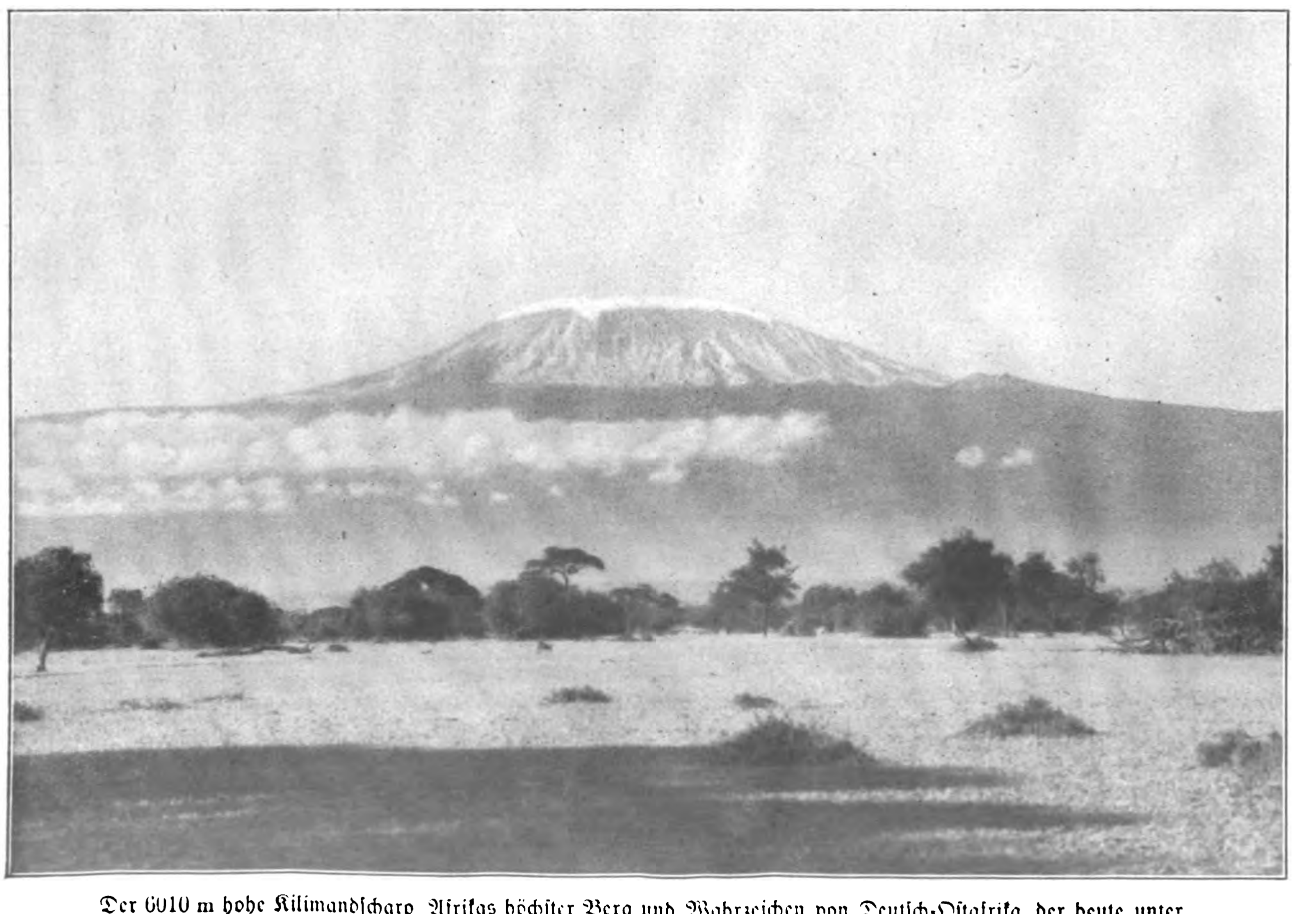
Zunächst wird Ägypten der Hebel, mit dem Bismarck der deutschen Außenpolitik den nötigen Nachdruck verleiht. Die französisch-englische Finanzkontrolle führt zu einer starken nationalen Bewegung unter den Ägyptern, als sich herausstellt, daß annähernd die Hälfte der ägyptischen Staatseinnahmen zur Verzinsung der ägyptischen Schulden verwandt werden muß. Ruhe und Ordnung werden gestört, und Frankreich und England müssen intervenieren.

Bismarck sieht in diesem Vorgehen eine Schwächung beider Länder, und die beiden Bündnismächte Rußland und Österreich schließen sich enger mit dem Reich zusammen (deutsch-russische Kaiserbegegnung 1881) Die Folge dieses engeren Zusammenschlusses ist die, daß Frankreich sein Interesse an Ägypten verliert. England sieht sich gezwungen, in Ägypten allein vorzugehen, als die nationalistischen Strömungen stärker werden. Es kommt zu der Beschießung Alexandriens und der Landung britischer Truppen. (1882) England kann nun Ägypten nicht mehr aus der Hand lassen, aber es ist isoliert, und braucht in der Zukunft Deutschland, wenn es je Aussicht haben will, am Nil zu bleiben.

England sieht den Zeitpunkt gekommen, dem Deutschen Reich ein Bündnis anzubieten, das jedoch mangels jeglichen deutschen Interesses an Ägypten abgelehnt wird. Ein Bündnis mit England würde nur Mißstimmungen zwischen dem Reich auf der einen und Frankreich und Rußland auf der anderen Seite nach sich ziehen. Eine Annahme des Bündnisangebots hätte wahrscheinlich zur Folge gehabt, daß Rußland und Frankreich sich verbündeten, und ein solches Bündnis zu vermeiden, war einer der Angelpunkte der Bismarckschen Politik

Auf der anderen Seite wich der Kanzler jedem Versuch Rußlands aus, die Ostmächte gegen England zu vereinen Die Freundschaft des Reiches mit England blieb trotz der deutschen Abneigung gegen ein Bündnis erhalten, zumal das Reich eine internationale Intervention gegen die britische Besetzung des Suezkanals verhinderte

Unter der Hand gibt Bismarck den Engländern zu verstehen, daß das Reich nichts dagegen haben würde, wenn England im Falle eines russischen Vorgehens gegen die Dardanellen Ägypten als Faustpfand betrachte. Daß Bismarck, wie englische Quellen behaupten, schon auf dem



Der 6010 m hohe Kilimandscharo, Afrikas höchster Berg und Wahrzeichen von Deutsch-Ostafrika, der heute unter fremder Mandatsherrschaft stehenden deutschen Kolonie.

Aufnahme: Leigh (Mauritius)

Berliner Kongreß den Briten die Annektierung Ägyptens empfohlen habe, ist unverbürgt und wenig wahrscheinlich.

Die britische Besetzung Ägyptens führt bekanntlich zu schweren Kämpfen im Sudan, während um die gleiche Zeit — 1884 — Rußland im Orient vordringt und bis dicht an die Grenze Indiens gelangt.

Eine andere Rückendeckung für England als das Reich gab es nicht mehr.

Es hat lange gedauert, bis man in London begriff, daß diese außenpolitische Konstellation dem deutschen Kanzler das Mittel in die Hand gab, Deutschlands koloniale Wünsche auch gegen England durchzusetzen, und nicht minder lange, bis die deutschen Diplomaten in London ahnten, wo sie den Hebel anzusetzen hatten.

Es zeugt von der unendlichen Geduld des Kanzlers und wohl auch von seiner ursprünglichen Abneigung gegen koloniale Betätigung, daß er sich wegen der deutschen Beschwerden in der Südsee — die durch die britische Annektierung der Fidschiinseln geschädigten Deutschen hatten bislang keinen Pfennig Schadenersatz bekommen — und vor allem wegen Südwestafrika in einen entnervenden Notenwechsel einließ.

Herr Peters spielt Billard

Im Herbst des Jahres 1883 mietet sich ein gewisser Dr. Carl Peters in der Dennewitzstraße im Berliner Westen ein „Chambre garni". Siebenundzwanzig Jahre ist dieser „Herr Doktor" alt; er kommt aus England, wo er lange Zeit Gast und später Erbe seines Onkels Karl Engel gewesen war. Er kommt mit einer erheblichen Portion Verachtung für die Art, in der die damalige deutsche Jugend ihre Tage verbringt, und auch für die Art, in der an deutschen Stammtischen die ersten Anfänge der deutschen Weltpolitik besprochen werden, in seine Heimat zurück. Man kann nicht sagen, daß der junge Herr Peters in den Augen des damaligen durchschnittlichen Deutschen ein „ausgeglichener" Charakter gewesen wäre. Er hatte lange geschwankt, ob er deutscher Hochschullehrer oder amerikanischer Konservenfabrikant werden sollte — eine für die damalige Zeit unmögliche Alternative —, und hatte sich schließlich entschlossen, Gründer einer deutschen Kolonie in Afrika zu werden.

Als ihm in London ein gewisser Mister Stacy den Vorschlag machte, im angeblich goldreichen Mashonaland, südlich des Zambesi, eine Siedlung zu gründen, war er mit Leib und Seele dabeigewesen, vorausgesetzt allerdings, daß er im Mashonaland die deutsche Flagge hissen dürfe. Dies hatte Mr. Stacy ihm abgeschlagen, und Dr. Peters war, voll von allen möglichen Plänen, nach Deutschland heimgekehrt.

Ein Zufall bringt Dr Peters in den konservativen Klub in Berlin. Beim Billardspiel mit dem Grafen Behr-Bandelin entwickelt der junge Herr aus London gesprächsweise seine Ansichten über Deutschlands kolonialen Aussichten. Der bedeutend ältere Graf läßt die Hand mit der Kreide sinken:

„Sie wollen eine Kolonie gründen? Auf mich können Sie zählen."

Was den „berüchtigten Agrarierhäuptling" bewogen

haben mag, sich an einem zufälligen Klubabend in ein Kolonialabenteuer zu stürzen, weiß der liebe Himmel. Jedenfalls war er mit Feuereifer dabei und organisierte am 28. März 1884 für Dr. Peters die Gesellschaft für deutsche Kolonisation, die es sich zur Aufgabe machen sollte, ein Kolonisationskapital zu beschaffen, geeignete Kolonisationsbezirke aufzufinden und zu erwerben und schließlich die deutsche Auswanderung in diese Gebiete zu lenken.

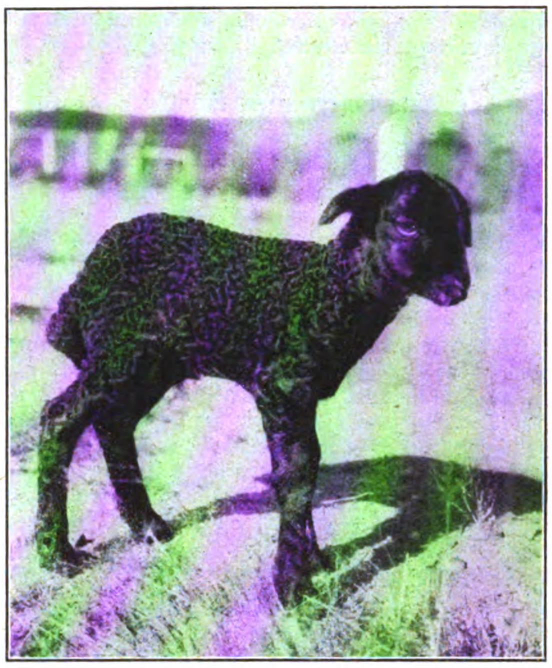
Man befand sich damals sozusagen in den Flitterwochen der kolonialen Bewegung, und Afrika spielte beinahe dieselbe Rolle wie fast vierhundert Jahre vorher Amerika. Trotzdem wurde Peters Kolonialgesellschaft von dem größten Teil der deutschen Presse wie von einer Meute bissiger Hunde angegriffen — teils weil man in der Gründung der Gesellschaft eine unnötige Zersplitterung der deutschen Kolonialbewegung sah, teils weil man der Ansicht war, daß die junge Kolonialbewegung in die Hand „seriöser" Männer und nicht in die von 27jährigen Jünglingen gehöre, und teils weil man überhaupt jeden „Rummel" ablehnte. Daß ein Erzkonservativer wie Graf Behr hinter der Kolonialgesellschaft stand, machte die Geschichte der Linken natürlich nur noch verdächtiger.

Selbstverständlich hatte Peters versucht, die führenden Köpfe der deutschen Kolonialbewegung für sich zu gewinnen, den Fürsten Hohenlohe-Langenburg, den Dr. Fabri, Bennigsen, Miquel und andere, aber er, der junge Feuerkopf und Praktiker, konnte auf Unterstützung der verdienstvollen Theoretiker und Propagandisten der Idee in Wirklichkeit nicht rechnen.

Und die Wilhelmstraße?

Kayser will von nichts wissen

Peters erster Schritt in Berlin war selbstredend gewesen, dem Auswärtigen Amt seine Pläne vorzulegen. Er hatte das Unglück, daß seine Eingabe die erste Akte war, die ein neuer Kolonialreferent, Dr. Kayser, Nachfolger Krauels und Kusserows, zu bearbeiten hatte. Peters hat an diesem Dr. Kayser später eine scharfe Kritik geübt. Wahrscheinlich hatte aber Kayser tatsächlich die Ansicht Bismarcks wiedergegeben, als er Peters' Eingabe mit der Bemerkung erledigte, daß nach Ansicht der Reichsregierung das Gebiet südlich des Zambesi britische



Ein Karakulschaf aus Deutsch-Südwest.
Die Zucht dieser Schafe entwickelte sich in den letzten Jahren zu einem wichtigen Wirtschaftszweig Südwestafrikas.
Aufnahme: Balkin (Mauritius).

Interessensphäre sei. Es war ja gerade die Zeit, in der um Südwest und Westafrika die schwierigsten diplomatischen Kämpfe ausgefochten wurden, die der Kanzler um so weniger kompliziert haben wollte, als ihm der Plan eines völlig unbekannten Dr. Peters im Vergleich zu der Tätigkeit eines Lüderitz reichlich romantisch erscheinen mußte.

Hatte Peters sich früher über die deutsche Vereinsmeierei beklagt, so mußte er dieses Übel sehr bald an seiner eigenen Organisation kennenlernen. In dem von ihm eingesetzten Ausschuß der Kolonialgesellschaft brach nämlich sehr schnell ein übler Zank aus: Eine Richtung versuchte, die Gesellschaft für Landspekulationen in Südafrika zu mißbrauchen, die andere Richtung hielt an den Petersschen Plänen fest. Es zeugt für die später oft bewiesene erstaunliche Energie Peters, daß er in Kürze seine Gesellschaft „reinigen" konnte, und für sein ebenfalls mehrfach bewiesenes diplomatisches Geschick, daß er die Opposition der deutschen Presse gegen sein Unternehmen dadurch in eine falsche Bahn lenkte, daß er die von ihm nie beabsichtigte Verschmelzung aller Kolonialorganisationen in einen allgemeinen Kolonisationsverband propagierte.

Peters finanzierte seine Kolonisationspläne schließlich dadurch, daß er durch den Ausschuß der „Gesellschaft für deutsche Kolonisation" Anteilscheine in Höhe von je fünftausend Mark herausgab. Im August hatte er etwa fünfunddreißig Zeichner beisammen, die Keimzelle der späteren Deutschostafrikanischen Gesellschaft. Er und seine engeren Mitarbeiter erhielten alle Vollmachten zur Erwerbung geeigneter Gebiete in Afrika.

Peters dachte an Mossamedes. Aber eine Anfrage beim Auswärtigen Amt ergab, daß das Reich unter keinen Umständen Erwerbungen schützen werde, die innerhalb der portugiesischen Interessensphäre lägen. Das Zambesiprojekt war natürlich schon nach dem ersten negativen Bescheid fallengelassen worden. Und nun wurde der für die deutsche Kolonialgeschichte wichtige Entschluß gefaßt, gegenüber der Insel Sansibar, in Usagara, oder falls dies nicht möglich, an einem anderen Punkt der Ostküste Landerwerbungen für die Gesellschaft für deutsche Kolonisation vorzunehmen. Peters, Dr. Jühlke und Graf Pfeil sollten eine Expedition unternehmen und die Vollmacht haben, Land „irgendwo" in Ostafrika zu erwerben, falls sich die ursprünglichen Pläne nicht verwirklichen lassen sollten.

*

Hiervon erfuhr weder die deutsche Öffentlichkeit etwas, noch die Reichsregierung. In der deutschen Presse regte sich das, was Bismarck den deutschen Lokigeist genannt hat, der Verrätergeist, von dem das Deutschland der nächsten fünfzig Jahre noch manches Lied singen kann. Aus Unwillen über das ostafrikanische Projekt — gleichgültig, aus welchen Motiven dieser Unwille entspringen mochte — zögerte ein erheblicher Teil der liberalen Presse nicht, die kritisierten Pläne möglichst frühzeitig

bekanntzugeben, damit sie auch ja rechtzeitig von den Engländern oder von anderen durchkreuzt werden konnten

Eine alte Denkschrift von Webers über ein deutsches Transvaal, die in den Berliner Restaurants als „Geschenk der Gesellschaft für deutsche Kolonisation" verteilt wurde, und ferner eine „vertrauliche Indiskretion" an den Berliner Times-Korrespondenzen, daß Peters' Expedition nach dem südlichen Kongo gehe, verwirrten die Gemüter so vollständig, daß schließlich niemand mehr genau sagen konnte, was eigentlich gespielt wurde.

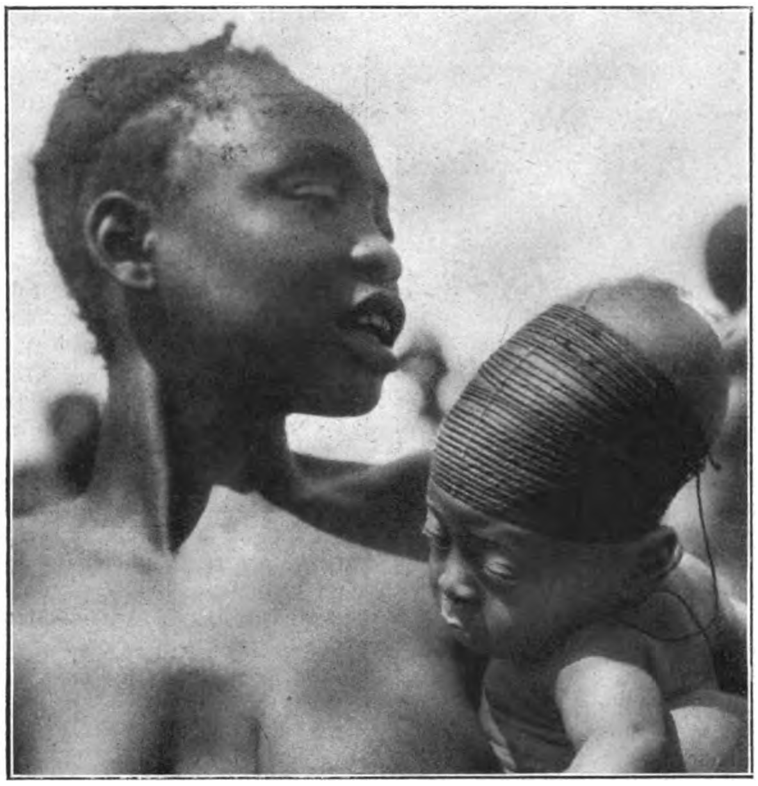
Erst gegen Ende des Jahres 1884 erfuhr die Weltöffentlichkeit, daß die Expedition des Dr. Peters weder nach Süd-, noch nach Westafrika gegangen, sondern von Sansibar in das Innere Afrikas abgereist sei, und da man sowohl in England wie in Deutschland das ganze Unternehmen als eine reine Donquichotterie ansah, regte sich niemand sonderlich darüber auf

Die „Kolonialentente"

Die Sicherung des neuen deutschen Kolonialreiches ist eines der interessantesten Kapitel in der Bismarckschen Politik. Die Verschleppung der deutschen Kolonialwünsche durch die britische Diplomatie haben wir kennengelernt. So gering achtete England die deutschen Forderungen, daß es nicht nur die deutschen Wünsche ignorierte, sondern auch mit anderen Mächten — wie Frankreich in dem bereits erwähnten Vertrag von Sierra Leone (1882), und Portugal, mit dem zusammen es versuchte, den Kongo zu monopolisieren — Verträge ohne Rücksicht auf die möglichen Interessen Dritter abschloß.

Die Kongofrage sollte schließlich zu der berühmten französisch-deutschen Kolonialentente führen, die für die Durchsetzung der deutschen Ansprüche von außerordentlicher Bedeutung wurde.

England hatte zwar mit Frankreich einen Vertrag über die gemeinsamen Interessen in Westafrika abgeschlossen, aber es konnte Frankreich nicht gleichgültig sein, daß England das Kongobecken für sich und Portugal reservieren wollte. Ein deutscher Fühler in Paris beim Ministerpräsidenten Ferry führte auch auf der Stelle zu einem Erfolg: Frankreich erklärte sich bereit, über die Freiheit des Handels im Kongogebiet gemeinsam mit Deutschland zu verhandeln, falls Deutschland Frankreichs Rechte und Wünsche in Westafrika respektiere, und das Resultat dieses diplomatischen Meinungsaustausches war, daß eine Kongokonferenz einberufen wurde, und zwar in Berlin, und die Konferenz endete damit, daß die Engländer auf ihren Plan verzichten mußten, das Kongobecken für sich — und Portugal — zu reservieren.



Mutter und Kind sind „Langköpfe" aus Deutsch-Ostafrika.
Schon in früher Jugend wird der Kopf des Kindes mit einer Schnur fest umbunden.
Aufnahme: Leigh (Mauritius)

Gleichzeitig wurde sich Deutschland mit Frankreich über ein einheitliches Zusammengehen in der Frage der ägyptischen Schulden einig, und als England Ende 1884 anfragte, wie man sich dazu stellen werde, wenn England Ägypten eine Anleihe von vier Millionen Pfund gewähre, und Frankreich demgegenüber eine internationale Anleihegarantie und Verhandlungen über die Freiheit des Suezkanals im Kriegsfall forderte, ließ Bismarck diese Vorschläge unterstützen. England mußte den beiden Mächten nachgeben

Aber die Herren Abgeordneten ...

Die meisten Volksvertreter im Reichstag ahnen nicht, daß das Parlament zum zweiten Male vor seine Kolonialprobe gestellt wird, als ihm im Juni 1884 ein Antrag der Regierung vorliegt, einer geeigneten deutschen Schiffahrtsgesellschaft als Entschädigung für den Postdienst nach Ostasien jährlich vier Millionen Mark zu zahlen.

Natürlich, wieder einmal Subventionen an die Privatindustrie, murrt man auf der Linken.

„Nein, meine Herren", hört man in einer Zentrumsgruppe, „lassen Sie sich sagen, die Sache geht auf Kolonialpolitik hinaus. Soll das A. A. machen, was es will, aber bewilligen wir erst mal einen Pfennig, dann müssen wir blechen, daß es nur so raucht ."

Der Herr Bamberger von den Freisinnigen hat bereits seinen Plan: Die Vorlage muß an den Haushaltsausschuß kommen, da haben wir gewonnenes Spiel.

denn der Kanzler hat sich seit 1871 nicht mehr im Ausschuß sehen lassen — also wird er auch diesmal durch Abwesenheit glänzen

Die Vorlage geht in der Tat auf Kolonialpolitik hinaus. Aber abgesehen davon. gibt es zwischen Deutschland und Ostasien bis dato keine regelmäßige Schiffs-, geschweige denn schnelle Postverbindung. Sogar deutsche Kriegsschiffe müssen bislang den englischen Postdienst in Anspruch nehmen; selbst amtliche und militärische Depeschen gehen über britische Stationen

Der Plan des Herrn Bamberger von den Freisinnigen gelingt zur Hälfte: Die Vorlage geht an den Ausschuß. aber — die Ausschußmitglieder recken die Hälse und werden hörbar kleinlauter — S. D., Seine Durchlaucht. erscheint Erscheint und spricht Macht kein Hehl daraus, daß die Annahme oder Ablehnung für die künftige deutsche übersee- und Kolonialpolitik von entscheidender Bedeutung ist. Wird ernst, energisch, ironisch . .

Herr Windthorst, Bismarcks Gegner und Führer des Zentrums, wird nervös. Selbst ihm geht sein freisinniger Kampfgenosse Bamberger entschieden zu weit, als der alle Kolonisationsversuche in Afrika oder übersee als mehr oder weniger schwindelhaft bezeichnet. So kann man es nun doch nicht machen Aber wozu kennt man sich in parlamentarischer Taktik aus? Vertagen wir die Sitzung auf den 27 Juni. Am 28 geht der Reichstag auseinander und kann nicht mehr verhandeln, dann ist die Vorlage auch ohne allzu drastische Reden gefallen . . .

Und das geschieht

Wenig später geht es um die Anschaffung eines Küstendampfers in Kamerun um 180 000 Mark

Herr Windthorst vom Zentrum zieht sich Glacéhandschuhe an. O nein, er denkt nicht daran, so aus der Rolle zu fallen wie der Herr Dr. Bamberger, der vertraulich, aber nicht gerade leise erzählt: Wissen Sie schon? Der Kanzler hat sich an Kolonialgesellschaften beteiligt! Na? Wundern Sie sich jetzt noch über die neue Kolonialpolitik?

Nein, nein, Herr Windthorst ist nichts als die Vorsicht selbst: Dies ist doch die erste unmittelbare Kolonialausgabe des Reiches; die können wir doch wirklich nicht so ohne weiteres bewilligen; wer weiß, was dann noch alles hinterher kommt

Dem Kanzler schwillt die Ader auf der Stirn Kann man mit einem solchen Parlament überhaupt noch Politik machen? denkt er

„Wenn eine Reichstagsmehrheit etwa diese Ansicht teilen sollte", erklärte er, „dann verzichten wir lieber auf diese Aktion Dann kriechen wir lieber auf unseren Thüringer Bergen zusammen und sehen das Meer mit dem Rücken an ."

Aber so schlimm sind die Herren Volksvertreter ja gar nicht Während Frankreich in seinen nordafrikanischen Kolonien ganze Garnisonen und Verwaltungsstäbe unterhält, verlangt die Reichsregierung vom Reichstag die Mittel für sieben Beamte in Togo Der Haushaltsausschuß ist so gnädig. zuzustimmen Aber: „Nur für ein Jahr und unter Ablehnung jeder Verantwortung für die weitere Entwicklung der kolonialen Angelegenheiten ."

Die Dampfschiffsvorlage kommt noch einmal auf die Tagesordnung. Erbitterte Rededuelle, in deren Verlauf Bismarcks berühmtes Wort von der Feder fällt, die verdirbt, was das Schwert erwirbt Und der berühmte Gelehrte Virchow blamiert sich mit seiner Feststellung, daß in den deutschen Kolonien keine Deutschen leben könnten . ., „aber vielleicht könnten sich unsere Nachkommen dort im Lauf der Jahrhunderte akklimatisieren ." Auf allen Bänken schmunzelt man über den ausgezeichneten Witz des großen Mannes

Mit diesem Reichstag muß Bismarck Kolonialpolitik machen

In dieser Zeit setzen sich eines Abends auf einer der Bismarckschen parlamentarischen Gesellschaften ein paar Kolonialinteressenten an einem Tisch zusammen Man wird lebhaft:

„Was sagen Sie zu dem Reichstag?" — „Und was soll aus den Kolonien werden?" — „Wir brauchen doch eine offizielle Kolonialpolitik, nicht wahr?"

Bismarck ist an den Tisch herangetreten und hört eine Weile zu. Dann mischt er sich ins Gespräch.

„Kolonialpolitik? Meine Herren, Kolonialpolitik wird bei uns von Kommis von Handlungshäusern gemacht!"

*

Dr. Carl Peters langt in Sansibar an

Die Beziehungen zwischen Sansibar und dem Deutschen Reich sind alt

Sansibar ist um das Jahr 1880 herum der erste Gewürzmarkt der Welt. Inder und Araber haben den Handel in der Hand Neger bilden den größten Teil der Bevölkerung. Seit 1850 hat hier die Hanseatenfirma O' Swald ihre Niederlassung und der größte Teil des wichtigsten ostafrikanischen Handels liegt in den Händen deutscher Firmen 1859 bietet der Sultan von Sansibar den deutschen Hansestädten einen Handelsvertrag an, der dann auf den Norddeutschen Bund und später auf das Deutsche Reich übergeht Allein die Firma O' Swald kontrolliert in den siebziger Jahren den größten Teil des Handels von Sansibar, und ihr Export ist nicht weniger als dreimal so groß wie der Englands

Kein Wunder, daß der Sultan ein begeisterter Freund der Deutschen war und sich 1874 erbot, sein Land unter den Schutz des Reiches zu stellen — nicht zuletzt um Ruhe vor den englischen Agenten zu haben. Leider war das Reich noch zu jung und mußte noch zu sehr auf seine Sicherung bedacht sein, um dieses Angebot annehmen zu können 1874 lehnte Bismarck das Gesuch ab das ihm sicher sehr sonderbar vorgekommen sein mag

Das war verhängnisvoll für die Zukunft, denn das Übergewicht der Deutschen rief die Engländer auf den Plan, die 1875 eine Dampferlinie zwischen Aden und Sansibar einrichteten und die vielleicht damals schon an den gigantischen Plan der Kap-Kairo-Verbindung dachten Die hanseatischen Kaufleute, namentlich O'Swald, der zu Peters' Zeit deutscher Konsul in Sansibar war, kannte man auf der Insel wohl, aber Deutschland? Der Name des Reiches war in Vergessenheit geraten; der Sultan, der einst selbst den deutschen Schutz nicht ungern gesehen hätte, erlag völlig dem Einfluß des britischen Konsuls; die Truppe des Sultans stand unter dem Kommando eines Briten; britische Kriegsschiffe lagen im Hafen

(Fortsetzung folgt.)

Das Unglück

NOVELLE VON BODO M. VOGEL

Es war still in dem kleinen Zimmer, und nur ganz leise kam die Musik aus dem Lautsprecher. Ruth saß am Tisch und las. Hin und wieder sah sie auf, ihre Augen schweiften eine Weile ins Leere, und dann zwang sie sich wieder zur Lektüre. Auf dem Tisch lag ein Brief, ein zusammengeknitterter Brief mit verwischter Schrift, dem man ansah, es hatte jemand über ihm geweint.

Ja, so mußte es wohl gewesen sein. Aber wenn Erich etwa dachte, er könnte mit pathetischen Briefen Eindruck auf sie machen, irrte er sich. Mit Erich war es aus — ein für allemal! Die Zeit der Nachsicht, der Schwäche war vorüber, zum Glück war sie überwunden. Ruth hatte ihn vor die Wahl gestellt, sie hatte ihn gezwungen, sich zu entscheiden, wen er lieber hatte: sie, Ruth, oder seine Mutter. Nun, jetzt wußte Ruth wenigstens, was sie von ihm zu halten hatte.

Sie lehnte sich zurück und dachte an ihr Leben mit Erich zurück. Die erste Zeit war für beide ein reines Glück gewesen, bis dann auf einmal Wolken den Himmel verdunkelten. Erich war bisher immer zuvorkommend und liebenswürdig gewesen, und dann plötzlich schien sich das zu ändern Es war gelegentlich zu Zank zwischen ihnen gekommen, und manchmal sogar hatte er bei ihren Verabredungen gefehlt.

Ruth war zu stolz gewesen, darüber zu klagen, wenigstens im Anfang. Dann allerdings, als er eines Abends wieder einmal nicht gekommen war, holte sie ihn einfach am Geschäft ab und stellte ihn zur Rede. Er schien sehr überrascht, er versuchte sogar, die Angelegenheit mit einem Lächeln abzutun.

„Ich habe Briefe schreiben müssen", hatte er gesagt. „Man führt ja schließlich noch ein Privatleben. Meine Mutter sorgt sich sehr um mich, und ich habe sie in der letzten Zeit schrecklich vernachlässigt. Sie ist sehr einsam, und natürlich ist sie traurig darüber, wenn sie nichts von mir hört."

An diesem Tage war zum ersten Male Eifersucht in Ruths Herz eingezogen. Eigentlich fand sie das lächerlich, eine alte Frau um den Vorzug, Briefe zu bekommen, zu beneiden Doch, es war nun einmal so. Ruths Liebe war groß und etwas selbstsüchtig, sie verlangte von Erich das gleiche. Daß sein Denken außer ihr auch noch der Mutter gehörte, fand sie unerträglich. Sie litt darunter.

Die Katastrophe war hereingebrochen, als Erich eines schönen Tages erklärte, er werde seinen Urlaub dazu benutzen, um seine Mutter zu besuchen.

„Ist sie krank?" fragte sie, ihn ansehend. Er lachte.

„Ach, woher!" meinte er leichthin. „Es geht ihr glänzend. Wir haben uns bloß lange nicht mehr gesehen. Drum freuen wir uns beide mächtig auf das Wiedersehen!"

Ruth hatte versucht, nicht unvernünftig zu sein

„Die Reise kostet viel Geld", erwiderte sie ruhig, „und wir wollen doch sparen."

Er sah sie gleichgültig an.

„Ich spare mir sonst jeden Pfennig ab", sagte er ernst. „Aber das ist jetzt etwas anderes. Ich muß meine Mutter einmal wiedersehen. Versteh mich doch, Ruth — — —"

Sie aber hatte ihn nicht verstanden und verstand ihn auch heute noch nicht. Sie hatte ja ihre Mutter kaum gekannt, die früh gestorben war, und auch ihr Vater war schon lange tot. Alle ihre Liebe galt nur einem einzigen Menschen, Erich, und sie wollte diese Liebe mit niemand teilen. Sie hatte ihn damals aufgeregt angefahren.

„Das ist nicht schön von dir", sagte sie bebend. „Wir haben uns versprochen, alles zu sparen, um bald zu heiraten. Und du wirfst jetzt das Geld zum Fenster hinaus, bloß um eine unnötige Reise zu machen. Wenn wenigstens deine Mutter krank wäre — — —. Ich bitte dich, Erich, bleib hier — — — mir zuliebe — —"

Und Erich war doch fortgefahren. Er hatte ihr flüchtig die Hand zum Abschied gegeben. Und sie, Ruth, hatte eine halbe Stunde später ihren Verlobungsring eingepackt und hinter ihm hergeschickt. Erich sollte sehen, daß sie auch ohne ihn auskommen konnte. Wenn sie ihm nicht mehr bedeutete, dann sollte er ihr auch nicht mehr bedeuten!

Und seitdem hatte sie kein Wort mehr von ihm gehört, er hatte während seiner Reise ihrer nicht gedacht, bis auf diesen Brief, der nun dort auf dem Tisch lag und seine Rückkehr ankündigte.

Ruth malte sich in Gedanken ein Bild seiner Mutter aus, ohne Zweifel einer harten, herrschsüchtigen Natur, die sicher jetzt triumphierte über ihren Sieg.

Die Musik im Radio hörte plötzlich auf, und die klare, helle Stimme des Ansagers kam aus dem Lautsprecher:

„Der D-Zug 205, der um 23.20 Uhr eintreffen sollte, ist bei der Station Heinsheim entgleist. Zwölf Personen wurden getötet, 20 sind verletzt, davon mehrere schwer. Die Verletzten befinden sich im Heinsheimer Krankenhaus."

Ruth war zusammengeschrocken und hörte starr und regungslos die Namen der Toten und Verletzten. Nach einer Pause fuhr der Ansager fort:

„Nach der letzten Meldung konnte einer der Verletzten, ein junger Mann, nicht identifiziert werden. Verwandte und Bekannte, die ihn nach der folgenden Beschreibung zu erkennen glauben, werden gebeten . "

Das war Erich! Die Beschreibung paßte auf ihn. Ruth saß still, ganz still, starrte auf den Apparat, und alles Blut war ihr aus den Lippen gewichen. Erst nach einer Weile konnte sie sich wieder bewegen und nach dem Brief greifen. Die Zeilen, die sie wohl schon ein dutzendmal gelesen hatte, besagten, daß er mit dem Zug um 23.20 Uhr zurückkäme und Ruth bäte, ihn abzuholen. Er wollte wegen der Zurückgabe des Ringes mit ihr sprechen.

Und der Brief schloß:

„Ich komme absichtlich einige Tage früher zurück, weil mich die Übersendung deines Ringes in große Unruhe versetzt hat. Ist das Dein Ernst gewesen? Ich glaube doch nicht. Bitte, liebe Ruth, sei vernünftig und laß mich heute abend nicht vergebens warten —"

Ruth sah nach der Uhr. Es war gegen elf Uhr abends. Ruths Entschluß war rasch gefaßt. Sie nahm Hut und Mantel und stürzte fort.

Nach dem Bahnhof.

Ein feiner Regen fiel, während sie die Straßen entlang hastete. Erich war verunglückt, er lag vielleicht im Sterben, und es war Ruths Schuld! Warum hatte sie auch gleich den Ring zurückgeschickt! Weshalb war sie so voreilig gewesen? Wenn sie es nicht getan hätte, wäre Erich später gefahren. Er hätte nicht in dem Unglückszug gesessen . . .

Ruth saß apathisch da, während der Zug durch die Nacht nach Heinsheim rollte. Wegen ihrer Selbstsucht, wegen ihres übertriebenen Stolzes hatte sie den Menschen, den sie am meisten in der Welt liebte, in den Tod getrieben. Weil ihre Liebe egoistisch gewesen war, weil sie mit niemand teilen wollte, hatte nun die Strafe sie getroffen, die harte, grausame Strafe, die ihr Glück und Zukunft raubte.

In der anderen Ecke des Abteils saß eine junge Frau und hatte ein schlafendes Kind auf dem Schoß. Ruth beobachtete sie heimlich und sah die Wärme und Liebe in den Augen der Mutter, während sie sich über ihr Kind beugte. Und dann dachte Ruth wieder an ihre Liebe, die sie leichtsinnig aufs Spiel gesetzt hatte, und ihre Hände krampften sich schmerzhaft zusammen. Wenn sie nur das Geschehene hätte rückgängig machen können. Wie gerne hätte sie Erich um Verzeihung gebeten! Bittere Tränen liefen ihr über die Wangen. Und der Zug rollte unbarmherzig dahin, und die verlorenen Stunden und Gelegenheiten kamen nicht zurück.

In einem anderen Zug, der von der entgegengesetzten Richtung nach Heinsheim fuhr, saß eine weißhaarige alte Dame und hielt ihr Taschentuch vor die Augen gepreßt.

„Laß mich noch rechtzeitig ankommen" beteten ihre Lippen, „laß es nicht zu spät sein. Ich muß meinen Jungen noch sprechen. Ich muß ihn um Verzeihung bitten. Ich bin ja schuld. Ich habe ihm geschrieben, er sollte kommen. Ach, mein Junge, mein armer lieber Junge —"

Der Zug rollte dahin, und ihre Gedanken wanderten in die Vergangenheit. In die Zeit vor einigen Monaten, als sie zum ersten Male von dem Mädchen gehört hatte, das ihr Erich liebte, der Unbekannten, die ihn ihr rauben wollte, ihren einzigen lieben Jungen. Ihren Erich, den sie aufgezogen hatte mit aller Liebe und Verwöhnung; wie kam dieses fremde Mädchen dazu, sich zwischen ihre Liebe zu stellen?

Und die alte Dame dachte weiter zurück. An die schöne Zeit, als Erich noch klein war. Und an die schlimme Zeit, als er das Fieber hatte und der Arzt schon die Achseln zuckte. Da hatte sie den Jungen durchgebracht, und er war wieder gesund geworden. Wer hatte das alles getan? Sie, die Mutter, und nicht die Unbekannte, die ihm jetzt den Kopf verdrehte, und von der man nicht einmal wußte, wie sie aussah.

Ja, es waren entsetzliche Stunden für die alte Mutter gewesen, von dieser Entfremdung zu erfahren. Drum hatte sie Erich geschrieben und ihre Vereinsamung und ihren Kummer viel stärker ausgemalt, als er war. Drum hatte sie gewollt, er solle seinen Urlaub bei ihr verbringen. Sie wollte ihn noch einmal, ein letztes Mal ganz für sich haben, bevor sie ihn weggab, bevor er ihr ver-

loren war. Und wie hatte sie sich gefreut, als er gekommen war, und nun — — —

Nun war gerade ihre große Liebe zum Unglück geworden. Wäre er doch nicht gekommen! Hätte er doch nicht den Unglückszug benutzen müssen!

Die alte Dame preßte ihr Taschentuch in den Händen zusammen, und sie fand gar keine Worte mehr, um ihre Selbstvorwürfe auszudrücken. Nun hatte die Strafe sie getroffen. Die grausame Strafe für ihre Selbstsucht —

„Laß ihn leben", betete sie wieder verzweifelt. „Wenn er stirbt — — — das wäre zu viel für mich —"

Sie lehnte sich zurück in ihre Ecke, und dabei sah sie das junge Paar ihr gegenüber. Sie beobachteten sie nicht. Sie saßen Hand in Hand nebeneinander. Vielleicht waren sie auf ihrer Hochzeitsreise.

Der Zug rollte dahin, und das Leben blieb nicht stehen. Die alte Dame seufzte, und ein brennendes Gefühl der Ohnmacht, der Hilflosigkeit war in ihr. Das Liebste, das es gab für sie, rang jetzt mit dem Tode, und das Leben blieb nicht stehen. Die zwei dort gegenüber wußten vielleicht gar nichts davon. Sie waren glücklich und sorgenlos.

Und doch, so war auch sie, die alte Dame, einmal gewesen. Sie dachte an ihre Hochzeitsreise, und ihr fiel es ein, wie schwer es gewesen, daß Wilhelm, ihr Mann, nun schon vor zwanzig Jahren gestorben war. Er hatte sie allein auf der Welt gelassen, allein mit dem Jungen, dem jetzt ihre ganze abgöttische Liebe galt.

Der Zug fuhr in den Bahnhof von Heinsheim ein.

Als die alte Dame ausstieg, sprang ein junges Mädchen gerade vom Trittbrett eines gegenüber haltenden Zuges. Ein freundliches, sympathisches Mädchen. Es sah so ernst aus. Die alte Dame blickte sich suchend um.

„Das Krankenhaus?" fragte sie das junge Mädchen, „wissen Sie vielleicht, wo das Krankenhaus ist? Mein Junge liegt da — — —. Sie wissen doch, das schreckliche Eisenbahnunglück — — — Und im Radio haben sie gesagt — — —"

Das Mädchen ging einen Schritt zurück, und das blasse Gesicht wurde noch bleicher. Einen Augenblick schien es, als ob sie beide weitergehen wollten, dann aber streckte die alte Dame die Hand aus.

Sie sahen sich an, die beiden, die eine Liebe und eine Sorge hatten.

„Ich gehe auch hin", sagte das Mädchen endlich leise. „Ich will auch zu jemand ins Krankenhaus. Sie sind vielleicht — —? Wollen Sie auch — zu Erich — —?"

Die alte Dame schluchzte und streichelte die Hand des jungen Mädchens.

„Du — — — du also bist es?" sagte sie einfach. „Wie sonderbar, daß wir uns hier treffen. Komm, mein Kind, wir wollen zusammengehen — — —"

Sie sprachen nicht viel unterwegs. Sie hatten ja beide den gleichen Gedanken — Erich. Vor dem Krankenhaus blieben sie stehen. Ruth lächelte unter Tränen und streckte ihre Hand aus.

„Ich bin so abscheulich egoistisch gewesen", sagte sie mit gesenktem Blick. „Ich wollte nicht, daß er zu Ihnen fuhr. Und dann bin ich schuld an allem. Können Sie mir verzeihen?"

Die alte Dame schüttelte den Kopf.

„Mein Kind", meinte sie, „du bist nicht schuld. Ich habe ihn dir nicht gönnen wollen. Aber", fuhr sie fort, nun auch lächelnd, „wir wollen jetzt nicht mehr daran denken. Wir haben uns beide viel abzubitten. Und Erich — nicht wahr?"

Nun gingen sie in das Krankenhaus. Hand in Hand. Eine Schwester kam ihnen entgegen und war erstaunt, sie beide hier mitten in der Nacht zu sehen.

„Wir kommen wegen des unbekannten Verletzten", sagte Ruth. „Wir haben die Nachricht im Radio gehört und glauben — — —"

Die Schwester verstand, wie eben Schwestern verstehen, die leben zwischen Leid und Tod. Sie lächelte ihnen ermutigend zu und ging ihnen stumm voraus durch den langen Korridor in ein einzelnes Zimmer, wo ein junger Mann lag — mit geschlossenen Augen, verbundenem Kopf und verbundenen Händen; regungslos und wie tot lag er da unter der gedämpften Beleuchtung.

Aber — Erich war es nicht.

Nein, unmöglich. Sie sahen die Schwester an, dann wieder den Verletzten. Er hatte dieselbe Haarfarbe, dasselbe Alter ungefähr, er glich ihm wie ein Bruder, doch — es war Erich eben nicht.

Sie redeten wie Kinder durcheinander, während sie den langen Korridor zurückgingen. Und dann — dann auf einmal sahen sie jemand, der vor dem Krankenhaus auf sie wartete. Es war Erich.

Sie stürzten auf ihn zu, blieben dann aber verlegen vor ihm stehen, doch schon hatte Erich sie umarmt, sie alle beide umarmt.

„Ihr Lieben", sagte er, „welche Angst müßt ihr ausgestanden haben. Ich habe den Zug verpaßt und bin wieder zu dir gegangen, Mutter, aber du warst schon fort. Die Nachbarn haben mir alles erzählt, auch das von der Radiomeldung. Ich bin gleich hinter dir hergefahren und — da bin ich nun!" Er umarmte und küßte sie noch einmal. „Und wie kommt ihr alle beide hierher?" fuhr er fort. „Heißt das etwa — — —"

Sie erzählten.

„Verzeih mir, mein Junge", schloß seine Mutter, „verzeih mir, Ruth — — —"

„Nein, verzeiht mir — — —"

„Wir wollen das vergessen", lächelte er. „Wir wollen alles vergessen, alles. Und nun — kommt!"

Sie gingen durch den Morgen nach dem Bahnhof und waren drei glückliche Menschen, die sich gefunden hatten.

Und immer dachten sie mit Wehmut an das traurige Unglück zurück und an den armen fremben jungen Menschen, dessen Namen man erst später erfuhr. Er wurde bald wieder gesund, und von dem ganzen tragischen Erlebnis blieb für ihn nur das große Rätsel übrig, von wem die Pakete und Geldbeträge stammten, die er im Krankenhaus von unbekannter Hand bekam.

FR. MEYER-RODON:

Freundschaft mit einer Bärin

Ein Erlebnis im kanadischen Busch

Meine Bekanntschaft mit Bären ist alt, sie begann in jungen Jahren. Ein brauner Tanzbär, der sich von seiner Kette befreit hatte und übler Laune gewesen sein muß, die wahrscheinlich aus leerem Magen kam, gab mir den ersten tatzengreiflichen Beweis von Bärenkraft. Zugleich aber legte er den Grund zu einer herzlichen Zuneigung für diese zottigen Gesellen, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, wenn auch das innige Verhältnis durch kleine Auseinandersetzungen im kanadischen Busch und in der Wildnis Alaskas hin und wieder in die Brüche zu gehen drohte oder zumindest zeitweise recht gespannte Formen annahm

Werden in den Siedlungen, in den Holzfällerlagern und an den Lagerfeuern der Wildnis über den Wolf die unmöglichsten und blutigsten Überfalls- und Verfolgungsgeschichten erzählt, so über den Bären die rührendsten Freundschaftsberichte.

Ein in seiner Echtheit allerdings wohl als einmalig anzusprechendes Verhältnis zwischen Mensch und Bär erlebte ich während eines längeren Gastaufenthaltes auf einer deutschen Farm inmitten der fast völlig unberührten Wildnis eines entlegenen Tales der kanadischen Felsengebirge.

Morgen für Morgen und Abend für Abend stellte sich auf der Farm eine Braunbärin ein mit ihren zwei Kleinen, und zwar pünktlich zur Melkzeit. Brav wartete sie, bis die Farmerin den Napf füllte und ihr noch diesen oder jenen Leckerbissen aus der Küche zusteckte, und dankte mit freundlichem Gebrumme. Uns Männer übersah sie mit damenhaftem Hochmut und war durch keine Locken und auch nicht durch die dicksten hingehaltenen Bissen zu bewegen, sich uns zu nähern. Seit einem Jahre, eines schönen Tages unvorbereitet begonnen, bestand diese milchgetaufte Freundschaft.

Dann wuchsen eines Tages in der Nähe die Zelte einer amerikanischen Jagdgesellschaft auf, die unser Tal mit ihrem brutalen Lärm erfüllte. Schüsse knallten morgens und knallten abends; mit Ingrimm sahen mein Gastgeber und ich diesem Massenmorden zu, hinter dem weiter nichts stand als eine dollargespickte Brieftasche. Leider ließ es sich nicht vermeiden, daß man auch sehr bald unsere Bärenmutter mit ihren Kindern beobachtete. Was dabei in dem Hirn dieser „Jäger" vorging, darüber waren wir nicht im Zweifel; wir wußten das Leben unserer Bärenfamilie in ernster Gefahr

Und es rollte ab, wie es rollen mußte. Es war an einem Freitagmorgen. Mein Gastgeber und ich befanden uns auf dem Heimweg, etwa halbwegs zwischen dem Jagdlager und unserer Farm, als uns einer der Amerikaner begegnete, seine Winchester im Arm Auf unseren Zuruf: „Aber vorsichtig! Bär bleibt Bär!" legte sich ein verlegenes Grinsen auf sein Gesicht, das uns anzeigte, daß die Stunde für unsere Bärenfamilie geschlagen hatte. Wenig später sahen wir dann auf einer Lichtung die beiden kleinen Braunpelze sich herzlich balgen, während die Alte bestimmt nicht weit war, denn Bärenmütter sind gewissenhaft

Plötzlich, bevor wir die Lichtung richtig hinter uns hatten, dröhnte ein Schuß, und eins der beiden Bärenkleinen drehte sich, kläglich schreiend, um sich selber und brach zusammen

Die Bärin! Das war unser beider Gedanke Doch bevor wir durch einen Zuruf warnen konnten, geschah es: ein massiger, brauner Körper brach mit zornigem, heiserem Laut, der tief aus den Lenden kam, aus dem Busch — ein kurzes, blitzschnelles Aufrichten — und schon schmetterte ein furchtbarer Tatzenschlag den Amerikaner zu Boden, stürzte sich die zur rasenden Bestie gewordene Bärin auf ihn und grub ihre Zähne malmend in den Kopf des leichtsinnigen Schützen

Da gab es keine Hilfe mehr! Im Gegenteil, wir waren beide unbewaffnet, und eine um ihre Jungen kämpfende Bärenmutter ist eine Furie, die vor nichts und niemandem zurückschreckt und die kein Erbarmen kennt.

Im Jagdlager der Amerikaner verursachte unsere Mitteilung ein wahres Chaos Einige der ebenfalls vertretenen „American Girls", aufgeputzte Jagdmodepuppen, brachen in hysterisches Schreien aus, während die Männer immer wieder Verwünschungen gegen uns ausstießen: „Eure verdammte Bärin!"

Kaum, daß wir drei Farmbewohner an diesem Tage die notwendigsten Arbeiten verrichteten. Immer wieder lauschten wir ins Tal hinaus, ob uns nicht Schüsse anzeigten, daß man die Bärin etwa noch zur Strecke brachte, doch blieb alles ruhig. Wohl füllte, wie immer, die Farmerin den Napf nach dem abendlichen Melken, lockte ihr Ruf hinüber nach dem Busch — doch die Bärin kam nicht

Noch hingen die letzten Schatten der Nacht im Tal, als mich mein Gastgeber unsanft wachrüttelte mit der Schreckensbotschaft, daß seine Frau weg sei Wahrscheinlich, wie er hinzufügte, um die Bärin mit dem angeschossenen Kleinen zu suchen. Teufel! Wenn das zutraf, so konnte es eine zweite Tragödie geben: Eilig fuhr ich in die Kleider, während der Farmer schon die Gewehre und Munition aus dem Schrank langte, denn jetzt konnte es kommen, daß wir selber zum Abschießen der Bärin gezwungen sein würden

Und dann kam doch alles so überraschend einfach, so groß, gab uns die Farmerin einen solchen Beweis von der Kraft einer freien Seele, daß wir beiden Männer, die wir mit schweren Gewehren ausziehen wollten gegen eine um ihre Jungen kämpfende Bärenmutter, beschämt dastanden.

Denn noch hatten wir nicht den Busch erreicht, als uns daraus die Farmerin entgegenkam Im ersten leichten Grauen des aufkommenden Tages erkannten wir, daß sie in ihren Armen etwas Dunkles trug, das wir bald als das angeschossene Bärenkleine errieten. Und dann, ihr auf den Fersen folgend, mit dem anderen Jungen die Bärin! Uns blieb jedes Wort zwischen den Zähnen hängen in erschrockenem Erstaunen.

In einem unbenutzten Stallraum fand das angeschossene Bärenkleine Aufnahme, vorsichtig betreut von der Farmerin, bewacht von der Bärin, die beide nicht aus den Augen ließ und nur selten auf Streife ging Der Schuß war nicht tödlich gewesen, hatte nur die linke Hintertatze zerschmettert

Langsam heilte die Verletzung, bis dann eines Morgens der kleine Pflegling, humpelnd zwar und noch vorsichtig auftretend, mit Mutter und Bruder wieder am Milchnapf erschien

ERNST HANDSCHUCH:

Kleines Jagderlebnis in Amerika

Vor wenigen Jahren kam ich nach C., einer kleinen Stadt im Staate Tennessee der Vereinigten Staaten von Nordamerika, um bei einem Freunde meines Vaters, einem Tabakpflanzer, als Volontär zu arbeiten. Meine Ankunft selbst war ein Ereignis, und tags darauf fand sich mein ausführlicher Lebenslauf in der Zeitung des Bezirkes. Woher man ihn genommen, wußte kein Mensch, und ich konnte noch zu wenig Englisch, um mich ernsthaft dagegen aufzulehnen.

Ich hatte alsdann die unumgänglichen Besuche bei den wenigen Deutschen, die im Städtchen ansässig waren, zu machen, arbeitete ziemlich angestrengt in den Tabakplantagen, und litt im übrigen an Langweile.

Nach den ersten Wochen, in denen ich nebenbei auch einen kleinen Anfall von Fieber überwand, bewarb ich mich schließlich um die Jagderlaubnis im Montgomery County und erhielt sie auch auf dem Rathaus. Das war meine einzige und größte Freude, die Jagd. Bald darnach lud mich ein gewisser Charles Sluter, der zahlreiche Pflanzungen besaß, zum „prace-hunting" ein.

Ich war jedoch vorher gewarnt worden. Die Sache ist nämlich die: ein Neuling wird zum „prace-hunting" eingeladen. Das „prace", es gibt in Wirklichkeit gar kein Tier dieses Namens, läßt sich nur in kalten Regennächten jagen. Man fährt also einige Stunden nach Sonnenuntergang hinaus vor die Stadt und stellt das Greenhorn am Waldesrand auf, mit der ausdrücklichen Weisung, wenn das „prace" komme, ja nicht mit Schrot, sondern nur mit der Kugel zu schießen. Träfe der Schuß nämlich fehl, sei man bei der Wildheit des Tieres unrettbar verloren.

Es ist derart dunkel, daß man die Hand nicht vor den Augen sieht. Die Jäger geben einem mit einem vielsagenden Schweigen feierlich die Hand und verschwinden im dichten Unterholz, um das „prace" aufzuspüren und dem Greenhorn zuzutreiben. Tatsächlich aber gehen sie auf Umwegen zum Wagen zurück und fahren nach Hause.

Ich wußte also von dem Schwindel und sagte daher dem Mister Sluter um so lieber zu. In einer regnerischen, rabenschwarzen Nacht fuhren wir hinaus. Man zeigte mir die Spur des „prace", wahrscheinlich die Tritte eines Esels, und stellte mich am Waldrand auf. Die Jäger schärften mir nochmals eindringlich alle Verhaltungsmaßregeln ein und verloren sich nacheinander im Dickicht.

Kaum waren sie außer Sicht geraten, rannte ich spornstreichs nach dem Kraftwagen zurück und fuhr in gemächlichem Tempo wieder nach C. Ich hielt vor Sluters Garage, stieg aus und bedeutete seinem Neger, er möge die Jagdherren kurz nach Mitternacht abholen. Als er zu dem angegebenen Zeitpunkt ankam, befanden sie sich freilich im Zustande völliger Auflösung und schlotterten vor Nässe und Kälte.

Am anderen Tag jedoch erhob sich ein gewaltiges Gelächter im Städtchen. Mein Ansehen war ungeheuerlich gestiegen, und seit diesem Vorkommnis ward ich überall gern gesehen. Ich hatte die Schalen des Greenhorns mit einem Male abgeworfen.

ANEKDOTEN

Von einem alle Vorstellung übertreffenden Geiz war der 1792 verstorbene bekannte englische Staatsmann Lord John Russel, der jedoch nicht das geringste Hehl daraus machte und diese seine Eigenschaft sogar gewissermaßen als Sport betrieb. Einmal, so erzählte er seinen Freunden, habe er eine Freikarte für das Drurylane-theater erhalten, aber im Foyer erschüttert wieder kehrtgemacht, als er bemerkt habe, daß die Garderobenablage sechs Pence kosten sollte. Zu seinem Glück aber habe sich gegenüber dem Theater eine Pfandleihe befunden, die, wie damals üblich, die ganze Nacht geöffnet war, und da sei er auf die glänzende Idee gekommen, Mantel und Hut für einen Schilling zu versetzen. „Denn", schloß er, sich vergnügt die Hände reibend, „als ich nach der Vorstellung meine Sachen wieder auslöste, brauchte ich nur drei Pence für Gebühren und Zinsen bezahlen und hatte somit drei Pence gespart."

*

Kardinal Fleury, dem die Erziehung des jungen Königs Ludwig XV. oblag, hatte viel unter der verträumten Indolenz und Faulheit seines Zöglings zu leiden und gab sich die größte Mühe, ihn zu einer etwas größeren Emsigkeit aufzurütteln. Um ihm die Folgen seiner Trägheit vor Augen zu führen, ging er sogar so weit, ihm zu erzählen, daß das französische Volk schon mehrfach seine Könige wegen Faulheit entthront habe. Ludwig XV. erwiderte zunächst nichts darauf, doch schien ihn diese Möglichkeit etwas stutzig gemacht zu haben, denn einige Tage später brachte er von selbst das Gespräch wieder darauf.

„Sagen Sie mir bitte", fragte er seinen Erzieher, „wie groß war nachher die jährliche Rente, die die abgesetzten Könige erhielten?"

In dem Augenblick erkannte Fleury, daß es ein vergebliches Bemühen war, aus seinem Schüler einen Herscher machen zu wollen. C. H.

Der verkannte Buchtitel

Der bekannte Schauspieler und Intendant Max Grube weilte einmal zu Besuch bei Verwandten und wollte seinem Neffen, der gerade in dem Alter war, in dem Räuber und Soldaten gespielt wurden, ein gutes Buch schenken. Er nahm den Neffen mit vor das Schaufenster einer Buchhandlung und sagte: „So, nun zeig' mir mal, was dir gefällt!"

Da wies der Neffe verlangend auf ein Buch, das ihm wohl schon lange in die Augen gestochen hatte. Und was war es? Ein Werk mit dem verheißungsvollen Titel: „Die Kunst, Männer zu fesseln." A. R.

E. C. CHRISTOPHE:

Der Fund

Diese Geschichte hat sich buchstäblich so zugetragen, wie sie beschrieben ist Jeder, der sie liest, kann davon halten. was er will.

Arbeitete da ein junger Autoschlosser bei einem alten Meister. Die Werkstatt lag zwischen hohen Häuserwänden mitten im Zentrum der Stadt. Der Schlosser tat seine Arbeit Tag um Tag. War ein ruhiger Mensch. Wußte. was er wollte. Sein Meister sagte nicht viel, aber er war froh, daß er einen solchen Gesellen hatte. Man merkte es am Freitag, wenn es Lohn gab. Oft lagen ein paar Mark mehr in der Tüte, je nachdem wie das Geschäft gewesen war. Und am Händedruck merkte man es auch, den der alte Meister an jedem Tag seinem jungen Gesellen gab

Die Werkstatt war klein. Sehr klein sogar. Hatten nur ein paar Wagen auf dem Hofe Platz. Aber es waren immer ein paar Wagen da. immer genau so viel, wie gerade Platz hatten, das war die Hauptsache.

Einmal kam ein besonders schwerer Wagen. Besonders kostbar. Er stand hochmütig auf dem kleinen Hof, als dauere ihn seine Umgebung. Seine roten Polster leuchteten.

Der junge Autoschlosser hatte ein Mädel. Sie wohnte nur einige Straßen weit Oft, wenn sie nichts anderes vorhatte, besuchte sie ihn in der Werkstatt. Erzählte. redete Er sah es eigentlich nicht gern. Aber schließlich, der Meister hatte nichts dagegen

So auch heute Das Mädel sah den schweren Wagen. Schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „Hans". sagte sie, „das wäre etwas für uns, gelt?"

Der junge Autoschlosser betrachtete den Wagen, das Mädel. „Nein". sagte er dann. „das wäre nichts für uns Jeder nur so. wie er sich wohl fühlt."

Sie öffnete den Schlag. Lehnte sich in die warmen roten Polster. Schloß die Augen. „Ach", sagte sie, „wenn man so durch die ganze Welt fahren könnte"

„Kann man", sagte der junge Schlosser, und in seinem ernsten Gesicht blitzte ein leises Lächeln auf, „braucht aber nicht gerade ein so gewaltiger Wagen zu sein"

„Doch". sagte das Mädel leise, „doch", und streckte die Hände aus.

Der Schlosser drehte sich um. denn sie hatte geschrien. „Was hast du?" fragte er und trat näher heran.

„Hans". flüsterte sie, „sieh hier", und hielt ihm eine Brieftasche unter die Nase eine dicke, geschwollene Brieftasche so wie wir sie aus den Märchenerzählungen unserer Kindheit kennen

„Nun und ..?" fragte der Schlosser, und wer scharf zusah, hätte gesehen, wie sich eine Falte auf seiner Stirn steilte. Er betrachtete das Mädel scharf, für die Tasche hatte er keinen Blick. „Nun und ...?" fragte er noch einmal, denn sie war ihm die Antwort schuldig geblieben

„Hans", sagte sie und zog mit zitternden Händen einige Scheine heraus. „Hans wir haben alles, um glücklich zu sein. Hier. denke nur, drei — vier — fünf — sechs — siebenhundert Mark."

„Die Tasche wird abgegeben, gib sie her". sagte der Autoschlosser Er verzog keine Miene.

„Das wäre ja lächerlich". fauchte das Mädel. Ihre sanften Augen schillerten plötzlich gefährlich. „Du bist ja albern. Niemand weiß, wo die Tasche verloren wurde!"

„Gib die Tasche her!" erwiderte der Schlosser und streckte die Hand aus. Das Mädel zog einen Schein heraus. „Und wenn du dich auf den Kopf stellst. Finderlohn behalte ich!" rief sie

„Gib auch den Schein her". entgegnete der Autoschlosser und nahm ihr auch den Schein aus der Hand.

Das Mädel war ganz bleich. „Pfui, wie bist du gemein zu mir". schrie sie. ehe sie den Schlag zuknallte. Ehe sie ging.

Am anderen Tage kam der Mann auf den Hof, dem der schwere Wagen gehörte.

„Haben Sie eine Brieftasche gefunden?" fuhr er den Autoschlosser hastig an

„Gewiß", erwiderte der, „ich bringe sie Ihnen sofort."

Als der Mann die Brieftasche in der Hand hielt, betrachtete er sie von allen Seiten. Dann zählte er das Geld. „Es fehlt ein Schein", sagte er plötzlich und blickte den Schlosser scharf an „Ein Hundertmarkschein fehlt."

„Das tut mir leid". entgegnete der Mann im blauen Kittel, ernst wie immer und ohne sich in seiner Arbeit unterbrechen zu lassen.

„Haben Sie das Geld gezählt?" fragte der Mann, dem der Wagen gehörte, beharrlich weiter

„Nein", sagte der Schlosser, „Ihr Geld geht mich nichts an."

„Sie sind ehrlich". knurrte der Mann, „Sie haben die Prüfung bestanden Ich suche einen Privatchauffeur bei gutem Gehalt. Ich bin bereit, Sie sofort zu engagieren."

„Nach dieser Prüfung bedauere ich sehr". sagte der junge Schlosser. „sicher werden Sie einen anderen finden."

Der Mann mit dem schweren Wagen bekam einen roten Kopf. Er zahlte, was er zahlen mußte, und steuerte seinen Wagen, so schnell es nur ging, selbst aus dem kleinen Werkstatthof. Man hörte deutlich, wie er. wieder auf der Straße. Eile hatte, von hier fortzukommen.

Bald darauf kam das Mädel von gestern um die Ecke. Setzte sich auf den wackligen Stuhl der in der Nähe des jungen Schlossers stand.

„Hans". sagte sie und lachte, „wollen wir heute abend ins Kino gehen?"

„Nein". erwiderte er. Seine Miene war völlig unbewegt

„Wann denn?" fragte sie und wollte etwas näher an ihn heran.

Aber er sah sie an, als ob er sie nicht sähe

„Niemals mehr". entgegnete er Weiter nichts.

DR. H. SCHRAMM:

DAS KNOPFMUSEUM

und andere merkwürdige Sammlungen

Vor einiger Zeit brachte der „Völkische Beobachter" einen Bericht über den Besuch eines Mitarbeiters bei einem Münchner Arzt, der im Laufe seines Lebens auf vielen Reisen die vielleicht reichhaltigste Sammlung ihrer Art zusammengetragen hat, nämlich eine Sammlung von Fahrscheinen jeder Art und aus allen Ländern

Diese Nachricht lenkt die Aufmerksamkeit auf ein Gebiet, das mit kulturellen Staatsaufgaben beginnt und mit dem Steckenpferd, der Schrulle, endet. Die Grenzen sind hier nicht immer leicht zu ziehen. Immer aber gehört die Sammelleidenschaft, ein tief in den meisten Menschen ruhendes Bedürfnis, dazu, ob nun ein Museumsdirektor im öffentlichen Dienst davon besessen ist, oder ob ein weniger verantwortlicher Zeitgenosse zu seinem privatesten Vergnügen alle Arten von Hosenknöpfen sammelt

Von einigen dieser merkwürdigen Sammlungen und Museen, soweit sie in der letzten Zeit zur Kenntnis der Öffentlichkeit gelangten, soll hier die Rede sein

Eine der letzten Sammlungen, die der Öffentlichkeit übergeben wurde, ist das Museum der elektrischen Unfälle, das sich im Allgemeinen Krankenhaus in Wien befindet. In 36jähriger Arbeit wurden hier gegen 4000 Objekte zusammengebracht, die die Beziehungen der Elektrizität zur Pathologie, Biologie, Technologie und Kriminalogie zeigen Einen ähnlich erzieherischen Zweck verfolgt ein Anti-Opium-Museum in Schanghai, das zu den schaurigsten Sammlungen gehört Es birgt Gegenstände, Bücher, Statistiken usw., die sich auf das Opium beziehen, Bilder von Opiumsüchtigen, medizinische Präparate, die den Verfall des Körpers des Opiumsüchtigen zeigen. Nicht zuletzt mag auch die Darstellung der Strafen, denen das Opiumlaster in China unterliegt, bewirkt haben, daß sich so mancher Besucher des Museums für immer von diesem Rauschgift geheilt glaubt. Hierher gehört auch die vor kurzem vom Ungarischen Museum für Sozialhygiene in Budapest zusammengestellte Quacksalberei-Ausstellung. Was Jahrtausende menschlichen Wahns an Aberglauben und Verzerrung hervorbrachten, das liegt hier nach Gebrauchszweck und Verbreitung geordnet, in Vitrinen vor. Ein Museum von Hirngespinsten, ein Schreckenskabinett menschlichen Irrwahns, illustriert durch echte Requisiten und Präparate

Weniger offiziell, aber für künftige Zeiten vielleicht nicht weniger aufschlußreich dürfte das Gangstermuseum in Chikago sein, das von den Freunden des berühmten Gangsters und Staatsfeindes Nr. 1, John Dillinger, nach dessen Tod gegründet und eingerichtet wurde. Zum Verwalter des „Museums", in dem die verschiedensten Erinnerungen an Dillinger und seine Bande vereinigt sind, wurde der Vater des Verbrechers eingesetzt, der sich in Schwierigkeiten befand

Kulturell wertvoller, aber ebenfalls kriminellen Charakters war das Museum der Mutter Lequeux in Paris, einer Belgierin, in deren Wohnung die Polizei eine Sammlung wertvollster Kunstgegenstände entdeckte, unter denen sich Plastiken aus Holz und Elfenbein vom 13 bis zum 17. Jahrhundert befanden. Die Nachforschungen wurden angestellt, weil der Sohn der alten Frau im Verdacht stand, eine der gefährlichen „Kirchenratten" zu sein. Tatsächlich war Mathieu Lequeux, Archäologe und Kunsthistoriker, wiederholt wegen Kirchendiebstählen abgestraft Lequeux, der schon verschiedene Arbeiten veröffentlicht hatte, gab an, von der Liebe zur Kunst besessen zu sein und mangels eigenen Vermögens auf diese Weise seinen Sammeltrieb befriedigt zu haben Da man jedoch Beweise einer organisierten Bande zu haben glaubte, schenkte man der Beteuerung Lequeux' ein „Opfer seiner Leidenschaft" zu sein keinen Glauben und eröffnete eine genaue Untersuchung

Im allgemeinen jedoch wirkt sich die Sammelleidenschaft bedeutend harmloser aus, wie etwa die Sammlung von Mörtelstücken zeigt, die sich der schottische Rechtsanwalt Mynhouse in Edinburg zugelegt hat Neben der Originalität hat das Museum den Vorzug, daß es dem Sammler keine Extrakosten verursacht. Mynhouse hat nämlich von seinen weiten Reisen von jedem Bauwerk, das er zu sehen bekam, ein Stück Mörtel mitgenommen. Je größer das Bauwerk, um so größer auch das Mörtelstück, das sorgfältig beschriftet auf blauem Samt ruht. Für die bemerkenswertesten Kostbarkeiten seiner Sammlung hält der schottische Rechtsanwalt die Mörtelstücke von den Pyramiden von Gizeh, vom Louvre, von der Peterskirche, vom schiefen Turm von Pisa und vom — Münchner Hofbräuhaus





Nicht weniger kurios ist die Sammlung der Mrs. Jeannette Mercerbrook in Porthmouth, die sich ständig auf der Jagd nach Spinngeweben befindet und bisher 800 solcher Meisterwerke von Spinnen beisammen hat.

Auf realere Werte ist ein anderer englischer Sammler erpicht, der eine Sammlung von 27 000 verschiedenen Banknoten sein eigen nennt. Die Sammlung, die bereits sein Urgroßvater begonnen hat, enthält Stücke, die nur in einem Exemplar vorhanden sind. Sie beginnt mit einer 600 Jahre alten, auf ein Baumblatt gedruckten chinesischen Banknote und enthält die ersten englischen 100-Pfundnoten aus dem Jahre 1713 ebenso wie das deutsche Notgeld aus der Inflationszeit

Der Hotelier Julius Faucon in London wiederum hat rund 5000 Menükarten gesammelt, lauter Originale, die er im Laufe eines Menschenlebens in der ganzen Welt gesammelt hat. Glanzstücke der Sammlung bilden ein Originalmenü von einem Presseessen beim Völkerbund mit der Unterschrift von 36 führenden Politikern, die Menükarte vom Hochzeitsessen Pola Negris mit Fürst Mdivani und vom Festessen der serbischen Offiziere an dem Abend, der der Ermordung König Alexanders und Draga Maschins vorausging.

Ein Knopfmuseum hat sich die reiche Neuyorkerin Frau Courlander-Marchant angelegt, die mit einer wahren Sammelwut durch die Welt reiste und viele Unannehmlichkeiten in Kauf nahm, nur um möglichst viele verschiedenartige Knöpfe für ihre Sammlung zu ergattern. Dieser Leidenschaft opferte sie sogar ihr Eheglück Vielleicht stammen einige der Knöpfe aus der Hosensammlung des Londoners Alfred Owlhouse, in der Hosen enthalten sind, die von den berühmtesten Männern Englands getragen wurden. Neben einer Hose Darwins behauptet Owlhouse auch ein Beinkleid Oliver Cromwells zu besitzen.

Die unaufhörliche Nachahmung eines weltberühmten Kräuterlikörs hat zur Anlage eines Museums gefälschter Schnäpse geführt, das sich in Fécamps in Nordfrankreich befindet. Die Sammlung der etwa 700 Nachahmungen wurde schon 1863 angelegt, und mit jeder Fälschung verbindet sich die Geschichte eines Prozesses, da die Hersteller des echten Likörs durch ihre Agenten jeden Fall strafrechtlich verfolgen lassen.

Dank der verlockenden Quelle, die in Fécamps fließt, dürfte dieses Museum sicherlich mehr Besucher aufweisen als das „Museum für elektrische Kunst" in London, dessen Kustos sich in einem Aufruf an die Öffentlichkeit bitter darüber beklagt, daß er mit dem Museumsdiener völlig allein sei. Im Jahre 1935 hätten ganze 12 Personen das Museum besucht. Der Kustos führt die Interesselosigkeit des Publikums darauf zurück, daß kein Eintrittsgeld erhoben werde. Daher nehme die Öffentlichkeit an, der Besuch des Museums könne nicht lohnend sein. Mehr Zulauf, vor allem der Weiblichkeit, dürfte wohl das „Museum der Schönheit" in Liverpool haben, das nicht die Schönheit selbst, sondern die Mittel und Geräte, sie zu erlangen, ausstellt. Ein Saal allein ist für mehrere tausend Lippenstifte reserviert, von denen die ältesten aus dem Jahre 3200 v. Chr. stammen. Einen breiten Raum nehmen die elektrischen Kosmetikapparate der letzten Zeit ein.

Nicht so sehr im Dienste des reichen Schönheitkultes steht die Sammlung eines reichen Warschauer Kunsthändlers, der sich seit Jahrzehnten darauf spezialisiert hat, künstlerische Darstellungen des Teufels zu sammeln, und der wohl die vollständigste Teufelsammlung der Welt besitzt.

Ein französischer Lehrer wiederum hat es sich in den Kopf gesetzt, ein Museum des Straßenlärms anzulegen. Er macht mit einem Grammophon-Aufnahmeapparat die Straßen und Plätze unsicher und bewahrt die Sätze und Sprüche, mit denen die herumziehenden Händler ihre Waren anpreisen, für die Nachwelt auf.

Um aber den Archäologen einer fernen Zukunft überflüssige Arbeit zu ersparen, hat der Rektor der Oglethorpe-Universität in Neuyork, Thornwell Jacobs, den Plan gefaßt, ein Museum des 20. Jahrhunderts schon jetzt anzulegen. Er will im Untergeschoß seiner Universität eine große, rostfreie, mit konservierendem Gas gefüllte Stahlkammer bauen, in der alle Dinge untergebracht werden sollen, die für unsere heutige Zivilisation charakteristisch sind. Die Tür zu diesem Gewölbe soll die Aufforderung tragen, diesen Raum erst an einem bestimmten Tag des Jahres 8113 zu öffnen. Während des letzten Jahrhunderts, so meint Professor Jacobs, habe die Wissenschaft Millionen daran wenden müssen, einige alte Scherben oder Ziegelsteine auszugraben, um von diesen Resten mühselig die Zivilisation vergessener Völker zu rekonstruieren. Darum sollte die jetzige Generation als erste darauf bedacht sein, dem Wissensdurst späterer Zeiten Rechnung zu tragen und eine vollkommene Übersicht ihres täglichen Lebens zu hinterlassen.

Ob die Leute in 6000 Jahren dem amerikanischen Professor für seine gute Absicht auch wirklich dankbar sein werden? Bringt er sie doch um das Vergnügen, die Andenken an unsere Zeit selbst sammeln zu müssen, sammeln zu dürfen. Aber vielleicht ist auch das Steckenpferd in 6000 Jahren schon ausgestorben.

Belehrung

Die Bemerkungen, mit denen Friedrich der Große die von ihm verfügten Kürzungen bei Gesuchen zu begründen wußte, sind berühmt, aber durchaus nicht alle bekannt.

Sein Londoner Gesandter, mit dem er im übrigen durchaus zufrieden war, setzte dem Herrscher eines Tages in einer Eingabe auseinander, daß in London eine Teuerung herrsche, und daß das geringe Gehalt eines preußischen Gesandten es nun bald nicht mehr gestatten würde, in dieser Stadt sich Wagen und Pferde zu halten. „So werde ich also gezwungen sein", schrieb der Diplomat, „hinfüro zu Fuße bei Hofe zu erscheinen, und dies wird doch gewißlich dem Ansehen Eurer Majestät empfindlich Abbruch tun."

„Das glaub' ich nicht", schrieb Friedrich an den Rand, „geh' Er getrost zu Fuß. Und so sich Einer darüber alterieret, so sage Er nur immer, Er wäre Gesandter des Königs von Preußen, und hinter Ihm gingen noch dreihunderttausend Mann."

A. R.

FERDINAND SILBEREISEN:

Woher stammt das Wort „Humbug"?

Im Sommer 1807 tauchte in Philadelphia in Nordamerika ein Mann Namens Homberg auf, welcher marktschreierisch ankündigte, er würde alle Krankheiten ohne Honorar oder Vergütung heilen, auch die Arzneien unentgeltlich verabfolgen. Der „Doktor", der in Race Street im alten Gasthause „White Swan" Quartier genommen hatte, fand Patienten in Menge. Täglich war zur Zeit seiner „Sprechstunden" (nachmittags von vier Uhr bis zum späten Abend) die Straße von Hunderten Heilungbedürftiger voll.

Er hatte sein „Ordinationszimmer" im Schenkzimmer und befand sich in einer Art Käfig, der etwa fünf Quadratfuß groß an einer Wand angebracht war. Dieses „Gemach" hatte eine schmale Türe, durch welche sich der Wunderdoktor in den Kasten begab und sich fest einriegelte. Neben der Türe befand sich ein sechs bis acht Zoll weites rundes Loch. Durch dieses nahm der geheimnisvolle Mann leere Medizinflaschen in Empfang und reichte volle von sechs bis acht Unzen Inhalt mit fixer Gewandtheit wieder hinaus.

Der „Doktor" schien die Krankheiten seiner Patienten ohne nähere Untersuchung, sozusagen auf den ersten Blick, zu erkennen, wenigstens gab er ohne Unterbrechung die Arznei, ohne einen Krankheitsfall näher zu prüfen. Höchstens sprach er einige kurze Worte und ließ sich auf lange Auseinandersetzungen niemals ein. Am Schluß seiner „Sprechstunden" verließ er den Kasten und ging tagsüber in die Felder, um Pflanzen zu sammeln. Er war äußerst zurückhaltend und mürrisch in seinem außerberuflichen Verkehr. Als man ihn einmal fragte, weshalb er gratis arbeite, erwiderte er: „Es ist mir vom Himmel nicht gestattet, einen Preis zu nennen; es steht im Belieben der Leute, ob sie mir etwas zahlen wollen." Er gab ferner an, er sei ein Deutscher und von Gott nach Amerika gesendet.

Trotz seines Gratisheilens machte er indessen ausgezeichnete Geschäfte, denn fast niemand seiner gläubigen Patienten ging, ohne ihm ein mehr oder minder reichliches „Trinkgeld" einzuhändigen.

Endlich ergab sich auf nähere Nachforschung, daß er seine Medizin aus überall vorhandenen Unkräutern gewann, die er auskochte und die geklärte Flüssigkeit in einen Kübel schüttete, der sich in seinem Käfige befand. Damit heilte er alles, von Herzleiden bis zu Zahnschmerzen, von Podagra bis zur Kahlköpfigkeit, und alle seine Patienten erklärten, er vollbringe Wunderkuren!

Als das „Geheimnis" ermittelt war, verschwanden jedoch die Hilfesuchenden mit einem Male, als ob eine Bombe zwischen sie gefallen und geborsten sei; der „Doktor" blieb hinfort allein in seinem Kasten.

Und nun begann das Gespött: „Sind Sie auch gehombergt worden?" hieß es, überall. Dies wurde bei schnellem glattem Sprechen der englischen Zunge zu „gehumbugt" und „Humbug" ist seitdem ein geläufiges Wort für „Betrügerei, Prellerei" geworden.

Wenn ein König singt

Während eines Aufenthaltes in Portugal wurde Rossini an den Hof geladen, mit der Bitte, die Gesangskunst des Herrschers, der ein leidenschaftlicher Sänger war, zu beurteilen. Rossini ging gern hin, denn man habe nicht alle Tage Gelegenheit, so erklärte er seinen Freunden, „einen König trillern zu hören". Das Essen an der Hoftafel verlief für den erklärten Feinschmecker Rossini zur vollen Zufriedenheit. Nach Tisch begab man sich ins Musikzimmer, wo der König ein kleines Konzert veranstaltete. Ehrfürchtig lauschten alle der mehr lauten als schönen Stimme des Sängers. Sogar Rossini war nach dem guten Mahl friedlich und aufmerksam.

Nach der letzten Arie trat der König zu ihm: „Nun, verehrter Meister, was halten Sie von meiner Stimme?"

Rossini überlegte seine diplomatische Antwort nur kurz: „Noch nie in meinem Leben, Majestät", sagte er, „habe ich einen König besser singen gehört!" H. M

Rache, kalt genossen

Seit langem liebe ich ein Mädchen. Es war Liebe auf den ersten Blick sozusagen. Ich sah sie auf der Straße. Rank und schlank und hocherhobenen Hauptes schritt sie an mir vorüber. Wie eine Königin, dachte ich, schlug meinen etwas defekten Regenmantel um mich wie ein Gladiator und stieg ihr nach. Sie muß mein werden, dachte ich zähneknirschend, und wenn ich das letzte Zwei-Markstück in meiner Tasche ausgeben muß!

Aber sie wurde nicht mein. Wenigstens nicht an diesem Nachmittag. Sie verschwand plötzlich im Straßengewühl und ließ mich an irgendeiner Ecke stehen. Mir war der Himmel plötzlich nicht mehr blau und auch die Sonne hatte erheblich an Leuchtkraft verloren. Langsam und voller Zorn über mein Mißgeschick schritt ich in meine möblierte Bude.

Dann — drei Tage später — traf ich sie wieder. Jetzt oder nie, sagte ich drohend zu mir, wenn ich auch nur noch eine Mark und zehn besaß.

Ich sprach sie an. Jawohl, ich faßte mir ein Herz, holte zweimal tief Luft und sprach sie an.

Aber sie? Sie lächelte so malitiös, als hätte sie noch den Nachgeschmack von einem besonders sauren Hering auf der hübschen Zunge. Ich ließ nicht locker. Schritt neben ihr her. „Mein Fräulein", sagte ich beschwörend und versuchte ihr unter den großen Hut zu blicken, „mein Fräulein, ich kann ohne Sie nicht weiter leben."

„Nicht möglich", meinte sie und wendet mir ihr entzückendes Gesichtchen zu, „welche Todesart haben Sie sich denn ausgesucht?"

„Spotten Sie nicht meiner heiligsten Gefühle", erwiderte ich und klopfte beschwörend auf die Stelle, auf der mein leeres Portemonnaie saß, „so was rächt sich immer bitter."

Da sagt sie, ich wage kaum, es hier so wiederzugeben, da sagt sie mit einer Brutalität ohnegleichen, „Sie Affe" zu mir.

Meine Knie versagten mir den Dienst und mein Verstand schien in Urlaub gegangen zu sein. Als ich die Augen hob, sah ich nur noch, wie sie in einem Laden verschwand.

Ich faßte den Rest von Kraft zusammen, der mir noch verblieb, stellte mich an die Schaufensterscheibe und erblickte, alle Wetter, mein Herz tat einen schnellen Schlag, erblickte die Königin meines Herzens hinter dem Ladentisch. Sie war Verkäuferin in diesem Laden.

Ha, dachte ich, und meine Pulse rollten einen tollen Wirbel, ha, ich werde dich demütigen, du Stolze, ich will dich auf die Knie zwingen, du Unnahbare, warte nur, warte.

Dann kam der Erste. Der Erste mit meinem Gehalt. Meine Brust schwoll vor Brieftasche. Eiligst machte ich, daß ich in jenen Laden kam. Sie hatte nichts zu tun.

„Fräulein", rief ich, „hier fehlt Bedienung."

Sie bekam einen puterroten Kopf, als sie mich sah. Dann kniete sie vor mir nieder.

„Schwarze Schuhe", befahl ich, „keine Braunen."

Sie erhob sich, stieg auf eine Leiter, meine Augen versagten mir fast den Dienst, dann kniete sie abermals vor mir.

„Habe ich dich", knirschte ich, „habe ich dich endlich, knien sollst du vor mir, schämen sollst du dich, daß du mich so schnöde behandelt hast!"

Dann zog ich meinen Schuh aus. Triumphierend sozusagen.

Aber als ich ihr sprühend in die blauen Augen schaute, lächelte sie. Lächelte sie tatsächlich. Mir stieg das Blut zu Kopf. Was fiel ihr ein! Machte sie sich lustig über mich? Über mich, ihren Peiniger? Hastig blickte ich nach unten. Hastiger zog ich meinen Fuß zurück. Sie nickte bekümmert.

„Ja", meinte sie, „der Strumpf hat ein mächtiges Loch, eigentlich zwei mächtige Löcher, eins am großen Zeh und eins am . . ."

„Halten Sie ein", flüsterte ich tonlos, denn die anderen Verkäuferinnen begannen bereits zu kichern, „bitte, helfen Sie mir."

Sie half mir wirklich. Verkaufte mir neue Socken. Ich zog die neuen Strümpfe hinter einem Regal über meine Füße. Dann kaufte ich die Schuhe unbesehen. Als ich mit feuerrotem Kopf und gekrümmtem Genick aus dem Laden schleichen wollte, flüsterte sie mir zu:

„Wenn es Ihnen recht ist, holen Sie mich heute um sieben hier aus dem Geschäft ab."

Haben Sie schon mal gesehen, wie man einen platten Schlauch mit Wasser füllt? Genau so stieg auch mir die Luft in den Leib und die Freude in die Seele.

Pünktlich um sieben war ich da. Auf neuen Socken. Und mit Hoffnung im Herzen.

E. C.

ALWIN DRESSLER:

Das Geheimnis der menschlichen Aura

Es ist heute üblich geworden, den Menschen mit einem Radioapparat zu vergleichen. Auf der anderen Seite ist der Mensch aber nicht nur Empfänger, sondern auch ein komplizierter Sender der verschiedensten Strahlungen und Wellen. Die Lehre von den bioelektrischen Vorgängen und Strahlungen des menschlichen Körpers ist keine Phantasie. Professor Fessard vom „College de France“ sieht im menschlichen Körper eine Vereinigung von Tausenden von kleinen Radioempfängern und im Gehirn eine gewaltige Fernsprechzentrale, in der unaufhörlich aus allen Teilen des Körpers Anrufe einlaufen und Beantwortung finden Die Entdeckungen dieses Gelehrten bringen grundsätzlich nichts Neues, denn es ist heute weitgehend bekannt, daß alle Lebenserscheinungen von elektrischen Vorgängen begleitet sind

Schon seit langem haben deutsche Forscher den Standpunkt vertreten, daß das Denken, wie überhaupt die geistige Einstellung den Menschen, soweit das Körperliche dabei hereinspielt, eine Art elektrischer Vorgang ist der sich auf andere überträgt Man begegnet z. B Menschen, die einem sofort sympathisch erscheinen, und wieder andere, vor denen man eine gewisse Scheu und Abneigung empfindet, noch bevor man ein Wort mit ihnen gesprochen hat Das kommt daher, daß alle Bewußtseinsvorgänge von elektrischen Spannungsveränderungen begleitet sind, die als „odische Emanation“ sich auf andere übertragen und von diesen als abstoßend oder als harmonisch und sympathisch empfunden werden können. Die Forschung hat nachgewiesen, daß der Körper des Menschen von einer Art elektrischem Feld, von einer „Aura“ umgeben ist, deren elektrische Leitfähigkeit mit den Wellenimpulsen anderer Menschen in Verbindung treten kann, also einen Kontakt herstellt, der je nach Art der Schwingungsfrequenz harmonisierende oder abstoßende Wirkung ausüben kann und daher Sympathie oder Antipathie erweckt.

Es gibt Menschen, deren Äußeres gar nicht so unsympathisch ist, und doch fehlt ihnen jenes geheimnisvoll und unerklärlich Anziehende, das andere Menschen mit weniger sympathischem Äußern auszeichnen kann Diese letzteren nennt man „anziehend“, in ihrer Nähe lebt man auf, in ihr wird man warm und froh, ihre Gesellschaft wird gesucht, und sie werden umworben und geliebt. Die Ursache dieser geheimnisvollen Anziehungskraft liegt begründet in der Individualität, d h in der seelischen und körperlichen Beschaffenheit. Sonnige, heitere Menschen entwickeln Sympathie und strömen wohltuende Wärme aus Es sind die Menschen mit dem fröhlichen Herzen und dem gewinnenden Wesen, die Sonnenmenschen Jene dagegen, deren Anwesenheit wie ein düsterer Alb auf die andern wirkt und in deren Nähe keine Fröhlichkeit aufkommen kann, sind solche, deren innere Zersetzung und Disharmonie sich in ihrem Wesen wie im Gesundheitszustand ihres Organismus widerspiegelt Es ist Tatsache, daß die Fähigkeit, andere Menschen anzuziehen, mit voller körperlicher und seelischer Gesundheit eng verbunden ist; denn nur bei innerer Harmonie und ungestörtem Ablauf der biologischen Vorgänge im Organismus vermögen sich die magnetischen oder elektrischen Ströme zu bilden und zu verstärken deren Strahlungen dann

von anderen als sympathisch und fesselnd empfunden werden. Es ist eine wissenschaftliche Erfahrungstatsache, daß die Anziehungskraft eines Menschen im wesentlichen auf besonderen geistigen Kräften beruht, die den Blutstrom und die Nervenbahnen wie eine elektromagnetische Kraft durchströmen Jeder Mensch besitzt diese Kraft, nur ist sie nach seiner Individualität verschieden stark Diese magnetische Kraft dehnt ihre Schwingungskreise auch in die Umgebung aus sie erstreckt sich auf alle Menschen auch auf Tiere und Pflanzen

Die Erfahrung hat gezeigt, daß positiven Gedanken eine höhere Schwingungsfrequenz eigen ist als negativen. Sie erzeugen Ströme der Sympathie und des harmonischen Ausgleiches, während negative und niederziehende Gedanken unsympathische Wesensart hervorrufen und die harmonischen Schwingungen stören Die Ströme der Sympathie sind also etwas durchaus Reales, wie auch den Haßwellen, die manche in Gegenwart Dritter spüren, etwas Tatsächliches zugrunde liegt

Der eigentliche Neubegründer der Lehre von den bioelektrischen Vorgängen und Strahlungen des menschlichen Körpers, Freiherr von Reichenbach, und ähnlich auch Dr. Quade, zeigen in ihrer Odlehre, daß der Körper des Menschen von einer Aura umgeben ist, daß er einen je nach dem Grade der Vitalität und Gesundheit verschieden starken „Lebensmagnetismus“ besitzt, der auf andere übertragen und von diesen als antipathisch oder als sympathisch und kräftesteigernd empfunden wird Interessant ist hierbei die Feststellung, daß diese magnetischen Kräfte in der Frau von Natur aus stärker sind als beim Manne, und darin liegt die eigentliche Stärke der Frau, das große göttliche Geschenk das ihrer Natur gegeben wurde

Die Forschung glaubt, eine Bestätigung dafür gefunden zu haben, daß die Aura eines jeden Menschen aus zwei Schichten besteht und an der Außenseite des Körpers schwebt. Die innere Aura soll etwa 12 Zentimeter, die äußere weitere 3 bis 4 Zentimeter stark sein Diese Aura bzw ihre Kraftkreise haben ihr Ausgangszentrum im Blute und in den elektrischen Strömen, welche die Nervenbahnen durchrieseln und die mit Hilfe hochempfindlicher Galvanometer meßbar sind

Hier stehen wir noch auf geheimnisvollem Boden, doch unsere Wissenschaft ist auf dem besten Wege, das Rätsel der menschlichen Seele und ihrer magischen Kräfte zu lösen, oder aber doch einen tieferen Blick in die Hintergründe des Daseins zu werfen

---

Gedankensplitter

Nicht selten ist Aufrichtigkeit die raffinierteste Berechnung.

Es ist nur ein Schritt von der Schmeichelei zur Beleidigung.

Keine Arbeit ist ermüdender als vergebliches Arbeitsuchen.

Der Mensch ist immer hilfsbereit, wenn man ihn um einen guten Rat bittet

Der größte Hochmut ist der, welcher sich hinter Bescheidenheit verbirgt.

Ein Leben voll Freude ist meist ein Leben ohne Inhalt.

Beneidenswert, wer nach einer Enttäuschung sich damit zu trösten vermag, um eine Lebenserfahrung reicher zu sein!

Erst wenn der Mensch im Elend ist, pflegt seinen Mitmenschen einzufallen, daß man sich um ihn kümmern könnte

Vielseitiges Wissen ist häufiger ein Zeichen von Eitelkeit als von Wissensdurst.

Mit Schulden geht es wie mit Schuhen: je kleiner sie sind, um so mehr drücken sie.

Viele finden nur deshalb keine Erklärung für ihr Unglück, weil sie die Schuld nicht bei sich selber suchen.

Die Gunst einer Frau erwirbt man sich leicht dadurch, daß man ihre Lebenserfahrung bewundert; nur darf man nicht sagen, daß man sie für die Folge ihres Alters hält

Gesittet sind die meisten Menschen nur, solange sie Furcht haben.

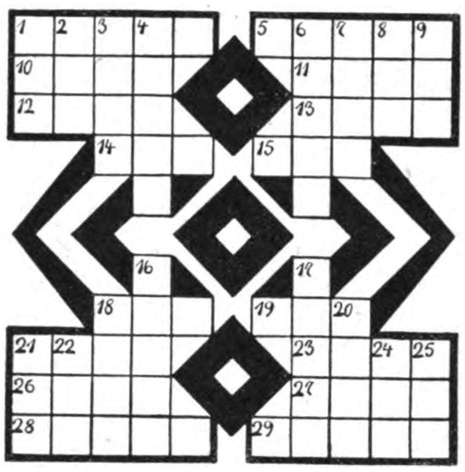
Wer überschätzt wird, wird leicht anmaßend.

J. D. Warnken.

RÄTSEL

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1 Kern des Johannisbrots, 5 Männername, 10. arabische Hafenstadt, 11. trostlose Landschaft, 12. sauber, 13. Entdecker des Kaps der Gu-



ten Hoffnung, 14. europäische Insel, 15. spanisch. Held, 18. indische Münze, 19. Senkblei. 21. Staat in Nordwest-Venezuela, 23 unbeschwert 26 Blutgefäß 27 „Turnvater", 28. gepflegte Wiesenfläche, 29 Fangnetz — Senkrecht: 1. Gebirgsmulde, 2 Abschiedsgruß, 3. Gleichklang, 4. französischer Schutzstaat in Indien, 6 französischer Bildhauer 7 Radierer des 19 Jahrhunderts, 8. Frauenname, 9. französisches Wort für ein Gesichtsteil, 16. See in Finnland, 17. Stadt in Bulgarien, 18. griechischer Gott, 20. Beförderungsmittel, 21. Stadt in Iran, 22. Frauenname, 24. Bündnis, 25 Fluß in Süddeutschland

Telegrammrätsel

— . . . / — . . . — / — — . . — . — /
— . — . . — . . / — — . . — / . . . . — /
. . — . — . — — — / — . — . . — — / — . . . . — /
. . — — . . — — — / — — . . . — — — — . — /
— — — . . . . / — — — . . / — — . . . — — /

An Stelle der Punkte und Striche sind Buchstaben zu setzen, so daß Wörter nachstehender Bedeutung entstehen: 1. Fluß in Deutschland, 2. ungebrochenes Grasland, 3. Geschoß, 4 Stadt in Westfalen, 5. Himmelskörper, 6. nordische Göttin, 7 Halbedelstein, 8. gelbblühender Strauch, 9 berühmter deutscher Chemiker, 10. Küchengerät, 11 südamerikanische Republik, 12. Verteidigung, 13. Brettspiel, 14. Hühnervogel. Die auf die Punkte entfallenden Buchstaben ergeben einen Ausspruch unseres Führers

Ordnungsrätsel

aus — aus — be — dacht — den — dem — der — der — der — der — der — dert — dür — ent — es — fen — gar — ge — kes — künst — kunst — ler — lung — na —nes — noch — o — on — sei — sein — sitz — schleu — ti — tum — ver — vol — we — weg — wer — werk — wick

Vorstehende Silben sind sinngemäß zu ordnen, so daß, fortlaufend gelesen, ein Zitat aus der Kulturrede Adolf Hitlers entsteht

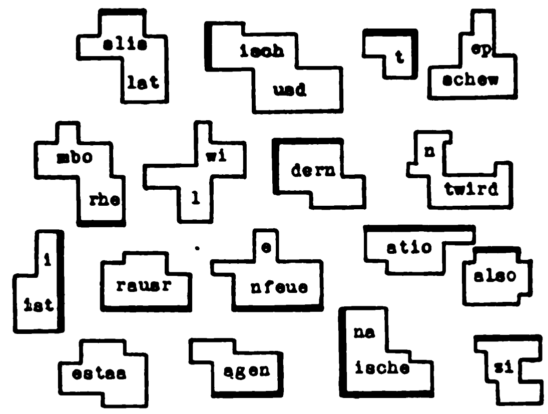
Differenzrätsel

Die nachstehend angegebenen Wörter sind zu suchen und die aufgeführten Buchstaben ihnen abzuziehen Die verbleibenden Wortteile ergeben, zusammenhängend gelesen, einen Ausspruch Dr Goebbels auf dem Parteikongreß. 1 Getreideunkraut — re, 2. Raubtier — w 3. Hüter — r, 4. Sternbild — ie, 5. Heilmittel — arn 6 Versteigerung — an, 7 Körperteil — md. 8 Taunusbad — o, 9 Flachs — r

Mosaikrätsel

(Nachdruck verboten)

Die Mosaiksteinchen sind zu einem Rechteck zusammenzufügen Bei richtiger Zusammenstellung ergibt sich



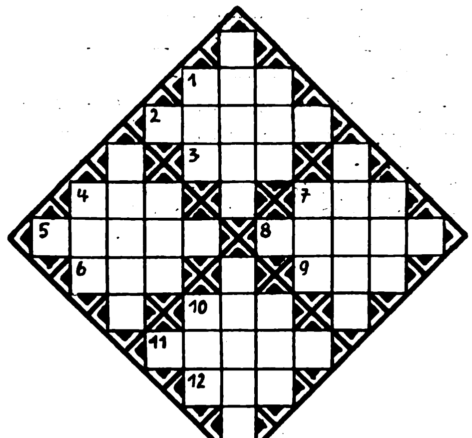
fortlaufend von links nach rechts gelesen ein Zitat aus der Proklamation des Führers. Die fettumrandeten Linien stellen die Umrandung des Rechtecks dar

Silbenrätsel

Aus den Silben: an — bach — bar — be — be — busch — che — de — dei — die — erl — ten — ge — geg — ger — hein — kö — ler — lom — man — na — ne — nig — nig — nor — nung — quar — re — res — rich — richt — rum — run — rung — se — ser — si — staa — ten — ten — tett — tie — ve — ver — wächt — sind 17 Wörter zu bilden, denen je drei aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen sind. Aneinandergereiht ergeben sie einen Ausspruch Benito Mussolinis aus seiner Rede in Berlin Die Wörter bedeuten: 1. Landschaft in Frankreich, 2. Wallensteinscher General, 3. Heilmittel, 4. Landschaft Italiens, 5. Ballade von Goethe, 6. Männername, 7. Urteilsbehörde, 8. Gesellschaftsspiel, 9. Glaubhaftmachung, 10. afrikanischer Stamm, 11 nationalsozialistischer Gauleiter, 12 Zusammentreffen, 13 Stadt in Indien, 14 Kreisgang, 15. Rücklage, 16 politisches Zusammenschlußgebilde, 17 Radiozubehör.

1	10 ....
2	11 ....
3	12 ....
4	13 ....
5	14 ....
6	15 ....
7	16 ....
8	17 ....
9	

Magischer Großdiamant



1. Stadt in Finnland, 2. Tageszeit, 3. englisch eins, 4. Singstimme, 5. europäisches Hochgebirge, 6 Getränk, 7 rumänische Münze, 8 Fluß in Frankreich, 9. Donauzufluß, 10. Wacholderbranntwein, 11. Metall, 12. ungebraucht

Silbenaussuchrätsel

Lohn, Neid, Bewirtung, Petschafte, Linderung Achensee, Undset, Arabien, Schändung, Gigue, Reitum, List, Bedienter, Liverpool, Berlin, Tinte, Schein, Winter, Frack, Geiz, Regel, Kastellturm Jedem der Wörter ist eine Silbe, unabhängig von der gegebenen, zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch Mussolinis aus seiner Rede auf dem Maifeld in Berlin ergeben

Lösungen der Rätsel aus Folge 43:

Füllrätsel: 1. Antwerpen, 2. Pantomime, 3. Standarte, 4. Schanghai, 5 Euryanthe, 6. Sarabande, 7. Helgoland 8. Turkestan. ✱ **Magisches Quadrat:** 1 Atlas, 2. Tiara 3. Lager, 4. Arena, 5 Saras. ✱ **Zahlenrätsel:** 1. Gladiole, 2. Echse 3. Illusion, 4 Schandau 5. Elektra, 6. Rakete 7. Ilmenau, 8. Chamisso, 9. Hagen, „Gelserich." ✱ **Treppenrätsel:** 1. a) w, b) Iller, c) Willer. 2. a) Dr., b) Ache, c) Drache, 3 a) Ger, b) Man, c) German 4. a) Kral, b) le, c) Kralle, 5. a) Grill, b) e, c) Grille. ✱ **Silbenrätsel:** 1 Duktulus, 2 Elektrizität, 3. Rußland, 4. Sarotti, 5. Cambridge, 6. Herero 7. Lamartine, 8. Ingermanland, 9. Martinique, 10. Magdeburg, 11. Speiche, 12. Teltow, 13 Esperanto 14. Frauenschuh, 15. Exkursion, 16. Ipswich, 17 Novelle, 18. Dementi, 19 Internist „Der schlimmste Feind ist die öde Gewohnheit." Fuege. ✱ **Wortpyramide:** 1 S, 2. SA, 3 San, 4. Last, 5. Stall 6. Laster, 7 Pastete, 8. Pflaster ✱ **Kryptogramm:** Schnur, Epidermis Kadaver, Verdienst, Entdeckung, Stiefel, Streife, Schein, Stunde, Edda, Fussleiden, Abend, Tender, Staender Gigli Fuchse, Einbeere, Robert, Kornmagazin, Aussatz. „Nur der verdient die Freiheit und das Leben, der täglich sie erobern muß." Goethe. ✱ **Rösselsprung:** Was an dem Lumpenpack mich noch am meisten freut ist, daß es wechselweis von Herzen sich verachtet. Goethe ✱ **Kettenrätsel:** Seele, Elen, Lenau, Rauen, Ente, Tenor, Nord, Nordpol, Polen, Lena Nabe, Abel, Elton, Ton Tonne, Neon Onkel, Kelle, Elle Leo, Oder, Eros Rose

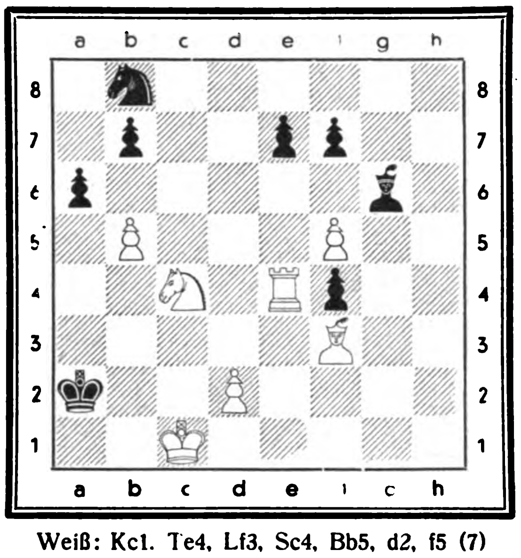
Schach-Beobachter

Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe (Urdruck)

Von Harald Reimann, Breslau

Schwarz: Ka2, Lg6, Sb8, Ba6. b7, e7, f4, f7 (8)



Weiß: Kc1. Te4, Lf3, Sc4, Bb5, d2, f5 (7)

Weiß zieht und setzt in vier Zügen matt

8. Wettkampfpartie

um die Schachweltmeisterschaft

Aljechin läßt Euwe, der die Nimzo-Indische Verteidigung wählte, nicht rochieren

Weiß: Dr Aljechin	Schwarz: Dr. Euwe		
1. d2—d4	Sg8—f6	14. Dc2—b2	Sf6—d5
2. c2—c4	e7—e6	15. Sf4×d5	e6×d5[7]
3. Sb1—c3[1]	Lf8—b4	16. Ld2—b4[8]	Dd6—e6[9]
4. Dd1—c2[2]	d7—d5	17. Ke1—f2	Sb6—a4?[10]
5. c4×d5[3]	Dd8×d5[4]	18. Db2—d2	b7—b6?[11]
6. e2—e3	c7—c5	19. Lf1—a6	Tc8—b8
7. a2—a3	Lb4×c3†	20. e3—e4	b6—b5
8. b2×c3	Sb8—d7[5]	21. Dd2—f4[12]	Tb7—b6
9. f2—f3	c5×d4	22. e4×d5	De6×d5
10. c3×d4	Sd7—b6	23. Th1—e1†	Ld7—e6
11. Sg1—e2	Lc8—d7	24. Ta1—c1	f7—f6[13]
12. Se2—f4[6]	Dd5—d6	25. Tc1—c7[14]	Ke8—d8
13. Lc1—d2	Ta8—c8	26. Tc7×a7	Aufg.

[1] Verschiedene Meister probieren hier 3. Sg1—f3, um die Nimzo-Indische Verteidigung zu verhindern.

[2] Dieser Damenzug gilt momentan am besten. Andere Möglichkeiten sind 4 Db3 oder 4. g2—g3.

[3] Hier ist auch 5. e2—e3 gut spielbar mit der ev. Folge 5. . . . , c7—c5; 6. Sg1—f3, Sc6; 7 a2—a3 usw.

[4] Falls 5. . . . , e6×d5 geschieht, so folgt 6. Lc1—g5 mit Vorteil für Weiß.

[5] Dieser Springerzug ist besser als etwa 8. . . . . Sb8—c6.

[6] In Betracht kam auch 12. e3—e4 mit der Folge 12. . . . , Dc6; 13. D×c6, L×c6; 14 Sc3 usw zum Vorteil für Weiß.

[7] Am besten. Falls 15. . . . , S×d5, so kann 16. D×b7 folgen. Falls aber 15. . . , D×d5, so 16. e3—e4!

[8] Damit wird die Rochade vereitelt.

[9] Auf 16. . . . . Dg6 folgt 17. Tc1 und Weiß steht ebenfalls besser.

[10] Ein schwacher Zug. Schwarz wollte Lb4—c5 verhindern. In Betracht kam 17. . . ., Sc4; 18. Lf1×c4, T×c4; 19. Th1—e1, f7—f5.

[11] Schwarz droht nun mit a7—a5 den Läufer b4 abzufangen. Er unterschätzt aber die folgende Wirkung des sich entwickelnden Läufers.

[12] Damit gewinnt Weiß ein sehr wichtiges Angriffstempo.

[13] Natürlich nicht 24. . . . T×a6, wegen 25 Tc1—c8† Kd7; 26. Dc7‡!

[14] Weiß konnte hier die Qualität gewinnen mit Tc8†. Aber der Textzug ist noch stärker und bringt Schwarz in eine hoffnungslose Lage.

Nach den letzten drei Glanzpartien zu urteilen, scheint Aljechin in Hochform zu sein.

Der Stand ist nun nach der 8. Partie 5:3 für Aljechin.

Aufgabelösung aus Folge 40

Dreizüger von Dr. G. Kaiser, Pirna

Weiß: Kf7, Da6, Lb1, Sb5, Ba3 (5)

Schwarz: Kb3 (1)

1. Lb1—h7, Kb3—c4; 2. Dc6†, Kb3; 3. Dc2‡
1. . . . , Ka2 (b2); 2. Dg6, nebst 3. Db1 (c2‡)

Richtig gelöst: Dr. Münch, Bocholt; P. Schurig, Sebnitz; Herb. Schulz, Bln.-Neukölln; P. Fröhlich, Schmirchau; W. Fenchel, Gau-Odernheim; K. H. Horn, Hannover; H. Müller, Glashütte; P. Knörrchen, Bln.-Steglitz; C. Mueller, Aspach; E. Kammerer, Tübingen; R. Zantopp, Duisburg-Hamborn; J. Herwig, Gotha; G. Krüger, Berlin W.; E. Jlgen, Mandeln; Erika Schupp, Wiesbaden; R Weng, Königsberg; F. Büttner, Fürth i. B.; F. Holzhaider, Miesbach; Th. Winter, Wattenscheid; K Schmidt, Detmold; Schäfer, Wildsachsen; E. Mombaur, Solingen-Ohligs; A. Seber, Trier; F. K. Lüdtke, Berlin; P. Wylega, Staßfurt; M. Burdack, Hormersdorf; C. Jung, Kuxhaven; Prof. Polster, Nossau; F. Jung, Grünberg; H. Kolwitz, Bln.-Neukölln; Frieda Wender, Grünberg; K. Hartnagel, St. Ingbert; M. Jansen, jr., Köln; H. Fuhlbrügge, Elsnig; M. Raila, Frankfurt a. M.; Dr. Röhrs, Bln.-Friedenau.

Einige Löserurteile: „Hübscher Schlüsselzug und allerhand Verführungen. Eine reizende Miniatur", P. Sch., S.; „Die Bahnungsidee in guter Darstellung", C. M., A.; „Ausgezeichneter ‚Turton'-Schnittpunkt", Th. W., W.; „Eine preiswürdige Schnittpunktaufgabe von klassischer Schönheit", H. K., B.-N., usw.

Verlangen Sie überall den „Illustrierten Beobachter"

HUMOR

Der Lehrer gab den Schülerinnen die Aufgabe, einen Aufsatz über die auf den Wandtafeln dargestellten Tiere zu schreiben, und zwar in der so beliebten Form als Brief an eine Freundin. Ein Mädchen gab folgende bündige Antwort ab: „Liebe Grete! Du bist ein Geier, ein Bär, ein Habicht, ein Wildschwein, eine Kuh, eine Gans, eine Giraffe, ein Stinktier, ein Marder, eine Ente, ein Spatz, eine Schnepfe, ein Hund, ein Tiger Es grüßt Dich herzlich Deine treue Frieda."

*

Lehrer: „Welche Farbe hatte das Haar der alten Deutschen?"
Karlchen: „Die alten Deutschen hatten graue Haare!"

*

Die Mutter drückt am Hochzeitsmorgen der Tochter den Myrtenkranz ins Haar. Diese sagt: „Mama, ist das denn nicht ein Betrug?"
„Ach, mache dir keine Gedanken darüber", tröstet Mama, „es sind ja auch nur künstliche Myrten!"

*

„Kinder, ihr habt ja keine Ahnung, wie's früher auf See zuging", sagte Kapitän Peddersen, „heute hat jeder Zwischendeckler sogar sein Bett. Wenn ich denke, damals als die Goldfunde in Kalifornien losgingen, wie wir da die Schiffe mit Menschen vollstopften. Auf einer Fahrt kam da zum Beispiel ein Mann — wir waren schon acht Tage unterwegs — und sagte: „Herr Kapitän, ich muß 'n Platz zum Schlafen haben!" — Ich sagte: „Wo zum Teufel hast du bis jetzt geschlafen?"
„Ja", sagte der Kerl, „bis jetzt habe ich auf einem Mann gelegen, der is seekrank, aber nu geht's ihm besser, und jetzt will er's nich länger leiden!"

Die Wirtin brachte dem neuen Mieter das Frühstück. Während er prüfend in die Tasse sah, begann sie das Gespräch: „Es sieht wie Regen aus."
„Das stimmt", antwortete der Mieter „aber es riecht wenigstens nach Kaffee."



„Wollen Sie den Schrank nicht lieber auseinandernehmen?" — „Nicht nötig, bis wir unten sind ist er sowieso schon auseinander."

Zeichnung: Willi Windhausen

„Na, Frau Häberlein, wie kommen Sie denn in die Oper?"
„Freibilljet natierlich. Ick massiere doch dem Wotan seine Braut!"

In einem amerikanischen Hotel ließ ein Herr seinen Regenschirm zurück und befestigte einen Zettel daran mit der Aufschrift: „Dieser Schirm gehört einem Mann, der zwei Zentner mit einer Hand hebt. Er wird in zehn Minuten wiederkommen." — Als der starke Mann kam, war sein Schirm fort und auf dem Zettel stand: „Diesen Schirm nahm ein Mann, der drei Meilen in der Stunde rennt. Er wird nicht wiederkommen."

*

Fritzchen ist schon wieder ungezogen gewesen und sein Papa schimpft tüchtig:
„. . . und wenn du das noch einmal wieder tust, bekommst du einen anständigen Denkzettel von mir!"
„Aber Papa", weint Fritzchen, „ich kann doch noch gar nicht lesen!"

*

Der Lehrer erzählt den Schülern: „Die Türken glauben an Allah. Diesen stellen sie sich nicht als Menschen oder Götzen, sondern als körperloses Wesen vor. Schulze, wie stellen sich die Türken ihren Gott vor?"
„De Beene gleich an'n Kopp, Herr Lehrer!"

*

Der Medizinmann der Neuseeländer erklärte, er könnte über das Wasser gehen, ohne unterzusinken. Gefolgt von einer großen Menge, schritt er zum Flußufer, wandte sich gegen das Volk und rief feierlich: „Ihr Männer von Neuseeland, glaubt ihr mir, daß ich auf dem Wasser gehen kann?"
„Ja", riefen alle ehrfürchtig.
„Gut, wenn ihr es schon so glaubt, brauch ich es nicht vorzumachen", sagte der Medizinmann und ging davon.

HUMOR DER ANDEREN

Richter: „Jedenfalls war es von Ihnen eine tapfere Tat, unters Bett zu kriechen und sich mit dem Einbrecher auf einen Kampf auf Leben und Tod einzulassen. Was veranlaßte Sie dazu?"
Zeuge: „Ich glaubte, er sei im Keller."
(Houston Post.)

*

„Hätte ich nicht so viele Ausgaben durch Reklame, so ginge es mir besser."
„Haben Sie denn ein Geschäft?"
„Nein! Aber meine Frau liest alle Inserate in drei Zeitungen."
(Boston Transcript.)

*

Er: „Ich habe zwei Karten für die Oper, Schatz."
Sie: „O fein! Ich zieh' mich gleich an."
Er: „Ja, tue das! Aber beeile dich möglichst. Die Karten sind schon für morgen abend."
(Stray Stories.)

*

„Ganz recht, das ist der alte Springfield, der immer krank ist. Er hat schon alle Ärzte der Stadt gehabt."
„Und niemand konnte ihm helfen?"
„Das weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß er niemals seine Rechnungen bezahlt."
(The Argonaut.)

*

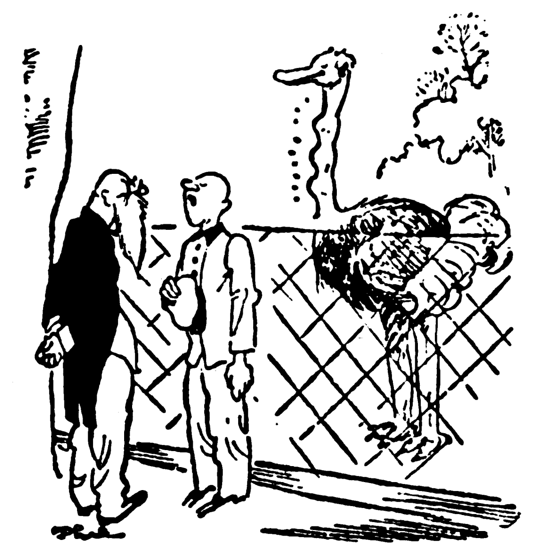
Der „verlorene Sohn" war ins Elternhaus zurückgekehrt. Er sah gar nicht zerknirscht und recht gut genährt aus. Witzelnd fragte er: „Nun, Vater, wirst du jetzt das gemästete Kalb schlachten?" — „Nein!" antwortete der Alte. „Ich werde dich am Leben lassen. Aber ich will dir tüchtig Arbeit geben, damit dein Fett weggeht."
(The Argonaut.)

*

„Hast du gehört, daß Peter Brocks zwei Jahre gekriegt hat, weil er ein Pferd gestohlen hat?"
„Geschieht ihm ganz recht! Er hätte es ja kaufen und einfach nicht bezahlen können, wie es jeder anständige Mensch macht."
(Tit Bits.)

*

„Die Ironie des Schicksals kann einen oft schwer treffen!"
„Hatten Sie darunter zu leiden?"
„Ja, und ob! Neulich war ich in einer kleinen Stadt und ließ mir dahin telegraphisch fünfzig Schilling schicken. Mein Pech war, daß ich gar keine Ausweispapiere bei mir hatte. Der einzige Mensch, der mich identifizieren konnte, war ein dortiger Kaufmann, dem ich sechzig Schilling schuldete."
(Life.)



„Nein, Herr Direktor, ich gab ihm nie mehr als zwei Äpfel! Niemals!!"
(Politiken.)

Arzt: „Sie sind auf dem Wege der Besserung. Die Zukunft wird wieder heiter für Sie sein. Bald werden Sie wieder lachen!"
Der Kranke: „O nein, nein!"
Arzt: „Aber warum denn wohl nicht?"
Der Kranke: „Ich liege ja hier, weil ich ein Mädel angelacht habe, das einem anderen gehörte."
(Tit Bits.)

*

Sie: „Ich begreife nicht, daß du dir gar nicht schlüssig werden kannst, welche Automarke du kaufen willst! Das geht nun schon bald zwei Monate! Als du dich mit mir verlobtest, kanntest du mich kaum zwei Wochen!"
Er: „Erlaube mal! Ein Autokauf ist doch auch eine ernste Sache!"
(Houston Post.)

*

„Man sagte mir, Bankier Peach schaut nach einem Kassierer aus. Er hat doch erst kürzlich einen neuen eingestellt!?"
„Ganz recht! Nach dem schaut er aus!"
(The Argonaut.)

*

Lehrerin: „Wie nennt man die Kraft, die unser ganzes Innere zusammenhält und uns besser macht, als wir von Natur sind?"
Schülerin: „Korsett."
(Chicago Daily News.)

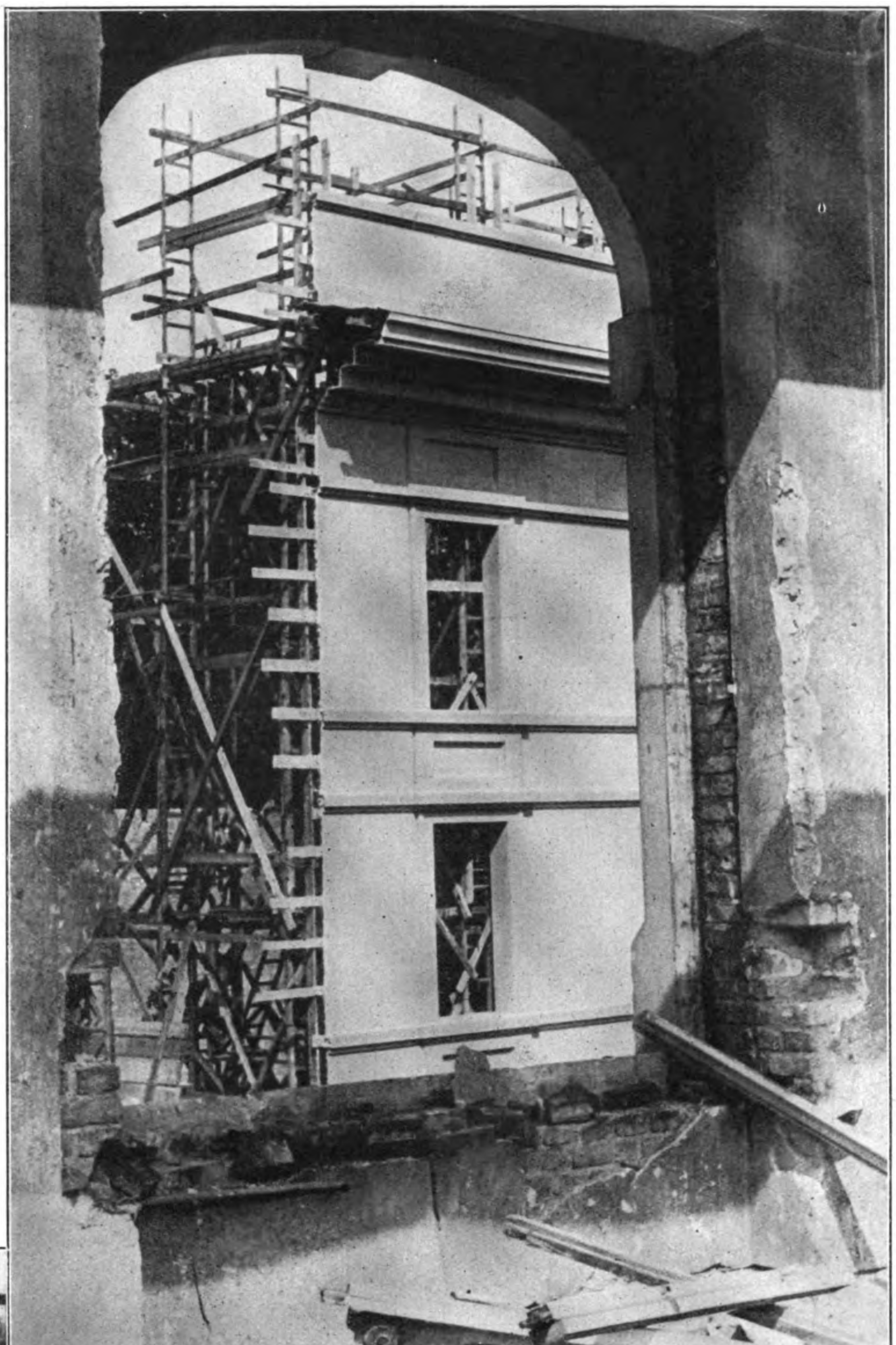
*

Der Kommandierende General beobachtete während des Manövers die Tätigkeit des Sanitätskorps. Er fragte den Führer: „Was haben Sie bei dem Mann, der da auf der Tragbahre liegt, für einen Fall angenommen?"
Führer: „Gehirnerschütterung und völlige Bewußtlosigkeit."
General: „Und was haben Sie mit ihm gemacht?"
Führer: „Ich habe ihm Kognak eingeflößt."
General: „Kognak? Warum denn das?"
Führer: „Er bat darum."
(Tit Bits.)

Zwischen Reißbrett und Wirklichkeit

Die neue Reichskanzlei in Berlin entsteht: Eine Modellfassade zeigt ihr künftiges Aussehen.

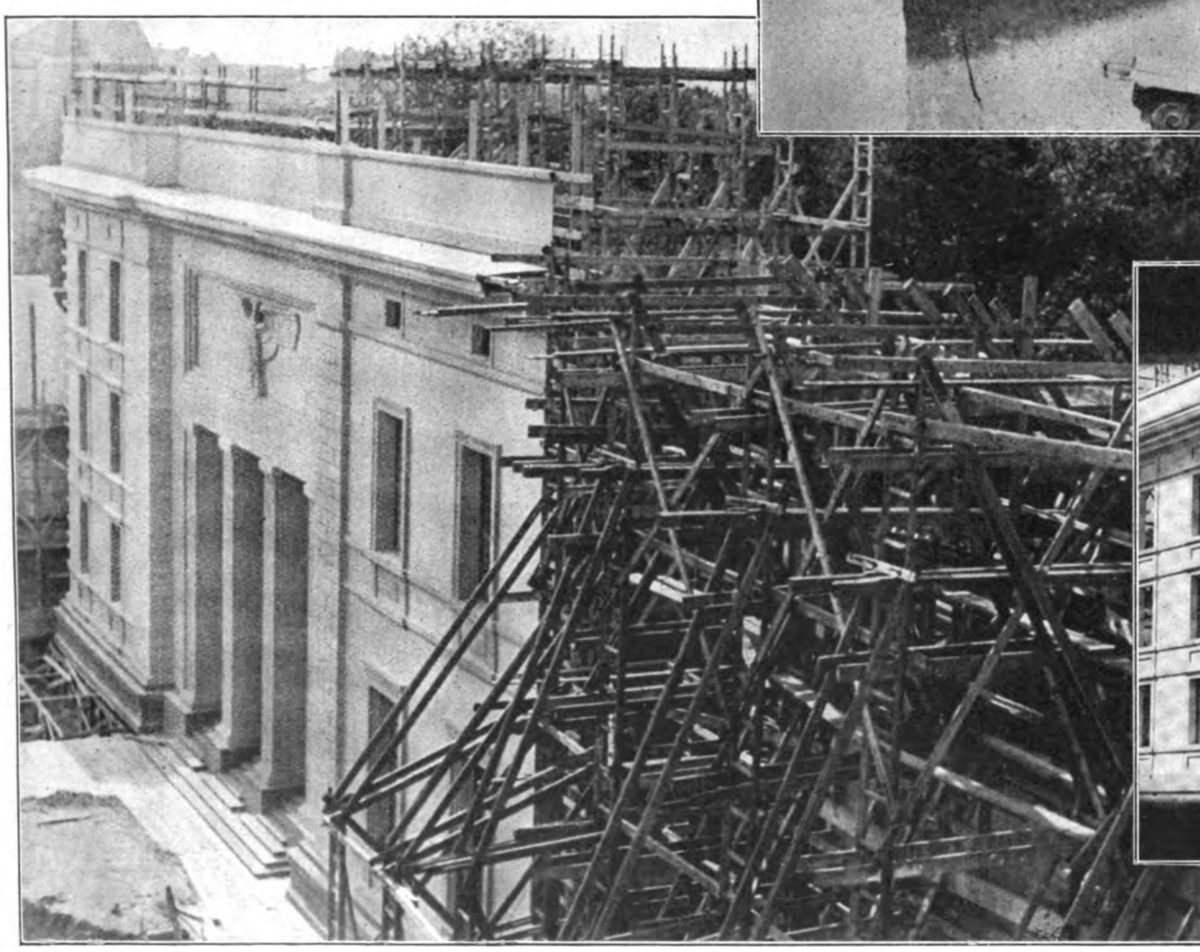
In Berlin entsteht nach den Plänen des Architekten Professor Albert Speer der Neubau der Reichskanzlei in der Voßstraße. Seit Monaten werken Arbeiter Tag für Tag — und dem Auge des vorübereilenden Großstädters bietet sich zu seinem Staunen ein eigenartiges Bild: Vor ihm entsteht ein Teil der Fassade der neuen Reichskanzlei. Aber erst bei genauerem Hinschaun erkennt er, daß er sich nur vor dem Modell einer Fassade befindet.



Blick durch ein Bogenfenster eines sich im Abbruch befindlichen Hauses auf die bereits erstandene Modellfassade der künftigen Reichskanzlei

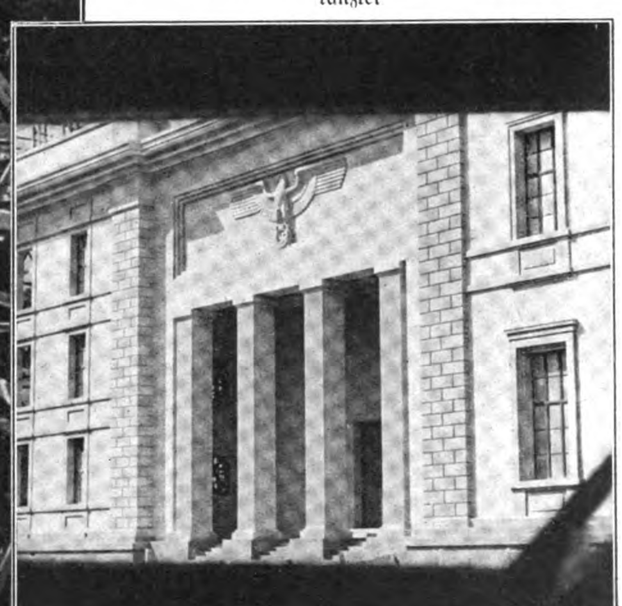


Verantwortungsbewußtsein und Achtung vor der Größe des Werkes haben im neuen Deutschland den Wunsch wach werden lassen, sich vor der Aufführung der gewaltigen Bauwerke von deren architektonischen Wirkung an einem naturgetreuen, in Größe 1:1 hergestellten Modell zu überzeugen



In idealer Weise gibt die fertiggestellte Modellfassade den Eindruck wieder, den nach Fertigstellung des wirklichen Baues die Architektur nach außen hin machen wird.

Aufnahmen: Senckpiehl



Wer durch ein Fenster eines Kraftwagens das Modell sieht, mag sich der Täuschung hingeben, ein fertiges Gebäude vor sich zu haben. **Der Weg vom Reißbrett bis zum wirklich vollendeten Bau ist weit. Mit der Erstellung eines so wirklichkeitsnahen Modells ist ein gewaltiger Schritt zur Vollendung des Werkes hin getan**





Die Minute vor dem Auftreten

Der schwere eiserne Vorhang wird langsam in die Höhe gezogen, gleich wird die Vorstellung beginnen.

Mit dem technischen Können allein ist es beim Theater heute nicht getan, die Artisten müssen auch eine gewisse Bühnenerfahrung besitzen, um den Beifall hervorzurufen, den sie sich wünschen. Deshalb sind die letzten Vorbereitungen kurz vor dem Auftreten so außergewöhnlich wichtig, und sei es nur ein Blick in den Spiegel, um festzustellen, daß man sich selbst gefällt.





„Schöne Beine müssen sorgfältig behandelt werden!" Das weiß auch Micaela Busch, die sich gerade kurz vor dem Auftreten mit einem nassen Schwamm die Beine abreibt, um eine Hautabschürfung zu verhindern.

Links:
Die Beine lockern, dann noch einen Blick in den Spiegel, und im nächsten Augenblick sieht man von diesem London-Ballett wirbelnde Pirouetten und atemberaubende Cancans.

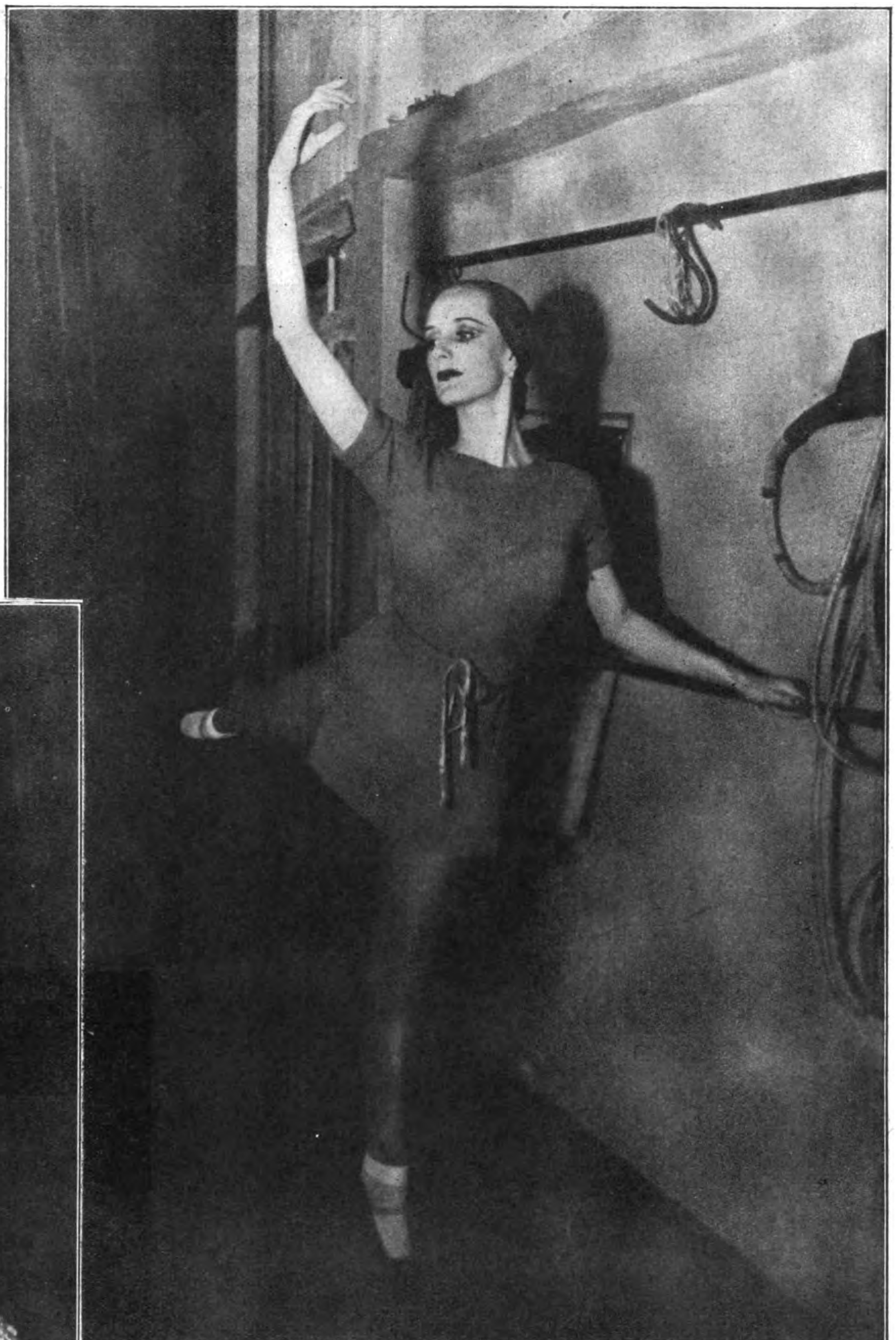
Rechts:
Auch wenn man Gloria Grant heißt und durch einen leuchtenden Sopran die Tosca-Arie mit heißem Leben erfüllt, muß man sich mit dem Vorhangbediener gut stellen.



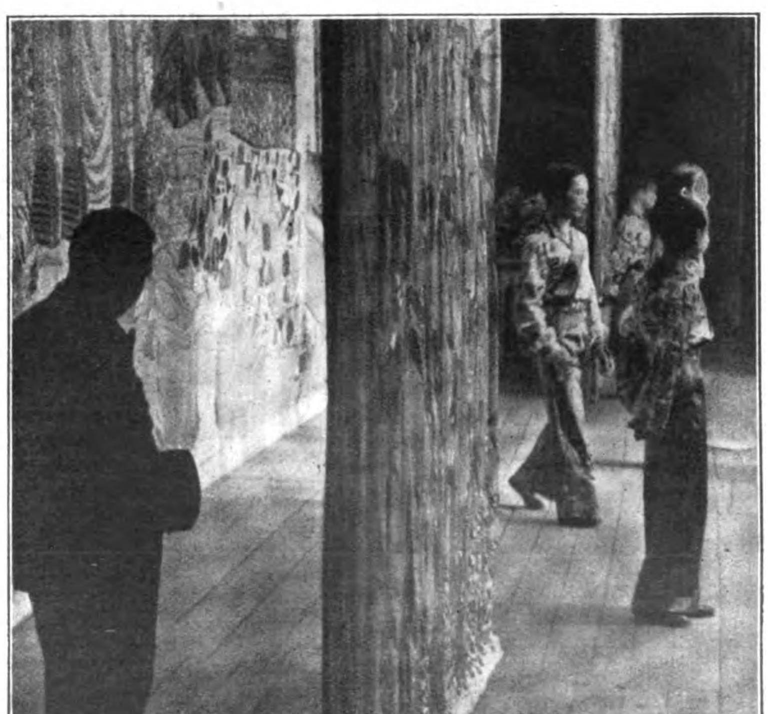
Der Zauberer und Illusionist Marvelli, der erst kürzlich die höchste internationale Fachauszeichnung, den Ring des magischen Zirkels 1937, zum ersten Male für Deutschland errang, ist offenbar sehr mißtrauisch; bei seinen letzten Vorbereitungen vor dem Auftreten wünscht er keinen Zuschauer.



Eine Sekunde später hebt sich der Vorhang, und die fünf Elatanachs stoßen sich von der Hilfsleiter ab und spielen auf Hochrädern Basketball.



Die Prima Ballerina des London-Balletts, Deirdre Fahy, probt kurz vor dem Auftreten noch einmal allein für sich.



Rechts: Wie ein Schatten steht der Vater der Chinesentruppe „South China" hinter der Kulissenwand und verfolgt die halsbrecherischen Kunststücke seiner Söhne, die vorn an der Rampe „arbeiten".

Aufnahmen: B. Fischer.

Pola Negri singt den „Tango Nocturno"



Pola Negri während einer Szene aus dem „Tango Nocturno" mit ihrem Partner Albrecht Schoenhals, der in diesem Film den Komponisten des Tangos spielt.



Die Filmschauspielerin Pola Negri, deren natürliches Spiel heute wie gestern die Zuschauer mit sich reißt.

Aufnahmen: B. Fischer



In dem neuen Terra-Film „Tango Nocturno" beweist Pola Negri wieder einmal ihr großes Können; mit kraftvoller Natürlichkeit zeigt die Künstlerin eine Ausdrucksfülle, die immer wieder überrascht.

Rechts: Die Hauptträgerin der Filmhandlung versteht es auch im „Tango Nocturno", aus jeder Episode das schauspielerisch Mögliche herauszuholen.

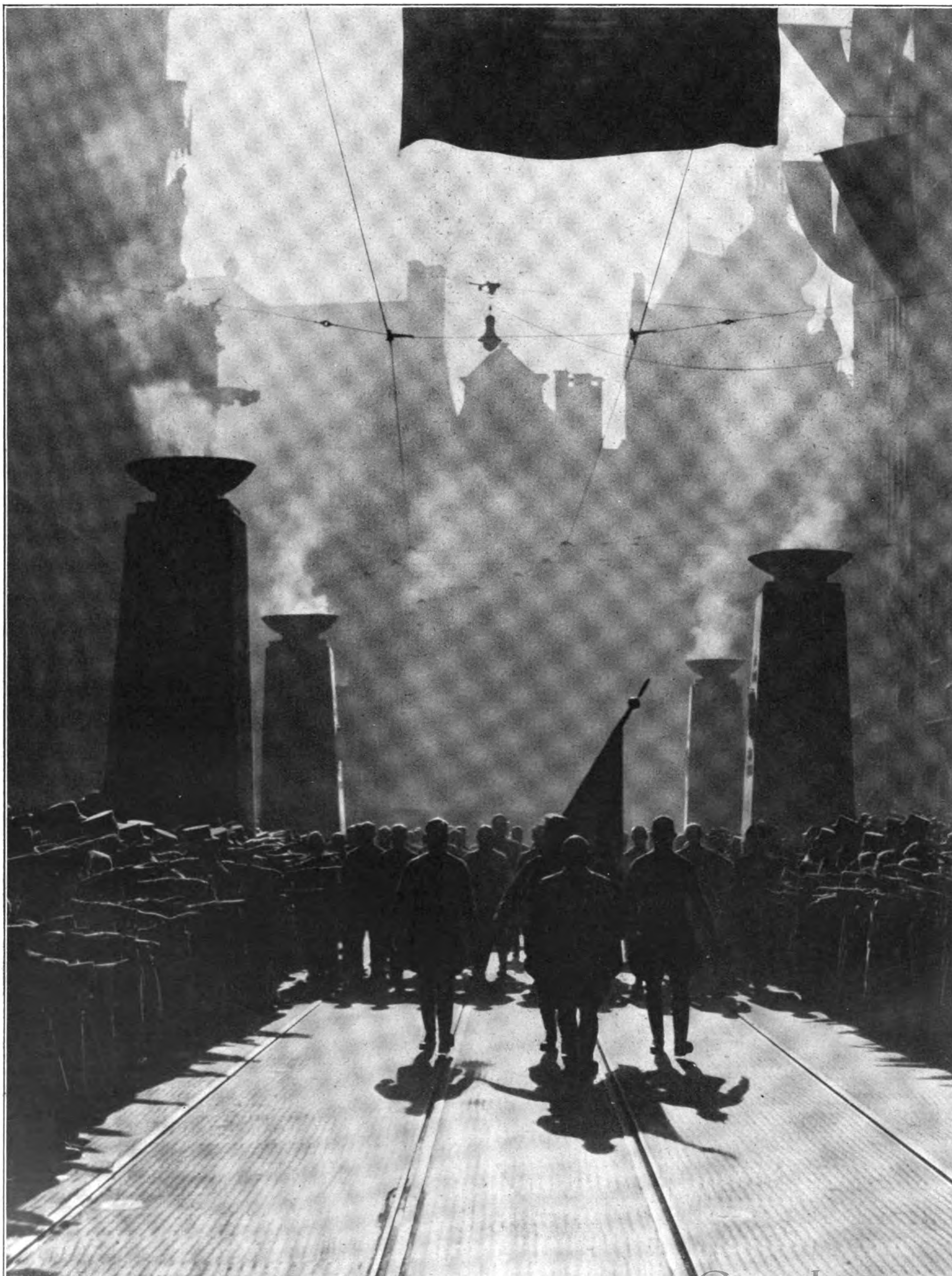
Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12–2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Bern III 7205; Warschau 194121; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 21998; Den Haag 211846; Paris 190066; Brüssel 350797. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße; Swiss Bank Corporation, West End Branch, 11c, Regent Street, Waterloo Place, London S. W. 1. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39-41, Fernruf 20755 u. 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn AG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Aufforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden.
[ABCDEF] D.A. III. Vj. 1937: über 685000 Std. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.

Preis: 20 Pfennig
Österreich 40 Groschen
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig

IB Illustrierter Beobachter

12. JAHRGANG / FOLGE 45 / DONNERSTAG, 11. NOVEMBER 1937

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22



Der historische Marsch durch die Hauptstadt der Bewegung

Eine eindrucksvolle Aufnahme der Spitze des Zuges vom 9. November 1936

Aufnahme: Heinrich Hoffmann

Der Bumerang von Bern

Durch den Berner Sensationsprozeß hatte das Weltjudentum erneut versucht, die berühmten „Protokolle der Weisen von Zion" von offizieller Stelle diffamieren zu lassen; der schon wiederholt gemachte Versuch ist auch diesmal mißlungen



Die Juden Bernheim (links) und Bloch, die in dem Berner Schauprozeß als Kläger den Plan hatten, das Weltjudentum von jenen Vorwürfen reinzuwaschen, die ihm in den Protokollen der Weisen von Zion gemacht werden.

Bild unten: Dr. Brunschvig, Anwalt der beiden Juden.



Schnell (links) und Fischer, die beiden Angeklagten, die vom Berner Obergericht freigesprochen wurden.



Aufnahmen: Associated Press.

Für die Niederlage, die das Weltjudentum seinerzeit in dem Prozeß von Kairo erlitten hat, wollte es sich auf dem Kontinent eine Revanche holen. Diesmal hatten die Juden versucht, ein neutrales Land für ihre politischen Zwecke zu mißbrauchen, denn der Schauprozeß in Bern stellte nicht etwa eine versuchte Ehrenrettung einzelner Juden dar, sondern den Versuch, den Nationalsozialismus von einem neutralen Lande aus zu treffen. Wie alle seit 1933 von den Juden inszenierten Prozesse, so endete auch dieser Vorstoß mit einer Niederlage des Weltjudentums.



Dr. Ursprung, der Verteidiger der Angeklagten.



Der Oberrabbiner von Bern im Gerichtssaal.

Das Haus des Deutschen Rechts unter Dach



„Hier steht ein zu Stein gewordener Programmpunkt der NSDAP.!"

Bild rechts: Der Präsident der Akademie für Deutsches Recht, Reichsminister Dr. Frank, während seiner Ansprache beim Richtfest des Hauses des Deutschen Rechts in München.



Links: An der Vollsitzung der Akademie für Deutsches Recht nahm auch der italienische Justizminister Solmi teil.

Unser Bild zeigt den italienischen Gast, wie er dem freiwillig ausscheidenden stellvertretenden Präsidenten der Akademie, Geheimrat Kisch, eine hohe italienische Auszeichnung überreicht.



Gegen die Illusionspolitik.

In der Vollsitzung der Akademie für Deutsches Recht in der Aula der Münchener Universität sprach Reichsaußenminister Frhr. v. Neurath über die Unhaltbarkeit der politischen Kollektivitätsidee.

Aufnahmen Weltbild (1). Huhle (1). Engel (2)

Eröffnung der italienischen Kunstausstellung in Berlin

Rechts: Generaloberst Göring bei seiner Eröffnungsansprache.

In Anwesenheit des italienischen Justizministers Solmi und des italienischen Botschafters in Berlin, Attolico, wurde in der Akademie der Künste durch Ministerpräsident Generaloberst Göring die italienische Kunstausstellung eröffnet. In der Mitte des Bildes von links: Reichsminister Rust, Minister Solmi, Reichsminister Dr. Frank.



Mandatsherrschaft mit Dynamit

Die verschärfte Unzufriedenheit und Unruhe in Palästina hat zu drastischen Maßnahmen der englischen Mandatsverwaltung gegen die arabische Bevölkerung geführt.



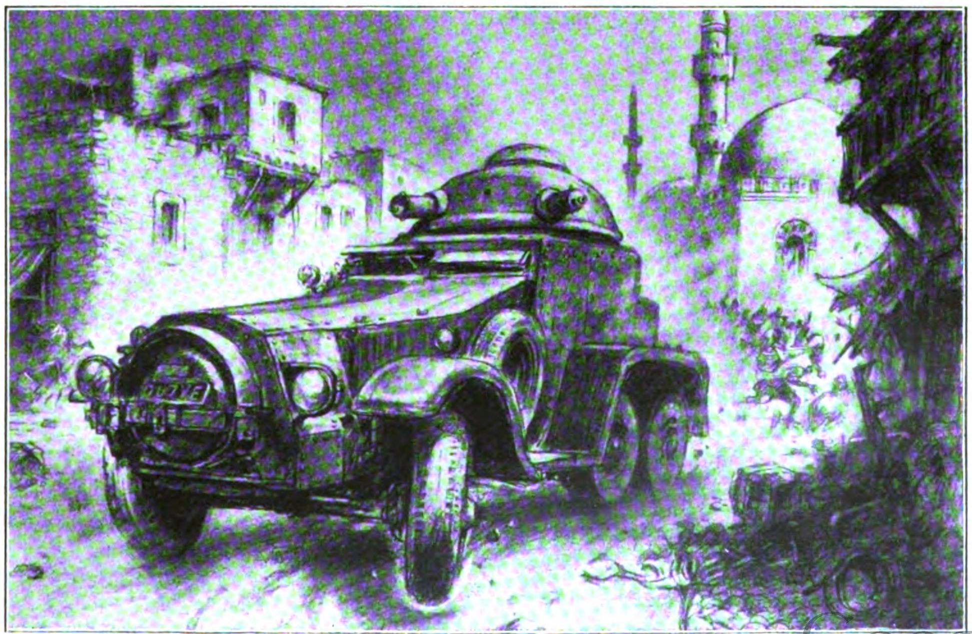
Für den „IB" gezeichnet von J. Lazarus

Links: Englische Polizei, mit Stahlhelm und Schutzschild gegen Steinwürfe ausgerüstet, versucht in den aufrührerischen Städten die Ordnung wieder herzustellen.



Englische Sprengkommandos legen als „Strafmaßnahmen" die Häuser der aufständischen Araber in Schutt und Asche. Ob sie hierzu das Mandat haben, ist von der italienischen Presse mit Recht bezweifelt worden.

Die Ursache des neuen Aufflackerns der Leidenschaften in Palästina ist der Palästinabericht selbst, in dem bekanntlich eine Teilung des Landes vorgeschlagen wurde, die von der gesamten arabischen Welt abgelehnt wird. Die Maßnahmen der Engländer zeigen, daß England jetzt mit der starken Faust versucht, die Ruhe in Palästina wieder herzustellen. Die außerordentlich weitgehende Aktion gegen die Araber, deren Folgen noch nicht abzusehen sind, wirft ein bezeichnendes Licht auf die Verhältnisse im Jordanland.



Rechts: Durch die Straßen der Städte donnern die Panzerwagen des englischen Militärs, das auf diese Art für „Ruhe und Ordnung" bemüht ist.



Von der Eröffnung der Internat. Jagd-Ausstellung Berlin 1937

Reichsjägermeister Generaloberst Göring eröffnet die vom Reichsjagdamt und dem Ausstellungs- und Messeamt der Stadt Berlin veranstaltete „Internationale Jagdausstellung Berlin 1937". Unser Bild zeigt den Reichsjägermeister bei seiner Eröffnungsrede. Ganz rechts im Bilde, sitzend: Reichsführer SS Himmler; links daneben: Reichsleiter Alfred Rosenberg, Reichsbauernführer Reichsleiter R. Walther Darré und Reichsminister Rust.



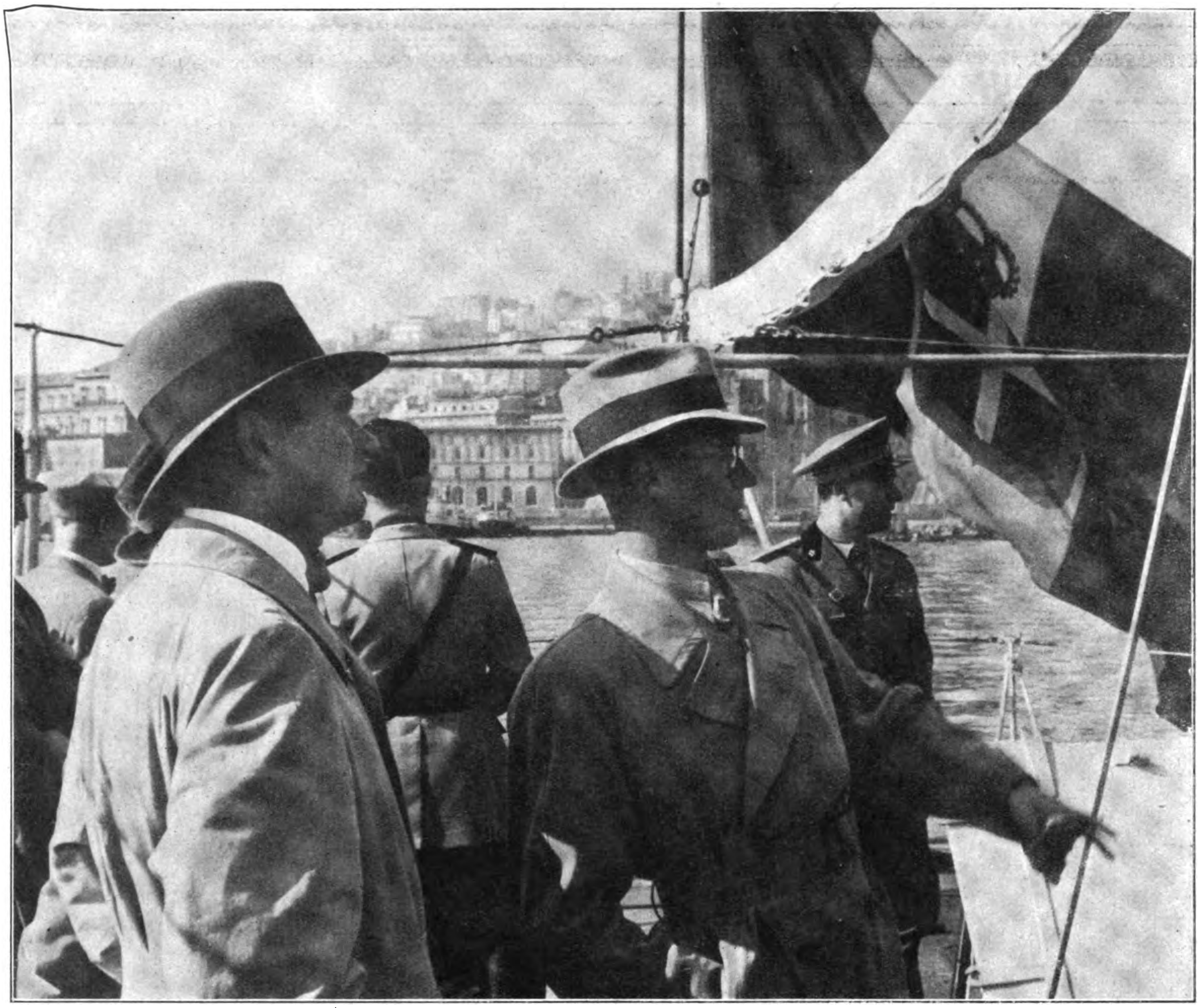
Empfang im Weißen Saal des Schlosses anläßlich der Eröffnung der „Internationalen Jagdausstellung Berlin 1937".
Ministerpräsident Generaloberst Göring begrüßt den General der Flieger, Milch. In der Mitte: der österreichische Gesandte, Ing. Tauschitz.

Aufnahmen: Weltbild, Hoffmann, Associated Press.



Im Zusammenhang mit der Frage des Beitritts Italiens zum deutsch-japanischen Antikominternabkommen reiste Botschafter von Ribbentrop als Sonderbeauftragter des Führers nach Rom. Unser Bild zeigt den Botschafter bei seiner Abreise von Berlin; links neben ihm: der deutsche Botschafter in Rom, von Hassell.

In Anwesenheit der Abordnungen von dreißig Nationen eröffnete Reichsjägermeister Ministerpräsident Göring die „Internationale Jagdausstellung Berlin 1937". Das große Interesse, dem diese Ausstellung bei allen Freunden der Jagd in der ganzen Welt begegnet, fand seinen Ausdruck in der starken Beteiligung aller jagdlich bedeutenden Länder und beweist die Notwendigkeit dieser zeitgemäßen einzigartigen Veranstaltung.



Rechts: Von Neapel aus begaben sich Rudolf Heß und seine Begleitung mit dem Zerstörer „Euro" nach Capri. Unsere Aufnahme zeigt Rudolf Heß an Bord des Zerstörers bei der Abfahrt von Neapel; rechts neben dem Stellvertreter des Führers: Gauleiter Terboven.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann

Rudolf Heß als Gast Italiens:

Der Reichsminister in Neapel und auf Capri



Der Stellvertreter des Führers bei einem Schnappschuß vom Bord des „Euro" aus; auf dem unteren Bild besichtigt er ein Geschütz des Zerstörers



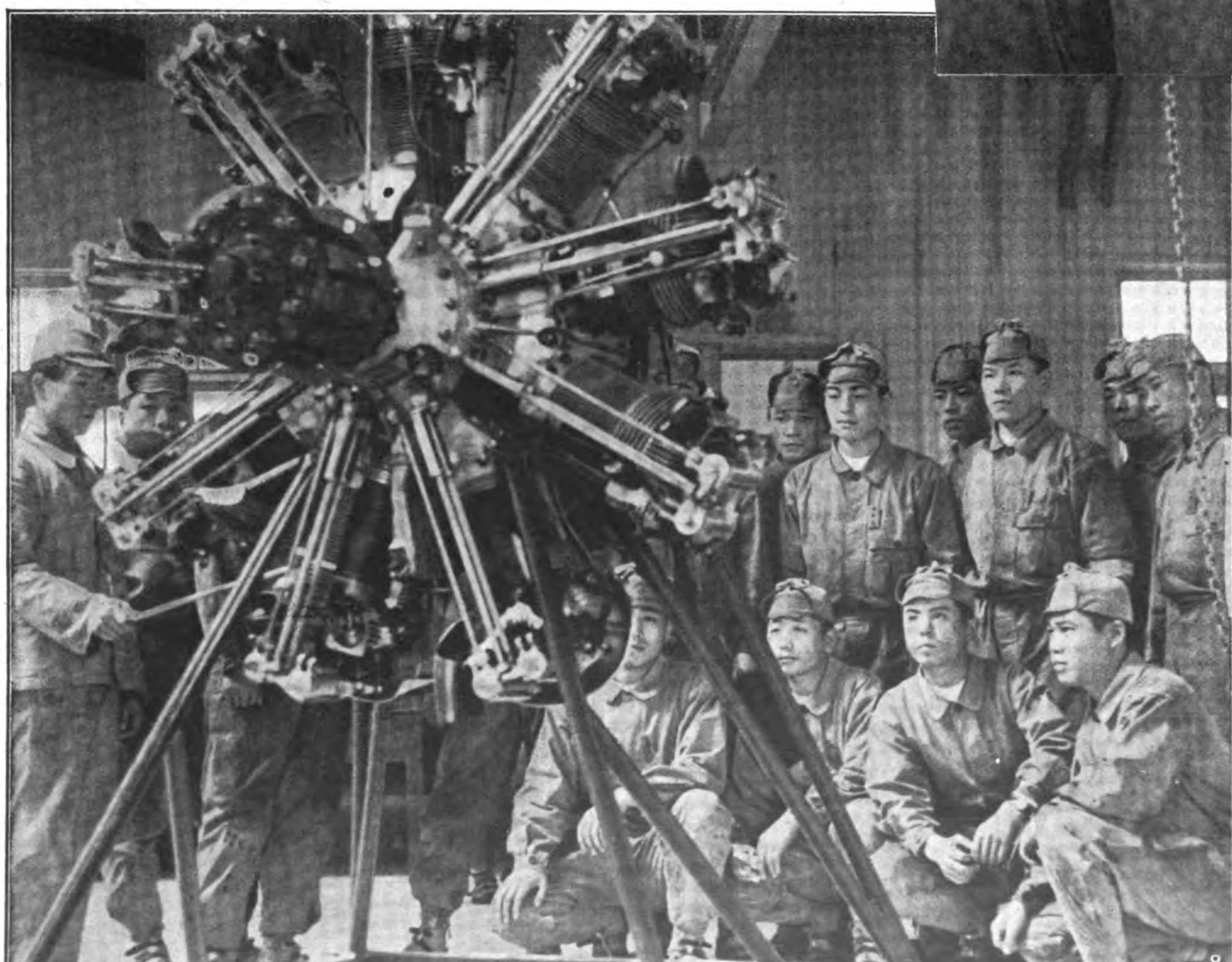
Die deutschen Gäste im Sonnenschein der Insel Capri. Rudolf Heß lauscht den Vorträgen neapolitanischer Volkslieder.



Nippon bei der Ausbildung seiner Jungflieger



Ein junger Flieger der Kumagaya Fliegermilitärschule in voller Ausrüstung



Die Jungflieger erhalten sorgfältigen Unterricht in Schlosser- und Mechanikerarbeiten, die mit der Theorie und Praxis des Flugwesens zusammenhängen. Unsere Aufnahme zeigt den Unterricht am Motor



Erteilung von Verhaltungsmaßregeln für den Gebrauch eines Fallschirmes.



Ein wichtiger Tag für den Jungflieger: Der junge Flieger meldet sich bei seinem Fluglehrer, den er auf dem Flug zu begleiten hat.

Aufnahmen: Weltbild.



Nach dem strammen Tagesdienst: Abrücken in die Kaserne.

Die Flugwaffe spielt auch in den japanisch-chinesischen Kämpfen eine hervorragende Rolle, und es ist ganz natürlich, daß insbesondere Japan auf die Schlagfertigkeit seiner Fliegertruppe größten Wert legt. Zu den bedeutendsten Erziehungsstätten, die sich mit der Ausbildung der japanischen Jugend für den Fliegerdienst beschäftigen, gehört die Kumagaya-Fliegerschule. Unser Bildbericht ist in dieser Schule hergestellt worden.



Oben: Jungflieger während des Essens in der Kaserne.



Rechts: Auch das ist wichtig für eine gründliche Ausbildung: Theoretischer Unterricht.



CINE

Die Filmstad

BILDBERICHT V

Dieses Wort des Duce: „Der Film ist die stärk Waffe!" ist das Motto gewesen, unter dem Italien nach dem Willen seines Führers in einem Jahre eine „Cinecittà", eine Filmstadt, schuf, die der Filmweltmetropole Hollywood eine ernsthafte, aber faire Rivalin werden soll. Mit der ganzen Großzügigkeit al Planungen des Duce ist hier ein gewaltiger Baukomp entstanden, der jetzt neben zahlreichen Verwaltungs- u Nebengebäuden 9 große Filmateliers auf einer Gesa fläche von etwa 600 000 qm umfaßt und rund 1000 tech nische Arbeiter und Angestellte, ungerechnet der Schau spieler und Komparsen, ständig beschäftigt.

Die Idee, die diese Filmstadt Quadraro 14 Kilomete vor Rom an der alten Römerstraße entstehen ließ, wa die: nicht nur dem von Mussolini und seinen Mitarbeitern wiedergeschaffenen italienischen Film eine großzügige Arbeitsstätte zu geben, sondern hier zugleich allen Na tionen, die mit Italien auf filmkünstlerischem Gebiet zu sammenarbeiten wollen, ein neues Filmzentrum zu schaf fen, das vor allem auch der Arbeitsplatz praktischer deutsch-italienischer Zusammenarbeit auf filmischem Ge biet sein wird.

Internationalität der Filmstadt.
Eine blonde Ungarin, eine brünette Französin und eine schwarze Italienerin, die alle drei in der Cinecittà arbeiten, aber jede bei einem anderen Film.

Aufnahmen: Dr. Stenzel-Sohler.



Exzellenz Freddi,
Generaldirektor der Abteilung Film im italienischen Ministerium für Volkskultur, an seinem Arbeitstisch im Ministerium.

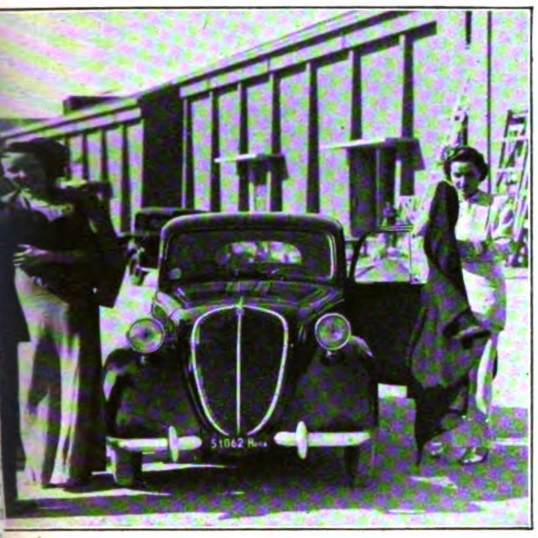


Der Präsident der Cinecittà,
Abgeordneter Roncoroni (rechts)
unterhält sich vor einem Ateliergebäude mit Vittorio de Sica (links), einem der populärsten italienischen Filmschauspieler.



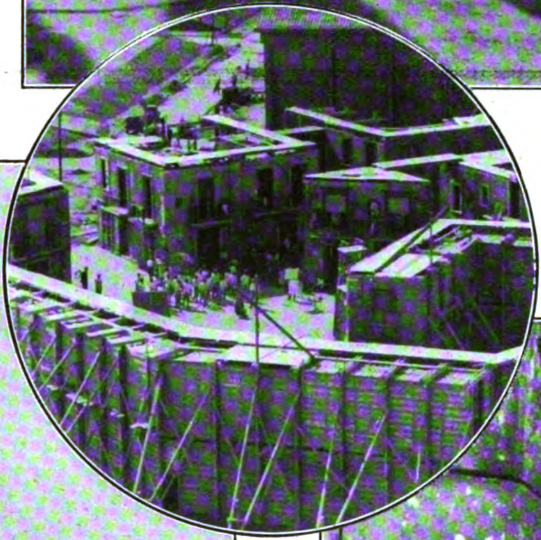
CITTÀ
es Imperiums

TENZEL-SOHLER.



Die Solodarsteller werden mit Autos zwischen ihren Garderoben und den Ateliers — oft ein langer Weg — hin- und hergefahren.



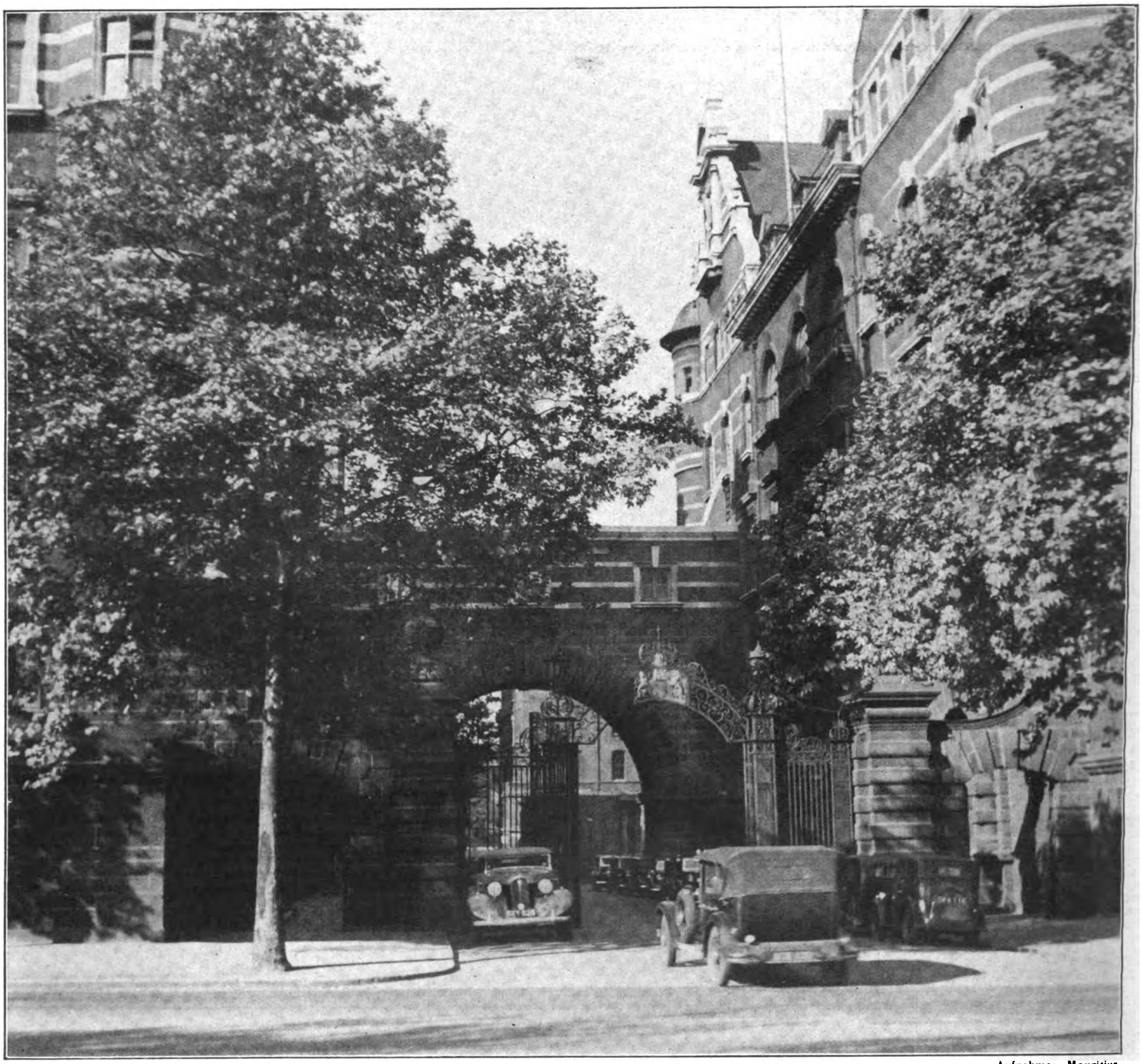


Ein Film wird gedreht:
Aufruhr in Neapel zur Großväterzeit.
Das Bild im Kreis zeigt, wo die Szene gedreht wird; auf dem unteren Bild wird schnell noch ein Fahrrad beiseite geschafft, bevor das Filmen losgehen kann, denn ein Stahlroß würde in eine Filmdekoration vor hundert Jahren schlecht hineinpassen.





Links: Gesamtansicht der bisher fertiggestellten Bauten der Filmstadt.



Aufnahme: Mauritius.

New Scotland Yard, Englands berühmte Polizei-Zentrale.

Hinter den Mauern dieses an der Themse in London gelegenen Gebäudes laufen alle Fäden zusammen, die sich mit der Kriminalität im britischen Inselreich und seinen Herrschaftsgebieten befassen. Berühmte Kriminalisten haben an dieser Stätte gewirkt, und keiner der bekannten angelsächsischen Kriminalromanverfasser hat bei der Formgebung seines Stoffes ohne Scotland Yard auskommen können; auch nicht Conan Doyle, der die Kriminalromanliteratur um einen Sherlock Holmes bereicherte.

In dem neuen, in Folge 46 des „Jllustrierten Beobachters" beginnenden Kriminalroman von Edmund Finke:

Das Geheimnis des „Schreitenden Apollon"

spielen auch die Männer von Scotland Yard bei der Unschädlichmachung einer mit Geist und Verschlagenheit arbeitenden Verbrecherbande eine hervorragende Rolle. Der Verfasser unseres Romans geht neue Wege; Edmund Finke hat sich die Aufgabe gestellt – und glänzend gelöst! –, den Kriminalroman auf ein höheres Niveau zu bringen. Er vermeidet es streng, zugunsten der Spannung mit Unwahrscheinlichkeiten zu spielen und stellt die Romangestalten mit sicherem Instinkt an den richtigen Platz. Die plastische Kraft der Darstellung, unterstützt von der feinen Kunst einer sorgfältig abgetönten Sprache, weist diesem Roman einen Platz neben den besten Werken von Kriminalroman-Schriftstellern aller Zeiten zu: Strenge Logik und wirklichkeitsnahe Schilderung lassen hier eine atemraubende Spannung aufkommen, die den Leser packt und bis zur letzten Zeile gefangen hält.

Die fesselnde Romanhandlung umfaßt zwölf Kapitel:

1. Am Samstag, den 30. Mai 1931, verschwindet Joan Laroche. 2. Mr. Monkwell verschwindet ebenfalls unter merkwürdigen Umständen. 3. Auch Mr. Trickle ist plötzlich unauffindbar. 4 Das Landhaus in Skegness. 5. Paul Yelverston sucht Joans Spuren. 6. Mord. 7. New Scotland Yard greift ein. 8. Mr. Patchull verschwindet. 9. Die „Globe" fliegt auf, und Joan erzählt. 10. Deduktionen und ein Sarkophag. 11. Ein Lift stürzt in die Tiefe. 12. Die Lösung.

Heiss ist die Hölle von Manila

ROMAN VON HEINZ GECK

(7. Fortsetzung)

Sechs Mann saßen in dem Kanu. Jean Leroys Geschichte war auf fruchtbaren Boden gefallen. Die sechs Chinesen, die Wong als Aufseher für die Negritos geschickt hatte, wollten durchaus nicht mit einem Dämon zusammen auf einer kleinen Insel sein.

Sie hatten das Lagerhaus still, aber gründlich geplündert und dann das große Kanu bemannt. Fünfzig Meter hinter der Brandung schwamm es. Ausleger tief im Wasser.

„Ein Gewehr!" knirschte Christobal und schoß sein Magazin leer. Es war ein unsicheres Zielen im Mondschein, aber als das Boot außer Schußweite war, saßen nur noch drei Mann darin

Er knallte die Pistole seines Vetters hinterher und warf sie dann fluchend ins Wasser.

Seine Augen glühten dunkel. Wirr.

Jetzt war er wirklich anzusehen wie ein Dämon. Häßlich, unförmig und voll brutaler Kraft.

Noch einmal schlug seine Stimmung um.

Als er Ursula aus dem Gestank des Kopraschuppens gezerrt hatte, machte es ihm auf einmal Vergnügen, sie als Dame zu behandeln. So wie er es verstand.

Im Bungalow zwang er sie zu trinken, stieß mit ihr an und nannte sie Sweetheart Hahaha!

Bleich starrte sie ihn an, suchte Jean Leroys Augen in einem stummen Hilferuf, aber Jean hielt den Kopf gesenkt und sah auf den Boden. In der gescheuerten Nagaplanka war ein schmaler, winziger, dunkler Strich.

Da hatte der Campilan gesteckt.

Mit dem Campilan fing es an.

Irgend etwas zog sich drohend, unentrinnbar über Longa-Long zusammen

Die „Jü", sicherster Faktor der Macaorechnung, war unterwegs nach Manila. Wenige Tage nur, und Wong würde wissen, daß er betrogen werden sollte.

Und die Chinesen, die das Gegengewicht in der Auseinandersetzung mit Christobal bilden sollten, flohen jetzt, so schnell ihre Hände die schweren Moropaddel bewegen konnten.

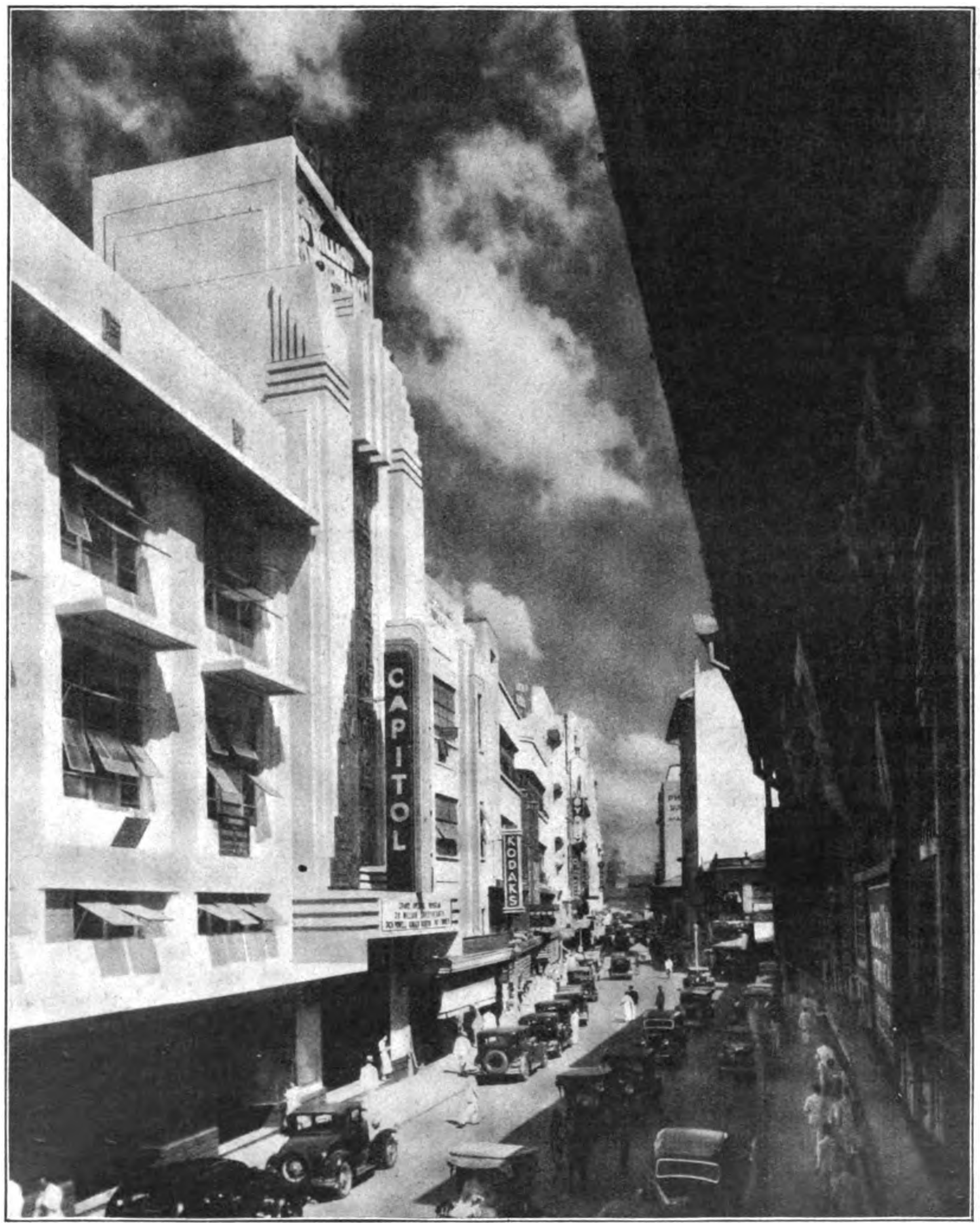
Ein Tag nur, ein einziger, armer Tag, und alles wäre gewonnen gewesen, aber seit dem geheimnisvollen Auftauchen des Moros war alles danebengegangen.

Natürlich nur, daß der dicke Li versagt hatte, und das war jetzt der einzige Bundesgenosse gegen Chris und Wong, gegen die Polizei in Manila und Java-Charly . .

Java war der Polizei entkommen Jeden Tag konnte ein Schiff auftauchen, das ihn mitbrachte. Jeden Tag.

Fast wünschte Jean Leroy jetzt, daß Java da sei. Er sah das hämische, verzerrte Lachen seines Vetters, und ein eisiges Gefühl lief ihm über den nassen Rücken. Chris sang jetzt. Wenn er nicht soviel getrunken hatte wie heute, hatte er einen vollen, tiefen Baß. Leroy sah aus den Augenwinkeln auf Jim Brents Witwe. Und wieder faßte ihn der Neid auf diese Rasse mit ihren Kraftreserven, die ihm unverständlich blieben

Wie gut sie sich hielt! Zwar sah sie nicht mehr ganz wie ein junges Mädchen aus, ihr Gesicht war älter geworden in den Tagen auf Longa-Long, und die Augen hatten dunkle Ränder, aber obwohl sie innerlich zitterte und obwohl ihre Augen unruhig flatterten, sie brach nicht so vollständig zusammen wie ihr Beschützer.



Escolta, die Hauptgeschäftsstraße von Manila
Die Hauptstadt der Philippinen vereinigt altspanisches Gepräge mit modernstem amerikanischem Baustil
Aufnahme: Privataufnahme.

Was wußte Jean Leroy von dem einen, einzigen Gedanken, der Ursula vor einem Nervenzusammenbruch bewahrte! Es war der einzige Gedanke, der überhaupt noch hinter ihrer müden Stirn Platz hatte und an den sie sich klammerte mit der letzten Kraft.

Java-Charly würde wiederkommen! Er mußte!

Was dann geschah, wußte sie nicht, es kümmerte sie auch nicht Sie war so hilflos und hoffnungslos gewesen auf Longa-Long, seit sie die Papiere in Jims Schreibtisch gefunden hate, daß sie sich jetzt ganz natürlich an die einzige Hoffnung klammerte, die ihr blieb: Java.

Und hinter Java-Charlys Gesicht tauchte in ihrer Erinnerung unwillkürlich ein anderer Kopf auf, ein wildes Seeräubergesicht mit blitzenden Augen in einem Netz von hundert kleinen Lachfalten

Wo mochte er sein, der große Seemann? Sie sah ihn immer noch, wie er mit schwingenden Schritten, breitschultrig und sehr sicher den Poloklub verließ. Merkwürdig, wie er sie an Jim erinnert hatte, mit den gleichen, ehrlichen Jungensaugen und den weiten, großzügigen Bewegungen . .

Eine große schwarze Schwabe krabbelte über den Fußboden und versuchte an einem der Petroleumnäpfchen hochzuklettern, in denen der Ameisen wegen alle Möbelstücke stehen.

Kleine Eidechsen mit durchsichtigen Opalleibern und schwarzen, schimmernden Au-

gen jagten sich mit seinem Schnalzen über die Wände

Der Mond segelte tief im Westen durch die Palmenkronen von Longa-Long Die Luft war warm wärmer als sonst in den Nächten Schwül

Jims Palmenparadies?

Sie sah das verfallene Gesicht des Rechtsanwaltes, der mit nervösen, kraftlosen Fingern über die Bügelfalte seines Beachsuits fuhr Immer wieder. Auf und ab. Sinnlos

Christobal sprach, ohne aufzuhören, unterbrach sich nur, wenn er mit einer schnellen Bewegung das Glas an die roten, wulstigen Lippen führte und es dann mit einem kurzen Aufschlag wieder auf den Rohrtisch knallte

Sie hörte es wie ein fernes, unwirkliches Brausen Noch klangen die Schüsse in ihr Ohr, und die hellen Schreie der unglücklichen Kulis, die seine Pistole auf der Flucht erreichte.

Sein Hemd hing naß und verschwitzt um den breiten Nacken und den Hals, in dem die Muskeln beim Sprechen tanzten wie Tiere in einem Sack.

Um seine Hüfte lief ein breiter Ledergürtel mit angeschnalltem Pistolenfutteral. Drei Schritte nur von ihr entfernt. Drei Schritte. Ihre Finger zuckten leise auf ihren Knien. Früher hatte sie immer Angst vor Feuerwaffen gehabt, es waren heimtückische, gefährliche Mordmaschinen, aber jetzt hätte sie viel darum gegeben, das flache Stück Stahl in der Hand zu halten

Sie hörte plötzlich draußen den Nachtwind in den Rippen der Blätter singen und fühlte, daß sich irgend etwas verändert hatte. Was nur? Richtig, die Stimme war nicht mehr zu hören. Die poltrige, höhnische, vom Trinken verschwommene Stimme Christobal Lerons

Erschreckt warf sie den Kopf hoch und sah ihn vor sich stehen, ein zufriedenes, faunisches Grinsen in den abstoßenden Zügen. Sie biß die Zähne zusammen, konnte aber nicht verhindern, daß ihre Unterlippe zitterte.

Kam jetzt die Krise?

Der letzte Akt?

Christobal Leron hatte beide Daumen in den breiten schweißdunklen Gürtel gehängt, jetzt zog er den rechten heraus und seine breite, braune Hand schoß vor wie ein Schlangenkopf. In den rötlichen Haaren, die den Handrücken bedeckten, sah Ursula Brent winzige Schweißtröpfchen hängen. Sie wunderte sich, daß sie solche Einzelheiten sah, aber ihre Augen konnten nicht von dieser Hand wegkommen, die nach ihr griff Die klobigen Finger krümmten sich schon nach innen, als warteten sie, voll eigener Gier, nur darauf, sich in ihren Arm zu krallen

Jemand stöhnte und atmete pfeifend Jean?

Sie wagte nicht aufzusehen; wenn sie noch einmal in das Gesicht dieses betrunkenen Tieres sah würde sie ohnmächtig werden

Sie durfte nicht ohnmächtig werden Sie mußte fliehen. Rennen, gehetzt von dieser lauernden, brutalen Kralle. In den Wald. Oder ins Wasser Alles war besser als den Griff dieser Finger zu fühlen

Aber ihre Knie versagten

Chris' Stimme lachte glucksend. Langsam kam er einen halben Schritt näher. Ganz langsam. Er schien die widerliche Situation auszukosten mit einem perversen Machtgefühl

Wieder der pfeifende Atem

Vor ihren Augen wurde die Hand ausgewischt durch etwas Seidiggraues Jean Lerons Anzug

In diesem Augenblick war Jean Leron größer, als er es je in seinem Leben gewesen war

Fast unfähig, seine Glieder zu bewegen vor nackter, gelber Furcht, stand er doch auf und schob sich mit wankenden Knien zwischen seinen Vetter und Ursula Seine Zähne schlugen aufeinander, und sein Herz schien stillzustehen zwischen rasenden Schlägen

Aber er stand. Schweiß lief ihm über das krankhaft bleiche Gesicht, eklig und kalt er wollte fliehen, lieber sich erschießen als den wutverzerrten, grausamen Lippen gegenüberzustehen die sich kräuselten um gelbe Raubtierzähne. Mord stand in Christobals flackernden Augen, aber Jean Leron stand.

Und seine Augen zuckten nicht Zum erstenmal in seinem Leben leuchtete daraus die merkwürdige seltsame Kraft, die er sooft bei anderen gehaßt und beneidet hatte. Jetzt, in seiner Verzweiflung, jetzt, nachdem er verspielt hatte, schlugen die paar Tropfen sauberen Blutes in ihm durch

Zitternd stand er vor dem übergroßen Berg aus Muskeln und Mordlust

„Zurück, Christobal!" klang seine Stimme in sein Ohr Fremd und heiser. Aber entschlossen und hart

Lachend schob Christobal den Vetter beiseite, griff über ihn hinweg nach der hellen Schulter der Frau, die aus ihrem Sessel aufgesprungen war und vor ihm stand als begehrenswerteste Beute seiner trunkenen Despotenstimmung, verachtend und furchtsam, herb und zart Aufreizend das erhitzte Blut bis zum Wahnsinn.

Sein Arm schoß vor, dann fluchte er wild

Jean Leron hatte mit beiden Händen den Arm umklammert und sich darin verbissen. Brüllend vor Wut schüttelte er ihn ab, trat und schlug blindlings nach der schmalen Gestalt, wie ein Terrier nach einer frechen Ratte schnappt Aber Jean Leron war nicht abzuschütteln, sinnlos und pathetisch in seiner Hilflosigkeit sprang er immer wieder gegen den Riesen an, schlug mit schlanken, gepflegten Händen gegen die tanzenden Muskeln, die hart waren wie Stein Seine Hände bluteten von seinen eigenen Schlägen, ein Auge war von einer wischenden Handbewegung Lerons geschlossen, aber er kämpfte biß und schlug und zerrte mit fliegenden Lungen

Die Entscheidung war da und das Ende

Jean Leron war sein Leben lang ein Feigling gewesen, aber er starb als Held um eines anderen Menschen willen und mehr kann niemand leisten auf dieser Erde.

Erst mit Lachen, dann in halbem Zorn und schließlich in heller Wut hatte Christobal sich der rasenden Angriffe zu erwehren versucht Aber die Fäuste, die wie Schmiedehämmer auf seinen Vetter niederfuhren, schienen den wieselflinken kleinen Schatten nicht treffen zu können Ein Hieb hätte den Rechtsanwalt zusammengeschlagen, aber kein Schlag traf Wut und Alkohol machten Christobal unsicher

Geifernd vor Wut sprang er schließlich einen Schritt zurück und riß die schwere Pistole aus der Tasche

Klick

Er hatte den neuen Rahmen noch nicht eingeschoben

Wieder stürzte Jean auf ihn zu, aber diesmal bekam Christobals Linke ihn zu fassen. Die Rechte hob die Pistole und schlug zu, und diesmal fehlte er nicht

Es gab ein häßliches Geräusch, und als die packende Hand ihr Opfer losließ, sank der Rechtsanwalt wie eine knochenlose Masse zu Boden Blut rann aus den schwarzen Haaren, die immer noch glatt und glänzend über der schöngeformten Stirn lagen Helles, rotes Blut

Der Schlag und das Blut weckten Ursula Brent aus der Erstarrung, mit der sie dem Kampf zugesehen hatte unfähig, zu fliehen, unfähig, sich zu bewegen

Ihr schmaler Körper schüttelte sich dann raffte sie sich zusammen und flog in langen Sprüngen, die kaum den Boden zu berühren schienen, nach draußen. Jagte davon, immer geradeaus Einerlei, wohin Nur fort

Christobal sah ihr stumpf nach dann schüttelte er den Kopf Jetzt verstand er erst wieder, warum er seinen Vetter erschlagen hatte

Die Frau

Er fuhr sich mit der Zunge über eine aufgekratzte Lippe, lud mechanisch die Pistole und setzte sich in einen schwerfälligen, ausholenden Trab

Seine Beute war ihm sicher Jetzt war er der Herr in Longa-Long, der Herr über alle toten und lebenden Sachen, über die angeketteten Nigger und die zitternde Frau

Er zog aus der Tasche eine zerdrückte Zigarre, biß das zerbrochene Ende ab und steckte sie an Dann ging er auf die Suche nach Ursula Langsam Ohne Eile Er war ganz sicher

Als die ersten Sonnenstrahlen über die Baumwipfel von Longa spielten, entdeckte er sie auf dem Weg zur Bucht. Halb zusammengesunken hockte sie auf einer Baumwurzel, das weiße Kleid zerrissen und schmutzig und ihr Gesicht in den Händen vergraben

Mit schwingenden Hüften ging er auf sie zu

16

„Wir kriegen hohen Besuch Professor Wollen Sie mal sehen?"

Avery Trent Kapitän des kleinen Vermessungsschiffes „Moro Maid", hielt dem jungen Gelehrten sein Glas hin Rudd Taylor trat an die Reling

„Wo?"

„Schwer zu sehen Professor Die Sonne steht noch so niedrig daß man vor lauter Glitzern Augenschmerzen bekommt Sehen Sie mal kurz nach links von dem komischen Bau da, ja so Sehen Sie? Da schwimmt ein Nigger auf uns zu"

Taylor drehte an den Stellschrauben

„Mann das wäre großartig, wenn wir mit einem dieser Eingeborenen in Verbindung kommen könnten Wenn wir sie suchen, verschwinden sie wie die Ratten in ihren Löchern Und wir könnten frische Lebensmittel brauchen"

Er setzte das Glas ab

„Wollen Sie nicht das Dhingy schicken, Cap?"

„Okay."

Trent pfiff. Einige Matrosen fierten das Boot aus Taylor schloß sich an, hielt mit dem Glas den in den Wellen tanzenden Kopf fest und korrigierte immer wieder den Kurs Der Schwimmer wurde durch eine Strömung abgetrieben

Plötzlich pfiff er durch die Zähne.

Sah genau hin.

„Schnell, Boys, das ist kein Nigger Da schwimmt ein Weißer. Ich will zeitlebens..."

Kräftige Arme zogen den fast erschöpften Schwimmer ins Dhingy. Schmunzelnd brachte einer der Matrosen eine schmale Flasche aus der Hosentasche Kniff ein Auge zu. Alkohol war nicht erlaubt auf der „Moro Maid".

Der halbnackte Mann schlug die Augen auf, trank noch einmal kräftig und stöhnte behaglich

„Thanks."

Rudd Taylor stellte sich vor. „Mann", sagte er dann, „wie in aller Teufel Namen kommen Sie.."

Charly Alten winkte ab. „Später. Wir brauchen sofort Chinin und Verbandszeug. Lady mit Fieber."

Unaufgefordert warfen sich die Matrosen in die Riemen, und eine halbe Stunde später war Dolores sicher an Bord der „Moro Maid", umsorgt von der ganzen Besatzung. Die Wunde sah nicht besonders schön aus, etwas bläulich an den Rändern und geschwollen. Rudd Taylor verband sie sorgfältig. „Sicher kein Grund zur Besorgnis, Señorita"

Sie lächelte müde

Napoleon war bereits in der Pantry untergetaucht, bestaunt von dem kleinen Morokoch Für ihn war die Welt wieder einmal in Ordnung. Oder nicht? Auf dem nackten Knie hielt er eine Zweikilodose Fleisch und in der Hand einen gebackenen Fisch Kaffee dampfte belebend

Auch vor Java stand eine Tasse. Java saß in der kleinen Funkkabine und haute unaufhörlich das Rufzeichen der „Peggie Muir" in den Äther. Trank durstig und rauchte in tiefen Zügen

„Haben Sie was von Muir gesehen?"

Der Funker schüttelte den Kopf

„Nichts. Wer soll sich in dieser verbotenen Gegend schon herumdrücken, außer uns Keine Pflanzungen, keine Siedlung Nichts wie stinkende, brodelnde Hölle, dieser blödsinnige Urwald. Und Sie sind da durch ..?"

Java winkte ab

Die „Peggie Muir". Kapitän Sandy Muir, meldete sich

Charly funkte fieberhaft

Position?

Einzelheiten

„Mach Dampf auf, Sandy Ich brauche dich"

Der Klopfer tickte.

Gegen Abend konnte Sandy die „Moro Maid" erreichen Mit der richtigen Brise waren sie dann gegen Morgen in Longa-Long Sandy Napoleon und er selber.

Das klang schon besser

Er klopfte dem Funker auf die Schulter, daß der zusammenknickte, und rannte zur Kapitanskajüte in der Dolores lag Ihre Augen glänzten fiebrig und heiß

„Java — lieber Java"

Taylor und Trent verschwanden auf Zehenspitzen

Trent suchte Kleidungsstücke zusammen

Eine tolle Geschichte Unglaublich

„Hätten Sie nicht Lust, Professor, sich die kleinen Menschenfresser mal anzusehen? Washington wird sich bestimmt dafür interessieren"

Rudd Taylor zog die Nase hoch

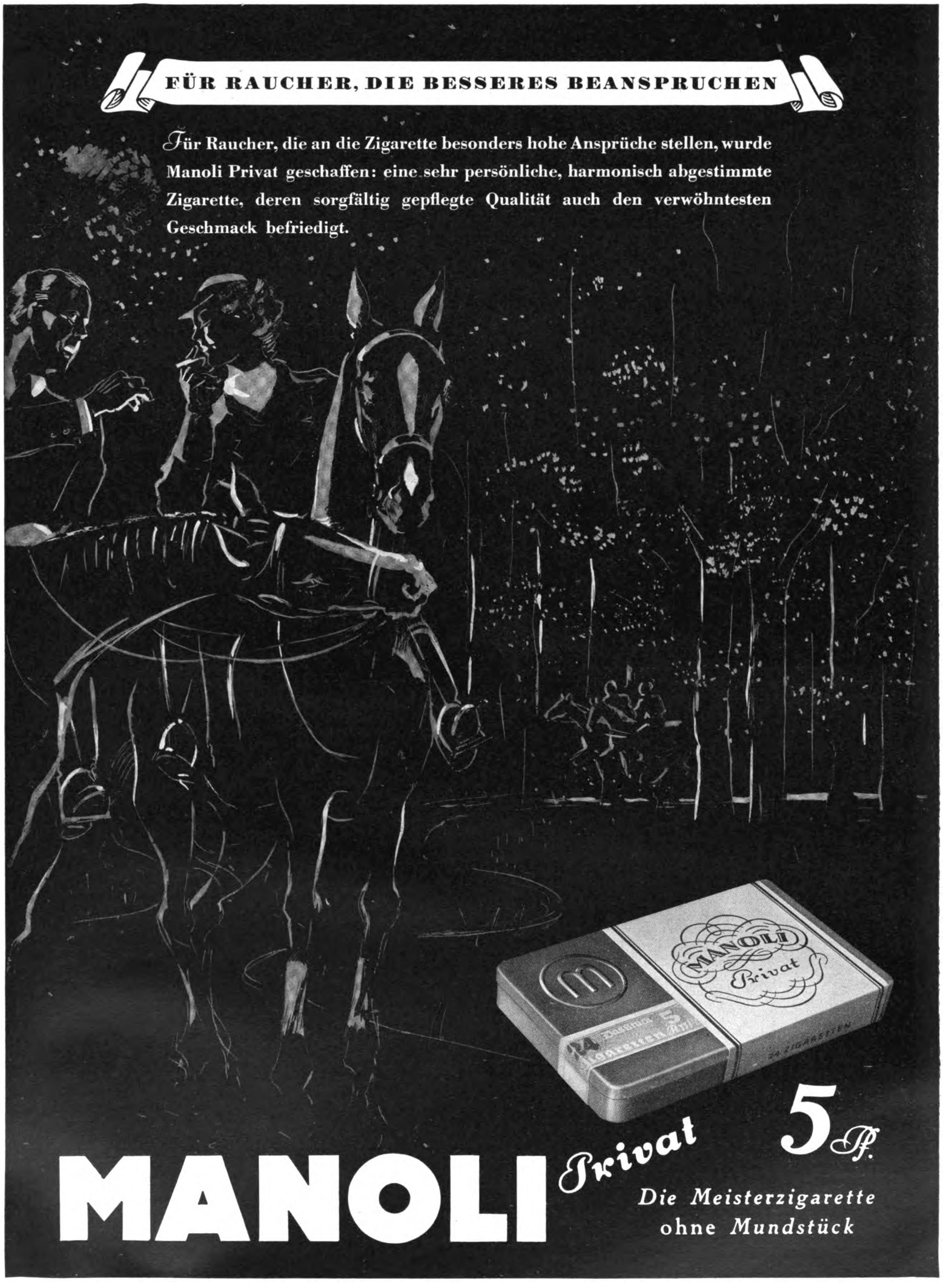
„Jeden Tag wenn mich die Geographische Gesellschaft hinschickt Aber nur mit einer Kompanie alter Krieger Was für eine Frau Trent!"

„By Jove! So eine Frau für mich, und ich brauche mir um meine drei Bräute keine Sorge mehr zu machen Oh Boys!"

Der Captain Avery Trent war noch sehr jung reif für die Doloristas

Er hatte Java-Charly angeboten, Kurs auf Longa-Long zu nehmen aber Charly winkte ab

„Einerlei was geschieht, Captain Trent, Sie können sich nur dabei einige Verzierungen abbrechen Die Messingköppe in Manila haben für solche Sachen nicht viel über Wenn Sandy Muir mit seinen Laskaren kommt genügt das vollkommen Aber in ein paar


FÜR RAUCHER, DIE BESSERES BEANSPRUCHEN
Für Raucher, die an die Zigarette besonders hohe Ansprüche stellen, wurde Manoli Privat geschaffen: eine sehr persönliche, harmonisch abgestimmte Zigarette, deren sorgfältig gepflegte Qualität auch den verwöhntesten Geschmack befriedigt.
MANOLI
Privat
24 ZIGARETTEN
MANOLI Privat
5 Pf.
Die Meisterzigarette
ohne Mundstück

Tagen können Sie uns besuchen. Haben Sie Jim Brent gekannt?"

Am Abend tauchte die „Peggie Muir" auf.

Sandy legte bei und brüllte einen Willkommen über das Wasser.

Trent ließ sie hinüberbringen. Auch Dolores. Sie bestand darauf. Zwar hatte sie Fieber, und die Schulter schmerzte mehr, als sie zugab, aber was hatte sie auf der „Moro Maid" verloren? Java ging nach Longa-Long.

In einem von Trents Anzügen, die einigermaßen paßten, sah man ihm kaum die Strapazen der letzten Wochen an.

Napoleon hatte nichts für seine Größe gefunden, aber es war ihm auch gleich. Er verschwand sofort in der Kombüse der „Peggie Muir". Der Koch war sein Freund.

Ein Paar Hosen würden sich schon finden. Kauend und strahlend erklärte er den andächtig versammelten Laskaren, wie er mit den Niggern aufgeräumt hatte. Er und Massa Charly.

Charly und Muir betteten Dolores auf Sandys Bett. Sandy sagte nicht viel. Er schloß einen Wandschrank auf und wies mit dem Finger auf die Winchestergewehre. Dann pfiff er die Boys zusammen.

Als der Mond aus dem Wasser kletterte, lief die „Peggie Muir" dicht an den Passat gelegt nach Süden. Gegen Mitternacht flaute der Wind ab, aber sie waren doch noch vor Tagesanbruch im Schatten von Longa-Long, warfen Anker dicht unter der Insel, gerade außer Sicht des Hafens.

Dolores hatte eine unruhige Nacht gehabt, und Charly war daher am Morgen sehr übernächtig. Aber er bestand doch darauf, zuerst an Land zu gehen. Longa-Long war seine Sache, trotz Sandys heftiger gegenteiliger Beteuerungen. Er würde mit Napoleon vorausgehen und sich umsehen. Man mußte auch mit der Mannschaft der „Jü" rechnen. Dazu ein gutes Dutzend schwerbewaffneter Chinesen auf der Insel selber.

Es hieß vorsichtig zu sein. Sehr vorsichtig. Im Bungalow war Ursula Brent, das machte es noch schwieriger.

„Wartet, bis ich oder Napoleon zurück bin. Nur wenn ihr uns schießen hört, kommt nach. He, Sandy?"

Sandy knurrte.

„Du bist ein halbtotes Kind, Charly. Besser, ich gehe mit einem oder zwei von meinen Jungens und fühle der Bande auf den Zahn. Bleib du bei Dolores. What you say?"

„Dolores schläft. Endlich. Bis sie wach wird, muß die ganze Schweinerei abgewaschen sein, Sandy."

„Paßt auf die ‚Jü' auf!"

Er sprang mit Napoleon ins Beiboot, die Faust um den glatten Kolben der Winchester gepreßt. Zwei Laskaren ruderten sie zur Insel. Riemen mit Kanvasfetzen umwickelt.

Vorsichtig schritten sie den Strand entlang. Hier war er einmal gelandet, früher einmal . . .

Mein Gott, war das erst vor zwei Tagen gewesen?

An der Landzunge vor der Bucht hielt er an und kroch vorsichtig weiter. Heute konnte auf der „Jü" Leben sein. Es wurde schon hell.

Er kniff die Augen schmal zusammen.

Die „Jü" war fort.

Sieh einmal an!

Er klopfte eine Zigarette aus der Packung und steckte sie erst einmal an. Die „Jü" war fort. War das gut oder schlecht? Wie, Dicker?

Gut, natürlich. Ein paar Chinesen weniger. Hoffentlich fuhren sie nach Manila zurück und hatten die kleine Mrs. Brent an Bord. In Manila war sie augenblicklich besser aufgehoben als auf Jim Brents Insel. Und Charlys Insel.

Er besah das wuchernde Dickicht mit neuen Augen. Warf die Zigarette ins Wasser und kratzte sich nachdenklich hinter dem Ohr. Napoleon, als treuer Boy, tat das gleiche.

„Laß das, Dicker!"

Ein verdammt seltsames Gefühl, auf einem Stück Land zu stehen, das einem gehört. Besonders, wenn man es sich erst erobern muß. Zurückholen von ein paar Gaunern, die . . .

Er sprang auf, als hätte er einen Kobrabiß gespürt.

Neben ihm witterte Napoleon wie ein Jagdhund.

Von der Bucht her war ein heller, wilder Schrei gekommen, ein wenig erstickt durch die Entfernung und den dazwischenliegenden Busch. Aber unverkennbar.

Dort drüben hatte eine Frau geschrien in höchster Angst und Not.

Vorsichtig sein?

Zwei Schritte vor Napoleon her stob Java über den zähen Schlick, der sich an seine Füße klammerte, auf die Bucht zu.

Dunkel standen im ersten Licht des Morgens die verfallenen Lagerschuppen. Leblos. Schwarz.

Wieder ein Schrei. Schwächer.

Eine schmale, weiße Gestalt flog plötzlich über die schmale Lichtung zwischen den Gebäuden, rannte gehetzt, stolpernd . . . fiel und raffte sich auf.



Eine der spanischen Kultur erschlossene philippinische Schöne im festlichen Abendkleide.
Aufnahme: Mauritius.

Das war Ursula Brent.

Charly erkannte sie sofort.

Er fing an, noch schneller zu laufen, entsicherte die Waffe. Es ging los. Was, bei Hölle und Hochwasser, war auf Longa-Long geschehen?

Aus dem Schatten der Bäume sprang eine andere Gestalt, lief mit langen Schritten hinter Ursula her, die taumelnd auf das Wasser zuwankte.

Java Charly blieb stehen.

„Christobal Leroy!"

Seine Stimme klang ganz ruhig, trotz des schnellen Laufens.

Der Riese fuhr herum. Er stutzte für eine Sekunde, dann riß er die Pistole aus der Tasche.

Heißes Blei flog zischend vor Java in den feuchten Sand. Seine Schultern schoben sich nach vorn, und der kalte, alles andere auslöschende Haß, der ihn vorgestern durch den Dschungel gejagt hatte, stieg ihm wieder mit dem Blut in die Stirne.

Er lachte, trocken und böse, und winkte Napoleon ab, der gerade behutsam und zärtlich das Gewehr anlegte. Irgendwie fühlte er, daß es auf Longa nichts mehr geben würde als die Entscheidung zwischen ihm und Christobal Leroy.

Aber das war keine Sache, bei der man den Mann mit einem Repetiergewehr zusammenknallte. Dafür zuckte es zu sehr in den Fäusten. Viel zu sehr.

Er ließ das Gewehr fallen und ging auf Leroy zu. Ein heißer Schmerz riß an seinem Arm. Rieselnde Wärme löste die Spannung. Immer näher.

Da war die gemeine Fratze — dicht vor ihm — ein Auge sah tückisch über den schwarzen Pistolenlauf, der auf einem erhobenen Unterarm ruhte.

Java-Charly ging näher wie in einem roten Rausch. Alles, was er in den letzten Wochen erlebt hatte, endete in diesem Augenblick.

Aus dem Augenwinkel heraus sah er die schmale, helle Gestalt Ursula Brents. Sie wiegte sich, unsicher, halb ohnmächtig.

Er lächelte in das kleine, schwarze Auge der Pistole. Nein! Nein!!

Klick. Dann ein Feuerstrahl.

Von einem Wutschrei begleitet flog die Pistole aus hochgerissenem Arm in den Busch.

Napoleon hatte um den Bruchteil einer Sekunde eher gefeuert. Wenn der Massa schon verrückt war, brauchte er sich trotzdem nicht wie ein Huhn abschießen zu lassen. Andererseits wollte er den Mann wahrscheinlich lebendig haben. André Napoleon zielte mit liebevoller Sorgfalt, hielt den Atem an und krümmte unmerklich den Finger.

Hahaha!

Mit offenem Munde brach er sein zufriedenes Lachen ab und starrte mit großen Augen dahin, wo eben noch der Massa Charly auf den anderen Mann zugegangen war.

Boys!

Jetzt war da nur noch ein Gewirbel von fliegenden Fäusten. Erregt kam er näher.

Das war sein Massa!

Der Kampf war kurz.

Christobal Leroy war einen Kopf größer als Charly Alten und fast doppelt so schwer, aber der kalten Wut, die in gleichmäßigem Maschinentempo mit Eisenfäusten auf ihn loshämmerte, war sein alkoholumnebeltes Hirn nicht gewachsen.

Seine Schläge gingen wild in die Luft. Sein Kopf flog nach hinten unter dem unerbittlichen Trommeln auf seine Kinnspitze.

Sein Gesicht verzog sich zu ungläubigem Staunen. Ein letzter Schlag, hinter dem jedes Gramm von Javas hundertundfünfzig Pfund Muskeln und Knochen saß, war das Ende. Schwerfällig ging Christobal Leroy in die Knie.

Charly stand über ihm und fuhr langsam und geistesabwesend mit den Lippen über die aufgeschlagenen Knöchel seiner Hand. Sein Atem pfiff.

Der angekratzte Arm schien in Ordnung.

Er winkte Napoleon. Der Schwarze beugte sich über die zusammengesunkene Figur und riß ihr das Hemd in Streifen, ein Auge auf der guten Hose, die ihm wundervoll passen würde. Leroy war fast so groß wie André Napoleon.

Während er dabei war, die Hände zusammenzubinden, hielt er erstaunt ein. Der Mann war doch tot!

Mit sachkundigen Fingern tastete er ihn ab und grinste. Der letzte Schlag hatte den Halswirbel gebrochen. Er drehte sich zu seinem Massa um.

Charly war nicht mehr da. Er war gerade rechtzeitig zu Ursula Brent getreten, um ihre fallende Gestalt in die Arme nehmen zu können.

Aus dem Wald hinter der Bucht klangen Stimmen. Sandy kam mit seinen Laskaren, vorsichtig und voller Unbehagen. Das plötzliche Ende der Schießerei gefiel ihm gar nicht. War ein schlechtes Zeichen. Er hatte Charly und Napoleon genug Munition mitgegeben, um ein mehrstündiges Schnellfeuer auszuhalten.

Sandy war an sich ein Draufgänger, aber er lebte schon zu lange in diesem Winkel der Erde, um nicht gelernt zu haben, daß man unsichtbare Gegner mit der gleichen Aufmerksamkeit behandeln muß wie ein giftiges Tier, von dem man nicht weiß, wann es beißt.

*

Die Pistolenschüsse, mit denen Christobal Leroy Charly Alten empfing, dröhnten in Dolores' dämmernde Fieberträume wie Donnerschläge. Verwirrt richtete sie sich auf, brauchte Minuten, um zu erkennen, wo sie sich befand.

(Schluß folgt.)



Nr. 13 der Chlorodont-Serie 1937

KARL FISCHER:

Deutschlands Weg nach Übersee

SO ENTSTAND EIN DEUTSCHES KOLONIALREICH

(3. Fortsetzung.)

Von der einstigen deutschen oder vielmehr hanseatischen Herrlichkeit ist nichts mehr zu sehen, als Peters in Sansibar anlangt. Peters hat auf seinem Weg vom Mittelmeer nach Ostafrika einen Vorgeschmack von der britischen Überseegeltung bekommen. Er erzählt selbst, wie er eindringlich die Faust sah, die sich mehr und mehr um den Planeten legte: Suezkanal, Rotes Meer, Perim und Aden, und überall nur eine Flagge — der Union Jack . . .

Die Fahrt und Landung Peters' konnte natürlich nicht so geheim bleiben, wie sie vorbereitet worden war. Die britische Presse berichtete darüber, und die Reichsregierung beeilte sich, dem deutschen Konsul in Sansibar mitzuteilen, daß ein gewisser Herr Peters, falls er in Sansibar gelandet sein sollte, nicht auf den Schutz des Deutschen Reiches Anspruch erheben dürfe.

Peters erklärte später, er habe nie gewußt, was dieser Erlaß eigentlich bedeuten sollte, da er weder vor, noch während seines Unternehmens je den Reichsschutz erbeten habe. Tatsache ist aber, daß die britische Presse das ganze Unternehmen so hinstellte, als ob Peters in heimlichem Auftrag Bismarcks gehandelt hätte. Dieser Auffassung mußte die Reichsregierung damals nach Lage der Dinge unter allen Umständen entgegentreten.

*

Peters hat sich durch das Telegramm des A. A. nicht entmutigen lassen. Und es ist auch vielleicht heute noch nicht ganz klar, ob Bismarck, der doch jedes überseeische Unternehmen, noch dazu das eines achtundzwanzigjährigen Jünglings, hätte inhibieren können, die Kaufleute und Pioniere nicht mehr oder weniger stillschweigend hat gewähren lassen, weil er der festen Überzeugung war, daß mit Generalen, Geheimräten und Parlamentariern jener Zeit aktive Kolonialpolitik nicht zu machen war. Aber natürlich mußte die diplomatische Rückendeckung stets vorhanden sein; das klassische Beispiel dafür ist ja der Fall Lüderitz.

Was Ostafrika anbelangt, so kommt für die Haltung des Berliner Kabinetts allerdings noch etwas hinzu, was diplomatisch und außenpolitisch von Gewicht war. Leopold von Belgien liebäugelte mit dem Gedanken, seine internationale Kongogesellschaft in einen unabhängigen Kongostaat umzuwandeln und diesem Staat — in diplomatischen Gedanken dem berühmten Reiseweg Stanleys in umgekehrter Richtung folgend — das ostafrikanische Seengebiet bis zur Küste anzugliedern. Tatsächlich trifft Peters in Sansibar bereits eine belgische Expedition an, die die nötigen Vorkehrungen treffen soll.

Wie im Westen gibt es also auch hier im Osten einen Wettlauf der Verträge und Flaggen, und wenn Peters nicht wie Don Quichotte nach einer Windmühlenschlacht zurückkehren will, muß er sich beeilen.

Muinin Sagara unterschreibt

Peters berühmter Zug in das Innere Ostafrikas ist bekannt. Er endet zunächst mit der formellen Besitzergreifung von Useguha, Nguru, Usagara und Ukami. Die Rechtsgrundlage für Deutsch-Ostafrika ist geschaffen. Einen der markantesten Verträge geben wir hier wieder:

„Muinin Sagara, den 4. Dezember 1884. Muinin Sagara, Herr von Muinin Sagara usw., alleiniger und absoluter Herr von ganz Usagara, und Dr. Carl Peters als Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation schließen hierdurch einen ewigen Freundschaftsvertrag ab. Sultan Muinin Sagara erhält eine Reihe von Geschenken; weitere Geschenke für die Zukunft werden ihm versprochen, und er tritt hierdurch unter den Schutz der Gesellschaft für deutsche Kolonisation resp. deren Vertreter.

Dafür tritt der Sultan Muinin Sagara an Herrn Dr. Carl Peters das alleinige und ausschließliche Recht ab, Kolonisten nach ganz Usagara zu bringen.

Dr. Carl Peters als Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation verspricht, von diesem Recht Gebrauch zu machen.

Zu dem Behufe tritt Sultan Muinin Sagara das alleinige und ausschließliche Recht völliger und uneingeschränkter privatrechtlicher Ausnutzung von ganz Usagara an Herrn Dr. C. Peters hierdurch ab.

Ferner tritt der Sultan Muinin Sagara an Herrn Dr. Carl Peters alle diejenigen Rechte ab, welche nach dem Begriff des deutschen Staatsrechts den Inbegriff staatlicher Oberhoheit ausmachen, unter anderem: das alleinige und uneingeschränkte Recht der Ausbeutung von Bergwerken, Flüssen, Forsten, das Recht, Zölle aufzuerlegen, Steuern zu erheben, eigene Justiz und Verwaltung einzurichten, und das Recht, eine bewaffnete Macht zu schaffen.

Dafür bleibt der Titel Muinin Sagara erblich in der Familie des Sultans Muinin Sagara.

Der privatrechtliche Besitzstand des Sultans wird von Herrn Dr. Carl Peters als Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation anerkannt und garantiert, und die Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation werden angewiesen werden, diesen Besitzstand mit allen Mitteln mehren zu helfen.

Die Gesellschaft für deutsche Kolonisation wird mit allen Mitteln dahin wirken, daß Sklaven aus dem Gebiet des Sultans Muinin Sagara nicht mehr fortgeschleppt werden dürfen." (Da in Deutschland die Kolonialpropaganda in sehr erheblichem Umfange auch mit humanen Argumenten arbeitete und die Abschaffung der Sklaverei als ein wichtiges Ziel der deutschen Kolonialbetätigung betrachtete, dürfte C. P. diesen Passus in den Vertrag aufgenommen haben. D. V.)

Seltsam nehmen sich neben den Unterschriften der Deutschen die als Unterzeichnung geltenden Handzeichen des Sultans, seines Sohnes und seiner Ratgeber aus.

*

Peters kommt wieder in Berlin an und erstattet seiner Gesellschaft Bericht. Es ist eine ganze Menge, was er erreicht hat, aber es ist natürlich völlig wertlos, wenn er nicht mit dem nötigen Nachdruck die Verträge erfüllen kann, die er in seiner Aktentasche heimbringt, nämlich wenn er nicht in die Lage kommt, in irgendeiner Form die ihm vertraglich zugesicherte deutsche Souveränität ausüben zu lassen.

Peters hat, nach seinem Empfang durch den deutschen Konsul in Sansi-



Der Hafen von Daressalam, der Hauptstadt von Deutsch-Ostafrika.

Aufnahme: Mauritius.



Ein menschliches Sinnbild der uralten Tabakkultur macedonischer Bauerngeschlechter.

bar, allen Grund, anzunehmen, daß er auf seinen Verträgen sitzenbleiben wird. Auf seiner Fahrt nach Deutschland bewegen ihn alle möglichen bitteren Gedanken. Wie, wenn die Reichsregierung nein sagt? Soll er sich an Stanley wenden, den Mann, der das Herz Afrikas Europa erschlossen hat? Oder an den König von Belgien?

Zunächst legt er Rechnung ab. Die Geldmittel, mit denen er sein riskantes koloniales Abenteuer begann, waren wahrlich gering, und bevor er abfuhr, wird Peters zweifellos seine englischen Freunde beneidet haben, die für eine Vergnügungsreise bedeutend mehr Geld auszugeben pflegten, als seinem Finanzkonsortium überhaupt zur Verfügung stand. „Unsere Expedition von Sansibar bis nach Usagara hat rund 2000 Mark gekostet", erklärt Peters. 2000 Mark für eine Expedition von drei Europäern, mehreren Arabern und einer Menge eingeborener Träger!

Sehr verschwenderisch scheint der Herr Doktor nicht mit den Geldern seiner Gesellschaft umgegangen zu sein. „Wir sind im Zwischendeck nach Sansibar und von Sansibar nach dem Festland und zurück gereist . . ." Billiger geht es wirklich nicht. Aber der Erfolg ist, daß immer noch Geld da ist, daß die Geldgeber nicht entmutigt sind und daß Peters mit Aussicht auf Erfolg beschließen kann, sein Finanzkonsortium in eine „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft" umzubilden

*



Dr. Carl Peters
(1856—1918),
der Gründer der Kolonie Deutsch-Ostafrika. In den Jahren 1890—1893 Reichskommissar für dieses Schutzgebiet.
Hinter ihm sein Diener Ramassan.
Aufnahme: Mauritius.

Das ist einigermaßen erstaunlich, denn Ostafrika ist augenblicklich in der Welt nicht „gefragt" Die Horden des Mahdi haben den Sudan überschwemmt, und Europa ist noch erschüttert von der Nachricht, daß der britische General Gordon in Khartum gefallen ist. Die Erfahrungen, die Peters vor Beginn seiner Expedition gesammelt hat, werden sicher nicht dazu beigetragen haben. der Erledigung seiner zweiten und wichtigeren Aufgabe, nämlich der Gewährung des Reichsschutzes, mit allzu großem Vertrauen entgegenzusehen.

Über Bombay hat er dem Auswärtigen Amt von seinen Erwerbungen und seinen Wünschen Mitteilung gemacht. Jetzt erfährt er in Berlin, daß als Reichsbeauftragter der berühmte Afrikaforscher Rohlfs auf einem deutschen Kriegsschiff nach Sansibar unterwegs ist.

Gerüchte . . .

Sir William Mackinnon ist Peters' Gegenspieler auf der britischen Seite. Er ist Reeder; seine Schiffe fahren von England nach Indien; Ostafrika ist für ihn ein ungeheuer wichtiger Stützpunkt; seine Agenten sind an der Arbeit.

In Bonn und später noch einmal in England trifft er mit Peters zusammen. Mackinnon ist in erster Linie Geschäftsmann. Stützpunkte für seine Schiffe sind ihm mehr wert als neuer britischer Überseebesitz. Ein zweiter Cecil Rhodes ist er nicht.

„Mich interessiert Landbesitz in Ostafrika nicht, Mister Peters. Räumen Sie mir ein Reedereimonopol in Ostafrika ein, und ich werde Ihnen keine Schwierigkeiten machen!"

Das britische Kolonialamt erfährt von Mackinnons großmütiger Resignation:

„Beg Your pardon, Sir, keine Landinteressen in Ostafrika? Oh, Sie irren! Wir interessieren uns sogar lebhaft für Ostafrika. Sehen Sie, da ist das Kilimandscharogebiet — wunderbare Höhenlage, ausgezeichnetes Klima, Siedlungsland . . .“

Mackinnon versteht, und in den weiteren Unterhaltungen mit Peters wird er zusehends unzugänglicher.

Aber das ist noch nicht das Schlimmste.

Hat sich der Herr Dr. Peters in England vielleicht etwas unvorsichtig und unklar ausgedrückt? Oder arbeitet man in London mit Mitteln, die bei kritischer Betrachtung nicht ganz fair sind? Beides ist reichlich unwahrscheinlich, und der Zwischenfall, der sich nun ereignet, wird sicher auf eine ganze Reihe von Mißverständnissen zurückgeführt werden müssen.

Der britische Botschafter in Berlin hat eine Unterredung mit dem Staatssekretär des Äußeren, Graf Herbert Bismarck, und das Resultat dieser Unterredung ist eine sehr ernsthafte Aussprache zwischen dem Unterstaatssekretär und dem jungen Kolonialpionier.

„Sie haben in London behauptet, Herr Doktor, daß sich mein Vater an Ihrer Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft beteiligt hat . . .“

Peters widerspricht.

Erregte Debatte

„Ich sage Ihnen, wenn mein Vater davon hört, dann wirft er Ihnen Ihre ganze Kolonialpolitik vor die Füße!“

Der Zwischenfall wird beigelegt. Mackinnon schreibt selbst einen Entschuldigungsbrief — er habe den Dr. Peters offenbar falsch verstanden.

Aber mit den Sympathien der Bismarcks, des Fürsten und des Grafen Herbert, für den Dr. Peters scheint es von nun an vorbei zu sein

Peters ist an der Geschichte aber wohl höchstens insofern schuldig, als er gewissen Gerüchten nicht scharf genug entgegengetreten ist, und diese Gerüchte über Beteiligungen deutscher Staatsmänner an kolonialen Unternehmungen gingen von gewissen Parlamentarierstammtischen aus; denen kein Mittel schlecht genug war, die junge deutsche Kolonialpolitik in Mißkredit zu bringen. Die Rolle des Herrn Bamberger haben wir bereits angedeutet. Die infame Opposition hatte ihre Beziehungen in London, und so ist es kein allzu großes Wunder, daß, was man sich in Berliner Luxusrestaurants in die Ohren flüsterte, zu einem „Wissen Sie schon?“ in Londoner Klubs wurde.

Aber man muß sich mit London über „die ewige Flaggenhisserei“ irgendwie einigen. Der Kolonialreferent des Auswärtigen Amtes fährt nach London Obwohl er kein Kolonialenthusiast ist, schüttelt er doch den Kopf über die Stimmung, die in den deutschen diplomatischen Kreisen in London herrscht.

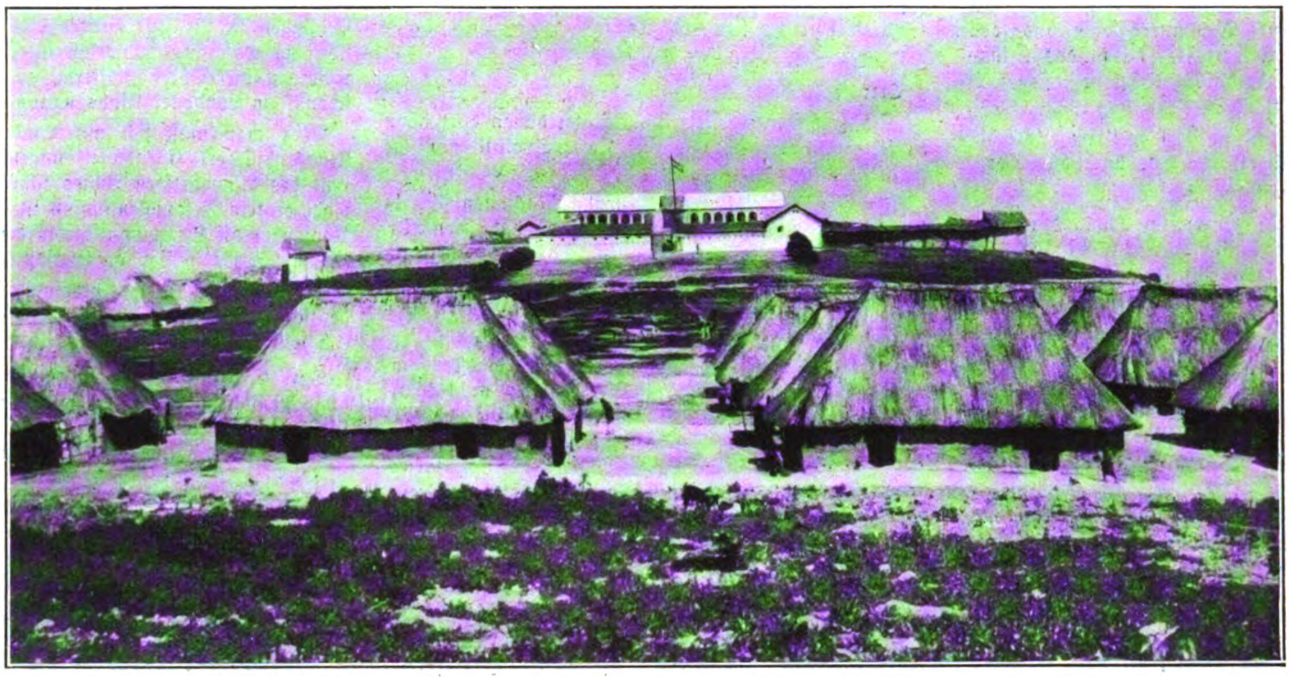
„Widerwärtig, diese Kolonialgeschichten“, erklärt der deutsche Botschafter. „Gut, daß Sie gekommen sind. Ich will von der ganzen Geschichte nichts mehr hören“

Der Grandseigneur macht ein ermüdetes Gesicht. „Möchte wissen“, sagt er, „was den Berliner Geheimräten eingefallen ist, den alten Fürsten zu solch einem Unsinn zu überreden . . .“

Der Unsinn ist die Beteiligung Deutschlands an der „Aufteilung“ Afrikas.

Aber Seine Durchlaucht hat sich den „Unsinn“ nun ein-

mal in den Kopf gesetzt und macht ironische Bemerkungen zu den Berichten des Botschafters, der für das Wichtigste der Welt in diesem Augenblick die Ordnung der ägyptischen Angelegenheiten hält. Für Bismarck war das Nilland, war der Suezkanal nur ein Mittel zum Zweck, und in einer energischen und beinahe verärgerten Instruktion an den Grafen Münster heißt es, daß es für eine antienglische Haltung des Reiches in der Ägyptenfrage kein anderes Motiv geben könne als eine unaufrichtige Behandlung der deutschen Kolonialwünsche durch England. Dies aber hat der Botschafter in London noch immer nicht begriffen



Die ehemals deutsche Militärstation Bismarckburg am Südende des Tanganyika-Sees.
Aufnahme: Mauritius.

*

Kusserow, der wiederum das Kolonialreferat verwaltet, ist trotz oder wegen aller britischen Quertreibereien unermüdlich an der Arbeit, die Besitzergreifung Ostafrikas zu fördern, und zwar mit Erfolg, denn mit dem Datum des 27 Februar 1885 erhält die Ostafrikanische Gesellschaft einen kaiserlichen Schutzbrief:

„... bestätigen Wir hiermit, daß Wir diese Oberhoheit angenommen und die betreffenden Gebiete, vorbehaltlich Unserer Entschließungen auf Grund weiterer Uns nachzuweisender vertragsmäßiger Erwerbungen der Gesellschaft oder ihrer Rechtsnachfolger in jener Gegend, unter Unseren kaiserlichen Schutz gestellt haben. Wir verleihen der besagten Gesellschaft unter der Bedingung, daß sie eine deutsche Gesellschaft bleibt und daß die Mitglieder des Direktoriums oder die sonst mit der Leitung betrauten Personen Angehörige des Deutschen Reiches sind sowie den Rechtsnachfolgern dieser Gesellschaft unter der gleichen Voraussetzung die Befugnis zur Ausübung aller aus den Uns vorgelegten Verträgen fließenden Rechte, einschließlich der Gerichtsbarkeit gegenüber den Eingeborenen und den in diesen Gebieten sich niederlassenden oder zu Handels- und anderen Zwecken sich aufhaltenden Angehörigen des Reiches und anderer Nationen unter der Aufsicht Unserer Regierung und vorbehaltlich weiterer von Uns zu erlassender Anordnungen und Ergänzungen dieses Unseres Schutzbriefes

Gez. Wilhelm
Gegengez. v. Bismarck.

*

Der achtundzwanzigjährige Herr Carl Peters hatte nun also die Möglichkeit, mit seiner Gesellschaft den Herrn einer Kolonie spielen zu können. Die Verwaltung und Ausbeutung einer Kolonie aber kostet Geld, und das Reich dachte — nach seinen Erfahrungen mit der Samoabill — nicht daran, den jungen oder älteren Pionieren das nötige Geld vorzustrecken. Noch immer war die Parole der offiziellen deutschen Kolonalpolitik der Appell an die Überseekaufleute: „Hic Rhodus, hic salta!"

Auf fünfzig Millionen Mark schätzte Peters seinen Kapitalbedarf ein, und was hatten seine Partner gezeichnet? 5000 Mark der eine, 10 000 Mark der andere — höher ging es nicht.

Der kaiserliche Schutzbrief ließ Peters freie Hand, ganz Ostafrika zu schlucken, und dementsprechend gab er seinen Vertretern in Sansibar und seinen mittlerweile angelegten Stationen in Ostafrika den Auftrag, sich auf die Beine zu machen

Schwieriger war die Geldbeschaffung, und an dieser



Buschiri,
der Führer des Araberaufstandes in Deutsch-Ostafrika; nach beträchtlichen Erfolgen im Jahre 1888 wurde er 1889 von Wißmann besiegt.
Aufnahme: Mauritius

Schwierigkeit wäre das ganze deutsch-ostafrikanische Unternehmen wahrscheinlich sehr schnell gescheitert, wenn Peters nicht das Glück gehabt hätte, wenigstens ein paar kapitalkräftige Freunde, darunter den Bankier v. d. Heydt und später Krupp, aufzutreiben und für sein Unternehmen zu interessieren. Die daraufhin gegründete Kapitalgesellschaft war übrigens ein Unikum in der Geschichte der wirtschaftlichen Gesellschaften, denn notgedrungen mußte sie dem Direktorium sämtliche Rechte, allen Mitgliedern aber lediglich die Pflicht zu zahlen einräumen. Das Direktorium wiederum verlieh alle Vollmachten dem Dr. Carl Peters, der auf diese Weise tatsächlich eine ziemlich uneingeschränkte Souveränität über den afrikanischen Besitz der Gesellschaft erhielt.

Said Bargasch kapituliert

Peters war also seinen Mitbewerbern um Ostafrika, das heißt den Belgiern zuvorgekommen. Am meisten getroffen fühlten sich aber die Briten, die in Sansibar vortrefflich durch den Konsul Sir John Kirk vertreten waren. Der Sultan Said Bargasch von Sansibar, der ohne Sir John wahrscheinlich gar nicht gewußt hätte, wie weit sein Herrschaftsbezirk in Ostafrika reichte, protestierte in Berlin, London, Paris und merkwürdigerweise auch in Neuyork gegen den kaiserlichen Schutzbrief und sandte seine Truppen bis nach Usagara. Ins Gebiet des Kilimandscharo ging der Brite Matthews, der Kommandant der Schutzgarde des Sultans.

Das sind Verwicklungen, die man in Berlin nicht ohne weiteres vorausgesehen hat, durch die man sich aber auch nicht einschüchtern läßt.

Bismarck befiehlt Dr. Peters zu sich. Der Kanzler hat, berichtet der damalige Referent für koloniale Angelegenheiten, Krauel, Peters nicht besonders sympathisch gefunden; er habe ihn für eitel, ehrgeizig und wenig brauchbar in praktischen Angelegenheiten gehalten. Über die Verträge, die Peters oder seine Vertreter im Innern Afrikas mit den Negerhäuptlingen abgeschlossen hatten, habe sich der Fürst sehr ironisch geäußert und sie als Urkunden bezeichnet, die irgendeinen Wert erst dadurch erhielten, daß die Reichsregierung sich entschlossen hätte, die Gelegenheit wahrzunehmen, um sich ein Tor für deutsche Arbeit, deutsche Zivilisation und deutsche Kapitalanlagen offen zu halten. Auch der Kolonialreferent selbst bekundet wenig Neigung für den Kolonialpionier.

Aber die persönlichen Gefühle sind schließlich gegenstandslos, denn unleugbar war es doch dieser Herr Dr. Peters, der in Ostafrika das Tor geöffnet hatte. Offen halten konnte es natürlich nur das Reich, das nun in einer freundschaftlichen, aber sehr energischen Note den guten Sultan in Sansibar darauf aufmerksam macht, daß er bisher ja lediglich Karawanenstationen in dem strittigen Gebiet besessen habe, was man schließlich noch nicht Souveränität nennen könne.

Deutlicher drückte sich Bismarck in London aus, wo er keinen Zweifel daran ließ, daß das Reich Gewalt gegen Sansibar anwenden werde, falls der Sultan seine Soldaten und Beamten nicht aus Ostafrika zurückzöge

*

Bismarcks Noten an London waren diesmal, im Unterschied zu Südwest, keine vorsichtigen Anfragen nach einem etwaigen britischen Interesse. Schon wenige Wochen nach dem Zwischenfall mit dem Sultan wurde im Indischen Ozean unter Admiral Knorr ein deutsches Geschwader zusammengezogen. Der Erfolg war verblüffend. In dem Bestreben, in der heiklen außenpolitischen Situation jedem Konflikt mit Deutschland aus dem Wege zu gehen, veranlaßt Sir John Kirk den Sultan von Sansibar, die Oberhoheit des deutschen Kaisers in den von Peters erworbenen Gebieten vorbehaltlos anzuerkennen

Für die Abgrenzung des noch nicht erworbenen Küstengebietes wurde eine internationale, aus einem Deutschen, einem Franzosen und einem Briten bestehende Kommission eingesetzt. Wir begegnen hier in dem britischen Kommissar einer weltgeschichtlichen Persönlichkeit: dem damaligen Oberstleutnant Kitchener, dem späteren britischen Kriegsminister im Weltkrieg.

Kitchener hatte offenbar schon damals seine deutschfeindlichen Neigungen entdeckt. Er hatte in der Kommission mit dem Deutschen Dr. Schmidt — Generalkonsul Rohlfs war inzwischen abberufen worden — und dem französischen Generalkonsul Patrimonio zusammenzuarbeiten. Es gelang ihm mit Hilfe Sir John Kirks leicht, den Franzosen auf seine Seite zu bringen und den Deutschen zu isolieren. Hatten deutsche Beschwerden in Paris den Erfolg, daß der französische Diplomat abberufen wurde, so war man in London schwerhörig: Kitchener blieb, und die ganze Kommission wäre in Ostafrika alt geworden, wenn die Reichsregierung nicht nach einem Jahr dafür

gesorgt hätte, daß sie aufflog. Allerdings war dem Sultan inzwischen ein zehn Meilen breiter Küstenstrich zugesprochen worden.

*

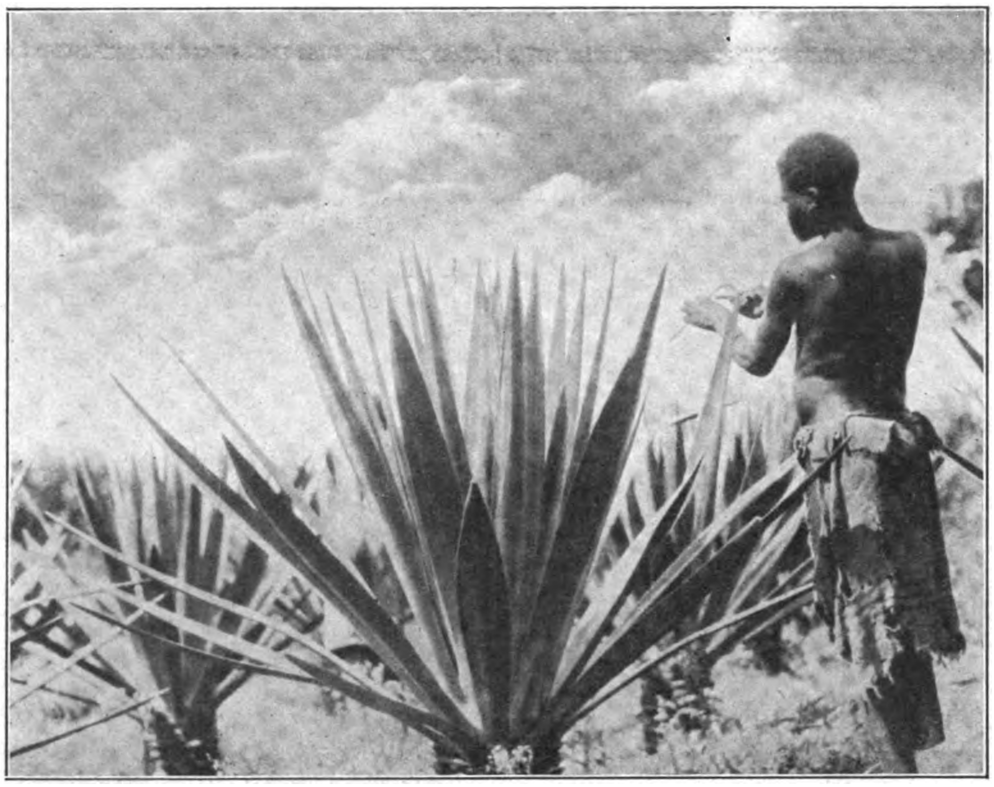
Zum zweiten Male steht Peters dem großen Kanzler gegenüber. Eine Karte liegt zwischen ihnen. Von der Insel Sansibar zeigen Pfeile in allen möglichen Richtungen gegen das Festland. Große Gebiete sind dick umrandet.

„Was bedeuten die Pfeile und Linien?" fragt der Kanzler.

„Die Pfeile, Durchlaucht, deuten die Richtungen an, in denen meine Vertreter unterwegs sind. Graf Pfeil und Leutnant Schmidt arbeiten hier im Südwesten, Jühlke und Weiß im Nordwesten, Hörnecke geht nach Kenia. Und diese Landschaften", Peters zeigt auf die umrandeten Gebiete, „hoffe ich für Deutschland erwerben zu können."

„Donnerwetter, wenn Sie das fertigbringen, lassen Sie sich wieder sehen!"

Es ist das Gebiet des späteren Deutsch-Ostafrika, das Peters auf der Karte mit dicken Strichen aufgezeichnet hat.



Auf einer Sisalplantage in Deutsch-Ostafrika
Der Anbau von Sisalhanf ist für die Gesamtwirtschaft der uns geraubten Kolonie Deutsch-Ost von überragender Bedeutung.
Aufnahme: Balkie (Mauritius)

kungen der Wollpreise gewesen waren.

Diesmal geht es jedoch um mehr als um Schafzucht und Wollpreise: denn hier empfiehlt ja jemand, ein Herr Deckert, der Reichsregierung glattweg die Annektierung von Neuguinea. Das australische Nationalgefühl ist zwar noch recht jung, aber um so empfindlicher. Man kann auch nicht behaupten, daß irgend jemand in Queensland jemals ein patriotisches Mitgefühl für Neuguinea empfunden hätte — aber die Deutschen als Nachbarn im Pazifik, wo man doch vor ein paar Jahren erst dafür gesorgt hat, daß über den Fidschiinseln endlich der Union Jack weht?

Unmöglich! erklärt der Gouverneur von Queensland. Neuguinea und die ganze Südsee, soweit noch keiner anderen Macht Besitz dort beglaubigt ist, ist — australisch, womit ein Nationalitätenbegriff eingeführt wird, den es bis dahin noch nicht gegeben hat.

Der Gouverneur von Queensland hat um diese Zeit noch keine Ahnung von den Vorgängen in Südwestafrika und von dem hochmütig-erbitterten Kampf, den sein südafrikanischer Kollege gegen die deutsche Nachbarschaft führt, aber mit dem Instinkt des kolonialbritischen Beamten handelt er genau wie jener — er annektiert „im Namen Ihrer Majestät der Königin" den größten Teil des nördlichen Neuguineas, und nicht genug damit, er stellt Ende 1883 eine Art australischer Monroedoktrin auf: Keiner Macht soll das Recht zugestanden werden, Land südlich des Äquators in Besitz zu nehmen.

*

Peters Vertreter in Ostafrika haben keinen leichten Stand. Die Soldaten des Said Bargasch passen höllisch auf. Es gibt gewisse Gebiete, für die sich die Engländer besonders interessieren, so das Hinterland von Mombassa und Malinde und etliche andere Bezirke, aber glücklicherweise ist die Souveränitätsfrage in diesen Ländern entweder umstritten oder sie liegt eindeutig in der Hand eingeborener Sultane. Peters Vertreter setzen sich durch.

Und die Südsee

Anfang 1883 wird die idyllische Ruhe in der größten Stadt des fünften Erdteils, Sydney, empfindlich gestört durch einen Artikel des „Sydney Morning Herald", dessen größte Sensationen bisher die Schwan-

(Schluß folgt.)

Dr. E. QUENTIN:

Kuriose Namen

In Australien gibt es einen Cadibarrawirracannasee, und der Name paßt für den Erdteil der primitivsten Urbevölkerung und der sonderbarsten Tiere. Doch hat dieser See einen Vorteil: man kann ihn bei gutem Gedächtnis wenigstens aussprechen. Anders die Namen in Wales. Bekanntlich hieß der Walliser Lloyd George ursprünglich ganz anders. Er mußte aber seinen wallisischen Namen ändern, weil ihn kein Mensch richtig aussprechen konnte. Auf Anglesey gibt es den Ort Llan fairpwllgwyngyll. Er liegt bei Amlwch. In Wales liegt Pwllheli sowie das Tal Bwlch Drws — ein Name ohne Vokal, der seine Parallele im tschechischen Ortsnamen Erb hat, vom Berge Krn nicht zu sprechen, den wir aus den Heeresberichten des Weltkrieges kennen. Meist tut man den slawischen Namen bitter Unrecht, denn wenn einer Pschorrbräu zu sprechen vermag — und das ist immer der Fall! —, so kann er auch Pschemysl sprechen, was Przemysl geschrieben wird. Ein Kapitel für sich sind die Ortsnamen in den USA. Sie sind insofern hochinteressant, als man aus ihnen genau die Siedlergenerationen nach Volk und Herkunft feststellen kann. Nebeneinander siedelten die Völker Europas, und so gibt es auf ein und derselben Chaussee hintereinander die Orte Rhineland — Hermann — Holstein — Dutzow — Washington — Hamburg — Portage des Sioux oder: Belgique — Millheim — Daisy — Girardeau — Diehlstadt — Bertrand — Charleston oder: Petersburg — Loretto — Albion — Genoa — Stromsburg — York — Geneva — Hebron — Steinauer — Gilead — Humboldt — Salem — Presto oder: Sedan — Peru — Havana — Ramona — Natura — Hoffmann — Krebs — Blanco — Ringold — America — Horctio oder: Knickerbocker — Eldorado — Roosevelt — Telegraph — London — Rochelle — Echo — Energy — Dublin — Italy — Athens — Minden — Carthago — Plaindealing. Kuriose Ortsnamen in den USA. sind ferner: Competition (Konkurrenz!) — Commerce (Handel!) — Cash (Bargeld!) — Date (Datum!) — Chance (Glück!). Es gibt also einen Ort Datum, Kreis Bargeld, Bezirk Konkurrenz. Die Angelsachsen, die besonders das Alte Testament lieben, gründeten in den USA. Dutzende von Städten wie Salem, Gilead, Lebanon. Ebenezer, Hebron, Cancan, Sabattus, Benjamin, Tabor usw. Doch auch andere Namen sind kurios. So liegt Jenny Lind bei Caruso, Petroleum bei Industry, Voltaire bei Kramer, Odin bei Salem, Calwin bei Winkler, Imhoff bei Seneca. Es gibt ferner Napoleon, Stockholm, Cairo, Ravenna, Dudenville, Solon, Cicero, Hominy (Maisbrei!), Between (Zwischen) Mutual (Gegenseitig), Fairdealing (Anständiges Handeln).

Doch wir wollen uns heute auf kuriose deutsche Namen beschränken. Ist es nicht angemessen, daß Floh bei Springstille liegt? Rom liegt neben Lutheran im Parchimer Land. Ein Troja gibt es bei Mirow, ein Zion bei Schwiebus, ein Konstantinopel bei Jakobshagen, ein Jerichow in der Mark. Amerika liegt bei Penig, Groß Brittanien in Ostpreußen. Von Groß Brittanien gelangt man über Baubeln nach Spucke. Venedig ist eine Vorstadt von Nabburg, Krakau eine Vorstadt von Magdeburg. Ist ein Name wie Hackpfüffel nicht genau so kurios wie Hundsbelle? Hundeluft liegt in ozonreichster Gegend im Fläming, Krebsjauche aber hat sich zu Wiesenau verschönt. Unschön ist Schwarze Pumpe bei Spremberg, Kneipe bei Wilsdruff, Kotzen bei Rathenow, Popelken bei Skaisgirren, Lausberg bei Groß Brittanien. Wanzleben gibt es auch, und Floh war bereits erwähnt. Kuhschnappel gibt es in Sachsen, Crawinkel in Thüringen. Leichnam ist in der Lausitz gelegen, Hochzeit in der Ostmark, desgleichen Neu-Hochzeit, das früher Kindelbier hieß. Bei Rudzanny liegt Adamsverdruß. Nach litauischem Glauben lag das Paradies bei Pillkallen. Daher wohl Adams Verdruß, daß das Paradies von Pillkallen verloren ging! Der Stammsitz der Kattes heißt Neuenklitsche, Schweinsschädel aber ist ein sudetendeutscher Ort, der durch ein Gefecht bekannt ist. Bei Priebus liegen nebeneinander die drei Orte Siehdichfür, Traunicht, Paßauf. Eine Parallele zu den amerikanischen Namen bietet das Siedlungsgebiet im Warthebruch. Da liegen die Orte Philadelphia, Malta, Ceylon, Hampshire, Maryland, Stuttgart, Jamaika, Pennsylvanien, Korsika, Neu-Dresden, Sumatra. Drollig sind jene Ortsnamen, die statt Klein — die Nachsilbe — chen haben. So gibt es mehrere Berlinchen, doch gibt es auch ein Oschätzchen. Interessant ist es zu beobachten, wie der Lech haarscharf das Bayerische vom Schwäbischen trennt. Links vom Lech liegen Bobingen, Wehringen, Meitingen usw. Rechts vom Lech liegen Mering, Scheuring, Igling usw. Eine ähnlich genaue Grenzlinie liegt zwischen Hannover und Braunschweig: in Hannover enden die Ortsnamen auf — loh (Wald), im Braunschweigischen auf — lah. Wer vermutet hinter Namen wie Apfelstedt, Nemonien, Madüe, Schöps, Innerste Flußbezeichnungen? Im Kohrener Ländchen bei Leipzig fließen die Ratte, Maus und Katze, von der Sprotte nicht zu sprechen. Doch zurück zu den Ortsnamen. Groß-Popo lag im deutschen Togo, jenseits auf französischem Gebiet aber liegt Petit Popo. Man darf bei Namen nicht übelnehmisch sein. Ochsenstirn war ein schwedischer, Schweinshaupt ein finnischer Staatsmann. Die Cangrandes von Verona waren „große Hunde", und die Herrscher von Henneberg hießen alle Poppo. Poppo VII. der Weise einte um 1221 in einer Anwandlung von hennebergischem Imperialismus einen großen Teil thüringischer Lande. 1822 aber erschien eine Geschichte von Chios aus der Feder des Gelehrten Poppo. von

dem der Scherz geht, daß der Professor in der Schule zu einem Schüler vorwurfsvoll sagte: „Müller, Sie haben schon wieder Ihren Poppo vergessen!“, womit ein Lehrbuch dieses Mannes gemeint war. Übrigens ist dieser Name absolut stubenrein: er kommt von Bodo, und wir möchten bei dieser Gelegenheit diesen alten, guten Namen wieder zu Ehren bringen. Die Menschen waren früher minder empfindlich, denn die Riedesels haben noch heute einen Esel als Wappentier, und die Fretwursts von der Wasserkante sind noch heute stolz auf ihren Namen. Ein holländischer Maler hieß Hundeköter. Er war aber Spezialist im Malen von Federvieh. Der Dresdner Hofnarr Saumagen fand seinen Namen allerdings nicht schön genug. Er strich deshalb das n und sprach sich elegant französisch Saumage aus. Das war einer seiner besten Scherze! Wie ungalant, eine Dame wegen ihrer unglückseligen Mundpartie „Maultasch“ zu nennen. Sie fand aber trotzdem einen Mann, der ihren Mund übersah. Wie grob, von Günther 38. „mit dem fetten Maul“ zu reden! Da gibt es einen Dedo den Feisten, einen Wladislaw Dünnbein, einen Wladislaw Ellenlang, einen Hakon Hochbein, einen Harald Blauzahn, einen Karl den Einfältigen, den Dicken, den Kahlen, da gibt es einen Ludwig den Höckerigen und den Stammler. Fürwahr: die Untertanen waren grausam genug, alle geistigen und körperlichen Gebresten ihrer Landesväter ungebührlich zu brandmarken. Als die Untertanen humaner wurden, blieb nur noch „der Große“ übrig, und nur Victor Hugo fiel ins Mittelalter zurück, als er den verhaßten Napoleon III. dauernd „le Petit“, den Kleinen nannte. Wir schließen mit dem französischen Juristen Troplong, auf deutsch: Zu lang! Dieser Name ist wohlverdient, denn sein Träger schrieb ein Werk über das Zivilrecht in 28 Bänden. Trop long!

Die gute Tat

Hallo, alter Junge!“ Herrn Rumpf gab es einen Ruck. Ein Mann kam auf ihn zu in einem etwas schäbigen Anzug und ohne Mantel, obwohl es kalt war.

„Kennst du mich denn nicht?“

„Aber natürlich, Schober, altes Haus!“ rief jetzt Herr Rumpf, und der ablehnende Zug in seinem Gesicht verwandelte sich in Freundlichkeit. „Wie geht es, wie geht es? Haben uns schon lange nicht gesehen, acht Jahre — oder gar zehn?“

„Ja, ja, die Zeit vergeht“, meinte Schober, der Mann ohne Mantel. „Scheint dir gut zu gehen, freut mich wirklich!“

Herrn Rumpf gab es einen kleinen Stich. Gleich wird er mich anpumpen — dachte er, da mußte man rasch vorbauen. „Lieber Schober“, sagte er daher, „der Schein trügt. Meine gute Kleidung ist sozusagen mein Betriebskapital, wenn man geschäftlich mit Leuten zu tun hat, du verstehst mich wohl, dann muß man halbwegs angezogen sein, so man nicht ganz vor die Hunde gehen will. Aber frage mich nicht, wo ich am Ultimo das Geld hernehmen soll, um meine Verbindlichkeiten zu regeln. Und wie geht es dir selbst, mein lieber Schober?“

„Mein Gott, man kämpft sich eben durch“, meinte Schober bescheiden. „Wenn man für Frau und Kinder zu sorgen hat, ist das nicht so einfach. Ich bin auf der Durchreise und muß in einer halben Stunde wieder weiter.“

Schrecklich, ohne Mantel — dachte Herr Rumpf — armer Kerl, dabei ist er anständig und pumpt mich nicht einmal an. Ob ihm mit ein paar Mark geholfen wäre? „Ich habe es auch eilig“, sagte er laut, „hier hast du meine Karte, falls ich dir irgendwie dienlich sein kann, wende dich nur an mich. Wenn es mir auch selbst nicht gut geht, nun, einen alten Freund vergißt man nicht!“ Damit gab er dem andern seine Karte und ließ gleichzeitig ein Fünf-Mark-Stück in dessen Rocktasche gleiten.

„Du bist wirklich rührend“, sagte Schober warm, „wird hoffentlich nicht notwendig sein. Wenn ich wieder einmal hier durchkomme, suche ich dich auf. Wiedersehen, alter Junge!“

„Wiedersehen, Wiedersehen!“

Händeschütteln, einer rechts ab, der andere links. Rumpf aufrecht mit weitvorgeschobener Brust, wie es einem Mann zukommt, der eben sich selbst überwunden und eine gute Tat begangen hat. Er war zufrieden mit sich, am Abend würde er es so beiläufig am Stammtisch erwähnen.

Schober hingegen überquerte die Straße und ging zur nächsten Ecke, an der er seinen eleganten Wagen stehen hatte. Drinnen lag auf den Koffern auch sein Mantel. Während er in die Tasche griff, um den Wagenschlüssel herauszuangeln, kam ihm das Geldstück in die Finger. Verwundert betrachtete er es eine Weile, dann ging ihm ein Licht auf. Natürlich, der Rumpf, der gute Kerl. Dachte sicher, weiß Gott, wie schlecht es ihm ginge. Wirklich nett, wo er es doch selbst so schwer hatte.

Gerührt lächelnd fuhr Herr Schober zur Post und gab fünfzig Mark an die Anschrift des Jugendfreundes auf, ohne den Absender zu nennen.

Als Rumpf am nächsten Tag das Geld erhielt, war er nicht wenig freudig überrascht. Lange zerbrach er sich den Kopf darüber, wer der noble Absender sein könnte. Dann zuckte er zweimal mit den Achseln und steckte die Banknote ein. „Eine gute Tat“, sagte er zu sich, „bringt eben Lohn. Diesmal ist es rasch gegangen, ich muß bald wieder eine begehen. Und zwar will ich noch heute der kleinen Choristin aus dem Stadttheater für die fünfzig Mark ein Armband schicken.“ Ralph Urban.

ANEKDOTE

Die große Kaiserin Katharina II. von Rußland war bekannt dafür, immer sehr impulsiv zu handeln und vieles anzufangen, aber weniges zu vollenden. Als Kaiser Joseph II. sich einmal zu Besuch bei ihr in Taurien aufhielt, kam sie bei einem Spazierritt plötzlich auf die Idee, in jener Gegend eine Festung zu bauen. Als wichtigstes erschien ihr dabei die Feier der Grundsteinlegung und da sie in wenigen Tagen mit ihrem kaiserlichen Gast Taurien wieder verlassen wollte, ordnete sie das Fest für den übernächsten Tag an. Die Baupläne sollten später angefertigt werden. Unter pompösen Zeremonien legte dann die Kaiserin den ersten Stein zu der Festung, der Kaiser den zweiten, womit die ganze Angelegenheit für immer erledigt war, denn schon kurze Zeit darauf hatte Katharinas unruhiger Geist die kleine Festung im Süden ihres Riesenreiches völlig vergessen.

„Ich habe mit der Kaiserin von Rußland an einem einzigen Tage eine ganze Festung erbaut“, erzählte Joseph II. nach seiner Rückkehr seinem Adjutanten, „sie hat den ersten Stein dazu gelegt und ich den letzten.“ C. H.

RUDOLF VON ELMAYER-VESTENBRUGG:

Das Gaunertum und die jüdische Gaunersprache

Die Entstehung des Gaunertums in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung und seine Weiterentwicklung bis auf die heutigen Tage bedeutet gleichzeitig auch ein Stück deutschen Leides und deutschen Schicksals. In den schweren Kriegszeiten des frühen Mittelalters, vor allem unter der Herrschaft der Karolinger, verarmten zahllose germanische Edel- und Gemeinfreie, weil sie gezwungen waren, nicht nur für ihre eigene und ihres Gefolges Bewaffnung zu sorgen, sondern auch — zumindest während der ersten drei Monate — für den gesamten Lebensunterhalt ihres Aufgebotes aufzukommen

Darum zogen es viele freie Germanen vor, ihr freies Eigentum aufzugeben und in die Dienste der Kirche oder des aus dem Rittertum hervorgegangenen Verdienstadels zu treten. Mit dem deutschen Recht, das allmählich durch das volksfremde römische Recht ersetzt wurde, verfielen auch die alten Sippenverbände und mit ihnen die ehrwürdigen altgermanischen Sitten. Die Armut wuchs in erschreckendem Maße. So kam es, daß auch die Zahl jener Entwurzelten immer größer wurde, die aus den früher so festgefügten Sippen, aus Adel und Klerus, aus Bürger- und Bauerntum ausschieden und dann mit den unbeschäftigten Söldnern und sonstigem fremdrassigem Gesindel die Masse der „fahrenden Leute", also das Proletariat des Mittelalters, bildeten.

Niemand kümmerte sich um diese besitz- und heimatlosen Enterbten des Glücks: anstatt dem Übel durch Ansiedlung der Vaganten zu steuern, begnügte man sich, ihnen aus „frommen Stiftungen" wahllos und ohne Prüfung der Würdigkeit Bettelgelder zu reichen. In den Kapitularien Karls des Großen, die darüber berichten, sind auch die ersten Hinweise enthalten, daß sich schon um jene Zeit schmarotzende jüdische Nomaden unter der Maske von Händlern den fahrenden Leuten beigesellten und sie zu allen möglichen dunklen Zwecken dienstbar machten. Damit beginnt die Geschichte des frühmittelalterlichen Gaunertums, das auch in seiner weiteren Entwicklung stets unter jüdischer Führung blieb.

Lange Zeit war die verderbliche Rolle des Juden als Sklavenhalter unbeachtet geblieben. In vorchristlicher Zeit war die Hauptbeschäftigung des Juden vor allem das Handeln mit Sklaven. Er hielt sich aber auch selbst Sklaven und wußte sie gewinnbringend zu verwenden: es erschien ihm entschieden zweckmäßiger, andere für sich stehlen zu lassen, als die eigene Person in Gefahr zu bringen. Erst nach Einführung des Christentums versuchte man, diesen jüdischen Gepflogenheiten entgegenzutreten, aber beim gerissenen Juden waren ja obrigkeitliche Verbote stets unwirksam: die getroffenen Maßnahmen wurden infolge der Nachgiebigkeit der geldbedürftigen und daher von den Juden abhängigen geistlichen und weltlichen Machthabern regelmäßig nach kurzer Zeit wieder aufgehoben. Unter Ludwig dem „Frommen" setzten es die Juden sogar durch, daß sie ihre noch ungetauften Sklaven nicht taufen zu lassen brauchten. Sie fürchteten nämlich die Ohrenbeichte, — die Gojim, die Nichtjuden, sollten nicht erfahren, wozu die Juden ihre Sklaven abzurichten pflegten. Schließlich waren, nach Vertreibung der Römer, die Juden die letzten und einzigen Sklavenhalter und -Händler in deutschen Landen geblieben.

Man sollte annehmen, daß der Geist des Christentums dem Sklavenhandel entgegengestanden wäre; aber die römische Kirche hatte auf Grund des römischen und des kanonischen (mosaischen) Rechts nichts dagegen einzuwenden. Unter den Augen der Päpste fanden zu

Rom noch im späteren Mittelalter Sklavenmärkte statt, wobei nicht nur Negerblut, sondern auch arische Menschen verkauft wurden. So berichtet ein Chronist von einem Papste, der einmal über einen Sklavenmarkt ging und die edelschönen Gestalten nordischer Sklavinnen bewunderte. Als man ihm auf die Frage nach deren Herkunft antwortete: „Angli sunt“ (Angelsachsen sind's), soll er erwidert haben: Angeli, non Angli“ (Engel sind's, nicht Engländer!).

H. Chr. Meyer weist in seiner Abhandlung „Der Jude und sein Sklaventum“, welche den nachstehenden Ausführungen als Quelle dient, nach, daß der Jude von jeher der typische Sklavenhändler war und es, zum Beispiel als Mädchenhändler, noch bis auf unsere Tage geblieben ist. Selbstverständlich blieb er bei dieser Handelspraxis stets den kriegführenden Heeren nahe: galt es doch auch, außer den Sklaven auch sonstige wertvolle Kriegsbeute aus erster Hand billig zu erwerben und nebenbei allerhand Spionage und Nachrichtendienst zu betreiben, — genau so wie noch in der Gegenwart. Als es aber endlich mit dem Sklavenhalten doch nicht mehr weiter ging, fand der findige Jude einen vollgültigen Ersatz in den „fahrenden Leuten“. Der sicherste Beweis für die frühe Verwendung des mittelalterlichen Proletariats zu verbrecherischen Zwecken seitens der Juden ist das „Kochener Loschen“, die Gaunersprache, die schon Martin Luther als eine rein jüdische erkannt hat; in seiner Schrift „Von der falschen Betler büberey“ sagt er ausdrücklich: „Es ist freilich solch rottwelsche Sprache von den Juden kommen, denn viel Ebreischer wort drynnen sind, wie denn wohl merken werden, die sich auf Ebreisch verstehen“

Die jüdische Gaunersprache entstand als Geheimsprache, mit deren Hilfe sich die jüdischen und nichtjüdischen Gauner tarnten und auch gegenseitig erkannten. Unter dem Schutze dieser, dem Volke unverständlichen Sprache konnten sie sich frei bewegen, ihre Pläne besprechen und sachdienliche Nachrichten unter sich nach allen Richtungen verbreiten, ohne eine Entdeckung befürchten zu müssen.

Das Wort „Gauner“ wird am wahrscheinlichsten von „Zigeuner“ (Zigauner) abgeleitet; man wollte mit ihm das Nomaden- und Schmarotzertum, aber auch das Fremdvolk und seine Lust am Diebstahl bezeichnen. Es wurden eben alle umherziehenden Leute, wie Seiltänzer, Musikanten, Händler, Kesselflicker und dergleichen ebenso für „Zigauner“ gehalten wie die Betrüger und Diebe. Die gewerbsmäßigen Gauner bezeichneten sich selbst als „Kochemer“ = Kundige, Kluge, und ihre Geheimsprache als „Kochemer Loschen“ = die Sprache der Kundigen, Klugen. Der Nichtgauner dagegen hieß bezeichnenderweise „Wittscher“ = Dummer.

A. F. Thiele weist in seinem Werke „Die jüdischen Gauner in Deutschland“ darauf hin, um wieviel gefährlicher als die Gauner selbst jene jüdischen Hehler sind, die noch heute in äußerlicher Ehrbarkeit und im Genusse bürgerlichen Ansehens allenthalben in Stadt und Land ansässig sind und dabei heimlich in engster Fühlung mit dem Gaunertum stehen: sie unterrichten sich über neue Gelegenheiten zum Diebstahl und geben davon jenen Kenntnis, die sie zum Stehlen abgerichtet haben, sie gewähren dem flüchtigen Gauner Unterschlupf, haben jederzeit falsche Ausweispapiere bereit und ermöglichen solcherart das Verbergen und spätere Wiederauftauchen des Gauners, dessen Beute sie an sich bringen und in entsprechender Weise verwerten.

Auf diese Art organisierte und organisiert heute noch der Jude das Gaunertum, wobei er es stets glänzend verstand, sich selbst in sicherer Ferne zu halten und dadurch den Fängen der Kriminalpolizei zu entgehen. Auch dann, wenn eines Juden Leben ganz von gaunerischer Tätigkeit erfüllt ist, wird er weit seltener gefänglich eingezogen als der nichtjüdische Gauner. So sagt Thiele: „Nur der jüdische Gauner kann 70 bis 80 Jahre alt werden, ohne mehr als höchstens einige davon in Gefängnissen und Zuchthäusern verbracht zu haben.“ Was aber diesen von den übrigen gewerbsmäßigen Verbrechern am meisten unterscheidet, ist seine Verbindung mit dem gesamten Judentum durch Rasse und Kult und seine vollkommene Beherrschung des „Kochemer Loschen“. In beiden Hinsichten ist der nichtjüdische Gauner im Nachteil.

Das „Kochemer Loschen“ ist, wie schon gesagt, ein deutsches Sprachgeheimnis. Avé Lallemant sagt von ihm in seinem „Deutschen Gaunertum“: „Die Gaunersprache ist das mit tausend Fäden ausgespannte feine Gewebe, mittels dessen das Gaunertum das Volk in Sitte und Sprache umgarnt hält. Man muß, um die Gaunersprache vollkommen begreifen zu können, sie nicht allein hören, sondern auch sehen! Denn sie wird mit dem Tone auch sichtbar in der unnachahmlichsten Mimik, Gestikulation und Zeichenfülle, die in ihrer blitzschnellen Heimlichkeit kaum je vollständig zu beobachten, geschweige denn zu schildern ist. Der Griff ans Halstuch, ans Kinn, in die Haare, die Bewegung der Hände, Stellung der Füße, Blick, Atemholen, Lächeln, Räuspern Weinen, jeder Ausdruck einer Empfindung und Leidenschaft, jede wie zufällig erscheinende Bewegung: alles in, aus, an, bei und mit dem Gauner spricht und ist ein Sprachkommentar, womit neben dem unverfänglichen Wort bejaht, verneint, gebeten, gewarnt, gedroht wird. Und alles

Geheimnisvolle, Unverständliche, Unnahbare ist dem Gaunergeiste begreiflich, deutlich, offen und klar."

Die Gaunersprache hat sich in den nichtdeutschen europäischen Staaten in ähnlicher Weise ausgebildet wie bei uns: die englische Gaunersprache heißt „Backslang" oder „Cant", die italienische „Gerko", die französische „Argot", die spanische „Germanas", die skandinavische „Fantes sprog". Überall in diesen Sprachen, vor allem aber in der deutschen Umgangssprache, mehren sich leider von Jahr zu Jahr die verschiedensten Ausdrücke aus der jüdischen Gaunersprache. Viele dieser Wörter sind seit langem so allgemein in Gebrauch gekommen, daß ihre Fremdartigkeit und vor allem jüdische Herkunft gar nicht mehr empfunden wird, wie zum Beispiel bei Bluff, Buze, Kaff, Tratsch, Kluft (Kleid), Kies (Geld), Kohldampf (Hunger), mies, mogeln, mauscheln, Pleite, Ramsch (Betrug), schachern, Schlamassel, schmusen, schnodderig, schmissig, Schnack, schnorren, schofel, uzen, verkohlen usw. Es ist sicherlich ein bedenkliches Zeichen, wenn solche fast ausschließlich hebräischen Wortgebilde der Gaunersprache bei uns im Sprachgebrauche immer häufiger verwendet werden und immer weniger als sprachliche Fremdwörter und schon gar nicht als solche der jüdischen Gaunersprache erkannt werden.

Das „Kochemer Loschen" führt von selbst zur „Kabbala", jenem Buch der gefährlichen Geheimnisse, die seit jeher der Gegenstand allgemeiner Wißbegier waren. Mit ihrer Hilfe umgarnt der gaunernde Jude sein Opfer mit einem Netz von List, Lug und Trug, das der Wahrheit und Rechtlichkeit täuschend ähnlich sieht und erst dann als das, was es ist, erkannt wird, wenn der Gauner seinen Zweck erreicht und sich selbst in Sicherheit gebracht hat. Bekannt ist die furchtbare, zersetzende Wirkung dieser jüdischen Geheimlehre am Ausgang des Mittelalters: sie ist in den beiden Worten Teufelsbündnis und Hexenprozesse enthalten. Die christliche Zaubermystik ist nichts anderes als ein unglückseliger Ableger der jüdischen „Kabbala" und führte mit ihrem törichten Aberglauben und ihrem ungeheuerlichen Irrwahn zu den entsetzlichen Zeiten der Hexenverfolgungen. Ebenso wie die jüdische Gaunersprache ist auch die „Kabbala" in mannigfachster Art ins Leben des deutschen Volkes eingedrungen, ohne daß dieses eine bestimmte Ahnung von ihrem Ursprung gewann oder gewinnen konnte. Beharrlich und unvertilgbar haben diese Formen bis auf den heutigen Tag ihr unheimliches Leben bewahrt und werden auch jetzt noch immer von Alchimisten, Astrologen, Chiromanten, Kartenaufschlägern usw. zu verworfenen Zwecken heraufbeschworen. Es wäre verfehlt, über diese Tatsachen mit hochmütigem Lächeln hinwegzugehen: man wird der „Kabbala", ebenso wie der jüdischen Gaunersprache, noch einmal ganz tief auf den Grund gehen müssen, wenn man des „Judentums und seiner ureigensten Schöpfung, des Gaunertums, wirklich Herr werden will.

Die Gaunersprache hieß seit dem Dreißigjährigen Krieg auch die „Feldsprache", denn die damalige Soldatensprache war stark vom Gauneridiom durchsetzt. Das Heer der Marketender und Marketenderinnen bestand ja fast ausschließlich aus Gaunern, Juden und Dirnen; auch die den Söldnerheeren vorangehenden Kundschafter waren stets Zigeuner und jüdische Gauner. Der Jude als geborener Mädchenhändler führte aber nicht nur regelmäßig den Heeren die Dirnen zu, er tat dies überall, wo Nachfrage danach herrschte, so auch bei den verschiedenen „heiligen" Konzilien, bei welchen manchal bis zu 2000 Dirnen zur Unterhaltung der frommen geistlichen und weltlichen Herren zur Verfügung standen. Auch diese schmarotzende Beschäftigung war eine unversiegliche Quelle des Reichtums für den Juden.

Es ist daher ganz unrichtig, wenn manche meinen, daß sich die Juden nur durch den Ausschluß aus allen ehrlichen Ständen und durch angeblich härteste Bedrückung und Verfolgung dem Gaunertum ergeben hätten. Niemals haben Armut und Entbehrungen sie zu diesem Schandgewerbe getrieben, sondern einzig ihre angeborene Schmarotzernatur mit dem ewig gleichen Ziel der restlosen Aussaugung des Wirtsvolkes. Ihr Paradies war seit jeher Krieg, Revolution, Aufruhr, Auflösung aller Art Alle Fäulnis und Entartung, alles Elend, alle Not, alles Blut, alle Tränen, jeder Verlust ehrlich erworbenen Gutes war stets ihr Glück und ihr Gewinn! Dies alles beschränkte sich nicht etwa auf die mittelalterlichen Zeiten. In den Befreiungskriegen zum Beispiel folgte dem russischen Heere eine Rotte polnischer Juden als Marketender: Nach Friedensschluß stolzierten dieselben polnischen Juden als „Großkaufleute" und „Bankiers", sporenklirrend und die Finger voll Brillantringen, in den Straßen Berlins umher Und heute ist es bei allen unseren Nachbarn immer noch so, nur daß jetzt die Erscheinungen ins Ungemessene, ins Märchenhafte gewachsen sind: Börsenspekulanten, Konjunkturritter, Wucherer- und Schiebertum, also das moderne jüdische Gaunertum reinsten Wassers, waren ja vor der Machtübernahme durch Adolf Hitler auch bei uns in höchster Blüte.

Noch vor einigen Jahren war es ganz ungewiß, ob das deutsche Volk je wieder. frei von der jüdischen Schande, sein Haupt würde erheben können. Viele weitschauende Geister, wie zum Beispiel Friedrich Nietzsche, hatten die sorgenvolle Frage gestellt, ob eine deutsche Kultur werde bestehen bleiben können, wenn einmal die proletarische Hochflut vernichtend über unseren Erdteil hinweggebraust sei. In letzter Stunde hat der Nationalsozialismus das Deutsche Volk von der jüdischen Gefahr befreit. Aber ansonsten hat Juda sein Ideal, sich die gesamte Welt zu Sklaven zu machen, fast überall verwirklicht, und das Weltsklaventum, vom Zinssklaven und Arbeitssklaven bis zum gewerbsmäßigen Gauner, jauchzt in bemitleidenswerter Verblendung seinem tückischen Sklavenhalter zu!

Aber auch das jüdische Schmarotzertum findet einmal seine Grenze: entweder es stirbt das ausgesogene Wirtsvolk ab oder es ist noch kräftig genug, um den Parasiten aus seinem Körper zu entfernen, so wie es das deutsche Volk getan hat. Dieses sorgt für seine Volksgenossen und läßt sie nicht dem jüdischen Gaunertum verfallen. Das ist die einzige Möglichkeit, den Schmarotzer mangels des benötigten Sklaventums, nämlich des vergaunerten Proletariats, zum Weichen zu bringen. Wenn der Lüge des Juden die Wahrhaftigkeit, wenn seiner Tücke aufrechtes und mannhaftes Wesen, wenn seinem Egoismus ein edler Gemeinsinn und seinem Gaunertum ehrlicher Arbeitswille entgegengesetzt wird, muß der Parasit von seiner Beute lassen. Überall dort, wo der Grundsatz des einstigen deutschen Rechtes: „Gemeinnutz geht vor Eigennutz!" zu Ehren kommt, bedeutet dies nicht nur das Ende des jüdischen Gaunertums, sondern das Ende Judas überhaupt.

WERNER FUCHS-HARTMANN:

Minnesänger aßen mit den Fingern

Der gute Ton in der Antike * Das erste Gabelfrühstück
Josephine blamiert sich * Fest der Seelen bei Goethe

Eßsitten sind der Mode unterworfen. Das kann man an vielen Gemälden aus verschiedenen Epochen studieren. Namentlich von den Sittenschilderern aller Zeiten wird darüber oft ausführlich berichtet. Guter Ton? Er hat gar keine so starren Regeln, wie man meint — man mache nur einen kleinen Spaziergang durch die Geschichte, dann kommt man zu dem Ergebnis: erlaubt ist, was gefällt!

*

In der Glanzzeit der griechischen Antike aßen die vornehmen Gäste von blanken Tischen, die aus kostbarem Holz gefügt waren. Die Platte mußte nach jedem Gang mit aromatischen Kräutern gereinigt werden, da man es bei aller geistigen Kultur doch noch nicht verstand, die Grenzen seines Tellers zu achten, aus manchem Lehrgedicht und mancher Satire zeitgenössischer Dichter geht dies zur Genüge hervor.

Sehr bezeichnend spricht sich Ovid in seiner Liebeskunst hinsichtlich der Tischsitten aus. Der Dichter legt darin den Frauen nahe, am Wein stets nur zu nippen, und die Speisen möglichst nur zu kosten, jedenfalls niemals mit einem Zeichen von Hunger an den Mund zu führen. Hingegen findet er gar nichts dabei, wenn der Jüngling mit dem Finger in das Weinglas taucht, um mit dem roten Saft eine Liebeserklärung auf die Tafelplatte zu schreiben

*

Später war man noch unbedenklicher. So gehörte es in den Jahren der Minnesänger zu den selbstverständlichen Pflichten eines Gastgebers, stets die Dame mit ihrem Anbeter zusammenzusetzen. Man machte die Sache sogar dadurch noch auffälliger, daß man dem Paar nur einen Teller gab, und da man unbekümmert mit der vollen Hand in das Ragout fuhr, muß das gelegentlich sehr ergötzlich gewesen sein, zumal es das vornehmste Recht des Ritters war, mit liebevollen Worten und guten Bissen das „minnigliche Weib" zu bedenken.

*

Später, nach der Großen Französischen Revolution, machte sich in Paris ein starker englischer Einfluß geltend in allen Dingen, die die Gestaltung des Lebens betrafen So wurde etwa die Schokolade, die zuvor ein Menschenalter lang die wichtigste Rolle beim Frühstück gespielt hatte, durch den Tee verdrängt, den man auch bald bei den nachmittäglichen Gesellschaften bevorzugte. Hinzu kam noch, daß bei den Bourbonen um neun gefrühstückt, um zwölf zu Mittag gegessen und ungefähr gegen zehn Uhr das Abendessen eingenommen wurde. Jetzt frühstückte man um zwölf, aß gegen sieben das Diner und soupierte oft mitten in der Nacht. Da kam in einem Restaurant des Boulevard die Wirtin, Madame Hardy, auf den Gedanken, allerlei kleine Fischgerichte um die alte Mittagszeit bereitzustellen. Damit wurde das in England längst bekannte „Gabelfrühstück" auch auf dem Festland eingeführt.

*

Die napoleonische Ära, die sich sehr viel mit antiken Vorbildern beschäftigte — die ganzen Stilformen des Empire bekunden dies —, zeitigte mitunter grobe Geschmacklosigkeiten. So kam einmal die Kaiserin Josephine auf den Gedanken, ihren Damen eine gastronomische Orgie à la Heliogabal zu bereiten. Der Koch mußte im Jardin des Plantes die seltensten Vögel beschlagnahmen und bei den Händlern alle Nachtigallen zusammenkaufen, um so die Sensation antiker Gerichte zu ermöglichen. Aber — mochte es nun am Koch oder an den Zutaten gelegen haben — jedenfalls schmeckte die Geschichte ganz abscheulich. Das mißratene Damendiner fiel der allgemeinen Lächerlichkeit anheim, und Napoleon tobte, denn sein Lieblingspapagei hatte auch auf der Speisekarte gestanden!

*

Abgesehen von derartigen Entgleisungen nahm man in Frankreich von den römischen Gastmählern im übrigen mit sicherem Instinkt nur das auf, was sich einem zeitgemäßen Rahmen ohne Zwang einfügen ließ. So hatte man sich nach antiken Vorbildern daran gewöhnt, die Festtafel mit Blumen zu schmücken. Auch in Deutschland griffen gepflegte Hausholtungen schon früh diese schöne Sitte auf. So berichtet uns Karoline von Wolzogen über ein „Fest der Seelen" bei Goethe, der schon immer als ein Freund stimmungsvoller Gastmähler gegolten hatte. Die Tafel war überreich mit Blumen geschmückt und ein als Amor verkleideter Knabe begrüßte die Gesellschaft, zu der auch Wieland und Amalie von Imhoff zählten.

*

Seitdem im 18. Jahrhundert der Zuckerbäcker Travers zu Paris das Konfekt und die kleine Pastetenform geschaffen hatte, begann man allmählich auf die mitunter barbarische Pracht der sogenannten Schaugerichte zu verzichten. Die Erfindung des europäischen Porzellans trug noch mehr dazu bei, den Zug zu intimen Wirkungen zu verstärken. Das derbe Zinn, das schlichte Fayencegeschirr und sogar manches schwere Tafelsilber mußte der „weißen Königin" weichen, die nun anfing, bei der Tafelrunde Friedrichs des Großen, den schwelgerischen Gelagen Augusts des Starken ihre historische Rolle zu spielen . . .

Eine folgenschwere Skatpartie

Heiteres Erlebnis aus einer jungen Ehe von Georg Otto

„Der Skatabend gestern bei Schlüters war wieder prima", sagte Friedrich König am Sonntagmorgen zu seiner Frau. „Das habe ich gemerkt", antwortete Grete etwas anzüglich, „wenn man aus deinem späten Nachhausekommen schließen will." Fritz gab seiner Frau einen Sonntagmorgen- und Versöhnungskuß in einem. „Ich habe auch eine Überraschung für dich, meine liebe Grete." Jetzt war die kleine Frau wieder versöhnt und sah ihren Mann gespannt an. „Ich will dir verraten", sagte dieser schmunzelnd, „was mir bei Schlüters gestern so gut gefallen hat Es gab nämlich zum Bier ein paar ausgezeichnete Schnäpse, die mir ebenso ausgezeichnet bekommen sind Da wir drei Spieler und drei Kiebitze waren, machte jede Runde sechs Gläser. Erst wollte Schlüter nicht mit der Sprache raus, wie er zu dem guten Schnaps gekommen war, der gar kein Ende nahm. Dann hat seine Frau es mir doch verraten. Sie machen ihre Liköre und Schnäpse selbst mit — Reichel-Essenzen. Das sind natürliche Likör-Grundstoffe aus Kräutern und Früchten." „Donnerwetter", sagte Frau Grete mit Hochachtung, in die ein klein wenig Neid gemischt war. „Aber ist das nicht furchtbar schwierig?" „Das habe ich auch gedacht", erwiderte Fritz. „Es ist aber einfach wie Kaffeekochen. Man braucht noch 1/2 Liter Weingeist, 1/2 Pfund Zucker, dazu 1/2 Liter Wasser und macht daraus 2 Flaschen Likör. In unserer Drogerie bekommen wir alles, was wir brauchen. Da gibt es auch an 100 verschiedene Sorten zur Auswahl." Grete war begeistert. „Wenn ich nächste Woche meinen Damenkaffee gebe, setze ich auch selbstgemachte Liköre vor. Überhaupt, wenn Gäste kommen, ist es gut, so etwas im Hause zu haben." „Und mich vergißt du wohl ganz und gar", brummelte Fritz, der sich etwas zurückgesetzt fühlte, noch dazu, wo er seiner Frau den guten Tip gegeben hatte. Jetzt bekam er einen Extrakuß. „Für dich werde ich immer etwas Besonderes brauen", sagte Grete fröhlich, „wenn du mir versprichst, nicht mehr so spät nach Hause zu kommen." Fritz lachte, schrieb an die Fabrik: Otto Reichel in Berlin-Neukölln, Elbestraße 10, und ließ sich eine Gratisprobe schicken mit dem „A.B.C. der guten Schnäpse." Da konnte seine Frau lesen, wie man sich seine Liköre **selbst macht mit — Reichel-Essenzen —, den natürlichen Likör-Grundstoffen aus Kräutern und Früchten.**

Humor

Ein Missionar kam auf seiner Reise in ein indisches Dorf. Seine Habseligkeiten wurden in eine Hütte gelegt, während er selbst eine Predigt halten wollte. Er fragte den Dorfältesten, ob seine Sachen auch sicher lägen, worauf der Alte ruhig erwiderte: „Ja, dein Gut ist ganz sicher, hier gibt es ringsherum keinen weißen Mann!"

*

Am Schwarzen Brett einer Universität hing eines Tages folgender Zettel: „Würde der Herr, der am Dienstag aus dem Lesezimmer einen Regenschirm mit Hornkrücke mitnahm, so freundlich sein und den Schirm beim Pedell abgeben?" — Am nächsten Tage stand mit Bleistift darunter gekritzelt: „Noch nicht, Wetter noch zu unbeständig!"

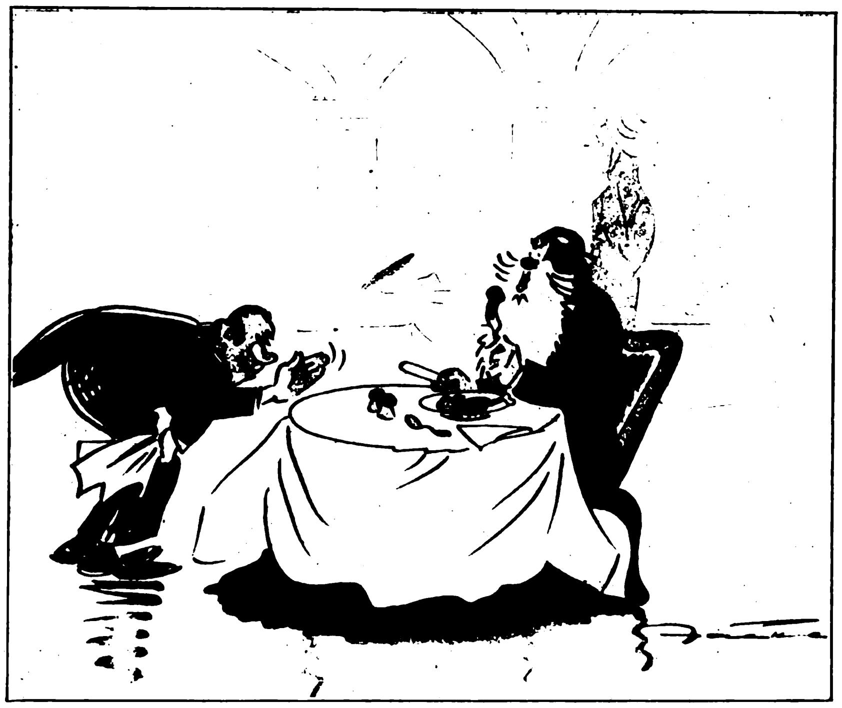
*

Heiratsvermittler: „Haben Sie noch besondere Wünsche, gnädige Frau?"

Sie: „Ja, es wäre mir lieb, wenn der Herr Kragenweite 42 hätte, denn ich habe noch so viele Kragen von meinem vorigen Manne liegen!"

*

Ein amerikanischer Millionär, der durch Lederhandel reich geworden war, gab ein großes Festessen. Seine Frau bemerkte mit Mißfallen, daß er die ganze Zeit stumm dasaß und nicht ein Wort an die vielen berühmten Gäste richtete. Bei Gelegenheit stieß sie ihn an und flüsterte: „Warum sprichst du nicht?" — „Wozu?" brummte er, „hier versteht doch keiner was von Leder!"



Hilfestellung.

„Noch ein Zdeechen weiter rechts! und dann hineiiin!"

Zeichnung: Fäcke.

„Hast du im Laufe der Ehe eine Veränderung an deinem Manne bemerkt?" — „O ja! Früher erzählte er mir, was in seinem Herzen vorging; heute spricht er ausschließlich von seiner Leber!"

Aus einem Reisebericht: „. . . am Ufer des Tschadsees sahen wir ein mit sechs Weibern bemanntes Boot der Eingeborenen . . ."

*

Gast: „Herr Wirt, wer hat denn das Klavier so demoliert?"

Wirt: „Neulich hatte der hiesige Boxverein eine Sitzung hier, da hat einer der Boxer derartig schlecht gespielt, daß ihm ein anderer darauf das Klavier wegnehmen wollte . . . bei dem Handgemenge ist es dann mitten durchgerissen worden."

*

„Das einzige, was Sie tun können, ist, daß Sie sich ganz und gar in Ihre Arbeit vergraben!" rät der Arzt dem Patienten, der ihn wegen seiner angegriffenen Nerven aufsuchte.

„Um Himmels willen, Herr Doktor", erwidert dieser, „ich bin Betonmischer!"

*

Ein englischer Offizier kam aus den Kolonien zurück und brachte als Andenken zwei exotische Lachtauben mit, deren Pflege seinem Diener anvertraut war. Eines Morgens lag der eine Vogel tot im Käfig. Da der Offizier sehr jähzornig war, wußte der arme Bursche nicht recht, wie er es seinem Herrn sagen sollte. Der fragte wie üblich: „Alles in Ordnung?" — „Jawohl!" — „Die Lachtauben gefüttert?" — „Jawohl, bloß . . .!" „Ist was los?" — „Nein, bloß, was die eine Lachtaube ist, die hatte heute morgen nichts zu lachen!" sagte der Diener

Schach-Beobachter

Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Um die Weltmeisterschaft

10. Wettkampfpartie, Nimzo-Indische Verteidigung

	Weiß: Dr. Aljechin	Schwarz: Dr. Euwe		Weiß	Schwarz
1.	d2—d4	Sg8—f6	21.	Lb2—c1	Df4—h4[4]
2.	c2—c4	e7—e6	22.	Dd3—e2	Td8—e8
3.	Sb1—c3	Lf8—b4	23.	g2—g4	Sa5—c6[5]
4.	Dd1—c2	d7—d5	24.	Kg1—g2	Sc6×e5[6]
5.	c4×d5	Dd8×d5	25.	d4×e5	Sf6—h5
6.	e2—e3	c7—c5	26.	g4×h5	Tc8×c4
7.	a2—a3	Lb4×c3	27.	De2—f3	Te8—f8
8.	b2×c3[1]	Sb8—c6	28.	h5—h6	f7—f5
9.	Sg1—f3[2]	0—0	29.	Df3—g3	Dh4×g3
10.	c3—c4	Dd5—d6	30.	f2×g3	Tf8—c8
11.	Lc1—b2	c5×d4	31.	h6×g7	Tc4—c2†
12.	e3×d4	b7—b6	32.	Kg2—f3	Tc2—c3†
13.	Lf1—d3	Lc8—b7	33.	Lc1—e3	Tc3×a3
14.	0—0	Ta8—c8	34.	Td1—d7	Tc8—c4
15.	Dc2—e2!	Dd6—f4	35.	Kf3—f2	Tc4—c2†
16.	Ta1—d1	Tf8—e8	36.	Te1—e2	Ta3—a2
17.	h2—h3	Sc6—a5	37.	Te2×c2	Ta2×c2†
18.	Sf3—e5	Lb7—e4[3]	38.	Kf2—f3	a7—a5
19.	Tf1—e1	Le4×d3	39.	Le3—h6	Tc2—c8
20.	De2×d3	Te8—d8	40.	Td7—e7	Aufg.

[1] Bis hierher ist die Eröffnung gleich gespielt wie in der 8. Wettkampfpartie.

[2] Mit 9. f2—f3 sich eine starke Bauernmitte aufzurichten, wie in der 8. Partie, geht jetzt nicht mehr, weil das Pferdchen schon auf c6 steht. Es würde zur Bauernaufrollung kommen mit 9. . . ., c5×d4; 10. c3×d4, e6—e5!

[3] Schwarz will den weißen Läufer tauschen, damit der Punkt c4 schwach wird.

[4] Bis hierher hat Schwarz sehr gut gespielt. Die weißen Bauern bieten dem Schwarzen Angriffsobjekte. Der Textzug stellt sich als verfehlt heraus. Es war 21. . . ., Df5 geboten, worauf nach den besten Zügen 22. De2, Sd7 Schwarz gut stand.

[5] Das ist die schwächste Verteidigung. Zu versuchen wäre noch 23 . . ., h7—h5 nebst 24. . . ., Sh7, um der Dame Rückzugsfelder zu geben. Das Schlagen mit 23. . . ., D×h3 verbietet sich ebenfalls wegen 24. Td3, Dh4; 25. Tg3. mit der Drohung 26. Sf3!

[6] Nun verliert Schwarz eine Figur. Die Gewinnführung für Weiß ist nur mehr eine Sache der Technik.

Eine taktische gute Leistung Aljechins. Der Stand nach der 10. Partie war $6^{1}/_{2} : 3^{1}/_{2}$ für Aljechin.

Aufgabelösung aus Folge 41

Dreizüger von Gerda Richter, Berlin.

Weiß: Ke7, Ld2, Sd6, Sf4, Ba3, b5, c2, e2 (8)

Schwarz: Kc5, Dh3, Sa4, Bb6, e6, h4 (6)

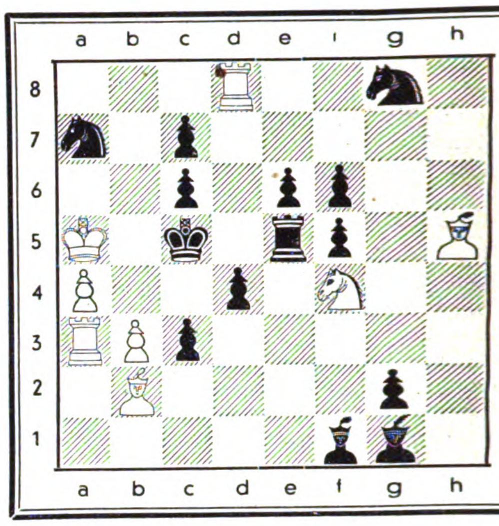
1. e2—e4, Sc3; 2. Le3† D×e3; 3. S×e6‡ usw.

Richtig gelöst: P. Schurig, Sebnitz; Dr. Münch, Bocholt; A. Oßwald, Weimar; M. Stamnitz, Freiburg i. B.; Herb. Schulz, Bln.-Neukölln; W. Fenchel, Gau Odernheim; H. Picking, Berlin W; M. Templin, Friedensstadt; M. Loch, Berlin N; J. Herwig, Gotha; G. Peipers, Eckardtsheim; E. Mombaur, Solingen-Ohligs; A. Seber, Trier; R. Weng, Königsberg; J. Vetschera, Wien; F. K. Lüdtke, Berlin NO; O. Gothner, Goslar; Ch. Ginader, Endorf; R. Zantopp, Duisburg-Hamborn; M. Burdack, Hormersdorf; C. Bilfinger, Heidelberg; P. Fröhlich, Schmirchau; Ebeling, Potsdam; C. Jung, Cuxhaven; F. Holzhaider, Miesbach; Prof. Polster, Nossen; L. Hohensee, Bln.-Friedenau; F. Lichtenberg, Köln-Mülheim; Dr. K. Schmidt, Neunkirchen, usw.

Aufgabe (Urdruck)

Von Heinrich Gue, Magdeburg

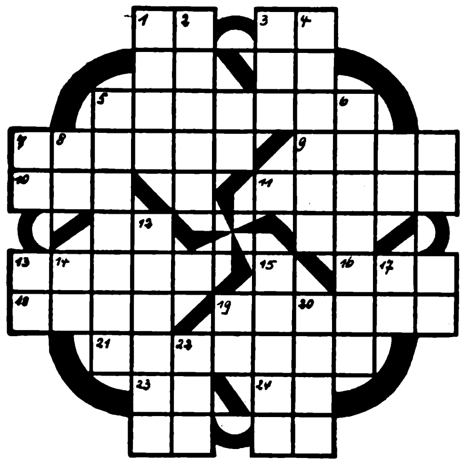
Schwarz: Kc5, Te5, Lf1, Lg1, Sa7, Sg8, Bc3, c6, c7, d4, e6, f5, f6, g2 (14).



Weiß: Ka5, Ta3, Td8, Lb2, Lh5, Sf4, Ba4, b3 (8).
Weiß zieht und setzt in vier Zügen matt.

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



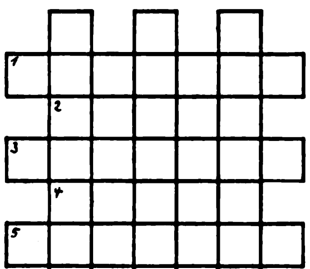
Waagrecht: 1. russ. Strom, 3. persönl. Fürwort, 5. deutsche Stadt, 7. afrikan. Volk, 9. Autofabrikant, 10. Papagei, 11. Stadt am Schwarzen Meer, 13. Teil des Halses, 16. Zahl, 18. südamerik. Hauptstadt, 19. Fisch, 21. südamerik. Republik, 23. Hohlmaß, 24. Flächenmaß. — Senkrecht: 1. schwed. Münze, 2. Frucht, 3. Beteuerung, 4. männl. Vorname, 5. griech. Münze, 6. Rechtsbegriff, 7. Flächenmaß, 8. persönl. Fürwort, 12. Faserpflanze, 14. Nahrungsmittel, 15. Land in Afrika, 17. franz. Artikel, 19. wie 7 senkrecht, 20. gerippter Stoff, 22. Stadt in Württemberg.

Zahlenrätsel

1	2	7	9	10	7					Mineral
2	9	9	4	11	10	11				Eßlust
3	4	1	4	6	8	4	12			Frühstück
4	13	13	10	9	7	4				geometr. Figur
5	12	4	8	8	14	13	2	7		Sammellinse
6	13	11	12	2	15	2	12	10	8	Mineralfarbe
7	2	8	3	2	13	4				Fußbekleidung
4	10	7	5	4	12	14				Schiffahrtshindernis
8	2	11	12	10	6	15				chem. Element

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben den Namen einer Nordseebucht.

Magische Figur



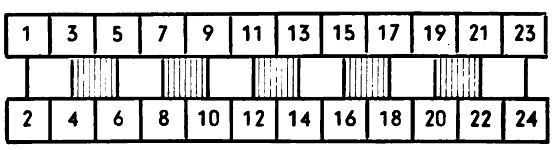
Die Buchstaben: d d d d d e e e e e e e e f f h h i i i i i l l l l n n o o p p p r r r r werden so in die Figur eingesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Blütenstrauch, 2. Donauzufluß, 3. Zahnwal, 4. Kunsthistoriker, 5. Zeitabschnitt.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a — ar — as — best — che — de — deau — des — do — don — dor — dorf — dur — ef — ei — ei — fek — gen — green — gu — ham — i — i — i — kand — ke — kel — kir — land — len — man — mar — mon — mos — nar — nau — no — o — ot — ra — rau — re — ro — ron — sa — sa — sal — sal — sau — sche — schok — se — sis — so — sol — te — ten — ti — toll — va — vi — wich — ze — zis — zun werden 24 Wörter gebildet, deren erste und letzte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Reichsminister Dr. Frick ergeben. (ch = 1 Buchstabe.) 1. europ. Strom, 2. Dinosaurier, 3. Insel, 4 Blume, 5. Weissagung, 6. Gedicht, 7. Stadt in England, 8. Wagnersche Bühnengestalt, 9. Badeort in Thüringen, 10. Wollstoff, 11. Ort bei Aachen, 12. Tanzlied, 13. Gemüsepflanze, 14. Freistaat in Mittelamerika, 15. Stadt in der Niederlausitz, 16. Wertpapiere, 17. ägypt. Göttin, 18. Stadt im asiat. Rußland, 19. Giftpflanze, 20. Stadt an der Mulde, 21. Mineral, 22. griechische Insel, 23. Vorort von London (Sternwarte), 23. junges Militärpferd.

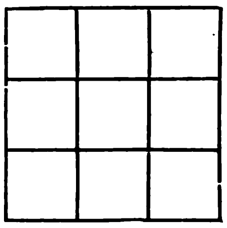
1 .... 9 .... 17 ....
2 .... 10 .... 18 ....
3 .... 11 .... 19 ....
4 .... 12 .... 20 ....
5 .... 13 .... 21 ....
6 .... 14 .... 22 ....
7 .... 15 .... 23 ....
8 .... 16 .... 24 ....

Silbenband



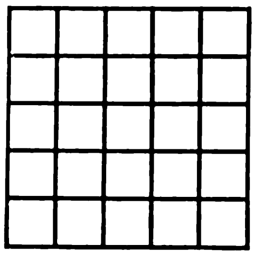
Die Silben: a a be bos do du en en ge ich ka ka kel le meer mon neu ni nis pan pe ra ri rie rie se sel to ur wein werden so in die Felder verteilt, daß von oben nach unten Wörter entstehen, von denen immer zwei die gleiche Mittelsilbe haben. Ist die Lösung richtig, so ergeben die Mittelsilben eine Insel im Großen Ozean.

Die Wörter bedeuten: 1—2 afrikan. Raubtier, 3—4 Nervenschwäche, 5—6 Papagei, 7—8 amerikan. Schwein, 9—10 Ernte, 11—12 Gemüsepflanze, 13—14 griech. Sagengestalt, 15—16 Geliebter der Venus, 17—18 italien. Männername, 19—20 jugoslaw. Landschaft, 21—22 Wasserstraße, 23—24 Nachkomme.



Arithmetik

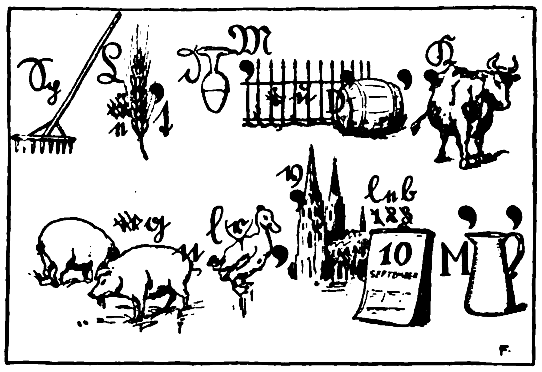
Die laufenden Zahlen von 41—49 sind so in die Felder einzusetzen, daß sowohl waagrecht wie senkrecht sowie beiderseitig diagonal die Summe von 135 entsteht.



Magisches Quadrat

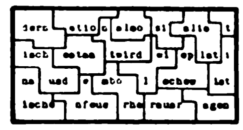
Die Buchstaben: e e e c i i i i l l l l m n n n o o o o r r t t w werden so in die Felder eingesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. — 1. Gewebefaser, 2. Sternbild, 3. kaufm. Grenze, 4. franz. Strom, 5. Wasservögel.

Bilderrätsel



Lösungen der Rätsel aus Folge 44

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Karat, 5. Armin, 10. Aden, 11. Oede, 12. rein, 13. Diaz, 14. Man, 15. Eid, 18. An.. 19. Lot, 21. Lara, 23. frei, 26. Ader, 27. Jahn, 28. Nase1. 29. Ham'n. — Senkrecht: 1. Kar, 2. Ade, 3. Reim, 4. Annam, 6 Rodin, 7. Meid, 8. Ida, 9. ne.. 16. Enare, 17. Sofia, 18 Ares, 20. Tram, 21. Lar, 22. Ar.. 24. Ebe, 25. Inn ✱ **Telegrammrätsel:** 1. **Oder**, 2. Egart, 3. Granate, 4. **Muenster**, 5. Stern, 6. **Freia**, 7. **Heliotrop**, 8 Ginster, 9. **Bunsen**, 10. **Reibeisen**, 11. **Argentinien**, 12. Kor**wehr**, 13 **Halma**, 14. **Wachtel** „Der Garant unserer Freiheit ist unsere eigene Wehrmacht." ✱ **Ordnungsrätsel:** Es dürfen weder der Künstler aus der Entwicklung seines Volkes noch sein Kunstwerk aus dem Besitztum der Nation weggedacht oder gar verschleudert werden. ✱ **Differenzrätsel:** 1. (R)ad(e), 2. (W)olf, 3. Hi(r)t, 4 Le(ie)r, 5. (Ar)z(n)ei, 6. G(ann)t, 7. (M)un(d), 8 S(o)den, 9. We(r)g „Adolf Hitler zeigt uns den Weg." ✱ **Mosaikrätsel:** Lösung in nebenstehender Abbildung.



✱ **Silbenrätsel:** 1. **Normandie**, 2. Tie**fenbach**, 3. **Serum**, 4. **Lombarde**i, 5. **Erlkönig**, 6. **Heinrich**, 7. Gericht, 8 **Quartett**, 9. **Versicherung**, 10 Buschnigger, 11. **Wächtler**, 12. **Be**gegnung, 13. **Benares**, 14. **Runde**, 15. **Reserve**, 16. **Staaten**, 17. **Antenne**. „Die Achse Rom-Berlin richtet sich nicht gegen andere Staaten." ✱ **Magischer Großdiamant:** 1. Abo, 2. Abend, 3. one, 4. Alt, 5. Alpen, 6. Tee, 7. Lei, 8. Seine, 9. Inn, 10. Gin, 11. Eisen, 12. neu. ✱ **Silbenaustauschrätsel:** Ohne wirtschaftliche Unabhängigkeit ist die politische in Frage gestellt.

Humor der anderen

Dame: „Ich möchte einige Reiseeinkäufe machen. Vor allem Kleidung. Ich fahre nach Argentinien."

Verkäufer: „Oh, dann haben Sie vor allen Dingen warme Stoffe nötig."

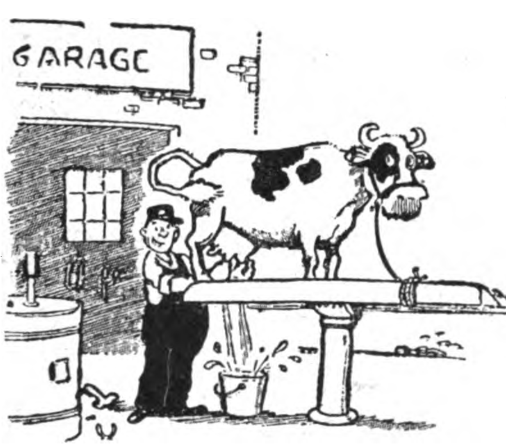
Dame: „Warme Stoffe? Man sagte mir, dort sei ein warmes, sehr mildes Klima."

Verkäufer: „Ein Irrtum, gnädige Frau! Bedenken Sie, wir bekommen von da das Gefrierfleisch!" (Answers.)

*

„Was würde dein Vater wohl sagen, wenn ich bei ihm um deine Hand anhielte?"

„Aber Freddy! Du kannst doch nicht von einer Dame erwarten, daß sie solche Worte wiederholt!" (Punch.)



Der schlaue Tankwart! (Everybodys Weekly.)

Die Gattin: „Du verschlingst ja die junge Schauspielerin förmlich mit den Augen!"

Der Gatte: „Nicht doch! Ich finde nur ihre Toilette so wunderschön."

Die Gattin: „Ja! Die hat mindestens zweitausend Mark gekostet!"

Der Gatte: „O nein! Nur tausend sechshundert." (The Argonaut.)

*

„Eine schöne Überraschung, die ich gestern hatte!"

„Nun?"

„Ich versprach meiner Frau mal in einer schwachen Stunde, ich würde jedesmal, wenn ich sie geküßt hätte, einen Schilling in eine Sparbüchse stecken. Und das tat ich auch gewissenhaft. Als ich die Büchse nun gestern abend öffnete, finde ich auch eine Anzahl Zweischillingstücke darin! ‚Nanu?' frage ich meine Frau. ‚Meinst du, alle wären so knickerig wie du?' antwortete sie gelassen." (Puck.)

*

„Ich war sehr überrascht, als ich hörte, daß Sie so schnell nach dem Tode Ihres Mannes wieder geheiratet haben. Sie waren doch so glücklich mit ihm!"

„Ja, das war ich! Ich konnte es gar nicht vergessen, daß er so oft zu mir sagte: verschiebe nicht auf morgen, was du heute tun kannst." (Answers.)

*

Dame: „Ich kann es vor Schmerzen nicht mehr aushalten, Herr Doktor! Mein einziger Wunsch ist, zu sterben!"

Arzt: „Es war sehr recht von Ihnen, daß Sie mich holen ließen, gnädige Frau." (London Opinion.)

*

Sie: „Bitte, John, gib doch das Trinken meinetwegen auf!"

Er: „Aber, Maus, ich trinke doch nicht deinetwegen!" (Birmingham Age-Herald.)

Sie: „Wirklich, Charlie, du bist der am schäbigsten angezogene Mann in der ganzen Stadt. Kannst du dich nicht besser anziehen?"

Er: „Nein, Kind, es geht nicht."

Sie: „Aber warum denn nicht?"

Er: „Weil du die am besten angezogene Frau in der ganzen Stadt bist." (Tit Bits.)

*

Professor: „Ich habe meine goldene Brille verloren. Inserieren Sie dreimal in Ihrer Zeitung, daß ich dem, der sie mir wiederbringt oder mir sagt, wo sie ist, eine Belohnung von zehn Schilling zahle."

Expedient: „Sehr wohl, mein Herr! Das Inserat kostet acht Schilling."

Professor zahlt.

Expedient: „Danke sehr! Ihre Brille haben Sie auf der Nase."

Professor (bestürzt): „Wirklich? Wahrhaftig! Oh, verzeihen Sie! Dann darf ich wohl acht Schilling zurückerbitten."

Expedient: „Wieso? Ich bekomme vielmehr noch zwei Schilling dazu als Finder." (Answers.)



„Setzen Sie lieber Ihren Hut wieder auf — so ist es noch schlimmer!" (Everybodys Weekly.)

*

Sie: „Elender! Gib mir sofort den Brief!"

Er: „Welchen Brief?"

Sie: „Den du da in der Hand hast! Die Handschrift ist von einer Frau! Ich habe deutlich gesehen, wie du beim Lesen ganz blaß wurdest!"

Er: „Hier hast du ihn! Es ist eine Rechnung von deiner Schneiderin." (The Argonaut.)

Gastgeber: „Nun ich hoffe, daß es dir die acht Tage in meinem Häuschen gut gefallen hat."

Gast: „Ja. Es war recht nett, nur ein bißchen sonnig. Schade, daß die Bäume in deinem Garten noch so niedrig sind."

Gastgeber: „Oh, ich hoffe, daß sie tüchtig gewachsen sind, wenn du mal wieder kommst." (Harpers Weekly.)



Romantik

– – und die andere Seite

Cavalla, einer der bedeutensten Ausfuhrhäfen macedonischer Tabake, bildet den Schauplatz des 11. Berichtes unseres Sonderberichterstatters.

Dieser Bericht hat zwei Teile, einen romantischen und einen nüchternen.

Ich beginne romantisch wie der Abend, als ich in Cavalla ankam. Ein entzückendes Städtchen am Ägäischen Meer, auf langgestreckten Felsen sich aufreckend, mit all dem Zauber einer südlichen Hafenstadt.

Kleiner Abendbummel in der lebhaften Hauptstraße, dann abseits weiter durch die stillen, engen Gassen, die im blauen Mondlicht schlafen.

Da hörte ich auch obiges Liedchen, welches ich mir übersetzen ließ.

In einer kleinen Schänke am Meer saßen wir dann noch stundenlang unter dem sternenübersäten Himmel, kamen, wie immer in solchen Nächten, ins Philosophieren und rauchten und tranken, tranken und rauchten. —

Der zweite, nüchterne Teil meines Berichtes beginnt am nächsten Morgen — als ich mit dickem Kopf und schwerem Kater aufstand — werden Sie denken.

Aber weit gefehlt. Das war ja die Überraschung, daß ich vollkommen frisch und klar war. „Wie kommt es“, fragte ich, „daß ich nicht die geringste Nachwirkung des gestrigen Abends spüre?“

„Ich habe keine Kopfschmerzen und vor allem nicht den berüchtigten Raucherkater; wo wir doch soviel geraucht haben.“

„Aber Sie haben „SPÄTLESE“ geraucht“, unterbrach mich unser Fachexperte.

„Wieso, bekommt die denn besser?“

„Aber natürlich“, werde ich belehrt. „Die Erklärung liegt doch schon im Namen „SPÄTLESE“: Spätlese, das sind die wertvollsten Blätter der Pflanze, die, am spätesten geerntet, unter den reifenden Strahlen der Sonne die letzte Feinheit und Reife entwickeln.“

„Also deshalb schmeckt „SPÄTLESE“ nicht nur so gut, sondern ist auch so bekömmlich?“ fragte ich.

„So ist es“, sagte der Fachmann voll Stolz, „SPÄTLESE“ können Sie in vollen Zügen genießen — ohne es am nächsten Morgen zu bereuen.“





Die Befreier kommen!

Freude im befreiten Villaviciosa. Bei der Einnahme von Villaviciosa, östlich von Gijon, wurde den nationalen Truppen durch die Bewohner der vom bolschewistischen Terror befreiten Stadt ein überaus herzlicher Empfang bereitet. Jung und alt drängte sich um die Soldaten Francos, mit deren Einmarsch die Ruhe und Ordnung in dem schwergeprüften Städtchen wieder eingekehrt ist. Das Bild ist aus einem der einfahrenden Wagen der motorisierten Kolonnen aufgenommen.



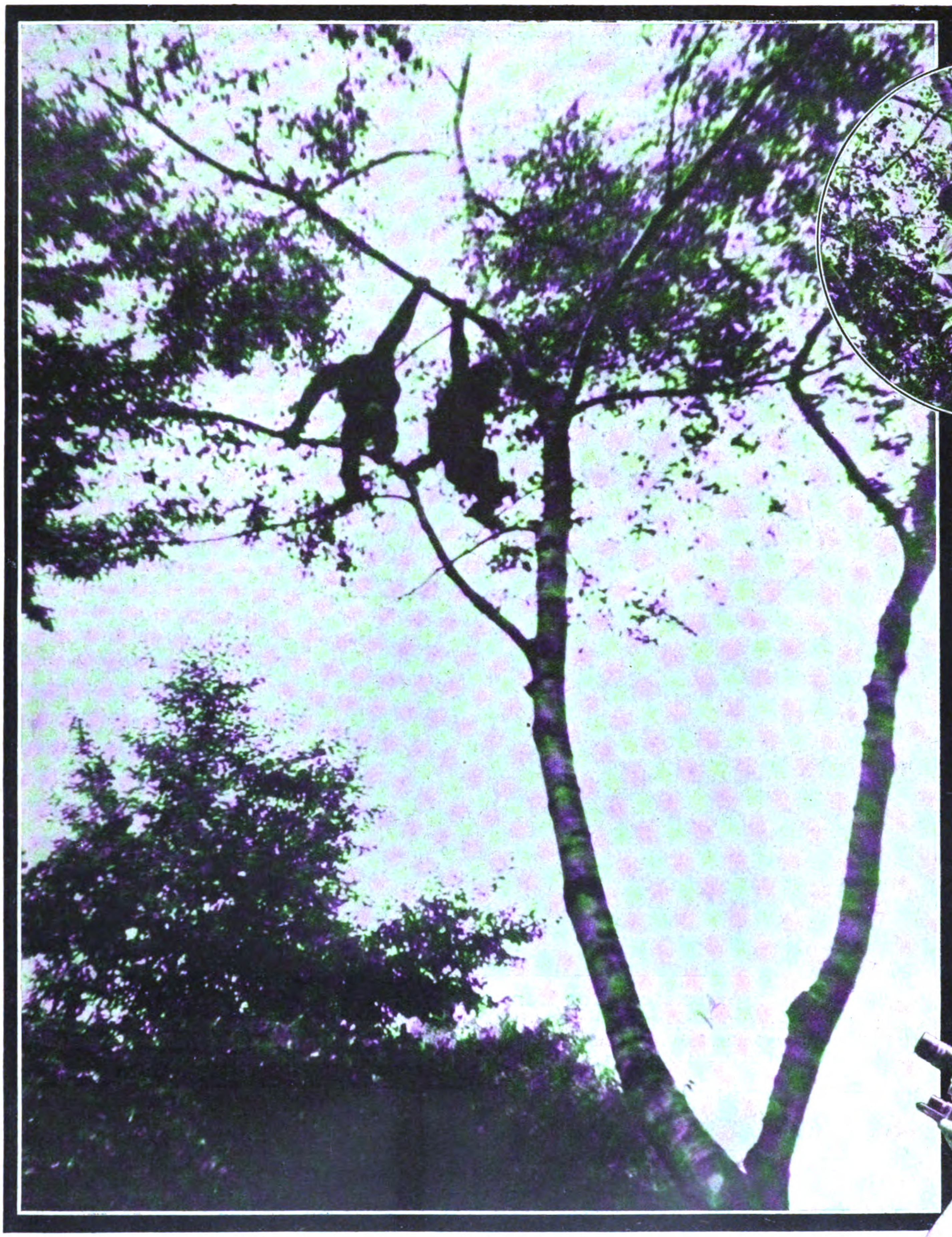
Reichsleiter Alfred Rosenberg sprach am 16. Oktober in einer Massenkundgebung auf dem Münsterplatz in Freiburg, der mehr als 50 000 Menschen beiwohnten.

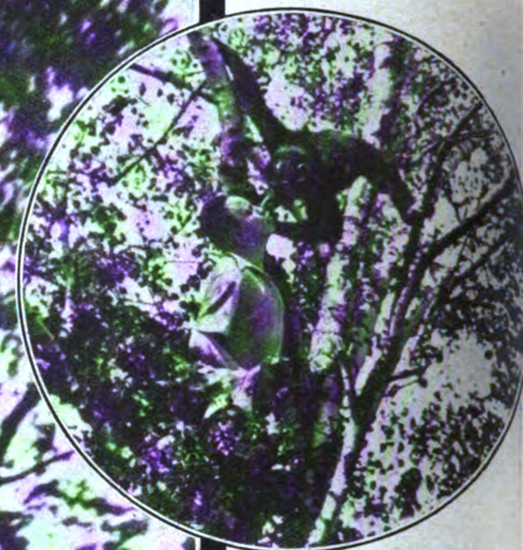
Aufnahmen: Weltbild (1). Bauer (1). Müller (1).



Weihe der Alltagskirche in Torgau durch Reichsleiter Alfred Rosenberg. Die Aufnahme zeigt die Kundgebung auf dem Marktplatz, während der Ansprache des Gauleiters Eggeling.

In einem Teil der Auflage der „IB."-Folge 43 erschien das linke Bild versehentlich mit falscher Unterschrift; es handelt sich bei der Aufnahme um eine Kundgebung in Freiburg im Breisgau, während das Bild rechts die in Folge 43 erwähnte Einweihung der Alltagskirche in Torgau darstellt.





Der Kameramann ist in die Birke nachgestiegen, und weil die Schimpansen ihn als Freund anerkennen, spielen sie mit ihm.

Aufnahme: Gries.

Unten:
Paul Eipper, der bekannte Tierfreund und Verfasser zahlreicher Bücher aus der Tierwelt, bei seinen Affenaufnahmen mit der Schmalfilmkamera im Münchener Tierpark Hellabrunn.

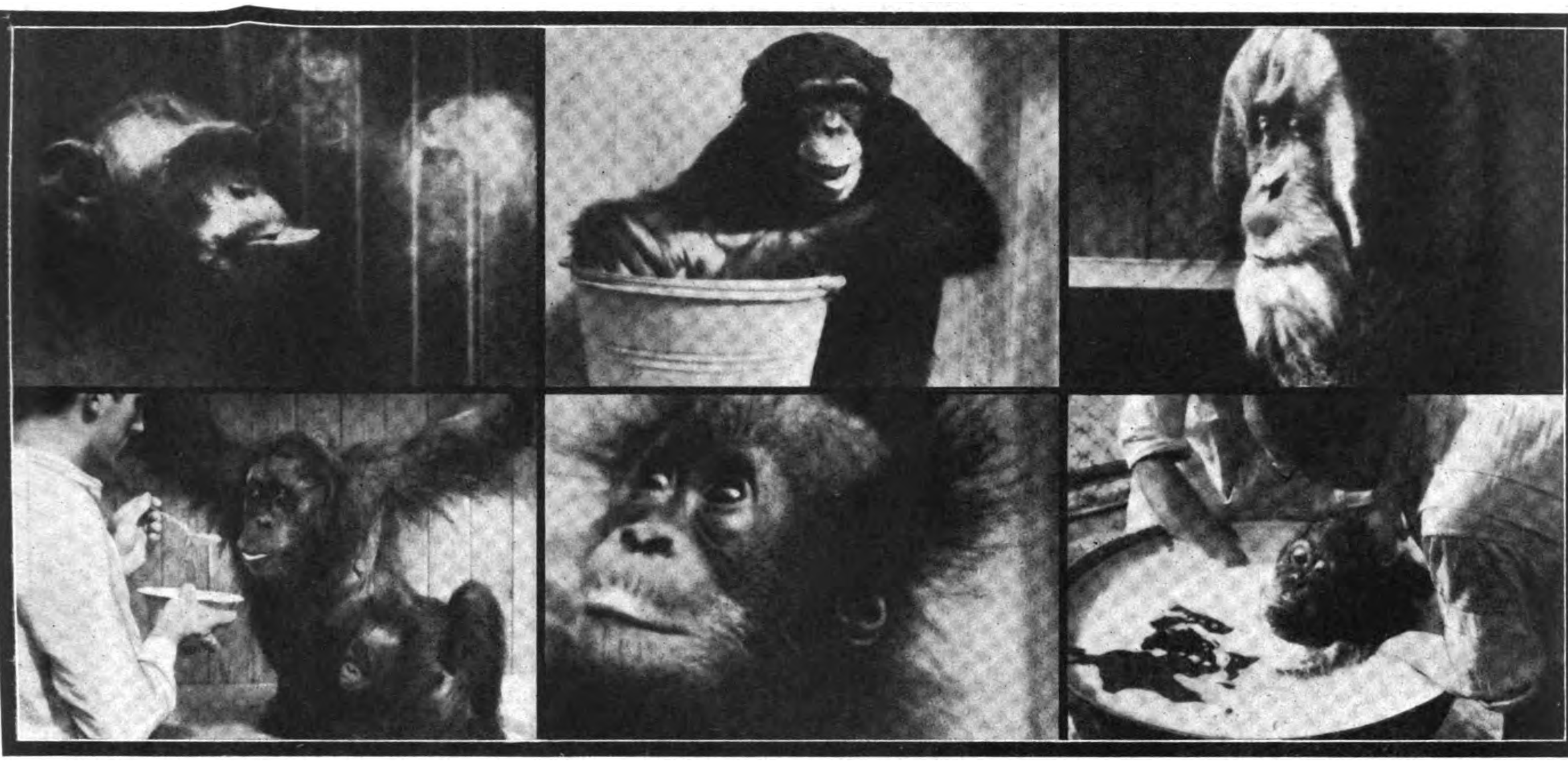
Kein Schnappschuß aus dem afrikanischen Urwald; so vergnügen sich die Schimpansen der Hellabrunner Menschenaffenstation in München. An warmen Sommertagen machen sie bisweilen „Kletterausflüge“, denken aber nicht an Flucht, solange der menschliche Pfleger unten auf der Wiese sitzt.

Aufnahmen: Zoll



PAUL EIPPER:

Mein Film von den Menschenaffen



Die Hauptdarsteller: In der oberen Reihe der zigarettenrauchende Dresdener Schimpanse Charlie; aus Hellabrunn: Peter, der sich fachmännisch am Putzeimer betätigt, und Robert, der alte Orang-Utan-Mann. In der zweiten Reihe bekommt die Orang-Mutter eben Apfelbrei vom Hellabrunner Pfleger Hans, der Orang-Säugling schaut mit großen, neugierigen Augen zu, und sein Vetter Toni wird in der Badewanne abgeseift.

Originalaufnahmen aus dem Schmalfilm von Paul Eipper.

Die Aufnahmen sollen zeigen, was Deutschlands Tiergärten auf dem besonders schwierigen Gebiet der Pflege und Tierhaltung heute leisten. — Es sind Schnappschüsse, die Gorillas, Schimpansen und Orang-Utans in Berlin, Dresden, Frankfurt und Hannover, hauptsächlich aber in der unübertrefflichen und größten Menschenaffenstation des Münchener Tierparks Hellabrunn zeigen.

Der Tierfreund soll erfahren, wie sehr die zeitgenössische Pflege über das Körperliche hinaus auch auf die geistigen und seelischen Fähigkeiten dieser höchst entwickelten Menschenaffen Rücksicht nimmt, welch schöne Freundschaften zwischen Mensch und Tier entstehen und wie erfolgreich schon heute die Bestrebungen sind, „europaharte“ Menschenaffen bei uns zur Fortpflanzung zu bringen. Das ist eine weit über das Zoologische hinausragende Aufgabe im Hinblick auf die Arterhaltung dieser in ihren Heimatwäldern bedrohten Lebewesen.

Vom erst vier Tage alten Orang-Säugling über Gorilla- und Schimpansenkinder führt der Weg zu den Halberwachsenen, die auf einer weiträumigen Freiluftterrasse spielen, turnen und sich in ihrer Art beschäftigen. Wir blicken in eine Wochenstube, sind dabei, wie die Affenkinder gefüttert, gebadet und an ihren Zähnen behandelt werden. Wir beobachten den Urwaldtanz des schwarzgesichtigen Schimpansenbullen, das „dämonische“ Antlitz des alten Orang-Utan und erleben noch einmal den Berliner Riesengorilla Bobby, der nicht mit Unrecht „das zoologische Weltwunder“ genannt wurde.

Der seit fast 13 Jahren in Dresden lebende Schimpanse „Charlie“ kann natürlich weder Zeitung lesen, noch Briefe schreiben, aber beim Rauchen einer Zigarette zeigt er geradezu erfinderische Fähigkeiten.

In Hellabrunn kommt ein kleiner Orang zum ersten Male auf einen Baum in den Isarauen; 10 Minuten später baut dieses Tier aus vererbtem Trieb in 28 Meter Höhe ein Nest.

Eine uns bislang unbekannte, reiche Welt zeigt sich; Heiterkeit, aber auch nachdenklich stimmender Ernst: Neuland zur Mehrung der Naturkenntnis weitester Volkskreise



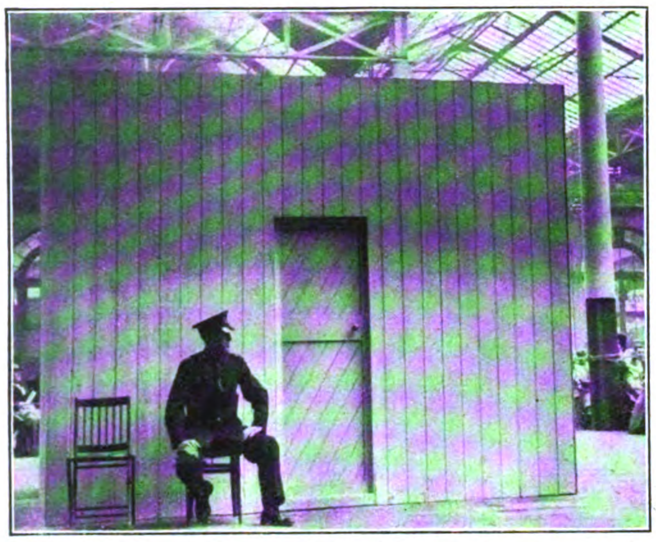
Der Berliner Bobby ist der einzige ausgewachsene Gorilla, der jemals in menschlicher Hege war. Gewicht 5¼ Zentner

Filmaufnahme



Hier macht der im Tierpark Hellabrunn geborene, vierzehn Wochen alte Orang-Sohn seine ersten, noch unbeholfenen Spielversuche. Die Tiermutter beobachtet ihn aufmerksam und liebevoll, ist jederzeit hilfsbereit.

Aufnahme: Gries.



„Merker am Ort!"
Die Holzhütte des Schiedsrichters, in der er, von einem Diener bewacht, die spielende Kapelle zwar hören, aber nicht sehen kann

Blasfreudiges London:

200 Blasorchester mit über 5000 Trompetern messen sich im Wettstreit

Aufnahmen. Mauritius-Verlag

Über 5000 Trompeter, in mehr als 200 Blasorchester vereint, versammeln sich alljährlich im Londoner Alexandra Palace zu einem Wettbewerb. In sieben Gruppen eingeteilt, aus denen schließlich die zweiundzwanzig besten Kapellen herausgefunden werden, blasen diese dann um die „Meisterschaft von England". Jedes Jahr wird für diesen Wettbewerb ein besonderes Musikstück komponiert, das als einziges Stück im Wettstreit der Kapellen gespielt wird.



Die Blaskonzerte erfreuen sich großer Beliebtheit bei der Londoner Bevölkerung; während der Wettbewerbe ist der Riesensaal des Alexandra Palace, den unser Bild im Ausschnitt zeigt, stets bis auf den letzten Platz besetzt



Einer, der unbedingt als Sieger aus dem Wettbewerb der 5000 Trompeter hervorgehen will



Ein Blick auf die Zuhörer, nach deren Beifall sich wahrscheinlich auch der eingesperrte Schiedsrichter ein wenig richten wird

Verlag: Franz Eher Nachf., GmbH., München 22, Thierschstr. 11, Fernspr. 20647 u. 22131, zwisch. 12–2 Uhr 22134. Drahtanschr.: Eherverlag München. Bezug in Oesterreich durch jede Postanstalt zum Preise von monatl. 2.25 Sch., vierteljährlich 6.15 Sch., Einzelnummer d. Illustr. Beob. 40 Groschen. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Bern III 7205; Warschau 194121; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968; Den Haag 211846; Paris 190066; Brüssel 350797. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank u. Disconto Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße; Swiss Bank Corporation, West End Branch, 11c, Regent Street, Waterloo Place, London S. W. 1. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag; Schriftleitung München 13, Schellingstraße 39–41, Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. III. Vj. 1937: über 685000 Stck. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3. Für Herausgabe und Schriftleitung in Österreich verantwortlich: Dr. Walter Richter, Wien I., Eßlinggasse 5.

[A B C D E F]

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig

IB Illustrierter Beobachter

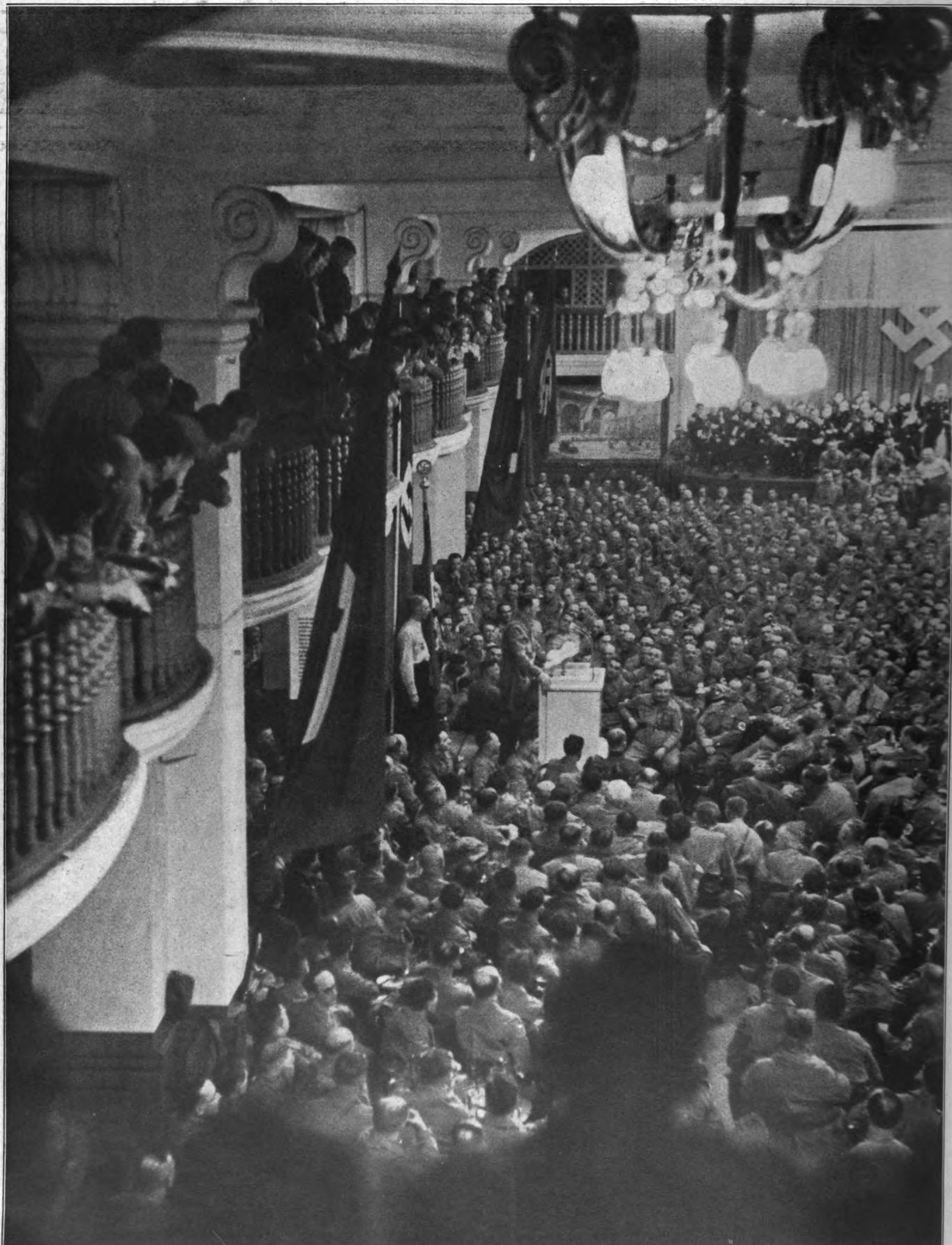
12. JAHRGANG / FOLGE 46 / DONNERSTAG, 18. NOVEMBER 1937

In diesem Heft: **Neuer Roman**

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22



Des Führers Wiedersehen mit seinen Alten Kämpfern.
Das alljährliche Treffen am Vorabend des 9. November, die historische Zusammenkunft aller Kämpfer von 1923, ist der Quell von Freude und Glück in den Herzen von Führer und treuen Mannen.
Aufnahme: B. Fischer.



Der Führer spricht im Bürgerbräukeller zu seinen alten Kampfgenossen.

Alljährlich am Abend des 8. November scharen sich die aktiven Mitkämpfer vom 8./9. November 1923 um ihren Führer an der Stätte, von der aus die nationale Erhebung des Jahres 1923 ihren Ausgang nahm. Alljährlich richtet dort Adolf Hitler das Wort an seine Kameraden, die schon damals seinen unerschütterlichen Glauben an Deutschlands Wiederaufstieg teilten.

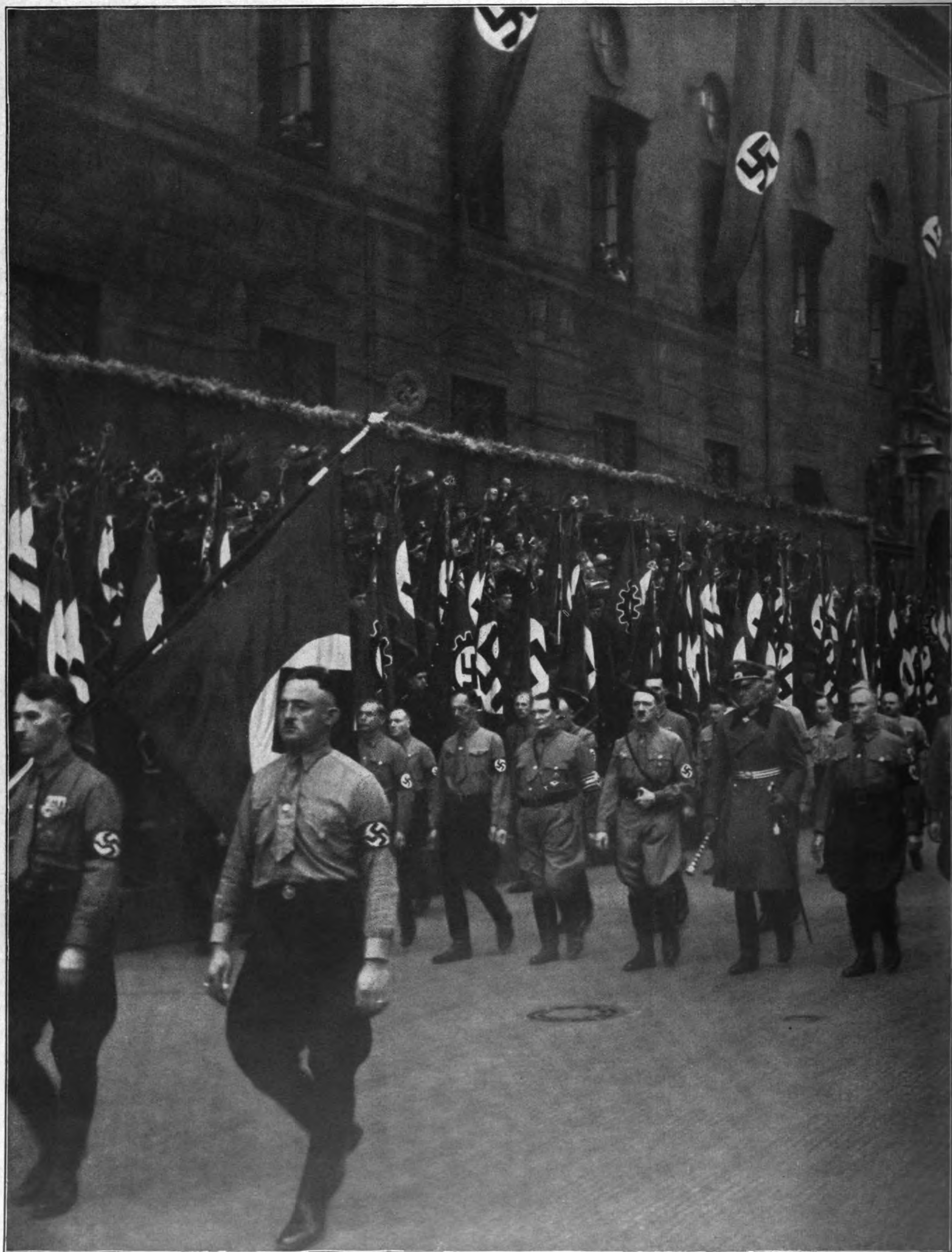
Aufnahme: B. Fischer.



Der historische Marsch des 9. November.

Dienstag, um die Mittagstunde, trat der Führer mit seinen ältesten Kampfgenossen und der gesamten Führerschaft der Bewegung wieder zum historischen Marsch durch die Straßen des 9. November an. Dumpfer Trommelwirbel und das Horst-Wessel-Lied begleiten abwechselnd den Marsch der Alten Garde bis zum Mahnmal. Wie hier auf der Ludwigsbrücke, so wird bei jedem Pylon, an dem der Zug vorüberschreitet, der Name eines ermordeten Kameraden aufgerufen.

Aufnahme: B. Fischer.



Der Marsch des Sieges vom Mahnmal zum Königlichen Platz.

Nachdem der Führer und Generalfeldmarschall von Blomberg Kränze am Mahnmal niedergelegt haben, reiht sich der Oberbefehlshaber der Wehrmacht in die Reihen der Männer von 1923 ein. Der Marsch des Sieges, den die Blutzeugen des 9. November 1923 vorbereitet haben, ist das Symbol des Sieges jener Hakenkreuzfahne, die Grimminger wie damals dem Zuge voranträgt.

Aufnahme: B. Fischer.



Aus ihrem Opfer wuchs Deutschlands Sieg!

Fanfarensignale leiten auf dem Königlichen Platz den Appell ein, und die Fahnen senken sich, als die Standarten und die Kränze des Führers an der „Ewigen Wache" eintreffen. Gauleiter Adolf Wagner ruft die Namen der sechzehn Ermordeten des 9. November 1923 zum Appell. Bei jedem Namensaufruf antworten die angetretenen Kameraden von 1923 mit „Hier!". Auf das Kommando „Ewige Wache heraus" setzt wieder Trommelwirbel ein, während der Führer sechzehn Kränze an den Sarkophagen niederlegt.

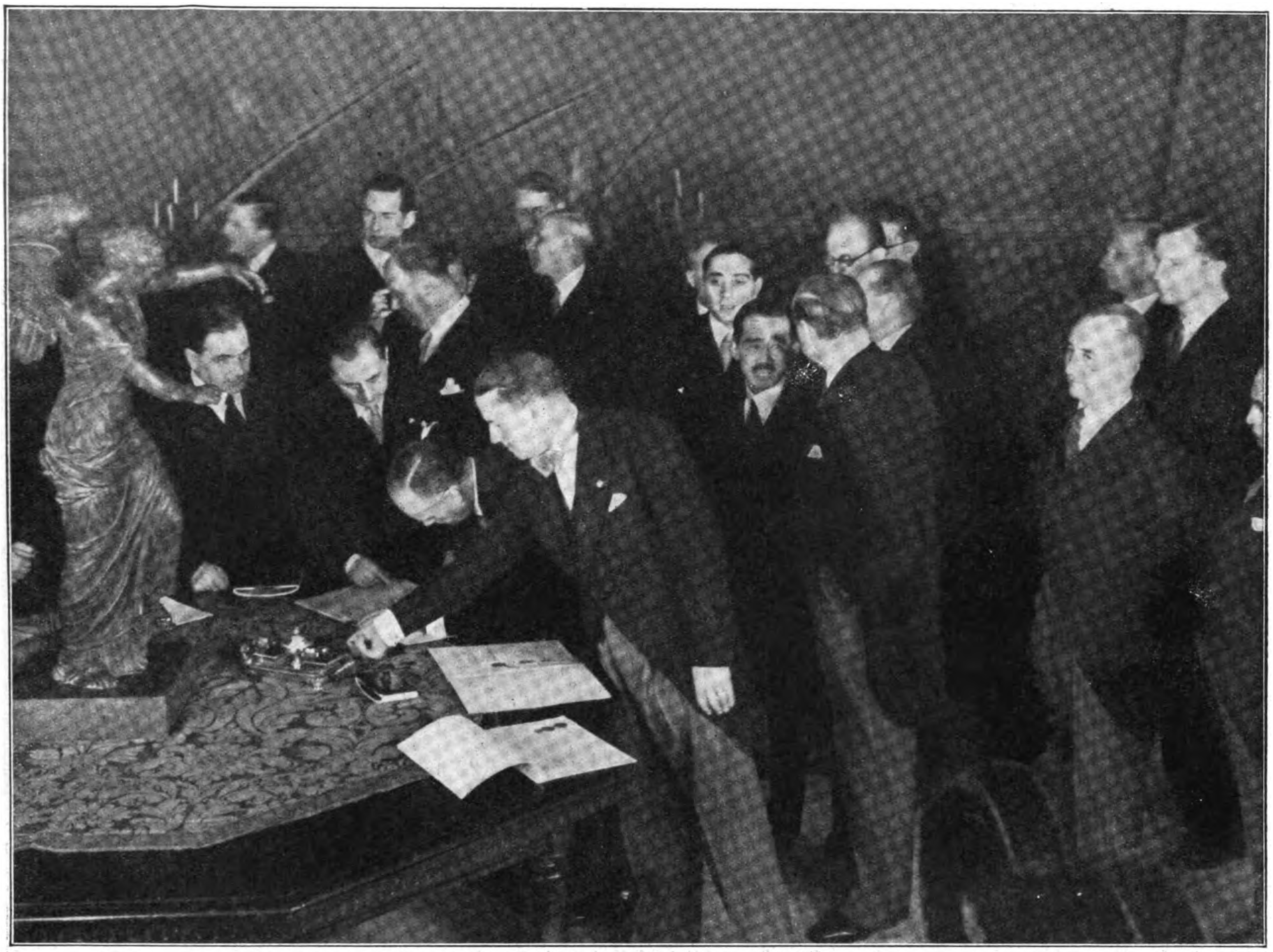
Aufnahme: B. Fischer.



Der Führer verabschiedet sich an den Ehrentempeln von seinen alten Mitkämpfern.
Links von Reichsleiter Amann, dem der Führer gerade die Hand drückt, Reichsleiter Alfred Rosenberg. Nach rechts: Julius Streicher, Kolb, Dr. Weber, Reichsminister Frick (kaum sichtbar), und Reichsminister Frank.

Aufnahmen: Atlantic-Photo (2), Associated Press (1), Bauer (1).

Unterzeichnung des gemeinsamen Abkommens gegen die kommunistische Internationale

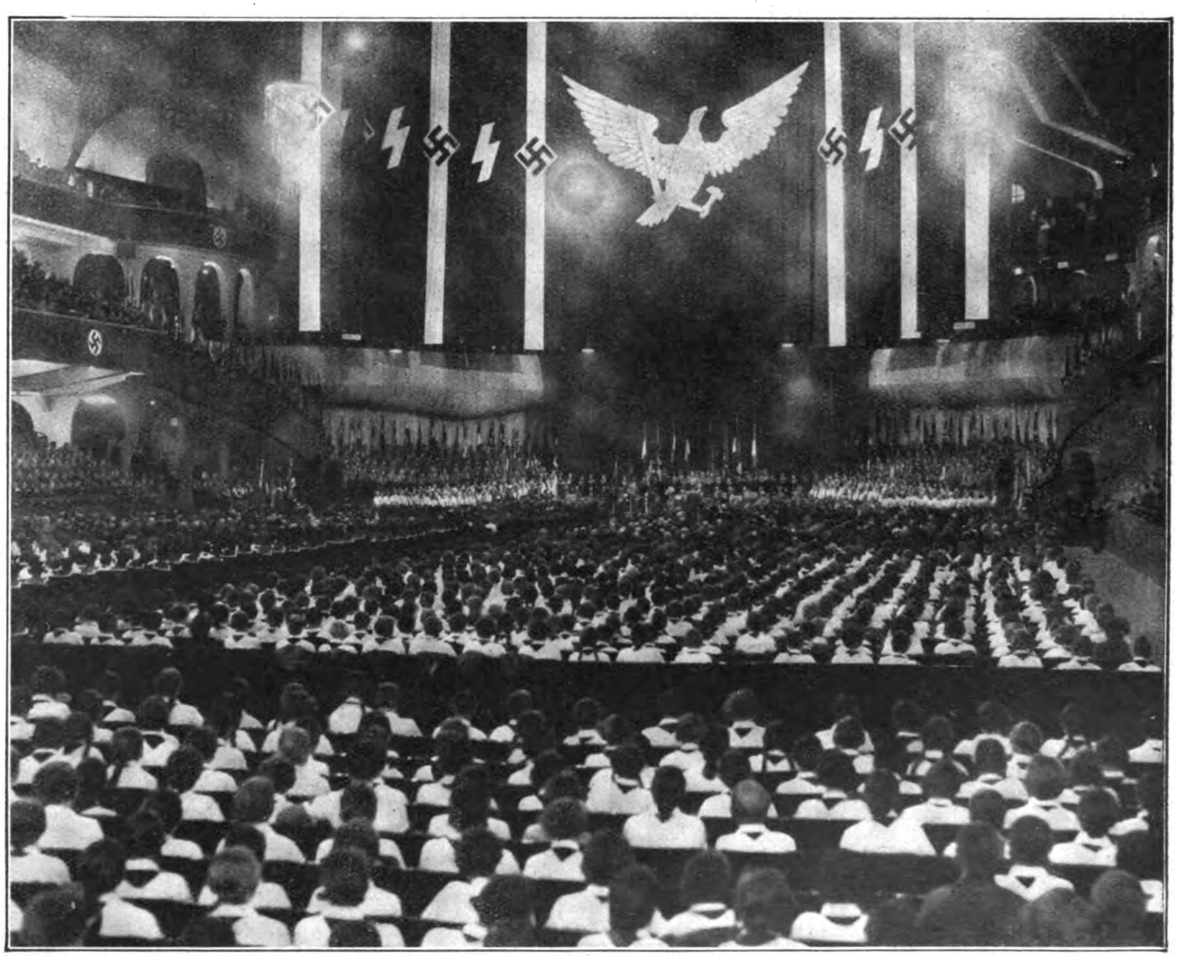


Am 7. November wurde im Palazzo Chigi in Rom das Protokoll unterzeichnet, wonach Italien dem am 25. November vorigen Jahres zwischen Deutschland und Japan geschlossenen Abkommen gegen die Kommunistische Internationale in Eigenschaft eines ursprünglichen Unterzeichners beitritt. Unser Bild zeigt den Sonderbeauftragten des Führers, Botschafter von Ribbentrop, bei der Unterzeichnung. Rechts von ihm: der italienische Außenminister Graf Ciano; hinter diesem: der japanische Botschafter in Rom, Hotta.

LANGEMARCK-FEIER 1937



Die Fahnen von Langemarck werden in den Sportpalast getragen.



Der überfüllte Sportpalast in Berlin während der diesjährigen Reichsfeier zum Langemarcktag, die von dem Flandern-Korps unter Führung von Generalmajor a. D. Frhrn. von Grote, dem Vorsitzenden des Arbeitsausschusses Langemarck beim Jugendführer des Deutschen Reiches, veranstaltet wurde.

Deutsch
Arbeiter

Die KdF.-Flo



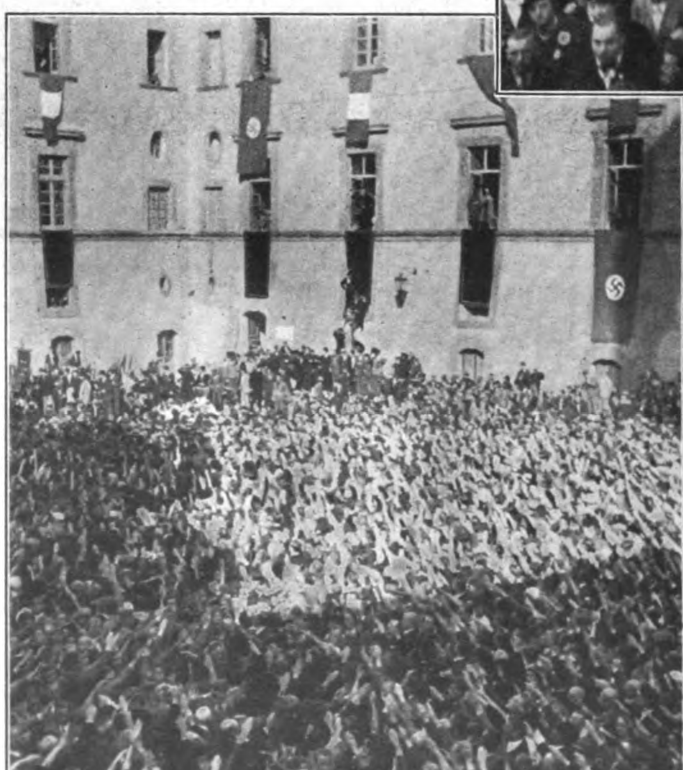
Im Hafen von Neapel fuhr den drei Schiffen der KdF.-Flotte eine deutsche Abordnung auf einem Schlepper entgegen. Von rechts: Hauptamtsleiter Selzner (mit der Mütze in der Hand), Amtsleiter Dr. Lafferentz vom Amt Reisen und Wandern (in hellem Mantel), vor ihm: Gauleiter Reichsstatthalter Mutschmann (Sachsen).



Vom Balkon des neuen Schlosses in Neapel spricht der Oberbürgermeister von Neapel (vor dem Mikrophon mit Brille) zu den deutschen Urlaubern. Rechts neben ihm: Reichsorganisationsleiter Dr. Ley



Die KdF.-Schiffe im Hafen von Neapel; die Urlauber haben sich zum Marsch durch die Stadt an Land begeben.



Die deutschen Arbeiter und ihre italienischen Kameraden sind vor dem neuen Schloß von Neapel angetreten.



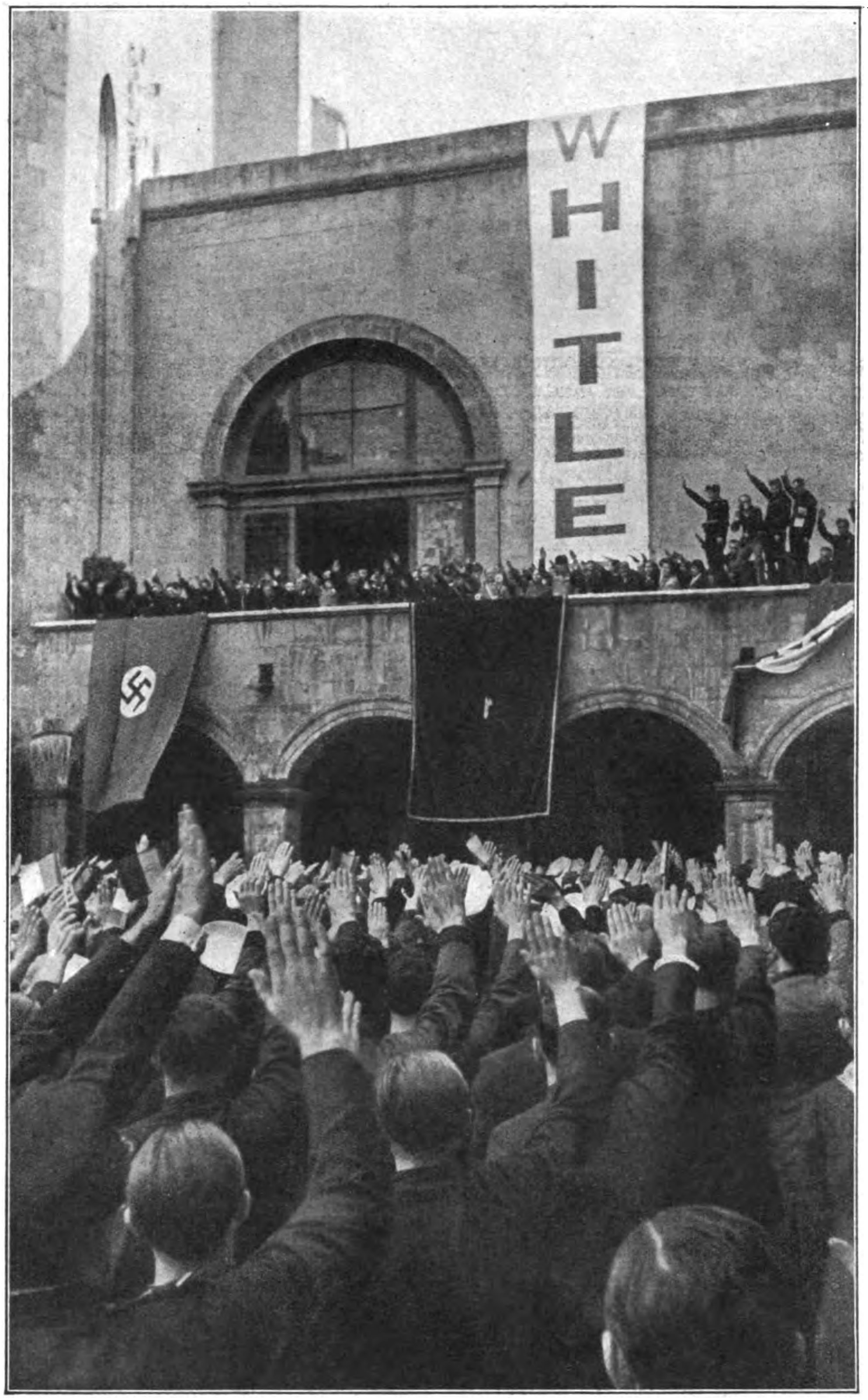
Überall jubelnde Menschenmassen.

Aufnahmen: Fritz Boegner.

alienische Kameradschaft

t Dr. Ley in Neapel





Die mit ungeheurem Beifall aufgenommene Rede Dr. Leys schloß mit dem Absingen des Deutschlandliedes.



Während des Essens im Industriewerk Ilva,
zu dem die italienischen Arbeiter ihre deutschen Kameraden eingeladen haben. Dr. Ley im Gespräch mit dem Präsidenten der faschistischen Industriearbeiterverbände, Exzellenz Cianetti.



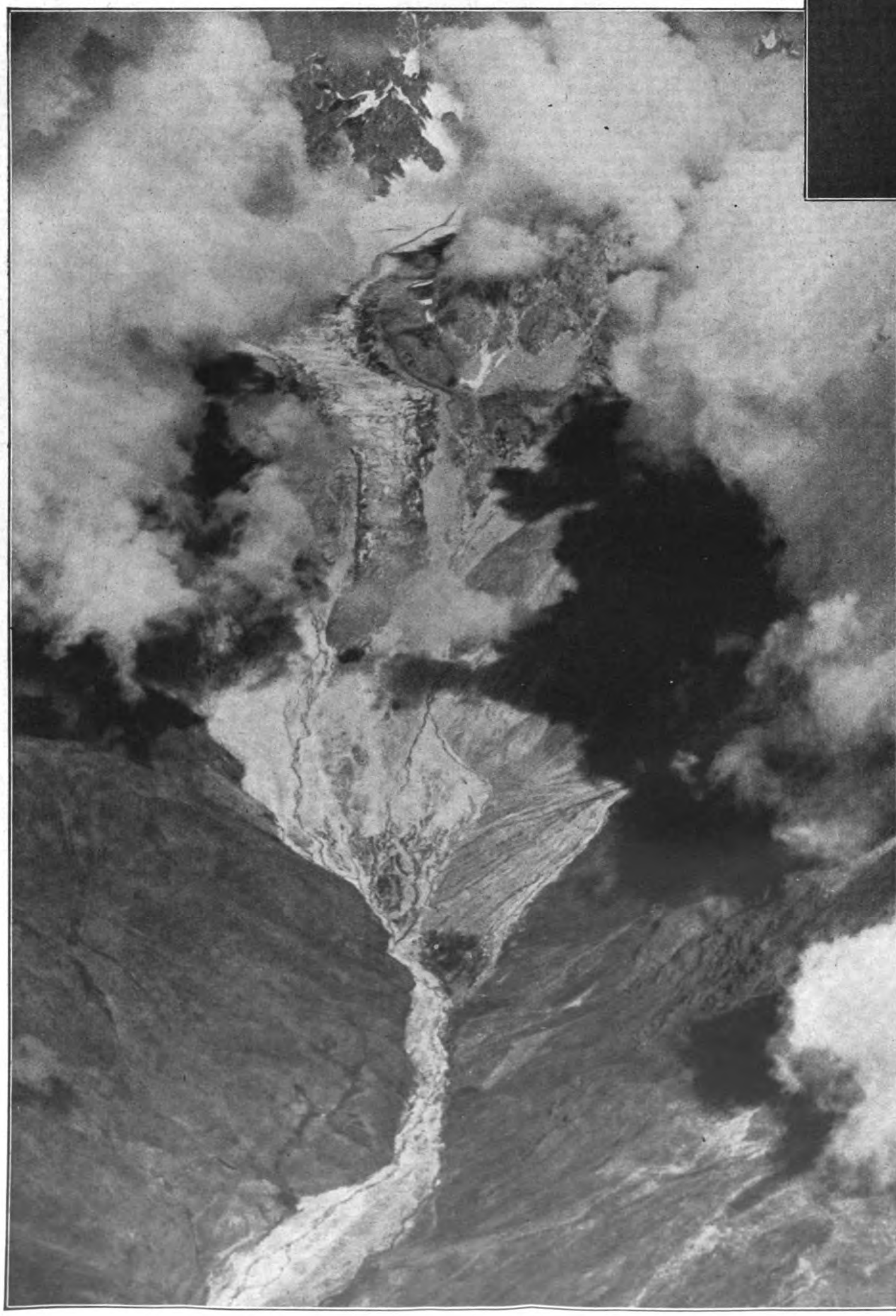
Eine unvergeßliche Erinnerung nahmen die deutschen Urlauber aus dem alten Pompeji mit; im Hintergrund der rauchende Vesuv.

Flug übers Dach der Welt

DER ILLUSTRIERTE BEOBACHTER BEGINNT IN DER NÄCHSTEN FOLGE MIT DEM ABDRUCK DES GROSSEN FLUGBERICHTES „D-ANOY BEZWINGT DEN PAMIR"

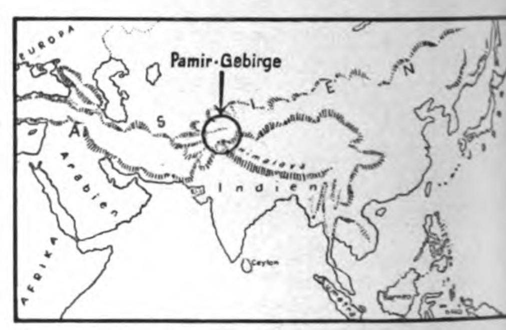


Ein majestätischer Eindruck: Der Hindukusch, das Grenzgebirge zwischen Afghanistan, Indien und Sowjet-Rußland, wird bei Sonnenaufgang überflogen.



Hoch über dem fast achttausend Meter hohen Gletscher im östlichen Hindukusch, zwischen Wolkenfetzen hindurch, fällt der Blick auf das Eis des gewaltigen Gletschers.

Keines Menschen Fuß betrat bisher diesen höchsten Gebirgszug unserer Erde, der sich stolz „Das Dach der Welt" nennt. Ja, vor den deutschen Fliegern schaute noch keines Menschen Auge auf diese Bergriesen, die in majestätischer Pracht und Einsamkeit ihre jungfräuliche Unberührtheit bewahrten, bis jetzt unsere Flieger erfolgreich auch dieses höchste und in seiner Ausdehnung mächtigste Gebirge überwanden.



Der Pamir, das „Dach der Welt", zum ersten Male bezwungen von den kühnen Fliegern Frhr. von Gablenz, Untucht und Kirchhoff.

Warum? — Es galt für die Männer der Lufthansa nicht eine sportliche Leistung zu vollbringen. Auch der Ehrgeiz, als erste Menschen einen Blick auf diese Bergwelt zu werfen, war nicht der Zweck der Pamirflüge. — Ein weit höheres Ziel war zu erreichen, eine größere Aufgabe zu lösen. — Freiherr v. Gablenz, der Direktor der Deutschen Lufthansa, wollte mit seinen Kameraden Untucht und Kirchhoff einen neuen, kürzeren Weg zwischen Deutschland und dem Fernen Osten erkunden. So kam es zu diesem Verkehrsforschungsflug, der für die gesamte Verkehrsentwicklung zwischen Europa und dem Fernen Osten wichtig ist und über Rhodos — Bagdad — Teheran — Kabul nach Ansi und Sian führte. Die Anteilnahme der ganzen zivilisierten Welt an diesem Unternehmen und dem lange in Dunkel gehüllten Schicksal der Flieger zeigte uns, wie man überall die Bedeutung dieses Fluges einschätzte.

In der nächsten Ausgabe des „Illustrierten Beobachters" beginnt der Abdruck des großen Tatsachenberichtes „D-ANOY bezwingt den Pamir", von Freiherrn v. Gablenz.

Wie ein spannender Film rollen die Bilder vor uns ab. Wir erleben die Außenlandung mit der



Ein Bild, wie es zuvor nie eines Menschen Auge gesehen: Der Karakhorum, im Hintergrund die höchsten Berge der Welt mit Nanga Parbat und K 2, aus der Luft aufgenommen.

„D-ANOY" in der Oase Lob, hören richtig die Schüsse in den Führersitz des Flugzeugs einschlagen, als die mongolischen Soldaten auf ihren kleinen Pferden heranpreschen und die Flieger gefangennehmen, ausplündern und abführen. Vier Wochen Gefangenschaft in Ungewißheit und Sorge folgen, bis dann die plötzliche Freilassung eine Wendung bringt. Und dann geht es mit einem kranken Motor über den Pamir, westwärts der Heimat, dem Vaterland entgegen. Stunde um Stunde verrinnt wieder im Fluge über die Bergriesen. Doch neben der Schönheit dieser Eindrücke steht die Sorge und wächst die Spannung: wird der Motor nicht noch schlechter, werden wir es bis Kabul noch schaffen?

Sie schafften es, die drei deutschen Flieger und Forscher. Sie kehrten zurück und brachten unseren Lesern Kunde von diesem neuen Luftweg und ihren dramatischen Erlebnissen.

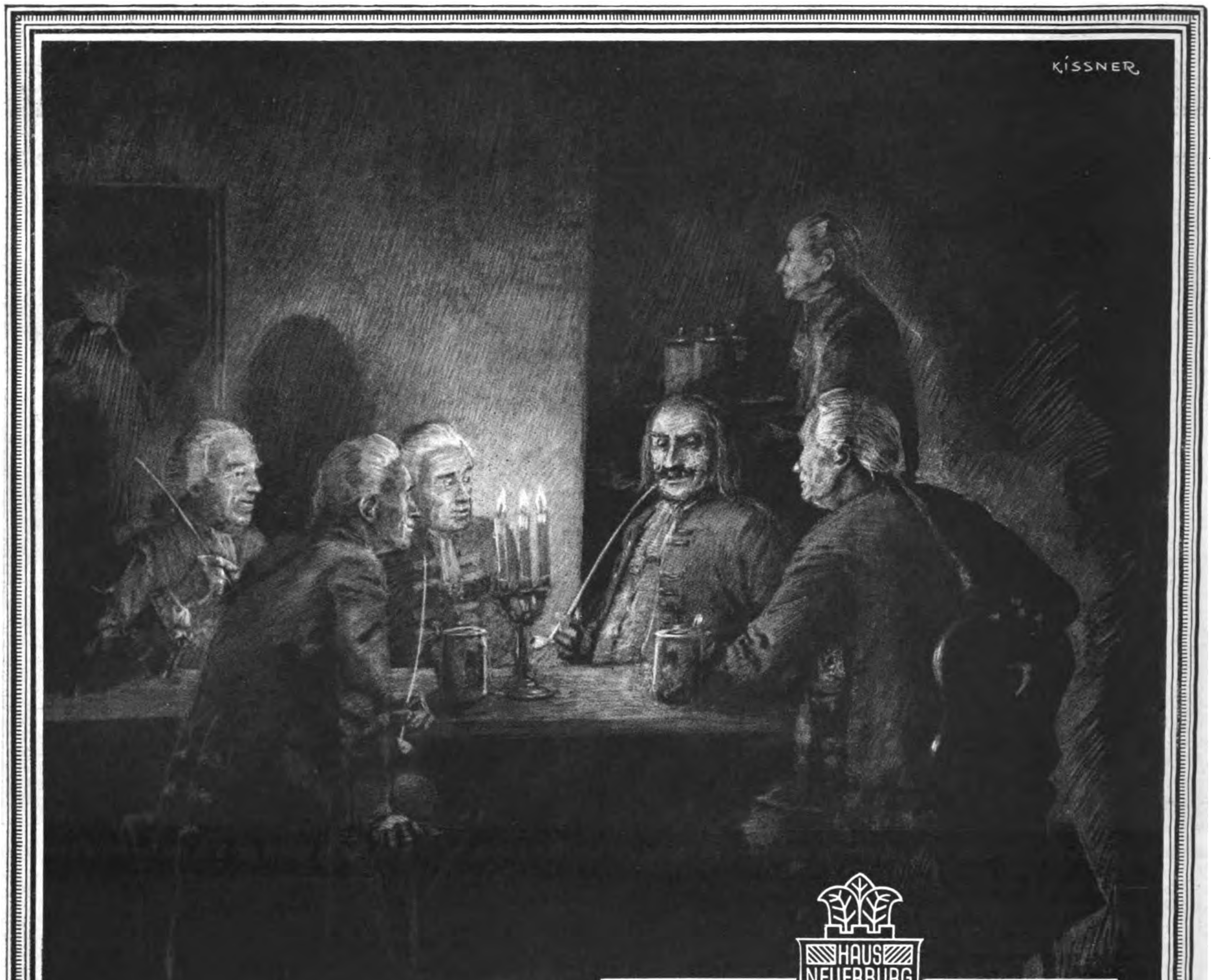


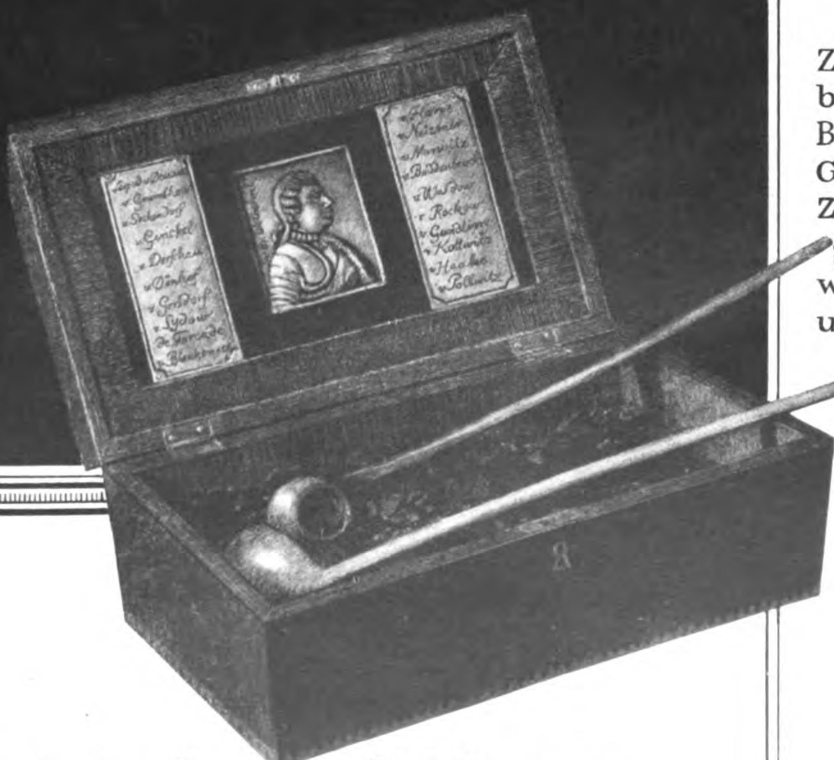
Nicht nur Flugkapitän Untucht freut sich, daß er wieder in zivilisierte Gegenden kommt: auch die Tochter des deutschen Gesandten in Teheran, Frl. Renate Sment, ist glücklich, daß die Besatzung der „D-Anoy" wohlbehalten in Teheran eingetroffen ist.



Auf dem Rückflug: Das Tal von Taschkurgan wird überflogen.
Im Hintergrund rechts öffnet sich das Wakhan-Tal. Zur Zeit der Überfliegung war das Tal von Taschkurgan (im Vordergrund des Bildes) frei von Schnee, obwohl es 5100—5200 Meter hoch liegt. Die Schneegrenze liegt zwischen 5000 und 6000 Meter.

Aufnahmen des zur Suche nach den vermißten deutschen Lufthansa-Pionieren ausgesandten Graf Castell zu Rüdenhausen.





Einen besonderen Platz nimmt im Tabak-Museum von HAUS NEUERBURG dieses Elfenbein-Kästchen ein, das seinen Inschriften nach einst auf dem Tisch des Tabak-Kollegiums Friedrich Wilhelms I. von Preussen gestanden hat.

Das Geheimnis des „Schreitenden Apollon“

Roman von Edmund Finke

I. Kapitel: Joan Laroche verschwindet.

(Samstag, den 30. Mai 1931)

Miß Joan Laroche seufzte tief auf, als sie Hampstead Heath Station verließ und die Schleife der Southill Park Gardens mitsamt den zwei kleinen Teichen des Vergnügungsparkes vor sich auftauchen sah. Die weite Fahrt von South Kensington, noch dazu an einem Samstag, wo alles ins Freie strömt, war ihr zuwider gewesen, und wenn nicht Mr. Trickle, der Direktor der Globe Versicherungs-Gesellschaft, als dessen Privatsekretärin sie vor sechs Wochen nach langem Warten endlich angestellt worden war, ihr die Eintrittskarte in Monsieur Philiberts Zaubertheater geradezu aufgedrängt hätte, wäre es ihr niemals eingefallen, nach Hampstead Heath hinauszufahren.

Da war Jim! Gott sei Dank, daß er eingewilligt hatte, sie zu begleiten, obgleich auch er nicht gerade entzückt von dem Plan gewesen war, Philiberts Bude zu besuchen. Um so weniger entzückt, als er nicht neben ihr sitzen konnte, da Trickle nur eine Karte hergegeben hatte, ohne zu bedenken, daß eine so entzückende junge Dame wie Joan Laroche nicht ohne Begleitung ausgehen würde, da Hampstead Heath voll von lästigen Flaneuren steckt, die — besonders an Samstagabenden — glauben, einzelstehende Damen kämen bloß aus dem einzigen Grunde in den Vergnügungspark hinaus, um dort Anschluß an widerwärtige und aufgeblasene junge Taugenichtse zu suchen.

Jim Monkwell trat auf sie zu, und sein Blick, sein Gruß, seine herzlichen Worte verrieten mehr denn je, daß sie ihm mehr bedeutete, als er — vorläufig wenigstens — sich selber einzugestehen wagte. Sie erinnerte ihn an Katherina Hepburn, die große Schauspielerin. Alles an ihr war voll Leben, Anmut und holder Würde: die wundervollen Gesichtszüge, das amüsierte, aufmerksame Lächeln, das durch den flachen, schöngeschweiften Bogen von der Oberlippe zur Nase an Ausdruck gewann, die dunklen, lustigen und doch gütigen Augen, der Goldstaub einiger kleiner Sommersprossen um die feine, zarte Nase — ach, dachte Jim Monkwell — und der Mund, eher ein bißchen groß, aber empfindsam und zärtlich. Wenn sie lachte, konnte er die weißen Zähne und den vollendeten Bau des Oberkiefers bewundern, an dem es letzten Endes liegt, ob die Form eines Gesichtes schön oder häßlich ist.

„Nun, Jim, ich hoffe, Sie haben sich endlich sattgesehen. Wissen Sie nicht, daß es unartig ist, eine Dame solange anzustarren, bis sie in Verlegenheit gerät?“ Joan lachte, Jim aber hörte, empfindlich wie seine Gefühle ihn machten, den leisen Unterton ernsthafter Ablehnung doch sehr deutlich aus ihren Worten heraus, und er beschloß zum tausendsten Male, sich an Joans Freundschaft zu halten und diese Freundschaft niemals durch unbedachte und verliebte Worte zu gefährden. Monkwell war kein starker Mann; er hatte etwas von einem Troubadour an sich, der seiner Herrin dient, ohne mehr dafür zu wünschen, als daß sie sich seiner erinnere, wenn sie jemanden brauchte, um eine müßige Stunde mit unpersönlichen Gesprächen auszufüllen.

Monkwell, der ebenso wie Joan ganz allein in der Welt stand — sein Vater war im Krieg gefallen und die Mutter vor Gram bald danach gestorben —, Monkwell hatte das Mädchen bei der Globe Versicherungs-Gesellschaft kennengelernt, wo er angestellt gewesen war, ehe er vor ungefähr drei Wochen seinen Posten wechselte und zur „Victoria Assecurance Lmtd.“ übersiedelte, die sich hauptsächlich mit Rückversicherungsgeschäften befaßte. Sie hatten sich gleich nach Joans Eintritt in die „Globe“ angefreundet; er flößte ihr, im Gegensatz zu einigen andern Angestellten, mit denen sie zu tun hatte, Vertrauen ein, und das war so geblieben — bis heute.

Sie gingen längs der Teiche auf den Vergnügungspark zu. Die Luft des Maiabends war mild und würzig und die Wiesen der benachbarten Cricket Grounds dufteten nach Frühling und frischgegossenem Rasenland.

„Wie ungeschickt, Jim, daß wir in Philiberts Zauberbude nicht nebeneinander sitzen können. Aber Trickle hat mir nur eine Karte geschenkt — ‚Machen Sie sich 'nen vergnügten Abend, liebes Kind!‘ —, seine Bonhommie ist mir manchmal widerlich; und so müssen Sie sich selbst um einen Sitz umschauen.“ Joan Laroche nahm die grüne Eintrittskarte aus ihrer flachen Handtasche, die sanft nach Juchten, Puder und einem Tropfen L'Origan duftete. „Nobel, nicht wahr? Erste Reihe rechts, Sitz Nummer eins. Hoffentlich bekommen Sie einen Platz in meiner Nähe. Besonders gerne gehe ich ja nicht hinein. Aber wenn ich nun schon einmal die Karte habe . . . mitunter sind die gezeigten Tricks ganz lustig.“

„Wollen Sie nicht lieber die Karte verfallen lassen, Joan? Ich kenne da in der Nähe ein famoses, altes Lokal, wo es echten Yorkshirer Schinken und Ale in Steinkrügen gibt. Wir könnten auf der Terrasse sitzen und auf die Wiesen hinunterschauen. Die Luft ist dort ganz rein und staubfrei, und man hört nichts mehr vom Lärm der Rummelplätze. Mir wäre es viel lieber, ich könnte ein bißchen mit Ihnen plaudern, als schäbige, alte Kaninchen aus leeren Zylinderhüten kriechen zu sehen.“

Joan lachte. Natürlich wäre es ihm lieber, mit ihr zu plaudern, aber solche Stimmungen waren gefährlich. Man konnte nie wissen, was dabei herauskam. Kaninchen waren harmloser. Sie schätzte Monkwells Gefühlsseligkeiten nicht übermäßig. „Nein, Jim, wir gehen zu Monsieur Philibert. Seit acht Tagen höre ich die Leute zu Hause und im Büro von nichts anderem erzählen als von den phänomenalen Zauberkunststücken dieses Herrn.“

„Schade“, brummte Monkwell. Ihn fröstelte plötzlich, als rührte ihn die Hand des Schicksals an, die hart und grausam aus dem Dunkel unbegreiflicher Verknüpfungen nach ihrem Dasein griff, um von Grund auf die Zustände zu verändern, in denen sie sich — jetzt noch — angesichts der abenddunklen Wiesen von Hampstead Heath befanden.

„Schade“, brummte Monkwell nochmals bedauernd. „Auch in der Pension Juniser haben die Leute von Philibert geschwärmt? Wie sonderbar! Ich hätte niemals gedacht, daß dieser Philibert so berühmt ist.“

„Berühmt? Jawohl, Jim, er soll großartig sein. Außerdem findet heute sein unwiderruflich letztes Auftreten statt. Morgen fährt er nach Paris oder Wien, ich weiß nicht wohin, samt seinen Kaninchen und Zylinderhüten, und wir müssen Gott danken, daß wir ihn heute, knapp vor Torschluß, noch bewundern dürfen.“

„Schade“, sagte Monkwell zum dritten Male, „ich hätte Ihnen lieber ein paar hübsche Details aus der Geschäftsgebarung der ‚Globe‘ erzählt. Glauben Sie mir, Joan, auch diese Burschen sind Zauberer, aber unter ihren Hüten sind keine weißen Hasen, sondern Galgenvögel verborgen.“

„Das höre ich nicht gern, Jim. Sie sollten Ihren verflossenen Dienstgebern keine schlechte Nachrede halten. Die Leute sind alle freundlich und nett zu mir; Trickle sogar zu nett. Aber ich werde mich schon zu wehren wissen.“

„Trickle? Hüten Sie sich vor Trickle, Joan! Unterschreiben Sie nichts selbständig, nicht einmal den kleinsten, unscheinbarsten Zettel, sonst werden Sie eines Tages neben ihm auf der Anklagebank sitzen, und der Richter wird sich seine Perücke auf den sorgfältig frisierten Scheitel stülpen, um Ihnen wegen ‚entfernter Mitschuld‘ ein Jahr Kerker aufzubrummen.“

Sie waren vor Philiberts Zaubertheater angelangt. Joan überhörte geflissentlich Monkwells letzte Worte. Es war nicht fair, derart von früheren Kollegen und Vorgesetzten zu reden. Sie wollte ihm nachher den Kopf zurechtsetzen. Jim Monkwell? Ein guter Freund, nun ja, aber nicht mehr! „Auf nachher, Jim. Ich erwarte Sie hier vor dem Theater.“ Sie wandte sich ärgerlich ab und schritt dem Eingang zu. Ein Mann, der hinter den beiden gestanden war und Monkwells Worte mitangehört hatte, schob sich im Gedränge langsam hinterher und erhielt an der Kassa einen Platz an Monkwells Seite, weit hinten im Parterre, wo man die Dinge, die auf der Bühne geschahen, nicht mehr so genau unterscheiden konnte.

Monsieur Philibert absolvierte mit Eifer sein Programm. Er ließ Wasser im Augenblick zu Eis gefrieren, er hängte einen Aluminiumring an der Asche eines Fadens auf und erweckte die Illusion, den Faden durch bloßes Anblasen zerreißen zu können. Er zeigte ein paar ausgezeichnete Kartenkunststücke, unter anderen „Die aeronautischen Karten“, wobei Leute aus dem Publikum drei Karten ganz frei aus dem Spiel zogen und, vom Künstler ungesehen, wieder ins Spiel zurücklegten, drei Karten, die schließlich aus dem Spielkartenfächer in der Linken Philiberts langsam durch die Luft in seine frei über das Spiel gehaltene Rechte schwebten, was einen recht netten und überraschenden Anblick darbot. Er zeigte das berühmte „Mysterie Oh!“, das im Verschwinden eines Knaben bestand, der, mit an den Leib gezogenen Füßen, auf einem zweibeinigen Polsterstuhl saß. Sodann wurden rings um den Sessel Stoffvorhänge herabgelassen, die jedoch nur bis zur Sitzhöhe des Polsterstuhls reichten, so daß die Zuschauer darunter hindurchsehen konnten und auf diese Weise die Gesamtfläche der Bühne überblickten. Dann rief Monsieur Philibert zwei Männer aus dem Publikum herbei und übergab dem einen eine Schnur, die über das Obergestell der von Vorhängen gebildeten Kabine hinwegführte und die linke Hand des Knaben in einer Schlinge hielt. Der zweite Mann wurde aufgefordert, einen Nickelring in der rechten Hand des Knaben zu ergreifen, den dieser zwischen den Vorhängen hindurchsteckte. Trotz diesen Sicherungs- und Kontrollmaßnahmen war, als Philibert in die Hände klatschte und die Vorhänge beiseite zog, wie zu erwarten stand, der Knabe verschwunden, und die beiden Kontrollpersonen hielten eine lose Schnur und einen verlassenen Metallring in den Händen, sahen einander töricht an und begaben sich, schwerfällig über die Bretter stapfend, zurück auf ihre Plätze, wo sie von den Nachbarn eifrig über ihre Eindrücke befragt wurden. Als nächstes Kunststück kündigte Philibert dem geehrten Publikum „Das Geheimnis des chaldäischen Fensters“ an. Das heißt, erklärte er spöttisch lächelnd, er beab-

sichtige eine beliebige Dame hinter einer gewöhnlichen, durchsichtigen Spiegelscheibe so verschwinden zu lassen, daß sie auch fürderhin unsichtbar bleiben werde. Ihm war — vielleicht — bei dieser Einleitung und Erklärung selbst nicht ganz wohl zumute, denn er gedachte hierbei eines sonderbaren Gönners, der ihm zwanzig Pfund Sterling für die Vorführung dieses Experimentes geboten hatte, falls es auch wirklich — unter Berücksichtigung einiger unklarer Nebenumstände — gelänge. Einige Bedenken Monsieur Philiberts waren durch die Zusicherung, es handle sich um nichts Ernstes, durch zehn Pfund Angeld und den Hinweis, daß Sonntag früh das fahrplanmäßige Kanalboot nach Calais abgehe, sehr rasch zerstreut worden.

Er wandte demnach bei Vorführung dieser letzten Nummer des Programms die gesamte Suggestivkraft seines Berufs daran, die Dame in der 1. Reihe rechts, Sitz Nr. 1, aufs Podium zu lotsen, damit sie sich ihm für das gewagte Experiment zur Verfügung stelle.

„Ah", rief er lächelnd und verlieh seiner Stimme den öligen Überschwang eines überraschten Bewunderers, „wir armen Sterblichen haben das Vergnügen und die Ehre, eine wirkliche Schönheit, ein göttliches Antlitz unter uns bewundern zu dürfen. Madam, ich bitte Sie, erweisen Sie uns die Gnade, für fünf, was sage ich?, für ein, zwei Minuten diese Bretter zu betreten, die die Welt bedeuten."

Er stieg vom Podium herab und trat auf Joan zu. Sie ärgerte sich zwar ein bißchen, doch sie lächelte verlegen und geschmeichelt. Sie hatte sich nun einmal an diesen Volksbelustigungsort begeben, und nun hieß es, mit den Wölfen heulen. Die Schmeicheleien des Zauberers waren zwar grob aufgetragen, aber welche Frau besäße die Widerstandskraft, solche Worte gänzlich zu überhören und sie mit einer unhöflichen Weigerung zu beantworten. Joan Laroche lächelte, und das war ihr Verderben. Sie stieg die drei Stufen hinan und nahm auf einem leichten Korbsessel Platz, vor den Monsieur Philibert jetzt eine große, bis an den Bretterboden reichende Spiegelscheibe schob, die in einem leichten, auf Rädern ruhenden Drahtgestell befestigt war. Im letzten Moment bemerkte Joan, daß ihr Sessel inmitten der Konturen einer Versenkung stand. Die elektrischen Lampen im Hintergrund der Bühne erloschen und Monsieur Philibert trat mit einer weitausholenden Geste von außen her an das Drahtgestell der Spiegelscheibe heran und drehte sie behutsam um ein Winkelmaß, das seitlich am Gestell angebracht war.

Die Zuschauer reckten sich die Hälse aus, um das schöne Mädchen auf der Bühne zu betrachten, und die meisten dachten wohl, daß es sich um eine bezahlte Gehilfin des alten Zauberers handelte. Die Scheibe auf der Bühne drehte sich unter Philiberts Händen um eine gewisse Anzahl von Graden aus der Senkrechten, und plötzlich war das Mädchen verschwunden und im Glase war nichts zu sehen als das Spiegelbild der Lichter im Saale und das unbestimmte Dunkel über der neugierigen Versammlung. Gleich darauf schob Philibert das Spiegelglas beiseite, doch die Bühne war und blieb leer. Die Lichter flammten auf, und der Zauberer dankte, sich nach allen Seiten verbeugend, dem Publikum für die Aufmerksamkeit, mit der es seinen Experimenten gefolgt war, und bedauerte, daß die Vorstellung hiermit zu Ende sei. Einige Zuschauer in der ersten Reihe wollten einen leisen Schrei vernommen haben, doch sie schenkten diesem Umstand weiter keine Beachtung, drängten dem Ausgang zu und verliefen sich in den weitläufigen Anlagen des Rummelplatzes oder suchten rasch den Bahnhof zu erreichen, um beizeiten nach Hause zu kommen. Joan Laroche war verschwunden.

II. Kapitel: Mr. Monkwell verschwindet.

Monkwell, zornig darüber, daß Joan die Bühne dieses schmutzigen, alten Zauberers betreten hatte, der den Leuten uralte Mätzchen als moderne Zauberkunststücke darbot, ließ sich langsam von der nachdrängenden Menge durch die Türe in die angenehm kühle Nachtluft hinaustragen und überlegte beständig, was denn nun eigentlich das angebetete Mädchen bewogen haben konnte, sich der blöden Menge als Schauobjekt preiszugeben. Eifersüchtige Empfindungen und Gedanken quälten ihn heftig, er stand abseits im Dunkeln, und plötzlich wurde er mit Schrecken gewahr, daß sich der Platz vor der Schaubude geleert hatte und nur noch vereinzelte Gruppen herumstanden, Mädels mit ihren Begleitern, kleine Abendgesellschaften, die sich nicht einigen konnten, was sie mit dem angebrochenen Abend anfangen sollten.

Monkwell sah ängstlich und betroffen einem alten Manne zu, der die Türen des Gebäudes versperrte Er glaubte, sich flüchtig daran erinnern zu können, den Alten mit der goldbetreßten Mütze vor der Vorstellung im Vorraum des Theaters gesehen zu haben, und nahm an, daß er zum Personal Philiberts gehöre. Monkwell stürzte auf ihn los; Philibert konnte doch das Theater noch gar nicht verlassen haben. Und wo war Joan geblieben?

„Haben Sie nicht eine Dame gesehen, die hier gewartet hat?"

Der Alte blickte Monkwell verwundert aus rotumränderten Augen an. „Gewiß, Sir, hier haben eine ganze Menge Damen gewartet und noch mehr Herren, wenn Sie das meinen?"

„Nein, eine einzelne Dame. Verstehen Sie, Mann, eine richtige Dame." Monkwell beschrieb Joan, so gut er konnte.

„Nö, Sir, eine derartige Dame hab' ich nich gesehen. Es brodelt so allerlei Volk hier herum, und es wäre vielleicht ratsam gewesen, wenn ich mir gestatten darf, das zu sagen, besser auf die Dame achtzugeben. Wenn sich ein Strolch an sie 'rangemacht hat . . . die Kerle sind oft kaum von einem Gentleman zu unterscheiden."

„Mensch, Sie wollen doch nicht behaupten, daß Joan . . . Unsinn! Sie kennen das Mädchen nicht."

„Da haben Se recht, ich kenn ihr nich. Wahrscheinlich is sie zum Bahnhof runterspaziert. Am besten, Sie machen sich gleich auf die Beine und laufen ihr nach. Sie werden sie schon noch erreichen. Der nächste Zug geht erst in einer Viertelstunde."

Monkwell hatte seine Ruhe verloren, sonst wäre er nicht so töricht gewesen, an Joans Versprechen zu zweifeln, daß sie vor dem Gebäude auf ihn warten wolle. Er lief zum Vororte-Bahnhof Hampstead Heath hinunter, der ungefähr eine Viertelmeile südlich von den ersten Buden des Rummelplatzes liegt; doch Joan war und blieb verschwunden. Als er zurückkehrte, war auch der alte Mann fortgegangen; der alte Holzschuppen, der sich hochtrabend Theater nannte, lag dunkel und verlassen an der Straße und machte einen um so düstereren Eindruck, als ringsherum noch Hochbetrieb herrschte; die elektrischen Orgeln der Karussells dröhnten, von der Rutschbahn kreischte Gelächter und die hohen, gellenden Schreie beschwipster Mädchen herüber, Ausrufer priesen die geheimen Herrlichkeiten echt „Chinesischer Opiumhöhlen" und glänzend aufgemachter Tanzlokale an, Anreißer drückten Monkwell nach frischer Druckerschwärze riechende Ankündigungen in die Hand, die verbotene Freuden und seltsame Paradiese anpriesen, die wahrscheinlich in Übertretungen der 11-Uhr-Alkoholsperre, kärglich gekleideten Tanzgirls und Anschluß suchenden Dämchen bestanden, wie sie auf allen Rummelplätzen der Welt in besserer oder schlechterer Aufmachung zu finden sind.

Monkwell zitterte vor Wut und Aufregung. War es möglich, daß Joan ihn versetzt hatte? Vielleicht hatte sie ihm seine Warnung vor der „Globe" und vor Trickle übelgenommen? Nein, das war unmöglich. Joan trug Kleinigkeiten niemals nach. Sie sprach frank und frei aus, was sie dachte, aber irgendeiner Bemerkung wegen „böse" zu sein, das lag ihr nicht; sie bildete sich selbst ihr Urteil über Dinge und Menschen, ohne jenen beiläufigen Tratsch zu beachten, der den größeren Teil gesellschaftlicher Gespräche ausmacht. Aber das, was er ihr mitzuteilen hatte, war kein Tratsch. Es galt, sie vor einem bösen Hereinfall zu bewahren. Er mußte sie finden; ob hier oder in der Draycott Avenue, das war ihm gleichgültig, selbst wenn er sich bemüßigt sehen sollte, die ganze Pension Junifer aus den Federn zu jagen. Doch zuerst wollte er hier in Hamstead Heath eine Runde um die Buden machen. Vielleicht war Joan von einem aufdringlichen Burschen verfolgt worden und hatte sich in ein Lokal geflüchtet, wo sie um Hilfe bitten konnte. Monkwell begann, sich schreckliche Situationen auszumalen, in die Joan möglicherweise geraten war. Furcht und Schrecken übermannten ihn. Ziel- und planlos eilte er von Bude zu Bude, fragte Kellner, Türsteher, Ausrufer aus, beschrieb Joan, doch niemand konnte ihm Auskunft geben. Er geriet an die Peripherie des Rummelplatzes; schon lag die offene Heide vor ihm. Es wurde dunkel um ihn her.

31. Mai.

Mrs. Withdrew fand Monkwells Bett am nächsten Morgen leer und unbenützt. Sie vermietete seit dem Krieg — darüber waren nunmehr 13 Jahre vergangen — ihre Zimmer an solide Herren in fester Stellung, die tagsüber nicht zu Hause waren, und ihre Menschenkenntnis hatte sich im Laufe der Zeit unheimlich vertieft, so daß sie, wenn schon einmal eine Kündigung und Neuvermietung vorkam, im ersten Augenblick zu sagen wußte, was hinter der und jener glatten Larve steckte. Monkwell war immer ein braver, anständiger Junge gewesen; ihr mütterliches Herz erfreute sich ungehindert drei Jahre lang seines überaus ordentlichen Lebenswandels, und so wanderte sie denn seufzend um die Mittagsstunde des stillen Maisonntags zur Polizeistation des Bezirks Lambeth in der Kensington Road, um die Abgängigkeitsanzeige über Mr. James Monkwell, Beamter der Victoria Asseccurance Lmtd., wohnhaft 5 Gilbert Road, Lambeth, zu erstatten. Sie wußte, daß er aus Horsham stammte, von wo er allwöchentlich einen Brief erhielt, dessen Anschrift in einer kleinen, zitterigen Handschrift geschrieben war. Leider würde nicht einmal der beste Freund Monkwells imstande gewesen sein, ihn nach Mrs. Withdrews Personsbeschreibung zu identifizieren, was in diesem besonderen Falle, wie sich später herausstellen sollte, übrigens ganz gleichgültig war.

Das Protokoll wurde zu den Akten gelegt, und da in London täglich etwa 100, an Sonntagen zuweilen auch 200 Abgängigkeitsanzeigen erstattet werden, die im Laufe der folgenden Woche auf rund ein Viertel bis ein Drittel der Fälle zusammenschrumpfen, nahm die Polizeistation Lambeth die Angelegenheit vorläufig nicht sehr ernst. Der diensthabende Wachtmeister seufzte. Da waren Mädchen, die sich über das Wochenende jungen Automobilisten anvertrauten und nachher nicht einmal sagen konnten, wo sie sich aufgehalten hatten; da gab es unverbesserliche Lumpen, die zwei oder drei Tage lang nicht nach Hause fanden, obgleich sie wußten, daß ihre Angehörigen entsetzliche Ängste um sie ausstanden; da gab es Abenteurer der Liebe, sowohl Männer als auch Frauen, die drei Tage für ein Leben hingaben, selbst wenn es ihnen von vornherein klar war, daß dadurch ihre Ehen, ihr Familienleben, eigene und fremde Existenzen zugrundegingen; da gab es Rauschgiftsüchtige und Trunksüchtige, Wandertrieb-Besessene und Durchgänger, Selbstmörder, Schwachsinnige und Narren, die abhanden kamen, und unter diesen war es nur ein ganz geringfügiger Hundertsatz, Ausnahmen sozusagen, die wirklich verschwunden blieben, von denen die Polizei nach Ablauf einer gewissen Frist annahm, daß sie entweder selbst Verbrecher waren, die flüchteten, oder deren Opfer, die von den Tätern beseitigt worden waren.

Im Falle Joan Laroche kam es zu keiner Abgängigkeitsanzeige. Mrs. Junifer Benstridge, Inhaberin der Pension „Junifer" in der Draycott Avenue 4, erhielt gegen 11 Uhr nachts die telephonische Nachricht, daß sie sich um Miß Joan nicht sorgen solle; Miß Laroche wäre plötzlich erkrankt und sei in ein Spital gebracht worden, es handle sich jedoch um keine besonders ernsthafte Erkrankung, sondern bloß um einen vorübergehenden Ohnmachtsanfall, und Miß Laroche würde sicherlich im Laufe der nächsten Woche heimkehren oder Nachricht geben, wann sie zu Hause erwartet werden könne.

Mrs. Henstridge, die in einem nicht sehr reinen, orangegelben, mit Grün besetzten Schlafrock in die Diele geeilt war, spähte ängstlich umher, ob nicht einer der Pensionäre, die sie bei sich beherbergte, aus seinem Zimmer käme, um zu horchen, was unweigerlich zur Folge haben mußte, daß er ihre über gelbe Gummiwickler gedrehten, mausgrauen Lockenhörnchen, den schmutzigen Schlafrock und die darunter verborgenen Fettmassen sah, die tagsüber in geheimnisvolle Panzer gebändigt, so etwas wie eine vollschlanke Linie vortäuschen sollten. Ihre hervorstehenden blauen Augen, die dem dicken Gesicht mit der kleinen Nase zwischen den Fettpolstern zyanotisch gefärbter Wangen einen unglaublich törichten Ausdruck verliehen, der den Tatsachen jedoch nur in Bildungs-, nicht aber in Wirtschaftsangelegenheiten entsprach, die Augen rollten wie blankgeschliffener Jaspis in gutgeölten Kugellagern und hätten unzweifelhaft auch nur die geringfügigste Bewegung in der Diele sogleich festgestellt. Doch alles blieb still, nichts rührte sich. Mrs. Henstridge, die sich nicht auf längere nächtliche Telephongespräche einzulassen wünschte, fragte nicht einmal an, wer denn nun eigentlich am anderen Ende des Drahtes spreche (vielleicht hielt sie diese Frage für überflüssig, da sie die Stimme erkannte), sondern sagte bloß: „'s ist gut. Ich hoffe, bald von ihr zu hören", und hängte an Kopfschüttelnd begab sie sich in ihr Zimmer, legte eine dicke Schicht der fettarmen Schönheitscreme, Marke „Diane de Poitiers" auf ihr Gesicht, zog eine Nachthaube mit violetten Seidenbändern über die aufgewickelten Löckchen und verschwand unter einer pfirsichblütenfarbenen Daunendecke, wo sie bis um acht Uhr früh des Sonntagsmorgens den nur selten durch ein asthmatisches Röcheln oder Schnarchen unterbrochenen Schlaf des Gerechten schlief, der wie alle Gerechten bekanntlich mindestens siebenmal des Tages sündigt. Joan Laroche hatte zufälligerweise die fällige Monatsrechnung schon am Samstagnachmittag bezahlt und damit war für Mrs. Henstridge die Sache so gut wie erledigt. Was das Mädchen sonst noch tat und ließ, interessierte die Dame des Hauses nur wenig. Herrenbesuche durften nur in der Diele empfangen werden, von Damenbesuchen bei den ledigen Herren gar nicht zu reden. Joan Laroche hatte bisher nicht einmal von diesem bescheidenen Recht Gebrauch gemacht.

Eine neue Rauch-Epoche hat begonnen!

Jeder kann es sich leisten, besser zu rauchen!

Cigaretten werden nicht mehr zahl- und wahllos »verpafft« — man raucht heute aufmerksam, Zug für Zug bewußt genießend. Man raucht vielleicht etwas weniger, kann dafür aber — fürs gleiche Geld — besser rauchen. Und für 5 Pfennig bekommen Sie eine Cigarette, die wertvollste Tabake in vollendeter Harmonie vereinigt: ATIKAH!

Im Zeichen der neuen Rauch-Epoche sind Hunderttausende zu Cigaretten höherer Preisklassen übergegangen! Das bedeutet aber nicht, daß heute durchweg mehr Geld für das Rauchen ausgegeben wird. Viele, die ihr Rauch-Konto nicht höher belasten wollen, sind dahinter gekommen, daß sie mehr davon haben, wenn sie weniger und dafür »mit Verstand« wirklich gute Cigaretten rauchen.

5 Pf

ATIKAH

SELBSTVERSTÄNDLICH — *führt* — OHNE MUNDSTÜCK

in die neue Rauch-Epoche



III. Kapitel: Mr. Trickle verschwindet.

Wenn Mr. Reginald Trickle, der geschäftsführende Direktor der Globe Versicherungs-Gesellschaft, verschwand, freuten sich die Beamten dieses Unternehmens stets unbändig. Denn obgleich Mr. Trickle ein schöner Mann in der Blüte seiner 36 Jahre mit edlem Römerprofil, glattrasierten Lippen und noch glatterem Kinn, mit glatt zurückgestrichenen schwarzen Haaren und dunklen Augen war, liebten ihn nicht einmal die jüngsten Stenotypistinnen. Mr. Trickle hatte es in den zwei Jahren seiner Herrschaft über die „Globe" verstanden, sich grenzenlos unbeliebt zu machen, und es nützte ihm gar nichts, daß er an manchen Tagen süß wie Akazienhonig war und die Mädchen unverblümt zu kleinen, zärtlichen Rendezvous einlud. Es galt unter den weiblichen Angestellten der „Globe" als Ehrensache, derartige Einladungen kaltschnäuzig zu ignorieren und darüber zu lächeln, als hätte Mr. Trickle einen schlechten Witz gemacht, der nie und nimmer ernst genommen werden konnte. Mr. Trickle hatte diese Unbeliebtheit seiner Launenhaftigkeit zuzuschreiben, denn wenn von Untergebenen an Vorgesetzten eine Charaktereigenschaft gehaßt wird, so ist es einzig und allein jene gräßliche Launenhaftigkeit, die unberechenbar und frech den Angestellten das solide Gefühl der Sicherheit raubt, das sie mit Recht für sich beanspruchen dürfen, wenn sie ihre Arbeit nach bestem Wissen und Gewissen verrichten, froh und befriedigt über den Umstand, daß sie in diesen Zeiten sinkender Prosperität überhaupt noch eine Arbeit zu verrichten haben.

Trickle war launenhaft, grausam und grenzenlos eitel, und gebrauchte seinen Untergebenen gegenüber — mit wenigen Ausnahmen — jenen widerwärtigen Ton überheblicher Ironie, der Anfängerinnen bisweilen in Tränen ausbrechen ließ, während die andern Angestellten insgesamt von dem heißen Wunsche beseelt waren, Mr. Trickle eines Abends in einer entlegenen Gasse allein anzutreffen, um ihn kräftig durchzubleuen.

1. Juni.

Am 1. Juni, kurz nach neun, kam Mr. Trickle früher als sonst in seinem schnittigen Renault vorgefahren, aber er hielt sich kaum eine Stunde in dem verschwenderisch ausgestatteten Direktionszimmer auf, kündigte dem prokuraführenden Subdirektor Patrick Orvensby an, daß er sich vom Verwaltungsrat einen vierzehntägigen Urlaub hatte bewilligen lassen, beorderte sodann Patchull, den ersten Buchhalter der Gesellschaft, zu sich, der als sein eigentlicher Vertrauensmann galt, während Orvensby trotz seiner leitenden Stellung nur eine nebensächliche Rolle spielte; kurz, Trickle übergab die laufenden Geschäfte und verschwand. Selbstverständlich ahnte damals, an diesem wunderschönen, sonnigen Junivormittag, keiner der Angestellten, daß sie Mr. Trickle zum letztenmal in ihrem Leben sahen. Aber selbst wenn sie es gewußt hätten, ist anzunehmen, daß ihrer keiner ihm auch nur eine einzige Träne nachgeweint hätte. Die Beete in Finsbury Cirkus, an dem das Gebäude der „Globe" lag, standen in voller Blüte. Die Tulpen reckten sich in ihren farbigen Uniformen wie Lanzenreiter in der Reihe, der Rasen leuchtete saftig und grün zu den Fenstern herauf, und die Angestellten hatten außer an ihre Arbeit auch noch an sehr wichtige Frühlingsdinge zu denken, die sicherlich mit Mr. Trickle in keinen wie immer gearteten Zusammenhang gebracht werden konnten. Mr. Orvensby dachte über das seltsame Zusammentreffen nach, daß gleichzeitig mit Trickles Urlaubsantritt seine neue Privatsekretärin krank gemeldet worden war.

Der Renault fuhr den südlichen Bogen des Platzes entlang und entschwand in der Richtung Liverpool Street — für immer.

Als Joan Laroche um die Mittagsstunde des 31. Mai langsam erwachte, so schrecklich langsam, als kehrte sie aus ungeheuren Fernen am Rande des Todes ins Leben zurück, mußte sie sich sehr lange besinnen, bis sie darauf kam, was denn nun eigentlich mit ihr geschehen war. Die Pflegeschwester, die an ihrem Bette saß, blickte mitleidig auf die trockenen Lippen hinab, die schmerzlich zuckten und unhörbare Worte zu formen suchten, und sie bewunderte die langen Wimpern, die sich leise bewegten, als striche der Windhauch zarter Schmetterlingsflügel sanft darüber hin. Die Finger der Kranken tasteten ängstlich über die leichte Decke, als suchten sie nach dem Halt, den sie gestern im Zaubertheater Monsieur Philiberts plötzlich verloren hatten.

Die Schwester Madge Orb, die an diesem Tage in den drei Einzelzimmern des Privatsanatoriums „Psyche" am Fulham Park in der Bishops Avenue Dienst machte, studierte aufmerksam den sogenannten Kopfzettel über dem Bette der Kranken. Joan Laroche würde, wenn sie hierzu imstande gewesen wäre, sich gewundert haben, daß sie heute Jane Trickle hieß, daß sich ihre Geburts- und Personaldaten geheimnisvollerweise völlig verändert hatten, und daß sie augenblicklich an einer geistigen Verwirrung litt, die wissenschaftlich Amentia genannt wird. Miß Orb, die im Laufe einer zehnjährigen Dienstzeit als staatliche Irrenpflegerin viele interessante Erfahrungen gesammelt hatte, ehe sie einiger Unregelmäßigkeiten wegen entlassen worden war, staunte, daß sich die Kranke so überaus ruhig verhielt. Dr. Knavish, dessen Kenntnissen Miß Orb übrigens außerordentlich mißtrauisch gegenüberstand, mußte die junge Dame ganz und gar unter Skopolamin gesetzt haben; die Symptome, als da waren: der ausgetrocknete Mund, die auffallende Trockenheit der Haut, die oberflächliche Atmung, die Schlingbeschwerden, das alles deutete viel eher auf eine akute Skopolaminvergiftung als auf Amentia hin. Nun, das war Knavish Sache und nicht die ihrige; sie hatte sich hier im Sanatorium „Psyche" schon längst das Staunen abgewöhnt. Als entlassene staatliche Irrenpflegerin hatte sie kein Recht, Fragen zu stellen und Zweifel zu äußern, denn wenn sie hier flog, konnte sie lange darauf warten, einen Arzt zu finden, der nicht nach ihrer beruflichen Vergangenheit fragte. Dr. Knavish verlangte von ihr nichts weiter als die strenge Erfüllung ihrer Pflichten als Krankenschwester und absolute Diskretion. Das hätte schließlich jeder andere Sanatoriumsinhaber auch verlangt. Was die Kranken zusammenredeten und flüsterten, ging sie nichts an. Ob sie sich für den Dalai Lama oder die Kaiserin von China hielten, konnte ihr völlig gleichgültig sein.

Joan schlug die Augen auf, schöne, dunkle Augen, in denen tief unten der unbeschreibliche Ausdruck eines fürchterlichen Schreckens lauerte. Sie führte mit einer matten Bewegung die Hand an die Stirne, als suchte sie sich irgendeines Geschehens, eines Gedankens, eines Umstandes zu entsinnen, und gleich darauf begann sie schmerzlich zu stöhnen, richtete sich auf, starrte Miß Orb an, und als diese ihr beruhigend zuredete, stieß Joan einen gellenden Schrei aus, wollte aus dem Bett springen, um, weiß Gott was, anzustellen, wenn die Orb sich nicht mit ihrem ganzen Gewicht über sie geworfen hätte.

„Sie müssen brav sein, liebes Kind, sonst müßte ich Sie, so leid es mir täte, drüben", Miß Orb wies auf eine weißgestrichene Tür, „ins Gitterbett sperren."

Joan starrte sie sprachlos an. Langsam wurden ihre Gedanken klarer und mahnten zu Haltung, Ruhe und Vorsicht: „Wo bin ich?" fragte sie leise.

„In einem Sanatorium. Gut aufgehoben. Wir hoffen, daß sich ihr Zustand recht bald bessern wird, so daß Sie in ein paar Tagen nach Hause gehen können. Soll ich Ihnen das Frühstück bringen oder wünschen Sie gleich das Mittagmahl einzunehmen? Abends gibt es kein Dinner, sondern nur leichte Speisen — mit Rücksicht auf die notwendige Bettruhe."

„Tee, Schwester, recht viel Tee", seufzte Joan. „Ich bin durstig. Ach, es ist alles so seltsam. Wie bin ich hierhergekommen?"

„Das müssen Sie den Arzt fragen. Ich weiß es nicht, Mrs. Trickle."

„Mrs. Trickle?"

„So heißen Sie doch wohl. Oder führen Sie vielleicht einen andern Namen?"

Doch Joan stöhnte nur. Trickle? Ihr Chef bei der „Globe". Hatte sie ihn vielleicht in einem Zustand geistiger Absenz geheiratet? Plötzlich rückten sich in ihrem Verstande die Ereignisse des vergangenen Abends mit einer grotesken, überdimensionierten Deutlichkeit zurecht. Sie sah Monkwell — wo war Monkwell? — am Bahnhof Hampstead Heath auf sie warten, betrat mit ihm das Zaubertheater Philiberts, sie entsann sich der törichten Regung ihrer Eitelkeit und stellte betroffen fest, daß der Zauberer sie mit seinen übertriebenen Schmeicheleien planmäßig auf die Bühne gelockt hatte. Ihr letzter Blick war auf die Fugen der Versenkung gefallen, in deren Mitte der Korbsessel stand, auf dem sie Platz genommen hatte. Und als sie sich jetzt erinnerte, daß sie unmittelbar darnach gefallen war, überraschend und plötzlich in einen Schacht gesunken war, begann sie wieder zu zittern, und ihre Blicke zeigten den Ausdruck eines gehetzten Tieres. Wieso war es möglich, daß die Zuschauer nichts davon bemerkt hatten, daß man sie in einer Versenkung verschwinden ließ? Zwischen ihr und dem Zuschauerraum war doch nichts weiter als eine blanke Glastafel gestanden, durch die jedermann hindurchsehen konnte. Unbegreiflich? Unten in dem Kellerloch unter der Bühne hatte eine rauhe Hand sie und den Sessel beiseite gerissen, und die Bretter der Versenkungsfläche waren augenblicklich wieder an ihre frühere Stelle gerückt. Dann war es ganz dunkel geworden. Eine Finsternis sondergleichen schloß sie ein, sie hörte ein Pfeifen, Zischen, Pfauchen, als befänden sich tausend Tiere in dem engen Raume: Mäuse, Ratten, Schlangen, sie fühlte die Berührung einer ekeln, feuchten, kalten Haut, ihre Phantasie zauberte entsetzliche Schrecknisse in das undurchdringliche Dunkel, und mit einem wilden Aufschrei war sie in eine tiefe, schwere Ohnmacht gefallen.

Jetzt lag sie hier in dem schneeweißen Bette eines unbekannten Sanatoriums und hieß Mrs. Trickle. Was sollte das bedeuten? Was ging hier vor? Eine innere Stimme mahnte sie zu äußerster Vorsicht, und mit dem wunderbaren Anpassungsvermögen ihres Geschlechtes, das den Frauen an Stelle physischer Kraft und durchdringender Intelligenz gegeben ist, um ihren Kampf ums Dasein durchzufechten, beschloß sie sofort, sich in die merkwürdige Situation zu fügen. Sie entnahm dem Verhalten der Krankenschwester, daß diese an ihrer Zurechnungsfähigkeit zweifelte; die Frage, ob sie etwa einen andern Namen führe, ließ keinen Zweifel über die Einstellung der Pflegerin zu ihrer Patientin offen. Joan ahnte, daß sie sich in einer Nervenheilanstalt, besser gesagt in einer Privatirrenanstalt befand, und der Schluß lag nahe, daß sie sich in dieser fatalen Lage keineswegs durch Ungestüm und Gewalt, sondern nur durch Kaltblütigkeit und Ruhe helfen konnte. Es galt, still und gefaßt die Ereignisse abzuwarten, die da kommen sollten. Sie erinnerte sich, gelegentlich einmal gelesen zu haben, daß die stärkste Waffe, die der Mensch besitzt, seine Geduld ist, an der alle feindlichen Kräfte des Daseinskampfes zuschanden werden.

Miß Orb kehrte mit einem gewaltigen Servierbrett, auf dem sich eine Zinnkanne mit Tee, Butter, Eier und Schinken, Weißbrot und Keks befanden, ins Zimmer zurück und warf einen schiefen, aber wohlwollenden Blick auf ihre Patientin, die sich, wie sie befriedigt feststellte, während ihrer Abwesenheit nicht aus dem Bett gerührt hatte.

Bald danach trat der Arzt, Dr. Knavish, zur frühen Sonntagnachmittagsvisite ein, begrüßte Joan höflich, fühlte den Puls, legte sich das Band mit dem Augenspiegel um die Stirn und untersuchte Joans Augen lange und gründlich, wobei er unwillig den Kopf schüttelte, was Miß Orbs Annahme stützte, daß die junge Dame irgendein Rauschgift genommen hatte oder unter Skopolamin gesetzt worden war. Die Orb war geneigt, eher das letztere anzunehmen, da Joan zu nett und fein und im übrigen kerngesund aussah, als daß man sie ohne weiteres zu den rauschgiftsüchtigen Weibern aus Bloomsbury oder Mayfair zählen durfte. Sodann prüfte Dr. Knavish die Patellarreflexe, ließ Joan aus dem Bett steigen, die Füße knapp aneinanderstellen, Hände ausstrecken und die Augen schließen. Joan wankte ein wenig, aber nicht viel, und Dr. Knavish lächelte spöttisch. Er dachte an die gesalzene Rechnung, der er — hm — Mrs. oder vielmehr Mr. Trickle ausstellen wollte. Denn daß hier nicht die Spur von einer Amentia vorlag, die ihm avisiert worden war, konnte der blutigste Laie feststellen. Wenn auch Amentia weder gefährlich noch unheilbar ist, so weist sie doch — vorübergehend — Merkmale einer ausgesprochenen Geistesstörung auf. Dies hier war hingegen offenbar nichts weiter als eine nicht allzuschwere Skopolamin- oder Hyoszyaminvergiftung, bei der das Stadium der Erregung sehr bald abgeklungen war. Als Joan gegen Mitternacht von Mr. Trickle, wie der Mann sich nannte, hierhergebracht wurde, war dieser Erregungszustand noch akut gewesen und konnte ohne nähere Untersuchung leicht eine beginnende Amentia vortäuschen.

„Wir werden morgen weiter sehen, Madam", bemerkte Dr. Knavish vorsichtig. Sein Sanatorium diente weniger therapeutischen Zwecken als den Interessen der Angehörigen der Kranken, wenn er es auch unter allen Umständen ängstlich vermied, vorgebliche Patienten allzulange anzuhalten, denn er wußte, daß die Behörden in dieser Beziehung keinen Spaß verstanden. Es wäre ihm vielleicht möglich gewesen, seinen vorgetäuschten diagnostischen Standpunkt in diesem oder jenem Falle leichter zu vertreten, wenn ihm ein zweiter, gleichgesinnter Arzt zur Seite gestanden wäre. Aber erstens waren schurkische Ärzte, die aus undurchsichtigen Dingen ein Geschäft machten, doch sehr selten anzutreffen (und die wenigen, die vielleicht anzutreffen gewesen wären, waren polizeibekannt), zweitens wollte er seine Einkünfte nicht mit anderen teilen, und drittens wußte er als geschulter Psychologe genau, daß zwei Schurken, die gemeinsame Sache machen, über kurz oder lang doch einmal uneins werden und einander hochgehen lassen.

„Nichts Besonderes, Madam, aber ein, zwei Tage will ich Sie doch unter Beobachtung halten, um zu sehen ob Sie — hm — keinen dauernden Schaden genommen haben. Wie fühlen Sie sich? Haben Sie alles, was Sie brauchen? Miß Orb, die Dame kann aufstehen, rauchen und so weiter, aber sie soll das Zimmer nicht verlassen. Morgen werde ich mit Mr. Trickle sprechen, Madam."

Er verließ grüßend das Zimmer und hinterließ einen starken Geruch nach Juchten und Zigarren, der nicht unangenehm wirkte. Dr. Knavish war im großen und ganzen nicht unsympathisch, aber wer ihn näher kannte, wußte, daß er ein großer Poseur und ein skrupelloser Scharlatan und Verdiener war. Er hielt sehr viel von sich und zumeist war er mit seinem Verhalten nicht unzufrieden. So auch heute.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Beispiel:

Wann kommen die Einkäufer der Welt?

Der Zentral-Einkaufsplatz der Welt liegt in — Deutschland!
Im Jahre 1937 kamen 31684 ausländische Einkäufer, das sind doppelt soviel wie im Jahre 1933, nach Leipzig. Wohlgemerkt: 31684 tatsächliche Käufer, keine ausländischen Sehleute! — Die Leipziger Messe ist heute mit ihren gewaltigen Messepalästen und 17 riesigen Ausstellungshallen die Zentral-Messe der ganzen Welt. Es gibt keine zweite regelmäßige Veranstaltung ähnlicher Art, die an Bedeutung, Vielseitigkeit, Umfang und Besucherzahl der Leipziger Messe gleichkommt.

*

Insgesamt stieg die Zahl der Käufer um 141%
263136 deutsche und ausländische Einkäufer haben 1937 auf der Leipziger Frühjahrsmesse Kaufabschlüsse getätigt. Die Zahl der Einkäufer stieg damit um 141% gegenüber dem Jahre 1933.

*

Internationale Gleichberechtigung — bietet das Schaufenster der Welt
Der ausländische Kaufmann nimmt an der Leipziger Messe als Aussteller und auch als Einkäufer unter den gleichen Bedingungen teil wie sein deutscher Kollege. Auf der Leipziger Frühjahrsmesse 1937 waren 931 ausländische Aussteller vertreten; sie stammten aus 24 verschiedenen Ländern.

*

Die Ala trifft jetzt schon die Vorbereitungen für die Werbung
Am 6. März 1938 öffnet Leipzig seine Tore zur „Leipziger Frühjahrsmesse" (6.—14. 3. 38). Und dann wieder am 28. August zur „Leipziger Herbstmesse" (28. 8.—1. 9.). Die Ala-Niederlassung in Leipzig C 1, Ritterstr. 1—3, steht Ihnen, genau wie alle anderen Ala-Häuser, gern mit Rat und Tat zur Verfügung.

*

Auch Köln und Königsberg laden ein
In der alten Messestadt Köln am Rhein findet in der Zeit vom 20. bis 22. März 1938 die „Kölner Frühjahrsmesse" und vom 18. bis 20. September 1938 die „Kölner Herbstmesse" statt. — Königsberg, das Tor für Ost-Europa, wird in der 2. Augusthälfte 1938 die „26. Deutsche Ostmesse" durchführen. Die Niederlassungen der Ala in Köln und in Königsberg geben Ihnen gerne über Einzelheiten Auskunft.

*

Breslau und Essen — zwei bedeutende Ausstellungsstädte 1938!
Während Breslau in der Zeit vom 4. Mai bis 8. Mai 1938 die Bauern und Landwirte aus Deutschland und vor allen Dingen aus den Südost-Staaten zur großen „Breslauer Messe mit Landmaschinenmarkt" bittet, fordert Essen die Gartenfreunde zum Besuch der „Reichsgartenschau 1938" auf (22. April bis 9. Oktober 1938). Die Niederlassungen der Ala in Breslau und in Essen sind gern Ihre Berater.

2 Millionen km Landstraßen gibt es in Europa
Das Netz der befestigten Landstraßen Europas hat eine Länge von rund 2 Millionen km. Bei einer Gesamtfläche Europas von 10200000 qkm ergibt das eine durchschnittliche Dichte von 196 m je qkm.

*

— davon 220000 km allein in Deutschland!
Das Deutsche Reich verfügt gegenwärtig (ohne Reichsautobahnen) über rund 220000 km Landstraßen. Auf 1 qkm entfallen 467 m befestigte Straßen. Damit hat Deutschland pro qkm eine mehr als doppelt so große Landstraßendichte wie Europa.

*

84235,219 km Landstraßen 1. Ordnung —
gibt es in Deutschland. Über die höchste Kilometerzahl verfügt Bayern (11780,892). An 2. Stelle steht Württemberg mit 6805,428 km und Hannover mit 6312,781 km. Dann folgen die Rheinprovinz mit 6210,044 km, Provinz Sachsen mit 5181,497 km und Freistaat Sachsen mit 4939,575 km.

*

87142,155 km Landstraßen 2. Ordnung
stehen dem Motorwanderer im Deutschen Reich zur Verfügung. Bayern führt auch hier mit 10817,140 km. Den 2. Platz belegt Hannover mit 6861,099 km und Sachsen mit 6554,872 km. Dann folgt Württemberg mit 6007,861 km, Rheinprovinz mit 5696,410 km, Westfalen mit 5619,966 km und Ostpreußen mit 5486,429 km.

*

75,6% der Reichsautobahnen sind im Bau
Die Gesamtlänge der augenblicklich im Bau befindlichen Strecken beträgt 5218,8 km. Das sind 75,6% des vorgesehenen Grundnetzes der Reichsautobahnen. Für den Verkehr sind bereits insgesamt 1452,3 km freigegeben.

*

10 fertige Strecken über 100 km
Von den bereits dem Verkehr übergebenen Reichsautobahnen sind 10 Strecken länger als 100 km. Die längste Strecke ist augenblicklich die Reichsautobahn Nürnberg—Bayreuth—Leipzig mit 262 km. Die zweitlängste Strecke ist die von Berlin nach Hannover mit 225 km.

*

Was glauben Sie, wie das wird, wenn alle Bahnen fertig sind?
Im Jahre 1934/35 besuchten uns 541972 ausländische Kraftfahrzeuge — im Jahre 1935/36 ist diese Zahl bereits auf 603313 angestiegen. Vom Juli 1936 bis Juni 1937 ist wiederum eine Steigerung von 33% zu verzeichnen. Die Zahl der Ausländer, die Deutschland mit dem Kraftfahrzeug besuchten, betrug in dieser Zeit 797413. Wenn jeder der ausländischen Kraftfahrer nur für 100 RM Devisen mitbringt . . .

*

Diese Nachrichten sind ein kleiner Ausschnitt aus dem Material, das die Ala bei ihrer täglichen Arbeit verwendet. Das Aufgabenfeld der Ala ist die Werbung. Und dazu gehören heute gründliche Marktkenntnisse.
Jedem, der Werbung betreibt oder betreiben möchte, kann die Ala helfen. Ob Sie gelegentlich eine Anzeige aufgeben oder ob Sie einen Werbefeldzug durchführen wollen, wir beraten Sie objektiv, schnell und erfolgsicher. Die zahlreichen Erfolgskontrollen, die wir durchführen, ermöglichen es uns, das Werbemittel zu nennen, das für Sie am zweckmäßigsten ist. Wir sagen Ihnen, wie es eingesetzt werden muß, damit es den erhofften Nutzen bringt.
Als Werbungsmittler schaffen wir den Werbeplan und die Kostenanschläge, übernehmen die Auftragserteilung, überwachen die Abwicklung, besorgen die Kontrolle und die gesamte Abrechnung. Selbst wenn die Ala für Sie mit Hunderten von Auftragnehmern in der ganzen Welt verhandeln und abrechnen muß, Sie brauchen sich nur mit einem Kostenanschlag, einer Bestätigung und einer Rechnung zu befassen.
Wichtig aber ist: Ihre Zusammenarbeit mit der Ala verursacht Ihnen keinerlei Kosten! Ganz gleich, ob Sie in Tages- oder Wochenzeitungen werben, in Unterhaltungsblättern oder Fachzeitschriften, an Litfaß-Säulen oder Verkehrsmitteln, durch Filme oder Diapositive, ob im Inland oder im Auslande — wir vermitteln Ihre Aufträge vollkommen kostenlos zu den Originalpreisen der Verleger und Pächter. Die Ala kann für Sie kostenlos arbeiten, weil wir unsere Vergütung von den Auftragnehmern erhalten. (Portozuschläge werden nur bei bestimmten Gelegenheits- und Auslandsanzeigen erhoben.)
Die Ala spart Ihnen Zeit, weil sie Ihnen Arbeit abnimmt. Und die Ala spart Ihnen Geld, weil sie die Kosten dieser Arbeit selbst trägt.
Die Ala ist der größte Werbungsmittler Deutschlands geworden, weil wir die Sache unserer Kunden zu unserer eigenen machen.

ALA

Anzeigen-Aktiengesellschaft
Berlin W 35, Bremen, Breslau 1, Chemnitz, Dortmund, Dresden-A. 1, Essen-Ruhr 1, Frankfurt a. M., Hamburg 1, Hannover M, Kassel, Kiel, Köln 1, Königsberg i. Pr., Leipzig, Lübeck, Mannheim, München 2 M, Nürnberg 1, Stettin 1, Stuttgart

KARL FISCHER:

Deutschlands Weg nach Übersee

SO ENTSTAND EIN DEUTSCHES KOLONIALREICH

(Schluß.)

Ein gefundenes Fressen für das Londoner Kolonialamt . . . Australien ist zwar nichts weniger als übervölkert, und man kann sich nicht vorstellen, wo man eigentlich die Menschen hernehmen will, um Neuguinea zu besiedeln — denn bisher sitzt im Norden der Insel auch nicht ein einziger Brite —, aber proklamieren wir zunächst ruhig das australische „Naturrecht", denkt man in London.

Bis zum 7. Februar dauert der diplomatische Kampf zwischen London und Berlin, dann gibt London nach, und der nördliche Teil Neuguineas und die vorgelagerten Inseln werden deutsch.

Ein Traum vom deutschen Südafrika

Überall, in Togo, in Südwest, in Kamerun, in Ostafrika, im Stillen Ozean liegen erst die Grundsteine des deutschen Kolonialreiches, auf denen der eigentliche Bau noch zu errichten ist. Noch kann das Richtfest nicht gefeiert werden, und die kühnen Architekten eines Deutschen Reiches in Übersee müssen noch manche Enttäuschung einstecken.

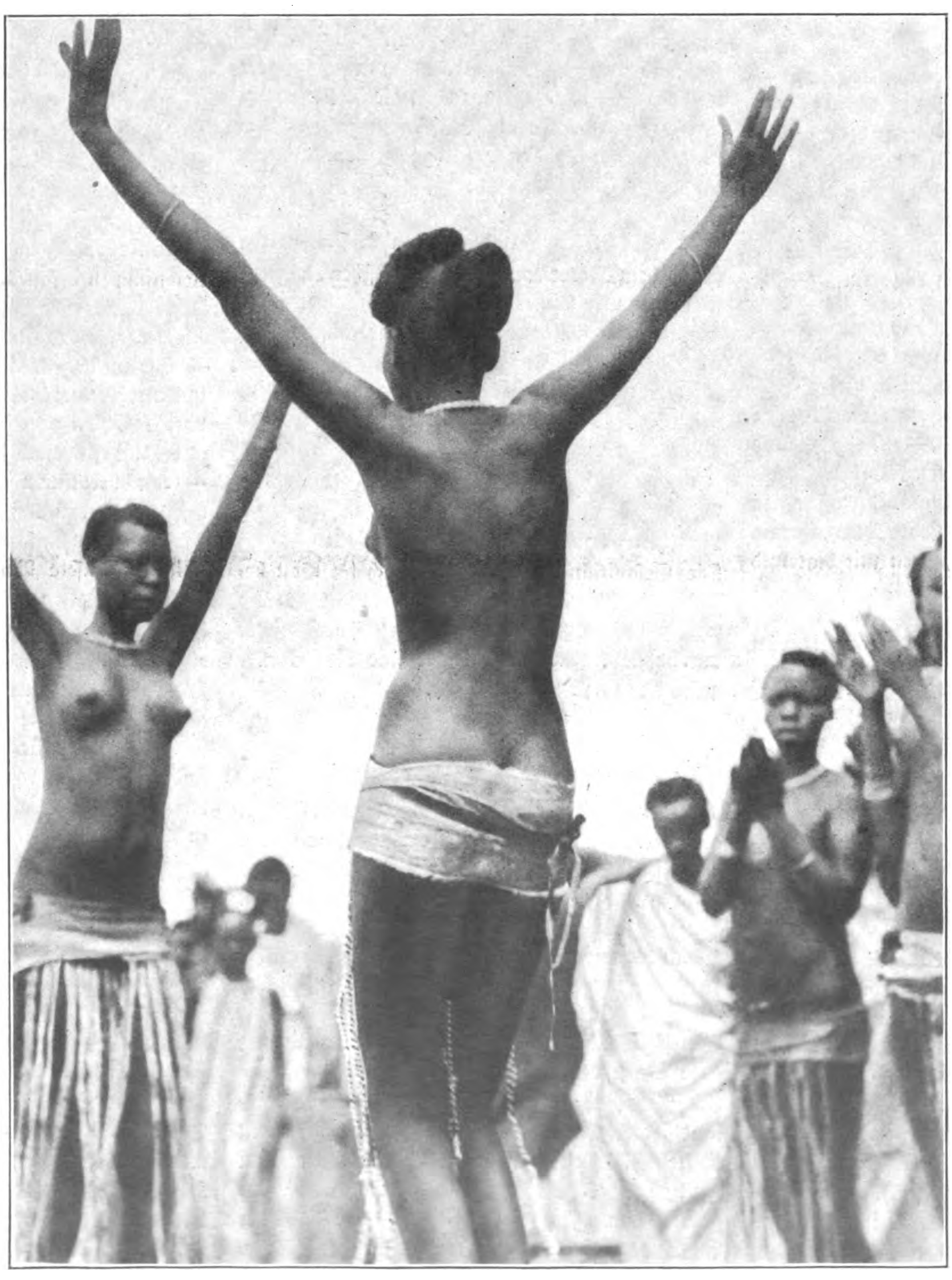
Wir haben Lüderitz verlassen, nachdem er die Gewißheit hatte, daß deutsche Kriegsschiffe an der ganzen Küste Süwestafrikas, und zwar angefangen vom Kap Frio, also der Grenze des portugiesischen Afrika, bis zum Oranjestrom, der Nordgrenze der Kapkolonie, die schwarzweißrote Fahne hissen.

Die ursprüngliche Begeisterung im Volk für Südwest hat sich inzwischen gelegt Ach so? heißt es. Fast nur Sand? Kein Wasser? Keine Aussichten für den deutschen Bauern und Handwerker? Und immer noch kein Kupfer gefunden? Nein, da hat man doch für Ostafrika erheblich mehr Sympathien.

Lüderitz, der bereits den größten Teil seines Vermögens für Südwest geopfert hat, läßt sich durch nichts entmutigen. Er glaubt nach wie vor fest an den großen Erz- und Mineralreichtum des Bodens, und dieser Glaube bestätigt sich später, wenn auch Lüderitz selbst dann schon nicht mehr unter den Lebenden weilt.

Aber Lüderitz ist nicht nach Südwest gegangen, um dort nach Erz suchen zu lassen. Er will eine richtige Kolonie, und wenn Südwest dafür nicht geeignet ist, dann suchen wir uns eben noch andere Gebiete aus.

Wir wissen nicht, ob und wieviel Lüderitz von den alten Vorschlägen gewußt hat, Anschluß an die Buren zu suchen, die, nachdem sie von den Engländern aus dem Süden verdrängt sind, in Transvaal und im Oranjefreistaat eine neue Heimat gefunden haben. Tatsache ist aber, daß schon während der burisch-britischen Auseinandersetzungen Pläne über die Schaffung eines deutschen Burenstaates vorhanden waren, und daß es Zeiten gegeben hat, in denen die Buren einem deutschen Protektorat nicht abgeneigt waren. Die deutsch-burischen Beziehungen im letzten Burenkrieg der Weltgeschichte mit ihren internationalen Komplikationen waren eine letzte Nachwehe dieser möglichen deutsch-burischen Freundschaft gewesen.



Graziöse Riesentänzerinnen des Stammeshäuptlings Rudabigwa.
In Ruanda, dem nordwestlichen Teile Deutsch-Ostafrikas, übt der Stamm der schwarzen Riesen, Watussi genannt, Herrenrechte über die Urbevölkerung, die Bahutus, aus.
Aufnahme: Mauritius.

Ernst von Weber hatte schon 1876 auf die Möglichkeit eines deutschen Burenstaates in Südafrika sehr nachdrücklich hingewiesen, ohne aus der Wilhelmstraße mehr als eine höfliche Empfangsbestätigung seines Vorschlages empfangen zu haben.

Die völkerrechtliche Lage war die, daß England inzwischen die Transvaalrepublik annektiert hatte, die Annektion aber 1881 wieder hatte aufgeben müssen. Transvaal also war ein Land, dessen rechtliche Lage nicht feststand.

Hierauf scheint Lüderitz gebaut zu haben, als er einem recht zweifelhaften Afrikaforscher namens Einwald den Auftrag gab, im Zululand, das nach allen auftreibbaren Karten noch ein selbständiges Eingeborenenland war, Gebiete zu erwerben und vor allem die Santa-Lucia-Bucht in seinen Besitz zu bringen.

Ohne jeden Zweifel lagen hier ungeheure Möglichkeiten, denn das Land war außerordentlich fruchtbar, im Gegensatz zu Südwest, Nachbarn waren die Buren, die aller Wahrscheinlichkeit ein deutsches Protektorat als Schutz gegen die Briten begrüßt hätten, und außerdem hätte Lüderitz, wenn er machtpolitischen Ehrgeiz gehabt hätte, nirgends besser als von hier aus ganz Ostafrika unter die deutsche Flagge bringen können, denn es gab zwar schon einen Cecil Rhodes, aber noch kein Rhodesien. Es ist bemerkenswert, daß Peters dieselben Ideen wie Lüderitz gehabt hat. Aber die deutsche Kolonisationspolitik war vom Anfang an bis zu ihrem Ende niemals eine reine Annexionspolitik gewesen, und darum wurde aus Lüderitz' Plänen, wie sich bald erweisen sollte, nichts.

Die Konzeption war angesichts der außenpolitischen Lage zu gewagt; ein deutsch-burisches Gebiet von Westafrika über die Kalahariwüste bis zur Ostküste, also ein vor das britische Südafrika geschobener Riegel, war für die Engländer selbst auf die Gefahr eines Krieges hin nicht tragbar, und so wurden Lüderitz' weitere Erwerbungen nur zu einem Kompensationsobjekt; als solches erfüllten sie allerdings den Zweck, den Bismarck ihnen zuschob.

Zunächst verkannte Lüderitz die Bedeutung, die das Zululand für Großbritannien hatte. Es war neben dem Betschuanaland das einzige noch freie Gebiet in Südafrika. Die Zukunft Südafrikas gehörte demjenigen, der beide Länder in die Hand bekam, also entweder den Buren oder den Briten. Jede Macht, die sich einmischte, mußte notwendigerweise in ernste Konflikte mit den Briten kommen.

Das Verdienst, England und namentlich den uns zur Genüge bekannten Lord Derby für eine aktive, also antiburische und imperialistische Politik gewonnen zu haben, gehört ohne Zweifel Cecil Rhodes, der sich damit seine Sporen im Kampf um ein britisches Afrika verdiente. Man verband in Großbritannien die burische „Gefahr“ mit der deutschen, wozu einesteils die Fußfassung in Südwest, andernteils der Empfang einer burischen Delegation in Berlin (Juni 1884) beigetragen haben mag.

Die Buren hatten inzwischen Teile Rhodesiens und des Betschuanalandes annektiert, worauf England den Obersten Sir Charles Warren mit einer bedeutenden Streitmacht nach Südafrika schickte, ohne ihm sein Tätigkeitsgebiet genau abzugrenzen; es bestand also die Gefahr, daß Sir Charles von Osten her das junge deutsche Schutzgebiet Südwest einschnüren könnte. Anfragen in London — beruhigende Antworten, die sich insofern nicht als ganz zutreffend erwiesen, als England in der Folge die an Südwest grenzende Kalahariwüste annektierte.

Im Zululand hatte der schwache Herrscher Dinizulu Anlehnung bei den Buren gesucht und gefunden, allerdings gegen Abtretung eines gehörigen Landstriches an die Buren. Bei dieser Gelegenheit spielte auch ein Deutscher namens Schiel eine Rolle, dessen Tätigkeit in Südost noch von Bedeutung wurde Zu dem abgetretenen Land gehörte auch die Santa-Lucia-Bucht, die Lüderitz erworben wissen wollte. Wie leider häufiger in der Geschichte der deutschen Kolonialpolitik wurden auch diesmal die Möglichkeiten, die sich Deutschland boten, des längeren und breiteren von mehr oder weniger befugten „Afrikakennern“ in aller Öffentlichkeit besprochen, so daß Lord Derby stets ganz genau wußte, was für Gefahren ihm in Südost drohen könnten.

Nach etlichen Komplikationen kam es dazu, daß die Santa-Lucia-Bucht tatsächlich an Lüderitz verkauft wurde, wobei Lüderitz' Vertreter allerdings eine erheblich bescheidenere Rolle spielte als der erwähnte Schiel, der inzwischen Minister des Königs Dinizulu geworden war. Der König hatte sogar um die Schutzherrschaft des Reiches über Zululand gebeten.

Aber es war zu spät. Lächerliche Differenzen zwischen Einwald und Schiel führten dazu, daß die amtliche Besitzergreifung der Santa-Lucia-Bucht unterbleiben mußte und daß ein englisches Kanonenboot in der Bucht die britische Flagge hißte, denn inzwischen war London ja längst durch deutsche Schwätzer von den Absichten des Reiches unterrichtet worden.



Ein Watussi-Prinz aus Ruanda.
Mit seiner Körperhöhe von 2.30 m ragt er unter den wohlgestalteten Riesen seines Landes immer noch um ein Erkleckliches hervor.
Aufnahme Mauritius

„Indien in Afrika"

Peters' Agenten hatten inzwischen ihre Tätigkeit weit über die Grenzen des späteren Deutschostafrika ausgedehnt. Peters' Idee war die Schaffung eines deutschen „Indien in Afrika", das vom oberen Nil bis südlich von Madagaskar reichen sollte. Peters selbst war der Meinung, daß dieses Ziel in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre hätte erreicht werden können. Bismarck war der Ansicht, daß ein kolonialpolitischer Gesamtausgleich mit England wichtiger war. Aus Peters' Plänen wurde daher nichts. Wir können hier übergehen, wie es dem Reich gelang, die Zollfreiheit und die Hafenfreiheit in dem Küstenstrich Ostafrikas zu erreichen, der seinerzeit dem Sultan von Sansibar zugesprochen war, und wie schließlich das Küstengebiet gegen eine bedeutende Zahlung völlig in die Hand Deutschlands kam.

Es genügt in diesem Zusammenhang die Bemerkung, daß Peters' gigantische Pläne genau so untergingen wie die Unzahl phantastischer Kolonialprojekte, die in jenen Jahren von weniger energiegeladenen Menschen in Zeitungsartikeln, in Vereinen und an Stammtischen ausgeheckt wurden.

Der Ausgleich

„Ein bescheidener Mensch", bemerkte der britische Premierminister Gladstone, als ihn der Sondergesandte des deutschen Kanzlers, Graf Herbert Bismarck, im Frühjahr 1885 verlassen hatte. „Ein sehr bescheidener Mensch."

O nein, Graf Herbert war keineswegs bescheiden, sondern fest entschlossen, in London die Anerkennung der deutschen Kolonialansprüche durchzusetzen, als er im Auftrag seines Vaters nach London ging.

Aber Graf Herbert war ein gewiegter Diplomat und ein ausgezeichneter Menschenkenner.

Dem Herrn Gladstone mit deutschen Beschwerden, Forderungen, Klagen über Quertreibereien seiner Minister vor seinen liberalen Starrkopf zu stoßen — unmöglich. Herbert Bismarcks Plädoyer vor Gladstone wurde zu einem Meisterwerk der Diplomatie:

„Wir sind eine junge Großmacht ... wir brauchen koloniale Betätigung, aber wir denken nicht daran, Kolonialpolitik auf einer anderen als sehr bescheidenen Basis zu führen. Aber ist unser Kolonialreich auch klein, so kann es doch angegriffen werden. Ist der Angreifer eine europäische Macht, nun, dann können wir ihm in Europa begegnen. Ist der Angreifer aber England, so ist Deutschland ohnmächtig, denn Deutschland ist keine Seemacht ..."

Der Zweck der bescheidenen Rede ist, Gladstone für eine Anerkennung der deutschen Kolonien zu gewinnen.

Abends nach einem Essen bei Lord Rosebery fand diese freundschaftliche Unterredung — vermutlich bei einem Glas Whisky — statt.

Und Gladstone ist begeistert. Wie? Mehr will Deutschland nicht als den kolonialen Frieden? Und dann wird Deutschland auf alle Konterminen in der Ägyptenfrage verzichten?

Und noch in der Nacht nach dem Essen setzte sich Gladstone und schrieb seinem Außenminister Granville einen Brief, in welchem er fast mit Begeisterung den deutsch-englischen Kolonialausgleich empfahl. Am nächsten Morgen fiel ihm ein, daß er das Wichtigste vergessen hatte, und er setzte eine Nachschrift unter sein Schreiben:

„Daß damit das Hindernis einer Verständigung über Ägypten aus dem Wege geräumt wird, ist eine Tatsache, die man gar nicht überschätzen kann."

Lord Granville nun hatte seine eigene Meinung über die „Bescheidenheit" des Grafen Bismarck. Er hatte den deutschen Diplomaten ein paar Tage vorher gesprochen und dabei die Erfahrung gemacht, daß diese Deutschen durchaus einen eigenen Willen besaßen und keineswegs geneigt waren, sich den traditionellen angelsächsischen Anschauungen über koloniale Dinge zu fügen.

Seine Lordschaft hatte allerdings ein schlechtes Gewissen. Ein paar Tage vorher hatte nämlich ein hellsichtiger Lord des Oberhauses erklärt, daß Bismarcks antienglische Haltung in allen ägyptischen Fragen nur daraus zu erklären sei, daß das Deutsche Reich sich durch England schlecht behandelt fühle.

Seine Lordschaft, der Herr Außenminister, hatte darauf einen schweren diplomatischen Fauxpas begangen, indem er behauptete, Deutschland sei ja nur deswegen böse, weil England dem Rat des Fürsten, Ägypten sich völlig in die Tasche zu stecken, nicht gefolgt sei.

Sehr logisch war die Erklärung des Herrn Außenministers nicht, ganz abgesehen davon, daß sie mit den Tatsachen nicht übereinstimmte.

Seine Lordschaft sieht die Notwendigkeit ein, sich zu korrigieren.

Seine Lordschaft begrüßt die Gelegenheit, sich mit dem Sohn und Mitarbeiter des deutschen Kanzlers aussprechen zu können.

Aber Mylord ist nervös und gereizt. Er sieht in dem Fürsten Bismarck nur den Mann, der es darauf anlegt, England in seinen empfindlichsten Stellen zu reizen: Rußland, Ägypten . . .

Der „bescheidene" Graf Herbert ist plötzlich nichts weniger als bescheiden. Er wird erheblich energisch und rechnet dem Engländer sein Schuldkonto von A bis Z vor — Englands Haltung in Südwest, in Ostafrika, im Pazifik. Er wird nicht nur energisch, Lord Granville bekommt sogar bittere Pillen zu schlucken:

„Sollen wir Ihnen beweisen, was die Feindschaft Deutschlands für Sie bedeuten kann?" Es folgt eine scharfe Kritik an Englands gesamter Außenpolitik.

Seine Lordschaft erwidert, ringt die Hände, unterstreicht seine Sätze mit heftigen Armbewegungen — und weigert sich einzusehen, daß sein deutscher Gast recht hat.

Es sind keine angenehmen Dinge, die sich die beiden Diplomaten zu sagen haben, und ihre Verabschiedung ist weitaus förmlicher, als der diplomatische Komment es vorschreibt.

Dem Sturm aber folgt ruhiges Wetter. Am nächsten Tag kommen Granville und Graf Herbert überein, in ihren weiteren Unterhaltungen einen „Waffenstillstand" abzuschließen.

„Wir wollen unseren guten Willen zeigen", erklärt der britische Staatsmann.

Und das diplomatische Büro wird plötzlich zur Szene. Das und das, erklärt Granville, will er heute im Oberhaus vorbringen, und der deutsche Diplomat staunt nicht wenig, als Seine Lordschaft plötzlich anfängt, den Text der Rede zu deklamieren, die er in einer Stunde den ehrenwerten Lords zu halten gedenkt.

„Eure Lordschaften . . .", so redet er seinen deutschen Gast an.

Aber die Wogen glätten sich, und nach langem Widerstreben und viel Aufregung kann Graf Herbert als Erfolg seiner Londoner Mission die Zusage mit nach Hause nehmen, daß England sich den deutschen Kolonialansprüchen nicht länger widersetzen werde.

Eine seiner Ziele erreicht Graf Herbert allerdings nicht: Lord Derby wird nicht kaltgestellt, und er hat noch des öfteren Gelegenheit, den Deutschen in Afrika Knüppel zwischen die Beine zu werfen.

*

In der Außenpolitik der nächsten Zeit spielt nun das junge deutsche Kolonialreich keine Rolle mehr. Die Kolonialenthusiasten, „Kolonialjingos" nennt Bismarck sie, treten zwar immer weiter für eine Vergrößerung des Kolonialreiches ein, aber Seine Durchlaucht ist „kolonialmüde". Die außenpolitische Lage ist der Durchführung großer Kolonialpläne nicht mehr sonderlich günstig. Das französische Kabinett Ferry ist inzwischen gestürzt worden, die deutsch-französische Kolonialentente ist zu Ende, die Revanche und der Rhein werden Frankreichs außenpolitische Ziele. Das gute Einvernehmen mit England und den anderen Mächten wird für Deutschland wichtiger. Peters wird von Bismarck zurückgepfiffen, die Somaliküste, auf die Bismarck einst Anspruch erhoben hatte, wird zugunsten der verbündeten Italiener fallen gelassen.



Zu den zahlreichen Naturschätzen unserer zur Zeit unter fremder Mandatsherrschaft stehenden Kolonie Kamerun gehören auch wertvolle Edelhölzer, die von der Möbelindustrie sehr gesucht werden.

Aufnahme: Mauritius

Noch gibt es deutsch-englische Streitigkeiten über Sansibar und Samoa, aber als aus England 1886 die Nachricht kommt daß man eine Verständigung mit Deutschland wünsche, falls der Preis nicht zu hoch sei, lenkt Bismarck ein: Samoa bleibt neutral, Engländer, Amerikaner und Deutsche sind auf den Inseln gleichberechtigt; erst später wird ein Teil Samoas deutsch

In Sansibar gehen die Dinge noch immer nicht ganz glatt. Der britische Konsularbeamte Holmwood scheint sich als „political agent“ zu betrachten, und da er beim Sultan eine große Rolle spielt, wird es ihm nicht schwer, ihn gegen die Deutschen aufzuwiegeln. Ein energischer Schritt in London schafft auch hier Ordnung, die Engländer berufen ihren „Hilfsschreiber“ ab.

Sansibar wird nicht deutsch aber auch nicht englisch, jedoch garantieren beide Mächte die Unabhängigkeit des Sultanats von Sansibar Der zehn Meilen breite Küstenstreifen, den eine internationale Kommission dem Sultan zugesprochen hatte, kommt schließlich in deutsche Hände, aber der Sultan macht ein gutes Geschäft dabei: Er erhält vom Deutschen Reich vier Millionen Reichsmark als Entschädigung

*

„Der Handel folgt der Flagge“, heißt es bei den Engländern. Bismarck kehrt das Wort um: Die Flagge hat dem Handel zu folgen. Nur dort, wo tatsächlich deutsche Interessen vorhanden waren, war Bismarck bereit, sie unter den Schutz des Reiches zu stellen, und nur das überseeische Land, das wirklich durch rechtsgültige Verträge erworben war, wurde Schutzgebiet. Nirgends wurde zunächst eine eigentliche Kolonie gegründet, die einen Verwaltungsapparat oder eine Garnison benötigt hätte. „Imperialistisch“ war also die deutsche Kolonialpolitik wahrhaftig nicht, und abgesehen von Schiffsdemonstrationen, bei denen nicht einmal ein einziger Schuß fiel, hatte das deutsche Militär mit der Erwerbung der Kolonien nicht das geringste zu tun

Wenn es nach Bismarck gegangen wäre, dann hätten die Gründer und Besitzer der deutschen Kolonien ihre Besitzungen selbst verwalten müssen. Er hatte keine Lust, auch noch die Verwaltung von Kolonien im Reichstag exerzieren zu lassen Schon die geringsten Ausgaben des Reiches — Entsendung weniger Beamter Anschaffung von Küstendampfern, Unterstützung kolonialer Studiengesellschaften — wurden ja vom Reichstag und seinen Ausschüssen zu gewaltigen Aktionen aufgebauscht

Aber die eigenen Kräfte der Kaufleute und Kolonialgesellschaften reichten nicht aus. Peters hatte von Anfang an mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Ein offensichtlich vom Sultan von Sansibar angestifteter Aufstand an der Küste Ostafrikas kann von der ostafrikanischen Gesellschaft nicht niedergeschlagen werden. Eine militärische Expedition unter Wißmann muß die Ordnung wiederherstellen, und die Gesellschaft verliert die Hoheitsrechte, die sie bis dahin in Ostafrika besessen hat

In Kamerun war das Reich sehr bald gezwungen, die Verwaltung selbst in die Hand zu nehmen, da die ansässigen deutschen Gesellschaften sich um nichts als ihren Handel kümmerten Togo war von vornherein als kaiserliche Kolonie und nicht als bloßes Schutzgebiet behandelt worden

Ein tragisches Geschick erwartete Lüderitz Seine Kapitalkräfte reichten nicht annähernd aus, die riesige Besitzung in Südwest zu behaupten. Lüderitz' große Hoffnungen auf Bodenschätze erfüllten sich zunächst nicht Die Expeditionen seiner Vertreter verliefen so gut wie erfolglos Das Schicksal wollte es daß gerade dort, wo Lüderitz nicht suchen ließ, nämlich in der Nähe seines ersten Landeplatzes, später ungeheuere Reichtümer an Diamanten gefunden wurden

Lüderitz' finanzielle Schwierigkeiten riefen die Engländer auf den Plan, und nicht viel fehlte, daß das erste deutsche Schutzgebiet sehr schnell wieder verloren gewesen wäre. Auf Veranlassung Bismarcks übernahm dann jedoch eine neugegründete Gesellschaft für Südwestafrika die Lüderitzschen Erwerbungen Lüderitz selbst kam 1886 auf einer Forschungsfahrt ums Leben

Auch im Stillen Ozean waren die deutschen Handelsgesellschaften schon nach sehr kurzer Zeit froh, daß sie ihre Royal Charters los wurden und das Reich ihnen die Sorge um die Verwaltung abnahm

Überall folgte dem kaiserlichen Kommissar allmählich ein Gouverneur, dem Gouverneur eine Verwaltung, der Verwaltung das Militär, die Schutztruppe, und gegen Ende der bismarckschen Kanzlerschaft waren aus den „Kompagnieländern“ richtige Kolonien des Reiches geworden.

Helgoland

Seit den napoleonischen Kriegen ist Helgoland, die alte Insel der schleswig-holsteinischen Herzöge, britisch. Drohend liegt sie vor Deutschlands größten Strömen und Häfen, bereit, im Falle eines Krieges den Briten als Sprungbrett zu dienen Als das Deutsche Reich geboren ist, richten sich die Augen der deutschen Patrioten sehnsüchtig auf die rote Insel. Aber es dauert noch dreizehn Jahre, bis das Reich stark genug ist, mit England über Helgoland zu sprechen. 1884 erhält der deutsche Botschafter in London zum erstenmal den Auftrag, den Briten den Tausch Helgolands gegen die erste afrikanische Erwerbung Deutschlands, die Bucht von Angra Pequena, vorzuschlagen. Der Auftrag wird falsch verstanden und ungeschickt ausgeführt, und für weitere fünf Jahre verschwindet Helgoland aus der Debatte

1889 ist Graf Herbert Bismarck in London. Mehr als je machen sich um diese Zeit die britischen Staatsmänner Kopfschmerzen um das deutsche Südwestafrika Längst hat die liberale Partei ihre Abneigung gegen Kolonien aufgegeben, und derselbe Joe Chamberlain, der vor vier Jahren dem gleichen Grafen Bismarck erklärt hatte, daß es lächerlich von der britischen Regierung sei, dem Deutschen Reich wegen Südwestafrika Schwierigkeiten zu machen, hat plötzlich Appetit auf Südwest

„Ich bin ein vorbehaltloser Freund der Deutschen“, erklärt er „Nulla salus sine Germania.“

Aber er sähe es doch recht gern, wenn das Reich den Engländern Südwest abtreten würde

„Was wollen Sie mit Südwest? Welchen Wert hat für Sie Südwestafrika? An der ganzen Küste gibt es nur einen Hafen, die Walfischbucht, und der ist ohnehin britisch“

Graf Herbert bleibt kühl Südwest abtreten? Das erste afrikanische Gebiet, das das Reich unter seinen Schutz gestellt hatte? Nein

Der Engländer läßt nicht locker Bringt das Gespräch auf Helgoland

So sieht die Sache schon anders aus, und der deutsche und der britische Staatsmann, der damals übrigens nicht dem Kabinett angehörte, verabreden, ihren Regierungen den Tausch Helgolands gegen Südwest vorzuschlagen.

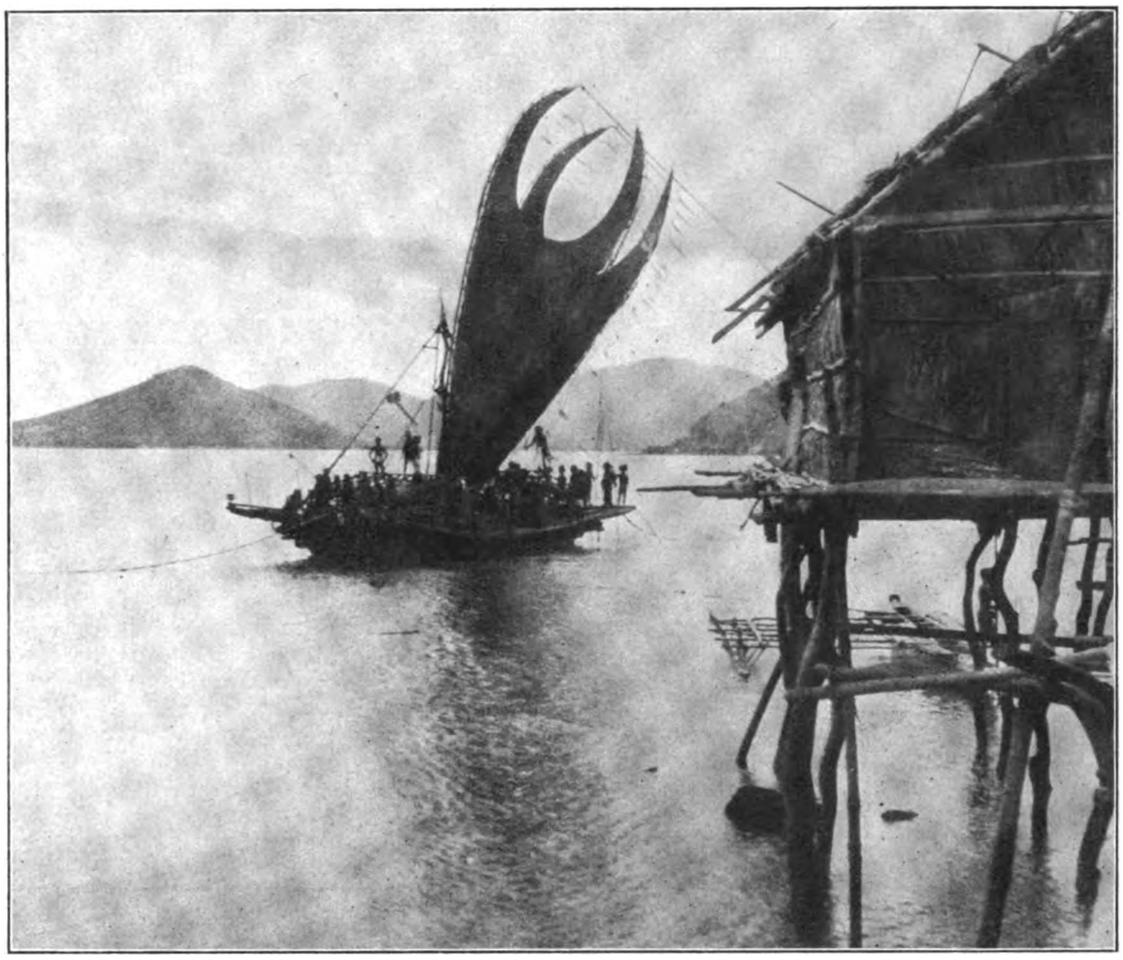
In Berlin ist man bereit. Sehr viel Freude hat man an Südwest bisher nicht gehabt, wenn es auch so aussieht, als ob sich Lüderitz' große Hoffnungen auf die Mineralschätze der Kolonie langsam zu erfüllen scheinen. Aber wichtiger ist für den greisen Kanzler die Freundschaft Englands, die durch den Austausch vielleicht gefestigt werden kann.

Die Angelegenheit wird weiter verfolgt, aber mit Vorsicht, denn „warten können" ist nicht der unwichtigste Grundsatz der bismarckschen Politik. Helgoland ist dem Kanzler zu wenig für Deutsch-Südwest; man muß warten, bis die Briten bereit sind, mehr zu zahlen, bis sie bereit sind, ein Bündnis mit Deutschland einzugehen.

Aber der junge Kaiser will nicht warten, und als nach dem Sturz des großen Kanzlers der „neue Kurs" beginnt, ist eine der ersten außenpolitischen Taten des Kaisers und seines Kanzlers Caprivi die Erwerbung Helgolands.

Nicht Südwest wird dafür gezahlt, wohl aber Uganda, das Witiland und schließlich Sansibar. Sansibar war zwar unabhängig und gehörte dem Reich nicht, aber der Verzicht auf die Unabhängigkeit des Sultans bedeutete natürlich die Anerkennung Sansibars als britisches Interessengebiet.

Der Helgolandtausch wurde damals nicht nur von den Kolonialfreunden, sondern vor allem vom Fürsten Bismarck selbst scharf angegriffen. Caprivi konnte sich zwar darauf berufen, daß der Fürst bereit gewesen war, einen noch höheren Preis für Helgoland zu zahlen, aber er vergaß, daß der Fürst auch auf eine andere Gegengabe gerechnet hatte, nämlich auf das Bündnis Englands. Dieses größere politische Ziel war durch den Helgolandvertrag dem schnelleren, aber kleineren Erfolg geopfert worden.



Die Papuas aus der unter Mandatsherrschaft stehenden Kolonie Deutsch-Neuguinea verfrachten ihre selbstgefertigten Töpferwaren in seetüchtigen, mit Mattensegeln versehenen Riesenkanus, um auf fernen Inseln Sago einzutauschen.
Aufnahme: Mauritius.

*

Mit Wehmut blättert man in dem ersten Kapitel der deutschen Kolonialgeschichte.

Mut und Vertrauen, Begeisterung und Arbeitswille hatten das deutsche Kolonialreich geschaffen. Nicht Kanonen und Gewehre, nur die hohe Kunst der Politik hatten dem Deutschen Reich seinen bescheidenen Anteil an den überseeischen Rohstoffgebieten der Welt gesichert. Nichts war erobert, auch das kleinste Stückchen Land war erworben worden. Keiner anderen Nation berechtigte Interessen waren verletzt worden, ja, in fast übergroßer Vorsicht waren nicht einmal annähernd die Möglichkeiten erschöpft worden, die sich dem Reich boten. Weniger imperialistisch ist nie ein Kolonialreich geschaffen worden . . .

(Ende)



Heiss ist die Hölle von Manila

ROMAN VON HEINZ GECK

(Schluß.)

Die „Peggie Muir" lag fast bewegungslos, von der Ebbe bis dicht unter Land geschwoit. Dolores horchte. Das Schiff machte keine Fahrt, und draußen waren Schüsse gefallen.

Draußen war Java.

In Gefahr?

Mühsam kletterte sie aus Sandys Bett, mußte sich an dem Kartentisch festhalten, weil vor ihren Augen dunkle Streifen tanzten. Ihre linke Schulter und der Arm schmerzten, als ob mit glühenden Nadeln darin gebohrt würde.

Bewegen konnte sie den Arm nicht. Selbst die Hand war geschwollen. Einen Augenblick schloß sie die Augen.

Ein einzelner Schuß fiel.

An einem Haken hing ein weißer Anzug. Wäsche. Gezwungen von etwas, das stärker war als ihr Fieber, zog sie ein Paar Hosen an, in denen sie fast verschwand, und stolperte zur Tür.

Aus der Tür starrte sie ein grausiges Bild an, das war sie selber, ein wenig verzerrt in Sandys angebrochenem Rasierspiegel. Ein geschwollenes, rotes Gesicht, vom Wundfieber gezeichnet, und mit dunklen Löchern unter der Stirn, aus denen fiebrig und hohl die schwarzen Augen glühten. Wirr und glanzlos das Haar.

Schmerzhaft schloß sie die Augen. Ging tastend durch die Tür.

„La guapisima", dachte sie bitter und weh, „die schönste Frau von Manila. Ah . . ."

Jeder zögernde Schritt jagte neue Schmerzen rotheiß durch ihren Körper. Sie biß die Zähne zusammen, ging wie in Trance.

An der Reling stand ein halbnackter Laskar, Messer im Slendong und die Winchester unter dem Arm. Er salaamte mit erschreckten Augen. War das ein Djinn?

Die Erscheinung trat an die Reling und stieg die Jakobsleiter hinunter ins seichte Wasser. Er rührte sich nicht. Sein Befehl war, keinen Menschen an Bord zu lassen — Verrückte aufzuhalten, war gefährlich. Vielleicht war sie pilyo, wahnsinnig?

Das Wasser reichte Dolores wundervoll kühlend bis unter die Arme. Halb watend, halb schwimmend erreichte sie den Strand. Alles war ruhig. Ganz ruhig.

Java?

Das Blut hämmerte wild durch ihre Adern. Mehrfach mußte sie stehenbleiben, weil ihre Muskeln sich zusammenkrampften in paralysierenden Schmerzen. Oft schloß sie die Augen, aber mit nachtwandlerischer Sicherheit folgte sie Java-Charlys Spuren. Christobal Leroy lag an der Bucht, wie er gefallen war, doppelt abstoßend und gemein im Tode, mit blutig zerschlagenen Lippen und glasigem Blick.

Ohne ihn zu sehen, stolperte Dolores über ihn fort. Als sie den Bungalow erreichte, waren ihre Kräfte fast zu Ende. Bunte Kreise tanzten schmerzhaft bohrend vor den müden Augen, ihre Füße waren schwer und gefühllos wie Bleiklumpen, und ihr Herz raste. Die Kreise wirbelten schneller, waren fast wie ein bunter Schleier.

Irgendwo brüllte eine Stimme, die sie kannte. Da rief Sandy, der mit den Laskaren nach Chinesen und anderen Kulis suchte, seine Befehle.

Jede Treppenstufe zur Veranda des Bungalow war ein Gaurisankar. Jeder Schritt ein Martyrium.

Sie horchte.

Nichts.

In der Sala lag Jean Leroy. Bunte Fliegen summten um den schmalen roten Streifen, der aus seinem Haar über die Stirn lief. Es war ein schönes Gesicht, ganz ruhig. Fast glücklich

Lautlos glitten Dolores' nackte Füße über das morgenkühle Holz. Eine Tür stand offen.

Java?

Dolores erstarrte und preßte die gesunde Hand auf ihr Herz, das plötzlich zu zerspringen drohte.

Hinter der Tür sah sie Java-Charly stehen — und im Arm hielt er die Frau, die ihn in den „Sieben Winden" geohrfeigt hatte. Ursula Brent?

Reich, jung, schön?

La guapisima . . . Dolores . . . Enriqueta . . . Ascension Arroyo . . . la guapisima . . . die schauerliche Larve aus dem Spiegel an der Kajütentür?

Die Frau hatte ihre Arme um Javas Nacken geschlungen und den Kopf auf seine Schulter gepreßt.

Ganz dicht stand sie vor ihm, preßte sich an ihn, und Java . . . Java streichelte ihr Haar. Ganz zärtlich . . . behutsam . . . liebevoll.

Liebe?

Dolores drückte die Hand auf das Herz, bis der Schmerz kaum noch zu ertragen war.

Madre mia . . . liebe Mutter Gottes, so hilf mir doch!

Fieberschauer rasten heiß und brennend durch den müden Körper, hämmerten mit dem Blut auf das zuckende Herz.

Die Frau aus Manila . . .

Hatte Java gelogen? Java?

Java log nicht. Log nicht.
Es war nicht so billig. Nein.
Liebe kam. Man konnte nicht dagegen an. Konnte sie selber sich die Liebe aus der Seele reißen?
Java hatte nicht gelogen. Java trug keine Schuld. Er hatte sie geküßt, aber nie hatte er gesagt: Ich liebe dich. Dolores Arroyo! Ich liebe dich!
Er hatte sie geküßt, und er war gut zu ihr gewesen.
„Java", flüsterte sie leise. Es war kaum ein Hauch.
Er hörte es nicht.
Java streichelte mit unbeholfener Zärtlichkeit über das seidige Haar, das aufgelöst über seine Brust floß.
Java!
Dolores lächelte schmerzlich und weich, brennendes Feuer in den Adern und glühende Qual im Herzen.
Aus. Man mußte wissen, wenn es aus war. Aus und vorbei.
Wer durch das Paradies gegangen ist, darf sich auch vor der Hölle nicht fürchten, Dolores .. guapisima...
Mit tränenlosen Fieberaugen trank sie das Bild in sich hinein, in Sekunden, die tausend Ewigkeiten waren.
Ihr Körper flog. Die ganze linke Seite schien langsam abzusterben. Schwankend, aber ohne jeden Laut, wandte sie sich um, glitt nach draußen.
Der Nordostpassat tropfte Kühlung durch die Kronen der Muskatnußbäume, die zwischen Palmen sich um den Bungalow drängten. Regen rieselte dünn.
Am Ende der Veranda hockte jetzt Li, ein blödes Grinsen auf dem fetten Gesicht, verständnislose Furcht in den schmalen Mauseaugen. Sie sah ihn nicht, ging mit leeren, tiefliegenden Augen an ihm vorüber, der zitternd vor der unheimlich aussehenden Erscheinung sich an die Wand drückte.
Gesund, hätte Dolores um Java-Charly gekämpft mit allen Frauen der Weltgeschichte. Sie war nicht gesund. Todkrank, und ach, so müde war sie, unendlich müde.
Java traf keine Schuld.
Das gleiche Blut rief ihn. Die andere... war eine Frau seiner Rasse. Europa war es. Europa war stärker als Dolores Arroyo.
Bunte Kreise wie ein Schleier vor den Augen. Glühende Messer im Herzen. Glühende Messer.
Regen lief kühl über die fröstelnde Haut, Fieber hämmerte heiß in Stirn und Augen.
Java? Lieber Java!
Dolores' Kopf sank tief auf die Brust, während sie stolpernd geradeaus lief, immer geradeaus. Ihre Lippen zuckten in einem armen, müden Versuch, zu lächeln.
Tapfer sein. Lächeln.
Zweige peitschten ihr brennendes Gesicht, scharfe Cogonhalme schnitten schürfend in die heißen Hände.
Immer geradeaus.
Java, lieber Java...
Es gab keinen anderen Gedanken mehr. Es tat nicht einmal mehr weh. Die andere .. brauchte ihn?
Ihr Fuß stieß an einen umgestürzten Baum. Langsam fiel sie hin, glitt zu Boden, so sanft wie ein wehendes Blatt.
Ihre halboffenen Lippen lächelten weich.

17

Als Sandy mit seinen Boys auftauchte, hatte Charly Alten schon mit Napoleons Hilfe Ursula Brent zum Bungalow getragen. Sandy ging gleich weiter, er witterte einen Hinterhalt und wollte die Insel erst einmal abkämmen. Aus Li war nichts herauszuholen. Er grinste nur und zeigte auf den toten Leroy.
Sandy fand die Negritos und den Stollen, den Christobal in den Berg gesprengt hatte. Er fand die primitive Goldaufbereitung und die Chinesenquartiere, die von einem hastigen Aufbruch erzählten. Er ließ zwei Leute bei den angeketteten Pygmäen zurück und kam zum Bungalow. Die Negritos mußten noch warten. Brauchten nur Futter und Wasser.
Triefend naß kam er in die Sala.
Charly stand immer noch regungslos in Jim Brents Arbeitszimmer und streichelte der fassungslos schluchzenden Ursula mit hilfloser Hand über das Haar. Er dachte an gar nichts dabei, es war lediglich der Instinkt zu beschützen, den alle Männer fühlen, wenn eine Frau weint und Hilfe sucht, und seine Finger glitten über ihr Haar mit der unbeholfenen Liebkosung, mit der ein Mann ein fremdes Kind streichelt. Ursulas junger Leib drängte sich warm und weich an seine Brust und ihre Tränen sogen sich feucht in sein Hemd.
Wenn sie sich doch nur beruhigen wollte! Es war ja alles gut, alles gut. Christobal war tot, und Jims Insel war wieder aufgeräumt. Ja.
Alles war gut.
Er schrak auf, als Sandys schwere Stiefel durch die Sala polterten. Behutsam löste er Ursulas Arme von seinem Nacken und bettete sie mit Sandys Hilfe auf das Lager.
Sandy berichtete kurz. Er nickte.
Ja. Alles war getan.
Charly Alten winkte Sandy, sich um die jetzt leiser schluchzende Ursula zu kümmern, und eilte nach draußen. Pfiff.
Napoleon tauchte mit vollen Backen aus der Küche und trabte auf nackten Sohlen hinter ihm her.
„Jetzt holen wir die Missus, Dicker."
„Ja, Massa. Jetzt wird alles gut."

*

Der Laskar, der an Bord der „Peggie Muir" Wache schob, zitterte unter Charlys Blick. Er konnte doch nichts dafür? Die Miß war an Land gegangen, dorthin. Ja, sie war krank. Ging so...
Er zeigte, wie sie gegangen war. Stumpf.
Charly raste zurück. Er brüllte die Boys der Mannschaft zusammen, Sandy und

selbst den zitternden Li. Er tobte, wütete, fluchte und bat. Fiebernd hastig begann die Suche. Dolores war krank.

Li zeigte, in welche Richtung die weiße Frau gegangen war. Drüben war sie verschwunden. Charly brüllte ihn an und jagte los, weit den anderen voraus.

Der Himmel war grau und schwer. Eintönig und matt rauschte der Regen. Äste brachen unter seinen stürmenden Schritten. Dolores!

„Dolores! Chiquita!"

Überall glaubte er sie zu sehen. Sie konnte doch nicht weit sein.

„Dolores!"

Nur der Regen gab Antwort. Müde. Eintönig. Grau.

Und dann sah er sie.

Sah ein armseliges, zusammengesunkenes Menschenkind in groteskem Aufzug, schauerlich und rührend das sich verkrochen hatte im Walde wie ein wundes Tier.

Zitternd vor Furcht, schob er den Arm unter ihre nasse Schulter, fühlte mit unsicheren Fingern nach dem Herzen.

Ihr Kopf fiel matt hintenüber, aber das Herz schlug noch, kaum bemerkbar, aber es schlug Ihre Augen waren geschlossen, doch um den Mund lag ein weiches, verstehendes Lächeln, das dem zerstörten, geschwollenen Gesicht einen Schimmer von seltsam trauriger Schönheit lieh.

„Dolores!" betete Charly. „Dolores!"

Hilflos stammelte er ihren Namen. streichelte mit bebender Zärtlichkeit über Hände und Wangen.

„Dolores! Ich liebe dich, Dolores! Ich liebe dich!"

Schlug sie die Augen auf? Die Augen?

Mühsam, als wären die Lider angeschmiedet, öffnete Dolores die tiefen, dunklen Augen und sah ihn an.

Es war nicht nur das Fieber, das heiß in ihrer Tiefe leuchtete, es war nicht nur der Tod, der nach ihrem Herzen griff, der sie zusammenschauern ließ.

Es war Glück

Dicht über sich sah sie klar und deutlich Java-Charlys Gesicht. Die Sonne schien, und eine schwermütige süße Musik perlte wie rieselndes Wasser.

Java-Charly hielt sie in seinen Armen, ganz dicht, und seine Lippen flüsterten ihr zu:

„Ich habe dich lieb, Dolores, Dolores. Chiquita!"

Sie hatte keine Schmerzen mehr. Ganz leicht war ihr Körper, federleicht.

„Du . . " sagen Java-Charlys Lippen. Seine Augen glänzten feucht. Groß und weich.

Es war so schön.

Ganz warm und blühend wurden ihre Lippen, und ihr gequältes Gesicht strahlte auf in einem wundervollen, unendlich süßen Lächeln seliger Geborgenheit.

„Java", sagte sie. „Lieber Java!"

Ihr Kopf sank zur Seite, als wollte sie in seinen Armen schlafen wie ein müdes Kind

Schweigend standen die Laskaren von weitem.

Sandy fuhr mit der Hand über Kinn und Lippe. Seine Kehle war geschlossen, und er schluckte hart.

Eintönig rauschte der Regen.

*

Zwei Tage später lachte funkelnder Sonnenschein über die Palmenfächer von Longa-Long.

Im Hafen ankerte neben Sandys Schoner die „Moro Maid".

Trent und Taylor machten den versprochenen Besuch, aber sie stellten schweigend den mitgebrachten Frühstückskorb beiseite, als sie die Geschichte der letzten Tage hörten

Der riesige Sandy Muir lief herum wie ein geprügelter Hund, knurrte und fluchte voll zärtlicher Sorge um Java. Java ging durch den Tag wie eine Maschine, sah die Menschen, ohne sie zu sehen, und antwortete, ohne zu verstehen Dann war er drei Stunden fort, untergetaucht in der Dschungel, und als er wiederkam, schien er fast gleichgültig

Er bat Trent, sich mit Manila in Verbindung zu setzen, es war nicht nötig, daß man weiter nach ihm suchte, und es berührte ihn kaum, als Manila zurückfunkte, daß der Steckbrief längst aufgehoben sei. Es gab keinen Mord.

Nein? Aber das war gleichgültig. Der Mörder lag auf der Insel für immer Ja

Er fing sogar an, Ursula Brent zu trösten Sie würde schon sehen, es ließ sich leben auf Longa-Long.

War die Insel nicht ein Vermächtnis? Für sie beide? Es war teuer genug erkauft. Zu teuer

Ursula nickte traurig.

„Ich kann noch nicht, Charly Alten. Ich kann nicht. Ich will wieder nach Deutschland — um — um über dies alles hinwegzukommen."

Nach Deutschland?

Avery Trent, eifrig bemüht, die bleierne Stimmung zu brechen, hakte ein.

„Ich laufe Baler an, gnädige Frau. Wenn Sie mit uns kommen wollen? Von Baler aus erreichen Sie den Regierungsbus. Sie sind in zwei Tagen in Manila."

In zwei Tagen?

Nach Deutschland?

Karl Albert Alten dachte hart nach, mit gerunzelten Brauen. Die letzten Wochen wogen schwer. Waren fast ein Leben. Ein anderes Leben? Berlin?

Plötzlich sprang er auf.

„Ich fahre mit Darf ich Sie begleiten, Frau Brent?"

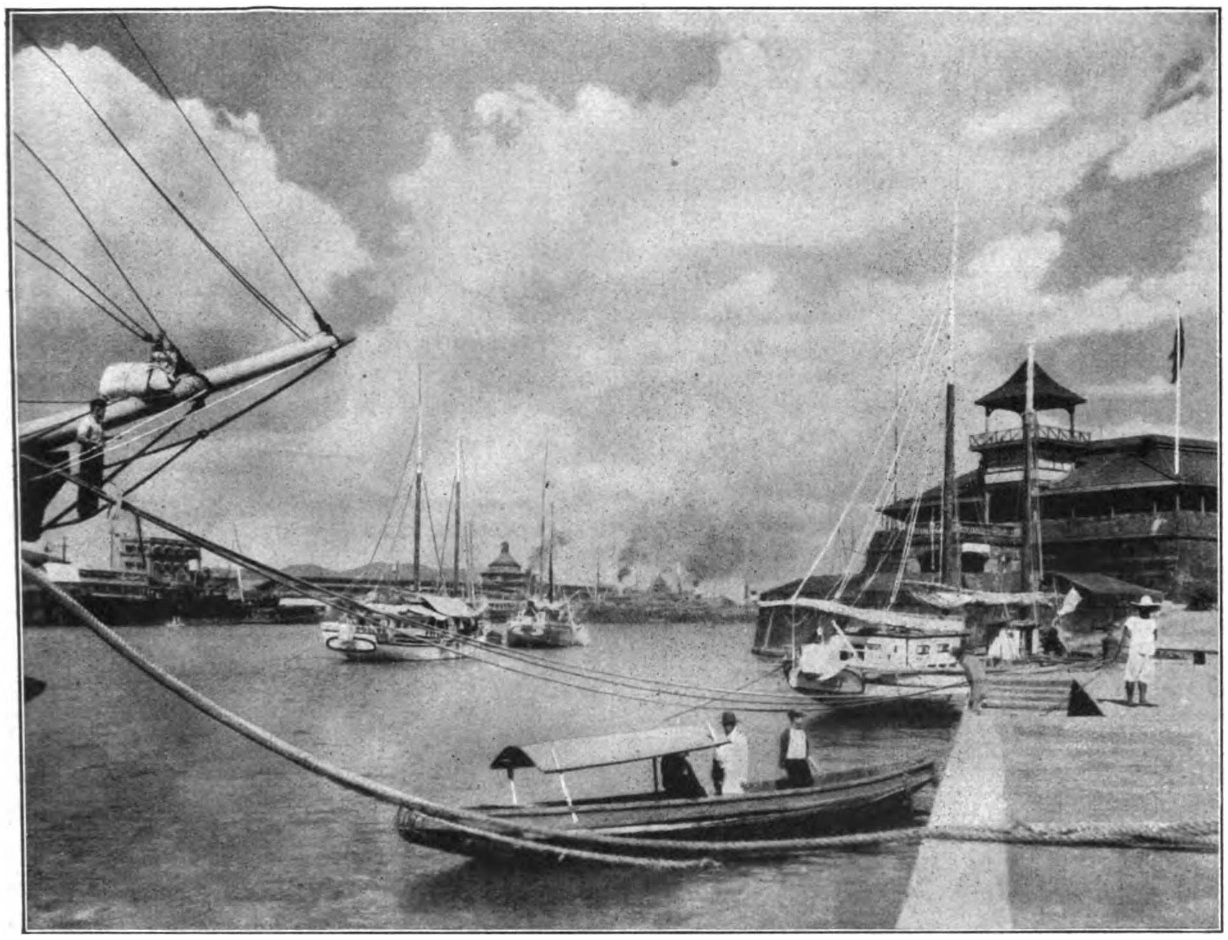
„Großartig", nickte Taylor. „Wird Ihnen gut tun, Mann. Seereise und so . ."

„Quatsch", sagte Sandy Muir grob „Charly ist doch kein krankes Kind, Professor!"

Er wandte sich an Java, schlug ihm zärtlich die Pranke auf den Rücken. „Aber abhauen kannste ruhig, Charly Hier den Kram schmeiße ich solange. Und wenn du die Nase voll hast von hier, verkaufe ich für euch"

„Wie, Mrs Brent?"

„Ich weiß nicht", sagte Ursula gequält. „Ich weiß nicht. Aber ich möchte jetzt erst nach Hause, und wenn Herr Alten mich begleiten würde . . ."



Der Hafen von Manila. Privataufnahme
Die philippinische Hauptstadt liegt an beiden Ufern des Pasig-Flusses, der nach der Durchquerung Manilas in eine breite Meeresbucht mündet.

„Na also", grunzte Sandy. „Captain, habe ich richtig gesehen, daß in Ihrem Körbchen zwei vierkantige Flaschen träumen? Ich brauche etwas fürs Gemüt, zum Teufel."

Trent sprang eilfertig auf.

Schließlich fuhr Sandy mit nach Manila. Er hatte die Negritos an der Küste losgelassen und mußte sich neue Arbeiter suchen Goldfunde anmelden Und mal endlich wieder in einen anständigen Ausschank gehen

Schade, daß man dem verdammten Wong wieder einmal nichts anhaben konnte. Es gab keinen Zeugen mehr.

„Oh hell and damnation."

So war das eben

Auch Napoleon ging mit

Er stand neben Sandy am Pier und sah dem langsam verschwindenden weißen Schiff nach, das seinen Massa entführte. Er sah bekümmert aus und ganz eckig Er hatte seit zwei Tagen nicht mehr essen können Traurig schüttelte er den dicken Kopf. Seine großen Tieraugen blickten nach innen

„Oh, Massa Captain! Massa Charly gone, weg, damn it! Oh, Massa!"

Sandy Muir sah durch zusammengekniffene Lider über das blinkende Wasser

„Halt's Maul, du verfressener Idiot Der Junge kommt wieder, der Java Hat nur Maschinenschaden, der Charly, aber das heilt sich aus. Hörst du? Der kommt wieder"

„Ja, Massa". sagte Napoleon gehorsam, gern überzeugt.

Sandy Muir kaute an einer dicken Cagayanzigarre und spuckte ins Wasser

„Und es sollte mich gar nicht wundern", knurrte er, „wenn Jim Brents kleine Witwe auch wiederkäme, oder ich will verdammt sein!"

Er drehte sich auf der Hacke herum, schob die Mütze ins Genick und stapfte mit schwingenden Schritten zur Stadt zurück.

In der Calle Rosita gab es eine neue Bar.

Blühende Sträucher am Lunetaplatz dufteten schwer und süß. Wagen klingelten vorüber Kleine Jungens mit alten Gesichtern schrien die neuesten Zeitungen aus. Das Leben ging immer weiter.

Sandy Muir schob die Hände in die Hosentaschen und schlenderte schneller. Napoleon trottete hinter ihm her, unbehaglich und erst halb getröstet, aber er hatte wieder Hunger Das Leben ging weiter. Auf dem Motorschiff „Leverkusen", unterwegs nach Singapore, rief der Gong zum zweiten Frühstück. Die Berge von Luzon waren ein schmaler, blaugrüner Streifen.

ENDE

Humor

„Sie haben aber auch gar keinen Sinn für Humor. Als ich den Witz zum ersten Male hörte, sind mir die Tränen vom Lachen nur so heruntergelaufen!"

„Mir auch!"

*

„Frau Trampel, mußte es denn wirklich sein, daß Sie Ihrem Mann gleich das Bügeleisen an den Kopf werfen?"

„Erstens mal, was geht Ihnen das an? Außerdem will er ja, daß immer alles nach seinem Kopf gehen soll!"

*

„Welche Bedeutung hat die grüne Farbe?" fragte die Lehrerin. „Hoffnung!" rief eine Schülerin — „Richtig! Und Weiß?" — Niemand meldet sich. „Warum trägt die Braut am Hochzeitstag immer weiße Kleider, nun?" — Schweigen. „Weil Weiß die Farbe der Freude und des Glückes ist", erklärte die Lehrerin. — Ein kleiner Junge erhebt sich: „Warum tragen denn dann die Männer immer schwarze Kleider?"

*

„Bitte, Herr Ober! Einen recht starken Bohnenkaffee! — Aber reinen Bohnenkaffee!"

„Jawohl, mein Herr!"

Der Ober bringt den Kaffee, der Gast trinkt einen Schluck.

„Herr Ober!" schimpft er los, „das nennen Sie hier starken Kaffee? — Wissen Sie, was das ist?"

„Aber bitte, mein Herr, unterbricht der Ober, das ist doch echter starker Kaffee! — — — Wo Sie schon nach ein paar Schluck so aufgeregt sind!"

*

Kleiner Junge (zur alten Dame jenseits des Gartenzaunes): „Kann ich den Pfeil wieder bekommen, der in Ihren Garten gefallen ist?"

„Gewiß, mein Junge, wo liegt er denn?"

„Er steckt in Ihrer Katze!"



„Ich denke, du hast ihm die Freundschaft gekündigt?"
„Hab ich auch, aber die 14tägige Kündigungsfrist muß ich doch einhalten."

Zeichnung: Bauer.

„Kinder", sagte der Lehrer in der Zeichenstunde, „jedes soll jetzt zeichnen, was es später mal als Erwachsener werden will!"

Die Schüler malen eifrig Schlosser, Kutscher, Kapitäne, Putzmacherinnen und was Kinder eben alles werden wollen. Nur ein kleines Mädchen saß untätig.

„Na, Mariechen, willst denn mal nichts werden?"

„Ja", sagte die Kleine, „ich will heiraten, aber ich weiß nicht, wie ich das zeichnen soll!"

*

Wir waren bei einer etwas gefühlvoll veranlagten Dame zum Abendessen gebeten. Nachher saßen wir auf der Veranda im Dunkeln, als man vom Zimmer her das Trippeln kleiner Füße hörte. „Pst", sagte die Gastgeberin; „die Kinder kommen gute Nacht sagen. Es ist mir immer wie etwas Heiliges, wenn ich sie höre, und in der Nacht reden sie freier aus der Fülle ihrer kleinen Herzen!"

Einen Augenblick war alles still, dann öffnete sich die Tür und eine Kinderstimme schrie: „Mama, Fritz hat eine Wanze im Waschbecken gefunden!"

*

Schriftsteller: „Herr Hechel, weshalb nehmen Sie gar nichts mehr von meinen Witzen an? Es sind doch immer welche darunter, über die man sich totlachen kann!"

Schriftleiter: „Das ist es ja gerade, lieber Herr Piesicke, wir wollen unsere Abonnenten doch lieber behalten!"

*

Märchen soll etwas an die Wandtafel schreiben. Entsetzt starrt der Lehrer auf die rechte Hand Märchens. „Wenn du mir in dieser Klasse eine Hand zeigen kannst, die noch dreckiger ist als deine dort, bekommst du von mir einen Fünfziger!"

Da zeigte Märchen lächelnd seine linke Hand.

EHRICH KÖRDING:

Will Henning

Jedermann in der kleinen alten Hafenstadt kennt Will Henning. Aber nicht nur hier — die ganze Nordseeküste entlang hat der Name Will Henning seinen Klang. Das ist ein Schiffer, ein rechter Segler, ein ganzer Kerl! Der kommt bei schwerstem Wetter mit seinem Zweimast-Gaffelschoner dahergebraust, rauscht in den Hafen hinein, daß sogar den Alten Hören und Sehen vergeht. Und dann sitzt Will Henning unten in der alten Kneipe „Windstärke 11" und trinkt seinen Grog. Acht trinkt er davon, oder auch zwölf, je nachdem. Will Henning kann saufen wie segeln, und, bei Gott, er tut beides! Wenn draußen der Nordweststurm über die See fegt, wenn jeder Segler sich eine schützende Insel sucht, oder, ist er weit draußen, wegrefft, was sich nur irgendwie wegstecken läßt — dann zischt der „Albatros", Will Hennings Schoner, durch Wellen und Seen, peitscht mit seinen Großbäumen durch den Gischt, daß die Flocken bis über die Mastspitzen stieben. Dann steht Will selbst am Ruder, festgezurrt, breitbeinig, Ölmantel an, Südwester auf — seine blauen Augen brennen und leuchten wie helle Flammen, seine Fäuste halten die Speichen des Steuerrades eisern umklammert, daß der „Albatros" zitternd gehorchen muß. Ja, das ist Will Henning, der Mann mit einem Holzbein, der weder Tod noch Teufel fürchtet, weder Sturm noch Grog, mögen sie noch so stark sein, ihm noch so zusetzen.

Nur eins meidet Will Henning, der blonde Riese: die Frau! War er ihnen früher schon gern aus dem Weg gegangen — seit jener Sturmnacht, in der er die Griet verlor und sein linkes Bein, von der Stunde an ward Will Henning ein Sonderling, trank nur noch mit einigen alten Freunden, sah keine Frau mehr an. Die See gab ihm die Frau, die Griet — und nahm sie ihm wieder. Und das so, wie es nur bei Will Henning geschehen konnte. Und auch die Griet kam zu ihm, wie nur sie kommen konnte.

All das geschah so: Wieder einmal war richtiges Teufelswetter. Und da steuerte Will Henning den holländischen Hafen Helder an. Wie immer kam der „Albatros", trotz steifen, böigen Windes, mit Vollzeug dahergebraust, daß es nur so zischte, daß die Masten sich bogen, daß es in Wanten, Stags und Tauwerk sang und pfiff und schrillte. Großsegel, Focks und Klüver waren naß bis obenhin, der Schoner fegte durch die Wellenkämme, daß die See über das Leebord gurgelte und schäumte. — Das war ein Wetter für Will Henning! Da segelte er, da knüppelte er seinen Kahn, daß er in den Spanten ächzte. Sollten die anderen wegreffen — er, Will Henning, seilte! Er stand am Steuer, federte in den Knien, spähte unter verkniffenen Brauen über das grauweiße Meer, warf ab und zu einen Blick auf die braunen Segel, die zum Platzen gespannt an den Schoten zerrten. Ho — wer konnte so segeln? Wer wagte das bei solchem Wetter und hier, im gefährlichen, von Untiefen wimmelnden Wasser? — Keiner! —

Plötzlich aber ging ein Ruck durch den mächtigen Körper Will Hennings. Seeschlange und Teufel — was war denn das dort?! — Scharf, zwei blaue Blitze, flogen die Augen Wills über das Wasser hin zur Kimmung. Dort aber standen zwei Segel, zwei ungereffte Schonersegel — Hölle und Pest! Hellauf brannten die Feuer in Will Hennings Augen, er zog die Lippen hoch, daß die starken Zähne blitzten, stand steil aufgerichtet und spähte hinaus aufs Meer, sah dort einen anderen, der auch ungerefft daherbrauste, der auch seilen konnte, der auch Mut hatte und — verdammt! — einen schnellen Schoner, einen Renner! — Heiliger Seeteufel — sollte der es mit ihm, mit Will Henning, aufnehmen wollen? Nun denn — wir machen mit, auf Biegen und Brechen!

„Jann — Klaas!" flog seine Stimme hell durch das Brausen und Rauschen. „Los — Toppsegel hoch!"

Einen Augenblick lang schien es fast, als wollte Jann, der Bestmann, widersprechen. Bei dem Wind noch die Toppsegel setzen? Aber dann sah er das Gesicht des Schiffers. Da sprangen sie davon.

Der „Albatros" ächzte in allen Fugen, legte sich über, daß man meinen möchte, er würde gleich kentern. Aber Will Henning hielt das Steuerrad! Und er kannte sein Schiff. Hei, wie es durch das aufgewühlte Wasser fegte! Ein grimmiges Lachen war um den Mund Will Hennings. Da würde dem dort drüben die Puste schon ausgehen, so machte der sicher nicht mit!

Aber dann stieß der Schiffer einen Fluch aus, der wie ein langhallender Donner dahinrollte. Da sollte aber doch —! Die beiden Schoner hatten sich einander mehr genähert. Und Will sah, wie drüben nun ebenfalls beide Toppsegel hochgingen, wie sich das Fahrzeug überlegte, daß man fast den Kiel sehen konnte.

Da merkte Will Henning, daß dort drüben auch einer am Steuer stand, der zu knüppeln verstand. Alle Seeteufel! Zugleich mit dieser Anerkennung wallte heißer Zorn in Will hoch. Denn er sah, daß der andere Schoner es an Geschwindigkeit wohl mit dem „Albatros" aufnehmen konnte. Da loderten Will Hennings Augen auf, und er preßte die Zähne aufeinander, daß seine Backenmuskeln wie Schlangen unter der Haut spielten. Das gab es nicht, daß einer ihm davonlief. Hölle und Tod! Und wenn er seinen Kahn zuschanden jagen sollte — das gab's nicht!!

„Flieger hoch!" brüllte er. „Verdammich — den Flieger hoch!"

Kaum aber hatte sich das Segel, wie ein Kanonenschuß knallend, entfaltet, als Will Henning, tobend vor Zorn, fluchte, daß ihm der Atem ausging. — Dort drüben wurde ebenfalls ein Flieger gesetzt!

Immer näher kamen sich die beiden Schoner, brausten in geringer, ständig abnehmender Entfernung nebeneinander dahin, über und durch die kurze starke See zischend, daß Wasser und Gischt prasselnd in die Segel und über die Decks geschleudert wurden.

Da straffte sich die Gestalt Will Hennings jäh. Sein hartes Gesicht, sein ganzer Körper, alles an ihm spannte sich. Denn in geringer Entfernung voraus erblickte er eine mächtige rote Spierentonne. Und dahinter machte das enge Fahrwasser eine Biegung nach Steuerbord. Die Tonne mußte gerundet werden, war an Steuerbord zu lassen! Aber — hier mußte der andere Raum geben! Wenn — wenn er nicht vor dem „Albatros" an der Boje war! Will Henning segelte vor Backbordschoten, der andere mußte abhalten — mußte, mußte!! —

Dicht nebeneinander liegend stürmten die beiden Schoner dahin, immer kleiner wurde der Abstand zwischen ihnen. Will Henning sah, wie drüben der Rudergänger hin und wieder rasch herüberblickte. Aber noch gab er nicht Raum, hielt stur auf die rote, wild tanzende Spierentonne zu. Will krallte die Hände in die Speichen des Steuerrades, stand wie ein Baum, sah nicht nach links, sah nur die rote Boje, die auf ihn zuzueilen schien. Nun ging es aufs Ganze! Wollte der andere es drauf ankommen lassen — in Dreiteufelsnamen denn! Und wenn beide Schoner samt Besatzung dabei zugrunde gehen sollten! — Blinder Zorn kochte in der ungestümen Seele Will Hennings. Aber scharf spähten seine Augen, fest lag das Steuer an, er verschenkte nicht einen Fingerbreit. Will Henning segelte wie er noch nie in seinem Leben gesegelt hatte.

Und dann auf einmal geschah es. Da kam eine Bö über das Wasser gebraust, legte sich in die prallen Segel, drückte den „Albatros" weg, daß die Leeseite bis an die Masten in kochendem Wasser verschwand.

Im selben Augenblick aber auch war dicht neben dem „Albatros" ein helles Knallen zerreißender Wanten, dem splitterndes Krachen folgte. Und Will Henning sah, wie auf dem anderen Schoner beide Masten dicht über Deck wie Streichhölzer wegbrachen und über Bord gingen. Ein lauter Schrei flatterte auf und ging unter im Brausen und Rauschen, im Zischen und Jaulen des Windes in Wanten und Tauen.

Schon aber brüllte Will Henning seine Kommandos, schon drehten seine starken Hände das Steuerrad, daß der „Albatros" in den Wind lief, über Stag ging, mit knatterndschlagenden Segeln in langsamer Fahrt auf die Stelle zuhaltend, da der andere Schoner wrack und mit starker Schlagseite in der Dünung rollte und stampfte. Mit grimmigem Kopfnicken sah Will, wie sie drüben

versuchten, die Wanten, Stags, das Tauwerk zu kappen, um das Schiff zu retten. Nun aber donnerten schwere Grundseen von der Seite über das Deck des Wracks, drückten es weg, zerschlugen alles, was noch heil war. Nein, der Schoner war nicht mehr zu retten, er sackte ab, als wollte er nach diesem verlorenen Rennen nicht mehr leben.

Als man die vier Mann starke Besatzung mit Mühe und Not an Bord des „Albatros“ geholt hatte, da kam für Will Henning die größte Überraschung. Da sah er, daß der Schiffer des anderen Schoners eine Frau war! —

Und das war die Griet, die nun bei Will Henning blieb, ihm Frau und Bestmann wurde, nicht mehr von seiner Seite wich. Das war die einzige Frau, die Will Henning gelten ließ, weil sie einen wilden Mut hatte, wie er, und ihn damals beinahe ausgesegelt hatte.

So war das vor Jahren gewesen. So hatte die See dem unbändigen Will Henning eine Frau, die richtige Frau zugeführt. Sie befuhren die Nord- und Ostsee, hielten zusammen, nichts konnte sie trennen, gemeinsam bezwangen sie jedes Wetter, jede Gefahr, waren stark und kühn.

Bis dann doch eines Tages eine Stunde kam, die stärker war als Will Henning und seine starke Frau. Und das war in der Ostsee, in dem Binnensee, wie Will immer verächtlich zu sagen pflegte. Aber es war auch eigentlich nicht die See, die Will Henning zur Strecke brachte. Sie allein hätte es nicht vermocht, so hatte sie einen Bundesgenossen gerufen, da ging es. — Wenige nur erfuhren später Genaues über jene Schreckensnacht. Trotzdem aber weiß in der Hafenstadt jeder, wie dem wilden, starken Will Henning das Glück zerschlagen wurde und ein Bein dazu.

Da segelte er von Holland nach Nordschweden hinauf. Um Skagen herum natürlich. Eine gute Fahrt, wie schon hunderte vordem.

Querab von Memel standen sie, als die Nacht anbrach, die für Will Henning, für seine Frau, die Griet, für den „Albatros“ und seine ganze Besatzung so verhängnisvoll werden sollte.

Bei Dunkelwerden schon frischte der Wind rasch auf, wurde zusehends steifer, sprang von Westen über Norden auf Nordost, fegte kalt und mit dichten Hagelböen über das dunkle Meer. Tiefhängend fegten zerrissene Wolken am Himmel dahin. Das gab bald schweres Wetter! Aber das störte Will nicht weiter, er kannte das, war schon oft genug damit fertig geworden, allzuschlimm würde es schon nicht werden.

So jetzte der „Albatros“ seinen Weg fort, stark und schnell wie immer, die Großsegel nur so weit weggerefft, wie unbedingt nötig war. Morgen nachmittag würde man am Ziel sein, dann gings nach Stettin.

Es war kurz nach Mitternacht, Will Henning stand am Steuer, den wachen Blick fest vorausgerichtet, in die graue, hin und wieder von huschendem Mondlicht durchgeisterte Dunkelheit hinein.

Plötzlich durchzitterte ein dumpfer Stoß den Schoner, gleich darauf ein zweiter. Mit einem Fluch reckt Will sich hoch, späht umher. Dann stand Griet neben ihm. Und schon waren auch Jann und Klaas da. Aber der Schoner schien keinen Schaden genommen zu haben, war wohl nur auf irgendeinen treibenden Gegenstand gestoßen.

Dann aber, als wieder eine Hagelbö vorübergeprasselt war, warf ein halber Mond seinen Schein auf die gischtige See. Und als Will Henning nun rasch umherblickte, fuhr er in jähem Schreck auf.

„Baumstämme — verflucht!“ knurrte er und zeigte aufs Wasser.

Und nun sahen sie überall naßglänzende Rundungen langer Baumstämme, voraus, an Backbord, an Steuerbord, achteraus. Wie eine unabsehbare Herde unheimlicher Riesenfische tauchten sie aus dem Dunkel auf. Hin und wieder schimmerte eine gelbe Schnittfläche fahl. Und der „Albatros“ war mitten in dieser Herde, zwischen den schweren Baumstämmen, zwischen den wuchtigen Todesreitern, die vor Sturm und Wellen dahergeritten kamen, furchtbare Rammböcke, die ihre meterdicken Leiber wie vorsintflutliche Tiere durch das Wasser wälzten, geladen mit Vernichtung.

„Da muß wieder ein Floß auseinandergebrochen sein!“ knirschte Will. „Zum Teufel!“ Blitzschnell überlegte er. Dann kamen seine Kommandos, scharf und bestimmt, kurz hintereinander.

Dann lag der „Albatros“ beigedreht, schwer arbeitend. Aber nun fuhr es ihm dumpfdröhnend in die Seite, daß das Schiff erzitterte. Und ehe Will Henning zugesprungen war, um mit Hilfe von Klaas und Jann einen zweiten Stoß des Baumstammes abzuwehren, schob auf einem gischtweißen Wellenkamm von der anderen Seite ein schwarzer Stamm sich daher und schmetterte mit krachender Gewalt gegen den Leib des Schoners, daß dieser schwer überkrängte. Und beim dritten Rammstoß, der von achtern kam und das Ruder zerschmetterte, wußte Will Henning, daß es ans Leben gehen würde. Dann dröhnte es wieder dumpf am Vorschiff, mit unheimlich schwerer Wucht. Der „Albatros“ bäumte sich auf, legte sich dann langsam nach Steuerbord über, fing an, vorn wegzusacken. Und wieder krachte es, rummelte es, bohrte es sich knirschend und berstend ein.

„Ans Boot — klarmachen!“ Mit wenigen Griffen war das Boot bereit.

Und dann flackerte ein Blaufeuer gespenstisch auf, warf sein Licht auf die erbarmungslosen Rammpfähle, die das Schiff vernichten wollten. Und die Besatzung! Denn wie sollten sie mit dem kleinen Beiboot dieser furchtbaren Herde entrinnen?

Als die See schon das Steuerbord überflutete, kam wieder ein grauer, viele Tonnen schwerer Stamm daher. Hell schimmerte seine mächtige gelbe Schnittfläche. Wuchtig, unwiderstehlich schob er sich auf das Verdeck des „Albatros“ und drückte den Schoner unter Wasser — — .

Es gelang ihnen, mit dem kleinen Boot freizukommen. Aber Will Henning wußte, daß nur ein Wunder sie retten konnte. Hier gab's keine Hilfe, kein Schiff würde sich zwischen die Stämme wagen.

Das Wunder geschah nicht. Ein Stamm schob sich unter das Boot, hob es empor und zerdrückte es dann gegen den Leib eines anderen Baumes. Und als Will Henning sich mit Griet auf zwei, noch durch ein Stück Kette verbundene Stämme retten wollte, da hob eine Welle diese Stämme und die Frau verschwand unter ihren schweren, triefenden Leibern.

Dann ritt Will Henning durch die Sturmnacht, allein. Niemand vom „Albatros“

war den furch[…]ren Baumstämmen, der eisigen See entronnen. Nur Will Henning saß auf einem mächtigen Stamm und ritt durch die Dunkelheit, kämpfte um sein armseliges bißchen Leben. Als die Herde der dahintreibenden Stämme sich schon mehr und mehr zerstreute, als es tief im Osten schon fahl dämmerte, da kam noch ein Stamm daher, schob sich wuchtig heran und zerschmetterte dem Will das linke Bein.

So fanden ihn bald darauf Fischer und nahmen ihn auf, brachten ihn an Land. Und Will Henning genas wieder, seine bärenstarke Natur überwand alles, äußere und innere Schmerzen. Nur das Bein war verloren bis oberhalb des Knies. Und er selbst war ein Sonderling geworden, ein Einsamer [...] wilde Seefahrer Will Henning.

Das ist die Geschichte seiner beiden wildesten Fahrten, durch die er seine Frau bekam und wieder verlor. Die See erwies sich doch als wilder und stärker, als erbarmungsloser. . . .

Die Pariser „Claque" und ihr Chef

Wohl der berühmteste „Claque-Chef" an der Großen Oper zu Paris war Auguste (gest. 1844). Er galt als ein Muster seiner Art und erhielt gewöhnlich für jede Vorstellung 45 Gratisplätze zugewiesen, über die er frei verfügen konnte. Natürlich mußte er als Gegenleistung auch für den notwendigen Beifall garantieren!

Außerdem trafen hervorragende Solisten noch ihre Sondervereinbarungen mit dem großen Mann. So überließ die Sängerin Liese Noblet ihm ihr Recht auf Plätze zu je 50 Francs auf die Dauer von 15 Jahren, was dem „Chef" die Kleinigkeit von 55 000 Francs einbrachte. — Als einmal aber eine Sängerin einen Sonderbeifall gegen bar von ihm beziehen wollte, lehnte Auguste dies mit den Worten ab: „Ich bedaure unendlich, Madame, Ihnen nicht dienen zu können! Aber da Ihr Engagement abläuft, habe ich der Direktion versprochen — neutral zu bleiben!

Als sich ein Graf einst vergebens um die Gunst einer Sängerin bewarb, wollte er sich an ihr rächen und versprach Auguste eine hohe Belohnung, wenn er die Sängerin auspfeifen lasse. Der Claque-Chef brachte es auch wirklich fertig, daß die Sängerin ordentlich ausgepfiffen wurde, obwohl auch die Claque gleichzeitig kräftigen Beifall spendete. Als er sich nun sein Honorar holen wollte, wurde er aber von seinem Auftraggeber sehr ungnädig empfangen, ja, der Graf warf ihm sogar „Verrat" vor. Auguste aber sagte völlig ungerührt und kühl: „Verrat? Herr Graf, wie können Sie so etwas vermuten?! Sagen Sie lieber ein — genialer Streich! Ich durfte ja Fräulein N. . . gar nicht auszischen, das verbieten mir meine — Prinzipien. Aber ich habe sie rasend Beifall klatschen lassen, daß die anderen Zuhörer schon vor Wut gepfiffen haben!

F. B.

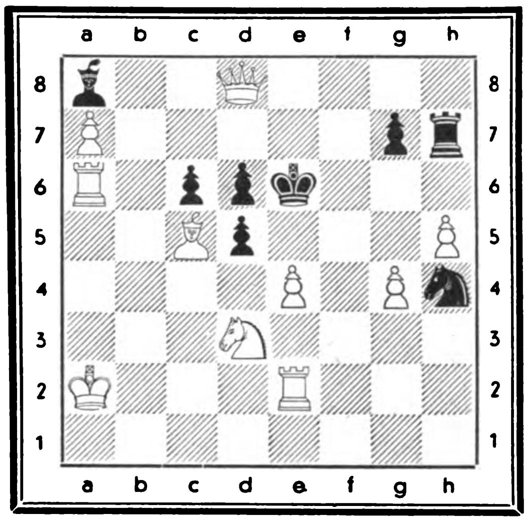
Schach-Beobachter

Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe (Urdruck)

Von Heinz Schlott, Gotha

Schwarz: Ke6, Th7, La8, Sh4, Bc6, d5, d6, g7 (8)



Weiß: Ka2, Dd8, Ta6, Te2, Lc5, Sd3, Ba7, e4, g4, h5 (10). Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

Um die Weltmeisterschaft

13. Wettkampfpartie, slawische Verteidigung

Weiß: Dr. Euwe		Schwarz: Dr. Aljechin	
1. d2—d4	d7—d5	35. Te1—d1	Kd7—c6
2. c2—c4	c7—c6	36. Th5—h6†	Tg8—g6
3. Sg1—f3	Sg8—f6	37. Th6—h8	Kc6—b7
4. Sb1—c3	d5×c4	38. Th8—f8	Tg6—g7
5. a2—a4	Lc8—f5	39. Lg3—e5	Sd4—f3
6. e2—e3	e7—e6	40. Tf8—b8†[9]	Kb7—a7
7. Lf1×c4	Sb8—d7	41. Td1—d7†	Lb6—c7
8. Dd1—e2[1]	Sf6—e4	42. Td7×c7†	Ka7×b8
9. 0—0	Lf8—b4	43. Tc7×c2†	Sf3×e5
10. Lc4—d3	Lb4×c3	44. Tc2—c5	f7—f6
11. Ld3×e4[2]	Lc3—b4[3]	45. Tc5×a5[10]	Tg7—c7
12. Le4×f5	e6×f5	46. Sb1—d2	Tc7—c2
13. d4—d5	c6×d5	47. Ta5—d5	Kb8—c7
14. De2—b5	Dd8—a5	48. Kf1—e2	Tc2—b2
15. Db5×b7	Ta8—b8	49. h2—h3	Kc7—c6
16. Db7—c6	Da5—c5	50. Td5—d4	Kc6—c5
17. Sf3—d4[4]	Tb8—b6	51. Ke2—e3	Se5—g6
18. Dc6×c5	Sd7×c5	52. Td4—d8	Sg6—e7
19. a4—a5	Tb6—a6	53. Ke3—d3	Tb2—b7
20. Sd4—c2![5]	Lb4×a5	54. Kd3—e3	Tb7—b2
21. b2—b4[6]	La5×b4	55. Td8—d3	Se7—d5†
22. Lc1—b2![7]	Lb4—a5	56. Ke3—f3	Sd5—b4
23. Lb2×g7	Th8—g8	57. Td3—c3†	Kc5—d4
24. Lg7—e5![8]	Sc5—b3	58. Tc3—b3	Tb2×b3
25. Ta1—a4	Ta6—g6	59. Sd2×b3†	Kd4—e5
26. Le5—g3	La5—b6	60. g2—g3	Sb4—c6
27. Ta4—f4	h7—h5	61. h3—h4	Sc6—d8
28. Tf4—h4	a7—a5	62. Sb3—c5	Sd8—f7
29. Th4×h5	Tg6—c6	63. Sc5—d3†	Ke5—d4
30. Sc2—a3	d5—d4	64. Sd3—e1	Kd4—e5
31. e3×d4	Sb3×d4	65. Se1—d3†	Ke5—e6
32. Tf1—e1†	Ke8—d7	66. Kf3—f4	Sf7—d6
33. Kg1—f1	Tc6—c3	67. Sd3—c5†	Ke6—f7
34. Sa3—c1	Tc3—c2	68. Sc5—b3	Aufg.

[1] In der 7. Wettkampfpartie zog hier Euwe 8. 0—0.

[2] Der Zug 11. b2×c3 in der 9. Partie hat scheinbar Euwe nicht befriedigt und spielt deshalb 11. L×e4.

[3] Nach 11. . . , L×e4· 12. b×c3, 0—0; 13. Sd2, Lg6; 14. La3, Te8; 15. Sc4 steht Weiß besser. Zu riskant war für Schwarz der Bauerngewinn 11. . . ., L×b2; wegen der Folge 12. L×b2, L×e4; 13. Sd2, Lg6; 14. La3 (!) mit der Drohung 15. Sc4.

[4] Sehr stark war auch 17. Se5, D×c6; 18. S×c6, Tb7; 19. S×b4, T×b4; 20. Ld2 mit besserem Endspiel für Weiß. Falls aber 17. . ., Dd6; so 18. D×d6, L×d6; 19. Sc6, Tb7; 20. Td1, Sf6; 21 b4 mit Vorteil für Weiß und auf 17. . . ., Td8 folgt 18. Td1!

[5] Weiß spielt sehr interessant, gibt den Ba4 preis, um dieses Feld für den Turm freizubekommen. Auf 19. S×f5 könnte 19. . ., Sb3 (!); 20. Tb1 0—0 folgen und Weiß hat keine Gewinnchancen mehr.

[6] Nun bekommt die Partie dramatischen Charakter. Euwe opfert den zweiten Bauern.

[7] Die Pointe des doppelten Bauernopfers.

[8] Dieser Zug erweist sich stärker als das naheliegende 24. Ld4, wegen der Folge 24. . . ., Sb3; 25. Ta3, Sd2 nebst 26 . . Auf 25. Ta1—b1 kann sich Schwarz . . .gen mit 25. . . ., S×d4!; 26. S×d4, Lb6†!

[9] Natürlich nicht 40. g2×f3 wegen 41. Tc2×f2† nebst 42. Tg7—g1‡!

[10] Damit ist der Gewinn der Partie sichergestellt. Eine große Leistung Euwes.

Geniestreiche Morphys

Aus einer Evansgambit-Stellung nach dem 24 Zuge.

W : Kg1, De3, Tb1, Tc1, Sc4, Ba2, d5, e4, f2, g2, h2 (11)

Schwarz: Kd7, Df6, Te8, Th8, Sg4, Ba7, b6, d6, g7, h7 (10)

Es folgte: 25. Sc4×b6†, a7×b6; 26. Tc1—c7†, Kd7—d8 (falls K×T (?), so ‡ in 3); 27. De3×b6, Df6×f2†; 28. Db6×f2, Sg4×f2; 29. Tc7—a7, Sf2—h3†; 30. g2×h3, Kd8—c8; 31. Kg1—f2, und Weiß gewann.

Aufgabelösung aus Folge 42

Vierzüger von Otto Behncke jr., Cuxhaven.

Die Aufgabe ist, wie viele Löser richtig gesehen haben, nebenlösig. Der Komponist hat nun dieselbe verbessert in folgender Aufstellung:

Weiß: Ka7, Dc1, Td1, Td5, Lc3, Sb1, Se1, Bf5, f6 (9)

Schwarz: Kc6, Lb5, Sc4, Bb3, b6, b7, c7, e3 (8)

1. Lc3—e5, e3—e2; 2. Td1—d2, b3—b2; 3. Se1—d3, Kc6×d5; 4. Dc1—h1‡ usw.







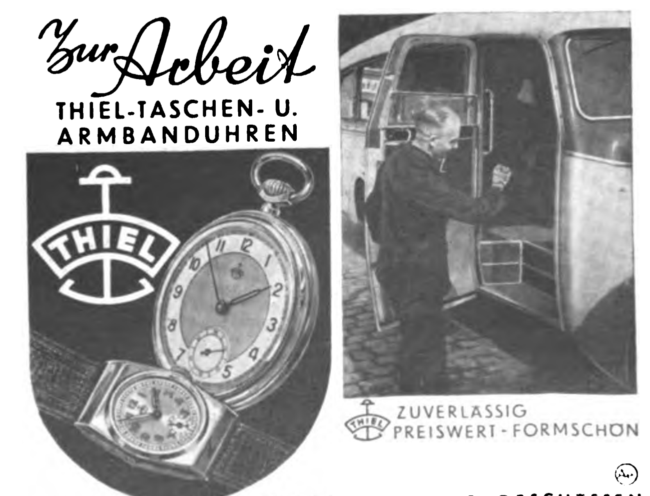
Lest den Anzeigenteil ganz genau! Er enthält immer günstige Angebote



Abonniert den „VÖLKISCHEN BEOBACHTER"



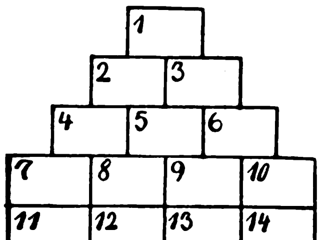






RÄTSEL

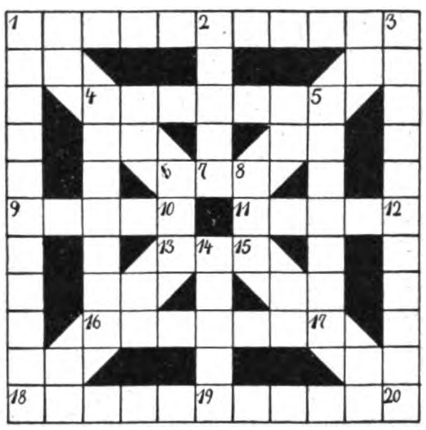
Silbenpyramide



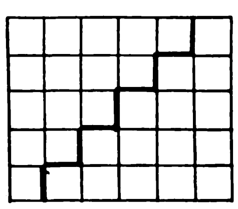
1—2 türkischer Männername, 1—3 englisches Getränk, 1—4 Krötenart, 1—5 indische Münze, 1—6 neuitalienische Stadt, 1—8 nordische Gottheit, 1—9 Hafenstadt in Finnland, 1—10 Papageienart, 1—14 griechische Göttin, 2—4 Bündnis, 2—5 Frauenname, 2—6 Farbton, 2—10 europäische Geldeinheit, 2—13 Stadt in Schweden, 2—14 germanischer Halbfreier, 3—5 Stadt in Spanien, 3—8 Traubenernte, 4—6 Festtracht, 4—7 Eßgerät, 4—11 Geschenk, 4—12 Gehalt der Künstler, 4—13 portugiesischer Seefahrer, 5—6 männliche Figur aus der indischen Mythologie, 5—7 Bauchnarbe, 5—8 Gesichtsteil, 5—10 ehemalige Residenzstadt Japans, 5—11 Teil des Rades, 5—13 südafrikanischer Hottentottenstamm, 6—12 Stadt an der Werre, 6—13 Kamelart, 8—6 Musikzeichen in Psalmen, 9—1 Riesenschlange, 9—6 Wurfwaffe der Eingeborenen, 9—10 kalter Adriawind, 9—13 Stadt am Kongo, 9—14 Überbringer, 10—11 Vogel, 10—12 Wut, 10—14 Teilzahlung, 11—4 Nebenfluß der Theiß, 11—14 Gemüsepflanze, 12—10 Stadt in Thüringen, 13—7 englischer Frauenname, 13—14 Teesorte, 2—7—3 Insekt, 12—6—12 ausschweifendes Mahl, 13—6—4 Provinz in Spanien.

Mühlenbretträtsel

1—3 Drama von Schiller 1—6 fettähnlicher Stoff, 1—18 distelartige Pflanzen, 2—7 sagenhafte griechische Frauengestalt, 3—8 türkischer Verwaltungsbeamter, 3—20 süddeutscher Volksstamm, 4—5 berühmte Goldmünze aus dem 16. Jahrhundert, 4—16 Streichmusiker, 5—17 Hafenort an der Elbe, 6—8 persische Elle, 6—13 Sonnengott, 8—15 griechischer Buchstabe, 9—15 Frachtstück, 11—12 Bergmann, 13—15 Männername, 14—19 deutscher Schlachtenmaler, 16—17 Stadt an der Triebe, 18—13 südafrikanische Kronkolonie, 18—20 Indianerstamm, 20—15 finnländische Hafenstadt.



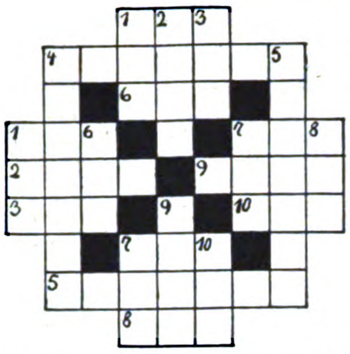
Treppenrätsel



a) Bis zur Treppe, b) nach der Treppe, c) das ganze Wort.

1a) Goethesche Dramengestalt, b) Selbstlaut, c) Abgott, 2a) deutscher Fluß, b) Gleichwort für Wiese, c) Insel im Bodensee, 3a) Hausflur, b) Vogel, c) Oper von Verdi, 4a) italienische Tonsilbe, b) überirdisches Wesen, c) Musikinstrument, 5a) Mitlaut, b) Vergeltung, c) Sagentier.

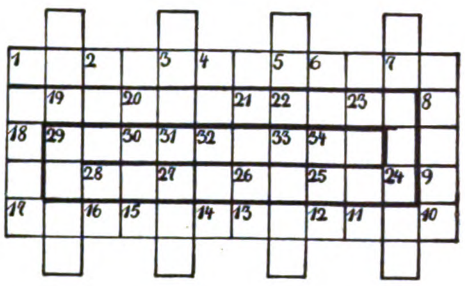
Magische Figur



Die Buchstaben: a a a a a a a a a a a a b b c c c c e e e e g g h h h i i l l l l n n o o o o p r r r r s s s s t t u u sind so in die Figur einzutragen, daß waagerecht und senkrecht Wörter gleicher Bedeutung entstehen. 1 finnische Hafenstadt (1) Krötenart, 2. Sportgerät, 3. Himmelsgegend, 4. Sagenpferd, 5. arabischer Stammeshäuptling, 6. Stimmlage, 7. Kopfteil, (7) lateinisch bete, 8. nordische Meeresgöttin, 9. Fläche, 10. Zufluß der Rhône.

Spiralrätsel

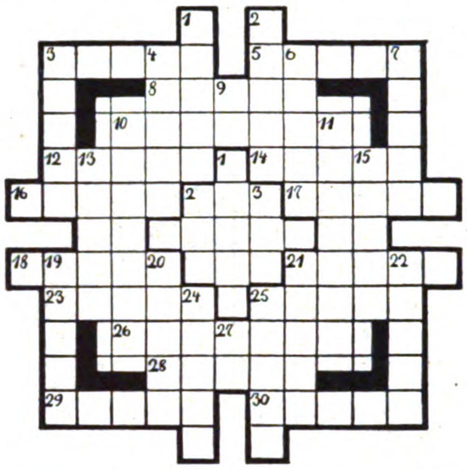
In die Spirale sind Wörter nachstehender Bedeutung einzutragen. Sie beginnen bei den angegebenen Zahlen, während das Ende derselben zu erraten ist. Richtig gelöst ergeben die fünf Senkrechten, nach Einsetzung der fehlenden Buchstaben, einen Ausspruch Alfred Rosenbergs (st = ein Buchstabe).



1. Dorf in der Schweiz, 2. Keimgut, 3. nordische Gottheit, 4. lateinisches Fürwort, 5. künstliche Wasserstauung, 6 moralischer Begriff, 7 Körnerfrucht, 8. Fluß in Süddeutschland, 9. Flächenmaß, 10. Vortrag, 11. Artikel, 12. Nebenfluß des Neckars, 13. Kauwerkzeug, 14. Vorfahre, 15. Schicksalsgöttin, 16. französisches Wort für ein Metall, 17. Tierbehausung, 18. Stütze, 19. Träger des Nationalpreises, 20. Planet, 21. Tierprodukt, 22. Frauenname, 23. japanische Kupfermünze, 24. Meersäugetier, 25. Vergrößerungsglas, 26. nordischer Männername, 27. Hausflur, 28. Fehllos, 29. französisches Wort für eine Jahreszeit, 30. sudetendeutsche Stadt, 31. alte Wurfwaffe, 32. Berg in Graubünden, 33. äthiopischer Titel, 34. Spielkarte.

Kreuzworträtsel mit magischer Figur

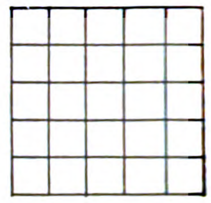
Waagerecht: 3. Völkerringen, 5. Streichinstrument, 8. Grundlage, 10. Prosadichtung, 12. Romantitel



von Rousseau, 14. Stadt in der Schweiz, 16. polynesischer Volksstamm auf Neuseeland, 17. Bodenbelag, 18 römischer Dichter, 21. italienischer Geigenbauer, 23. krankhafte Leidenschaft, 25 Kleidungsstück, 26. griechische Landschaft, 28. Erdschicht, 29. Singvogel, 30. Frauenname. — **Senkrecht:** 1. Zierpflanze, 2. Provinz in Spanien, 3. asiatische Halbinsel, 4. Figur aus Don Carlos, 6. morgenländische Religion, 7 Notstand, 9. französisches Fürwort, 10. buddhistische Vorstellung, 11. Reformator des 16. Jahrhunderts, 13. griechische Schicksalsgöttin, 15. Kartenwerk, 19. griechischer Buchstabe, 20 Nadelbaum, 21. Frauenname, 22. amerikanischer Forscher, 24. Männername, 25. Eisenerzeugnis, 27 rätselhafte Naturkraft.

Magische Figur: 1. Hühnervogel, 2. nordische Meeresgöttin, 3. Nebenfluß der Donau.

Magisches Quadrat



Die Buchstaben: a a a a a a a b b e e e e g g l n n n r r r s s sind so einzutragen, daß waagerecht und senkrecht Wörter gleicher Bedeutung entstehen. 1. deutsche Künstlerfamilie, 2. See in Finnland, 3. Liebhaber, 4. orientalisches Gefährt, 5. sechsfüßiger Vers.

Besuchskartenrätsel

HEIN. BART
EMS

Als was ist der Mann tätig?

Lösungen der Rätsel aus Folge 45:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Ob, 3. es, 5. Dresden, 7. Herero, 9. Ford, 10. Ara, 11. Batum, 13. Kehle, 16 elf, 18. Lima, 19. Huchen, 21. Ecuador, 23. hl, 24. Ar. — Senkrecht: 1. Oere, 2. Beere, 3. Eid, 4. Stefan, 5 Drachme, 6. Notwehr, 7. ha, 8. er, 12. Flachs, 14. Ei, 15. Sudan, 17. le, 19. ha, 20. Cord, 22. Ulm. ✱ **Zahlenrätsel:** 1. Jaspis, 2. Appetit, 3. Dejeuner, 4. Ellipse, 5. Brennglas, 6 Ultramarin, 7. Sandale, 8. Eisberg, 9. Natrium, „Jadebusen." ✱ **Magische Figur:** 1. Flieder, 2. Iller, 3. Delphin, 4. Dehio, 5. Periode. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Donau, 2. Iguanodon, 3. Eiland, 4. Narzisse, 5. Orakel, 6. Romanze, 7. Durham, 8. Isolde, 9. Salzungen, 10. Cheviot, 11 Eilendorf, 12. Rondeau, 13. Artischocke, 14, Salvador, 15. Sorau, 16. Effekten, 17. Isis, 18 Samarkand, 19. Tollkirsche, 20. Dessau, 21. Asbest, 22. Samos, 23. Greenwich, 24. Remonte. „Die nordische Rasse ist das Grundelement für uns Deutsche." ✱ **Silbenband:** Neukaledonien. 1—2 Ichneumon, 3—4 Aneurie, 5—6 Kakadu, 7—8 Pekari, 9—10 Weinlese, 11—12 Sellerie, 13—14 Pandora, 15—16 Adonis, 17—18 Benito, 19—20 Bosnien, 21—22 Meerenge, 23—24 Urenkel. ✱ **Arithmetik:** 44 — 43 — 48, 49 — 45 — 41, 42 — 47 — 46. ✱ **Magisches Quadrat:** 1. Wolle, 2. Orion, 3. Limit, 4. Loire, 5. Enten. ✱ **Bilderrätsel:** „Sprechen lehrt die Mutter das Kind, schweigen lernt vom Leben der Mann."

„Sängerkrieg" in der Filmstadt

Die Basilika Ulpia, eine berühmte Gaststätte Roms – nachgebildet in der Cinecittà

Dieser Itala-Tobis-Film „Mutterlied" soll gewissermaßen die Visitenkarte für die deutsch-italienische Filmzusammenarbeit in der neuerbauten Filmstadt Roms werden



Szene aus dem deutsch-italienischen Film „Mutterlied".
Benjamino Gigli und Maria Cebotari (ihm gegenüber) spielen in diesem Film die Hauptrolle.
Aufnahmen: Stenzel-Sohler



Der Schwenkkran, das modernste Hilfsgerät für Filmaufnahmen.
Auch in den Ateliers von Cinecittà, der italienischen Filmstadt, wird mit dem Schwenkkran gearbeitet. Auf dem lautlos nach allen Seiten hin bewegbaren Kran sitzt vorn der Kameramann, über ihm der Mann mit dem Mikrophon.



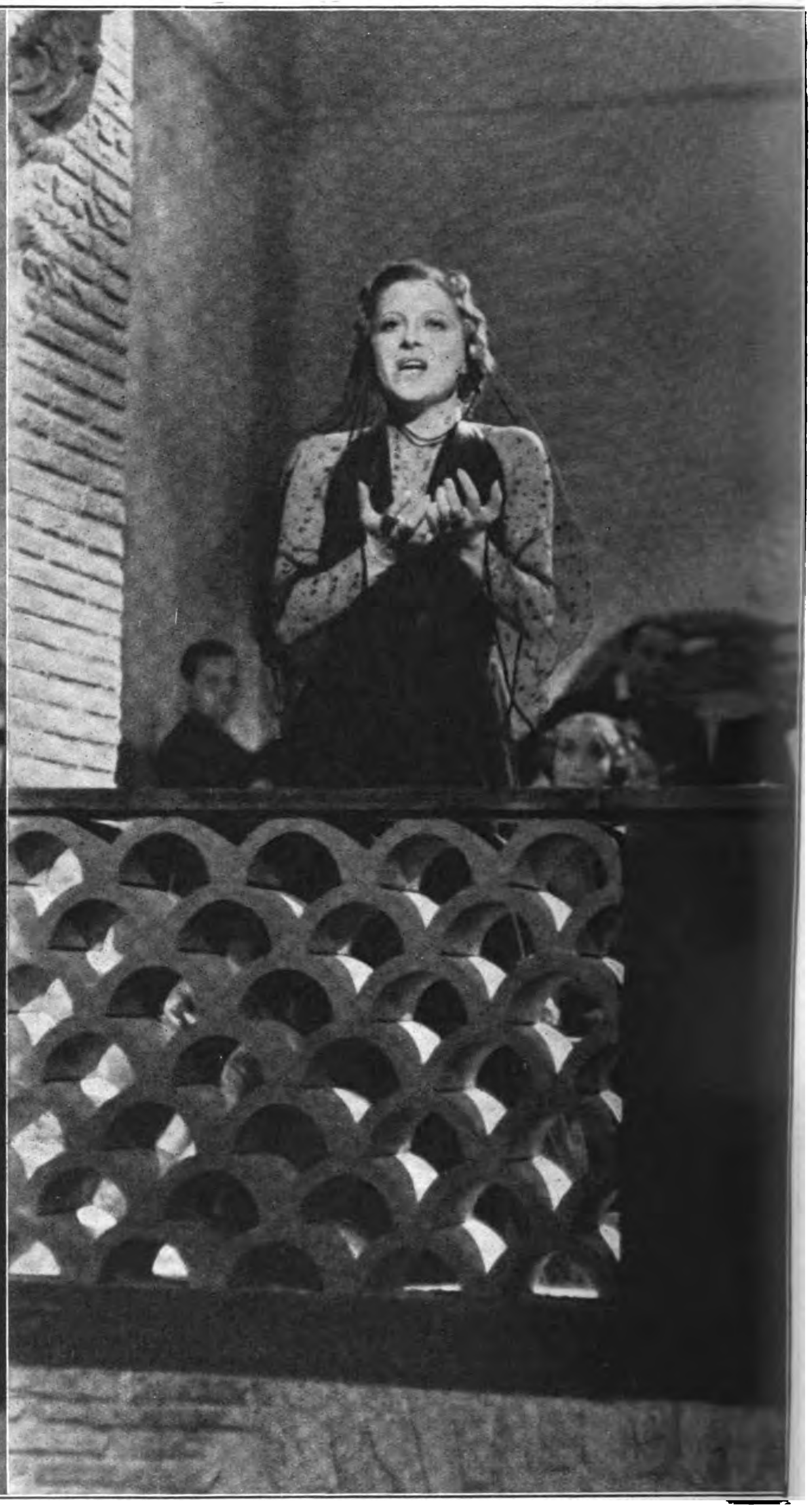
In der Basilika Ulpia,
einer berühmten römischen Gaststätte, über der rembrandtsches Helldunkel lagert, spielt dieser Abschnitt des Films.



Carmine Gallone führt Regie.
Der Träger des Mussolini-Filmpreises ist mit dem Spiel seiner Darsteller sichtlich zufrieden.

Es ist ein alter Wunsch Benjamino Giglis gewesen, in seiner Heimat einmal einen Film zu spielen und ebenso heiß war sein anderer Wunsch, in einem Film nicht nur allein, sondern mit anderen großen Gesangssternen zusammen zu singen. Beide Wünsche erfüllt ihm der erste in der Cinecittà in Rom gedrehte deutsch-italienische Gemeinschaftsfilm „Mutterlied", in dem er mit Maria Cebotari, der schönen Sängerin der Berliner Staatsoper, und deren ebenso berühmten Kollegen Michael Bohnen als Partnern spielt und singt — ein ideales Terzett. Gigli, der in den vergangenen Jahren sich mit seiner Persönlichkeit





Maria Cebotari, die berühmte Sängerin der Berliner Staatsoper, singt und spielt als Partnerin von Benjamino Gigli und Michael Bohnen die Rolle einer Sängerin.



immer wieder aktiv für ein deutsch-italienisches Zusammenwirken auf künstlerischem Gebiet eingesetzt hat, wurden für seinen ersten Gemeinschaftsfilm die besten Vorbedingungen geschaffen: das modernste italienische Filmatelier in der Cinecitta mit den letzten technischen Finessen, der angesehenste Filmregisseur Italiens, Carmine Gallone (der für seinen „Scipio Africanus" den Mussolini-Preis erhielt), und das Orchester und der Chor der Königlichen Oper in Rom.

Der Spielleiter als Kinderfrau.

Der kleine Peter Bosse, der schon einmal „Partner" Giglis im Film war, spielt auch diesmal wieder mit; Regisseur Gallone hat den Kleinen in sein Herz geschlossen.



Mutter und Kind sind Maria Cebotari und Peter Bosse, der jüngste deutsche Filmdarsteller in dem Gigli-Film „Mutterlied".

SPAGHETTI-ESSER AUS LEIDENSCHAFT:



Keine Neapolitaner — sondern der Tenor Jan Kiepura und seine Gattin Martha Eggerth beim Spaghetti-Wettessen.



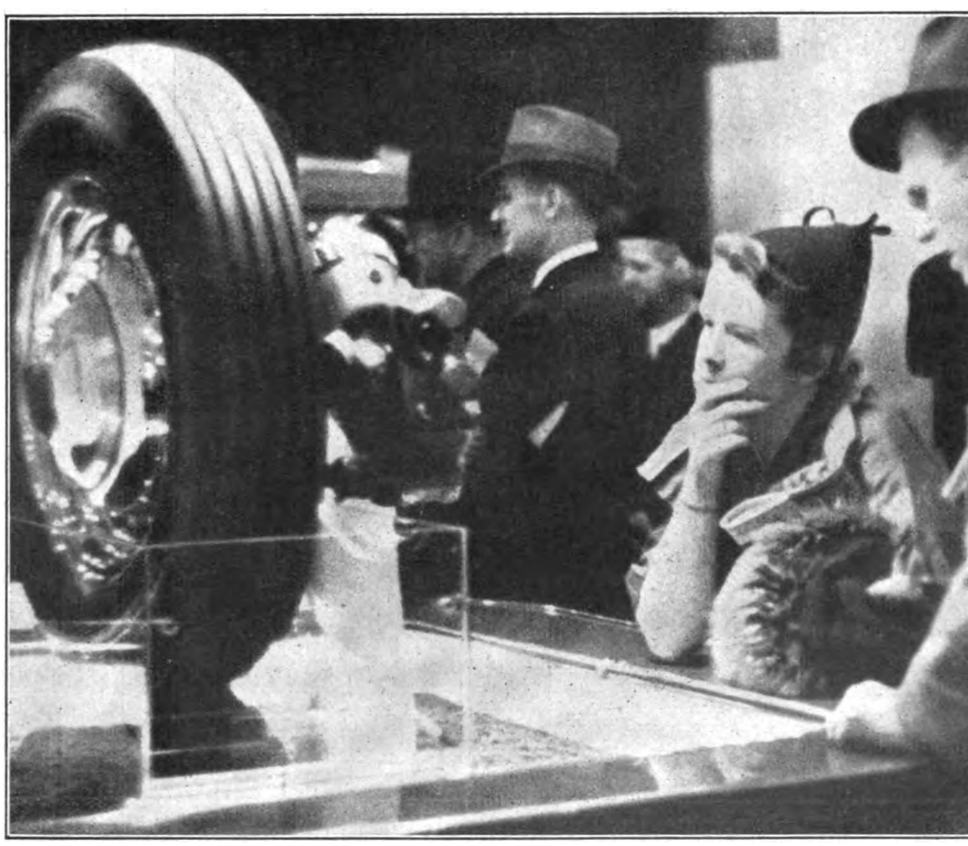
EPSTEIN SIEHT CHRISTUS

Wie sich Jacob Epstein nach den Christusworten „Es ist vollbracht" den Christus dabei vorstellt. Dieses „Werk" des jüdischen Bildhauers, in einer Londoner Ausstellung gezeigt, wird trotz aller Pressehetze manchem Beschauer die Augen darüber öffnen, warum das Dritte Reich den Kampf gegen die entartete Kunst führt.



Wettstreit der Akkordion-Spieler.

Ungefähr tausend Akkordion-Spieler, unter anderen aus Deutschland, Kanada und China traten zu einem Wettstreit in der Londoner Central Hall an. Das Bild zeigt eine Damenkapelle aus Norwegen während ihres musikalischen Vortrags.



BESTAUNTES WUNDER DER TECHNIK

Während der Automobilausstellung in den Vereinigten Staaten bringen die Besucher den Ersatz- und Einzelteilständen dasselbe lebhafte Interesse entgegen wie den Ausstellungshallen der neuesten Wagenschöpfungen.

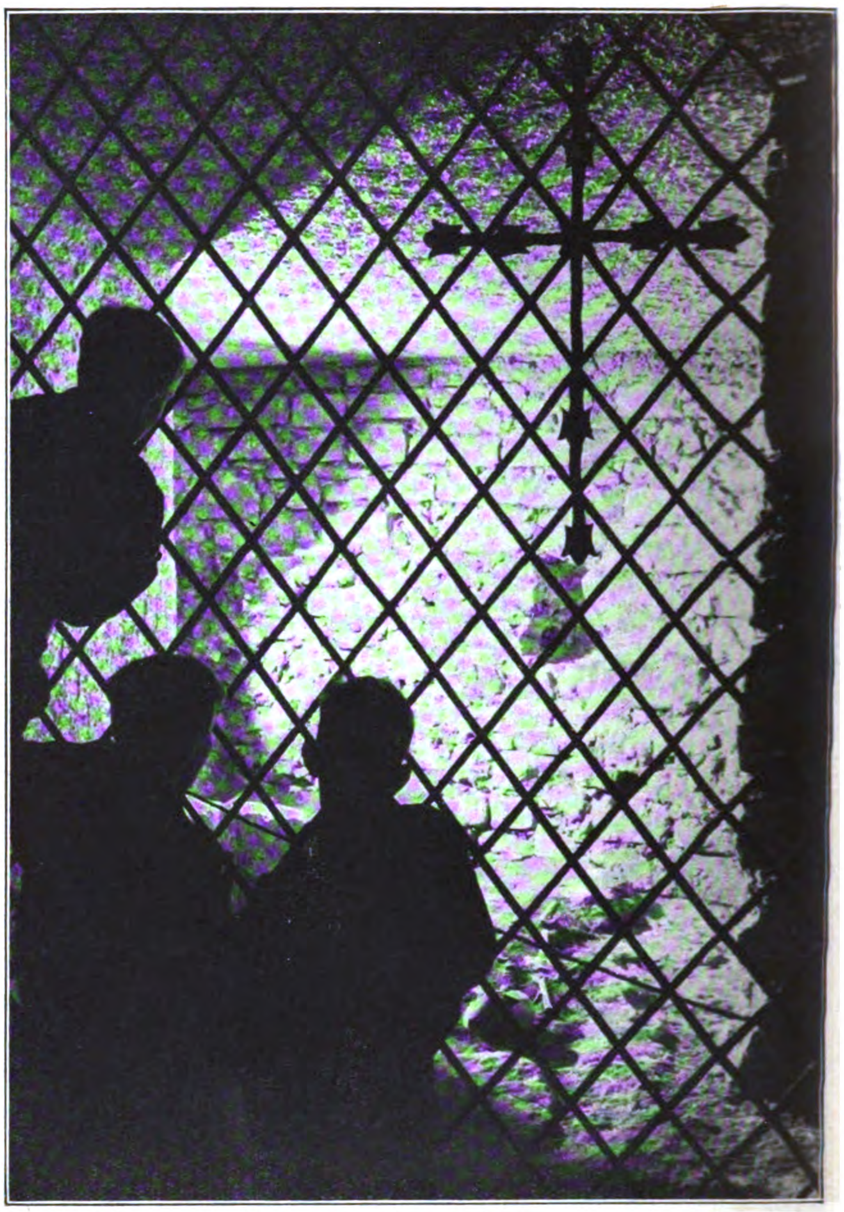
Aufnahmen: Herbert Römer (1), Weltbild (3).

Deutsche Jugend
erlebt
Lutra, die Kaiserburg Barbarossas

Im Herzen der Saarpfalz, an der Lauter und den Bahnen Saarbrücken—Ludwigshafen, liegt die Bezirksstadt Kaiserslautern, das ehemalige Lutra. Schon in grauer Vorzeit entstand hier ein befestigter Platz, der diese wichtige Fernverbindung, die sich von England bis an das Schwarze Meer erstreckte, sicherte und beherrschte. Die Römer bauten Lutra zu einem Kastell aus, auf dessen Trümmern Karl der Große später Burg und Palast errichtete. Mit dem Ausbau der Straße aber wuchs auch die Bedeutung des ehemaligen Königshofes, und unter Friedrich I., dem Rotbart, erlebte die Kaiserpfalz zu Lautern ihren Höhepunkt. An ihre Mauern knüpft sich der Ursprung der deutschen Volkssage vom alten Barbarossa. Hier in Lutra, der alten Barbarossaburg, ist dieser Ausgangspunkt, und erst mit dem Zuge des politischen Gewichts vom Rhein ostwärts ins Reich verlagerte sich auch der Volksglaube vom pfälzischen Kyffhäuser zum Kyffhäuser. Kaiserslautern wird 882 zuerst urkundlich erwähnt, wurde von Rudolf von Habsburg 1276 zur Reichsstadt erhoben und 1417 der Kurpfalz einverleibt. Die Kaiserburg ist ein besinnliches Stück deutscher Geschichte.

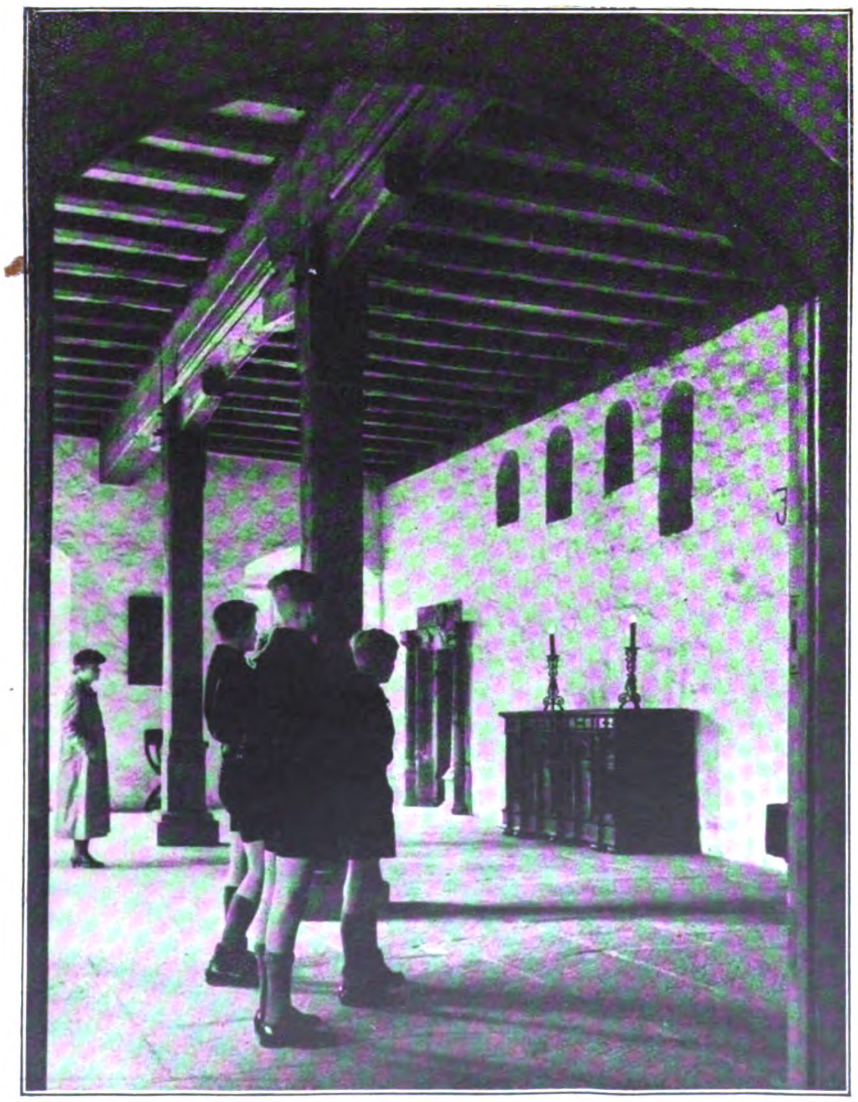


Die Büste Kaiser Barbarossas.
Eine Nachbildung dieser einzigartigen Büste wird in der Burgkapelle aufbewahrt.



„Wer war der Tor, wer Weiser, . . ."
Eine Seitenkammer im Fels birgt die Gebeine ehemaliger Burgbewohner.

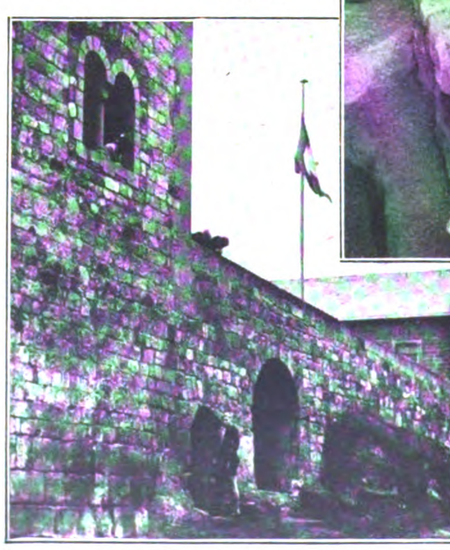
Aufnahmen: Mauritius.



Links:
An denkwürdiger Stätte.
Der Saalbau der Barbarossaburg bildet das Kernstück der wiedererstandenen Kaiserpfalz.



Oben:
Vergangenheit steigt herauf.
Die zahllosen Gebeine im Hof der Burg zeugen von den Schicksalsstürmen, die über die Feste hinweggebraust sind.



Links:
Im Stammland der Salier,
im Herzen der Saarpfalz, liegt Kaiserslautern mit der Kaiserpfalz Barbarossas.

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12—2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Bern III 7205; Warschau 194121; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968; Den Haag 211846; Paris 190066; Brüssel 350797. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße; Swiss Bank Corporation, West End Branch, 11c, Regent Street, Waterloo Place, London S. W. 1. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39-41, Fernruf 20755 u. 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden.
[A B C D E F] D.A. III. Vj. 1937: über 685000 Stck. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig

IB Illustrierter Beobachter

DONNERSTAG, 25. NOV. 1937
12. JAHRGANG / FOLGE 47

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22



Zu unserem Bildbericht in diesem Heft: „Kameraden auf See."

Carola Höhn und Ingeborg Hertel

die Hauptdarstellerinnen in dem neuen deutschen Marinegroßfilm der Terra-Filmkunst, der in Verbindung mit der Kriegsmarine augenblicklich gedreht wird.



Lordpräsident Halifax, der zweite außenpolitische Berater des englischen Kabinetts, traf zu einem mehrtägigen Aufenthalt in Berlin ein.
Der Lordpräsident des Rats, als Vizekönig von Indien (1926—1931) unter dem Namen Lord Irwin bekannt, benützte die Gelegenheit seines Besuches dazu, einen Wunsch der britischen Politik zu erfüllen, den Ministerpräsident Chamberlain durch die Worte ausdrückte: „. . . zu den beiden großen Mächten der Rom—Berlin-Achse in Beziehungen zu kommen, die sich auf gegenseitige Freundschaft und auf Einvernehmen gründen." Unser Bild zeigt Lord Halifax mit seiner Tochter, Lady Feversham.



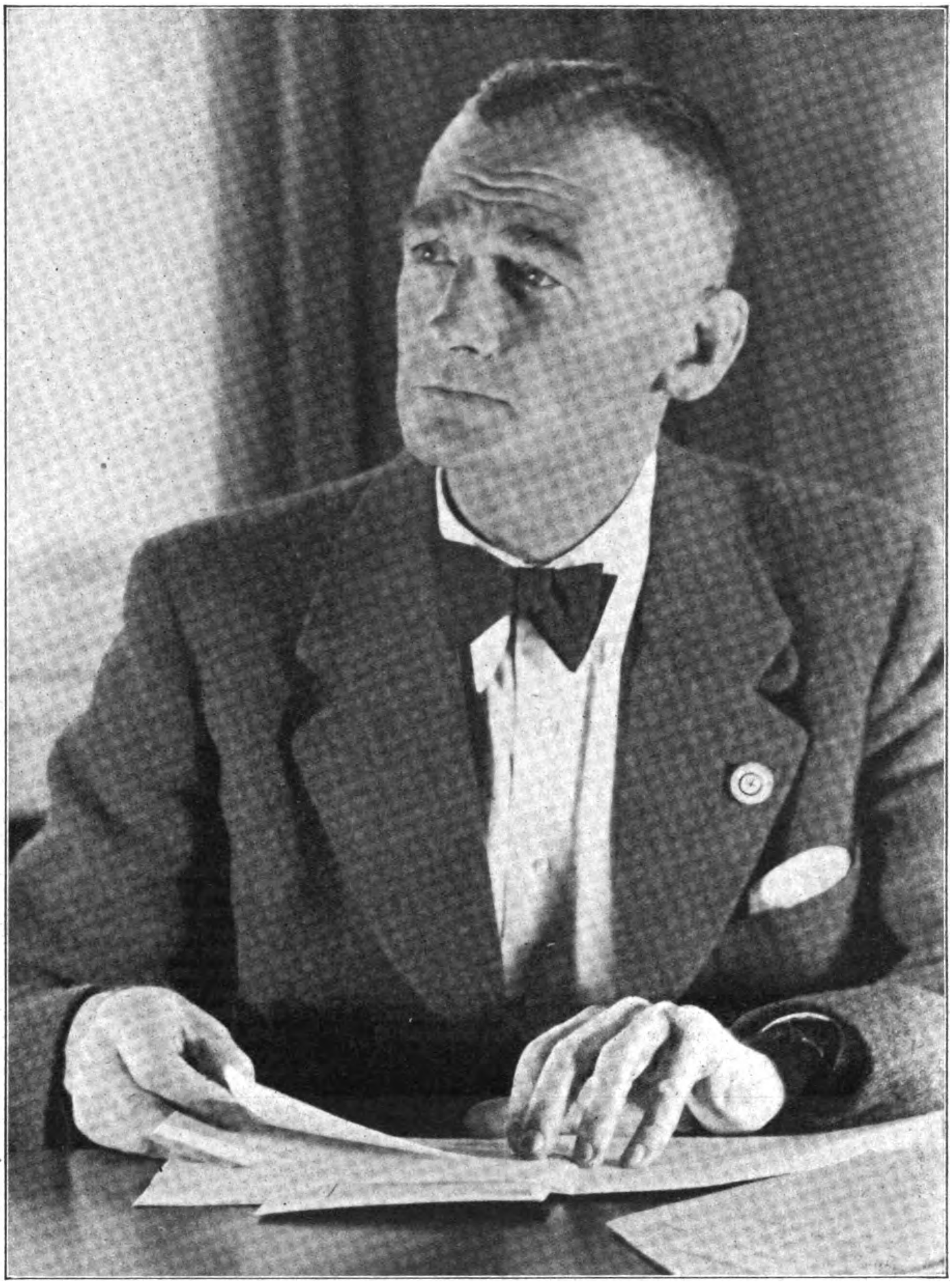
Eine Trauung mit tragischem Hintergrund.
Prinz Ludwig von Hessen verläßt mit seiner jungen Gattin die St. Peterskirche in London. Die Trauung wurde vorverlegt, um dem jungen Paar die Teilnahme an den Beisetzungsfeierlichkeiten für die bei dem Flugzeugunglück in Ostende so tragisch ums Leben gekommenen Mitglieder der Großherzoglichen Familie zu ermöglichen
Aufnahmen: Presse-Photo.

VOM TAGE



Dr. Todts Englandbesuch.
Der Generalinspektor für das deutsche Straßenbauwesen, Dr. Todt, weilte auf Einladung der German Roads Delegation mehrere Tage in England und nahm auch an dem in London tagenden Kongreß für das Verkehrswesen teil.

Aufnahmen: Presse-Photo (2), Associated Press (1), B Fischer (1).



Reichsleiter Walter Buch zehn Jahre Oberster Parteirichter der NSDAP.
Am 27. November jährt sich zum zehnten Male der Tag, an dem der Führer seinen alten Mitkämpfer Walter Buch mit der Aufgabe des Obersten Parteirichters betraute. ᛋᛋ-Obergruppenführer Walter Buch kämpft schon seit 1922 in den Reihen Adolf Hitlers.



Pariser Sensationsprozeß um Oberst de la Rocque (X).
In einem Beleidigungsprozeß wurde dem Gründer der inzwischen aufgelösten Feuerkreuzler (heute französische Sozialpartei) durch den bekannten Politiker Tardieu vorgeworfen, von mehreren Kabinetten (auch von der Regierung Tardieu) Unterstützungsgelder angenommen zu haben.



Herzog von Aosta — Vizekönig von Abessinien
Marschall Graziani hat aus Gesundheitsrücksichten seinen Abschied als Generalgouverneur und Vizekönig von Abessinien eingereicht; sein Nachfolger wird der Herzog von Aosta



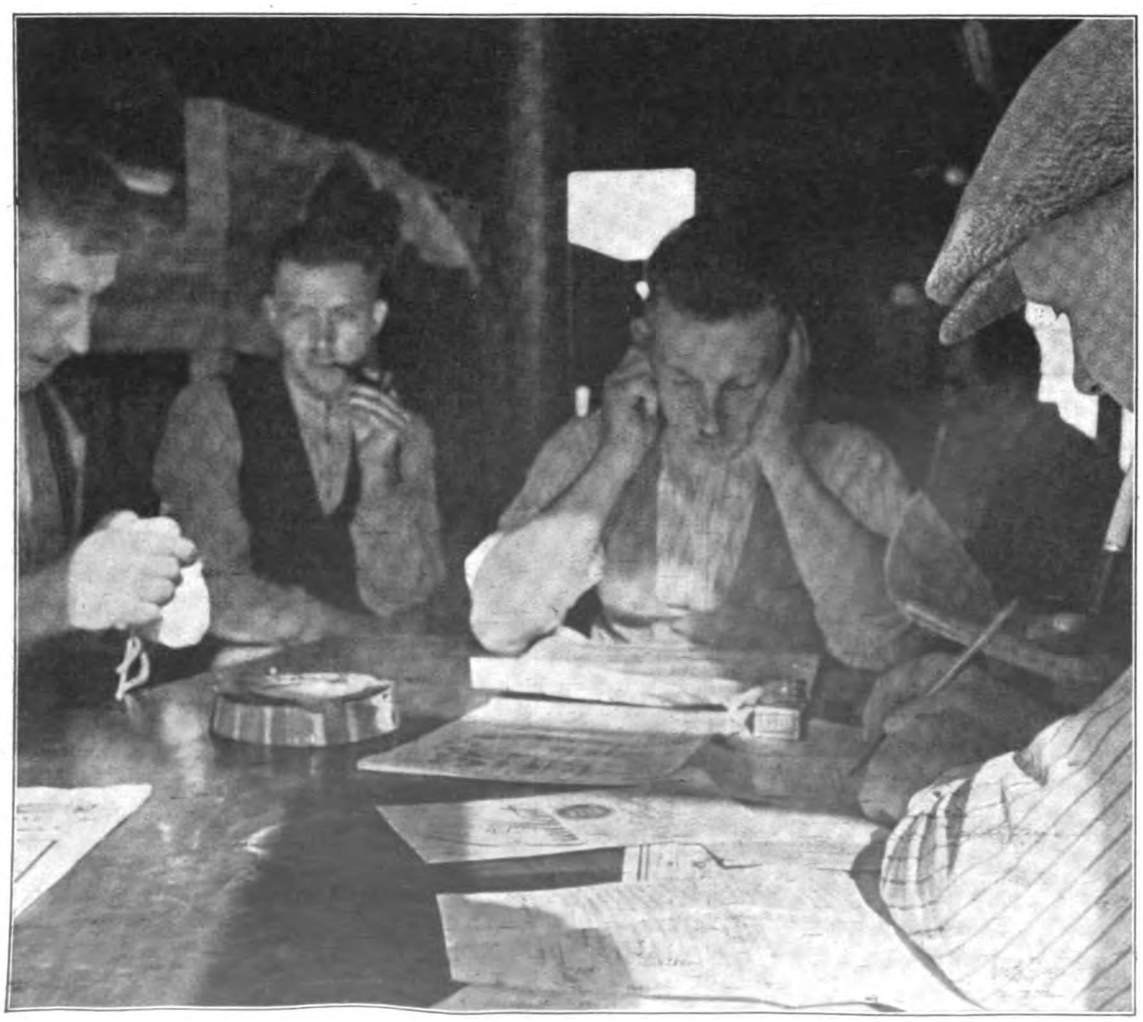
Die kleinen und großen Sorgen des Alltags werden dem Sozialbetreuer vorgetragen, der jederzeit mit Rat und praktischer Tat hilfsbereit ist.

Ein Gemeinschafts-Lager der Arbeit

Die Sorge um den deutschen Menschen und seine soziale Betreuung ist die große Aufgabe, die der Führer der Deutschen Arbeitsfront übertragen hat

Aufnahmen: Fritz Boegner

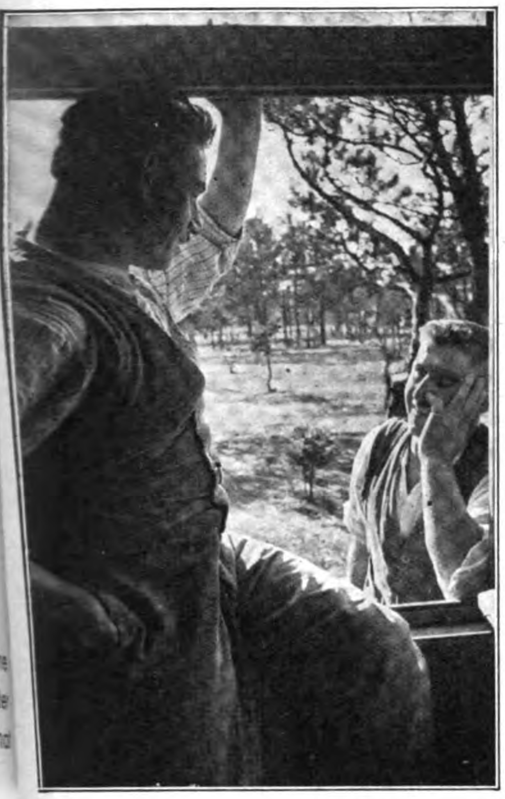
Durch die Aufwärtsentwicklung in Deutschland sind viele Bauvorhaben in Angriff genommen worden, die früher als Projekte jahrelang schlummerten. Zur Bewältigung dieser großen Arbeiten müssen oft Arbeitskräfte aus weiteren Entfernungen herangezogen werden. Diese Arbeitskameraden, die zeitweilig von ihrer Familie getrennt leben, unterstehen der ganz besonderen Obhut der Deutschen Arbeitsfront; es ist alles Erdenkliche getan worden, um ihnen den Aufenthalt an ihren Arbeitsstätten angenehm zu machen: die Küchen, Wasch- und Duschanlagen, Unterkunftsräume, Kantinen usw sind vorbildlich, die Verpflegung so reichlich, daß die Familienväter ihren ganzen Wochenlohn bis auf die geringen Ausgaben in der Kantine nach Hause schicken können



Eine besinnliche Stunde nach dem Tageswerk.
Man liest die Zeitung, um die Fühlung zu den Tagesereignissen zu behalten, oder schreibt einen Brief an die Lieben oder verrichtet Arbeiten mit der Nadel, die gewöhnlich sonst den Frauen obliegen.



Die Lagerpost, eine vielbenützte Einrichtung
Am Zahltag stehen sie Schlange, um Geld nach Hause zu schikken; die meisten unter ihnen waren jahrelang arbeitslos.



„Und morgen, da ja Sonntag ist . . .“
Zwei Arbeitskameraden aus einer Stadt legen ihr Programm fest für den nächsten Tag.



Beim Hauptlagerführer.
Bei ihm ist die Sparkasse, die freudig und gern in Anspruch genommen wird, weil jeder Gelegenheit hat, sich Geld zurückzulegen, da das Auskommen reichlich und die gute Verpflegung mit der Mark Trennungszulage abgegolten wird.



Ein Bildausschnitt aus dem freundlichen und sauberen Gemeinschaftslager.



Nach Feierabend.
Die gemütliche Stunde zwischen **Bad und Abendessen.**



Der deutsche BOTSCHAFTER in Washington

Der neue deutsche Botschafter in Washington, Dr. Hans Heinrich Dieckhoff, wurde vom Führer im März dieses Jahres auf seinen verantwortungsvollen Posten berufen. Dr. Dieckhoff trat 1912 in den auswärtigen Dienst ein, nachdem er schon 1907 beim Kaiserlichen Gericht in Kiautschou und später als Regierungsassessor in Straßburg tätig gewesen war. Etappen seiner diplomatischen Karriere waren: Konstantinopel, Valparaiso, Santiago, Prag, Washington (als Botschaftsrat) und London. Im Auswärtigen Amt zum Ministerialdirektor aufgerückt, führte Dr. Dieckhoff zuletzt kommissarisch die Geschäfte des Staatssekretärs für Äußeres. Der Botschafter gilt als guter Kenner amerikanischer Verhältnisse, was ihm die Erfüllung seiner hohen Aufgabe zum Wohle der beiden großen Länder erleichtern wird.



Der Eingang des Gebäudes der deutschen Botschaft in Washington.

Der deutsche Botschafter in Washington, Dr. Dieckhoff, mit seiner Gattin vor dem Gebäude der deutschen Botschaft.



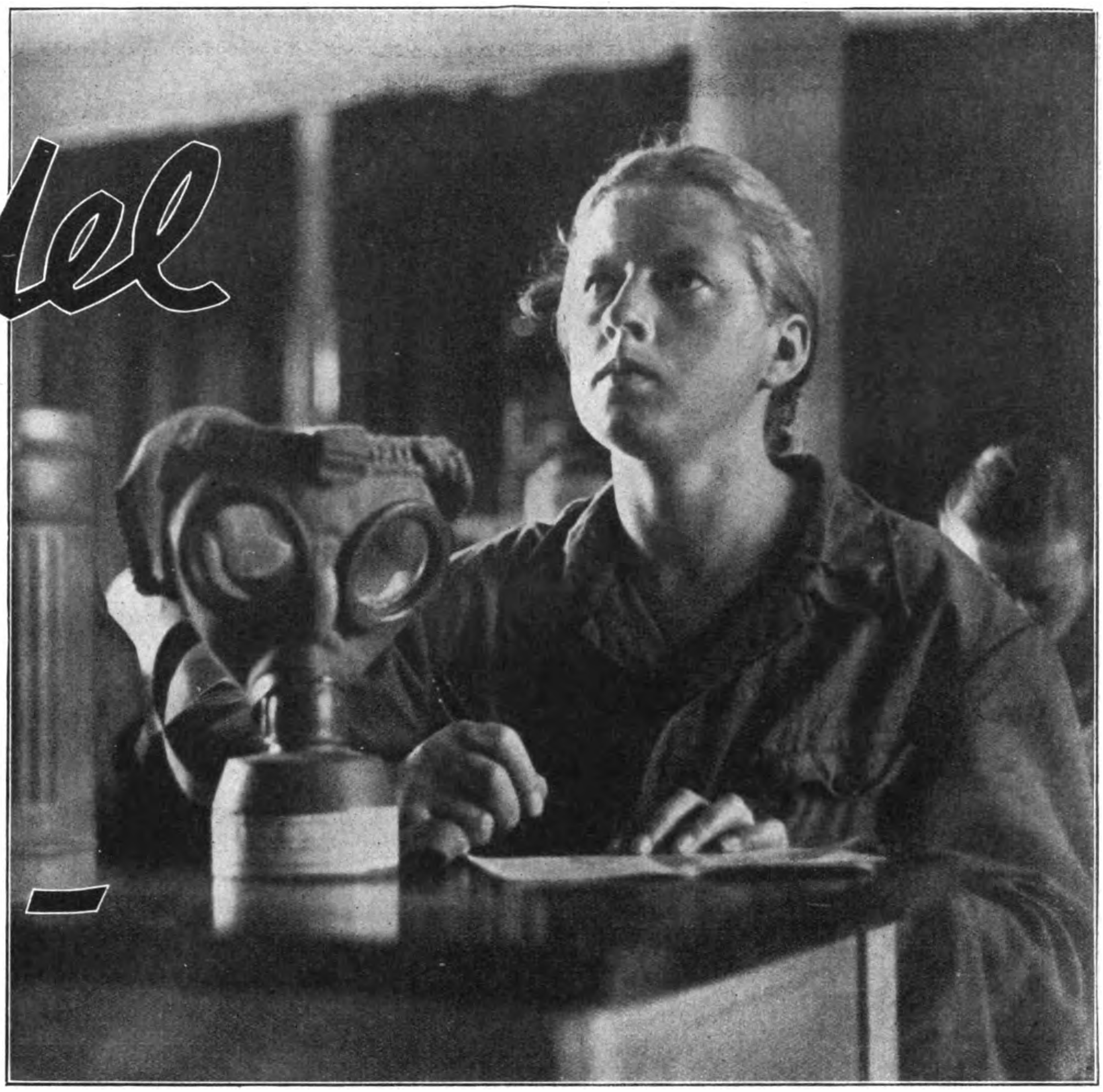
Der Botschafter in seinem Arbeitszimmer; ihm gegenüber: sein Sekretär von Ostermann.

Aufnahmen: Presse-Photo.



Eine Ecke im Arbeitszimmer des Botschafters.
Die Bilder vom Führer, Generaloberst Göring und Reichsaußenminister von Neurath sind persönliche Widmungen.

Mädel mit Gasmaske



Theoretischer Unterricht der RLB.-Amtsträgerinnen in der Landesgruppenluftschutzschule Löcknitz.
Einsatzbereitschaft und Hingabe an die große Sache drücken sich im Gesicht dieser Amtsträgerin des RLB. aus



Der Frauenlehrgang der Landesgruppenluftschutzschule rückt zu einer praktischen Übung aus.
Die Frau hat nicht nur die Pflicht, sich auf dem ihr zugewiesenen Gebiet, der Laienhilfe, ausbilden zu lassen; auch Brandschutz und Brandbekämpfung dürfen ihr keine unbekannten Dinge sein.



Praktischer Anschauungsunterricht.
„So ist die vorschriftsmäßige Tür eines Schutzraumes beschaffen"

Der Selbstschutz der Bevölkerung bei Luftangriffen ist die Grundlage des zivilen Luftschutzes. Im Wesen dieses Luftschutzes liegt es begründet, daß die Frau dabei eine überragende Rolle spielt. Bei der Ausbildung der Selbstschutzkräfte wird deshalb auf die Mitarbeit der Frau der größte Wert gelegt. Unsere Bilder, in der Landesgruppenluftschutzschule Pommern in Löcknitz aufgenommen, zeigen einen Amtsträgerinnenlehrgang und veranschaulichen die Gründlichkeit der Ausbildung.



Frauen helfen im Luftschutz.
Auf dem großen Gelände der Landesgruppenluftschutzschule in Löcknitz werden in den Ruinen einer alten Fabrik Übungen zur Brandbekämpfung abgehalten.





Links: Bei allen Übungen ist man bemüht, der Lage eines Ernstfalles möglichst nahezukommen. Hier wird aus rauchenden Trümmern ein Verletzter geborgen; abbrennende Nebelkerzen verursachen eine Rauchentwicklung, die sich auf dem unteren Bild schon erheblich gesteigert hat.



Brandbekämpfung wird geübt.
Die Frauen sind mit wirklicher Begeisterung bei der Sache.

Aufnahmen: Weltbild

Stabschef Lutze als Oberpräsident in seiner Provinz

Stabschef Lutze hat kürzlich eine mehrtägige Besichtigungsfahrt durch die Provinz Hannover unternommen, um sich in seiner Eigenschaft als Oberpräsident von dem Stand der Meliorationsarbeiten zu unterrichten, die im Rahmen des Vierjahresplanes durchgeführt werden. Genaue Bodenuntersuchungen und Bodenkartierungen hatten ergeben, daß viele tausend Morgen Land in Niedersachsen bisher grundfalsch benutzt worden sind. Durch Bodenbohrungen überzeugte sich der Oberpräsident davon, daß sich sehr oft unter den mit Heidekraut bestandenen Oberflächen ergiebiger Ackerboden befindet. Einige Bauern haben diese Flächen schon umbrochen und eine gute Roggenernte darauf erzielt. Es liegen augenblicklich viele baureife Pläne vor, über die sich Stabschef Lutze an Ort und Stelle eingehend berichten ließ.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.





An der Grabungsstätte der Kaiserpfalz Werla (Goslar).
Mit besonderem Interesse verfolgt Stabschef Lutze die Arbeiten zur Weiterführung der Grabungen auf dem Gelände der Kaiserpfalz.

Seit längerer Zeit wurde der Bau einer Talsperre im Okertal (Harz) erwogen, um der Landwirtschaft die erforderlichen Wassermengen zu sichern. Stabschef Lutze läßt sich die Baupläne vortragen, mit deren Verwirklichung im Frühjahr begonnen werden soll.

Rechts: Der Oberpräsident prüft das Ergebnis der Bodenbohrung in Heidegebieten.





Die SA. begrüßt ihren Stabschef.
Überall im weiten Niedersachsenlande wird der Oberpräsident als Stabschef von der SA. freudig begrüßt.



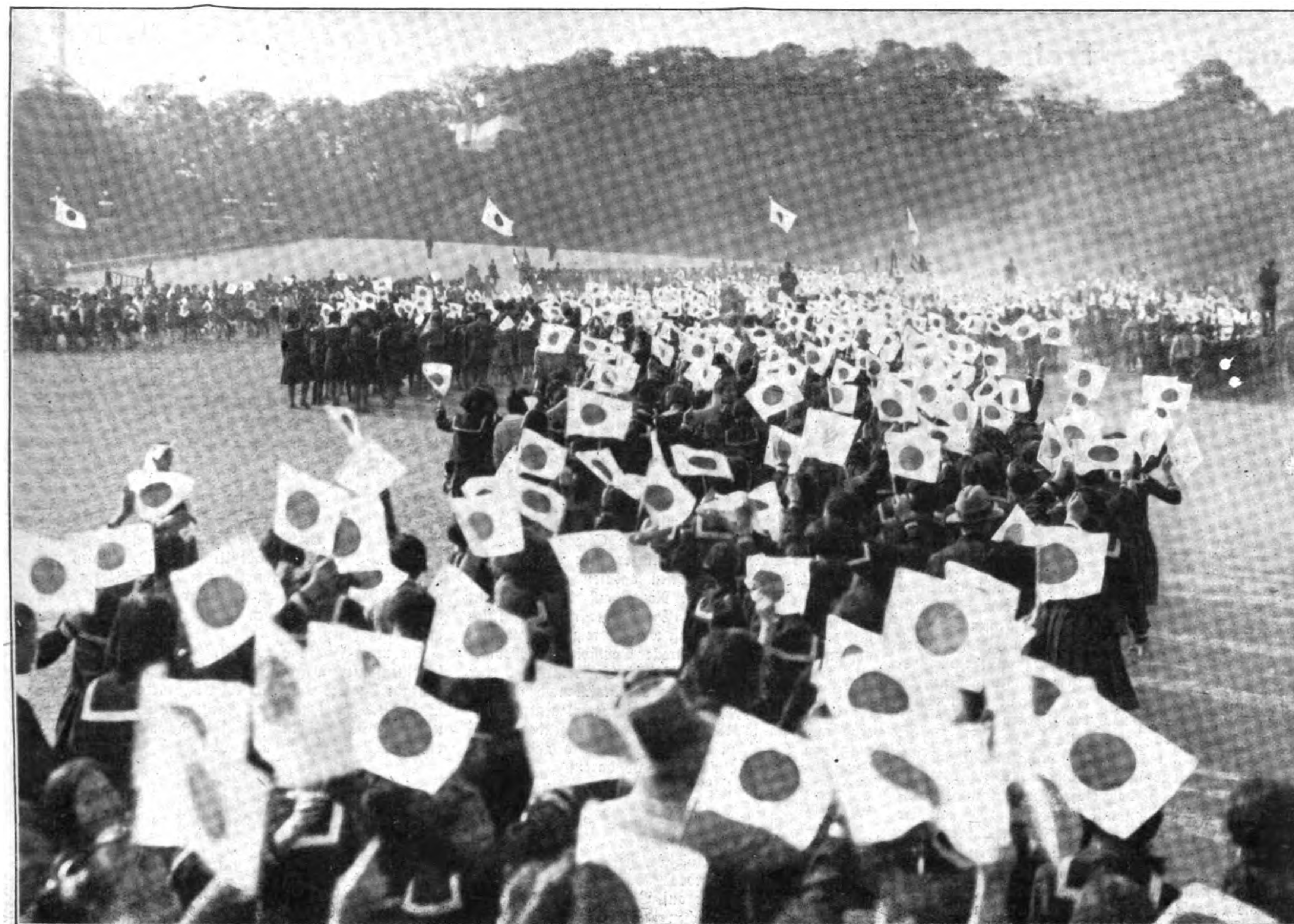
Hakenkreuz und Sternenbanner in der Neuyorker City.

Bei einem Umzug des Amerikadeutschen Volksbundes wurden neben den amerikanischen Nationalflaggen auch Hakenkreuzfahnen mitgeführt. Die „Freunde des neuen Deutschlands" in den Vereinigten Staaten Amerikas, die schon frühzeitig von dem Durchbruch des Volksbewußtseins, der im Mutterlande erfolgte, erfaßt wurden, haben 1936 den Amerikadeutschen Volksbund gegründet. In der Geschichte Amerikas haben die Deutschen eine bleibende Bedeutung.



Aufnahmen: Associated-Press. Presse-Photo.

Links: In Tschapei wurde das acht Stockwerk hohe Verwaltungsgebäude der Eisenbahn durch japanische Fliegerbomben zerstört. Unser Bild zeigt den Augenblick des Einschlags einer schweren Bombe.



Japan feiert den Sieg seiner Truppen bei Schanghai.
Das Bild zeigt nur einen kleinen Ausschnitt der Siegesfeierlichkeiten, an denen sich das ganze Land beteiligte. In Tokio zogen Tausende von Schulkindern zum Kaiserlichen Palast, um dem Herrscher und seinen erfolgreichen Truppen zu huldigen.

Aufnahmen: Weltbild







Mitglieder des japanischen Kaiserhauses ehren das Andenken der im Kriege gefallenen Helden.

Prinz Chichibu, der kürzlich auch Deutschland besuchte,

Prinz Kanin, der Chef des Generalstabes der Armee,

und Prinz Takamatsu beim Verlassen der Gedenkfeierstätte.

Carl August Freiherr von Gablenz:

D-ANOY bezwingt den Pamir

Ein abenteuerlicher deutscher Forschungsflug

Der Flugweg nach dem Fernen Osten

Seit jeher ist es das Bestreben der Deutschen Lufthansa gewesen, neben dem Betrieb ihres innerdeutschen und europäischen Luftverkehrsnetzes, Großflugstrecken zu schaffen, die den breiten Strömen der deutschen Wirtschaft folgen und Brücken schlagen zu denjenigen Völkern und Ländern, mit denen wir Handelsbeziehungen unterhalten. So gab es von Anfang an für uns zunächst drei große, klar vorgezeichnete Aufgaben: den Weg über den Südatlantik, den Weg über den Nordatlantik und den Weg nach dem Fernen Osten.

Es ist bekannt, daß wir Deutsche als erste bereits im Jahre 1934 einen regelmäßigen Transatlantikflugdienst zwischen Deutschland und Südamerika einrichten konnten. Man weiß auch, daß die ersten reinen Verkehrsflüge über den Nordatlantik im Herbst 1936 und die zweite Versuchsreihe, die wir in diesem Jahre bisher mit Erfolg durchführten, einwandfrei bewiesen haben, daß auch dieses Weltmeer, das sich seiner luftverkehrsmäßigen Erschließung so lange widersetzt hatte, nunmehr als vom Verkehrsflugzeug überwunden angesehen werden kann.

Der Flugweg nach dem Fernen Osten jedoch, den die Deutsche Lufthansa bereits im Jahre 1926 bei ihrer ersten Fernost-Flugexpedition, die unter Leitung von Dr. Knauß und Georg v. Winterfeld mit zwei dreimotorigen Junkers-G-24-Flugzeugen durchgeführt wurde, erkundet hatte, ist uns aus politischen und nicht aus technischen Gründen bisher einer regelmäßigen Befliegung verschlossen geblieben.

Es war geplant, für diese wichtige Hochstraße der Luft den kürzesten, also den über Rußland führenden Weg zu wählen. Den Abschnitt Berlin—Moskau sollte die deutsch-russische Luftverkehrsgesellschaft Deruluft befliegen, den Abschnitt Moskau—chinesische Grenze sollte die russische Luftverkehrsgesellschaft Aeroflot übernehmen, während der Anschluß von der chinesischen Grenze nach Peiping und Schanghai durch die deutsch-chinesische Luftverkehrsgesellschaft Eurasia hergestellt werden sollte, die, eigens zu diesem Zweck gegründet, ein innerchinesisches Flugstreckennetz aufbaute. Die Entwicklung der politischen Lage und vor allem die innerchinesischen Wirren haben diesen Plan, dessen flugtechnischer Durchführung dank der Pionierarbeit deutscher Verkehrsflieger keinerlei Schwierigkeiten mehr im Wege standen, nicht Wirklichkeit werden lassen können.

Der zweite, allerdings viel längere Weg nach dem Fernen Osten, der über Indien führt, ist uns Deutschen aus politischen und wirtschaftlichen Gründen nicht ohne weiteres möglich. Ihn benutzen bekanntlich die Franzosen, die nach Indochina fliegen, die Holländer, die durch ihren Dienst Niederländisch-Indien näher an das Mutterland heranrücken, und die Engländer, deren Reichsstrecke über Britisch-Indien nach Australien führt.

Abgesehen davon, daß es dem deutschen Luftverkehr schwer gewesen wäre, die für diese Strecke erforderlichen Überflugsgenehmigungen zu erhalten, wäre es wirtschaftlich nicht zweckmäßig gewesen, neben diesen Verbindungen, die als Brücken der Mutterländer zu ihren Kolonien in erster Linie einen politischen Charakter haben, eine weitere, rein wirtschaftliche Flugstrecke entlangzuführen. Darum war es für die Deutsche Lufthansa notwendig, die Möglichkeiten zu prüfen, einen Weg zu finden, der diese Schwierigkeiten umgeht, der entfernungsmäßig zwar länger als die Strecke über Rußland, jedoch kürzer als die Route über Indien ist.

So blieb allein der Flugweg über Griechenland, Rhodus, Syrien, den Irak, Iran und Afghanistan nach Chinesisch-Turkestan, der mit 11 350 Kilometer etwa 2500 Kilometer länger ist als die Strecke über Rußland, etwa 2650 Kilometer kürzer aber als die über Indien. Abgesehen von allen anderen geographischen Schwierigkeiten stellt diese Route auf dem Abschnitt zwischen Kabul und Ansi (China), der mit 2650 Kilometer also genau so lang ist wie der reine Südatlantikabschnitt unserer Luftpoststrecke Deutschland—Südamerika zwischen Bathurst (Britisch-Gambien) und der Insel Fernando Noronha an der brasilianischen Küste, die harte Aufgabe, mit einem schwerbeladenen Flugzeug auf dem in 1800 Meter Höhe liegenden Flugplatz von Kabul zu starten und bereits nach kurzer Flugzeit den Hindukusch und bald darauf das „Dach der Welt", den Pamir, zu überfliegen.

Die deutsche Wirtschaft braucht eine Flugverbindung nach dem Fernen Osten, also muß die Aufgabe, sie zu schaffen, gelöst werden. Was nützte es uns, daß wir auf Versuchsflügen den nördlichen Weg wiederholt erkundet, daß auch die Eurasia bereits den Anschlußdienst eingerichtet und betrieben hatte? Selbst die Überführungsflüge, die erforderlich waren, um der deutsch-chinesischen Gesellschaft, die nur mit deutschen Flugzeugen fliegt, die Maschinen ins Reich der Mitte zuzuführen, waren von uns dazu benutzt worden, diese Strecke zu erkunden. Dabei war es schon im Jahre 1934 dem Flugkapitän Gerstenkorn gelungen, mit einer einmotorigen Junkers W 34 die rund 9500 Kilometer lange Entfernung Berlin—Schanghai in genau vier Tagen zurückzulegen und damit einen Streckenrekord aufzustellen, der um so schwerer wiegt, wenn man die Geschwindigkeit und Leistungsfähigkeit seines Flugzeugs berücksichtigt.

Auch der Weg über Indien, der für eine regelmäßige Befliegung aus den bereits genannten Gründen vorläufig nicht in Betracht kommt, war anläßlich solcher Überführungsflüge von uns erkundet worden. Ich selbst hatte im Jahre 1934, begleitet von meinen Kameraden Untucht und Kirchhoff, die auch in diesem Jahre wieder mitflogen, und dem Oberflugmaschinisten Haensgen die erste Junkers Ju 52 auf dieser Route nach China gebracht.

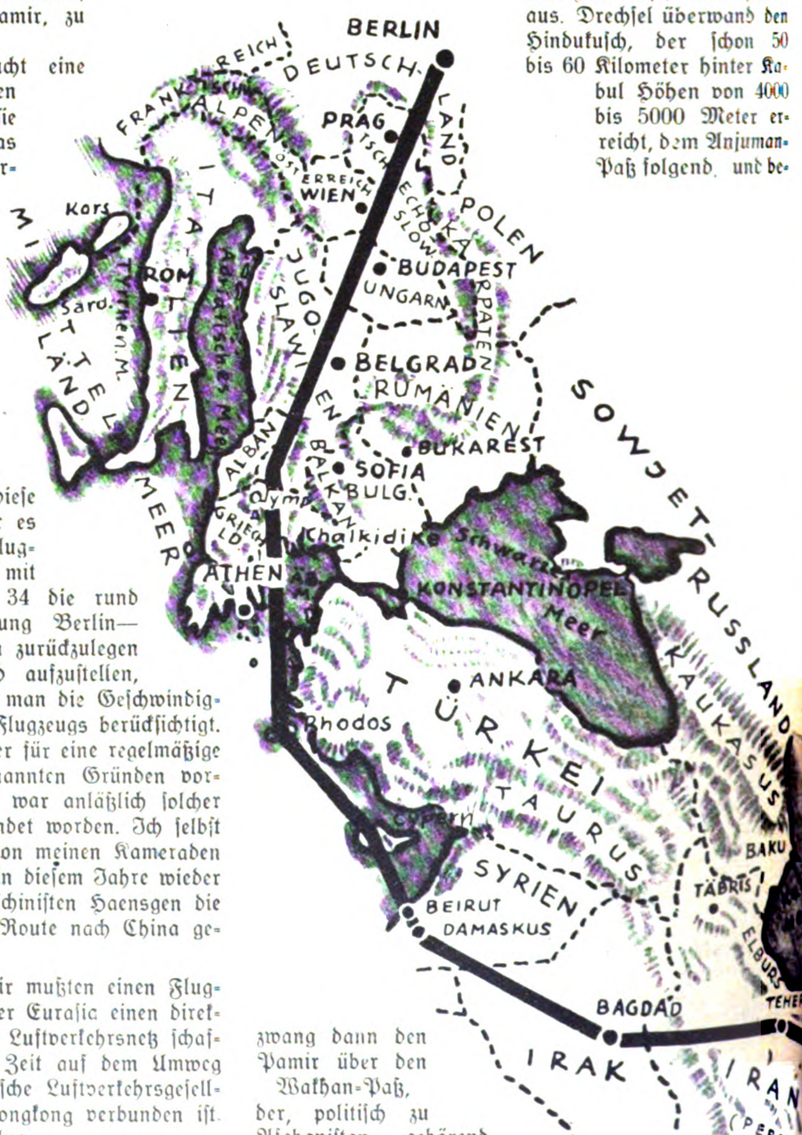
Ob wir wollten oder nicht: wir mußten einen Flugweg nach China erkunden und der Eurasia einen direkten Anschluß an das europäische Luftverkehrsnetz schaffen, die mit diesem seit einiger Zeit auf dem Umweg über Hanoi (wohin die französische Luftverkehrsgesellschaft Air France fliegt) und Hongkong verbunden ist. So kam es zu unserem Pamir-Flug.

Die ersten Vorbereitungen.

Schon 1927 und 1928 hatte die Deutsche Lufthansa die große Asienexpedition Sven Hedins unterstützt, an der in unserem Auftrage u. a. der bekannte frühere Jagdflieger Walz als flugtechnischer Sachverständiger und der Flugmeteorologe Dr. Haude teilnahmen. Damals bereits also war das Gebiet östlich des Pamir in luftverkehrsmäßiger Hinsicht erkundet worden.

Im vergangenen Jahre, als wir die Hoffnung, über Rußland zu fliegen, für absehbare Zeit aufgeben mußten — auch die Verhältnisse in der chinesischen Provinz Sinkiang, deren Hauptstadt Urumtschi ist, wurden immer verworrener —, rüsteten wir eine Flugexpedition nach Afghanistan aus, an der unter Leitung von Herrn Haensel die Meteorologen Dr. Kopp und Dr. Holzapfel teilnahmen.

Die unter Führung von Flugkapitän Drechsel, Maschinistenfunker Brien und Flugzeugfunker v. Mühlen stehende Junkers Ju 52 D-AVUP „Kurt Steidel" führte in Begleitung afghanischer Fliegeroffiziere mit liebenswürdiger Genehmigung der afghanischen Regierung den ersten Erkundungsflug über die hohen Gebirgsmassive des Hindukusch und Pamir aus. Drechsel überwand den Hindukusch, der schon 50 bis 60 Kilometer hinter Kabul Höhen von 4000 bis 5000 Meter erreicht, dem Anjuman-Paß folgend, und bezwang dann den Pamir über den Wakhan-Paß, der, politisch zu Afghanistan gehörend, nur sehr schmal ist und zwischen der russischen und britisch-indischen Grenze entlangführt. Nach Erreichen der chinesischen Grenze kehrte das Flugzeug auftragsgemäß nach Kabul zurück.



Die beiden Meteorologen Dr. Kopp und Dr. Holzapfel blieben in Afghanistan, während Drechsel nach der großen fliegerischen Leistung der ersten Erkundung

des Wakhan wieder nach Deutschland zurückflog. Sie errichteten mit Genehmigung der afghanischen Regierung am westlichen Ausgang des Wakhan-Passes eine meteorologische Beobachtungsstation, von der aus sie fast ein Jahr hindurch die Wetterverhältnisse über dem „Dach der Welt" beobachteten.

Da durch das Verständnis der italienischen, der französischen, der britischen, der irakischen und iranischen Regierung und das Entgegenkommen Afghanistans die politischen Voraussetzungen gegeben waren, Erkundungsflüge auf diesem Wege nach China zu unternehmen, und auch die Eurasia stark an dieser Strecke interessiert war — wollte sie sich doch daran beteiligen —, so daß auch von chinesischer Seite keine Schwierigkeiten zu erwarten waren, ging es an die Vorbereitungen des Fluges. Ich möchte aber nicht vergessen, daß uns auch die Erfahrungen zur Verfügung standen, die Junkers Luftverkehr schon vor langen Jahren unter großen Schwierigkeiten — man muß schließlich immer berücksichtigen, daß uns die großen Vorteile der sprunghaften Entwicklung unserer Flugzeugtechnik und Flugsicherung erst seit kurzem in vollem Umfang zuteil geworden sind — und in wagemutiger Pionierarbeit im Nahen Osten gesammelt hatte.

Die Auswahl eines geeigneten Flugzeugs war die erste und wichtigste Voraussetzung. Ein schnelles, rasch steigendes viermotoriges Postflugzeug mit großer Gipfelhöhe befand sich im Bau. Die vorhandenen zweimotorigen Schnellflugzeuge schieden aus, auch die bewährte und leistungsfähige Junkers Ju 52, deren fliegerische Eigenschaften kaum zu übertreffen sind, kam in der normalen Ausrüstung nicht in Betracht, obwohl diejenigen Flugzeuge dieses Musters, die wir auf der Andenstrecke zwischen Buenos Aires und Santiago de Chile einsetzen, durch die Verwendung unterſetzter Motoren, über eine Gipfelhöhe von 9000 Meter verfügen. So begeistert wir über diese große Gipfelhöhe gewesen wären, ein so hergerichtetes Flugzeug hätte uns wenig genutzt, denn dieser Vorteil unserer Anden-Jus wird leider auf Kosten der Reichweite erkauft. Unsere Maschine mußte ja nicht nur mit voller Last in Kabul bereits 1800 Meter hoch starten, bald darauf die für Hindukusch und Pamir erforderliche Höhe erreicht haben, sondern außerdem noch in der Lage sein, mit genügender Reserve die 2650 Kilometer lange Entfernung zwischen der afghanischen Hauptstadt und der chinesischen Stadt Anhsi zu durchfliegen.

Aus den Berichten unserer Meteorologen wußten wir, daß der Weg über Hindukusch und Pamir das ganze Jahr hindurch zu befliegen ist. Darum entschieden wir uns für den Spätsommer 1937 und stellten darauf auch unsere Anträge auf Gewährung der Überfluggenehmigungen ab. Da eine technische Entwicklungsarbeit aber nicht übers Knie gebrochen werden kann und die Fertigstellung der für die Erkundung der Strecke vorgesehenen viermotorigen Postflugzeuge sich verzögert hatte, so daß die Erprobung nicht abgeschlossen war, hieß es, da die politischen Voraussetzungen für den August vorhanden waren, einen neuen Entschluß zu fassen.

Es blieb uns nichts anderes übrig, als doch auf die Junkers Ju 52 zurückzugreifen, denn die Gegenüberstellung mit den vorhandenen neuzeitlichen zweimotorigen Maschinen sprach für den Einsatz dieses Flugzeuges. Handelte es sich doch nicht einfach darum, eine lange Strecke ohne Zwischenlandung zurückzulegen, deren Start- und Zielpunkte etwa auf Meereshöhe lagen, die stets bei Errechnung der Leistungsdaten zugrundegelegt wird, sondern in Kabul mußte mit voller Last 1800 Meter hoch gestartet werden. Da ja die Dichte der Luft mit zunehmender Höhe geringer wird, so erfordert der Start in solcher Höhe einen größeren Aufwand an Leistung. Jedoch auch der Leistungsgrad der Motoren ist in größerer Höhe schlechter, darum bedurfte es eines Ausgleichs in Form von Höhenmotoren, denn eine Erschwerung gegenüber sonstigen Langstreckenflügen bedeutete hier nicht nur der Start selbst, sondern kurz darauf auch die Überwindung des Hindukusch in einer Paßhöhe von mehr als 4500 Meter.



Das Junkers-Flugzeug D-Anoy (Rudolf von Thüna), mit welchem die erfolgreichen Flüge über das Pamirgebirge durchgeführt wurden.

Aufnahme: Alex Stöcker

Durch den Einbau eines stärkeren Motorenmusters (BMW.-Hornet 132/L) und die Verwendung von in der Luft verstellbaren Propellern hofften wir die Schwierigkeiten des Starts in Kabul und des Steigfluges, der sich gleich an den Start anschloß, zu überwinden. Auf sehr sorgfältigen Meßflügen ergaben die Versuche, daß eine so hergerichtete Ju 52 leistungsmäßig den Anforderungen gewachsen ist. In bezug auf die Reichweite bestand sogar eine ausreichende Reserve.

Ein Flug in westöstlicher Richtung bringt leider auch eine Verkürzung der Tageshelligkeit, denn man fliegt ja der Sonne entgegen. Hätten wir mit einem schnelleren Flugzeug die Entfernung von Kabul nach Anhsi in einer Helligkeitsperiode geschafft, mit der Ju 52 war das ausgeschlossen, da dieses Flugzeug geschwindigkeitsmäßig nicht an die modernen Schnellflugzeuge herankommt. Wir mußten also ohne Hilfe irgendwelcher Bodenorganisation den Nachtflug in Kauf nehmen, aber wir durften das beruhigt tun, denn die Ju ist fliegerisch fast ein Idealflugzeug. Einen weiteren Vorteil brachte sie auch noch mit: die stabile und zuverlässige Zelle ließ uns keine technischen Überraschungen erwarten, auch konnte sie, wie das bei Erkundungsflügen in ferne Länder meist erforderlich ist, gut auf Unterstellung und Wartung verzichten. Selbst die starken Temperaturschwankungen, denen sie ausgesetzt war, taten ihr nichts an.

So wurden also zwei normale Streckenmaschinen entsprechend vorbereitet, denn wir wollten zu zweit fliegen, um uns notfalls gegenseitig Hilfe bringen zu können. Die erste Maschine mit der Zulassung D-ANOY und dem Namen „Rudolf v. Thüna" bestimmte ich für mich selbst, denn ich faßte es als ein gutes Vorzeichen auf, mit einem Flugzeug zu fliegen, das den Namen meines Regimentskameraden v. Thüna trug, der als erster des Kaiser-Alexander-Grenadier-Regiments Nr. 1 bereits im Jahre 1910 das Fliegen gelernt hatte. Die zweite Maschine, die Drechsel fliegen sollte, trug die Bezeichnung D-AMIP „Fritz Erb" nach einem Lufthansa-Kameraden, der den Fliegertod gestorben war.

Es wird ernst.

Immer näher rückt der in Aussicht genommene Abflugtag. Nun hieß es, die Männer auswählen, die diesen Erkundungsritt nach Osten mitmachen sollten. Daß ich selbst dabei war, ist eine Selbstverständlichkeit, denn ich halte es für meine Pflicht, als Leiter eines Luftverkehrsunternehmens zunächst einmal selbst die Möglichkeiten und Schwierigkeiten kennenzulernen, denen unsere Besatzungen dann im regelmäßigen Dienst ausgesetzt sind.

Die Wahl meiner Begleiter fiel mir nicht schwer. Mit Flugkapitän Robert Untucht, den seine Rekordflüge mit der Heinkel He 70 und seine Langstreckenflüge nach Bathurst mit der Junkers Ju 86 bekanntgemacht hatten, verband mich bereits seit meinem China-Flug 1934 eine herzliche Kameradschaft, die auch dadurch nicht getrübt worden war, daß wir uns vor einiger Zeit an die Köpfe bekommen hatten. Es war also selbstverständlich, daß „Run" mitkam, wenn er wollte. Und das tat er. Der Dritte im Bunde sollte der Oberfunkermaschinist Karl Kirchhoff sein, unser Freund „Kali", ebenfalls einer von der China-Crew, der sich jetzt zur Abwechslung auf dem Südatlantik herumtrieb und es nach 81 Atlantikflügen wohl verdient hatte, für eine solche Sonderaufgabe eingesetzt zu werden.

Untucht als vorbildlichen Navigator und Kirchhoff als Betreuer von Motoren und unserer Funkstation — eine bessere Besatzung konnte ich mir nicht denken. Kirchhoff, der begeistert zupackte, als ich ihn fragte, brachte außer seinem sonstigen Können vom Süd- und Nordatlantikdienst her auch noch reiche Erfahrungen

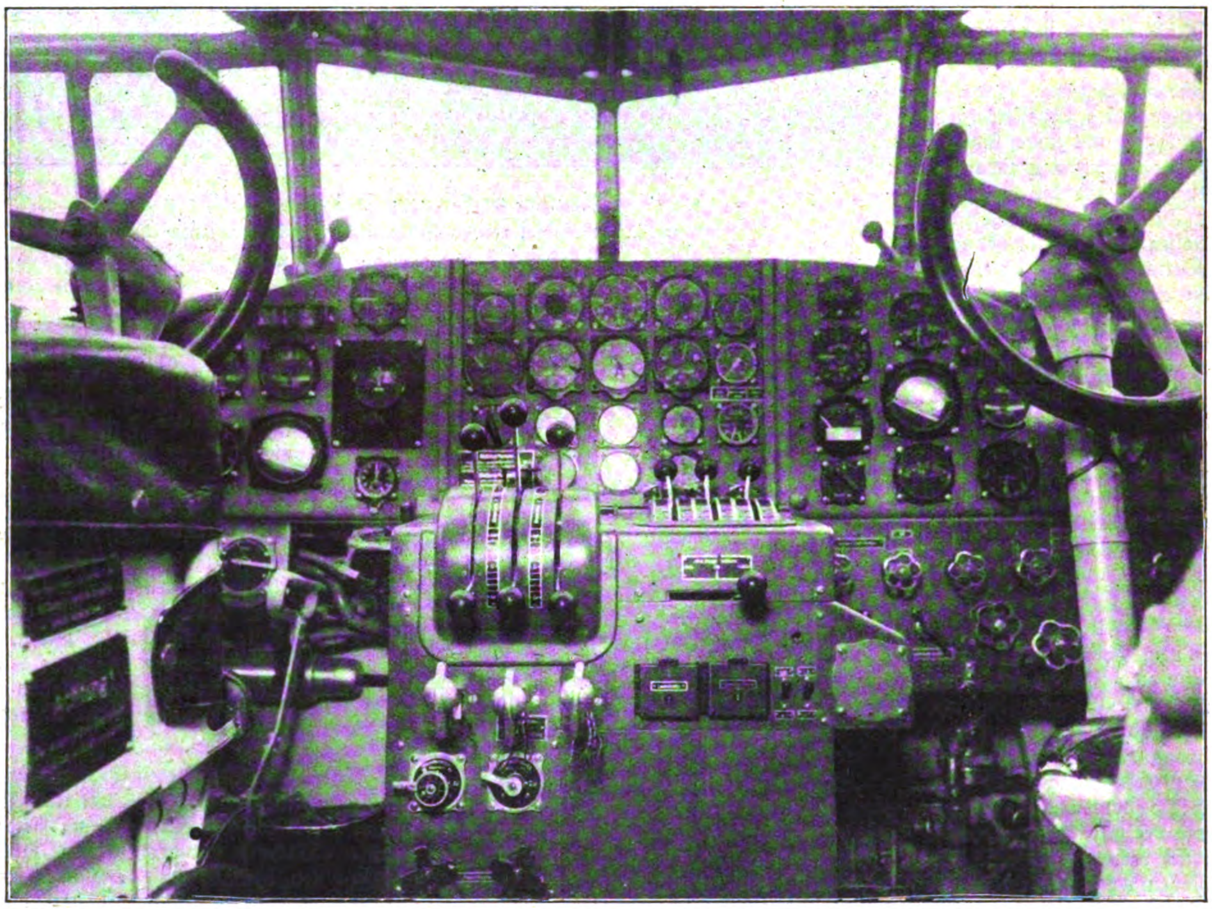


Die Flugstrecke von Berlin bis Sianfu.
Auf dem Rückfluge mußten unsere Flieger einen unfreiwilligen Aufenthalt in Chotan nehmen, über dessen Einzelheiten unser Bericht spannende Schilderungen bringen wird.

mit, wie man die für Langstreckenflüge notwendigen Dinge nicht nur zusammenstellt, sondern auch so bequem wie möglich und zweckmäßig verstaut.

Jede Karte, jeder Bleistift, jedes Kursdreieck muß ebenso seinen fest vorgeschriebenen Platz erhalten, wie die Verpflegung während des Fluges, das Trinkwasser, der Notproviant und der Sauerstoff für die Höhenflüge. Mit meisterhaftem Geschick nutzte Kaki jedes Fleckchen in der durch zusätzlich eingebaute Tanks recht eng gewordenen Kabine, und die Erfahrung zeigte, wie praktisch und vorbildlich er diese wichtige Aufgabe, die man leicht unterschätzt, löste.

Auch die F.T.-Ausrüstung gehörte zu seinem Reich Neben dem Langwellengerät führten wir eine Kurzwellenstation mit Da man eigentlich nur bis Bagdad mit der Unterstützung des Radios als Hilfsmittel zur Flugsicherung und Navigation rechnen konnte, hatten wir für Kabul eine Kurzwellenstation vorgesehen und wußten, daß die Eurasia in Ansi und in Soutchow Sender mit Lang- und Kurzwellen unterhielt



Ein Blick in die Führerkabine der D-Anoy.
Aufnahme: Alex Stöcker

Die Mitnahme von Ersatzteilen allerdings blieb mit Rücksicht auf die Gewichtsfrage sehr beschränkt Bis Kabul konnten wir einiges mitnehmen, auf dem Fluge nach China jedoch durfte nur das Notwendigste in der Maschine bleiben, obwohl diese Gewichte im Vergleich zu der Brennstofflast eine nur untergeordnete Rolle spielten. Außer den 2500 Liter Betriebsstoff, die unsere normalen Flächentanks faßten, waren in die Kabine fünf Tanks von je 510 Liter Fassungsvermögen eingebaut worden, deren Inhalt selbsttätig in die Flächentanks hinüberlief, wenn man durch eine vorhandene Schaltung dafür sorgte. Wir konnten also mehr als 5000 Liter Brennstoff mitführen — ein Vorrat, der dem einer kleinen Tankstelle entspricht. Dazu kamen die Schmiermitteltanks, deren Öl mit Hilfe einer Handpumpe den Motorentanks zugeführt wurde. Wenn uns ein Kurssteuergerät den Flug wohl erleichtert hätte, so mußten wir doch auf seine Mitnahme verzichten, weil die Maschine zu schwer geworden wäre.

Untucht übernahm in dieser Zeit die navigatorische Vorbereitung des Fluges. Vor allem beschaffte er außer dem Kartenmaterial, das uns unsere tüchtige Kartenstelle zur Verfügung stellte, die ganz ausgezeichneten Spezialkarten der Provinz Sinkiang, die der berühmte englische Forscher Sir Eric Stein auf seinen Reisen durch Turkestan aufgenommen hatte. Gerade diese Karten haben uns auf den Flügen und während unseres Aufenthaltes in Chotan unschätzbare Dienste geleistet.

Drechsel, der den Pamir ja schon kannte, hatte ich freie Hand in der Auswahl seiner Begleiter gelassen. Er, einer der „Könige der Nachtstrecken“, wie wir bei der Lufthansa die Flugkapitäne nennen, die ihr Leben zumeist auf den Nachtstrecken nach London und Paris zubringen, wählte den Flugzeugführer v. Tettenborn, einen jungen und begabten Piloten, und den Funkermaschinisten Penke. Die D-AMIP wurde in allen Punkten genau so hergerichtet wie die D-ANOY. Sie sollte eine Woche nach uns in Berlin starten, da ich auf dem Hinflug in Bagdad und Teheran aus dienstlichen Gründen Aufenthalte einschieben mußte In Kabul wollten wir uns dann treffen, um nacheinander den Pamir-Flug anzutreten. So hatten wir die Möglichkeit, uns notfalls gegenseitig zu unterstützen, denn durch die Kurzwellenstationen mußte es uns möglich sein, miteinander dauernd im Nachrichtenaustausch zu bleiben

Ich selbst — durch meine tüchtigen Helfer entlastet — konnte mich so bis kurz vor dem Abflug meiner eigentlichen beruflichen Tätigkeit hingeben, die mich so voll in Anspruch nahm, daß wir nach Fertigstellung unserer Maschine nur viermal zu Probeflügen aufstiegen und größere Höhen aufsuchten. Hierbei ergab sich, daß unsere Technik gut gearbeitet hatte und die Leistungen unseres Flugzeuges den geforderten Ansprüchen entsprachen.

Eine schwierige Sache blieb jetzt noch: die Entscheidung, welches Geld im Falle einer Außenlandung am zweckmäßigsten wäre. Die chinesischen Silberdollars, die uns am brauchbarsten erschienen, waren durch das Ausfuhrverbot der Nanking-Regierung nicht zu erwerben So entschlossen wir uns für englisches Papier- und Silbergeld, das wir durch das Entgegenkommen der Reichsbank erhielten.

Bis dahin war alles, was zur Vorbereitung unseres Fluges gehörte, zu ertragen gewesen Jetzt jedoch wurde es unerträglich. denn nun begann unser Leidensweg von Impfung zu Impfung. Und so sehr wir auch damit einverstanden waren, eine gut zusammengestellte Bordapotheke mitzunehmen — sie hat uns später wirklich gute Dienste geleistet! —, um so weniger sahen wir ein, wozu die scheußlichen Spritzen und schlechtschmeckenden Medikamente taugten, die uns der bewährte Vertrauensarzt der Flieger einverleibte. Aber Oberstarzt Dr. Dr. Koschel mußte schließlich wissen, was er tat. Diesen schwachen Trost im Herzen, ertrugen wir, was er mit uns anstellte

... und endlich geht es los.

Man glaubt gar nicht, was alles zu einem Expeditionsflug gehört. Aber einmal sind auch die langwierigsten Vorbereitungen beendet. Und dann ist es wirklich so weit: am Sonnabend, den 14. August, soll gestartet werden. Um einen Vorgeschmack auf das, was uns bevorsteht, zu erhalten, wollen wir gleich die erste Etappe von Berlin nach Rhodus als eine Art Generalprobe benutzen und die 2250 Kilometer lange Strecke ohne Zwischenlandung in einem Rutsch durchfliegen. Auch dazu brauchten wir besondere Genehmigungen, die uns gestatteten, die von uns zu überfliegenden Länder ohne Zwischenlandung zu passieren. Da auch diese vorhanden waren, stand dem Start nichts mehr im Wege.

Nett war es nicht von uns, daß wir uns eigentlich mitten in der Nacht von Berlin verabschieden wollten, denn der Frühstart bedeutet zweifelsohne eine Rücksichtslosigkeit gegenüber allen denjenigen, die es sich nicht nehmen ließen, uns und unseren Gästen — bis Teheran bzw. bis Kabul begleiteten uns der deutsche Gesandte in Iran, Dr Smend, und der afghanische Gesandte in Berlin, Exzellenz Allah Nawaz Khan — Lebewohl zu sagen. Aber diese Überlegung konnte mich nicht daran hindern, so früh wie möglich abzufliegen, denn ich lege bei Langstreckenflügen besonderen Wert darauf, am Ziel so rechtzeitig anzukommen, daß die Kontrolle des Flugzeugs und das Tanken für den Weiterflug noch bei Tageslicht besorgt werden kann

Das Wetter war nicht besonders erfreulich. Leichter Sprühregen — einer von der Sorte, die langsam aber sicher durch die besten Mäntel dringt und meist den Grund zu einem spätsommerlichen Schnupfen legt - begrüßte nicht nur uns und die beiden Minister, sondern auch alle diejenigen, die ihre Nachtruhe opferten, um uns zu verabschieden

So standen an diesem regnerischen Morgen, hauptsächlich wegen der Anwesenheit der beiden Diplomaten, mehr Menschen in der feuchten Morgenkühle, als mir lieb war Vor einem langen Fluge im schlechten Wetter herumzustehen und dazu Konversation machen, das schätze ich ganz und gar daneben. Ein Glück nur, daß Wetter und Dunkelheit, dazu der verheimlichte Starttermin, uns wenigstens die Photographen vom Halse hielten

Es ist doch schließlich immer so, daß der Augenblick des Abschiednehmens viel weniger schön ist als der des Wiederkommens Und dann: als Leiter eines solchen Unternehmens hat man es nicht besonders gern, wenn viele kritische Augen mit sachverständigen Blicken dem Start einer schwer beladenen Maschine zusehen.

Um so mehr hat es mich viele Wochen später gefreut, daß die scharfen Ohren meiner Frau vernahmen, wie zwei unserer alten Lufthansamonteure anerkennend feststellten: „Donnerwetter, der Alte ist aber anständig abgekommen!“ —

Unter uns versank die rote Neonbeleuchtung des Tempelhofer Feldes. Wir zogen hinein in den Dreck und blieben darin, bis wir über der Tschechoslowakei kurz Erdsicht bekamen. Mit Befriedigung stellte Untucht fest, daß wir richtig auf Kurs lagen und weit genug entfernt von Sperrgebieten flogen. Diese Sperrbezirke, die drohend rot auf den Fliegerkarten vermerkt sind, bedeuten für den Flugzeugführer eine unangenehme Bereicherung alles dessen, was er zu beachten hat. Nicht nur, daß fast alle europäischen Länder bestimmte Einflugzonen eingehalten wissen wollen, gibt es darüber hinaus überall Sperrgebiete, um die Luftfahrzeuge einen Bogen machen müssen.

Bei nur fast bedecktem Himmel oder gerade aufreißender Wolkendecke stellt der Pilot, der nach Funk- oder Koppelnavigation fliegt, meist gerade durch ein Wolkenloch fest, daß er sich genau über einem solchen Sperrgebiet befindet. Wird er dabei vom Boden aus gesehen und erkannt, dann gibt es regelmäßig unerfreuliche Verhandlungen vor ausländischen Gerichten oder führt es sogar zu diplomatischem Notenwechseln Aber mit Untucht als Navigator kann uns das gar nicht passieren.

Langsam wird das Wetter besser. Wir sehen, was unter uns mit steter Regelmäßigkeit hindurchzieht, und stellen zu unserer Verwunderung fest, daß es auf dem Balkan wundervolle Wälder gibt, während wir bisher dort nur kahle Felsen gewöhnt waren.

Für diesen Flug hatte Kirchhoff mit Umsicht und außerordentlichem Geschick dafür gesorgt, daß es unseren Gästen und auch uns in leiblicher Hinsicht gut ging. Gegen 9 Uhr morgens erfreute er uns mit einer herrlich heißen Fleischbrühe, zu der es prachtvolle Sandwiches gab.

Für den afghanischen Gesandten bedeutete dieses



Das Westtor von Sianfu mit einem Teile der Stadtmauer.
Westlich dieses Tores befindet sich der Flugplatz von Sianfu, das Ziel unserer Flieger, das in abenteuerlichem Fluge über den Pamir erreicht wurde.
Aufnahme: Graf Castell.

Frühstück — wie er mir versicherte — eine große aber sehr angenehme Überraschung, denn das hatte er in einem Langstreckenflugzeug ohne jede Passagiereinrichtung am allerwenigsten erwartet. Aber Kaki bewies nicht allein auf kulinarischem Gebiet seine außerordentlichen Fähigkeiten, sondern er war auch unermüdlich dabei, die beiden Minister auf die Schönheiten unseres Flugweges aufmerksam zu machen.

Für Dr. Smend, einen alten Freund des deutschen Luftverkehrs noch aus der Zeit her, da er bei der Deutschen Botschaft in Rom tätig gewesen war, bot der Flug nur wenig Neues. Denn erst im Frühjahr hatte er — allerdings auf dem Wege über die Türkei — Reichswirtschaftsminister Dr. Schacht auf seiner Luftreise nach dem Iran begleitet. Unsere Einladung, mit uns nach Teheran zurückzufliegen, nachdem ihn dienstliche Gründe für ein paar Tage nach Berlin gerufen hatten, war ihm sehr willkommen gewesen, blieb ihm auf diese Weise doch die zeitraubende Reise über Rußland erspart.

Exzellenz Nawaz Khan dagegen machte seinen ersten längeren Flug. Nur zweimal hatte er vorher dem Äther einen Besuch abgestattet, damals nämlich, als ich die Ehre hatte, dem afghanischen Ministerpräsidenten und dem Kriegsminister unsere Hauptstadt aus der Luft zu zeigen, hatte er die Herren begleitet und dabei seine fliegerische Taufe empfangen.

Besonders gegen Mittag machte ich mir schwere Sorgen, daß unserem afghanischen Gast der Flug nicht gut bekäme. Aber der säuerliche Geruch, der zu uns nach vorn in den Führerstand drang, rührte von dem Huhn mit Reis her, das Kirchhoff uns zum Mittagessen reichen wollte. Das gute Essen war nämlich in den Thermosflaschen sauer geworden. Kaki ließ sich durch diesen Zwischenfall nicht verblüffen Er zauberte uns etwas anderes auf den Tisch und entschädigte uns für das entgangene warme Mahl durch ein eiskaltes und erfrischendes Zitronenwasser das er in seinem kleinen Eisschrank gekühlt hatte.

So konnte ich beruhigt sein, daß dieser Flug, mit dem wir einen kleinen Teil der Dankesschuld abtragen wollten, die wir ihm für die tatkräftige Unterstützung unserer Durchflugpläne schuldeten, auch Exzellenz Nawaz Khan Freude bereitete. Er hatte unsere Einladung, uns nach Kabul zu begleiten, begeistert aufgenommen, bot sie ihm doch die Möglichkeit, seiner fernen Heimat einen Besuch abzustatten.

Hic Rhodus, hic — bade!

Unsere Gäste und auch uns, die wir das herrliche Bild, das sich unseren Augen bot, bereits kannten, überraschte wieder die Schönheit des griechischen Landes am Ägäischen Meer. Leider hatte, als wir Chalkidike links liegen ließen und am Olymp vorüberbrausten, dieser prächtige Berg wieder wie so oft seinen Gipfel in Wolken gehüllt, als litte er nicht, daß Menschenaugen den Götterthron erblicken.

Schon taucht Euböa mit seinen steilen Küsten und seinen schroff abfallenden Felsen vor uns auf. Immer mehr wenden wir uns vom Kurs nach Athen ab und halten weiter östlich. Tiefblau ist das Mittelmeer unter uns. Schon nähern wir uns den zwölf Inseln des Dodekanes, deren größte, Rhodus, das Ziel unserer ersten Etappe ist. Ohne Wald, ja, zum Teil ohne jede Vegetation bieten die kleinen Inseln und Inselchen vor Rhodus doch ein herrliches Bild in dem wundervollen, stets wechselnden Licht, in das sie getaucht sind.

Richtig im Flug war uns die Zeit vergangen. Genau wie bei den Ozeanflügen nach Süd- und Nordamerika hatten wir stündlich unsere Wache gewechselt. Wir tauschen zu diesem Zweck auch unsere Sitze, denn zum Fliegen ist der linke besser als der rechte. Während ich in meiner Freiwache — wenigstens auf diesem Streckenabschnitt — mich ganz dem Genuß der Schönheit der Landschaft hingeben konnte, mußte Untucht die besonderen Funktionen des Navigationsoffiziers erfüllen, das heißt, das Logbuch führen und zu jeder vollen Stunde genau den Standort bestimmen.

Kaki, der ja nicht nur die Aufgabe hatte, unser leibliches Wohl zu betreuen und unsere Gäste zu unterhalten, sondern hauptsächlich damit beschäftigt war, den Lauf der Motoren zu überwachen und den Funkdienst zu versehen, hatte auf langer Welle die über Europa vorgeschriebenen Funkmeldungen pflichtgemäß abgesetzt und darüber hinaus alle Stunden fünf Minuten mit Hamburg-Quickborn über Kurzwelle verkehrt. Auch unsere Landemeldung setzte er, als wir über Rhodus eintrafen, dorthin ab.

Mit fortschreitender Entfernung und mit jedem Liter Schnaps, den wir verflogen, waren die Flugeigenschaften unserer Ju besser geworden. Wir merkten auch deutlich, um wieviel schneller sie durch das geringer werdende Fluggewicht wurde. Es war wirklich eine Freude, diese Maschine zu fliegen, wenn sie richtig hingetrimmt, die drei Motoren durch Korrektorbetätigung auf wirtschaftlichsten Brennstoffverbrauch eingestellt und durch feines Abstimmen mit Hilfe der Spiegel in den Seitenhauben zu völlig synchronem Lauf gebracht waren. Das tut man nicht allein aus kaufmännischen Erwägungen, sondern der sparsamste Brennstoffverbrauch bestimmt auch die Reichweite. Wieviel das ausmacht, geht daraus hervor, daß für die Ju 52 in der Regel ein Brennstoffverbrauch von 430—450 Liter in der Stunde zugrunde gelegt wird. Wir haben auf diesem Fluge in normaler Höhe und ohne große Steiggeschwindigkeit den Verbrauch auf 300—310 Liter herunterschrauben können.

Aber — schon sind wir über Rhodus. Noch überrascht von dem Gegensatz der hier herrschenden Vegetation im Vergleich zu der Trostlosigkeit der übrigen Inseln des Dodekanes, landen wir und fühlen uns bei den italienischen Kameraden der Ala Littoria, die uns freundlichst aufnehmen, gleich wie zu Haus. Auch der Kommandant des Hafens erscheint zu unserer Begrüßung.

Paß- und Zollabfertigung gehen kurz und schmerzlos vorüber. Schon sitzen wir im Auto und fahren über ausgezeichnete Straßen den fünfzehn Kilometer langen Weg nach Rhodus hinein. Nicht nur gut, sondern auch wunderschön ist dieser Weg, der unmittelbar am steil abfallenden Ufer entlangführt.

Knapp dreiviertel Stunden später schwimmen Untucht und ich bereits im Mittelmeer. Wir bedauern Kirchhoff, der erst noch die Maschine kontrollieren und auftanken muß, und ergötzen uns an der Vorstellung, daß es zehn Flugstunden von hier in unserer Heimatstadt Berlin regnet, daß es dort feucht und kalt ist, während wir beide Glücklichen unsere Glieder wohlig im tiefblauen Mittelmeer strecken.

(Fortsetzung folgt.)

Das Geheimnis des „Schreitenden Apollon"

Roman von Edmund Finke

(1 Fortsetzung)

Inhalt aus dem bisher erschienenen Romanteil:

Joan Laroche, seit kurzer Zeit bei der Globe Versicherungsgesellschaft als Sekretärin angestellt, bekommt von ihrem Direktor, Mr. Trickle, eine Eintrittskarte für eine Zauberkünstlervorstellung in einem Vergnügungspark aufgedrängt. Sie wählt als männlichen Schutz Jim Monkwell, der auch bei der Globe angestellt war, von dem Geschäftsgebaren der Globe aber nicht viel hält und seine Stellung inzwischen gewechselt hat. Jim verabredet, Joan nach der Vorstellung am Ausgang des Zaubertheaters zu erwarten. Der Zauberkünstler Philibert bittet Joan zu sich auf die Bühne, um sie hinter einer durchsichtigen Scheibe verschwinden zu lassen. Joan verschwindet tatsächlich, das Theater leert sich und die Zuschauer sind der irrtümlichen Meinung es habe sich bei dem Mädchen um eine bezahlte Gehilfin des Zauberers gehandelt. Jim erwartet Joan nach der Vorstellung vergebens, er eilt von Bude zu Bude, dann wird es dunkel um ihn her. Seine Zimmervermieterin findet am nächsten Morgen ein leeres Bett und erstattet Abgängigkeitsanzeige Im Falle Joan kommt es zu keiner ähnlichen Anzeige, weil die Pensionswirtin telephonisch Nachricht erhielt, Joan sei erkrankt und in ein Hospital überführt worden. Mr. Trickle überträgt seinem Vertreter die Geschäfte und verreist für 14 Tage. Einen Tag nach ihrem merkwürdigen Erlebnis erwacht Joan in einem Sanatorium für Geisteskranke; man nennt sie Frau Trickle und sie vermutet, daß ihr Direktor mit ihrer jetzigen Lage und mit dem, was ihr in der Zaubervorstellung passiert ist, in Zusammenhang steht. Von den Ereignissen des Vorabends ist ihr nur noch erinnerlich, daß sie auf einem Korbsessel auf der Bühne gesessen hatte und unmittelbar darnach dann in einen Schacht gesunken war; dann umfing sie tiefe Ohnmacht

Er ahnte noch nicht, daß ihm aus dem Fall Joan Laroche abscheuliche Unannehmlichkeiten erwachsen sollten. Als er jetzt die Untersuchungsszene im Krankenzimmer in Gedanken noch einmal Revue passieren ließ, mußte er feststellen, daß die junge Frau (er zweifelte übrigens daran, daß sie Trickles Frau war) genau genommen kaum ein Wort gesprochen hatte Das gab ihm zu denken und er fand, daß hier etwas nicht ganz in Ordnung war. Die meisten Frauen weinten und schrien, riefen nach der Polizei und verlangten den und jenen Angehörigen zu sprechen, so daß er Gott dankte, daß die Doppeltüren sorgfältig gepolstert waren. Auf offene Türen stand unweigerlich sofortige Entlassung; das wurde den Pflegerinnen — Dr. Knavish nahm nur weibliche Patienten in sein Sanatorium auf — schon gelegentlich des Engagements in den Dienst des Hauses mindestens dreimal vorgehalten, und sie mußten einen Revers unterschreiben, in dem sie diesen Entlassungsgrund bedingungslos anerkannten. Hm, diese Mrs. Trickle hatte kaum ein Wort gesprochen. Wahrscheinlich stand sie noch immer unter der Einwirkung einer starken Dosis Skopolamin. Er wollte sich morgen diesen Trickle genauer ansehen Zehn Guineen für zwei Tage würden dem Burschen Beine machen. Die Angelegenheit gefiel ihm nicht. Hier wußte nicht einmal er selbst, um was es ging. Das konnte er nicht dulden

Am nächsten Morgen meldeten die Orb und Miß Hardy, die Nachtschwester, daß sich Mrs. Trickle sehr ruhig und einsichtsvoll verhalten habe, nicht einmal neugierig gewesen sei und als ein wahres Wunder an Geduld und Ruhe angesehen werden müsse. Dr. Knavish nickte mürrisch, äußerte sich aber nicht weiter zum abgegebenen Rapport der Schwestern. Er hatte eine schlechte Nacht verbracht, da er zwischen elf und zwei im Blackpieter-Club rund hundert Pfund Sterling verspielt hatte, ein Verlust, der ihn bei seinem sonstigen Geiz sehr schwer betraf. Die meisten leidenschaftlichen Spieler, besonders jene, die das Spiel mit einem Hang zur Kombinatorik und Wahrscheinlichkeitsrechnung verquicken, sind paradoxerweise abseits vom Spieltisch jämmerliche Geizhälse, die sich kaum das Allernotwendigste zum Leben gönnen. Das Bild des verschwenderischen Spielers, wie kleine Bürger sich ihn vorstellen, ist falsch. Er ist geizig, neigt aber unbedingt zu Eigentumsdelikten und Betrügereien. Das Spiel in jeder Form demoralisiert den Menschen total.

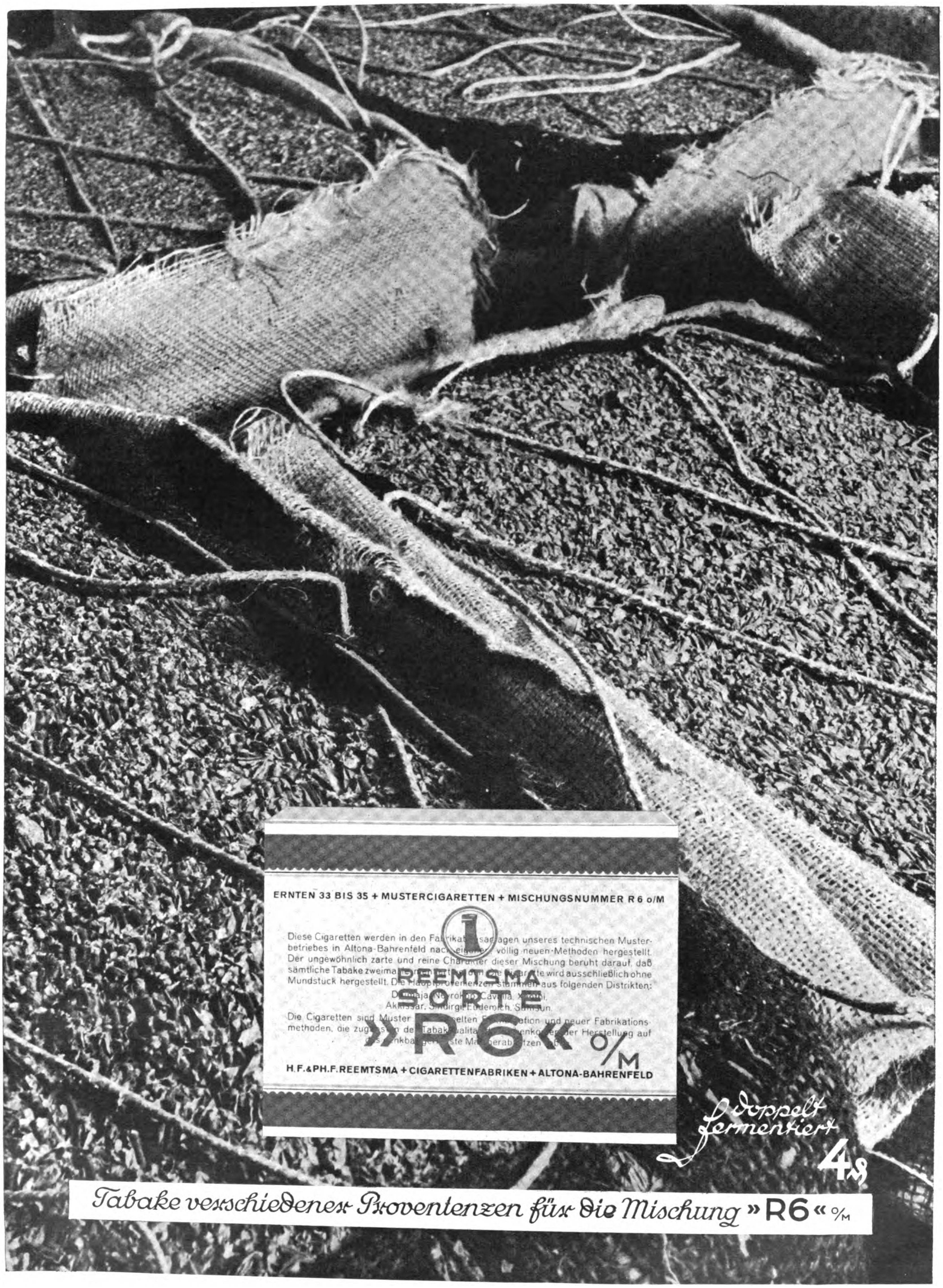
Wie gesagt, Dr. Knavish lungerte verärgert in seinem Ordinationszimmer herum, gewärtig einiger Besprechungen, die mit Ehegatten, Geschwistern und Freunden mehrerer Patientinnen abgehalten werden mußten. Der Montag war immer ein kritischer Tag für ihn Die Menschen sahen alle aus, als wollten sie, wenn auch nicht übermäßig heiter, ein neues Leben beginnen, und er hatte, als Chef dieser kleinen Welt, Mühe genug, den Trott im ausgefahrenen Geleise vorsichtig beizubehalten. Jähe Veränderungen waren ihm verhaßt Er fühlte sich durch sie bedroht. Man konnte nie wissen, was schließlich und endlich dabei herauskam. Er biß einer dicken, schwarzen Chilkootzigarre die Spitze ab und steckte sie nachdenklich in Brand Als er sich über seine Aufzeichnungen beugte, um die neuen Fälle — es waren ihrer nur zwei — zu studieren, klingelte das Haustelephon, und die Ordinationsschwester meldete Mr Reginald Trickle an.

Um die edle Römernase ernste Falten die Haare glatt zurückgestrichen, gelbe, schweinslederne Autohandschuhe in der bloßen Rechten, den weichen, grauen Hut in der Linken, trat Trickle ein, der den Weg von Finsbury Circus über Fleet Street, Strand, The Mall und Kings Road in einer knappen halben Stunde zurückgelegt hatte, eine Leistung, die ihn nicht besonders befriedigte, obgleich man natürlich die Verkehrshindernisse an den Straßenkreuzungen, weißbehandschuhte Bobbies und vielfarbige Lampen, die nicht zu übersehen waren, mit ins Kalkül ziehen mußte. Mr. Trickle hegte keine besondere Vorliebe für die „Blauen". Polizei war ihm zuwider, und seitdem er sich in diese fatale Geschichte mit Joan eingelassen hatte, eine Geschichte, die er selbst nicht mehr genau überblickte, wurde ihm schwül zumute, wenn er einen Polizeihelm auch nur von ferne sah. Mr Trickle war, genau genommen, ein Feigling; er war, das machte er sich des öfteren klar, infolge einiger kleiner Unregelmäßigkeiten in der Geschäftsgebarung der „Globe" in die Machtsphäre eines Mannes hineingeraten, den er zwar selbst nicht kannte (oder kannte er ihn, ohne davon zu wissen?), von dem er aber füglich annehmen durfte, daß er, der Unbekannte, ein skrupelloser Verbrecher war, der ihm Befehle erteilte, die er befolgen mußte, wenn er nicht riskieren wollte, mit der gesamten „Globe" aufzufliegen wie Spreu im Winde. Dabei war Mr. Trickles Vater ein solider Reeder in Cardiff, und seine Mutter ging an jedem Sonntag in die Kirche, um Pastor Ebenezer Roß predigen zu hören. Sein Vater hatte ihn nach einer mehrjährigen Lehrzeit bei Lloyds in allen Ehren in die „Globe" eingekauft, die hauptsächlich Sachwerte, Kunstgegenstände, Bibliotheken, Juwelen und dergleichen versicherte. Nun, wenn auch vordem alles ordentlich und solide zugegangen war, so konnte sich Trickle heute nicht mal den geringsten blauen Dunst vormachen, daß die „Globe" sich gar nicht mehr in seinen eigenen Händen sondern in den härteren und rücksichtsloseren einiger Unbekannter befand die mit ihm machen konnten, was sie wollten

Er wußte, jetzt zum Beispiel, immer noch nicht, was er Joan Laroche sagen, wie er die Situation erklären sollte, in der sie sich befand. Dabei gefiel ihm das Mädchen, und er hatte sie vorgestern auf eigene Faust — und das wollte bei Mr. Trickles schwankendem Charakter viel heißen — vor einem viel schlimmeren Schicksal bewahrt, als sie ahnen konnte. Aber bereits Sonntag früh hatte ihm die „Stimme" alle jene Befehle und Anordnungen übermittelt, die er heute und in den nächsten Tagen durchführen sollte. Die „Stimme" klang sehr tief, böse und kalt; daß sie verstellt war, konnte ein Tauber hören, und sie sprach wie üblich einige Warnungen und Drohungen aus, die ihn seelisch umwarfen, wenn er nur daran dachte Trotzdem hatte er bei sich beschlossen, mit Joan noch einige schöne Tage zu verleben, und sich um den endgültigen Entschluß, zu gehorchen oder nicht, solange herumzudrücken, als es ohne allzu großes Risiko möglich war Trickles Wahlspruch lautete: Zeit gewonnen, alles gewonnen! Er konnte nicht wissen, daß notwendigerweise das Motto seines Gegners: Zeit verloren, alles verloren! lauten mußte. Warum Joan im Mittelpunkt dunkler Interessen stand, konnte er sich trotz vieler Bemühungen niemals erklären. Eine einfache Stenotypistin auf dem gehobenen Posten einer Privatsekretärin Trickles! Was, zum Teufel, konnte an dem Mädchen dran sein, das sie zum Mittelpunkt einer dunklen Affaire machte? War sie bloß ein unschuldiges Opfer? Wußte sie zuviel von jemandem, oder war sie selbst eine Verbrecherin, die beseitigt werden mußte? Zum Teufel, nein, er wollte sich die Sache noch einmal gründlich überlegen, bevor er etwas tat, was nie wieder gutzumachen war trotz geheimnisvoller Briefe und drohender Telephonanrufe, die ihn längst davon überzeugt hatten, daß er ein Narr gewesen war, als er zuließ, daß die Freemont-Rubine und das Holbein-Bild Macduffs von der „Globe" weit über den tatsächlichen Wert geschätzt und versichert wurden, worauf sie um ein Mehrfaches ihres Wertes an verrückte Sammler abgesetzt worden waren, trotz alldem lökte Trickle noch immer gegen den Stachel Bei den Freemont-Rubinen bestand der begründete Verdacht, daß mindestens die Hälfte der Steine schon früher durch synthetische ersetzt worden waren, und der Holbein war so echt wie die Tiara des Artaphernes Diese und andere Gedanken beschwerten die Seele und den bescheidenen Geist Reginald Trickles und er seufzte tief auf, als er sich in den verchromten Stahlrohrsessel neben Dr. Knavishs Schreibtisch niederließ Immerhin war er dem Schicksal dankbar, daß er zufällig einmal von diesem Manne gehört hatte, der es gegen ein angemessenes Honorar mit seinen ärztlichen Pflichten nicht übermäßig ernst nahm

„Wie geht es meiner Frau?" fragte Trickle beklommen

„Skopolamin ist ein sehr gefährliches Beruhigungsmittel in der Hand von Laien", antwortete Dr. Knavish mit einem leisen Anflug von Ironie „der der Beruhigung vorangehende Erregungszustand ähnelt in manchen Symptomen einem leichten Anfall von Amentia, das sind Verwirrungszustände, die sich bis zu Tobsuchtsanfällen steigern können, aber bald abklingen und zumeist nie mehr wiederkehren. Es handelt sich dabei um geistig-


ERNTEN 33 BIS 35 + MUSTERCIGARETTEN + MISCHUNGSNUMMER R 6 o/M
REEMTSMA
SORTE
»R6« o/M
H.F.&PH.F.REEMTSMA + CIGARETTENFABRIKEN + ALTONA-BAHRENFELD
doppelt fermentiert
4 ₰
Tabake verschiedener Provenienzen für die Mischung »R6« o/M

seelische Erschöpfungspsychosen — zum Beispiel nach schweren Prüfungen, Schocks, katastrophalen Erlebnissen und dergleichen."

„Hm, ja, Psychiatrie ist sicherlich eine sehr interessante Wissenschaft. Glauben Sie, daß sich Joan bald erholen wird und daß ich sie nach Hause nehmen kann?" Trickle brachte es nicht übers Herz, Miß Laroche zweimal nacheinander „meine Frau" zu nennen.

„Gewiß, selbstverständlich können Sie Ihre Frau heimnehmen. Sie können Sie aber auch hier im Sanatorium lassen. Ein bißchen Ruhe wird ihr gut tun. Wie Sie wünschen, Mr. . . äh ... Trickle."

„Und ich kann mich auf Ihre Diskretion verlassen? Ich möchte nicht, daß der Fall in . . . Ihr Archiv kommt. Es wäre mir am liebsten, Joan vergäße ebenso wie Sie alle — ich meine natürlich auch die Pflegerinnen und das übrige Personal, auf ein entsprechendes Douceur wäre selbstverständlich zu rechnen —, es wäre mir am liebsten, sie alle vergäßen, daß Joan jemals hier war. Die Erinnerung an ein Nervensanatorium ist immer peinlich. Ich hoffe, Sie verstehen, was ich damit sagen will?"

„Ich verstehe. Aber, angenommen . . ich meine das durchaus nicht persönlich . . . ihre . . . Frau würde sich bei der Polizei beschweren, daß sie gegen ihren Willen hier festgehalten wurde . . .?"

„Das wird sie nicht tun. In ihrem benommenen Zustand mußte man sie irgendwo unterbringen."

„Es ist nicht ganz deutlich geworden, wodurch diese Benommenheit hervorgerufen wurde."

„Hervorgerufen? Kann man Amentia hervorrufen?"

„Nein, das nicht; Skopolaminvergiftungen hingegen lassen sich auf verschiedene Weise hervorrufen; man kann es eingeben, einträufeln, injizieren . . ."

„Ich verstehe Sie nicht, Doktor? Ich weiß nichts von Skopolamin . . ."

„Ein Alkaloid des Bilsenkrautes. Außerordentlich giftig. $G_{17}H_{21}NO_4$, eine ätherartige Verbindung der Tropasäure mit Skopolin . . ."

Trickle blickte den Doktor ungläubig an. Wollte ihn dieser Schuft zum Narren halten? „Sehr interessant, aber wollen wir nicht auf unser früheres Thema zurückkommen?"

„Die Polizei? Bitte sehr, wie Sie wünschen, Mr. . . Trickle."

Er glaubt nicht, daß ich Trickle heiße. Na schön, dann nicht! dachte der aufgeregte Direktor der „Globe". Blödsinnig, daß ich ihm den richtigen Namen sagte. Aber es wäre doch jedenfalls sehr leicht möglich gewesen, daß er fragte, wer ihn mir empfohlen hatte. Gouge meinte damals, er nähme überhaupt niemanden ohne Bürgschaft und Empfehlungen auf. „Ja, die Polizei! Ich möchte — Sie dürfen mich nicht mißverstehen —, daß die Anwesenheit dieser Patientin", Trickle blinzelte bedeutungsvoll, „hier vollständig in Vergessenheit gerät."

„Einverstanden. Sie beabsichtigen, Ihre Frau heute nach Hause zu nehmen?"

„Ja. Ich möchte, daß sie gleich mit mir kommt. Sie erlauben, daß ich vorher ein paar Worte mit ihr spreche, um sie vorzubereiten?"

„Wie Sie wünschen. Die Nota macht hundert Guineen aus. Sie können gleich hier bezahlen. Wünschen Sie eine Empfangsbestätigung?"

„Hundert . . .?" Mr. Trickle vergaß, den Mund zu schließen. Hundert Guineen für zwei Tage Sanatoriumaufenthalt? Unverschämt!

„In Anbetracht der besonderen Nebenumstände hundert Guineen. Das ist doch nicht übermäßig viel für diffizile Fälle, die sozusagen aus dem Gedächtnis der Beteiligten ausgelöscht werden sollen?"

Trickle schluckte die bittere Pille und schrieb einen Scheck aus. Dr. Knavish übernahm ihn mit gespreizten Fingern, als griffe er ein giftiges Insekt an und fragte spöttisch lächelnd: „Sie gestatten doch, daß ich Ihre Bank anrufe?"

Trickles Gesicht wurde weiß vor Wut Er wartete das Ergebnis des Ferngesprächs ab, das zu Knavishs Zufriedenheit ausfiel, und verließ sodann wortlos das Ordinationszimmer.

Der Doktor ordnete durchs Haustelephon die Entlassung Mrs. Trickles an: „Miß Orb, ja, bringen Sie der Dame die Kleider, helfen Sie ihr Toilette zu machen und dann lassen Sie die zwei allein. Es wäre nicht übel, wenn Sie vom Nebenzimmer aus ihre Ohren gebrauchen wollten. Man kann nie wissen, was geschieht. Vorsicht kann niemals schaden. Vielleicht versucht sie, dem Mann die Augen auszukratzen und macht uns und ihm peinliche Ungelegenheiten. Verstanden?"

Miß Orb am andern Ende des Drahtes nickte würdig. „Wird gemacht. Sie könn' sich auf mich verlassen."

Als Trickle nach halbstündiger Wartezeit hinter einem Tisch voll Zeitschriften das Krankenzimmer betrat, stand Joan Laroche vollständig angekleidet, den Hut auf dem Kopfe, das Handtäschchen unterm Arm, am Fenster und schaute nachdenklich auf den grünen Rasen und die alten Ulmen von Fulham Palace Park hinab. Trickle stockte der Herzschlag, so lieblich war sie anzusehen, und er konnte sich nicht erklären, auf welche Weise er in die dunkle Intrige hineingeraten war, die sich offenbar ausschließlich gegen dieses arme, schöne, junge Mädchen richtete, von der er weiter nichts wußte, als daß sie, einsam und hilflos, keine Ahnung von den Gefahren hatte, die sie bedrohten. Eine fatale, schwächliche Rührung übermannte ihn und er nahm sich — in diesem Augenblicke — vor, sie zu heiraten, selbst wenn er der ganzen Welt darüber Trotz bieten mußte Mr. Trickles edles Römerprofil und seine kraftstrotzende Haltung täuschten. Er war ein Schwächling; das einzige Kind reicher Eltern, dem kein Wunsch versagt geblieben war. Reginald Trickle verhielt sich zeitlebens schwankend wie ein Rohr im Winde. Bald fühlte er sich diesem, bald jenem Einfluß ausgesetzt, und was er am Morgen dachte oder für richtig hielt, hatte am Abend längst keine Gültigkeit mehr. Er war ein faules, unausgeschlafenes Nervenbündel, das zur Sentimentalität neigte und nicht nein sagen konnte.

Joan Laroche kannte ihren Chef. Er mißfiel ihr von Anfang an im Dienste sowohl als auch privat ganz außerordentlich. So auch jetzt. Aber sie dachte an Monkwells letzte Worte vor dem Zaubertheater Philiberts, daß in der „Globe" nicht alles zum besten stünde, und sie vermutete, daß diese sonderbare Attacke, der sie ausgesetzt gewesen war, sich nicht so sehr gegen ihre private Persönlichkeit als gegen die Sekretärin des Chefs der „Globe" richtete. Sie war nicht feige. Und jetzt, da sie von den Folgen des „Unfalls", der sie betroffen hatte, gänzlich hergestellt war, packte sie eine unbeschreibliche Neugierde, zu erforschen, was da um sie herum eigentlich vorging und wie es hinter den Kulissen der „Globe" aussah. Es ist füglich anzunehmen, daß sie diese Neugier und Kampfeslust nicht beherrscht hätte, wenn es ihr gegeben gewesen wäre, das Unheil vorauszusehen, das in Kürze über sie hereinbrechen sollte.

Sie deutete auf einen Sessel, blieb aber selbst, mit dem Rücken gegen das offene Fenster gelehnt, stehen, so daß Trickle sich des schauerlichen Gedankens nicht erwehren konnte, daß er der „Stimme" einen sehr großen Gefallen erwiese, wenn es ihm gelänge, jetzt einen kleinen, aber tödlichen Unfall hervorzurufen. Aber, so überlegte er zögernd, seine Lage war verdächtig genug, und Dr. Knavish würde keinesfalls schweigen, wenn er ihm, hm, durch einen vorgetäuschten Selbstmord Joans die Polizei auf den Hals hetzte.

„Sie dürfen mir keine Schuld an der Geschichte geben, Joan." Mr. Trickle nannte seine Privatsekretärin vom ersten Tag ihres Eintrittes in die „Globe" an Joan. Er war immer bemüht gewesen, ihr gegenüber den Ton eines mitfühlenden und nachsichtigen Freundes anzuschlagen. Miß Laroche ärgerte sich manchmal über diese lächerlichen Vertraulichkeiten, öfter noch mußte sie sich halten, um diesem glatten, widerwärtigen Snob und Heuchler nicht ins Gesicht zu lachen.

„Inwiefern Schuld, Mr. Trickle? Habe ich Sie vielleicht vorwurfsvoll angesehen?"

„Nun, ich dachte, Sie würden sich Gedanken darüber machen, daß ich Sie hier als Mrs. Trickle angemeldet habe. Aber Sie werden sofort verstehen, daß mir gar nichts anderes übrigblieb. Samstag gegen halb zehn, es war übrigens ein Glück, daß ich nicht ausgegangen war, erreichte mich ein telephonischer Anruf, der mich geradezu in Bestürzung versetzte. Ein gewisser Philipp oder Philibert aus Hampstead Heath berichtete mir, daß Sie in seinem Theater während einer seiner Zaubervorstellungen ohnmächtig geworden seien. Er hätte sich die Freiheit genommen, Sie an Hand des Inhalts Ihres Täschchens zu identifizieren. Er fand darin einen Brief, der Sie als Angestellte der „Globe" auswies. Kurz, er bat mich, Sie fortzuschaffen, da er Sie sonst durch die Polizei einem öffentlichen Spital übergeben lassen müsse. Dieser Kerl wagte zu behaupten, Joan, daß er Sie für geisteskrank hielte; er erzählte, daß Sie zeitweilig aus Ihrer Ohnmacht erwachten und wild um sich schlügen, tobten und einen gräßlichen Lärm machten. Er wisse sich nicht mehr zu helfen Ob ich sofort nach Hampstead Heath hinauskommen wolle? Sie wissen, Joan, daß ich mich ihrer immer besonders warm angenommen habe und daß ich ihnen eine gewisse, hm, väterliche Zuneigung entgegenbringe." Über Joan Laroches schönes Gesicht glitt ein dunkler Schatten, als erinnerte sie sich einer fernen und sehr schmerzlichen Zeit ihres Lebens. Trickle beachtete diesen Schatten kaum und setzte eifrig fort: „Ich fuhr also sogleich hinaus, trug Sie in meinen Wagen und schaffte Sie hierher. Gott sei Dank erinnerte ich mich dieses Knavish und seines Sanatoriums. Es wäre Ihnen doch jedenfalls unangenehm gewesen, von der Polizei an eine öffentliche Nervenklinik abgegeben zu werden? — Hier fiel mir im ersten Augenblick nichts Besseres ein, als Sie als Mrs. Trickle aufnehmen zu lassen. Ich hätte sonst alles Mögliche hin und her erklären müssen, und das war mir mitten in der Nacht zu langweilig und umständlich. Für mich war die Hauptsache, Sie in geeignete Obhut und anständige Pflege unterzubringen. Sie sind mir deshalb doch nicht böse? Selbstverständlich geht die Geschichte auf meine Rechnung. Das ist das wenigste, was ich als Chef für Sie tun kann."

„Vielen Dank, Mr. Trickle. Vielleicht wäre es einfacher gewesen, mich in meine Wohnung zu schaffen."

„Ich konnte mich nicht an ihre Adresse erinnern — und vergessen Sie nicht: Sie tobten wirklich. Ich hatte Angst um Sie und wußte mir nicht zu helfen."

„Nochmals vielen Dank, Mr. Trickle. Ich will nur mal schnell nach Hause, um mich umzuziehen. Nach der Lunchpause werde ich, wenn auch ein bißchen verspätet, zum Dienst erscheinen. Ich hoffe, Sie entschuldigen mich, Mr. Trickle."

„Selbstverständlich, liebes Kind, aber davon kann keine Rede sein. Sie brauchen ein paar Tage Erholung. Ich fahre heute, und zwar direkt von hier aus, nach Skegneß am The Wash. Ich habe es selbst dringend notwendig, einmal ein bißchen frische Luft zu schnappen, muß aber dabei doch eine Menge rückständiger Arbeiten erledigen, die nicht länger liegen bleiben kann. Sie fahren also mit mir hinaus. Ich brauche Sie. Bedenken werden nicht akzeptiert. Es ist Bedienung im Haus. Eine Haushälterin, wenn Sie das beruhigt." Trickle lächelte maliziös. „Wir können sogleich aufbrechen."

Joan zögerte; sie war verblüfft und suchte im ersten Augenblick nach Ausflüchten. Was bedeutete dieser sonderbare Vorschlag? Sollte sie verschleppt werden? War das alles nur ein merkwürdiger Zufall? Wollte man sich ihrer zu einem ganz bestimmten Zweck bedienen? Aber, so dachte Joan, sie war doch ein ganz armes, bedeutungsloses Mädchen, wie es deren Hunderttausende in London gab. Welches Motiv lag diesen geheimnisvollen Ereignissen zugrunde? Sie blickte Trickle prüfend an. Sie sah, ihm war es äußerst wichtig und dringlich, ihre Einwilligung zu dem vorgebrachten Plan zu erhalten. Ihre Neugierde, eine natürliche Anlage, dunkle Dinge um jeden Preis erforschen zu wollen, siegte Auch hegte sie vor Trickle nicht die geringste Angst. Sie wußte, daß er leicht einzuschüchtern war. Aber sie dachte leider nicht daran, daß er ja gerade so gut schon früher von einer andern Seite eingeschüchtert worden sein konnte, die ihm befohlen hatte, sich ihrer zu bemächtigen.

„Aber Sie werden mir doch gestatten, nach Hause zu fahren, um mich umzuziehen und ein paar Kleinigkeiten für die Reise einzupacken. Auch muß ich Mrs. Henstridge, die Inhaberin der Pension, in der ich wohne, verständigen, daß ich auf einige Tage verreise." Joan sah, wie Trickle aufatmete.

„Ist alles schon besorgt, Joan Wenn Sie in den Wagen steigen, werden Sie ihren kleinen Handkoffer darin vorfinden. Mir fiel heute früh ein, daß ja der gute Patchull, unser erster Buchhalter, in derselben Pension wohnt wie Sie, und er war so freundlich, Mrs Henstridge das Nötige auszurichten, die ihm Ihren Koffer mit den Toilettesachen, Kleidern und so weiter mitgegeben hat. Wir können also sofort nach Skegneß abfahren. Der Renault macht auf halbwegs anständigen Straßen fünfzig Meilen in der Stunde. Es ist jetzt Mittag. Wir können in Cambridge lunchen und sind noch vor sechs Uhr abends in Skegneß."

Joan blickte den eifrigen Mann mißtrauisch von der Seite an. Seine Rührigkeit war ihr um so unheimlicher, als sie seine natürliche Trägheit kannte. Sollte er es wirklich nur auf sie selbst abgesehen haben? Würde sie in Skegneß ein leeres Haus vorfinden, in dem sie ihm bedingungslos ausgeliefert war? Nun, sie war kein Schwächling und traute sich zu, mit Mr Trickle sehr bald fertig zu werden, falls er frech werden sollte Hatte sie ja gesagt, so mußte sie auch amen sagen. Sie nickte und schritt vor ihm die Treppen hinab, ohne die neugierige Miß Orb, die plötzlich aus dem Nebenzimmer auftauchte, auch nur eines Blickes zu würdigen. Miß Orb war mit dem ausgiebigen Douceur, das ihr Trickle mit der Bemerkung in die Hand drückte, daß es zur Hälfte für die Nachtschwester bestimmt sei, nicht unzufrieden. Aber kaufen, dachte sie, kaufen lasse ich mich nicht! Die Geschichte, die sie nebenan mit angehört hatte, gefiel ihr nicht. Sie lachte lautlos in sich hinein. Dieser Knavish war ein Narr, sich in derlei Unternehmungen einzulassen. Gut, daß sie mehr wußte, als er dachte Sie würde aussteigen, wenn es an der Zeit war.

Trickle öffnete Joan höflich den Wagenschlag; er behandelte sie als Dame und nicht als Privatsekretärin.

Joan sollte dieser Stunde, in der sie sich entschloß, Trickle nach Skegneß zu begleiten, später noch oft mit Furcht und Grauen im Herzen gedenken.

IV. Kapitel: Das Landhaus in Skegneß

The Wash, das ist die rechteckig geformte Bai, die sich an der Ostküste Englands tief zwischen die Grafschaften Lincolnshire und Norfolk ins Land hineinschiebt Die Ouse und mehrere andere Flüsse münden in diese riesige Meeresbucht, die zirka 20 englische Meilen breit und deren 25 lang ist. Als im Jahre 1216 König Johann ohne Land, der Bruder und Nachfolger des frühverstorbenen Richard Löwenherz, die aufsässigen Barone und ihren Anführer Stephen Langton von Papst Innocenz III. mit dem Bannfluch belegen ließ, um die Magna Charta, die Grundlage der englischen Verfassung, rückgängig zu machen, durch die er im Vorjahr das Steuerbewilligungsrecht der Stände hatte anerkennen müssen, entfesselte er durch die Rücknahme seiner Zugeständnisse einen der unzähligen Bürgerkriege Old Englands Auf seiner Flucht vor den Baronen geriet er an den The Wash, und da das Westufer der Bai bereits besetzt war, befahl er seinem Heer, mit Troß und Wagen über die bei Ebbe teilweise trockenliegende Bai zu marschieren. Johann ohne Land führte alle seine Schätze mit sich. Da das Nordufer auf dem Boden Lincolnshires steil aus dem Meere aufragt, staute sich die Kolonne, und die Flut überraschte die Krieger des Königs und den Troß. Tausende ertranken, und die Kronjuwelen samt ungeheuren Gold- und Silberschätzen versanken im Sand und Schlamm der Bai und warten heute noch darauf, von unternehmungslustigen Tauchern geborgen zu werden. Der König aber verlor bald darnach auch noch das Leben.

Trickle hatte davon erst kürzlich in einem Buche historischer Miniaturen nachgelesen und bemühte sich nun, Joan mit diesen alten Geschichten zu unterhalten, während der Wagen am Nordwestufer der Bai von Boston nach Skegneß sauste, wo die Bucht meerseitig endet und das Ufer nordwärts zur Mündung des Humbers verläuft

Das Landhaus lag eine halbe Stunde weit vom Ort entfernt inmitten einer Heide von Stechginsterbüschen und Eriken, die das ganze Stück Land rötlich färbten, ein wundervoller Teppich, in dessen lila Grundfarbe die gelben Schmetterlingsblüten des Ginsters heitere Muster stickten. Das Haus selbst stand, aus Mauerwerk und Holz errichtet, gelb getüncht, mit einem roten Giebeldache und einer nach Süden zu gelegenen, offenen Veranda, inmitten der Heide, die unmittelbar an die Mauern des Gebäudes heranreichte. Von Skegneß an fuhr der Wagen auf einem breiten, unausgebauten Fußpfad zum Haus hinauf, was nicht ohne einige derbe Stöße abging, so daß Joan ausstieg und Trickle allein vorausfahren ließ. Die weite Heide im Umkreis und der Blick auf die graublaue Fläche der Nordsee brachten ihr die gottverlassene Einsamkeit zum Bewußtsein, der sie sich seit ihres Vaters Tode anheimgegeben fühlte; sie hatte niemanden, an den sie sich wenden und der ihr helfen konnte. Sie dachte an Montwell. Warum hatte er sich nicht weiter um sie gekümmert und sie im Stiche gelassen, just in dem Augenblicke, in dem sie ihn am dringendsten gebraucht hätte? Wo war Paul Helverston, der junge Mann aus der Pension Juniper, der sich in letzter Zeit so auffallend für sie interessiert hatte und einem kleinen Flirt durchaus nicht abgeneigt zu sein schien? Ja, flirten, küssen, Weekendpartien arrangieren, das wollten sie alle. Aber im Ernstfall fand sie sich allein und verlassen einem ungewissen Schicksal gegenüber. Kleinmütig gestand sie sich zu, daß sie es selbst herausgefordert hatte, war sie doch mit diesem aalglatten Trickle allein hierhergefahren, anstatt nach Hause zu gehen und sich in der Draycott Avenue die geblümte Bettdecke über die Ohren zu ziehen, oder am Speisetisch der Pension die amüsanten Gespräche Pollards und Helverstons mitanzuhören, die gleich ihr den privaten Teil ihres Lebens unter Mrs. Henstridges Fittichen verbrachten

Am liebsten hätte sie sich ins Heidekraut geworfen und geheult. Eine Sekunde lang dachte sie daran, zu fliehen. Aber ihr Vater hatte sie gelehrt, daß man den Dingen ins Auge schauen müsse, selbst wenn sie schlimmer als schlimm seien. Und sie wußte heute, daß er jahrelang in der Hölle gelebt und es doch getragen hatte bis, nun eben, bis der endgültige Zusammenbruch gekommen war, von dessen schauerlichen Folgen sie bis zum letzten Augenblicke so gut wie gar nichts geahnt hatte

Trickle kam ihr vom Hause her entgegen, als wäre ihm plötzlich eingefallen, daß er ihr eine letzte Gelegenheit gegeben hatte, davonzulaufen Es ist im Hinblick auf die tragischen Ereignisse, die sich kurz darnach in dem hübschen, kleinen Landhaus bei Skegneß abspielten, nicht ganz von der Hand zu weisen, daß Trickle tatsächlich gehofft hatte, Joan würde flüchten, um sich und ihn aus einer ungeheuer qualvollen und schrecklichen Situation zu befreien, die sich mit jeder abgelaufenen Stunde mehr und mehr zuspitzte. Schon war es ihm klar, daß er sich an einem ernsthaften Anschlag auf Joans Leben nie beteiligen würde Er liebte sie auf seine Weise und es kam ihm nicht weiter darauf an sich ihrer auf eine freche und hinterlistige Art zu bemächtigen, aber daß ihr ein schweres, körperliches Leid geschähe, das wollte er nicht, und er nahm sich vor, sie beizeiten zu warnen und in Sicherheit zu bringen, wenn es soweit war. Daß andere Leute, die „Stimme" zum Beispiel, bereit waren, rascher und präziser zu handeln, als er selbst es vorhatte, daran dachte er nicht. Sein auf den eigenen, unmittelbaren Vorteil gerichteter Charakter hemmte seinen Blick, seinen Verstand und seinen Willen, und er dachte niemals daran ungefähr angedeutete Gedanken anderer Menschen zu Ende zu denken, nicht einmal soweit sie ihn selbst betrafen Er besaß keine Phantasie, daher lebte er in den engen Grenzen seines bornierten Ichs, und seine Instinkte waren, was seine Mitmenschen anbetraf, feig und brutal. Er war darauf eingerichtet, ihnen zu nehmen, was sie hatten, und ihnen sodann sorgfältig auszuweichen; er glaubte damit verhindern zu können, daß sie sich des durch ihn erlittenen Schadens immer wieder erinnerten Trickles Geschäftsgeist war der eines kleinen Taschendiebes. Selbst sein Vater hielt nicht viel von ihm und hatte ihn in die „Globe" Assecurance eigentlich nur eingekauft, um ihm irgendeine Sinekure zu verschaffen, die ihn vor planlosem Müßiggang bewahren sollte. Es wäre offenbar gescheiter gewesen, ihn müßiggehen zu lassen, als ihn in Geschäfte zu verwickeln, die Trickles des Jüngeren Geist und Charakter als nichtswürdig und dumm enthüllten

Die angekündigte alte Haushälterin stand wirklich vor dem Tore und begrüßte Joan mit ein paar einfachen, ehrlichen Worten, die das Mißtrauen des Mädchens augenblicklich beseitigten, Mrs. Stone gehöre vielleicht in das mysteriöse Spiel, das sich vor ihren Augen abwickelte. Nein, Mrs. Stone, die Haushälterin, gehörte zum Hause, das Eigentum einer Bostoner Familie namens Troughton und durch eine Londoner Agentur an Mr. Trickles Auftraggeber für die Vorsaison vermietet worden war Ebenso gehörte dazu auch Mr. Stone, ihr Mann, ein Kriegsinvalider, der bei den Lincolnshirer Musketeers gedient hatte und zeitweilig, wie eben jetzt, an einem jämmerlichen Reißen in den Beinen litt, das er sich in den Sümpfen Flanderns zugezogen hatte

„Er wird bald wieder wohlauf sein, Miß, man muß ihn nur 'n paar Tage warm in der Klappe halten, dann kommt er schon wieder hoch Er is' ja erst knapp über fünfzig und soweit noch ganz rüstig. Aber im Herbst und Frühjahr wird er immer anfällig; er verträgt nu mal nich' die schroffen Temperaturunterschiede hier oben. Bei Tag haben wir manchmal 20 Grad plus und bei Nacht friert Ihnen das Waschbecken zu."

„Macht nichts, Mrs. Stone", antwortete Joan fröhlich, „ich werde mit zugreifen, soweit meine Pflichten als Privatsekretärin Mr Trickles es zulassen." Die Anwesenheit der alten Frau beruhigte sie ein wenig, und schon war sie dabei, das Dasein optimistischer zu betrachten und ihr durchaus gerechtfertigtes Mißtrauen zu vergessen. Schließlich war ja auch noch ein Mann im Hause, ein alter Soldat, zu dem sie im äußersten Notfall flüchten konnte Und sie wollte schon da zusehen daß sich Mrs Stone nicht für längere Zeit, als unbedingt notwendig war, aus dem Hause entfernte, so daß die alte Frau beobachten konnte, was hier geschah oder geschehen sollte Eine Enttäuschung für Joan war, daß sich kein Fernsprecher im Hause befand und daß man nach Skegneß eine halbe Stunde laufen mußte, um das Postamt, die Polizeistation oder sonst eine öffentliche Stelle zu erreichen. Wenn sie wenigstens eine Waffe bei sich gehabt hätte. Es gelang ihr im Laufe des Abends, einen alten, verbogenen Schürhaken, der hinter dem grünen, deutschen Kachelofen lag, der an Stelle eines Kamins abends die geräumige Diele erwärmte, hinter ihrem Bette zu verstecken. Aber es sollte sich bald erweisen, daß ihre Vorsicht gänzlich nutzlos war

Die Nische hinter dem Ofen war die gemütlichste Stelle im ganzen Haus. Mrs. Stone erklärte, daß der frühere Kamin überhaupt keine Wärme abgegeben und verbreitet hatte, die Hall stets verqualmt gewesen sei, wenn die tollen Nordweststürme durch die Essen ins Haus hinabfuhren und das Holzfeuer ausbliesen anstatt es hellauf anzufachen, wie es sonst Sache eines ordentlichen Luftzuges sei

Den ganzen Dienstag und Mittwoch über benahm sich Mr. Trickle zurückhaltend und anständig Er hatte tatsächlich Arbeit mitgebracht, und Joan erledigte unter seiner Leitung eine ganze Menge Rückstände, die sich auf Trickles Londoner Schreibtisch angehäuft hatten.

4. Juni

Am Donnerstagmorgen, das war der 4. Juni, an dem der alte Stone ins Spital gebracht werden mußte, erhielt Trickle einen Brief aus London, dessen Anschrift und Inhalt, wie Joan flüchtig eräugte, mit der Schreibmaschine getippt war, und der nur eine ganz kurze Mitteilung von Zeilenlänge enthielt. Trickle wurde grün im Gesicht, als er diese Mitteilung las, steckte den Brief in den Ofen, zündete ihn an und zerkrümmelte die Asche mit einem Holzspan. Kurz darnach verließ er das Haus. Als er zu Mittag heimkehrte, sah er ein wenig besser aus, lobte die Gegend und sprach von der Aussicht aufs Meer und daß er drunten in Skegneß einen kleinen Kutter ausfindig gemacht hatte, der sie morgen gegen neun nach Wells auf der Norfolker Seite des The Wash mitnehmen wollte. Hierauf zog er sich zurück und blieb den ganzen Nachmittag in seinem Zimmer. Joan wunderte sich, daß er die Tür von innen verschloß. Als sie ums Haus herumging, sah sie, daß vor den beiden Fenstern seines Zimmers feste, hölzerne Läden lagen. Diese Läden schlossen so dicht, daß Joan nicht ausnehmen konnte, ob Trickle im Dunkeln weilte und — vielleicht — schlief, oder ob er bei hellichtem Tage die elektrische Beleuchtung eingeschaltet hatte, was ihr, nicht nur aus Sparsamkeitsgründen, Bedenken einflößte.

Als er abends in der Diele erschien und sich an seinem gewohnten Platz hinterm Ofen niederließ, bemerkte sie sofort, daß er getrunken hatte, und sie ahnte, daß er infolgedessen unbeherrschtes Zeug reden und sie belästigen würde. Gott sei Dank, war Mrs. Stone zu Hause. Joan setzte sich so, daß sie von Trickle nicht in die Ofenecke gedrängt werden konnte, sondern Raum genug behielt, um auszuweichen. Nachdem er während des Essens hastig einige Gläser Wein hinabgestürzt hatte, schickte er Mrs. Stone, die sein Verhalten mißbilligend beobachtete, um die Whiskyflasche, die zweite von sechsen die mittags von einem Kaufmann aus Skegneß ins Haus geliefert worden waren. Joan wollte sich zurückziehen, was Trickle jedoch heftig ablehnte Sie habe heute ohnedies den ganzen Tag frei gehabt und er hätte noch etwas überaus Wichtiges mit ihr zu besprechen. Sie lehnte sich stumm in ihren Sessel zurück und betrachtete gespannt das seltsame Schauspiel, wie ein Mann sprechen wollte und nicht konnte. Nicht, daß er seine Zunge nicht mehr beherrscht, gelallt oder offenbaren Unsinn geredet hätte, aber es war ersichtlich, daß er mit sich kämpfte, ob er Joan ein Geheimnis anvertrauen sollte oder nicht Erst das lange Für und Wider, Überlegungen, Hemmungen, Gefühle, die ihm den Angstschweiß auf die Stirn trieben, das alles und der viele Whisky, den er bei dieser Gelegenheit neuerdings hinabgoß, verhinderten eine klare Aussprache, eine deutliche Schilderung der fragwürdigen Umstände, die ihn in diese Situation gebracht hatten, was allenfalls bei unverzüglichem, korrektem Handeln die Katastrophe möglicherweise hätte hintanhalten können.

Da aber Mr. Trickle nicht einmal imstande war, sich selbst zu beherrschen, vermochte er die drohende Gefahr schon gar nicht zu beherrschen; sein Andeutungen wurden von Wort zu Wort schwülstiger und geheimnisvoller.

„Ich glaube, 's ist irgendwas los, Joan. Ich weiß selbst nicht, um was es geht Er hat mich in der Zange. Aber ich nehme es auf mich Der Teufel soll diese verdammte Stimme holen. Eine Erpressung! Ich werde meine Stellung niederlegen. Was kümmert mich die Globe! Der Teufel soll sie holen Mein Vater hat Geld genug, um zwei derartige Schwindlerbanden aufzukaufen. Joan, für uns gibt es nur eine Rettung Wir lassen uns morgen früh in Skegneß trauen und fahren nach Cardiff. Den Gauner möchte ich kennenlernen, der meinem Vater auch nur 'nen Penny aus dem Leibe preßt. Der hat schon ganz andere Gauner begaunert Ich werde den Alten bitten, daß er uns auf einem seiner Frachtkähne in die Südsee schickt. Dort wird mich die Stimme mitsamt ihren blödsinnigen Drohungen nicht mehr erreichen."

„Eine Stimme? Ich verstehe Sie nicht, Mr. Trickle."

„Die Stimme des Teufels."

„Sie sollten nicht soviel trinken, Mr. Trickle. Vielleicht sind Sie krank"

„Reden Sie nicht von Krankheit, Joan Dieser Knavish liegt mir schwer genug im Magen"

„Wollen Sie mir nicht sagen, um was es geht? Ich würde ihr Vertrauen sicherlich nicht mißbrauchen"

„Armes Kind! Um was es geht? Das ist einfach genug zu sagen: um Tod oder Leben"

„Wäre es nicht besser, Mr. Trickle Sie würden die Polizei verständigen? Ich glaube zwar nicht, daß es sich um Tod oder Leben handelt, England ist ein Ordnungs-

staat mit einer tüchtigen Polizei, der nicht so leicht etwas entgeht . . ."

„Da haben Sie recht. Es würde ihr kaum entgehen, wenn man uns beiden den Hals abschneiden würde. Aber, sagen Sie selbst, hätten wir etwas davon, ob ihr das entgeht oder nicht?"

„Wollen Sie nicht hinunter nach Skegneß gehen? Die Polizei könnte uns einen Mann heraufschicken, der uns bewacht."

„Jetzt in der Nacht hinuntergehen? Gerade so gut könnte ich mich an dem Nagel dort aufhängen. Nö, liebes Kind, ich glaube, wir sitzen in der Falle."

„Das klingt romantisch und phantastisch, Mr. Trickle. Sie übertreiben. Morgen, wenn Sie ausgeschlafen sind, wird Ihnen wieder leichter zumute sein."

„Sie sind ein tapferes Mädel, Joan. Was die Heirat anbetrifft . Sie sollten sich das doch noch genau überlegen. Wenn Sie meine Frau wären, oder wenigstens sagten, daß Sie es werden wollen, nähme ich es, bei Gott, selbst mit der Hölle auf."

Joan sah Herrn Trickle mitleidig an. Sie hielt nicht viel von ihm. Sein Charakter war schwach, schwankend, brüchig, offenbar hatte er sich in eine anrüchige Sache eingelassen, und ein Erpresser suchte seinen Nutzen daraus zu ziehen. Vielleicht wäre er in ihrer Achtung gestiegen, wenn sie gewußt hätte, daß es um ihr Leben ging und daß er ihretwegen dem Tode trotzte. Doch auch dieses Wissen wäre, im Grunde genommen, nicht geeignet gewesen, Trickle reinzuwaschen, denn er trotzte dem Schicksal nur, weil er genau wußte, daß er Joan weder gefangen halten noch verschwinden lassen konnte, ohne daß der ganze Verdacht, ein Verbrechen an dem Mädchen begangen zu haben, infolge der herrschenden Umstände einzig und allein auf ihn fallen mußte; gegen diesen zwangsläufigen Verdacht gab es für ihn überhaupt keine Verteidigung. Das Haus war auf den Namen Boulesteyn gemietet worden, aber er hatte es nicht für möglich gehalten, Joan auf der Fahrt von London nach Skegneß das Märchen aufzubinden, daß er jetzt plötzlich Boulesteyn heiße oder so genannt werden wolle; auch hätte sich Joan sicherlich versprochen. Der Arrangeur dieses Festes hätte die Stones aus dem Hause schaffen und irgendeine seiner eigenen Kreaturen hiehersetzen müssen, dann wäre es vielleicht gegangen; so aber hätte er, Trickle, hier einen Massenmord begehen müssen, doch auch das wäre ein Blödsinn gewesen, da er nicht einmal die Nummer seines Renaults abgeändert hatte. Selbst wenn er behauptete, der Wagen wäre ihm gestohlen worden, um den „wirklichen" Mörder nach Skegneß zu bringen, hätte er noch immer kein Alibi. Kurz, Trickle saß, soweit er denken konnte, samt Joan in der Falle, und erst jetzt in seinem trunkenen Zustande dämmerte ihm dunkel die Erkenntnis auf, daß er ein verdammter Feigling war, der schon den ersten Anruf der „Stimme", die ihn erpreßte, mit einem Bußgang nach Scotland Yard hätte beantworten müssen. Damals wäre er noch billig davongekommen. Sein Vater hätte ihn wahrscheinlich in die Kolonien geschickt und dort hätte er noch immer die Chance gehabt, ein neues Leben zu beginnen. Doch er hatte diese Möglichkeiten und die vorauszusehenden Folgen stets als peinliche Unbequemlichkeiten beiseite geschoben und sich immer tiefer in Unkorrektheiten eingelassen; schließlich hatte man ihm dieses Mädchen aufgehalst, die er verderben sollte, obgleich er sie — auf seine Weise — liebte und viel darum gegeben hätte, wenn diese Liebe erwidert worden wäre.

Trickle trank und starrte Joan aus stieren Augen an: „Ich werde Sie retten. Auch wenn Sie nicht meine Frau werden wollen. Ich war ein Narr, ein Schwächling, ein Feigling. Alles, was Sie wollen. Aber ein Schuft, Joan, bin ich nicht. Morgen früh gehe ich hinunter auf die Polizeistation und werde reden. Nein, noch besser, wir fahren nach London zurück und sprechen zusammen in Scotland Yard vor. Dann wird mir leichter sein. Schlimmer als es jetzt ist, kann es nicht mehr werden."

„Und was habe ich dabei zu tun? In Scotland Yard, meine ich, Mr. Trickle? Ich weiß doch von nichts."

„Ach, Sie armes Lamm! Hampstead Heath und den braven Dr. Knavish, das nennen Sie nichts? Wissen Sie, warum ich darauf bestehe, daß Sie mich nach Scotland Yard begleiten? Damit ich Sie anbringe. Damit Sie in Sicherheit sind. So . . . und jetzt gehen wir schlafen. Gute Nacht, Joan. Sie werden, hoffe ich, nicht immer so schlecht über mich denken wie heute."

Joan Laroche schloß in dieser Nacht vom Donnerstag auf den Freitag kein Auge. Als sie sich erhob, war sie fest entschlossen, selbst die Polizei zu verständigen, falls Trickle sich die Sache anders überlegt haben sollte. Sie ahnte noch immer nicht, daß sie selbst es war, die im Mittelpunkt dieses dunklen Geheimnisses stand.

(Fortsetzung folgt.)

WOLFGANG SCHADE:

Hundert Jahre Photographie?

Eine Aufnahme, die 115 Jahre alt ist — Nicht Daguerre, sondern sein Landsmann Nièpce erfand die Photographie — Tragisches Erfindergeschick

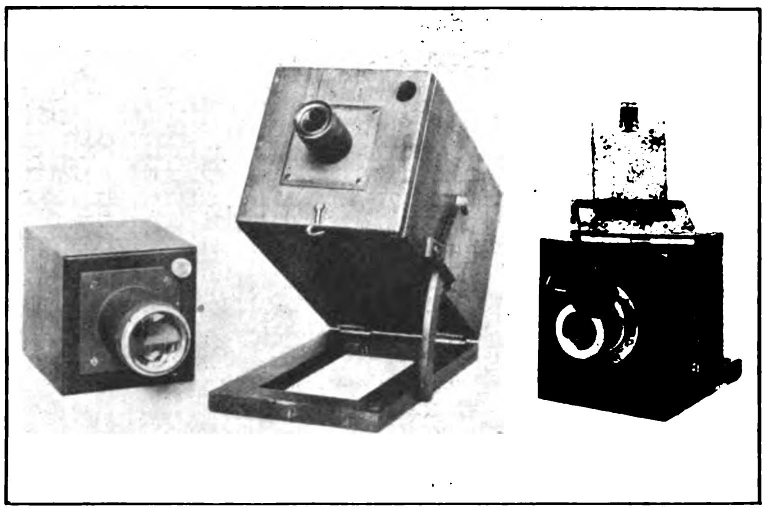
In diesem Jahre feiert die Welt den 100. Geburtstag einer Errungenschaft, ohne die das moderne Leben für uns nicht mehr denkbar wäre, den 100 Geburtstag der Photographie.

Das ist sehr seltsam. Und zwar deshalb, weil es Aufnahmen gibt, die viel älter sind als hundert Jahre

Das Jahr 1837 gilt als der Zeitpunkt der eigentlichen Erfindung der Photographie, weil damals dem Franzosen Daguerre, zwei Jahre nach seiner zufälligen Entdeckung des latenten Bildes und der Entwicklung durch Quecksilberdämpfe, die Fixierung seiner Aufnahmen unter Verwendung des Kochsalzes gelang. Tatsache ist aber, daß damit nur die Daguerreotypie erfunden wurde und nicht die Photographie.

Mit der Erfindung der wirklichen Photographie hat Daguerre nichts zu tun Diesen Ruhm kann ein ganz anderer für sich beanspruchen, nämlich Nicephore Nièpce, der auch der Erfinder der Heliographie und verschiedener anderer Errungenschaften ist. Ihm glückten seine ersten fixierbaren Aufnahmen im Frühling des Jahres 1816, und das Erstaunliche ist, daß er bereits sechs Jahre später mit Glasplatten arbeitete, auf die er als lichtempfindliche Schicht eine Asphaltlösung auftrug.

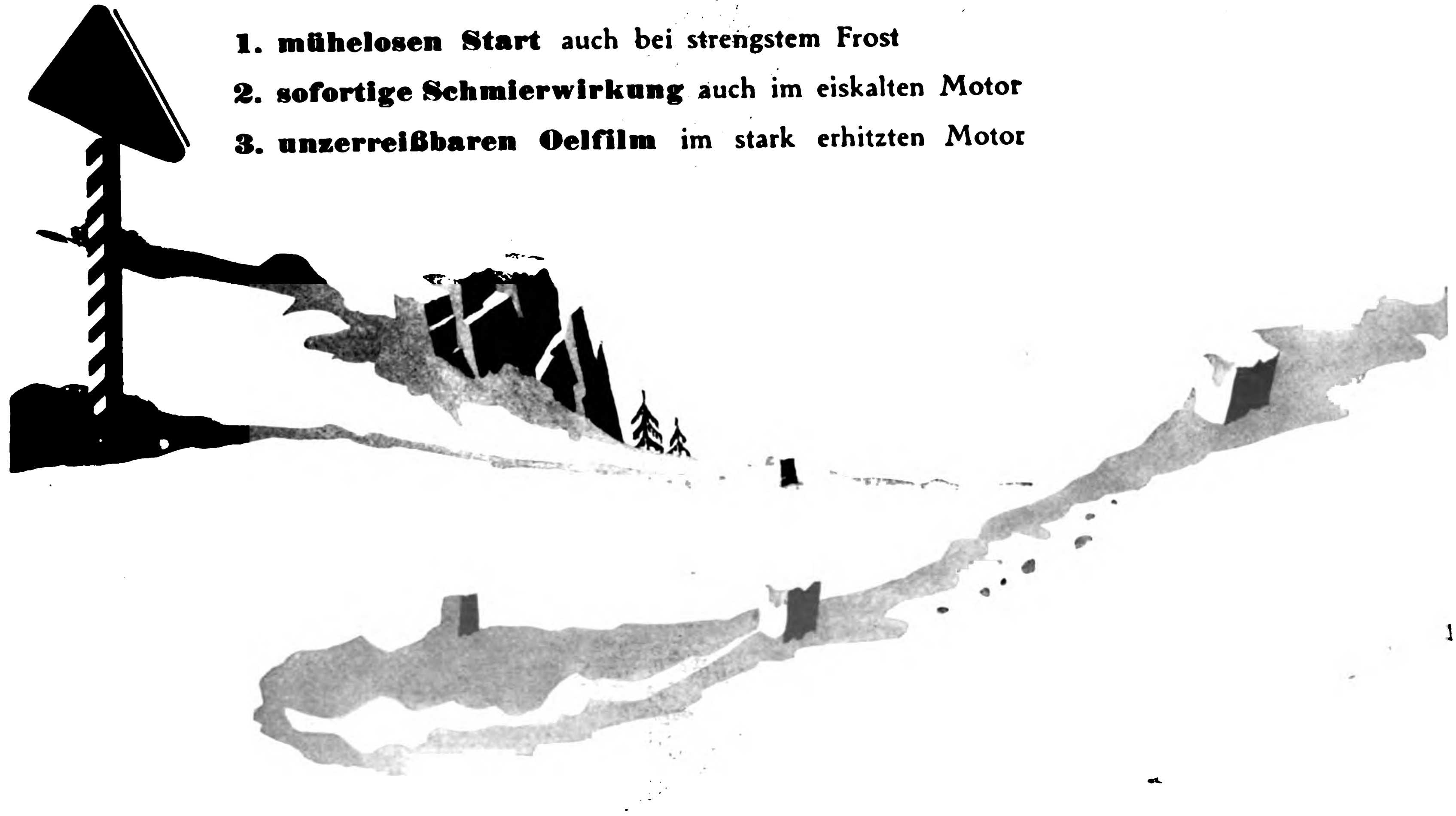
Eine dieser Aufnahmen — man kann sie wohl als die erste bekannte Photographie überhaupt bezeichnen —, deren Belichtungszeit noch acht Stunden dauerte, zeigt ein Innenbild, einen Tisch mit einer Vase voller Blumen, eine Kanne, ein Glas, einen Napf und verschiedene andere Kleinigkeiten Es ist eine aus der Reihe der Bilder, die Nièpce im Gegensatz zu den Kopien von Zeichnungen, denen er den Namen „héliographie“ gab, „points de vue“, „Gesichtspunkte“, nannte. Es waren alles richtige photographische Platten mit der Camera obscura aufgenommen

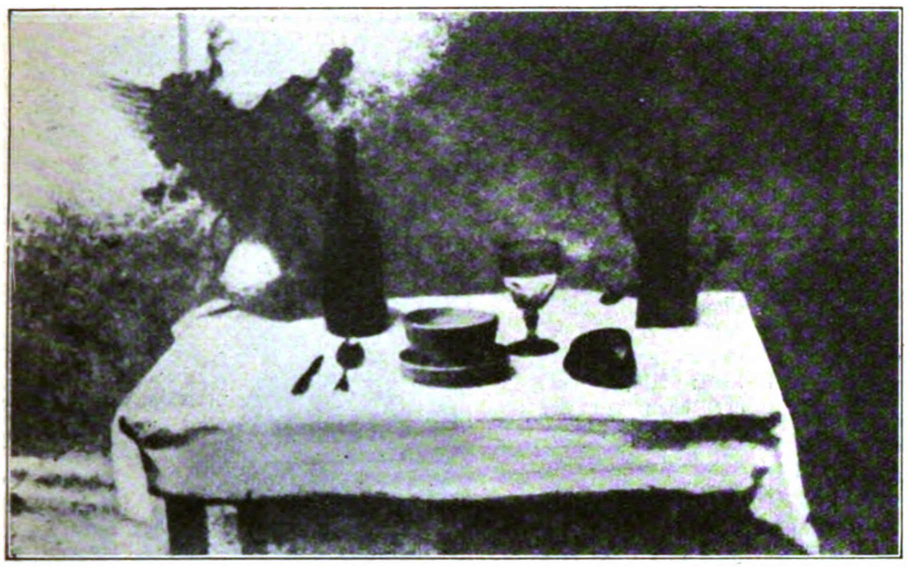


Die Apparate, die Fox Talbot in den Jahren 1840—41 verwendet hat.

Sämtliche Aufnahmen: Archiv Schade

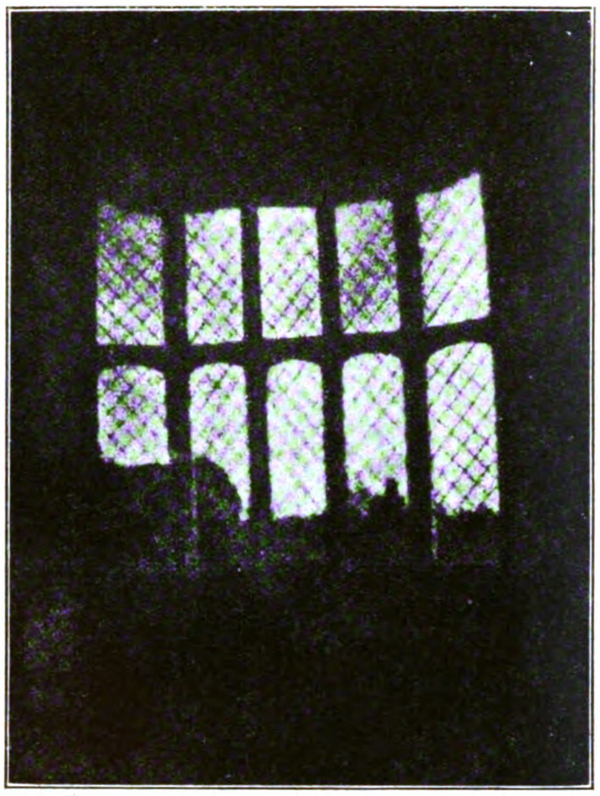
Dieses Photo, das wir hier zeigen, ist übrigens das einzige, das von allen photographischen Arbeiten Nièpces — im strengen Sinne genommen — erhalten blieb Und dabei auch nur in Kopien Das Negativ, das sich in der Sammlung der französischen Photographischen Gesellschaft befand, wurde 1909 einem Professor des Pariser Technologischen Museums namens Peignot, zu wissenschaftlichen Untersuchungen ausgeliehen. Dieser bekam während der Arbeit in seinem Laboratorium plötzlich einen Wahnsinnsanfall und zertrümmerte alles, was sich in seiner Arbeitsstätte befand, leider auch die unersetzliche Platte





Der eigentliche Erfinder der Photographie war Nicephore Nièpce (1765—1833).

In seinen Forschungen auf dem Gebiete der Erfindung der Heliographie hat er sich auch mit der Photographie beschäftigt. Er photographierte auf Glasnegative, die mit Asphalt als lichtempfindlichem Material überzogen waren. Die Expositionsdauer betrug acht Stunden. — Dieses Stilleben ist ein positiver Abzug von dem einzigen — im Jahre 1822 entstandenen — Negativ.

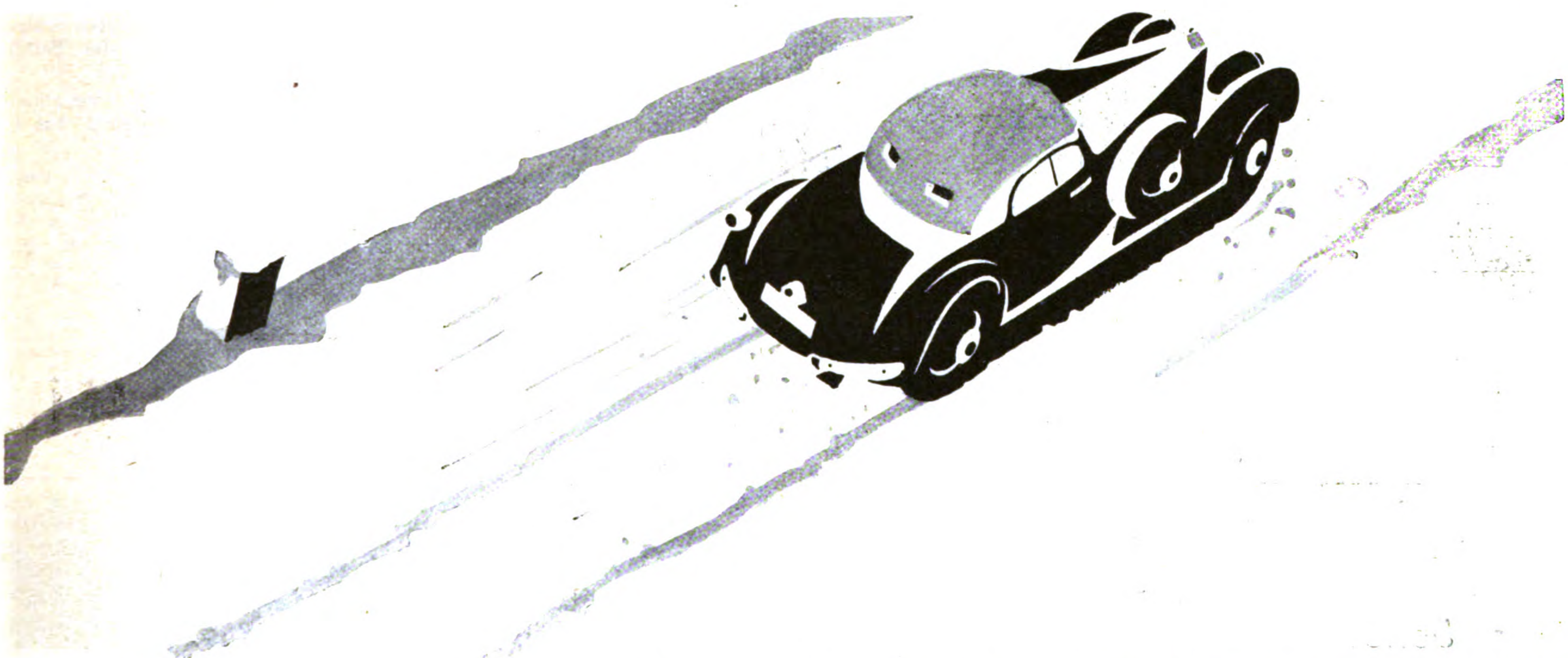


Die älteste noch vorhandene Papierphotographie. Ein Fenster in der Lacock Abbey, das im Jahre 1835 von Fox Talbot aufgenommen wurde.

Was ist nun eigentlich der Unterschied zwischen den Aufnahmen von Nièpce und Daguerre?

Während der erstere seine Aufnahmen in der schon oben beschriebenen Weise, im Grunde genommen also auf die gleiche Art und Weise gewann, wie es der moderne Photograph tut, hatte Daguerres Verfahren einen recht zweifelhaften Wert. Es bestand darin, daß er eine polierte Silberplatte lichtempfindlich machte, indem er ihre Oberfläche der Einwirkung von Joddämpfen aussetzte und dann auf sie photographierte. Das latente, noch „verborgene“ Bild entwickelte er mit Hilfe von Quecksilberdämpfen und fixierte es schließlich. Es war ein Verfahren, das schwerwiegende Nachteile hatte. Es war teuer, unbequem und — es barg keine Möglichkeit in sich, Abzüge zu machen. Wollte man drei Aufnahmen haben, so mußte man sich eben dreimal vor den Apparat setzen und dreimal ordentlich dafür bezahlen. Es ist ganz klar, daß auf der Grundlage Daguerreotypie keine einzige der gewaltigen Industrien möglich gewesen wäre, die doch tatsächlich auf dem Boden der Photographie erblühten.

Bedenkt man nun weiterhin, daß etwa zur gleichen Zeit wie der Franzose Daguerre Fox Talbot in England sein Verfahren der Papiernegative, die — durchsichtig gemacht — ziemlich rohe Positivabzüge ergaben, erfolgreich durchsetzte, dann fragt man sich, weshalb als Zeitpunkt der Erfindung der Photographie ausgerechnet das Datum der Fixierungsmöglichkeit der Daguerreotypie genommen wurde? Wahrscheinlich war Monsieur Daguerre der geschäftstüchtigste der drei Erfinder, der am lautesten schreien konnte und damit seine Zeitgenossen



für sich und nur für sich einnahm.

Tatsache ist jedenfalls, daß es zwölf Jahre vor dem offiziellen Erfindungsdatum der Daguerreotypie eine richtige Photographie mit einer Art Glasnegativ gab. Als interessant verdient dabei noch festgehalten zu werden, daß ihr Erfinder Niépce vorher schon mit der polierten Silberplatte und dem Jod experimentierte und die spätere Daguerreotypie als unpraktisch ablehnte Und noch merkwürdiger: Niépce hat sechs Jahre vor dem Entstehen des ersten „Glasnegativs", von dem wir sprachen, ein Verfahren erfunden, auf lichtempfindlich gemachtem Papier positive Abzüge herzustellen Er ließ dieses Verfahren aber fallen, weil es seinen damaligen Zwecken nicht dienlich war.



Joseph Nicephore Niépce, am 7. März 1765 in Chalons/Saone geboren, ist der eigentliche Erfinder der Photographie, der lange vor Daguerre Aufnahmen auf lichtempfindlich gemachten Glasplatten herstellte.

Trotzdem bleibt die Tatsache bestehen, daß Niépce lange vor Daguerre die Glasnegative und die positiven Abzüge, also die gesamten Grundlagen der Photographie, entdeckt hat. Wenn man noch bedenkt, daß er so ganz nebenbei die Irisblende erfand, die dann lange nach seinem Tode wiedererfunden wurde, so ergibt sich ein ungefähres Bild von dem, was Niépce in der Geschichte der Photographie wirklich bedeutet.

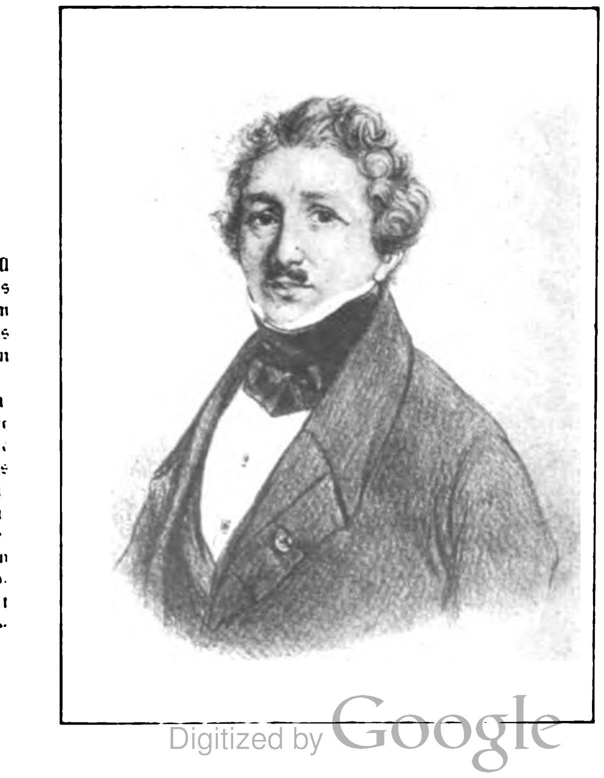
Niépce war ein unglücklicher Mensch, der es nie verstanden hat seine Entdeckungen und Erfindungen für sich nutzbringend zu verwenden Auch der Gemeinschaftsvertrag mit Daguerre, zu dem er sich nach anfänglichem Sträuben schließlich bereitgefunden hatte, brachte ihm keinen Gewinn Die beiden Teilhaber sahen sich nur ein einziges Mal Vier Jahre nach Abschluß dieses Vertrages starb Niépce.

Seinem Neffen Niépce Saint-Victor ist es vorbehalten geblieben, die historische Gerechtigkeit zu retten, indem er 1846 das Glasnegativ wiedererfand, das dann die Daguerreotypie für immer verdrängte.

Zur wahren Großindustrie wurde die Photographie allerdings erst, nachdem der englische Arzt Richard Leach Maddox im Jahre 1871 seine vorzüglichen Bromsilbergelatine-Negative herstellte und die Trockenplatte, durch Charles Benett im Jahre 1878 verbessert, die Arbeit der Photographen außerordentlich erleichterte. Kurz darauf kam noch die Erfindung des Rollfilms hinzu Damit war für Millionen von Liebhaberphotographen die Bahn frei.

*

Louis Jacques Daguerre (1787—1851) der 1835 durch Zufall auf das Phänomen des latenten Bildes kam und darauf, daß es unter Einwirkung von Quecksilberdämpfen entwickelt werden kann fixierte erst zwei Jahre später, also 1837 seine Bilder mit Hilfe des Kochsalzes Dieser Zeitpunkt wird — zu Unrecht, wenn man bedenkt, daß Niépce schon Jahre vorher Photographien geschaffen hat — als die Geburtsstunde der Photographie angesehen



Berühmte Musiker und Alkohol

Max Regers „alte Tante".

Von Max Reger ist bekannt, daß er dem Alkohol gern zusprach. Einmal war er nach einer ostdeutschen Hauptstadt für ein Konzert verpflichtet, wo er mit dem Dirigenten des Konzerts als solistischem Partner ein Konzert an zwei Klavieren spielen sollte. Dieser Dirigent kannte Max Regers Neigung, vor dem Konzert noch eine oder mehrere Fläschchen zu leeren und bangte als geschworener Feind des Alkohols in jeder Form vor den möglichen Folgen. Kurz entschlossen empfing er den am frühen Nachmittag mit der Eisenbahn ankommenden Komponisten auf dem Bahnsteig und lud ihn nach seiner Wohnung ein, um ihn bis zum Beginn des Konzerts nicht mehr aus den Augen zu lassen. Reger aber durchschaute den Trick, täuschte lebhaftes Bedauern vor, der freundlichen Einladung leider nicht folgen zu können — aber er habe am Ort eine alte, höchst schrullenhafte Tante wohnen, die ihn schnurstraks enterben würde, wenn sie erführe, daß ihr Neffe dagewesen sei, ohne ihr seine freie Zeit zu widmen. Wohl oder übel mußte der Dirigent den Schelm Reger, den er hatte überlisten wollen, seine eigenen Wege wandeln lassen, die ihn aber — das war bei Beginn des Konzerts unschwer festzustellen! — nicht nur zu der „alten Tante" geführt hatten. Trotzdem war auch die Sorge unnötig gewesen — Reger war ganz groß in Form und spielte seinen Part mit hinreißendem Schwung.

Liszt — einmal ohne Nimbus!

Im Jahre 1846 weilten Franz Liszt und Hector Berlioz zu gleicher Zeit in Prag, wo man den beiden berühmten Tonsetzern ein prächtiges Festmahl gab. In dessen Verlauf hielt Liszt eine schwungvolle Rede auf Berlioz und überreichte ihm einen silbernen Ehrenbecher. Dieser Becher machte am Abend reichlich oft mit immer neuer Schaumweinfüllung die Runde und Liszt beteiligte sich an der Leerung mit großem Eifer. Unglückseligerweise schloß er in vorgerückter Stimmung mit einem Böhmen eine Wette, wer von beiden den Becher rascher leeren könne. Der Böhme gewann, er trank schneller als Liszt, der darüber in solche Erregung geriet, daß er sich mit dem „Konkurrenten" sofort auf Pistolen schlagen wollte. Noch um zwei Uhr nachts auf der Straße — der andere war längst davongegangen! — war er nur unter den größten Kraftanstrengungen Berlioz' und seines Privatsekretärs von seinem Vorhaben ab- und nach Hause zu bringen. Seine Betreuer waren recht besorgt um ihn, der am kommenden Mittag ein Konzert zu spielen hatte. Um 11½ Uhr schlief er denn auch noch ganz fest, wurde aber in letzter Sekunde geweckt und mit einem Wagen zum Konzertsaal gebracht. Als er den Saal betrat, donnerte ihm schon der Beifall entgegen, und als er am Flügel saß und die ersten Akkorde angeschlagen hatte, schien vollends die Welt rings um ihn versunken zu sein. So herrlich schön wie an diesem Mittag hat er selten gespielt!

Daß Liszt auch sonst einem guten Tropfen nicht abgeneigt war, erfahren wir aus einem Briefe Friedrich Smetanas an ihn. Smetana erinnert Liszt an dessen Versprechen, von ihm eine Sendung Schwedenpunsch „freundlichst anzunehmen", sobald er — Smetana — wieder in Göteborg sei. Smetana schickt nun „einige Bouteillen wirklich ausgezeichnet guten Punsches" und versichert im voraus, daß es ihm eine Freude sein werde, wenn er „bald eine zweite Auflage" senden dürfe. Leider wissen wir nicht, ob Liszt von diesem Anerbieten Gebrauch gemacht hat.

Feste Preise

Hereingefallen ist einst der bekannte königliche Leibarzt Dr. Gräfe, der eines Tages den berühmten Schleiermacher zu seinen Patienten zählte. Nach seiner Genesung schickte Schleiermacher dem Arzte ein höfliches Schreiben, dem er vier Louisdor beilegte, indem er bat, diese Kleinigkeit als Beweis seiner Dankbarkeit für die gehabten Bemühungen anzunehmen.

Am nächsten Tage bereits erhielt er die Geldstücke zurück. Begleitet waren sie von folgendem Schreiben des Geheimen Generalstabsarztes:

„Arme kuriere ich umsonst; Wohlhabende zahlen mich nach der Medizinaltaxe; Reiche honorieren mich nach Belieben anständig."

Auf dieses lakonische Schreiben erteilte Schleiermacher die noch lakonischer abgefaßte Antwort:

„Die vier Louisdor erhielt mit Dank zurück
der arme Schleiermacher."

*

Gut war auch die Antwort, die die berühmte Sängerin Gabrielli der Zarin gegeben hat, als diese ihre Forderung für ein zweimonatiges Gastspiel in Petersburg zu hoch fand.

„Fünftausend Dukaten", wiederholte die Zarin die Forderung. „Aber soviel bekommt ja keiner meiner Feldmarschälle!"

„Dann brauchen Eure Majestät ja nur Dero Feldmarschälle singen lassen", war die Antwort der selbstbewußten Sängerin.

Die Zarin zahlte die geforderte Summe, und die Antwort ist in die Anekdotenliteratur eingegangen, aus der sie etwa alle zwanzig Jahre wieder ausgegraben wird, um einem anderen Künstler in den Mund gelegt zu werden.

*

Noch deutlicher wurde die Tänzerin Pawlowa eines Tages, als man sie fragte, um welches Honorar sie auf einer Festlichkeit, die im Hause einer amerikanischen Milliardärin veranstaltet werden sollte, tanzen würde.

„Eintausend Dollar", sagte die Tänzerin, ohne sich lange zu besinnen.

„Das ist sehr viel Geld", antwortete die Milliardärin. „Vielleicht genügen Ihnen achthundert Dollar?"

Anna Pawlowa lehnte es ab, zu diesem Preise zu tanzen.

„Gut", sagte darauf die Festgeberin gekränkt. „Sie sollen 1000 Dollar haben und geben dafür eine Probe Ihrer Tanzkunst. An der Gesellschaft selbst jedoch werden Sie nicht teilnehmen."

„Oh", meinte darauf die Tänzerin, „das hätten Sie gleich sagen sollen. In diesem Falle tanze ich nämlich auch für 800 Dollar."

E. G.

WERNER GRANVILLE SCHMIDT:

Bomben an Bord

Kaptain M'Allister galt als der verwegenste Skipper an der ganzen Atlantikküste, und zahlreiche Anekdoten, die auf sein Draufgängertum und seine schier krankhafte Wettleidenschaft Bezug hatten, waren in amerikanischen Schiffahrtskreisen in Umlauf.

M'Allister führte die „Mohican", einen Passagierdampfer der Grant-Line, der den Verkehr zwischen Neuyork und den Großen Antillen versah.

Diesen Abend nun, da unsere Geschichte beginnt, befand sich M'Allister in seiner Heimatstadt Neuyork; — noch genauer gesagt: in Jim Cavanaghs Restaurant an der 18. Straße, wo viele Kapitäne zu verkehren pflegten.

Gerade hatte er sich über sein Lieblingsgetränk, eine gutgeeiste Mischung von Ginger-Bier und Whisky-Soda, hergemacht, da betrat Captain Patrick O'Sullivan das Lokal.

M'Allister und der Ire O'Sullivan waren gute Bekannte; denn da ihre Schiffe auf derselben Route eingesetzt waren, trafen sie oft in Neuyork, Kingston oder Habana zusammen.

O'Sullivan war, wie viele seiner Landsleute, ein Spötter und Witzbold. Er fuhr bei der Reederei Ingoll & Scharp und hatte die Führung ihres neuesten Passagierdampfers, der „Lady Ada Flint", übertragen bekommen.

Eben diese Nacht — auch die „Mohican" verließ um die gleiche Stunde Neuyork — sollte die „Lady Ada Flint" ihre Jungfernreise nach Habana antreten.

O'Sullivan, der Spaßmacher, meinte im Laufe der Unterhaltung zu M'Allister: „Soll ich Sie auch in Schlepptau nehmen, Allister?"

Ein wenig Eitelkeit sprach aus dieser Neckerei; denn welcher Kapitän ist nicht stolz, wenn er ein funkelnagelneues, modernes Schiff unter den Füßen hat.

Es war auch gut anzunehmen, daß die „Mohican", die schon ein Vierteljahrhundert auf dem Rücken hatte, nicht so viel Fahrgeschwindigkeit entwickeln würde wie der Neubau.

M'Allister runzelte die Brauen. Auf sein Schiff ließ er nicht gerne etwas kommen. Was dieser „Patty" sich wohl einbildet! Gleichzeitig erwachte aber auch wieder seine Wettlust, und ohne viel Nachdenken rief er: „Wetten, O'Sullivan, daß Sie mir mit Ihrer ‚Lady Ada Flint' nicht weglaufen? Ich setze hundert Dollars, zahlbar an den Kapitän, dessen Schiff zuerst die Festung Morro-Castle passiert! Die Signalstation dort wird die Zeit unseres Einlaufens schon gewissenhaft registrieren."

„Ich setze dagegen!" lachte O'Sullivan und hob sein Glas. „Die Herren hier" — er wandte sich an einige Kapitäne, die am Nebentisch saßen — „sind Zeugen."

M'Allister tat dem Iren Bescheid. „Es ist Ihre Sache, O'Sullivan, wie Sie Ihr Schiff am schnellsten nach Habana bringen — und meine Sache, wie ich die ‚Mohican' als Siegerin ans Ziel bringe. Bis jetzt habe ich noch keine Wette verloren!"

Am Nebentisch tuschelte einer: „M'Allister hat einen Nerv. Ob er im Ernst glaubt, die ‚Lady Ada Flint' mit seinem alten Hooker überholen zu können? Er kann sich freuen, wenn er nur um eine Nasenlänge geschlagen wird. Diese Wettleidenschaft ist noch einmal sein Ruin. Soll mich nur wundern, wie er sich diesmal aus der Schlinge zieht."

Die andern nickten zustimmend. Sie gaben ebenfalls M'Allister keine große Chance, wenn sie auch wußten, daß er schon die tollsten Sachen geliefert hatte, um seine Wetten zu gewinnen. Schiff ist aber schließlich Schiff, und wenn die „Lady Ada Flint" nur eine halbe Seemeile mehr lief, dann konnte sich M'Allister ruhig begraben lassen.

*

Pünktlich um Mitternacht warfen die Dampfer „Mohican" und „Lady Ada Flint" los und steuerten aus der Neuyork-Bai in den Atlantik hinaus.

Die „Mohican" folgte dicht im Kielwasser ihrer Rivalin, und noch während der ganzen Nacht behielten sich die Schiffe in Sicht.

Patrick O'Sullivan hätte sich gerne die hundert Dollar verdient. Sooft er nach Achtern Ausschau hielt während seiner Wache, entdeckte er immer noch die beiden Topplichter und die Seitenlampen der „Mohican". Weiß, rot und grün schimmerten sie höhnisch durch das Dunkel, als wollten sie sagen: „Wir heften uns an deine Fersen! Uns schüttelst du so leicht nicht ab!"

Der Ire meinte verdrießlich zu seinem „Ersten": „Dieser M'Allister ist ein zäher Yankee. Ich hätte nicht geglaubt, daß sein alter Kasten mit uns Schritt hält. Nun, die Hauptsache ist ja, daß wir einen klaren, wenn auch geringen Vorsprung behalten, damit wir als erstes Schiff Morro-Castle passieren. Die in der Maschine sollen nur tüchtig Dampf aufmachen."

*

Die „Lady Ada Flint" hatte die Höhe der „Keys" erreicht; jener Inselkette, die der Küste Floridas vorgelagert ist. Als der Sonnenball glutrot ins Meer versank und schnell die Dämmerung hereinbrach, konnte der „Erste" seinem Kapitän die Meldung machen, daß die Masttoppen der „Mohican" hinter dem Horizont versunken waren.

Ein befreiender Seufzer hob O'Sullivans Brust. „Recht so! Das wäre ja auch noch schöner, daß so ein alter Pott mein neues Schiff aus dem Felde schlagen würde. — Diesmal muß M'Allister, der gerieben Fuchs, die Rechnung be-

zahlen. — Ja, ich denke, ich gehe zur Koje. Nun kann ich wenigstens in Ruhe schlafen. Gute Wache, Steuermann!"

„Gute Ruh', Captain O'Sullivan."

Der Ire hatte nicht weit zu gehen; denn seine Kammer lag auf dem Brückendeck.

Als er die Tür öffnete, fiel ihm sofort ein Brief in die Augen, der auf der Schreibtischplatte lag.

O'Sullivans Züge verfinsterten sich. Er hatte es nicht gerne, wenn jemand in seiner Abwesenheit seine Kammer betrat.

Noch voller Unmut zerrte er den Bogen aus dem Umschlag; dann, als er die ersten Zeilen überflogen hatte, malte sich heftiger Schreck in seinen Zügen. Schwer ließ er sich auf den Drehsessel fallen und überlas nochmals die Zeilen.

Der Brief lautete:

„Herr Kapitän, mein Gewissen läßt mir keine Ruhe, und deshalb muß ich Ihnen ein Geständnis machen. Ich habe im Auftrage einer politischen Partei eine Bombe an Bord eingeschmuggelt, weil sich Gegner auf der ‚Lady Ada Flint' eingeschifft haben, denen wir den Tod geschworen haben. Die Bombe ist mit Zeitzündung versehen und wird heute, genau um Mitternacht, explodieren. Sie befindet sich in einer Kiste, die folgendermaßen gezeichnet ist „× C. P. 2102" und in Neuyork als Frachtgut an Bord kam. Retten Sie die unschuldigen Passagiere und Ihr schönes neues Schiff! Weitere Angaben kann ich Ihnen nicht machen, denn ich weiß nicht, in welchem Raum die Kiste untergebracht ist. — PS Seien Sie sehr vorsichtig mit der Kiste, wenn sie gefunden ist!"

Weiter nichts; keine Unterschrift; keinerlei Anhalt, der es ermöglichte, den Liegeort der Kiste genau festzustellen. Höchstens konnte man den zweiten Offizier, der die Ladung unter sich hatte, befragen und feststellen lassen, ob sich ein solcherart bezeichnetes Kollo in den Ladelisten befand; aber damit war nichts gewonnen. Kapitän O'Sullivan ließ seine Gedanken fieberhaft arbeiten. An Bord befanden sich verschiedene höhere kubanische Staatsbeamte und Militärs, die nach Habana zurückfuhren. Ihnen galt aller Wahrscheinlichkeit nach der Anschlag. Attentate gegen diese Herren waren ja an der Tagesordnung.

Erste Bedingung war nun, daß man die Kiste mit der Bombe rechtzeitig fand und unschädlich machte; ferner, daß die Suche möglichst unauffällig betrieben wurde, um eine Beunruhigung der Passagiere zu vermeiden.

Stunden konnten vergehen, bis die gesamte Ladung nach dem verhängnisvollen Kollo durchsucht war. — Und wenn man sie nicht vor Mitternacht entdeckte?

Kalter Schweiß perlte auf O'Sullivans Stirn. Im Geiste hörte er schon das Krachen der Explosion, die sein schönes Schiff in Stücke reißen würde und Tod und Verderben unter den Passagieren verbreitete.

Schwerfällig erhob sich O'Sullivan und ging zur Brücke zurück, um mit dem „Ersten", der die Wache hatte, Rat zu halten.

Dessen Meldung, daß die „Mohican" immer noch außer Sicht war und das Rennen wohl aufgegeben habe, berührte ihn kaum. Was bedeutete ihm diese Wette, wo es um Sein oder Nichtsein der „Lady Ada Flint" ging; wo das Leben von Passagieren und Besatzung sozusagen an einem seidenen Faden hing.

O'Sullivan versammelte die Schiffsoffiziere um sich und machte sie mit dem Inhalt des Briefes bekannt.

In aller Stille wurde dann die Suche begonnen. Vier Luken führten in die vorderlichen und achterlichen Laderäume, die fast bis obenhin mit Stückgut gefüllt waren.

Beim Schein der elektrischen Deckslampen wurde an allen Luken gleichzeitig begonnen.

Allen Beteiligten war strengstens befohlen worden, mit den Frachtstücken äußerst vorsichtig umzugehen. Dadurch verzögerte sich die Suche natürlich stark.

Schnell verrannen die Stunden, und in immer bedrohlichere Nähe rückte die Mitternacht, ohne daß die Kiste gefunden wurde. O'Sullivan war schon ganz verzweifelt und trieb die Suchenden zu immer größerer Eile an.

Unten, in den Gesellschaftssälen des schönen Schiffes vergnügten sich die ahnungslosen Passagiere beim Tanz.

Den Matrosen, die in den dumpfen Räumen — in der Tiefe mußten Taschenlampen verwendet werden — nach der verhängnisvollen Kiste fahndeten, lief der Schweiß in Strömen von der Stirn.

Um 11.30 Uhr nachts machte der „Erste" erneut Meldung auf der Brücke. Sie lautete so entmutigend wie möglich, nämlich, daß bisher nichts gefunden sei; daß es aber ganz unmöglich war, bis Mitternacht sämtliche Kolli gewissenhaft zu überholen.

Ein kurzer Schiffsrat wurde erneut abgehalten.

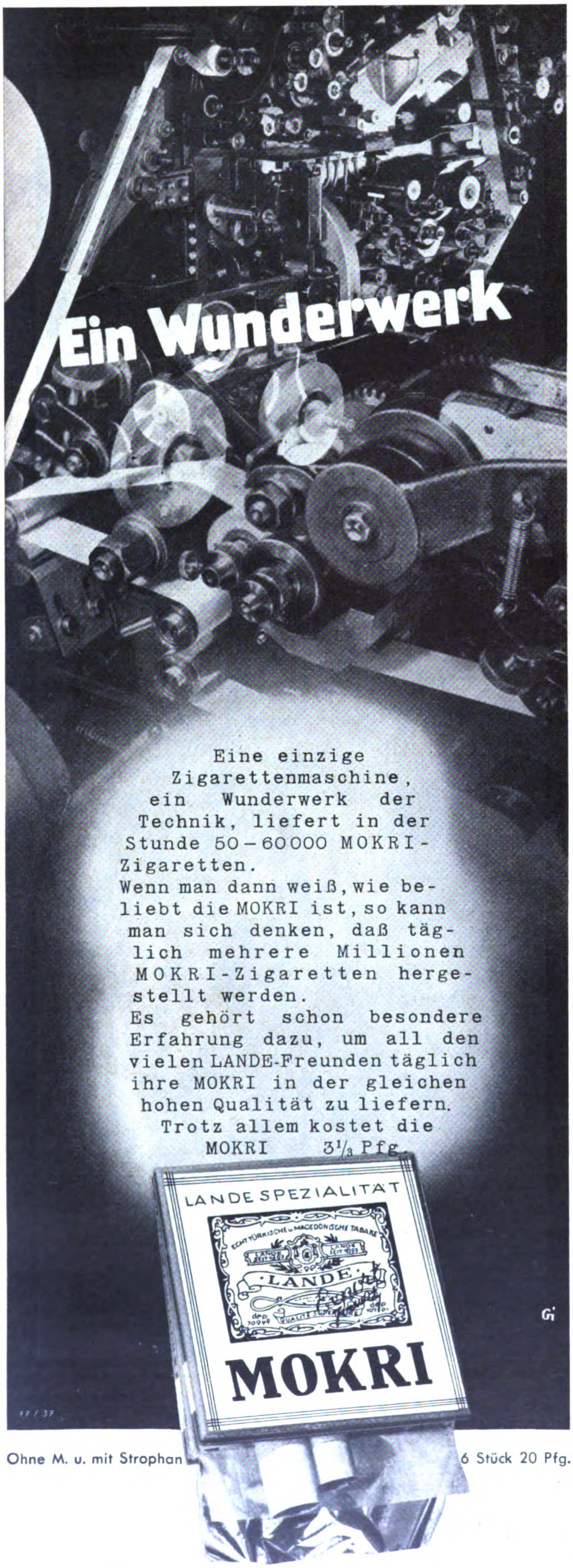
„Es hilft alles nichts", meinte O'Sullivan, „wir müssen uns auf das Schlimmste gefaßt machen. Nun bleibt nur eines übrig: wir müssen die ‚Lady Ada Flint' abstoppen und sämtliche Passagiere in die Boote gehen lassen. Man könnte ihnen ja erzählen, daß es sich um eine der vorgeschriebenen Übungen handelt, wie sie bei jeder Überfahrt und auf allen Schiffen stattfinden. Nur nicht nervös werden, meine Herren, damit sich Ihre Unsicherheit nicht auf die Passagiere überträgt! — Ist bis ein Uhr nachts dann keine Explosion erfolgt, dürfen wir wohl annehmen, daß die Bombe versagte, und alle Gefahr vorüber ist. Wir können dann die Boote wieder an Bord nehmen."

Die Passagiere — mitten in frohester Stimmung — waren nicht wenig erstaunt, als Higgins, der „Erste", eintrat und um Ruhe bat.

Meisterhaft hatte er sein Minenspiel in der Gewalt, als er mit verbindlichem Lächeln sagte: „Meine Damen und Herren: wie Ihnen vielleicht bekannt ist, muß jeder Passagierdampfer auf See mindestens ein Bootsmanöver für Passagiere und Besatzung veranstalten, damit jeder weiß, wo sein Platz im Falle einer Gefahr ist. Um die Wirkung dieser Übung zu erhöhen, soll diese Übung unvorbereitet in der Nacht erfolgen; aber Captain O'Sullivan hat Verständnis für Ihr Schlafbedürfnis, und deshalb soll die Übung schon jetzt, bevor Sie Ihre Kojen aufsuchen, stattfinden. Mit desto ungestörterer Nachtruhe können Sie dann dem neuen Tage entgegenschlafen. — Ich hoffe, daß diese Übung für Sie ein nettes Erlebnis wird; denn wir haben spiegelglattes Meer und eine märchenhaft schöne Sternennacht — wovon Sie hier im Saal kaum etwas gemerkt haben würden. Weil diese Übung ja nur eine Formsache ist, die die allgemeine Fidelitas nicht stören, sondern erhöhen soll, bitte ich Sie, sich paarweise aufzustellen und mir an Deck zu folgen. Beim Wiederanbordgehen wird die Bar noch ein Stündchen geöffnet bleiben, und Sie alle dürfen sich dann, zur Belohnung sozusagen, als Captain O'Sullivans Gäste betrachten."

Das zog! Lachend und plaudernd, Arm in Arm, gingen die Passagiere an Deck, wo sie die Rettungsboote bereits ausgeschwungen fanden.

Bei der ruhigen See und der tagehellen Beleuchtung wickelte sich das In-die-



Boote-Gehen schnell und reibungslos ab. Einige Passagiere murrten wohl, weil sie den Tanz hatten unterbrechen müssen; aber die laue Nacht war erträglich, und so fanden sie sich mit der Übung ab

Captain O'Sullivan hatte angeordnet, daß die Boote in großem Abstande das stilliegende Schiff umkreisen sollten, damit, falls die Explosion erfolgte niemand durch umherfliegende Trümmer verletzt würde.

Patrick O'Sullivan allein blieb — ein echter Seemann — an Bord seines dem Verhängnis geweihten Schiffes.

Alle Vorstellungen seiner Offiziere halfen nichts; er blieb fest

„Versagt die Bombe, werde ich Ihnen von der Brücke aus durch Leuchtsignale die Rückkehr anbefehlen; geht die ‚Lady Ada Flint' in die Luft, ist mein Platz auf ihrer Brücke."

— — — — — — — — — — — — —

Langsam für die Passagiere schlich die Zeit. Sie waren in leichte Tropen- und Abendkleidung gehüllt, und allmählich begannen sie in den offenen Booten doch zu frösteln.

Patrick O'Sullivan stand derweilen auf der Brücke und verfolgte den rastlos eilenden Lauf des Chronometers Er hatte alle Leute von Bord geschickt, weil er unnötig auch nicht das Leben eines Besatzungsmitgliedes gefährden wollte. Nun war nur noch eine Viertelstunde — nun zehn Minuten — nun fünf — — —

Wie gebannt hingen O'Sullivans Augen an dem Zifferblatt Jetzt konnte er sich ausmalen, wie einem zum Tode Verurteilten zu Mute war.

Kein Blick galt mehr der See, und deshalb sah er auch nicht das winzig grüne Licht; die Steuerbordlampe eines mitfahrenden Dampfers, der in weiter Ferne die ‚Lady Ada Flint' an Backbord überholte.

Mitternacht! Hell pinkten die Schläge der Chronometer durch die Stille; nur die Glocke und der Bock, wo sonst die Stunden geglast wurden, schwieg, weil keiner der Matrosen mehr an Bord war und sie zum Klingen brachte.

Um O'Sullivans Brust legte sich ein eiserner Reif; seine Schläfen spannten sich unter schmerzhaftem Druck; unwillkürlich umklammerten seine Hände die Ränder des Kartentisches.

Mählich löste sich, mit dem fortrückenden Zeiger, die unerträgliche Spanne, und eine winzige Hoffnung glomm auf.

Versagte der Mechanismus der Höllenmaschine — oder war dies nur eine Gnadenfrist, weil vielleicht das Uhrwerk der Bombe von den Schiffschronometern differierte?

Fünf Minuten nach Zwölf; — zehn Minuten nach; — eine Viertelstunde darüber — — — und noch immer war das Gefürchtete, Ungeheuerliche nicht geschehen

Um 12.30 Uhr hatte O'Sullivan sein inneres Gleichgewicht völlig wiedergefunden Kein Zweifel, die Bombe hatte versagt; ein Wunder war geschehen und hatte sein schönes neues Schiff mit allem, was an Bord war, gerettet.

Auf alle Fälle wartete er aber noch fast eine weitere halbe Stunde, bevor er die Boote durch Leuchtsignale zurückrief.

Hochstimmung herrschte noch bis in die frühen Morgenstunden an Bord Der Kapitän hatte ja eingeladen; der Kapitän war ein feiner Kerl! — Und diese Nachtübung war doch auch mal was Besonderes gewesen!

Nun wurde auch der Rest der Ladung durchsucht; denn O'Sullivan wollte unter allen Umständen die betreffende Kiste über Bord werfen lassen

Doch es stellte sich heraus, daß überhaupt ein Kollo mit der vom geheimnisvollen Briefschreiber erwähnten Kennzeichnung nicht unter der Ladung war.

Patrick O'Sullivan ließ einen ganzen Rattenkönig von Verwünschungen vom Stapel. „Entweder hat der Briefschreiber die Kennzeichnung irrtümlicherweise nicht richtig wiedergegeben — oder es handelt sich um die Tat eines Irren — Hätte ich doch gleich in den Ladepapieren nachsehen lassen, ob ein solches Frachtstück überhaupt an Bord kam. Vor lauter Aufregung und Sorge denkt man nicht an das Nächstliegende. Wenn es nur mit der Beunruhigung getan wäre; aber hinzu kommt noch der Zeitverlust, weil ich stoppen ließ!"

„Den M'Allister wohl ausgenützt haben wird, uns vorbeizulaufen", fügte der „Erste" hinzu

Die beiden Männer sahen sich bedeutungsvoll in die Augen; beiden war wohl plötzlich dieselbe Erkenntnis gedämmert.

Es stellte sich übrigens bei nachträglicher Durchsicht der Ladepapiere heraus, daß ein Kollo mit der betreffenden Kennzeichnung tatsächlich nicht angeliefert worden war

*

Natürlich passierte die „Mohican" als Siegerin die Signalstation bei dem Fort „Morro Castle"

O'Sullivan hatte den Zeitverlust nicht mehr aufholen können. Am Abend saß M'Allister mit seinem früheren Bootsmann, der jetzt auf der „Lady Ada Flint" fuhr, in einer Bar der Calle Obispo.

Lachend meinte M'Allister: „Der Streich ist glänzend gelungen. — O'Sullivan sollte nur ahnen, daß du in meinem Auftrage unterwegs den Brief in seine Kammer schmuggeltest. — Pech und Schwefel würde er speien. Einerlei; ich habe meinen Willen und die Wette gewonnen. Hier hast du die versprochene Zwanzig-Dollar-Note — und nun verschwinde! — Es ist besser, man sieht uns nicht zusammen. O'Sullivan kommt nachher auch hierher. Schließlich könnte ihm mal ein Licht aufgehen, und dann könnte es eine böse Geschichte für uns werden."

Bald nach des Bootsmanns Weggang kam auch O'Sullivan. Schweigend zählte er, nach kurzer Begrüßung, fünf Zwanzig-Dollar-Scheine auf den Tisch „Verloren ist verloren, M'Allister; aber nicht, weil mein Schiff versagte."

So beiläufig erzählte er, was sich ereignet hatte. Sein Blick lag fest in M'Allisters Augen, als er schloß: „Irgendein Irrer wird mir den Streich gespielt haben; denn ein vernünftiger Mensch kann doch nicht so schwere Verantwortung auf sich nehmen Wenn nun eine Panik ausgebrochen wäre? M'Allister, jene Stunde, als ich mutterseelenallein auf meinem Schiff stand und mit dem Leben abgeschlossen hatte, gönne ich meinem ärgsten Feinde nicht. Verstehen Sie mich?"

M'Allister nickte und murmelte etwas Unverständliches. Er hatte es plötzlich eilig, sich zu verabschieden.

*

In Schiffahrtskreisen hat es sich herumgesprochen, daß M'Allister seinen Wettgewinn dem „Verein zur Rettung Schiffbrüchiger aus Seenot" überwies

Auch von seiner Wettleidenschaft soll er geheilt sein.

Viele wundern sich darüber

Patrick O'Sullivan glaubt zu verstehen — aber er hält seinen Mund

Huzli Puzli:

Old Knatterhand und sein Pfandmeister

Old Knatterhand, der berühmte Westmann zwischen den blauen Bergen und den Seen, der Bärenjäger und Indianerschreck, saß nach manchem Abenteuer wieder einmal in dem Drinkroom von New Quitzibroad vor einem Glas deutschen Bieres. Betrübt hingen die Lederfransen von seiner indianischen Hose, und die unfehlbare Donnerbüchse lehnte diesmal in der Ecke, als habe sie seelische Hemmungen. Old Knatterhand schob seinen breitrandigen Sombrero in den Nacken und kratzte sich ratlos den Silberskalp. Nicht ein einziger handelbarer Pelz war ihm in der letzten Zeit vor den Lauf gekommen. Wußte der Teufel, was die Grizzlybären bewogen hatte, plötzlich nach Norden abzuwandern und ihn, Old Knatterhand, zu einem Greenhorn zu stempeln. Jeder feige Kojote würde lachen, wenn er wüßte, wie es ihm ergangen war Nur Grizzlydreck hatte er entdeckt. Dann!

Tief in düsteren Gedanken bemerkte der Trapper nicht, wie er durch das offene Fenster von zwei stechenden Augen beobachtet wurde. Da schnaufte draußen Schimmelpfeil, sein kluger Mustang und die beste Stute zwischen den blauen Bergen und den Seen. Old Knatterhand hob den Kopf, aber da öffnete sich schon die Tür zu der Schankstube. Ein Konstabler trat ein, sagte „Good morning!" und ließ sich ungezwungen an dem Tisch nieder, auf dem der Alte die Ellbogen gestützt hielt.

„Old Knatterhand, der Bezirksrichter läßt Euch laden!"

Der Trapper steckte sich ein Kauzeug ins Maul, bewegte die Kinnladen, als ob er spreche, sagte aber nichts.

„Ich soll Euch sofort aufs Gericht bringen, die Misters warten!"

Nun bewegte Old Knatterhand den Kiefer wirklich zum Sprechen. „Bestellt den Misters, daß ich Old Knatterhand bin und kein Greenhorn. Wer mit mir reden will, mag zu mir kommen."

„Dann muß ich Euch zwingen, so leid es mir tut, den berühmten Scout . . "

Ehe der Konstabler aber nach der Pistolentasche greifen konnte, drückte ihm Old Knatterhand die Mündung seines Revolvers auf den Bauchnabel „Braucht Ihr eine Abführpille, Sir?"

„Hm . . . also Ihr werdet, ehrenwerter Old Knatterhand, die Güte haben und hier warten bis das Hohe Gericht erscheint, wenn ich recht verstanden habe?"

„Ich warte, solange es mir paßt! . . . Wirt, zahlen!" rief der Alte dem Indianer hinter dem Schanktisch zu.

„Mein weißer Bruder hat für einen halben Dollar Bier getrunken", meinte die Rothaut, „wünsche, daß es seinen Gaumen erquickt und sein Herz erfreut habe."

Zerstreut legte Old Knatterhand die Waffe auf den Tisch. „Mein roter Bruder weiß, daß Old Knatterhand eine rauhe Hand und eine ehrliche Seele hat. Ich werde ihm einen ganzen Dollar zahlen, wenn ich wieder in sein Wigwam trete. Howgh! ich habe gesprochen!"

„Uff! Old Knatterhand ist ein großer Scout und gießt keine Kugel vergebens", antwortete der rote Mann mit einem zufälligen Blick auf das Schießeisen. Lautlos entfernte er sich auf seinen Mokassins.

Gleich darauf schnaubte Schimmelpfeil draußen am Fenster zum zweitenmal. Sekunden später stand das Hohe Gericht von New Quitzibroad im Türrahmen, grüßte „Good morning!", nahm Platz und eröffnete die Sitzung.

„Old Knatterhand", sprach der Hauptrichter, „Ihr habt da am oberen Creek bei dem sehr ehrenwerten Mister Blackert, Gemischtwarenhändler allda, ein Jagdhemd gekauft mit dem Versprechen, den Wert desselben noch vor dem letzten Mondwechsel mit drei Grizzlyfellen abzugelten. Das ist nicht geschehen. Stimmt das?"

„Well, Sir!“

„Da das also nicht geschehen ist“, fuhr der Richter fort, „beschließt das Hohe Gericht zu New Quitzibroad dem Antrag des ehrenwerten Mister Blackert stattzugeben und die Pfändung Euerer Habe nach den geltenden Bestimmungen anzuordnen und beauftragt mit der Durchführung des Beschlusses den Pfandmeister hiesigen Ortes, welches Euch, da Ihr weder des Lesens noch des Schreibens kundig erscheinet, hiermit mündlich zur Kenntnis gebracht sei. Gerichts- und Eintreibungskosten trägt die ‚Stiftung für unverschuldete Schuldner‘ unseres hochvermögenden Mister Smith. Die Sitzung ist geschlossen.“

Damit begab sich das Hohe Gericht von New Quitzibroad zur Tür hinaus, während Old Knatterhand gemächlich zum Fenster hinauskletterte, sein Pferd bestieg und bald die Stadt im Rücken hatte. Als er die offene Prärie erreichte und einen Blick zurückwarf, gewahrte er eine Staubwolke, die in gerader Richtung auf ihn zustrebte.

„Der Pfandmeister“, griente Old Knatterhand und trieb Schimmelpfeil zur größeren Eile an. Als wüßte das schlaue Tier, um was es ging, flog es über das Grasland den blauen Bergen zu. Längst hatte der Trapper die Prärie hinter sich und eben war er durch den Neander-River geschwommen, als er bemerkte, daß der Pfandmeister Schritt gehalten hatte und sich gerade anschickte, sein Pferd gleichfalls in die wirbelnde Flut zu lenken.

Old Knatterhand stand das Maul offen. Es gab nur noch einen einzigen Mustang zwischen den blauen Bergen und den Seen, der imstande war, Schimmelpfeil auf dem Schwanze zu bleiben. Kein Zweifel, der Pfandmeister saß auf Flügelmähne, dem indianischen Wunderhengst und leiblichen Bruder von Schimmelpfeil. Die Regierung mußte Flügelmähne von Bluffiböff, dem großen Häuptling und Freund der Blaßgesichter, erworben haben, um endlich eine Möglichkeit zu besitzen, gutberittenen Schuldnern auf der Fährte zu bleiben. So kalkulierte Old Knatterhand. Oh, er hatte sich noch nie geirrt, nur die verherten Grizzlys . . .

Ein wildes Rennen hub an. Kaum, daß Schimmelpfeil mit den Hufen den Boden berührte. Aber Flügelmähne gab keinen Zentimeter ab. Durch Wälder und grüne Täler, vorbei an schwindelnden Abgründen und geradwegs über schaurige Klüfte ging die Pfändungsjagd. Zuweilen war der Pfandmeister so nahe herangekommen, daß Old Knatterhand mit einigem guten Willen das „Stop, Mister!“ hätte hören können, jedoch der große Geist hatte seine Ohren mit Taubheit geschlagen. Schon senkte sich die Sonne hinter den blauen Bergen, als der Alte zu seiner Genugtuung feststellte, daß er seinen Verfolger abgeschüttelt hatte. Um auch die letzte Spur zu verwischen, ritt er jetzt eine Weile in dem Bett eines Gebirgsbaches. An einer Waldlichtung sattelte er ab und schlug sein Nachtlager auf. Das Wildfleisch unter dem Sattel war durch den tollen Ritt viel zu weich gekocht für den Geschmack des Trappers. Er brummte, wodurch ihm entging, daß hinter ihm behutsam die Büsche geteilt wurden. Ein Kopf auf einem langen Halse drängte sich durch das Buschwerk. Dann folgte ein Oberkörper auf zwei langen Beinen.

„Good evening, Sir!“ sagte der Pfandmeister. Er putzte die Brillengläser, zog ein amtliches Formular aus der Tasche, schöpfte tief Atem und begann: „Auf Grund des Gerichtsbeschlusses des Hohen Gerichtes zu New Quitzibroad ist dem Pfändungsantrag des sehr ehrenwerten Mister Blackert, Gemischtwarenhändler am oberen Creek, in der Weise stattgegeben, daß dem Trapper Old Knatterhand, der bei genanntem Mister ein Jagdhemd erstand mit dem Versprechen, den Wert desselben durch Gegenlieferung von drei Grizzlyfellen baldigst abzugelten, in Ermangelung anderer Habe der Ledersattel zu pfänden ist, wobei das Gericht von dem Gedanken geleitet wurde, daß man auch auf einer Decke reiten kann, während Waffen, Kleidung und Pferd zur Berufsausübung eines christlichen Westmannes unentbehrlich sind . . .“

Der Pfandmeister holte Luft, indes Old Knatterhand grinsend eine andere Richtung schaute, wo eben noch zwei Geschwisterpferde friedlich miteinander grasten.

„Mit der Durchführung der Pfändung“, begann der Pfandmeister aufs neue, „hat das Hohe Gericht zu New Quitzibroad den Pfandmeister hiesigen Ortes bestellt und ihn angehalten, bei nicht gutwilliger Auslieferung des Sattels die Beschlagnahme desselben zu erzwingen und ihn an einem noch festzusetzenden Termine nach den örtlichen Bestimmungen für Zwangsauktionen öffentlich und meistbietend zu versteigern. Versehen mit dem Siegel des Hohen Gerichtes zu New Quitzibroad und unseren eigenhändigen Unterschriften . . . Nun, Mister?“ Höflich lockerte der Pfandmeister die Revolvertasche.

„Da liegt der Sattel!“ Old Knatterhand hatte schon seit Minuten einen schrecklich breiten Mund. „Da liegt er, nehmt Euch das Ding auf die ehrenwerten Schultern und tragt es nach New Quitzibroad. In einer Woche, kalkuliere ich, werdet Ihr es schon schaffen.“

„Flügelmähne schafft's in sieben Stunden“, lächelte der Vollzugsbeamte.

„Flügelmähne ist eben von einer Rothaut gestohlen“, griente Old Knatterhand.

Der Pfandmeister sprang wie ein Känguruh zum Waldrand, kam fluchend zurück und schrie: „Ihr habt es gesehen und geschehen lassen, also requiriere ich Euer Reitpferd!“

„Mister“, Old Knatterhand stach ihm die Nase ins Gesicht, „ich bin ein gottesfürchtiger Westmann. Wagt Ihr es aber, auch nur ein Härchen von meinem Schimmelpfeil zu beschlagnahmen, so wird mein Bowiemesser Eueren Magen in ein Teesieb verwandeln!“

„Hm . . .“ überlegte der Pfandmeister, „aber den Sattel muß ich mitnehmen.“

Feixend nickte der Alte. Er pfiff seinem Schimmelpfeil, schwang sich auf den leeren Rücken und meinte: „Habe meinen Tabak vergessen, werde Euch ein Stück des Weges begleiten.“

„Damn!“ zischte der Pfandmeister, als er den Sattel auf sein Gewicht prüfte. Lange lauerte er vor sich hin. „Old Knatterhand“, ganz zutraulich kam das heraus, „Euer Name hat einen Klang zwischen den blauen Bergen und den Seen. Soll man nun einst von Euerem

Sattel sagen, daß sich ein christlicher Pfandmeister daran zu Tode geschleppt hat? Nehmt mich mit auf Euerem Mustang, will sehen, was ich in New Quitzibroad für Euch und Euere Sache tun kann."

„Hä-hä-hä!" lachte Old Knatterhand, „bin ich ein Greenhorn, Mister? Braucht ihn doch nicht zu schleppen, den Sattel. Setzt Euch drauf und reitet, wohin Ihr wollt!"

Beschwörend hob der Pfandmeister die Hände. „Old Knatterhand, so spricht kein Christ zum Christen. Ein Heide seid Ihr geworden, und einst nach Euerem Tode wird Euch Manitou diesen Sattel auflegen, einen Grizzly daraufsetzen und Euch von den Kojoten durch die ewigen Jagdgründe hetzen lassen."

Um die verwitterten Züge des Trappers huschte ein mitleidiges Lächeln. „Mann, Euch hat ein Büffel gestoßen, aber ich mache Euch einen Vorschlag. Könnt den zweiten Platz auf meinem Mustang mieten. Zwei Dollar die Stunde ist kein Geld für eine pferdearme Gegend wie diese hier. Besinnt Euch nicht so lange, ich muß nach meinem Tabak sehen."

„Allright!"

„Von nun an!"

„Wie Ihr's sagt."

Da ging der Mund des Alten nochmals in die Breite. „Well, so laßt uns jetzt übernachten, Mister, und daß Ihr's wißt, ein Frühaufsteher bin ich nie gewesen."

Der folgende Tag war für Old Knatterhand der schwerste seines Lebens. Doch nicht etwa, weil der Pfandmeister hinter ihm im Sattel saß, fluchte er während des ganzen Rittes. Nein, da war nur eine Rechenaufgabe, die ihm ungelöst auf der Galle lag. Erst als er in New Quitzibroad aus der Gerichtskasse fünfzig Dollar Pferdemiete erhalten, zwanzig davon für sein Jagdhemd hinterlegt und einen dem Indianerwirt durch das Fenster geschmissen hatte, wußte er seinen Reinverdienst.

Neunundzwanzig Dollar im Schlauchgurt und ein Ehrenmann. Schimmelpfeil, die kluge Stute, streckte die Nüstern nach den blauen Bergen aus und wieherte hell

DR. J. SCHWANKE

Mit donnerndem Motor ist nicht mehr modern

„Elektrische Ohren" aus der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt kontrollieren jetzt den Verkehrslärm — Was ist ruhestörender Lärm? — Der Lautsprecher darf 60 Phon tönen — Auf den Spuren des Radaus — Autos vor dem Mikrophon — 85 Phon + 85 Phon gibt 98 Phon — Sprechen verlangt wenig Energie

Zu den gern gesehenen Gästen eines Schankwirts gehören neben den ruhigen Stammtischlern stets die Skatrunden, die kraftvoll ihre Buben und Asse auf den blanken Tisch knallen, die Gesangvereine, Mandolinenklubs und die immer etwas massiven trinkfesten Kegelbrüder. Das stört allerdings den ohnehin leisen Schlummer der älteren Dame im 1. Stock. Sie wendet sich daher an den Hauseigentümer, an die Polizei, an den Amtsarzt. Vergeblich! Es ist nämlich gar nicht so leicht, einen „ruhestörenden" oder gar, wie sie behauptet, „gesundheitsschädlichen" Lärm als solchen festzustellen. Schließlich reicht sie Klage bei Gericht ein.

Wann tut ein Schall weh?

Das menschliche Ohr — so abgestumpft es oft erscheinen mag — ist ja ein ebenso empfindliches wie subjektives Instrument. Es nimmt Schallwellen wahr, die nur 16mal und solche, die 20 000mal in der Sekunde schwingen; es hat also einen sehr großen Hörbereich. Im Gebiet der am besten hörbaren Töne von etwa 2000 Sekunden-Schwingungen empfindet es als Geräusch sogar noch Schwingungen von Luftteilchen, die sich nur um die Größe eines Atomdurchmessers hin und her bewegen. Als Schmerz aber macht sich im allgemeinen erst ein Schall bemerkbar, der 120 Phon, also 120 Lautstärke-Einheiten laut tönt. Als lästig aber wird selbstverständlich von vielen bereits ein schwächerer Schall empfunden: Den einen stört in seinen tiefsinnigen Gedanken schon das Ticken einer Uhr, während ein anderer noch bei normaler Lautsprechermusik von 60 Phon seelenruhig einschläft. Freilich spielt nicht nur die Lautstärke in nächster Nähe der Schallquelle eine Rolle, sondern auch die Entfernung vom tönenden Gegenstand. Und ein plötzlicher, erschreckender Schrei von vielleicht nur 80 Phon kann mehr stören als der Radau einer verkehrsreichen Straße, den man mit 80 Phon durchschnittlich gemessen hat.

„Ortsüblicher Lärm" vor Gericht

Wie also soll das Gericht entscheiden? Gesetzliche Bestimmungen darüber, wann der „Lärm" anfängt, gibt es bisher noch nicht. Der Richter tut ein übriges und fragt bei der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt in Berlin an. Gerade weil es aber noch keine amtlichen Vorschriften gibt, muß diese ein offizielles Gutachten ablehnen; sie gestattet höchstens einem ihrer „Akustiker", sich sachverständig zu dem Fall zu äußern.

Mit einem hübschen Koffer geht der in die Wohnung der Klägerin, zieht ein Kabel heraus und schließt es an die Lichtleitung an, und stellt ein Mikrophon auf ein Stativ. Fast sieht es aus, als wolle er eine Aufnahme für den Rundfunk machen. Wenn dann unten im Lokal die „Polizeistunde" hereingebrochen ist, nimmt er aus dem Koffer einen Streifen Papier, auf dem ein

Stift jedes Geräusch als Kurve verzeichnet hat. Da das Papier mit Längslinien nach Phon eingeteilt ist, so kann man auf dem Streifen sehen, wie laut die einzelnen Geräusche waren. Zum Vergleich macht man Aufnahmen in anderen Wohnungen desselben Stadtteils, um den „ortsüblichen Lärm" festzustellen. Außerdem weiß der Physiker, daß z. B. eine normale Unterhaltung, im gleichen Zimmer gemessen, etwa 40 Phon laut ist. Wurden nun in der Wohnung über der Gastwirtschaft die Geräusche noch mit vielleicht 60 Phon aufgenommen, so darf man wohl behaupten, daß da „Lärm" gemacht wurde. Allerdings handelt es sich nur selten gleich um 20 Phon, sondern fast immer nur um 2 oder 3 Phon zuviel; das erschwert das Urteil ganz außerordentlich.

100 Phon darf das Boschhorn hupen.

„Obwohl uns seit kurzem solche objektiven Apparate zur Verfügung stehen", erklärte der Sachbearbeiter in der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt, „handelt es sich, wie ausdrücklich betont sei, bei einem solchen Gutachten aber bis jetzt immer nur um die persönliche Ansicht des betreffenden Wissenschaftlers! Für die Lärmbekämpfung in den Wohnungen, wo so viele Umstände, wie Baumaterial, Teppiche oder Linoleumbelag, durchgehende Eisenkonstruktionen und Luftschächte für die Schallfortpflanzung verantwortlich sein können, gibt es noch keinen gesetzlichen „Höchstlärm" Dagegen sind zwei dieser „elektrischen Ohren" soeben vom Reichsverkehrsministerium für die Lärmkontrollen auf den Straßen offiziell zugelassen worden. Man hat nämlich inzwischen festgestellt, daß ein ordnungsmäßig gehaltenes Fahrzeug nicht mehr als ein 85 Phon starkes Geräusch zu verursachen braucht. Eine Hupe von höchstens 100 Phon erfüllt ebenfalls durchaus ihren Zweck. Beide Lautstärken sollen dabei auf eine Entfernung von sieben Metern gemessen werden. Nun ist es recht einfach: Die Lärmkontrolle stellt ihren Apparat mit dem Mikrophon sieben Meter vom Straßenrand entfernt auf, und der Beamte beobachtet bei dem einen Apparat einen Zeiger, bei dem anderen den Stift, der jedes Geräusch auf dem Papierstreifen aufschreibt. Er sieht also an einer Skala oder an den Eichlinien des Papiers gleich: Hier hat der eben vorbeigefahrene Lastwagen 95 Phon stark gedröhnt und notiert die Autonummer Wenige Tage später bekommt der Fahrzeughalter die Aufforderung, den Lastwagen beim Kraftverkehrsamt vorzuführen. Der Papierstreifen dient zugleich als unwiderleglicher Beweis.

Der Logarithmus im Ohr.

Wichtiger ist selbstverständlich, daß die einzelnen Automobilfabriken selbst schon mit Hilfe eines solchen Apparates den Lärm ihrer neuen Wagen kontrollieren und nötigenfalls vorsorgen. Denn auch auf dem Kraftverkehrsamt dürfen Wagen bald nicht mehr zugelassen werden, ohne daß sie vor dem „elektrischen Ohr" eine Geräuschprobe bestanden haben. — Doch man könnte fragen: „Wie steht es denn, wenn zwei Wagen gleichzeitig in den Horchbereich des Mikrophons kommen, beide mit nahezu den zulässigen 85 Phon?" Es ist eine merkwürdige Eigenschaft unseres Ohres, zwei gleich oder fast gleich starke Geräusche nicht als doppelt so laut zu vernehmen, ähnlich wie auch unser Auge zwei gleiche Glühlampen nicht als doppelt so hell als die eine empfindet. Der Physiker sagt: „Das Ohr besitzt eine logarithmische Empfindungsskala." Dementsprechend hat man in dem „Phon" auch eine „Logarithmische Einheit" als Lautstärke-Einheit gewählt, und der auf Phon eingestellte Horchapparat gibt daher das Geräusch zweier Wagen von je 85 Phon zusammen nur mit 98 Phon an, wie auch unser Ohr es hört.

Der Mann, der seit dem Beginn unserer Zeitrechnung spricht.

Warum hat man aber erst jetzt begonnen, die Lautstärken im Verkehr objektiv zu messen? Das liegt einfach daran, daß die Akustik allgemein gegenüber der übrigen Physik etwas ins Hintertreffen geraten war, und dies wiederum hatte seinen Grund nicht zuletzt in den geringen Energien, welche die Natur zum Erzeugen von Schallwellen benötigt. Wie ein Physiker einmal berechnet hat, würde ein Mann, der seit dem Beginn unserer Zeitrechnung bis heute ununterbrochen im Unterhaltungston gesprochen hätte, dazu erst soviel Energie verbraucht haben, als nötig ist, um eine Tasse Tee aufzubrühen. Erst mit der Erfindung der Verstärkerröhre und der Höherentwicklung der Grammophon-, Rundfunk- und Lautsprechertechnik, also seit kaum mehr als einem Jahrzehnt ist der Schall wirklich exakt meßbar geworden.

A N E K D O T E N

Die ergiebigen Prügel

Noch zur Zeit der Kaiserin Maria Theresia wurden am Wiener Burgtheater alle Sonderleistungen, z. B. auch erhaltene Prügel, jeden Samstag nach einem festen Satz und mit eigenen Prämien honoriert.

So konnte eine Sängerin folgende Rechnung vorlegen:

Diese Woche Arien gesungen .	6 fl.	— Kr.
einmal in die Luft geflogen	1 „	— „
einmal begossen worden . .	1 „	— „
einmal ins Wasser gesprungen	— ,	34 „
zwei Ohrfeigen bekommen .	1 „	8 „
einen Fußtritt bekommen . .	— „	34 „

Worüber dankbarlichst quittiere Madame X.

Die gefährliche Huldigung

Zur Zeit der französischen Revolution kam es in den Theatern oft zu stürmisch-wilden Auftritten. Und infolge dieser Zwischenfälle trennten sich bald die Theater nach der politischen Gesinnung der Zuschauer. Während also die „Comédie Française" mehr revolutionäre Stücke gab, gründeten die königstreuen Schauspieler das „Théatre National".

Als nun die Königin in der „Comédie Française" einer Aufführung beiwohnte, kam es zu einem häßlichen Auftritt. Die ganz hervorragende Sängerin Madame Dugazon wagte es nämlich, in einem Duette der Fürstin eine anmutige kleine Huldigung darzubringen. Auf die Worte des Dieners: „Von Herzen lieb ich meinen Herrn", mußte die Kammersängerin antworten: „Oh, wie lieb' ich meine Herrin!" Bei diesen Worten wandte sich die Sängerin nach der Königsloge und verbeugte sich vor Maria Antoinette.

Da entstand aber beim Publikum ein derartiger Sturm des Unwillens, von allen Seiten schrie man: „Es gibt keine Herrin mehr, es lebe die Freiheit!", daß die unglückliche Königin weinend und voll Schrecken entfloh. F. B.

Vor dem Schnellrichter

Von Arthur M. Fraedrich

Der Richter hatte schon Platz genommen, als der Gefangene hereingeführt wurde. Er musterte ihn mit einem schnellen, umfassenden Blick Es war ein schmalbrüstiger, hoch aufgeschossener Achtzehnjähriger, der zwar bedrückt, unfrei schien, jedoch keineswegs den Eindruck erweckte, als ob ihn ein schlechtes Gewissen plage. Nachdem der Form Genüge getan war, forderte der Richter ihn auf: „Und nun erzählen Sie mal, wie Sie dazu kamen, das Fundobjekt zu unterschlagen!"

Unterschlagen? Das Wort verwirrte den Gefangenen ein wenig Unschlüssig, zögernd trat er näher an den Verhandlungstisch heran. Zunächst stockend, im Laufe seiner Schilderung aber zusehens freier, erzählte er, er habe auf Anraten seines Vaters, der in einer Kleinstadt Mecklenburgs ein gutgehendes Eisenwarengeschäft besitze, das er einmal übernehmen werde, hier in dieser Stadt eine Stellung antreten wollen, um sich in seinem Fach gründlich umzutun. „Ich sollte sie am Ersten antreten, kam aber schon zwei Tage früher nach hier, um mir ein Zimmer zu suchen und mich ein bißchen mit der Stadt vertraut zu machen. Am Tage meiner Ankunft fand ich dann das Stückchen Papier, das mir, wie es scheint, zum Verhängnis werden soll."

„Wieso scheint es Ihnen so?"

„Weshalb bin ich denn eigentlich hier?" kam die unbefangene Gegenfrage, die in ein offenes, kindlich-unschuldiges Lächeln gekleidet war.

Der Richter hob erstaunt die Brauen. Dann ließ er sie tief auf die Augen sinken und entgegnete drohend: „Die Angelegenheit kommt Ihnen offenbar sehr spaßhaft vor, Angeklagter!"

Des Gefangenen Lächeln erstarrte. „Nicht spaßhaft", erwiderte er leise, suchend, „nein, nur völlig unverständlich. Denn wenn jemand einen gefundenen Gegenstand dem rechtmäßigen Besitzer wieder zurückgeben will —"

„Angeblich wollten Sie das", wurde er kurz unterbrochen.

Er sah den Richter betroffen an. Seine Augen wurden groß und fragend Dann überlief eine plötzliche Blässe sein Antlitz: Man glaubt mir nicht! Man sieht einen Verbrecher in mir! Wie wild stürzte diese jähe Erkenntnis auf ihn ein; sie überrannte auch den letzten Rest seiner Fassung. Er hob wie zur Abwehr beide Arme, ohne sich dessen bewußt zu werden Eine Flut von Fragen und Gedanken drängte auf ihn zu. Weshalb bin ich ein Verbrecher? Was habe ich getan? Ich fand einen Gepäckschein; ich ging zum Hauptbahnhof; ich wollte das auf dem Schein vermerkte Gepäckstück an mich nehmen, um an diesem den Besitzer feststellen und ihm sein Eigentum wieder zurückbringen zu können. Ist daran etwas Unglaubwürdiges, Verbrecherisches?

Der Beamte am Ausgabeschalter war zunächst nicht unfreundlich zu ihm gewesen. Aber als er auf die Frage, was es denn für ein Gepäckstück wäre, geäußert hatte: Ein Koffer, hatte er ihn zu sich hereinkommen lassen Kaum eingetreten, hatte er die schwere Eisentür hinter ihm zugeschlagen und ihn der Kriminalpolizei übergeben, die ihn in der Zange eines schmerzenden Handgelenkgriffs abgeführt hatte. Und nun stand er vor dem Schnellrichter.

Sein Jungengesicht und seine Gebärden und sein Mund sprachen: „Ich lüge nicht, Herr Richter!"

Der sah ihn daraufhin voll an. „Es spricht für Sie, wenn Sie der Wahrheit die Ehre geben", sagte er um etwas versöhnlicher, um sogleich sachlich kühl fortzufahren: „Sie wollten also das Gepäckstück an sich nehmen und es dem rechtmäßigen Besitzer wieder zustellen. Kam Ihnen nicht der Gedanke, es für sich zu behalten?"

Nein, ein solcher Gedanke war ihm nicht gekommen Zwar hatte er sich flüchtig vorgestellt, daß, wenn ein Unehrlicher, ein Lump den Schein gefunden hätte, der Koffer nie zu seinem eigentlichen Besitzer zurückgekommen wäre; aber dabei hatte er sich nicht lange aufgehalten, denn alsbald hatte er Gefallen daran gefunden, sich auszumalen, wie groß die Freude des Besitzers sein würde, wenn der sicherlich als vermißt oder gar schon als verloren angesehene Koffer mit einemmal wieder zur Stelle wäre. Diese Freude, die um so größer sein würde, desto Wertvolleres der Koffer enthielt, hatte er sich bis in alle Einzelheiten vorzustellen versucht An etwas anderes hatte er kaum gedacht, nicht einmal an eine Belohnung

„Der Gedanke ist mir nicht gekommen. Und wenn — ich hätte ihn bestimmt nicht zur Tat werden lassen! Oder ich müßte ja ein schlechter, ein ganz gemeiner Mensch sein", erwiderte er treuherzig.

Des Richters Brauen hoben sich wieder. Sein Blick ruhte unausgesetzt auf dem Angeklagten. Auch nicht der geringste Wechsel in dessen Mienenspiel entging ihm. Und sein Gehör horchte hinter jedem Wort her, horchte und horchte und ließ es lange in sich nachklingen Schließlich forschte er weiter: „Sie legten den Gepäckschein vor und verlangten einen Koffer; das abgegebene Gepäck war aber kein Koffer, sondern ein Bündel Schirme, das Eigentum einer alten Dame. Demnach schöpfte der Beamte am Ausgabeschalter, der Sie verhaften ließ, nicht zu Unrecht Verdacht. Sie machten sich des versuchten Betruges schuldig Waren Sie sich dessen bewußt?"

Ein Bündel Schirme? Kein Koffer mit kostbaren Wertsachen, dessen Einbuße für den Besitzer sehr schmerzhaft wäre? — — Einer Fundunterschlagung und obendrein noch des versuchten Betruges machte er sich schuldig? — — So ist er wirklich ein Verbrecher, ein ganz gemeiner Verbrecher, dessen Worten kein Mensch Glauben schenken kann. — — Nein, nein! Er wollte doch nur den Koffer zurückbringen, wollte einem in Ängsten Lebenden eine große Freude machen .

Er knetete seine Fäuste; sein Atem ging hörbar, und sein Blick verriet nichts

weiter als grenzenlose Hilflosigkeit. Seine Lippen bebten. „Ich wollte nichts unterschlagen und auch keinen Menschen betrügen. — — Sie glauben meinen Worten nicht — — Sie glauben mir nicht und beweisen kann ich es nicht. — —“

Scheinbar unberührt von dieser wortgewordenen seelischen Bedrängnis fuhr der Richter zu fragen fort: „In dem vermeintlichen Koffer hätten Sie vielleicht einen Anhaltspunkt über die Person des rechtmäßigen Besitzers gefunden, schwerlich aber an den Schirmen. Wie hätten Sie sich in diesem Falle verhalten?“

Er schien die Frage zu überhören. Sie schien ihn kaum anzurühren, wenn schon er fühlen mußte, wie entscheidend eine gute Antwort darauf für den Verlauf der Verhandlung sein könnte. Ich stehe hier als Verbrecher! — das drängte alles andere zurück. Vielerlei Gedanken jagten durch sein Gehirn, wie jenem, der kurz vor dem Sprung aus dem Leben steht. An das Gebet seiner Kinderjahre dachte er, an die Mutter, an den Vater, an die Zukunft, an das Geschäft und an manches andere. Und mit einem Male fielen ihm die Abschiedsworte seines Vaters ein: Eines Kaufmanns Wort muß mehr wert sein als hundert papierne Verträge! Daran denke, Junge!

Der redliche Vater! Der würde ihm aufs Wort glauben, und andere, die ihn kennen, würden ihm ebenfalls glauben, keiner würde solche kränkenden Fragen stellen . . .

Trotz kam in ihm auf. Wozu diese Fragerei? Seinen Worten glaubt man nicht, beweisen kann er nichts, und ein Vorurteil zweckbewußt umstoßen — darauf versteht er sich nicht.

Sein schmaler Körper straffte sich. Stur sieht er dem Richter in die Augen, als er sagt: „Jetzt weiß ich es: Ich hätte den Gepäckschein auf einem Fundbüro oder bei der Polizei abgeben müssen. — — Wenn deshalb das Gericht meint, in mir läuft ein Verbrecher herum, so muß es mich verurteilen. — — Ich bettle nicht um Gnade, weil es nichts zu begnadigen gibt. Und nun bitte ich Sie, Herr Richter, mich nicht mehr zu befragen!“ Als reichte seine Kraft nur soweit, um dieses auszusprechen, sank er jetzt in sich zusammen.

Harten Tones, jedoch ohne daß sich die Brauen wieder senkten, verwies ihn der Richter: „Eine solche Sprache ist hier nicht üblich, Angeklagter! Mäßigen Sie sich! Im übrigen entscheidet das Gericht, ob noch Fragen zu stellen sind oder nicht.“ Dann blätterte er in dem vor ihm liegenden Aktenstück, und es wurde still, ganz still im Zimmer. Breit und warm fiel die Morgensonne durch die hohen Fenster herein und füllte den nüchternen Raum mit belebendem Licht.

Der Richter klappte das Aktenstück zu. Er hob den Kopf, und sachlich kühl wie bisher, verkündete er: „Das Gericht spricht den Angeklagten von dem Verdacht der Fundunterschlagung und des versuchten Betruges frei. Das Gericht hat sich im Laufe der Verhandlung von der Lauterkeit seines Charakters und seiner Gesinnung überzeugt.“ Aber als er sich jetzt direkt an den Freigesprochenen wendete, lag ein Anflug von Feierlichkeit und Wärme in seiner Stimme: „Sie sind frei, Sie können gehen.“

Der Freigesprochene trat nach dieser unerwarteten, alles hinwegfegenden Entscheidung einen schnellen, unbewußten Schritt auf den Richtertisch zu, besann sich, riß den Kopf hoch und die Hacken zusammen und grüßte. Dann verließ er, nicht sonderlich eilig, aber in aufrechter Haltung das Zimmer.

Der Richter sah ihm nach, und nun lag ein gütiger Ausdruck auf seinem sonst so strengen Gesicht. Dann verließ auch er den Raum.

Gedankensplitter

Nie hält sich eine Frau für klüger, als wenn sie sagt: dazu sind wir Frauen zu dumm.

Je mehr Kluges sich über eine Sache sagen läßt, um so mehr Dummes läßt sich auch darüber sagen.

Nicht selten werden Probleme, mit denen sich Tausende ununterbrochen beschäftigen, von einem gelöst, der sich nie damit beschäftigte.

Schlechte Menschen überragen oft den Durchschnittsmenschen, weil eine gute Seite ihres Charakters hochentwickelt ist.

Nie ist eine Frau durch Wissen oder Können so berühmt geworden, wie durch die Liebe eines großen Mannes.

Der Verkehr mit Menschen, mit denen man schnell fertig ist, und mit solchen, zu denen man keine Stellung findet, ist gleich unfruchtbar.

Viel schwerer als einen Ausdruck für einen großen Gedanken zu finden, ist es, eine würdige Form dafür zu finden.

Nur die Mutter hat erwachsene Kinder, die mehr als eins hat.

Die Tugend verdankt ihre Leuchtkraft dem Laster.

Der Weg, auf den dich deine innere Überzeugung treibt, ist nie ein Irrweg.

Familiär sein und rücksichtslos sein bedeutet für viele dasselbe.

Eine Karikatur ist nur dann ein Kunstwerk, wenn sie sie nicht beleidigt.

J. D. Warnken.

Humor der anderen

Sie: „Der Hund, den du mir geschenkt hast, ist ganz unerträglich! Heute früh lief er in meiner Abwesenheit in die Küche und hat da alles aufgefressen. Wir haben nichts zu Mittag!"

Er: „So ein Vieh! Hat er denn gar nichts übrig gelassen?"

Sie: „Nur das Hundefutter."

(Caras y Caretas.)

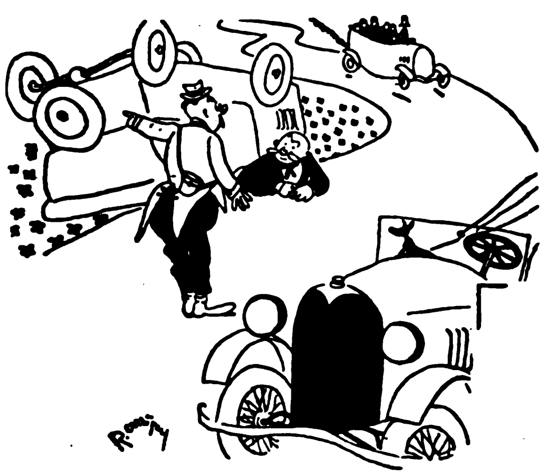
*

Knabe: „Ich möchte für'n Sechser Nüsse haben."

Krämer: „Schön, mein Junge. Gemischt?"

Knabe: „Ja. Auch ein paar Kokosnüsse mit."

(Tit Bits.)



„Brauchen Sie Ihren Ersatzreifen noch, mein Herr?"

(Ric et Rac)

„Wie haben Sie eigentlich Ihren Nachbar daran gewöhnt, daß er darauf achtet, daß seine Hühner nicht auf Ihr Grundstück kommen?"

„Ganz einfach! Ich legte abends immer heimlich Eier auf meinen Rasen und holte sie, wenn ich wußte, daß er in seinem Garten war und es sehen mußte, ins Haus."

(Washington Herald.)

*

„Ist der Chef da?" fragte der Eintretende. Der Lehrling der Firma hielt es nicht für nötig, die Füße vom Schreibpult herunterzunehmen und gab keine Antwort. „Haben Sie nicht gehört, daß ich fragte, ob der Chef da ist?" sagte der Herr geärgert. Doch der Lehrling sah ihn nur einen Augenblick verächtlich an, nahm einen kräftigen Zug aus seiner Zigarette und vertiefte sich wieder in die Zeitung. Wütend schrie der Herr ihn an: „Ob der Chef da ist, frage ich Sie!" Der Lehrling antwortete gelassen: „Und ich frage Sie, ob es danach aussieht!"

(Answers.)

*

Besucher: „Als ich eben durch Ihre Büros kam, fiel mir auf, in wie vergnügter Stimmung alle Ihre jungen Leute sind."

Chef (trübselig): „Sie konnten nebenan jedes Wort hören, als meine Frau mir vorhin ihre Meinung über mich sagte."

(The Argonaut.)

Der Besucher: „Unglaublich, wie ähnlich das Kind seinem Vater sieht!"

Die Mutter: „Oh, das muß von der Beleuchtung kommen. Sonst sieht Baby sehr intelligent und hübsch aus."

(Washington Star.)

*

Die Schaufenster waren zu verlockend dekoriert. Das Mädchen, das den Kinderwagen mit zwei hübschen Zwillingen durch die Straße schob, konnte nicht widerstehen, sich alle die hübschen Sachen näher anzusehen. Sie ließ den Kinderwagen los und trat heran. Der Kinderwagen machte sich auf der abschüssigen Straße selbständig und deponierte die Zwillinge in einem tiefen Loch im Pflaster. Nach ein paar Minuten fühlte sich das Mädchen leicht von hinten angestoßen, und ein Straßenarbeiter sagte zu ihr: „Sie Fräulein, brauchen Sie die beiden Bälge noch? Wir müssen nämlich das Loch zuschütten!"

(Stray Stories.)

*

„Ich möchte heiraten, John. Sag' mal, wieviel muß man da wohl die Woche ausgeben?"

„Oh, rechne rund fünfzehn Schilling mehr als du einnimmst."

(Cleveland Leader.)

*

Er (überrascht): „Was hast du denn da? Einen künstlichen Arm?"

Sie: „Ja. In der Königsstraße war gerade ein Ausverkauf und da ..."

Er: „Bist du irrsinnig? Was sollen wir denn damit?"

Sie (weinend): „Ich dachte, weil du doch gestern sagtest, du wolltest ein Auto kaufen!"

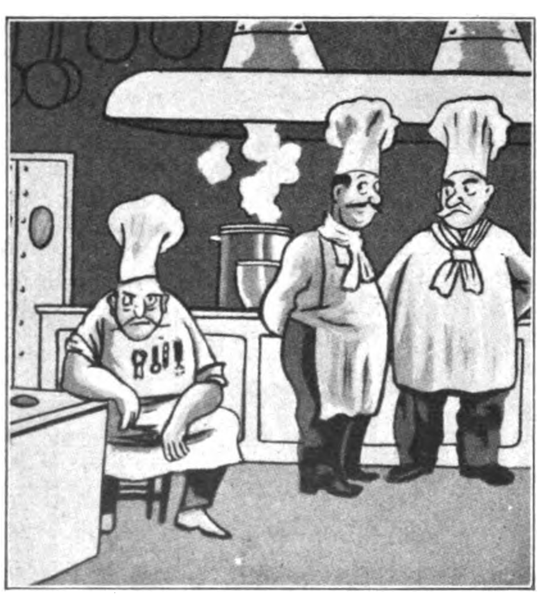
(Tit Bits.)

*

Sie: „Das ist wirklich die Höhe! Nachts um drei mußt du dich von einem Kellner nach Hause bringen lassen! Warum bist du denn nicht um zehn Uhr gekommen, wie du versprochen hattest?"

Er: „Der Kellner hatte nicht früher Zeit!"

(Vart Hem.)



Das feine Hotel.

„Seit der Chef vergangene Woche eine Bestellung auf ein gewöhnliches Beefsteak bekommen hat, sitzt er da und grübelt!"

(Saturday Eveningpost.)

HUMOR

Militsch ist zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt worden.
Militsch hat das Urteil angenommen.
„Darf ich noch eine Bemerkung machen?“ fragt er den Richter.
Dieser nickt.
„Ich habe gehört, Sie suchen eine Wohnung, Herr Amtsgerichtsrat. Ich hätte gerade eine hübsche Wohnung für zwei Jahre zu vermieten.“

*

Professor: „Nennen Sie mir ein geflügeltes Wort von Schiller?“
„Die Kraniche des Ibykus!“

*

Ein Auto hat eine Dame umgestoßen, der Polizist hilft ihr auf und fragt: „Haben Sie die Nummer des Wagens gesehen?“
„Nein, es ging zu schnell, aber die Dame, die drin saß, hat einen grünen Hut mit zwei weißen Federn, und der grüne Pelz, den sie trug, der war unecht!“

*

Vater hatte einen Geschäftsfreund zum Essen eingeladen. Fritzchen durfte mit am Tisch der Großen essen. Das Fleischgericht wurde aufgetragen.
„Aber das ist ja Schweinefleisch“, rief Fritzchen erstaunt.
„Und warum soll es nicht Schweinefleisch sein?“ erkundigte sich lächelnd der Geschäftsfreund.
„Weil Papa gestern abend gesagt hat, er würde einen alten Ochsen zum Essen mitbringen.“



„Fabelhaft — die Übertragung beim Fernsehen — sogar gehört hat man den Kuß!“

Zeichnung: Fäcke.

Aus einem Roman:
„Es ging Ella sehr nahe, wie sie gewahr wurde, daß sich Karl immer mehr von ihr entfernte!“

*

Frau Marga verfiel in ein minutenlanges Schweigen, dann sank sie, von der furchtbaren Anstrengung erschöpft, auf einen Sessel.

*

Beim Fallschirmunterricht:
„Nach dem Absprung zählen Sie bis drei, dann ziehen Sie die Leine und der Fallschirm öffnet sich.“
„Und wenn er sich nicht öffnet?“
„Dann verklagen Sie die Firma.“

*

Hullers gaben eine Gesellschaft. Hullers hatten auch einen Zauberkünstler verpflichtet. Der wandte sich lächelnd an Poller: „Dürfte ich Sie wohl mal um Ihre Uhr bitten?“
Wurde Poller blaß und knurrte wütend: „Diese Bloßstellung wird Sie teuer zu stehen kommen, mein Herr!“

*

Sie: „Du, Paul, ich lese eben hier in einem Buche, daß sich alle Teile des Körpers innerhalb von 7 Jahren erneuern! Wenn das stimmt, dann bin ich ja gar nicht die Frau, die du vor 7 Jahren geheiratet hast?!“
Er: „Das habe ich schon vor 6½ Jahren gemerkt!“

Das Poesie-Album

Von Orpheus dem Zwoten

O altes Poesiealbum, wohin bist du entschwunden! Grünes Maroquin und Hauch von Lavendel, darin eingeschlossen konservierte Lebensweisheit mit Gefühl und Wellenschlag. O du Herbarium der Kinder- und Jugendfreundschaften, der ersten Poussage und der offiziellen Beziehungen zwischen uns und den respektgebietenden Persönlichkeiten von Lehrer und Pfarrer.

Wie sehnlich haben wir uns dich gewünscht, und wie selig waren wir, wenn wir dich, du grünes Buch, auf dem Geburtstagstische fanden! Wir knieten uns mit ganzer Seele in die Besitzerfreude hinein und hatten nur noch den einen Ehrgeiz, es möglichst schnell seiner Bestimmung zuzuführen. Will sagen: dafür zu sorgen, daß es sich recht bald fülle mit Sprüchen und Namen derer, die uns lieb und teuer waren. Vater und Mutter mußten sich verewigen, und Onkel Bogumil war eingeschnappt, weil wir uns souverän über jede Rangordnung hinweggesetzt und das Buch vor ihm erst einmal unserm Kindermädchen Lina zwecks Eintragung poesievoller Ergüsse unterbreitet hatten Aber sein Ärger wandelte sich sehr bald zu einem häßlichen Grinsen, als er die Eintragung seiner geschätzten Vorschreiberin zur Kenntnis genommen hatte Denn da stand in kindlichen Kindermädchenzügen zu lesen:

> Da Deine Augen einst vergänglich sind
> wie alles hier auf Erden,
> so bitt' ich Dich: o schenke mir ein Kind,
> und laß' mich dieses Kindes Vater werden!
> — — Dies wünscht Dir Deine liebe Lina.

Onkel Bogumil wieherte förmlich, sagte etwas von „völliger Verkennung der Sachlage", erbot sich, Lina aufzuklären und wurde in dem Augenblicke ernst, als Tante Agathe das Zimmer betrat und sich nach der Ursache der guten Laune ihres Eheherrn erkundigte Onkel Bogumil murmelte unverständliches Zeug und bemühte sich so ungeschickt wie möglich, das Buch den Blicken seiner Frau zu entziehen. Schwupp, schon hatte sie's, ließ ihre flinken Blicke über die Seiten laufen und machte plötzlich tch, tch, tch; das war, vermute ich heute, an jener Stelle, wo Lina ihren Gefühlen freien Lauf gelassen hatte. Dann blätterte sie um und las, als traue sie ihren kugelrund gewordenen Augen nicht, mit stockender Stimme vor:

> Gäben alle Küsse Flecken,
> wären alle Mädchen Schecken.
> Dein Dich liebender Onkel Bogumil

Hier wurde ihr Organ unheilschwanger. Sie stemmte die Arme in die Hüften, zu welchem Behufe sie vorher das Buch aus der Hand legte, was ich wiederum benutzte, um mich meines Eigentums zu bemächtigen und leise zu verschwinden. Ich hörte nur noch ein Wort, dessen Sinn mir damals dunkel blieb. Es hieß: Wüstling! Nach diesem unglückseligen Debut bei Onkel Bogumil und Tante Agathe hatte ich das Gefühl, es sei besser, die übrige Verwandtschaft fürderhin nicht mehr mit dem Poesiealbum zu bemühen. Ferner glaubte ich, das Buch nicht gleich dem Herrn Klassenlehrer und dem Herrn Pfarrer vorlegen zu sollen, sondern erst einmal durch mindestens fünf andere Schreiber einen gewissen Abstand zwischen die doch offenbar nicht ganz einwandfreien Verse Onkel Bogumils und die in Aussicht genommenen Respektpersonen legen zu lassen. Dies war also meine erste Entfaltung diplomatischer Fähigkeiten.

Aber so, wie ich mir das gedacht hatte, ging es nicht. Mein Freund Karl Meyer, dem ich die deutschen Aufsätze über das Seelenleben der Maikäfer in Südkalifornien machte und der mich seine Mathematikarbeiten abschreiben ließ, enttäuschte mich gewaltig. Anstatt die vernünftige Reihenfolge einzuhalten, übersprang er sämtliche Seiten und klierte sich ganz hinten ein:

> Ich schreibe mich auf's letzte Blatt,
> was seinen guten Grund wohl hat;
> denn wer Dich lieber hat als ich,
> der schreibe sich noch hinter mich.

Er war sehr erstaunt, als er von mir anstatt der erwarteten Anerkennung einen „blödsinnigen Hammel" einstecken mußte. Immerhin, nachdem das letzte Blatt in dieser sinnigen Art ausgefüllt war, glaubte ich, daß der nächste, nämlich Martin Kreckenbohm, mit dem mich innige Fußballbeziehungen verknüpften, sich hinter Bogumils anstößiger Behauptung verewigen und somit einen Teil jener Kluft schaffen würde, die ich zwischen den Onkel und den Herrn Pastor zu legen für wünschenswert hielt. Teils um seine Schlauheit zu beweisen, teils um Karl Meyer



zu ärgern, klebte er listig ein nicht ganz sauberes Blatt Papier hinten ins Buch und schrieb darauf erstens mal in Lapidarschrift das Wort „Ätsch!" und darunter:

> O streute jeder in das Leben
> des andern eine Blume nur,
> dann würde manche Rosenspur
> das Dasein freundlich überweben.

Um den Unterschied zwischen Poesie und Prosa einmal ganz klar herauszuarbeiten, muß leider gesagt werden, daß es Martin Kreckenbohm keineswegs als seine Lebensaufgabe bezeichnete, anderen eine Blume zu streuen; wohl aber schmiß er mit Vorliebe Kirschkerne und Bananenschalen auf die Straße, wodurch er denn auch eines schönen Tages die alte Frau Hagelmeyer zur Strecke brachte, so daß sie mit gebrochenem Bein ins Krankenhaus geschafft werden mußte. Dieser klaffende Widerspruch zwischen Theorie und Praxis wäre mir damals nicht weiter aufgefallen, wenn Martin meine Erwartungen bezüglich der Placierung seiner Weisheit erfüllt hätte. Aber der Umstand, daß immer noch unmittelbar hinter Onkel Bogumil die Reihe leerer Blätter begann, verbitterte mich heftig und riß mich zu Ungerechtigkeiten hin, die nicht ohne Gegenwirkung blieben. Im Laufe der Auseinandersetzung ging nicht nur unsere Freundschaft, sondern auch mein Nasenbein und Martins Brille in Trümmer.

Immerhin, es mußte jetzt endlich etwas geschehen. Nachdem mich das männliche Geschlecht in ein Meer bitterster Enttäuschung getaucht hatte, wandte ich mich an eine Nachbarstochter. Sie hieß Else und war dreizehn Jahre alt. Diese holde Maid wurde nun beschworen, sich unter allen Umständen an Onkel Bogumil anzuhängen Das tat sie ja nun auch, aber was sie schrieb, war durchaus nicht dazu angetan, den von Onkel Bogumil hinterlassenen schlechten Eindruck zu verwischen. Meine mit Recht erstaunten Pupillen erblickten nämlich folgenden von Elses zarter Hand stammenden Vers:

> Schreib meinen Namen nur
> schnell in Dein Herze ein,
> dann wird für Dich und mich
> kein Stammbuch nötig sein.

Frauen haben ja nun einmal das Recht auf unlogisches Denken, aber Else hatte dieses Recht mißbraucht. Es war wie ein Verhängnis. Erst kommt der grinsende Onkel Bogumil mit seinen kußgescheckten Mädchen, und dann kommt ein Mädchen und bestätigt diese ketzerische Behauptung in ihres Herzens Einfalt sozusagen auch noch Ich ließ die Ohren hängen und war weit davon entfernt, Elses Namen in mein Herze zu schreiben. Im Gegenteil: ich hatte den Bauch voll Zorn und hegte gegen sie unfreundliche Gedanken, in denen die Zoologie eine nicht unwesentliche Rolle spielte.

Mit dem Mute der Verzweiflung überreichte ich das Buch nunmehr einem Klassenkameraden namens Anton Vegesack, der Botaniker werden wollte und wohl außerdem durch Martin Kredebohms blumigen Erguß eine gleichgestimmte Saite in seinem Busen angeschlagen fühlte. Anders ist seine irrsinnige Eintragung nicht zu erklären, die da lautete:

> Eine Blume kann mit ihrem Duft das ganze Zimmer
> erfüllen — und was kannst Du?!

Es war, um auf die Bäume zu klettern. Mit solchen Eintragungen sollte ich nun womöglich Lehrer und Pfarrer unter die Augen treten



und sie um ihren markanten Namenszug bitten. Denn ein Poesiealbum ohne Pädagogen und Seelsorger ist kein Poesiealbum, sondern eine Mitleid erregende Belanglosigkeit; ja, weniger als das, ein Nichts!

Ja, wäre mein Pastor ein Mann gewesen wie der Pfarrer Pogorzelski in Kalinowen bei Lyck in Ostpreußen, der ein richtiges masurisches Original gewesen ist, dessen Sprache aus einem goldenen Herzen kam. Der hätte mir sicher seine gereimte Philosophie über die Wanzen ins Buch geschrieben, die er unter dem Titel „Gedicht im Dunkeln gemacht" niedergelegt hat.

Ich saß in Dunkelheiten
und dacht an Ewigkeiten,
da kam ein Wanzker bunter
ganz kühn die Wand herunter.
Kam nah mir vor's Gesicht —
da macht ich dies Gedicht.

Wir Menschen sind wie Wanzker,
oft keck, oft kein Courage,
sind oft recht dumme Hansker
und doch von hoch Etage:
Sich gerne möchten zeigen
als wären wunder was,
und ist doch still zu schweigen
von solchem Hochmutspaß.

Heißt mancher groß und edel,
gar stolz herumspaziert,
und hat doch nichts im Schädel
von Tugend nichts passiert.

Denn wenn man recht drauf achtet,
ist kein Johanneswurm nicht,
vielmehr, nachher betrachtet,
kommt Wanzker vors Gesicht.

Drum laßt Euch gar nicht blenden
von solchem Gloria.
Merkt auf, bis wird sich wenden
die ganz Historia:
In kurzem geht's bergunter,
denn Menschenleben rennt,
oft ist man fix und munter —
und wie sieht's aus am End?

Moral:
Einst kommen Ewigkeiten,
wohl dem, der, wenn Tod winkt,
hat gut Geruch bei Leuten
und nicht wie Wanzkers stinkt.

Der gute alte Pfarrer Pogorzelski nun war seit 150 Jahren tot und konnte mir nicht mehr helfen. So stand ich denn da mit meinem gewaschenen Hals und mit den Versen Onkel Bogumils, der freundlichen Else und Anton Vegesacks. Es war eine scheußliche Situation, zumal sich mein Vater hin und wieder nach dem Stande der Eintragungen erkundigte und entscheidenden Wert darauf legte, die Widmung meines Klassenlehrers persönlich zu beaugenscheinigen, weil er hieraus vermutlich Schlüsse auf die Meinung dieses bedeutsamen Herrn über mich ziehen zu können glaubte. Was ich in dieser Zeit an faulen Ausreden, kleinen Notlügen und grobschlächtigen Unwahrheiten geleistet habe, ist auf keine Kuhhaut, geschweige denn in ein Poesiealbum zu schreiben. Schließlich half mir ein Ereignis aus den Nöten, das man in normalen Zeiten als unangenehm empfindet, mir in meiner Zwangslage aber so herzlich zustatten kam, daß ich in Anton Vegesacks dichterische Spuren trat und einen geschwollenen Hymnus dichtete, der in leicht modernisierter Fassung folgendermaßen lautet:

Ich habe eine dicke Backe im Gesicht
vorn gleich rechts oberhalb der Tür
Der Onkel Doktor sagt, es sei ein Zahngeschwür.
Und darauf mache ich jetzt ein Gedicht.
Die Notverordnung des Doktors heißt: „Leinsamen,
heiß gemacht, und auf die Geschwulst gelegt."
Wenn dich einer auf die rechte Backe schlägt,
dann . . . So steht geschrieben. Also in Gottes Namen.
Meine Gedanken umkreisen liebreich die Ortskrankenkasse.
Ob ich was kriege? Oder zahle ich zu?
Wenn ich aus Daffke stürbe, hätte ich wenigstens Ruh
Aber mit der Backe fürchte ich, daß ich in keinen
Sarg mehr passe.
Ich will hinwiederum eine schöne Leiche sein.
Also werde ich mir heißen Leinsamen in das Ponim schmieren
und ein meinen Lehrern wohlgefälliges Leben führen.
Zwar ist meine Backe dick, aber mein Herz ist rein.

Nun, die Geschwulst verging und mit ihr schwand auch die zweifelhafte Freude am Poesiealbum. Ich steckte es irgendwo in einen Schrank und war froh, wenn man mich nicht mehr daran erinnerte. So geriet es allmählich in Vergessenheit und hat jahrelang irgendwo geschlummert. Neulich, als ich zwischen altem Gerümpel kramte, habe ich es wiedergefunden: Grünes Leder, Goldschnitt und eine Menge unschuldsweißer Blätter, die sich wundervoll als Manuskriptpapier eignen.

Demut verbietet es mir . . .

Ehe Lortzing, der Schöpfer so vieler volkstümlicher Opern, seine Komponistenlaufbahn begann, war er am Leipziger Stadttheater als Sänger und Schauspieler angestellt.

In einem Singspiel, in dem er auftrat, erlaubte er sich, seiner Rolle noch einige witzige Worte, mit denen er die Leipziger Verhältnisse geißelte, hinzuzufügen.

Der Theaterzensor war damals ein Rat Demuth.

Als dieser von dem kecken Einfall des Sängers Kenntnis erhielt, berief er ihn zu sich, gab ihm einen Verweis und untersagte ihm für die Zukunft alle ungehörigen Zusätze zu seinen Rollen.

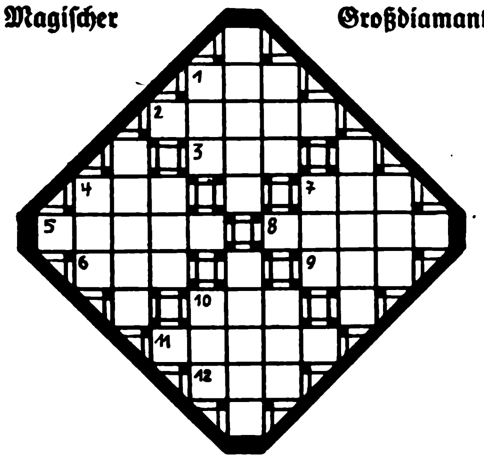
Als sich Lortzing gegen die ungerechten Vorhaltungen freimütig verteidigte, belegte ihn der Rat mit einer eintägigen Haftstrafe.

Nach ihrer Verbüßung trat Lortzing wieder im gleichen Singspiel auf. Die Bestrafung des beliebten Sängers hatte in Leipzig allgemeines Aufsehen erregt. Zur Vorstellung erschien daher ein zahlreiches Publikum. Auch der Rat Demuth hatte sich eingefunden, um zu sehen, ob der Sänger seine Anordnungen befolgte. Als Lortzing die Bühne betrat, wurde er sofort mit lautem Beifall empfangen. Er schritt bis zur Rampe vor, verbeugte sich tief und sprach für das bewiesene Wohlwollen seinen herzlichen Dank aus. „Ich spräche gern noch mehr", sagte er, „aber", hier machte er eine Pause und fuhr dann, mit den Augen zwinkernd, fort, „Demut verbietet es mir!"

Das Publikum verstand sofort die Anspielung und beantwortete sie durch schallendes Händeklatschen. Im selben Augenblick erhob sich der Rat und verließ eiligst das Theater.

RÄTSEL

Magischer Großdiamant

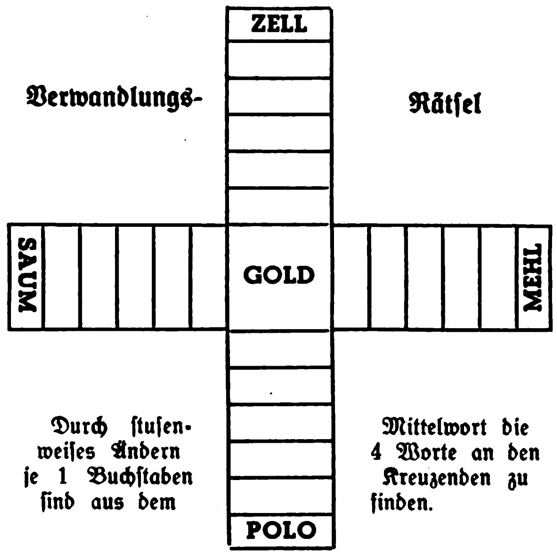


1. afrikanischer Titel, 2. Künstler, 3 japanische Münze, 4 Königsschlange. 5. Kleinschmetterling, 6 griechische Göttin, 7. Getränk, 8. Nebenfluß der Aller, 9. räumlich beschränkt, 10 Inselbewohner, 11. geometrische Figur, 12. Erfrischung.

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Wermut, Kaefer, Sumpf, Ithaka, Getreide, Geschichte, Ingwer, Genick, Nachtkerze, Daemon, Kopftuch, Schatten, Stallung, Grabesruhe, Flechse, Stadtverwaltung, Berlocke, Brenner sind je 3 Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Spruch ergeben, der am Rathaus zu Reval zu lesen ist.

Verwandlungs-Rätsel



Durch stufenweises Ändern je 1 Buchstaben sind aus dem Mittelwort die 4 Worte an den Kreuzenden zu finden.

Worträute

- Vokal
- Spielkarte
- nord. Gott
- Nagetier
- Feuerrückstand
- Beutel
- Kerbe
- Raum zum Abfertigen von Kunden
- Dorn
- Schulter
- Teil des Wagens
- Bach
- Wehruf
- Ausruf
- Vokal

Zahlenrätsel

1 2 8 10 11 12 4	Pflanzenkunde
2 13 12 11 2 3 2	Strom in Südamerika
3 2 9 2 13 10 14 2	Fluß in Texas
4 2 11 8 10 4 8	Berührung
5 10 11 8 10 11 14 6 13	span. Provinz
1 2 7 13 1 2 11	franz. Herrschergeschlecht
6 13 1 15 2 16	nat.-soz. Einrichtung
7 11 5 8 13 7 8	Nebenfluß der Saale
8 10 15 12 8 12	Gesellschaftsinsel
6 13 1 10 3 15	Weinort am Rhein
9 2 16 2 8 6 11	norwegische Inseln

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben den Namen eines bekannten Frankenweines

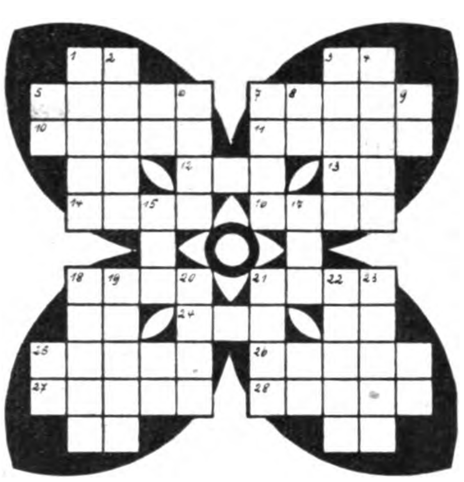
Silbenrätsel

Aus den Silben: al — an — ar — as — be — ben — ber — chiem — cho — da — dank — dar — de — die — den — der — do — du — e — e — en — er — erd — ern — fest — folk — fre — furt — gan — gat — gen — gre — gu — guay — gun — i — ja — la — la — le — len — len — lin — ma — me — na — nay — nels — nel — ni — nie — nob — nor — per — phe — re — ru — sa — se — se — see — so — stein — su — sus — ta — te — te — ter — ti — to — tre — u — ud — ue — val — ver — vi — wa — wald — ze — sind 26 Wörter zu bilden,

1 .... 10 .... 19 ....
2 .... 11 .... 20 ....
3 .... 12 .... 21 ....
4 .... 13 .... 22 ....
5 .... 14 .... 23 ....
6 .... 15 .... 24 ....
7 .... 16 .... 25 ....
8 .... 17 .... 26 ....
9 .... 18 ....

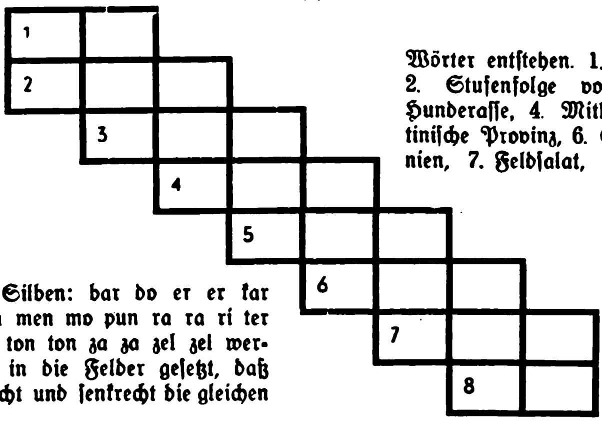
deren 1. und 3. Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Nietzsche ergeben. (ch = 1 Buchstabe.) 1. Fluß in Nordamerika, 2. Stadt in Schweden, 3 Balkanlandschaft, 4. Fluß in Südamerika, 5. Stadt in Spanien, 6 italen. Maler, 7. Stadt in Oberitalien, 8. Raubtier, 9 Stadt in Frankreich, 10 Stadt in Colorado, 11. Naturkatastrophe, 12. Nebenfluß der Oder, 13 Geschwindigkeitsmesser, 14. Stadt am Nil, 15. franz. Stadt an der Isere, 16 Stadt in Ostpreußen, 17 Stadt am Bodensee, 18. See in Bayern, 19. Meerenge 20 Stadt in Mitteldeutschland, 21 german Göttin, 22. Bergrücken im Taunus, 23 griech. Stadt in Kleinasien, 24 engl. Grafschaft, 25 Kriegsschiff, 26. nationalsoz. Feier auf dem Bückeberg.

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Längenmaß, 5 sagenhafter Vogel, 7 Saiteninstrument, 10. belgische Stadt, 11 Alpengipfel, 12. Bergtrift, 13 Nahrungsmittel, 14. Klebstoff, 16 Gewürzpflanze, 18. Gerücht, 21 nordgerman. männl. Vorname, 24 russ Strom, 25. Peitsche, 26. Stadt in Belgien, 27. Längenmaß, 28 Sinngedicht — Senkrecht: 1 Schwimmstil, 2. Feigling, 3. Musikinstrument, 4. Geschoß, 6 Nansens Polarschiff, 7. Wäschestück, 8. Faultier, 9 persönl Fürwort, 15 Nebenfluß der Saale, 17. Nebenfluß des Rheins, 18 Wüstenfuchs, 19 südamerikan Nagetier, 20 Blutgefäß, 21 Edelstein, 22. Vertreter, 23 Rachegöttin

Treppenrätsel



Die Silben: bar do er er kar lei men men mo pun ra ra ri ter ter ter ton ton za za zel zel werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. festes Papier, 2. Stufenfolge von Tönen, 3. Hunderasse, 4. Mitleid, 5. argentinische Provinz, 6. Stadt in Spanien, 7. Feldsalat, 8. Paßgänger.

Lösungen der Rätsel aus Folge 46:

Silbenpyramide: 1—2 Alt, 1—3 Ale, 1—4 Ago, 1—5 Ana, 1—6 Ala, 1—8 Ase, 1—9 Abo, 1—10 Ara, 1—14 Ate, 2—4 Liga, 2—5 Lina, 2—6 Lila, 2—10 Lira, 2—13 Lima, 2—14 Lite, 3—5 Lena, 3—8 Lese, 4—6 Gala, 4—7 Gabel, 4—11 Gabe, 4—12 Gage, 4—13 Gama, 5—6 Nala, 5—7 Nabel, 5—8 Nase, 5—10 Nara, 5—11 Nabe, 5—13 Nama, 6—12 Lage, 6—13 Lama, 8—6 Sela, 9—1 Boa, 9—6 Bola, 9—10 Bora, 9—13 Boma, 9—14 Bote, 10—11 Rabe, 10—12 Rage, 10—14 Rate, 11—4 Bega, 11—14 Bete, 12—10 Gera, 13—7 Mabel, 13—14 Mate, 2—7—3 Libelle, 12—6—12 Gelage, 13—6—4 Malaga ✱ **Mühlenbretträtsel.** 1—3 Wallenstein, 1—6 Wachs, 1—18 Weberkarden, 2—7 Niobe, 3—8 Nasir, 3—20 Niederbayer, 4—5 Carolus, 4—16 Cellist, 5—17 Schulau, 6—8 Ser, 6—13 Sol, 8—15 Rvo, 9—10 Kollo, 11—12 Hauer, 13—15 Leo, 14—19 Emele, 16—17 Truebau, 18—13 Natal, 18—20 Nadowessier, 20—15 Naumo ✱ **Treppenrätsel:** 1a) Goetz, b) e, c) Goetze, 2a) Main, b) Au, c) Mainau, 3a) Ern, b) Ani, c) Ernani, 4a) fa, b) Gott, c) Fagott, 5a) d, b) Rache, c) Drache ✱ **Magische Figur.** 1. Abo, (1) Aga, 2. Ball, 3. Ost, 4. Pegasus, 5. Scheich, 6 alt, 7. Ohr (7) ora, 8 Nan, 9. Area, 10. Ain. ✱ **Spiralrätsel:** 1. Ins, 2. Saat, 3. Ate, 4. te, 5. Wehr, 6 Ehre, 7. Reis, 8. Isar, 9. Ar, 10. Rede, 11. den, 12. Enz 13. Zahn, 14. Ahn, 15. Norne, 16 or, 17. Rest, 18. Stab, 19. Bier, 20. Erde, 21. Et, 22. Ilse, 23. Sen, 24. Wal, 25. Lupe, 26. Beer, 27. Ern, 28. Niete, 29. été (Sommer), 30. Eger, 31. Ger, 32. Err, 33. Ras, 34. As. — Unbeirrbar gehen wir unseren Weg. ✱ **Kreuzworträtsel mit magischer Figur:** Waagrecht: 3. Krieg, 5. Viola, 8. Basis 10. Novelle, 12. Emile, 14. Aarau, 16 Maori, 17. Matte, 18. Horaz, 21. Amati, 23. Manie, 25 Bluse, 26. Argolis, 28. Boden, 29 Amsel, 30. Centa. Senkrecht: 1. Agave, 2. Avila, 3. Korea, 4. Eboli, 6. Islam, 7. Armut, 9. se, 10. Nirwana, 11. Erasmus, 13. Moira, 15 Atlas, 19. Omega, 20 Zirbe, 21. Aline, 22 Tesla, 24 Egoist, 25. Blech, 27 Od. Magische Figur: 1. Fasan, 2. Nan, 3. Nab. ✱ **Magisches Quadrat:** 1. Vegas, 2. Enare, 3 Galan, 4. Araba, 5. Senar ✱ **Besuchskartenrätsel:** Bahnmeister.

Probieren geht über Studieren

Eine nachdenkliche Geschichte von Georg Otto

„Das glaube ich nicht", sagte Direktor Hartmann zu seiner Frau. Käthe war empört. Sie war gestern zum Kaffee bei der Frau des Generaldirektors gewesen, die ihre beste Freundin war. Die Damen hatten Sorgen und Erfahrungen ausgetauscht, und dabei hatte Frau Emma, das war die Frau des Generaldirektors, den Damen verraten, daß sie den Likör, den sie vorher zum Kaffee getrunken hatten, selbst gemacht hatte. Und das wollte nun ihr Mann nicht glauben. „Einfach lächerlich", sagte er, „wie werden Leute in solchen Einkommensverhältnissen Likör selbst machen, die trinken doch echte Liköre." „Du irrst dich, mein Lieber", entgegnete Frau Käthe etwas ärgerlich über ihren Mann. „Emma hat recht, wenn sie sagt, daß es in ihrer Familie seit den Großeltern Tradition sei, sich seine Liköre mit — Reichel-Essenzen selbst zu machen. Das sind natürliche Likörgrundstoffe aus Kräutern und Früchten, die richtige echte Liköre ergeben. Denn nicht auf den Namen oder ausländische Herkunft kommt es an, sondern auf die Echtheit der Bestandteile. Und Reichel-Essenzen enthalten alle natürlichen Bestandteile, aus denen echte Liköre bestehen und zusammengesetzt werden." Direktor Hartmann wurde nachdenklich. „Aber", meinte er, „ist das nicht eine umständliche und unsichere Geschichte?" „Auch das hat uns Emma erklärt. Die Sache ist einfach wie Kaffeekochen und gelingt immer. Aus 1 Flasche Reichel-Essenz macht man 2 Flaschen Likör. Und vor allen Dingen schmecken sie so gut. Schließlich ist es auch eine besondere Freude, wenn die Hausfrau Mann und Gästen etwas vorsetzen kann, was sie selbst gemacht hat, und Ehre damit einlegt." „Eigentlich hast du recht", sagte jetzt ihr Mann. „Früher, als Junge, schmeckte mir Mutters Kuchen immer am besten." „Siehst du", sagte Käthe, „das hat gar nichts mit dem Einkommen zu tun, du gescheiter Mann. Nun tue mir einen Gefallen und schreibe an die Fabrik Otto Reichel, Berlin-Neukölln, Elbestraße 11, und laß mir eine Gratisprobe schicken, dazu das „A.B.C. der guten Schnäpse — ein Lexikon für Feinschmecker" das kostet nichts — auch nicht für Direktoren mit hohem Einkommen", fügte sie lachend hinzu. Von da an machte sich Direktor Hartmann – echte Liköre und freute sich wie ein Junge.

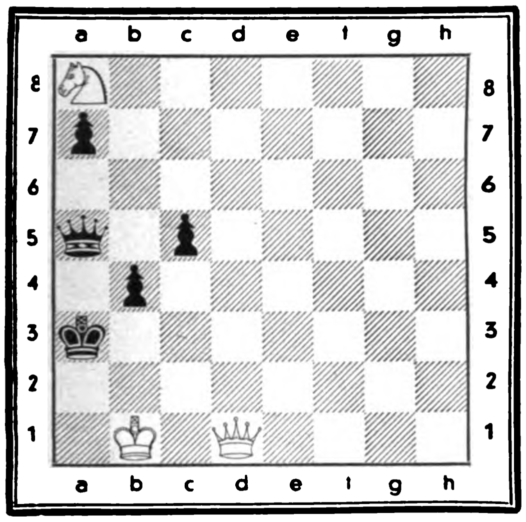
Schach-Beobachter

Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Verstecktes hübsches Opfer!

Folgendes hübsches Endspiel von K. A. L. K u b - b e l wurde in einem Studienturnier mit dem 2. Preise ausgezeichnet.

Schwarz: Ka3, Da5, Ba7, b4, c5 (5).



Weiß: Kb1, Dd1, Sa8 (3).

Weiß am Zuge gewinnt! Wodurch?

Lösung des Endspieles

Durch 1. Dd1—c1+, Ka3—a4 (natürlich nicht Kb3? wegen 2. Dc1—c2+ Ka3: 3. Da2+!): 2. Dc1—c4!, Da5—d8 (Erzwungen! Falls Db5, so 3. Da2+! Zieht aber Schwarz a7—a6, so folgt 3. Kb2! Dd8: 4. D×a6+, Da5: 5. Sb6+!): 3. Dc4—a6+, Dd8—a5 (Falls 3. . . . Kb3, so 4. Da2+, Kc3: 5. Dc2+, Kd4: 6. Dd2+ mit Damengewinn!); 4. Sa8—b6+! (Dieses hübsche und versteckte Springeropfer hat den Sinn, der schwarzen Dame die Fluchtfelder b6—c7—d8 abzuschneiden!), 4. . . . a7×b6: 5. Da6—c4! Nun gewinnt Weiß durch Zugzwang. Auf 5. . . . Da5—b5 oder 5. . . . b6—b5 folgt wiederum 6. Da2+! Falls aber 5. . . . Da5—a7 oder 5. . . . Da8: so 6. Dc4—a2+ mit Eroberung der Dame und folgendem leichten Gewinn.

Aufgabelösung aus Folge 43

Dreizüger von M. B u r d a c k, Hormersdorf.

Weiß: Kh1, Dc1, Tc8, Te1, Lg2, Sh5, Bd2, d5, f2, h3 (10)

Schwarz: Kd6, Db6, Ta7, Lh6, Sa6, Sh7, Ba2, a4, b5, d7, f6, h4 (12)

Schlüsselzug: 1. d2—d4!

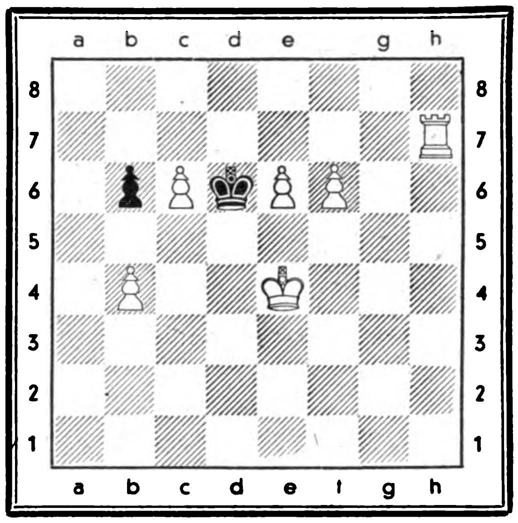
Richtig gelöst: Dr. Münch, Bocholt; F. Fenchel, Gau Odernheim; P. Schurig, Sebnitz; A. Seber, Trier; M. Loch, Berlin N; L. Hoheusee, Bln.-Friedenau; Ebeling, Potsdam; Herb. Schulz, Bln.-Neukölln; H. Rudloff, Güstrow; F. Büttner, Fürth i. B.; F. E. Maier, Ludwigshafen; F. Holzhaider, Miesbach; K. H. Horn, Hannover; Dr. Mederle, Hof; P. Fröhlich, Schmirchau; Eggebrecht, Norden; P. Knörrchen, Bln.-Steglitz; Th. Grünwald, Fröndenberg; J. L. Pollach, Nürnberg; F. Jung, Grünberg; A. Brückner, Stollberg; J. Astner, Altenmarkt; J. Herwig, Gotha, Marie Barthel, Dortmund-Hörde; W. Träger, Frankfurt-Eschersheim; E. Ilgen, Mandeln; Camille Weber, Stuttgart; A. Sohn, Rottweil; M. Friedel, Ammendorf; S. Hümmrich, Nürnberg; Freifrau v. Dungern, Ludwigshafen a. S.; A. Drechsel, Hormersdorf; Frieda Wender, Grünberg; H. Bielicke, Quolsdorf; K. Pursche, Sohland; J. Wetschera, Wien I; M. Schappert, Memmingen; K. Roß, Hamburg; Erika Schupp, Wiesbaden; G. Peipers, Eckardtsheim; Dr. F. Röhrs, Bln.-Friedenau; R. Weng, Königsberg; E. Brand, Plettenberg-Holthausen; L. Rodewald, Hildesheim; Dr. W. Krause, Hildesheim; Ch. Ginader, Endorf; K. Hesse, Northeim; Ch. Ellrich, Spangenberg; Dr. K. Schmidt sen., Neunkirchen; E. Brückner, Thum; K. Schmidt, Detmold; A. Sponholtz, Hannover; K. Haunold, Nürnberg; B. Brückner, Kitzingen.

Einige Löserurteile: „Hübsches Damen- oder Springeropfer", H. R., G.; „Ebenso wunderschön, wie verblüffend" F. E. M., L.; „Geistvoll". Dr. M., H. usw.

Aufgabe (Urdruck)

Von Wilhelm Zitterbaum, Kiel

Schwarz: Kd6, Bb6 (2)



Weiß: Ke4, Th7, Bb4, c6, e6, f6 (6)

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

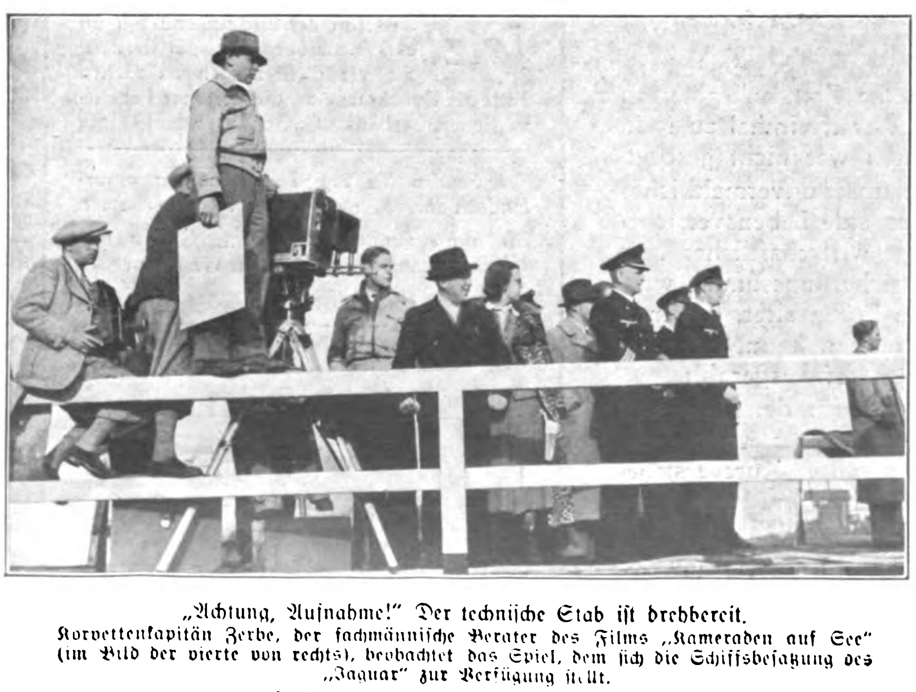
Ein neuer deutscher Marinefilm:

„Kameraden auf See"



Eine Bordszene auf dem Torpedoboot „Jaguar" wird gedreht.
Der Spielleiter Heinz Paul (links, mit dem Sprachrohr in der Hand) und Kapitänleutnant Scholtz, der Kommandant des „Jaguar" (rechts im Vordergrund), verfolgen das Spiel der Filmdarsteller.

Der neue Woelffer-Film der Terra-Filmkunst, „Kameraden auf See", hat deshalb besonderen Anspruch, als naturgetreu zu gelten, weil an seinem Entstehen die Besatzung eines deutschen Kriegsschiffes in einem gewissen Rahmen mitwirkt. Die Handlung ist aus der Gegenwart herausgegriffen und spielt während des Befreiungskampfes der nationalen Spanier, in dem bekanntlich auch Einheiten der deutschen Marine als internationale Kontrollorgane in ernster Pflichterfüllung schwere Aufgaben zu meistern hatten. Durch die Filmhandlung zieht eine Liebesgeschichte, in die ein Kapitänleutnant und — ohne



„Achtung, Aufnahme!" Der technische Stab ist drehbereit.
Korvettenkapitän Zerbe, der fachmännische Berater des Films „Kameraden auf See" (im Bild der vierte von rechts), beobachtet das Spiel, dem sich die Schiffsbesatzung des „Jaguar" zur Verfügung stellt.

Bildbericht für den „I. B." von B. Fischer.



„Olga", der Bordhund des „Jaguar"
Ingeborg Hertel, die in dem Marinefilm die Tochter des Konteradmirals Brockhusen spielt, mit dem Bordhund des „Jaguar", den Einwohner des nationalen Spaniens der Besatzung als Geschenk mit in die Heimat gegeben haben.



Ingeborg Hertel, Carola Höhn, Paul Wagner, Jaspar v. Oertzen und Rolf Weih in einer Szene des Films „Kameraden auf See".



Bild rechts: Carola Höhn als Carmita Prätorius und Ingeborg Hertel als Inge Brockhusen.

fer gekapert haben, wird aber, nachdem das Torpedoboot „Jaguar" in die Geschehnisse eingreifen kann, schließlich gerettet. Der Film vermeidet billige Sensationen und hält sich von Unwahrscheinlichkeiten fern; gerade dadurch wirkt er stark und trefflich als Künder der Kameradschaft auf See.

daß dieser es weiß — auch ein Fähnrich seiner Besatzung verstrickt sind. Carmita Prätorius, von beiden Männern geliebt, gerät auf ihrer Rückreise nach Spanien mit ihrem Vater in die Hände der Bolschewisten, die den Küstendamp-

Rechts: Fachkundige Zuschauer von den im Hafen liegenden Kriegsschiffen bekunden während der Aufnahme lebhaftes Interesse.





Bild links: Jaspar v. Oertzen (ganz rechts) als Fähnrich Fischer und Ferry Reich als Fähnrich Bern melden sich bei ihrem Leutnant Born (Fred Döderlein) zum Dienst an Bord. Zweiter von links: Oberbootsmannsmaat Reschke, dargestellt von Josef Sieber.



KARL VALENTIN schminkt sich



Karl Valentin besinnt sich. „Ja, — was spielen wir denn heute?“

Zunächst reiben wir uns mal den Staub des Alltags ab, was nämlich gar nicht . .

Karl Valentin, dessen Name als Künstler und Komiker sich mit einem ganz eigenen Begriff verbindet, gehört nicht zu jenen Naturen, die nur dem Publikum ihren Tribut zollen. Seine Komik trägt besondere Züge, er liebt das Groteske, die Saltos, die Eskapaden und Kapriccios. Nicht alle sind mit dem Wesen der Maske so vertraut wie Valentin, der Meister der Grimasse. Sein blitzartiger Übergang vom Tragischen ins Komische und vom Komischen wiederum ins Tragische lassen die geistige Energie dieses Künstlers auflodern, den man als Menschen nehmen muß, der mehr kann als ungemein spaßhaft wirken.

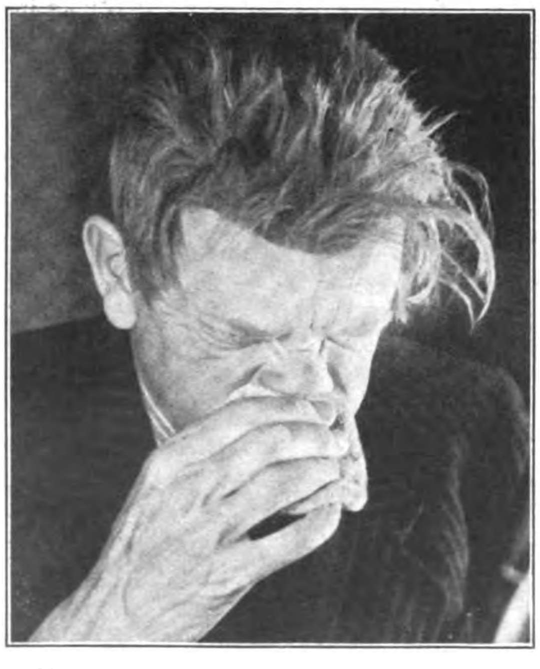


. . . so einfach ist, wie es ausschaut.



Die Perücke hätten wir oben, vorsichtshalber wollen wir sie aber mit Mastix befestigen.

Aufnahmen: Engel.



Wenn man Karl Valentin ist, braucht man den „Teint“ nicht zu dick auftragen, Puder genügt auch







Schön abklopfen und Augen zu „z'wegen der Puderwolke“, schon ist die Maske gemacht: Karl Valentin mit dem unvermeidlichen Zigarrenstumpen, wie er leibt und lebt

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12—2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Bern III 7205; Warschau 194121; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 21968; Den Haag 211846; Paris 190066; Brüssel 350797. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße; Swiss Bank Corporation, West End Branch, 11c, Regent Street, Waterloo Place, London S. W. 1. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39-41, Fernruf 20755 u. 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden
[ABCDEF] D.A. III. Vj. 1937: über 685000 Stck. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig

IB Illustrierter Beobachter

DONNERSTAG, 2. DEZ. 1937
12. JAHRGANG / FOLGE 48

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22

AUS DEM INHALT:
„Seife aus Kohle" / „Ein neues Verkehrsspiel"
„Weltausstellung San Franzisko 1939"



Adolf Hitler auf der Ordensburg Sonthofen.

Zum Abschluß der ersten gemeinsamen Tagung der Kreisleiter und Gauamtsleiter der NSDAP. weilte der Führer auf der Ordensburg Sonthofen, wo er über die Aufgaben der hohen Schulen der Partei sprach. **Rechts vom Führer:** Dr. Ley; links, vor dem Stufenaufgang: Gauleiter Erich Koch.

Aufnahme: Fritz Boegner.



Reichs- und Preußischer Wirtschaftsminister Walther Funk.

Bislang Staatssekretär im Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda sowie Pressechef der Reichsregierung, wurde Reichsminister Funk mit Wirkung vom 15. Januar 1938 vom Führer in sein neues Amt berufen. Parteigenosse Funk wurde am 18. August 1890 in Trakehnen (Ostpreußen) geboren und widmete sich schon frühzeitig der Wirtschaftsjournalistik. Durch aufsehenerregende Veröffentlichungen bekannt geworden, wurde er schon 1923 von Helfferich, Schacht und Luther zu den Beratungen über die Neuschaffung einer stabilen Währung zugezogen. 1931 berief ihn der Führer als persönlichen Wirtschaftsbeauftragten in die Reichsleitung der NSDAP. Seit 1932 Reichstagsabgeordneter, wurde Funk bei der Machtübernahme Pressechef der Reichsregierung und nach Schaffung des Propagandaministeriums Staatssekretär dieses Amtes. Späterhin ernannte Dr. Goebbels den bewährten Mitarbeiter auch zum Vizepräsidenten der Reichskulturkammer. Das Vertrauen des Führers gibt nun den großen Fähigkeiten dieses Mannes einen neuen Wirkungskreis.



Reichsbankpräsident Dr. H. G. Hjalmar Schacht

Am 22. Januar 1877 in Tingleff (Schleswig) geboren, widmete sich Schacht nach Abschluß seiner Studien dem Bankwesen. Im November 1923 wurde er Reichswährungskommissar, kurz darauf Präsident des Reichsbankdirektoriums (bis April 1930). Am 17. März 1933 übernahm er wiederum das Präsidium der Reichsbank und führte seit 30. Juli 1934 die Geschäfte des Wirtschaftsministeriums. Seinem Antrag auf Enthebung von diesem Amt hat der Führer entsprochen, indem er ihn gleichzeitig als Reichsminister ohne Geschäftsbereich ins Reichskabinett einberief.

Aufnahmen: Weltbild (4). Hoffmann (1).

DIE NEUERNANNTEN REICHSMINISTER UND STAATSSEKRETÄRE



Staatssekretär Karl Hanke.

Reichshauptamtsleiter, SS-Oberführer, Ministerialdirektor Hanke, wurde am 24. August 1903 in Laubau in Schlesien geboren. Von 1928 bis 1931 war er als Gewerbelehrer in Berlin tätig. Seit 1928 gehört er der NSDAP. an, nachdem er vorher Mitglied nationaler Verbände war und als Zeitfreiwilliger gekämpft hatte. 1932 wurde er in den Preußischen Landtag gewählt, seit der siebenten Wahlperiode 1932 ist er Mitglied des Reichstages. Ministerialdirektor Hanke arbeitet als persönlicher Referent des Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda, in der Partei als Hauptamtsleiter der Reichspropagandaleitung. Mit Wirkung vom 15. Januar 1938 ist er Staatssekretär im Propagandaministerium.



Staatssekretär Dr. Otto Dietrich

wurde ebenfalls mit Wirkung vom 15. Januar mit diesem Rang ins Propagandaministerium berufen und wird gleichzeitig Pressechef der Reichsregierung. Reichsleiter Dr. Dietrich, Reichspressechef der NSDAP, wurde am 31. August 1897 zu Essen an der Ruhr geboren. Mit Kriegsbeginn rückte er ins Feld, wurde zum Offizier befördert und kämpfte bis zum Waffenstillstand an der Westfront. 1931 organisierte er im Auftrage des Führers die neuzuerrichtende Pressestelle der Partei. Als Reichspressechef der NSDAP. machte er den historischen Deutschlandflug des Führers im Jahre 1932 mit, den er in seinem weitverbreiteten Buch „Mit Hitler in die Macht" beschreibt. Dr. Dietrich ist SS-Gruppenführer und Mitglied des Reichstages.



Reichsminister Dr Hans-Heinrich Lammers

Der durch Erlaß des Führers zum Reichsminister ernannte Chef der Reichskanzlei Dr. Lammers wurde am 27. Mai 1879 in Lublinitz (Oberschlesien) als Sohn des dortigen Kreis- und Grenztierarztes geboren 1912 kam er als Landrichter nach Beuthen (Oberschlesien), wo er später Landgerichtsrat wurde. Den Krieg machte Dr. Lammers als Hauptmann der Reserve des Inf.-Rgts. 51 mit. Nach dem Kriege widmete er sich der öffentlichen Verwaltung. In Anerkennung seines großen Könnens und seiner mannigfachen Erfahrungen war Dr. Lammers, der schon seit langem das Vertrauen des Führers genoß, 1933 als Staatssekretär zum Chef der Reichskanzlei berufen worden.



UNGARISCHER STAATSBESUCH IN BERLIN

Während ihres Staatsbesuches in Deutschland wohnten der ungarische Ministerpräsident v. Darany (im Bilde rechts) und Außenminister v. Kanya (ganz links) als Gäste des Reichsaußenministers und Freifrau v. Neurath (in der Mitte) in der Staatsoper der Festaufführung „Ariadne auf Naxos" bei

Aufnahmen: Weltbild 1, Atlantic-Photo (2)





Am Jahrestag der Unterzeichnung des deutsch-japanischen Antikominternabkommens fand in der japanischen Botschaft ein großer Empfang statt, bei dem auch der Führer anwesend war. Unsere Aufnahme: Begrüßung Adolf Hitlers durch den japanischen Botschafter Graf Mushakoja.

Links: Ministerpräsident Generaloberst Göring im Gespräch mit den neuernannten Reichsministern Lammers (links) und Funk (Mitte). Ganz rechts: Generaladmiral Dr. h. c. Raeder und (mit Brille): der italienische Botschafter Attolico.

EMPFANG IN DER JAPANISCHEN BOTSCHAFT

am Jahrestag des antibolschewistischen Abkommens



Mit lebhafter Freude wurden der Führer und seine Begleitung von den Arbeitern begrüßt, die am Bau der Ordensburg mitgewirkt haben und zum Teil dort beschäftigt werden.
Hinter dem Führer: Dr. Ley; links daneben: Architekt Gießler, der Erbauer der Ordensburg Sonthofen. Auch die auf der Burg angestellten Volksgenossinnen waren freudig herbeigeeilt, um dem Führer zu huldigen.

SONTHOFEN

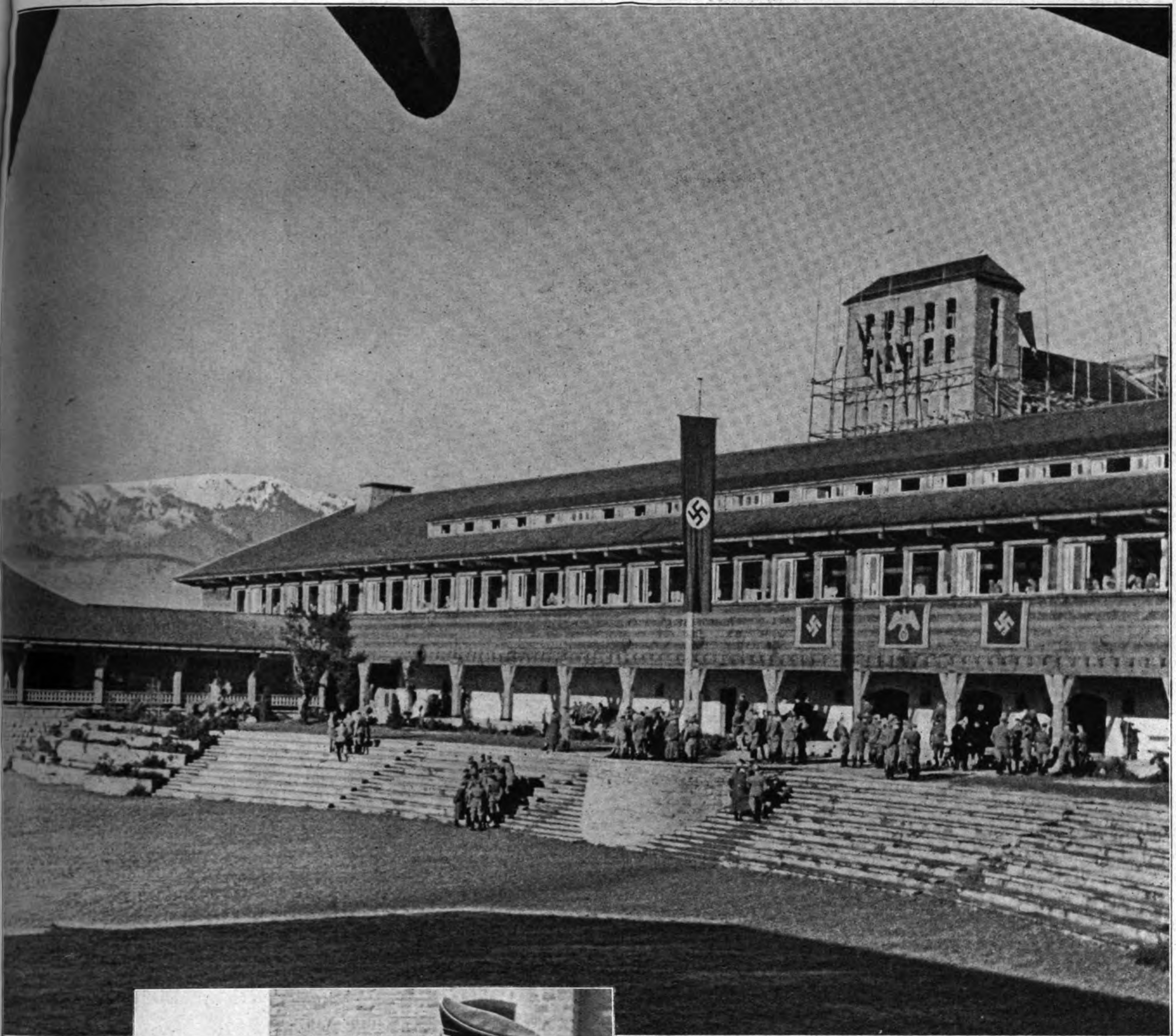
Die Führertagung der NSDAP. auf der Ordensburg

Die Führertagung der NSDAP. auf der Ordensburg Sonthofen, auf der zehn Tage lang die Reichsleiter und Führer der Gliederungen der nationalsozialistischen Bewegung zu den Kreis- und Gauamtsleitern gesprochen haben, erreichte ihren Höhepunkt, als der Führer zur Weihe der Ordensburg in dem Allgäuer Kreisstädtchen Sonthofen eintraf. In einer mehr als zweistündigen Rede entwickelte Adolf Hitler aus einem groß gesehenen geschichtlichen Überblick den volkspolitischen Gedanken, der durch die nationalsozialistische Bewegung und die von ihr geschaffene Volksgemeinschaft zum ersten Male zur Grundlage des Staates der Deutschen geworden ist. Dann sprach der Führer über den Aufbau und über die Organisation der Volksführung, wie sie durch die nationalsozialistische Partei in einzigartiger Weise verwirklicht worden ist, und deren Kunst zu lehren und sie auf die kommenden Generationen der Parteiführerschaft zu übertragen Aufgabe der hohen Schulen der Partei sein werde.



Das Spalier von weiblichen Angestellten der Ordensburg.

Hinter Adolf Hitler und Dr. Ley: Burgkommandant Hauptamtsleiter Bauer; dahinter: Gauleiter Karl Wahl.



Blick in einen der großen Burghöfe.
Das gewaltige Bergmassiv der Allgäuer Alpen umsäumt von drei Seiten die sich der herrlichen Landschaft in ihrer schönen, eigenwilligen Bauweise anpassende Ordensburg.

Aufnahmen: Fritz Boegner



Ein Händedruck des Führers mit dem General der Flieger Sperle.



Rudolf Heß im Gespräch mit dem Kommandierenden General von Reichenau.



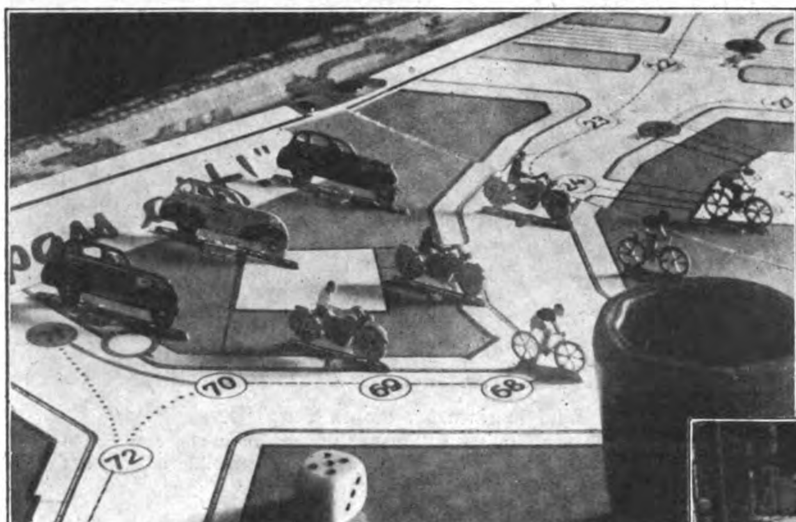
Das neue Spiel wird ausprobiert. Man sieht aus den gespannten Mienen, daß das Spiel Aufmerksamkeit und Umsicht erfordert.



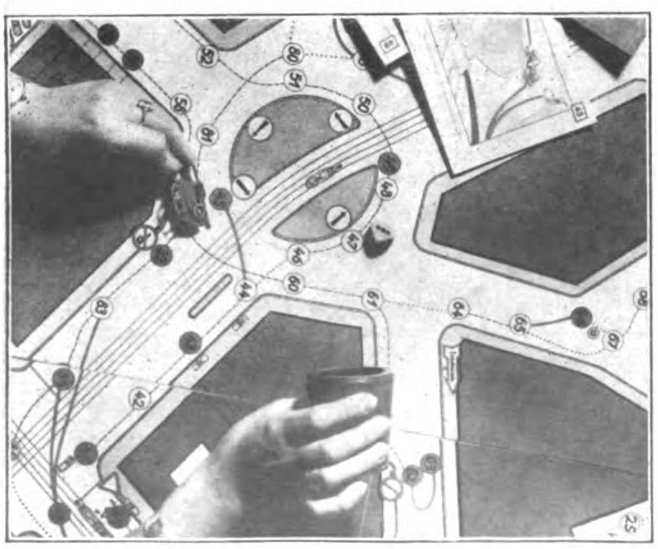
Halt! Der Mann fährt falsch, das ist ja eine Einbahnstraße.

Mensch

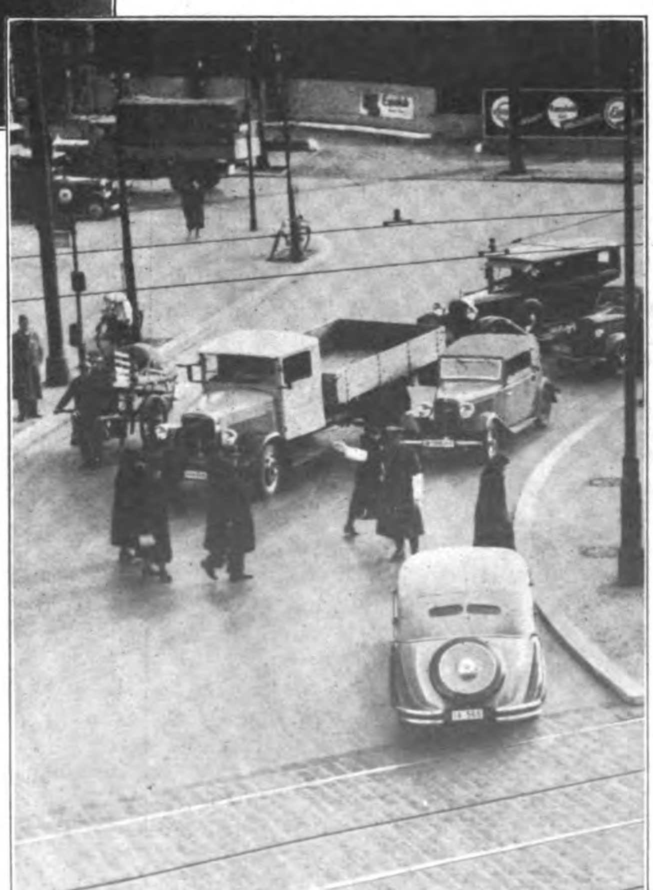
Eine Anleitung, wie man die Verkehrsregeln spielend erlernen kann; wenn jeder Volksgenosse die Verkehrsregeln beachtet – und so aufmerksam befolgt wie bei diesem Spiel, dann gibt es keine Verkehrsunfälle mehr.



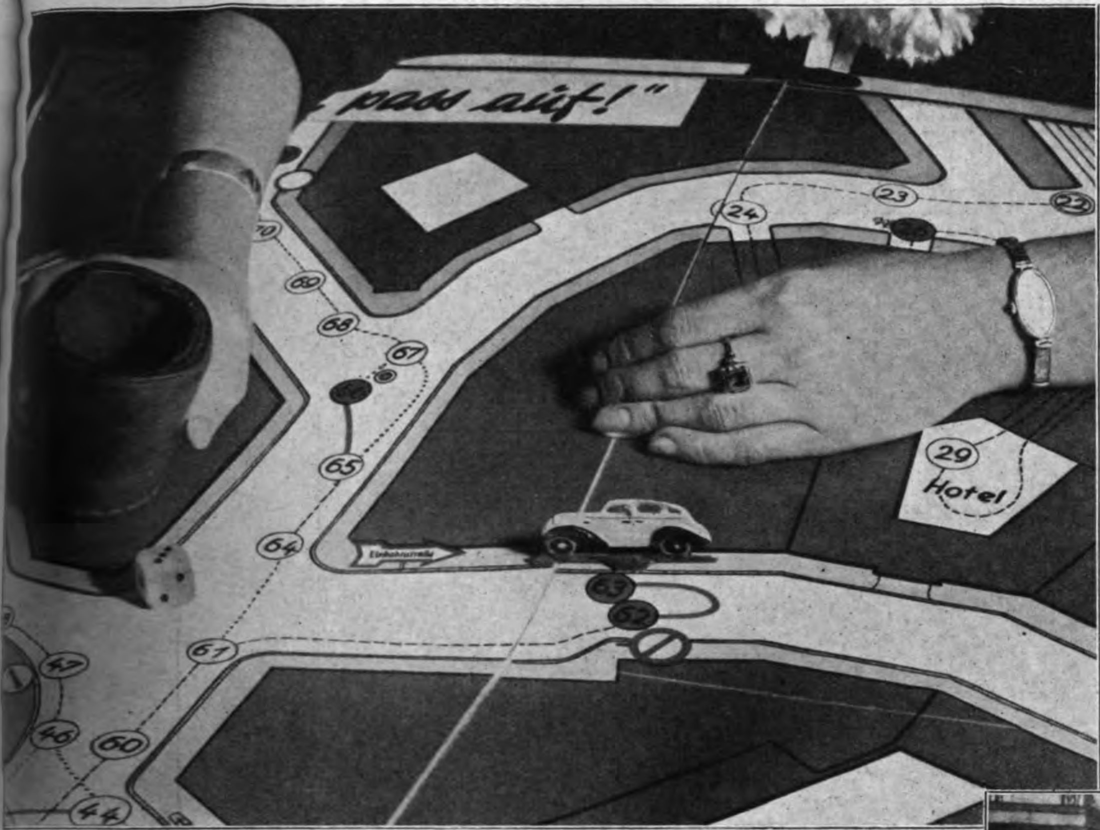
Alle Verkehrsgruppen, Automobile, Motorräder und Fahrräder sind in dem interessanten Spiel vertreten.



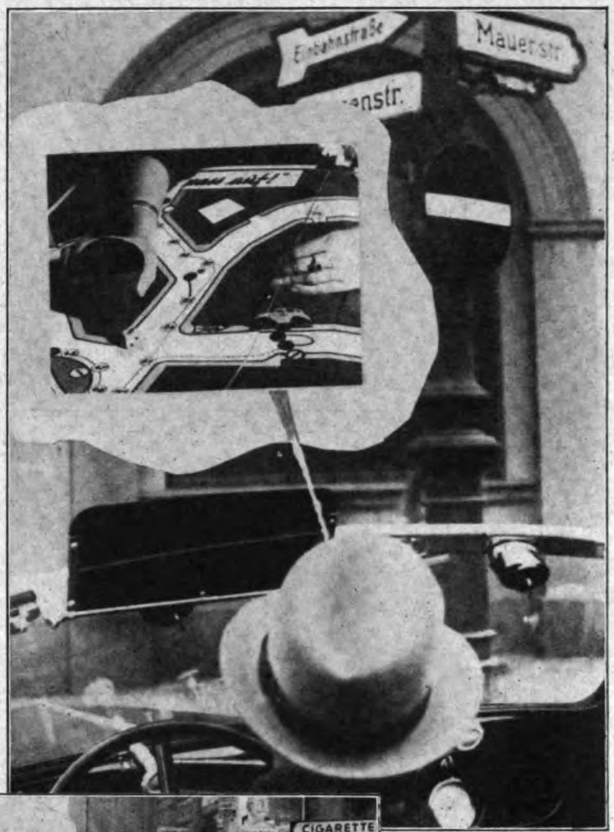
„Kreisverkehr" heißt es auch im Spiel, denn wer gegen den Strom schwimmt, verursacht ja auch in der Praxis (Bild rechts) unliebsame Verkehrsstockungen und hemmt den ganzen Kreisverkehr



Es ist eine alte Erfahrung, daß am leichtesten lernt, wer im Spiel lernt Diesen pädagogischen Grundsatz auf das moderne Verkehrsleben mit seinen vielfältigen Bestimmungen übertragen, heißt die polizeilichen Vorschriften gewissermaßen im Spiel auf leicht faßliche allgemeingültige Formeln bringen, die sich jedem einprägen und im gegebenen Augenblick leicht einfallen So ist es verständlich, daß die mit der Verkehrsunfallbekämpfung beauftragte Polizei, gewöhnlich durch Verordnungen und Protokolle wirkend, auf der Suche nach neuen Wegen in der Verkehrserziehung auch einmal dem Gedanken eines Verkehrsspiels für jung und alt nähergetreten ist Dieses Verkehrsspiel mit dem Titel „Mensch paß auf!" ist jetzt nach sorgfältigen Vorbereitungen auf Veranlassung des Chefs der Ordnungspolizei geschaffen worden. Die Polizei legt dieses schöne Spiel, das zur Verkehrsdisziplin erzieht und dadurch großen Segen schaffen kann, den Verkehrsteilnehmern auf den Weihnachtstisch (Hersteller: Lehrmittelverlag R. C Schmidt, Berlin.)



„Wendet vorschriftsmäßig in der Einbahnstraße!" Diese Verkehrsregel muß im Spiel genau so berücksichtigt werden wie in der Wirklichkeit.



„Hoppla! Wie war das doch?" Einbahnstraße: Spielregel Nr. 63.

„pass auf!



Um ein Haar hätte es die schönste Karambolage gegeben, weil der Kraftfahrer das Einbahnzeichen übersehen hatte.



„Hat zuviel Alkohol zu sich genommen und gefährdet den Verkehr Sein Fahrzeug wird vorläufig sichergestellt", so heißt es im Spiel — und in Wirklichkeit ist es oft so, daß man angeheiterte Kraftfahrer (Bild rechts) in dieser Verfassung den Wagen steuern sieht.





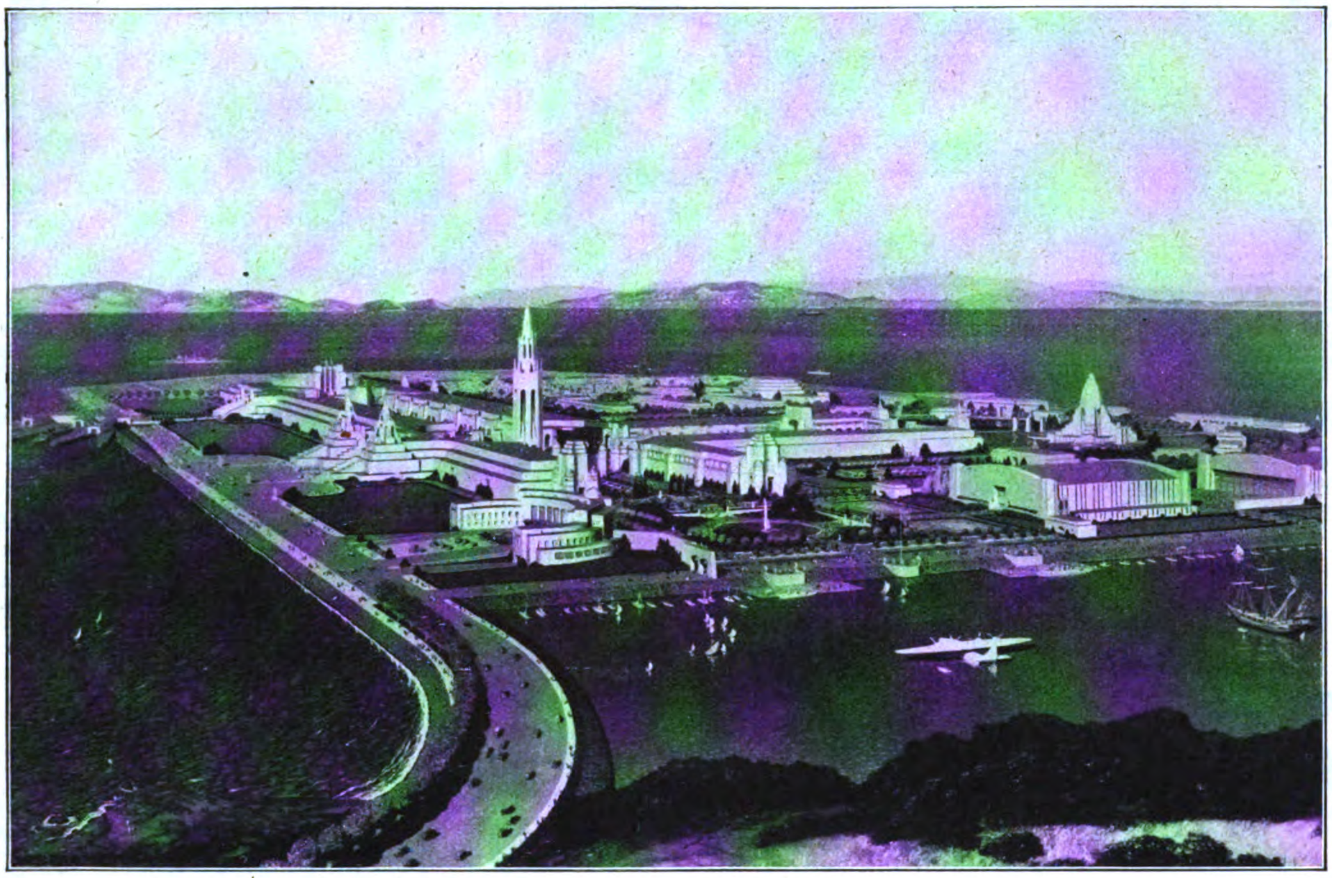
Verantwortungsbewußte Volksgenossen, die den Vorfall beobachten, haben einen Polizeibeamten geholt, der sich, um Unheil zu verhüten, selbst ans Steuer setzt.

Aufnahmen. Presse-Photo.

Die großen Vorbereitungen zur

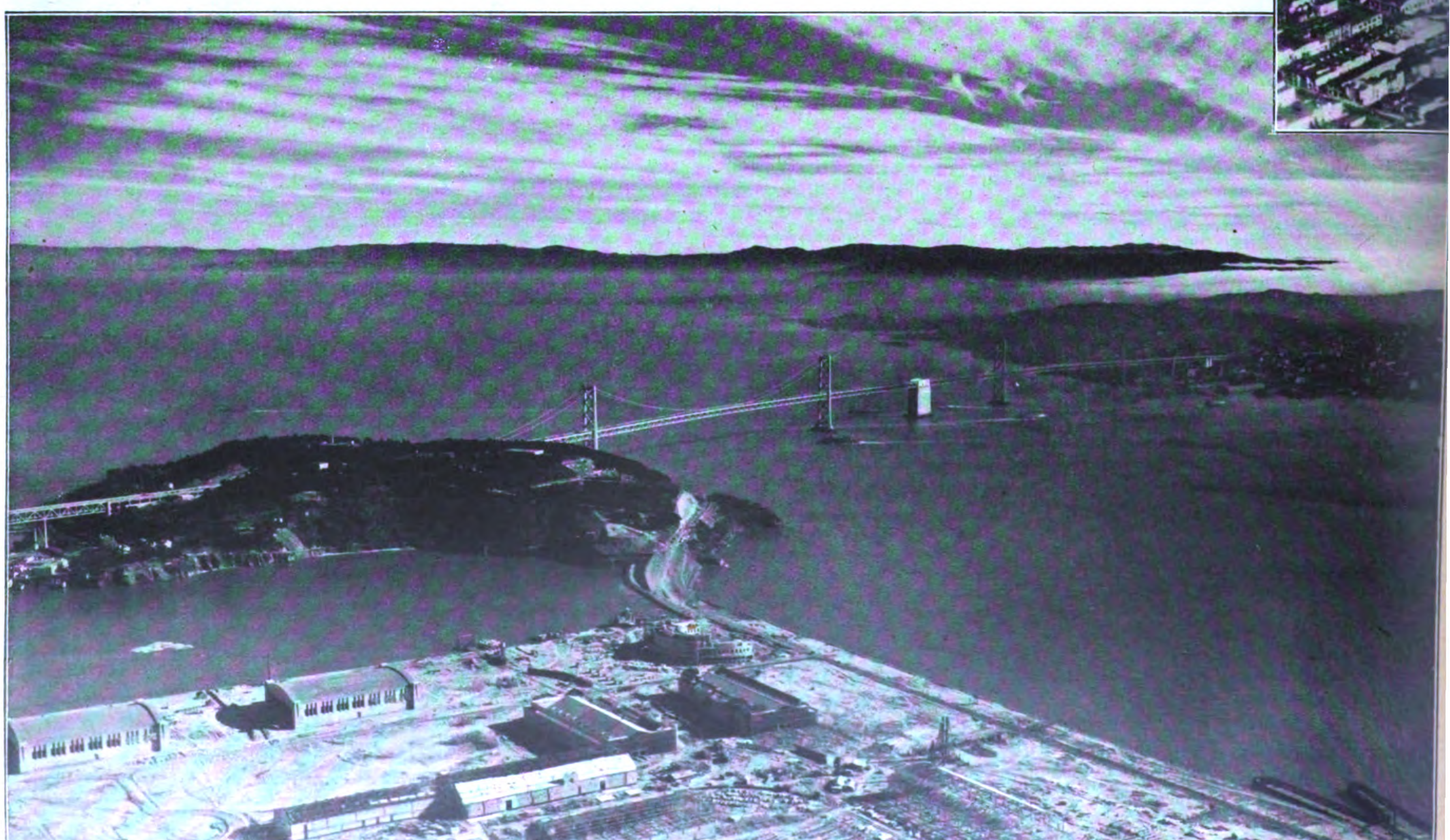
Weltausstellung 1939

in San Franzisko



Modell der Weltausstellung in San Franzisko, die 1939 eröffnet und auf einer künstlich geschaffenen Insel aufgerichtet wird; das neu geschaffene Gelände soll später als Flugplatz dienen.

Unten: Die künstliche Insel (im Vordergrund) ist durch einen Fahrdamm mit der natürlichen Insel Yerba Buena verbunden.







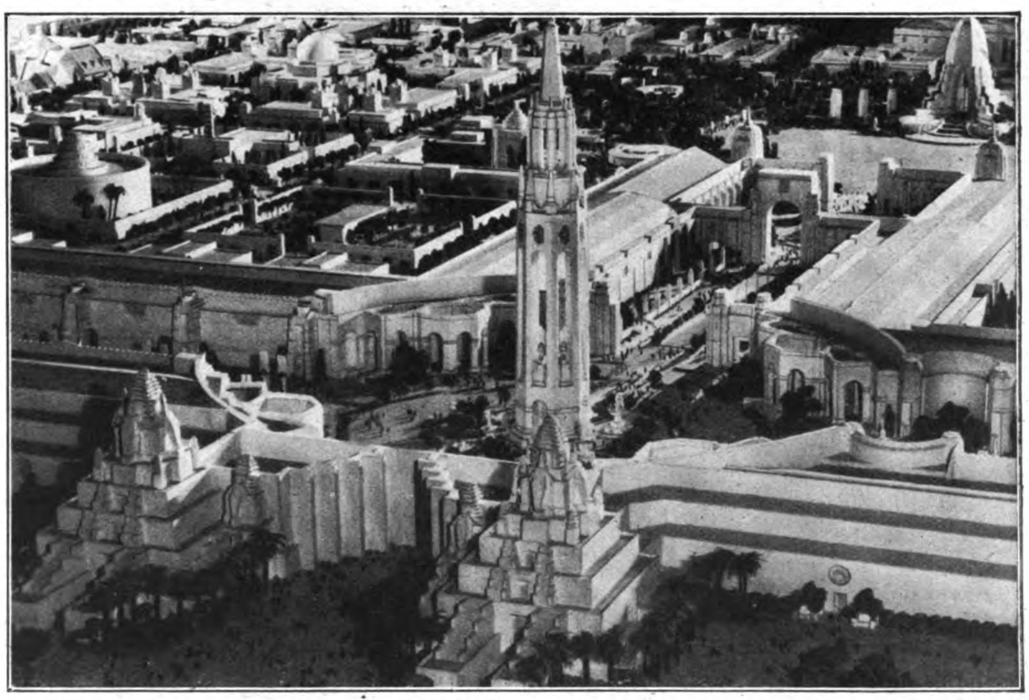
Blick von San Franzisko auf die natürliche Insel Yerba Buena (wohin die zwei Arme der Hängebrücke führen); links von Yerba Buena (Goat-Island) und durch einen Fahrdamm damit verbunden: die künstliche Insel.

Aufnahmen: Mauritius.

Im Februar 1939 wird in San Franzisko die Goldene-Tor-Ausstellung eröffnet. Wie alles in Amerika, so beansprucht auch diese Veranstaltung eine Reihe von Superlativen: sie wird die größte und teuerste Ausstellung der Welt, am Fuße der längsten und schönsten Brücke, und die erste Ausstellung, die auf einer künstlichen Insel abgehalten wird. Der Bau dieser Insel, „Schatzinsel" genannt, kostet 50 Millionen Dollars. Nach Ablauf der Ausstellung soll die Insel, zu einem Flughafen ausgestaltet, militärischen Zwecken dienen.



Links: Durch diese ebenfalls künstlich hergestellten „Landzungen" soll die glatte Abwickelung des Schiffsverkehrs zwischen Festland und Insel erreicht werden.



Geplante Bauten auf dem Ausstellungsgelände, die inmitten subtropischer Blütenpracht stehen werden; alles überragend (im Vordergrund): ein Turm als Wahrzeichen der Ausstellung.

Eine Großtat der deutschen Chemie: SEIFE

Ministerpräsident Generaloberst Göring sagte schon vor einem Jahre in seiner großen Rede über den Vierjahresplan: „Ich kann Ihnen verraten, daß wir sogar schon wohlriechende Seife aus der deutschen Kohle herzustellen vermögen."

Unsere Bildfolge zeigt einige Ausschnitte aus der Herstellung dieser Seife. Bekanntlich besteht Seife aus Fettsäure und Alkali. Fettsäuren wurden bisher durch Spaltung der natürlichen Fette gewonnen, die Verbindungen von Fettsäure und Glyzerin sind. Nun ist es gelungen, diese Fettsäure aus Kohle herzustellen. Die synthetische Fettsäure unterscheidet sich in nichts von der natürlichen, also unterscheidet sich Seife aus Kohle auch nicht von Seife aus natürlichen Fetten. Wenn noch weitere Werke errichtet sind, wird ein gewaltiger Schritt zur Schließung unserer Fettlücke getan sein.

Aufnahmen: Nolte

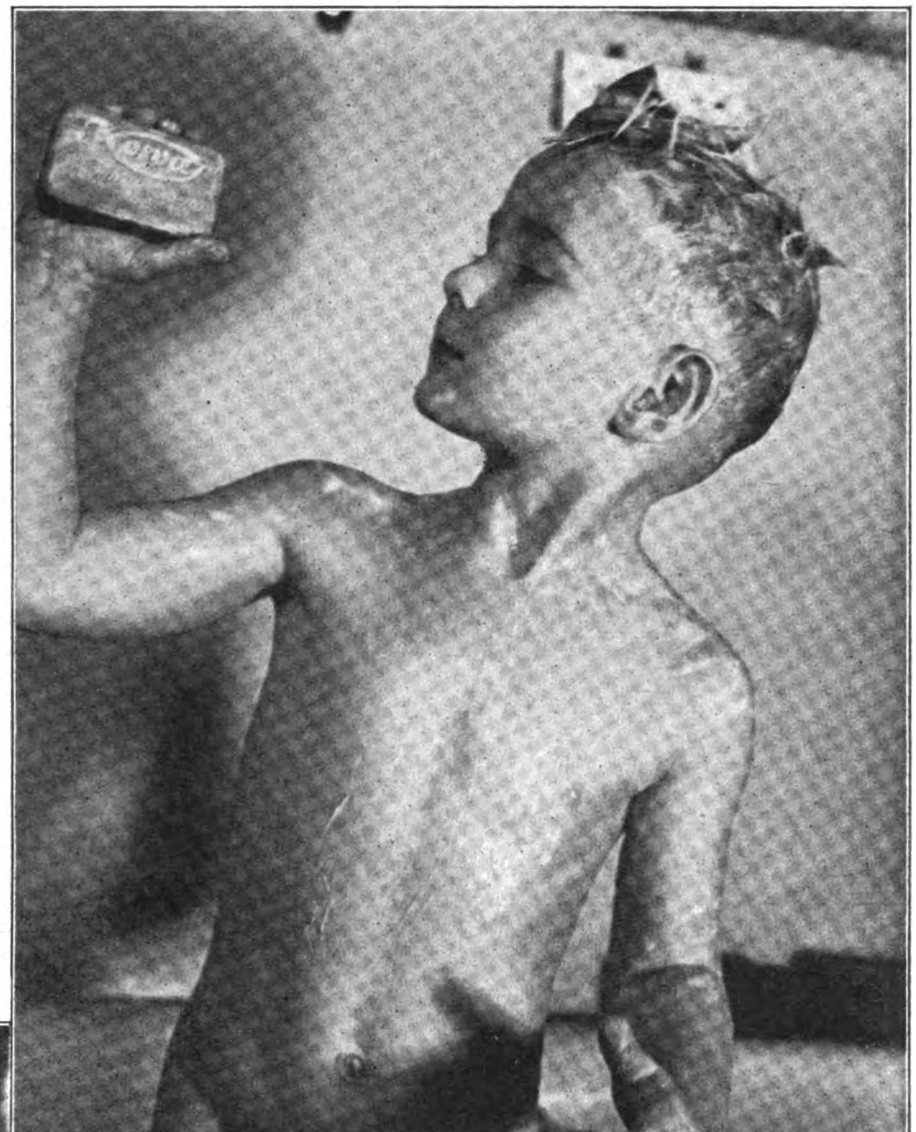


Rechts: „Mit so geschmeidiger Seife ist gut arbeiten", sagt das Mädchen in der Seifenfabrik, „es ist ja auch Seife aus Kohle".

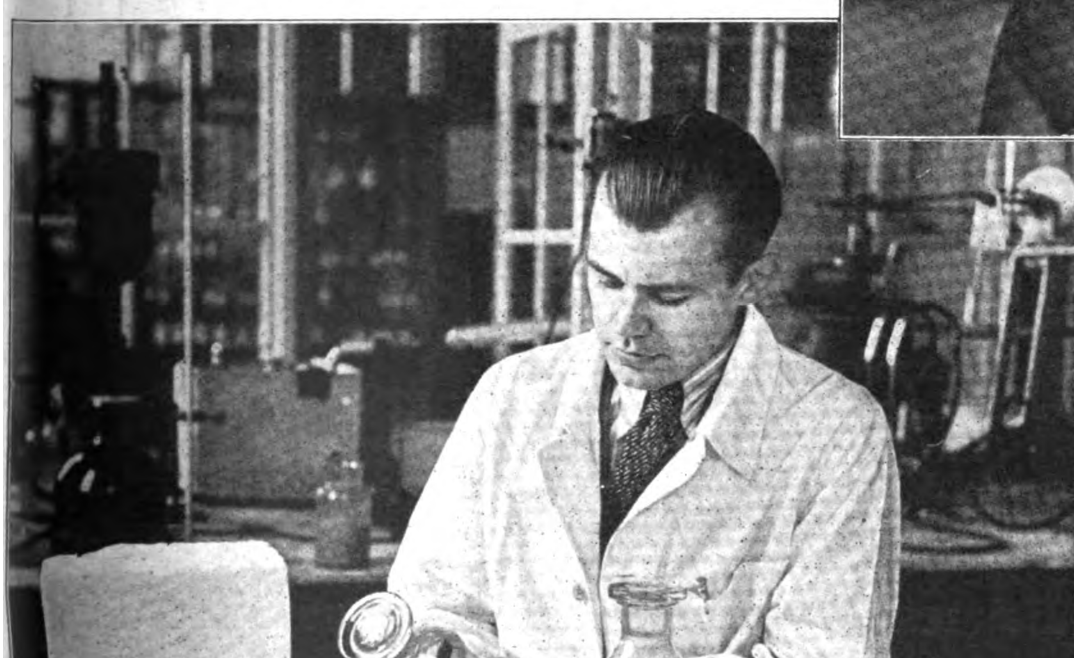
aus KOHLE



In gewaltigen Kesseln und Röhren, von deren Massigkeit der Mensch erdrückt zu werden scheint, vollzieht sich die Synthese, von Auge und Hand des deutschen Arbeiters überwacht.



Schön weich und schöner, flockiger Schaum; da macht sogar dem Kleinen das Einseifen Spaß!



Symbolhaft sieht man hier die verschiedenen Phasen: von der Kohle über Kohlenwasserstoff zur Fettsäure und endlich zur fertigen Seife.



W. Keppler, der Generalsachverständige des Ministerpräsidenten Generaloberst Göring für deutsche Roh- und Werkstoffe erkannte als erster die große Bedeutung der Fettsäure-Synthese aus Kohle Seiner Tatkraft ist die Überführung des Verfahrens in die Großtechnik zu verdanken

Unsere Aufnahme zeigt den Generalsachverständigen W. Keppler (links) mit dem Erfinder A. Imhausen (rechts) bei der Besichtigung des neuen Werkes.



50 **GÜLDENRING** MK 2.– MIT GOLDMUNDSTÜCK

48 **OVERSTOLZ** MK 2.– OHNE MUNDSTÜCK

48 **RAVENKLAU** MK 2.40 MIT GOLDMUNDSTÜCK

Das Geheimnis des „Schreitenden Apollon"

Roman von Edmund Finke

(2. Fortsetzung.)

Bisheriger Inhalt:

Joan Laroche, seit kurzer Zeit bei der „Globe" Versicherungsgesellschaft als Sekretärin angestellt, bekommt von ihrem Direktor, Mr. Trickle, eine Eintrittskarte für eine Zauberkünstlervorstellung in einem Vergnügungspark aufgedrängt. Sie wählt als männlichen Schutz Jim Montwell, der auch bei der „Globe" angestellt war, von dem Geschäftsgebaren der „Globe" aber nicht viel hält und seine Stellung inzwischen gewechselt hat. Jim verabredet, Joan nach der Vorstellung am Ausgang des Zaubertheaters zu erwarten. Der Zauberkünstler Philibert bittet Joan zu sich auf die Bühne, um sie hinter einer durchsichtigen Scheibe verschwinden zu lassen. Joan verschwindet tatsächlich, das Theater leert sich und die Zuschauer sind der irrtümlichen Meinung, es habe sich bei dem Mädchen um eine bezahlte Gehilfin des Zauberers gehandelt. Jim erwartet Joan nach der Vorstellung vergebens, er eilt von Bude zu Bude, dann wird es dunkel um ihn her. Seine Zimmervermieterin findet am nächsten Morgen ein leeres Bett und erstattet Abgängigkeitsanzeige. Im Falle Joan kommt es zu keiner ähnlichen Anzeige, weil die Pensionswirtin telephonisch Nachricht erhielt, Joan sei erkrankt und in ein Hospital übergeführt worden. Mr. Trickle überträgt seinem Vertreter die Geschäfte und verreist für 14 Tage. Einen Tag nach ihrem merkwürdigen Erlebnis erwacht Joan in einem Sanatorium für Geisteskranke; man nennt sie Frau Trickle und sie vermutet, daß ihr Direktor mit ihrer jetzigen Lage und mit dem, was ihr in der Zaubervorstellung passiert ist, in Zusammenhang steht. Von den Ereignissen des Vorabends ist ihr nur noch erinnerlich, daß sie auf einem Korbsessel auf der Bühne gesessen hatte und unmittelbar danach dann in einen Schacht gesunken war; dann umfing sie tiefe Ohnmacht. Dr. Trickle betritt das Sanatorium. Ihm ist unbehaglich. Er war, ohne es zu wollen, durch seine Stellung bei der „Globe" in die Machtsphäre eines Mannes hineingeraten, den er nicht einmal kannte, der aber ganz bestimmt ein Verbrecher war. Er bezahlt dem Sanatoriumsinhaber einen unverschämten Preis für den zweitägigen Aufenthalt seiner „Frau" und versucht, Joan, die er mitnehmen will, zu erklären, warum er sie hierher gebracht habe. Der Zauberkünstler habe ihn angerufen, und er habe sie dort ohnmächtig vorgefunden und hier untergebracht. Trickle lädt Joan ein, zu ihrer Erholung mit in sein Landhaus zu kommen; Joan will nicht, entschließt sich aber dann doch dazu. Im Landhaus wirtschaftet eine alte Haushälterin. Abends, als Trickle und Joan allein sind, eröffnet ihr Trickle, daß er, ohne es zu wollen, das Werkzeug eines Mannes geworden sei, der die gesamte „Globe" von außen her dirigiere. Er sei das jetzt leid. Zu einem Verbrechen lasse er sich nicht zwingen. Er habe die Befürchtung, es ginge um ihr Leben. Er mache aber so etwas nicht mit. „Ich werde Sie retten", sagte Trickle, indem er einen Whisky nach dem andern trinkt. „Morgen gehe ich nach Scotland Yard und werde alles enthüllen." Joan schloß aus diesen Reden, daß Trickle sie im Auftrag eines Unbekannten hierher gebracht habe, daß er wahrscheinlich selbst in Gefahr sei, wenn er die Weisungen dieses anderen nicht befolgen würde. Sie ahnte Furchtbares, und als sie sich am nächsten Morgen erhob, war sie fest entschlossen, selbst die Polizei zu verständigen, falls Trickle sich die Sache selbst überlegt haben sollte

V. Kapitel: Paul Yelverston sucht Joans Spur.

31. Mai bis 4. Juni.

Als Sonntag, den 31. Mai, am Morgen nach Joans Verschwinden, die Mieter der Pension Junifer in der Draycott Avenue gemeinsam beim Frühstück saßen, wobei die Besitzerin des Hauses, Mrs. Junifer Henstridge, wie immer die Illusion zu erwecken suchte, als beherberge sie liebe Gäste, nicht aber mehr oder weniger fremde Leute, die jeden Handgriff gut bezahlen mußten, berichtete Mrs. Henstridge in elegischem Tone, daß „unsere liebe Joan" außer Hause, sie wisse leider nicht wo und wann, einen Ohnmachtsanfall erlitten habe und in ein Spital geschafft worden sei. Der Chef der jungen Dame, Mr. Reginald Trickle, habe sie gestern spät abends telephonisch von dem Unfall verständigt. „Mr. Trickle betonte, Gott sei Dank, daß es sich höchstwahrscheinlich nur um eine vorübergehende Unpäßlichkeit handelt. Ich hoffe also, daß Joan bald zu uns zurückkehren wird."

Die Pensionsgäste der Mrs. Henstridge, die sich zu diesem obligaten Sonntagsfrühstück nur notgedrungen versammelten, da böse Erfahrungen sie gelehrt hatten, den Marotten der Pensionsinhaberin keinen allzu schroffen und andauernden Widerstand entgegenzusetzen, reagierten sehr verschieden auf diese Nachricht. Im allgemeinen muß vorausgesetzt werden, daß die fünf Mieter

Mr. Ormond Patchull, 1. Buchhalter der Versicherungsanstalt „Globe",

die uns bereits bekannte Miß Joan Laroche,

Mrs. Sabina Holcroft, eine Dame, die von ihren Renten lebte,

Mr. Prosper Pollard, Konservator am Victoria- und Albert-Museum, und

Mr. Paul Yelverston, ein freier Schriftsteller und Journalist,

mit den Verhältnissen in der Pension Junifer im großen ganzen nicht unzufrieden waren. Das Haus lag in einem angenehmen, ruhigen Viertel zwischen Fulham und Kings Road in der Nähe der Albert Hall und der Museen. Die Zimmer waren geräumig und hell (mit Straßenaussicht, wie in den Prospekten zu lesen stand). Wenn auch Mrs. Henstridge manchmal eine verräterische Neigung zeigte, sich selbst zu vernachlässigen und auf diese Weise ihre nicht ganz einwandfreie Vergangenheit als Besitzerin einer berüchtigten Herberge in Greenwich verriet, die bald nach dem Kriege von der Polizei gesperrt worden war, wenn auch manchmal Manieren an ihr störten, die aufs innigste mit einer Reihe bunter Likörflaschen zusammenhingen, die im untersten Fach ihres geräumigen Stahlschranks standen, so sah sie doch dem Dienstpersonal sehr genau auf die Finger, hielt auf Ordnung und Reinlichkeit und vor allem auf eine ausgezeichnete Küche, die in erster Linie von den Herren, manchmal aber auch von den weiblichen Pensionsgästen genießerisch gewürdigt wurde. Das Haus, ein moderner, glatter Kubus ohne Gesimse und Verzierungen, stand für sich allein am Südostende der Straße, wo sie in den Draycott Place mündet. Es hätte ebensogut in einem Villenviertel stehen können, da es nur ein Stockwerk hoch und von einem schmalen Streifen Grün hinter dem eisernen Gitterzaun umgeben war. Mrs. Henstridge wußte immer genau, was sie wollte, und als die Herberge im Osten Londons genug Geld abgeworfen hatte, um eine Veränderung inklusive bürgerlichem Aufstieg zu gestatten, rückte sie in die Pension Junifer ein, um einigen sorgfältig ausgewählten Junggesellen und ledigen Damen ohne Anhang gegen entsprechendes Entgelt das Gefühl zu übermitteln, daß sie bei ihr gut und sicher aufgehoben seien Im Erdgeschoß, wo sich die Küche, das Badezimmer und etliche Nebenräume befanden, wohnten die beiden Stubenmädchen und die Köchin, im Hochparterre Mrs. Henstridge und die weiblichen Mieterinnen, im Oberstock die Herren. Gegessen wurde in Mrs. Henstridges geräumigem Speisezimmer, in dem eine mächtige Anrichte aus rotem Teakholz stand; ein Porzellantiger aus der Manufaktur von Chelsea und zwei schwere, gehämmerte Silberschüsseln vervollständigten den Eindruck bürgerlicher Wohlhabenheit, einer Wohlhabenheit, die beginnt, nicht nur materielle, sondern auch ästhetische Ansprüche an das Leben zu stellen. Übrigens kann vermutet werden, daß Mr. Pollard, der Konservator des Victoria- und Albert-Museums, als langjähriger Mieter der Pensionsinhaberin ein bißchen Schliff und Geschmack in künstlerischen Angelegenheiten beigebracht hatte.

Wie gesagt, reagierten die Gäste der Pension Junifer sehr verschieden auf die Nachricht von Joans Verschwinden, wenn auch dieses Verschwinden durch den nächtlichen Telephonanruf Trickles einigermaßen plausibel gemacht worden war. Der kleine Herr Pollard legte die „Times" aus der linken und den Eierlöffel aus der rechten Hand und musterte Mrs. Henstridge aus seinen blaßblauen Augen vorwurfsvoll und überrascht, so als mäße er ihr zumindest einen Teil der Schuld an Joans plötzlicher Erkrankung bei.

„Unsere Joan? Das ist doch unmöglich. Meines Wissens war sie immer wohlauf und gesund. Gestern hatten wir diese schweren Fleischrouladen zum Lunch. Sie sollten mittags leichter kochen, Mrs. Henstridge. Junge Damen vertragen diese schwere Kost nicht. Ich habe Ihnen diesbezüglich schon einige Male Vorwürfe machen müssen. Das arme Kind wird wahrscheinlich von diesem Trickle scheußlich ausgenützt. Kein Wunder, wenn sie ..."

„Ich kann Ihnen versichern, Mr. Pollard", bemerkte Patchull mit einem leichten Anflug von Ironie, „daß Trickle das Mädchen sehr anständig behandelt. Ich möchte beinahe sagen, daß er sie weniger beschäftigt, als den Verhältnissen angemessen wäre."

„Sie wollen doch nicht etwa sagen, daß Mr. Trickle ein Auge auf seine Privatsekretärin geworfen hat?" Mr. Pollard, ein unscheinbares, kleines Männchen, einige Jahre über fünfzig, mit Ansteckkrawatte und gestärkten Manschetten, über die er „Röllchen" zu stecken pflegte, geriet in Aufregung. „Ist Mr. Trickle ein Gentleman oder nicht? Ein Chef, der mit seiner Privatsekretärin flirtet, ist in meinen Augen ein ... ein ..." Mr. Pollard rang um einen geeigneten Ausdruck. So klein er war, so sehr konnte er sich doch über sittliche Unzukömmlichkeiten und moralische Fahrlässigkeiten erhitzen. „Ich halte auf Sitte und Anstand. Joan ist mir ans Herz gewachsen. Ich habe den alten Laroche gekannt und ihm versprochen, auf Joan achtzugeben. Derartige Geschichten werde ich nie und niemals dulden."

Patchull grinste. „Echauffieren Sie sich nicht, Mr Pollard. Sie wissen ebensogut wie ich, daß Joan, wenn sie auch eine kleine Schönheit ist, sich die Männer sehr energisch vom Leib zu halten vermag. Der Chef wird auch nicht mehr Glück bei ihr haben als Sie oder ich. Sie haben mich gebeten, die Kleine bei der ‚Globe' unterzubringen. Das habe ich getan. Jetzt lassen Sie sie ruhig schwimmen. In dem kleinen Gänseteich am Finsbury-Circus wird ihr, solange ich dort meine Arbeit als Buchhalter versehe, sicherlich nichts Ernsthaftes zustoßen. Sie schaut mir nicht so aus, als ob sie auf den ersten Blick eines Grünspechts Feuer fangen würde."

„Das möchte ich mir auch ausgebeten haben. Ich hoffe, daß Sie mich stets gewissenhaft davon unterrichten werden, wenn Joan diesbezüglich irgendeine Gefahr droht."

Patchull, ein jovialer, geschäftiger, dicker, alter Knabe mit einem rundlichen, roten und bartlosen Vollmondgesicht, schob sich ein Brötchen zwischen die viel zu regelmäßigen weißen Zähne und nickte Pollard be-

ruhigend zu. „Können sich darauf verlassen, Pollard. Ihr Wunsch ist mir Befehl. Alten Freunden pflege ich nichts abzuschlagen.“

Paul Yelverston, der rechts von Mrs. Henstridge und gegenüber von Sabina Holcroft saß, starrte Patchull überrascht an. Er konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, als ob Patchull, der erste Buchhalter der „Globe“, viel mehr über Joans Angelegenheiten wüßte, als er zugab. Auch gefiel ihm der Ton nicht, in dem Patchull Pollard antwortete. Es schwang in den belanglosen Worten irgendein unverschämter, aufsässiger Klang mit, der Yelverston stutzig machte. Ferner bemerkte er, daß die Holcroft während der Debatte belustigt in sich hineinlächelte, als hielte sie Joans Verschwinden viel eher für ein munteres Abenteuer als für eine ernsthafte Angelegenheit. Yelverston interessierte sich ungemein für Joan Laroche und alle ihre Angelegenheiten. Es kann auch nicht gut angenommen werden, daß bei den Mitteln, die ihm anscheinend zur Verfügung standen, die Pension Juniser, deren Hausordnung jüngeren Herren jedenfalls einige wichtige Freiheitsbeschränkungen auferlegte, das geeignetste Quartier für ihn darstellte. Paul Yelverston war ein schlanker, junger Mann über dreißig Sein glattrasiertes Gesicht war schmal und hart; Mrs. Holcroft vermißte das verbindliche keep smiling eines wohlerzogenen Gentleman an ihm. Yelverston hingegen hielt anscheinend von ewig lächelnden, optimistisch fundierten Gentlemen nicht viel. Als er sich ihren Avancen gegenüber unempfindlich zeigte, fand sie, daß die kleinen Fältchen in den äußeren Augenwinkeln Yelverstons doch recht zahlreich waren und wahrscheinlich von amüsanten Abenteuern mit Frauen herrühren, eine Vermutung, die er ebenso in bezug auf ihren Umgang mit Männern hegte. Vielleicht mit größerer Berechtigung, denn obgleich Sabina Holcroft einmal eine sehr hübsche Blondine gewesen sein mochte, sah sie gegenwärtig doch schon reichlich ramponiert aus. Das in rund fünfzig dauergewellten Löckchen kunstvoll aufgetürmte Haar trug nicht dazu bei, sie anziehender erscheinen zu lassen, als sie es im Grunde war. Geübte Blicke, wie die Yelverstons, der sich in der Pension als freier Schriftsteller und Journalist vorgestellt hatte, konnten leicht feststellen, daß Mrs. Holcroft in eine harte, aber schlechte Schule des Lebens gegangen und gierig darauf aus gewesen war, ein paar Happen dessen zu erwischen, was sie bei sich die Güter und Annehmlichkeiten des Lebens nannte. Wer Herr Holcroft gewesen war, wußte nicht einmal Mrs. Henstridge, die ansonsten alles über ihre Mieter wußte, was mit einiger Berechtigung wissenswert genannt werden darf. Mrs. Henstridge hatte sich einmal dem kleinen, verstaubten Pollard gegenüber geäußert, sie vermute, daß Herr Holcroft sich auf Veranlassung einiger Amtspersonen nach Maidstone oder Pentonville hinter schwedische Gardinen zurückgezogen habe, worauf Pollard sie höflich und ein wenig salbungsvoll zurechtgewiesen hatte; er liebe es nicht, daß man Abwesenden und schon gar nicht Unbekannten Schlechtes nachrede; geradesogut stünde zu vermuten, daß sie auch über ihn Unsinn rede, was Mrs. Henstridge sogleich ängstlich und aufgeregt verneinte, als fürchtete sie nichts auf der Welt so sehr, als sich just **seine** Freundschaft zu verscherzen.

Yleverston, der, wie schon erwähnt, an Joans Geschicken wärmsten Anteil nahm, mischte sich nun endlich auch ins Gespräch, und er fragte Mrs. Hendstridge vor allem, wo Joan untergebracht worden sei.

„Das weiß ich nicht. Ich habe vergessen, danach zu fragen. Ich war gerade im Begriff, zu Bett zu gehen, und Sie wissen ja sicherlich, wie aufgeregt man ist, wenn man mitten in der Nacht durch derlei Hiobsbotschaften aufgestört wird.“

„Sie wissen nicht, wo Joan untergebracht ist? Sonderbar! Wenn mir gemeldet wird, daß ein Hausgenosse abgängig ist, so frage ich doch zuallererst, wo er sich befindet ...“

„Sie sind jung, Mr. Yelverston. Jung und geistesgegenwärtig. Ich hingegen bin eine alte Frau und habe in meinem Leben viel Schweres mitgemacht.“

Mr. Patchull grinste. „Das sieht man Ihnen bei Gott nicht an, Madam. Ich hätte viel eher geglaubt, daß Sie zuviel Leichtes mitgemacht haben.“

Mrs. Henstridge bleckte die langen Zähne wie ein altes Schlachtroß, das das Signal zur Attacke hört. „Ich würde an Ihrer Stelle den Mund nicht so voll nehmen, Mr. Patchull. Ich kümmere mich nicht um Ihre Vergangenheit, und Sie täten gut daran, Ihre dicken, unzarten Finger von der meinigen zu lassen.“

„Schon gut, Madam, es war nicht bös gemeint.“

Pollard blickte Patchull vorwurfsvoll an. „Halten Sie Frieden, Patchull. Es ist Sonntag, und wir wollen uns jetzt aufmachen, um zur Predigt in der Franklin Church zurechtzukommen. Mrs. Henstridge, ich begleite Sie. Sie, Patchull, und die andern wenden sich heute wohl weltlicheren Vergnügungen zu? Nun, richte nicht, auf daß du nicht gerichtet wirst, aber, was mich anbetrifft, mir ist der gute, alte, englische Sonntag mit seiner andachtsvollen Stille immer den von Gott vorgeschriebenen Kirchgang wert gewesen “

Yelverston hörte, wie Patchull etwas ähnliches wie „Scher' dich zum Teufel!“ vor sich hinbrummte, aber er war es bereits gewöhnt, daß Pollard und Patchull in den meisten Dingen ganz und gar nicht übereinstimmten und ihre Differenzen zumeist im Speisezimmer der Pension Juniser austrugen, wenn auch Patchulls Ironie noch niemals so deutlich geworden war wie heute.

Yelverston kündigte an, daß er heute erst spät abends heimkehren werde. Mrs. Holcroft wurde lebhaft „Sie könnten mich mal zu einer kleinen Überlandpartie einladen, Yelverston. Ich möchte auch wieder einmal Frühlingsluft schnuppern und draußen in Hampstead Heath Veilchen pflücken “

„Leider, zu meinem größten Bedauern, bin ich bereits verabredet, Mrs. Holcroft“, lehnte Yelverston ab Hampstead Heath! Das war es. Joan hatte vorgehabt, nach Hampstead Heath hinauszufahren, und er wußte, daß dieser dumme Monkwell mit von der Partie gewesen wäre. Er hatte Joan schon einige Male für Monkwell zum Telephon gerufen. Daher war ihm der Name des Mannes geläufig. Er betrachtete ihn als Nebenbuhler, als Konkurrenten, der seine, Yelverstons, Bemühungen um Joans Gunst zunichte machte, und wenn er Joan für Monkwell zum Fernsprecher rief, verabsäumte er es nie, ihr den Hörer mit einem vorwurfsvollen Blick zu überreichen, was sie die beiden letzten Male mit einem belustigten Lächeln quittiert hatte.

Die Gesellschaft war schon im Aufbruch begriffen, als Yelverston plötzlich eine sehr wichtige Frage einfiel: „Hallo, Mrs. Henstridge, wer hat heute nacht angerufen? Ich meine, wer übermittelte Ihnen die Nachricht von Joans Unfall?“

Mrs. Henstridge war anscheinend auf diese Frage nicht vorbereitet gewesen. Sie starrte Yelverston verwundert an, als wüßte sie nicht, was sie sagen sollte. Patchull rettete die Situation. „Was denn, was denn? Mrs. Henstridge hat doch ausdrücklich erwähnt, daß sie von Mr. Trickle angerufen wurde. Haben Sie das schon vergessen, Yelverston?“

„Trickle? Ist Joan mit Trickle ausgegangen? Ich dachte, es wäre ... hm ..'n anderer gewesen.“

„Sie sollten nicht soviel denken, junger Mann! Denken ist 'n ungesunder Zustand, der leicht gefährlich werden kann und manchen schon vorzeitig ins Grab gebracht hat, wie der alte John Locke gelegentlich bemerkte. Fragen Sie Pollard, dem sind vor lauter Denken die schönen strohblonden Haare ausgefallen“, meckerte Patchull boshaft.

Pollard hatte das Zimmer schon verlassen. Jedermann wußte, daß er drei verschieden lang gestutzte, blonde Perücken besaß, die er alle zehn Tage wechselte, um am 30. Tage erzählen zu können, daß er beim Friseur gewesen wäre, um sich die Haare schneiden zu lassen. Patchull hätte kaum gewagt, den schlechten Witz in Pollards Gegenwart anzubringen, denn der kleine Konservator war eitel und wußte genau, daß sein großer Kahlkopf mit den dünnen Henkelohren auf dem kleinen, gebrungenen Körper komisch wirkte. Mr Pollard war eitel. Er versuchte zwar, den Anschein zu erwecken, als hielte er nichts auf Äußerlichkeiten, das aber tat er nur, weil er es für ausgemacht hielt, es sei ein Merkmal des echten Genies, nichts auf sein Äußeres zu geben. Dabei hätte er brennend gern seine Anzüge bei Anderson & Sheppard, den Königen der Tailors, bestellt, aber er hegte die heimliche Befürchtung, daß man ihn dort nicht für voll nehmen würde. Dabei war er, wie er des öftern bei sich selbst feststellte, einer der größten Kunstsachverständigen Londons.

Yelverston verließ als letzter das Speisezimmer, holte seinen kleinen Wagen aus der benachbarten Garage und fuhr hinaus nach Hampstead Heath zur Flagstaff, dem höchsten Punkt des hügeligen, baumlosen Geländes, wo er sein Vehikel einstellte, um zu Fuß durch die prächtige, frühlingsfrische Landschaft zu streifen. Er sah nicht viel davon, denn er beschäftigte sich ausschließlich mit dem Problem von Joans Verschwinden. Er rief von Highgate aus verschiedene öffentliche Spitäler an, erhielt aber von sämtlichen Aufnahmskanzleien gleichlautende Auskünfte, daß eine Patientin, die den angegebenen Namen führte, unbekannt sei Hier stimmte etwas nicht, und da sich Yelverston selbst in einem ganz ungewöhnlichen Maße für Joan Laroche interessierte, schwor er sich zu, um jeden Preis ausfindig zu machen, wo sie steckte. Die Polizei? Nein, die Polizei wollte er nicht in Anspruch nehmen Das war zu gefährlich Es konnten Dinge dabei herauskommen, die unangenehm gewesen wären, etwa ..., daß Joan mit Trickle ein Wochenende im Grünen verbrachte. Nein, er mußte die Sache allein verfolgen. Er hätte schwören mögen, daß hinter der Geschichte ein Geheimnis verborgen lag, von dem noch niemand etwas wußte. Auch wunderte er sich, daß die übrigen Gäste der Pension Juniser Joans Unfall nicht besonders ernst nahmen. War wirklich nichts daran? War er vielleicht nur ein verliebter Narr, der ein Ereignis, das in einer Weltstadt wie London täglich hundertmal vorkommt, künstlich aufbauschte? Aber er wußte doch ganz genau, daß Joan mit Monkwell ausgegangen war. Zufällig hatte er von diesem Umstand Kenntnis erhalten, als Joan vorgestern abends unten in der Hall telephonierte.

Selbstverständlich hätte Yelverston nie zugegeben, daß er Joan schon längere Zeit hindurch in der unverfrorensten Weise nachspionierte. Welcher Verliebte gibt das zu? Übrigens konnte Mr Yelverston sich auch aus andern Gründen für Joan interessieren. Jeder Schriftsteller ist ein Menschenfresser, der sich täglich alle möglichen Kreaturen einverleibt, ohne je an Vorsicht und Mäßigkeit zu denken. Yelverston schrieb unter einem angenommenen Namen Kriminalromane und große Reportagen, die sich mit den Schattenseiten des Lebens befaßten Er war also besonders gierig nach Geheimnissen und Sensationen. Sie brauchten, wie er seine Aufgabe auffaßte, nicht unbedingt und von Haus aus die große Öffentlichkeit zu beschäftigen. Ihm genügte ein seelischer, ein privater Konflikt, wenn er nur die sonderbaren Eigenheiten der menschlichen Seele deutlich und unwiderruflich zum Ausdruck brachte.

Das war es, was ihn ununterbrochen beschäftigte: Joan war mit Monkwell ausgegangen, und doch hatte nicht Monkwell, sondern Trickle Mrs. Henstridge benachrichtigt, daß das Mädchen ins Spital geschafft werden mußte. Vernünftigerweise hätte diese Verständigung von Monkwell kommen müssen. Gewiß, sie konnten sich verfehlt haben und Joan war allein geblieben. Es war sogar die Möglichkeit vorhanden, daß der Arzt des Rettungswagens aus irgendeinem Brief in der Handtasche des Mädchens entnommen hatte, daß sie bei der „Globe“ angestellt war, und dieser Brief war vielleicht dorthin und nicht an die Pension Juniser gerichtet gewesen. Merkwürdig war es doch, denn Yelverston wußte zufällig, daß Joan auf der Rückseite ihrer Briefe die Draycott Avenue als Anschrift vermerkte.

Doch alle diese Überlegungen erhielten ihren tieferen Sinn erst um fünf Uhr nachmittags, als Yelverston im Gartenrestaurant „Zur Flagstaff“, wo er seinen Tee trank, aus dem Lautsprecher des Radios die Nachricht hörte, daß ein gewisser James Monkwell, Beamter der Victoria Assecurance Limited, wohnhaft 5 Gilbert Road, Lambeth, bei Mrs. Mary Withbrew, seit 24 Stunden vermißt wurde, daß Monkwell sich sofort melden möge, wenn er wohlauf sei, und daß zweckdienliche Angaben an die Polizeistation Lambeth zu richten seien. Als Yelverston diese Nachricht hörte, erübrigte sich für ihn auch der letzte Zweifel, daß es im Fall Joan Laroche um mehr ging, als um eine mißglückte Wochenendpartie mit Monkwell oder Trickle. Aber seine Gedankenreihen stockten immer wieder bei der unabweisbaren Überlegung, daß Joan, soviel er wußte, ein armes, alleinstehendes Mädchen war, das sich seinen Lebensunterhalt selbst verdienen mußte. Wer konnte ein verbrecherisches Interesse an der bescheidenen Existenz dieser kleinen Angestellten nehmen? Warum geschahen hier Dinge, die er sich nicht erklären konnte? Mädchenhändler? Zum Teufel, diese dicke, alte Henstridge sah ganz so aus, als hätte sie früher einmal ein Geschäft betrieben, das nichts weniger als einwandfrei genannt werden konnte Patchull? Ein hämischer Geselle! Doch das bedeutete nicht viel. Die Menschen nahmen heute keinen oder nur einen sehr geringen Anteil am Schicksal des Nächsten. Yelverston fand, daß er seine eigene, besondere Anteilnahme an den Geschicken Joans gegen die übliche allgemeine Teilnahmslosigkeit stellen müsse, um zu vernünftigen Resultaten zu gelangen und nicht auf bloße Vermutungen hin Mrs. Henstridges Gleichgültigkeit und Patchulls ironische Sentenzen für Schuld zu halten. Er erinnerte sich einiger Äußerungen Pollards, daß dieser Joan geradezu als seine Pflegetochter betrachte, da er ihren Vater gekannt hatte, der ihn vor seinem Tode bat, sich seines Kindes anzunehmen.

Er mußte demnach vor allem mit Pollard sprechen. Morgen wollte er sich diesen Trickle vornehmen, um aus ihm herauszupressen, wie es zugegangen war, daß just er von Joans Unfall benachrichtigt worden war.

Yelverston traf Pollard auch tatsächlich zu Hause an und begleitete ihn nach dem Abendessen in sein Zimmer, in dem zwischen einer Unzahl von Büchern, Mappen und Kunstgegenständen kaum Platz für Pollards Bett und zwei Lederfessel übrigblieb. Alles andere, Tisch und Schreibtisch, Sofa und Kommode, Schränke und vier steife englische Empirestühle waren mit bedruckten und unbedruckten Papieren, Stichen, Zeichnungen, Bildern, Keramiken und Plastiken belegt.

„Sie dürfen nicht glauben, daß das alles mein Eigen-

tum ist, Yelverston. Wenn das der Fall wäre, könnte ich mir ein Haus in Belgravia oder Mayfair kaufen. Das wenigste davon gehört mir; einiges stammt aus dem Museum und wurde mir zu Studienzwecken überlassen; das meiste wird mir in ständigem Wechsel von Privaten und Kunsthändlern herangeschleppt, die womöglich schon in 24 Stunden ausgewachsene Expertisen von zwölf Seiten Länge und dazu mindestens drei Unterschriften von den größten Kapazitäten Londons von mir haben wollen, als ob ich ein Zauberer wäre. Auf diese Weise können Sie heute einen echten Constable oder einen flämischen Bildteppich bei mir sehen, morgen aber liegt dort irgendeine armselige Fälschung, die nicht einmal das Material wert ist, aus der sie hergestellt wurde."

Yelverston sah sich entzückt in Pollards Zimmer um, und da er ein sehr kunstsinniger, schönheitsfreudiger junger Mann war, stieg sein Respekt vor diesem Kenner und Schätzer alles Schönen beträchtlich. Pollard holte zwei Gläser und einen annehmbaren Whisky hervor, forderte den Jüngeren auf, sich eine Zigarette anzuzünden, lehnte sich selbst behaglich in seinem Fauteuil zurecht, was einer Aufforderung gleichkam, loszulegen.

Yelverston äußerte seine Besorgnisse und sah befriedigt, daß nun auch Pollard nachdenklich zu werden begann. „Monkwell ist verschwunden? Merkwürdig. Aber schließlich seine eigene Sache. Am besten, Sie gehen selbst morgen vormittag zu Trickle in die ‚Globe', Finsbury-Circus. Ich glaube, er hat seine Sprechstunde für Parteien und Besuche von 11 bis 12 Uhr mittags. Tja, diese Direktoren haben es gut. Schaffen ein, zwei Stunden Dinge an, die den Untergebenen bloß ein nachsichtiges Lächeln abnötigen, hetzen die Angestellten durcheinander und verschwinden wieder. Dafür beziehen sie Riesengehälter, und die kleinen Angestellten, die von früh bis abends schuften, haben das Nachsehen. Es ist vieles noch sehr schlecht eingerichtet auf dieser armseligen Welt und Wasser auf die Mühlen des Bolschewismus. Ich gehöre der antikommunistischen Liga an . . ."

„Ich glaube, wir wollten von Joan sprechen, Mr. Pollard."

„Ganz richtig. Verzeihen Sie, ich gerate so leicht auf Abwege." Pollard lachte banal und schenkte Yelverston noch ein zweites Glas Whisky ein. Der junge Mann wunderte sich, daß ein so unscheinbar aussehender und gewöhnlicher Mensch soviel Kunst verstand und zu den gesuchtesten Experten Londons gehörte. Mrs. Holcroft konnte sich manchmal vor Begeisterung gar nicht fassen, wenn sie berichtete, was für berühmte Besucher an dem oder jenem Tage bei Pollard geweilt hatten. Yelverston vergaß, wie die meisten begeisterungsfähigen jungen Leute, daß ein exklusiver Beruf, selbst eine innere Berufung zu großen künstlerischen Leistungen, noch lange keine Gewähr für den geistigen und schon gar nicht für den sittlichen Wert eines Mannes darbietet, und daß auch sehr große Künstler kleinliche, schrullige und absonderliche Züge aufweisen, die weder von Geist noch von einem besonders hohen Verantwortungsbewußtsein zeugen. Dabei war dieser Pollard nur ein Kunstsachverständiger und kein Künstler. Es war also im Grunde gar nicht verwunderlich, daß Pollard oft von der für Joan übernommenen Verantwortung schwätzte, wenn es aber darauf ankam, kaum mehr als ein paar abgedroschene Phrasen zu sagen wußte. Yelverston erhob sich brüsk, obgleich er kaum mehr als zehn Minuten bei Pollard zugebracht hatte. Von hier aus war keine Hilfe zu erwarten. Er mußte selbst handeln. Dieser Pollard war ein versponnener Antiquar, dem ein sarazenischer Schwertknauf wahrscheinlich mehr bedeutet als das Wohl und Wehe sämtlicher Einwohner Chelseas, wenn er auch vorgab, ein Freund von Joans Vater gewesen zu sein, und deshalb notgedrungen ein unverbindliches Interesse für sie heuchelte. Yelverston verabschiedete sich, überzeugt, daß Joan Herrn Pollard völlig gleichgültig war.

Als Yelverston am nächsten Tage gegen elf in der „Globe" auftauchte und Mr. Trickle zu sprechen wünschte, erfuhr er, daß der Direktor das Haus bereits verlassen hatte. Der junge Mann am Schalter für geschäftliche Auskünfte tat ihm sogar den Gefallen, in der Direktionskanzlei anzufragen, wann Mr. Trickle zurückkehre, konnte jedoch Yelverston nur mitteilen, daß dies ganz unbestimmt sei. „Sie können ja, wenn Sie ihn selbst sprechen wollen, in zwei bis drei Tagen wiederkommen. Vielleicht fragen Sie vorher telephonisch an, ob er zu sprechen ist, damit Sie sich nicht umsonst herbemühen."

Yelverston dankte und zog wutschnaubend ab. Er war jetzt ganz und gar davon überzeugt, daß hinter dieser Geschichte mehr steckte, als gemeinhin angenommen werden konnte. Er fühlte förmlich, wie mitten im hellen Sonnenschein des wundervollen Junitages von allen Seiten Schatten heraufzogen, dunkle Wolken eines undurchdringlichen Geheimnisses, das für Joan — vielleicht aber auch für ihn — bedrohliche Gefahren, vielleicht aber auch das Schlimmste, Tod und Verderben, barg. Er stellte sich allen Ernstes die Frage, ob Joan noch Herrin ihres Willens war, ob sie verführt oder verschleppt worden war, und eine fürchterliche Angst befiel ihn, daß ihr am Ende etwas zugestoßen sein konnte, das sie unwiderruflich und ewig von ihm trennte. Yelverston besaß eine sehr rege Phantasie. Der Gedanke an einen geheimnisvollen Mord drängte sich unvermittelt und vage in seine Überlegungen, um so mehr, da auch Monkwell noch nicht wieder aufgetaucht war, wie in den Morgenblättern kurz verzeichnet stand. Hätte sein eifersüchtiges Herz nicht mit dem Gedanken gespielt, daß die beiden — vielleicht — einer tollen Laune, einer blinden Leidenschaft folgend, gemeinsam abgereist waren, wäre er sofort noch Scotland Yard gefahren, um dort seine Bedenken und Befürchtungen zu Protokoll zu geben.

Nein, das konnte er um Joans Willen nicht tun, aber er schwor sich zu, alles daranzusetzen, um sie aufzufinden. Das Problem glich dem der verlorenen Stecknadel im Heuhaufen. Aber er ließ sich nicht abschrecken. Er fuhr von einem Spital zum andern, suchte die Kliniken, Unfallstationen und etliche Privatsanatorien auf, erhielt jedoch, wie am Vortag, überall abschlägige Bescheide. Das Sanatorium des Dr Knavish stand wohlweislich weder im Adreßbuch noch im Telephonverzeichnis in der regulären Reihe derartiger Anstalten. Neben dem Namen Knavish war kein Hinweis angegeben, der darauf schließen ließ, daß der Mann Eigentümer und ärztlicher Leiter des Sanatoriums „Psyche" war. Er lebte und gedieh im Halbdunkel persönlicher Empfehlungen, die ihm für sein lichtscheues Gewerbe vollauf genügten.

Auch der Dienstag und Mittwoch vergingen, ohne daß Joan Laroche und Monkwell heimkehrten und Trickle in der „Globe" anzutreffen gewesen wäre. Am Donnerstag, kurz vor der Mittagspause, drang Yelverston bis in das Buchhaltungsbüro Patchulls vor. Patchull saß in einem gesonderten Glasverschlag, von dem aus er seine zwölf Mitarbeiter unentwegt beobachten und beaufsichtigen konnte. Als Yelverston vom Vorhaus aus überraschend eintrat, legte Patchull soeben ein Schreiben aus der Hand, das mit der Vormittagspost aus Skegneß eingetroffen war und einen Teil jener Rückstände enthielt, die Trickle dort — aus sozusagen taktischen Gründen — mit seiner Privatsekretärin aufgearbeitet hatte. Patchull legte diesen Brief samt dem dazugehörigen großen, gelben Briefumschlag mit dem Firmenaufdruck der Gesellschaft, von denen Trickle stets einige in seiner Arbeitsmappe mit sich führte, ein wenig zu hastig beiseite. Er hatte offenbar die Weisung erhalten, daß dem Chef Störungen des Skegnesser Frühlingsidylls unerwünscht waren. Ob Patchull wußte, was sich dort abspielte, bleibt fraglich. Vielleicht witterte er Unrat. Aber er konnte sich jedenfalls auf die Weisung Trickles berufen, daß sein Aufenthalt am The Wash geheimbleiben müsse. Was Patchull davon hielt, hat er niemandem verraten. Im Versicherungsgeschäft ist Verschwiegenheit eine sehr ernstzunehmende Pflicht und Tugend aller Angestellten vom Direktor bis zum letzten Laufburschen.

Yelverston, ohnedies mißtrauisch und gespannt, nahm die verdächtige Hast Patchulls sofort wahr. Er entschloß sich, diesen großen, gelben Briefumschlag anzusehen, koste es, was es wolle. Er nahm sich augenblicklich vor, auch vor Gewalttätigkeiten nicht zurückzuschrecken. Die zwölf Buchhalter saßen alle Front gegen den Glasverschlag, so daß sich die nachfolgende Szene wie auf einer Bühne abspielte, jedoch nur optisch, ohne daß die akustischen Phänomene ans Ohr der Clerks gedrungen wären. Zu seinem Nachteil entschloß sich Patchull, den Besucher auf eine liebenswürdige Art und Weise loszuwerden. Hätte er sich schroff auf das bestehende Verbot von Privatbesuchen in den Büros der „Globe" berufen und Yelverston hinausgewiesen, wäre die Situation wahrscheinlich — von seinem Standpunkt aus — zu retten gewesen. Doch er unterschätzte den jungen Mann, lud ihn höflich ein, Platz zu nehmen, und bot ihm sogar eine Zigarette an. Yelverston, der sich ganz auf seine momentanen Eingebungen und auf ein jeder möglichen Situtation angepaßtes, intuitives Verhalten verließ, schlug durch eine „unbedachte", fahrige und allzu rasche Bewegung Patchull die Zigarettendose aus der Hand, bückte sich sofort, um die herausgefallenen Zigaretten aufzulesen, worauf Patchull, einem ungeschriebenen Kodex folgend, sich gleichfalls bückte, um Yelverston zu helfen. Während Yelverston mit der Linken langsam drei, vier Zigaretten auflas (glücklicherweise war die Dose voll gewesen), stützte er den Ellbogen des rechten Armes auf den Schreibtisch, streckte vorsichtig den Unterarm aus, griff nach dem auf der Adreßseite liegenden Briefumschlag und hob ihn soweit hoch, daß er mit dem rechten Auge, das gerade noch über die Schreibtischplatte sah, den Poststempel Skegneß wahrnehmen konnte. Das war das Werk von ein paar Sekunden; hierauf bückte er sich noch tiefer, nahm auch die Rechte zu Hilfe und legte die restlichen Zigaretten in Patchulls Tabatière zurück. Der dicke Buchhalter hob schnaufend den Kopf und nahm die höflichen Entschuldigungen Yelverstons ebenso höflich hin, wie sie abgegeben wurden. Da Patchull sich während dieser kaum eine halbe Minute dauernden Szene ein wenig vom Schreibtisch weggedreht hatte, war nicht anzunehmen, daß er Verdacht schöpfte. Auch die Angestellten konnten nichts gesehen haben, da die Schreibtischplatte tiefer lag als die untere Holzverschalung, die die im Rahmen eingelassenen Glasscheiben trug. Es mochte ihnen vielleicht komisch vorgekommen sein, daß die beiden Herren auf kurze Zeit unter die Sichtebene verschwanden, aber keiner wagte es, durch ein Lächeln anzudeuten, daß er etwas Belustigendes daran gefunden hatte.

Yelverston fragte, ohne Ungeduld zu verraten, nach Trickle. Patchull konnte ihm keine bestimmte Auskunft geben. „Der Chef wird, glaube ich, spätestens Montag wieder im Büro sein. Länger bleibt er keinesfalls aus. Sie müssen sich also bis dahin gedulden."

Yelverston empfahl sich ebenso höflich, wie er gekommen war, und als ihm Patchull von oben nachschaute, sah er, daß Yelverston mit seinem kleinen Sportkabriolett gegen Moorgate und daher, aller Wahrscheinlichkeit nach, nach Hause fuhr.

Als Yelverston auf die elektrische Uhr der Moorgate-Station sah, zeigte der alle 60 Sekunden aus der Hemmung des Magneten fallende große Zeiger acht Minuten vor eins an. Er entschloß sich, sofort zu handeln, fuhr zur nächsten Tankstelle, versorgte sich mit den nötigen Mengen Öl und Benzin, hielt vor dem nächsten Lyons Restaurant, stärkte sich rasch und fuhr um halb zwei Uhr los. Da er keine Karte mitführte, kam er erst nach Einbruch der Dunkelheit nach Skegneß

VI. Kapitel: Mord.

5. Juni.

Yelveston erfuhr noch am selben Abend, daß die Gesuchten im Landhaus der Troughtons, eine halbe Stunde weit vom Ort entfernt, am Ostrand der großen Heide, untergebracht waren. Böse Mäuler hatten ein Stück Ortsklatsch daraus gemacht, und ehrbare Bürger schüttelten bedenklich das Haupt, wenn sie hörten, daß dort oben ein Generaldirektor mit seiner jungen und schönen Privatsekretärin hauste, bloß von den alten, schwerfälligen Stones betreut, denen jeder halbwegs vife Londoner genug Sand in die Augen streuen konnte, um sie von der Harmlosigkeit seiner Absichten zu überzeugen. Der Fall sollte den Leuten jedoch noch viel mehr Gesprächsstoffen bieten, als sie damals, am Abend des 4. Juni, ahnten, und Yelverston sollte noch sehr bereuen, seine Nachforschungen in aller Öffentlichkeit angestellt zu haben, anstatt für Diskretion zu sorgen.

Als der phantasievolle Schriftsteller am Morgen des 5. Juni — eines Freitags — im Gasthof „König Johanns Krone" seine Rechnung bezahlte, den Wagen aus der Garage holte und den Karrenweg hinan zum Landhaus der Troughtons fuhr, wußte er noch nicht, daß er damit der Konstellation des Schicksals planmäßig in die Hände arbeitete und die Grundlagen zu einem Entschluß vorbereitete, der ihm eben dadurch erleichtert wurde, daß er so und nicht anders gehandelt hatte. Es wäre ebensogut möglich gewesen, daß er die Hotelrechnung nicht bezahlt gehabt und den Weg zu Fuß gemacht hätte.

Yelverston war keine hundert Schritte vom Haus entfernt, als Joan geradewegs in sein Auto lief. Er stoppte sofort, sprang aus dem Wagen und hielt gleich darauf das zitternde, schluchzende, vor Angst halb wahnsinnige Mädchen in seinen Armen.

„O Mr. Yelverston, welch ein Glück, daß Sie hierhergekommen sind. Das werde ich Ihnen nie vergessen. Er stirbt . . ., er hat . . ., er ist . . ."

„Wer stirbt?"

„Trickle."

„Ist niemand im Hause?"

„Ach Gott, nein; Mrs. Stone ist in den Ort hinuntergegangen, um einzukaufen, außerdem liegt ihr Mann im Spital. Es ist kein Fernsprecher im Haus. Kommen Sie, wir müssen Mr. Trickle helfen, so gut es geht."

Als Yelverston und Joan die Diele betraten, ging es mit Trickle zu Ende. Der Mann schwamm sozusagen in Schweiß. Sein heller Sommeranzug zeigte große, triefend nasse Flecke, dazu kam ein abnormer Speichelfluß, was zusammen den gräßlichen Eindruck erweckte, als wäre Trickle in einem Raum ertrunken, in dem sich ganz gewiß keine andere Flüssigkeitsmenge befand als die Kanne Tee, die am gedeckten Frühstückstisch stand. Der Sterbende lag halben Wegs zur Tür, als hätte er versucht, vor dem Tod ins Freie zu entrinnen, sein Gesicht war unnatürlich verfärbt und zu


Tosca - Eau de Cologne
Flach-Format M 1.55, 2.40 + Taschen-Flasche M -.80, 1.20
Karaffe M 7.75 + Zehnkant-Flasche M 1.40 bis 4.-
Tosca
Eau de Cologne
№ 4711
TOSCA
Das Fest-Geschenk
Tosca-Talcum-Puder
Streuflasche M 1.35
Tosca-Puder (lose)
M 1.-, 1.60
Tosca-Compact
Blau-Gold-Dose M 1.80
Ersatz-Füllung M 1.-
Tosca
Talcum
Puder
Tosca-Creme
Tosca-Parfum
Von der sachlichen Probe-Flasche bis zur erlesensten Luxuspackung M 1.60 bis 17.25
Tosca-Haarwasser
M 2.-, 3.50, 6.50
Tosca-Creme
Tube M -.75, 1.20 + Topf M 1.60
Tosca-Geschenk-Packungen
Mit Tosca-Eau de Cologne und Seife
M 1.45 bis 3.45
Tosca-Seife
1 Stück
M 1.25
Karton mit 3 Stück
M 3.60
37 819

einer fürchterlichen Grimasse verzerrt. Verschiedene Anzeichen deuteten darauf hin, daß der Mann erstickt war.

„Hat er Fisch oder Geflügel gegessen?" fragte Yelverston hastig, „eine Gräte . . ."

„Nichts, nichts, Mr. Yelverston; er trank bloß seinen Tee und sonst nichts. Gestern abends . . . er war gestern abends nicht ganz nüchtern und sagte gleich, als er heute früh aus seinem Zimmer kam, daß er einen höllischen Durst auf eine Tasse starken Tee habe."

„Wer bereitete den Tee?"

„Ich."

„Ist keine Bedienung da?"

„Ich sagte Ihnen doch schon, daß Mrs. Stone zeitlich früh aus dem Haus gegangen ist. In der Küche war aber alles vorbereitet und ich brauchte nur die elektrische Heizplatte einzuschalten."

„Sie haben auch . . . von demselben . . . Tee getrunken?"

„Ich? Ja, doch, selbstverständlich! Warum fragen Sie? Ich habe denselben Tee getrunken wie Mister Trickle."

Yelverston war kein Arzt und hatte auch nicht Chemie studiert, aber er verstand von der Sachlage doch so viel, daß hier etwas nicht stimmte und daß Trickle entweder einem sonderbaren Krankheitsanfall erlegen war oder – vergiftet worden war.

Er starrte Joan ängstlich an. Sie war mit Trickle allein gewesen. Vielleicht hatte sie sich nicht anders helfen können. Welch ein Unsinn, zu behaupten, daß sie von demselben Tee getrunken hatte wie Trickle. Lag Selbstmord vor? Wer war schuld an seinem Tod? Ein Lungenödem? Woher kam dieser ungeheuerliche Schweißausbruch? Yelverston sah auf den Toten hinab. Dann blickte er Joan an. Zum Teufel mit Trickle! Wenn sie ihn umgebracht hatte, würde sie wahrscheinlich zwingende Gründe dafür gehabt haben. Er mußte ihr helfen. Sie war gut. Sie war der beste Mensch, den er jemals kennengelernt hatte. Wer konnte sie schuldigsprechen, wenn sie sich in Not befunden hatte? Sie war allein gewesen, wehrlos und abhängig von der gegebenen Notwendigkeit.

Inzwischen hatte auch Joan sich ein wenig beruhigt und gefaßt. Sie suchte sich Rechenschaft abzulegen über die Dinge, die da geschehen waren. Das Verhalten und die Fragen Yelverstons ließen darauf schließen, daß er weniger an Krankheit, Unfall oder Selbstmord als an einen Mord dachte.

Mord!

Yelverston war ein überspannter Kriminalschriftsteller, der überall Sensationen aufspürte. Mord? Das war doch geradezu unmöglich! Sie hatte den Tee bereitet, das Wasser aufgegossen, die Teeblätter in die Kanne gestreut; sie mußte das mit der bloßen Hand tun, weil kein Tee-Ei im Hause war. Die Tassen waren rein und tadellos auf der Anrichte gestanden. Sie hatte sich zuerst eingeschenkt, weil sie keinen dunklen Tee mochte. Trickle wehrte ab: „Ich mag ihn nicht so hell. Danke, Joan, ich werde mir selbst eingießen." Er ließ zwei, drei Minuten vergehen und rauchte inzwischen eine Zigarette. Dann goß er sich ein, trank und sprach von der bevorstehenden Fahrt nach London. „Es bleibt dabei; wir fahren nach Scotland Yard." Plötzlich sah sie, wie er sich unbehaglich fühlte, wie sein Gesicht sich dunkelrot färbte, wie ihm übel wurde, ja, und dann erfolgte dieser entsetzliche Schweißausbruch, der so unheimlich anzusehen war, daß sie die Flucht ergriffen hatte, um einen Arzt herbeizurufen. Dabei war sie Yelverston in die Arme gelaufen. Wo war Yelverston plötzlich hergekommen? Wie hatte er erfahren, daß sie hier in Skegneß war? Sie hatte längst erraten, daß er sich für sie interessierte, vielleicht sogar liebte. Interesse? Liebe? Eigentlich drehte er sich schon seit Wochen um sie herum und belauerte sie. Warum erklärte er sich nicht?

(Fortsetzung folgt.)

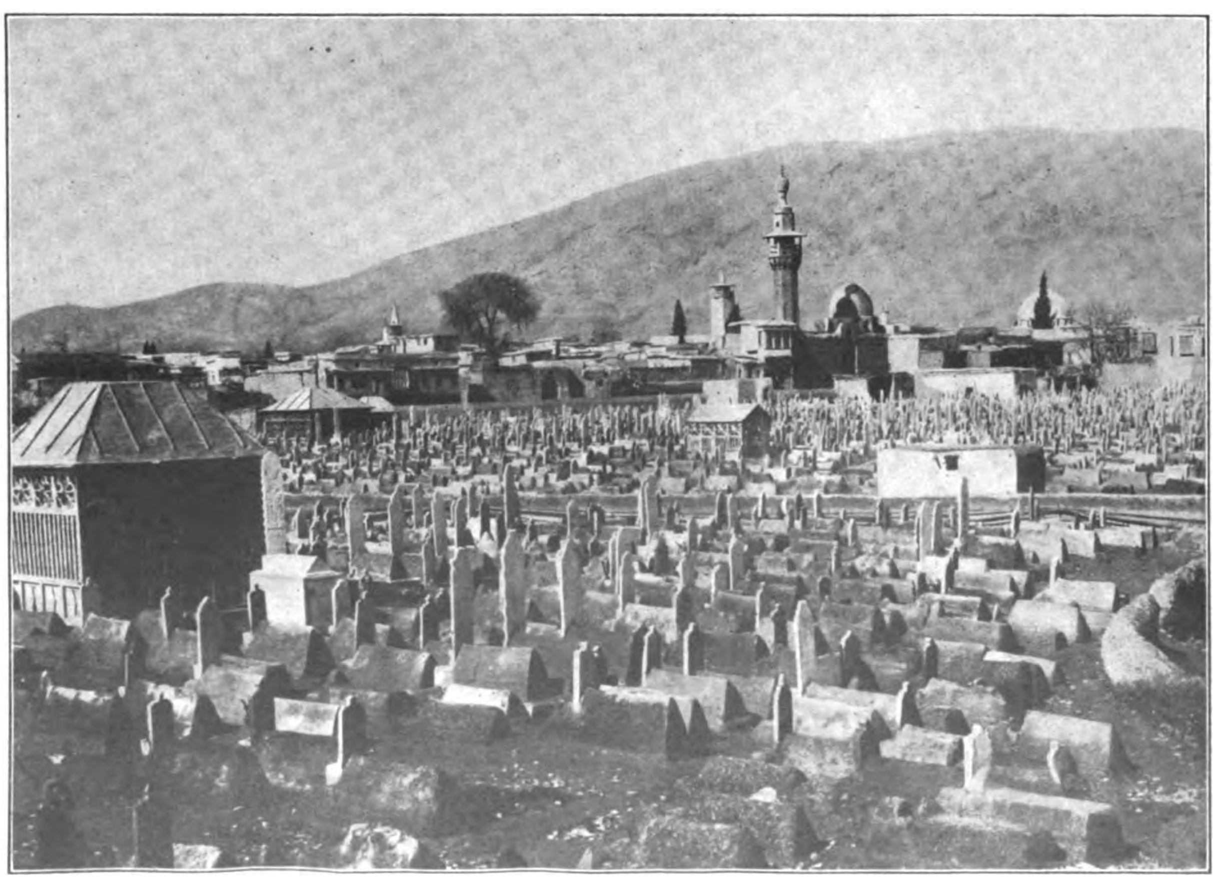
Carl August Freiherr von Gablenz:

D-ANOY bezwingt den Pamir

Ein abenteuerlicher deutscher Forschungsflug

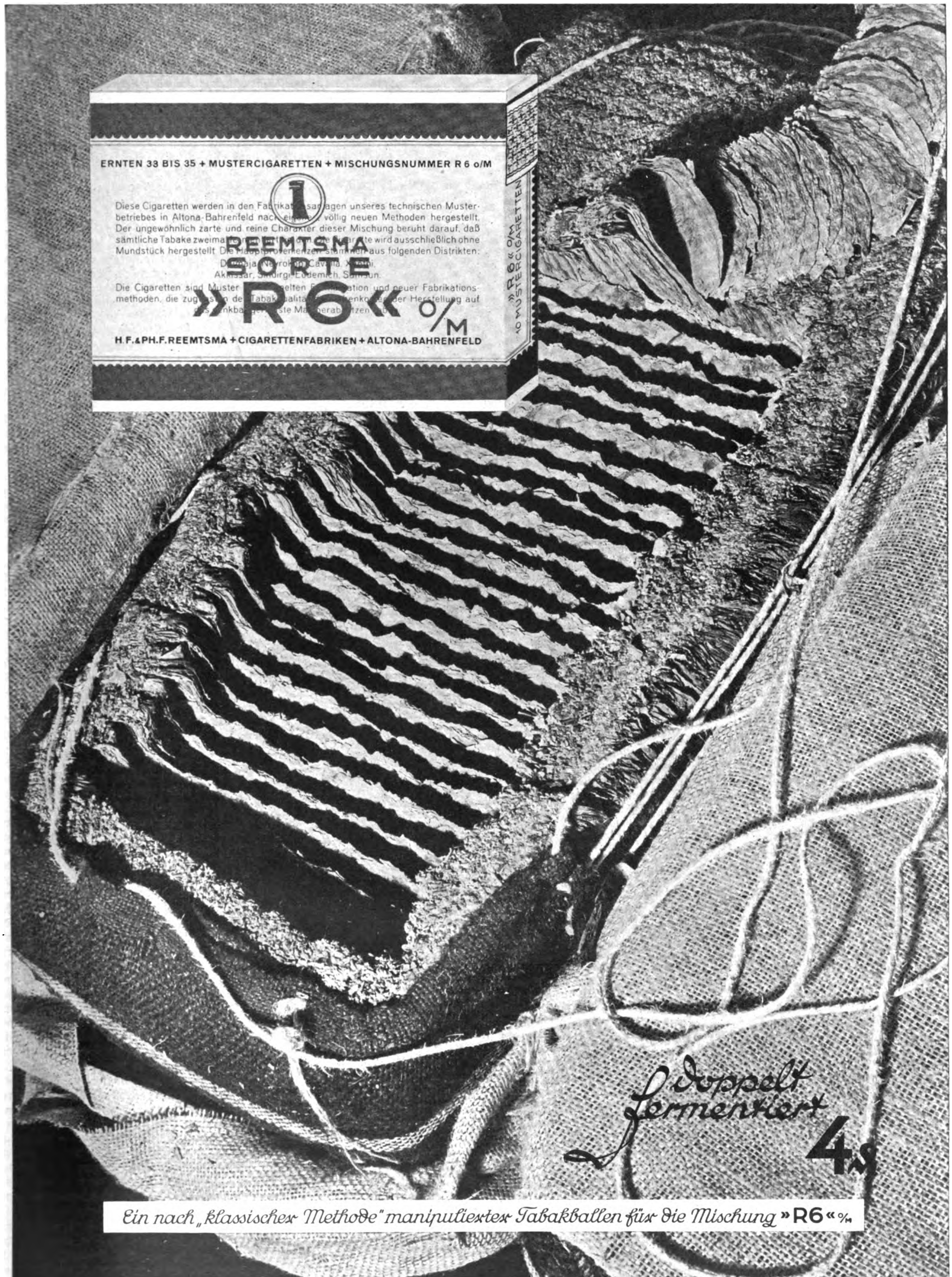
(1. Fortsetzung)

Es mag auf den ersten Blick seltsam erscheinen, daß zwei Männer nach einem Fluge von über zweitausend Kilometer nichts Besseres zu tun haben, als sich in die kühlenden Fluten des Mittelmeeres zu stürzen. Aber erstens war es wirklich warm und ein kühles Bad bereitet eine herrliche Erfrischung, dann aber forderte die Lage unseres Hotels uns dazu heraus: das ausgezeichnete und zu dieser Jahreszeit fast überfüllte Hotel de Rose liegt unmittelbar am wunderschönen Badestrand, zu dem man direkt vom Hotelzimmer gelangt. Auch war der Gegensatz zu verlockend, im Morgengrauen in Berlin abzufliegen und schon am Nachmittag am Strand des Mittelmeeres zu liegen, daß wir uns diese kleine Sensation nicht entgehen lassen wollten. Rhodos, das seit dem Tripoliskrieg zwischen Italien und der Türkei italienischer Besitz ist und politisch eine gewisse Sonderstellung einnimmt — so untersteht der Gouverneur nicht dem Kolonial-, sondern dem Außenminister, und Rhodos bildet mit den anderen italienischen Ländern auch kein einheitliches Zollgebiet —, ist eigentlich erst in der letzten Zeit wieder erschlossen und dem Fremdenverkehr neu entdeckt worden. Die prachtvollen neuen Straßen, die guten Schiffs- und neuerdings auch Flugverbindungen haben viel dazu beigetragen, die schöne Insel während der heißen Jahreszeit zu einem Dorado der Italiener zu machen. Auch viele Ägypter und eine Reihe von Deutschen genießen den bezaubernden Gegensatz der alten Ritterstadt, die wohl nirgendwo auf der Welt so geschlossen erhalten ist, und der türkischen Moscheen, der reizvollen Umgebung und des prächtigen Meeres. — Noch bei Helligkeit konnten wir das herrliche Johanniter-Hospital besichtigen und dann in einer Araba, einer Gummikutsche mit munteren Pferdchen davor, eine romantische Mondscheinfahrt durch die Stadt unternehmen, in der die Tradition verschollenen Rittertums und der im Straßenbild noch deutlich zutage tretende türkische Einfluß unbeschreibliche Reize bieten. Die Kinnladen eines Krokodils, die an den Kampf eines furchtlosen Johanniters mit diesem schrecklichen Ungetüm erinnern, versetzten uns in unsere Schulzeit zurück.



Der berühmte Friedhof in Damaskus mit den Gräbern mohammedanischer Fürsten.

Aufnahme: Mauritius



Ein nach „klassischer Methode" manipulierter Tabakballen für die Mischung »R6« o/M

und ich muß bekennen, erst auf diese Weise erfahren zu haben, daß Schillers „Kampf mit dem Drachen" tatsächlich geschichtlichen Ursprung hat. Ein Abendessen, zu dem wir feurigen Rhodos-Wein tranken, beschloß diesen ersten Tag unseres Fluges, der durch die reichen Kenntnisse von Dr. Emend, einem hervorragenden Rhodos-Kenner, zu einem schönen Erlebnis für uns geworden war.

Für den Sonntag hatten wir uns einen Flug von nur 1550 Kilometern Entfernung bis nach Bagdad vorgenommen. Trotzdem war der Start von mir wiederum sehr früh festgesetzt worden. Nicht aus Bosheit oder weil ich etwa, da ich selbst gern früh aufstehe, nun meinen Kameraden den morgendlichen Schlummer nicht gönne, sondern weil wir uns in Damaskus, das ich seit über zwanzig Jahren nicht mehr gesehen hatte, ein paar Stunden Aufenthalt leisten wollten. So flogen wir, nachdem wir uns von unseren italienischen Freunden verabschiedet hatten, recht früh ab

Immer wieder zaubervoller Orient.

Rhodos liegt Asien zum Greifen nahe gegenüber. Man kann nun, um nicht so weit über See fliegen zu müssen, Cypern südlich liegen lassen. Mit Rücksicht auf die kürzere Gesamtentfernung jedoch entschlossen wir uns, den direkten Weg zu fliegen.

Der Wettergott war uns gnädig gesinnt. In unwahrscheinlicher Bläue schimmerte das Mittelmeer. Langgestreckt und felsig grüßte die Insel Cypern herauf.

Auch für Asien ist eine Einflugzone vorgeschrieben. Das störte uns diesmal nicht, denn so mußten wir Beirut passieren, das sich mit dem Libanon als Hintergrund, gerade aus der Luft betrachtet, in einzigartiger Schönheit präsentiert. Wir bewunderten auch die hübschen Erholungsorte dieses Gebirges, aber wiederum suchte ich — wie schon vor zwanzig Jahren, als ich bei der Heeresgruppe Falkenhayn flog — vergeblich nach den so selten gewordenen berühmten Cedern des Libanon.

Leider hatten wir nicht genügend Zeit, den wundervollen Ruinen von Baalbek einen „flüchtigen" Besuch abzustatten, aber ich stellte Untucht und Kirchhoff in Aussicht, auf dem Rückflug unsere Reise in Damaskus für einen Tag zu unterbrechen und der Einladung des deutschen Generalkonsuls in Beirut, Seiler, zu folgen, der uns Beirut und Baalbek zeigen wollte.

Damaskus — ähnlich wie Kairo eine der schönsten Oasen — überrascht immer wieder aufs neue. Besonders dankbar waren wir hier für die herzliche Aufnahme, die wir seitens des Bezirksleiters der französischen Luftverkehrsgesellschaft Air France für den Nahen Osten, Monsieur Drech, eines gebürtigen Lothringers, fanden, der uns außer der so rühmlich bekannten Omajjaden-Moschee die Tomben aus Palmyra in dem noch im Bau befindlichen, aber schon beinahe fertiggestellten Museum zeigte. Auch für Minister Emend, der kurz vorher mit Dr. Schacht Damaskus eingehend besichtigt hatte, war dies neu und ebenso eindrucksvoll wie für uns.

Der Flugplatz der Air France, dem als Ausgangspunkt der Flugstrecke nach Hanoi (Indochina) besondere Bedeutung zukommt, ist bodenorganisatorisch und in technischer Hinsicht vorbildlich. Zwei große Startbahnen in den Hauptwindrichtungen, eine mit allen neuzeitlichen Geräten ausgestattete Funkstation und eine umfangreiche Motorenwerkstatt sind die hervorstechenden Merkmale dieses modernen Flughafens, auf dem die Fluggäste, die von Marseille aus Seeflugzeuge benutzt haben, in Landmaschinen umsteigen

Am frühen Nachmittag heißt es Abschied nehmen Wir wollen nach Bagdad weiter. Zwar führt unser Flugweg über die Wüste, aber hier gibt es heute keinen Wüstenflug mehr. Fast immer sieht man die große Autostraße, die Damaskus mit Bagdad verbindet. Und wo einst Karawanen in wochenlangem Kampf mit Sonnenglut und Durst rangen, da verkehren jetzt die angenehmen „Air Conditions", die Überlandkraftwagen, in denen durch eine sinnreiche Einrichtung die Temperatur im Fahrgastraum stets auf gleich angenehmer Höhe gehalten wird. In einer Nachtfahrt wird so die Entfernung zwischen Damaskus und Bagdad mühelos überwunden.

So gibt es keine Wüsteneinsamkeit und auch keine Wüstenromantik mehr. Überall herrscht Leben und Bewegung, und wie der Zeitgeist selbst diese Gegend beherrscht, zeigt nichts deutlicher als die „Pipeline", die große Ölleitung der Engländer, die das „Gold" des Landes ans Meer bringt.

Schon von weitem erkennen wir den Euphrat und den Habanieh-See, an dessen südlichem Rande der große Flugplatz liegt. Der See selbst ist von den Engländern als Zwischenlandehafen für den mit Flugbooten betriebenen Reichsdienst nach Britisch-Indien und nach Australien ausersehen.

Hätte uns nicht die Wüste unter uns daran gemahnt, wir wären von unseren Thermometern ebenso höflich wie nachdrücklich darauf aufmerksam gemacht worden, daß wir uns einer der heißesten Städte der Welt näherten. Obwohl unsere Thermometer bis 45 Grad anzeigen, reichten sie bereits in 500 Meter Höhe nicht mehr aus. Es war wirklich eine Affenhitze, und wir begriffen, daß Bagdad Tagestemperaturen von 71 Grad erreicht. Die Hauptstadt vom Irak ist heute schon das Luftkreuz des Nahen Ostens, das durch die neue Bagdad-Strecke der Deutschen Lufthansa nun auch mit Deutschland verbunden ist

Auf dem Flugplatz erwartet uns der deutsche Gesandte Dr Grobba, ein guter Bekannter und alter Regimentskamerad von mir. Als ich im Weltkriege während einiger Zeit in Palästina und Aleppo als Flugzeugführer und technischer Offizier Dienst tat, führte Dr. Grobba, unterstützt durch seine umfassenden Sprach- und Ortskenntnisse, die schwierigen politischen Verhandlungen mit den Arabern und sicherte den deutschen und türkischen Truppen die Verpflegung. Einen Teil des Goldes, mit dem Dr. Grobba diese lebenswichtige Aufgabe löste, hatte ich ihm selbst zugeführt. Wie weit lag diese Zeit, da ich buchstäblich auf Goldsäcken gereist war, zurück?! —

Nun hatte Dr. Grobba wieder einmal aufregende Tage hier in Bagdad erlebt. Kurz vor unserer Ankunft waren der Chef des Generalstabes und der Chef der Militärluftfahrt einem Mordanschlag zum Opfer gefallen. Ein Regierungswechsel stand vor der Tür. Trotzdem gelang es mir, mit seiner Hilfe am nächsten Tage die maßgebenden Herren der irakischen Postverwaltung aufzusuchen und mit ihnen die Postverträge für unsere im Oktober zu eröffnende Strecke nach Bagdad zu vereinbaren

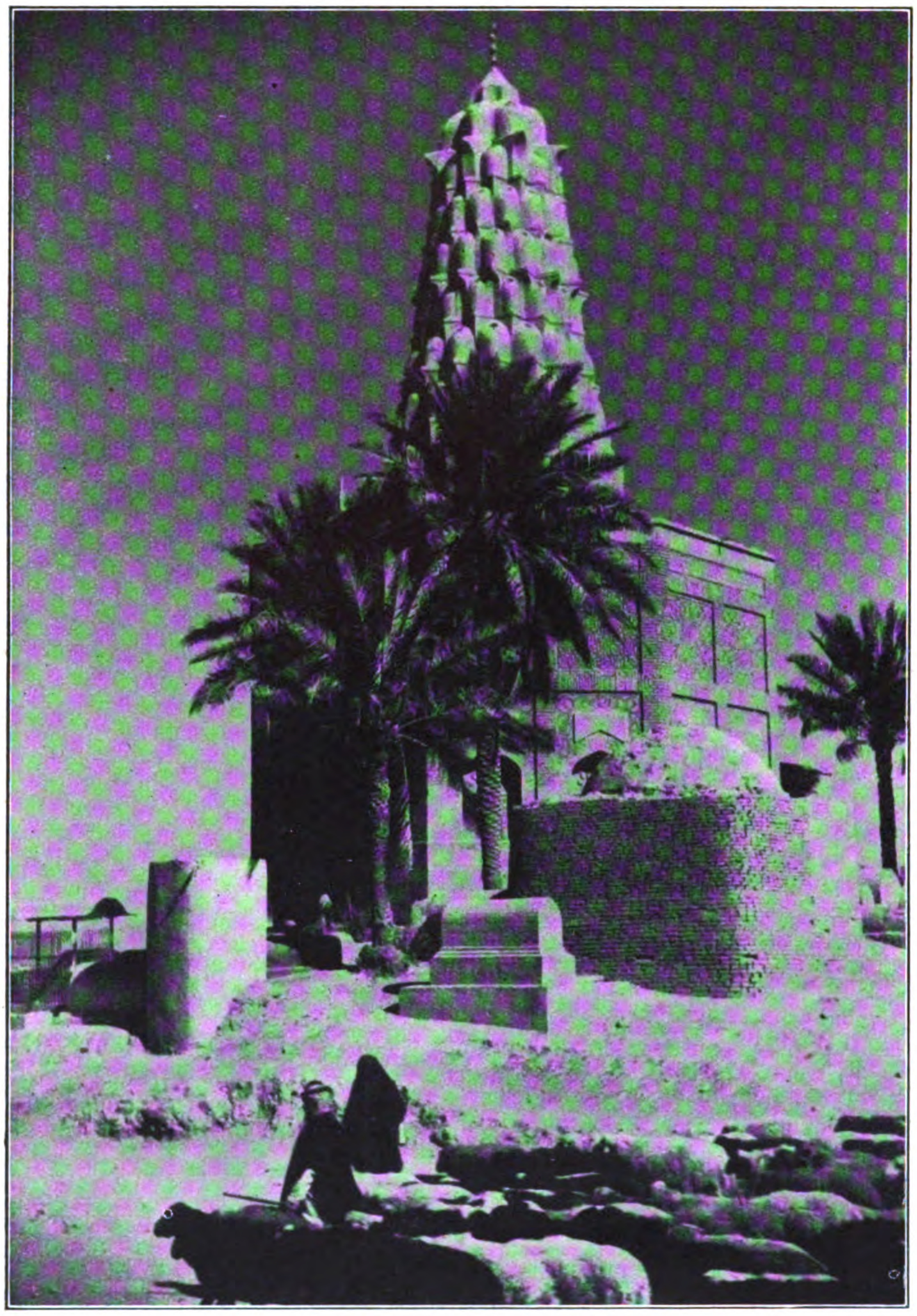
Am Abend gab es im schönen Garten der deutschen Gesandtschaft ein Diplomatenessen, das für uns Fliegersleute in vieler Hinsicht zu unseren nettesten Erlebnissen rechnet. Denn mit den mehr als zwanzig Staatsvertretern, die Untucht, Kirchhoff und ich als einzige „normale Erdenbürger" ergänzten, war unter den Diplomaten der benachbarten Nationen zu unserer Überraschung auch der Gesandte Ibn Sauds erschienen, der in arabischer Tracht mit Burnus und Kesije unsere Bewunderung erregte

Der herrliche Garten der Gesandtschaft war in dieser Nacht nicht nur Speisesaal — es wurde im Freien gegessen, während sich über uns der nachtdunkle Himmel des Orients wölbte —, er stellte nicht nur die Gesellschaftsräume, sondern er diente uns nachher sogar als Schlafzimmer. Denn während die Familie Dr. Grobbas, Frau Dr. Grobba ist auch eine alte Bekannte von mir, die ich als Tochter des deutschen Generalkonsuls in Jerusalem kennengelernt hatte, auf dem Dach der Gesandtschaft schlief, waren unsere Betten gut hinter Büschen getarnt im Garten aufgestellt worden.

Da uns die Nacht nur wenig Abkühlung brachte und man in der Stadt bisweilen schoß, war der Schlummer nicht ungestört. Auch das morgendliche Bad erfrischte nur unvollkommen, denn aus dem Hahn für das kalte Wasser strömte es in einer Temperatur von 30 Grad Aber trotz der Hitze machten wir in der Zeit, die uns unsere Arbeit ließ, einen Gang durch den wohl schönsten aller Basare und statteten auch dem unter deutscher Leitung stehenden Museum, das durch seine Ausgrabungen, die bis auf dreitausend Jahre vor Christi zurückgehen, berühmt ist, einen leider nur zu kurzen Besuch ab

Unsere nächste Etappe war die kürzeste der ganzen Reise, deshalb durften wir getrost einmal später starten. So schön Bagdad gewesen war, so freuten wir uns doch, der Backofenhitze entfliehen zu können Jetzt lösten wir uns merklich von vielem, was für einen Flugzeugführer heute zu den Selbstverständlichkeiten gehört Mit der Bodenorganisation war es nun schon schwach bestellt, die Funksicherung fiel aus, und unsere guten Karten wiesen mehr und mehr Ungenauigkeiten und noch nicht völlig erforschte Gebiete auf

Aber da das Wetter recht günstig war, bereiteten uns die Bergformationen des Iran keinerlei navigatorische Schwierigkeiten, und es war kein Kunststück, pünktlich zur angegebenen Zeit auf dem Flugplatz von Teheran, der zur Zeit ausgebaut wird — vorläufig ist er noch recht klein und liegt bereits 1200 Meter hoch — zu landen, wo wir von Frau und Tochter unseres Fluggastes Dr. Emend und der deutschen Kolonie herzlich willkommen geheißen wurden.



Das viele hundert Jahre alte Grabmal einer Königin ist nunmehr das Wahrzeichen des Flugplatzes Bagdad

Heute brennt nachts ein rotes Neonlicht auf der Spitze als Hindernisbeleuchtung für Flugzeuge, denn es steht nahe der Platzgrenze.

Aufnahme: Graf Castell.

Ein Beispiel:

Ein ganzes Jahr für eine Nacht

Unglaublich, aber wahr!

Das kleine thüringische Städtchen Lauscha und seine Nachbarorte Steinheid, Haselbach und Neuhaus arbeiten tagaus, tagein nur für eine Nacht, die Heilige Nacht.

Die 4194 Familien dieser 4 Orte sind seit Generationen die einzigen auf der Welt, die allein all den schönen Christbaumschmuck schaffen, der die Weihnachtsbäume aller Erdteile ziert.

In jedem Haus zischt weithin hör- und sichtbar die Gasflamme; in der tausendfachen Wiederholung das lebendige Wahrzeichen der Heimat des Christbaumschmuckes.

In jedem Haus ist der Vater der Künstler, der den gläsernen Wundern die Form gibt, während die Mutter in unerreichter Meisterschaft immer neue Farbenspiele und Ornamente ersinnt. Söhne und Töchter vervollständigen die häusliche Arbeitsgemeinschaft durch emsige Mitarbeit.

Was die ideale Arbeitsgemeinschaft dieser 4194 Familien zu leisten vermag, geht am besten daraus hervor, daß sie allein im Jahre 1936 einen Export in Christbaumschmuck in Höhe von 3 093 000 RM ermöglichten. In Deutschland war der Umsatz in Christbaumschmuck natürlich noch viel höher; er betrug 1936 über 6 000 000 RM.

Lauscha hat die meisten Freunde in Amerika

1936 betrug die deutsche Christbaumschmuck-Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten 1 229 000 RM. Dann folgen: Großbritannien mit 443 000 RM, die Schweiz mit 170 000 RM, Schweden mit 157 000 RM, Dänemark mit 131 000 RM und Kanada mit 130 000 RM. Es gibt kein Land der Erde ohne Thüringer Christbaumschmuck!

*

Woher kommen die Kinder der Kinder?

Wenn irgendwo auf der Welt ein Mädchen sein Puppenkind glückstrahlend ans Herz drückt — — — millionenmal stammt die Puppe aus dem Thüringer Wald! Allein die deutsche Mutter kauft jährlich für 35 Millionen RM Puppen!

Sonneberg, Waltershausen, Bad Kösen (weltbekannt durch die Käthe-Kruse-Puppen), Schalkau, Steinach, Oberlind und Ohrdruf, das sind die Orte, aus denen die begehrten deutschen Puppenkinder in alle Welt gehen.

*

Deutschland — der größte Spielzeug-Hersteller der Welt!

Jegliches Spielzeug, das Kinderherzen erfreut, wurde der Welt durch deutsche Phantasie und deutsche Arbeit geschenkt. Dank seiner vorbildlichen Leistung führt Deutschland — auch heute noch — im Spielzeugwelthandel. Sonneberg in Thüringen ist die größte Spielwarenstadt der Welt!

*

Großbritannien ist Deutschlands größter Spielzeugkäufer!

Großbritannien kaufte im Jahre 1936 für 10 288 000 RM, die Vereinigten Staaten für 3 418 000 RM, Frankreich für 2 201 000 RM, die Niederlande für 1 826 000 RM, die Schweiz für 1 815 000 RM Spielzeug aus Deutschland.

*

In 23 Tagen wird die Hälfte der Jahresproduktion verkauft!

Erfahrungsgemäß werden in 23 Verkaufstagen 49% der Spielwaren-Jahresproduktion verkauft, und zwar vom 1.—24. Dezember. Im November 16%. Beide Monate erreichen also einen Gesamtabsatz von 65% der Jahresproduktion!

*

Und die Schlußfolgerung? — — —

Wer nur oder vorwiegend zu Weihnachten verkauft, hat nach Weihnachten das meiste Geld zum Kaufen. Die schaffenden Menschen in Lauscha, Steinheid, Haselbach, Neuhaus, Sonneberg, Waltershausen, Bad Kösen, Schalkau, Steinach, Oberlind und Ohrdruf denken erst nach dem Fest an die Erfüllung langgehegter Wünsche. Glauben Sie nicht auch, daß es zweckmäßig wäre, nach Weihnachten dort zu werben?

*

Wer verkauft — kauft!

Auch andere Industriezweige Thüringens machen gerade jetzt zu Weihnachten ein großes Geschäft. Denken Sie nur an das feuerfeste Jenaer Glas, das bei den praktischen Hausfrauen immer beliebter wird; an das schöne Porzellan und seine vielseitigen Verwendungsmöglichkeiten. Von 127 deutschen Porzellanfabriken sind 73 in Thüringen.

Auch die feinmechanischen Spitzenerzeugnisse Thüringens werden zu Weihnachten besonders gern geschenkt. Wer möchte nicht eine Foto-Optik, ein Theaterglas oder einen Feldstecher von Zeiß-Jena? Oder eine Schreibmaschine aus Erfurt, Sömmerda, Suhl oder Zella-Mehlis? Jeder Junge wird sich über eine Suhler Kleinkaliberbüchse freuen!

Apolda ist die Stadt der deutschen Strick- und Wirkwaren-Mode. 451 Betriebe sind heute die erfolgreichen Nachfolger des Herrn Strickermann. Schon vor 300 Jahren begründete er den Ruhm der Stadt, der nunmehr in unzähligen Blusen, Jäckchen, Kleidern und Pullovern fortlebt.

Auch für gute, handwerklich vollendete Möbel hat Thüringen einen guten Ruf. Zeulenroda, mit 12000 Einwohnern lebt davon!

Die billige Uhr hat ihre Heimat in der thüringischen Stadt Ruhla. Ruhla ist auch durch seine Blechtrompeten, Blech-Spielzeuge, Kinder-Blasinstrumente und Flöten bekannt.

Und wenn Sie zu Weihnachten Schalen und Schmuckgeräte aus rotem Marmor schenken, dann wurde der rote Marmor bestimmt in Saalburg in Thüringen gebrochen. Saalburg hat das größte rote Marmor-Vorkommen der Welt!

Da in einem Haushalt gutes Handwerkszeug nicht fehlen darf, so wird auch die thüringische Stadt Schmalkalden, die Stadt der Werkzeuge, am Liebhaber praktischer Geschenke bestimmt verdienen.

Die mächtig aufstrebende thüringische Zellwoll-Industrie liefert das Material für schöne kunstgewerbliche Geschenke; sogar für Zellwoll-Tischdecken, -Kissen und -Kaffeewärmer, Zellwoll-Teppiche und Brücken.

1932 hatte Thüringen 145 000 Arbeitslose. 1937 nur noch 7000!

Wer übrigens das schöne Thüringen und seine wirtschaftliche Bedeutung nicht aus eigener Anschauung kennt, aber demnächst in Berlin zu tun hat, dem sei der Besuch der Thüringen-Schau in Berlin, gegenüber dem Hotel Kaiserhof, empfohlen. Vom 2. Dezember bis 15. Januar wird dort die Weihnachts-Sonderausstellung „Aus den Werkstätten im Grünen Herzen" gezeigt.

*

Diese Nachrichten sind ein kleiner Ausschnitt aus dem Material, das die Ala bei ihrer täglichen Arbeit verwendet. Das Aufgabenfeld der Ala ist die Werbung. Und dazu gehören heute gründliche Marktkenntnisse.

Jedem, der Werbung betreibt oder betreiben möchte, kann die Ala helfen. Ob Sie gelegentlich eine Anzeige aufgeben oder ob Sie einen Werbefeldzug durchführen wollen, wir beraten Sie objektiv, schnell und erfolgsicher. Die zahlreichen Erfolgskontrollen, die wir durchführen, ermöglichen es uns, das Werbemittel zu nennen, das für Sie am zweckmäßigsten ist. Wir sagen Ihnen, wie es eingesetzt werden muß, damit es den erhofften Nutzen bringt.

Als Werbungsmittler schaffen wir den Werbeplan und die Kostenanschläge, übernehmen die Auftragserteilung, überwachen die Abwicklung, besorgen die Kontrolle und die gesamte Abrechnung. Selbst wenn die Ala für Sie mit Hunderten von Auftragnehmern in der ganzen Welt verhandeln und abrechnen muß, Sie brauchen sich nur mit einem Kostenanschag, einer Bestätigung und einer Rechnung zu befassen.

Wichtig aber ist: Ihre Zusammenarbeit mit der Ala verursacht Ihnen keinerlei Kosten! Ganz gleich, ob Sie in Tages- oder Wochenzeitungen werben, in Unterhaltungsblättern oder Fachzeitschriften, an Litfaß-Säulen oder Verkehrsmitteln, durch Filme oder Diapositive, ob im Inland oder im Auslande — wir vermitteln Ihre Aufträge vollkommen kostenlos zu den Originalpreisen der Verleger und Pächter. Die Ala kann für Sie kostenlos arbeiten, weil wir unsere Vergütung von den Auftragnehmern erhalten. (Portozuschläge werden nur bei bestimmten Gelegenheits- und Auslandsanzeigen erhoben.)

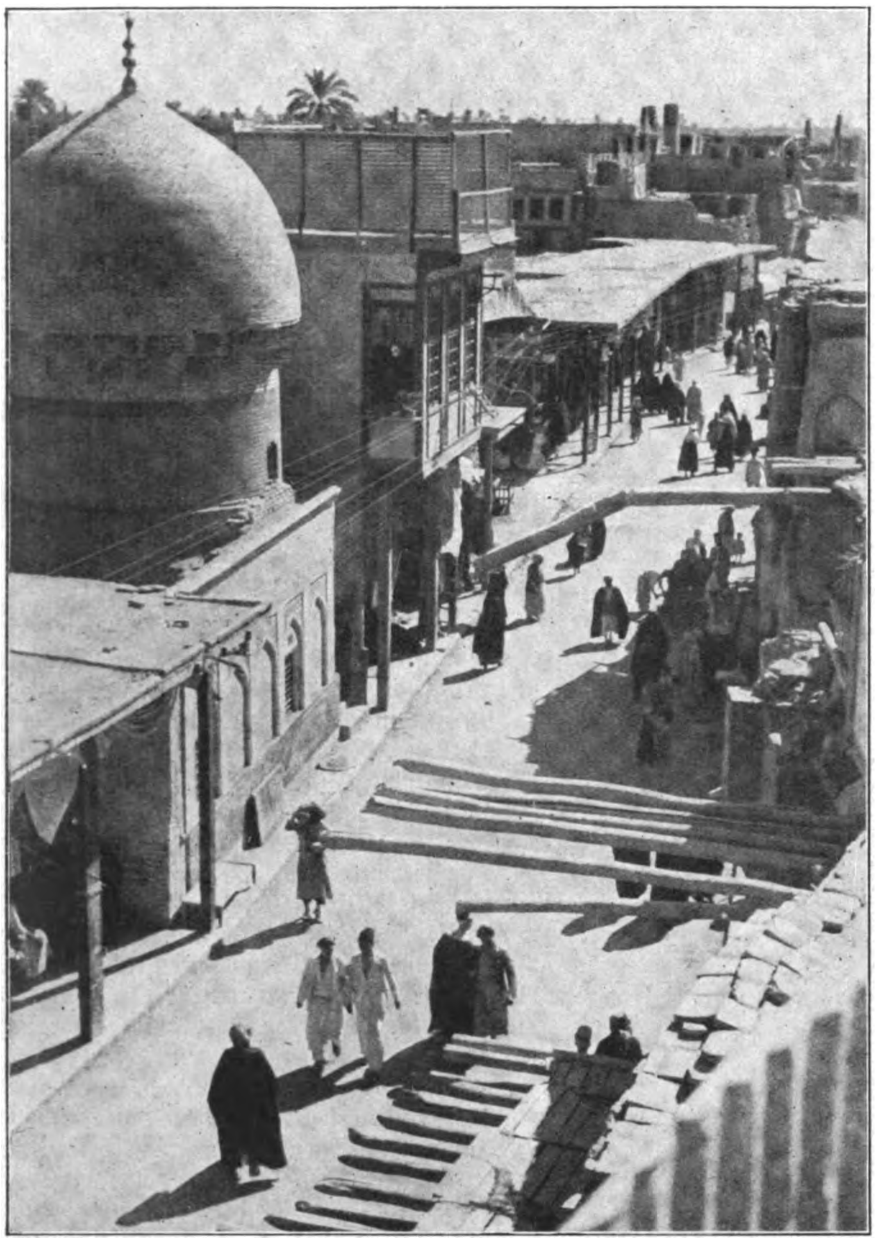
Die Ala spart Ihnen Zeit, weil sie Ihnen Arbeit abnimmt. Und die Ala spart Ihnen Geld, weil sie die Kosten dieser Arbeit selbst trägt.

Die Ala ist der größte Werbungsmittler Deutschlands geworden, weil wir die Sache unserer Kunden zu unserer eigenen machen.

ALA

Anzeigen-Aktiengesellschaft

Berlin W 35, Bremen, Breslau 1, Chemnitz, Dortmund, Dresden-A. 1, Essen-Ruhr 1, Frankfurt a. M., Hamburg 1, Hannover M, Kassel, Kiel, Köln 1, Königsberg i. Pr., Leipzig C 1, Lübeck, Mannheim, München 2 M, Nürnberg 1, Stettin 1, Stuttgart



dadurch ein wenig verringern, daß ich Fräulein Renate Emend fragte, ob sie uns nicht die Freude machen wollte, uns nach Kabul zu begleiten. Dadurch erfüllte ich ihr einen unausgesprochenen Wunsch, denn sie hätte schon lange gerne dem benachbarten Afghanistan einen Besuch abgestattet, scheute aber die vierzehn Tage lange unbequeme und auch nicht ganz ungefährliche Autoreise.

Weiter gen Osten

So wollten wir am nächsten Morgen sogar zu sechst, denn auch unser Bevollmächtigter für den Nahen Osten, Herr Haensel, der im vergangenen Jahre unsere Kabul-Expedition geleitet hatte, sollte mitkommen, um uns bei den letzten Vorbereitungen in der afghanischen Hauptstadt zu unterstützen, den Weiterflug antreten. Wieder sah uns der Flugplatz schon zu beinahe noch nächtlicher Stunde. Da der Platz sehr klein ist und hoch über dem Meeresspiegel liegt, da auch unsere Ju für diese Etappe recht schwer belastet war, fuhr ich, ehe ich an den Startplatz rollte, noch einmal die Platzgrenzen ab.

Als ich zum Start ansetzte, merkte ich, daß der Drehzahlanzeiger des linken Motors zurückging. Ich brach den Start ab, und wir mußten feststellen, daß die Benzinpumpe dieses Motors nicht arbeitete. Die großen Temperaturschwankungen zwischen Bagdad und Teheran, wo es nachts infolge der Höhe schon recht kühl ist, hatte die Dichtung der Brennstoffpumpe nicht vertragen. Wir beschlossen, den linken Motor über Falltank zu fliegen und starteten.

Statt den etwas längeren Weg über Schahrud und Meschhed zu wählen, der längs der Karawanenstraßen bessere Orientierungsmöglichkeiten bietet, flogen wir den direkten über die große Salzwüste, denn wir begrüßten die Gelegenheit zu einer kleinen navigatorischen Generalprobe. Als wir uns Afghanistan bei der Stadt Herat näherten, stellten wir wieder Ungenauigkeiten der Karten fest und mußten bemerken, daß auch die Berge nicht alle richtig vermessen waren.

Diese Berge gaben uns einen kleinen Vorgeschmack für das, was für später zu erwarten war. Bis Teheran hatten wir uns mit harmlosen Dreitausendern begnügen müssen. Unmittelbar vor Teheran lernten wir im Demavend einen prachtvollen Fünftausender kennen, und nun wurden uns die Viertausender fast zu einer alltäglichen Erscheinung.

Unbeschreiblich wild und schluchtartig tief durchschneiden die Flußtäler das Gebirge. Die Schneegrenze liegt höher, als wir erwartet hatten, und die auffallend warmen Temperaturen auch in größerer Höhe erfüllten uns etwas mit Sorge für unsere zukünftigen Aufgaben, wirkten sie sich doch unangenehm auf die Steigfähigkeit unseres Flugzeugs aus.

Der Flug über die Salzwüste war ein eigenartiges Erlebnis gewesen. Hier hatten wir wirkliche Wüste mit aller Trostlosigkeit und Einsamkeit erleben können, die das Wort Wüste einschließt. Kein Leben . . Unter uns war es tot und verlassen, aber dennoch von seltsamem Reiz. Die Sonne brach sich in tausend Farben in den winzigen Salzkristallen, so daß ein starkes und die Augen schmerzendes Flimmern entstand. Schwierig war auch die Orientierung, denn die großen Salzseen, deren Wasserspiegel in eigenartigem Blau schimmert und deren Ränder weiß sind von den sich ablagernden Kristallen, verändern ständig ihre Lage.

Obwohl unser linker Seitenmotor über Falltank geflogen werden mußte — Kaki und Renate Emend hatten das zweifelhafte Vergnügen, durch ständiges

Straßenleben in Bagdad, der Hauptstadt des Staates Irak.
Aufnahme: Graf Castell.

Da Teheran mit Schimrah, einem in den Bergen gelegenen hübschen Vorort, durch eine gute Autostraße verbunden ist, wohnen alle diejenigen, die es sich leisten können, während der heißen Sommermonate nicht in der Stadt. Auch wir fuhren gleich nach unserer Ankunft auf den herrlichen Sommersitz der Gesandtschaft nach Schimrah hinaus.

Noch am gleichen Nachmittag war Fräulein Renate Emend, eine große Reiterin, so liebenswürdig, Untucht und mir Pferde zur Verfügung zu stellen und mit uns einen Ritt durch Schimrahs Berge zu unternehmen. Das war so schön und ließ uns so viel Neues sehen, daß ich darüber ganz mein etwas abenteuerliches Reitkostüm vergaß. Eine Reithose hatte ich mir zwar pumpen können, aber da ich in die dazu gehörigen Stiefel beim besten Willen nicht hineinkam, so hatte ich kurz entschlossen meine Halbschuhe angezogen. Untucht hatte sich sogar in Shorts auf sein kleines und flinkes Pferdchen geschwungen. Den Abschluß unseres Rittes bildete ein erfrischendes Bad im Swimming Pool.

Den nächsten Tag, den Kirchhoff dazu benutzen mußte, sich wieder einmal gründlich um unsere D-ANOY zu kümmern, verbrachte ich mit Besuchen beim Außen-, Kriegs- und Postminister, die ich in Gesellschaft von Minister Dr. Emend unternahm. Alle drei Herren, die für unsere Konzessionsverhandlungen von maßgeblichem Einfluß sind, zeigten sich an unseren Plänen sehr interessiert. Den Nachmittag verbrachten wir wieder mit Reiten und Baden, so daß die beiden Tage in Schimrah für uns eine prächtige Erholung bedeuteten.

Unseren Dank, den wir der liebenswürdigen Familie Emend schuldeten, konnte ich



Irans Hauptstadt Teheran aus 400 m Höhe.
Aufnahme: Mauritius.

Pumpen den Falltank gefüllt zu halten, wobei sich unsere reizende Helferin so tatkräftig beteiligte, daß ihr erst eine Sehnenzerrung den Pumpenschwengel aus der Hand zwang — bewältigten wir die 1700 Kilometer lange Strecke nach Kabul in sieben Stunden, also in recht kurzer Zeit

Auf dem Flugplatz erwartete uns zu unserem Erstaunen ein richtiger Flugleiter in blauem Dienstanzug und Goldkordel an der Mütze Es war der Flugzeugführer Hampel, der die der afghanischen Regierung gehörende Junkers G 24 fliegt und uns mit seinen beiden Monteuren hilfreich unterstützte Neben dem eben erst an seinem neuen Wirkungskreis eingetroffenen deutschen Gesandten Dr Pilger war auch die deutsche Kolonie zahlreich zu unserer Begrüßung erschienen

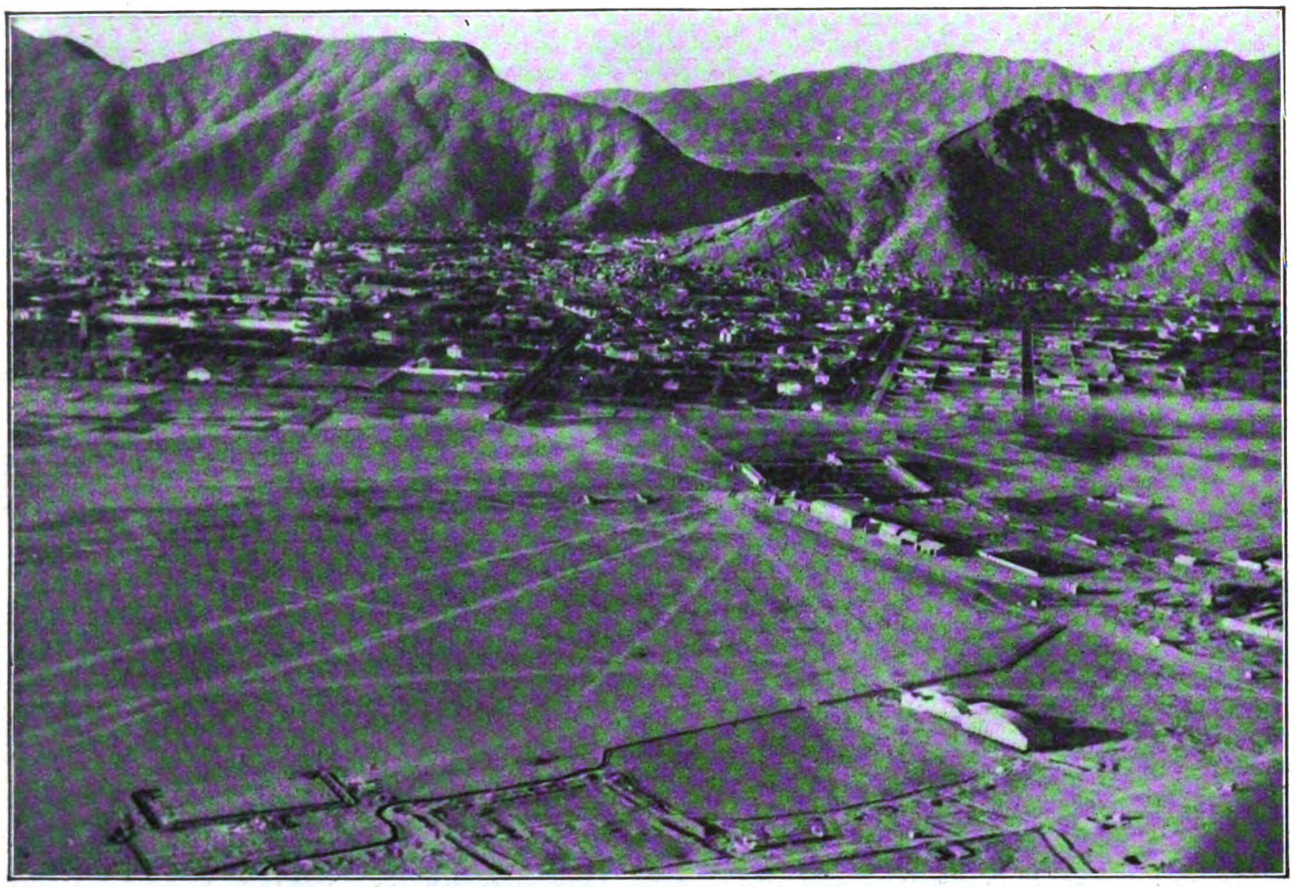
Da Minister Pilger sich in seinem neuen Heim noch nicht eingerichtet hatte, wir also nicht in der Gesandtschaft wohnen konnten zogen wir in das „Grand Hotel" ein sauberes und ansprechendes Haus Kabul, dessen Klima durch die hohe Lage und eine gesunde Trockenheit sowohl im Winter als auch im Sommer sehr angenehm ist, bedeutete nach den heißen Nächten in Bagdad und den warmen in Teheran eine rechte Erlösung, konnten wir doch endlich wieder einmal richtig gut schlafen

Die Stadt selbst bietet viel Sehenswertes. Hatte Herat, als wir es überflogen, uns schon überrascht, denn dieser Ort hätte gut und gern auch in der Provinz Schansi in Nordchina liegen können, so spürten wir jetzt auf Schritt und Tritt, daß wir uns wirklich dem Fernen Osten bis auf Tuchfühlung genähert hatten

Obwohl es in Kabul und in der näheren Umgebung gute Straßen gibt, ist der Autoverkehr noch recht gering. Den Verkehr beherrschen die zweirädrigen, gummibereiften Gatis, kleine Pferdedroschken, die sich mit lautem Klingeln ihren Weg durch das Menschengewühl der engen Straßen bahnen. Wir Europäer fuhren immer wieder schreckhaft zusammen, wenn plötzlich dicht hinter uns eine Glocke erklang; meinten wir doch unwillkürlich, in Berlin und in die bedrohliche Nähe einer Straßenbahn geraten zu sein.

Die Überraschung von Kabul sind immer wieder die Häuser von innen Außen fensterlose Lehmmauern, die das ganze Grundstück umfrieden, dazu Sonne, Grau und fürchterlicher Staub — innen jedoch herrliche Gärten, grüner Rasen schattenspendende Bäume und Wasserkünste

Im Basar, dessen geschäftige Buntheit, dessen orientalisches Leben und Treiben uns besonders anziehen läuft uns das Wasser im Munde zusammen vor dem herrlichen Obst, das die Verkäufer mit natürlichem Geschick zu appetitlichen und lockenden Farbensinfonien zusammenstellen Hier im Basar wandeln wir auch einen Teil unserer Papierpfunde gegen Goldmünzen um



In 1800 m Meereshöhe breitet sich der Flugplatz Kabuls, der Hauptstadt von Afghanistan, aus.
Unser Bild zeigt zugleich die hohen Vorberge des nach Osten steil ansteigenden Hindukuschgebirges, das an die Steigfähigkeit der D-ANOY große Anforderungen stellte.

Aufnahme: Graf Castell.

weil Gold und Silber in diesen Gegenden angesehenere Zahlungsmittel sind als Papiergeld.

Auch Pagman, das für Kabul eine ähnliche Rolle spielt wie Schimrah für Teheran, statten wir einen Besuch ab. Es ist etwas weiter von der Stadt entfernt und liegt inmitten der Berge in herrlichster Lage. Auf der Fahrt dorthin bekommen wir einen guten Einblick, mit welchem Geschick der afghanische Bauer sich des Wassers bedient, um durch eine sorgfältige Berieselung den Ertrag zu steigern. Auch dies mahnt an chinesische Ackerbaukunst.

Die Funksicherung für unsere Flüge sollte in Kabul eine von der afghanischen Regierung in Deutschland erworbene Großfunkstation übernehmen, zu deren Bedienung der Flugzeugfunker Ehlberg nach Kabul gekommen war. Während ich mich hauptsächlich um die politischen und organisatorischen Dinge kümmerte, arbeiteten Untucht und Kirchhoff fieberhaft. Roun, unser Navigationsoffizier, stand morgens mit seinen Karten und seinem Rechenschieber auf und hätte sich spät abends mit ihnen am liebsten zu Bett gelegt. Kaki machte unser Flugzeug fertig. Er wußte, viel hing von seiner Sorgfalt ab, und was wir unserer D-ANOY zumuten mußten, war kein Kinderspiel, sondern eine bitterernste Angelegenheit.

So blieb uns nicht viel Zeit für die große deutsche Kolonie, die schon im vergangenen Jahr durch die Flüge von Drechsel und der Herren v. Blomberg und Speck v. Sternberg in Beziehungen zur deutschen Luftfahrt getreten war und sich sehr hilfsbereit und interessiert zeigte. Denn gerade die hier lebenden Deutschen hoffen sehr auf die baldige Eröffnung eines regelmäßigen Luftverkehrs mit dem Vaterland.

Der erste Angriff auf den Wakhan

Die beiden Tage unseres Aufenthalts in Kabul vor unserem ersten Erkundungsflug über den Wakhan-Paß waren viel zu rasch vergangen. Mit zwei afghanischen Fliegeroffizieren, die ich zur Teilnahme an diesem Vorstoß über Hindukusch und Pamir eingeladen hatte, starteten wir am frühen Vormittag. Trotz der Platzhöhe bereitete das Abkommen keine Schwierigkeiten, aber zu unserer unangenehmen Überraschung mußten wir feststellen, daß gleich nach dem Abheben die Verstellpropeller der beiden Außenmotoren von selbst auf große Steigung zurückgehen. Da das die für den Steigflug ungünstige Stellung ist — sie wird angewandt, wenn das Flugzeug eine hohe Geschwindigkeit erreichen soll —, bedeutete dieses selbsttätige Verstellen unserer Schrauben eine Einbuße an Gipfelhöhe.

Diese Verstellpropeller sind etwa den Gängen eines Kraftwagens zu vergleichen. Bei kleiner Steigung des Schraubenblattes wird mit hoher Tourenzahl ein starkes Steigen erreicht, bei größerer Steigung und weniger Touren dagegen eine höhere Geschwindigkeit.

Schon nach kurzer Flugzeit erreichten wir den Hindukusch mit dem Anjuman-Paß, der die südliche Pforte zum Eingang des Pamir bildet. Nun dauert es eine ganze Weile, ehe man den Wakhan-Paß erreicht. Gut zwei Stunden lang flogen wir jetzt in dem mehr oder weniger breiten Tal entlang, in dessen Tiefe sich der Fluß ergießt, der die Grenze zwischen Afghanistan und Rußland bildet. Die britisch-indische Grenze verläuft auf den Höhen der Berge im Süden. Die engste Stelle dieses Tales ist, zwischen den Grenzen gemessen, nur fünf Kilometer breit.

Was sind die Alpen, was die Anden gegen dieses Gebirge, das wir nun anfliegen?! Der Akonkagua mit seinen 7000 Meter, der als eisstarrender Wächter an unserer Südamerika-Strecke zwischen Mendoza und Santiago de Chile sich zu einsamer Höhe emporreckt — er ist ja nur ein Einzelgänger.

Hier aber — und immer toller und unbeschreiblicher wird das Bild, je mehr unsere gute Ju an Höhe gewinnt — fliegt man im Tal zwischen den Bergriesen, die zum Greifen nahe rechts und links auf 6500 und 7000 Meter ansteigen, und im Süden sieht man die gewaltigen Klötze der Sieben- und Achttausender.

Wunder der Schöpfung!

Man schweigt. Unsere Sprache ist zu arm, die Gigantik der steil emporragenden Gletscher von unvorstellbarem Ausmaß zu schildern. Es ist traumhaft schön.

Fast vergessen wir unsere Aufgabe, vergessen wir, daß der tiefe und beruhigende Brummton der drei Motoren, die unser Flugzeug über dieses schweigende Wunder tragen, dem Verkehr und seinem Fortschritt dient, und nicht nur dazu, unseren Augen diese Schönheit zu entschleiern und uns in Bergseen blicken zu lassen, deren unergründliches Schwarz noch keines Menschen Auge erblickte, auf Felsen und Grate, die keines Menschen Fuß betrat.

Das Wetter ist gut. Am Anjuman entdecken wir tief unter uns die Steinhütte der Deutschen Lufthansa, in der die beiden Meteorologen ein Jahr hindurch in Fels und Schnee und Einsamkeit gehaust haben, um in wissenschaftlicher Arbeit die wettermäßigen Grundlagen für einen Luftverkehr über Hindukusch und Pamir zu schaffen. Jetzt erst erkennen wir, was diese Männer leisteten.

Am späten Vormittag bilden sich die ersten Cumuli. Sie hängen sich wie große, duftigweiße Tücher an die höchsten Gipfel.

Beiderseits des Flusses ziehen sich unten in der Talsohle die sogenannten Straßen entlang. Links der russische, rechts der afghanische Karawanenweg — einst stark begangen, haben sie in den letzten Jahren viel von ihrer Bedeutung als wichtige Verbindung nach Turkestan verloren. Man spricht von Straßen, aber es sind bestenfalls Saumpfade, durch Geröll unterbrochen und aus der Höhe nur mit Mühe zu verfolgen. Sorgsam, um eine Grenzverletzung zu vermeiden, fliegen wir jede Kurve aus.

Nach etwa anderthalb Stunden verschwindet die russische Grenze in nördlicher Richtung. Heran schiebt sich der kleine Pamir. Wir lassen ihn im Norden von uns. Ist der Weg über ihn hinweg auch kürzer und wegen der geringeren Paßhöhe auch leichter zu fliegen, so kämen wir dort über sowjetrussisches Gebiet.

Wir aber müssen ja über den Wakhan. Ein Blick noch in das weite Tal von Taschkurgan . . dann ist der Zweck des Orientierungsfluges erfüllt. In schneller Fahrt geht es nun zurück nach Kabul.

Wir nehmen weniger Sauerstoff und haben nun nach beendeter Aufgabe noch mehr Freude an dem unbeschreiblich schönen Bild, das sich um uns breitet. Jetzt finden wir auch Zeit, zu merken, daß wir über aller Schönheit und allem Neuem ganz vergessen hatten, unsere Mägen auch zu ihrem Recht kommen zu lassen. Und über den Wipfeln und Tälern, über den Bergseen und Flußläufen hat uns die kräftige Hühnersuppe, mit der uns Kirchhoff erfrischte, ganz wunderbar geschmeckt.

Kaum, daß wir gelandet waren und noch Zeit fanden, uns umzuziehen, mußten wir zu einem großen Empfang in die deutsche Gesandtschaft, wo die deutsche Kolonie versammelt war. Dieser krasse Übergang von dem Höhenflug und dem Zauber der Bergwelt zum glatten Parkett einer gesellschaftlichen Veranstaltung war selbst für uns Flieger, die wir den schnellen Wechsel gewöhnt sein sollten, doch etwas plötzlich.

Hier in der Gesandtschaft begegnete ich auch Kini Maillard, der Schweizer Journalistin, die im Jahre 1935 mit Peter Fleming die Reise von Peking über Sinkiang nach Indien in sieben Monaten gemacht hatte. Nun ließ sie als richtige Berichterstatterin der Gedanke nicht los, an unserem Fluge teilzunehmen und dabei etwa den gleichen Weg statt in sieben Monaten in nur vierzehn Stunden zurückzulegen. So gern ich der tüchtigen Dame ihren Wunsch auch erfüllt hätte, aus technischen Gründen ließ es sich beim besten Willen nicht machen.

Der Probeflug zum Wakhan hatte uns gezeigt, daß mein Plan, nachts in Kabul zu starten, noch bei Dunkelheit den Hindukusch zu passieren und beim ersten Morgengrauen den Wakhan-Paß zu überfliegen, zweckmäßig war. So hatten wir genügend Zeit, Anhsi noch vor Einbruch der Dunkelheit zu erreichen.

Kopfschmerzen bereitete uns aber das selbständige Verstellen unserer Propeller. Wir hofften jedoch, dieses durch Höherstellen des Öldruckes auf den beiden Seitenmotoren zu beseitigen. Ein kurzer Probeflug am nächsten Tage schien zu bestätigen, daß die Propeller bei höherem Öldruck ihre Stellung beibehielten

Drechsel war inzwischen mit seinem Flugzeug bereits bis nach Teheran gekommen. Also war er zur Hilfestellung notfalls verfügbar. So konnte ich den Start auf Montag, morgens drei Uhr (Kabulzeit), festsetzen.

Die Koffer sind in der D-ANOY verstaut, unser Proviant untergebracht. Wir haben uns von einem Teil der deutschen Kolonie, der es sich nicht nehmen ließ, mitten in der Nacht zum Platz herauszukommen, verabschiedet und in der Maschine Platz genommen, da bemerke ich, daß der rechte Propeller, als ich die Motoren abbremse, sich nicht durch Betätigung des Handhebels verstellen läßt.

Irgend etwas ist nicht in Ordnung. Ich halte es für falsch, einen so schwierigen Flug mit unklarer Maschine anzutreten. Es wird also repariert.

Eine Reparatur erfordert aber Zeit, und eine Ver-

zögerung macht es schwierig, Anhsi noch bei Helligkeit zu erreichen. Darum muß ich mich dazu entschließen, den Start abzubrechen und den Abflug auf den nächsten Tag zu verschieben.

Mir fiel dieser Entschluß nicht leicht. Er war aber technisch richtig, denn am nächsten Morgen zeigte es sich, daß wir alles brauchten, was unser Flugzeug hergab. Der Schaden an unserer „Rudolf v. Thüna" war, wie es sich bald herausstellte, nur ganz geringfügig. Es hatte sich lediglich ein Kabel gelöst, das von Kirchhoff leicht wieder befestigt war. Aber rund zwei Stunden hatten die Arbeiten doch erfordert.

Ist der Abbruch eines Starts meist nicht recht erfreulich, so brachte er diesmal etwas Gutes. Drechsel traf mittags in Kabul ein und hatte Post für uns von zu Hause. Das freute uns besonders, denn bei Expeditionsflügen geht es einem immer so, daß man selbst als braver Ehemann mit minutiöser Pünktlichkeit seine Briefe schreibt, selbst aber nie Post bekommt, weil man im Flugzeug, als dem schnellsten Verkehrsmittel, immer rascher ist als der Postillon. Drechsel sollte uns zwei Tage später, am Donnerstag, nach Anhsi folgen.

Auch Untucht und Kirchhoff war die Startverschiebung nicht unangenehm. Mit verbissener Zähigkeit stürzte sich Roun wieder auf seine Karten und Kurse. Es war, als wollte er jeden Rücken, jeden Grat und jedes Tal fest in seinem Gehirn verankern, damit es dann in der Nacht und im Morgengrauen keine Verwechslung gab. Schon auf unserem Orientierungsflug am Tage war die Navigation nicht einfach gewesen, wieviel schwieriger erst mußte sie im Zwielicht des jungen Tages sein.

Und Kaki, der die ganzen letzten Tage in Hitze und fürchterlichem Staub auf dem Flugplatz an unserem Flugzeug arbeitend zugebracht hatte, fand so wenigstens Gelegenheit, sich ein wenig auszuruhen. Er, der für das einwandfreie Arbeiten der Motoren, der Instrumente und all der anderen tausend Kleinigkeiten verantwortlich war und sich das Leben nicht leicht gemacht hatte, konnte diese Erholung gut brauchen, ehe der Kampf mit dem Wakhan begann.

(Fortsetzung folgt.)

Gebührender Bescheid

Während der Friedensverhandlungen mit Frankreich nach dem Kriege von 1870/71 wies der französische Unterhändler Thiers nach einer Forderung Bismarcks drohend auf Europas Stellungnahme hin.

In seiner berühmten Schlagfertigkeit entgegnete Bismarck: „Sprechen Sie mir von Europa, so spreche ich Ihnen von Napoleon!"

Bei den gleichen Verhandlungen ließ sich Thiers dazu hinreißen, eine scharfe, aber gerechte Forderung Bismarcks „une indigneté" (eine Abscheulichkeit) zu nennen.

Bismarck, der bis jetzt dem Leiter der französischen Regierung zu Gefallen — da dieser die deutsche Sprache nicht beherrschte — französisch gesprochen hatte, bediente sich nun sofort der deutschen Sprache.

Thiers mußte, weil ihm an einem ungestörten Verlauf der Verhandlungen gelegen war, nachgeben und um Entschuldigung bitten.

M.-R.



ALEXANDER v. THAYER:

Weib an Bord!

Meuterei auf der „Solvyk"

Meuterei kommt heute nur mehr in See-Romanen vor! meinte Herr von Mergenthin, der abends wie gewöhnlich auf dieser Überfahrt Gast in unserer Offiziersmesse war.

Meinen Sie? lächelte unser Erster Offizier und zündete sich langsam und umständlich seine Pfeife an. Dann will ich Ihnen die Geschichte einer Meuterei erzählen, wie sie sich wirklich zugetragen hatte. Es war bald nach dem Krieg, ich musterte damals als Dritter Steuermann auf dem norwegischen Dampfer „Solvyk" an. Wir fuhren zwischen Sidney und der chinesischen Küste. Die „Solvyk" war ein kleiner, aber schmucker Kasten. Und doch wären wir fast alle Mann, vom Ersten Offizier bis zum letzten Kohlenschlepp, mit ihm und den 400 Kisten Dynamit in die Luft geflogen.

Kapitän Trylagson war der beste Schiffer, der mir bis dahin in den Kurs gelaufen war, ein patenter Kerl, groß, verwegen, stark wie ein Bär, er hatte nur eine üble Eigenschaft: die Weiber. Aber das waren Sachen, die uns nichts angingen. Schließlich war das seine Sache, ob in jedem Hafen eine auf ihn wartete. Auf See war er jedenfalls ein Schiffer, wie es nur wenige gab. Den Kurs durch die zehntausend Koralleninseln der Südsee kannte er wie seine Westentasche.

Eines Abends rissen uns in Sidney gleich vier Mann und der Junge aus. Nachts sollte es losgehen. Eine Stunde vor dem Auslaufen brachte uns der Agent dann richtig einen aufgelesenen Strandläufer und einen neuen Jungen. War so ein rothaariger Kerl mit rosigem Gesicht, und dachte damals keiner von uns, daß der Junge die gesamte Mannschaft ins Zuchthaus bringen sollte.

Natürlich war der Bursche zu nichts nütze. Doch Stevenson, der erste Steuermann, hatte herausgebracht, daß er zu kochen verstand. So kam er in die Kombüse.

War ein eigentümlicher Kerl, so recht ein Muttersöhnchen, rauchte nicht, fluchte nicht, sein Gang war weich und geschmeidig wie von einer Katze und die Stimme wie von einem Mädchen.

Wenn die Leute ihm einmal zu derb kamen, standen ihm gleich die Tränen in den großen Kinderaugen.

Als ihm einmal der Bootsmann eine unter das Kinn rieb, nahm sich der Kapitän des Jungen an.

Es war ungefähr die Zeit, in der es dann losging. Sie müssen wissen, Steuerleute und Mannschaft waren bis dahin ein Herz und eine Seele. Auf einem Schiff ist es wie in einer großen Familie. Die Leute müssen sich vertragen und einander riechen können. Wenn sie sich nicht vertragen, dann geht die ganze christliche Seefahrt zum Teufel.

Muß noch ergänzen, daß wir auf der „Solvyk" einige hundert Kisten Dynamit geladen hatten. Jeden Tag wurde bei gutem Wetter die Ladeluke abgedeckt und ausgelüftet.

Eines Tages wollte der Bootsmann wieder dem Jungen eine schmieren. Der Bursche war auch zu ungeschickt. Da hätten Sie den Kapitän sehen sollen. Sein Gesicht wurde auf einmal kreidebleich. Er sprang zu dem Jungen, schloß ihn in seine Arme und preßte ihn an sich, als ob er ihn mit seinem eigenen Leib schützen wollte. Dann ließ er ihn los, setzte sich schwer atmend auf den kleinen Klappstuhl, der mittschiffs stand und wich unseren Blicken aus.

Eine halbe Stunde später wurde der rothaarige Junge in die Kapitänskajüte befohlen und kam nicht mehr zum Vorschein.

Wenige Stunden später wußte es natürlich das ganze Schiff. Dafür sorgte schon unser Smutje. Der Bursche war gar kein Junge, sondern ein Mädchen. Hieß auch nicht Jim Burns, sondern Eva Burns.

Am andern Tag erschien das Mädel nicht mehr in kurzen Hosen an Deck, sondern in einem regelrechten Rock, der im starken Wind erst recht ihre wundervolle Figur zur Geltung kommen ließ. Auch das rotglänzende Haar trug sie nicht mehr glatt und zurückgekämmt, sondern flockig und zerzaust über der Stirn

Aber sie war lange nicht mehr so froh und heiter wie früher und es schien, als würde sie sich jetzt nach den Püffen des Bootsmannes zurücksehnen. Oft rannten ihr verstohlen Tränen herab

Der Alte war wie ausgewechselt. Wenn einer von den Leuten auf der Brücke zu tun hatte und in das liebe, hübsche Gesicht des Mädels starrte, wie man eben auf etwas unendlich Liebes, Schönes starrt, das einem von vorneherein unerreichbar ist, spürte er im nächsten Augenblick die massige Riesenfaust des Alten unter dem Kinn. Uns Steuerleuten erging es nicht viel besser Und doch konnte keiner von uns den Blick abwenden. Wenn wir die Kleine in ihrem rotleuchtenden Haar und dem dünnen, aus einem Tischtuch genähten Fähnchen um den rassigen Körper sahen, wurde es arg. Wir waren in den Tropen, die Nächte waren heiß und ließen das Blut kochen.

Aber niemand dachte an Meuterei oder Ähnliches. Das wäre noch schöner gewesen. Waren alles diszipliniert, befahrene Leute bis auf den Strandläufer, und der war froh, wenn er im Schatten der Achterluke lag und döste.

Später erfuhren wir die Geschichte der kleinen Eva. Beide Eltern am Typhus gestorben. Mit 18 Jahren als Kindermädchen in ein fremdes Haus. Eine Stellung nach der anderen. Überall stellten ihr die Männer nach. In Singapore lebt ein Onkel von ihr, der soll ihr weiter helfen. Rasch entschlossen zog sie sich Hosen an und kam als Junge auf die „Solvyk".

Alle 18 Mann hatte sie getäuscht, nur den Alten nicht. War ein geriebener Fuchs, der sofort wußte, wie es mit dem Jungen stand.

So kamen wir langsam nach Norden. Jeden Tag wurde die Temperatur in Luke II gemessen, in der die Dynamitkisten verstaut waren. Jeder von uns und den Leuten sah, wie der Alte dem Mädchen nachstellte. Manchmal hörten wir, wie sich die Kleine in ihrer Kabine einsperrte. Hörten das Toben des Alten.

Damals roch die Luft schon nach Blut und Meuterei. Unter den Leuten war keiner, der nicht sein Leben für das Mädchen hergegeben hätte. Einmal sahen sie, wie der Alte das Mädchen packte und küssen wollte. Von diesem Tag an nahm Miß Burns ihre Mahlzeiten im Logis bei den Leuten ein.

Der Erste Offizier versuchte einmal, dem Kapitän Vorstellungen zu machen.

„Ich habe das Mädchen aus der Schiffsliste gestrichen", brüllte ihn Kapitän Trylagson an. „Wir führen keine Mädchen als Schiffsjungen. Verstanden? Somit fährt sie als Passagier, der sich eingeschlichen hat. Was ich mit einem Passagier mache, geht niemanden etwas an. Verstehen Sie, niemanden!"

Die Hitze wurde immer ärger. Der Monsun, der sonst regelmäßig um diese Jahreszeit einsetzte, blieb diesmal aus. Ein leichter Südwind kam von achtern. Es gibt nichts Ärgeres, als wenn der Wind in den Tropen mit dem Schiff geht. Die ölgeschwängerte Luft lagert über dem Schiff, die Ventilatoren rühren nur den heißen Sog, ohne die Luft zu erneuern. Es war so dunstig, daß wir kaum dreihundert Meter vor den Bug sahen. Nachts klebte das Leinenzeug der Koje am Leib. Wie alle Leute schlief auch Eva Burns an Deck. Der Kapitänssteward hatte ihr die Matratze neben das Kartenhaus gelegt.

Eines Nachts hörten wir einen furchtbaren Schrei. Dann das hastige Sprechen unseres Kapitäns, der die Kleine zu beruhigen versuchte. Plötzlich sah ich das Mädchen nach dem Vorschiff laufen. Sie suchte unter den Leuten Schutz. Der Alte lief ihr nach.

„Kapitän!" rief unser Erster. „Kommen Sie doch zur Besinnung, was sollen die Leute denken . . ."

Doch der Alte achtete nicht auf ihn. Die Leute wichen vor ihm zurück Das Mädchen hatte sich hinter den breiten Bootsmann gestellt und verbarg ihr schluchzendes Gesicht in den Händen.

Wir alle wußten, daß jetzt etwas Fürchterliches geschehen mußte Der Kapitän ging langsam, Schritt für Schritt mitten in die Leute. Wie wilde Tiere standen sie da und wandten keinen Blick vom Kapitän. Jetzt stand er, wie ein Tier, das sich zum Ansprung schickt, vor dem Bootsmann. Langsam wichen die Leute zurück. Die schon erhobene Hand des Bootsmanns fiel kraftlos herab.

Der Alte ging auf den Bootsmann los, als ob er aus Luft wäre. Schien durch ihn hindurchgehen zu wollen. Da trat der Bootsmann zur Seite. Ist doch eine verdammte Sache um die Disziplin auf einem Schiff. Selbst wenn der Kapitän ein Narr oder Verbrecher ist. Oder den Tropenkoller hat, wie Kapitän Trylagson.

Dann aber stand der Alte wie angenagelt still. Eva Burns saß auf der Reling oben und hatte schon einen Fuß über die Bordwand geschwungen. Ohne ein Wort zu sprechen, kehrte Trylagson um. Verschwand wie ein Gespenst im Dunkel des Steuerhauses.

Die Leute hoben Eva über die Reling, lachten, weinten, streichelten sie. Keinem kam es zu Bewußtsein, daß die Bluse Evas vom Kampf mit dem Kapitän zerrissen, der Rock verschoben, die Arme blutig waren. Sie war jedem von ihnen wie das eigene Kind, das sie beschützen wollten. Der eine von ihnen brachte ein Stück Schokolade, etwas aufgeweicht und verborgen und voll von Kautabak, ein anderer brachte einen Kamm, ein dritter eine Tasse Tee. Der Bootsmann wollte ihr durchaus die Whiskyflasche an den Mund setzen. Alle lachten und schrien durcheinander.

Plötzlich flammten die großen Ladelampen auf, die am achteren Aufbau angebracht waren und nur im Hafen brannten.

Oben am Dach der Funkstation stand Kapitän Trylagson und hatte eine der kleinen, grauen Handgranaten in der Hand, die stets auf der chinesischen Küstenfahrt im Kartenhaus an der Wand hingen. Seine Augen glühten wie bei einer Katze im Dunkeln, seine Stimme war heiser, fast röchelnd kam es aus seiner Kehle:

„Wolltet mich wohl niederschlagen, vorhin, he? Weiß schon, weiß schon, tatet es nicht, weil die Kleine auf der Reling saß. Komm schön her, kleine Eva", flötete er in den zärtlichsten Tönen. „Komm schön her, und ich will auch recht brav und artig sein. Willst du nicht kommen, rotblonder Schatz? Dein böser Onkel will dir ja nur durch deine glühenden Haare fahren, nur einmal mit seiner rauhen Tatze darüber streicheln! Komm doch, liebe kleine Eva."

„Nehmt sie ins Logis", flüsterte halblaut der Bootsmann und nickte den Leuten zu . . .

„Willst wohl die Leute in die Hölle schicken, he?" höhnte auf einmal Trylagson. „Sieh doch einmal das hübsche runde Ding an, das ich hier in der Hand halte", rief er Eva zu. „Siehst du da unten im Laderaum die Dynamitkisten? Sollen wohl ein bißchen Luft schöpfen. Sieh nur mal hinab durch die offene Ladeluke! Wenn du nicht in drei Minuten bei mir bist, mein Täubchen, bei deinem guten alten Onkel Trylagson, dann fällt diese schöne runde Handgranate in die Ladung hinab. Weißt du, was das heißt, mein Täubchen? Nicht? Dann frag einmal deine großen Freunde, die jetzt so rasch in die Boote kriechen wollen . . ."

„Schuft! Du verdammt blutiger Narr", riefen einige, „willst du uns alle zur Hölle schicken?"

Ich selbst stand achtern am Bootsdeck und starrte auf den Kapitän, der vor dem Funkhaus stand. Es wäre nicht möglich gewesen, dazwischen zu springen. Auch der wachhabende Offizier auf der Brücke war zu weit Außerdem konnte das Ganze ebensogut ein Spaß sein. Wer konnte später das Gegenteil beweisen, wenn ich den Kapitän wirklich niedergeschlagen hätte?

Es war dunkel, vielleicht hatte Trylagson gar keine Handgranate in der Hand, sondern einen Holzhammer oder sonst etwas, das so ähnlich aussah. Er konnte gewiß als Kapitän die Leute zwingen, das Mädchen herauszugeben. Sie hatte sich dort aufzuhalten, wo er es befahl.

Das Mädchen riß sich auf einmal von den Leuten los. Ging langsam nach der Mitte des Schiffes. Gesenkten Blickes. Wie eine Nachtwandlerin ging sie zu dem wahnwitzigen Kapitän. Ergeben in das Schicksal, das nun seinen Lauf nahm, wie es ihn nehmen mußte.

Niemand hatte bemerkt, daß der Strandläufer, den wir für die desertierten Matrosen in Sidney aufgenommen hatten, im Schutze der Dunkelheit auf das Oberdeck gekrochen war. Der Mann hieß Chivers und war ein Schwede. Während der Kapitän den Arm um das zitternde Mädchen legte, stand Chivers vor den beiden. Plötzlich kam seine rechte Hand aus der Hosentasche und setzte sich rund und wohlgezielt unter die Nase des Alten.

Kapitän Trylagson taumelte zurück. Er schnitt eine ohnmächtige Fratze und versuchte, den Schleier von seinen Augen wegzubekommen, der ihm die Sicht raubte. Plötzlich brüllte er wie ein Stier auf, ließ das zitternde Mädchen los und stürzte sich mit beiden Fäusten auf Chivers.

Ebenso plötzlich kam sein Angriff zum Stillstand Kapitän Trylagson schloß wieder seine Augen, nieste ein paarmal explodierend wie ein Dampfkessel, dann stieß sein Kinn mit einem harten Gegenstand zusammen. Das war ein Schlagring auf der Faust Chivers.

Das war das Zeichen zum allgemeinen Angriff. Was immer die Ursache war, jetzt war es unsere Pflicht, uns auf Seite des Kapitäns zu stellen.

Ich alarmierte den wachfreien Dritten und den Funker. Bevor wir noch dem Kapitän zu Hilfe kommen konnten, erstarrten wir wie geschmolzenes Blei im kalten Wasser. Der Kapitän hatte die Handgranate geschwungen. Jetzt sahen wir, es war wirklich eine Handgranate.

Einige Sekunden schien es, als wollte er mit derselben den Schädel des schwedischen Matrosen zerschmettern. Dann lief er an den Rand des Oberdecks und zielte hinab in den Laderaum.

Unwillkürlich hob ich meinen Arm über den Kopf. Jede Sekunde mußte es geschehen. Dann sauste das Wurfgeschoß hinab. Mitten durch die um diese Zeit offene Ladeluke. Schlug mit leisem Krach auf eine Kiste auf. Jetzt mußte es kommen.

Wie gebannt stand jeder auf seinem Platz. Jeder wußte, daß nur ein Sprung über Bord Rettung bringen konnte. Und doch waren die Füße schwer wie Eisen.

Nichts geschah. Es blieb alles ruhig. Wir zählten die Sekunden. Wie träge Tropfen floß die Zeit. Immer langsamer. Dreißig, einunddreißig, zweiunddreißig ..

Die Handgranate hatte nicht gezündet. Hatte der Kapitän vergessen, sie zu entsichern oder war es ein Versager? Gleichviel. Fünf, sechs Mann umringten jetzt auf einmal Kapitän Trylagson

Der Schluß ist rasch erzählt. Niemand von den Leuten hatte eine Waffe in der Hand gehabt. Sie haben ihn einfach mit den Fäusten zusammengeschlagen. Natürlich, wir hätten sofort die Leute niederschießen müssen. Alle, denn keiner hatte sich ausgeschlossen. Wenn die Vordersten gefallen wären, so hätten die Nachstürmenden das Werk vollendet. Wir taten es nicht und kamen dafür ebenso in Untersuchungshaft wie die Leute, die sechs Monate im Zuchthaus in Singapore saßen und auf die Verhandlung warteten.

Sie wurden samt und sonders freigesprochen, alle bis auf Chivers, den Schweden Aber der gehörte ja nicht zur Besatzung der „Solvyk“. Der war ja nur ein Strandläufer . . .

Künstler als Kritiker

Der Dichter Christian Dietrich Grabbe verbrachte einige Jahre in Düsseldorf und arbeitete dort als Theaterkritiker für eine Zeitschrift. So schrieb er auch häufig Berichte über die von Immermann geleitete Bühne. Als Grabbe nun einmal das Stück eines jungen Dramatikers nicht eben günstig besprochen hatte, erschien der Verfasser bei dem Dichter und machte ihm Vorwürfe über die abfällige Kritik.

„Es ist ungerecht von Ihnen, Herr Grabbe, mein Drama derart schlechtzumachen!“

„Erlauben Sie!“ verteidigte sich Grabbe, „nicht ich allein habe das Stück schlechtgemacht — auch Sie . . .“

*

Bernhard Scholz hatte Schillers „Glocke“ vertont und zur Erstaufführung auch Johannes Brahms eingeladen

Der Meister erschien und hörte andächtig bis zum Ende zu. Ein paarmal nickte er vor sich hin. Scholz, der das wohl bemerkt hatte und es günstig auslegte, trat nach der Aufführung an ihn heran und fragte ihn in Erwartung eines begeisterten Urteils: „Nun, wie hat dir nun die Komposition gefallen?“

Gespannt sah er Brahms an.

Der Meister nickte vor sich hin, schnalzte mit der Zunge und sagte: „Ist doch ein unverwüstliches Gedicht, diese ‚Glocke‘!“

*

Hans von Bülow saß mit dem Intendanten der Berliner Königlichen Oper im Zuschauerraum und lauschte der Generalprobe des Werkes eines jungen Musikers der zu der Zeit gerade hochmodern und beliebt in der Hauptstadt geworden war, von dessen Können Bülow aber keine große Meinung hatte. Das Orchester war gerade an eine Stelle gekommen, die unüberwindliche Schwierigkeiten zu bieten schien. Immer wieder klopfte der dirigierende Komponist ab, unermüdlich versuchte er die Sache noch einmal.

„Warum er sich wohl bloß solche Mühe gibt?“ meinte Bülow zum Intendanten, es ist doch zwecklos! Die Stelle klappt im ‚Tristan‘ auch nie!“ E. P.

Jörg Rehoff:

Eine Tür fiel ins Schloß

Wissen Sie, was ein „Early Closing Day" ist? — Das ist die einmal wöchentlich stattfindende Beerdigung aller bürgerlichen Gelüste Londons. Der Tag, auf den er fällt, errechnet sich aus der geographischen Lage des jeweiligen Stadtteils. In meinem Bezirk fällt er auf einen Donnerstag.

An einem solchen Early Closing Day pflegen sämtliche Geschäfte Punkt ein Uhr mittags ihr Leben auszuhauchen. Man kann keinen Schnürsenkel, keinen Kohltopf, keinen Briefumschlag und auch keine Seife mehr kaufen. Auch etwa ein Schlosser ist an diesen Tagen nach ein Uhr nicht mehr aufzutreiben.

Ich hatte meinen Hausschlüssel nicht verloren. Mein Hausschlüssel steckte in der linken Außentasche meines neuen grauen Überziehers.

Ich traf mich mit Bügel in der Stadt und hatte, um ihm zu imponieren, meinen fleckigsten Trenchcoat angezogen. Mein neuer grauer Überzieher hing am Kleiderhaken in der kleinen Diele meiner Mietwohnung.

Wo meine Schlüssel sich befanden, merkte ich, als wir aus der Untergrundbahn in der Nähe meiner Wohnung ausstiegen. Es ist ziemlich weit draußen.

Ich hatte Bügel nach einigem Kampf dazu gewonnen, seinen Schnupfen — er bekommt ihn immer im Sommer — bei mir aufzutauen und ein paar Stücke Zucker — mit Milch und Tee übergossen — bei mir zu nehmen. Dazu hatte ich sehr teure Kuchen in der Stadt gekauft, zwei für ihn und zwei für mich.

Ich sagte: „Verdammt, jetzt habe ich meinen Schlüssel in der Wohnung gelassen. Na — wir werden schon irgendwie reinkommen."

Es regnete.

„Habt ihr kein Mädchen oder sowas?" fragte Bügel und schnaubte sich die Nase.

„Ich wohne allein", antwortete ich beschämt.

Bügel steckte zwei Hustenbonbons in den Mund. Einen gab er mir.

„Na, mal sehen!" sagte er.

„Ich habe eine Reinmachefrau", begann ich, „die hat einen Wohnungsschlüssel."

„Na also!"

„Sie kommt erst morgen früh."

Bügel nieste. Die beiden Hustenbonbons prasselten auf den Bürgersteig. Er wurde ärgerlich.

Wir waren bei meinem Flat angelangt. Ich sah an der Hausfront hinauf. Sie sah aus wie immer — sehr schwarz mit einigen lichten Stellen.

Wir gingen zum ersten Stock hinauf, wo ich wohnte. Die Wohnungstür war verschlossen.

„Na, und?" fragte Bügel. „Hast du erwartet, daß sie auf ist?"

„Nein. Ich will mich erkundigen, wo hier ein Schlosser wohnt. Der muß doch das Schloß aufkriegen."

„Kinderspiel", meinte Bügel und nieste.

Einer der Hausbewohner wußte einen Schlosser. Er verriet uns die Adresse, und dann sagte er:

„Ich fürchte, heute ist Early Closing Day."

„Natürlich", erwiderte ich, „Early Closing Day. Wissen Sie, wo die Hauswirtin wohnt?"

Er wußte es. Es war ganz in der Nähe.

Es regnete noch immer. Das Papier meiner Kuchentüte zerging, Bügel trug zwei Stücke in der Hand, und ich auch.

So trafen wir bei unserer Wirtin ein. Sie war nicht zu Hause. Nur zwei schwerhörige ältere Damen waren da. Sie sagten übereinstimmend aus, daß Mrs. Multon gegen sieben zurück käme. Es war fünf, und Bügel behauptete, etwas Fieber zu haben. Ich widersprach nicht. Manche Leute können ihren eigenen Schnupfen nicht von der Grippe unterscheiden.

Das einzige Hotel in meinem Distrikt ist das ABC. Ich verpackte Bügel im ABC. auf die Couch und baute die vier teuren Kuchenstücke vor ihm auf. Dazu bestellte ich eine Portion Tee.

„Ich kann nichts essen", sagte Bügel. „Ich glaube, ich habe die Grippe."

Nun wußte also auch er es.

„Ich bin gleich wieder da!" rief ich ihm ermunternd zu und stürzte in den Regen hinaus.

Die Agentur, die mir die Wohnung vermittelt hatte, mußte ja wohl über einen zweiten Schlüssel verfügen.

Die Agentur war nur zehn Minuten entfernt. Alle Läden und Lokale, an denen ich vorbeilief, waren geschlossen. Als ich zu der kleinen Agentur kam, war sie





auf. Gott sei gelobt — Agenturen genießen nicht die Wohltat des Early Closing Day!

Nach einer kurzen Umfrage bei den Kollegen hatte der Clerk festgestellt, daß zu meinem Flat kein Schlüssel vorhanden war.

Es dauerte Minuten, bis ich begriff, was er mir noch zu sagen hatte Es wäre ein sehr Einfaches, Schiebefenster von außen zu öffnen. Natürlich, dachte ich, so eine Hausagentur muß das wissen.

Als ich eine Viertelstunde später wieder vor meinem Hause angekommen war, sicherte ich nach beiden Seiten hin wie ein routinierter Fassadenkletterer Es dämmerte, und die Straße lag naß und leer unter den Gaslaternen

Es war ganz einfach und dauerte keine halbe Minute, bis ich auf dem kleinen Balkon meines Flats im ersten Stockwerk stand

Ich nahm mein Taschenmesser heraus Die Gaslaterne beleuchtete mein Werk „Die Gaslaterne", dachte ich, „vor meinem Haus steht doch keine Gaslaterne?!" Ich sah durch den Vorhang in das Innere des Zimmers. Es war ein fremdes Zimmer, ich stand auf einem falschen Balkon

„Welch ein Glück, daß niemand zu Hause ist", dachte ich, und dann: „Wie einfach ist doch so ein Einbruch!"

Ein Mann ging unten in das Haus hinein. Meine Knie waren plötzlich weich. Wenn das der Besitzer der Wohnung war! Jede Erklärung wäre teuflisch lächerlich gewesen. Sollte ich vielleicht sagen: „Ich warte hier auf meinen Omnibus?"

Ich beschloß, keine Erklärung abzugeben, sondern vorher herunterzusteigen, obwohl einige Menschen auf der Straße zu sehen waren

Als ich das Bein über das Geländer hob, ertönte Musik Eine mächtige Stimme erscholl. Der Wahlwagen mit dem Riesenlautsprecher bog in unsere Straße ein Er verkündete unter dezenter Begleitmusik von den Wunderwerken, welche die Kandidaten der Labour Party in der kommenden Saison zu vollenden beabsichtigten.

Ich lauschte ergriffen. Alle Anwohner lauschten ergriffen. Fenster öffneten sich Die Straße begann zu leben, oben an den Fenstern und unten an den Bürgersteigen. Es war keine Rede davon, jetzt an einer Hauswand Hochtouristik zu treiben

Ich lag flach auf dem Boden; denn ein Mann hatte einen sehr prächtigen Kronleuchter im Zimmer hinter mir angezündet. Ich angelte nach meinem Messer, das ich geöffnet auf dem Fenstersims hatte liegen lassen. Das Messer fiel herunter, der Lärm, den es verursachte, raubte mir den Atem. Der Mann im Zimmer verlöschte das Licht und verließ den Raum.

In einem der nächsten Augenblicke stand ich auf der Straße. Die Häuser Londons sind mit einer schwärzlichen Schicht überzogen, die im Regen eine schleimartige Konsistenz annimmt. Dort, wo ich abgestiegen war, war das Haus etwas heller geworden. Der schwarze Schleim saß auf meinen Händen, meinem Trenchcoat und den Umschlägen meiner Flanellhose.

Ich faßte neuen Mut und erkletterte das Nebenhaus.

Ich stand lange auf meinem Balkon, und es gelang mir, nacheinander mein Messer, meinen Nagelreiniger und meinen Zigarrenabschneider durch den mir angegebenen Spalt des Schiebefensters zu zwängen und dann abzubrechen. Das Fenster ging nicht auf

Ermattet sank ich auf den alten zerbrochenen Korbstuhl, der auf meinem Balkon überwinterte, und wischte mir den Schweiß von der Stirn.

Drüben jenseits der Straße stand im erleuchteten Fenster eine Frau. Sie telephonierte. „Wozu telephoniert sie?" dachte ich „Spricht sie mit der Polizei?" — Frauen ist alles zuzutrauen.

Ich überlegte Mein Paß lag auf irgendeiner Behörde und wartete auf irgendeinen Stempel. Wie sollte ich einem Londoner Bobby beweisen, daß ich, daß dies mein Balkon, meine Fassade und mein Korbstuhl waren, wenn ich nicht einmal meine eigene Wohnung aufschließen konnte?

Die Frau im erleuchteten Fenster hatte den Hörer angehängt und sah gespannt zu mir herüber. In ohnmächtigem Zorn verließ ich meinen Balkon Die Straße war völlig leer.

Als ich unten ankam, stand vor mir ein Mann. Ich weiß nicht, aus welcher Versenkung er aufgetaucht war. Ich sagte mit meinem freundlichsten Lächeln: „O, ich bin kein Einbrecher. Es ist meine Wohnung, ich habe den Schlüssel vergessen, wissen Sie?"

„Ja", erwiderte der Mann, „ich weiß." Er war ein Riese. „Du weißt sicher auch, wo mein Silber ist. Wir gehen jetzt zur Polizei, mein Junge, nicht wahr?"

Ich brauchte nicht zu antworten. Er faßte mich unter, und ich vergaß den Widerstand.

Unterwegs erfuhr ich, daß ich bei ihm eingebrochen hatte. Es war erst vierzehn Tage her, der Mann hoffte, sein Silber wiederzubekommen. Er war sehr zuversichtlich.

Als ich einen Bus hinter uns herschnaufen hörte, holte ich tief Luft und nieste, wie ich es bei Bügel gesehen hatte

Auch der Riese war ein Gegner der Grippe. Er lockerte den Griff, und ich sprang auf den vorbeifahrenden Autobus.

Ein paar Haltestellen später stieg ich aus und schlich zum ABC-Hotel zurück.

Bügel hatte einen Brief für mich hinterlassen. Der Inhalt beendete unsere Freundschaft. Es war halb sieben.

Ich schrieb auch einen Brief.

„Liebe Mrs. Multon", schrieb ich, „der Himmel gebe, daß Sie einen zweiten Schlüssel zu meiner Wohnung besitzen Ich habe den meinen im Mantel gelassen, und der Mantel hängt in meiner Wohnung. Bitte, geben Sie Ihren Schlüssel beim Portier des ABC.-Hotels ab Ich komme spät in der Nacht nach Hause und möchte nicht in diesem Nepplokal übernachten. Mein Dank ist Ihnen gewiß! Stets Ihr ."

Es wurde ein entzückender Abend. Die Hausfrau verzieh mir den unmöglichen Aufzug, nachdem ich ihr von meinem Abenteuer berichtet. Ihre Einladung, dort zu übernachten, konnte ich dankend ablehnen, nachdem ich mich telephonisch vergewissert hatte, daß Mrs. Multon tatsächlich den Schlüssel im ABC. abgegeben hatte

„Wie lange halten Sie das Hotel auf?" fragte ich den Portier

„Die ganze Nacht, mein Herr", antwortete er

Ich kam gegen eins dort an. Das ABC. war zu.

Ich hämmerte den Mann aus dem Schlaf Er übergab mir — gefährlich brummend — einen Briefumschlag. Er enthielt den Schlüssel und einen Brief.

„Ich bin nicht ganz sicher", schrieb Mrs. Multon, „ob das der richtige Schlüssel ist. Man hat vor einiger Zeit das Schloß gewechselt und nun weiß ich nicht, ob ich den alten Schlüssel habe oder den neuen. Ich hoffe aber, alles geht gut! Stets Ihre Emily C. Multon"

Es ging alles gut. Der Schlüssel paßte nicht, und ich ging auf die Straße, nahm meinen gewohnten Weg auf den Balkon und schlug — so leise ich konnte — die Fensterscheibe ein. Es machte einen furchtbaren Lärm. Ich schob die Hand durch die Scherben und öffnete die Tür. Dann stand ich in meiner Wohnung, knipste das Licht an und blickte auf das zerbrochene Fenster Ich fühlte, daß es ein Pyrrhussieg war.

Es klopfte an meiner Wohnungstür. Ich öffnete Ein Bobby stand vor der Tür. Ich sagte wohl schon, daß ich mir nicht viel aus Bobbys mache. Ich sah einmal zwei von ihnen auf eine kleine Schlägerei am Piccadilly niederstoßen. Die Betroffenen waren im nächsten Augenblick nur noch Anzüge, in denen sie fortgetragen wurden

Es war viertel zwei, und in meiner Wohnungstür stand ein Bobby

Er sah durch die halbgeöffnete Zimmertür auf die zerbrochene Fensterscheibe.

„Ich — äh — ich hatte meinen Schlüssel obengelassen", sagte ich.

„So", erwiderte er und grinste mich eine Weile diabolisch an Ich hielt ihm mein Zigarettenetui hin „Rauchen Sie?"

„Danke schön, ich bin im Dienst", sagte er und nahm eine. „Na, dann machen Sie mal bald Ihre Lichter an

Das nächstemal gibt's eine Anzeige. Good night Sir!"

Ich sah ihn die Straße entlanggehen, schmal und schwarz, ein Ausrufungszeichen der Londoner Nacht

Vor der Haustür stand ein Privatwagen Unbeleuchtet

Er gehörte nicht mir.

ANEKDOTEN

Der falsche Nardini.

Potemkin, der mächtige Minister der Großen Katharina von Rußland, hörte eines Tages von dem berühmten Geigenspieler Nardini Flugs mußte sich ein Adjutant auf den Weg nach Italien machen, mit dem einem Befehl gleichkommenden Auftrag, den Geigenkünstler sofort nach Petersburg zu bringen. Aber Nardini war weder für Geld noch für gute Worte zu haben und verlachte den Boten Potemkins.

Der Adjutant wagte es nicht, erfolglos nach Hause zurückzukehren und so nahm er einfach einen anderen, unbekannten Geigenspieler mit nach Petersburg und stellte ihn seinem Herrn als den berühmten Nardini vor. Die Unterschiebung gelang. Potemkin ließ sich vorspielen, belobte den Künstler und entließ ihn mit einer fürstlichen Belohnung. O. H.

Mangelnde Amtseignung.

König Wilhelm I. fragte Bismarck, als er mit ihm über das jüngst eingesetzte Ministerium der „Neuen Ära" sprach: „Halten Sie denn B für einen beschränkten Kopf?"

Bismarck: „Das nicht! Aber er kann nicht ein Schubfach in Ordnung halten, viel weniger ein Ministerium!"

M. R.

Der Witz im Kalender.

Zur Zeit der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung gab der bekannte amerikanische Gelehrte und Verleger J Thomas einen Kalender heraus, in dem er das Wetter für jeden Tag des kommenden Jahres voraussagte Der Zufall wollte es, daß er den 13. Juli ausgelassen hatte. Als der Kalender nun gedruckt wurde, fragte ein Setzerlehrling den Verleger, welches Wetter er für diesen Tag drucken sollte. Thomas war gerade stark beschäftigt und rief ärgerlich. „Setze, was du willst!" Da gedachte der Lehrling einen Witz zu machen und setzte: „13. Juli bringt Regen Hagel und Schnee!" Die Käufer des Kalenders schimpften über diesen offenbaren Unsinn. Aber wie groß war ihr Erstaunen, als es am nächsten 13 Juli wirklich regnete, hagelte und schneite! Die Natur hatte die „witzige" Prognose verwirklicht, und Thomas' Kalender galt nun als der zuverlässigste Wetterprophet und fand jahrelang reißenden Absatz . . . O. F.

Langeweile.

Am Hoftheater in Meiningen war eine neue Sängerin angestellt worden Aber schon nach 14 Tagen brach sie ihren Vertrag und reiste ab, nicht ohne einen Entschuldigungsbrief zurückgelassen zu haben, in dem sie ausführte, sie könne es an einem so langweiligen Ort unmöglich länger aushalten.

Der Intendant des Theaters legte die Angelegenheit dem Herzog vor und fragte, ob man die Entflohene verfolgen und zwingen solle, ihren Vertrag zu halten

„Selbstverständlich!" meinte der Herzog „Sie soll nur wieder antanzen. Bildet sich denn das Mädel ein daß ich mich hier amüsiere?" R. H.

Der Unterschied.

Der Geheime Hofrat Duden war einmal bei einem Bankier eingeladen, der sehr stolz auf seine Büchersammlung war.

Sofort nach Tisch nahm er Duden am Arm und führte ihn vor seine Schätze.

„Hier, Herr Hofrat", sagte er, „ist etwas, was Sie sicher ganz besonders interessieren wird: meine Bibliothek."

Duden ging an dem Regal, das eine ganze Wand füllte, entlang und betrachtete sich den Inhalt ganz genau

Dann wandte er sich enttäuscht dem Bankier wieder zu und meinte:

„Das ist keine Bibliothek, mein Lieber, das ist ein Regal mit Büchern." R. H.

ERNST HOFERICHTER:

Ich bin St. Nikolaus . . .

Das war zu jener Zeit, da ich bei der Familie Vordermaier als hübsch möblierter Zimmerherr wohnte . . . — Vom Fenster aus konnte ich in die lehmigen Fluten des Auermühlbaches schauen, an dessen Ufer sich Ausklopfstangen und Kehrrichttonnen sonnten.

An stillen Abenden schwammen leere Flaschen, verwelkte Blumen und alte Konservenbüchsen durch die Landschaft. Und von der nahen Leimfabrik wehten duftende Schwaden herüber.

Aber der Schmuck des Zimmers bemühte sich — wieder gutzumachen, was mir die Aussicht in die Natur verdarb. Über den Waschtisch war ein gestickter Läufer gespannt, auf dem eine Karawane gen Mekka zog. Und während ich das Gurgelwasser durch die Zähne zog, sah ich Palmen wedeln und die Sonne über Arabiens Wüstenei auferstehen Der Schirmständer bestand aus einem lebensgroßen Zwerg, der sich vor jedem nassen Paraplui wie ein Eunuch verneigte. Und über dem Bett tanzte mir vor jedem Schlafengehen der „Elfenreigen" ein koloriertes Bachanal mit wehenden Schleiern und Weinlaub im Haar . . .

So viel königlicher Luxus müßte mich wunschlos gestimmt haben. Ich wäre es gewiß gewesen, wenn nicht etwas gefehlt hätte, das zu jedem genußreichen Leben unentbehrlich ist. Und das war — ein Kanapee.

So sehr ich mit meinen Ansprüchen voraus war, blieb ich mit der Bezahlung meiner Miete zurück. Das aber gab mir Hemmungen — meine Forderung nach diesem wohligen Möbelstück mit der nötigen Überzeugungskraft zu vertreten. Es wurde Sommer, Herbst und der Winter nahte mit grauen Wolkenwänden. Und noch immer fristete ich ein kanapeeloses Dasein

Da klopfte es eines Abends an meine Türe. Vorsichtig, um jedes Rascheln des Pergamentpapieres zu vermeiden, ließ ich mein Fünftel Blasenwurst unter dem Kopfkissen verschwinden und pfiff arglos vor mich hin.

„. . bin's nur ich . . . Sie brauchen keine Angst nicht zu haben . . ." „Ah . Frau Vordermaier . . Also, bestimmt in acht Tagen bezahl' ich Ihnen . . "

„. . . keine Angst nicht zu haben . . Aber Sie müssen morgen für meine Kinder . . . den Nikolaus machen . . .!" — —

Zuerst fiel mir ein Stein vom Herzen, aber gleich darauf stürzte ein Felsbrocken in meine Brust.

„. . . Sehr erfreut, Frau Vordermaier . . . aber Sie wissen ja, daß — —"
„. daß Sie mit drei Monat im Rückstand sind . . ."

„. . . Verzeihung . . . daß ich ein schwerfälliger Mensch bin, der wo also . . nicht wahr . . der — —"

„ . . einen Sprachfehler hat . . ja freilich, ich weiß alles . . .!

„— — Nein . . .! Ich meine . . . der sich nicht verstellen kann und so gar keine schauspielerische Gabe besitzt . . ."

„ . . . Das sag' ich Ihnen gleich . . Verstellen und schauspielern dürfen Sie nicht . . . So dumm sind meine Kinder nicht . . .! Raffiniert und frech sind s'. Und Sie müssen ein ganz echter Nikolaus werden, bei dem jeder Schwindel ausgeschlossen ist . . .!"

„. . . Frau Vordermaier . . .! Erstens war ich noch nie im Leben ein Heiliger . . . und viertens . . ich habe wirklich Angst, daß — —"

„. . . Angst sollen die Kinder haben, nicht Sie . . .! Und weh Ihnen . . . wenn Sie mir da was verpatzen . . oder daß meine Kinder was merken, daß Sie . . .! — — Und wenn Sie Ihre Sach' gut machen, dann will ich Ihnen mit dem öfters besagten Kanapee auch entgegenkommen — —"

„. . . mit dem Kanapee . . .? Frau Vordermaier . . . Das wäre . . .!"

„. . . Also, wie gesagt, Gefallen gegen Gefallen . . . Aug' um Aug'. Zahn um — —" und sie drehte sich um und ging. An der Türe aber sagte sie noch: „. . wegen der Geschenke brauchen Sie sich nicht in Unkosten stürzen . . dem Pepi kaufen S' nur a paar Kränz' Feigen, einige Tafeln Schokolad' und eine Eisenbahn . . beim Willy müssen S' halt etwas nobler sein, weil der schon mehr geistiges Verständnis hat . dem geben Sie am besten eine ungarische Salami, eine Flasche Lebertran mit Pfefferminzgeschmack und einen Löschzug Feuerwehr . und der kleinen Franzi, ja . da sollten Sie allerdings ein paar Pfennig mehr nicht anschauen . . . aber wenn Sie ihr eine Puppenküche, ein Luftdruckgewehr und ein paar Pfund Pralinen schenken, so genügt das vollkommen — —"

Ich setzte mich in Gedanken auf das versprochene Kanapee und überlegte und rechnete, ob das Möbelstück bei diesem Unternehmen noch ein Geschenk bleiben konnte. Dann ging ich fort, pumpte mir bis in die entfernteste Verwandtschaft hinein das Geld zusammen — und kaufte ein. Das hehre Kleid für den St Nikolaus stiftete Frau Vordermaier in Gestalt von umgearbeiteten Kartoffelsäcken, Papiertüten und Christbaumwatte . . .

So kam der schwere Tag. Als ich am Morgen in die Küche von Vordermaiers kam, saßen die Kinder still und in vorausahnenden Ängsten in der Ecke Der kommende Abend warf seine Schatten voraus in die kleinen Seelen. Sonst schrien sie, daß der Kanarienvogel aufgescheucht im Käfig herumflatterte. Sie vergaßen heute sogar den Glaserkitt aus den Fensterrahmen zu kratzen und den Strahl der Wasserleitung als spanischen Nebel zu verspritzen.

Meine Angst auf diese schwierige Rolle war nicht kleiner. Ich fand zu ihnen keine Worte der Unterhaltung — und nur eine Vereinbarung — den Nikolaus auf gütlichem Wege — abzusagen, wäre mir leicht gefallen und hätte in beiden Lagern

Furcht und Schrecken aufgehoben . . . Dazwischen aber stand das Kanapee, dessen erste Hypothek geleistet war und zur letzten großen Tat verpflichtete.

— — Als die Dämmerung des Dezemberabends in die Höfe fiel, begab ich mich auf die Kellertreppe, stieg in meine Rupfen, krönte mich selbst mit der glanzpapierenen Mitra und klebte um Lippen und Backen die silberne Bartwatte an.

Und kettenrasselnd schleppte ich mich mit meinem Geschenksack zum vierten Stockwerk empor. An der Türe wischte ich noch den Angstschweiß von der Stirne, sagte mein eingelerntes Gedicht auf — und polterte gegen die Füllung . . .

Frau Vordermaier öffnete und flüsterte mir schnell ins Ohr: „. . . also, sehr vorsichtig . . .!"

Mit tiefster Versenkung auf das nahe Kanapee trat ich in die Küche ein. Die Kinder flüchteten weinend unter den Gasherd und hielten sich die Hände vors Gesicht. Das machte mir Mut.

„. . . Ich bin der heilige Nikolaus . . . Geh' heute nacht von Haus zu Haus . . . Und sch . . . sch . . . h' schau nach — —"

Nach dem zweiten „sch" nahm der Willy die Hand vom Gesicht und sah mir frech in die Augen. Ich schwitzte vor Erregung, blieb im Vers stecken. Der kleine Pepi bemerkte am Bruder die Loslösung von aller Angst und blitzartig machte er: „h' sch . . . h' sch . . . h' sch . . .!" „. . . Der Nikolaus kann ja gar net g'scheit reden . . .!" rief jetzt die Franzi.

„. . . Wie unser Zimmerherr . . .!" atmete der Willy auf — —. Ich spürte, wie mir der Schweiß heiß übers Gesicht lief. Das Wachs schmolz linksseitig und die eine Hälfte des Vollbartes fiel zu Boden . . .

„. . . Ätsch . . . ätsch . . .!"

„. . . der Zimmerherr ist's!" — — „. . . ich hab's zuerst g'sehen . . .!"

„. . . Net wahr . . .! Ich hab's gemerkt h'sch h'sch . . . h'sch . . .!"

— — Ich warf meinen Sack auf den Boden — und während sich die Kinder um die Geschenke eines heiligen Mannes balgten, flüchtete ich in mein hübsch möbliertes Zimmer und drehte den Riegel vor, als wollte ich mich damit gegen alles Mißlingen abschließen.

Von der Küche her lärmte es noch lange „. . . uuuuh . . .! der Zimmerherr, der Nikolaus . . . der Nikolaus, der Zimmer . . .!" — —

Durch meinen Hirnkasten fuhr es wie ein Karussell. Darauf saß der Weihnachtsmann auf einem Kanapee. Und immer schneller drehte es sich scheibum . . . bis es zu Nebel zerfloß — —

So hatten die Kinder den Glauben an den Nikolaus und ich die Hoffnung auf das Sofa verloren.

Und weiter nickt der Schirmständer als Zwerg, die eingestickte Karawane zieht nach Mekka — und der „Elfenreigen" tanzt über dem Bett. Und wenn die Grazien einmal müde werden, haben auch sie kein Kanapee, auf dem sie sich verschnaufen könnten — —

Volkstümliche Redensarten und woher sie kamen

„Mein Name ist Hase"...

Der Ursprung der oft gehörten Redensart: „Mein Name ist Hase . . ., ich weiß von nichts", dürfte in einem alten — Studentenstreich zu suchen sein.

Als Zwanzigjähriger war Viktor Hase ein überaus lustiger Bruder Studio in der alten Neckarstadt Heidelberg. Eines Tages — es war im März des Jahres 1855 — erhielt er den Besuch eines ihm fremden Studenten, der sich auf der Flucht befand, da er im Zweikampf seinen Gegner erschossen hatte. Man hatte ihn, da er keine Ausweise besaß, an Viktor Hase verwiesen, der als hilfsbereiter „heller Kopf" einen guten Ruf besaß . . . Er war auch gerne bereit, seinem bedrängten Kommilitonen zu helfen, aber — wie? Das war die schwierige Frage. Ein Mißbrauch mit dem Studentenausweis war ausgeschlossen, weil darauf strengste Strafe ruhte.

Wissend und hoffend, daß „gute Gedanken kommen beim Wein" — und selbstredend auch bei der „langen Pfeife" — genehmigte sich Viktor einige Gläser guten Neckarweines, und — schon kam auch die rettende Idee. Beide gingen durch Heidelbergs Straßen. Hase voraus, ließ seinen Ausweis fallen, der andere hob ihn auf und behielt ihn . . . Viktor meldete pflichtgemäß seinen „Verlust". Der Kommilitone kam glücklich über die Grenze, dann „verlor" auch er den Ausweis, der dann an die Universität kam. Hase wurde — da die Sache verdächtig — vorgeladen und verhört. Aber auf alle Fragen hatte er nur die Antwort: „Mein Name ist Hase . . ., ich weiß von nichts!" Über den Ausfall der Untersuchung ist weiter nichts bekannt. — — Der gute Hase aber starb schon im Alter von 26 Jahren. Sein Ausspruch, der bald bekannt ward, hat ihn überlebt und ist heute noch üblich als Redensart, die man gebraucht, um sich vor irgend etwas „zu drücken".

„Etwas auf dem Kerbholz haben"

Diese Redensart geht auf einen alten Brauch der Bierbrauer zurück. Wenn nämlich der Wirt ein Faß Bier bekam, so schnitt man in ein Stück gehobeltes Holz eine Kerbe ein. Dieses Holz war für den Wirt die „Rechnung", für den Bierbrauer das „Kreditbuch". Sobald Zahlung erfolgt war, wurden die betr. Kerben mit schwarzer Farbe bestrichen, und war dies bei allen der Fall, so hatte der Kunde nichts mehr „auf dem Kerbholz".

„Jemand aufs Dach steigen!"

Es war tatsächlich ehedem ein alter deutscher Rechtsbrauch, daß man jenen vom „starken Geschlecht", die sich ihres Weibes vom „schwachen Geschlecht" nicht erwehren und ihrer nicht „Herr werden" konnten, tatsächlich „aufs Dach stieg" und ihm dort den First herunterriß. Dies war das Schandzeichen dafür, daß in dem Hause ein „Pantoffelheld" wohnte.

In einer alten Chronik von 1594 heißt es u. a.: „— — ist man so weibisch, daß man sich von seinem eigenen Weibe raufen, schelten und schlagen läßt, und solches ohne Klagen duldet, dann soll man ihn mit Gefängnis strafen und das Dach auf seinem Hause abheben lassen — —."

HERMANN MOREL:

Ein Deutscher schafft Ordnung

Der Mann, welcher dem Goldgräberlager vorstand, war ein Deutscher namens Heinrich Glogau, der sich aus unerforschten Gründen in Australien Hendrik nannte. Einstimmig hatten sie ihn zu ihrem Boß gewählt, die abenteuerlichen, verwegenen Kerle, die — meist den Zuchthäusern des Westens entkommen — nach der Victoria-Wüste hingefunden hatten, um als Goldgräber die gelben Körner aus dem Boden zu schaufeln, oder den „rötlichen Staub" aus dem Flußsand auszuwaschen.

Hendrik Glogau war zuerst stolz gewesen auf dieses „Amt", denn wenn nicht etwas Besonderes an ihm gewesen wäre, sagte er sich mit Recht, hätte ihn diese wilde Gesellschaft von Mördern, Desperados und Outlaws nicht zu ihrem Chef erkoren, sondern hätten einen der Ihrigen gewählt. In der ersten Zeit ging es ganz gut. Die Kerle parierten Order, und wenn auch hier und dort einmal einer aufmuckte, so kam es doch nie zu offener Fehde. Aber dann wurde die Goldausbeute ergiebiger, und damit stiegen auch zwangsläufig die Bedürfnisse der Goldgräber. Sie streuten das Gold, das sie tagsüber aus dem Boden schürften oder aus dem Sand wuschen, in den pilzartig aus dem Boden schießenden Spielsalons allabendlich mit vollen Händen in die Gegend; soffen alles, was an Alkohol nur heranzuschaffen war, und bezahlten die Gunst der verkommenen Frauenzimmer, die sich wie Maden aus dem Schimmel im Lager einfanden, mit einer Münze, deren Wert in gar keinem Verhältnis zu der Leistung stand.

Der einzige, der den Kopf oben behielt, war der „Dutchman" Hendrik Glogau.

Er war eines Tages auf einem in Australien eingeführten Kamel nach Kalgoorlie geritten und hatte mit Geldsachverständigen und Bankleuten Verhandlungen gepflogen. Und die Folge war, daß wenige Tage später auf niederen Wagen dicke Stämme angefahren wurden, aus denen fleißige Hände alsbald ein festes Loghaus errichteten. Die Männer des Lagers zerbrachen sich die Köpfe, redeten untereinander und fragten auch wohl gelegentlich einmal beiläufig ihren Boß, ob er sich einen Palast bauen lassen wolle. Aber der grinste nur und zuckte die Achseln. Und als alles fertig war, stellte sich heraus, daß er eine Scheideanstalt errichtet hatte, aus der das geläuterte Gold als Münzmetall direkt an die australische Regierung geliefert wurde.

Dadurch erzielte man ungleich höheren Gewinn, und das ganze Lager gestaltete sich, noch mehr als zuvor, zu einer einheitlichen Interessengemeinschaft, in der alle am gleichen Strang ziehen sollten. Auch das ging zuerst gut und wurde freudig begrüßt. Bis sich nach und nach wieder die Einzelgänger herausschälen und die Gemeinsamkeit durchbrachen, um sich schneller als die anderen zu bereichern.

Die alten, schon halb verrosteten Schießeisen steckten lockerer in den Halstern denn je und flogen schnell einmal zutage, wenn es galt, einen lästigen Gegner für immer stumm zu machen. Das wäre noch hingegangen, denn die Gesetze der Wildnis waren von je hart und rücksichtslos und hatten als obersten Leitsatz das Bibelwort: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Bedeutend schlimmer war es schon, daß sich die Goldgräber neuerdings untereinander bestahlen.

Und einen des Diebstahls zu überführen, wenn man ihn nicht auf frischer Tat ertappte, war schlechtweg unmöglich. Die Goldkörner sahen alle gleich aus, und niemals würde einer in dem Gold des anderen seine eigenen Körner wiedererkennen können.

Hendrik raufte sich den spärlichen Bart, denn seiner deutschen Ehrlichkeit wollte es nicht in den Kopf, daß man den eignen Kameraden auf solch schmutzige Weise um den sauer erworbenen Verdienst bringen könnte.

Er redete den Burschen ins Gewissen und bedrohte sie mit der einzigen Strafe, die das ungeschriebene Gesetzbuch des Lagers aufwies. Sie gaben ihm einstimmig und begeistert recht und fanden — genau wie er —, daß einer, der seine Kameraden bestahl, baumeln müsse. Ohne Gnade! Aber dabei blieb es.

Nach zwei Tagen bereits meldete sich schon wieder einer, dem man von drei Lederbeuteln zwei entwendet hatte. Es war zum Verzweifeln.

Mit diesen Diebstählen kam auch ein ganz neuer Geist über das Lager. Die Kameradschaft, die trotz allem und allem ehedem bestanden hatte, lockerte sich mehr und mehr, und es gab kaum noch einen, der nicht den anderen mit mißtrauischen Augen gemustert hätte.

Hendrik zergrübelte sich den Kopf nach Abhilfe. — Wer sollte es schaffen und da wieder Ordnung hineinbringen? Das war entschieden zuviel für einen einzelnen. — Vielleicht! — Aber es war nicht zuviel für einen unbeugsamen zähen Willen. Den hatte Hendrik Glogau, und er schaffte es.

Eines Nachts fuhr er aus tiefem Schlaf auf. Da stand die Lösung vor ihm. Ganz klar wußte er, was er zu tun hatte, und ganz klar und unzweideutig gab er seiner kleinen Gemeinde am folgenden Morgen seine Verfügung bekannt.

Verwundert fanden sich alle auf dem Platz vor der Scheide ein und waren gespannt darauf, was der Boß ihnen zu sagen haben würde.

„Boys!" rief er in seiner kurz angebundenen Manier, „heute ist der sechzehnte. Am kommenden Monatsersten finden wir uns alle in Pit Banters Saloon ein. Und das wird von jetzt an immer so gehandhabt werden an jedem Monatsersten. Jeder schreibt auf einen Zettel den Namen dessen, der ihm des Diebstahls verdächtig erscheint und dem er überhaupt eine solche Schandtat zutraut. — Diese Zettel werden zusammengerollt und in einem beliebigen Hut gesammelt. Und derjenige, auf den sich die meisten Stimmen vereinigen, der baumelt ohne Gnade am anderen Vormittag."

Der Erfolg dieser Verfügung war ein geradezu verblüffender. Fortan behandelten sich die Männer im Victoria-Wüsten-Lager gegenseitig wie rohe Eier, und ein jeder war eifrig darum bemüht, so günstig als möglich vor den Augen seiner Kameraden dazustehen.

Das Settlement galt in Bälde weit und breit als Musterlager.

Dr. F. FREDERIK:

Mondphasen oder Karbolineum?

Von den schönen Fachwerkhäusern, die das Bild der mittelalterlichen Stadt bestimmten, stehen noch heute viele an den Marktplätzen und in den alten Straßen. Wir bewundern an ihnen nicht allein das kunstvolle Gefüge der Holzkonstruktionen und den Zierat, der das Gebälk schmückt, sondern vor allem auch die Dauerhaftigkeit des Holzes, das allen Unbilden der Witterung Jahrhunderte getrotzt hat und den Gebäuden noch heute Festigkeit gibt. Der moderne Stahlskelettbau kann kaum dauerhafter sein als dieses Fachwerk der alten Baumeister.

Wurm und Pilz wüten im Holz.

Dabei wird Holz an sich von der Feuchtigkeit, von pflanzlichem Bewuchs und namentlich von tierischen Schädlingen sehr leicht angegriffen. Der „Holzbock" z. B., ein kleines Insekt, gräbt tiefe Gänge in den Kern der Balken und hat schon manchen Holzträger zum Bruch gebracht Der Holzwurm ist bekannt dafür, daß er seine Löcher in alte Holzfiguren bohrt, die deshalb als Zeichen hohen Alters von den Antiquitätensammlern gern gesehen werden. Die gefährlichsten Feinde des Holzes aber dürften gewisse Pilze sein, die seine Fasern auflösen. Es gibt allein von diesen Holzfeinden etwa 70 verschiedene Arten. Wenn eine Temperatur zwischen 5 und 30 Grad herrscht und wenn die Luft nur einigermaßen Feuchtigkeit enthält, entwickeln sie sich rasch und vollziehen ihr Zerstörungswerk. Und wann sind diese günstigen Lebensbedingungen für sie einmal nicht gegeben? Höchstens im Hochwinter!

Schutzmittel.

Deshalb muß man einen hölzernen Zaunpfahl erst gut mit Karbolineum oder einem ähnlichen Fäulnis verhindernden Mittel anstreichen, wenn nicht bald knapp unter der Oberfläche des Bodens der Pfahl zu faulen beginnen soll. Ebenso muß das den Bergmann schützende Grubenholz gegen das Faulen geschützt werden. Über 3 Millionen Kubikmeter Holz werden aber allein in jedem Jahre als Grubenholz in den Bergwerken der Erde eingebaut Auch an hölzernen Eisenbahnschwellen bedeuten die Fäulnispilze eine große Gefahr. Namentlich aus der Kohle hat man eine ganze Anzahl Abwehrmittel gewonnen, Teeröle, Karbolineumarten, Imprägniersalze, die die Pilze im Holz gar nicht zur Entwicklung kommen lassen. Da gibt es Flüssigkeiten, mit denen das Holz angestrichen wird. Aber das genügt fast nie. Es kommt immer darauf an, daß das Holz bis in seinen Kern hinein von dem Schutzmittel durchzogen ist, so daß die Insekten und Pilze den Geschmack daran verlieren. Man läßt also die Balken ganz in einem Schutzmittelbad liegen und sich vollsaugen. Auch Salze kann man als Paste auf das Holz streichen, und wenn dann die Bodenfeuchtigkeit z. B. in das Holz eindringt, nimmt sie das Schutzmittel mit hinein.

Der Zimmermann zu Dürers Zeit.

Solche Hilfsmittel fehlten aber dem mittelalterlichen Zimmermann. Sie sind doch erst in den letzten Jahrzehnten von der hochentwickelten Chemie gefunden worden! Dennoch haben seine Bauten der Zerstörung getrotzt. Oder haben die alten Baumeister vielleicht, wie die alten Maler, Geheimnisse gehabt, die nur verloren gegangen sind? Wir wissen es nicht Aber sehr leicht könnten Bräuche, die sich bei manchen Völkern finden, eine Erklärung für die Haltbarkeit der alten Holzbauwerke geben. Eine Reihe von Indianerstämmen in Amerika stimmen nämlich mit den Bewohnern des Schwarzwaldes in der seltsamen Meinung überein, daß man Bauholz nur bei abnehmendem Mond schlagen dürfe. Jene Indianer bauen sich ihre Hütten aus Lianen, die sie ausschließlich kurz vor dem Neumond geschnitten haben; bei zunehmendem Mond geschnittene dagegen sollen nicht halten. Manche Schwarzwälder behaupten ähnlich, es sei hundertfach erwiesen, daß das im „alten Mond" gefällte Nadelholz gegen Fäulnis und Wurmfraß weit wiederstandsfähiger sei als das aus dem „neuen Mond", wie Dr.-Ing. Forstemann kürzlich von den Gutachtalern berichtete. Kein Gutachtaler würde zum Bau seines Hauses „Neumondholz" verwenden. Mancher, der sich an die alten Sitten nicht gehalten hätte, sei durch Schaden belehrt worden. Nur der Händler, der zum Aufkauf von Holz ins Tal kommt, kümmert sich nicht um diesen alten Brauch und nimmt Neumondholz; er baut allerdings auch nicht selbst. In Brasilien sollen sich auch die weißen Kolonisten schon vielfach beim Holzfällen nach dem Mond richten, und ein Holzhändler, der 27 Jahre dort gearbeitet hat, war anfangs nicht wenig verwundert, als er manchmal auf Holzlieferungen warten mußte, bloß, weil der Mond noch zunahm

Was hat der Mond damit zu tun?

Was hat denn der Mond, der so viele tausend Kilometer von der Erde entfernt ist, mit der Haltbarkeit des Holzes zu tun? Nun, die Bauern glauben auch sonst vielfach, daß der Mond nicht nur Schlafende „mondsüchtig" machen und zum Schlafwandel bringen kann, sondern daß er auch das Wachstum befördert. So werden in Westfalen vielfach Hecken nur bei zunehmendem Mond geschnitten, weil sie dann angeblich rascher weiter wachsen. Zwergobst aber, das kurze Triebe bekommen soll, beschneiden die Bauern bei abnehmendem Mond. Im Münsterland, wie auch hie und da in Mecklenburg, schneidet man auch Mädchen von Zeit zu Zeit die Haare kurz, aber nur bei zunehmendem Mond; sie sollen rascher wachsen. Aus dem gleichen Grund sagen die brasilianischen Kolonisten: „Säen bei zunehmendem, ernten bei abnehmendem Mond!" Ja, man hat auf diese Beobachtung hin dort Versuche gemacht und Mohn sowie Sonnenblumen einmal bei zu-, einmal bei abnehmendem Mond gesät. Die im neuen Mond gesäten bekamen schön gefüllte Blüten, die anderen nur einfache. Bohnen aber, mit denen man ähnliche Experimente machte, wurden bald von Käfern gefressen, wenn sie bei zunehmendem Mond geerntet waren, während sie sonst bis zum nächsten Jahr hielten.

Man kann vielleicht den Grund für diese seltsamen Erscheinungen darin finden, daß im zunehmenden Mond die Säfte in den Pflanzen und Bäumen emporsteigen. Diese Säfte bringen den jungen Trieben Nahrung und beschleunigen daher das Wachstum. Diese Säfte sind aber süß. Bohrt man z. B. einen saftreichen Baum so an, daß der Saft aus der Wunde quillt, so versammeln sich sehr rasch viele Insekten um diesen leckeren Trank. Wenn da nun ein Baum bei steigendem Saft gefällt wird, so ist die Süßigkeit noch in seinen „Adern", und die Insekten und anderen Schädlinge werden natürlich herbeigelockt. Ist aber bei abnehmendem Mond der Zucker schon in Stärke umgesetzt, so fehlt dieser Anreiz, das Holz zu zerfressen!

Wann mag man vergessen haben, zu welcher Zeit Holz geschlagen werden soll? Erst vom 17. Jahrhundert ab zeigen alte Möbel starke Schäden durch den Holzwurm!

Die liebevolle Beobachtung der naturverbundenen Menschen, auf die doch letztlich alle die schönen und oft so weisen Volksbräuche zurückgehen, hat schon manchen wertvollen Hinweis auch dem mit allem Wissen der Neuzeit ausgerüsteten Arzt, Techniker und Chemiker gegeben. Vielleicht zeigt es sich bei genauer wissenschaftlicher Nachprüfung, daß auch die Natur selbst ihr Holz zu schützen weiß, und daß man viele der oft recht teuren Holzschutzmittel einsparen könnte, wenn man besser auf die „Spielregeln der Natur" achten wollte.

Freiwäsche

Als König Ludwig I. von Bayern den Thron bestieg, war es für ihn nicht leicht, die zur Ausführung seiner künstlerischen Pläne nötigen Mittel zu finden. Der Hofhalt war unter seinem guten Vater Max Joseph zu unglaublicher Verschwendung gediehen, und jede versuchte Ersparungsmaßregel verletzte liebgewordene Gewohnheiten der hohen und niederen Schmarotzer. Der Gegensatz war allerdings schmerzlich für sie. Max Joseph war ein sehr lebenslustiger Herr von bequemem Wesen, der leicht gewährte und deshalb aufs äußerste mißbraucht wurde. Wer in München Lust nach einem guten Punsch hatte, verschaffte sich einen der zahllos ausgegebenen Scheine zur freien Benutzung der königlichen Hofapotheke und holte sich dort ruhig seine Flasche Rum, Zukker und Zitronen. Die von seinen Beamten bei Max Joseph alleruntertänigst erbetene Unterstützung zu einer kleinen Badereise des abgearbeiteten Familienoberhauptes fiel leicht so reichlich aus, daß dieses mit Frau und Kindern den Sommer in Tegernsee zubringen konnte. Und nun auf einmal dieser sparsame, nüchterne Monarch, der die Augen überall hatte und sich in unerhörter Weise um Dinge kümmerte, die die Majestät nichts angingen. Nächst der freien Apotheke war die freie Wäsche in der königlichen Hofwaschküche ein sehr angenehmes Vorrecht für alle, die auch nur die entfernteste Beziehung zu einer Hofcharge hatten, sei es der Oberhofmarschall oder der Ofenheizer.

Nun stand in der ersten Karwoche seiner Regierung König Ludwig am Fenster nach den inneren Residenzhöfen und sah, in Gedanken verloren, auf die Wagen, die, mit Bündeln schmutziger Wäsche beladen, durch das Tor der Residenzstraße hereinrollten, den Hof passierten und in der Region der Waschküche verschwanden. Endlich fiel ihm doch die überaus große Anzahl dieser Wagen auf, die eine förmliche Kette bildeten. Er ließ den Schloßverwalter rufen und hörte von ihm die demütige Auskunft, daß der höchstselige König einigen bedürftigen und würdigen Personen erlaubt habe, ihre Wäsche in der Hofwaschküche waschen zu lassen. „Einigen Personen?" fuhr ihn Ludwig an. „Ich stehe nun bald eine Stunde am Fenster, und noch ist kein Ende. Das ist ein Unfug, ein heilloser Unfug, das muß aufhören!" Und es erging strenger Befehl, die Bündel ungewaschen zu lassen, die Waschküche zu sperren bis Osterdienstag und vorher kein Stück, dann aber alles schmutzig zurückzuliefern, mit einem strengen Abschreckungswort, jemals wiederzukommen. Und so, heißt es, hatte an jenem Ostersonntag 1826 halb München kein sauberes Hemd anzuziehen.

Dr. A. S.

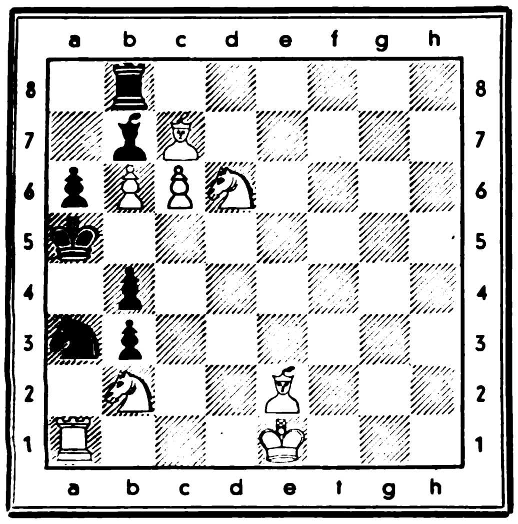
Schach Beobachter

Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II.

Aufgabe (Urdruck)

Von H. E. Lohk, Darmstadt

Schwarz: Ka5, Tb8, Lb7, Sa3, Ba6, b3, b4 (7)



Weiß: Ke1, Ta1, Lc7, Le2, Sb2, Sd6, Bb6, c6 (8)

Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 44

Vierzüger von Harald Reimann, Breslau.

Weiß: Kc1, Te4, Lf3, Sc4, Bb5, d2, f5(7).

Schwarz: Ka2, Lg6, Sb8, Ba6, b7, e7, f4, f7(8).

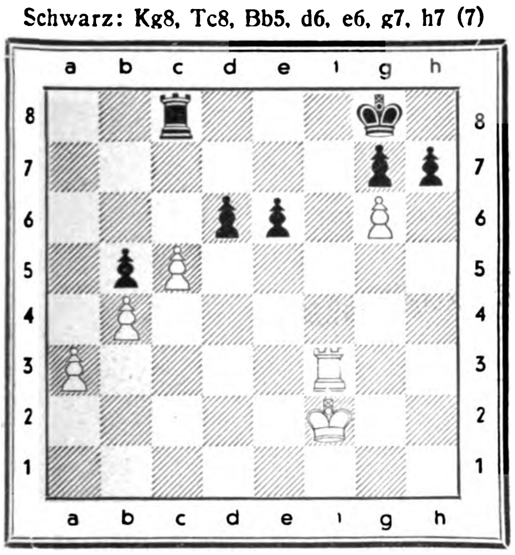
1. Sc4—e3, a×b5; 2. Ta4†, b×a4; 3. Ld5†, Ka3; 4. Sc2‡ usw.

Richtig gelöst: Dr. Münch, Bocholt; W. Fenchel, Gau-Odernheim; P. Schurig, Sebnitz; Herb. Schulz, Bln.-Neukölln; Ebeling, Potsdam; Eggebrecht, Norden; L. Hohensee, Bln.-Friedenau; M. Loch, Berlin; G. Peipers, Eckardtsheim; F. Jung, Grünberg; P. Fröhlich, Schmirchau; Th. Grünewald, Fröndenberg; R. Weng, Königsberg; P. Knörrchen, Bln.-Steglitz; Camille Weber, Stuttgart; E. Mombaur, Solingen-Ohligs; M. Jansen jr., Köln; Ch. Ginader, Endorf; Dr. Mederle, Hof; Erika Schupp, Wiesbaden; F. Holzhaider, Miesbach; E. Jlgen, Mandeln; E. Dräger, Lauenburg; Marie Berthel, Dortmund-Hörde; R. Hofbauer, Berlin W.; J. Astner, Altenmarkt; K. Schmidt, Detmold; A. Sponholz, Hannover; Uffz. H. Böck, Friedberg (Hess.); F. K. Lüdtke, Berlin NO; B. Brückner Kitzingen; H. Kolwitz, Bln.-Neukölln; M. Burdak, Hormersdorf; O. Gothner, Goslar; C. Jung, Cuxhaven; Dr. J. Krug, Dresden.

Einige Löserurteile: „Freude macht die Opferbereitschaft" P. Sch., S.; „Linienöffnung mit überraschenden Folgen und einem sinnvollen Turmopfer" R. W., K.; „Eine Komposition von unerhörtem Raffinement" Dr. M., H.; „Eine verblüffende Leistung in reichster Variantenauswahl" E. Sch., W.; „Ein technisch hervorragendes Räumungsproblem mit einer überraschenden Doppeldrohung im reinen Drohspiel" H. K., B.-N. usw.

Lehrreiches Endspiel

Schwarz: Kg8, Tc8, Bb5, d6, e6, g7, h7 (7)



Weiß: Kf2, Tf3, Ba3, b4, c5, g6 (6)

Weiß am Zuge gewinnt!

In folgender Endspielstudie von R. Skuja und E. Giese zeigt in hübscher Weise der Anziehende die elegante Gewinnführung.

Lösung des nebenstehenden Endspiels:

1. c5—c6!, Tc8×c6 (wenn Schwarz den Bauern c6 nicht schlägt, so folgt 2. Tc3 nebst 3. a3—a4, b×a4; 4. b4—b5 und gewinnt!); 2. Tf3—f8†!, K×f8; 3. g6×h7, Tc6—c2†; 4. Kf2—g3, Tc2—c3†; 5. Kg3—g4 (natürlich nicht 5. Kh4 wegen g7—g5† nebst Kg7!); 5. ... Tc3—c4†; 6. Kg4—g5, Tc4—h4!; 7. Kg5×h4, g7—g5†; 8. Kh4×g5, Kf8—g7; 9. h8D†!, K×h8; 10. Kg5—g6! beliebig; 11. a3—a4! und gewinnt!

*

In der Aufgabe Folge 45 wünscht der Komponist die Streichung des Lg1.

Humor

Ein bekannter Filmschauspieler ist in seinem Berufe vielen Gefahren ausgesetzt. Als man aber einst von ihm forderte, daß er sich neben einen Löwen setzen und dessen Mähne streicheln sollte, weigerte er sich.

„Fürchten Sie sich nicht", sagte der Löwenbändiger, „wir zogen ihn mit Milch auf."

„Mich hat man auch mit Milch aufgezogen", sagte der Schauspieler, „aber nun esse ich Fleisch."

*

Nach dem ersten Zank entschließt sich die junge Frau, die gemeinsame Wohnung zu verlassen und zu ihrer Mutter zurückzukehren. Als sie die elterliche Wohnung betritt, trifft sie den Vater und erzählt ihm weinend: „Mein Mann ist ein Grobian, und ich will in Zukunft wieder bei der Mutter bleiben."

Ein wenig überrascht, aber doch mit Würde antwortet der Vater: „Ja, mein liebes Kind, deine Mutter ist heute früh aus demselben Grund zur Großmutter gegangen."

*

Drei Einbrecher statten Herrn Krusebach eine kurze, aber ertragreiche Visite ab. Als sie abziehen, kommt Herr Krusebach hinter einem Schrank hervor und sagt: „Entschuldigen Sie, meine Herren, darf ich Sie bitten, den Brief hier in den nächsten Kasten zu werfen. Es ist nur die Benachrichtigung an meine Versicherungsgesellschaft ..."

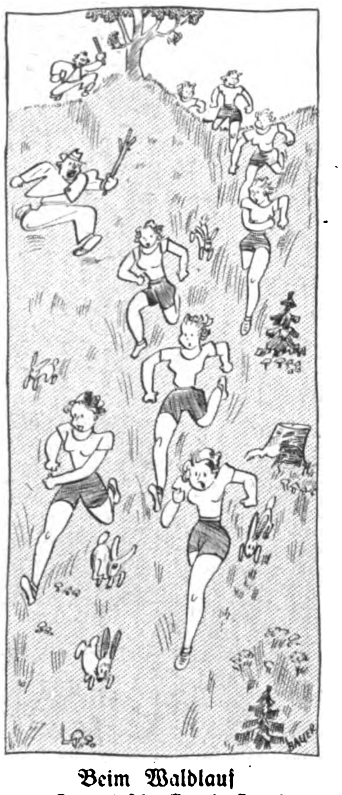
*

1. Gast: „Kellner, geben Sie mir eine Portion Rinderbraten, recht dick geschnitten, gut durchgebraten, ja?"

Kellner: „Sofort, mein Herr!"

2. Gast: „Mir geben Sie auch einmal Rinderbraten, nicht zu sehr gebraten, ganz dünne Scheiben, ohne Fett, hören Sie?"

Kellner: „Sehr wohl, mein Herr!" (in die Küche rufend) „Zweimal Rinderbraten!"



Beim Waldlauf
„Kommt schnell, wir sind in eine Treibjagd geraten!"
Zeichnung: Bauer.

Hochzeitsgratulant: „Wenn ich Sie auch noch nicht gesehen habe, gnädiges Fräulein — pardon, gnädige Frau, so sind Sie mir doch nicht fremd. Wie oft hat mir mein lieber Sozius, Ihr junger Gatte, begeistert Stellen aus den Briefen seiner Fritzi vorgelesen."

„Mein Herr, ich heiße Pauline."

*

„Sie waren in der Ausstellung? Na, und?"

„Von all den Sachen konnte ich mir nur Ihr Bild ansehen!"

„Das freut mich!"

„Freut Sie das? Vor den anderen standen nämlich zu viele Leute."

*

Kapitän Pedersen war ein Seemann alten Schlages und gefürchtet grob. Eines Tages kommt der Schiffsjunge mit schlotternden Knien: „Käpt'n, eine Frage!"

„Ja?" grunzt Pedersen.

„Käpt'n, n' Ding, von dem Sie wissen, wo es ist, ist doch nicht verloren?"

„Natürlich nich, du Esel!" antwortet Pedersen freundlich.

„Denn is gut", sagt der Schiffsjunge und geht ein paar Schritte zurück, „nämlich Ihr silberner Teepott liegt auf dem Meeresgrund!"

*

In Schottland:

„Vater, gib mir einen Penny."

„Wozu?"

„Ich will das Kalb mit den fünf Füßen sehen."

„Wir haben doch selbst ein Kalb!"

„Aber das hat doch nur vier Füße, Vater."

„Dann denk dir noch einen dazu, das ist billiger."

*

„Ick du nick önderständen Ihre Ingliſch, mein Fräulein! An der Türe stehen ‚Englisch ſpoken' Uer ſpricht ier inglisch?"

Verkäuferin: „O, meine Dame, die englischen Damen."

Humor der anderen

Ein Mann fand auf der Straße ein Ein-Schilling-Stück. Er hob es auf und fragte einen Herrn, der es gesehen hatte: „Ist dieses Geldstück echt?" Der betrachtete es aufmerksam und antwortete: „Ja!" Dann steckte er es in die Tasche und fuhr fort: „Bringen Sie mir morgen die restlichen zwei Schilling in mein Büro, Nottingham Street 17. Dr Draper." — Überrascht fragte der Mann „Wieso?" — „Ich bin Rechtsanwalt", erwiderte der Herr. „Eine Auskunft bei mir kostet drei Schilling." (Tit Bits.)



„Der Kerl da oben im 6. Stock schreibt sich jetzt jeden Tag selbst einen Einschreibebrief, weil ich ihm meine Tochter nicht geben will!" (Il 420 - Florenz.)

*

Es war ganz dunkler Himmel geworden. Die Wellen gingen haushoch und drohten den kleinen Vergnügungsdampfer jeden Augenblick zu verschlingen. Der Kapitän beorderte eine Kiste Raketen und Leuchtkugeln an Deck, um durch Signale Hilfe herbeizurufen. Mit eigener Hand entzündete er eine Anzahl davon. Während der feurige Glanz den Himmel erhellte, arbeitete sich ein Passagier die Reeling entlang und sagte äußerst erregt zu ihm: „Herr Kapitän, ich muß Protest erheben! Jetzt ist keine Zeit, ein Feuerwerk abzubrennen!!" (Harper's Weekly.)

*

„Mutti?"
„Ich habe keine Zeit!"
„Aber Mutti . . ."
„Ich habe dir doch gesagt, daß ich keine Zeit habe, Junge!"
„Mutti, ich wollte ja nur eine Sache fragen"
„Was ist es denn?"
„Sag mal, Mutti, was macht denn der Wind, wenn er nicht weht?" (Allers Famili Journal.)

*

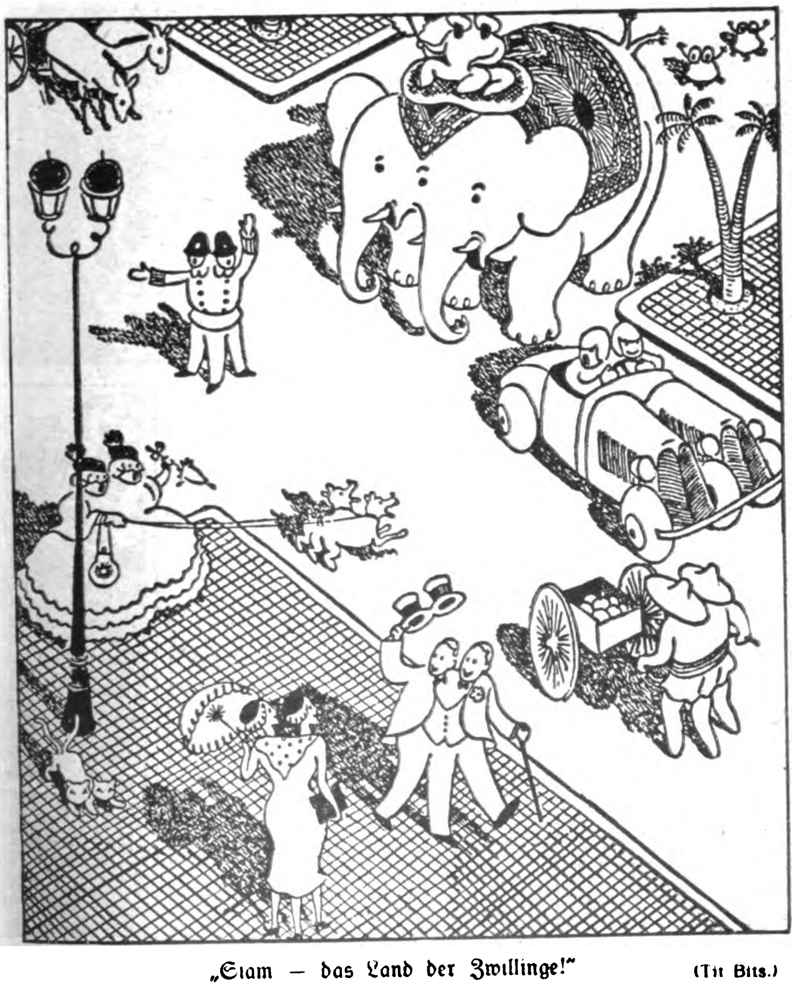
Lehrer: „Heute dürft ihr einmal Fragen an mich stellen. Ihr werdet sehen, ich kann sie euch alle beantworten. Zuerst du, Roger Grey."
Roger Grey: „Wenn Sie bis an den Hals im Schlamm steckten und ich würfe mit einem Stein nach Ihrem Kopf, würden Sie dann untertauchen?" (Answers.)

*

Der Neffe (der als Universalerbe eingesetzt ist): „Ist denn wirklich gar keine Hoffnung mehr vorhanden? Sagen Sie es mir ehrlich, Herr Doktor?"
Der Arzt: „Keine! Sie müssen damit rechnen, daß Ihr Onkel wieder ganz gesund wird." (Stray Stories.)

*

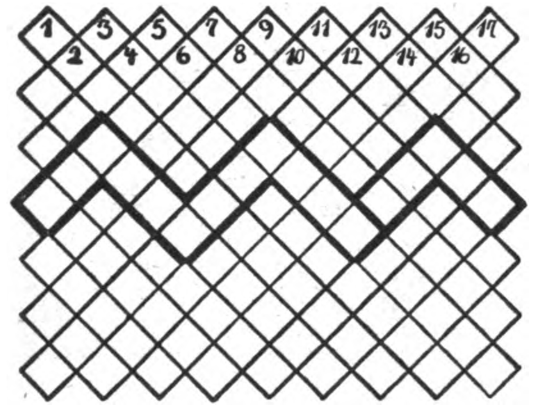
Er: „Wenn du zu kochen verständest, könnten wir viel Geld sparen."
Sie: „Und wenn du zu sparen verständest, könnten wir uns eine Köchin halten." (Answers.)



„Siam — das Land der Zwillinge!" (Tit Bits.)

RÄTSEL

Zackenrätsel



In die senkrechten Reihen sind Wörter nachstehender Bedeutung einzutragen: 1. Vater des Odysseus, 2. Gestalt aus der Fledermaus, 3. Aufbewahrungsraum, 4. Gemarkung, 5. Schandpfahl, 6. Charaktername eines berühmten bayerischen Regiments, 7. Strauchpflanze, 8. Heeresgattung, 9. europäisches Land, 10. Hebevorrichtung, 11. Nahrungsmittel, 12. Elfenbeinersatz, 13. männlicher Beruf, 14. Niederschlag, 15. deutsche Automarke, 16. deutscher Admiral, 17. nationalsozialistischer Politiker.

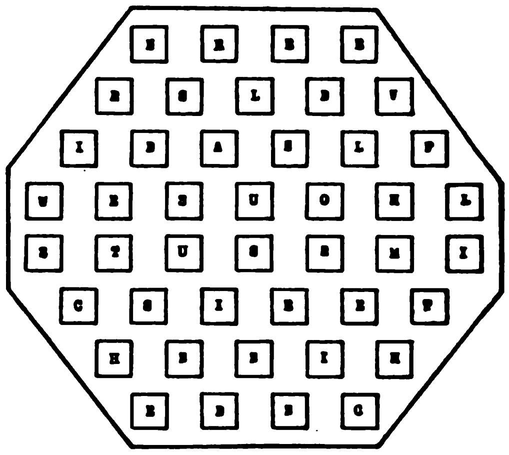
Bei richtiger Lösung ergibt die fettgedruckte Zackenlinie den Namen zweier Träger des Nationalpreises für Kunst und Wissenschaft.

Rösselsprung

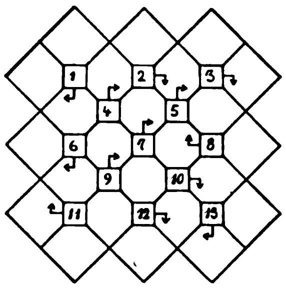
		wir	der		
	deut	che	die	ler	
si	stol			rung	gen
schen	die	ver	run	ver	hit
len		ler	schaft		che
spit	volks	an	ei	al	mein
		se	ge		

Zugrätsel

Die Buchstaben sind durch einen Linienzug, der an keiner Stelle durchkreuzt werden darf, so zu verbinden, daß ein Ausspruch des Reichsministers **Dr. Goebbels** entsteht.

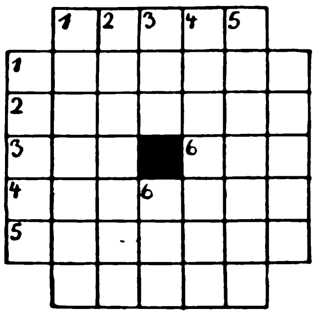


Kachelrätsel



Die Wörter beginnen im Pfeilfeld und werden in Uhrzeigerrichtung gelesen. 1. Fluß in Westdeutschland, 2. Stern im Walfisch, 3 Kamelart, 4. Nebenfluß der Isar, 5. russisches Gebiet an der Wolga, 6. Baumfrucht, 7. griechische Götterbotin, 8. deutscher Kapellmeister, 9. Verstand, 10. türkischer Titel, 11. Frauenname, 12. griechische Insel, 13. Vorahnung.

Magische Figur



Die Buchstaben: a a a a a a b b b b e e g g g g i i i i k l n n n n o o o o r r r r s s s s s s t t t t sind so in die Figur einzutragen, daß waagerecht und senkrecht Wörter gleicher Bedeutung entstehen. 1. männliche Stimmgattung, 2. Stadt auf Sizilien, 3. zweirädriger Wagen, 4. alte griechische Philosophenschule, 5. deutscher Schriftsteller, 6. Begriff des Rechnungswesens

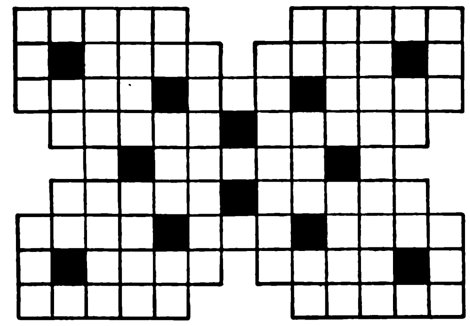
Silbenrätsel

Aus den Silben: an — an — be — bo — dra — e — ein — en — eu — gie — go — i — la — lin — lisk — lud — lus — na — nau — ne — ne — ner — nuch — o — ra — re — re — re — ri — rung — se — sen — ser — si — si — sta — ti — ti — to — um — ve — wig — zi — zi sind 15 Wörter zu bilden, deren erste und vierte Buchstaben, erstere von oben nach unten, letztere in umgekehrter Richtung gelesen einen Ausspruch des Ministerpräsidenten Goering ergeben.

1 .... 9 ....
2 .... 10 ....
3 .... 11 ....
4 .... 12 ....
5 .... 13 ....
6 .... 14 ....
7 .... 15 ....
8 ....

Die Wörter bedeuten: 1. altrömische Priesterin, 2. Berg in den Dolomiten, 3. Staatsleitung, 4. Reitersoldat, 5. Frauenname, 6. Haremswächter, 7. Meerestier, 8. Gartengerät, 9. italienischer Maler, 10. Warnsignal, 11. Denkmalsform, 12. Arbeitsstätte, 13. Männername, 14. italienische Stadt, 15. Alpenblume.

Kreuzwort-Füllrätsel



Die angeführten Wörter sind so in die Figur einzusetzen, daß sich die Lösung eines Kreuzworträtsels ergibt. Reihenfolge und Richtung der Wörter ist zu erraten. Es sind einzusetzen:

3 Buchstaben: Ate, Bon, Eis, Gin, irr, Mal, Ski, Urk; 4 Buchstaben: Amos, Atem, Bein, Darm, Egge, Eibe, Horn, Inge, Ries, Rose, Sieb, Sure; 5 Buchstaben: Amsel, China, Eiger, Imker, Midas, Narew, Onega, Tunke, Udine; 7 Buchstaben: Artemis, Siamese; 9 Buchstaben: Grenadier, Isokrates.

Digitized by Google

Stufenrätsel

Es sind Wörter nachstehender Bedeutung zu suchen und silbenweise senkrecht in die Figur einzutragen. 1. Nachfolger Mohammeds, 2. optisches Gerät, 3. Berg des Böhmerwalds, 4. französischer Schriftsteller, 5. Verwandter. Richtig gelöst ergibt die mittlere Waagerechte eine militärische Kriegshandlung.

Besuchskartenrätsel

A. KARL TURSEI SEN.

Wo wohnt der Herr?

Magisches Quadrat

Die Buchstaben: a a a a a e e k k k l l m m n n o o o o r s s s sind so einzutragen, daß waagerecht und senkrecht Wörter gleicher Bedeutung entstehen. 1. Südwein, 2. Stadt am Lago Maggiore, 3. Getränk, 4. Verwandter, 5. Fluß in Mitteldeutschland.

Lösungen der Rätsel aus Folge 47:

Magischer Großdiamant: 1. Nas, 2. Maler, 3. Sen, 4. Boa, 5. Motte, 6 Ate, 7. Tee, 8. Leine, 9. eng, 10. Ire, 11. Kreis, 12. Eis. ✱ **Kryptogramm:** Wermut, Kaefer, Sumpf, Ithaka, Getreide, Geschichte, Ingwer, Genick, Nachtkerze, Daemon, Kopftuch, Schatten, Stallung, Grabesruhe, Flechse, Stadtverwaltung, Berlocke, Brenner. „Wer kaempft, hat Recht, Wer nicht kaempft, hat alles Recht verloren." ✱ **Verwandlungsrätsel:** Senkrecht: Zell, Zoll, Moll, Mole, Sole, Sold, Gold, Golf, Wolf, Solf, Solo, Molo, Polo. — Waagrecht: Saum, Salm, Halm, Helm; Held, Geld, Gold, hold, Holl, hohl, Kohl, Kehl, Mehl. ✱ **Wortraute:** A, As, Ase, Hase, Asche, Tasche, Scharte, Schalter, Stachel, Achsel, Achse, Ache, Ach, Ah, A. ✱ **Zahlenrätsel:** 1. Botanik, 2. Orinoco, 3. Colorado, 4. Kontakt, 5. Santander, 6. Bourbon, 7. Erbhof, 8. Unstrut, 9. Tahiti, 10. Erbach, 11. Lofoten. „Bocksbeutel." ✱ **Silbenrätsel:** 1. Delaware, 2. Uddevalla, 3. Mazedonien, 4. Uruguay, 5. Sagunto, 6. Segantini, 7. Treviso, 8. Jaguar, 9. Epernay, 10. Denver, 11. Erdbeben, 12. Neiße, 13. Tachometer, 14. Assuan, 15. Grenoble, 16. Allenstein, 17. Überlingen, 18. Chiemsee, 19. Dardanellen, 20. Erfurt, 21. Iduna, 22. Niederwald, 23. Ephesus, 24. Norfolk, 25. Fregatte, 26. Erntedankfest. „Du mußt jeden Tag auch deinen Feldzug gegen dich selber fuehren." ✱ **Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 1. km, 5. Greif, 7. Harfe, 10. Namur, 11. Eiger, 12. Alm, 13. Ei, 14. Leim, 16. Dill, 18. Fama, 21. Olaf, 24. Don, 25. Knute, 26 Ypern, 27. Meter, 28. Xenie. — Senkrecht: 1. Kraul, 2. Memme, 3. Orgel, 4. Pfeil, 6. Fram, 7. Hemd, 8. Ai, 9. er, 15. Ilm, 17. Ill, 18. Fenek, 19. Aguti, 20. Ader, 21. Onyx, 22. Agent, 23. Furie. ✱ **Silbentreppe:** 1. Karton, 2. Tonleiter, 3. Terrier, 4. Erbarmen, 5. Mendoza, 6. Zamora, 7. Rapunzel, 8. Zelter.

Der Mann mit dem schwarzen Hündchen

EINE DORFGESCHICHTE VON GERT STOSS

Als Bauernknecht wäre der Schorsch ein vernünftiger Mensch geblieben. Er war aber Mühlbursch.

So hatte er den halben Tag nichts zu tun

Wenn er den Weizen eingeschüttet hatte, mahlten die Maschinen fast von selber.

Da lungerte er dann im Mahlgang und begriff, daß andere Kräfte für ihn arbeiteten. Das machte ihm heimliche Freude. Zuerst schaute er deswegen in das Wasser hinab. In das geheimnisvolle Wasser, das das Mühlrad drehte und aus dessen langsamer Schwärze Silber und Gold wurde. Durch nichts als die eigene Schwere! Dann aber vergaß er immer mehr das zerstiebende Wehr und suchte, über das Geländer des Mühlbrückls gelehnt, den ungestörten Spiegel. In diesem sah er sich an, oft stundenlang.

Nur das rote Geranienstöcklein in einem niederen Fensterrahmen des ungetümen, holzbraunen Mühlschlosses hatte wohlgefällige und seltsame Geduld wie er. Sie spiegelten sich nebeneinander, sein Gesicht und der Flecken Rot. Vielleicht kam es daher, daß der Schorsch so extra wurde.

Er kaufte sich Anzüge wie seine Herren mit steifem Kragen und weißen Schleifchen. Vielleicht kam es daher, daß er einen dieser dunklen Anzüge jeden Abend anlegte und zu wissen schien, daß er dem Bürofräulein gefiel.

Er begleitete sie in seinem Staat jeden Tag um sechs Uhr mit viel Anstand nach Hause.

Eines Tages bat ihn ein armer Bauer, ihm seine fünf Säcke Weizen abzukaufen, er gebe sie ihm billiger, er brauche das Geld.

Da tat es der Schorsch, weil er ein Erspartes hatte, und er verkaufte bald darauf das Mehl mit einem schönen Gewinn. Nun stand er wieder im Mühlgang und hörte das Wasser arbeiten. Jetzt arbeitet es ganz anders für ihn als zuvor! Er wußte nun, wie es sich geheimnisvoll wandelt!

Viel schwere Säcke trug nun der Schorsch gebeugten Leibes über das Mühlbrückl, die goldene Ernte von Feldflächen, weiter als sie ein einziger Bauer besaß. Er trug auf kurzem, drückendem Gang die unendliche Last der Mühe vieler Hände.

Er trug das kostbare Gut, darauf hungernde Menschen warteten. Doch all das bedachte er nicht.

Er wußte nur noch, daß er sich Weizen in die Mühle trug und daß die goldene Spreu ihm verblieb!

Er war ein Handler geworden.

Er handelte ohne „Schein", zwischen der Not der Bauern und dem Schaden seines Herrn. Nach einiger Zeit schaffte sich der Müller seine kleine Konkurrenz vom Hals. Da stand der Schorsch mit seinen schönen Anzügen und seinen Ansprüchen an das Leben. Er konnte es nicht mehr entbehren, daß das Geld für ihn arbeitete. Darum begann er mit Kühen zu handeln. Am Anfang ging es gut, und zu dieser Zeit erheiratete er sich auch ein Söldnergut. Was sein Weib betraf, drückte er ein Auge zu, denn ihr Anwesen machte ihn im Markt einheimisch, es lag neben dem letzten Bürgerhaus.

Am Morgen, wenn seine weißen Tauben ausflogen, ging der Schorsch zum „Handeln" aus. Es begleitete ihn dabei immer ein seltsames Hündchen. Ganz klein und zierlich war es, schwarz wie ein Teufel, mit einem klugen Gesicht. Seine Äuglein lächelten, wenn es hinter seinem Herrn stand, und man wunderte sich fast, daß es nicht kleine und hohe Stieflein aus glänzendem Lackleder anhatte. Bevor aber der Schorsch aushandelte, sagte er regelmäßig: „Maxi, was solln wir denn tun?"

Einmal kam es, daß ihm der Maxi schlecht geraten zu haben schien. Verstört kam der Schorsch heim und verlangte von seinem Weibe Geld. Die kleine, feste Frau gab es ihm bedächtig und zögernd. Doch da kam er am nächsten Tage schon wieder, und von allen Seiten wurden seine Schulden laut.

Der stattliche Mann zog zum ersten Male seine breiten Schultern hoch, steckte den Kopf ein und schlich unheimlich still zu dem schwarzen Moorfluß hinaus.

Der Maxi trippelte ihm nach, aber ferner als sonst.

Ein paar Leute sahen ihn auf der Brücke stehn und ins Wasser hineinschauen. Sie sagten, er habe Gesichter hineingeschnitten. Unterdessen lief das arme Weib von Händlern zu Bauern und von Bauern zu Händlern. „Sie haben ihn ausgschmiert", sagte sie, „da stimmt ebbs net."

Es sollte sich bald zeigen, was nicht stimmte. Der Schorsch fing in der Nacht zu brüllen an. Wie ein Stier brüllte er, die ganze Nachbarschaft bis hinein zum Marktplatz hörte es! Er stand im Hemd am Fenster der erleuchteten Kammer und schüttelte mit den Fäusten am eisernen Fensterkreuz. Sein Mund schäumte.

Es war nicht zu verstehen, was er schrie, kein ganzes Wort war dabei. Nur „Maxi! — Maxi! — Maxi!" heulte er verständlich durch die Nacht.

Alle Hunde wachten auf und wurden rebellisch. Die Leute liefen unter dem erleuchteten Fenster zusammen, vor dem sich nun der nackte Mann Stirne und Brust zerkrallte. Als er die Leute sah, warf er Schüssel und Teller auf sie. Damit war sein Schicksal besiegelt. Er war ein gemeingefährlicher Irrer geworden, und am nächsten Tage brachten sie den erschöpften Mann weit fort von seiner Heimat, in das Irrenhaus.

Dort blieb er lange.

Als er zurückkam, war er blasser als sein semmelblonder Müllerbart, die Schultern trug er nun immer hoch, und war ein stiller Mann. Er vergaß es sogar an Sonntagen, seinen schöneren Anzug anzulegen.

Eine gelbgrüne Joppe hing täglich an ihm herab, und ein blauer Bauernschurz wickelte seine altgewordenen Lenden ein. So schritt er neben den kleinen, dickbäuchigen Kühen her und führte sie, während das schwarze Hündchen hinter dem Mistfaß trippelte

Alle Monate faßte es ihn an, und er begann zu schreien, daß es ihn zusammenkrampfte, aber er tat niemanden etwas zu Leide. In die Kirche drückte er sich verschämt und schimpfte seinem Weib gegenüber, daß die Leute so unruhig seien im Gotteshaus, denn er hatte den Kopf voller Brausen.

Nur wenn er auf dem Feld den Pflug, den seine Kühe zogen, über den Hang am Wald hinführte, war es ganz still um ihn her, und er schaute kaum auf, wenn auf der Straße jemand vorüberging und am Feldrand der Maxi bellte. — — —



Idyllisch gelegen, abseits des Verkehrs, steht das Emmy-Göring-Stift inmitten eines schönen Gartens. Altverdienten Schauspielern ist hier eine Heimstätte geschaffen worden, die sie den Sorgen des Alltags enthebt.

Ein Besuch im Emmy-Göring- in Weimar



Hier träumt man vom Bühnenglanz vergangener Zeiten, voll stiller Freude, daß es einem vergönnt ist, den Lebensabend ohne Sorgen verbringen zu können.



Schön und gediegen ist der Speisesaal ausgestattet. Die vornehme Einrichtung erhöht die Behaglichkeit dieses lichten Raumes.

Frau Emmy Göring, die bekanntlich von 1924 bis 1932 Trägerin großer klassischer Frauenrollen im Weimarer Nationaltheater war, faßte den Sinn ihrer Stiftung in folgenden Worten zusammen: „Mein großer Wunsch, verdienten Bühnenkünstlern für ihren Lebensabend eine neue, schöne und würdige Heimat zu schaffen, entsprang ebensosehr der Liebe zur deutschen Kunst wie zum Künstlertum. Die Freude, anderen Menschen Glück und Zufriedenheit spenden zu dürfen, macht auch mich so glücklich, daß ich mir vorgenommen habe, das Emmy-Göring-Stift, das mir durch die Hilfe und das Verständnis meines Mannes möglich gemacht wurde, zu erbauen, mit aller Kraft im lieben Weimar zu fördern und zu einem echten, schönen nationalsozialistischen Werk zu gestalten. Ich wünsche der Stiftung eine frohe und glückliche Zukunft und hoffe, daß alle, die das Heim bewohnen werden, die Erfüllung ihrer letzten Lebenssehnsucht finden."



Karl Brandes während seiner Glanzzeit in einer Szene aus dem „Wildschütz"...





... und wie er jetzt Frau Poldi Augustin ein Spielchen erklärt, die vor vierzig Jahren als scharmante Soubrette (Bild rechts) ihre Zuhörer entzückte.







Stift

Frau Elise Sauer war die Partnerin von Kainz und Matkowsky; ihr Name hatte internationalen Klang. Das Bild oben links zeigt sie in einer ihrer Rollen vor etwa fünfzig Jahren.

Frau Eggert (rechts oben) und wie die Künstlerin ...



... Emilie Eggert als „Jungfrau von Orléans" um die Jahrhundertwende diese Glanzrolle verkörperte.





Der Sänger Robert Becker-Bettaque (am Flügel) unterhält seine Kollegen mit einem schönen Lied aus seinem Repertoire; daneben sehen wir den Künstler, wie er vor 33 Jahren in der Oper „Zar und Zimmermann" Triumphe feierte.

Aufnahmen: Balkin



Elly Bender war vor einigen Jahrzehnten ein weltberühmter Star; die nebenstehende Aufnahme aus dieser Zeit zeigt sie mit Helene Odilon im „Verlorenen Sohn".



Wunder der Dressur



„Ohrli“ lernt hier das Radfahren, weil sie wie ihr Bruder „Protz“ auch mal motorradfahren soll.

Unser Sonderbildberichterstatter Berthold Fischer hat im Zirkus Krone in München die beiden berühmten Tierlehrer Klausner und Havemann bei ihrer täglichen Dressurarbeit mit der Kamera festgehalten.

Peitsche, Knüppel oder Pistole sind nicht dazu angetan, daß zwischen Tieren und ihren Lehrern ein Kontakt hergestellt wird. Die bekannten Tierlehrer Havemann und Klausner haben bei ihren Dressurakten völlig neue Wege beschritten: sie lassen die Peitsche weg und machen es sozusagen mit dem „Zuckerbrot“ allein, indem sie versuchen, das Vertrauen der Tiere durch liebevolle Behandlung zu gewinnen. Nur so ist es möglich gewesen, die in diesen Bildern gezeigten Dressuren in ihrer Vollendung durchzuführen.



Zuerst fährt der Tierlehrer Klausner mit dem Leichtmotorrad mehrere Runden vor, denn auch an das Geräusch müssen sich die Tiere gewöhnen.

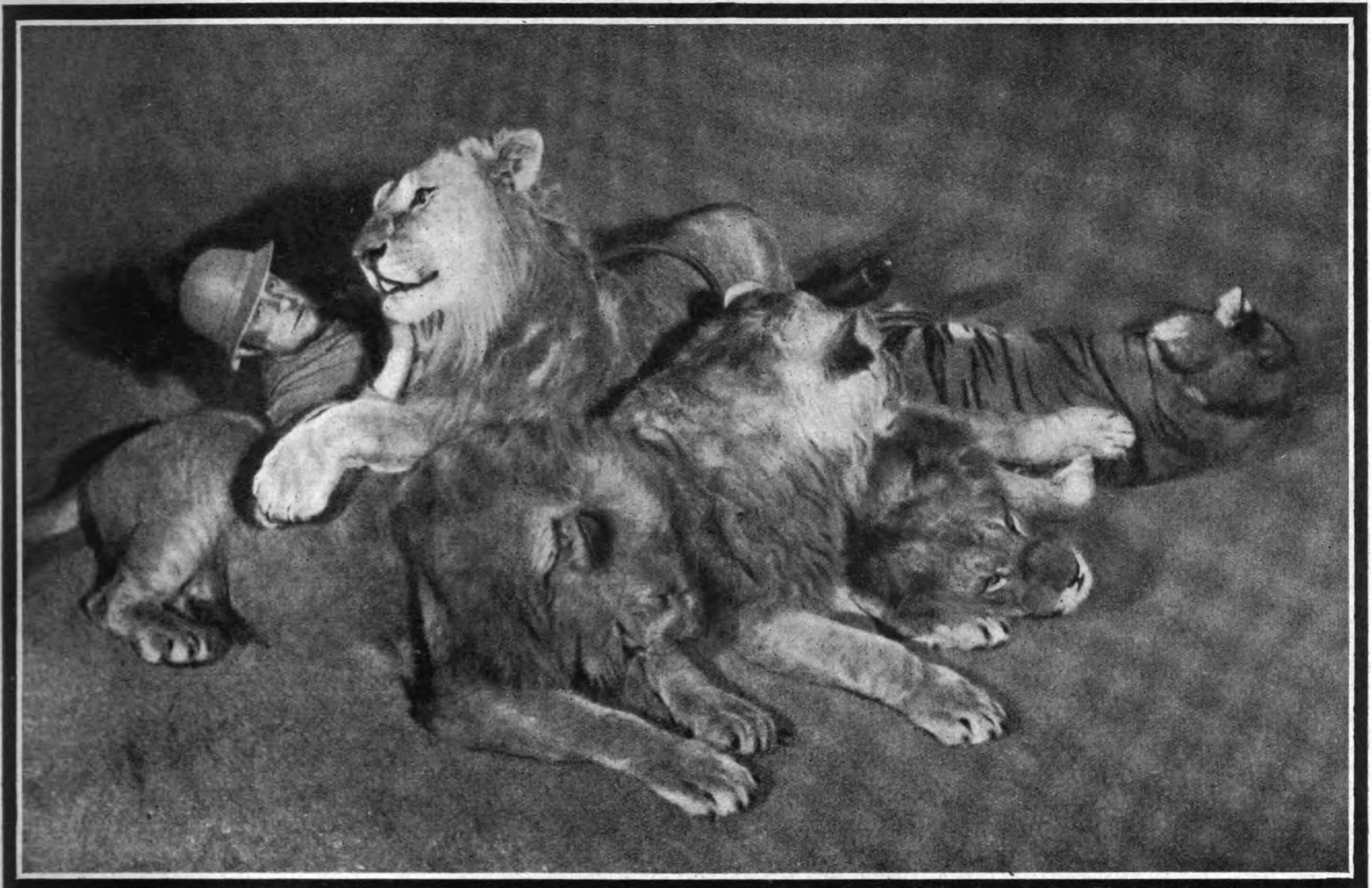


Es zeigt sich die Anhänglichkeit der Tiere. Nie versäumt der Tierlehrer nach der Probe, die Liebesbezeigungen seiner Pfleglinge entgegenzunehmen, auch wenn der „Kuß“ sehr rauh ist.

Aufnahmen: B. Fischer.



Schon sitzt „Protz“ auf dem Sattel, aber noch leistet der Tierlehrer Hilfestellung.



Tierlehrer Havemann, Hollywoods berühmtester Tierdresseur, ist wieder nach Deutschland zum Zirkus zurückgekehrt. Eine Glanzleistung seiner Dressur ist das sogenannte Bett, an dem Tiger und Löwen mitwirken.



Der Erfolg jahrelanger Arbeit ist da: „Protz" fährt mit dreißig Kilometer Geschwindigkeit wie ein Rennfahrer um das Rund der Manege.



Havemann läßt „Gusti", eine Prachtlöwin, auf seine Schulter kommen, um einen Leckerbissen anzubringen. Die Schwierigkeit der Dressur liegt in dem Erfolg, daß das Tier nicht kratzt.



Der Löwenritt ist ein einzigartiger Dressurakt Havemanns. Der Löwe Rhambouscha ist mit der ungewohnten Last eigentlich nicht ganz einverstanden, aber was tut man nicht alles seinem Herrn zuliebe.



Training und Erfolg:

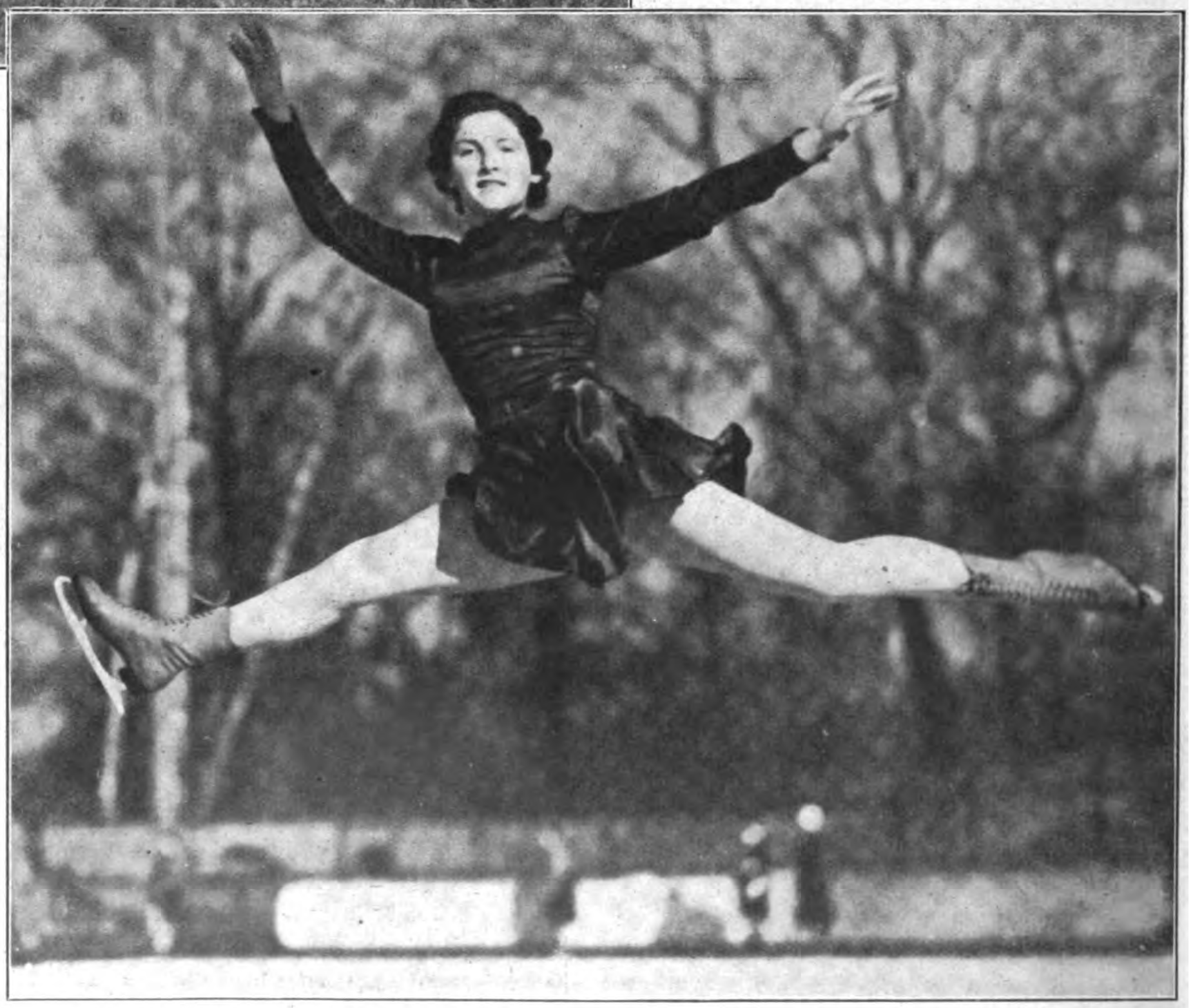
Lydia Veicht

die Deutsche Meisterin im Eiskunstlauf

Die Deutsche Meisterin im Eiskunstlauf 1936/37 bereitet sich während der Sommermonate ernsthaft auf die nächste Saison vor ...



... wo sich zeigt, daß die Übungen im Grünen nicht umsonst gewesen sind.



Die sechzehnjährige Münchnerin Lydia Veicht hat eine besondere Sprungtechnik und zeigt Leistungen, die an das Akrobatische grenzen. Als gewissenhafte Eiskunstläuferin hat sie auch während des Sommers nicht versäumt, durch Spezialgymnastik ihren Körper gelenkig zu halten, ein Vorteil, der sich in den harten Kämpfen um die Siegespalme entscheidend bemerkbar macht.

Aufnahmen: Riebicke.

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12–2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Bern III 7205; Warschau 194121; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968; Den Haag 21846; Paris 190066; Brüssel 350797. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße; Swiss Bank Corporation, West End Branch, 11c, Regent Street, Waterloo Place, London S. W. 1. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39-41, Fernruf 20755 u. 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden
[ABCDEF] D.A. III. Vj. 1937: über 685000 Stck. Anzeigenpreis laut anliegender Preisliste Nr. 3.

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig

DONNERSTAG, 9. DEZ. 1937
12. JAHRGANG / FOLGE 49

IB Illustrierter Beobachter

AUS DEM INHALT:
„Jubel in Rio: Brasilien den Brasilianern!"
„Forscher in 3572 Meter Höhe"

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22



So werden aus jungen Landratten Seeleute:
Das Segelschulschiff der deutschen Kriegsmarine „Horst Wessel" (im Hintergrund) auf der Heimreise von Reykjavik (Island) während der Bootsdienstübungen seiner Besatzung in der hohen Dünung des Nordatlantik.
Aufnahme: Thiele



Eine offene Hand und ein großes Herz bewies die Reichshauptstadt am Tage der Nationalen Solidarität. Postillone eröffnen die Sammlung im Berliner Westen.

Tag der Nationalen Solidarität



In der Reichshauptstadt:
Der Gauleiter erobert abermals Berlin und die Berliner.



Alle Hände sind am Werk: Der Reichssportführer hat seinen Standplatz weithin sichtbar gemacht.



In der Hauptstadt der Bewegung:
Der Gauleiter freut sich über jede der zahlreichen Spenden.

Aufnahmen: Weltbild (4), Henkel (3).



In der Reichshauptstadt:
Der Ministerpräsident muß, schwer belagert, zwei Sammelbüchsen gleichzeitig einsetzen.





Blitzlichter aus der Hauptstadt der Bewegung:

Der Polizeipräsident „regelt" den Verkehr, indem er die Wagen anhält.

Der Staatsschauspieler Gustav Waldau in seiner Rolle am Tage der Nationalen Solidarität.



Fünfundzwanzig Jahre unabhängiges Albanien.
Aus Anlaß der fünfundzwanzigjährigen Unabhängigkeit Albaniens fanden im ganzen Lande große Feierlichkeiten statt. Unsere Aufnahme zeigt drei Schwestern des Königs Achmed Zogu in der malerischen Tracht ihres Landes.

Aufnahmen: Atlantic (2), Seiling (2) Presse-Photo (1).



König Achmed Zogu I. spricht anläßlich der Landesfeier im Sender Tirana zu seinem Volk.



Prinz Bernhard der Niederlande fuhr in der Nähe von Amsterdam mit seinem Wagen auf einen Lastwagen auf. Die Wucht des Zusammenstoßes ersieht man aus dem völlig zusammengeschobenen Vorderteil des Wagens. Bei dem Unglück wurde Prinz Bernhard schwer verletzt.



Der Integralistenleiter Madeiro de Freitas, einer der Führer der Grünhemden (rechts), im Gespräch mit einem Hauptmann der brasilianischen Armee. Die Integralisten tragen auf dem Ärmel ihrer grünen Hemden ein Epsilon.





Die brasilianischen Regimenter wurden auf die nationale Regierung vereidigt. Das Bild zeigt Soldaten auf dem Rückmarsch von der Vereidigung

Aufnahmen: E. Witzleben

Jubel in Rio:

Am 11. November hat der brasilianische Präsident Dr. Vargas Senat, Abgeordnetenkammer, die Parlamente der Bundesländer und der Gemeinden aufgelöst. Ohne jedes Blutvergießen, ohne Gewaltanwendung ist in Brasilien die neue Verfassung verkündet worden. Ein starkes Regime hat sich durchgesetzt. Durch diese Umwälzung ist gegen den Bolschewismus, der seit Jahren versucht, überall in Südamerika zu zersetzen und zu unterwühlen, ein wirksamer Schlag geführt worden; der Kampf, den die brasilianische Regierung der jüdisch-kommunistischen Weltrevolution angesagt hat, wird planmäßig durchgeführt.



In dichten Reihen gedrängt stehen an allen Straßen und Plätzen Rios Menschen und begrüßen mit aufrichtiger Begeisterung ihr Staatsoberhaupt.

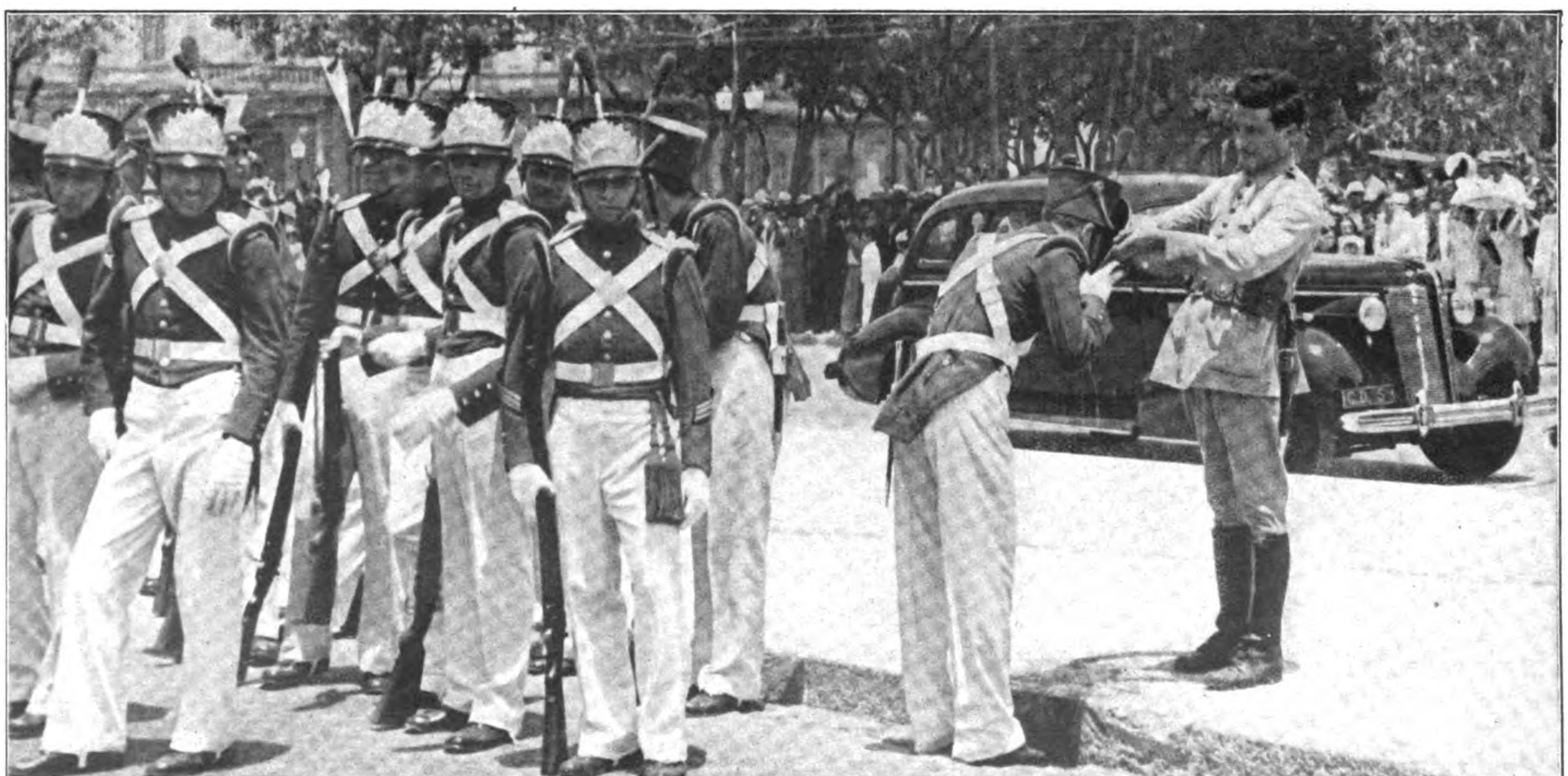




Links: Die Begeisterung über den Erfolg der nationalen Erhebung kennt keine Grenzen.

Oben: Einen schweren Stand hatte die Musikkapelle der nationalen Garde; ohne Unterbrechung mußte sie die nationalen Lieder spielen.

Brasilien den Brasilianern!



Rechts: Bei dreißig Grad Hitze **mußte** die Polizei für Wasser sorgen. **Unsere** Aufnahme zeigt einen Gardisten, wie er aus dem Helm eines Polizisten trinkt.





Hier entstehen bei den Heimabenden in Gemeinschaftsarbeit die Gaben für den Weihnachtstisch, die das WHW beschert.

„Wir arbeiten fürs WHW!"

Links: Spielzeugfabrikation; mit dem Leimpinsel wird in sorgfältiger Arbeit Hölzchen an Hölzchen gefügt



Rechts: Der Ausdruck in den Gesichtern der kleinen BDM-Mädel zeigt den Ernst und den Eifer, mit dem sie ihre Arbeit tun



Stoffe und Muster werden bei der Bearbeitung einer eingehenden Beratung unterzogen.

In unserem nationalsozialistischen Staat kommt es vor allem auf die Tatgesinnung an. In dieser Hinsicht hat das Winterhilfswerk in den wenigen Jahren seines Bestehens eine Erziehungsarbeit geleistet, die planmäßig zur Schaffung einer Tatgesinnung führte. Wir alle wissen, daß in früheren Zeiten gerade den Armen und Ärmsten viel versprochen und nichts gehalten wurde; jede Partei hat die andere im Wettbewerb der Verheißungen eines goldenen Zeitalters überboten, aber nichts geschah. Heute ist das anders. Die Vertiefung der nationalsozialistischen Idee zeigt sich besonders darin, daß unser Volk wieder ein Volk der Bereitschaft geworden ist; in dieser Bereitschaft marschieren auch unsere BDM.-Mädel tapfer mit und zeigen die weltanschauliche Schulung ihrer Heimabende durch die schöne Tat, Freude zu spenden und den Armen zu helfen.





BDM.-Mädel schneidern Kleider für das Winterhilfswerk

Durch diese Arbeit, mit Sorgfalt und Liebe ausgeführt, wollen auch die BDM.-Mädel ihren Beitrag leisten an der Erziehung des deutschen Menschen zur wirklichen Volksgemeinschaft.

Aufnahmen: Fritz Boegner.



Staatsbesuch des Ministerpräsidenten Göring in Hamburg.
Hermann Göring, die treibende Kraft für das Zustandekommen des Groß-Hamburg-Gesetzes, traf zu einem Staatsbesuch in Deutschlands größter Hafenstadt ein, um sich über die Einzelheiten der neuen baulichen Ausgestaltung Groß-Hamburgs zu unterrichten. Während einer Großkundgebung in der Hanseatenhalle hielt Generaloberst Göring, den unser Bild bei seiner Ankunft in Hamburg zeigt, eine viel beachtete Rede.

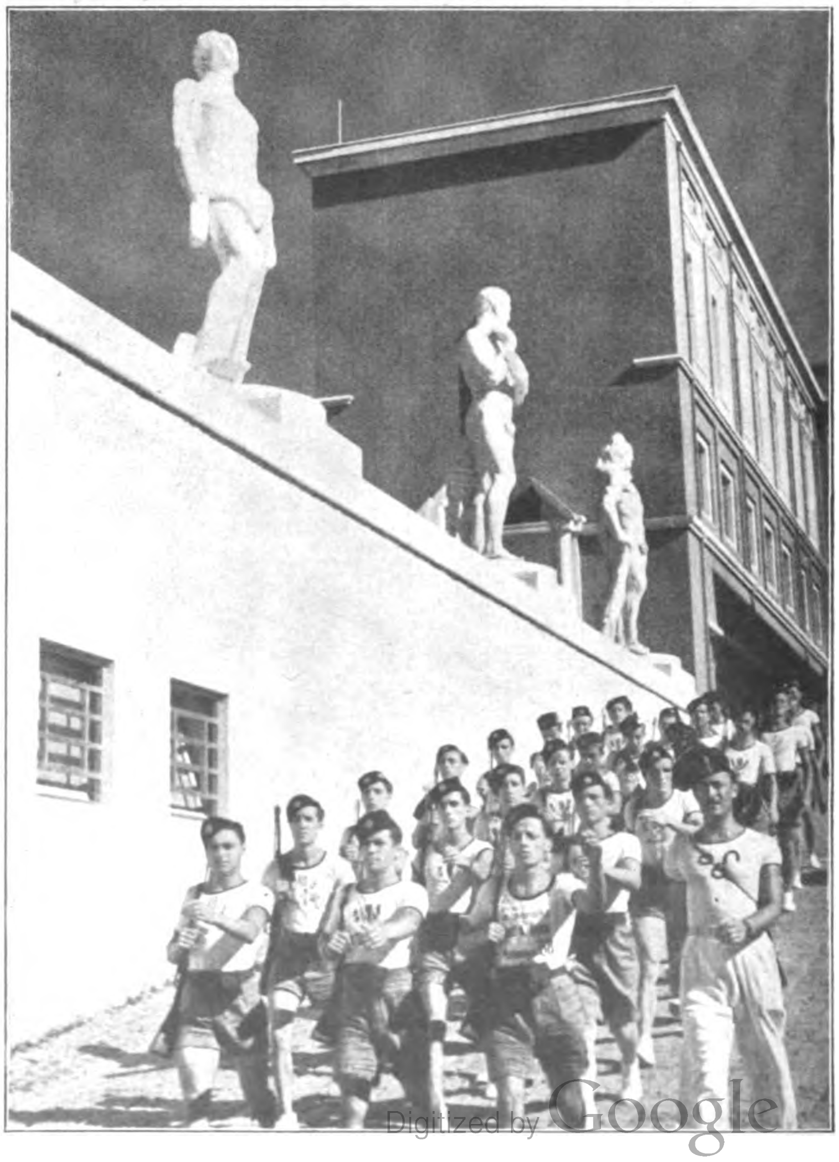
Aufnahmen: Mauritius (4). Atlantic (1).

Wehrfreudige Jugend Italiens

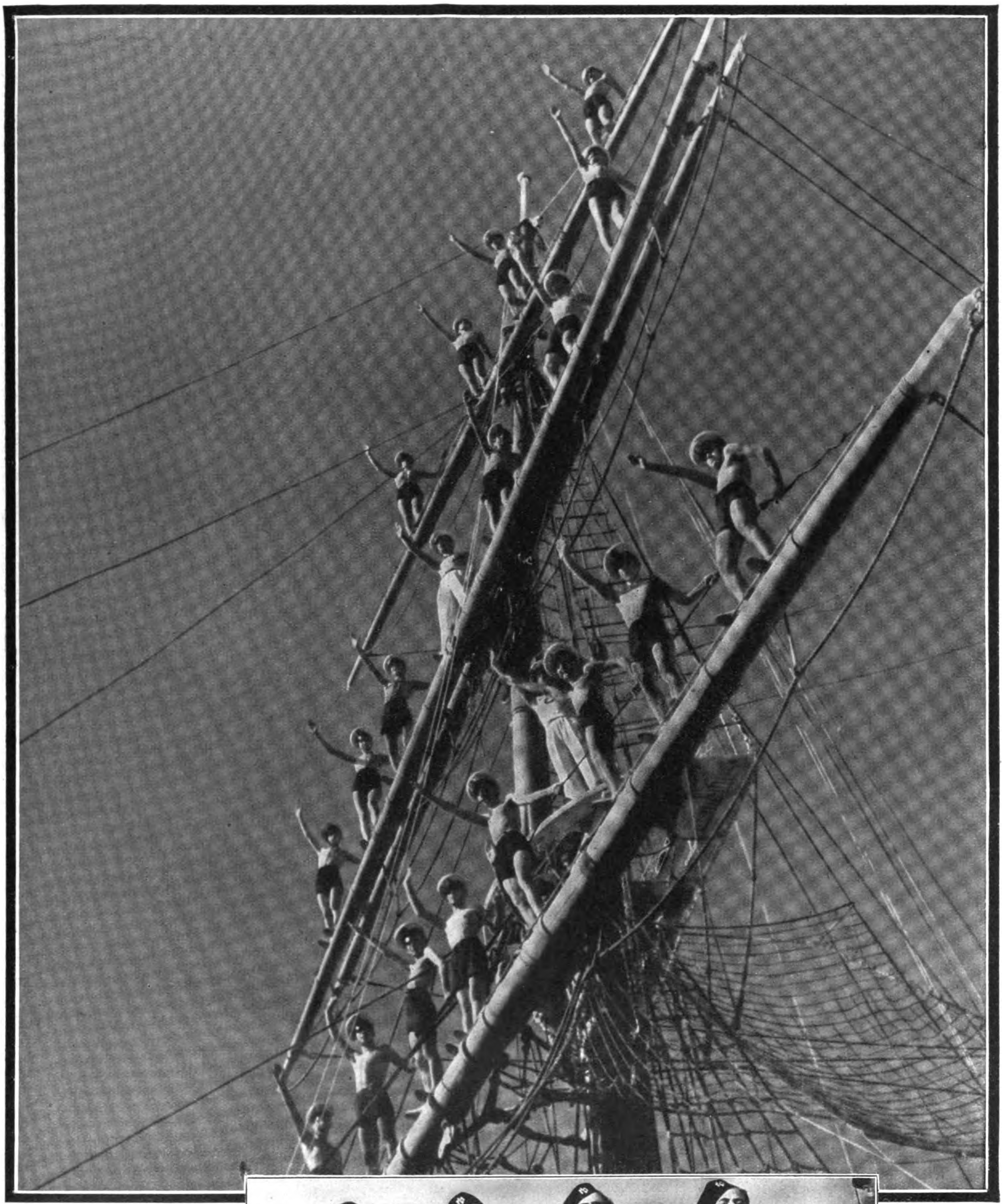


Ein Jungfaschist auf Nachtwache.
Gemeinsame Wanderungen und Zeltlagerleben sollen den Sinn für Kameradschaft wecken.

Mussolini, der sich ganz besonders die Schulung der Jugend angelegen sein läßt, hat einmal gesagt: „Fern jeder dogmatischen Form und jedem starren Schema fühlt der Faschismus, daß der Sieg in der Möglichkeit seiner dauernden Erneuerung liegt.“ Aus dieser Erkenntnis heraus gab Mussolini der Schule den Auftrag, eine erste verantwortliche Sichtung unter der heranwach-



Rechts:
Ein Aufmarsch im Mussolini-Stadion



Rechts: Fröhliche Jungfaschisten in schwindelnder Höhe auf einem Segelschiff.

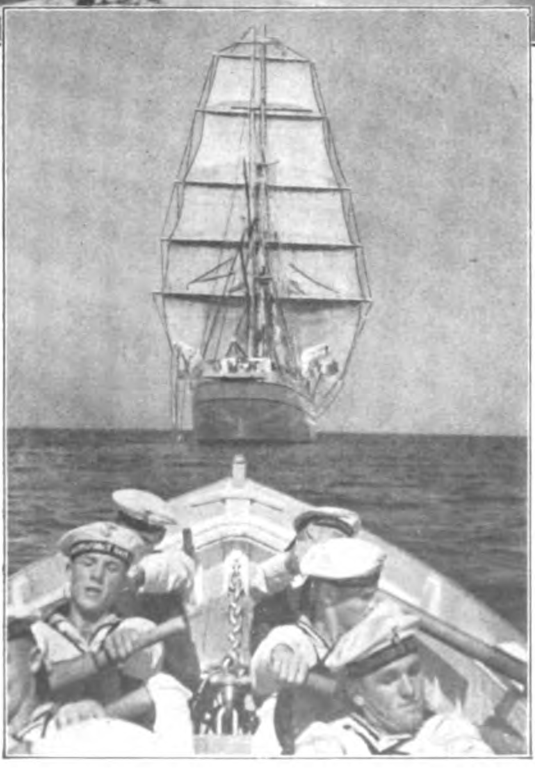
senden Jugend vorzunehmen. Die zweite Sichtung erfolgt in den Jugendverbänden; diese umfassen die im Jahre 1926 gegründete Balilla, die Jugendfasci und die faschistischen Universitätsgruppen. Die Mitgliedschaft zu diesen Verbänden ist freiwillig, doch müssen die Mitglieder die Einwilligung ihrer Eltern besitzen. Die Erziehung in diesen Verbänden verfolgt zwei Ziele: die geistige — und die körperliche und vormilitärische Erziehung. Die Jugend soll Disziplin und Anstand lernen und gleichzeitig eine vormilitärische Ausbildung empfangen. Die Jugend wird zu einer dauernden Hilfsbereitschaft erzogen, ohne Unterschied von Klasse und Rang, und so bildet sich aus dieser Erziehung der einheitliche Geist nationaler Solidarität.



Kerngesunde Jugend — Italiens Armee von morgen



Das Segelschulschiff „Horst Wessel“ kehrt heim.
Raumschots mit 14 Seemeilen Fahrt strebt das Segelschulschiff „Horst Wessel“ von seiner Islandfahrt (siehe Titelbild) wieder der Heimat zu.



„Boje über Bord!“
Der Rettungskutter kehrt zum Schiff zurück.
Aufnahmen: Thiele (2), Weltbild (1).



Feierabendschau in Schwarzenberg
Die letzten Arbeiten beim Aufstellen eines Dorfes. Diese Häusertypen aus einem Dorf sind von Kindern der siebenten Schulklasse hergestellt worden.



Das Pamir-Gebirge mit dem Wakhan-Paß (im Bilde rechts oben).
Ein langgestreckter Streifen afghanischen Gebiets trennt Britisch-Indien von Sowjet-Zentralasien. Die schmalste und höchstgelegene Stelle dieses Grenzstreifens ist der Wakhan-Paß.
Aufnahme: Graf Castell.

Carl August Freiherr von Gablenz:

D-ANOY bezwingt den Pamir

Ein abenteuerlicher deutscher Forschungsflug

(2. Fortsetzung)

Pamir-Flug.

Als wir am Dienstag, den 24. August, kurz vor drei Uhr auf den Flughafen kamen, stand unser Flugzeug bereits auf dem richtigen Startplatz. Ich hatte es — ebenso wie am Sonntagabend — dort hingebracht, um bei Dunkelheit mit der schwerbeladenen Maschine nicht mehr rollen zu brauchen. Außerdem konnte es uns heute auch nicht wie gestern passieren, daß ein russischer Flugzeugführer des wöchentlich einmal betriebenen Kurierdienstes zwischen der Sowjetunion und Afghanistan mit seinem einmotorigen, Heinkel stark nachempfundenen Doppeldecker vor unsere D-ANOY rollte und — was gar nicht nötig gewesen wäre, denn der Flugplatz ist groß genug — uns beim Start in eine undurchdringliche Staubwolke hüllte. Das war nicht nur taktlos, sondern auch eine fliegerische Unkameradschaftlichkeit, denn Staub und Dreck sind keinem Motor zuträglich.

Da die Nächte schon empfindlich kalt waren, mußten unsere luftgekühlten Motoren etwas länger warmlaufen. Als Richtungspunkt für den Nachtstart dienten die hellen Scheinwerfer der „Reichsdroschke", des großen Horchs unseres Gesandten, die gerade die jenseitige Platzgrenze beleuchteten.

Über uns schimmerten die Sterne und die mattglänzende Sichel des abnehmenden Mondes, als wir die Gashebel nach vorn schoben und starteten. Schon kurz nach dem Start erlebten wir die unangenehme Überraschung, daß sich die äußeren Propeller wieder nacheinander selbständig von Steig- auf Geschwindigkeitsflug verstellten. So verfügten wir von vornherein über eine unerfreulich geringe Gipfelhöhe.

Verdammt! — Werden wir es trotzdem schaffen?

Ich blicke auf Untucht, der links neben mir sitzt und angespannt auf seine Karten starrt. Sein sonst so ruhiges und ausgeglichenes Gesicht ist gespannt. Ich spüre wie er arbeitet, wie sein Hirn rechnet, wie er noch einmal alle Möglichkeiten durchdenkt. Er ist der Navigator, er ist der Kopf von uns dreien, die in der mühsam steigenden Maschine die Berge des Hindukusch immer näherrücken sehen.

Ich fliege, und ich bin froh, daß auf Versuchsflügen schon in Deutschland festgestellt worden war, welches die günstigste Geschwindigkeit zum Steigen ist. So vermied ich den Fehler, der sonst leicht gemacht wird, die Maschine bei zu geringem Steigen zu überziehen. Wir dürfen keinen Fehler machen. Auch die geringste Kleinigkeit kann Unheil bringen.

Vor uns schimmern im fahlgrünlichen Licht unsere Instrumente. Unsere Augen hängen an den Zeigern und Skalen. Wir wissen, nachdem die Propeller nicht richtig arbeiten, ist es Kampf, was uns bevorsteht. Es wäre falsch, sich darüber irgendwelchen Illusionen hinzugeben.

Kirchhoff steht neben uns. Mir ist, als schöben sich seine Ohrmuscheln nach vorn, damit ihm kein Geräusch an den Motoren entgeht. Wir haben berechnet, daß wir für den Steigflug mehr Brennstoff verbrauchen dürfen. Aber Kaki möchte sparen.

„Finger weg!" zischt ihn Untucht an, als er Kirchhoffs Hand am Korrektor sieht.

Vor uns und um uns ist es dunkel. Das schwache Mondlicht, das, vom Schnee widergestrahlt, mit seiner Helligkeit ausreichen sollte, uns die Orientierung zu ermöglichen, tut uns diesen Gefallen nicht. Die Schneegrenze liegt zu hoch und der graue Grund der Berge reflektiert nicht.

Dumpf dröhnen die drei Motoren. Wird ihre Kraft ausreichen, uns über den 5400 Meter hohen Wakhan zu tragen?

Wir wissen: mit gleicher Höhe wie auf dem Orientierungsflug können wir den Pamir nicht annehmen. Fast drei Tonnen schwerer ist die D-ANOY als damals. Und jetzt haben wir Nacht. Die Schluchten und Pässe scheinen noch enger.

Wieder rechnet Untucht. Noch einmal vergleicht er die Kartenkurse. Es geht um viel!

Wir sind zu Dritt, aber wir spüren es in allen Fasern, daß wir eine Einheit bilden, daß nur ein Wille uns lenkt, daß nur ein Wunsch unser Handeln bestimmt: wir müssen 'rüber!

Der Hindukusch ... dunkel und drohend. Die Verderscheiben des Führersitzes sind undurchsichtig geworden von dem Fett, das aus den Naben der Verstellpropeller herausspritzt. Nur aus den Seitenfenstern rechts und links haben wir Sicht, denn diese lassen sich öffnen und reinigen. Klar und kühl strömt die Nachtluft herein. Schon ist sie so dünn, daß wir ab und zu einen Schluck aus den Sauerstoffflaschen nehmen.

Jetzt sind wir am Anjuman. Wir fliegen viel niedriger als vor ein paar Tagen. Greifbar nahe liegt das Haus unserer Meteorologen. Gottlob, wir schaffen's — die Grenze der Gipfelhöhe liegt knapp über der Paßsohle des Anjuman.

Wenn wir Glück haben, reicht das Leichterwerden unseres Flugzeugs in zwei Stunden auch zur Überwindung des Pamirs. Wir müssen Glück haben, hämmern unsere Pulse.

Weiter ... hinein in die Bergeinsamkeit, hindurch zwischen rechts und links drohend vor uns zum langsam grauenden Himmel emporstrebenden Bergen.

Untucht macht die Feinnavigation, während ich die Ruder betätige. Bald nach rechts, bald nach links schweift der Blick, vorsichtig den Abstand von den Felswänden abschätzend.

Fünf Kilometer nur ist der Pamir-Schlauch, der sich zwischen Rußland und Indien schiebt, an seiner engsten Stelle breit. Ja, aber die indische Grenze verläuft hoch oben auf dem Kamm — für uns in unerreichbarer Höhe. Wir müssen im Tal bleiben, und so verengt sich die Spanne.



Der Grunzochse (Yak) als Reittier
Ein Kirgisenvater mit seinen Sprößlingen auf einem Ritt im unwirtlichen Hochlande des Pamirs

Aufnahme: Mauritius

Untucht preßt das Auge ans Sehrohr des Abtriftmessers. „Weiter rechts, immer noch weiter rechts!" winkt er mir zu.

Ich habe das Gefühl, als kratze der Flügel der D-ANOY bereits die Felswand. Aber immer noch nicht ist Untucht zufrieden.

„Wir müssen den rechten Hang kratzen!" Schön, aber über die Stärke dieses Hangkratzens kann man verschiedener Meinung sein.

Wir steigen. Langsam aber stetig gewinnen wir Höhe. Gigantische Berge recken sich vor und neben uns empor, Täler öffnen sich und Schluchten gähnen. Es wird heller.

Aber dennoch ist es Kampf! Wir müssen auf uns vertrauen und auf unser Flugzeug, denn wir wollen den Wakhan bezwingen. Notfalls aber nur im Falle allerhöchster Not, gibt es noch ein Mittel, die Maschine leichter zu machen und dadurch die Gipfelhöhe zu steigern: den Brennstoffabwurf. Aber das wollen wir hinauszögern, bis es wirklich nicht mehr anders geht.

Die Zeit verrinnt. Wir spüren nicht, daß wir schon Stunden fliegen, schon Stunden einen harten Kampf führen mit dem Gebirge. Immer mal wieder einen Schluck aus der Sauerstoffflasche. Das erfrischt und hält die Sinne wach.

Da ist der Wakhan-Paß. Nun gilt es, im ersten Strahl der im Osten hellgelb über die Berggipfel heraufkommenden Sonne den Pamir endgültig niederzuzwingen.

Der Propeller des Mittelmotors hat gehalten; er hat sich nicht verstellt. Es müßte uns gelingen. Und es gelingt!

Wir haben die erforderliche Höhe. Ganz knapp nur, aber wir haben sie. Und wir werden nicht, wie Kaki uns vorausgesagt hatte, als „Medaillons" am Pamir kleben. Wir kommen über ihn hinweg.

Näher und näher rückt der Paß. Ich spüre, daß Untucht ganz zart und ganz vorsichtig erst einen, dann den anderen Fuß auf die Rasten des Seitenruders setzt, ich fühle, wie er sich an das Steuer herantastet.

So stark ist das Sonnenlicht, daß die Augen selbst hinter den Schutzbrillen schmerzen, denn die Strahlen prallen unbarmherzig auf die verschmierten Vorderscheiben. So fliegen wir beide, der eine den Blick nach links, der andere nach rechts gewendet, und als ob ein Wille uns zwänge, bewegen wir gleichmäßig unsere Hände und Füße. Ganz sacht nur und vorsichtig, denn jede harte Ruderbetätigung kann sich rächen.

Hinter uns beiden steht Kirchhoff, sprungbereit und mit starr auf die Tourenzähler gerichteten Augen ...

Bezwungen ist der Paß, der Kampf aber noch nicht beendet. Schmal ist das Tal, in dem wir fliegen. Vor uns schieben sich von rechts und links Bergrücken ins Blickfeld. Es scheint, als griffen sie ineinander wie die Zähne eines Zahnrades. Aber trotzdem ist zwischen ihnen immer noch ein Spalt, durch den unsere Ju hindurch muß.

Drei Stunden flogen wir so. Und leuchtend stieg die Sonne höher, sich rot und immer röter färbend. Sie begrüßte einen Tag, in den wir froh und erlöst von der Spannung hineinflogen.

Ich reckte und streckte mich und faßte das Ruder wieder leichter. Untucht kramte die Karten zusammen, die sein Handwerkszeug gewesen waren und uns sicher durch das Labyrinth der Berge und Täler geleitet hatten. Kaki machte sich an seinem FT.-Gerät zu schaffen und versuchte mit Eblberg in Kabul Verbindung aufzunehmen. Es gelang ihm nicht gleich, denn der Gebirgsflug ist auch funktechnisch die schwierigste Etappe der ganzen Strecke. Die Berge schirmen die Funkwellen ab und versperren auch ihnen den Weg, wie sie ihn uns zu versperren versucht hatten.

Jetzt erst kam eigentlich der große und überwältigende Genuß nach, den uns dieser Flug trotz aller Schwierigkeiten und Mühseligkeit im Unterbewußtsein doch bereitet hatte. Das Schlimmste hatten wir hinter uns und konnten uns nun der Schönheit des Tales von Taschkurgan, in dem wir nach Norden flogen, hingeben.

Ein zauberhaftes Licht goß die Sonne auf die Berggipfel. Es spielte hinüber vom zartesten bis zum kräftigsten Rot und bot unseren Augen ein nie gesehenes Schauspiel.

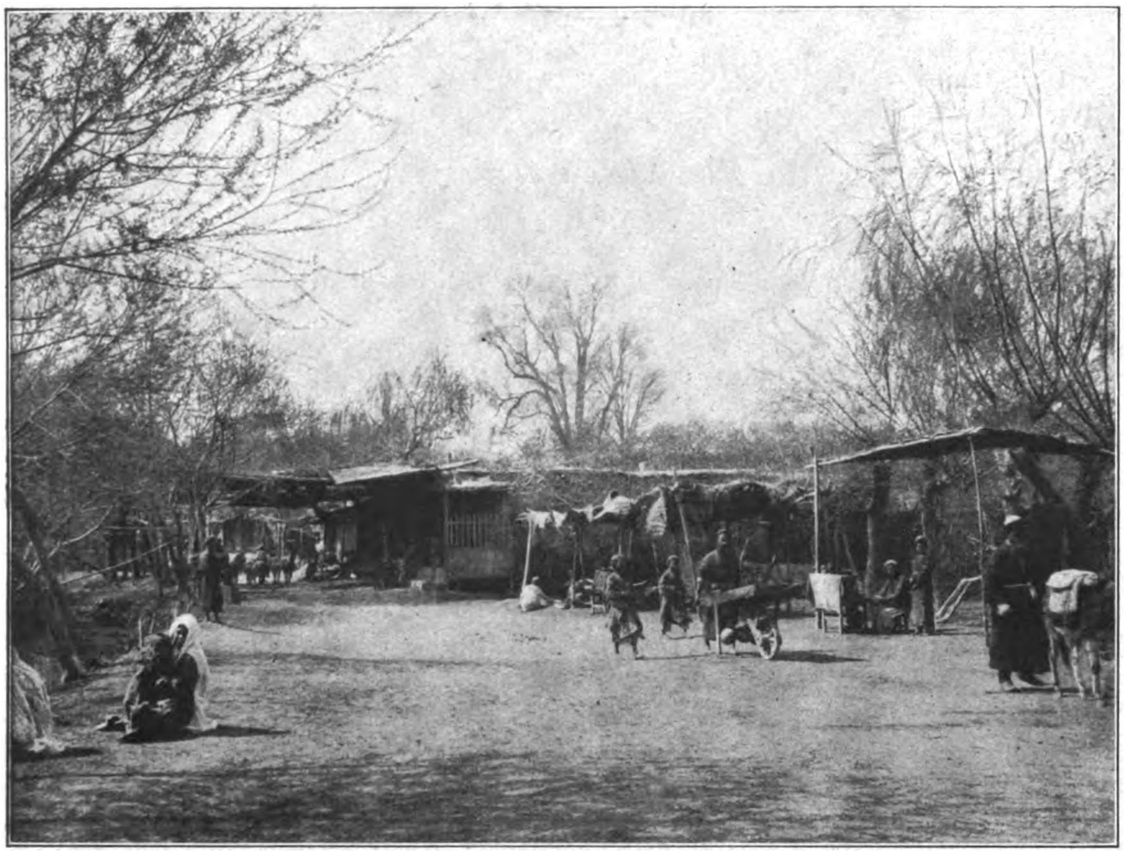
Noch hatten wir einen Höhenzug zu überwinden. Dann ging es hinein in das Tarim-Becken. Auch hier, ähnlich wie in Afghanistan, die überraschend tief eingeschnittenen Flußtäler. Bald erblickten wir Jarkand



Nur eine spärliche Bevölkerung, meist Nomaden kirgisischer Abstammung, vermag das Hochland des Pamirs zu ernähren.

Aufnahme: Mauritius.


Die Batschari Krone
5 Pf.
DIE
BATSCHARI
KRONE
A. BATSCHARI CIGARETTEN
BADEN-BADEN
24 CIGARETTEN * OHNE MUNDSTÜCK



Straßenleben in einer Vorstadt von Jarkand in Chinesisch-Turkestan.

Aufnahme: Mauritius.

und hatten damit den Anfang der sogenannten südlichen Oasenstraße erreicht, der wir folgen wollten.

Da es für die Gesamtstrecke nur einen Umweg von rund fünfzig Kilometern bedeutete, hatten Untucht und ich beschlossen, nicht den direkten Kurs über die Wüste zu wählen, sondern die Oasenstraße zweimal zu kreuzen, also die Schenkel eines sehr stumpfen Dreiecks auszufliegen. Dieser unbedeutende Umweg bot den großen Vorteil, daß wir im Falle einer Außenlandung in der Nähe der Oasenstraße blieben. Außerdem erhielten wir dadurch wiederum zwei feste Punkte für die Koppelnavigation, was wir im Hinblick auf die Ungenauigkeit und Unzuverlässigkeit der Karten begrüßten.

So wechselten wir den Kurs auf mehr südliche Richtung und näherten uns einer Oase. Es war, wie uns die Karte verriet, Chotan.

Waren wir noch ein paar Minuten vorher über trostlos einsamem Wüstengebiet gewesen, so wechselte das Bild jetzt mit äußerster Schroffheit. Neben dem unfruchtbaren und trockenen Graubraun der Steppe sahen wir bebaute Äcker, kunstvolle Bewässerungsanlagen und viele Ortschaften.

Als wir die Stadt Chotan selbst überflogen, deutete Untucht nach unten: „Wunderhübsch sieht's da aus. Sehen Sie nur, eine richtige Zitadelle! Ich hätte nichts dagegen, wenn wir uns das mal etwas näher ansehen könnten."

Entsetzt wehrte ich ab. „Besser nicht! Da sitzt Filchner schon verflucht lange." Und ich war froh, daß wir in 3500 Meter Höhe über Stadt und Oase hinwegdonnerten.

Die Oase Chotan ist viel größer, als wir sie uns vorgestellt hatten. In einer Länge von etwa achtzig und einer Breite von fünfzig Kilometern an der breitesten Stelle liegt sie langhingestreckt und wirkt größer als Damaskus. Aber ebenso plötzlich wie die Oase begonnen, hörte sie auch auf, und unendlich dehnte sich wieder die Wüste.

Bald hinter Chotan verringerte sich die Sicht außerordentlich. Eine Weile konnten wir noch senkrecht nach unten sehen, dann war es auch damit zu Ende. Da unsere Geschwindigkeit mit dem Brennstoffverbrauch beträchtlich gewachsen war und wir auch unsere Steigfähigkeit wieder erreicht hatten, gingen wir auf größere Höhe, um über die gelbbraunen Wolken des Sandsturms zu kommen. Aber als wir etwa in 4000 Meter Höhe aus den Wolken herauskamen, mußten wir feststellen, daß wir auch über dieser Schicht nichts von den hohen Bergen sahen, denen wir uns bis auf etwa fünfzig Kilometer genähert haben mußten

So flogen wir mehrere Stunden über dem Sandsturm und hatten leider keinen Eindruck von dem Land unter uns. Erst im letzten Drittel unseres Flugweges bekamen wir langsam mehr und mehr Erdsicht und sahen unter uns die Salzwüste, die ihren Namen alle Ehre machte Jetzt naherten wir uns auch dem Lop Nor, dem gewaltigen Salzsumpf. Wir wußten, Sven Hedin hatte es festgestellt daß er sich nicht mehr dort befand, wo er auf älteren Karten eingezeichnet war. Auch unsere Karten trugen zum Teil den Vermerk „Altes Lop-Nor-Becken" Wie wir aus der Höhe sahen, ist das Lop Nor jetzt wieder mit Wasser gefüllt

Schon im Augenblick, als wir wieder Sicht bekamen, konnten wir unseren Standort einwandfrei ausmachen und dabei feststellen, daß Geschwindigkeit zusehends wuchs. Das letzte Stück vor Anshi flogen wir sogar mit 300 Kilometern in der Stunde Das bedeutete einen Rückenwind von über 60 Kilometern. Der war uns zwar im Augenblick recht angenehm, denn er brachte uns schneller an unser Ziel, aber beim Gedanken an den Rückflug beschlich uns doch ein unbehagliches Gefühl.

Aber . . da waren wir bereits über Anhsi und konnten den längsten und schwierigsten Abschnitt unseres Fluges nach dem Fernen Osten beenden

Wir landen in Anhsi.

Anhsi, das wußten wir, ist nur eine kleine Stadt. So klein aber, wie es nun unter uns lag, hatten wir es uns doch nicht vorgestellt. Rings um die Chinesenstadt die nirgends fehlende große Mauer, innerhalb dieser der Raum jedoch nur zu etwa einem Zwanzigstel bebaut Daneben die Mandschustadt — von der ist aber nur noch die Umfassungsmauer erhalten. Die wenigen und verfallenen Häuser sind ganz verlassen

Unmittelbar neben diesem Schattenbild einer früher nicht unbedeutenden Stadt fanden wir einen hervorragenden Flugplatz. Es war, als befänden wir uns nicht mitten in China, sondern im fernen deutschen Vaterland so brav gab uns der Funker der ausgezeichneten Funkstation der Eurasia, nachdem wir Anhsi, wie es in der Fliegersprache so schön heißt, „direkt auf den Kopf" bekommen hatten, Bodenwind, dessen Stärke und Richtung. Besser hätte man uns diese Angaben von keinem Lufthansa-Flugplatz aus zufunken können.

Aber wir wollten ja weiter. Soutchow hieß das Ziel des Tages. Unser Schnaps reichte vollauf, auch war es erst zwei Uhr mittags, also gab es in Soutchow noch Tageslicht genug, unsere brave „Rudolf v Thüna" für den morgigen Weiterflug fertigzumachen. So beabsichtigten wir, uns mit einer Ehrenrunde über Stadt und Flughafen herzlich für die freundlichen Funksprüche zu bedanken und dann weiterzufliegen

Doch meistens kommt es anders, als man denkt. Als wir die Runde über dem Platz drehen, deutet Untucht nach unten, und ebenso wie er entdeckte ich nun eine Junkers Ju 52 unserer Tochtergesellschaft, der Eurasia

Zunächst ein wenig ärgerlich, mußten wir uns nun entschließen, doch eine kurze Zwischenlandung in Anhsi vorzunehmen, denn wir brachten es nicht übers Herz unsere Kameraden vom deutsch-chinesischen Luftverkehr die sich eigens unseretwegen hierher aufgemacht hatten zu enttäuschen. Vorher setzte Kirchhoff noch rasch die Nachricht nach Kabul ab, daß wir Anhsi glücklich erreicht hätten und hier kurz zwischenlanden würden. Dann brachten wir die D-ANOY glatt an den Boden Dumpf und stickig prallte uns die auf dem Platz lastende Hitze entgegen

Und wieder war es jetzt beim Rollen wie schon vorher beim Anflug ganz heimatlich Wir werden eingewinkt wie in Tempelhof Nun schweigen die drei Propeller nach elfstündigem Fluge Lachende, vertraute Gesichter umringen uns, man schüttelt uns die Hände Da ist Holtz, vor kurzem noch Flugbetriebsleiter der Deutsch-russischen Luftverkehrsgesellschaft Deruluft, die im Januar ihren Betrieb einstellte jetzt technischer Leiter der Eurasia; da ist Flugkapitän Lutz, der älteste Flugzeugführer der Eurasia, da ist Werkmeister Höfst, da Funkermaschinist Rammel Sie alle die hier auf vorgeschobenem Posten für unseren Luftverkehr und damit auch für Deutschland ihren Mann stehen, bereiten uns einen beinahe beschämend herzlichen Empfang.

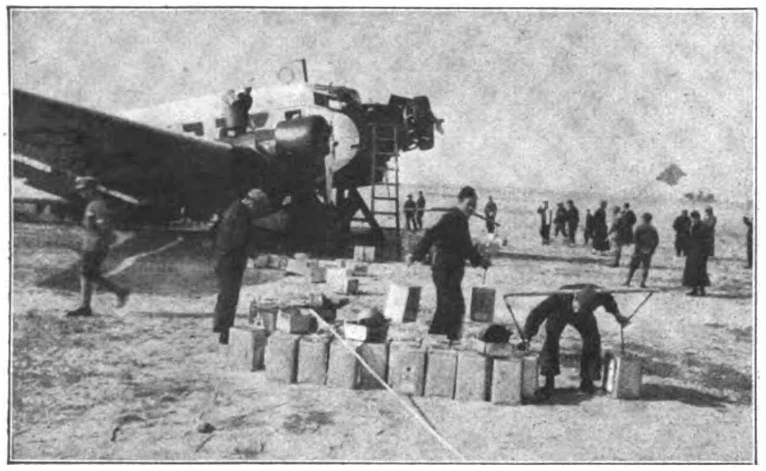
Paß- und Zollformalitäten, die sonst sehr zeitraubend



Weite Wüstenstrecken mußte D-Anoy im westlichen China überfliegen, um an das Ziel, Sianfu, zu gelangen.

Aufnahme: Graf Castell.


Mit der Postkutsche
Alt Englisch Lavendel
MOUSON
Alle, die Sinn und Geschmack für feinen, erfrischenden Duft haben, lieben
Mouson Alt Englisch Lavendel
„Mit der Postkutsche".
Es bringt die Frische und das Leben des blühenden Englisch Lavendel ins Heim, es labt auf ermüdenden Reisen, es erfrischt beim Sport, es belebt beim Tanz und es stärkt, wenn wir uns nicht wohlfühlen.
Alt Englisch Lavendel-Auswahl
Naturholzkiste mit Original-Brandstempel RM. 13.25
Weidenkorb mit Holzdeckel 19.75
Alt Englisch Lavendel-Wasser
mit Stangenrasierseife RM. 2.- u. 3.-
mit Rasierseife im Holznapf RM. 5.75
Alt Englisch Lavendel-Wasser
RM. 1.—, 2.— und 3.—
elegante Flasche mit eingeschliffenem Glasstopfen RM. 4.50 und 6.50
1/2 Ltr.-Flasche in Holzkistchen 12.50
1/1 Ltr.-Flasche in Holzkistchen 24.—
Alt Englisch Lavendel-Badeseife
Riesenstück in Holzkistchen
RM. 3.50
Alt Englisch Lavendel-Geschenkkasten
Wasser mit Zerstäuber RM. 3.75
Wasser u. Seife RM. 2.-, 3.-, 4.-, 4.50
Seife und Badepulver RM. 2.50
Badesalz, große Flasche RM. 2.85
Alt Englisch Lavendel-Seife
Schachtel m. 3 Stck. RM. 2.60 u. 4.30
5040



Eine Ju 52 tankt auf dem Flugplatz von Sianfu.
Aufnahme: Graf Castell.

sind, hielten uns nicht auf. So sehr wir uns auch bemühten, einen Vertreter der hohen Obrigkeit zu erblicken — nirgends war ein Beamter zu sehen.

So konnten wir uns schon kurz nach der Landung zu Fuß nach dem Eurasia-Hof aufmachen. Es ging durch die verlassene Mandschustadt, und dann standen wir vor einem richtigen, gutgehaltenen Bauernhaus, in dem nun schon seit fast drei Jahren die beiden chinesischen Funker hausen, die hier den Funkdienst versehen

In dem Zimmer — es gibt nur eins — sah es etwas biwakmäßig aus, denn hier hatten Holtz, Lutz, Höfft und Rammel seit gestern einen Dauerskat gebrochen. Trotzdem ein nicht zu Ende gespielter „Grand mit Vieren", den unsere Landung jäh unterbrochen hatte, auf dem Tisch lag, hatte der Willkommens-Whisky auch noch Platz darauf, und uns allen hat er, obwohl er reichlich warm war, nach dem langen Fluge ganz ausgezeichnet geschmeckt. Besser allerdings noch mundete die Flasche Bier, die an einem langen Tampen aus der Tiefe des Brunnenschachts, als dem natürlichen Eisschrank, heraufgeholt, wirklich eisgekühlt war. Wir nahmen noch eine Tasse Tee und aßen einen Bissen, dann aber drängelte ich zum Aufbruch Ich wollte es auf jeden Fall vermeiden, in Soutchow bei Dunkelheit auf einem Platz landen zu müssen, dessen Verhältnisse ich nicht kannte.

Also zurück zum Flugplatz. Erst auf dem Wege dorthin merkten wir, daß es doch eine Behörde gab, denn im Torbogen der Mandschustadt begegnete uns auf seinem prächtigen Maultier der Kommandant, preßte uns die Hände und beglückwünschte uns herzlich. Er wollte weder unsere Pässe sehen, noch etwas von irgendwelchen Revisionen wissen, was wir außerordentlich nett von diesem Herrn fanden, der in seiner dunklen Uniform und seiner kriegerischen Bewaffnung einen recht martialischen Eindruck auf uns machte.

Auf dem Platz hatte sich inzwischen halb Anhsi — viel will das allerdings nicht heißen — bereits um die beiden großen Silbervögel versammelt. Statt der warmen Würstchen und Nußstangen, die bei uns in Deutschland bei solchen Gelegenheiten verkauft werden, hatte sich ein lebhafter Obst- und Brothandel entwickelt, der ein buntes und fremdartiges Bild bot.

Die Bevölkerung, jene in Nordchina übliche Mischung aus Chinesen- und Mongolenblut, war zum überwiegenden Teil nicht zu Fuß, sondern auf ihren Eseln erschienen, die hier recht eigenartig gesattelt werden. Da man die Sattelgurte nicht fest anzieht, schafft man dem Sattel einen Halt durch eine Art Kummet, das hinter die Kruppe unter den Schwanz kommt . . ein für deutsche Reiteraugen etwas seltsamer Anblick.

Während die Kinder meist völlig nackt oder nur mit mehr oder weniger überflüssigen Stoffetzen bekleidet waren, hatten die Frauen die Füße noch nach altchinesischer Sitte eingebunden. Die Männer dagegen waren nicht mehr chinesisch angezogen, sondern trugen eine Art Übergang zur Wüstenkleidung. Auf dem Kopf hatten sie entweder den mohammedanischen Turban oder die Türkenkappe.

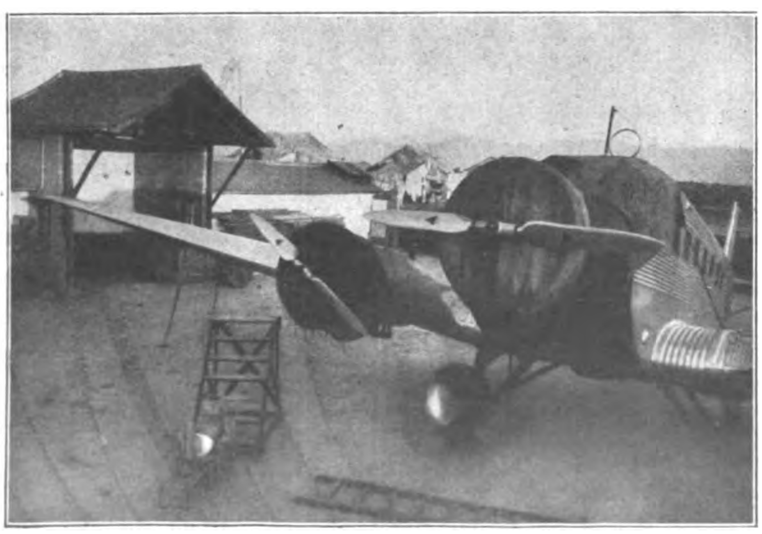
Es ist nicht ganz leicht, die Schaulustigen dazu zu bewegen, uns die Startbahn freizugeben. Aber als wir auf die Anlaßknöpfe drücken und alle drei Motoren auf Anhieb kommen, da weichen sie doch vor dem tiefen Brummton unserer BMW.s zurück. Bei der Größe des Platzes können wir trotz geringen Seitenwindes gleich vom Fleck weg starten Und als wir steigen, stellen wir zu unserem Erstaunen fest, daß die vertrackten Verstellpropeller, die uns soviel Kummer gemacht haben, jetzt — wo es nicht mehr erforderlich ist — mit einem Male ganz vortrefflich funktionieren. Das ist eben die bekannte Tücke des Objekts.

Bei uns: Wüste Gobi.

Nach links schweift der Blick aus der Höhe hinein in die Einsamkeit der Wüste Gobi, auf der anderen Seite hinüber zum prachtvollen Richthofen-Gebirge, das schneebedeckt seine ganze eindrucksvolle und kaum bekannte Schönheit vor uns ausbreitet. Nur eine und eine viertel Stunden dauert der herrliche Flug zu dem von der Stadt ziemlich weit entfernten Flugplatz von Soutchow. Er liegt in einem ausgetrockneten Flußtal und ist von der Eurasia vorbildlich hergerichtet worden. Dort befindet sich auch die Eurasia-Station. Ein großer Bungalow, auf der einen Seite das Betriebsstoff- und Öllager, auf der anderen eine große und geräumige Werkstatt, die einen Vorbau besitzt, unter den man den Rumpf einer Junkers W 34 schieben kann, um hier, gegen Staub und Regen geschützt, an ihr die notwendigen Wartungsarbeiten vorzunehmen.

Ebenso herzlich wie durch die deutschen Kameraden der Eurasia in Anhsi werden wir nun von dem chinesischen Flugleiter, der einst in Dresden studierte und recht gut deutsch spricht, empfangen. Kaum haben wir unser Flugzeug verlassen, da stürzen sich bereits die chinesischen Monteure und Kulis mit bemerkenswertem Eifer auf unsere Maschine, um sie zu verankern, zuzudecken und für die Nacht fertigzumachen. Nun strömen die ersten Soutchower herbei, denn obwohl die Stadt von der Eurasia im regelmäßigen Dienst angeflogen wird, ist immer noch jedes Flugzeug, das hier landet, eine besondere Sehenswürdigkeit, die sich niemand gern entgehen läßt

Auch der Befehlshaber der Stadt traf, begleitet von seiner Leibwache, im Lastkraftwagen auf dem Flugplatz ein. General Ma — er war der erste General „Ma", den wir erlebten, sollte aber leider nicht der letzte bleiben — und ich tauschten nach chinesischer Sitte unsere Visitenkarten. Er sprach mir seine Glückwünsche aus und äußerte dann den Wunsch, unser Flugzeug besichtigen zu dürfen.



Die baulichen Anlagen der Eurasia-Station in Sianfu beweisen, daß im Inneren Chinas moderne Verkehrsverhältnisse erst im Entstehen sind.
Aufnahme: Graf Castell.

Trotzdem ich bemerkte, daß sich der General lebhaft für die Maschine interessierte, war er sichtlich bestrebt, die Besichtigung nach Möglichkeit abzukürzen. Wir wunderten uns über sein deutlich erkennbares Drängeln, ohne zunächst dafür eine Erklärung zu finden. Die erhielten wir erst, als der General die Maschine verließ; denn gleich neben dem Flugzeug wurde eiligst ein Gebetteppich entrollt, General Ma und seine Leibwache wandten sich mit dem Gesicht nach Mekka und versanken im Gebet. Als gläubiger Mohammedaner wollte der General das vorgeschriebene Abendgebet das vor Eintritt der Dunkelheit beendet sein muß nicht versäumen.

Inzwischen begann der Flugleiter mit seinen Leuten die auch bei uns übliche Nachtbeleuchtung, die aus weißen, grünen und roten Petroleum-Sturmlaternen besteht, auszustellen. Kurz nur war die Dämmerung, überraschend schnell wurde es Nacht.

Jetzt — bei völliger Dunkelheit — hörten wir, daß Lutz, der den Platz gut kannte und darum in Anhsi später gestartet war als wir, zur Landung ansetzte. Hell flammten Scheinwerfer und Landefackeln seiner Ju, als die Maschine ausschwebte und rollte. So kamen die Soutchower durch dieses Feuerwerk, das sich da vom nachtdunklen Himmel zur Erde niedersenkte, zu einem interessanten und für sie neuartigen Schauspiel.



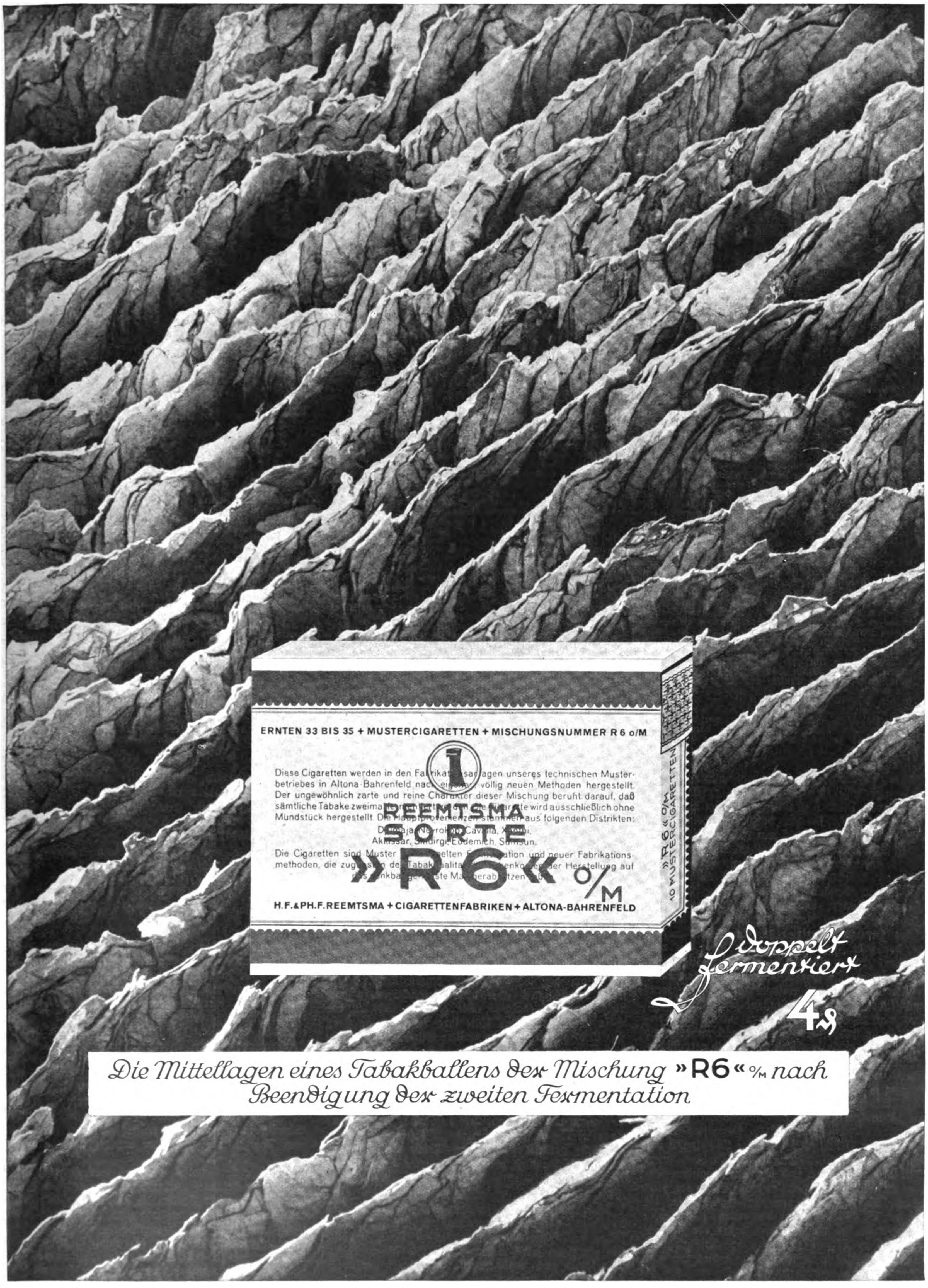
Sianfu, die Hauptstadt der chinesischen Provinz Schensi, wird von einer gewaltigen, für eine weit größere Einwohnerzahl berechneten Stadtmauer umfaßt
Aufnahme: Graf Castell

Wir sieben deutschen Flieger und der chinesische Flugleiter saßen, während sich das Volk draußen allmählich verlief, bald zu einer fröhlichen Tafelrunde vereint in dem zwar primitiven, aber blitzsauberen Bungalow. Was tat's, wenn sich im Laufe des Essens herausstellte, daß dies und jenes fehlte?! Unser chinesischer Flugleiter entschuldigte sich immer wieder mit den Worten: „Bei uns Wüste Gobi — nichts zu machen!"

Wir glaubten ihm gern, daß man der Wüste Gobi viel zugute halten muß, denn Soutchow liegt ja wirklich nicht im Brennpunkt des Verkehrs. Die dauernde Wiederholung dieses Satzes aber machte ihn mit Windeseile zu einem geflügelten Wort, das wir mit Heiterkeit sogar selbst anwendeten.

Trotzdem — das Essen war wirklich gut und richtig chinesisch So sehr chinesisch sogar, daß selbst während der Mahlzeit die in heißes Wasser getauchten Tücher nicht fehlten, die — man mag es glauben oder nicht — fabelhaft erfrischen, wenn man sie gegen das Gesicht drückt, jeden Schweißausbruch verhindern und dazu beitragen, daß man die Anstrengungen eines guten Essens mit seinen vielen und durchaus nicht immer milden Gerichten besser übersteht.

(Fortsetzung folgt.)


ERNTEN 33 BIS 35 + MUSTERCIGARETTEN + MISCHUNGSNUMMER R 6 o/M
REEMTSMA
SORTE
»R6« o/M
H.F.&PH.F.REEMTSMA + CIGARETTENFABRIKEN + ALTONA-BAHRENFELD
»R6« o/M
10 MUSTERCIGARETTEN
doppelt fermentiert
4 Pf.
Die Mittellagen eines Tabakballens der Mischung »R6« o/M nach Beendigung der zweiten Fermentation

Das Geheimnis des „Schreitenden Apollon"

Roman von Edmund Finke

(3 Fortsetzung.)

Bisheriger Inhalt:

Joan Laroche, seit kurzer Zeit bei der „Globe" Versicherungsgesellschaft als Sekretärin angestellt, bekommt von ihrem Direktor, Mr. Trickle eine Eintrittskarte für eine Zauberkünstlervorstellung in einem Vergnügungspark aufgedrängt Sie wählt als männlichen Schutz Jim Monkwell, der auch bei der „Globe" angestellt war, von dem Geschäftsgebaren der „Globe" aber nicht viel hält und seine Stellung inzwischen gewechselt hat Jim verabredet, Joan nach der Vorstellung am Ausgang des Zaubertheaters zu erwarten. Der Zauberkünstler Philibert bittet Joan zu sich auf die Bühne, um sie hinter einer durchsichtigen Scheibe verschwinden zu lassen Joan verschwindet tatsächlich, das Theater leert sich, und die Zuschauer sind der irrtümlichen Meinung, es habe sich bei dem Mädchen um eine bezahlte Gehilfin des Zauberers gehandelt. Jim erwartet Joan nach der Vorstellung vergebens, er eilt von Bude zu Bude, dann wird es dunkel um ihn her. Seine Zimmervermieterin findet am nächsten Morgen ein leeres Bett und erstattet Abgängigkeitsanzeige Im Falle Joan kommt es zu keiner ähnlichen Anzeige, weil die Pensionswirtin telephonisch Nachricht erhielt, Joan sei erkrankt und in ein Hospital übergeführt worden. Mr Trickle überträgt seinem Vertreter die Geschäfte und verreist für 14 Tage. Einen Tag nach ihrem merkwürdigen Erlebnis erwacht Joan in einem Sanatorium für Geisteskranke; man nennt sie Frau Trickle, und sie vermutet, daß ihr Direktor mit ihrer jetzigen Lage und mit dem, was ihr in der Zaubervorstellung passiert ist, im Zusammenhang steht. Von den Ereignissen des Vorabends ist ihr nur noch erinnerlich, daß sie auf einem Korbsessel auf der Bühne gesessen hatte und unmittelbar danach dann in einen Schacht gesunken war; dann umfing sie tiefe Ohnmacht. Dr Trickle betritt das Sanatorium Ihm ist unbehaglich Er war, ohne es zu wollen, durch seine Stellung bei der „Globe" in die Machtsphäre eines Mannes hineingeraten, den er nicht einmal kannte, der aber ganz bestimmt ein Verbrecher war. Er bezahlt dem Sanatoriumsinhaber einen unverschämten Preis für den zweitägigen Aufenthalt seiner „Frau" und versucht, Joan, die er mitnehmen will, zu erklären, warum er sie hierher gebracht habe. Der Zauberkünstler habe ihn angerufen, und er habe sie dort ohnmächtig vorgefunden und hier untergebracht. Trickle lädt Joan ein zu ihrer Erholung mit in sein Landhaus zu kommen Joan will nicht, entschließt sich aber dann doch dazu. Im Landhaus wirtschaftet eine alte Haushälterin Abends, als Trickle und Joan allein sind, eröffnet ihr Trickle, daß er, ohne es zu wollen, das Werkzeug eines Mannes geworden sei, der die gesamte „Globe" von außen her dirigiere. Er sei das jetzt leid Zu einem Verbrechen lasse er sich nicht zwingen. Er habe die Befürchtung, es ginge um ihr Leben. Er mache aber so etwas nicht mit. „Ich werde Sie retten", sagte Trickle, indem er einen Whisky nach dem andern trinkt. „Morgen gehe ich nach Scotland Yard und werde alles enthüllen" Joan schloß aus diesen Reden, daß Trickle sie im Auftrag eines Unbekannten hierher gebracht habe, daß er wahrscheinlich selbst in Gefahr sei, wenn er die Weisungen dieses anderen nicht befolgen würde. Sie ahnte Furchtbares, und als sie sich am nächsten Morgen erhob, war sie fest entschlossen, selbst die Polizei zu verständigen, falls Trickle sich die Sache selbst überlegt haben sollte Während dieser Unterredung in dem Landhaus in Skegneß unterhielt man sich in London über das Verschwinden der hübschen Joan. Besonders lebhaft diskutierte man darüber in jener Pension wo Joan gewohnt hatte. Hier wohnten auch Mr Pollard, ein kleines Männchen um die Fünfzig herum, der den Vater Joans gekannt hatte und sie als seinen Schützling ausgab, ferner Mr Patchull, Buchhalter bei der „Globe", und Mr. Yelverston, ein freier Schriftsteller und Journalist. Yelverston, dem Joan nicht gleichgültig war, wußte, daß das Mädchen mit Jim Monkwell den Vergnügungspark besucht hatte Durch einen Radioaufruf hatte er erfahren, daß nun auch Mr. Monkwell als abgängig gemeldet wurde. Als er nun weiter hörte, daß Direktor Trickle der Pensionsinhaberin telephoniert habe, Joan sei in ein Hospital übergeführt worden, beschloß er, die „Globe" aufzusuchen. Er ließ sich bei Patchull melden, der gerade einen Brief hastig beiseitelegte. Mr. Trickle, so wurde ihm gesagt, sei verreist. Yelverston gelang es durch eine List, festzustellen, daß der Brief den Poststempel Skegneß trug, und da er zwischen diesem Brief, der Abwesenheit Trickles und dem Verschwinden Joans einen Zusammenhang vermutete, beschloß er, mit seinem Wagen nach Skegneß zu fahren. Hier stellte er mühelos fest, daß ein Herr aus London und seine Sekretärin ein Landhaus bezogen hatten Auf dem Weg zu diesem Hause kam ihm plötzlich Joan entgegengelaufen, die ihm aufgeregt erzählte, Trickle sei nach dem Genuß einer Tasse Tee von furchtbaren Erstickungsanfällen geplagt und dem Tode nahe. Sie selbst habe den Tee bereitet und sich zuerst eingeschenkt, weil sie keinen dunklen Tee mochte. „Ich mag ihn nicht so hell", hatte Trickle gesagt. „ich werde ihn mir selbst eingießen." Dann habe er getrunken, und nach einigen Minuten sei ein furchtbarer Schweißausbruch erfolgt. Das alles wäre so unheimlich gewesen, daß sie fortgelaufen sei, um einen Arzt zu holen: auf diesem Wege befände sie sich jetzt

Wenn ein Mann eine Frau liebt, wird er bestrebt sein, seine Gefühle in Worte zu kleiden, zu reden, Klarheit zu schaffen Warum ist Yelverston das nicht? Ihr fiel ein, daß er anscheinend auf Monkwell eifersüchtig gewesen war. Monkwell? Monkwell war schon viel deutlicher geworden Aber Yelverston war ihr sympathischer Sie sah ihn an. Er gefiel ihr. Das schmale Gesicht, in dem manchmal ein Ausdruck von Härte und Verschlossenheit vorherrschte, das aber ihr gegenüber immer einen weicheren, gewinnenderen und liebenswürdigeren Ausdruck annahm, der die Gefühle des Herzens widerspiegelte, die schönen weißen Zähne, das feine, ganz leicht gewellte Haar, die ausdrucksvollen, grauen Augen, die sehr hochmütig dreinschauen konnten. Da war Monkwell schon aus einem weit gröberen Holze und weitaus gewöhnlicher, wenn er auch sicherlich ein sehr anständiger Mensch war Warum war es denn dem guten Monkwell nicht eingefallen, sie zu suchen? Er hätte doch viel mehr Grund dazu gehabt, da er sie in Hampstead Heath vermißt haben mußte. Sie fragte aufs Geratewohl: „Hat sich Mr Monkwell nicht nach mir erkundigt? Er mußte doch in Sorge sein."

„Nein Monkwell ist verschwunden Radio und Zeitungen haben sein Verschwinden verlautbart. Er wird seit Samstagnachmittag vermißt." Yelverston machte ein sehr ernstes Gesicht. „Sie sind der Mittelpunkt von Ereignissen geworden, Miß Laroche die ungewöhnlich und unerklärlich sind und alle möglichen Befürchtungen zulassen. Ich halte es nicht für ratsam, hierzubleiben Wir geraten hier unweigerlich in die Hände der Grafschaftspolizei, die weder findig noch rücksichtsvoll ist Ich schlage Ihnen daher vor, zu verschwinden Dem Manne", er wies auf Trickle, „kann nicht mehr geholfen werden. Warum sollten wir uns seinetwegen in Ungelegenheiten stürzen!"

Joan sah Yelverston mißtrauisch und erstaunt an „Wann haben Sie herausgefunden daß mich Trickle nach Skegneß geschleppt hat?"

„Gestern mittag Leider kam ich erst spät abends nach Skegneß. Ich hatte keine Straßenkarte bei mir und machte einige unnütze Umwege Es tut mir leid, daß ich Sie nicht schon gestern abend hier herausgeholt habe. Aber ich konnte nicht wissen, daß die Sache so bedrohlich stand."

Joan betrachtete ihn noch immer mißtrauisch Warum wollte er verschwinden? War er vielleicht hier in aller Frühe ins Haus eingestiegen, um sie aus den Händen Trickles zu befreien? Hatte er Trickle ermordet? Nein, das konnte nicht möglich sein. Trickle war ein Feigling gewesen und hätte nichts dagegen einzuwenden gehabt, daß Yelverston sie nach London zurückbrachte Rache? Eifersucht? Nein. Yelverston war ein Gentleman und würde sich immer ihren Entscheidungen fügen

Seltsam, daß sich die beiden jungen Leute gegenseitig verdächtigten, aber diese Verdächtigungen doch nicht recht ernst nahmen Sie glaubten nicht an das Böse im andern. Das hätte ihre Neigung, ihr Herz, ihre Liebe getötet, und das wollten und konnten sie nicht dulden

Yelverston beschwor Joan, ihm nach London zu folgen „Hier werden wir sofort verhaftet und in lächerlichen Gemeindekottern festgehalten werden Polizisten, Coroners und Staatsanwälte machen hier draußen eine Sensation aus dem Falle, um zu Ruhm, Ansehen und Avancements zu gelangen, und zwölf strohdumme Geschworene verurteilen uns zum Tode, weil niemand anderer zur Hand ist, den sie schuldig sprechen könnten"

„Sie glauben wirklich, daß Trickle vergiftet worden ist?"

„Es sieht so aus Ich bin kein Arzt, aber ich verstehe doch genug von den Symptomen, um zu sagen, daß er keines natürlichen Todes gestorben ist Joan, ich bitte Sie um Ihrer selbst willen, packen Sie Ihren Koffer Wir fahren nach London zurück und können noch während der Fahrt beraten, was zu tun ist"

„Wir fahren nach Scotland Yard Mr Yelverston!"

„Paul Yelverston!"

„Wenn Sie mit mir nach Scotland Yard fahren und dort aussagen, was Sie hier gesehen haben, will ich Sie gern Paul nennen."

Yelverston lächelte melancholisch „Ich fürchte, wir werden in den nächsten Tagen nicht oft dazukommen, uns Joan und Paul zu nennen."

„Hoffentlich werden wir uns dafür später um so öfter diesen Luxus gestatten können"

„Ich werde Sie beim Wort nehmen, Joan"

VII. Kapitel: New Scotland Yard greift ein

5. Juni

Inspektor Borden saß auf dem altersschwachen Holzsessel vor seinem wackligen, kleinen Schreibtisch, an dem ihn noch nie jemand schreiben gesehen hatte. Dort, wo sich laut legendarischer Überlieferung der Beamten des Yard nichts anderes befinden sollte als das Tischtelephon samt den beiden Verzeichnissen, von denen das eine die gewöhnliche alphabetisch geordnete Liste der Telephoninhaber, das andere die nach Buchstaben und Ziffern geordnete Liste der Fernsprechstellen mit der Angabe ob öffentlich oder in privaten Händen (die letzteren mit beigefügten Namen) enthielt, stand heute eine prächtige Apollonfigur in Bronze, ein sogenannter „Schreitender Apollon", dessen unnachahmlicher Schwung in eine Weite zu weisen schien, der es auf ein paar Jahrtausende mehr oder weniger nicht mehr ankam

Harry Lytton Paine, der uns aus vielen andern Abenteuern bekannte „technische Dezernent" des Yard, der gemeinsam mit Borden die schwierigsten Mordfälle der Metropole bearbeitete und zumeist auch, wie Hegel sagt, dem Recht zu seinem Recht verhalf, hatte die Apollonfigur vom Experten für Kunstfälschungen entliehen und in das berüchtigte Dienstzimmer 113 geschleppt, das mit dem dahinter liegenden Zimmer 112 ihm und Borden zur Erledigung ihrer Büroarbeiten zugewiesen war Ins Zimmer 112 konnte niemand gelangen, ohne vorerst einmal 113 zu betreten, und da Borden nicht übermäßig höflich war blieben die beiden



von unerwünschten Eindringlingen, wie plaudernden Kollegen, Presseleuten oder aufdringlichen Wichtigtuern verschont. Die Gruppe Borden des Norddepartements des CID. hatte heute Bereitschaftsdienst, das hieß, sie rückte nur dann zu einer notwendigen Untersuchung aus, wenn die Hauptdienstgruppe schon anderwärts beschäftigt war.

Da die meisten Mordtaten erst nach Einbruch der Dunkelheit begangen und in den ersten Morgenstunden entdeckt werden, hoffte Paine ungefährdet über die ersten Nachmittagsstunden des prächtigen Frühlingstages — der Abreißkalender zeigte das Datum des 5. Juni und die elektrische Wanduhr zehn Minuten vor vier an — hinwegzukommen, und benützte die Gelegenheit, um an Hand des „schreitenden Apollon" dem grimmig dreinschauenden Borden, dessen kurzes, eisengraues Haar unter der zwei Nummern zu kleinen Melone sich vor Ärger über Paines Ausführungen längst wie die Stacheln eines Igels gesträubt hatten, ein paar nette kleine Theorien zu entwickeln.

„Sehen Sie sich das Stück einmal genauer an, Borden. Ein Kunstwerk ersten Ranges, ganz durchdrungen und getragen vom Geiste der Antike! Kann man das überhaupt noch eine Fälschung nennen? Sie kennen die Firma H W Thomas, die jedes Jahr zwei große Kunstauktionen veranstaltet?" Der Inspektor schüttelte verdrossen den Kopf. „Nö, kenn' ich nich Und wenn, so doch nur insoweit, als ich weiß, daß derlei Veranstaltungen oberfaul sind Schwindel, Betrug, Kunstgaunerei, wenn Sie es wissen wollen . . "

„Schön Ich weiß, daß Sie in allen Belangen der Ästhetik Pessimist sind."

„Erzählen Sie mir, um Gottes willen, nichts von Ästhetik Schön ist für mich dort, wo ich 'n gutes Tagewerk vollbracht habe."

„Sie lassen mich wieder einmal nicht zu Worte kommen, Inspektor Ich bemühe mich, Ihnen 'n bißchen Bildung und Schliff beizubringen, und Sie wollen nichts anderes hören als Mord, Mord und wiederum Mord Wie langweilig!"

„Sie erzählten mir doch selbst mal von einem gewissen de Quincey und dem Schmöker ‚Der Mord als eine schöne Kunst betrachtet'?"

„Sie sind unausstehlich, Inspektor, und niemals bei der Sache, außer wenn Sie Ihre blaue Nase in Blut stecken."

„Wenn Sie so viele Tage und Nächte an Straßenecken herumgestanden wären wie ich, hätten Sie auch eine blaue Nase, mein lieber Paine Ich hab' von unten angefangen und kenne den Zimt Sie aber sind von irgendeiner hohen Schule hereingeschneit, wo Ihnen mit 'nem großen Löffel beigebracht worden ist, wie man Verbrecher fängt: mit Logik und Kriminologie, Deduktionen und Tiefenpsychologie Und heute hat es Ihnen zufällig mal die Ästhetik angetan Meine Ansicht ist, daß Leute, die soviel Geld haben, um derlei Zeug zu sammeln, nichts anderes verdienen als betrogen zu werden. Sollen das Geld lieber für wohltätige Zwecke verwenden oder die armen Maler und Bildhauer beschäftigen, die heute hungern"

„Das ist es ja eben, Borden. Ich wollte genau dasselbe sagen, nur auf meine Weise"

„Darunter verstehen Sie wohl: so umständlich wie möglich"

„Thomas hat das Stück aus privaten Händen übernommen und bar bezahlt. Die Dame, die das Stück in einer eigens dafür gebauten Holzschachtel heranbrachte, kam in einem erstklassigen Chrysler vorgefahren, und das Wappen auf dem Wagenschlag stimmte tatsächlich mit dem angegebenen Namen überein Ein Antiquitätenhändler, der nicht rasch zugreift, kommt um die besten Gelegenheiten Thomas stellte also sofort einen entsprechenden Scheck aus, und die Sache war erledigt Wie er nun den Apollon zur Auktion bringt, finden sich sofort ein paar Kunstschmarotzer die seine Echtheit anzweifeln. Die Dame legte, als der Kauf abgeschlossen wurde, Papiere vor, die bewiesen, daß das Stück aus der Sammlung des Lord Arundel stammt, der sie zur Zeit Elizabeths und Jakobs I anlegte Die Experten aber bezeichneten später die Legierung als Vorkriegskanonenmetall und die Arbeit selbst als eine Fälschung aus dem Atelier des berühmten de Graff aus Brüssel Sie können sich noch an den Skandal erinnern, Borden? Vor fünf oder sechs Jahren, als drüben auf dem Kontinent der tolle Ausverkauf an Kunstwerken und Kulturwerken herrschte, konnte de Graff gar nicht genug Nachahmungen erzeugen, um den Bedarf der Kunsthändler zu decken. Als die Geschichte aufkam, hat er sich erschossen"

„Nun und . ? Was soll das? Eine Geschichte wie tausend andere auch!"

„Nein, de Graff war ein Künstler Ich sage Ihnen, Inspektor, es ist ganz und gar gleichgültig, ob dieser Apollon von Lysippos gegossen wurde oder von de Graff Lysippos könnte keinen schöneren geschaffen haben Wo ist — bei diesem wunderbaren Werk — das Merkmal der Fälschung? Worin besteht es? In der Beschaffenheit des Materials? Lächerlich!"

„Sie wissen das selbst sehr genau, Paine Es handelt sich um die betrügerische Absicht, ein Kunstwerk als antik zu verkaufen, das erst vor wenigen Jahren angefertigt worden ist."

„Die Menschen sind doch verdammte Idioten! Von Kunst verstehen sie allesamt nichts. Sie mißtrauen ihrem Geschmack. Was nicht von der Zeit, gleichgültig, ob von einem Jahrhundert oder etlichen Jahrtausenden bestätigt wurde, besitzt in ihren dummen Augen keinen Wert Die Künstler der Gegenwart verreden, die Sammler aber kaufen Fälschungen Sie erziehen die Künstler zu Fälschern. Zumindest jene, die einen schwachen Charakter haben"

„Na, endlich sind Sie dort, wo die Geschichte interessant wird Bei der Boheme Sie könn' mich für 'nen Banausen halten, für einen sturen John Bull, wie er im Buche steht; aber ich, ich halte von den Kerlen gar nichts!"

„Einverstanden, Inspektor! Sie haben nicht ganz unrecht Diese Reste einer gänzlich unromantischen Boheme, wie sie bei uns weniger in Bloomsbury als in Chelsea und etlichen Randbezirken in Privathotels und Boardinghouses existiert, weist sicherlich einige recht bedenkliche asoziale Erscheinungen auf, lebt in Feindschaft mit der bürgerlichen Gesellschaft, die eigentlich nichts anderes verdient zeigt kulturbolschewistische Züge und ist vor allem erzfaul; träge, meine ich, schläft bis Mittag und lungert bis zum Morgengrauen bei Ale, Gin und Kunstgesprächen in Privatzirkeln herum Aber, was ich sagen wollte, dieser ‚Schreitende Apollon' konnte niemals von einem leichtfertigen Bohemien, sondern nur von einem sehr ernst zu nehmenden Künstler geschaffen werden, und es ist eine Affenschande, daß man so etwas eine Fälschung zu nennen wagt Zufällig ist mir erinnerlich, daß de Graff zu den fleißigsten Arbeitern seiner Zeit gehörte."

Während der letzten Worte Paines öffnete ein Konstabler die Tür des Dienstzimmers 113 von außen Er mußte diese Worte ebenso deutlich gehört haben wie die beiden jungen Leute, die hinter ihm standen.

Inspektor Borden fragte schroff: „Was ist los, Garnett?"

„Der Herr wünscht den Chef der diensthabenden Mordkommission zu sprechen."

„Wissen Sie nicht, daß heute Ransom Erster ist?"

„Inspektor Ransom ist mit seinen Leuten vor einer halben Stunde abberufen worden."

Borden seufzte. „Lassen Sie den Herrn und die Dame herein, Garnett!"

Joan Laroche und Paul Yelverston traten ein. Als das Mädchen die Bronzefigur des „Schreitenden Apollon" im strahlenden Nachmittagssonnenlicht auf dem Schreibtisch stehen sah, fiel sie mit einem lauten Aufschrei ohnmächtig zu Boden, ehe auch nur einer der Männer den Sturz verhüten konnte.

In Paines Dienstzimmer stand ein altes, schwarzes, wurmstichiges Ledersofa, das irgendwann einmal aus den Empfangsräumen des Chefs ausgemustert worden war und den Weg nach unten angetreten hatte. Die beiden jüngeren Männer betteten Joan auf dieses Sofa und Inspektor Borden schob die Melone aufs Hinterhaupt, rieb sich die faltenreiche Stirn und verfluchte die Stunde, in der aus einem Rippchen das Weib geschaffen worden war.

„Was soll das bedeuten?" fragte Paine, auf Joan weisend. Das Mädchen gefiel ihm. Ihr ernstes, fast tragisches Gesicht ließ vermuten, daß sie weder eitel noch oberflächlich war, sondern mit dem Leben gerungen hatte, wie Jakob einst mit dem Engel rang: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn. Gleichwohl war es nicht unmöglich, daß er eine Verfluchte vor sich hatte, die ihr Gewissen erleichtern wollte. „Was soll das?" fragte er zum zweiten Male.

Yelverston wußte nicht recht, was er antworten sollte. Sein Unternehmen kam ihm verrückt und unmöglich vor. Wie sollte er diesen Beamten erklären, was in Skegneß geschehen war, ohne daß sie ihn und Joan für schuldig hielten?

„Es war zuviel für sie. Kein Mensch hätte das ausgehalten, was sie seit Samstagabend ertragen mußte." Joan hatte ihm während der Fahrt nach London berichtet, was geschehen war. Yelverston bemühte sich jetzt, diese seltsame Geschichte so wortgetreu wie möglich an die Männer des CID. weiterzugeben. Er verschwieg nichts, schilderte seine eigenen Besorgnisse und die Erlebnisse mit Patchull, wies auf Montwells Verschwinden hin und berichtete schließlich ausführlich alle Umstände von Trickles Tod und erzählte, unter welch schrecklichen Verhältnissen er Joan frühmorgens in Skegneß aufgefunden hatte.

„Vielleicht habe ich einen schweren Fehler begangen, als ich Miß Laroche veranlaßte, hierherzufahren. Aber der Gedanke, das Mädchen in die Hände dieser unwissenden Grafschaftspolizei fallen zu lassen, war mir unerträglich. Die Leute hätten uns doch sofort eingesperrt, wir wären monatelang in Untersuchungshaft gesessen und ich möchte 12:1 wetten, daß wir bei der Hauptverhandlung zum Tode verurteilt worden wären. Ich habe als Kriminalschriftsteller und Reporter genug Erfahrung und Routine, um zu wissen, daß sich die Polizei bei derlei Gelegenheiten immer der nächstliegenden Argumente bedient. Die Verhandlung vor dem Coroner wäre zu unseren Ungunsten ausgefallen, und es wäre uns niemals möglich gewesen, den Leuten überhaupt auch nur die Gesamtkonstellation des Falles klarzumachen. Ich zweifle, daß Sie selbst, als Mann von Scotland Yard, sich ein Bild von der Sache machen können. Was mich selbst anbetrifft: Ich verstehe davon nur so viel, daß Trickle Joan . . . ich meine Miß Laroche . . . verschleppt hat und daß sie seit Samstag von Gefahren umgeben war, von deren Ausmaßen sie sich nicht im entferntesten einen auch nur annähernd richtigen Begriff gemacht hat. Sie schwebte, meines Erachtens, in Todesgefahr. Soviel ist mir klar geworden. Aber was dahintersteckt, um was es geht, wer ein Interesse haben könnte, dieses arme Mädchen zu ermorden, ist mir ein Rätsel. Sie besitzt weder Verwandte, noch einen größeren Bekannten- und Freundeskreis. Montwell und ich waren die einzigen Menschen, die sich um sie kümmerten. Abgesehen von Trickle, der gewiß ein Schurke war, wenn auch vielleicht nur einer ganz kleinen Formats, der von einem größeren abhing."

Yelverston verstummte. Er hatte über eine halbe Stunde zusammenhängend gesprochen. Inspektor Borden enthielt sich jeder Äußerung und Paine sah flüchtig das Protokoll durch, das er in Kurzschrift aufgenommen hatte. Schließlich bemerkte er kühl: „Sie werden jetzt wahrscheinlich einsehen, daß es Wahnsinn war, vom Tatort zu flüchten, ohne die Lokalpolizei zu verständigen. Aber — ob gut oder schlecht — man muß sich mit den Tatsachen abfinden. Was halten Sie von der Sache, Inspektor?" Paine wartete nicht erst die Antwort ab, die, wie er wußte, sehr eindeutig ausfallen würde, sondern setzte sogleich fort: „Ich glaube, es ist am besten, Sie gehen zum Chef und lassen sich den Fall offiziell übertragen, Borden. Das wird nicht so schwer sein, wie es im ersten Augenblick aussieht, da sämtliche Fäden des Verbrechens ohnedies von hier aus gezogen worden sind."

„Die Grafschaftspolizei wird toben und uns für aufdringliche Streber halten."

„Es ist geradesogut möglich, daß sie uns danken werden, wenn wir ihnen den Fall aus den Händen nehmen. Er ist rätselhaft genug, um New Scotland Yard in Bewegung zu setzen. Das Zentrum liegt hier in London; Skegneß ist bloß eine periphere Angelegenheit. Ein Schlußpunkt sozusagen. Vorläufig wenigstens."

„Und was tun wir hier mit diesen zwei Narren?"

„Wir nehmen sie mit. Sie werden die Fahrt zum dritten und vierten Male machen. Das ist die geringfügigste Strafe, die Sie für Ihr Verhalten treffen kann, Mr. Yelverston."

„Sie werden uns also nicht verhaften?"

„Darüber werde ich Ihnen an Ort und Stelle nach der Untersuchung Auskunft geben", brummte Paine. „Los, Inspektor, eilen Sie zum Chef. Nehmen Sie Yelverston mit. Ich werde mich unterdessen mit Skegneß ins Einvernehmen setzen."

Paine hob den Hörer ab und meldete ein Ferngespräch an. Dann sperrte er hinter Borden und Yelverston die Tür ab, steckte den Schlüssel ein und begab sich in sein Zimmer, wo Joan aus ihrer Ohnmacht in einen tiefen, ruhigen Schlaf gesunken war. Paine sah sie bedauernd an. Er mußte sie wecken und er mußte dabei den schnöden alten Trick versuchen, einen Menschen, ob er nun schuldig oder unschuldig war, im ersten unbewachten Moment des Erwachens zu überrumpeln, wenn weder die Sinne noch der Verstand arbeiten und zur Wirklichkeit des Lebens zurückgefunden haben. Er rüttelte sie nicht allzu zart an der Schulter und rief laut:

„Miß de Graff! Wachen Sie auf, Miß de Graff!" Joan schlug die Augen auf und flüsterte ein sanftes „Ja!".

„Wie geht es Ihnen? Fühlen Sie sich schon ein wenig wohler, Miß de Graff?"

„Ja. Es geht mir schon ganz gut. Verzeihen Sie, daß ich..." In diesem Augen-



blick kam ihr zu Bewußtsein, daß sie auf den Namen de Graff reagiert hatte. Sie fuhr auf und starrte Paine erschrocken an. Aber sie war müde und erschöpft, und ihr Verstand vermochte nicht, den plötzlichen Angriff abzuwehren. „Woher wissen Sie, daß . . ., aber nein, wieso nennen Sie diesen fremden Namen? Ich heiße Joan Laroche." Sie brach in Tränen aus. Ihre Schultern bebten, und Paine sah mitleidig auf sie nieder.

„Es war nur eine vage Idee von mir, daß Sie so heißen könnten, als Sie beim Anblick des ‚Schreitenden Apollon' in Ohnmacht fielen. Sie erkannten die Figur wieder. Das gab Ihnen den Rest. Wir wollen die Sache vorläufig wieder vergessen, Miß Laroche."

Joan sah Paine verwundert an. Sie hatte sich von den Manieren der Männer von Scotland Yard eine ganz andere Meinung gebildet, die eher der Sprache und dem Aussehen des bärbeißigen Borden entsprach

Paine lächelte freundlich. „Leider müssen Sie sich nochmals den Strapazen einer Reise nach Skegneß unterziehen. Diesmal fahren Sie unter unserem Schutz und Schirm. Auch Mr. Yelverston wird uns begleiten. Ich hoffe, daß Sie keinerlei Schuld an diesen dunklen Begebnissen trifft. Wenn Sie sich aussprechen wollen, tun Sie es jetzt! Vielleicht haben Sie unüberlegt gehandelt, als Trickle Ihnen lästig fiel?"

„Nein, nein! Wie können Sie das glauben? Wenn ich nicht mit Yelverston gekommen wäre, hätte mich Trickle hierherbegleiten müssen."

Paine fand die Struktur dieser Logik höchst sonderbar, behielt aber seine Zweifel für sich.

Drüben läutete das Telephon. Paine schloß die Tür hinter sich und Joan versuchte, sich ein bißchen herzurichten, so gut es vor dem kleinen Spiegel über dem alten, gesprungenen Waschbecken ging. Ihr war jetzt leichter zumute, wenn auch der Name de Graff schlimme, alte Erinnerungen in ihr wachgerufen hatte. Aber sie hieß Laroche. Das konnte sie beweisen. Und dieser junge Beamte, er konnte nicht älter als Fünfunddreißig sein, war sicher ein tadelloser Gentleman, dem sie rückhaltlos vertrauen durfte. Was schließlich die neuerliche Fahrt nach Skegneß anbelangte, so war sie sicherlich nicht sehr ergötzlich, aber es gab, im allgemeinen, unangenehmere Dinge, als an einem schönen Frühlingstage durch die lieblichen Fluren Old Englands zu reisen.

Nach etlichen weitläufigen Verhandlungen gab Sir Matthew Bying, der Chef des Yard, seine Einwilligung zur Übernahme des Falles Trickle durch die Gruppe Borden — Paine nannte diesen Fall später „Das Geheimnis des ‚Schreitenden Apollon'" — und auch die Polizei der Grafschaft Lincolnshire war schließlich und endlich nicht unzufrieden, daß ihr New Scotland Yard diese schwierige, dunkle Geschichte aus den Händen nahm, eine Geschichte, deren Hintergründe ihr wahrscheinlich unzugänglich geblieben wären, wenn Yelverston nicht von Haus aus New Scotland Yard zu Hilfe gerufen hätte.

Die beiden Automobile traten die Fahrt um 5.30 Uhr abends an. Im schweren Dienstwagen des CID. nahmen die Inspektoren Borden und Donovan sowie Dr. Crew, Smith, die Hilfsbeamten und Yelverston Platz; Paine lenkte, Joan neben sich, das Kabriolett Yelverstons, der diese Maßnahme ohne Protest, aber ungemein bedrückt hinnahm. Da die Sonne erst um 20.05 Uhr unterging, legten sie den größten Teil des Weges noch bei Tageslicht zurück und hielten kurz nach halb elf vor dem Gasthof „König Johanns Krone", wo die höheren Beamten und die Tatzeugen Quartiere nahmen, während Paine, die Photographen und die Leute des Finger Print Büros trotz der späten Nachtstunde sofort an die Arbeit gingen, um zu verhüten, daß die eventuell vorhandenen Spuren verlorengingen. Sie waren zufrieden, zu hören, daß alles so belassen worden war, wie Mrs. Stone es um die Mittagsstunde aufgefunden hatte. Nur der Tote war nach der vorgeschriebenen Untersuchung durch den Bezirksarzt auf sein Bett gelegt worden. Mrs. Stone hatte nichts berührt, da sie sofort nach der Entdeckung des grausigen Tatbestandes in den Ort hinuntergelaufen war. Bei dem gleich darauf vorgenommenen Lokalaugenschein waren selbstverständlich die betreffenden Vorschriften genauestens beobachtet worden. Die Verhandlung vor dem Coroner war für den nächsten Tag um 11 Uhr vormittags angesetzt, so daß den Beamten des Yard genug Zeit für ihre kriminalistischen Feststellungen blieb.

Als Joan nach unruhigem Schlaf frühmorgens erwachte, erfuhr sie, daß alles schon an der Arbeit war. Yelverston hatte sich den Beamten angeschlossen, und ein behäbiger Landpolizist begleitete nun auch das Mädchen in das Haus hinauf, in dem sie am vorhergegangenen Tage die schrecklichste Stunde ihres Lebens erlebt hatte

Paine beendete durch eine Handbewegung einen heftigen Streit mit Borden und Colonel Brooks, dem Chef der Grafschaftspolizei, die beide für die sofortige Verhaftung Yelverstons und Joans eintraten, wie das nicht anders zu erwarten gewesen war. Brooks war vollgepfropft mit kleinen populärwissenschaftlichen Abhandlungen über Triebexzesse und Geständniszwang, Borden hingegen hielt die beiden jungen Leute für ein abgefeimtes Gaunerpaar, Yelverston für einen entgleisten Intellektuellen, der kriminell geworden war und sich einbildete, die Polizei an der Nase herumführen zu können. Primitive Verbrecher konnte er unter Umständen noch verstehen, intellektuelle hingegen waren ihm ein Greuel.

„Nein", sagte Paine, „der Augenschein trügt, die Tatsachen entscheiden. Eine Anschauung setzt noch lange kein Denken voraus. Und hier, in diesem Falle, haben wir noch gar nicht angefangen zu denken. Wir stehen vor einem kriminalistischen Problem, vor einer geistigen Aufgabe, und ich werde mich hüten, schwierige Deduktionen durch eine plumpe Wahrscheinlichkeitsrechnung zu ersetzen. Zwei junge Menschen wie Yelverston und Miß Laroche sind nicht imstande, nach Scotland Yard zu fahren, wenn sie soeben einen Mord begangen haben. Sie hätten den Kopf verloren und wären geflüchtet. In Norfolk drüben überm The Wash hätten sie Gelegenheit genug gefunden, eine Segelbark oder einen Kutter nach Holland, Belgien oder Frankreich zu chartern. Das kostet nicht viel, und Mr. Yelverston scheint Geld genug zu besitzen, um sich ein derartiges Abenteuer leisten zu können. — Wir haben einige Fragen zu beantworten, die der Angelegenheit ein ganz anderes Gesicht geben können. Wo ist Montwell? Was wollte Trickle von Miß Laroche? Wer ist Mr. Patchull? Wo entspringen die treibenden Kräfte des Falles? — Nein, meine Herren, ich will nicht zu jenen gezählt werden, die hier in England die Methoden anderer Polizeien einführen, die ihren Grips durch Terror ersetzen und fünf oder zehn Verhaftungen vornehmen, ehe sie noch wissen, um was es geht. Von den täglichen Prügelszenen in kontinentalen Polizeiarresten, dieser Affenschande des 20. Jahrhunderts, will ich erst gar nicht zu reden anfangen, weil ich sonst überflüssigerweise in Zorn gerate."

(Fortsetzung folgt.)

KURT PAUSE:

Ein Mann erfindet die TARNKAPPE

Fritz Obermeyer, Inhaber der Firma Obermeyer & Sohn, Elektrische Batterien und Widerstände. hatte kaum sein Arbeitszimmer erreicht und hatte sich gerade durch die allmorgendlichen kleinen Notwendigkeiten und Handgriffe empfänglich für die geschäftlichen Anforderungen eines neuen Arbeitstages gemacht als er schon unliebsam gestört wurde. Die Sekretärin trat ein und brachte ihm eine Karte. — Der Chef blickte verstimmt auf das weiße Blatt: „Ernst Vollmer" stand darauf, weiter nichts als dieser Name — Obermeyer hob nachdenklich den Kopf. — Ernst Vollmer? — Vollmer? — Das war doch, ach Gott, das war doch Carola. — Carola, der phantastische Träumer, der unterhaltsame Gesellschafter, der geniale Bastler — ein Studienfreund von Fritz, von dem er in den letzten Jahren, eigentlich von dem Tage an, da sie als frischgebackene Diplomingenieure von der T H gezogen waren, nichts mehr gehört hatte

Obermeyer verzieh dem Freund den an sich ungelegenen Besuch; das bevorstehende Wiedersehen mit dem Zeugen einer schönen Zeit stimmte ihn heiter, und er schrie, mehr für den im Vorzimmer Wartenden als für die Sekretärin: „Herein mit ihm!"

Der Gerufene stand schon in der Tür

„Carola! Ich bin wirklich überrascht und erfreut dich so unvermittelt wiederzusehen Wie geht es dir? Tritt näher, leg bitte ab, setz dich, erzähle doch. Mensch Was führt dich zu mir, wirst du länger bleiben oder bist du nur auf der Durchreise?" — Obermeyer hatte das in aufgeregter Fröhlichkeit herausgesprudelt, nahm dem Angekommenen den Hut ab, zerrte ihm den Staubmantel von den Schultern und schubste ihn in einen Sessel

„Wenn du so weiter machst, käme ich das erstemal bei dir nicht zu Wort Zunächst mal Guten Tag', mein Junge. Ja, was mich wohl zu dir führt? Ich brauche dich, das heißt, weniger dich, als in erster Linie dein Geld, deine Unterstützung und dein Wohlwollen"

„Das ist immerhin eine ganze Menge!" lachte Obermeyer „Aber laß gut sein. Schieß mal los Womit schlägst du dich wieder herum?"

„Ich habe die Tarnkappe erfunden!"

Obermeyer lächelte hilflos zu diesen Worten des Freundes wie zu einem nichtverstandenen Witz

Vollmer registrierte schmunzelnd die gelungene Überrumpelung und fuhr fort: „Ganz so einfach, wie es scheinen mag, ist die Sache allerdings noch nicht sonst würde sich ja auch mein Hilferuf an dich erübrigen. Ich will erklären Von dem praktischen Wert und Nutzen dieser Erfindung will ich vorerst noch nicht sprechen lediglich die wissenschaftliche und technische Seite dieses Problems möchte ich nur ganz kurz beleuchten. Die Aufgabe, die ich mir stellte war, einen Gegenstand unsichtbar zu machen!"

Vollmer setzte nun dem aufmerksam lauschenden Freunde die grundsätzlichen Gedanken der „Tarnkappe" auseinander, die darin mündeten, die Eigenschaften eines Körpers, eines Stoffes, so zu verändern daß die Lichtstrahlen ungehindert durch ihn hindurchgehen können, der Gegenstand also unsichtbar ist, das heißt, mit menschlichen Lichtsinnesorganen nicht mehr wahrgenommen werden kann

Obermeyer hatte nicht alles verstanden und sein Gesicht drückte starke Zweifel aus Sein Gegenüber sagte deshalb abschließend: „Ich werde dir das alles im Experiment vorführen, die Anschauung wird dich nicht nur die Theorie besser verstehen lassen, sie wird dich auch überzeugen."

Die beiden Männer besprachen noch ein paar Einzelheiten der nächsten Zukunft, und Obermeyer drückte es als Selbstverständlichkeit aus, daß der Freund bei ihm Quartier nehmen werde

„Vielen Dank!" sagte Vollmer. „Ich werde also in deinem Hause wohnen, meine Füße unter deinen Tisch strecken, deine Zigaretten rauchen, deine Bibliothek beschlagnahmen und mich im übrigen äußerst unbeliebt machen"

Obermeyer hieb ihm kameradschaftlich auf die Schulter ‚Das letzte wird dir schwerlich gelingen, das andere wird uns, meine Frau kenn' ich zu gut, um sie hierbei nicht mit einschließen zu dürfen, nur eine große Freude sein" Die Pläne Vollmers nahm er fürs erste noch nicht sehr ernst und er konnte es sich leisten, den

Freund auf seine Kosten ein bißchen versuchen zu lassen; um so mehr versprach er sich von den verplauderten Abenden

*

Die beiden Männer und Hansi, Obermeyers junge Frau, saßen auf der Veranda Vom Garten schwieg die Stille des Abends herauf, durch das ferne Zirpen eines Heimchens manchmal unterbrochen, aber nicht gestört werdend Die Dämmerung begann der Nacht zu weichen In den dunklen Schatten, die aus Ecken und Winkeln krochen, zerflossen Formen und Farben der Gegenstände, und langsam schlug die aufkommende Nacht die kleine Welt um die drei Menschen herum in ihren weichen Mantel, unter dem sich die nächste Umgebung nur noch ahnen ließ.

Die Männer rauchten. Das Gespräch bewegte sich natürlich um die „Tarnkappe". Vollmer bemühte sich, in seinen Erklärungen auch der Frau verständlich zu werden und ließ sich eben vergleichsweise über die Röntgen- und Höhenstrahlung aus.

Obermeyer unterbrach ihn aufgeregt: „Das ist doch nichts Neues und ist doch praktisch in deinem Sinne nicht verwendbar. Dazu sind ja Erscheinungen notwendig, die ihrerseits wieder sichtbar sind."

Vollmer beschwichtigte: „Nicht so voreilig, lieber Freund, ich führte das nur als Beispiele an, um an Hand der Untersuchung einschlägiger Ursachen die Möglichkeit meiner Lösung des Problems aufzuzeigen. Man könnte danach zwei Wege beschreiten. Entweder auf die Lichtstrahlen noch so viel Energie hinaufpacken, daß sie den Stoff zu durchdringen vermögen, oder den Lichtwiderstand eines Körpers soweit herabsetzen, daß ihm die Fähigkeit, Lichtstrahlen in irgendeiner Weise zu verändern, genommen wird. Die erste Möglichkeit scheidet aus; denn dadurch muß die Eigenart der Strahlung eine andere werden, es könnte nicht mehr von ‚Licht' die Rede sein Wir würden den Körper trotzdem sehen, wenn auch in einiger Verschiebung in bezug auf unsere Wahrnehmung Das Problem ist damit in der Definition gelöst!"

„Halt, halt", rief Obermeyer, „ich habe das noch nicht ganz kapiert. Du willst dir zutrauen, die optischen Gesetzmäßigkeiten antasten zu können?"

Vollmer schien von überlegener Ruhe. „Im Gegenteil, ich will sie ausnutzen, und nur sie waren meine Voraussetzungen in all diesen Überlegungen und Versuchen"

Obermeyer schnitt Vollmer mit einer hastigen Frage das Wort ab. „Wenn ich dich vorhin richtig verstanden habe, dann willst du mit Hilfe magnetischer Spannungen die Eigenschaften eines Körpers dahin verändern, daß dieser Körper die Fähigkeit, Strahlen zu brechen, zu absorbieren, zu reflektieren, verliert?"

„So ist es!" nickte Vollmer

„Ja, für einen anorganischen Stoff kann ich mir das allenfalls vorstellen. Für einen organischen aber, für ein Lebewesen, abgesehen von der Durchführbarkeit deiner Idee, habe ich doch Bedenken. Ich stehe diesen Dingen zwar zu fern, um mir biologisch eine Stellungnahme erlauben zu können, ich weiß jedoch, daß das Licht einen außerordentlich wichtigen Faktor im Lebensprozeß von Pflanze und Tier darstellt Ob du ohne Schaden in diese Verhältnisse eingreifen darfst, das wage ich doch anzuzweifeln."

Vollmer beeilte sich zu erwidern: „Es ist mir bisher noch nicht gelungen, bei der Kompensierung dieser Eigenschaften eine tiefgreifende Einwirkung auf den Stoff selbst auszuschalten. Und du hast recht, das ist immerhin peinlich, da ich ja auch oder sogar in der Hauptsache Lebewesen unsichtbar machen will. Meine Tierversuche sind bisher alle negativ verlaufen Die Ursachen dafür habe ich noch nicht einwandfrei erkennen können und habe zur Erforschung dieser Gründe mit Dr Nurmalainen, einem finnischen Biologen, Verbindung aufgenommen. Unsere Interessen kreuzen sich nämlich, und er hat mir bereits einige bedeutsame Fingerzeige gegeben, die mich vorwärtsgebracht haben Die Experimente, die ich mit Maispflanzen anstellte, zeigten ähnliche Erscheinungen Die Pflanzen verloren in dem magnetischen Feld sofort ihre Fähigkeit, zu assimilieren Diese Unterbindung der Lebensfunktion wurde mir natürlich übelgenommen; dehnte ich den Versuch über eine gewisse Grenze aus, so starben die Pflanzen. Ich hatte aber schon insofern Erfolge, als es mir gelang, diese Grenze immer weiter hinaufzurücken Ja, die biologischen Zusammenhänge sind mir durchaus noch nicht klar; da bin ich beinahe auf einem toten Punkt angelangt, und das sind auch die Schwierigkeiten, an denen ich mir bei dir die Zähne ausbeißen will."

„Operation geglückt, Patient tot!" bemerkte Obermeyer mit grimmigem Lachen

Frau Hansi kam sich überflüssig vor und fühlte sich in dem Dunkel nicht mehr wohl. Sie hatte sich längst ausgeschaltet und nahm nur noch rein lautlich unverständliche Bruchstücke der Unterhaltung auf, die von Vollmer in selbstsicherer Ruhe und von ihrem Manne in erregter Fiebrigkeit geführt wurde. Worte wie Emissionsvermögen, Quantelung der Lichtenergie, Beugungserscheinung, Newton hat bereits ., Huygens erkannte nicht ., Frequenz und Wellenlänge schlugen an ihr Ohr. Vollmer erschien der jungen Frau plötzlich nicht mehr als der amüsante und geistreiche Erzähler. Ihr Instinkt wehrte sich gegen seine frivole Absicht, der Natur in ihre Einrichtungen hineinzureden In ihr kroch eine seltsame Furcht vor diesem Manne hoch, und unbewußt suchte sie Schutz unter der Nähe ihres Gatten Sie griff nach seiner Hand, die er ihr willenlos überließ. Warm war die ihre kühl und kraftlos die seine. Er hatte seine gesamte Energie auf die Unterhaltung mit dem Freunde geworfen

Endlich überwand sie die Hemmungen, erhob sich rasch und zog sich, Müdigkeit vorschützend, zurück

Die Männer waren allein. Beim Rauch einer neuen Zigarette sprach Vollmer weiter: „Ich möchte dir noch einiges über das Technische meiner Arbeit sagen Du kannst mir doch einen Raum zur Verfügung stellen, der sich als Laboratorium einrichten läßt? Du arbeitest in deinem Betriebe mit ziemlich hohen Spannungen, sie genügen mir aber noch nicht, ich brauche 500 000 Volt Wir setzen einen Transformator hin"

„Hm!" machte Obermeyer gedehnt und rümpfte die Nase. „Das wird eine etwas teure Schmiere Der Spannungssprung ist zu groß, wir brauchten da eine Spezialausführung des Trafos, um wirtschaftlich arbeiten zu können!"

„Durchaus nicht! Dein Betrieb bietet die erforderlichen Mittel! Mit ein paar geschickten Leuten wickle ich die Spulen selber"

„Das geht doch nicht!" wandte Obermeyer erschreckt ein „Bei dieser wahnsinnigen Spannung kannst du doch keinen befehlsmäßigen Umformer verwenden; außerdem kämen wir mit den gesetzlichen Bestimmungen in Konflikt!"

„Keine Sorge, Fritz." Vollmer war ganz Sicherheit und Selbstvertrauen. „Erstens sind die Spannungen gar nicht so wahnsinnig hoch und dann habe ich einen neuen Isolierstoff und kenne mich in der Herstellung dieser Dinger aus. Auch

finden hierbei die Unfallverhütungsvorschriften keine so strenge Anwendung, da ich den Transformator in einer Versuchsanordnung und im Labor verwende. Ich arbeite ja allein."

Die Freunde klärten noch einige Fragen in diesem Zusammenhang und begaben sich dann ebenfalls zur Ruhe.

*

Obermeyer hatte sich doch von der phantastischen Idee seines Freundes mehr einfangen lassen, als er von vornherein geglaubt hätte. Die primitiven Versuche, die ihm Vollmer mit seinen bescheidenen Mitteln aufgebaut und vorgeführt hatte, waren imstande gewesen, ihn den Enderfolg dieser Bemühungen erkennen zu lassen, und mit Eifer betrieb er jetzt die Vorbereitungen, um das Unternehmen auf eine großzügigere Grundlage zu stellen. Er scheute die erheblichen Kosten nicht und gab jeder Anregung Vollmers nach. Ein etwas abgelegener Garagenbau auf dem Fabrikgelände Obermeyers wurde zum Laboratorium für Vollmer eingerichtet. Vollmers Initiative war es zu verdanken, daß die vorbereitenden Arbeiten fieberhaft betrieben wurden und schnell gediehen.

Nach Wochen war Vollmer soweit, daß er mit seinen Experimenten beginnen konnte. In der Folgezeit war er den ganzen Tag und den größten Teil der Nacht bei der Arbeit, gönnte sich nur die allernotwendigste Ruhe und dachte an nichts anderes. Es war jetzt nicht viel mit ihm anzufangen, er sprach wenig, über seine Arbeit überhaupt nicht und ließ niemand zu sich ins Labor. Aus seinem sonstigen Verhalten waren auch keine Schlüsse zu ziehen. Er war immer gleichmäßig abwesend und im allgemeinen zerstreut, seine ganze Nervenkraft und Aufmerksamkeit waren auf seine Versuche gerichtet.

In dem Briefwechsel, den Vollmer führte, herrschten zwei Handschriften vor Die eine war dem finnischen Gelehrten zugehörig, von dem fast täglich Post einlief, die andere konnte Frau Hansi bisher noch nicht bestimmen. Es war nicht klar, ob ein Mann oder eine Frau diese Briefe schrieb. Die Schriftzüge wiesen keine gewöhnlichen Linien auf. Ein Absender war nie angegeben, aber die Briefe waren in Stockholm abgestempelt und trugen schwedische Marken. Frau Hansi, die diese Nebensachen mehr interessierten als Vollmers Arbeit im Laboratorium, hatte beobachtet, daß der Gast zwar oft einen Brief an den Finnen besorgen ließ, aber niemals eine Antwort auf die anderen Briefe; es sei denn, er hatte Grund, dies heimlich zu tun.

*

Eines Tages hatte Obermeyer den Freund überreden können, seine rastlose Arbeit einmal ganz einzustellen und für Stunden mal nur an sich zu denken. Die Freunde saßen in der angenehm kühlen Bibliothek, blätterten in Zeitschriften, rauchten und nippten ab und zu an dem Glase. Es war ein guter Jahrgang, den Obermeyer einschenkte, und langsam flackerte eine leichte Unterhaltung auf.

„Was hast du eigentlich in den letzten Jahren alles getrieben, Carola?" fragte Obermeyer den anderen leichthin.

„Es ging mir nicht immer gut", antwortete Vollmer, legte das Heft aus der Hand und räkelte sich in eine bequeme Lage. „Fürs erste war ich bei der Hesterfeld-AG. angestellt worden. Ich hatte mich damals schon auf Strahlung spezialisiert und habe dort wertvolle Erkenntnisse gewonnen Diese Stellung, die mir gute Aussichten bot, mußte ich aber aufgeben, aus Gründen, die ich . . . die ich dir nicht nennen möchte. Sie sind rein persönlicher Natur. In den nächsten zwei Jahren ging es mir, ich darf es ruhig dreckig nennen. Trotzdem baute ich in dieser Zeit meine Doktorarbeit."

„Wie, du hast den Doktor? Das wußte ich ja noch gar nicht! Obermeyer warf es erstaunt ein.

„Es ist auch nicht so wichtig. Dann fand ich aber wieder Anstellung am Forschungsinstitut für Boden- und Höhenstrahlung in Stockholm."

„Ach, in Schweden warst du auch?"

„Ja, bis zuletzt. Dort traf ich Greta Bergerlöff wieder. Ach so — na ja, Greta Bergerlöff hatte ich bei der Hesterfeld-AG. kennengelernt. Sie war in Stockholm meine nächste Mitarbeiterin. Das Mädel konnte was und hat mit mir die grundlegenden Gedanken meiner jetzigen Arbeit entwickelt. Unsere Meinungen gingen dann aber auseinander, und ich konnte weder sie, noch konnte sie mich überzeugen. Außerdem versuchte sie, unsere gegenseitige Wertschätzung, die sich ausschließlich auf den Beruf beschränkte, auch auf unser persönliches Verhältnis auszudehnen. Als der Frau konnte ich ihr gegenüber keine Gefühle aufbringen, und als sie die Aussichtslosigkeit ihres Bemühens einsehen mußte, wurde sie unsachlich und machte mir zum zweiten Male den Aufenthalt in ihrer Umgebung unmöglich. — Jetzt habe ich dir mehr gesagt, als ich eigentlich wollte. Ja, man wird alt und schwatzhaft." Vollmer verharrte einen Augenblick in seinen Gedanken und fuhr dann fort: „Ich war ohnehies schon so weit, daß ich die Lösung meiner Aufgabe klar vor mir sah und kam deshalb zu dir. Jetzt versucht das Frauenzimmer wieder, mich umzustimmen. Sie tut dies nach der alten Methode und gibt sich den Anschein, als ob es nur sachliche Interessen wären, die sie bestimmen, sich mir wieder zu nähern. „Merkwürdig", lachte Vollmer gezwungen, „sie behauptet, daß ich auf dem besten Wege sei, eine wirtschaftliche Methode der Atomzertrümmerung zu entdecken, aber niemals würde ich eine Tarnkappe erfinden. Nein! Das gute Mädel ist auf dem Holzwege. Es hat nämlich die völlig absurde Vorstellung, einen Lichtstrahl beugen zu können, wie es gerade paßt. Die Bergerlöff will das Licht nicht durch den Körper hindurch, sondern um ihn herum führen. Diese Ideen sind natürlich purer Unsinn, Verrücktheiten, und es erübrigt sich, darüber auch nur ein einziges vernünftiges Wort zu verlieren."

Die Männer wurden durch das Mädchen unterbrochen, das zu Tisch bat. Obermeyer mußte die Fragen zurückstellen, die sich ihm gerade auf die Lippen drängten.

*

In den letzten Tagen mußte sich im Laboratorium etwas ereignet haben. Vollmer war verändert in seinem Wesen. Er schien unter unerhörter Spannung zu stehen und wahrte nicht mehr so streng die meisterliche Beherrschung seines Innern, wie er es in den Wochen vorher getan hatte.

Das Ehepaar Obermeyer, dem die Wandlung im Verhalten seines Gastes nicht entgangen war, wurde von ihm mit der Mitteilung überrascht, daß der Erfinder für den nächsten Tag einen Versuch vorbereitet hatte, der die Tarnkappe im Laboratoriumszustande zeigen sollte. Diese Nachricht war von sensationeller Wirkung. Frau Hansi befand sich gleich ihrem Manne in nervöser Aufregung. Ihre Unruhe entsprang aber andern Motiven, als die seinen. Während Fritz Obermeyer nur



sachliches, um nicht zu sagen wissenschaftliches Interesse aufbrachte, war es bei seiner Frau einfach menschliches Grauen vor einer Ungeheuerlichkeit, die den Rahmen der alltäglichen Dinge und die Grenze ihres Begreifens sprengte.

Am nächsten Morgen fuhren die drei Menschen zur Fabrik Obermeyers hinaus. Vollmer war aufgeräumt, sprach in leichtem Tone von allen möglichen Dingen, nur nicht von dem, was seine Begleiter in großer Erwartung stumm bleiben ließ.

Das Ehepaar nahm auf den bereitgestellten Stühlen Platz, und Vollmer erklärte die Versuchsanordnung und all die unverständlichen Dinge, die den Raum in chaotischer Unordnung erscheinen ließen.

„Ich bitte jetzt, die Plätze nicht mehr zu verlassen, mögen nachher auch merkwürdige Dinge geschehen. Zunächst, das hier". Vollmer zeigte auf eine große, schwarze Platte, die auf Porzellanfüße montiert war und den Tisch bedeckte, „ist der Versuchsstand. Die imprägnierte Hartgummiplatte stellt die scharfe Begrenzung des Wirkungsbereichs der Erscheinungen nach unten dar. Die Abgrenzung nach dem Raume hin ist viel weicher und befindet sich ungefähr hier." Vollmer beschrieb mit den Händen eine Birnenform.

Der Erfinder führte noch die Bedeutung der kompliziert verbundenen und geschalteten Apparate, Röhren, Widerstände und Flaschen an; zeigte auf das Gewirr der vielen Leitungen und sprach von Sekundärstrom, hoher Frequenz, Kraftfeld und besonderen Impulsen, alles Dinge und Zusammenhänge, die trotz Vollmers Beredtsamkeit den Zuhörern verschlossen blieben.

„Hier nun", Vollmer legte die Hände auf zwei Metallplatten, „verfächert sich der umgeformte Strom wirbelartig und läßt Gegenstände, die innerhalb des Feldes liegen, unter dem Einfluß der von diesen Röhren ausgesandten Strahlung, allmählich verschwinden. Ich bin noch nicht so weit, daß ich diese Wirkung blitzartig auftreten lassen könnte. Bei solchen Versuchen machten sich Erscheinungen bemerkbar, die ich nicht erwartet habe. Sie eröffnen in einer Weise Möglichkeiten, die für das Problem der Atomzertrümmerung nutzbar gemacht werden können. Aber lassen wir das jetzt.

Ich werde jetzt meinen Hut wegzaubern!" Vollmer versuchte zu scherzen. Bisher war er ganz sachlich geblieben, da aber nun seine Erfindung die erste Probe bestehen sollte, verließ ihn doch etwas die Überlegenheit beherrschter Gefühle und Empfindungen. Vollmer legte seinen weichen Hut auf die Gummiplatte und trat an die Schalttafeln. Er legte einige Schalthebel ein und sofort begann ein tiefes Summen durch den Raum zu schweben. Lampen leuchteten unruhevoll flackernd in violettem Lichte auf. Das Summen wurde stärker, und der bewegte Schein der Lampen beruhigte sich. Jetzt schob der Mann an einem Widerstande; in zwei Röhren begann es zu knistern und zu knacken — da sprang ein Lichtbogen über.

„Achtung!" rief Vollmer.

Die Frau und der Mann sahen auf den Hut. Frau Hansi rückte unwillkürlich ein Stück zurück, als sich jetzt der Hut verfärbte.

„Sitzenbleiben!" donnerte Vollmer. Er schaute ebenso erregt wie die anderen auf das Versuchsobjekt. Die braune Farbe des Hutes zerfloß in helles Grau, dann wurde der Hut milchigweiß und man sah schon die schwarze Platte durchschimmern. Die Trübung begann sich zu klären, jetzt war nur noch das dunkle Band und der Lederstreifen in einem Hauch sichtbar, und dann war alles verschwunden.

Die beiden Zuschauer starrten wortlos mit erschreckt aufgerissenen Augen auf die Stelle, an der eben noch der Hut gelegen hatte.

„Na!" munterte der strahlende Vollmer die entrückten Menschen an. „Ist man zufrieden mit dem Zauberlehrling?"

Seine Worte rissen die beiden aus der Schrecklähmung.

„Das ist ungeheuerlich!" keuchte Obermeyer.

„Es ist furchtbar!" ächzte die blonde Frau, deren Gesicht aschfarben war. Um ihre blutleeren Lippen zuckte es.

Vollmer ging zu den Schalttafeln zurück und riß die Kontakte heraus. Mit diesem Schlage lag der Hut wieder unverändert auf der Platte.

Frau Hansi stieß einen nervösen Schrei aus.

Vollmer reichte den Hut herüber, und Obermeyer betrachtete ihn mit Scheu und Ehrfurcht.

„Für das erste bin ich mit dem heutigen Stande meiner Arbeit zufrieden. Die ganze Anordnung muß natürlich gewissermaßen auf Taschenformat gebracht werden, außerdem müssen die Einrichtungen in das Kraftfeld einbezogen werden; denn diese müssen ja auch mit verschwinden; aber das bereitet keine Schwierigkeiten, technisch ist das ohne weiteres möglich. Jetzt will ich diesen Vorgang noch einmal an einem Lebewesen vorführen. Ich habe da ein Kaninchen."

„Nein, bitte nicht!" begehrte die junge Frau auf und hielt Vollmer abwehrend die Hände entgegen, „Ich halte das nicht mehr aus, das ist ja entsetzlich!" Sie schlug die Hände vors Gesicht und schluchzte. Diese Nervenbelastung war zuviel für ihr empfindsames Gemüt. Sie verarbeitete das Geschehen in ganz anderer Weise, als es ihr Mann oder gar Vollmer tat.

Bestürzt bemühten sich beide um die haltlos weinende Frau. Sie faßte sich auch wieder und war sogar bereit, sich den Versuch mit dem Kaninchen anzusehen.

Vollmer holte das Tier. Es war ein kleiner, schwarz und weiß gefleckter Kerl, saß ruhig in dem kleinen Drahtkäfig und mümmelte nach Kaninchenart. Der Mann stellte den Käfig mit dem Tierchen auf die Platte und tat dieselben Verrichtungen wie vorhin. Die Vorgänge spielten sich in gleicher Weise ab. Erst kam das tiefe Summen, es verstärkte sich, dann flackerten die Lampen auf und gleich nachher sprang der Lichtbogen über. In diesem Augenblick duckte sich das Tier zusammen, als habe eine Hand nach ihm gefaßt. Jetzt begann die Farbe des Felles zu schwinden, und das Tier wurde unruhig. Es hoppelte in dem engen Käfig herum und benahm sich beinahe ungebärdig. Langsam zerging Form und Farbe des Kaninchens und des Käfigs. Es sah grauenhaft aus, wie sich zuletzt nur noch ein Skelett in dem Käfig bewegte. Dann war auch dieses nicht mehr; als letztes verschwanden die Gitterstäbe. Zu sehen war nichts mehr, aber man hörte laut das Rumoren des aufgeregten Tieres.

„Ach!" schrie die Frau auf. „Hören Sie doch auf!"

Da wurde es still im Käfig, und Vollmer schlug auch schon die Kontaktdeckel herunter. Wie vorhin bei dem Hut, so erschien auch jetzt das Kaninchen blitzartig wieder. Es lag ausgestreckt im Käfig und atmete rasch. Nach ein paar Minuten hatte es sich aber wieder erholt und zeigte keinerlei Spuren einer Erschöpfung oder einer Veränderung in seinem Befinden mehr.

Frau Obermeyer war tief beeindruckt, und man beeilte sich, das Labor zu verlassen. Wortlos ging es zur Wohnung zurück. Die Wirkung der ersten Vorführung seiner Erfindung war doch etwas anders, als sie sich Vollmer vorgestellt hatte. Er schien etwas verstimmt zu sein

*

Die junge Frau war den ganzen Tag über in einem gequälten Zustand. Was sie am Morgen draußen in der Fabrik gesehen hatte, das richtete in ihr furchtbare Vorstellungen auf. Sie hatte große Angst vor der Zukunft und war von einem Gefühl beherrscht, das ihr die Freude an jeder Betätigung nahm. Als Frau Hansi mit ihrem Gatten allein war, machte sie ihrem Herzen Luft.

„Ach, Fritz, mir ist ganz elend geworden. Was soll bloß aus dieser Geschichte werden?"

„Aber, Hansi?" Obermeyer sah seine Frau erstaunt und überrascht an. „Was denkst du nur? Ich verstehe dich nicht, die Sache ist doch in wunderbarster Ordnung. Vollmer wird ein steinreicher Mann werden und wir mit ihm. Die Patente gehen ausschließlich in meine Hand über, das ist alles schon besprochen."

„Nein doch", sagte die Frau gequält, soweit wird es ja gar nicht kommen dürfen. Was, glaubst du, wird mit der Welt geschehen, wenn diese Erfindung bekannt wird? Dem Verbrechen wird Tür und Tor geöffnet sein Mißtrauen und Zwietracht wird die Menschheit beherrschen. Meinst du, daß ihr die Geheimnisse bewahren könnt? Wird diese ungeheuerliche Erfindung in der Öffentlichkeit bekannt, und das wird nicht schwer halten, dann wird man nicht ruhen und rasten, bis man euch die Wissenschaft um diese Dinge abgejagt hat, man wird vor nichts zurückschrecken. Und früher oder später würde das sogar auf ganz legalem Wege geschehen, selbst wenn ihr vorläufig euer Geheimnis hüten könntet. Denk doch einmal weiter, als bloß bis zum Geldverdienen. Diese Erfindung muß doch alle Lebensverhältnisse der Menschheit umwälzen, aber Segen wird sie ihr nicht bringen. Es wird nicht mehr schön sein in einer Welt, in der sich jeder vor der Verantwortung drücken kann, indem er die Tatsache seines Vorhandenseins dem anderen vorenthalten kann Ich würde in einer solchen Welt nicht mehr leben wollen." — Frau Hansi ließ niedergeschlagen die Arme hängen, ihre Mundwinkel waren schmerzlich herabgezogen; sie drehte sich langsam um und verließ müde den Raum.

Ihr Mann schaute ihr betroffen nach. Was ihm da eben seine Frau angedeutet hatte, das hatte er überhaupt noch nicht bedacht. Ach, es war ja Unsinn. Verbrechen? Vor der Verantwortung drücken? Das ließ sich doch alles regeln. Man müßte eben die Regierung beteiligen; gewissermaßen der Regierung das Monopol in dem Vertriebe der Apparate überlassen und nur auf dem Recht der Alleinherstellung bestehen bleiben

Und doch wurde Fritz Obermeyer die nagenden Zweifel nicht mehr los, die nach dem Gespräch mit seiner Frau in ihm aufgestanden waren Rein besessen war er von der Idee Ernst Vollmers gewesen, aber Hansis Einwände und ihre unüberwindliche Abwehr gaben ihm doch zu denken.

*

Es war wieder einmal Sonntag, die drei Menschen saßen nach dem Frühstück auf der Veranda und blickten in den Garten. Jeder hing eigenen Gedanken nach.

Da erschien das Mädchen und reichte Frau Hansi eine Karte. „Da, Greta Bergerlöff? Herr Vollmer, gilt der Besuch Ihnen?"

Der Angeredete fuhr bei der Nennung dieses Namens auf, als habe er unter seinem Stuhle ein giftiges Reptil entdeckt. „Greta Bergerlöff? Hier?" — Vollmer konnte wohl kein dümmeres Gesicht machen als eben jetzt.

Obermeyer, der verwundert zu ihm aufsah, glaubte einige Zusammenhänge ahnen zu dürfen.

„Wo kann ich — bitte, ist es möglich — ach, führen Sie die Dame bitte in die Bibliothek!" sagte er in erzwungener Ruhe zu dem Mädchen. Er hatte sich schon wieder in der Gewalt, lächelte verbindlich, bat um Entschuldigung und wandte sich zur Diele zurück

*

„Greta? Was tust du hier? Wirst du nie aufhören, mich zu verfolgen und zu peinigen? Habe ich dir nicht längst vergolten, wenn man bei mir überhaupt von Schuld sprechen konnte?" Vollmer trat dicht an das Mädchen heran und sah zornig und drohend in dessen Augen.

„Ist das dein Gruß? Nun gut, ich bin nicht gekommen, um dir eine etwas liebenswürdigere Anteilnahme an meinem Geschick abzutrotzen. Glaube mir endlich, ich bin nur als Wissenschaftlerin hier, und es ist wahrhaftig nur das Interesse an der Sache, was mir meine letzten Briefe diktiert hat, die du prompt und anständig beantwortetest. Ich warne dich! Du treibst ein gefährliches Spiel. Wenn du meine Vermutungen, die sich leider schon bestätigt haben, nicht hören willst, dann werden dich vielleicht einige erschütternde Tatsachen überzeugen können. Dr. Nibbar, du kennst ihn, er beschäftigte sich mit der Wasserstoffspaltung, ist gestern mit seinem Laboratorium, draußen im Norden auf Nörmalen in die Luft geflogen. Du weißt, welchen Weg er beschritten hat. Er wandte nicht die bekannte Methode des Elektronenbombardements an, sondern störte durch elektromagnetische Einflüsse das Kräftegleichgewicht des Atoms."

Vollmer hörte gereizt zu. Mehrere Male versuchte er, das Mädchen zu unterbrechen. Greta schritt aber seinen stillen Widerspruch übersehend, mit bevormundendem Tone über diese Versuche einer Auflehnung hinweg. Da konnte sich Vollmer nicht mehr halten, er schrie dazwischen: „Du kannst dir deine vermeintlichen Neuigkeiten sparen. Nibbars Tod ist beklagenswert Deine sensationellen Erkenntnisse aber habe ich selbst gewonnen, und ich werde die Gefahren zu bannen wissen. Laß mich zufrieden, dränge dich nicht in meine Arbeit, ich bin damit schon am Ende und habe recht behalten." Diese kleine Lüge entfuhr ihm in der Erregung des Augenblicks Er war aber so selbstherrlich von der Gewißheit eingenommen, die Kleinigkeit der letzten Hindernisse und dunklen Verbindungen ohne Komplikationen beseitigen zu können und zu einer entscheidenden und einwandfreien Abrundung seiner Arbeit zu gelangen, daß er die letzte Behauptung gar nicht als Unwahrheit empfand

„Ich glaube dir nicht. Du hast dich in einen kardinalen Irrtum verrannt. Es hängt nur von dem zufälligen Zusammentreffen unkontrollierbarer und darum äußerst gefährlicher Elemente in der Versuchsanordnung und der Versuchsobjekte ab, und dich kann dasselbe Schicksal wie Nibbar ereilen. Bei dem verhängnisvollen Experiment arbeitete er mit Protonenstrahlen und einem lächerlich geringen Quantum Lithium. Welche Anordnung er wählte, das ist nicht mehr bekannt geworden.

du aber wirst die Zusammenhänge ahnen können. Bei dem Gebäude blieb kein Stein auf dem anderen, und ganz Stockholm zeigt Spuren dieser Katastrophe Sieh doch endlich ein, daß du die Entwicklung um einige bedeutsame Etappen exakter Forschung übersprungen hast, daß du dich in einer Hexenküche befindest und nicht Gewalt hast über die Kräfte, die du entfesselst Ich schrieb es dir oft, meine Überlegungen führten mich an Erkenntnisquellen die meiner Arbeit eine ganz. “

„Halte mich nicht mit diesen absurden Erwägungen auf!“ schnitt ihr Vollmer brutal das Wort ab „Deine Möglichkeiten habe ich schon in Stockholm erschöpft Deine Anstrengungen beruhen auf völlig unsinnigen Voraussetzungen und Folgerungen!“

Das Gespräch wurde in immer schärferem Tone geführt, und beide redeten sich in eine immer stärker werdende Erregung hinein. Bei der rücksichtslosen Anschuldigung Vollmers war Greta Bergerlöff blaß geworden Sie beherrschte sich nur mühsam, als sie weitersprach: „Davon wollte ich auch jetzt nichts erzählen Ich habe schon vor geraumer Zeit erkannt, daß mich meine Hypothese nicht zum Ziele führt Was ich dir sagen möchte, was ich dir einhämmern möchte“, sprach das Mädchen feierlich, „ist die klare Erkenntnis, daß du nicht ungestraft die unerforschten Fundamentalgesetze vom Aufbau der Materie ignorieren darfst. Ich bin frei von transzendentalen Vorstellungen und will nicht dem strafenden Eingriff einer Gottheit das Wort reden, aber gerade die Basis strenger Wissenschaftlichkeit muß dir die vorläufige Grenze deiner Macht und des Möglichen aufzeigen. Ich habe Angst um dich Um dich und um die Menschen, die unwissend mit dem Feuer spielen.“ Greta Bergerlöff senkte den Kopf und fügte leise hinzu: „Das mag dir auch beweisen, daß ich mein Herz von jeglichem Haßgedanken geläutert habe.“

Vollmer glühte vor innerer Spannung Sein Blick flog unstet über das Mädchen hin und sein Atem ging rasch. Er wandte sich brüsk um und verließ wortlos die Bibliothek; es sah beinahe wie Flucht aus

*

Ob es eigenwilliger Trotz war in der Sucht, Gretas Argumente zu entkräften, das hat der Tod als letztes Geheimnis über das tragische Ende dieses Mannes gelegt.

Wie das Unglück geschehen ist, ließ sich nachher nur vermuten, aber nicht rekonstruieren. Der Pförtner der Fabrik gab an, daß der Doktor in einer Taxe angekommen sei, ohne Hut und Mantel, ihn gebeten habe den Chauffeur zu entlohnen, und in das Laboratorium gegangen sei. Nach einer halben Stunde etwa habe es einen gewaltigen Schlag getan, und der Luftdruck einer Explosion habe ihn, den Pförtner, zu Boden geschleudert. Als er sich wieder aufgerafft habe, seien aus dem Gebäude, von dem das Dach heruntergerissen war und dessen Wände teilweise geborsten waren schon hohe Flammen gelodert. Er habe sofort die Feuerwehr und die Rettungsstelle alarmiert und habe sich selbst um die Bergung des Verunglückten bemüht Es sei aber alles zwecklos gewesen Auch die Feuerwehr habe nichts mehr ausrichten können

Das Ehepaar Obermeyer und Greta Bergerlöff waren sofort an den Unglücksort geeilt. Sie konnten aber nur noch das Bild der grauenhaften Verwüstung in sich aufnehmen. Das Gebäude war restlos ausgebrannt Von den Einrichtungen sah man nur noch ein schwarzes Gewirr von Drähten und Metallteilen. Es war aussichtslos, unter dem Schutt und den glühenden Resten der Apparate und Maschinen nach der Leiche Vollmers zu suchen Der Unglückliche mußte vollständig verkohlt sein

Die Erklärung, die die erschütterte Schwedin geben konnte, war eben nur auf vage Vermutungen gestützt. Es war anzunehmen, daß Vollmer in überstürzter Eile einen Versuch aufgebaut hatte, und daß sich dabei, ob durch die unerwartete Erscheinung eines Stoffzerfalls oder durch andere Einflüsse, mußte dahingestellt bleiben, eine Explosion ereignet hatte. Es mußte einen Kurzschluß gegeben haben, der bei der gewaltigen Stromstärke das Gebäude sofort in ein Flammenmeer gehüllt hatte. Das letzte war mit Sicherheit anzunehmen; denn anders konnte die augenblickliche und rasende Gewalt des Feuers nicht gedeutet werden.

Fritz Obermeyer war von dem Tode des Freundes tief getroffen. Frau Hansi, der das grausige Schicksal ihres Gastes auch außerordentlich nahe ging, ließ ihre Sinne über die trostlose Trümmerstätte in die Zukunft fühlen Sie spürte wohl eine Erleichterung, wenn sie an ihre Befürchtungen der letzten Zeit dachte, hätte sich aber doch ein billigeres Opfer für die Befreiung von der Wahnidee der Tarnkappe gewünscht

Blücher als Mozartsänger

Marschall Blücher war ein großer Musikfreund, obwohl er durchaus keine musikalische Begabung besaß. Aber seine Lieblingsstücke elektrisierten ihn, wann immer er sie hörte, und unter ihnen stand Mozarts „Zauberflöte“ an erster Stelle.

Zur Zeit, da sich die Alliierten in Aachen befanden, bildete dort die berühmte und schöne Sängerin Angelica Catalani, zu deren Verehrern neben anderen gekrönten Häuptern auch Zar Alexander der Erste von Rußland gehörte, den Mittelpunkt der allgemeinen Bewunderung. Eines Abends sang sie auf einer Veranstaltung bei der sämtliche in Aachen anwesenden Größen zugegen waren, und erntete mit jedem ihrer Stücke solchen Beifall, daß sie sich immer wieder zu Zugaben entschließen mußte. So brachte sie unter anderem auch Papagenos „Kling, Glöckchen, kling!“ zum Vortrag, und Blücher, ganz begeistert von der ihm so lieben Melodie, bestürmte die Sängerin, deren erklärter Liebling er war, mit beredten Worten, noch mehr von Papageno zu singen. Sie mußte ihm schließlich eingestehen, daß sie etwas anderes als das eben gesungene Lied von dieser Rolle nicht einstudiert hätte.

„Oho“, meinte Blücher, „ich kann es Sie lehren! Ich weiß alles aus der ‚Zauberflöte‘ auswendig!“

„Was?!“ rief Zar Alexander, als er dies hörte, unter der lebhaften Zustimmung der Anwesenden aus, „auch singen kann Blücher?! Dann muß er uns aber gleich etwas zum besten geben!“

Marschall Vorwärts ließ sich nicht lange bitten, sondern stellte sich in Positur und sang mit seiner rauhen Stimme — zwar etwas falsch, aber doch erkennbar — „Der Vogelfänger bin ich, stets lustig — heißa hopsassa!“ Als er geendet hatte, brach ein wahrer Beifallssturm los, und dadurch ermutigt, trug der greise Feldherr noch zwei weitere Lieder aus seiner Lieblingsoper vor — nämlich „Ein Mädchen oder Weibchen wünscht Papageno sich“ und „Bacchus ist ein braver Mann“ Besonders nach dem letzten Stück wollte die Begeisterung kein Ende nehmen, und die Catalani meinte schließlich scherzend: „Mit dem alten Blücher kann ich mich nicht messen. Er wurde mehr applaudiert als ich!“

M. D.



ERNST HOFERICHTER:

Das passende Weihnachts-geschenk

I.

Es war eine Woche vor dem fröhlichen Weihnachtsfest

Im gutbürgerlichen Wohnzimmer der Eheleute Josef und Babette Anzensberger lag verhaltene Stille Nur das eintönige Schlagen des Perpendikels einer Wanduhr schnitzelte die Stunden wie Kuttelfleck in kleine Zeitbrocken auf

Babette saß in der Ecke neben dem Fenster und stierte nachdenklich in den Nähkorb Im Hintergrund des Zimmers lag Josef auf dem Kanapee Seine Zehen spielten mit den Fransen des Tischtuches, indes sein Denken einen Gedanken suchte

„ . . gib mir wenigstens an kloana Deuter !" unterbrach er die Stille

„ . . den möcht i aa von dir hör'n " antwortete sie

„ . . es muaß natürli 'was sein, dös dich freut . !"

„ . . af'rat dös wünsch i mir von dir aa . . !"

„ . . und zehn Mark derf's schon kosten !"

„Siehg'st, genau soviel möcht i aa ausgeb'n — —"

„Also, nachher sag halt, was da wünscht . !"

„Na, i möcht überrascht werd'n !"

„ . . Und i aa . ! Weil d' Überraschung dös Schönste von a Weihnachtsg'schenk is !"

„ . . Paß auf, da red'n ma nimmer lang hin und her. A jedes von uns geht in d' Stadt und schaugt sich um, bis — —"

„Guat Josef, so mach' ma's. . . Dann versteckt a jed's sei' Überraschung — und dos gibt am Heiligen Abend a Mordsfreud . . !"

Und getan wie gesagt Babette nahm ihre Markttasche, und Josef hing sich den Rucksack um So zogen sie zu ihrem Weihnachtseinkauf nach entgegengesetzten Windrichtungen aus . .

II.

Bald stand Josef Anzensberger vor einer hell erleuchteten Auslage Der Schnee der am Straßenpflaster zu Tratsch zerfloß, blieb hinter dem Fenster als Watte zwischen Krokodilledertaschen, Nachtkästchenlampen und sogar auf Wärmflaschen — liegen. Tausend und ein Artikel verführten zum Kauf. Josef drückte seine Augäpfel wie eine Paste heraus, verfing sich bald im Henkel eines Maßkruges, um gleich darauf am Rande einer Fruchtschale zu kleben. Erschwerend empfand er es, daß vor jedem Gegenstand eine Tafel mit der Aufschrift „Passendes Weihnachtsgeschenk" aufgestellt war. So hatte er die dumpfe Wahl — unter dem Passenden wiederum das Passendste auszusuchen.

„Was lege ich meiner Babett auf den Gabentisch . . ?" fragte er in sich hinein indes draußen immer neue Ware auf ihn zustürmte.

Er ging von Geschäft zu Geschäft, von Schaufenster zu Schaufenster. Ein Paar vernickelte Schlittschuhe waren nicht passend, weil die Babett an Krampfadern leidet Für eine Riesensalami lebt sie zu vegetarisch — und ein Obstkorb wird ihrer fleischlichen Freude zu wenig gerecht. Zierliche Tanzschuhe scheitern an der zu großen Fußnummer, und eine Weckeruhr würde ihrer chronischen Schlaflosigkeit geradezu ein Ärgernis. Zum Gebrauch eines Rodelschlittens ist sie zu alt — und für eine Sitzbadewanne fühlt sie sich noch zu jugendlich.

„. . . Kreuzkruzi . . . Teufelübereinander . . ! Dam a richtige Freid z'macha, dös is a Qual und a Schinderarwat . . !" fluchte Josef vor sich her, indes die zunehmende Größe der Auswahl seinen Horizont immer mehr zu einem stieren Blick verengte. — —

Babette begann ihre Suche nach einem passenden Weihnachtsgeschenk vor einer Bilderhandlung. Da glänzte ein Öldruck verführerischer und naturgetreuer als der andere. Zu denken und zu überlegen aber gaben ihr nur die dargestellten Motive und Szenen. Eine strahlende Venus kam aus naheliegenden Gründen nicht in Frage — und die „Aufgescheuchte Elefeantenherde" schied aus fernerliegenden aus Mit dem Brustbild eines geweihstrotzenden „Hirschen" fühlte sie den Teufel an die Wand gemalt. Der „Bauer mit Zahnweh" würde ihn zu traurig stimmen und der „Elfenreigen" könnte zu viel Lebfrische auslösen . . .

In einem Parfümerieladen suchte Babette so lange herum, bis sie selbst schon nach Gärten duftete.

„Wie wär's mit etwas zu Haarpflege . ?" fragte die Verkäuferin

„Ja, mein's Frailein, die Pflege war scho recht, wenn no was zum Pflegen — —"

„Verzeihen Sie . . ! — — Aber vielleicht darf es etwas zur Morgengymnastik sein . ?"

„Na, dank schön . . . Wir hab'n nämli a G'schäft für Klaviertransport, und do wissen S' schon — —"

Nebenan lag ein Laden für Herrenmode Aber da stimmte es mit dem Ausmaß des Preises nicht zusammen. Zehn Mark soll das Geschenk wert sein, nicht weniger



und nicht mehr. Diesen Preis hatten sie gegenseitig vereinbart und dieses Versprechen wollte sie genau halten. Da war sie gewissenhaft. Hier gab es nun Hosenträger, die nur eine Mark neunzig kosteten — und der passende Filzhut hatte den Preis von achtzehn Mark fünfzig . . ." — —

Es war schon spät am Abend, als Josef und Babette nach Hause kamen. Keines sprach ein Wort. Sie nicht und er nicht — keines von ihnen wollte seine ergebnislose Suche eingestehen. Jedes tat so heimlich, als ob es das Geschenk für den andern schon versteckt hielt.

Am folgenden Tag gingen sie wieder getrennt aus dem Haus. Und sie schauten und schauten, er überlegte hin und sie überlegte her. Selbst das passendste Geschenk wurde immer unpassender, und es kam so weit, daß sich an ihnen ein bekanntes Sprichwort — wie eine schlechtverdauliche Mahlzeit im Magen — umdrehte. Und wer keine Wahl hatte, bekam die Qual.

III.

So verging Tag um Tag. In den Hirnkästen der beiden Eheleute fuhren zwei Karussells gegeneinander. Eines verbarg sich vor dem andern, um so besser das große Geheimnis hüten zu können. Inzwischen aber schien es klar geworden, daß jedes eine beglückende Lösung gefunden haben mußte. Sie gingen nicht mehr aus. Jedes trug den Schlüssel einer abgesperrten Kommodeschublade mit sich herum.

„. . . i hab mei G'schenk g'funden . . !"

„. . . Und i aa . . !" — —

Der Abend kam still und heilig, wie es das Lied verlangt. Babette heizte die Weihnachtsstube, schmückte den Tannenbaum vom Scheitel bis zur Sohle und versah die Tischplatte mit der weißen Damastdecke, um das Geschenk von ihrem Josef würdig empfangen zu können.

Er wiederum rüstete sich zum Feste, indem er sich zu gepflegter Schönheit erblühen ließ. Den Hals wusch er sich, dem Christkind zu Ehren, heute mit einer Tannenduftseife. Und damit er die Klänge der stillen Nacht geziemend empfangen könnte, schnitt er sich die Haarbüschel aus den Ohren heraus . . .

Da . . ! Jetzt riß Babette die Türe zum Christkindzimmer auf. Ein heller Strahl flutet über die Schwelle. Festlich fiel ein wächserner Regen von den Kerzen auf die gleißenden Zweige. Und während die Spieldose „Stille Nacht, heilige Nacht" pinkte, näherten sich Josef und Babette mit ihren Schlüsseln der Kommode . . .

Und bald hielten sie je ein verschnürtes Paket in der festlich erhobenen Hand. Gleichzeitig öffneten sie — und jedes fand als freudige Gabe im Karton einen „Gutschein über zehn Mark — für ein passendes Weihnachtsgeschenk . . !" — — —

Kepler und die Hexenriecher

In einer Biographie des großen Astronomen Kepler heißt es von ihm: „Er war einer der weisesten und besten Männer, von denen wir wissen. Reines und rastloses Streben nach Wahrheit ließ ihn in einer finstern, verworrenen und gewalttätigen Zeit tiefe Blicke in die Gesetze des Weltalls tun, seinem Jahrhundert weit vorauseilen und sich mit kühnem Schritt von einem verjährten Irrtum nach dem andern befreien."

Man kann sich den großen Forscher kaum anders als in einer Atmosphäre von geistiger Freiheit und Aufgeklärtheit denken — kaum vorstellbar ist es, daß dieser Mann einen Hexenprozeß hat durchfechten müssen, dessen Mittelpunkt seine alte Mutter, die in dem kleinen Ort Leonberg wohnende Katharine Kepler, war.

In dem Ort hatte es sich rundgesprochen, daß Keplers Mutter eine Hexe sei. Vielleicht hatte die Gelehrsamkeit ihres Sohnes, die manchem in der damaligen Zeit nicht geheuer schien, Mitschuld daran. Er selbst schreibt dazu: „Es will mir sogar verlauten, als ob auch ich selbst verbotener Künste bezichtigt sei."

Jedenfalls war es Keplers Sache, die gegen seine Mutter vorgebrachten Anklagen, die die wehrlose alte Frau mit hochnotpeinlichem Verhör bedrohten, zu widerlegen. Man muß dabei bedenken, daß der große Gelehrte nicht den Versuch wagen durfte, die Gerichtsherren von dem Unsinn der Anklage zu überzeugen, sondern seine Verteidigung nur auf die Widerlegung der vorgebrachten Beschuldigungen beschränken mußte.

Und welcher Art waren diese Beschuldigungen? Eine gute Freundin, die plötzlich an heftigen Beschwerden litt, glaubte sich von der Kepler vergiftet. Ein elfjähriges Kind, das als Tochter des Hexenwächters viel von Hexenspuk zu hören bekam, wollte von der Kepler, als es vor derselben, als einer Hexe, geflohen, einen Schlag erhalten haben, worauf es keinen Finger mehr habe rühren können. Später kamen noch andere Beschuldigungen hinzu, sie habe ein Mädchen in der Schwarzkunst unterrichten wollen, und einem Bürger ein, wo nicht zwei Kinder getötet. Und während Kepler seine viele Bände umfassenden Werke von der Harmonie des Weltalls und vom Inbegriff der Kopernikanischen Lehre schrieb, während sein gewaltiger Geist die Welten der Schöpfung durchmaß, hatte er gleichzeitig einen verzweifelten Kampf gegen den borniertesten Aberglauben zu führen, einen jahrelangen, zermürbenden Kampf gegen verleumderische Ankläger und ihm schlecht gesinnte Gerichtspersonen, die seine Mutter mit Tortur und Scheiterhaufen bedrohten. Im letzten Augenblick gelang es ihm, durch Vermittlung des Herzogs von Württemberg das Schlimmste abzuwenden. Von der Juristenfakultät zu Tübingen fiel das Urteil dahin aus, daß die Beklagte zwar in die Folterkammer geführt und unter Vorzeigen der Instrumente ernstlich mit der Tortur bedroht, diese selbst aber nicht an ihr vollstreckt werden sollte. Am 28. September 1620 fand diese Szene statt, wobei sie ihre Unschuld aufs feierlichste beteuerte, auf die Knie fiel und betete, worauf sie von der Klage absolviert und aus dem Gefängnis befreit wurde.

Ganz Leonberg aber ärgerte sich, daß mit Keplers Mutter mehr Umstände gemacht worden waren als mit andern Hexen, bei denen der dritte Teil des gegen die Kepler Vorliegenden genügt hätte, um sie zu Folter und Scheiterhaufen zu verdammen, und es ist ein Beweis für das Ansehen, in dem der große Gelehrte stand, daß diese Sache gegen die Meinung einer ganzen Stadt noch einen so glimpflichen Ausgang nahm.

C. Bachem-Tonger.

HEINRICH SAUERBORN:

Auktion an Bord

Eine Diamantenkomödie

Mein Kabinennachbar nahm einen Schluck aus seinem Whiskyglas und sagte:

„Da wir gerade von Straußvögeln sprechen: Wenn Sie Liebhaber von dieser Gattung Vögel sind, — um 15 Pfund bekommen Sie schon das prächtigste Exemplar — dort unten in Afrika. Allerdings habe ich einmal solch einen Vogel gesehen, der 800 kostete Achthundert Pfund! Auf einem holländischen Dampfer war das, zwischen Kapstadt und Genua: das Schiff war die „Zaandam".

Fünf dieser Vögel befanden sich an Bord, und sie waren gar nicht mal besonders hübsch — ganz gewöhnliche Strauße Um die Vögel rasch an Neugierige zu gewöhnen — sie waren nach Rotterdam verfrachtet, für den Zoo —, ließ sie ihr Wärter, ein kleiner verschmitzter Holländer, möglichst viel auf Deck herumlaufen; er selber spielte dann Poker in der Bar, den Point zu einem halben Penny, und am Abend sperrte er die Vögel in ihren Verschlag, gleich neben der Kammer des Zweiten Maschinisten. Offen gesagt, die Viecher konnten einem leid tun, ihre Freßgier war phantastisch, und wenn nicht unser indischer Passagier sich ihrer erbarmt hätte, sehr wahrscheinlich wären sie bereits auf der Reise krepiert oder vor Hunger über Bord gegangen. Dieser Inder übrigens — er hieß Abdullah Singh — war ein verrückter alter Kauz. Er trug kostbare Sarongs aus chinesischer Seide mit bunten Stickereien und am Turban einen echten Diamanten von der Größe eines Taubeneies. Er war in die Vögel vernarrt, das merkte man sofort; gerade deswegen fanden wir es vom Schicksal höchst ungerecht, daß es ihn um seiner guten Taten willen solcherart strafte. Eines Morgens früh nämlich — die Tiere plärrten vor Hunger, und Abdullah Singh fütterte sie gerade mit Küchenabfällen — sperrte eines dieser Biester seinen Schnabel auf, pickte zu und der Diamant am Turban war weg. Das Tier hatte ihn verschluckt! Einen 3000-Pfund-Diamanten, stellen Sie sich vor! Und als hätte der Vogel begriffen, daß er etwas Unrechtes getan hatte, stelzte er weg und mischte sich beflissen unter die übrigen, um sein Inkognito zu wahren.

Das war nun selbst für den Inder zuviel. Sie hätten ihn sehen müssen. Er wurde aschgrau im Gesicht, zerfetzte vor Wut seinen Turban, raufte sich das brillantineduftende Haar und fluchte wie ein Schiffspapagei. Fünf Minuten danach wußte es das ganze Schiff, ausgenommen der Wärter in der Bar; van Neelen hieß der Kerl. Der hatte gerade vier Könige in der Hand, und nichts auf der Welt konnte ihn in diesem Augenblick für einen verschluckten Diamanten interessieren.

Eine peinliche Geschichte, sagten die übrigen Passagiere, als sie den Sachverhalt erfuhren. Und da sie vor Langeweile beinah umkamen, überlegten sie, was zu tun wäre, um den Fall auf möglichst einfache Art zu lösen. Welcher von den verflixten Vögeln war der Dieb? Natürlich wußte das keiner, denn es hatte niemand an Bord den Vorfall beobachtet. Überdies glichen sich die langbeinigen Biester wie ein Ei dem andern, und nicht einmal van Neelen, ihr Wärter, konnte sie voneinander unterscheiden. Wie war jetzt die Rechtslage? — Ein schwieriges Problem, finden Sie nicht? Der Kapitän war kein Jurist, ein Anwalt war nicht an Bord — niemand, der sich in dem Dickicht von Gesetzen auskannte. Und so meinte denn die Mehrzahl der Bordgäste, der Inder müsse nun, um sein Eigentum wieder zu bekommen, die Vögel auf jeden Fall restlos aufkaufen. Das wäre auch wohl fraglos das einfachste gewesen; schließlich mußte sich ja der Diamant in einem der Vögel befinden. Indessen, wie stellte sich der Inder zu der allgemeinen Auffassung — das war die Frage! Nun, unser Inder machte sich nicht viel Kopfzerbrechen über die Rechtslage, wie sich allsogleich erwies. Nicht einen einzigen dieser verdammten Vögel würde er kaufen, erklärte er entrüstet — wie, zum Teufel, käme er dazu? Irgendwie müsse der Diamant aus dem Straußenmagen entfernt werden — so oder so, er müsse den Edelstein um jeden Preis haben, sagte er, widrigenfalls er diesen Kerl, den Wärter, für seinen Ver-





lust haftbar mache, weil er die Vögel ohne Aufsicht auf dem Deck herumstrolchen ließ. Als britischer Untertan unterließ er dabei nicht dem abwesenden Wärter mit einer Eingabe an das Oberhaus zu drohen.

Jetzt freilich mußte der Wärter her, da half alles nichts. Irgendwie gelang es auch, van Neelen aus der Bar zu lotsen. Der Bursche erschien auf Deck, hörte, was passiert war und brach in ein homerisches Gelächter aus Himmel, diese verflixten Vögel! Er bog sich vor Lachen, die ganze Gesellschaft lachte mit; Abdullah Singh zitterte vor Wut

Was nun aber die Hauptsache, die Herbeischaffung des Kleinods betraf, so ergab sich nirgendwo eine Basis für einen netten Kompromiß. Der Wärter hielt sich strikte an seine Instruktionen. Danach hatte er weder Vollmacht, die Vögel zu verkaufen noch die Berechtigung, ihnen mit irgendwelchen Sachen, mit einer Magenpumpe oder gar mit Rhizinus beizukommen. Und was die Rechtslage in bezug auf den Fall anging, meinte er, stand wohl das Urteil eindeutig fest: Seiner Meinung nach war das, was ein Vogel verschluckt hat, untrennbar ein Teil des Vogels geworden, und da die Vögel nachweislich dem Zoo in Rotterdam gehörten, gab es kein Gesetz, das nach Lage der Sache dem Inder irgendein Anrecht auf fremdes Eigentum gab. Dies, wie gesagt, war seine Ansicht, erklärte der Wärter, worauf er es dann eilig hatte, wieder zu seinen Karten in die Bar zu kommen

Andern Morgens passierte etwas völlig Unerwartetes. Man sprach davon, daß Niles McLean, ein Passagier aus Edinburg, die Vögel restlos gekauft habe. Die Bordgäste schmunzelten: Haha, ein kleiner Scherz, sagten sie. Jedoch der Schotte schwenkte beim Frühstück das Telegramm in der Hand, die Zusage aus Rotterdam, und jeder, der noch im Zweifel war, konnte es schwarz auf weiß lesen. Für 300 Pfund war McLean Besitzer der Vögel geworden! Die Tatsache wirkte auf die Gäste wie ein Faustschlag; gleichwohl gaben sie vorerst noch nichts verloren Irgendwo blitzte noch ein kleiner Hoffnungsschimmer. Jedoch eine Stunde später war nichts mehr daran zu ändern, es stand unwiderruflich fest: der Schotte hatte sie um eine Nasenlänge geschlagen! 22 Funksprüche aus Rotterdam kamen in dieser Stunde an, 22 Meldungen an ebenso viele Passagiere. Sie hatten alle den gleichen Text: die Vögel seien bereits anderweitig verkauft! . . . Das Geschäftliche wickelte sich nunmehr rasch ab wie im Film. McLean begab sich nach dem Frühstück zu dem Wärter in die Bar. Van Neelen legte für einen Moment die Karten beiseite, las die Depesche, nickte und kassierte gelassen die 300 Pfund ein. Jetzt wurde die Sache mit einem Male spannend. Gerade hatte der Wärter die Quittung über das Geld ausgestellt, da stürzte, als hätte ihn eine Viper gebissen, unser indischer Passagier in die Bar. Er hatte die Nachricht als letzter vernommen, jetzt sah er seine sämtlichen Felle fortschwimmen, und er bot sofort 500 Pfund für die Vögel. Jedoch McLean lehnte ab, und der Inder, wutentbrannt, steigerte fluchend auf 800, nachher ging er sogar bis 1000. Doch nein, der Schotte dankte. Nicht eine Schwanzfeder für 1000 Pfund, sagte er und grinste vielsagend. Dieser Bursche, müssen Sie nämlich wissen, hatte durchaus nicht die Absicht, die Vögel im Bausch und Bogen zu verkaufen. Etwas geradezu Unerhörtes führte er mit den Viechern im Schilde Man konnte nur staunen, hol's der Kuckuck! — Jedermann an Bord so hatte sich McLean ausgedacht, sollte ohne Ausnahme ein Anrecht auf den Diamanten haben Und deswegen hatte er beschlossen, in einer öffentlichen Auktion die Vögel Stück für Stück zu versteigern: das Mindestgebot auf jeden Vogel sollte 100 Pfund betragen

So geschah es. Am nächsten Morgen in der Frühe ging die Sache los Wenn Sie je ein Rudel hungriger Wölfe um ein Stück Aas gesehen haben, so können Sie sich ungefähr von dem Vorgang ein Bild machen. Es war unerhört aufregend Schon gleich bei dem ersten Vogel ging der Inder wie ein Narr ins Zeug, und er hatte auch die beste Chance, ihn zu bekommen. Leider war er so töricht, sich just in dem Moment, als der Hammer fiel, mit seinem Nachbar in einen hitzigen Wortstreit einzulassen, und als er in einer Atempause seinen Gegner überbot, war es um eine Sekunde zu spät Den Vogel erwarb infolgedessen der andere, ein Farmer aus Kimberley, um 190 Pfund. Der Mann führte den Vogel ab, ging in seine Kabine, holte ein Gewehr und knallte ihn nieder. Alle an Bord waren sehr aufgeregt, die Mehrzahl atmete erst erleichtert auf, als bei der Zerlegung nicht die Spur von dem Diamanten gefunden wurde; die meisten waren bei dem Vogel bis 150 gegangen

Bevor Numero zwei an die Reihe kam, passierte ein kleiner Zwischenfall. Von der Schießerei nervös geworden, erschien der dicke Kapitän zornschnaubend auf Deck und erließ das strikte Verbot, die Vögel an Bord des Schiffes zu töten. Der Schotte nahm es nicht ohne Schmunzeln zur Kenntnis, und dazu hatte er ja wohl auch allen Grund. So lange nämlich die Vögel nicht getötet werden durften, blieb der Diamant sicher im Straußenmagen, und damit mußten naturgemäß die übrigen Vögel bei der Auktion rapid im Werte steigen Durchaus einleuchtend, nicht wahr? — Allerdings lag bei dem Inder der Fall haargenau umgekehrt. Für ihn hatte das Verbot des Kapitäns den Nachteil, daß es ihn jeglicher Rechtsansprüche auf sein Eigentum beraubte — solange der Edelstein im Magen des Vogels verblieb. — Wie vorausgesehen, zogen denn auch beim zweiten Vogel die Preise enorm an, und sie stiegen um so höher, je weniger von den Viechern am Schlusse übrigblieben. Kurzum, es wurde die aufregendste Auktion, die man sich denken kann, die Bordgäste waren wie in Trance Den zweiten Vogel erwarb ein französischer Fabrikant für die Summe von 300 Pfund Numero drei sicherte sich ein Ingenieur aus Budapest; er bezahlte 480 Pfund. Der nächstfolgende erzielte 600; ihn holte sich ein stiernackiger Südfruchthändler aus Genua, der ihn bereits eine Minute darauf an eine ältliche Engländerin für 650 Pfund weiter veräußerte. Der Vogel Numero fünf war der 800-Pfund-Vogel. Um seinen Besitz entspann sich ein unerhört zäher Kampf zwischen Abdullah Singh und einem baumlangen blassen Geistlichen aus Canterbury, dessen hartnäckige Ehehälfte es ganz besonders auf den Edelstein abgesehen hatte . Armer Abdullah Singh! Ihm wollte bei der Auktion nun auch absolut nichts glücken. Der andere war ihm mit 800 Pfund um eine Nasenlänge voraus. Abdullah Singh zögerte, er wurde blaß und schien zu überlegen, dann steigerte er auf 850 — eine Zehntelsekunde, nachdem er Hammer gefallen war! Wenigstens behauptete dies der Schotte, und der Inder war Sportmann genug, es zu bestätigen Er war leichenblaß Großartiger Bursche, sagten die Passagiere. Besitzer des Vogels wurde Mr. Diggs, der Geistliche aus Canterbury. Der Held des Tages aber war unbestritten Abdullah Singh

Zwei Tage darauf landeten wir in Genua. Natürlich war alles an Bord fieberhaft gespannt, welcher der Vögel sich als die Fassung für den Diamanten entpuppte, und gerade wollten die Besitzer ihre langbeinigen Objekte an Land bringen, als ein Hindernis auftrat, das nicht im Programm stand. Durch irgendeinen Zufall hatte die Zollbehörde in Genua Wind von der Sache gekriegt Ein paar ihrer

Vertreter kamen an Bord, beschlagnahmten kurzerhand die Vögel und führten sie über den Laufsteg an Land. Die unglücklichen Besitzer fluchten, was das Zeug hielt, aber die Vögel bekamen sie nicht zurück. Alles Protestieren war umsonst. Das einzige, was sie nach langwierigen Verhandlungen mit der Zollbehörde erreichten, war, daß die Vögel sofort abgeschlachtet werden sollten. Das geschah denn auch auf der Stelle, und es ist unnötig, zu erwähnen, daß sämtliche Bordgäste der Exekution beiwohnten — bis auf einen. Und was glauben Sie, bei welchem Vogel der Diamant gefunden wurde? Nun, Sie werden es kaum erraten; von den langbeinigen war es keiner, soviel steht fest. Der Vogel, der den Edelstein hatte, war ein ganz seltener von der farbigen Gattung homo sapiens, wenn Sie lateinisch verstehen. Reichlich spät war den Leutchen, die es anging, eine Glühbirne aufgegangen, sie schickten ein paar Detektive hinter ihm drein, und die bekamen ihn denn auch sehr bald Was soll ich ihnen viel erzählen? — Abdullah Singh hieß der ungewöhnliche Vogel, und der kostbare Diamant fand sich in seiner Tasche, als sie ihn erwischten. Es war gerade im letzten Moment. Und zwar just in dem Augenblick, als er im Büro einer Schiffsgesellschaft drei Kajütenplätze auf einem schwedischen Dampfer belegte. Drei Plätze nach Kapstadt. Einen für sich, den andern für van Neelen, den Wärter, den dritten für seinen alten Freund und Komplizen — einen gewissen McLean aus Edinburg!"

ANEKDOTEN

Der geplatzte Rock.

Eines Abends sang Adelina Patti, die berühmte Koloratursängerin, zusammen mit dem italienischen Buffo Ferranti in einer großen amerikanischen Stadt. Eben hatte sie, von ihrem Partner geführt, die Bühne betreten, als jemand aus dem Vorzimmer diesem nachrief, die Rückennaht seines Rockes wäre weit aufgeplatzt. Es war zu spät, umzukehren, das Publikum hatte die beiden schon erblickt, und so blieb dem armen Ferranti nichts übrig, als neben der stürmisch begrüßten Diva bis dicht an die Rampe vorzutreten und mit dem Singen zu beginnen. Aber der Gedanke an sein Mißgeschick bedrückte ihn so sehr, daß er das heitere Lied wie einen Trauergesang vortrug und die Patti ihn schon nach wenigen Takten besorgt zur Rede stellte. „Was haben Sie denn heute?" sang sie, indem sie den italienischen Text des Duetts verließ und ihre Worte geschickt der Melodie anpaßte. „Sie sind ja ganz verzagt! Kein Mensch belacht Sie heute!"

„Bei allen Heiligen!" erwiderte Ferranti auf die gleiche Weise, „mir ist der Rock geplatzt! Und wenn die Leute jetzt nicht lachen, so werden sie es nachher zu meinem Schaden um so ausgiebiger tun!"

Bei diesem unerwarteten, mit so viel Wohllaut gesungenen Austausch persönlicher Gefühle brachen der Dirigent und die Mitglieder des italienischen Orchesters in heftiges Lachen aus. Die Zuhörer in den vordersten Reihen bemerkten dies und lachten auch, und schließlich bewegte sich der ganze Saal in stürmischer Heiterkeit.

„Es ist wunderbar", schrieben am nächsten Tage die Zeitungen, „mit welch unwiderstehlichem Humor Ferranti vorzutragen weiß! Ohne auch nur ein Wort des Textes zu verstehen, wurden die Zuhörer zu endlosem Gelächter hingerissen . . ." M. P.

Bismarck und die beiden Lettinnen.

Eines Tages saß Bismarck in Frankfurt am Main an der Table d'hôte zwei jungen Damen gegenüber, die sich sehr lebhaft und ungeniert in einer fremden Sprache unterhielten. Augenscheinlich diente ihnen die Tischgesellschaft in wenig schmeichelhafter Weise zum Gegenstand ihrer Bemerkungen; denn sie lachten sehr häufig, und aus mancherlei Anzeichen entnahm der erfahrene Diplomat, daß er selbst das hauptsächlichste Ziel ihrer Aufmerksamkeit sein mußte. Die Sprache, deren sich die beiden bedienten, war die lettische, die Bismarck zwar nicht eigentlich verstand, aber von der er auf gelegentlichen Reisen in Kurland und auch durch seinen Universitätsfreund, den Grafen Kayserlingk, einige Redensarten erlernt hatte. Die Damen hielten sich natürlich für ganz sicher, in diesem seltenen Idiom von niemanden verstanden zu werden und ließen ihrer Spottlust immer übermütiger die Zügel schießen Inzwischen hatte sich Bismarck zu einem neben ihm sitzenden Freunde gebeugt und leise gesagt:

„Wenn Sie jetzt gleich ein paar fremde Worte von mir hören werden, dann geben Sie mir bitte einen Schlüssel!"

Als nun beim Nachtisch die Ausgelassenheit der beiden jungen Damen ihren Höhepunkt erreichte, hörten sie plötzlich zu ihrem größten Schrecken, wie ihr Gegenüber ruhig zu seinem Nachbarn sagte: „Dodd man to azlek!" (Gib mir den Schlüssel!) Der Freund reichte verabredungsgemäß den Schlüssel hinüber — die beiden Damen aber sprangen blutübergossen von ihren Stühlen auf und stürzten zum Saal hinaus. M. P.

Wie Theedje um seinen Grog kam.

Hein und Theedje treffen sich in Sankt Pauli.

„Na, Theedje", meint Hein, „Du moks jo 'n Gesich as 'n Pott vull Müs'; wat fehlt di denn?"

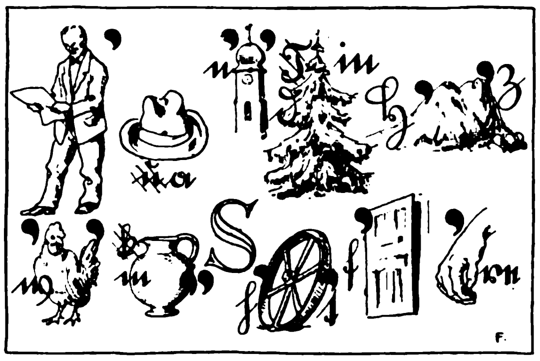
„Minsch", sagt Theedje, „ick hev mi gans schändli argert! Denk di bloß mol an! Ick dräum also, ick bin doot un kom in'n Himmel. Peetrus geev mi fründli de Hand un schüvt (schiebt) mi direk in'n Himmel rin. Na, do keum nu de leewe Gott und secht: ‚Na, Theedje, nu mok di dat man eers mol 'n bitten gemütli: wat wullt du drinken?' ‚Och', sech ick, wat heß du denn?' ‚Du kanns kriegen, wat du hemm'm wullt', secht nu de leewe Gott, ‚Wiin, Beer, Snaps. Grog — ?' ‚Jo, wenn di dat eenerlei is, denn lot mi man 'n Grog kriegen.' ‚Scheun', secht uns' Herrgott. ‚Wullt du 'n kool'n oder 'n heeten Grog?' ‚Och', sech ick, ‚ge' mi man 'n heeten; dat is koold buten' (draußen). ‚Scheun!' secht'e, ‚denn will ick man eben 'rutgohn, un 'n bitten hett Woter holn.' Und dormit geiht 'e rut. Un nu denk di bloß mol an: wie hee eben rut is — do wok ick op!"

Hein: „Verdammi no mol!"

„Djä", sagt Theedje, „is dat nu ni too schändli? Harr ick 'n kool'n secht, dann harr ick em hatt!" Ko.

RÄTSEL

Bilderrätsel



Zahlenrätsel

1 6 10 4 5 — engl. Dichter
2 11 12 13 8 — Frucht
3 2 14 15 13 5 — Schrank
4 1 8 16 17 2 15 16 4 5 — Schuldverschreibung
5 2 5 3 16 5 17 — Stadt in China
6 11 14 16 8 4 5 — Buchstabe
7 13 10 7 4 8 12 — sagenhaftes Un-Ungeheuer
2 5 3 13 10 — Schiffsteil
8 2 7 16 5 13 — Schneemasse
9–2 10 9 2 5 13 8 8 13 5 — Meerenge

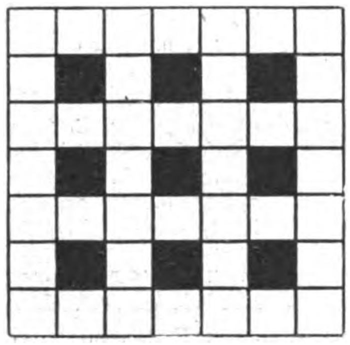
Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben den Namen eines ungarischen Gebirges.

Silbenband

Die Silben: a am ba din for ge ka ka ka kor la lu mat ne ne no pi pi pol ran tal tar tas te ve werden so in die Felder verteilt, daß von oben nach unten Wörter entstehen, von denen immer zwei die gleiche Mittelsilbe haben. Ist die Lösung richtig, so ergeben die Mittelsilben ein Musikinstrument. — Die Wörter bedeuten: 1—2 Geldsumme, 3—4 Wolfsbohne, 5—6 mohammed. Heiligtum, 7—8 Fluß in Norditalien, 9—10 Stadt in Ostgalizien, 11—12 Geschütz, 13—14 sagenhafter König, 15—16 Papiergröße, 17—18 Palast in Rom, 19—20 Gefolge.

1	3	5	7	9	11	13	15	17	19
2	4	6	8	10	12	14	16	18	20

Viereck



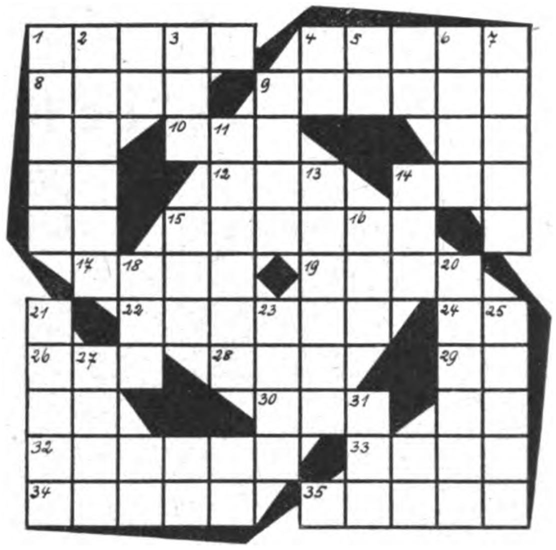
Die Buchstaben: a a a a a a a a b c e e e i j j k k k n n o o o o o o o o s s s s s t t z z z z werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Oper von Leoncavallo, 2. Mutter des Ödipus, 3. Abtretung einer Forderung. 4. Gott des Weltstromes.

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Bedienung — Präjudiz — Lienhard — Tabelle — Schneider — Argonnen — Beglaubigung — Zuber — Geländer — Persien — Liebelei — Frechheit — mächtig — Getränk — Verbienst — Alfred — Fremde — unzufrieden — Zauberer — Schraube — Henne sind je 3, im letzten Wort nur 2 Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch von Goethe ergeben.

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. Truppenlager, 4. deutscher Maler, 8. Gebirge in Rußland, 9. Augenglas, 10. griech. Göttin, 12. Küstenlandschaft in Marokko, 14 Kleidungsstück, 15. Frucht, 17. niedere Pflanze, 19. Hast, 22. Zeitabschnitt, 24. Abkürz. für Pferdestärke, 26 Bodensenkung, 28. selten, 29. Geliebte des Zeus, 30. Pelztier, 32. Spott, 33. Stadt in Rumänien, 34. Musikinstrument, 35. Stadt in Nordfrankreich. — Senkrecht. 1. humorist. Dichter und Zeichner, 2. Täuschung, 3. Stadt an der Etsch, 5. Nahrungsmittel, 6 Farbe, 7. Menschen, 9. Werkzeug, 11. Panzerschrank, 13. Nadelbaum, 14. nord. Göttin, 15. Wollbesen, 16 Verneinung, 18. Fett, 20. franz. Stadt an der Mosel, 21. schmaler Weg, 23. Kaffeehaus, 25. ärztl. Instrument, 27. Zeitrechnung, 31. Raubfisch.

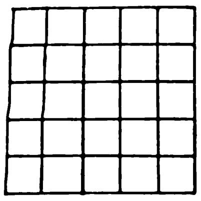


Silbenkreuz

1—2 Vorteil, 1—3 Metall, 2—4 griech. Buchstabe, 2—5 Eisenbahnknotenpunkt a. d. Fulda, 3—4 weibl. Vorname, 5—6 Nebenfluß der Weichsel, 5 bis 1 Zigarrensorte, 6—2 griech. Göttin, 6—3 Apparat zur Flüssigkeitsentnahme.

1	2
3	4
5	6

Magisches Quadrat



Die Buchstaben: a a a a a b b e e e e e h l l l o r r r r t t t u u werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen 1. Kopfbedeckung, 2. Nebenfluß der Weser, 3. jenseits, über eine Grenze hinaus, 4. türkischer Bestallungsbrief, 5. Muse.

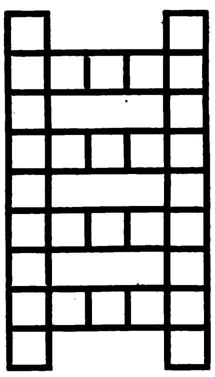
Silbenrätsel

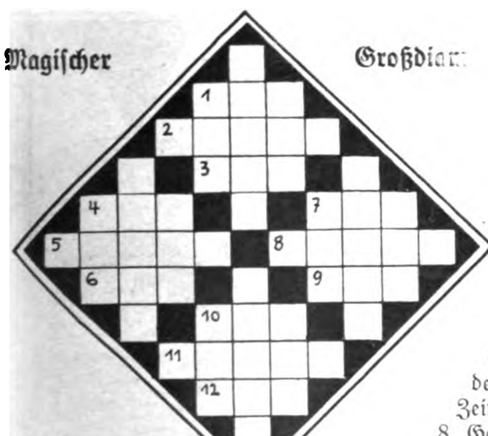
Aus den Silben: a — a — al — be — bres — chen — de — dek — den — der — do — dorn — e — ein — ek — er — eu — ger — gra — hart — in — ke — ker — kle — kri — ku — la — lau — le — lein — lem — lenz — li — li — li — li — ne — ne — ni — nie — no — no — no — nos — not — o — o — o — on — pa — phie — ra — rau — ri — ro — rös — ru — sa — sin — sitz — sku — ta — te — ten — tes — tes — tho — ti — tik — tin — tra — um — um — va — vi sollen 23 Wörter gebildet werden, deren 1. und 3. Buchstaben von oben nach unten gelesen einen Ausspruch unseres Führers ergeben. 1. Reifrock, 2. engl. Staatsmann, 3. Gleichgültigkeit, 4. sagenhafte Königin von Theben, 5. luftleerer Raum, 6. Stadt in Bolivien, 7. griech. Insel, 8. ägypt Königin, 9. Bodenbelag, 10 Stadt in der Holstein. Schweiz, 11. italien. Name für Brixen, 12. Nebenfluß des Po, 13. Vater des Odysseus, 14. Luftschiffahrt, 15. Flugzeug. 16. Landschaft in Mitteldeutschland, 17. Nibelungengestalt, 18. Roman von Viktor Scheffel, 19. Else, 20. Stabreim, 21. Steindruck, 22. Stadt in Albanien, 23. Märchengestalt.

1 .... 9 .... 17 ....
2 .... 10 .... 18 ....
3 .... 11 .... 19 ....
4 .... 12 .... 20 ....
5 .... 13 .... 21 ....
6 .... 14 .... 22 ....
7 .... 15 .... 23 ....
8 .... 16 ....

Leiterrätsel

Die Buchstaben: a a e e e e e e e s g i k k l m n o o p r r r r s t t t sind so in die Felder zu setzen, daß waagrecht folgende Wörter entstehen: 1. Musikinstrument, 2. Shakespearesche Dramengestalt, 3. Oper von Puccini, 4. Stadt a. d. Mosel. Die beiden Holme ergeben von oben nach unten gelesen die Namen zweier ägypt. Königinnen.





1. Zahlungsweise, 2. deutscher Gau, 3. nordischer Hirsch, 4. Teil des Baumes, 5. Männername, 6. Zeitabschnitt, 7. Stadt in Marokko, 8. Gerbereiprodukt, 9. Gewässer, 10. Gebirgseinschnitt, 11. Grasfläche, 12. Wappentier.

Lösungen der Rätsel aus Folge 48

Zackenrätsel: 1. Laertes, 2. Frosch, 3. Arsenal, 4. Grenze, 5. Pranger, 6. Leiber, 7. Flieder, 8. Marine, 9. England, 10 Aufzug, 11. Fleisch, 12. Trelit, 13. Taucher, 14. Schnee, 15. Hanomag, 16. Raeder, 17 Goering. Rosenberg — Filchner. ✶ **Rösselsprung:** Wir stellen an die Spitze aller Versicherungen die Versicherung der deutschen Volksgemeinschaft. (Hitler). ✶ **Zugrätsel:** Wir Deutschen sind nicht mehr hilflos und verlassen. ✶ **Kachelrätsel:** 1. Saar, 2 Mira, 3 Lama, 4. Riß, 5. Mari, 6. Nuß, 7. Iris, 8. Rabe, 9. Sinn, 10. Emir, 11. Anna, 12. Mani, 13. Omen ✶ **Magische Figur:** 1. Bariton, 2. Aragona, 3. Gig, 4. Stoiker, 5. Ponies, 6 ist. ✶ **Silbenrätsel:** 1. Vestalin, 2. Einser, 3. Regierung, 4. Dragoner, 5. Irene, 6. Eunuch 7. Nautilus, 8. Sense, 9. Tizian, 10. Sirene, 11. Obelisk, 12. Laboratorium, 13 Ludwig, 14 Siena, 15. Enzian. Verdienst soll sein, wo Leistung ist. ✶ **Kreuzwort-Füllrätsel:** Waagrecht: 1. Eiger, 4. China, 8. Ries, 10. Amos, 11 Sieb, 12. ter, 13. Rese, 14. Ontag, 16. Turke, 18 Imker, 19. Udine, 21. Midas, 23. Bein, 24. Ski, 25. Atem, 27. Egge, 28. Sure, 29. Narew, 30 Amsel. — Senkrecht: 1. Eis, 2 Grenadier, 3 Eibe, 5. Horn, 6. Isokrates, 7. Ate, 9. Siamese, 10. Artemis, 15. Gin, 17. Uri, 20. Inge, 22. Taem, 23. Bon, 26 Mal. ✶ **Stufenrätsel:** 1. Omar, 2. Lupe, 3. Rachel, 4. Loti, 5. Onkel. Operation ✶ **Besuchskartenrätsel:** Kaiserslautern. ✶ **Magisches Quadrat:** 1. Samos 2. Arona, 3. Mokka, 4. Onkel. 5. Saale.

Schach-Beobachter

Zuschriften an Josef Benzinger München Bayerstr 99/II

Königsflügelerstürmung

Caro-Kann-Verteidigung, gespielt um die Holländische Meisterschaft 1937.

Weiß: Van Steenis Schwarz: Dr. Selman

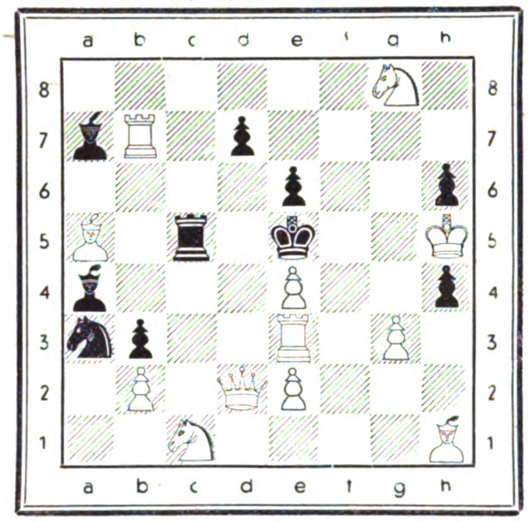
	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	e2—e4	c7—c6	11.	Sb1—d2	Lf8—e7	21.	Sd3—f4	Tf8—h8
2.	d2—d4	d7—d5	12.	Dd1—e2	Ta8—c8	22.	Th3—g3	Tc8—c7
3.	e4×d5	c6×d5	13.	0—0	0—0	23.	Ta1—e1[5]	Th8—h4[6]
4.	Lf1—d3[1]	Sb8—c6	14.	f3—f4	g7—g6[2]	24.	Sf3×h4	Lf6×h4
5.	c2—c3	Sg8—f6	15.	Tf1—f3	Kg8—g7	25.	Sf4×e6†[7]	f7×e6
6.	Lc1—g5	Lc8—g4	16.	Tf3—h3	Sf6—g8	26.	Dg4×g6†	Kg7—h8
7.	f2—f3	Lg4—h5	17.	Dd1—g4	h7—h6	27.	Te1×e6	Schwarz gibt auf[8]
8.	Sg1—e2	Lh5—g6	18.	Sd2—f3[3]	h6×g5			
9.	Se2—f4	Lg6×d3	19.	f4×g5	Sg8—f6[4]			
10.	Sf4×d3	e7—e6	20.	g5×f6†	Le7×f6			

[1] Oft findet hier die moderne Spielweise 4. c2—c4 Anwendung, worauf nach d5×c4 Weiß eine sehr schnelle und gute Entwicklung erhält.
[2] Dieser Zug bedeutet eine Schwächung des eigenen Königflügels
[3] Ein interessantes Läuferopfer-Angebot!
[4] Schwarz gibt freiwillig die gewonnene Figur zurück. Es drohte allerdings Dh4!
[5] Sämtliche weiße Figuren wirken dynamisch zusammen und sind nun zum Sturmangriff bereit. Es droht bereits auf e6 ein Turm- und auf g6 ein Springeropfer
[6] Auch dieses Qualitätsopfer kann den Verlust der Partie nicht mehr aufhalten
[7] Dieses Springeropfer, das angenommen werden muß, schlägt eine Bresche in die feindliche Stellung.
[8] Schwarz gibt mit Recht in dieser hoffnungslosen Stellung auf. Eine gute weiße Spielführung

Aufgabe (Urdruck)

Von F. W. Spielter, Hamburg

Schwarz: Ke5, Tc5, La4, La7, Sa3, Bb3, d7, e6, h4, h6 (10).



Weiß: Kh5, Dd2, Tb7, Te3, La5, Lh1, Sc1, Sg8, Bb2, e2, e4, g3 (12).

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

*

Aufgabelösung aus Folge 45

Vierzüger von Heinrich Gue, Magdeburg

Weiß: Ka5, Ta3, Td8, Lb2, Lb5, Sf4, Ba4, b3 (8)

Schwarz: Kc5, Te5, Lf1, Sa7, Sg8, Be3, c6, c7, d4, e6, f5, f6, g2 (13)

1. Ta1!, Sb5; 2. Te1, T×Te1; 3. Le2, L×e2; 4. S×e6‡

1. . . ., . . .; 2. . . .; . . .; 3. . . ., T×Le2 4 Sd3‡

1. . . ., . . .; 2. . . ., Te4, 3 T×T, f5×T; 4. S×e6‡ usw

Richtig gelöst: Dr Müneh, Bocholt; W. Fenchel, Gau-Odernheim, J Astner, Altenmarkt; Dr. J Krug, Dresden; P. Fröhlich, Schmirchau; J. Herwig, Gotha, H Kolwitz Berlin-Neukölln; E Dräger, Lauenburg.

Eine Weihnachtsüberraschung

Der gute Einfall oder selbst ist der Mann von Georg Otto

„Wenn ich bloß wüßte, was wir Onkel Otto zu Weihnachten schenken sollen“, sagte Frau Annemie zu ihrem Mann. „Du weißt, der Otto ist so furchtbar verwöhnt, überhaupt ist das mit Junggesellen immer so schwierig.“ Heinrich überlegte einen Augenblick. „Ich hab's“, rief er triumphierend. „Wir schenken ihm ein paar Flaschen anständigen Likör.“ Annemie war zuerst sprachlos über diesen Einfall. „Einfach lächerlich“, sagte sie, „sind wir Millionäre, und dann gleich ein paar Flaschen?“ „Richtig“, sagte Heinrich, „du kennst ja mein Geheimnis noch nicht. Wir machen natürlich die Liköre selbst. Schon meine Großeltern brauten sich ihre Schnäpse selbst mit — Reichel-Essenzen. Das sind natürliche Likörgrundstoffe aus Kräutern und Früchten. Aus 1 Flasche Essenz kann man 2 Flaschen Likör machen, und jeder Flasche Reichel-Essenz liegen zwei hübsche Etiketten für die Vorratsflaschen bei. Man braucht dazu noch ½ Liter Weingeist, ¼ Kilogramm Zucker und ½ Liter Wasser. In unserer Drogerie und Apotheke bekommen wir alles, was wir brauchen.“ „Aber ist denn das nicht alles furchtbar schwierig?“ warf Annemie ein. „Einfach wie Kaffeekochen“, erwiderte Heinrich lakonisch. „Das habe ich schon als Student hundertmal gemacht, immer ist es großartig gelungen. Schreibe nur gleich an die Fabrik und laß dir eine Gratisprobe schicken, da kannst du dich selbst am besten überzeugen. Laß auch ein „A. B. C. der guten Schnäpse“ mitkommen, das gibt es auch umsonst. Es ist ein Lexikon für Feinschmecker und enthält alle Angaben und Kniffe über die Selbstbereitung von Likören mit — Reichel-Essenzen — den natürlichen Likörgrundstoffen aus Kräutern und Früchten. Die Adresse ist: Otto Reichel, Berlin-Neukölln, Elbestraße 12.“

Humor der anderen

Zwei Sonntagsangler wetteten, wer die meisten Fische fangen würde. Aber beide hatten lange Zeit gar keinen Erfolg, so daß sie schläfrig wurden. Auf einmal fiel der eine kopfüber ins Wasser. Das ernüchterte den anderen, und er schrie ihm nach: „Greifen gilt nicht!"

(Cleveland Leader)

*

Ein Rechtsanwalt wurde zu einem Diner eingeladen und bei dieser Gelegenheit von seinem Gastgeber über allerlei juristische Fragen ausgeholt. Hierfür sandte er ihm am nächsten Tage eine Rechnung. Der empörte Gastgeber nahm den Kampf auf, indem er seinerseits dem Rechtsanwalt eine Rechnung über das verzehrte Diner und die guten Weine schickte. Doch der Rechtsanwalt brachte ihn durch Androhung einer Klage wegen Verkaufs von Weinen ohne Konzession zum Schweigen.

Harpers Weekly.

*

Vorsitzender der Wahlprüfungskommission: Sie sagen, Zeuge, daß der Angeklagte sich während des Wahlkampfes keiner Bestechung schuldig machte, soviel Sie wissen. Man teilte mir aber mit, er habe ein paarmal Kisten Zigarren verteilen lassen.

Zeuge: Allerdings! Aber das war keine Bestechung. Hier habe ich eine davon. Bitte, urteilen Sie selbst.

Stray Stories.

*

„Tröste dich, daß du deinen Posten verloren hast. Was war schon daran?! Du hast da nur deine Zeit verschwendet."

„Ja. So sagte der Alte auch, als er mich hinausschmiß."

Harper's Weekly.

*

Bootsmann: „Was treibst du wieder da oben im Mastkorb, du fauler Bengel? Ich will dich lehren, nichts weiter zu tun, als über die See hin träumen! Komm mal gleich 'runter! Ich versprech' dir ein Dutzend mit dem Tauende."

Der faule Schiffsjunge: „Nee! Und wenn Sie mir auch zwei Dutzend versprechen würden, ich käm' nicht 'runter!"

Harper's Weekly.



„Jawohl — hier spricht der vereinigte Leder-Trust!"

The Bulleton.

Sie: „Schon wieder sind deine Artikel von der Zeitungsredaktion zurückgekommen! Woran mag das liegen?"

Er: „Ich habe keine Idee!"

Sie: „Ja, das wird es sein!"

Answers.

Herr: „Sagen Sie, Franz, ist meine Frau schon nach Hause gekommen?"

Diener: „Nein, gnädiger Herr! Wer da so schimpft, das ist der Papagei!"

(Harper's Bazar.)

*

Kellner (am Schanktisch): „Zwei Würstchen für Herrn Bierhuber!"

Wirt: „Eine genügt! Er ist ja so betrunken, daß er alles doppelt sieht."

Kellner: „Weiß ich. Er hat vier bestellt."

(Stray Stories.)



„Meinen Führerschein? Oh, den finden Sie gleich im Wagen!"

Everybody's Weekly.

„Lange nicht gesehen! Wie geht es dir?"

„Bin immer noch im Dalles. Aber nun habe ich eine feine Stellung in Honolulu bekommen. Die Reise wird mir bezahlt. Morgen geht's aufs Schiff."

„Aber Mensch, da wirst du vor Hitze nicht arbeiten können! Fünfundvierzig Grad im Schatten ist da keine Seltenheit!"

„Oh, ich werde ja nicht die ganze Zeit im Schatten arbeiten müssen."

The Argonaut.

*

Kellner (einen Gast beobachtend, der sich unter lautem Geklapper mit seinem Löffel bemüht, den allerletzten Rest Suppe aus dem Teller herauszuholen): „Wünscht der Herr vielleicht Löschpapier?"

Puck.

*

Kunde: „Wie konnten Sie mich so betrügen?! Als ich diese Kette kaufte, sagten Sie, sie würde bis an mein Lebensende halten, und jetzt nach einem Monat ist die ganze Versilberung schon weg."

Verkäufer: „Glauben Sie mir, es freut mich aufrichtig, daß ich unrecht hatte. Als Sie die Kette kauften, sahen Sie nicht aus, als würden Sie noch länger als vierzehn Tage leben."

Puck.

*

Die kleine Wanda war bei ihren beiden übermütigen, wilden Vettern zu Besuch und ist nun heimgekommen. Hier erzählt sie: „Papi, wenn Fritz und Hans abends ihr Gebet sprechen, bitten sie jedesmal den lieben Gott, er möge sie zu guten Jungen machen."

Vater: „Das ist sehr richtig von ihnen."

Wanda: „Ja, aber warum tut der liebe Gott es nicht?"

The Argonaut.

HUMOR

Mr Smith aus Schottland hat in London ein gutgehendes großes Geschäft. Eines Morgens kommt Mr Lincoln, sein erster Prokurist, in sein Zimmer·

„Nun Mr Lincoln?"

„Mr Smith", strahlt dieser, „mit dem heutigen Tage bin ich jetzt fünfundzwanzig Jahre bei Ihnen!"

„Na, da scheint es Ihnen ja bei mir zu gefallen!"

*

„Herr Ober, könnte ich nicht etwas kalten Braten haben?"

„Einen Augenblick bitte, mein Herr! Ich werde sofort im Eisschrank mal nachsehen!"

„Machen Sie sich weiter keine Mühe, so kalt braucht er nicht zu sein!"

*

Butterbluhm ist Dichter.

Kürzlich hat er ein Gedicht an eine Zeitung geschickt.

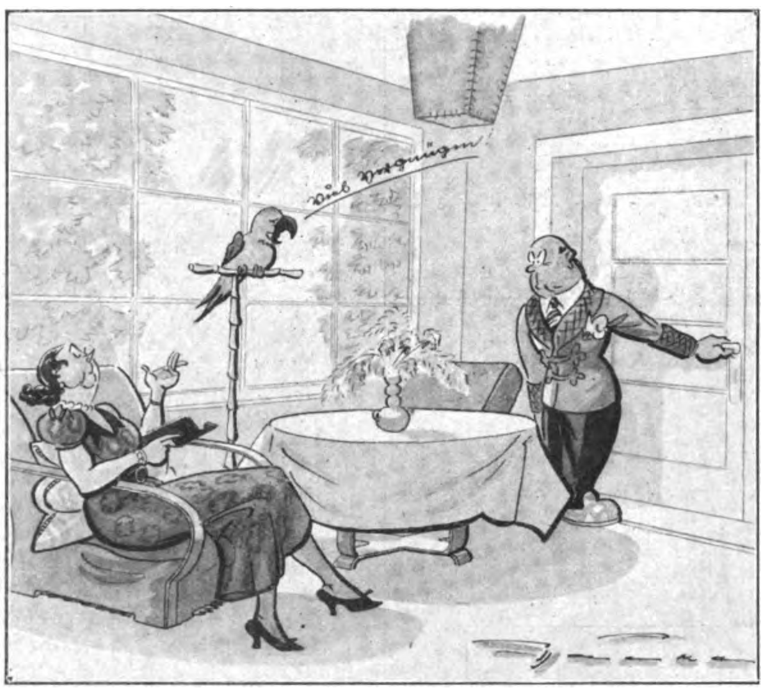
Es trug den Titel „Warum lebe ich noch?"

Zwei Tage später kam das Gedicht wieder zurück mit der lakonischen Bemerkung des Schriftleiters:

„Weil Sie so vorsichtig waren, Ihr Gedicht mit der Post zu senden."

*

„'öchst seltsamer, widersprekender Gebrauk 'aben der Deutsche", sagte ein Franzose. „Erst gießen er Rum in ein Bol, für su maken es stark, dann tun er Wasser 'inein, su maken es schmak, dann geben er Zitron, su maken es sauer, und wieder Zucker, su machen es süß. Und dann 'eben er die Glas 'och und sagen: Ik bringen es Ihnen, und dann — trinken er es selber!"



„Bitte, Wilhelm, trage mal den Papagei ins Nebenzimmer — ich hab' mit dir unter vier Augen zu reden!"

(Zeichnung: Fäcke.)

„Ist das Messer gut?" fragte der Friseur den Kunden.

„Wenn Sie mich nicht eben fragten, hätte ich gar nicht gewußt, daß Sie da ein Messer haben."

Der Friseur lächelte geschmeichelt, aber der Herr fuhr fort: „Ich dachte nämlich, Sie benützten eine Feile!"

„Fräulein Lisa, meine Liebe zu Ihnen ist so stark, daß sie Berge versetzen könnte!"

„Das ist ja fein! Da könnten Sie gleich morgen beim Umzug helfen!"

*

Arzt: „Lieber Herr Klapprig, da wird wohl nichts anderes übrigbleiben, als daß ich eine Magenausspülung vornehme."

Herr Klapprig: „Herr Doktor, könnte ich das nicht im Ratbauskeller lieber selbst vornehmen?"

*

„Was soll's sein, mein Herr?"

„Bringen S' mir ein' Kaffee, Herr Ober"

„Wünschen Sie Kaffee, Filterkaffee, Mokka, Mokkadouble oder Mokka ture?"

„Ich . . . möcht' . . . wissen S' was, Herr Ober . . . bringen S' mir lieber a Bier . . ."

*

Tiefassel ging zu einer Wahrsagerin

„Sie werden in Kummer und Elend leben bis zu Ihrem fünfzigsten Lebensjahre", lautete die Weissagung.

„Na und", meinte da Tiefassel, „werde ich dann geschieden werden?"

*

Klein-Eva hört den Vater von Pietät sprechen und fragt die Mutter nach der Bedeutung dieses Wortes. Die Mutter erklärt ihr: „Wenn Kinder nach dem Tode der Eltern das tun, was jene gern taten, weil sie es für gut und schön hielten, dann sind sie pietätvoll."

Darauf erwiderte Klein-Eva: „Also, wenn Vater stirbt, dann geben wir auf den Alpenball!"

Volkstümliche Redensarten

und woher sie kommen

„Fiasko machen!"

Wenn man heutzutage von jemand sagt, daß er „Fiasko" gemacht, so soll damit zum Ausdruck gebracht werden, daß er Mißerfolg gehabt hat. Die Redensart selbst hat ihren Ursprung in folgender Episode:

Einst lebte, im 17. Jahrhundert, in Italien ein sehr berühmter Komiker: Domenico Blancolelli, der als Harlekin zündende Improvisationen zu machen verstand. Als er aber einmal mit einer Flasche auf der Bühne erschien und sich mit einer launigen Ansprache an das Publikum wandte, blieb der sonst übliche Erfolg aus. Wütend darüber warf er die Flasche über seine Schulter und sagte: „Das ist deine Schuld, du edle Fiasko!" (Fiasko = Flasche.)

So entstand diese Redensart.

„Den Prügeljungen machen!"

Wenn jemand für einen andern dessen verdiente Strafe erhält, also — wie man auch sonst zu sagen pflegt: für ihn „die Suppe auslöffeln" muß — so heißt man dies: „Den Prügeljungen machen."

Man sucht den Ursprung dieser Redensart im 16. und 17. Jahrhundert, wo in Deutschland noch die sogenannten „Duodezfürsten" herrschten, denen allerlei besondere Rechte eingeräumt waren. So konnten sie u. a. den Lehrern und Erziehern ihrer prinzlichen Kinder aufs strengste verbieten, diese zu züchtigen (natürlich nur, wenn sie es verdient!), denn es galt als „unwürdig", einen späteren „Herrscher" körperlich zu strafen. Um ihnen aber doch „heilsame Lehren" beizubringen, bekamen sie „Stellvertreter" zum Empfang der Hiebe, also „Prügeljungens" . . Die Prinzen aber, die eigentlich Schuldigen, mußten „zur Strafe" zusehen, worüber sie aber ganz sicher etwas anderes empfanden. Es kam auch vor, daß strafbare Prinzen sogar mehrere „Prügeljungens" hatten Einer von diesen brachte es — als Belohnung treuer Prügeljungendienste — später zum Hofmarschall (Junker Hans von Schweinichen).

Vom „Nassauern".

Mit dieser etwas ehrenrührigen Redensart haben unsere biederen Nassauer absolut nichts zu tun

Ende des 18. Jahrhunderts kamen viele Studenten aus den nassauischen Fürstentümern, wo es keine Universität gab, gerne zur Alma mater in Göttingen Viele von ihnen waren aber unbemittelt, weshalb die nassauische Regierung ihnen einen ziemlich reichlichen Mittagstisch als „Freitisch" einrichten ließ, der — infolge reichlicher Spenden aus heimatlichen, gutsituierten Kreisen — bei allen Musensöhnen Göttingens in vorzüglich gutem Ruf stand. Daher kam es, daß — namentlich gegen das Monatsende zu — sich auch ungebeten viel fremde Studenten einfanden, um kostenlos sich gütlich zu tun, und es dauerte nicht lange, so hatten diese den Spitznamen „Nassauer".

„Unter dem Pantoffel stehen!"

Diese mehr als genug bekannte Redensart näher zu erklären, erübrigt sich wohl, denn der Pantoffel hat — wie ein Fach- und Sachkundiger einst sagte — „mehr Untertanen als Zepter und Krummstab".

Weniger bekannt aber dürfte sein, woher der Ausdruck kommt. Nach altdeutschem Recht hatte einst jede Frau einen „Vormund", bis zur Verheiratung den Vater, dann ging die „Mundschaft" auf den Gatten über. Das Symbol der Übertragung war ein Paar Schuhe, das ihr der Bräutigam bei der Eheschließung überreichte. Von da ab war die Frau ihres Mannes Gewalt unterworfen, und im Volksmund bildete sich daraufhin diese Redensart, nachdem im 15. Jahrhundert die Bezeichnung „Pantoffel" für Schuhe aufgetreten war. Noch heute findet man den Glauben, daß der die Oberhand in der Ehe habe, der beim Trauakt dem andern auf den Fuß trete.

Von welchem Anlaß die nicht gerade schmeichelhafte Redensart herkommt, berichtet ein schwäbischer Augustinermönch folgendes: Nach langer, blutiger Fehde hatten einst Kaiser und Papst Frieden geschlossen und als Feier festliche Turniere angeordnet, bei denen die teilnehmenden Ritter des Kaisers oder des Papstes Farben tragen sollten. Ritter Polyphon „mit der eisernen Stirn" aber wollte weder das eine noch das andere „Zeichen der Knechtschaft" tragen, trotz Bannfluch und Reichsacht.

Auch die inständigen Bitten seiner schönen Gemahlin vermochten nicht, seinen Sinn zu ändern; sie warf ihm vor, daß er sie nicht liebe, und schloß sich in ihre Kammer ein.

Da kam das Zeichen zum Beginn des Wettkampfes.

Polyphon heftete den Goldpantoffel seiner Gemahlin, den diese verloren hatte, an seinen Helm und eilte in die Schranken.

Von den Herolden befragt, unter welches Zeichen er sich stelle, antwortete der gewaltige Ritter: „Unter den Pantoffel!"

Polyphon blieb alleiniger Sieger, und als des Kaisers Schwester ihm den Kampfpreis überreichte, meinte sie: „Herr Ritter! Ihr stellt Euch weder unter Kaiser noch Papst, Euch vermag also kein Mensch zu überwinden, aber — unter dem Pantoffel steht Ihr doch!"

Und bald ward dieses Wort zur Redensart im ganzen Land. Und ist's geblieben bis auf den heutigen Tag!

Kurzberichte aus der Wissenschaft

Der Sonnenhelligkeit immer näher!

Unsere Sonne strahlt pro Quadratzentimeter etwa 170—180 000 Hefnerkerzen aus. Unsere künstlichen Lichtquellen stehen — angefangen bei der gasgefüllten Metallfadenlampe bis zur Kohlenbogenlampe — gegenüber dieser Leistung weit zurück. Daß wir jedoch der Sonnenhelligkeit immer näherrücken, beweist die neueste Konstruktion einer „Superhochdruck-Quecksilberdampflampe", die pro Quadratzentimeter 28 000 Hefnerkerzen hergibt. Versuchsmäßig ist man sogar schon bis zu 45 000 Kerzen gelangt. Eine sehr beachtliche Leistung!

„Holzhackende" Insekten.

In den skandinavischen Ländern, in denen die Holzbauweise noch sehr verbreitet ist, geht man neuerdings auf ganz eigenartige Weise an die Auffindung und Vernichtung holznagender Insekten. Der sog. „Hausbockdetektor" besteht aus einer Art Mikrophon, einem Verstärker und Kopfhörer und gestattet das Abhören der nagenden Tätigkeit der Schädlinge in den Holzwänden mit etwa 500 000facher Verstärkung. In den Kopfhörern vernimmt man das Nagen der Tierchen so laut wie Holzhacken.

Pflanzen brauchen Kupfer.

Daß Pflanzen Kupfer in Spuren enthalten müssen, beweist die Tatsache, daß verschiedene Pflanzenkrankheiten durch Kupfergaben heilbar sind. Wie Rademacher mitteilt, treten bei allen bisher von ihm untersuchten Kulturpflanzen auf Niederungsmoor- und Heidemoorböden Schäden auf, denen man durch Kupferzufuhr in Form von Kupfervitriol begegnen kann. Als gemeinsames Merkmal bei Kupfermangel beobachtet man vor allem Störungen in der Produktion des Blattfarbstoffs und Blattfraß. So gelang beispielsweise auch die Heilung der sog. „Urbarmachungskrankheit" durch Kupfervitriol.

Bern und Freiburg haben schwerere Schilddrüsen.

Die Angaben über das Gewicht und die Größe der menschlichen Schilddrüse schwanken außerordentlich stark. So gibt beispielsweise Zunz ein Mittelgewicht von 15,67 Gramm an mit Schwankungen von 8,5 bis 59,2 Gramm bei der gesunden Drüse im Alter zwischen 19 und 55 Jahren. Im allgemeinen ergibt sich aus den Zahlen der Literatur ein Mittelwert von 25 bis 60 Gramm. Es konnte aber nachgewiesen werden, daß die Schilddrüsen in Bern dabei durchschnittlich doppelt, die in Freiburg drei- bis viermal so schwer als die norddeutschen sind.

16 Millionen Gewitter jährlich.

Die Erde wird jährlich von 16 Millionen Gewittern heimgesucht. Auf einen Tag treffen somit rund 44 000 Gewitter. Die Verteilung derselben über die Erde schwankt nicht nur jahreszeitlich, sondern auch geographisch.

Dr. Walter Orth.

Dr. HERMANN SCHRAMM:

REKORD, REKORD!

Wo blieben die Ehren der Weltrekordler, die ihre Bestleistungen sozusagen „abseits von Olympia“ erringen? Höchstens eine kleine, unseriös wirkende Pressemeldung im unterhaltenden Teil meldet ihre bescheidenen Rekorde Von den Tarahumara-Indianern in Mexiko zum Beispiel heißt es, daß sie die besten Läufer der Welt seien Sie fangen die wilden Pferde auf die Weise, daß sie ihnen so lange nachlaufen, bis die Pferde erschöpft das Rennen aufgeben. Beim traditionellen Kurierlauf von Pachuca nach Mexiko City legten zwei von den Indianern die 63 Meilen lange Strecke in 9 Stunden 37 Minuten zurück. Trotz dieser Leistungen war es nicht möglich, diese Naturläufer für die Olympiade auszubilden, da sie das Wettlaufen sofort aufgeben, wenn sie keine Notwendigkeit dazu erblicken. Als man sie zum Training nach Mexiko City brachte, fuhren sie grundsätzlich — nur mit dem Omnibus

Einen einzigartigen Rekord stellte auch der Schotte Edmund Bale auf, der mehrere Jahre unterwegs war, um rings um England zu laufen. Dabei nahm er es so genau, daß er auch die kleinen Halbinseln und die verzackten Schären mitnahm und sorgsam auslief, wobei ihm sein alter Karrenhund auf einem Wägelchen den täglichen Bedarf nachzog. Bale unterbrach seinen Rekordlauf nur an Sonntagen, weil er die Sonntagswanderer nicht leiden konnte.

Als der junge Londoner Buchhalter Francis Wickingham aufbrach, um mit seinem Faltboot von London aus nach Dover zu gondeln, lag ihm jede Rekordsucht ferne. Aber wie das nun im Kanal manchmal so ist, geriet er in eine Nebelbank, die er möglichst rasch durchfahren wollte. So kam es, daß der Buchhalter plötzlich Calais vor sich erblickte und mit der Weltrekordzeit von 5 Stunden und 50 Minuten die Durchpaddelung des Ärmelkanals geschafft hatte. Ebenso unfreiwillig vollbrachte ein Selbstmordkandidat, der auf der Höhe von Wilmington in Nordkarolina unbemerkt vom Dampfer ins Wasser gesprungen war, eine staunenswerte Rekordleistung. Als er sich plötzlich im kalten Wasser fand, gefiel ihm auf einmal das Leben wieder, um das er nun schwimmen mußte, da ihn vom Dampfer aus niemand bemerkte Notgedrungen wandte er sich der Küste zu, die er nach fast zweitägigem Dauerschwimmen erreichte. Statt aus dem Jammertal zu scheiden, legte er in seinen Gewässern 19 Kilometer zurück.

Auf wesentlich bequemere Art bemüht sich der kalifornische Industrielle Franklin Kline, den Titel eines „Rekordfahrers um die Welt“, zu erringen. Er kann sich rühmen, bereits 23mal um die Welt gefahren zu sein und er kehrt in seine Heimat San Franzisko nur zu dem Zwecke zurück, um von dort aus wieder eine neue Weltreise anzutreten. Einen eigenartigen Rekord stellte der kanadische Regierungszahnarzt Dr Washburn auf, der mit einem als Zahnklinik ausgerüsteten Auto eine zwei Jahre dauernde Reise in die arktischen Gebiete Kanadas unternommen und dabei über 10 000 Zähne plombiert, weit über 20 000 gezogen und daneben noch rund 200 andere, kleinere und größere Zahnoperationen ausgeführt hat

Die Rekordsucht ist jedoch lange nicht allein auf den Sport beschränkt, sondern erstreckt sich auch auf die Literatur. Man braucht hier nicht auf Edgar Wallace zurückzugreifen, der einmal in einem Tag und in einer Nacht einen ganzen Roman schrieb bzw. diktierte. Die englischen Bücherwürmer haben sich auf die Suche nach dem längsten Satz in der Weltliteratur begeben. Zunächst wurde der Rekord Dickens zugesprochen, in dessen „Nicholas Nickleby“ ein Satz mit 355 Worten steht. Dickens wurde aber bald überrundet von Ruskins „Modern Painters“, wo sich ein Satz mit 619 Worten fand. Dann aber tauchte Viktor Hugo auf mit einem Satz von 748 Worten in den „Misérables“, wurde jedoch von Marcel Proust geschlagen, der mit einem Satz von 814 Worten in seinem Werke „Sodom und Gomorrha“ den letzten Rekord hält

Im Besitz des Gedächtnis-Weltrekordes ist der Oberpriester der Hauptmoschee in Johannesburg in Südafrika, Molvic Ebrahim Sanjalvi, der die zweieinhalb Millionen Worte des Korans auswendig hersagen kann, was bisher noch keinem anderen mosleminischen Priester gelungen sein soll. Der Rekord der Gastfreundschaft wird dem Bürgermeister von Tientsin zugeschrieben, der zur Feier des 66 Geburtstages seiner Eltern, die am gleichen Tag geboren sind, über 8000 Gäste aus allen Teilen des „Reiches der Mitte“ einlud und bewirtete Bei der Kunde von Rekordleistungen auf allen Lebensgebieten wollten selbstverständlich die Barbiere nicht zurückstehen. Während jedoch die Wiener Barbiere den schnellsten Raseur ermittelten, hielten es die indischen Bartscherer mehr mit dem Standpunkt der körperlichen Leistungsfähigkeit. Der Sieger im schweren Wettbewerb rasierte, selbstverständlich kostenlos, seine Kunden, die eingeseift schon bereit standen, 75 Stunden lang. Weniger zu beneiden als zu bedauern um ihre Höchstleistung ist Frau Wakelin aus Viktoria in Britisch-Kolumbien, die an einer bisher unbekannten nervösen Krankheit leidet und seit 85 Tagen ununterbrochen gähnt.

Das Leiden der bedauernswerten Frau, dem die Ärzte machtlos gegenüberstanden, kam durch einen drastischen Scherz ihres spaßhaften Gatten zum Ausbruch, über den sie so sehr lachen mußte, daß sich die rätselhafte Störung des Nervensystems einstellte. Mit einem tragischen Rekord hat das Schicksal den Arbeiter Edmond Lagarde in Paris bedacht, der vor einiger Zeit im Alter von 35 Jahren

starb. Die Ärzte stellten bei ihm fest, daß er an 93 Krankheiten gleichzeitig litt. Er starb übrigens nicht an einem seiner 93 Leiden, sondern an einem Sprung aus dem Fenster, durch den er seinen zahlreichen Krankheiten entgehen wollte.

Daß die Rekorde auch in den Regionen der Liebe zu finden sind, dafür lieferten der 91jährige Etienne Lamoitière und die 88jährige Denise Burlon in Paris den schlagenden Beweis, als sie sich nach einer an Hindernissen reichen, 67 Jahre währenden Verlobungszeit jetzt endlich trauen ließen.

Die Bestleistung in Liebeserklärungen hält dagegen der Pariser Professor Alexandre Matot, der seiner Gattin zur Silberhochzeit ein Buch schenkte, in dem er die inhaltsschweren drei Worte „Ich liebe Dich" in 2816 Sprachen übersetzt hat.

Weniger einwandfrei sind die Scheidungs- und Heiratsrekorde festzustellen, doch dürfte es keine Fehlentscheidung sein, wenn man die diesbezügliche Höchstleistung dem Manne namens Boris Lampkin in Swereblowsk, dem ehemaligen Jekaterinburg, zuspricht, der vor Gericht zugab, 168mal geheiratet zu haben und ebenso oft geschieden worden zu sein.

Der Polygamierekord wurde anläßlich einer einschlägigen Gerichtsverhandlung erst vor kurzem festgestellt und fällt dem Soldaten der napoleonischen Armee Jacques Rotier zu, der in jeder Garnison zu heiraten pflegte und so im Alter von 25 Jahren mit 14 Französinnen, einer Italienerin, einer Deutschen und zwei Holländerinnen „legitim" verehelicht war. Als tapferem Soldaten wurde ihm kein großer Prozeß gemacht, aber dafür mußte er den Rest seines Lebens mit der Frau, die er am wenigsten liebte, einer der Holländerinnen, verbringen, die sich despotischer gebärdete als der rauhbeinigste Offizier der großen Armee.

Sein Pech scheint immerhin reichlich verdient gegenüber dem eines Madrider Kaufmannes, der das große Los „mit Gewalt" gewinnen wollte. Dieser Optimist nahm vor Beginn der Ziehung ein großes Darlehen auf und kaufte um 500 000 Pesetas 5000 Lose. Durch einen unglücklichen Zufall kam jedoch nur ein einziges der Lose mit dem Einsatz von 100 Peseten heraus. Die mißlungene Attacke auf das Glück endete mit Gefängnis wegen schuldhaften Konkurses.

Im Gegensatz zu diesen Höchstleistungen, an denen Leben, Schicksal oder Beruf irgendwie beteiligt sind, bemühen sich bekanntlich seit Jahren sorgenbeschwerte Zeitgenossen in Amerika, dem empfindlichen Mangel an Rekorden durch Baumsitzen und ähnliche sinnreiche Beschäftigungssteigerungen nach Möglichkeit abzuhelfen.

So führen die „Klubs der Lügner", die in fast allen größeren Städten Amerikas existieren, alljährlich auf einem Lügnerkongreß einen Wettbewerb durch, dessen Sieger als „größter Lügner der Welt" mit einer Medaille ausgezeichnet wird. Aus dem letzten Wettbewerb ging der Methodistenpater Reverend Dutton von Ohio als Sieger hervor. Als gewaltigster Meckerer vor dem Herrn muß ein Mann in Idaho in USA. gelten, der im Verlauf von 42 Jahren an die verschiedensten Zeitungen 70 000 Beschwerdebriefe geschrieben hatte. Er starb vor kurzem und hinterließ den glücklichen Erben eine wohlgeordnete Registratur mit den Durchschlägen seines Lebenswerkes.

Viel zu wenig Beachtung fand der Wettkampf der Spucker, von denen es in den Vereinigten Staaten nicht weniger als 11 Klubs gibt. Diese Sportsleute trainieren besonders zwei Disziplinen: Das Weitspucken und das Zielspucken. Der Weitspuckrekord steht gegenwärtig auf 19.39 Meter, und wurde nach drei Versuchen von dem alten Seemann John H. Borgston aufgestellt.

Weniger feucht geht es beim Wettbewerb der „Epheliden" zu, bei dem die Palme demjenigen gebührt, der die meisten Sommersprossen aufzuweisen hat. Der letzte Sieger, ein elfjähriger Junge, triumphierte mit 1895 Flecken über eine kleine Konkurrentin, die enttäuscht in Tränen ausbrach, weil ihr das ungerechte Schicksal nur 1805 Sprossen zugedacht hatte.

In Lincoln im Staate Nebraska wurde ein öffentlicher Krähwettkampf unter 250 Hähnen veranstaltet. Bei jedem Käfig saß ein gewissenhafter Kontrolleur, der sorgsam jeden Hahnenschrei notierte. Nach mehrstündigem Ringen wurde der Hahn Phenix, der 836mal hintereinander gekräht hatte, zum Sieger erklärt.

Eine bedeutend passivere Rolle spielten die Kämpfer bei einem Hühnchen-Essen in Los Angeles, in dem Miß Edna Mae Potter mit einer Leistung von 10 Hühnchen mit je drei Pfund Gewicht und außerdem 15 Pfund Füllung Siegerin des Jahres 1936 wurde.

Das Fahrrad

Mir schräg gegenüber wohnt eine kleine Familie. Der Sohn ist seit langem in der Hitler-Jugend. Ich spreche häufig mit ihm, denn er macht tausend Gänge für seinen Vater. Kommt auch oft zu mir. Ich fragte ihn einmal, ob er kein Fahrrad besäße. Die weiten Wege erledigten sich dann doch viel schneller, leichter.

„Leider nein", sagte er, aber etwas in seinem Ton, in seiner Haltung, seinem Blick gab mir zu denken. Ich fragte den Vater. Er erzählte mir die Geschichte eines Fahrrades. Hier ist sie:

„Ein Fünfzehnjähriger ohne Fahrrad? Ausgeschlossen. Deshalb mußte auch mein Hugo eins haben. Koste es, was es wolle. Auf dem normalen Wege ging es nicht", berichtete Hugos Vater weiter, „denn mein Gehalt ist nur sehr klein, aber wenn sich ein Junge etwas in den Kopf gesetzt hat, warum soll es da bei festem Willen nichts werden.

Hugo begann zu sparen. Nicht etwa Groschenstück auf Groschenstück, sondern buchstäblich Pfennig um Pfennig. Er verkaufte alte Flaschen vom Boden, tat hier einen kleinen Dienst, leistete dort eine Hilfe. Die Pfennige schichtete er zu kleinen Häufchen, dann zu Haufen, dann — endlich — nach Jahr und Tag mit unendlicher Mühe war das Ziel erreicht. Das Geld für ein Fahrrad war da.

Sie können sich nicht vorstellen", sagte Hugos Vater sinnend, „wie sehr sich der Junge freute. Es war, als habe er das große Los gewonnen. In der Nacht vor dem Tag, an dem wir das Fahrrad kauften, schlief er nicht. Wälzte sich unruhig hin und her und her und hin. Dann kam der Morgen. Wir zogen uns an und gingen los. Ich glaube, Hugo hatte Fieber vor Freude. Er trug das gesammelte Geld in einem kleinen Beutel bei sich.

Kurz vor dem Fahrradgeschäft trafen wir seinen Kameraden Hans. Ich mochte den Jungen gern. Vor wenigen Wochen war dem armen Kerl die Mutter gestorben, der Vater war schon lange tot. Er stand ganz allein, machte Botengänge für irgendeine Firma. Aber heute gefiel er mir gar nicht.

„Hans", sagte ich erstaunt, „wie siehst du denn aus? Fehlt dir etwas?"

Die Tränen stiegen ihm in die Augen, aber er verschluckte seinen Kummer tapfer. „Nein", erwiderte er, „mir fehlt nichts." Dann ging er weiter.

Hugo sah mich an. „Ihm fehlt doch was", flüsterte er, „Hans mochte es nur nicht in deiner Gegenwart sagen. Augenblick mal." Schon rannte er hinter ihm her. Ich sah, wie er auf den anderen einredete. Endlich, kaum traute ich meinen Augen, drückte er Hans seinen kleinen Beutel mit Geld in die Hand und kam langsam zu mir zurück.

Hans starrte zu uns herüber. „Hugo", rief er, „Hugo". Aber mein Junge nahm mich beim Arm, stellen Sie sich das bitte illustriert vor, Hugo nimmt mich beim Arm, und wir beide türmen davon, als sei der wilde Jäger hinter uns her.

„Halt", sage ich an der nächsten Ecke, „erstens kann ich nicht mehr dein D-Zugtempo halten, und zweitens möchte ich endlich wissen, was los ist, du Lauselümmel du."

„Ich habe Hans mein Geld geborgt", erwidert Hugo kurz und atmet hastig, „er hat fast den gleichen Betrag auf einem Botengang verloren, und wenn sein Chef es merkt, fliegt er raus, oder man glaubt ihm noch nicht einmal. Das Geld gibt er mir später wieder."

„Später", staune ich, „aber Hugo, wann denn später . . ."

„Wann denn", faucht mich plötzlich mein Junge an, „vielleicht in hundert Jahren, vielleicht überhaupt nicht!"

„Und dein Fahrrad", frage ich und kann meine Freude über seine anständige Gesinnung kaum verbergen.

„Das geht dich ja auch nichts an", knurrt er, „schließlich war es ja mein Geld und ich konnte damit machen, was ich wollte."

„Er hätte doch aber seinem Chef oder mir etwas sagen können", wende ich noch einmal ein, „vielleicht hätte ich einen anderen Rat gewußt."

„Solche Sachen gehen nur uns was an", sagt Hugo, „das machen wir unter uns ab, brauchen keinen anderen dazu."

Wir gingen dann wieder nach Hause. Haben kein Wort mehr davon gesprochen.

„Aber jetzt", beugt sich Hugos Vater geheimnisvoll zu mir herüber, „jetzt habe ich inzwischen zwar sehr mühsam, aber doch das Geld zusammengespart. Noch zehn Mark, und der Junge bekommt sein Fahrrad doch noch."

Er brauchte nicht lange zu warten. Zwei Tage später brachte der Geldbriefträger von einem unbekannten Herrn Schulze, der an der angegebenen Adresse nicht existierte, den Betrag von zehn Mark.

Auf dem Abschnitt standen nur drei Worte: Für ein Fahrrad.

E. C. Christophe

E. C. Christophé:

DER HEBEL

Die Maschine in der zweiten Halle hatte bestimmt schon ihre dreißig Jahre auf dem eisernen Rücken, aber sie arbeitete, als sei sie erst gestern aus der Fabrik gekommen. Sie war nicht mehr modern, gewiß, und viele wichtige Dinge fehlten an ihr, aber schließlich, welcher kleinere Betrieb hat so viel Geld, sich stets das Allerneueste anzuschaffen und das kaum Alte wieder in den Schrott zu werfen?

Hatte auch ihre Geschichte, diese Maschine. Dreimal war schon jemand mit der Hand in das Getriebe geraten. Einmal kostete es die rechte, einmal vier Finger der linken Hand und das letztemal sogar beide Hände.

War eben unmodern, das eiserne Ungetüm. Damals vor dreißig Jahren interessierte man sich noch nicht so sehr für das, was neben der Arbeit stand. Dunkel und drohend neben der Arbeit an der Maschine.

Peter Flemming, der Schlosser, der jetzt an dieser Maschine arbeitete, war der beste Mann im ganzen Betrieb. Nicht der Beobachtsamste, gewiß, aber sonst einer von denen, von dem der ganze Betrieb sich sozusagen eine Scheibe abschneiden konnte

Bis eines Tages der Ärger mit Max kam Max war der Mann für den Unfallschutz. Er durchschnüffelte das ganze Werk nach Möglichkeiten, Unfälle zu verhindern, Unfällen vorzubeugen. „Man soll nicht warten, bis das Kind in den Brunnen gefallen ist“, sagte er.

Da kam nun Peter Flemming eines Tages an seine Maschine und sah schon von weitem, wie einer um den Eisenkoloß herumschritt, ihn betastete, ihn betrachtete und den Finger an die Nase legte.

„Mensch“, sagte Peter, „du hast wohl schlecht geschlafen, was geht dich meine Maschine an?“

„Sie hat früher drei Menschen die Hand gekostet“, erwiderte Max, „wir bauen eine Sicherheitsvorrichtung an.“

„Du bist verrückt“, erklärte Peter und knurrte: „Ich arbeite sechs Jahre daran, und es ist nichts passiert! Laß die Finger davon! Wer aufpaßt, dem geschieht auch nichts.“

Aber dann wurde die kleine Vorrichtung dennoch angebracht. Es war ein Notbehelf, gewiß, denn schließlich war die Maschine auf einen solchen zusätzlichen Anbau nicht eingerichtet. Man mußte einen kleinen Hebel nach vorwärts legen, dann hob sich, wenn die schaffende Hand zufällig über die gefährliche Leiste geriet, ein Gestänge empor und schob die Hand vor dem drohenden Verderben unwiderstehlich zurück. Das war alles. Aber — wie gesagt — erst mußte man einen kleinen Hebel nach vorwärts legen, anders ließ es sich nicht machen, die alte Maschine war nicht darauf eingerichtet.

Der Schlosser Peter Flemming besah sich die Sache. Legte den Hebel vor, einmal, zweimal, dreimal. Dann vergaß er es. Und es ging auch. Es ging sogar viel besser, denn schließlich hält es immer auf, wenn man einen, wenn auch noch so kleinen Hebel sieben- oder acht- oder gar zehnmal am Tage vor- und zurücklegen muß.

Vielleicht waren zwei Wochen vergangen, vielleicht drei. Peter grinste, wenn er den kleinen Hebel sah. Lächerlich, dachte er, sechs Jahre nichts geschehen, und jetzt baut man so ein Ding da an, so ein eisernes Ding, das meine kostbare Zeit frißt. Und er ließ den Hebel Hebel sein. Ging ja so viel rascher. Peter Flemming war eben der beste Mann im Betrieb. Er kannte seine Griffe wie im Schlafe und er kannte seine Maschine innen und außen. Legte jeden Hebel, stellte jeden Hebel wie im Traum. Wenn man das jeden Morgen macht, dann gehen die Griffe bald wie ein Uhrwerk.

Auch heute. Auch heute stand der Schlosser Peter Flemming an der Maschine und arbeitete. Rückte aus, rückte ein, drehte hier, richtete dort Wie ein Uhrwerk. Und dann, ja dann geschah das Entsetzliche wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Plötzlich und mit unfaßbarer Geschwindigkeit gerät ein Stück vom Ärmel der Schlosserjacke in das Getriebe. Peter Flemming durchbraust der Todesschreck wie ein feuriger Strom. Er weiß genau, was jetzt kommt!

Unaufhaltsam wie ein ehernes, unerbittliches Gesetz zieht die Walze den Stoff in sich hinein, mehr und mehr, weiter und weiter. Mit aller Kraft seiner dreißig Jahre stemmt sich Peter gegen das Unheil, vergebens! Es donnert dumpf im Radkasten seiner Maschine, in seinen Ohren saust das Blut, noch zwanzig Zentimeter vielleicht, noch fünfzehn . . . der Schlosser schreit einen hallenden, gellenden Schrei in die Halle . . . aber es wäre für jeden Helfer schon lange viel zu spät gewesen, jetzt noch fünf Zentimeter schon gleiten die Hände über die gefahrbringende Leiste . . . Peter Flemming tanzen Funken vor den Augen gleich werden die Walzen die Finger zu Brei zermalmen, vielleicht sogar auch die Hände

Wie Blitze schießen die Warnungen an ihm vorüber, er denkt für den Bruchteil einer Sekunde an den kleinen Hebel . . . dort, vielleicht einen halben Meter nur von ihm entfernt, denkt daran daß — wer sich in Gefahr begibt — dabei zum Teufel gehen kann, auch wenn er der beste Mann im Betrieb ist.

Jetzt — jetzt gleitet die Walze auf die Hände zu, da . . hebt sich mit leichtem Knirschen das Gestänge und schiebt, wahrhaftig schiebt mit noch größerer Gewalt die Hand nach oben, es ruckt einmal kurz, der Stoff des Ärmels zerreißt wie Zunder, aber die Maschine steht.

Ohnmächtig ist Peter Flemming nicht geworden, war ja keine Zimperliese, aber die Knie haben ihm so gezittert, daß er auf den Haufen Putzwolle sank, der neben seiner Maschine lag, als seine Kameraden ihn befreiten

Er betrachtete seine Hände, jeden einzelnen Finger. „Alles in Ordnung“, flüsterte er und bewegte die Gelenke, „alles in Ordnung“. Dann blickte er auf den kleinen Hebel, den er an diesem Morgen absichtslos, mechanisch wie ein Uhrwerk sozusagen und ohne daran zu denken, in die rechte Stellung brachte. In die Stellung, die verhindert, daß auch dem besten Mann im Betrieb plötzlich mit verkrüppelten Gliedern zugleich das ganze junge, strahlende Leben erlischt

Es ist schon so: Vorbeugen ist der beste Unfallschutz.

Verlangt überall den „Illustrierten Beobachter"

Überall erhalten Sie die Zeitungen der Bewegung VB., JB., SA.-Mann, Brennessel, NS.-Funk

Dudelsack in London



Schottische National-Festspiele in London.
Zum ersten Male seit vierzig Jahren wurden in London wieder die Schottischen Athletikspiele abgehalten, zu denen sich die Meisterkämpfer vieler Sportarten versammelten.



Oben: Ein typisch schottischer Sport ist das Werfen von hohen Baumstämmen; der Stamm wird aufgehoben und dann so weit wie möglich durch die Luft geschleudert.



Oben: Hammerwerfen. Dieser Sport, bei dem der schwere Hammer durch die Luft gewirbelt wird, erfordert konzentrierte Kraft.



Rechts: Der bekannte schottische Athlet Anderson zeigt sich hier beim Kugelstoßen.



Selbstverständlich fehlen die Trommler und Dudelsackpfeifer nicht, ohne die kein schottisches Fest denkbar ist.



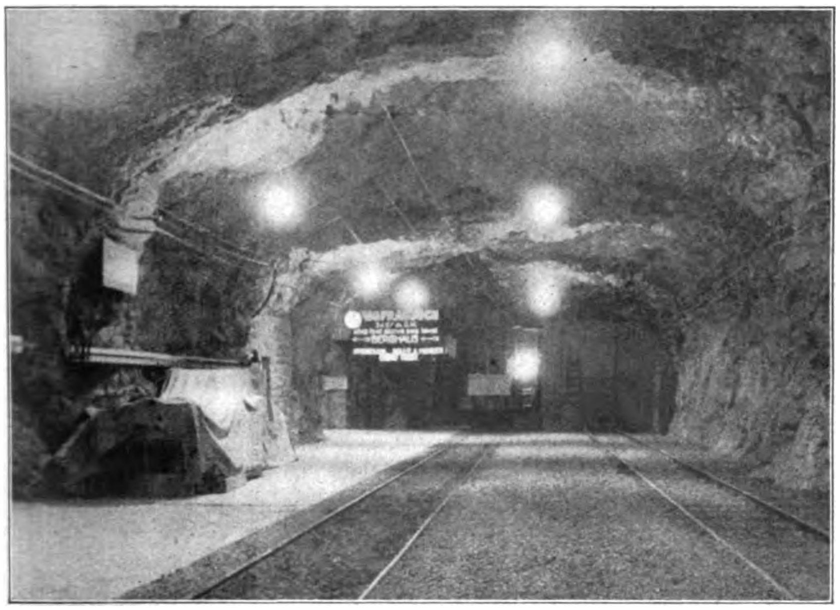
Den reizvollen Abschluß der Wettkämpfe bildet die Vorführung schottischer Volkstänze.

Aufnahmen: Mauritius.



Frühmorgens auf der Terrasse des Observatoriums, das mit einem Kostenaufwand von 400 000 Schweizer Franken gebaut wurde.

In 3572 m Höhe:
Das neue Forschungsinstitut am Jungfraujoch

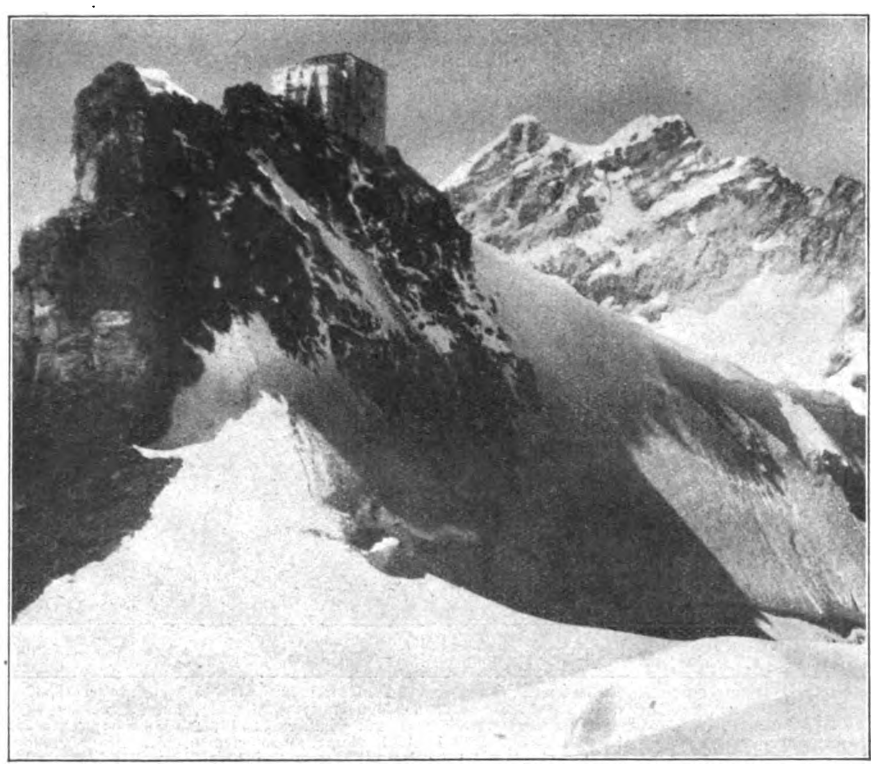


Oben: Endstation Jungfraujoch. Von hier aus gelangt man durch einen langen unterirdischen Tunnel zu einem Aufzug, der die Verbindung zum Observatorium herstellt.



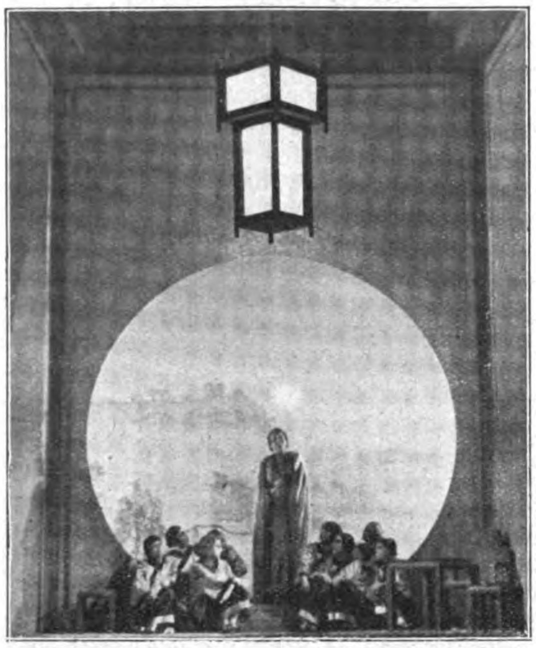
Aufnahmen: Heinrich Hoffmann

Links: Polarhunde auf dem vereisten Aussichtsturm.



Ansicht des neuen Observatoriums für Sternen-, Wolken- und Wetterkunde, das sich schön in das Landschaftsbild einfügt. Rechts: das Bergmassiv der Jungfrau.

Ost und West



Oben: Das Münchener Gärtnerplatztheater zeigte eine Preetorius-Inszenierung von Lehárs Operette „Das Land des Lächelns". Unser Bild: Frau Hester als Lotosblume.



Rechts: Szene aus einer japanischen Aufführung von „Romeo und Julia". Romeo in zeitgenössischer europäischer Kleidung, Julia in altjapanischem Kostüm.



Aufnahmen: Mauritius (2), Hanns Holdt (1).

Links: Eine japanische Revue zeigt diese „Szene aus Schönbrunn".

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22, Thierschstraße 11–15, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12–2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Bern III 7205; Warschau 194121; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968; Den Haag 211846; Paris 190066; Brüssel 350797. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße; Swiss Bank Corporation, West End Branch, 11c, Regent Street, Waterloo Place, London S. W. 1. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39-41, Fernruf 20755 u. 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden.
ABCDEN D.A. III. Vj. 1937: über 685000 Stck. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.

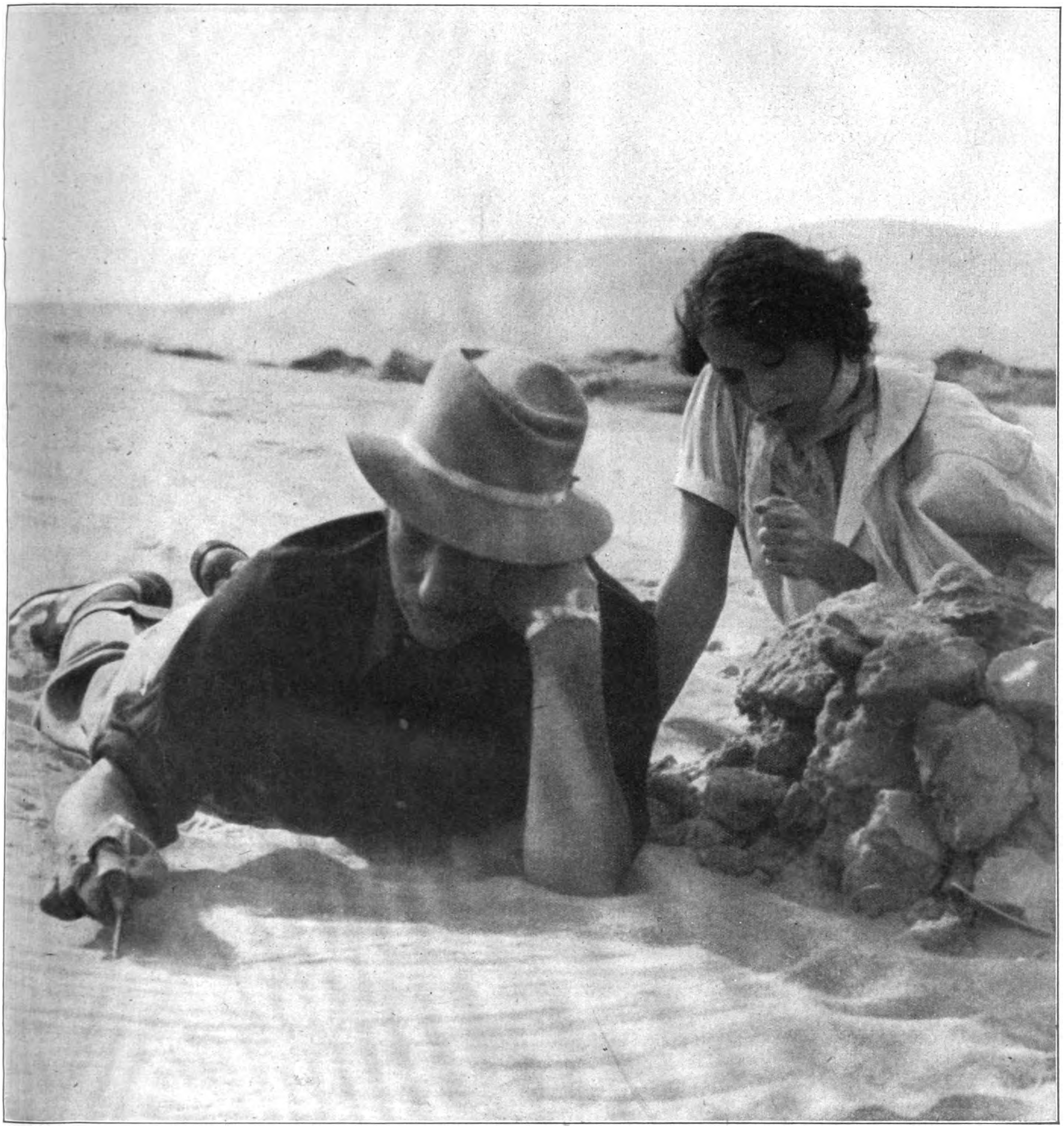
Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig

DONNERSTAG, 16. DEZ. 1937
12. JAHRGANG / FOLGE 50

JB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22

AUS DEM INHALT:
Fort Namutoni im ehemaligen Deutsch-Südwest / Brigitte Horney im Film „Mitternachtswalzer"



Brigitte Horney und Willy Birgel in der Wüste.

In dem neuen Ufa-Tonfilm „Mitternachtswalzer", der zum Teil in der Oase Biskra gedreht wurde, spielt Brigitte Horney die Rolle der Barbara Lorenz, die mit dem Flieger Thomas Gront (Willy Birgel) auf einem Wüstenflug notlanden mußte.

Sonderbericht für den „JB.": B. Fischer.

VOM TAGE



Zur Eröffnung der sudetendeutschen Kunstausstellung in Berlin weilte der Führer der Sudetendeutschen Partei, Konrad Henlein (Mitte), in der deutschen Reichshauptstadt. Links: Gertrud Pitzinger, eine sudetendeutsche Sängerin, rechts: der deutsche Konsul in Reichenberg, Lierau.



Jugoslawiens Ministerpräsident Stojadinowitsch (links) wurde bei seinem Besuch in Rom begeistert empfangen. Neben Mussolini: Frau Stojadinowitsch und der italienische Außenminister Graf Ciano.

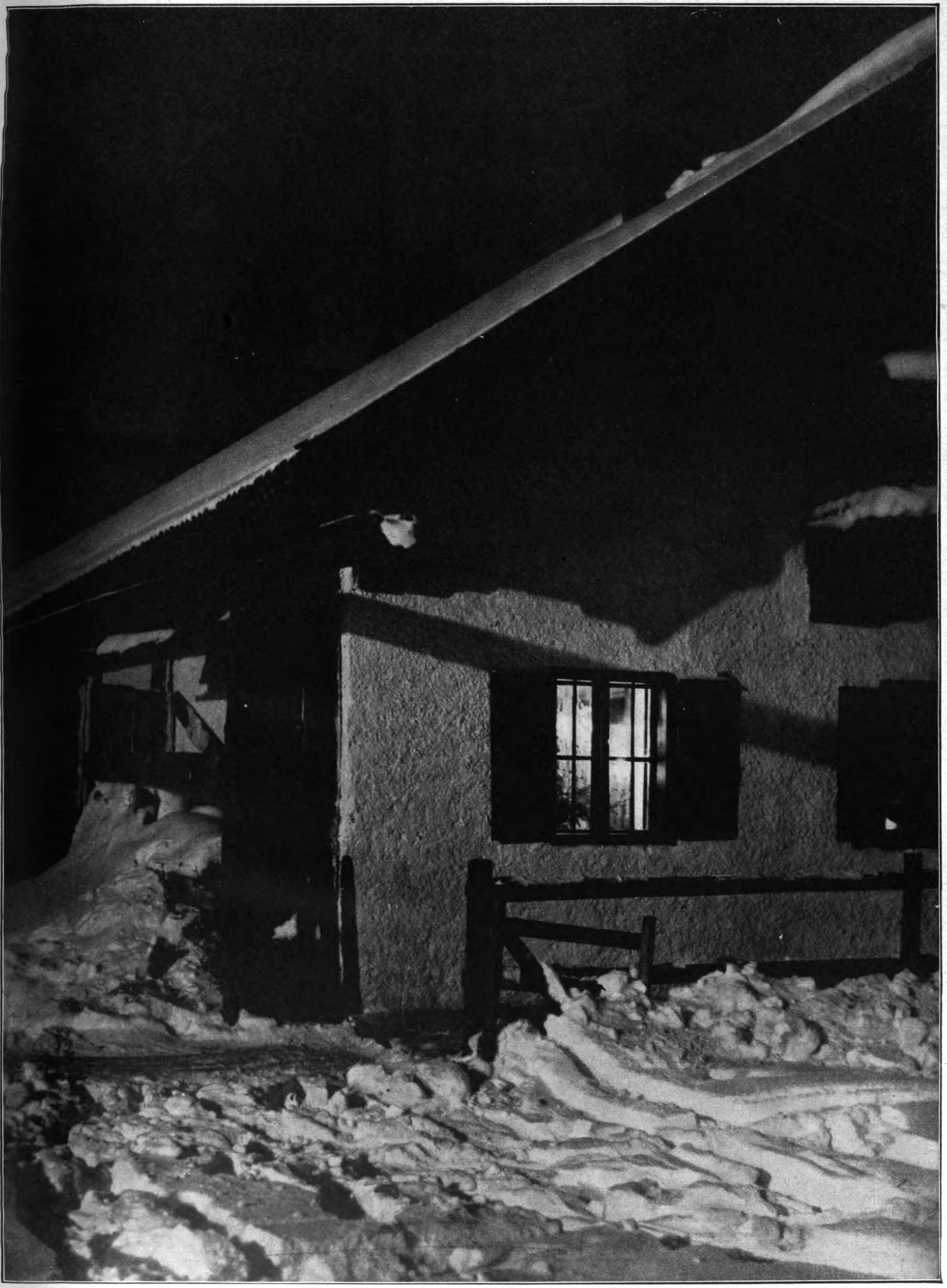


Reichsminister Hanns Kerrl fünfzig Jahre alt.
Der Minister für kirchliche Angelegenheiten und Raumordnung, SA.-Obergruppenführer Hanns Kerrl, wurde am 11. Dezember fünfzig Jahre alt. Schon im Jahre 1923 gründete Hanns Kerrl die Ortsgruppe in Peine; er war einer der ersten sechs Abgeordneten, die 1928 in das Preußen-Parlament einzogen.



Aufnahmen: Presse-Photo (3), H. Hoffmann (1)

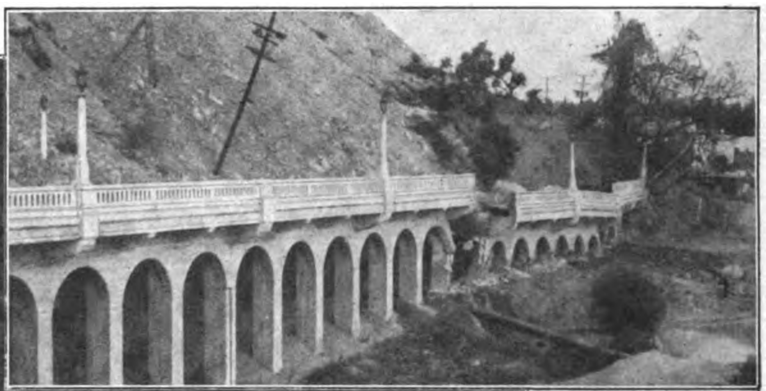
Links: Reichsminister Dr. Frick besuchte Stockholm. Der Minister und Frau Frick (links) wurden bei ihrer Ankunft in der schwedischen Hauptstadt von dem deutschen Gesandten Prinz zu Wied und Frau (rechts) empfangen.

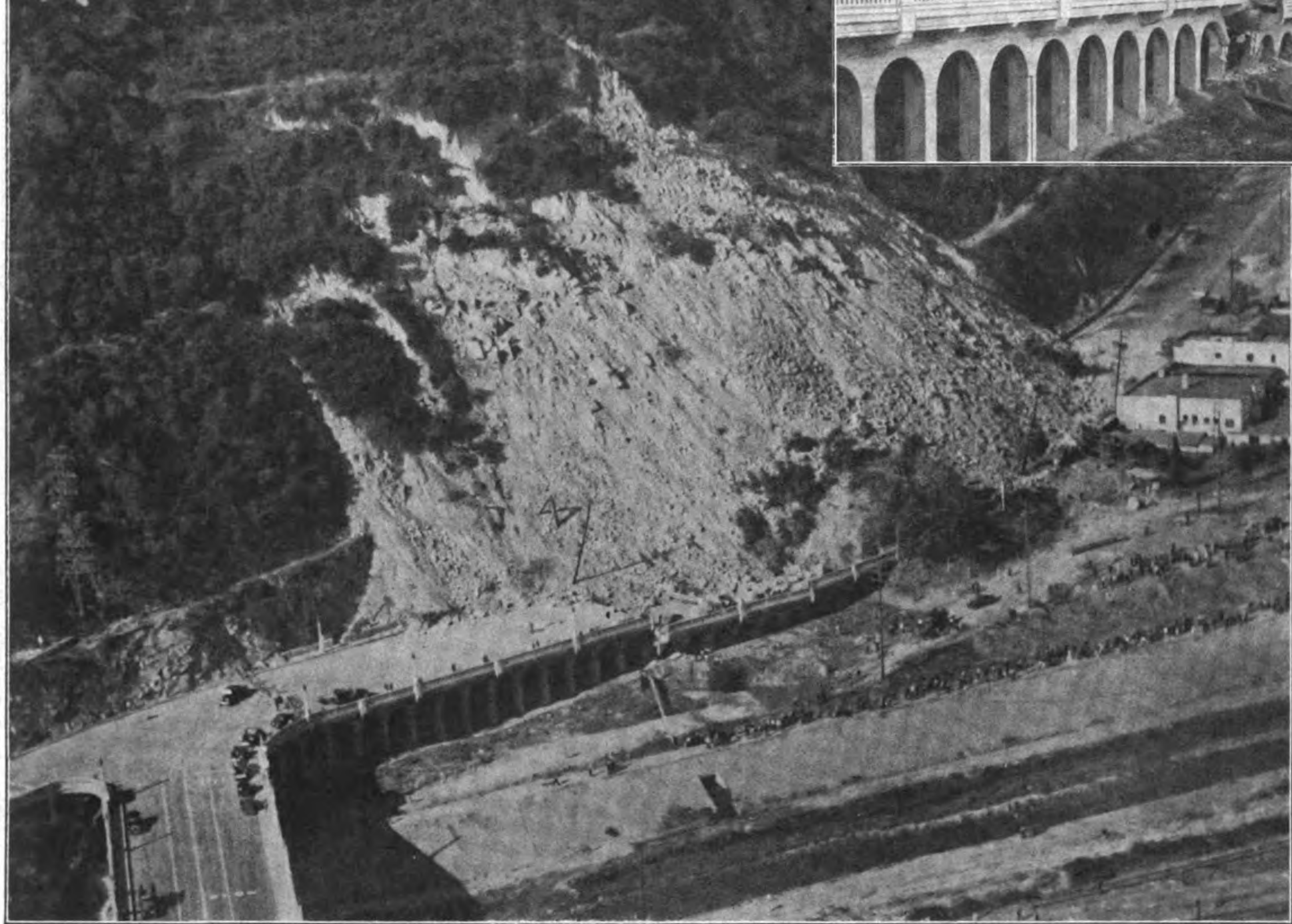


Deutsche Weihnacht.

Aufnahme: Helmut Walter.

LOS ANGELES: Bergrutsch vernichtet Autostraße





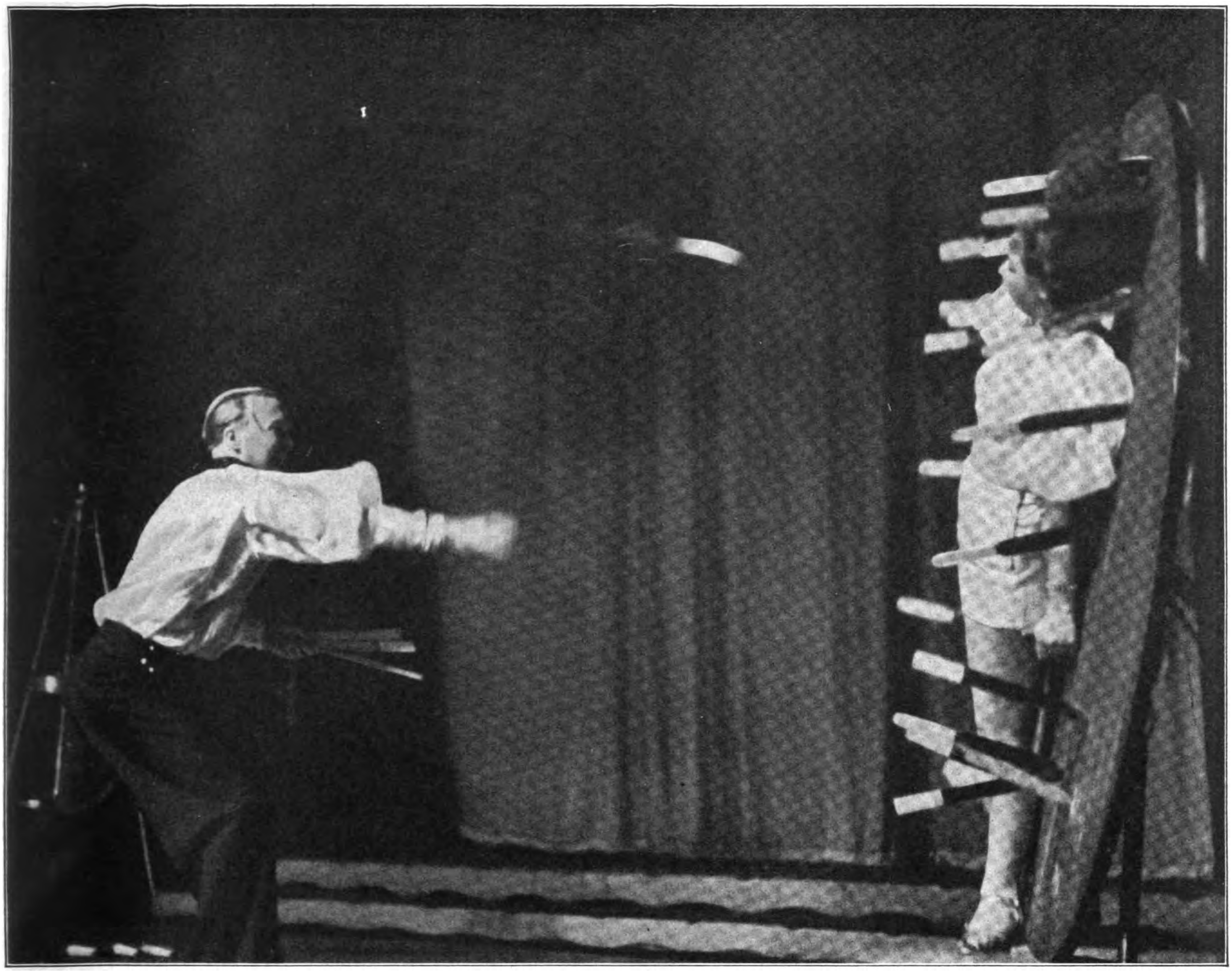
Über Nacht hat sich der „Rollende Berg" im Elysian-Park von Los Angeles plötzlich in Bewegung gesetzt und die Talbrücke an einer Stelle vollkommen eingedrückt.

Aufnahmen: Associated-Press.

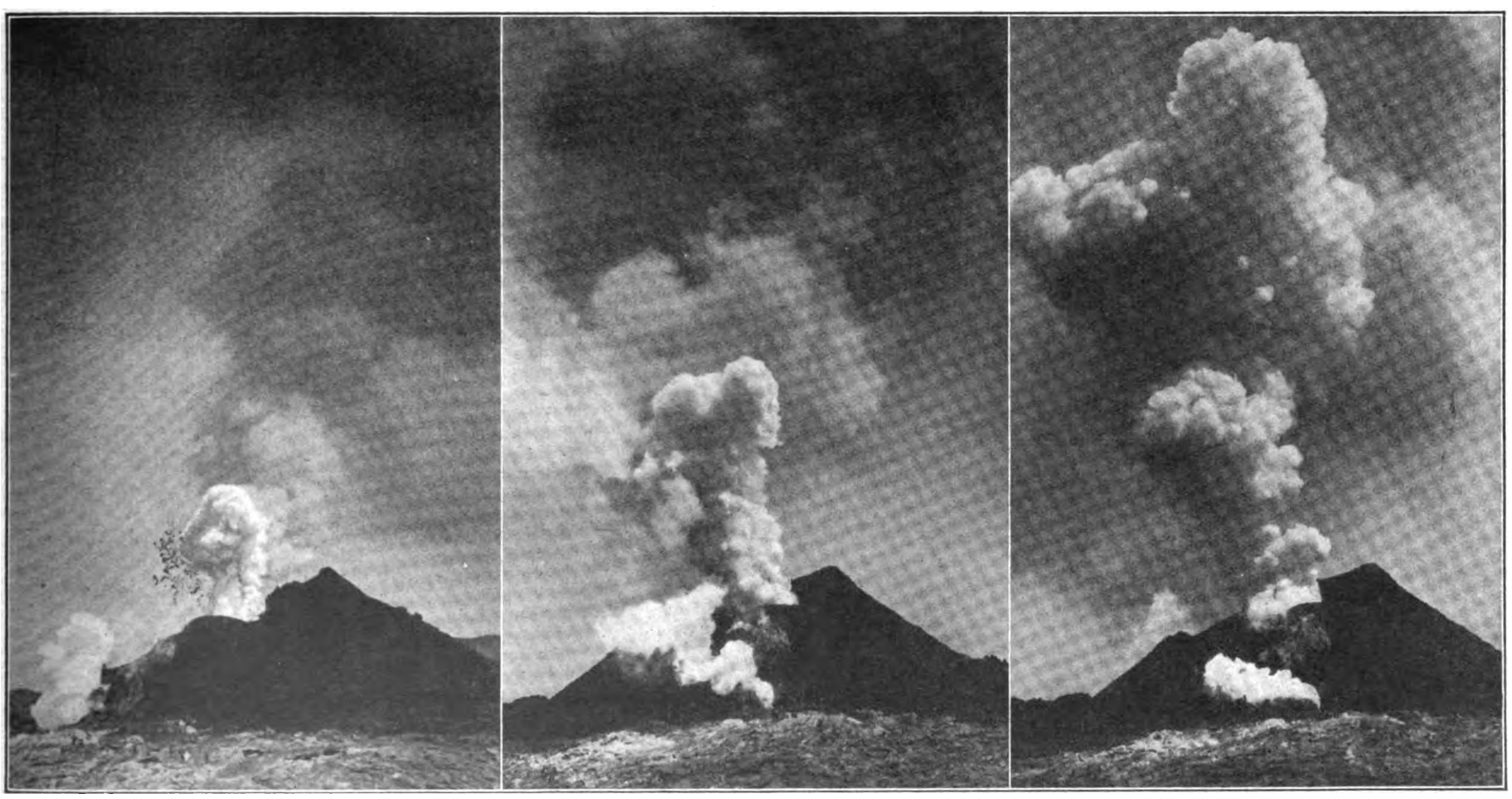
Oben: Eine Flugzeugaufnahme der Bergrutschkatastrophe, die den Umfang der durch das Unglück angerichteten Verwüstungen zeigt. Über eine Million Tonnen Geröll und losgelöste Felsen dekken eine große Strecke der wichtigen Verkehrsstraße ein. Auf dem Bilde oben ist die weiße Stelle sichtbar, von wo aus sich die Geröllmassen in Bewegung gesetzt haben.



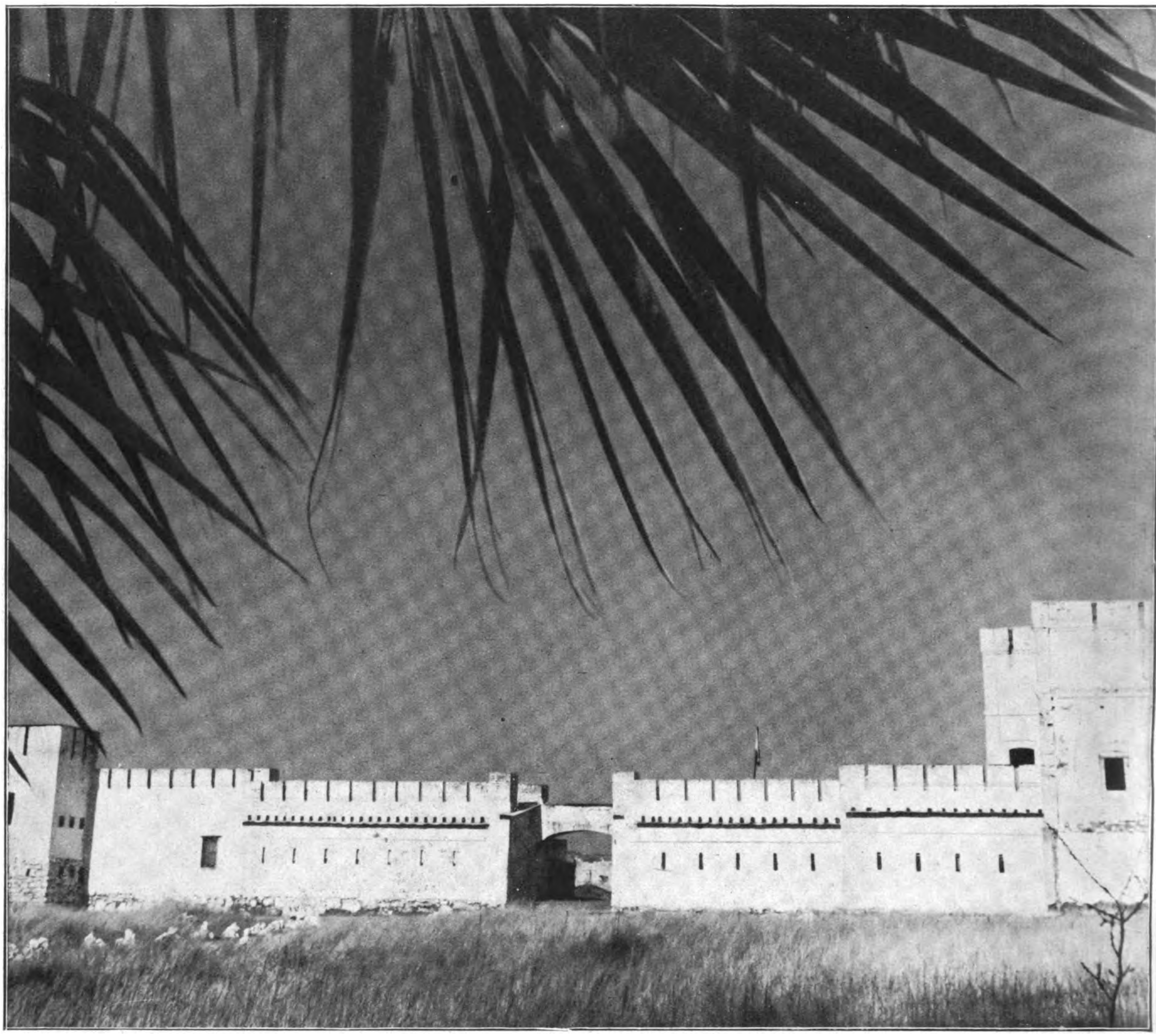
Rechts: Ein zwischen Felsen und Straßenbetonplatten eingeklemmtes Polizeiauto. Diese Aufnahme zeigt deutlich, daß ein ganzer Teil der Brücke mehrere Meter aus ihrer rückwärtigen Verbindung herausgehoben und nach vorn gedrückt worden ist, ohne daß die Kaimauer mit den Laternenaufbauten sichtlich darunter gelitten hat.



Kaltblütigkeit auf die „Messerspitze" getrieben.
Diese Programmnummer eines amerikanischen Artisten-Ehepaares erregt selbst in den Vereinigten Staaten Bewunderung. Der Messerwerfer zeigt eine so große Sicherheit, daß er den Arm seiner Partnerin durch einen Messerwurf buchstäblich an ihren Körper festklemmt.
Aufnahmen: Weltbild, Schürer.



Drei Eruptionsphasen des wieder tätigen Vesuvs.
In letzter Zeit beobachtet man wieder eine stärkere Tätigkeit des Vesuvs. Fast regelmäßig findet alle drei Minuten ein Ausbruch statt. Zentnerschwere rotglühende Schlacke wird explosionsartig in die Luft geschleudert, worauf eine mächtige Rauchentwicklung erfolgt; der in allen Farben schillernde Schwefel schießt dabei Hunderte von Metern in die Höhe.



Das alte deutsche Fort Namutoni an der Nordgrenze von Südwest.
Heute wie damals ragen die weißen Zinnen des Forts weithin leuchtend auf zu dem flimmernden Himmel Afrikas.

Der „JB" bringt in dieser und seinen nächsten Folgen die seltene Kamerabeute seiner Bildberichterstatterin Jlse Steinhoff aus Südwestafrika. Wir zeigen als ersten Bericht:

NAMUTONI

DAS ALTE DEUTSCHE FORT MIT DEN LEUCHTEND WEISSEN ZINNEN AN DER NORDGRENZE VON SÜDWESTAFRIKA



Ein Denkmal deutschen Heldengeistes.
Dieser Gedenkstein kündet von der heldenhaften Verteidigung des deutschen Grenzforts gegen die Ovambos. Sechs deutsche Soldaten hielten das Fort und siegten gegen eine achtzigfache Übermacht der feindlichen Ovambos.



Eine vorsichtige Betrachtung.
Unsere Berichterstatterin mit einem der „Anwohner" des alten deutschen Forts Namutoni, einem Buschmann, der ihr einen vergifteten Pfeil zeigt.

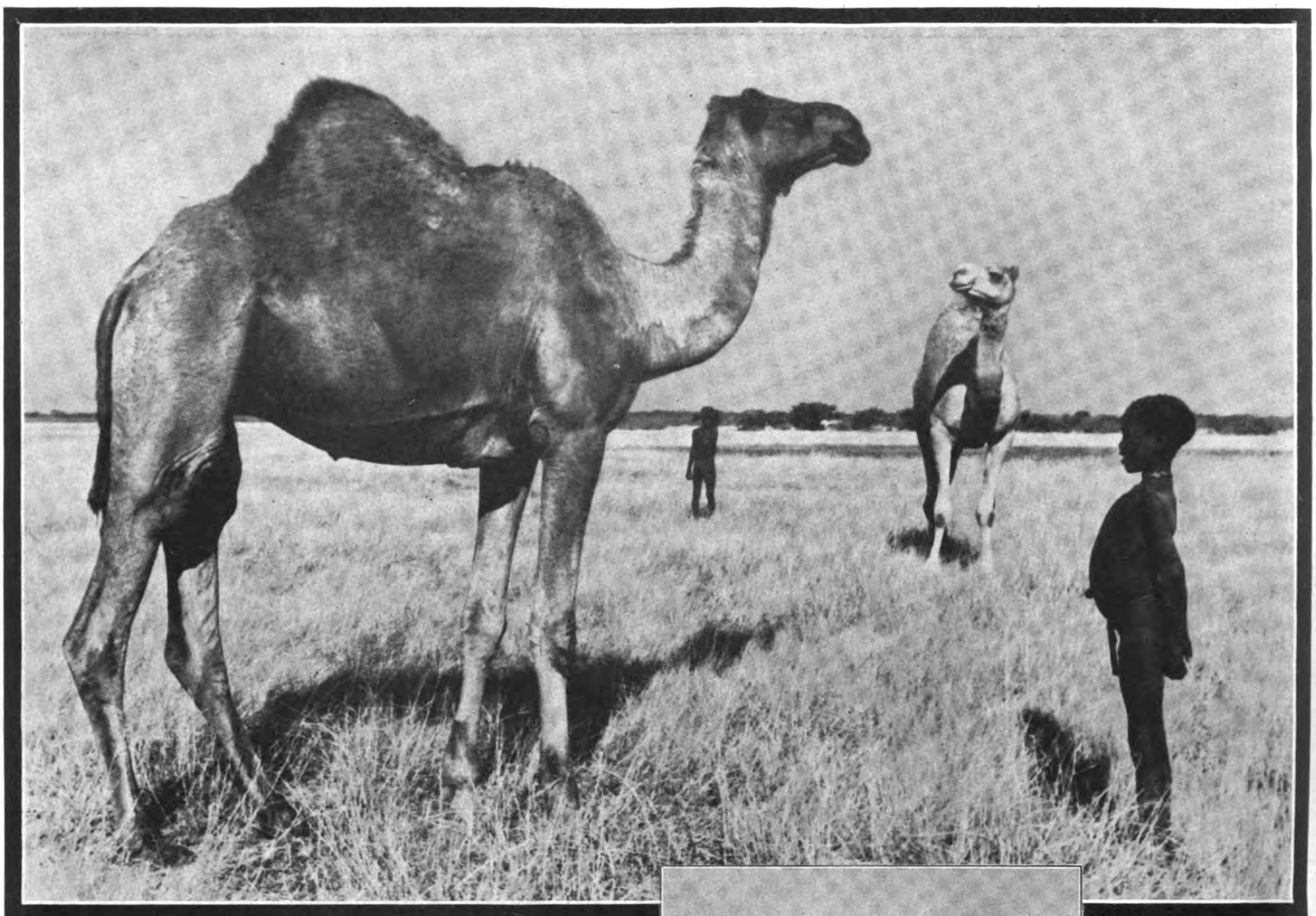
Aufnahmen: Ilse Steinhoff



Links: Fort Namutoni ist heute ein Grenzposten der Mandatsregierung, an dem Waffen und Munition bei der Einreise abgeliefert werden müssen



Wilde Buschmänner, die mit vergifteten Pfeilen jagen, sind die einzigen menschlichen Wesen in der Nähe des Forts.



Namutoni, das alte deutsche Fort in der Wüste:
„Das Wüstenschiff", die zuverlässige Verbindung mit dem Inland
Zur Regenzeit, wenn die Wege für alle Arten von Wagen unpassierbar sind, ist das Kamel die einzige Verbindungsmöglichkeit mit der nächsten Ortschaft, die Hunderte von Meilen entfernt liegt.



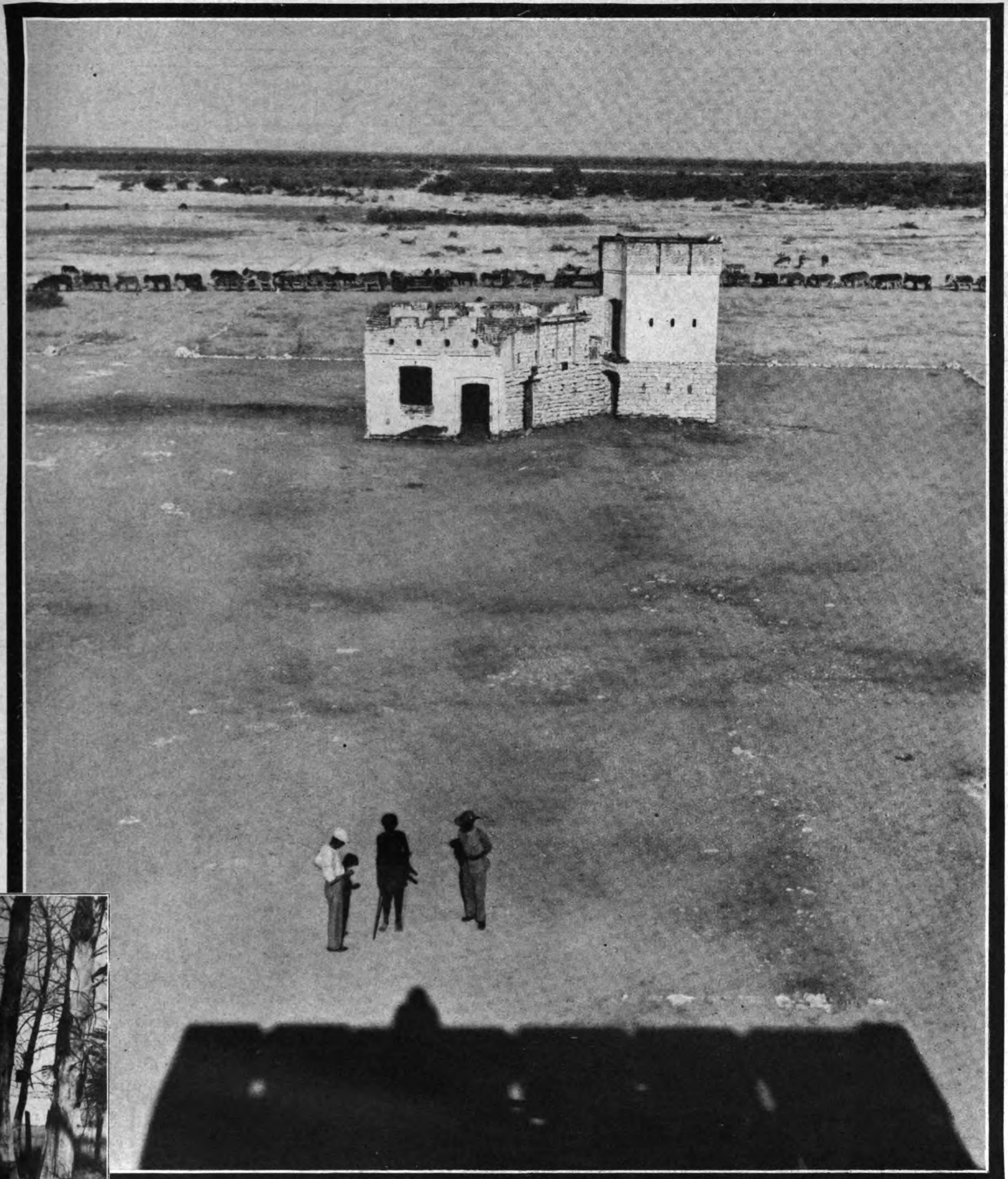
Links: „Hier, Herr, dieser Spur nach führt der Weg zum Fort Namutoni!"



Links: Schon meilenweit aus der Ferne leuchten die weißen Zinnen des alten deutschen Forts in der Unendlichkeit der weiten Steppe dem Wanderer entgegen.



Rechts: Dieses idyllische kleine Bad vor dem Fort Namutoni stammt noch aus deutscher Zeit.



Der „Schlangenturm" des Forts Namutoni.
Die Westseite des Forts ist fast völlig verfallen, einzig ein alter Wachtturm mit seinen Zinnen steht noch wie einst in der weiten Landschaft; die Bewohner des Turms sind aber keine deutschen Soldaten mehr; unheimliche Geringel von Schlangen lassen den Besucher zurückschaudern. Im Hintergrund des Bildes ein langer Zug Eingeborener, die vom Ovamboland ins Innere von Südwest „trekken"; vor jeden Wagen sind ungefähr fünfzig Esel als Zugtiere gespannt.



Wie ein Bild aus Tausendundeiner Nacht leuchten schon meilenweit in der unendlichen weiten Steppe dem Wanderer die weißen Zinnen des ehemaligen deutschen Forts Namutoni entgegen. Meilen ringsum nichts als Buschsteppe und das Hunderte von Kilometer weite Tierparadies der Etochapfanne.

Fort Namutoni war zu deutscher Zeit Standort einer Kompanie der Schutztruppe als äußerstes Bollwerk gegen die Ovambos. Hier fand auch der heldenhafte Kampf der sechs deutschen Soldaten gegen eine Übermacht von mehr als 500 Ovambos statt. Ein schlichter Denkstein zeugt noch heute von diesen Tapferen, die siegreich tagelang gegen die sich immer erneuernde schwarze Flut kämpften und das Fort nicht nur hielten, sondern sogar die Feinde zurückschlugen!

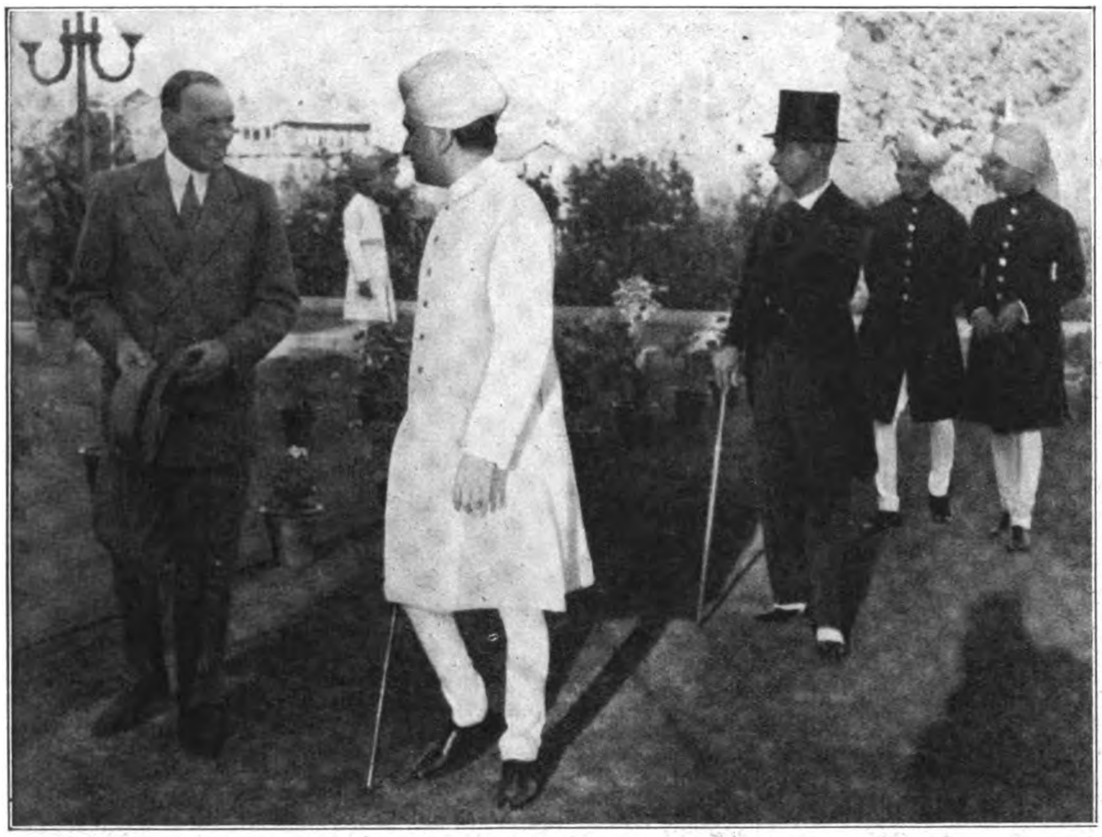
Heute ist Namutoni Grenzstation und Polizeistation. Ein südafrikanischer Sergeant mit seiner Frau und einem schwarzen Polizisten sind die einzigen Hüter der weißen Märchenburg. Teile des Forts sind schon halb verfallen, doch Süd- und Ostseite sind völlig erhalten wie zu deutscher Zeit. Keine Soldatenschritte erklingen vor den ragenden Zinnen, die Wachttürme sind leer — nur einsame Wanderer mit Auto, Wagen oder zu Fuß rasten im Schatten der starken Mauern. Namutoni ist Durchgangsstation der Straße von Südwest zum Ovamboland und Angola. Jeder Eingeborene, der nach Südwest hinein will, muß an dieser Grenzstation seine Waffe abgeben und bekommt sie erst bei Rückkehr in sein Heimatland zurück Wenige hundert Meter vor dem Eingangstor liegt die große Etochapfanne, eine Salzpfanne, auf der sich unzählige wilde Tiere zur Äsung einfinden. Das Abschießen von Wild ist verboten; die Tiere sind so vertraut, daß selbst im Bannkreis des Forts Gnus und Zebras, ja selbst die scheuen Springböcke und Antilopen friedlich weiden. Vom Wachtturm des Eingangstores sieht man weit hinaus in die unendliche Pfanne — und wie schwarze Punkte drängen sich die Tiere herdenweise auf der fast baumlosen Fläche. — Friedliches Grenzfort eines Tierparadieses — —

Noch heute erzählen sich die Eingeborenen Märchen und Sagen der deutschen Soldaten — und in den Vollmondnächten glaubt man ganz von fern die klirrenden Schritte der deutschen Kompanien zu hören, die immer wieder zu ihrem weißen Märchenfort zurückkehren.

Der nächste Bildbericht von Ilse Steinhoff erscheint in Folge 51 des „I. B." unter dem Titel:
„Im Lande der Hereros"

EIN NEUER BILDBERICHT UNSERER MITARBEITERIN IN INDIEN GRÄFIN M. PODEWILS:

GEBURTSTAG VON



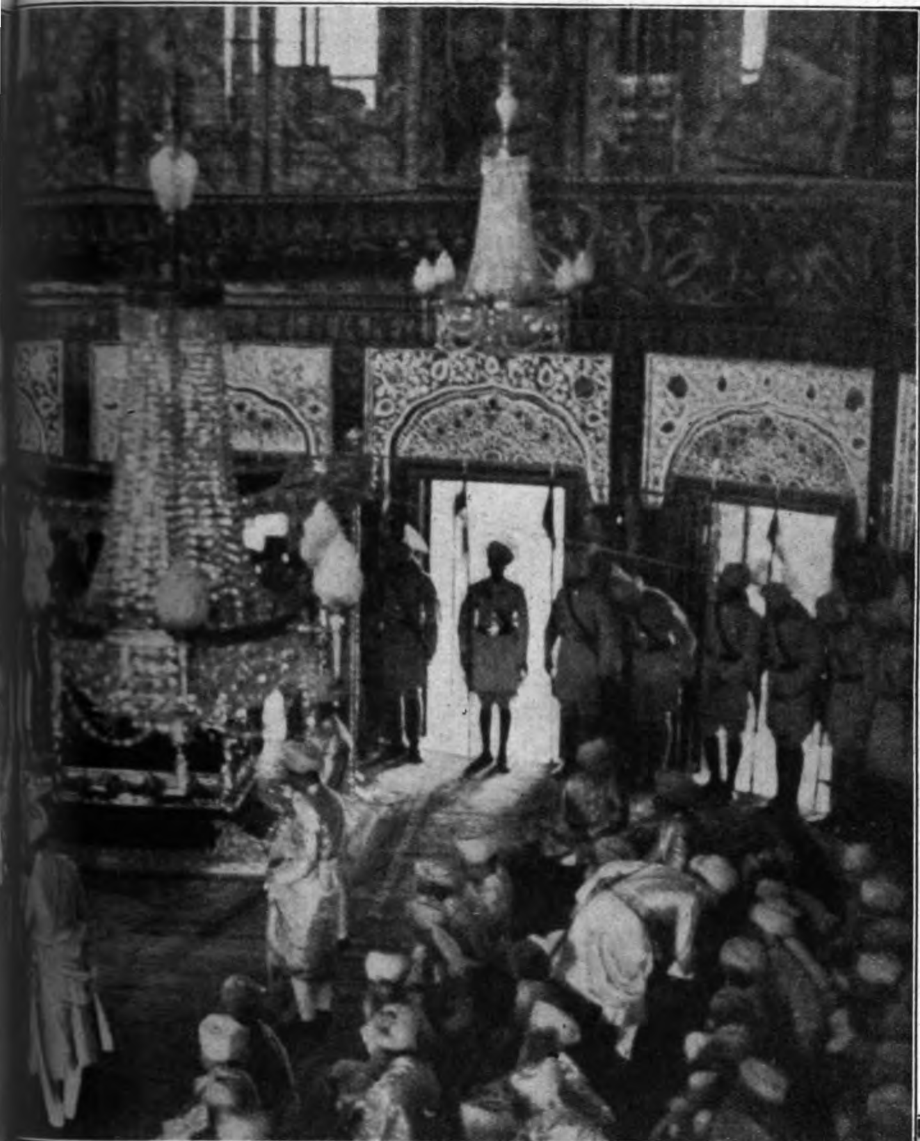
Der Maharadscha Bahadur (der Tapfere)-von Kaschmir unterhält sich während eines großen Gartenfestes, zu dem auch Europäer eingeladen sind, mit einem seiner Gäste.





Am Geburtstag des Maharadschas von Kaschmir.
Vor dem Palast des Maharadschas in Srinagar warten die prächtigen weißgoldenen Shikaras (Gondeln) auf den Fürsten, um ihn in feierlichem Zug durch die Stadt zu fahren. Srinagar, von Flüssen und Seen durchzogen, ist das Venedig Indiens und der Sommersitz des Maharadschas.

DES MAHARADSCHAS KASCHMIR



In der prunkvollen Darbar-Halle (Festhalle) des Palastes erwarten die Würdenträger, am Boden sitzend, in kostbare farbenprächtige Brokatgewänder gekleidet, den Maharadscha.



Der Innenminister von Kaschmir und seine Tochter beobachten mit Gräfin Podewils vom Dache eines Hausbootes aus den Festzug.

Aufnahmen: Mechthilde Podewils



Damen der indischen Hofgesellschaft im Gespräch mit unserer Mitarbeiterin.



Maharadscha Kumar, der einzige Sohn des Maharadschas von Kaschmir Der lebhafte kleine Maharadscha, von seinem Vater „Tiger" genannt, ist mit seinen sechs Jahren ein vorzüglicher Reiter und Schachspieler.



Auf dem Gartenfest des Maharadschas.
Jeweils anläßlich des Geburtstages des Maharadschas finden in Srinagar große Festlichkeiten statt, die mehrere Tage dauern.

Carl August Freiherr von Gablenz:

D-ANOY bezwingt den Pamir

Ein abenteuerlicher deutscher Forschungsflug

(3. Fortsetzung.)

An den vergangenen beiden Tagen war uns nur wenig Nachtruhe gegönnt gewesen. Auch wollten wir am nächsten Morgen bereits in aller Herrgottsfrühe wieder los, um über Lanchow nach Sianfu zu fliegen. Daher drängte es uns drei in die Falle, die wir in den einfach, aber sehr hübsch eingerichteten Übernachtungsräumen, in denen einheitlich je zwei Betten und ein Schrank stehen, fanden. Es dauerte nicht lange, dann lagen wir in tiefem Schlaf, aus dem uns im Morgengrauen das Rumoren der tüchtigen Flugleitung weckte, die unsere Maschinen auftankte.

Obwohl das Tanken aus Kanistern erfolgen muß, ging es außerordentlich schnell, denn die Eurasia hat zu diesem Zweck ein einfaches, aber recht brauchbares System entwickelt. Der Inhalt der Kanister wird von Kulis in ein großes Faß geschüttet und aus diesem mit Hilfe einer Pumpe in die Tanks geleitet.

Weiter nach Sianfu.

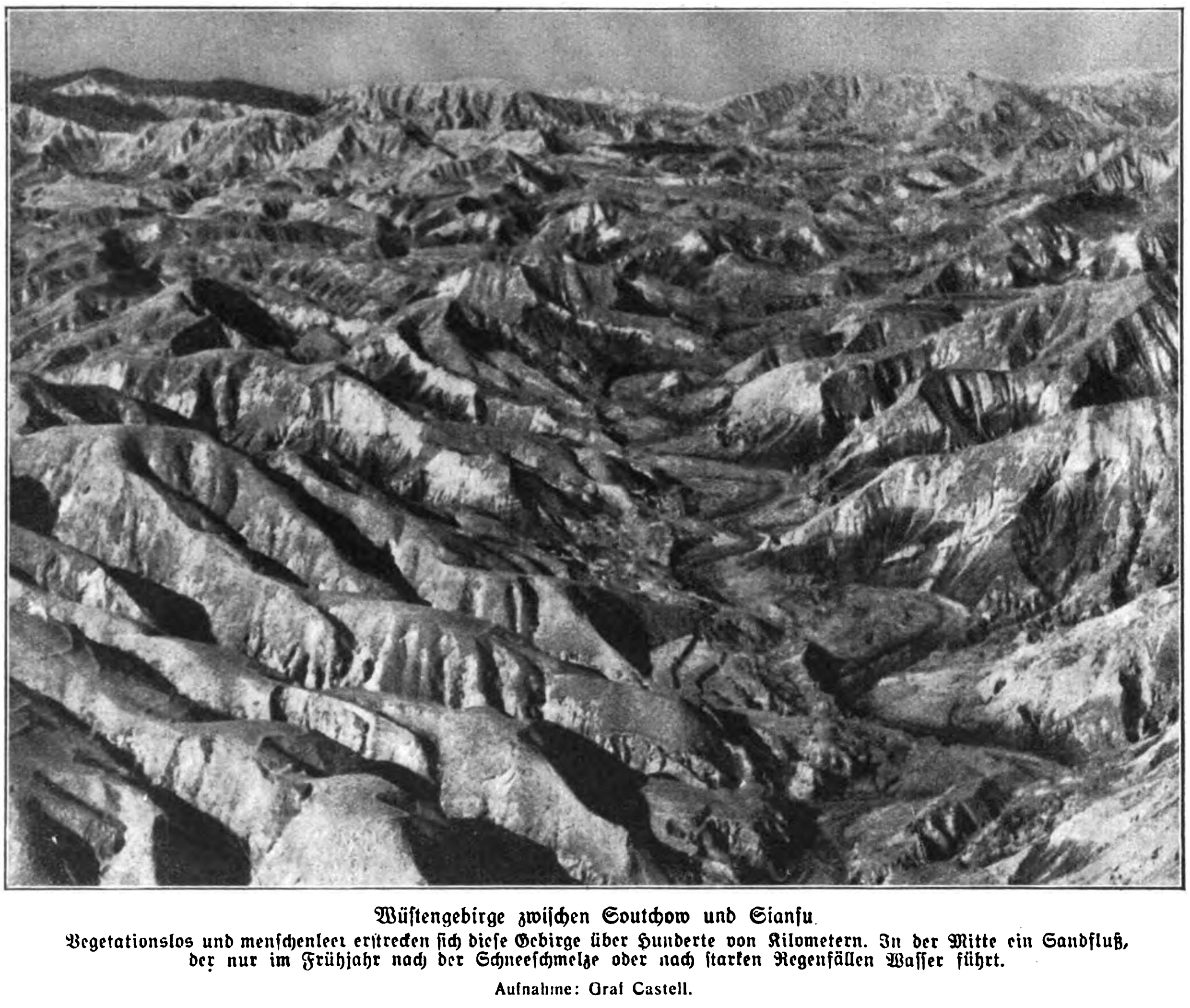
Als Erste starteten diesmal Lutz und Holtz, die Wert darauf legten, vor uns in Sianfu, seit einigen Tagen dem neuen Wohnsitz der Eurasia, einzutreffen. Etwa eine Stunde später machten wir uns mit der D-ANOY auf die Reise und flogen bei zunächst schönem Wetter entlang der Großen Mauer nach Südosten.

Bald hatten wir die Wüste hinter uns. Unter uns dehnte sich nun ein wundervoll fruchtbares, teilweise bewaldetes Hügelland. Aber die Freude über den schönen Anblick dauerte nicht lange. Langsam zog es unter uns zu, und es begann zu regnen. Es blieb uns nichts anderes übrig, als teils in, teils über den Wolken zu fliegen.

Das war besonders traurig, denn gerade jetzt überflogen wir die so interessante Löß-Landschaft bei Lantchow, die mit ihren Höhlenstädten einzigartig in der ganzen Welt ist. Nur einen Augenblick konnten wir durch ein Wolkenloch sehen, wie der Hoangho seine gelben Fluten durch die tief eingeschnittenen engen Windungen schob.

Jetzt mußten wir uns durch Peilungen der hier schon mehrfach vorhandenen Funkstationen der Eurasia und mit Hilfe der Koppelnavigation orientieren. Nach Sian selbst, unserem Tagesziel, kamen wir im Durchstoßverfahren hinein und landeten, es war eine richtige Tücke des Schicksals, genau mit dem letzten Regentropfen.

Hier bereitete uns der Generaldirektor der Eurasia, Herr Li, einen ebenso herzlichen Empfang wie vor drei Jahren, als wir nach Schanghai kamen. Gleich am Flugzeug mußten wir ein Glas Sekt trinken, und eine bildhübsche chinesische Angestellte der Gesellschaft überreichte uns Blumensträuße.



Wüstengebirge zwischen Soutchow und Sianfu.
Vegetationslos und menschenleer erstrecken sich diese Gebirge über Hunderte von Kilometern. In der Mitte ein Sandfluß, der nur im Frühjahr nach der Schneeschmelze oder nach starken Regenfällen Wasser führt.
Aufnahme: Graf Castell.

Sian, man nennt es hier Sianfu, denn die Silben „fan" oder „fu", die im Chinesischen regelmäßig dem Stadtnamen angehängt werden, drücken den Rang aus, den die Stadt einnimmt, hatte einst — so lange ist es noch gar nicht her — eine besondere Bedeutung für Europäer. Zum Betreten dieser Stadt, in die sich nach der Revolution die Kaiserin-Witwe des Reiches der Mitte zurückgezogen hatte, bedurfte man eines besonderen Passes, der schwer zu erlangen war. Und erst im vergangenen Jahre rückte ein Ereignis diese Stadt wiederum in den Blickpunkt des allgemeinen Weltinteresses: damals nämlich, als der General Tschanghsueliang in Sian den Führer der Kuomintang und Oberstkommandierenden der chinesischen Armee, Marschall Tschiankaischek, gefangen setzte.* Der Geschicklichkeit der Gattin des Marschalls, Mai-Ling, einer Schwester der Frau Sun Yat-sens, des Schöpfers der chinesischen Einigungsbewegung, einer Schwester auch der Frau des chinesischen Finanzministers Kung, gelang es damals, Tschiankaischek zu befreien und größeres Unheil für das durch Aufstände und Unruhen schon genügend geplagte China zu verhindern.

Die kriegerischen Ereignisse in Schanghai warfen ihre Schatten spürbar auch über diese, den Auseinandersetzungen mit Japan so ferne Stadt. Denn daß man auch in Sianfu nicht ganz sorglos war, zeigte deutlich die Aufstellung der Militärmaschinen auf dem Flugplatz. Diese waren aus den Hallen gezogen und in weiten Abständen gut getarnt längs der Platzgrenze verteilt worden.

Das einzige gute chinesische Hotel war reichlich überfüllt und ich war glücklich, daß ich mit Hilfe unserer Freunde von der Eurasia trotz dieser Überfüllung noch ein Einzelzimmer bekam, obwohl ich nicht ahnte, daß dies für lange Zeit das letztemal sein sollte

Die drei Tage, die wir uns für Sian vorgenommen hatten, gingen rasch vorüber. Sie waren ausgenutzt mit Höflichkeitsbesuchen bei den chinesischen Behörden und mit Besprechungen, die ich mit den leitenden Herren der Eurasia und der Fernost-Vertretung der Deutschen Lufthansa zu führen hatte, so daß für die Besichtigung der interessanten Stadt selbst wenig Zeit zur Verfügung stand.

Für die Eurasia hatte es aufregende Tage gegeben. Hatten es doch die Kriegshandlungen in Schanghai erforderlich gemacht, nicht nur den Sitz der Verwaltung, sondern auch den gesamten technischen Betrieb der Gesellschaft nach Sian zu verlegen.

Leicht war es nicht gewesen, von dem schon täglich unter Bombenwürfen stehenden Flugplatz in Schanghai nicht nur die Flugzeuge fortzubekommen, sondern auch

* Über diese Episode berichtete der „IB." ausführlich in einem Tatsachenbericht (Folgen 24—32): „Der Aufstand in Sian".

die großen Mengen des vorhandenen Materials zu verladen. Aber dank des bewunderungswürdigen Einsatzes sowohl des deutschen als auch des chinesischen Personals war es gelungen, sämtliche Maschinen und den weitaus größten Teil des Materials zu bergen und unbeschädigt nach Sian zu bringen.

Ganz besonders erkannten auch die chinesischen Behörden die Furchtlosigkeit und Einsatzbereitschaft der deutschen fliegenden Besatzungen an, zumal die Flugzeugführer der CNAC., der China National Aviation Corporation, der chinesisch-amerikanischen Konkurrenz unserer Eurasia, den gesamten Flugverkehr eingestellt hatten.

Im Kriegsgebiet selbst mußte es in diesen Tagen recht munter zugehen. Flugkapitän Rathje, der außer den Bombenangriffen auf Schanghai den ersten großen Luftangriff auf Nanking miterlebt hatte, berichtete, daß die Chinesen den überraschend wuchtigen Angriffen der Japaner, die mit Landflugzeugen von Formosa herübergekommen waren, eine überaus hartnäckige Abwehr entgegengesetzt hätten.

So verstand ich auch, daß der chinesische Verkehrsminister, der mir telegraphisch seine Glückwünsche übermittelte, in diesem Funkspruch gleichzeitig sein Bedauern darüber zum Ausdruck brachte, daß er uns mit Rücksicht auf den Kriegszustand leider nicht bitten könne, seine Gäste in Nanking zu sein. Darum blieb also Sianfu der Endpunkt unseres Fernostfluges, und wir hatten hier Gelegenheit, zu bewundern, wie schnell auf dem Flugplatz eine Halle der Eurasia entstand, und freuten uns über das Pflichtbewußtsein aller deutschen Kameraden, die, fern von ihren Familien, die sich auf dem Wege nach Hongkong befanden, und fern ihren Heimen, die entweder ein Opfer der Bomben oder des plündernden Mobs geworden waren, mit ruhiger Selbstverständlichkeit ihre Arbeit taten oder flogen, denn trotz der Kriegswirren erhielt die Eurasia ihren Verkehr aufrecht.

Wo bleibt die D-AMIP?

Ich war froh, daß es mir gelungen war, mit Geschick, List und Tücke die vielen Einladungen abzuwimmeln, mit denen man uns den Aufenthalt in Sian angenehm machen wollte. Das große Festessen aber, das auf Freitag, den 27. August, angesetzt worden war, durfte ich auf keinen Fall absagen, galt es doch nicht nur uns, sondern zugleich auch unseren Kameraden Drechsel, v. Tettenborn und Penke, die an diesem Tage mit der D-AMIP „Fritz Erb" in Sian eintreffen sollten. Ihnen wollten und durften wir die Feierlichkeit des Empfanges nicht schmälern.

Doch mit des Geschickes Mächten . . . Na ja, es zeigte sich wieder einmal, daß umfangreiche Vorbereitungen und die Planung eines rauschenden Festes dem Erfolg meist abträglich sind. Schon am Donnerstag wanderte ich zum Flugplatz hinaus, denn ich wollte wissen, welche Fortschritte die D-AMIP machte, die von Kabul auf dem Wege nach Anhsi war. Schließlich ist die Überfliegung des „Daches der Welt" kein Kinderspiel.

Nach den eingehenden Funksprüchen sah es zunächst so aus, als ob der Flug ohne Zwischenfall beendet werden würde. Drechsel hatte in etwas längerer Zeit als wir den Pamir bezwungen und hielt Kurs auf Anhsi. Als dann die Meldung kam, daß er Anhsi überflogen habe und nun ohne zwischenzulanden Soutchow anfliege, fuhr ich beruhigt ins Hotel zurück und legte mich seelenruhig zu Bett.

Am nächsten Morgen fragte ich selbstverständlich als erstes nach der D-AMIP. Etwas betretene Gesichter. Drechsel hatte mit Soutchow Funkverkehr aufgenommen, aber es war ihm wohl infolge gegenseitiger Funkmißverständnisse nicht mehr gelungen, in der schnell hereinbrechenden Dämmerung den Flugplatz auszumachen und dort zu landen. So mußte die Maschine irgendwo in der Nähe der Stadt draußen im Gelände sitzen.

Schöne Bescherung! Und wir wußten nicht einmal, ob die Außenlandung glatt vonstatten gegangen war, ob es dabei Verletzte gegeben habe und in welchem Zustand sich das Flugzeug befand. Mit unserem Festessen war es nun vorderhand nichts. Statt uns auf diese Feier vorzubereiten, wurden in aller Eile die Maßnahmen zur Ausrüstung einer Hilfsexpedition getroffen, denn Bruch hatte es zweifellos gegeben, sonst hätte Drechsel auch noch vom Boden aus funken können.

Also: ein Suchflugzeug bereitstellen, Monteure, Material und als Wichtigstes auch einen Arzt. Es dauerte lange, bis wir einen Medizinmann aufgetrieben hatten. Gott sei Dank, wir brauchten ihn nicht, denn mitten in unsere fieberhafte Tätigkeit platzte die erlösende Nachricht, daß Drechsel mit Fahrgestellbruch etwa 30 Kilometer nordöstlich von Soutchow saß und weder ihm noch seinen Kameraden bei der harten Landung in der Dunkelheit etwas zugestoßen war.

Wie es sich später herausstellte, waren die drei bei ihrer Außenlandung mit bewunderungswürdigem Geschick den goldenen Mittelweg gegangen. Ein paar Meter weiter rechts wäre dem Flugzeug überhaupt nichts passiert; ein paar Meter weiter links, und es hätte bestimmt einen Totalbruch mit Toten oder zumindest Schwerverletzten gegeben.

So stieg unser Festessen am Abend doch noch. Und ich kann sagen, daß es recht gemütlich war. Wir alle freuten uns vor allem, daß die Kameraden Drechsel, v. Tettenborn und Penke heil an Haut und Gliedern waren, wenn sie uns in unserem Kreise auch fehlten.

Am Sonnabend ergab es sich zu unserer Überraschung, daß die Eurasia von der Zentralregierung den Auftrag erhielt, seit vier Jahren zum ersten Male wieder nach Urumtschi, dem westlichen Endpunkt des Eurasia-Abschnitts der von uns seit langem geplanten großen Ost-West-Verbindung, zu fliegen. Der Verkehr nach Urumtschi mußte seinerzeit auf Wunsch der chinesischen Regierung eingestellt werden. Als Grund war die unruhige politische Lage in der Provinz Sinkiang angegeben worden. Dieser Flug sollte am Sonntag früh angetreten werden, etwas vor unserem Start zum Rückflug in die Heimat.

Als wir am nächsten Morgen zum Flugplatz kamen, stand die Maschine, die wir bereits seit einer Stunde auf der Reise wähnten, immer noch auf dem Platz. Wir waren nicht böse darüber, denn nun durften wir hoffen, daß es ihr nicht mehr gelingen würde, an diesem Tage bis nach Anhsi zu kommen.

Im stillen waren Untucht, Kirchhoff und ich uns nämlich darüber einig geworden, daß die in Anhsi vorhandenen Übernachtungsmöglichkeiten zwar für eine Besatzung gerade noch ausreichten. Hätten dagegen zwei sich darein teilen müssen, wäre es doch recht unangenehm für alle Beteiligten geworden. So anspruchsvolle Leute waren wir eben.

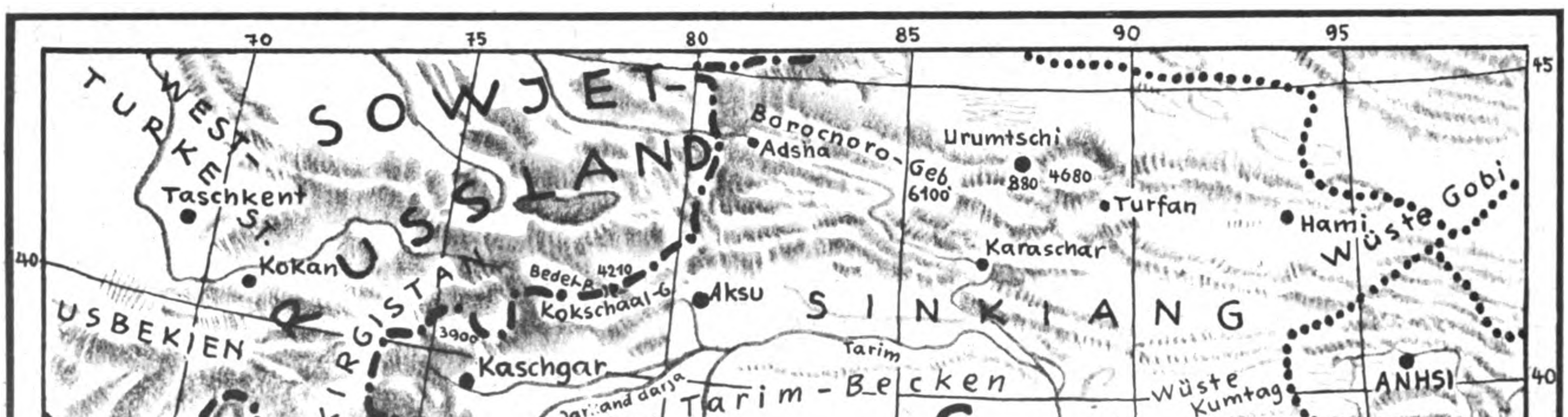
Wieder heimwärts.

Flieger pflegen nicht umständlich voneinander Abschied zu nehmen. Es liegt in unserem Beruf, daß wir uns immer mal wiedersehen. Heute in China, morgen in Südamerika, übermorgen zur Abwechslung vielleicht auch einmal im alten Europa. Ein kräftiger Händedruck genügt . .

Schon laufen die drei Motoren unserer wieder blitzsauberen Maschine, von deren hellem Silberrumpf sich schwarz der Name „Rudolf v. Thüna" abhebt. Die brave D-ANOY war nach den Anstrengungen des Pamir-Fluges hier in Sian nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich gründlich überholt worden. Diese Arbeit wird von Chinesen ausgeführt, während die deutschen Monteure nur Anweisungen geben und die Aufsicht führen.

Unser guter Kaki hatte es sich selbstverständlich nicht nehmen lassen, die Arbeit selbst zu überwachen. Und während der Regen, der unseren Aufenthalt in Sian bisweilen beeinträchtigte, sich lähmend auf den Arbeitseifer der chinesischen Kulis auswirkte, hatte sich Karl Kirchhoff eine böse Erkältung zugezogen, die nicht so schnell zu beseitigen war, wie die Arbeitsunlust der Chinesen.

Die Gashebel nach vorn... wir rollen und heben uns leicht vom Boden. Noch einen Blick hinunter auf die Stadt, dann müssen wir hinein in den Dreck, denn



Der an Gefahren und Abenteuern reichste Teil des Fluges erstreckte sich von Kabul bis Anhsi.



Turkestanischer Jüngling reinerhaltenen türkischen Blutes.
Aufnahme: Mauritius.

der Wettergott hat für unseren Wissensdurst ein nur sehr mangelhaftes Verständnis. Genau wie beim Herflug sehen wir nichts von der Landschaft unter uns. Nur einmal, es war kurz von Lantchow, ehe wir in die Wüste Gobi hineinkamen, erblickten wir etwas von der reizvollen Gegend, sahen wir, mit welchem Geschick, welcher Beharrlichkeit und welchem Fleiß der chinesische Bauer diesem Boden seine Erträge abtrotzen muß.

In Soutchow brauchten wir nur kurz nachzutanken. Hier trafen wir Penke, den Funkermaschinisten des Flugzeugs Drechsel, der uns einige gefüllte Sauerstoffflaschen brachte. Wir hatten schon gestern von Drechsel und Tettenborn, die von Lutz abgeholt und nach Sian gebracht worden waren, erfahren, daß ein Rückflug der D-AMIP vorläufig nicht möglich war. So brauchten die Männer der „Fritz Erb" auch den Sauerstoff vorläufig nicht, während er uns gute Dienste leisten konnte.

Außerdem unterstützte Penke in kameradschaftlicher Weise unser Sorgenkind Kirchhoff, den seine fiebrige Erkältung hart mitgenommen hatte.

Mit Rücksicht auf den Gesundheitszustand Kirchhoffs, den ich den Anstrengungen des Rückfluges nur sehr ungern aussetzen wollte, spielte ich einen Augenblick mit dem Gedanken, Kaki in China zu lassen und statt seiner Penke mitzunehmen. Aber die helle Empörung Kirchhoffs ließ mich schnell von diesem Vorhaben abstehen. Ich glaube, ich hätte mir dadurch seine nie wieder zu beseitigende Feindschaft zugezogen. Und dieser Gefahr wollte ich mich auf keinen Fall aussetzen.

Nicht erfreulich war, daß Kirchhoff und Penke einen etwas höher gewordenen Ölverbrauch am linken Motor feststellen zu müssen glaubten. Das konnte verdammt unangenehm werden.

Wir wollten so schnell wie möglich weiter nach Anhsi, starteten also gleich, nachdem die Maschine ganz voll getankt war. Der Start mit dem schwer beladenen Flugzeug verlief glatt, nur eine Stunde Flug ... wir hatten unser Tagesziel erreicht.

Ehe wir uns zu Bett legten, wurde die D-ANOY für die morgen bevorstehenden großen Aufgaben sorgfältig fertiggemacht. Und ein kleiner Stein fiel uns allen vom Herzen, als Kirchhoff mit der Nachricht kam: der linke Motor hat ja gar nicht mehr Öl verbraucht; der Ölstandsanzeiger, der gehangen und falsch angezeigt hatte, wäre das Karnickel gewesen.

So konnten wir beruhigt unser Tagewerk beschließen, denn da die genaue Startrichtung noch nicht feststand, wollten wir die Maschine nicht mehr an den voraussichtlichen Startplatz rollen, wie wir das in Kabul getan hatten. Aber die Nachtbeleuchtung mußten wir in Ordnung bringen, damit wir sie, die wir für den Nachtstart unbedingt brauchten, nur noch auszustellen hatten. Außerdem wies ich den chinesischen Flug- und Funkleiter an, die Lampen dann bis zum Hellwerden stehenzulassen, da es ja immerhin möglich war, daß wir, falls unser linker Motor zu meckern begann, noch während der Dunkelheit nach Anhsi zurückkehrten.

Kirchhoff mußte sich jetzt ausruhen, während Untucht und ich uns aufmachten, der Stadt Anhsi, von der wir ja noch gar nichts gesehen hatten, einen Besuch abzustatten. Eine halbe Stunde Fußmarsch, meist vorbei an der hohen, die ganze Stadt umfassenden Stadtmauer, führte uns zu einem der beiden offenen Tore, die beiden anderen der insgesamt vier waren, wie oft bei chinesischen Städten, zugemauert. Auf der Mauer selbst bemerkten wir zu unserem Erstaunen überall eine Art von Schützengraben mit Brustwehren, der erst ganz frisch hergerichtet war.

Der mit seinem breiten Henkerschwert im Tor stehende Posten rief, als er uns beiden Europäer ansichtig wurde, den wachhabenden Unteroffizier herbei, der unsere Ausweise verlangte. Aber wie überall in China zeigte der sich befriedigt, als wir ihm unsere Visitenkarten überreichten, die er zwar nicht lesen konnte, denn die Karten mit chinesischer Schrift, mit denen wir uns ausgerüstet hatten, waren in Sian verbraucht worden, die ihm aber als Ausweis genügten.

Die Stadt selbst macht einen recht traurigen Eindruck. Man spürt deutlich aus vielen Anzeichen, wie sehr Anhsi, das als letzter Stützpunkt der Karawanen nach Osten, Norden und Westen einst große Handelsbedeutung besaß, unter den doch schon Jahre andauernden Wirren in der Provinz Sinkiang und durch die bis noch vor kurzer Zeit abgerissene Verbindung mit der Zentralregierung gelitten hatte.

Nur in der eigentlichen Hauptstraße entdeckten wir einige noch bewohnbare Häuser und eine Schule. Das sehr alte Buddhisten-Gebethaus und ein ebenso recht ehrwürdiger Konfuzius-Tempel sind die einzigen bemerkenswerten Sehenswürdigkeiten. So wird unser Spaziergang nicht sehr ausgedehnt.

Schon eine Stunde, nachdem wir die Eurasia-Station verlassen hatten, sitzen wir beim üblichen chinesischen Abendessen, das ein ausgezeichneter Tee beschließt. Dann packen wir uns neben Kirchhoff auf den Kang, das aus festen Lehmziegeln gemauerte Bett, das fast das halbe Zimmer ausfüllt. Im Winter werden unter diesen Kang die kleinen Holzkohle-Öfen gestellt, die in dieser Gegend die einzige Heizungsmöglichkeit bieten.

Hartnäckig gegen die brummenden und summenden Fliegenplagegeister kämpfend, die durch die vielen Löcher in den Papierfenstern den Weg ins Zimmer gefunden hatten, schliefen wir zu dritt einträchtig dem Morgen entgegen. Schon um zwei Uhr nachts nach Schanghai-Zeit klirrte der Reisewecker. Aufstehen, einen Schluck Tee und sofort in die Maschine. Zu unserer freudigen Überraschung dürfen wir einen leichten Ostwind feststellen. Der sollte uns schneller an unser Ziel bringen.

Teufelstanz über der Salzwüste

Trotz schwerbeladener Maschine geht der Start schnell und leicht vonstatten. Es war gutes klares Wetter. Bald kam auch der Mond auf und schien sich mit uns darüber zu freuen, eine wie schnelle Fahrt wir mit Hilfe des schiebenden Ostwindes machten.

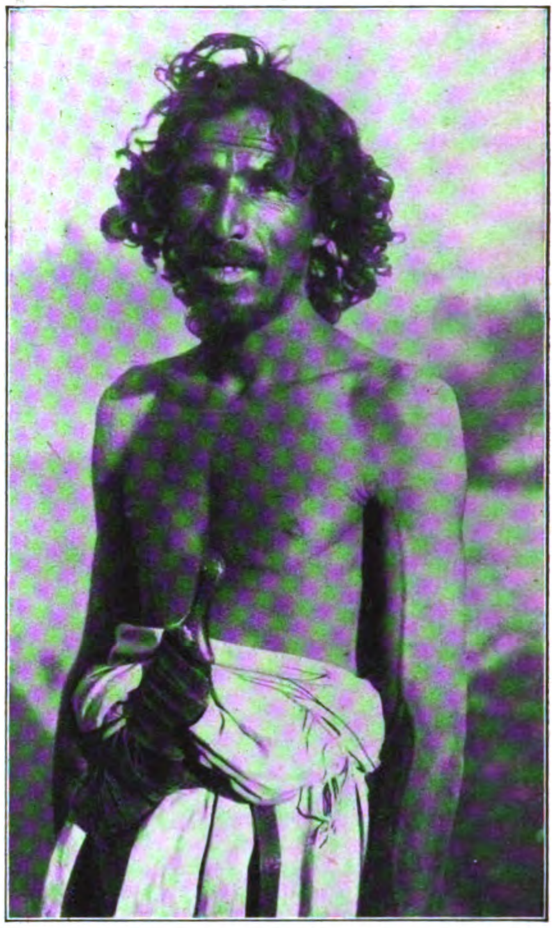
Untucht und ich sind ja nicht abergläubisch. Nein, ganz und gar nicht! Aber als unser guter Kaki mit krächzender Halsschmerzenstimme sich die Bemerkung nicht verkneifen konnte: „Na, heute wird's ja viel einfacher als auf dem Hinflug!" — da hätte er bei aller Freundschaft eigentlich doch Prügel verdient. Man darf sich über glückliche Begleitumstände eines Fluges zwar freuen. Darüber aber zu sprechen, ist geradezu ein Verbrechen. Das hätte ein so erfahrener Fliegersmann wie Kirchhoff wissen müssen.

Und richtig: schon begann sich das „Berufen" auszuwirken. Zweifellos hatte kein anderer schuld daran als Kirchhoff, der den Schnabel nicht gehalten hatte.

Erst waren es nur einzelne Wolken. Dann braute es sich immer mehr zusammen. Schlechter und schlechter wurde die Sicht. Wir mußten hinein in die Wolken, in denen eine abscheuliche Böigkeit herrschte, die bei der schwerbeladenen Maschine sehr unangenehm war.

Weit über zwei Stunden dauerte der Teufelstanz dieses scheußlich bockigen Nacht-Instrumentenfluges. Ich selbst war froh, wenn meine Wache vorbei war und ich das Steuer an Untucht abgeben konnte. Da ich während meiner Wache immer etwas höher hinaufging, weil ich beim Fliegen ohne äußere Sicht durchaus bodenscheu bin, kostete nicht nur dieses Steigen Zeit, sondern wir wußten auch, daß in höheren Regionen in dieser Gegend fast ausschließlich Westwinde wehen, die unser Vorwärtskommen beeinträchtigen mußten.

Ein reines Vergnügen war dieser Nachtflug nicht, und wir waren froh, als sich mit dem Hellwerden das Wetter etwas besserte. Ab und zu sahen wir jetzt bisweilen manchmal den Himmel, später für kurze Augenblicke auch die Erde.



Einwohner türkischer Abstammung in Chinesisch-Turkestan.
Trotz zahlreicher chinesischer Einwanderer hat das Tarim-Becken seinen Charakter als Land einer weißen Rasse bewahrt.
Aufnahme: Mauritius.

Schon gleich als es hell wurde, fiel mir auf, daß unser linker Motor stark rußte. Kirchhoff, der die mit der Funkstation in Anhsi verabredeten Perioden pünktlich eingehalten und nun beendet hatte, kam jetzt nach vorn. Mit Anhsi war der Funkverkehr glatt vonstatten gegangen, aber es war ihm nicht gelungen, Verbindung mit Kabul aufzunehmen. Ich fragte Kirchhoff, der ja nicht nur unser Funkfachmann, sondern zugleich auch der Betreuer der Motoren war, was das Rußen wohl zu bedeuten habe. Er beruhigte mich: nichts Besonderes!

Inzwischen stellte Untucht fest, daß wir trotz des miserablen Wetters einwandfrei richtig auf Kurs lagen und recht gute Fahrt gemacht hatten. Wieder näherten wir uns nun der Oasenstraße und sahen zu unserer Freude die südlich von Kerina liegenden schönen Berge vor uns auftauchen.

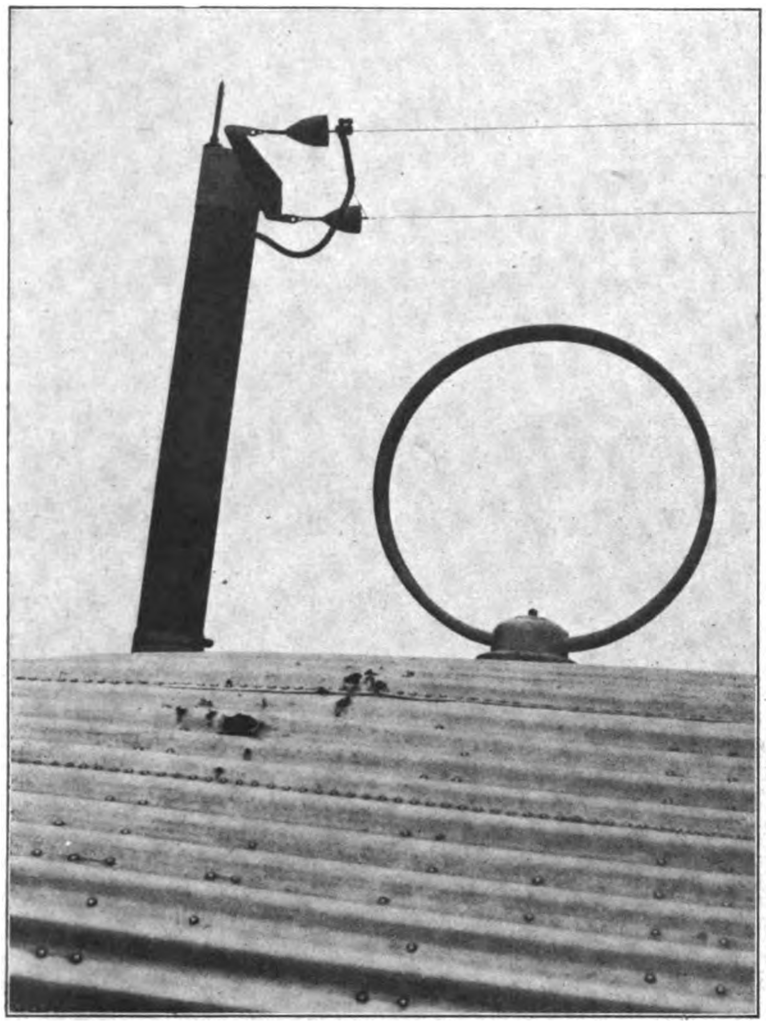
Kirchhoff, der sich mit dem linken Motor beschäftigte, der ihm wohl doch mehr Sorge machte, als er uns zugeben wollte, schaltete über die einzelnen Magnete. Sein sonst immer zuversichtliches und lachendes Gesicht bekam bedenkliche Sorgenfalten. Irgend etwas war nicht in Ordnung. Das spürten wir deutlich. Der Motor ließ jetzt bedeutend an Leistung nach und begann allmählich immer mehr zu schütteln.

Nun wurde es uns immer mehr klar, daß wir mit diesem Motor auf keinen Fall über das „Dach der Welt" kämen. Schon der Versuch wäre sträflicher Leichtsinn gewesen.

Unsere Lage war alles andere als erfreulich. Hinter uns lag bereits mehr als die Hälfte unseres Flugweges. Zwar reichte unser Betriebsstoff sicher noch bis zurück nach Anhsi, aber mit dem kranken Motor wieder in das schlechte Wetter hineinzugehen, das wir gerade überwunden hatten, schien nicht ratsam. Auch war zu bedenken, daß die Salzwüste, die sich vor Anhsi ausdehnte, von keinem Menschen begangen wurde. Müßten wir in diesem Gebiet eine Außenlandung vornehmen, so stand uns ein Fußmarsch von kaum absehbarer Dauer bevor, und die Aussicht auf Rettung war denkbar gering.

Das Gebiet jedoch, über dem wir uns befanden und dessen Hauptoase Chotan nicht mehr weit entfernt war, gehörte nach Expeditionsberichten vom Frühjahr dieses Jahres zum Machtbereich des Kommandeurs der 36. tunghanischen Division, des Generals Ma Ho San. Dieser hatte erst vor wenigen Monaten einem Agenten der Eurasia, der gefangengesetzt worden war, sofort die Freiheit geschenkt und sich außerdem dazu bereit erklärt, einen Flugplatz für


Mit der Postkutsche
Alle, die Sinn und Geschmack für feinen, erfrischenden Duft haben, lieben
Mouson Alt Englisch Lavendel
„Mit der Postkutsche".
Es bringt die Frische und das Leben des blühenden Englisch Lavendel ins Heim, es labt auf ermüdenden Reisen, es erfrischt beim Sport, es belebt beim Tanz und es stärkt, wenn wir uns nicht wohlfühlen.
Alt Englisch Lavendel
MOUSON
Alt Englisch Lavendel-Auswahl
Naturholzkiste mit Original-Brandstempel RM. 13.25
Weidenkorb mit Holzdeckel 19.75
Alt Englisch Lavendel-Wasser
mit Stangenrasierseife RM. 2.- u. 3.-
mit Rasierseife im Holznapf RM. 5.75
Alt Englisch Lavendel-Wasser
RM. 1.–, 2.– und 3.–
elegante Flasche mit eingeschliffenem Glasstopfen RM. 4.50 und 6.50
½ Ltr.-Flasche in Holzkistchen 12.50
1 Ltr.-Flasche in Holzkistchen 24.–
Alt Englisch Lavendel-Badeseife
Riesenstück in Holzkistchen RM. 3.50
Alt Englisch Lavendel-Geschenkkasten
Wasser mit Zerstäuber RM. 3.75
Wasser u. Seife RM. 2.-, 3.-, 4.-, 4.50
Seife und Badepulver RM. 2.50
Badesalz, große Flasche RM. 2.85
Alt Englisch Lavendel-Seife
Schachtel m. 3 Stck. RM. 2.60 u. 4.30



Unser Bild zeigt die Ausschußlöcher eines Dumdumtreffers im Rumpf der D-ANOY, darüber wird der Antennenmast und der Peilrahmen sichtbar.

Aufnahme: Alex Stöcker

die Eurasia anlegen zu lassen, falls man ihn darum bitten würde. Dort drohte uns also keine Gefahr.

Irgend etwas mußte geschehen. Wir hatten nicht mehr viel Zeit, einen Entschluß zu fassen. Schließlich gab es nur zwei Möglichkeiten für uns: entweder Chotan oder Kaschgar. Letzteres ist zwar größer, und wir durften dort nicht nur auf technische Unterstützung, sondern vielleicht auch auf europäische Diplomatenhilfe rechnen, aber wir wußten nicht, wie stark dort der russische Einfluß war.

Also ... wir landen in Chotan! Die notwendige Außenlandung, die sich nunmehr nicht mehr umgehen ließ, etwa mitten in der Wüste und unbemerkt von Eingeborenen oder Behörden vornehmen zu wollen, war ausgeschlossen. Sowohl nach dem, was wir unter uns sahen, als auch nach den Expeditionsberichten, die wir vor unserem Flug studiert hatten, wäre eine glatte Landung ebenso unmöglich gewesen, wie später ein Start.

Kaki mußte, nachdem unser Entschluß feststand, immer wieder und in allen Sprachen die Nachricht in den Äther schicken, daß wir infolge eines Defektes am linken Motor bei Chotan zu einer Zwischenlandung ansetzten. Es war uns klar, da unsere Funkverbindung mit Anhsi bereits beendet, eine solche mit Kabul aber noch nicht aufgenommen worden war, daß es einen tollen Glückszufall bedeuten würde, wenn unsere Nachricht irgendwo aufgefangen wurde. Trotzdem wollten wir den Versuch nicht unterlassen. Richtig stellte es sich dann lange Wochen später heraus, daß niemand diese Funksprüche abgehört hatte.

Während Kirchhoff funkte, hatten wir uns dem östlichen Teil der Oase Chotan genähert und hielten Ausschau nach einem günstigen Landeplatz.

Die Landung bei Lob Basar

Zu unserer freudigen Überraschung machten wir zwischen den recht kleinen und von vielen Bäumen umsäumten Feldern eine größere Wiese aus, die uns geeignet erschien, obwohl ein großer Bach mitten durch sie hindurchfloß. An diesem Bach entlang wollten wir landen. Glatt und ohne Schwierigkeit brachten wir die D-ANOY an den Boden, und als sie ausgerollt war, war ich nicht wenig stolz über die Auswahl des Platzes und über die Landung selbst.

Schon vorher hatten wir uns überlegt, daß die Motorstörung wohl von den Kerzen herrühren könne. Unsere Kerzen hatten ja erst dreizehn Flugstunden hinter sich. Eigentlich mußten sie auch noch die vor uns liegenden sieben Stunden Flug durchhalten. Aber der immer mehr steigende Ölverbrauch konnte nicht ohne Einfluß auf sie geblieben sein. Wahrscheinlich waren die Kerzen verölt.

Sofort nach der Landung begann Kirchhoff trotz seines geschwächten Gesundheitszustandes mit der Vornahme des Kerzenwechsels. Ich selbst legte für alle Fälle unsere Pässe und die von der chinesischen Botschaft in Berlin beglaubigte Einflugerlaubnis in chinesischer, türkischer, persischer und deutscher Schrift bereit, um sie gegebenenfalls etwa erscheinenden Behördenvertretern gleich vorweisen zu können.

Aber weder Polizei noch Militär noch Beamte ließen sich vorläufig blicken. Nur die turkmenische Landbevölkerung strömte zu Pferd und zu Fuß mit Kind und Kegel herbei. Die Männer trugen zum größten Teil überraschend weiße, lange, überwurfähnliche Röcke. In den hohen Stiefeln steckten ebenso blendend weiße Hosen, die durch die farbenprächtigen Leibbinden gehalten wurden. Auf dem Kopf trugen sie den Turban. Die Frauen prangten in schönen rot- oder grünseidenen Kleidern. Mit den Kindern hatte man sich allerdings weniger Mühe gegeben. Sie sprangen meist im Adams- oder Eva-Kostüm um uns herum.

Mit der den Mohammedanern eigenen Würde, deren Gruß nicht nur eine überkommene Förmlichkeit, sondern den ihm zutiefst innewohnenden Sinn ausdrückt, boten sie uns das „Salaam!", während sie die Hand feierlich an Brust und Stirn legten, um uns dann mit überströmender Herzlichkeit zu umringen. Wundervolles Obst hatten sie als Geschenke für die so plötzlich vom Himmel geschneiten Europäer mitgebracht, und wir hätten sie beleidigt, wollten wir die uns so herzlich angebotenen prächtigen Melonen, die Pfirsiche und Äpfel zurückweisen, die wir in solcher Pracht und solcher Größe noch nie gesehen hatten.

Kirchhoff hatte den Kerzenwechsel beendet. Er konnte jetzt Untucht dabei unterstützen, die Menge, die zum ersten Male ein Flugzeug sah und den Wundervogel gebührend bestaunte, zurückzudrängen. Ich schritt die Landebahn ab, um festzustellen, ob der Platz zum Start ausreichte und auch sonst dazu geeignet war.

Da tauchte der erste Polizist auf, den ich an der schwarzen Polizistenkleidung erkannte. Im Gegensatz zu der turkmenischen Landbevölkerung war es ein Chinese, der auf dem Rücken das breite Henkerschwert, über der Schulter einen uralten Karabiner trug. An den Füßen hatte er die so praktischen kleinen Filzschuhe.

Der Hüter der heiligen Hermandad, dem ich mit Zeichen und einigen wenigen chinesischen Brocken klarzumachen versuchte, daß wir ein „Fidschi Deguan", ein deutsches Flugzeug seien, das sich auf dem Wege von Anhsi nach „Afghi Kabul" befand, verstand nach einigen Schwierigkeiten, was ich ihm mitteilen wollte. Während die Bevölkerung nur turkmenisch sprach, eine Abart des Türkischen, konnte dieser Polizist Chinesisch. Unsere Pässe wollte er nicht sehen, die interessierten ihn scheinbar nicht. Dagegen half uns der freundliche Mann, die allzu neugierige Menge von unserer Maschine zurückzuhalten.

Kurz darauf erschien zu seiner Unterstützung ein hünenhafter Polizeiwachtmeister mit einem großen Bart und beteiligte sich ebenfalls recht tatkräftig beim Zurückdrängen der Menge. Er war viel kräftiger als sein Untergebener, eine Eigenschaft, die wir später zu unserem Vorteil noch zweimal kennen und schätzen lernen sollten.

Beendet ist die Arbeit am Motor, die Ersatzteile und Leitern sind bereits in der Maschine verstaut. Untucht und Kirchhoff klettern in die D-ANOY, um die Motoren anzulassen. Ich helfe den beiden Polizisten noch, die Startbahn frei zu machen.

Kaki läßt zunächst den linken Motor an. Beim ersten Mal will er nicht kommen, aber schon beim zweiten Mal springt er willig an. Die beiden andern kommen glänzend. Schnell drücke ich die noch vorhandenen Lufthansa-Nadeln den mir zunächst Stehenden in die Hand, um so wenigstens für die freundliche Aufnahme und das schöne Obst zu danken, klettere in die Maschine und gebe Gas, um an den eigentlichen Startplatz zu rollen.

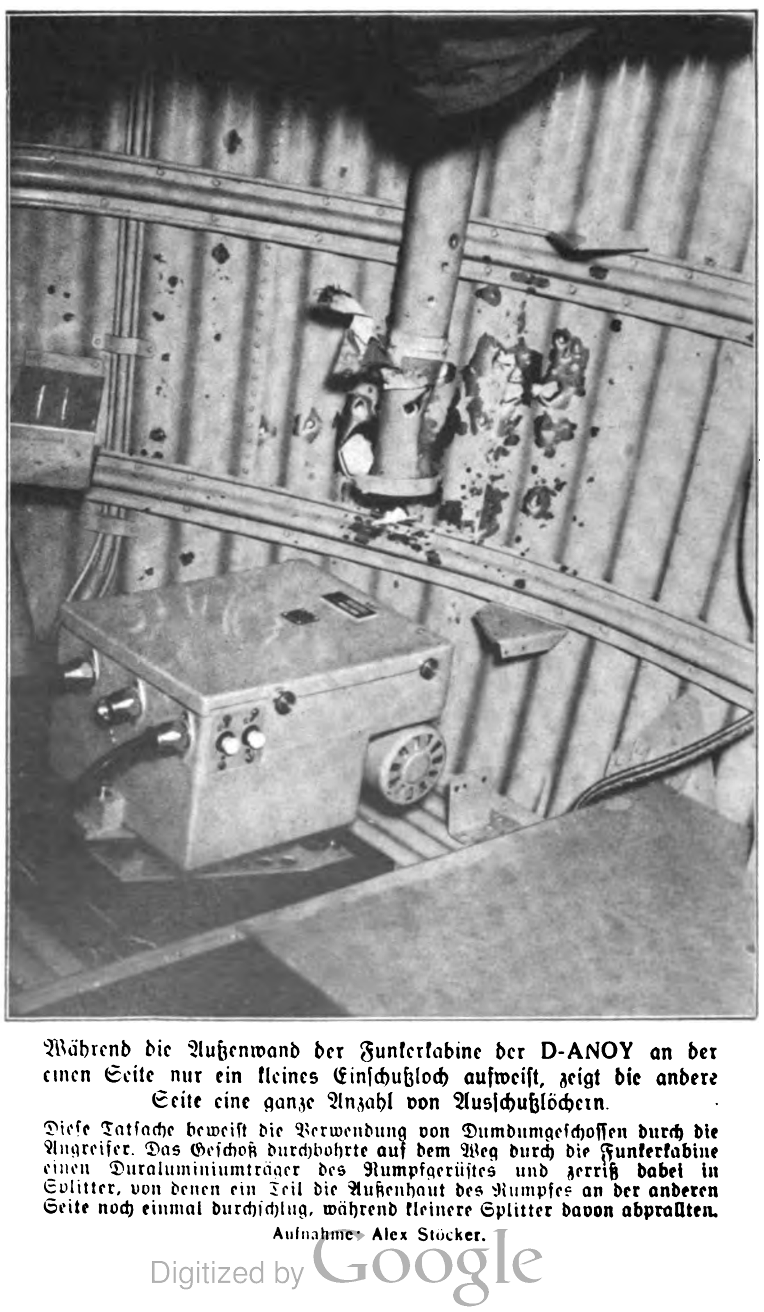
Wir sind erstaunt, daß die Menge, die anfangs so schwer zurückzudrängen war, jetzt freiwillig mehr Platz macht, als wir eigentlich brauchen, da kracht es plötzlich im Führersitz. Scheiben klirren, Querschläger pfeifen. Ein regelrechter Feuerüberfall.

Vom Fleck weg zu starten, ist ausgeschlossen. Blitzschnell überlege ich, während wir weiter von Schüssen eingedeckt werden. Zum Start zu rollen und einfach zu starten, ist zu gefährlich. Wie leicht kann ein Benzintank oder ein lebenswichtiger Teil unseres Flugzeuges getroffen werden, von der Möglichkeit der Verwundung eines Besatzungsmitgliedes ganz zu schweigen. Und dann: schließlich wollten wir doch in dieser Gegend die geplante Fernoststrecke entlangfahren, deshalb war es nicht ratsam, sich den Behörden zu widersetzen.

Einen Augenblick lang kämpfe ich noch mit mir, dann nehme ich das Gas weg, reiße die Zündung heraus und verlasse das Flugzeug.

Gefangen!

Immer noch knattert das regelrechte Schützenfeuer. Auch als ich aus der Maschine steige und mit hoch er-



Während die Außenwand der Funkerkabine der D-ANOY an der einen Seite nur ein kleines Einschußloch aufweist, zeigt die andere Seite eine ganze Anzahl von Ausschußlöchern.

Diese Tatsache beweist die Verwendung von Dumdumgeschossen durch die Angreifer. Das Geschoß durchbohrte auf dem Weg durch die Funkerkabine einen Duraluminiumträger des Rumpfgerüstes und zerriß dabei in Splitter, von denen ein Teil die Außenhaut des Rumpfes an der anderen Seite noch einmal durchschlug, während kleinere Splitter davon abprallten.

Aufnahme: Alex Stöcker.



Lohse Uralt Lavendel in Geschenkpackungen

Grüne Kugelflasche . . .	Mk. 2,80	4,50	8,95		
Zerstäuber (Kugelflasche) .	Mk. 8,10				
Spritzflaschen	Mk. 0,90	1,35	1,85	2,65	4,70
Zerstäuber (Flachflasche) .	Mk. 2,95	3,75			
Spritzflaschen und Seifen .	Mk. 1,50	1,95	2,10	2,35	3.15

Wie geschaffen für den Heiligen Abend

hobenen Händen auf die Soldaten zugehe, wird weitergefeuert. Von seitlich hinter uns kommend, waren die Soldaten plötzlich auf der Bildfläche erschienen. Vor ihnen war die Menge zurückgewichen, wir aber hatten sie nicht sehen können.

Irgendwer hatte die Garnison alarmiert In ihren weißen Hausanzügen hatten sie sich auf die Pferde geschwungen und waren zu unserem Landungsplatz geprescht, wo sie eintrafen, als wir gerade Gas gaben. Nun durften sie annehmen, daß wir vor ihnen flüchten wollten, darum feuerten sie.

Unverständlich aber blieb es, daß sie mit dem Schießen nicht aufhörten als drei unbewaffnete Männer mit erhobenen Händen vor ihnen standen, denn Untucht und Kirchhoff waren mir gefolgt. Selbst als uns ein Teil der Soldaten umringte, verstummte das Feuer nicht, und es ist ein Wunder, daß keiner von ihnen und auch niemand von uns verletzt wurde.

Jetzt waren wir regelrecht umzingelt, und die Burschen trafen Anstalten, mich zu binden. Aber ich brüllte sie mit meiner besten Kommandostimme an und erreichte, daß sie davon abließen und mich zu ihrem Offizier brachten.

Trotzdem ich diesem bedeutete, daß ich ihm auch ohne Fesselung folgen würde, und ihm klar machte, daß es unwürdig sei, uns zu binden, ließ uns dieser Offizier, den wir nie wiedersahen, obwohl wir seine Vorgesetzten gern auf sein skandalöses Vorgehen aufmerksam gemacht und seine Bestrafung verlangt hätten, durch sechs Soldaten die Arme mit so brutaler Rücksichtslosigkeit auf den Rücken schnüren, daß wir noch lange unter den Folgen der Strangulierung zu leiden hatten.

Schon bei diesem Geschäft fand meine Armband-Stoppuhr einen Liebhaber, der sich, ohne durch die Anwesenheit seiner Kameraden beirrt zu werden, auch prompt damit bediente. Nur meiner nicht ganz unbeträchtlichen Stimmstärke, die ich mit aller Kraft zum Einsatz brachte, habe ich es zu danken, daß wir nicht gleich an Ort und Stelle vollständig ausgeraubt wurden.

Ein Glück nur, daß unser freundlicher bärtiger Polizeiwachtmeister auf der Bildfläche erschien und mit seinem starken Arm eine weitere Ausplünderung verhinderte. Wir wurden jetzt gebunden auf die kleinen, kräftigen Mongolenpferde gesetzt. Hinter jeden schwang sich noch ein Soldat auf den Gaul. Und wiederum hatte ich Glück, denn die Zügel meines Pferdes ergriff der Wachtmeister, um mich so nach Lob Basar, dem nächsten Ort, zu begleiten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Geheimnis des „Schreitenden Apollon"

Roman von Edmund Finke

(4. Fortsetzung)

Bisheriger Inhalt:

Joan Laroche, seit kurzer Zeit bei der „Globe" Versicherungsgesellschaft als Sekretärin angestellt, bekommt von ihrem Direktor, Mr. Trickle, eine Eintrittskarte für eine Zauberkünstlervorstellung in einem Vergnügungspark aufgedrängt. Sie wählt als männlichen Schutz Jim Monkwell, der auch bei der „Globe" angestellt war, von dem Geschäftsgebaren der „Globe" aber nicht viel hält und seine Stellung inzwischen gewechselt hat. Jim verabredet, Joan nach der Vorstellung am Ausgang des Zaubertheaters zu erwarten. Der Zauberkünstler Philibert bittet Joan zu sich auf die Bühne, um sie hinter einer durchsichtigen Scheibe verschwinden zu lassen. Joan verschwindet tatsächlich, das Theater leert sich, und die Zuschauer sind der irrtümlichen Meinung, es habe sich bei dem Mädchen um eine bezahlte Gehilfin des Zauberers gehandelt. Jim erwartet Joan nach der Vorstellung vergebens, er eilt von Bude zu Bude, dann wird es dunkel um ihn her. Seine Zimmervermieterin findet am nächsten Morgen ein leeres Bett und erstattet Abgängigkeitsanzeige. Im Falle Joan kommt es zu keiner ähnlichen Anzeige, weil die Pensionswirtin telephonisch Nachricht erhielt, Joan sei erkrankt und in ein Hospital übergeführt worden. Mr. Trickle überträgt seinem Vertreter die Geschäfte und verreist für 14 Tage. Einen Tag nach ihrem merkwürdigen Erlebnis erwacht Joan in einem Sanatorium für Geisteskranke; man nennt sie Frau Trickle, und sie vermutet, daß ihr Direktor mit ihrer jetzigen Lage und mit dem, was ihr in der Zaubervorstellung passiert ist, im Zusammenhang steht. Von den Ereignissen des Vorabends ist ihr nur noch erinnerlich, daß sie auf einem Korbsessel auf der Bühne gesessen hatte und unmittelbar danach dann in einen Schacht gesunken war; dann umfing sie tiefe Ohnmacht. Dr. Trickle betritt das Sanatorium. Ihm ist unbehaglich. Er war, ohne es zu wollen, durch seine Stellung bei der „Globe" in die Machtsphäre eines Mannes hineingeraten, den er nicht einmal kannte, der aber ganz bestimmt ein Verbrecher war. Er bezahlt dem Sanatoriumsinhaber einen unverschämten Preis für den zweitägigen Aufenthalt seiner „Frau" und versucht, Joan, die er mitnehmen will, zu erklären, warum er sie hierher gebracht habe. Der Zauberkünstler habe ihn angerufen, und er habe sie dort ohnmächtig vorgefunden und hier untergebracht. Trickle lädt Joan ein, zu ihrer Erholung mit in sein Landhaus zu kommen; Joan will nicht, entschließt sich aber dann doch dazu. Im Landhaus wirtschaftet eine alte Haushälterin. Abends, als Trickle und Joan allein sind, eröffnet ihr Trickle, daß er, ohne es zu wollen, das Werkzeug eines Mannes geworden sei, der die gesamte „Globe" von außen her dirigiere. Er sei das jetzt leid. Zu einem Verbrechen lasse er sich nicht zwingen. Er habe die Befürchtung, es ginge um ihr Leben. Er mache aber so etwas nicht mit. „Ich werde Sie retten", sagte Trickle, indem er einen Whisky nach dem andern trinkt. „Morgen gehe ich nach Scotland Yard und werde alles enthüllen." Joan schloß aus diesen Reden, daß Trickle sie im Auftrag eines Unbekannten hierher gebracht habe, daß er wahrscheinlich selbst in Gefahr sei, wenn er die Weisungen dieses anderen nicht befolgen würde. Sie ahnte Furchtbares, und als sie sich am nächsten Morgen erhob, war sie fest entschlossen, selbst die Polizei zu verständigen, falls Trickle sich die Sache selbst überlegt haben sollte. Während dieser Unterredung in dem Landhaus in Skegneß unterhielt man sich in London über das Verschwinden der hübschen Joan. Besonders lebhaft diskutierte man darüber in jener Pension, wo Joan gewohnt hatte. Hier wohnten auch Mr. Pollard, ein kleines Männchen um die Fünfzig herum, der den Vater Joans gekannt hatte und sie als seinen Schützling ausgab, ferner Mr. Patchull, Buchhalter bei der „Globe", und Mr. Yelverston, ein freier Schriftsteller und Journalist. Yelverston, dem Joan nicht gleichgültig war, wußte, daß das Mädchen mit Jim Monkwell den Vergnügungspark besucht hatte. Durch einen Radioaufruf hatte er erfahren, daß nun auch Mr. Monkwell als abgängig gemeldet wurde. Als er nun weiter hörte, daß Direktor Trickle der Pensionsinhaberin telephoniert habe, Joan sei in ein Hospital übergeführt worden, beschloß er, die „Globe" aufzusuchen. Er ließ sich bei Patchull melden, der gerade einen Brief hastig beiseitelegte. Mr. Trickle, so wurde ihm gesagt, sei verreist. Yelverston gelang es durch eine List, festzustellen, daß der Brief den Poststempel Skegneß trug, und da er zwischen diesem Brief, der Abwesenheit Trickles und dem Verschwinden Joans einen Zusammenhang vermutete, beschloß er, mit seinem Wagen nach Skegneß zu fahren. Hier stellte er mühelos fest, daß ein Herr aus London und seine Sekretärin ein Landhaus bezogen hatten. Auf dem Weg zu diesem Hause kam ihm plötzlich Joan entgegengelaufen, die ihm aufgeregt erzählte, Trickle sei nach dem Genuß einer Tasse Tee von furchtbaren Erstickungsanfällen geplagt und dem Tode nahe. Sie selbst habe den Tee bereitet und sich zuerst eingeschenkt, weil sie keinen dunklen Tee mochte. „Ich mag ihn nicht so hell", hatte Trickle gesagt, „ich werde ihn mir selbst eingießen." Dann habe er getrunken, und nach einigen Minuten sei ein furchtbarer Schweißausbruch erfolgt. Das alles wäre so unheimlich gewesen, daß sie fortgelaufen sei, um einen Arzt zu holen; auf diesem Wege befände sie sich jetzt. Yelverston, davon überzeugt, daß Trickle vergiftet worden ist, empfiehlt Joan, sofort mit nach London zu fahren und die Ereignisse Scotland Yard zu melden. Hier war vor kurzem ein Kunstschwindel aufgedeckt worden. Eine Figur, einen schreitenden Apollon darstellend, war einem bekannten Kunsthändler von einer Dame, die sich de Graff nannte, als antikes Werk verkauft worden und hatte sich als Fälschung herausgestellt. Während Inspektor Borden mit seinem Kollegen Paine sich über diesen Fall unterhält und den schreitenden Apollon, den der betrogene Kunsthändler hierhergebracht hat, betrachtet, wird ihnen der Besuch Yelverstons und Joans gemeldet. Als Joan in das Zimmer des Inspektors eintritt und die Bronzefigur sieht, fällt sie mit einem lauten Aufschrei ohnmächtig zu Boden. Während man sie auf ein Sofa bettet, erzählt Yelverston den beiden Beamten seine Erlebnisse der letzten Tage und wie er Joan aufgefunden hat. Inspektor Paine geht inzwischen ins Nebenzimmer zu der ohnmächtigen Joan und versucht als erfahrener Kriminalist, der einen Zusammenhang zwischen der Figur und dem Mädchen wittert, einen bekannten Trick: er rüttelt Joan mit den Worten wach: „Wachen Sie auf, Miß de Graff". Joan schlug die Augen auf und flüstert: „Ja!" Noch ein zweites Mal reagiert sie auf die Anrede „Miß de Graff", woraus Paine bestimmte Schlüsse zieht. Kurz nach diesem Zwischenfall fahren die Beamten von Scotland Yard zusammen mit Joan und Yelverston zu dem Landhaus nach Skegneß. Die Grafschaftspolizei hegt nach der Tatbestandsaufnahme den Verdacht, Joan und Yelverston hätten Trickle vergiftet, Inspektor Paine dagegen teilt diesen Verdacht nicht, weil er sich Fragen vorlegt: Wo ist Monkwell? Was wollte Trickle von Joan? Wer ist Patschull? Wo entspringen die treibenden Quellen dieses Falles?, die der Sache ein ganz anderes Gesicht geben.

Colonel Brooks knurrte böse. „Sie scheinen einer dieser gelehrten jungen Leute zu sein, die England zu einem Verbrecherparadiese machen wollen."

Hier legte sich Inspektor Borden ins Mittel. „Lassen Sie Paine nach seinen Methoden arbeiten, Colonel. Ich versichere ihnen, daß der Junge einen besseren Riecher hat als jeder einzelne der Großen Vier. Nur wissen dürfen sie es nicht, sonst loben sie ihn auf einen Schreiberposten hinauf, und ich sehe ihn nicht wieder."

Colonel Brooks lachte dröhnend. Derlei erbgesessene Kapazitäten, die sich den unbequemen jungen Nachwuchs von den Fersen weg in den Himmel lobten, wo sie unschädlich hinter prächtigen Mahagonischreibtischen ihre Begabungen verschließen, die kannte er.

Paine ließ Joan Platz nehmen und ersuchte sie, alle Begebnisse und Vorfälle der vergangenen Woche in einen zusammenhängenden Bericht zu bringen, und zwar von dem Augenblick an, in dem sie am 30. Mai ihr Heim in der Draycott Avenue verlassen hatte, um nach Hampstead Heath zu fahren.

Gleich nachdem Joan begonnen hatte, unterbrach sie Paine: „Die Karte für Philiberts Zaubertheater haben Sie von Mr. Trickle erhalten?"

„Ja, er drängte sie mir geradezu auf, erzählte mir verschiedene Tricks, und sagte, ich würde mich dort prächtig unterhalten."

„Wußte er, daß Mr. Monkwell Sie manchmal auf Ihren Spaziergängen begleitete?"

„Möglich. Er wußte jedenfalls, daß Monkwell sich meiner angenommen hat, als er noch Beamter der ‚Globe' war. Monkwell hatte damals schon gekündigt und trat einige Zeit später zur Victoria-Rückversicherungs-Gesellschaft über."

„Gewannen Sie den Eindruck, daß Monkwell über Unzukömmlichkeiten, sagen wir besser, Unregelmäßigkeiten bei der ‚Globe' Bescheid wußte?"


3758
N° 4711. Das Fest-Geschenk
Je nach Wahl 1.40 bis 3.20
1.25 bis 3.60
8.50
6.75
4.70 7.80
3.75 6.– 9.–
N° 4711. Echt Kölnisch Wasser
1.40 bis 4.–
–.80 1.20
PARFUM · EAU DE COLOGNE
CREME · PUDER · SEIFE
HAARWASSER · BRILLANTINE
Je nach Inhalt 1.45 bis 18.–
1.60 3.20
N° 4711. Tosca
PARFUM
EAU DE COLOGNE
SEIFE
1.50 bis 3.25
2.– 3.50
1.–
1.50
N° 4711. Rheingold
–.90 1.40 2.25
N° 4711.
ALT RHEINISCH LAVENDEL SEIFE
2.50 bis 18.–
–.90
N° 4711. Alt Rheinisch Lavendel
EAU DE COLOGNE
PARFUM
SEIFE
1.– bis 11.–
3.50 5.50
2.90
N° 4711. Troïka

„Ja. Er wollte, daß auch ich den Posten kündigen solle, bevor der Skandal aufflöge. Als Privatsekretärin Trickles würde auch ich vor Gericht Rede und Antwort stehen müssen."

„Sind Ihnen selbst Inkorrektheiten untergekommen? Haben Sie Ihren Chef für einen Gentleman gehalten oder nicht?"

„Ich hielt ihn für einen gerissenen Geschäftsmann. Inkorrektheiten habe ich keine feststellen können. Aber, wenn ich einen ganz persönlichen Eindruck offen aussprechen darf, so möchte ich sagen, Mr. Trickle war trotz seiner Gerissenheit schwach und anscheinend sehr leicht zu beeinflussen. Ich glaube, er fürchtete sich vor . . . irgend etwas, vor irgendwem . . . leider konnte ich das nicht genau feststellen. Er konnte direkt von außen angerufen werden, ohne daß das betreffende Gespräch über die Hauszentrale geschaltet werden mußte, und manchmal schickte er mich hinaus, wenn von außen angerufen wurde."

„Fiel er Ihnen persönlich lästig? Verfolgte er Sie mit Anträgen?"

„Nein. Er benahm sich eigentlich immer sehr anständig. Einmal ertappte ich ihn, wie er mich anstarrte. Der Ausdruck seines Gesichts war sonderbar. So . . . als ob er mich bemitleidete. Vorgestern abends machte er mir hier in diesem Zimmer einen Heiratsantrag. Aber er war nicht ganz nüchtern und ich habe seine Andeutungen nicht ernst genommen."

Paine sah nachdenklich drein. Er entnahm Joans Antworten, daß sie Trickle weder gehaßt noch geliebt hatte und daß er ihr ganz und gar gleichgültig gewesen war. Ihre ruhigen, vernünftigen Antworten beeinflußten anscheinend auch Colonel Brooks, in dessen Zügen sich ein komischer Kampf zwischen Bärbeißigkeit und Wohlwollen abspielte. Nur Inspektor Bordens Gesicht blieb düster und undurchdringlich. Er war in seiner langen Dienstzeit schon so oft von Lieblichkeit und angenehm klingenden Stimmen getäuscht worden, daß er weiblichen Reizen ebenso unzugänglich blieb wie ein Klotz. Von Psychologie hielt er nicht viel, und eine seiner Sentenzen war, daß der Mensch den Mund nur öffne, um zu lügen. Paine stellte jetzt eine Frage, die Joan sichtlich unangenehm berührte.

„Sie sind früher mit den Behörden nie in Konflikt geraten? Nein. Ich habe nichts anderes erwartet. Erzählen Sie uns, bitte, etwas über Ihre Vergangenheit . . . ich meine: die früheren Jahre Ihres Lebens. Selbstverständlich kann ich Sie nicht dazu zwingen. Sie können einen Anwalt haben, wenn Sie wollen. Immerhin . . . vielleicht finden sich irgendwelche Anhaltspunkte, die uns nützlich sein könnten."

Joans offene Züge verdunkelten sich jäh und wurden traurig und verschlossen. „Ich bin Waise Meine Mutter starb bei meiner Geburt, mein Vater, als ich 17 Jahre alt war. Er ist Künstler gewesen und hinterließ mir nur gerade soviel, um mich ein paar Jahre über Wasser halten zu können. Ich lernte stenographieren und maschinenschreiben. Damit habe ich mich seither fortgebracht. Voriges Jahr verlor ich meine Stellung bei Lardy, der in der Coleman Street ein kleines Bankbüro betrieb. Er machte Pleite und ich lag auf der Straße. Ein alter Freund meines Vaters brachte mich in der Pension Juniser unter und ersuchte Mr. Patchull, der gleichfalls dort wohnt, sich für mich bei der ‚Globe' zu verwenden. Das Weitere wissen Sie."

„Danke, Miß Laroche. Setzen Sie jetzt fort und entschuldigen Sie, bitte, wenn ich Sie je nach Notwendigkeit unterbreche. Der Laie weiß niemals zu unterscheiden, was an einem Erlebnis bedeutungsvoll und was andererseits belanglos ist."

Joan Laroche bemühte sich, leidenschaftslos und sachlich zu erzählen. Aber ihre Stimme zitterte sehr merklich, als sie von ihrem Erwachen im Sanatorium des Dr. Knavish erzählte; sie vermochte nur die ungefähre Lage des Hauses anzugeben, sonst nichts. „Ich war völlig benommen und konnte mich an die Ereignisse in Hampstead Heath nur wie an einen bösen Traum erinnern. Ich wußte, daß ich von der Bühne des Zauberers in einen undurchdringlich finsteren Raum gefallen war und dort einen fürchterlichen Schrecken erlebt hatte. Aber wie dieser Schreck beschaffen war, was ihn veranlaßte, konnte und kann ich nicht mehr sagen. Ich bemühe mich seit Tagen, die Erinnerung daran wachzurufen, habe jedoch alles, was dort geschehen ist, restlos vergessen."

Paine wandte sich an Dr. Crew. „Amnesie, Gedächtnisschwund infolge eines jähen Schocks. Eine ganz natürliche Erscheinung."

„Und Sie wissen auch nichts über das Haus zu erzählen, in dem Sie sich befanden, als Sie erwachten?"

„Mir machte es den Eindruck eines diskreten Sanatoriumsbetriebes. Das Haus lag mitten im Grünen nahe an der Themse, irgendwo in Fulham"

Borden betraute mit der Ausforschung dieser Details Inspektor Donovan, von dem man sicher sein konnte, daß er in London jeden Knopf ausfindig machte, wenn nur irgendein ganz schwacher, vager Anhaltspunkt vorhanden war.

Joan setzte fort, und es war klar, daß sich Paine angelegentlich darnach erkundigte, warum sie nach ihrem Erwachen nicht sofort Lärm geschlagen und schließlich, trotz Angst und Mißtrauen, Trickle nach Skegneß begleitet hatte.

„Ich bildete mir ein, daß ich in einem Privatirrenhause festgehalten und daß ich meine Lage nur verschlimmern würde, wenn ich tobte. Ich bin überzeugt, daß meine Wünsche oder mein energisch gestelltes Verlangen nach Freiheit mit Schweigen übergangen worden wären, ja, ich glaube, daß man einen Zornausbruch meinerseits geradezu erwartete, um mich mit gutem Gewissen für irrsinnig erklären zu können. Die Schwester — sie hieß Orb und die Nachtschwester Hardy — lauerte immer um mich herum und beobachtete jede meiner Bewegungen. Nein, ich war eine Gefangene und konnte nichts tun, als ruhig abzuwarten, was da kommen sollte."

Dr. Crew nickte. „Sehr vernünftig, Miß Laroche. Sie hätten wahrscheinlich die Zwangsjacke zu kosten bekommen, wenn Sie sich gerührt hätten."

Paine setzte das Verhör fort. „Gut. Trickle holte Sie Montagvormittag ab. Warum sind Sie mit ihm hierhergefahren?"

Joan errötete jäh. „Ich weiß es eigentlich selbst nicht, warum ich mich nicht strikte geweigert habe. Mein Wille war wie erloschen. Ich glaube, jedermann hätte mit mir anfangen können, was er wollte. Wenigstens soweit es äußere Dinge anbetraf. Ich war matt, müde und schläfrig zum Umfallen. Auch hätte mich Trickle wahrscheinlich im Sanatorium sitzengelassen, wenn ich nicht mit ihm gefahren wäre. Andererseits war ich aber doch auch neugierig, was das alles zu bedeuten hatte. Ich hoffte, die Vorgänge, deren Sinn und Zweck ergründen zu können, wenn ich mich nachgiebig zeigte. Wenn ich nur einmal aus dem Hause draußen war, würde sich schon irgendeine passende Gelegenheit finden, davonzulaufen."

„Und warum sind Sie nicht davongelaufen, als Sie nach Skegneß kamen?"

„Mr. Trickle machte nicht den Eindruck, als ob er es schlecht mit mir meinte. Die Luft hier tat mir gut, Mrs. Stone, die Haushälterin, war sehr freundlich, und ich sah, daß ich von Trickle nichts zu befürchten hatte. Aufrichtig gesagt, war ich neugierig wie ein Kind und freute mich der unverhofften Urlaubstage."

„Und was geschah dann?"

„Die ersten drei Tage geschah gar nichts. Wir arbeiteten alte Rückstände aus der ‚Globe' auf, die ich schon viele Wochen vorher auf Mr Trickles Schreibtisch in London liegen gesehen hatte. Donnerstag früh erhielt er einen Brief, der, soviel ich sah, nur eine einzige Zeile enthielt, und daraufhin wurde er schrecklich unruhig. Wie Ihnen Mrs. Stone bestätigen wird, wehte in den letzten Tagen hier oben trotz des strahlenden Frühlingswetters ein sehr kühler Nordost. Mr. Trickle hatte den Ofen anheizen lassen, denn hier im Zimmer war es eigentlich kälter als draußen, kurz, er steckte den Brief sofort ins Feuer. Gleich darnach lief er weg, kam aber zu Mittag nach Hause. Nach dem Essen schloß er sich in sein Zimmer ein und muß den ganzen Nachmittag getrunken haben, denn als er um sechs Uhr zum Dinner erschien, war er zweifellos beschwipst und redete allerhand Unsinn: von einer geheimnisvollen Stimme, und daß es am gescheitesten wäre, wenn ich ihn heiraten würde. Ich habe seine Worte, wie schon gesagt, nicht ernst genommen. Er tat mir leid, denn er befand sich anscheinend in einer Art von Schreckdelirium . . ."

„Sie haben sich seine Worte nicht genau eingeprägt, Miß Laroche?" fragte Paine ernst.

„Nein. Derlei Faseleien . . ."

„Ich glaube kaum, daß es Faseleien gewesen sind. Er dürfte vor Angst und Schrecken halb toll gewesen sein, und er tat das Unvernünftigste, was ein Mann in einem solchen Falle tun kann — er trank. Warum haben Sie ihn nicht veranlaßt, sofort mit Ihnen nach London zurückzukehren?"

„Wir hätten uns an einem Chausseebaum oder im Straßengraben erschlagen. Er war unfähig, ein Auto zu lenken. Und er wollte ohnedies am nächsten Morgen heimkehren."

„Sie erwähnten, daß er von einer geheimnisvollen Stimme sprach. Was meinen Sie damit?"

„Die Stimme des Teufels."

„Was?"

„Als ich ihn fragte, was das für eine Stimme sei, vor der er sich ängstigte, antwortete er ausdrücklich: die Stimme des Teufels. Ich erzählte Ihnen früher, daß er mich manchmal aus dem Direktionszimmer schickte, wenn er von auswärts angerufen wurde."

„Gut. Inspektor Donovan, vergessen Sie nicht, sofort nach unserer Rückkehr die Telephonistin der ‚Globe' ins Gebet zu nehmen. So, Miß Laroche, jetzt berichten Sie genau, was sich unmittelbar vor Trickles Tod ereignete."

„Ich war um sieben Uhr aufgestanden, denn die Morgenstunden hier draußen sind unbeschreiblich schön. Mrs. Stone war schon wach und eben im Begriffe, in den Ort hinunterzugehen, denn ihr Mann war tags zuvor ins Spital geschafft worden und sie hatte sowohl für ihn als auch für sich und den Haushalt Verschiedenes zu besorgen. Sie sagte mir noch, daß das Frühstücksgeschirr bereitstehe und daß ich nur den Kontakt anzustecken brauche, um auf der elektrischen Heizplatte das Wasser für den Tee aufzukochen."

Paine nickte. Mrs. Stone hatte konform ausgesagt. Joan setzte fort. „Als ich die Diele betrat, war Mr. Trickle schon auf, und noch bevor ich ihn fragen konnte, ob er bei seinem gestrigen Entschluß bliebe, nach London zurückzukehren, bat er mich, Mrs. Stone mit dem Frühstück hereinzurufen. Als ich ihm mitteilte, daß die Frau kaum vor Mittag heimkehren werde, äußerte er mißmutig, daß ihm das gleichgültig sei: ‚Die Miete ist im voraus beglichen. Das Kostgeld gleichfalls. Vielleicht komme ich allein hierher zurück. Das weiß ich jetzt noch nicht genau. Aber ich bringe Sie heute nach London und dort können Sie machen, was Sie wollen. Jetzt, im Augenblick, möchte ich nichts anderes als Tee trinken. Der Whisky war schlecht, und meine Kehle brennt wie Feuer.' — Ihm war nicht wohl zumute, das sah ein Blinder, und wahrscheinlich schämte er sich auch ein bißchen seines unbeherrschten Verhaltens am vergangenen Abend. Ich entnahm seinen Worten, daß er mich nicht nach Scotland Yard begleiten wollte, wie er es versprochen hatte . . ."

„Er hatte Ihnen versprochen, Sie in den Yard zu begleiten?"

„Ich habe es nicht von ihm verlangt. Er selbst ist am Abend vor seinem Tode auf diesen Gedanken gekommen. Anscheinend wollte er sich bei Ihnen, Mr. Paine, irgendeine schwere Last von der Seele wälzen. Er wollte mich, wie er ausdrücklich bemerkte, in Sicherheit bringen. Ich habe ihn nicht recht verstanden. Wem konnte irgend etwas an mir gelegen sein? Ich bin eine arme, kleine Büroangestellte . . . Ah, noch etwas, er nannte bei dieser Gelegenheit den Namen des Arztes, von dem er mich abgeholt hatte . . Dr. Navish oder Neavich . . . ach, wie schade, daß ich mir ihn nicht genau gemerkt habe." Donovan notierte eifrig die angegebenen Namen.

„Weiter, Miß Laroche! Sie bereiteten also das Frühstück?" Paine bemühte sich, keine Pause eintreten zu lassen. Je weniger Überlegungen eine Zeugenaussage enthält, desto richtiger ist sie.

„Ja. Ich setzte den Kochtopf auf die Heizplatte, wischte mit einem Geschirrtuch die Tassen rein und goß dann den Tee auf."

„Schildern Sie genau, auf welche Weise Sie das taten! Suchen Sie sich, bitte, auch der geringfügigsten Details zu erinnern. Jeder Handgriff, den Sie ausführten, ist unendlich wichtig für die Aufklärung dieses . . ." Paine sprach das letzte Wort nicht aus. Joan starrte ihn verwundert an, setzte aber sogleich unbefangen fort:

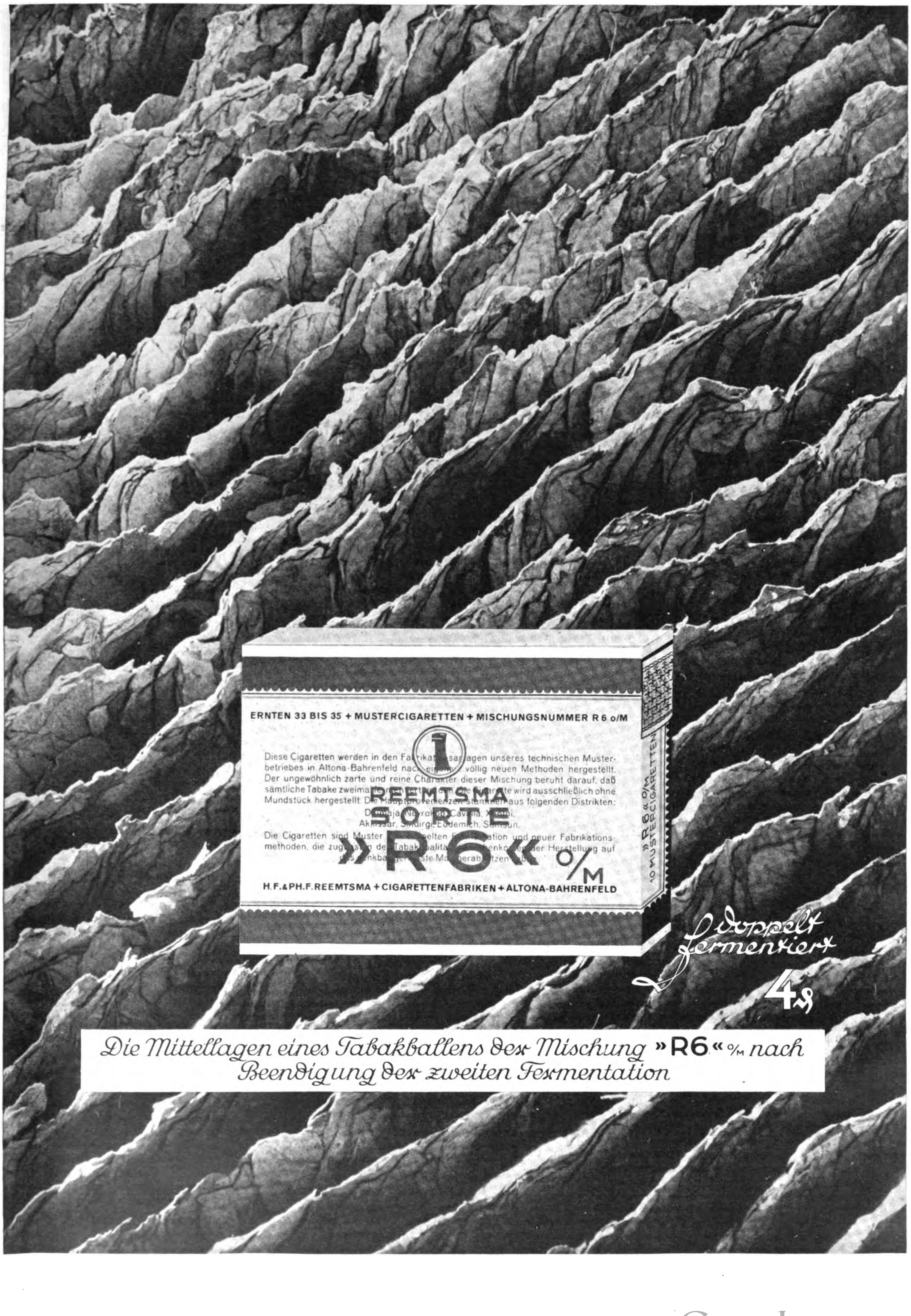
„Es war kein Tee-Ei vorhanden. Ich suchte zwar darnach, konnte aber keines finden. Ich erinnerte mich, daß auch an den vorangegangenen Tagen der Tee niemals geseiht war, sondern kleine Teeblätter darin herumschwammen."

„Kochte das Wasser, während Sie nach dem Tee-Ei suchten?"

Joan überlegte eine Weile. „Nein, ich glaube, ich zog den Kontakt aus der Steckdose. Als ich weder das Tee-Ei noch einen Seiher finden konnte, goß ich das heiße Wasser aus dem Aluminiumtopf in die irdene Teekanne, nahm eine Prise Tee aus der Teedose und streute sie in die Kanne."

„War die Kanne rein?"

„Gewiß. Als ich die Tassen auswischte, sah ich auch flüchtig in das Innere der Kanne Mrs Stone hatte sie blitzblank geputzt, und es war nicht notwendig nachzuwischen, da ja ohnedies der Deckel jedes Stäubchen fernhielt. Ich goß also den Tee auf und trug die Kanne samt


ERNTEN 33 BIS 35 + MUSTERCIGARETTEN + MISCHUNGSNUMMER R 6 o/M
REEMTSMA
SORTE
»R6« o/M
H.F.&PH.F. REEMTSMA + CIGARETTENFABRIKEN + ALTONA-BAHRENFELD
»R6« o/M 10 MUSTERCIGARETTEN
doppelt fermentiert
4 ₰
Die Mittellagen eines Tabakballens der Mischung »R6« o/M nach Beendigung der zweiten Fermentation

Tassen, Gebäck und einem Teller mit Butter und Schinken in die Diele. Dort goß ich mir selbst zuerst eine Tasse Tee ein und ärgerte mich noch darüber, daß die losen Teeblätter den Schnabel der Kanne verstopften. Wir, das heißt Mr. Trickle und ich, hatten schon früher Bemerkungen darüber ausgetauscht, daß hier nur eine ganz altmodische Kanne vorhanden war, wie man sie heutzutage nur mehr sehr selten in weltentlegenen Winkeln auf dem Lande findet."

„Sie schenkten sich also zuerst ein und füllten darnach die Tasse Mr. Trickles?"

„Mr. Trickle strich sich zuerst ein Butterbrot und schenkte sich sodann selbst ein. Ich erinnere mich noch, daß er sagte, der Tee würde inzwischen ein bißchen dunkler werden. Ich ziehe ganz lichten Tee vor."

Dr. Crew nickte. „Das hat Ihnen das Leben gerettet, Miß Laroche."

„Wie? Sie glauben . . . Nein, das ist doch nicht gut möglich. Ich habe genau den gleichen Tee getrunken wie Mr. Trickle."

„Regen Sie sich nicht auf, Miß Laroche. Erzählen Sie ruhig, was weiter geschah."

„Es vergingen nur wenige Minuten, während welcher wir schweigend aßen und tranken, als Mr Trickle sich unbehaglich zu fühlen begann. Sein Gesicht rötete sich, er legte das Brot weg und schob die Tasse von sich fort, begann zu keuchen und zog sein Taschentuch, um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen. Aber es wurde immer ärger, und dieser Schweißausbruch ist das Entsetzlichste gewesen, das ich je mitangesehen habe. Er wußte nicht, was er davon halten sollte; es war ihm unangenehm, so fürchterlich zu schwitzen. Er winkte mit der Hand, ich möge das Zimmer verlassen Ich lief um ein Handtuch, das ich anseuchtete, um es ihm auf die Stirn zu legen. Aber als ich zurückkam, lag er schon auf dem Boden, wälzte sich in Krämpfen und schien zu ersticken. Ich hatte den Eindruck, als starrte er mich haßerfüllt an, sein Röcheln . . . er brachte nur mehr das Wort: Sie . . . Sie . . . hervor. Es klang wie eine Anschuldigung. Ach, und ich war nicht mehr widerstandsfähig genug, um dieses Röcheln zu ertragen. Ich lief davon . es war wie eine Panik . . und ich dankte Gott, daß ich gleich darauf Mr. Yelverston traf, der . . . der mich nach Scotland Yard brachte."

„Mr. Yelverston überredete Sie dazu, Skegneß zu verlassen?" Joan sah ängstlich von einem zum andern Yelverston weilte während ihrer Einvernahme unter Aufsicht eines Konstablers vor dem Hause. Sie wußte nicht, was sie sagen sollte. „Mr. Yelverston meinte, Scotland Yard verstünde mehr von alldem als die Landpolizei."

Colonel Brooks lief purpurrot an wie ein Truthahn. „Da täuschen Sie sich groß, mein Kind. Sie hätten bei mir dasselbe Verständnis gefunden wie bei Mr. Paine. Oder haben Sie etwa gehört, daß wir hier oben Menschenfresser oder Inquisitoren sind?" Colonel Brooks hatte anscheinend schon vergessen, daß er der erste gewesen war, der für die sofortige Verhaftung Yelverstons und Joans eintrat. Paine entließ Joan. „Sie können draußen in der Sonne warten, bis wir Sie wieder brauchen, Miß Laroche. Smith, rufen Sie Yelverston herein!"

Yelverston wiederholte Wort für Wort seine Aussagen vom Vortag. Paine beschloß, ihn in London nochmals gesondert vorzunehmen, schickte ihn ins Nebenzimmer und ließ Mrs. Stone hereinrufen Sie gab in ihrer umständlichen, weitschweifigen und von empfindungsvollen Ausrufen unterbrochenen Art an, daß das Landhaus einer Bostoner Familie namens Troughton gehörte, die es infolge wirtschaftlicher Nöte vermietete. Sie und ihr Mann waren durch 25 Jahre im Dienste der Troughtons gestanden, bevor man ihnen die Verwaltung dieses Hauses anvertraut hatte. „Nie ist hier oben etwas vorgekommen. Alles ist ordentlich und in Ehren zugegangen. Wenn wir in den Zeitungen von einer Mordtat lasen, dankten wir Gott, daß wir in diesem stillen Winkel leben durften. Wer hätte je daran gedacht, daß sich hier etwas Derartiges ereignen könnte. Ein Mord! Aber ich sagte gleich am ersten Tage zu Tom, das ist mein Mann, der mit Gicht unten im Krankenhaus liegt, ich sagte, Tom, hier stimmt was nich' Sie haben unter dem Namen Boulestenn gemietet und nu heißen se ganz anders. Daß sich Mr. Trickle auf Mr. Boulestoн berief, machte die Sache nicht anders. Und dann sagte ich zu Tom: Beides sind ledige Leute, das kann nich gut enden, Tom, sagte ich. Außerdem is er nich respektabel und der Ruf des Hauses leidet darunter . . . wenn auch das Mädchen nett und freundlich war. Aber nett und freundlich sind sie ja schließlich alle, sonst fänden sie keinen Mann nich'. Der arme Herr, jetzt hat's ihn erwischt! Ich verstand auch gar nicht, daß er sich am letzten Tage sechs Flaschen Whisky von Dixon, das is der Kaufladen unten, kommen ließ . . . und wirklich, nich' zu glauben, trank er gleich zwei auf einmal aus."

„Hm, Mrs. Stone. Ihre Angaben sind nicht uninteressant, aber möchten Sie uns nicht sagen, ob Ihnen etwas Ungewöhnliches, Verdächtiges im Betragen der beiden Mieter aufgefallen ist. Oder strichen vielleicht Fremde hier ums Haus? Hörten Sie in der Nacht vom Donnerstag auf den Freitag Lärm hier im Haus?"

„Gut, daß Sie mich dran erinnern Mir war, als hinge der hölzerne Fensterladen vor dem Küchenfenster lose in den Angeln. Er schlug 'n paarmal im Winde an die Wand — tagsüber blies 'n ziemlich scharfer Nordost — aber ich hätt' schwören könn', daß ich 'n am Abend festgemacht hatte, und richtig war auch am Morgen der Riegel von innen vorgeschoben, wie es sich gehört; ich mußte mich also getäuscht haben. Fremde hab' ich hier oben nich' bemerkt, wenn Sie nich' den alten Doc meinen und den Krankenwagen, der meinen Alten ins Spital geschafft hat. Das war am Donnerstagvormittag, und sowohl Mr. Trickle als auch die junge Dame waren, jeder für sich allein, spazierengegangen Wenigstens sah es so aus, denn sie verließ das Haus mindestens um eine halbe Stunde später als er. Ob sie sich draußen in der Heide getroffen haben, darüber kann ich Ihn' leider keine Auskunft geben."

„Wie verhielt es sich mit dem Teegeschirr für Freitag früh?"

„Ich richtete alles her. Wir haben Kraftstrom im Haus, und das Fräulein brauchte bloß die elektrische Heizplatte einzuschalten. Nämlich, weil Tom ins Spital aufgenommen war, mußt' ich noch die Dokumente beibringen und außerdem waren verschiedene Besorgungen zu machen Aber selbstverständlich hab' ich alles vorbereitet, Brot, Butter, Schinken, Eier. Sie brauchte nur mal anzufassen Dazu sind wir Frauen ja auf der Welt, um die Herren der Schöpfung zu bedienen"

Inspektor Borden knurrte bedenklich, während sich Colonel Brooks einem heftigen Heiterkeitsausbruch überließ. Paine lächelte kaum merklich. Ihm gefiel an dieser Sache — vom Standpunkt des Kriminalisten — vieles, oder eigentlich alles, ganz und gar nicht Die Welt dieses Falles, die Atmosphäre, das Wesentliche daran, lag in einer Finsternis, die zu dem heiteren, sonnigen Frühlingstag draußen über dem Meere und über der Heide, über Skegneß und dem The Wash, in einem starken, schroffen Kontrast stand, daß alles, was sich hier begab und besprochen wurde, unwirklich und phantastisch wirkte. Ihm war, als stünde er im Dunkeln vor tausend Teilen eines zerlegten Puzzle-Spieles und sollte nun ein schwieriges Gemälde zusammensetzen, das Bildnis des „Schreitenden Apollon", dessen bronzenes Original zum Verdruß des betreffenden Referenten auf Bordens Schreibtisch hinter der verschlossenen Tür des Dienstzimmers 113 stehengeblieben war. Eine seltsame Ideenassoziation! Was hatte der tote Mann hier im Nebenzimmer mit der edlen, unsterblichen Gestalt des „Schreitenden Apollon" zu tun? Paines heiteres, offenes Gesicht zeigte einen Zug von Müdigkeit und Melancholie wie immer, wen sein Beruf ihn zwang, Türen aufzureißen und Dinge zu offenbaren, in deren Schatten das Böse webte, still, kalt, beharrlich, wie eine jener großen erotischen Spinnen, die im Dunkeln auf ihr unschuldiges Opfer lauern. — Die alte Frau vor ihm mit ihren lächerlichen Aussagen, die sie überaus wichtig nahm, stand so sichtlich an der äußersten Peripherie des Falles, daß es ihm plötzlich um die Zeit leid tat, die er an ihr Verhör verschwendete, denn wenn sie auch sah, so war sie doch blind, wie übrigens die Mehrzahl aller andern Menschen auch, die nur einen Bruchteil ihrer sinnlichen Anschauungen zu wirklichen Wahrnehmungen verarbeiten und das Gegenständliche des Lebens an sich vorbeiziehen lassen, ohne einer Einzelheit Deutung und Dauer verleihen zu können.

„Sie haben das Teegeschirr am Abend vorher ausgewaschen?"

„Ausgespült, Sir, nicht ausgewaschen"

„Als Sie am Freitagmorgen das Haus verließen, stand es da unverändert auf dem Küchentisch, wo Sie es für Miß Laroche hergerichtet hatten? War vielleicht die Anordnung der Tassen über Nacht verschoben worden? Haben Sie sonst etwas bemerkt?"

„Nein. Ich legte bloß die Speisen auf den Teller, dann ging ich. Ich hörte, daß Miß Joan schon wach war, und dachte mir, daß sie ohnedies bald in die Küche kommen würde, wie sie es an jedem Morgen tat. Sie war immer sehr freundlich zu mir und fragte mich, ob sie mir behilflich sein könnte. Aber in der Küche, wissen Sie, bin ich lieber allein. Viele Köche verderben den Brei. Und ich lasse mir nicht gern etwas dreinreden."

Paine entließ Mrs. Stone. Borden beorderte einen Beamten nach Boston, um die Angaben der Frau hinsichtlich der Troughtons zu überprüfen. „Das Haus wurde von den Troughtons an einen gewissen Boulesteyn vermietet. Fragen Sie nach, wie dieses Geschäft vor sich gegangen ist. Wahrscheinlich werden Sie dort nicht viel erfahren und an den Londoner Agenten verwiesen werden, der das Haus direkt an Trickle vermietete. Es würde mich nicht wundern, wenn sich Trickle diesem Agenten gegenüber Boulesteyn genannt hätte. Offenbar unterließ er es dann aus irgendeinem Grunde, Miß Laroche zu belehren, daß er hier in Skegneß Boulesteyn genannt werden wollte. Kurz, Sie werden nicht viel erfahren, Sergeant, aber es ist notwendig, genau festzustellen, ob nicht jemand anderer — der Mörder, die Mörderin — die Hand dabei im Spiel gehabt hat. Vielleicht gibt es einen Scheck oder sonst etwas Schriftliches, das nützlich sein kann. Morgen um elf im Yard, Sergeant! Bis dahin können Sie auch den Londoner Agenten aufgesucht haben."

Hernach überreichte Dr. Crew seinen schriftlich ausgefertigten Befund. Trickle war mit einer starken Pilocarpinlösung, einem Alkaloid der Folia Jaborandi, vergiftet worden, die ihm im Frühstückstee beigebracht worden war. Dieses Gift bewirkt fürchterliche Schweißausbrüche und Speichelfluß, was bei entsprechend starken Mengen zu plötzlichen Gewichtsverlusten von drei bis vier Kilogramm führt. Der Tod war in diesem Falle durch Kollaps bei gleichzeitiger Entwidlung eines Lungenödems, also durch Erstickung und Herzschlag erfolgt. Trickle war, wie Dr. Crew zynisch hinzufügte, auf fester Erde im eigenen Schweiß ersoffen. Paine staunte wie immer über die gänzliche Fühllosigkeit Dr Crews in allen beruflichen Belangen, während er persönlich ein zarter, liebenswürdiger Mensch war, der als einer der besten Kenner der englischen Lyrik des 19. Jahrhunderts galt und in schöngeistigen Zeitschriften lange Abhandlungen über die Sonette der Elizabeth Barrett-Browning und die transzendente Erotik Swinburnes schrieb, dessen dreißigjährige Gefangenschaft in Freundeshänden, die den Dichter vor sich selbst bewahrte. Dr. Crew für ein Verbrechen an der englischen Dichtkunst erklärte. „Er konnte ohne Wein und weibliche Wonnen nicht dichten; ist es erlaubt, Dichter wie Swinburne um einer künstlerisch unfruchtbaren bürgerlichen Moral willen kaltzustellen?" Dieser Satz in der „Quarterly Review" hatte ihm eine scharfe Rüge Sir Matthews, des Chefs des Yards, eingetragen, worauf Dr. Crew seinen Dienst mit noch heftigeren Zynismen und Herzlosigkeiten würzte, als man bisher gemeiniglich von ihm gewöhnt gewesen war.

„Pilocarpin?" fragte Paine, „ist das nicht sehr schwierig zu beschaffen? Oder kann es jeder Laie selbst herstellen?"

„Vielleicht aus einem Sud von Jaborandiblättern. Das Zeug wird als schweißtreibender Tee verkauft; aber meines Wissens nur gegen ärztliche Verschreibung Ich glaube kaum, daß man es selbst herstellen kann."

„Smith wird sich die Apotheker und Drogenhändler vornehmen", befahl Borden.

Die Spurennachweise bestätigten im großen ganzen die Aussagen der Zeugen. Die Reste der Flüssigkeit in der Teekanne und in jener Tasse, aus der Trickle getrunken hatte, enthielten — abgesehen vom aufgegossenen Tee — unzweifelhaft Pilocarpin, wie Dr. Crew im Laufe des Vormittags unten im Ort durch das Entgegenkommen des Apothekers sofort hatte feststellen können Der Mageninhalt wurde in alkalischer Lösung mit Benzin ausgeschüttelt. Der Extrakt nahm nach Beifügung von Schwefelsäure und Kaliumbichromat sofort die charakteristische intensive Grünfärbung an, die entsteht, wenn eine Pilocarpinvergiftung vorliegt! Der Teerest in Joans Tasse war seltsamerweise giftfrei. Daß sie aus dieser Tasse getrunken hatte, war durch schwache Spuren von Lippenrot festzustellen, das, wie eine spätere Analyse ergab, nach Beschaffenheit und Farbe einwandfrei mit dem von ihr gebrauchten Rot übereinstimmte.

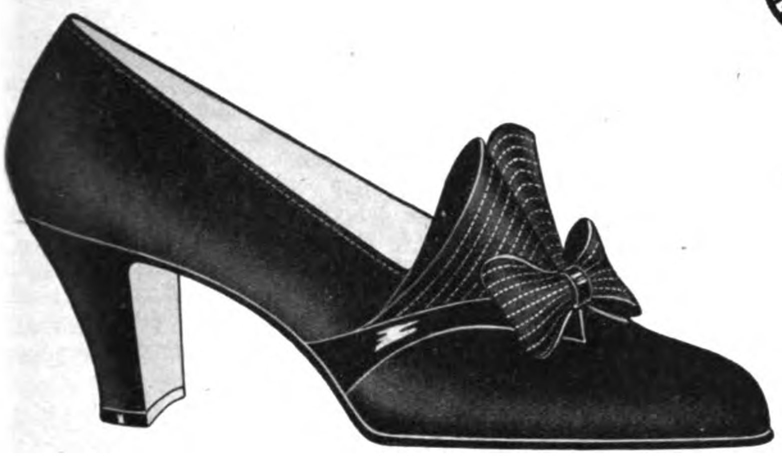
Die Beratung zwischen Inspektor Borden, Colonel Brooks und Harry Lotton Paine verlief einigermaßen stürmisch Borden war noch immer unbedingt dafür, Joan und womöglich auch Yelverston unverzüglich in Haft zu nehmen Brooks stimmte gegen Yelverston und bezeichnete Joan als ein Opfer „dieses Burschen", während Paine einen haltbaren psychologischen Beweis für die Unschuld der beiden jungen Leute vortrug

„Mr. Yelverston wird von einigen großen Zeitungen als Sonderberichterstatter für große, sensationelle Kriminalfälle beschäftigt Er ist alt und vernünftig genug um zu wissen, daß ein Apparat wie der Scotland Yards so unaufhaltsam und präzise arbeitet, daß jeder Schwindel binnen weniger Stunden auffliegt und Verdunke-

Neue Schuhe

FÜR DEN WINTER

MARKE SALAMANDER



Blau Wildleder mit Lack

MODELL SALAMANDER



Blau Wildleder

MODELL SALAMANDER



Schwarz Wildleder

MODELL SALAMANDER



Braun Wildleder mit Kalbleder

MODELL SALAMANDER



Kalbleder mit Wildleder

MODELL SALAMANDER



Blau Wildleder mit Kalbleder

MODELL SALAMANDER

G 1054

lungsmanöver dem grellen Scheinwerferlicht einer mit allen Mitteln moderner Technik geführten Untersuchung niemals und unter gar keinen Umständen standhalten können. Auch weiß er genau so gut wie Sie und ich, daß Frauen von der seelischen Beschaffenheit Miß Laroches gegen unsere methodischen Verhöre samt Fallen und Fangfragen wehrlos sind. Ich gebe zu, daß die intellektuellen Fähigkeiten Yelverstons keinen positiven Beweis für die Unschuld der beiden bilden. — Ich hoffe, Sie verstehen, was ich meine. — Aber ich gebe Ihnen zu bedenken, daß just die kriminologische Vorbildung dieses Schriftstellers und Kriminalreporters unbedingt zu einem ganz bestimmten Resultat geführt hätte. Und zwar hätte er Miß Laroche gezwungen, auszusagen, daß sie ihren Tee noch nicht berührt hatte, als Trickle vergiftet zusammenbrach. Verstehen Sie mich recht, Borden! Die Annahme, daß sowohl Mr. Trickle als auch Miß Laroche zusammen vergiftet werden sollten, gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn sie dem Anschlag nur darum entgangen ist, weil sie aus irgendeinem Grunde nicht mehr dazukam, von dem vergifteten Tee zu trinken. Nicht, daß dadurch ihre Unschuld nachgewiesen wäre, aber die Vorgänge, der Tatbestand, wenn Sie wollen, enthielte nicht dieses Übermaß an Unwahrscheinlichkeit, wie er es durch das Faktum erhält, daß sie zuerst von dem tödlichen Tee getrunken haben will."

Borden wandte ein, daß Joan nach der Tat eine zweite Portion Tee gekocht haben konnte, von dem sie trank und einen giftfreien Rest in ihrer Tasse ließ.

„Möglich, aber nicht wahrscheinlich. Das wäre ein überfein ausgeklügelter Giftmord gewesen, und es sprechen tausend logische, psychologische und sachliche Gründe dagegen, daß wir Miß Laroche leichtfertig und obenhin ohne strikte und haltbare Beweise eines derart kaltblütigen und infernalen Verbrechens beschuldigen könnten. Hat Ihnen, Colonel Brooks, die junge Dame einen verschlagenen und heimtückischen Eindruck gemacht?"

„Nein, das nicht, aber wer von uns Männern kennt sich in der Seele eines Weibes aus?"

„Ich. Ja, ich behaupte, daß Frauen viel leichter zu durchschauen sind als Männer. Es fehlt ihnen an seelischer Stabilität und Widerstandskraft, Mut und Kaltblütigkeit. Es gibt Ausnahmen. Zugegeben. Aber die schauen anders aus als dieses zarte, schwache Mädchen. Und vergessen Sie nicht, daß sie die Gehetzte war. Die vorhergegangenen Ereignisse lassen darauf schließen, daß sie das Wild gewesen ist und nicht der Jäger. Nein, ich weigere mich, den Coroner dahin zu beeinflussen, daß er ein oder zwei Haftbefehle ausstellt. Wir wissen nichts, und ich sage Ihnen offen, daß ich immer noch lieber den Aussagen Yelverstons und Joans Glauben schenke, als dahinter die raffinierte Verschleierung eines Giftmordes zu vermuten. Wenn sie die Tat begangen hätten, wären sie geflüchtet."

„Und wer hat Ihrer Meinung nach den Mord an Trickle begangen?" fragte Borden schroff.

„Wir werden uns einmal nach Mr. Monkwell umschauen. Auch die Herrschaften von der ‚Globe'-Versicherungs-Gesellschaft und die Gäste der Pension Juniper interessieren mich lebhaft."

Borden wandte sich an den Chef der Grafschaftspolizei. „Mr. Paine ist einer unserer fähigsten Beamten, Colonel. Ich sollte es eigentlich nicht sagen, sonst hält er sich am Ende für unfehlbar: aber er irrt sich nur selten oder eigentlich nie. Was halten Sie von der Sache, Colonel Brooks?"

„Wenn die beiden jungen Leute einen Giftmord auf dem Gewissen haben, will ich mich gern mit ihnen hängen lassen. Das Mädel sah mir eher wie ein verlorenes Lämmchen aus."

Borden schnob heftig durch die Nase. „Wir wollen es dabei bewenden lassen, Paine. Die beiden bleiben unter polizeilicher Aufsicht. Sie wohnen ohnedies in einer Pension. Setzen Sie einen Beamten in das Nest, Paine. Vielleicht die Kelly. Sie ist munter und hat Schliff. Und Sie, Colonel, werden jetzt dem Coroner Bericht erstatten, wenn es Ihnen recht ist."

Also kam es, daß der Spruch der Geschworenen auf „Giftmord, begangen durch unbekannte Täter" lautete, und der Fall offiziell dem CID. des Yards übertragen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

RUDOLF HABETIN:

Der große Weihnachtswunsch

„Schläfst du schon, Jutta?" Müde und erschreckt warf Jutta die Bettdecke zurück. Es war stockfinster im Zimmer, sie rieb sich die Augen. „Weißt du, Jutta, wen ich heute geseh'n hab'?" Jetzt war sie wach: „Du, Horst, wenn dich Vati hört, dann wirst du bestimmt keine Eisenbahn bekommen. Und Mutti hat auch schon gesagt, daß sie viel zu teuer ist."

„Doch, die Eisenbahn ...", schimpfte Horst leise aus seiner Ecke durchs Dunkel, „denkst du denn, ich freue mich über die Eisenbahn? Gar nichts will ich zu Weihnachten haben. Ich nehme einfach nichts ..."

„Na, das wird ja ein schönes Weihnachten werden", meinte Jutta, altklug und ärgerlich, „und hinterher muß man dann wieder einen Aufsatz schreiben für die Schule ... Warum hast du denn gerufen?"

„Ja, weil ... heute nachmittag ... als du in der Schule warst .." Horst hatte plötzlich eine weinerliche Stimme: „Heute nachmittag, weißt du, Jutta, da hab' ich unsern Struppi geseh'n ..."

„Du? Wen? Den Struppi? Bist du bei Tante Anna gewesen? Ich denke, du willst nicht mehr hingehen?" Und nun saß sie schon im Bett und lauschte gespannt hinüber.

„Würde mir auch nicht einfallen", ließ sich Horst wieder hören, „zu Tante Anna zu geh'n. Keine zehn Pferde .."

„Aber wenn du Struppi gesehen hast ...?"

„Ja, denke dir, Jutta, ich gehe mit dem Werner heute nachmittag in die Stadt, Mutti hab' ich's gar nicht gesagt, Schaufenster und Spielsachen anschau'n, ja, und da, in der Straße, wo Tante Anna wohnt, an einem Bäckerladen, da war er angehängt ..."

„Ach, du, unser Struppilein? Und hat er dich erkannt? Hast du Tante Anna geseh'n?"

„Ja, im Laden drin war sie. Ich bin dann fortgerannt, ehe sie herauskam. Aber den Struppi hättest du seh'n sollen! Wie der sich gefreut hat ... und wie er an mir hochgesprungen ist .. und wie er gewedelt hat .. und so, du weißt schon, den Kopf hat er so auf die Seite gelegt .. und dann hat er sich an mich gelehnt und hat sich streicheln lassen . . . und ich hab' ihm gesagt ... auch von dir Jutta, das kannst du mir glauben ... daß wir ihn alle beide noch liebhaben und daß ..." Aber da versagte seine Stimme. Man hörte nur noch ein Schluchzen. Und es war gut, daß es finster war im Zimmer, es tat den beiden Kindern wohl, ihren Tränen unbemerkt freien Lauf zu lassen.

Jutta drückte sich wieder in ihre Kissen, der kleine Bruder brauchte nicht zu merken, daß sie ebenfalls weinte. Und vielleicht hatten die Eltern auch drüben schon etwas gehört.

Doch der Vater saß über einem Buche, er rechnete, und die Mutter nähte an einem Puppenkleide. Helga, die kleine stupsnäsige Puppe, die fast so blondes Haar wie Jutta hatte, lag daneben auf dem Tisch Sie war seit einigen Tagen aus dem Kinderzimmer geheimnisvoll verschwunden, und eine Schulfreundin hatte gemeint: „Da brauchst du dir keine Gedanken zu machen, Jutta, bei den Kindern, wo die Eltern kein Geld haben, da wird das so gemacht. Da gibt's jedes Jahr dasselbe." Und Jutta war traurig geworden, weil ihre Eltern kein Geld haben sollten, aber sie hatte dennoch gesagt: „Nein, meine Helga, die, die wird wohl ein Dirndlkleid bekommen, und da hat sie das Christkind vielleicht geholt." „Das Christkind, haha!" hatte die Freundin gelacht. „Na ja, du kannst es ja glauben."

Der Vater schien aber wirklich Sorgen zu haben. Er ging mit seinem Bleistift immer wieder durch die Zahlen, nahm einen Zettel, schrieb und rechnete. Und die Mutter betrachtete ihn und sagte: „Hast du dir bei Köhlers die Eisenbahn angesehen? Nicht wahr, sie ist hübsch? Und er wird sich gewiß genau so darüber freuen wie über die teure, die er bei Seidel & Wagner im Fenster bewundert hat. Die Hauptsache ist ja, daß sie viele Schienen hat und einen Speisewagen. Das hatte ihm den größten Eindruck gemacht."

„Ja", sagte der Vater, „oder man müßte ihm einen kleinen Stoffhund kaufen, es gibt da gerade bei Köhlers solche Foxels, ganz so wie Struppi war. Der Junge ist doch so unvernünftig. Hat er dir's auch schon gesagt: Entweder Struppi oder gar nichts!"

Na ja, meinte die Mutter, man könne es den Kindern schließlich nicht verübeln, daß sie den kleinen Kerl nicht vergessen könnten, sie seien noch zu jung, um zu begreifen, daß das Geld für die Steuer nutzbringender verwendet werden muß. Horst habe auch ihr gesagt, wenn sie den Struppi wirklich liebgehabt hätten, dann hätten sie gemeinsam die Steuer in seiner Sparbüchse zusammensparen können. Und zu Tante Anna will keins der Kinder mehr gehen. Es sei nicht recht, daß sie den Struppi haben dürfe, bloß weil sie keine Kinder habe und weil sie mehr Geld besäße.

„Das hat natürlich Jutta gesagt", erwiderte der Vater, und er mußte trotz allem lächeln dabei. Er war stolz auf ihre verblüffenden Gedanken, mit denen sie schon die Widersprüche des Lebens zu erforschen und zu durchdringen suchte. Und er fügte hinzu: „Wie war das doch eigentlich mit dem Aufsatz, den sie gestern aus der Schule brachte?"

Ja, Aufsätze, die waren Juttas Stolz und Sorge. In ihnen brachte sie unter, was sie sich ausgedacht hatte, was sie las und hörte, und manchmal wucherte das alles zu bunt darin, als daß es recht zur Sache gehört hätte. Und dieser letzte Aufsatz war, ohne daß die Mutter davon gewußt hatte, heimlich von ihr, aus Trotz und einsamem Schmerz, im Kinderzimmer entworfen und ins gute Heft eingetragen worden, und es war eine einzige wehmütige Struppi-Geschichte geworden, obgleich die Überschrift lautete: „Wie kann ich den Tieren im Winter helfen?" Da hatte der Lehrer nun druntergeschrieben: „Thema beachten!", zwei nüchterne Worte, und eine schlechtere Note als sonst. Auch er gehörte zu den Erwachsenen, bei denen es stets auf den Verstand und die Vernunft ankam, auch wenn von Mitleid und Gefühl und von Tierliebe die Rede sein sollte. Und Jutta hatte nur verächtlich gesagt: „Na ja, er hat ja unsern Struppi auch gar nicht gekannt."

„Weißt du, wie er im vorigen Jahre mit uns auf die Eisbahn ging?" fragte sie den Bruder. Und „weißt du noch?" fingen viele Erinnerungen an, wenn sie die kleinen Bilder betrachteten, die Vati geknipst hatte und die den springlebendigen Spielkameraden zeigten, den nimmermüden, den drolligen, wolligen, spitzbübischen kleinen Frechdachs, wie er mit ihnen auf der Wiese tollte, wie er, noch ganz klein im Körbchen saß, ein Pfötchen abwartend erhoben, mit schiefem Köpfchen und neckischen Augen, oder wie er bettelte, hochaufgerichtet, mit bittenden Vorderpfötchen, mit wehenden Ohren und wackelndem Schwänzchen, das auf den Bildchen verschwommen war.

„Ja, wenn er gestorben wäre, wie Schreibers Waldi, dann wäre er eben tot, nicht wahr, Horst, und dann hätten wir ihn begraben, wie das Erna auch getan

Ein Beispiel:

Die «Lokomotive für die rechte Oder-Uferseite»

Wir fahren heute noch gut mit ihr!

Zum Ruhme der Stadt Oels in Schlesien sei es vermerkt, daß ihre Bürger mit die ersten waren, die den Bau einer Eisenbahnlinie forderten. Um diese Forderung nachdrücklichst zu unterstreichen und um bei der „maßgebenden Stelle" das Interesse für die seinerzeit stark vernachlässigte rechte Oder-Uferseite zu wecken, änderte die „Oelser Zeitung" sogar ihren Titel und nannte sich demonstrativ „Lokomotive für die rechte Oder-Uferseite". Am 5. November 1868 wurde die rechte Oderufer-eisenbahn (die heutige Strecke Breslau-Oels-Kreuzburg) eingeweiht. Stolz auf den Erfolg nennt sich die Oelser Zeitung heute noch „Lokomotive an der Oder". Nur wer die Geschichte dieser Zeitung kennt, kann ermessen, mit welcher Liebe die Oelser Bürger an ihrer Zeitung hängen, die für viele einen unverständlichen Titel hat.

Die „Lokomotive an der Oder" erscheint in einer Auflage von 5925 Exemplaren. Oels hat 4900 Haushaltungen, 15855 Einwohner, 152 Geschäfte, 2 Apotheken, 7 Drogerien.

*

Zehn Jahre Steuerfreiheit!

Das war im Böhmerwald. Die ersten Ansiedler, die nach Freyung vorm Wald kamen, erhielten den Grund und Boden unentgeltlich und genossen 10 Jahre Steuerfreiheit. Auf diese Freiheit der Bürger geht der Name Freyung zurück.

Die „Freyunger Waldpost", die erste Zeitung, die überhaupt im Böhmerwald gegründet wurde, hat eine Auflage von 860 Exemplaren. Freyung vorm Wald (Bay.) hat 316 Haushaltungen, 1225 Einwohner, 1 Apotheke, 1 Drogerie.

*

Der Czorneboh und der Bieleboh

Das sind 2 Berge. Das Volk nennt sie auch Schleifberg und Hubberg. Der eine ist 583 m, der andere 500 m hoch. Beide sind das Wahrzeichen für das so schöne, aber wenig bekannte Cunewalder Tal in der Oberlausitz.

Die „Czorneboh- und Bieleboh-Zeitung" erscheint ab 1. 1. 1938 unter dem Titel „Cunewalder Talbote". Die Auflage beträgt 1016 Exemplare. Cunewalde/Oberlausitz (Sa.) hat 1095 Haushaltungen, 3240 Einwohner, 47 Geschäfte, 1 Apotheke, 1 Drogerie.

*

„Die Henne" ist kein Huhn — auch keine Geflügel-Zeitschrift

„Die Henne" ist eine regelrechte Tageszeitung, die schon zu Lebzeiten Goethes gegründet wurde. Sie erscheint in Ilmenau, im früheren Henneberger Hoheitsgebiet, das damals dem mächtigen Grafengeschlecht Henneberg untertan war. Die Henneberger führten die Henne im Wappen.

„Die Henne" legt täglich 4634 Exemplare auf. Ilmenau in Thüringen hat 4600 Haushaltungen, 14700 Einwohner, 90 Geschäfte, 2 Apotheken, 4 Drogerien.

*

Schnell — schneller — Dampfboot

Als die Tageszeitung „Usedom-Silliner Dampfboot" gegründet wurde, war ein Dampfboot für die Inselbewohner der Inbegriff der Schnelligkeit. Um die Schnelligkeit seiner Nachrichtenübermittlung zu versinnbildlichen, konnte der Verleger des „Usedom-Wolliner Dampfboot" seinerzeit keinen geeigneteren Titel wählen.

Das „Usedom-Wolliner Dampfboot" hat eine Auflage von 2104 Exemplaren. Der Erscheinungsort Wollin (Pom.) hat 1490 Haushaltungen, 5000 Einwohner, 45 Geschäfte, 1 Apotheke, 2 Drogerien.

*

Das Land „boven" und „buten" der Jade

2 gewaltige Hochfluten der Nordsee sind die Entstehungsursache des Jadebusens: Die Marcellus-Flut am 16. Januar 1219 und die Antoni-Flut, wiederum am 16. Januar, im Jahre 1511. So wurde der alte Rüstringer Gau durch die unablässigen Angriffe des Meeres in 2 Teile aufgespalten: in das Land „boven" und „buten" der Jade.

Butjadingen, der östliche Teil des alten Rüstringens, jene Marschenlandschaft hart am Meere, zwischen Jadebusen und Weser, führte jahrhundertelang ein urwüchsiges Eigenleben.

Seit 60 Jahren erscheint die „Butjadinger Zeitung" in Nordenham (Oldbg.); heute in einer Auflage von 4048 Exemplaren. Die parteiamtliche „Oldenburgische Staatszeitung" betreut dieses Gebiet täglich mit der Bezirksbeilage „Wesermarsch", die in einer Auflage von 7494 Exemplaren erscheint. Nordenham hat 3830 Haushaltungen, 17386 Einwohner, 152 Geschäfte, 2 Apotheken, 5 Drogerien.

*

Heute erscheint der Ala-Zeitungskatalog 1938 .....

Er bringt neben den seit Jahrzehnten bewährten Angaben folgende Neuerungen: 1. einen Kommentar über die demnächst in Kraft tretenden „Neuen Richtlinien für redaktionelle Hinweise"; 2. die allerneuesten Einwohnerzahlen, die es in Deutschland gibt, nach dem Stande vom 1. Juli 1937. Die Ala ermittelte die Einwohnerzahlen selbst, da die Einwohnerzahlen der Volkszählung vom 16. Juni 1933 für eine gewissenhafte werbliche Planarbeit nicht mehr ausreichen; 3. die „Unentbehrlichen Wirtschaftszahlen für den Werbungtreibenden", die nach den neuesten Unterlagen in allen Punkten überarbeitet wurden; 4. sämtliche Bekanntmachungen des Werberates der deutschen Wirtschaft; 5. alle Fachzeitschriften, gruppiert nach der Organisation der gewerblichen Wirtschaft.

Sie können den Ala-Zeitungskatalog 1938 durch jede Zweigstelle der Ala und durch jede Buchhandlung zum Preise von Mk. 12.00 beziehen.

*

..... und erstmalig die Ala-Karte!

Die „Ala-Karte der Verlagsorte aller deutschen Tageszeitungen" ergänzt den Zeitungskatalog in glücklicher Weise. Sie enthält genau wie der Katalog alle Orte, an denen eine Tageszeitung erscheint. Das Ortszeichen verrät ihnen sofort, ob an diesem Ort ● eine, ⊙ zwei, ▲ drei, ■ vier und mehr Zeitungen erscheinen.

Im Katalog ist neben jedem Erscheinungsort einer Tageszeitung das Planquadrat (z. B. Friedrichroda F 6) angegeben, so daß jeder Ort auf der Ala-Karte ganz leicht auffindbar ist.

Die Ala-Karte wurde absichtlich als Wandkarte geschaffen, weil nur eine große Karte die notwendige Übersicht und Klarheit bietet.

Um die Bedeutung der NS.-Presse zu veranschaulichen, enthält die Ala-Karte noch eine Sonderkarte aller NS.-Tageszeitungen mit der Gaueinteilung der NSDAP., die ja gleichzeitig der Einteilung der Streugebiete der NS.-Presse entspricht.

Auch die Ala-Karte können Sie durch jede Zweigstelle der Ala und durch jede Buchhandlung zum Preise von RM 27.50 beziehen.

*

Diese Nachrichten sind ein kleiner Ausschnitt aus dem Material, das die Ala bei ihrer täglichen Arbeit verwendet. Das Aufgabenfeld der Ala ist die Werbung. Und dazu gehören heute gründliche Marktkenntnisse.

Jedem, der Werbung betreibt oder betreiben möchte, kann die Ala helfen. Ob Sie gelegentlich eine Anzeige aufgeben oder ob Sie einen Werbefeldzug durchführen wollen, wir beraten Sie objektiv, schnell und erfolgsicher. Die zahlreichen Erfolgskontrollen, die wir durchführen, ermöglichen es uns, das Werbemittel zu nennen, das für Sie am zweckmäßigsten ist. Wir sagen Ihnen, wie es eingesetzt werden muß, damit es den erhofften Nutzen bringt.

Als Werbungsmittler schaffen wir den Werbeplan und die Kostenanschläge, übernehmen die Auftragserteilung, überwachen die Abwicklung, besorgen die Kontrolle und die gesamte Abrechnung. Selbst wenn die Ala für Sie mit Hunderten von Auftragnehmern in der ganzen Welt verhandeln und abrechnen muß, Sie brauchen sich nur mit einem Kostenanschag, einer Bestätigung und einer Rechnung zu befassen.

Wichtig aber ist: Ihre Zusammenarbeit mit der Ala verursacht Ihnen keinerlei Kosten! Ganz gleich, ob Sie in Tages- oder Wochenzeitungen werben, in Unterhaltungsblättern oder Fachzeitschriften, an Litfaß-Säulen oder Verkehrsmitteln, durch Filme oder Diapositive, ob im Inland oder im Auslande — wir vermitteln Ihre Aufträge vollkommen kostenlos zu den Originalpreisen der Verleger und Pächter. Die Ala kann für Sie kostenlos arbeiten, weil wir unsere Vergütung von den Auftragnehmern erhalten. (Portozuschläge werden nur bei bestimmten Gelegenheits- und Auslandsanzeigen erhoben.)

Die Ala spart Ihnen Zeit, weil sie Ihnen Arbeit abnimmt. Und die Ala spart Ihnen Geld, weil sie die Kosten dieser Arbeit selbst trägt.

Die Ala ist der größte Werbungsmittler Deutschlands geworden, weil wir die Sache unserer Kunden zu unserer eigenen machen.

ALA

Anzeigen-Aktiengesellschaft

Berlin W 35, Bremen, Breslau 1, Chemnitz, Dortmund, Dresden-A. 1, Essen-Ruhr 1, Frankfurt a. M., Hamburg 1, Hannover M, Kassel, Kiel, Köln 1, Königsberg i. Pr., Leipzig C 1, Lübeck, Mannheim, München 2 M, Nürnberg 1, Stettin 1, Stuttgart

hat", philosophierte die kleine Jutta, und Horst wußte wirklich nicht, ob das eine wünschenswertere Lösung gewesen wäre.

„Ob er wohl manchmal an uns denkt?" fragte er die Schwester, und sie war felsenfest davon überzeugt. Warum ließ sich denn Tante Anna gar nicht mehr sehen? Doch nur, weil sie selbst ein schlechtes Gewissen hatte, und weil sie sicherlich fürchtete, daß Struppi nicht wieder freiwillig mit ihr gehen würde. Und einmal, kurz vorm Fest, kam Tante Anna ohne ihn. Da mußte er nun zu Hause bleiben, gewiß mit Beißkorb und an der Leine, und er war doch so schlau, daß er ahnen würde, wohin Tante Anna gegangen sei. Auch davon war Jutta überzeugt. Horst sagte: „Und mich hat die Mutti gleich fortgeschickt, damit ich nicht zuhören sollte, was sie mit Tante Anna sprach. Und das sag' ich dir, Jutta, wenn die uns zu Weihnachten etwas schenken will, dann gucken wir das einfach gar nicht an, nicht wahr?"

Ja, sie waren entschlossen zu allem Widerstand. Vati und Mutti sollten diesmal auch nur ganz wenig zu Weihnachten bekommen, Tante Anna gleich gar nichts. Aber für den Struppi müßte sie ein Tannenzweiglein mitnehmen, das sie mit Bändern und mit zwei Würstchen behängen wollten. Das stand fest. Das war ihr Geschenk für den verbannten Freund und zugleich ihre Rache an Anna, die immer so freundlich zu ihnen getan hatte. Ob Menschen wirklich gut sind oder böse, das kann man erst erkennen, wenn man sieht, wie sie mit Tieren umgehen, das hatte kürzlich eine Frau geäußert, als Jutta beim Kaufmann war und mit dem kleinen Hündchen dieser Frau vor der Ladentür gespielt hatte. Das war wohl richtig, und das gab zu denken. Der Kleine sah ihrem Struppi übrigens sehr ähnlich. Nur hatte er nicht den hübschen Fleck auf der Stirn, der Struppi gar so gut gekleidet hatte.

Und nun war trotzdem das Fest immer nähergerückt. Sie standen beide vorm Weihnachtszimmer und schämten sich eigentlich ein bißchen, einmal, weil sie die Geschenke für die Eltern vielleicht doch nun ziemlich dürftig fanden, und dann auch, weil sie allen Vorsätzen zum Trotz genau so aufgeregt und erwartungsfroh waren wie sonst am Heiligen Abend. Wie schön war ja auch wieder der Lichterbaum mit all seinen glitzernden Kugeln und Ketten, mit Kerzen, Goldnüssen, Zuckerkringeln und Silberfäden, bis hinauf zur kostbar funkelnden Spitze mit dem echt Nürnberger Rauschgoldengel, den Onkel Georg und Tante Frieda mit einem Lebkuchenpaket aus der Pfefferkuchenstadt geschickt hatten! Und wirklich, die kleine Helga saß dort mit einem Dirndlkleid, in einer richtigen kleinen Puppenküche! Und rings um den Weihnachtstisch, unten auf dem Teppich, raste mit leuchtenden Glühbirnen ein Eisenbahnzug, mit Güterwagen, Schlafwagen und Speisewagen! Die Eltern waren doch zu lieb, sie hatten alles möglich gemacht. Mutti sang mit Horst und Jutta „O du fröhliche . . .", und alles wäre wohl schön und gut gewesen, wenn nicht Tante Anna gekommen wäre.

Mit einem Male besannen sie sich, daß sie drüben im Kinderzimmer den Tannenzweig auf dem Schranke liegen hatten, das Weihnachtsgeschenk für Struppi, der nun am Heiligen Abend mit Beißkorb bei Tante Anna trübsinnig sitzen würde, während sie sich hier freuten und treulos beinahe selbst ihn vergessen hätten. Ihre Mienen wurden trotzig, als der Vater hinunterging, um der Tante die Tür zu öffnen. Und Jutta sagte, störrisch und schadenfroh, wie die Mutter sie nie gesehen hatte: „Mutti, wir haben diesmal gar nichts für sie, jaja!" Horst stand dabei, die kleinen Hände auf dem Rücken, und vielsagend und stumm, zufrieden mit der Antwort der Schwester, nickte er nur.

„Guten Abend, liebe Kinder, guten Abend, guten Abend . . ." Tante Anna hatte ihr strahlendstes Gesicht mitgebracht. Aber Jutta gab ihr die Hand, ohne einen Ton zu sagen, sie machte einen sonderbar gezierten Knicks, und Horst ließ sich gar erst fragen: „Nun, willst du mir nicht ‚Guten Abend' sagen?" Dann streckte er hölzern die Linke vor und murmelte mit gesenktem Kopfe ein widerwilliges „Guten Abend!"

„Nanu", sagte Tante Anna, „ihr seid wohl nicht artig gewesen? Ihr steht ja hier wie die begossenen Pudel! Und ich wollte euch doch etwas ganz besonders Schönes schenken, was ihr euch sicher gewünscht habt . . ."

„Wir haben uns nichts gewünscht!" unterbrach sie Jutta. Und Horst nickte wieder, mit herabgezogenen Mundwinkeln, die Hände diesmal sogar in den Taschen seines kleinen Höschens.

„So, so, ihr habt euch gar nichts gewünscht?" wunderte sich die Tante. Sie tat recht schelmisch dabei, was die Kinder noch mehr verdroß. „Ich wollte euch einen Stoffhund schenken", flötete sie, „ganz so wie —"

„Danke! Wir bleiben unserm Struppi treu!" erklang da Juttas Stimme. „Unserm Struppi treu . . .", plapperte es Horst nach.

Aber Tante Anna war gar nicht empört, wie Jutta erwartet hatte. Sie zog die Augenbrauen hoch und fragte mit einer Stimme, die doch warm und lieb klang: „Habt ihr ihn denn so liebgehabt, euren Struppi?" Und da konnten sie diesmal beide nur nicken und brachten kein Wort hervor. Die Tränen saßen zu locker.

„Er kostet aber soviel Steuern, Kinder", redete die Tante auf sie ein. Ja, das wußten sie selbst, das brauchte sie ihnen nicht noch zu sagen. Sie war wohl stolz, daß sie genug Geld besaß, um solche Steuern zu zahlen. Es gab vielleicht auch andere Leute, die das konnten. Und deshalb hatte ja Jutta in der vorigen Woche auch an die Polizei geschrieben, ob sie denn keine reichen Leute wüßten, die diese Steuern für Struppi bezahlen könnten, oder ob sie, Jutta und Horst, sie nicht später, wenn sie Geld verdienten, nachzahlen könnten. Und merkwürdigerweise, gerade als habe Tante Anna ihre Gedanken erraten, sagte sie: „Ich habe da von der Polizei eine Karte bekommen." Und richtig, das war die Karte, die Jutta geschrieben hatte. Ob die Eltern sie wohl gesehen hatten? Ob der Briefträger sie zurückgebracht hatte? Und wie kam nun gerade Tante Anna zu dieser Karte? Jutta war sehr verlegen. An dieses Weihnachtsfest würde sie ewig denken müssen!

„Die Polizei fragt an, ob ich für ein paar Kinder, die auch so einen Struppi hatten wie ihr, die Steuern bezahlen will, als Weihnachtsgeschenk, wißt ihr, damit sie ihren kleinen Freund behalten können . . ."

„O ja!" bettelten da die beiden, als könne es sich um sie handeln. Und im selben Augenblick ertönte draußen im Vorsaal ein freudiges Bellen — wie? — war das etwa —? Ja, wo war denn Vati eigentlich? War das nicht seine Stimme, die draußen zwischen dem Bellen zu hören war?

„Struppi! Struppilein!" riefen die Kinder, sie rannten zur Tür, die kleine Eisenbahn hatte Glück, daß sie gerade am andern Ende des Tisches vorüberrauschte, und herein hüpfte Struppi, ihr kleiner lustiger Struppi, mit Freudensprüngen begrüßte er jeden, aufgeregt, zärtlich und schwanzelnd, er rante, behutsam und klug neugierig neben Horsts Eisenbahn her. Jutta holte seinen Tannenzweig herüber. Und beide Kinder, beschämt und mit feuchten Augen, fielen der Tante um den Hals — —

Schach-Beobachter

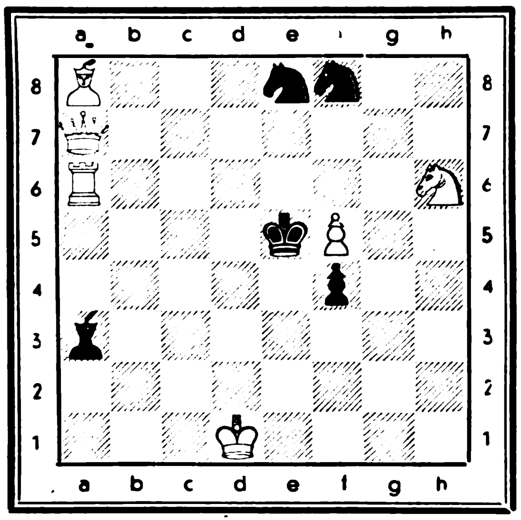
Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe (Urdruck)

(F. Rädisch, Leobschütz zum Geburtstag)

Von Dieter Steinhoff, Leobschütz.

Schwarz: Ke5, La3, Se8, Sf8, Bf4 (5)



Weiß: Kd1, Da7, Ta6, La8, Sh6, Bf5 (6)

Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 46

Zweizüger von Heinz Schlott, Gotha

Weiß: Ka2, Dd8, Ta6, Te2, Lc5, Sd3, Ba7, e4, g4, h5 (10)
Schwarz: Ke6, Th7, La8, Sh4, Bc6, d5, d6, g7 (8)
1. Se5!, K×e5; 2. D×d6‡. 1. . . ., d×e5; 2. De7‡.
1. . . ., Sf5; 2. D×d6‡ usw.

Richtig gelöst: Herb. Schulz, Berlin-Neukölln; P. Schurig, Sebnitz; W. Fenchel, Gau-Odernheim; L. Hohensee, Berlin-Friedenau; Dr. Münch, Bocholt; Dr. F. Röhrs, Berlin-Friedenau; P. Knörrchen, Berlin-Steglitz; J. Jonas, Düren; H. Dühmert, Berlin; H. J. Beilicke, Niederaula; M. Loch, Berlin; J. Cornelius, Völklingen; R. Weng, Königsberg; H. Rudloff, Güstrow; Dr. Moderle, Hof; K. H. Horn, Hannover; C. Jung, Cuxhaven; Reifenheim, Saarlautern; F. Jung, Grünberg; H. E. Gießler, Philippsburg; Dr. Schmidt, sen., Neunkirchen; B. Dußling, Stuttgart; Erika Schupp, Wiesbaden; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; F. Fleck, Lindau; P. Fröhlich, Schmirchau; A. G. v. Zastrow, Seedorf-Lauenburg; Frieda Wender, Grünberg; Dr. J. Krug, Dresden; S. Lüdersdorff, Berlin-Charlottenburg; K. Mainz Reichenbach; L. Sinn, Krefeld; B. Faroß, Marienburg; Camille Weber, Stuttgart; L. Dralle, Bremen; J. Herwig, Gotha; Dr. Sellenböhmer, Annaberg; F. E. Maier, Halle a. d. S.; J. L. Pollach, Nürnberg; F. Lichtenberg, Köln-Mülheim; Ch. Ginader, Endorf; F. Brauer, Karft; O. Gothner, Goslar; W. Lupprian, Magdeburg; Ch. Ellrich, Spangenberg; F. Ulbricht, Schleiz; L. Baar, Berlin-Niederschönhausen; H. Bielicke, Quolsdorf; Dr. W. Krause, Hildesheim; J. Astner, Altenmarkt; F. Ruckdeschel, Nürnberg; J. Wetschera, Wien; H. Peters, Berlin-Steglitz; F. Büttner, Fürth i. B.; H. Kolwitz, Berlin-Neukölln; K. Roß, Hamburg; K. Müller, Dinslaken; M. Burdack, Hormersdorf; M. Glanze, Dresden; G. Krüger, Berlin W; A. Sponholtz, Hannover; E. Dräger, Lauenburg; Ch. Ebert, Hamburg.

Einige Löserurteile: „Eine hübsche Blockade mit sinnreicher Fesselung", Dr. S., A.; „Ein kleines Kabinettstück", E. Sch., W.; „Nettes Springeropfer und schöne Varianten", H. R., G.; usw.

21. Wettkampfpartie

um die Weltmeisterschaft

Euwe unternahm gegen die Indische Verteidigung Aljechins einen gewagten Turmausfall, spielte zu gewalttätig, schwächte damit die eigene Königsstellung, verliert Qualität und im 32. Zuge die Partie.

Weiß: Dr. Euwe		Schwarz: Dr. Aljechin	
1. d2—d4	Sg8—f6	17. Td4—e4[6]	Tf8—f6
2. c2—c4	e7—e6	18. f2—f4	Dc8—d7
3. Sg1—f3[1]	b7—b6[2]	19. g3—g4[7]	Ta8—f8
4. g2—g3	Lc8—b7	20. g4—g5	Tf6—f5
5. Lf1—g2	Lf8—b4†	21. h2—h4[8]	Dd7—f7
6. Lc1—d2	Lb4—e7[3]	22. Tf1—f3	Kg8—h8
7. Sb1—c3	Sf6—e4[4]	23. De3—d3?	d6—d5
8. 0—0	0—0	24. Te4×e6	Sc6—b4[9]
9. d4—d5	Se4×d2	25. Dd3—e3	Sb4—c2
10. Dd1×d2	Le7—f6	26. De3—d2	Df7×e6
11. Ta1—d1[5]	d7—d6	27. c4×d5	De6—f7
12. d5×e6	f7×e6	28. Dd2×c2	Tf5×f4
13. Sf3—d4	Lb7×g2	29. Dc2—d3	Df7—h5
14. Kg1×g2	Dd8—c8	30. Tf3×f4	Tf8×f4
15. Dd2—e3	Lf6×d4	31. Dd3—h3	Tf4—g4†
16. Td1×d4	Sb8—c6	32. Kg2—f2	h7—h6[10]

[1] Dieser Zug ist besser als Sc3, worauf die Nimzo-Indische-Verteidigung Lb4 gut angewendet werden könnte.

[2] Die beste Verteidigung, um den Punkt e4 streitig zu machen.

[3] Der Sinn der Tempopreisgabe war, den Läufer nach d2 zu lotsen und dann den Punkt e4 mit dem Pferdchen f6 zu besetzen.

[4] Dieser Zug muß sofort geschehen, sonst bekommt Weiß mit Dc2 nebst e2—e4 ein überwältigendes Spiel.

[5] In Betracht käme auch 11. Se4 und Tausch auf f6.

[6] Dieser Zug sieht etwas gekünstelt aus. Natürlicher erscheint 17. Td2, um das Feld e4 für den Springer frei zu haben.

[7] Euwe scheint überreizt zu sein. Er spielt zu gewalttätig und schwächt damit den eigenen Königsflügel.

[8] Das Bauernschlagen auf e6 verbietet sich, wegen Se5 und Weiß verliert die Qualität.

[9] Stärker als 24. . . ., D×e6, worauf 25. c4×d5 gefolgt wäre.

[10] Es gibt keine vernünftige Verteidigung mehr für Weiß, weshalb Euwe mit Recht aufgab.

Eine gute Leistung Aljechins.

Stand nach der 21. Partie: 9:12 für Aljechin.

Prachtvoller Schlußzug!

Damengambit, gespielt in Fürth i. B. um die Bayerische Schachmeisterschaft.

Weiß: Schädle (Augsburg)		Schwarz: Schwarz (Nürnberg)	
1. c2—c4	e7—e6	13. Sc3—e2	h7—h6
2. Sb1—c3	d7—d5	14. Lc1—b2	Dd8—c7
3. d2—d4	c7—c6[1]	15. Sf3—e5	Ta8—d8
4. e2—e3	Sg8—f6	16. Ta1—d1	Le6—c8
5. Dd1—c2![2]	Lf8—e7	17. Se2—g3	c6—c5[4]
6. Lf1—d3	Sb8—d7	18. d4—d5	Lc8—d7[5]
7. b2—b3	d5×c4?[3]	19. Td1—e1	Ld7—a4[6]
8. b3×c4	e6—e5	20. Dc2—c1	Sb6—c8
9. Sg1—f3	e5×d4	21. Sg3—f5!	Sf6—h7
10. e3×d4	0—0	22. Sf5×h6†!	g7×h6
11. 0—0	Sd7—b6	23. Dc1×h6	Sh7—g5
12. h2—h3	Lc8—e6	24. Dh6—h8†!	Aufg.[7]

[1] Eine bessere Verteidigung als diese orthodoxe ergibt die moderne „Nimzo-Indische"-Spielweise Lf8—b4 nebst Sf6 usw.

[2] Um den Punkt e4 zu überwachen.

[3] Schwarz überläßt dem Anziehenden kampflos die Mitte.

[4] Nun kann Weiß den Gegner noch mehr einengen.

[5] Etwas besser wäre 18. . . ., Le7—d6 gewesen.

[6] Ein unglücklicher Plan. Schwarz überläßt dem Gegner das Feld f5.

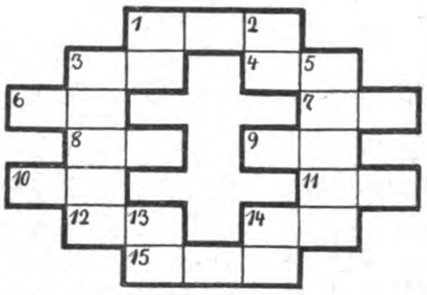
[7] Ein hübsches Damenopfer krönt den Abschluß der Partie.

Auf 24. . . ., K×Dh7 folgt 25. S×f7+, Kg8; 26. Sh6‡!



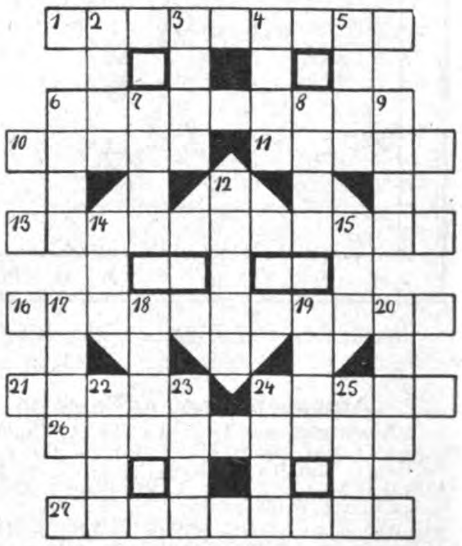
RÄTSEL

Kreuzwort-Silbenrätsel



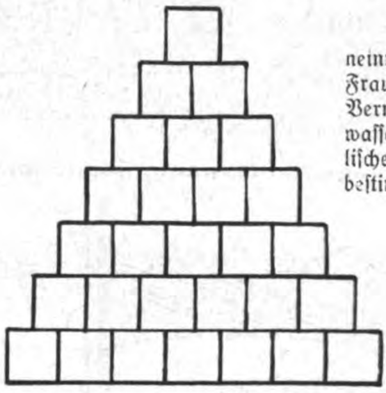
Waagerecht: 1. Staat in Mexiko, 3. kleines Bauernhaus, 4. Hottentottenstamm, 6. Vorname einer berühmten Spionin des Weltkrieges, 7. Baumaterial, 8. Kultpflanze der Ägypter, 9. europäischer Badestrand, 10. abgekürzter Männername, 11. Strom in Afrika, 12. deutscher Maler, 14. deutsche Funkstation, 15. Sportboot. — Senkrecht: 1. Geflügel, 2. im Weltkrieg umkämpfter Berg in Italien, 3. spanische Landschaft, 5. Landschaft des Balkans, 13. kleines Gewicht, 14. aus dem lateinischen stammendes Wort für Boot, Kahn.

Kreuzworträtsel



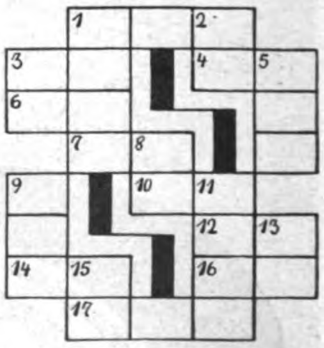
Waagerecht: 1. Behörde, 6. Scheinfrucht einer Strauchpflanze, 10. Hühnervogel, 11. deutscher Schriftsteller, 13. Operngestalt Wagners, 18. Oper von Donizetti, 21. Bruder des sagenhaften Gründers von Rom, 24. Hafenstadt in Spanien, 26. nomadischer Volksstamm Sibiriens, 27. norddeutsche Stadt. — Senkrecht: 2. Fluß in Armenien, 3. römische Kalendertage, 4. Nebenfluß des Rheins, 5. Frauenname, 6. Stadt in Syrien, 7. Nähmaterial, 8. Begriff für unantastbar, 9. eine der Gezeiten, 12. Wurfseil, 14. Verneinung, 15. Badeort in Belgien, 17. spanischer Frauenname, 18. Gewächs, 19. Sumpfgras, 20. Verneinung, 22. Tierkörperteil, 23. Mineralwasser, 24. Gleichwort für kernig, herb, 25. englisches Wort für eine räumliche Verhältnisbestimmung.

Pyramidenrätsel



1. Selbstlaut, 2. Fürwort, 3. physikalische Arbeitseinheit, 4. Sterbestadt Wallensteins, 5. Halbseidengewebe, 6. Kornart, 7. Phantasiewesen.

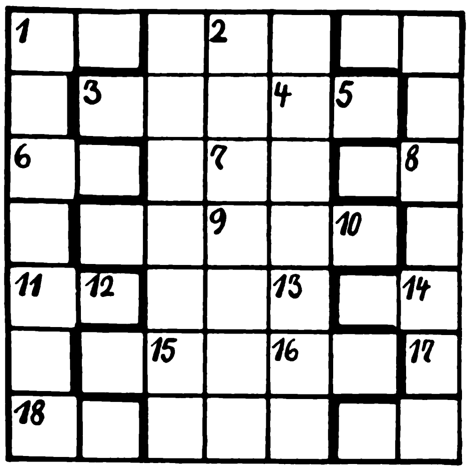
Kreuzwort-Silbenrätsel



Waagerecht: 1. griechische Gottheit, 3. Gegenstandsbezeichnung, 4. Vorname einer deutschen Filmschauspielerin, 6. Gemahlin des Zeus, 7. deutsches Wort für Philosoph, 10. afrikanisches Säugetier, 12. Getreidespeicher, 14. Schillersche Dramengestalt, 16. Farbe, 17. Zwiebelgewächse. — Senkrecht: 1. Freunde, 2. Waldtiere, 3. Nebenfluß des Rheins, 5. Südfrucht, 8. Beleuchtungsmittel, 9. Stadt in Kanada, 11. südamerikanischer Staat, 13. Vorname einer berühmten Tänzerin des vorigen Jahrhunderts, 15. westafrikanischer Bantustamm.

Schachtelrätsel

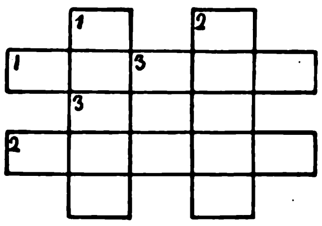
Es sind Wörter nachstehender Bedeutung zu suchen, die alle ineinander verschachtelt sind. 1. phrygischer König, 2. Kerbtier, 3. Verdeutschung von Nation, 4.



Uferstraße, 5. Faultier, 6. Vogel, 7. Klebstoff, 8. Fürwort, 9. Verkehrsmittel, 10. Strom in Innerasien, 11. nordischer Männername, 12. zurückzulegende Strecke, 13. Einfahrt, 14. Stadt in Thüringen, 15. Spielkarte, 16. sachlich, wirklich, 17. Stadt an der Etsch, 18. tierische Fortpflanzungsform. — Richtig gelöst, erscheint im umrandeten Teil der Figur ein Ausspruch des Führers.

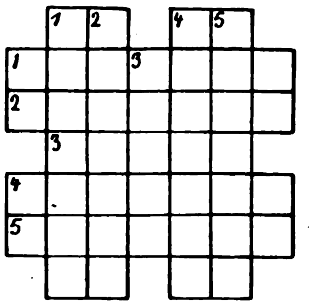
Magische Silbenfigur

Die Silben: au au fal la la na na ra ra ro ro sa sa ter ter var vo sind so einzutragen, daß waagerecht und senkrecht Wörter gleicher Bedeutung entstehen 1. italienischer Reformator, 2. Pyrenäenlandschaft, 3. Schmetterlingsart.



Magische Figur

Die Buchstaben: a a a a a a b d e e e e e e g g g g l l l l l l l l n n n p s s s s s t t u u w w sind so in die Figur einzuordnen, daß waagerecht und senkrecht Wörter gleicher Bedeutung entstehen. 1 Stadt in Preußen, 2. Vorstufe zum Handwerksmeister, 3. Himalajastaat, 4. Beistand, Helfer, 5. seelische Bewegung.

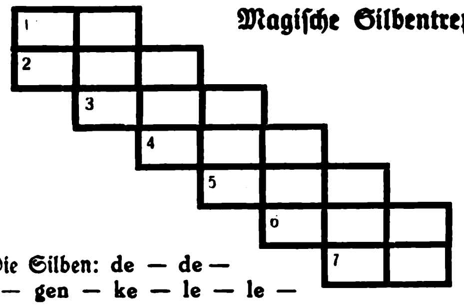


Silbenrätsel

Aus den Silben: al burgh de de den din e e e el eb gat gdin ge gen hu lus mi mu ni nou or pa plid ri ri ro tai tern u wan ze sind 14 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch des Generals v. Reichenau am 9. 11. 1937 ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. Vorfahren, 2. Nachtvogel, 3. englischer Politiker, 4. Mitbegründer Roms, 5. sagenhaftes Nordland, 6. Gleichwert, 7. mittelalterliche Kriegsart, 8. Apostel der Grönländer, 9. italienische Stadt, 10. polnischer Hafen, 11. englische Stadt, 12. Ungeziefer, 13. innerasiatisches Gebirge, 14 Mandelkuchen.

1 .... 8 ....
2 .... 9 ....
3 .... 10 ....
4 .... 11 ....
5 .... 12 ....
6 .... 13 ....
7 .... 14 ....

Magische Silbentreppe



Die Silben: de — de — fal — gen — ke — le — le — men — na — na — nor — ra — ra — ra — te te — ti — ti — var sind so in die Felder einzusetzen, daß waagrecht und senkrecht gleiche Wörter entstehen. 1. Fangvorrichtung, 2. fromme Sage, 3. Widerruf, 4. Stadt in Albanien, 5. Provinz in Spanien, 6 Feuerwerkskörper, 7. Singstimme.

Lösungen der Rätsel aus Folge 49:

Bilderrätsel. „Man hat nur dann ein Herz, wenn man es hat für andre." Friedr Hebbel. ✱ **Zahlenrätsel:** 1. Byron, 2. Apfel. 3. Kasten, 4 Obligation, 5. Nanking, 6 Ypsilon, 7. Werwolf, 8 Anker. 9. Lawine, 10. Dardanellen. „Bakony-Wald." ✱ **Silbenband:** Pianoforte. 1—2 Kapital, 3—4 Lupine, 5—6 Kauba, 7—8 Piave, 9—10 Tarnopol, 11—12 Kanone, 13—14 Amfortas, 15—16 Dinformat, 17—18 Lateran, 19—20 Kortege ✱ **Viereck:** 1. Bajazzo, 2. Jokaste, 3. Zession, 4. Okeanos. ✱ **Kryptogramm:** Bedienung, Präjudiz, Lienhard, Tabelle, Schneider, Argonnen, Beglaubigung, Zuber, Geländer, Persien, Liebelei, Frechheit, mächtig, Getränk, Verdienst, Alfred, Fremde, unzufrieden, Zauberer, Schraube, Henne. „Die Juden haben einen Glauben, der sie berechtiget, die Fremden zu berauben." ✱ **Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 1. Biwak, 4. Leibl. 8. Ural, 9 Brille, 10. Ate. 12. Rif. 14. Hut, 15. Melone. 17. Moos, 19. Eile, 22. Epoche, 24. PS, 26 Tal 28. rar, 29. Jo. 30. Feh, 32. Ironie, 33 Arad. 34 Gambe, 35. Lille. — Senkrecht: 1. Busch. 2 Irrtum, 3. Ala, 5. Ei, 6. blau, 7. Leute, 9. Beil. 11 Tresor, 13. Foehre. 14. Hel, 15 Mop, 16. nie, 18 Oel, 20 Epinal. 21 Steig, 23. Café, 25. Sonde, 27. Aera, 31. Hai. ✱ **Silbenkreuz:** 1—2 Silbe. 1—3 Silber, 2—4 Beta, 2—5 Bebra, 3—4 Berta, 5—6 Brahe, 5—1 Brasil, 6—2 Hebe, 6—3 Heber. ✱ **Magisches Quadrat:** 1. Haube. 2. Aller, 3. ultra, 4 Berat, 5. Erato. ✱ **Silbenrätsel:** 1 Krinoline, 2. Eden, 3 Indolenz. 4. Niobe, 5 Vakuum, 6. Oruro, 7 Lemnos, 8. Kleopatra, 9. Linoleum, 10. Eutin, 11. Bressanone, 12 Tessin, 13. Laertes, 14. Aviatik, 15. Eindecker, 16. Niederlausitz, 17. Gernot, 18. Ekkehart. 19. Rautendelein, 20 Alliteration, 21 Lithographie, 22. Skutari, 23. Dornröschen. „Kein Volk lebt laenger als die Dokumente seiner Kultur." Adolf Hitler ✱ **Leiterrätsel:** 1. Orgel, 2. Romeo, 3 Toska, 4. Trier „Nofretete — Kleopatra." ✱ **Magischer Großdiamant:** 1. bar, 2. Baden, 3. Ren, 4. Ast. 5. Oskar, 6. Tag, 7. Fes 8 Leder, 9. See. 10. Tal, 11. Rasen. 12. Leu

HUMOR DER ANDEREN

Alter Millionär: „Ich bin sechzig, gnädige Frau; würden Sie es für gewagt halten, wenn ich der Dame, die ich noch heiraten möchte, sagte, ich wäre fünfzig?"

Dame: „Offen gestanden, ich glaube, Sie haben mehr Aussichten bei ihr, wenn Sie sagen, Sie wären fünfundsiebzig."

Kansas City Journal.

*

Sie: „Dein Freund Algernon weiß doch, daß ich nicht will, daß du Bier trinkst! Es ist direkt eine Beleidigung für mich, daß er dich dazu eingeladen hat. Was antwortetest du ihm denn?"

Er: „Nichts. Ich schluckte die Beleidigung hinunter."

Tit Bits.

*

Wanderer: Ist es gefährlich, hier über die Weide zu gehen? Der Bulle sieht so wütend aus!

Bauernmädel: Och, wenn Sie Ihre Nase mit Kreide anmalen, können Sie ruhig 'rübergehn.

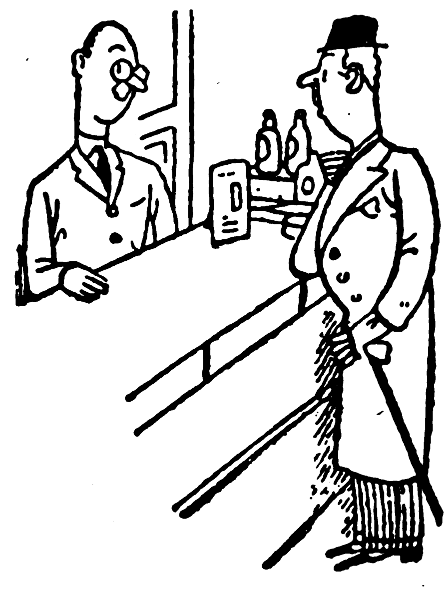
Tit Bits.

*

Der geduldige Vater: „Sag, Liebling, Baby ißt meinen Handschuh. Wird ihm das auch nicht schaden?"

Die verliebte Mutter (aus ihrer Ecke): „Nein, sicher nicht. (Nach einer Pause): Das heißt, ist es auch wirklich dein Handschuh?"

Punch.



„Ich bin der Sänger vom Rundfunk. Was haben Sie für meinen Hals, Herr Apotheker?"
„Ein Rasiermesser!" Ric et Rac.

Hausherr (knurrend das Haushaltungsbuch seiner Frau durchsehend): „Einen Schilling für Senfpflaster und zehn Schilling für Ziehen von drei Zähnen! Elf Schilling, die du in einer Woche für dein Privatvergnügen ausgegeben hast! Ja, sag mal, denkst du, ich kann das Geld herbeihexen?!"

Strav Stories.

*

Metzger: „Warum kaufen Sie denn Ihr Rindfleisch gar nicht mehr bei mir, Frau Cook?"

Kundin: „Das letzte war so hart, daß ich meine Schuhe damit hätte besohlen können."

Metzger: „So! Warum taten Sie es denn nicht?"

Kundin: „Weil die Nägel nicht hindurchgingen."

Tit Bits.

*

Mutter: „Was hast du mit dem Penny gemacht, den ich dir gegeben habe, damit du deine Medizin einnimmst?"

Karlchen: „Für einen halben Penny habe ich mir Kuchen gekauft, und den andern halben habe ich Fritz gegeben."

Mutter: „Fritz? Warum denn?"

Karlchen: „Sonst wollte er meine Medizin nicht einnehmen."

Washington Herald.

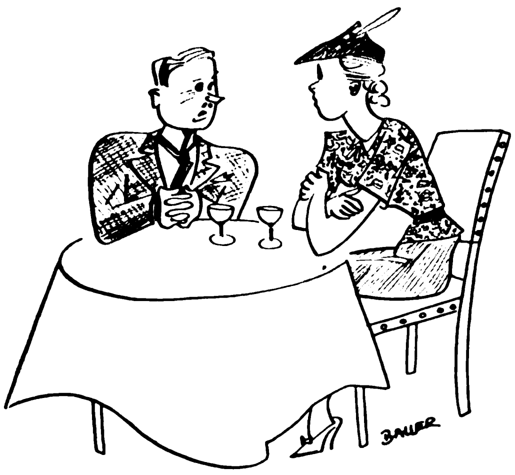
Humor

Stundenlang hatte sich der Reisende bemüht, einen Posten Hosenträger zu verkaufen. Vergebens. Da sagte der Reisende endlich:

„Solche Kundschaften wie Sie möchte ich zwanzig haben!"

„Wieso? Ich habe Ihnen doch nicht ein Stück abgekauft!"

Resigniert seufzt der Reisende: „Na ja, deshalb möchte ich zwanzig solcher Kundschaften haben — leider hab' ich zweihundert solche!"



„Fräulein Anni, Sie brauchen mir Ihr Jawort nicht sofort zu geben — Sie können ruhig erst noch einen doppelten Korn trinken."

Eine sehr ängstliche Mutter quälte den Arzt durch fortwährende Fragen, was sie noch ihrem Söhnchen alles Gutes antun könne, so daß selbst die größte Geduld auf eine harte Probe gestellt wurde. Am Ende einer solchen Diskussion fragte die Mutter noch: „Sagen Sie, Herr Geheimrat, Eselsmilch wird doch jetzt so empfohlen, für was soll das gut sein?"

„Für junge Esel", antwortete der Arzt und verschwand.

*

A: „Es ist eine alte Sache, daß sich die Sünden der Väter an den Kindern rächen."

B: „Da können Ihre Kinder ja von Glück sprechen, daß Sie keine haben."

Mr. Smith aus Schottland hat seinem Sohn zum Geburtstag eine Taschenuhr geschenkt, für einen Schilling sechs Pence. Nach zwei Tagen kommt weinend sein Sohn:

„Papa, die Uhr geht nicht mehr!"

„Ganz gut, mein Junge, dann nutzt sie sich wenigstens nicht so schnell ab."

*

„Hallo, Mister Johnson, Sie können mir gratulieren. Mein Sohn hat sich im Zuchthaus so gut geführt, daß ihm die Hälfte der Strafe erlassen wurde!"

„Donnerwetter! Sie können wirklich stolz auf ihn sein!"

*

Arzt: „Habe ich Ihnen nicht schon mal gesagt, daß Sie während der Sprechstunde kommen müssen und nicht so spät?"

„Ja, das ist dem Hund seine Schuld, der hat mich erst so spät gebissen!"

*

„Es ist schon ein Kreuz! — Hab' ich 'n Schwips, hab' ich die großartigsten Ideen und kann nicht malen, hab' ich keinen Schwips, könnt' ich schon malen, aber keine Spur von 'ner Idee!"

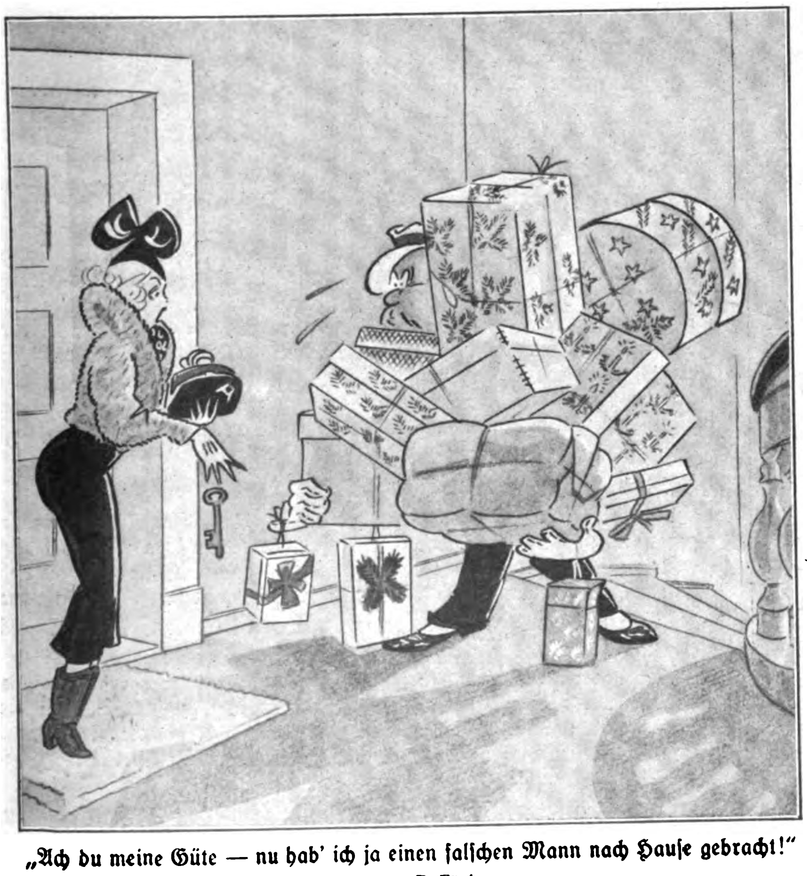
*

Ein Kunde kommt zum Haarschneider und fragt: „Soll ich den Kragen ablegen?" — Entgegnet der Haarschneider: „Bitte, aber dafür können Sie . . . den Hut aufbehalten!"

*

„Du sagst, du hättest dem Schnutemeier jetzt wieder auf die Beine geholfen; warst du denn nicht wegen einer strittigen Forderung mit ihm verfeindet?"

„Eben deshalb; ich habe ihm sein Auto pfänden lassen."



„Ach du meine Güte — nu hab' ich ja einen falschen Mann nach Hause gebracht!"

Zeichnung: R. Fäcke.

ALFRED THIEME:

Die Geschichte von Boston bis Ljusholm

Man kann sicher schneller nach Ljusholm kommen, wenn man von Boston dorthin fahren will, als genau drei Jahre, die mein Freund Carsten Timm unterwegs gewesen ist. Es dauert gewiß nur vier oder fünf Tage, wenn man den nächsten Weg benutzt. Aber es ist heute nichts mehr davon abzuhandeln, denn es hat genau drei Jahre gedauert, ehe die Reise zu Ende kam.

Carsten Timm und ich hatten lange auf der „Eva Maria" gefahren, hatten gute und schlechte Tage gehabt, waren fröhlich und sind auch traurig gewesen, wie es eben kommt, wenn man sich auf den sieben Meeren der Welt herumtreibt. In Boston traf uns ein unbeschreibliches Pech. Wir hatten unser Geld nach Hause geschickt und mußten aller Voraussicht nach zum Trotz abmustern. Das Wenige, was wir hatten, war schnell draufgegangen, und so kam es, daß wir am Heiligabend des Jahres 1924 mittellos und abgebrannt an der Pier herumlungerten.

Wir waren vollkommen abgebrannt. Das ist gewiß keine Schande, und so etwas kann dem besten Menschen auf der Welt auf einmal passieren. Auf jeden Fall war es ein recht ungemütlicher Zustand. Wir hatten nichts in den Taschen als ein paar Löcher, womit in der Welt nun einmal nichts anzufangen ist. Nicht einmal für eine halbe Zigarette Tabak nannten wir unser, und zwischen den Zähnen hatten wir nichts als grimmige Worte und einige Kraftausdrücke, mit denen wir dem Leben seine Niedertracht und unsere Meinungen ins Gesicht schleuderten Doch das Leben und die Welt kümmerten sich nicht um uns. Der Polizist schlenderte ruhig an uns vorüber, und es war nirgends eine Chance auf einen warmen Suppenlöffel zu entdecken.

Wir überlegten hin und her, und wir überlegten gründlich und lange, ob und wie wir zu einer Mahlzeit kommen könnten, und wo wir in dieser Nacht der Liebe eine Ecke finden würden, wo wir die Augen würden zumachen können. Aber so sehr wir auch nachdachten und grübelten, ein Ergebnis stellte sich nicht ein. Die Füchse haben ihre Höhlen, aber wir hatten nichts, wo wir unser Haupt hinlegen konnten. Uns war hundsjämmerlich zumute, und ich machte mir die heftigsten Vorwürfe, daß ich einmal von zu Hause durchgebrannt war und jetzt nicht mit den Geschwistern am langen Tisch auf der Diele sitzen konnte.

Dazu schlug es gerade vom Kirchturm sieben Uhr. Das war die Zeit, um die bei den Eltern der Tannenbaum fertig war und die Kerzen angezündet wurden. Daran mußte ich denken. Ich hätte heulen können.

Carsten Timm stieß mich in diesem Augenblick etwas unsanft zwar, in die Seite.

„Weißt du was?!"

„Nein . . ." Ich wußte auch wirklich nichts. Sonst hätte ich es längst gesagt.

„Hier in Boston gibt es einen deutschen Seemannspastor, und da bleibt uns wohl nichts weiter übrig, als daß wir bei dem Himmelsgendarm anklopfen . . . von wegen und so . . .!"

Carsten Timm machte dabei eine offene Hand mit dem Ausdruck tiefsten Mißmutes und ehrlicher Verzweiflung. Denn das war ja klar, wenn man auch schon manches tolle Stück hinter sich hat und mit allen Wassern der sieben Meere gewaschen war, an die Türen klopft man nicht gern, und wir beiden gewiß nicht, denn in der Bibel und im Katechismus wußten wir verdammt schlecht Bescheid. Aber Mut, so leicht stirbt man nicht. Wir fragten uns also durch die verschiedenen Straßen nach dem Missionshaus und standen schon eine Weile, während der wir uns noch einmal alles überlegten und zerknirscht von einem Fuß auf den anderen traten, vor der Tür, ohne uns dazu aufzuraffen, auch den letzten Schritt zu tun und die Klinke in die Hand zu nehmen.

„Geh du zuerst . . .", sagte Peter.

„Nein . . . geh du voran . . ."

Und so wäre es, verdammt noch einmal, wohl noch eine Weile weitergegangen, und wenn ich es mir richtig nachdenke, wären wir wohl auch wieder unverrichteter Sache abgezogen, wenn uns nicht plötzlich eine tiefe Stimme, zu der man gleich Vertrauen haben konnte, angesprochen hätte.

„Wollen Sie zu mir?" wurden wir in einem klaren und reinen Deutsch gefragt.

„Ja, das wäre vielleicht so . . .", stotterten wir etwas zaghaft heraus, obgleich wir sonst wahrhaftigen Gottes nicht die Ängstlichen unter der Sonne waren Aber nichts zu essen, kein Dach über dem Kopf und dazu ein leiser, leiser Regen, der schon den ganzen Tag über fiel, machen bescheiden und demütig.

Der Mann schien seine Leute zu kennen. Er machte nicht viel Umstände, und ehe wir uns versahen, waren wir von ihm durch einen Treppenflur, über einige Stiegen in seine Behausung gelotst worden, in der es angenehm warm war. Der Mann hatte entschieden Fähigkeiten, mit

Menschen umzugehen, denn es dauerte nicht lange, da hatte er uns die Zunge gelöst und erfahren, was uns zu ihm trieb.

„Ja ... ja ... eigentlich kommt ihr beiden jetzt etwas zu spät, denn unsere Weihnachtsfeier haben wir eben beendigt; und so bleibt nichts anderes übrig, als daß ihr noch ein wenig mit uns, das heißt im Kreise meiner Familie Weihnachten feiert ... vielleicht ... ja vielleicht habe ich auch noch eine Kleinigkeit für euch ..."

Eigentlich hatten wir uns die Sache ja etwas anders vorgestellt, und wir hatten uns als verlorene Söhne kniefällig bitten und betteln sehen. Daß wir so herzlich und freundlich aufgenommen wurden, war mehr als eine Überraschung, und wir suchten in unseren Erinnerungen schleunigst festzustellen, wie man sich unter Menschen zu benehmen hatte. Ich muß sagen, es gelang uns einigermaßen, obgleich wir lange nicht mehr mit Messer und Gabel am Tisch gesessen und uns manierlich betragen hatten.

Ja, als wir zusammen bei leuchtenden Kerzen saßen, entdeckte Carsten Timm, daß er auch noch etwas anderes singen konnte, als Shanties und wilde Seemannsballade, und er sang die alten heimatlichen Weihnachtslieder mit einer tiefen vollen Stimme in den Zauber, der von den feierlich leuchtenden Kerzen in den Raum strömte.

Es war unerwartet schön, und als jedem von uns noch ein Missionsgeschenk übergeben wurde, dachte keiner von uns beiden, daß die Engel noch an uns vorbeigehen würden. Ich fand in meinem Paket warme wollene Unterwäsche und ein paar Strümpfe von irgend jemand gestrickt und gespendet. Es war kein Gruß, keine Zeile zu finden, wer sich den Dank dafür erworben hatte. Anders war es aber bei Carsten Timm. Er fand in seinem Paket einen dicken, gestrickten Isländer, der schon warm machte, wenn man ihn ansah, und dabei einen kleinen Zettel, auf dem zu lesen war, daß die Inga auf Ljusholm den Isländer an den langen Abenden gestrickt hatte, und daß sie dem unbekannten Empfänger einen herzlichen Gruß schickte und ihm viel Gutes wünsche.

Der gute Pastor von der Seemannsmission wollte nichts von Dank wissen und hat uns auch noch die drei Tage bis nach dem Fest betreut, bis wir eine neue Heuer bekommen hatten. Bevor wir jedoch von Boston abfuhren, setzte sich Carsten Timm hin und schrieb nach Ljusholm einen Brief, in dem er mit großen und harten Buchstaben Wort um Wort aufzeichnete, wie es uns am Heiligabend gegangen war, und daß er jetzt also den warmen Isländer trüge und daß er darüber froh wäre, denn auf der Nordsee wehte ein kalter Wind und der Isländer wäre sehr nützlich.

Die „Cherry old Chest", auf der wir angemustert hatten, war ein gutes Schiff, ja sie war ein glückliches Schiff, nur hatte sie den einen Nachteil, daß sie in Trampfahrt war und nicht einer sagen konnte, wann wir wieder nach Hause kommen würden. Es konnte drei Monate dauern, vielleicht auch sechs, unter Umständen noch länger, kalkulierten wir und rechneten dabei heraus, daß wir allmählich auch wieder zurechtkommen und eine gute Ausrüstung haben würden. „Three Cheers for Boston", und dann ging es hinaus.

Es gibt lächerliche Sachen in der Welt, zufällige und nicht zufällige. Mancher gibt auf Ahnungen etwas, und andere wieder spotten über solchen Tünkram. Wir hatten Freiwache. Die See war ruhig und spiegelglatt. Das Licht troff wie goldener Honig vom Himmel. Es war ein Wetter, wie selten eines war. Ich war auf dem Weg von Mittschiff ins Logis; als Carsten Timm seine kurze Shagpfeife aus den Zähnen fallen ließ und, nachdem er sie wieder aufgehoben hatte, etwas unsicher zu mir hinsah.

„Old fellow ... glaubst du an Ahnungen?"

„Ob ich an Ahnungen glaube? Wieso denn?" fragte ich zurück.

„Ach, ich mein' man ..." bog Carsten Timm ab, und schlich sich davon. Abends kamen wir, wie zufällig, wieder auf die Sache zu sprechen, und so ganz beiläufig sagte mir Carsten Timm, er sei der Meinung, daß es vielleicht eine Dummheit war, einen so langen Brief nach Ljusholm zu schicken, und aus der Sache mit dem Isländer würde sich noch etwas entwickeln.

„Carsten, du spinnst ..." sagte ich.

„Nein, nein ... sagen kannst du, was du willst, aber es wird sich noch etwas daraus entwickeln ..."

Ich wußte damals noch nicht, in welch wunderlicher Weise sich die Ereignisse entwickeln würden, war aber sehr überrascht, daß, als wir in Oran bunkerten, Post aus Ljusholm für Carsten Timm da war.

„Siehst du ..." und er hielt mir den Briefumschlag hin. Es war ein schöner und zugleich auch sehr merkwürdiger Brief. Wir saßen zusammen in der Kombüse und lasen Wort für Wort, während draußen der

Arbeitslärm und das wilde Geschrei der Mullahs sich überstürzte Der Brief aus Ljusholm erzählte uns, daß die Frau mit ihrer Tochter Lovisa und einem Knecht auf dem Hof lebten, und daß es eine schöne Aussicht wäre aus dem Fenster hinweg über die Äcker bis hin zum Wald, der schwarz und schweigend da sei Der Wald wäre sehr groß stand in dem Brief zu lesen und wenn man von Ljusholm in die Welt wollte, müßte man ihn durchwandern Das sei ein weiter Weg und mancher, der auf ihm aus dem Dorf hinausgegangen war, sei nicht zurückgekommen.

Uns waren die Wälder, die schweigende Schneefläche und der graue Himmel des Nordens plötzlich gegenwärtig, während wir doch unter der Sonne des Südens atmeten und Tag um Tag die Heiterkeit des Mittelmeers über uns wußten

„Merkwürdig ", sagte Carsten Timm nach einer Weile zu mir, „die Sache entwickelt sich "

Und die Sache entwickelte sich Wir bekamen regelmäßig Briefe aus Ljusholm In Aden erfuhren wir daß die Kuh gekalbt hatte, in Bombay erzählte uns der Brief aus Ljusholm, daß die Lovisa Geburtstag gefeiert hatte und vierundzwanzig Jahre alt geworden war. Auf der Fahrt zurück nach England bekamen wir in Gibraltar die Nachricht, daß das Pferd durchgegangen war, daß aber der Knecht es wieder eingefangen und heimgebracht hatte Und so erfuhren wir in jedem Hafen etwas Neues aus Ljusholm, kleine Sachen und große Ereignisse, und während wir mit der „Cherry old Chest" in der Welt herumschaukelten, mit Kohlen fuhren, mit Eisenerz, mit Reis, oder was sonst ein Schiff noch für Ladung bekommt, war oben im Norden jenes fremde und doch so vertraute Ljusholm, wo Leute lebten, die wir nicht kannten, und die uns dennoch bekannter waren als mancher, mit dem wir Tag für Tag umgingen

Manchmal fragte Carsten Timm, was es eigentlich mit der ganzen Briefschreiberei sollte, und es wäre eigentlich ein großer Unsinn. Als wir aber in Schanghai waren, ging er nicht an Land, sondern er setzte sich hin und schrieb nach Ljusholm von den fremden, bunten und merkwürdigen Dingen, die wir zu sehen bekommen hatten Auch packte er ein Stück Seide für die Leute auf Ljusholm ein, das er für das junge Mädchen dort erhandelt hatte Überhaupt war Carsten Timm ein merkwürdig anderer geworden, durch den Umgang mit Gedanken in Briefen Früher war er nicht zu halten gewesen, und der Shilling war ihm durch die Hände gelaufen wie Wasser Aber jetzt lockten ihn die gerühmtesten Freuden der Welt nicht mehr

„Laß mich man .", sagte er wohl, wenn die anderen losgingen, und ich traf ihn nicht selten dabei, wenn er saß und seine Briefe von Ljusholm durchblätterte

Jeder Mensch muß etwas haben, von dem er träumt an das er denkt und wohin er in seiner Einsamkeit sein Herz ausrichten kann Ich hatte ein Zuhause, hatte Vater und Mutter Geschwister, eine Heimat Carsten Timm hatte nichts dergleichen, nicht einmal eine Seemannsbraut, und so wurde nach und nach Ljusholm sein Wunderbares, an das er dachte, von dem er träumte

„Cherry old Chest" machte eine lange Reise, und es waren nahezu drei Jahre um, ehe wir endlich wieder einmal nach dem Norden kamen. Es war eigentlich ganz selbstverständlich, daß wir abmustern würden, denn man kann sich ja schließlich nicht mit einem Schiff, auch wenn es noch so gut ist, verheiraten.

Als wir nach Bergen kamen, gingen wir zum Kapitän und sagten, daß wir abmustern wollten. Der Alte sagte uns, er ließe uns sehr ungern gehen, aber wenn wir schon wollten, dann könne er nichts dagegen tun, und im übrigen hätte er schon damit gerechnet, weil wir doch immer Post aus Ljusholm bekommen hätten.

Ljusholm! Weder Carsten Timm noch ich hatten darangedacht, daß wir doch in der Nähe wären, doch da es uns einfiel, war es auch schon eine ausgemachte Sache, daß wir einen Besuch dort machen wollten. Geld hatten wir, gut in Zeug waren wir auch, und so konnten wir es wohl wagen, dort einmal vorzugucken. Carsten Timm war plötzlich ganz aufgeregt. Er war wie ein Kind und nicht wie ein Seemann, der auf allen Meeren gefahren war. Nicht das geringste und einfachste konnte er allein. Ich mußte einen neuen Schlips mit ihm kaufen, ehe wir den richtigen Hut gefunden und erstanden hatten, waren zwei Stunden vergangen, und bei den Schuhen ging es nicht anders. Am mühseligsten war es bei dem Juwelier, wo wir, da wir doch zu Weihnachten auf Besuch kamen, für die Mutter und die Tochter auf Ljusholm etwas Prächtiges einkauften. Carsten Timm war wählerisch bis zur Übertreibung, und der kleine Mann hinter dem Ladentisch mußte immer neue Dinge heranbringen, Ketten, Armbänder, Ringe, Anhänger, bis wir uns endlich auf eine kleine Uhr für die Tochter und einen Anhänger für die Frau geeinigt hatten. Auch an den Knecht dachten wir und kauften für ihn eine Kiste bester Zigarren. So ausgerüstet ging unsere Reise los.

Irgendwo auf einer lächerlich kleinen Station stiegen wir aus. Eine Holzbude deutete den Bahnhof an, und wir sahen einige Leute, die warteten, und weil uns der Schaffner sagte, daß wir angekommen wären, stiegen wir aus. Da standen wir dann mit unserem Gepäck im Schnee und wußten unserer Seele keinen Rat, wie wir weiterkommen konnten, denn es schien so, als wäre niemand da, den man fragen könnte. Die Leute beobachteten uns mit fremden und scheuen Blicken und warteten der Dinge, die kommen würden. Nun kann man aber bei siebzehn Grad unter Null nicht ewig warten, und so fragte ich einen alten Mann, der in einen dicken Pelz gehüllt und in schweren Schaftstiefeln dastand, ob er uns helfen könnte, nach Ljusholm zu kommen.

„Tjä . . .", sagte er langsam, zog noch einmal Rauch aus der Pfeife und sagte noch einmal: „Tjä . . ." und dann eine Weile nichts.

Wir warteten geduldig, denn es blieb uns ja nichts anderes übrig, als zu warten. Als er das viertemal Rauch aus seiner Pfeife gezogen hatte, war er mit seinen Überlegungen fertig.

„Wenn ihr laufen wollt, dann müßt ihr die Straße hier 'runter gehen und immer gerade aus, durch den Wald . . . doch, ich meine, es wird nicht gehen, weil ihr nicht vor Nacht hinkommen könnt, und dann habt ihr ja auch eure Sachen . . aber . . . ich meine, weil ich ja auch nach Ljusholm zurück muß, könnt ihr ja mit auf meinen Schlitten kommen . . ."

Das traf sich ganz großartig, und wir waren sehr froh über diesen Zufall, und dann stellte sich auch heraus, daß es der Knecht war, der uns nach Ljusholm bringen wollte, und als wir ihm dann erklärt hatten, warum und aus welcher Ursache wir aus der großen Welt in diese Einsamkeit gekommen waren, sagte er nur:

„Ai . . ai . . . das ist eine Sache . . .", trieb das kleine zottige Pferd an und zog Rauch aus seiner Pfeife. Dann waren wir alle still. Still wie der große, schweigende Wald, durch den wir fuhren und in dem hin und wieder eine Kiefer unter der schweren Schneelast ächzte, und still wie der Himmel, an dem schon die Sterne feierlich aufglühten. Von irgendwoher, weither hörten wir eine helle Kirchenglocke freundlich läuten. Es war keine Zeit für Worte. Wir schwiegen und hatten jeder unsere Gedanken.

„Ich bringe Besuch", sagte der Knecht zu der Frau, als er uns aus der dicken, warmen Decke auswickelte. Die große kräftige Frau gab uns ohne weiteres die Hand, half uns beim Aussteigen und führte uns ins Haus. Auch die Tochter kam herzu, ein wenig erstaunt und neugierig, denn wir waren ja aus der Fremde und nicht aus der Gegend, und an unserer Sprache hörte sie auch, daß wir aus einem anderen Land kamen.

Die Frauen und der Knecht waren aber auf das höchste erfreut, als wir uns erst bekanntgemacht hatten und ihnen erzählten, daß wir geradewegs von der See gekommen waren und, weil wir in der Nähe waren, sie besuchen wollten.

„Das ist gut von euch, und wir freuen uns sehr . . .", sagte die Frau, „und eine Kammer wäre da, in der wir wohnen sollten, solange wir Zeit hätten und wir bleiben wollten, und es sei ganz besonders fein, daß wir gerade zu Weihnachten gekommen wären . . ."

Und wir feierten zusammen ein Weihnachtsfest, so still und freundlich, wie wir es noch nie gefeiert hatten. Der Knecht holte seine Ziehharmonika hervor. Carsten Timm und ich sangen wieder Weihnachtslieder, erzählten von unseren Reisen, von Chinesen, Braunen und Schwarzen, während die Frau und die Tochter uns guten Kaffee einschenkten und uns den herrlichsten Kuchen zuschoben. Wir dachten auch an die Stunden vor drei Jahren in Boston und nahmen uns vor, gemeinsam einen Brief an den Missionspfarrer zu schreiben und ihm mitzuteilen, wie es doch merkwürdig zuginge in der Welt.

Am anderen Morgen gingen wir mit in die kleine Kirche zum Weihnachtsgottesdienst. Die Tochter hatte die Uhr zu sich gesteckt, und die Frau trug den Anhänger, und der Knecht rauchte von den Zigarren und meinte, eine solche gute Sorte hätte er noch nicht geraucht.

Das ist alles nun schon lange her. Mich hat es wieder in die Welt zurückgerufen, ich bin hin und her getrieben worden von Zufall zu Zufall, aber immer begleitet mich die freundliche Stille durch die aufgeregte Zeit, und mitunter erreicht mich auch ein Brief von Carsten Timm, der in Ljusholm hängengeblieben ist und die Tochter geheiratet hat.

„Es fehlte ein Mann auf dem Hof . . ." hatte Carsten mir geschrieben, und er sei sich mit der Tochter einig geworden. Die Frau und der Knecht hätten auch nichts dagegen . . .

Kriegshunde in alter und neuer Zeit

Aus dem geheimnisvollen Dunkel der Vorzeit taucht der Mensch auf, an seiner Seite der Hund. Kein Ruhmesblatt ist ihm zu irgendeiner Zeit geschrieben. Er ist der Gefährte des Menschen seit unvordenklichen Zeiten, gleich einem Schatten folgt er ihm aus der Vergangenheit in die Gegenwart. Und wie der Mensch ihm Lehrmeister war, so lehrte auch er den Menschen sich der Tierwelt in Zucht und Zähmung zu bedienen.

Viele Aufgaben hat der Mensch dem Hund zugewiesen. Er schützt ihm Haus, Hof und Herde, ist dem Menschen ein geschickter Jagdgehilfe, ein vortrefflich geschulter und unbestechlicher Verteidiger seines Herrn. Und selbst im Krieg wußte der Mensch seinen treuen Gefährten einzusetzen.

Weit läßt sich die Verwendung des Hundes zu Heereszwecken zurückverfolgen. Der altgriechische Schriftsteller Aeneias berichtet, daß schon im 6. Jahrhundert v. Chr. Briefe, in die Halsbänder von Hunden eingenäht, von diesen sicher überbracht wurden. Aber nicht nur als Meldehunde, sondern auch als Wächter und Kämpfer wurde der Hund eingesetzt. Solche Kampfhunde hielten Perser, Cimbern, Kelten, Berber und Tripolitaner. Auf antiken Bronzevasen sind gepanzerte Hunde dargestellt. Cyrus Masinissa, König von Numidien (3. vorchristliches Jahrhundert), und der Gallier Vercingetorix, der Gegner Cäsars, hielten zahlreiche Kriegshundekoppeln. Bei den Galliern waren diese Hunde nicht nur gepanzert, sondern trugen außerdem noch breite, mit langen Stacheln versehene Halsbänder. Sie dienten, wie auch später im Mittelalter, dazu, die feindliche Reiterei anzugreifen und deren Pferde niederzureißen. Sogar mit Brandstoffen ausgerüstete Hunde wurden im späten Mittelalter ausgeschickt, um das feindliche Feldlager in Brand zu stecken. In Stariciis „Heldenschatz" (Frankfurt und Leipzig 1720), Abschnitt „De Ingenio" sind Hunde mit Brandflaschen abgebildet, und es steht dort geschrieben:

„Viel Ding zeig ich dir jetzund an,
Ein Hund, Katz und Taub verrichten kann.
Wann du damit weißt umzugeh'n,
Dein Feind muß große Noth aussteh'n
Das geschieht, wenn du ein brennend Feuer
Dieser Thierlein eins mit Abentheuer
Thust hänken ain und läßt sie schnell
Laufen und fliegen an Ort und Stell'."

Auch in der Schweiz spielte der Hund während des ganzen Mittelalters eine große Rolle als Kampfgefährte, desgleichen bei den Burgundern. Die Schlacht bei Granson (1476) wurde durch den Kampf der waadtländischen und burgundischen Hunde eingeleitet. Bei Murten (1476), das von 1500 Bernern 10 Tage lang gegen Karl den Kühnen verteidigt wurde, zerfleischten die Alpenhunde die burgundischen Rüden. Auch Columbus und Vasco Nunenz bedienten sich der Kriegshunde auf ihren Fahrten.

Der größte Masseneinsatz von Kriegshunden, den die Geschichte wohl kennt, geschah bei der Belagerung von Valence. Kaiser Karl V. hatte hierfür Heinrich VI. von England (1527—1547) 4000 Hunde und ebensoviele Söldner und Hilfstruppen gegen den König von Frankreich zur Verfügung gestellt. Diese Hunde lieferten das Vordertreffen und besiegten die französischen Hunde.

Während mit der Zeit die Verwendung des Hundes als Kämpfer mehr und mehr abnimmt, wird er desto häufiger als Kundschafter und Meldehund eingesetzt. Die Entwicklung der modernen Kampfmittel und Kampfesweise wirkte bestimmend auf die Verwendungsmöglichkeit des Hundes im Krieg.

Der Deutsche Verein für Sanitätshunde war es, der bereits 1915 2500 Sanitätshunde ins Feld schickte. Bei Kriegsende standen etwa 4000 Hundeführer mit ihren Hunden an der Front. Diese Hunde leisteten wertvolle Dienste. In mehreren tausend verbürgten Fällen retteten sie Verwundete, die sonst dem sicheren Tode preisgegeben waren. In Galizien wurden allein im Mai 1915 226 Verwundete durch Sanitätshunde gefunden, in Rumänien in den Monaten September und Oktober 1916 61 Verwundete, die ohne den rettenden Spürsinn der eingesetzten Hunde in den weitgedehnten, hohen Maisfeldern verschmachtet wären. Bis 1916 waren von deutschen Sanitätshunden, einwandfrei nachgewiesen, im ganzen 2972 Verwundete vom sicheren Tode gerettet worden. 3000 Sanitätshunde haben ihre Treue für den Menschen mit dem Leben bezahlt.

25 000 Meldehunde stellte der Verein für Deutsche Schäferhunde während der ganzen Kriegsdauer. Unendlich wertvoll waren ihre Dienste, nicht nur im gefährlichen Botengang, wodurch sie manches Menschenleben erhielten, sondern sie wurden auch zu anderen, nicht minder schwierigen Arbeiten verwendet. Weihnachten 1917 schleppten die Meldehunde des 4. Garderegiments zu Fuß, das diese Hunde zuerst erfolgreich einführte, Hunderte von Briefen und Päckchen in die Schützengräben. Zum Legen von Fernsprechleitungen wurden ebenfalls Hunde eingesetzt, die mit der Drahttrommel auf dem Rücken einem bestimmten Ziel zueilten. Durch die sichere und schnelle Überbringung von wichtigen Meldungen in der Feuerzone, die dem Hund weit eher möglich war als dem Menschen, halfen die Meldehunde in zahlreichen Fällen bedeutende Verluste an Menschenleben vermeiden. Gerade in dieser Hinsicht waren auch die Postenhunde äußerst wertvoll. Sicher meldeten sie mit leisem Knurren oder auch nur durch einen Stoß mit der Nase den durch stockfinstere Nacht lautlos anschleichenden Feind und vereitelten manchen verhängnisvollen

Überfall. Selbst schwerverwundete Hunde überbrachten noch ihre Meldung zuverlässig: Der Dobermann „Scheed" z. B. kam im November 1916 bei Peronne mit einem durch Granatsplitter völlig zertrümmerten Vorderlauf langsam angehumpelt, überbrachte seine Meldung und starb.

Es gibt heute keine kriegführende Nation, die nicht den Hund als Hüter, Helfer und Melder im Kriege einsetzt. In verschiedenen Staaten, sogar im fernen Japan, schätzt man für diese Aufgaben besonders den deutschen Schäferhund, der seine Fähigkeiten und seine Feuerfestigkeit im Weltkrieg bewiesen hat. Tausende von Soldaten verdanken seiner Treue ihr Leben. Im Wind, Wetter und in der Entbehrung, im Feuerhagel der Front hat sich der Hund als guter Kamerad des Menschen bewährt und sein Leben für seine Anhänglichkeit gesetzt, die ihn einst zum ersten Begleiter des Menschen bestimmte. M. R.

Anekdoten

Eines Tages begegnete Orlow, der gewesene Günstling der Zarin Katharina II., dem neuen Günstling Potemkin, als dieser eben die Schloßtreppe emporstieg.

Potemkin fragte Orlow: „Na, was gibt es Neues im Schloß?"

Orlow erwiderte trocken: „Oh, nichts von Bedeutung, außer daß ich heruntersteige und Sie hinauf." F. S.

Eine peinliche Verwechslung.

Als Guglielmo Marconi, der Erfinder der Funkentelegraphie, sich in England, der Heimat seiner Mutter, aufhielt, sagte während eines Essens in Newport seine Tischdame zu ihm: „Oh, ich würde gar zu gern Ihr entzückendes ‚Intermezzo' von Ihnen selbst gespielt hören!" Die Ärmste hatte ihn mit seinem großen Landsmann Mascagni verwechselt, dessen Oper „Cavalleria rusticana" über alle Bühnen der Welt ging. „Sehr gern, gnädige Frau", antwortete Marconi. „Sie müßten nur für ein drahtloses Klavier sorgen!" J. D. W.

Auch ein Beweis.

In der Schlacht bei Landrecy (1655) erhielt der Marquis de Feuillade eine schwere Kopfwunde. „Nun", fragte er den Verbindenden mit schwacher Stimme, „wie steht's?" —

„Die Verletzung scheint ziemlich gefährlich", meinte der Wundarzt, „das Gehirn wird schon sichtbar."

„Ach, wie hübsch," murmelte der Marquis, „nehmen Sie doch ein wenig davon und schicken Sie's dem Kardinal Mazarin, damit er es auch sieht! Er hat mir früher wohl zehnmal täglich versichert, daß ich kein Hirn im Kopfe hätte!" F. B

„Nix travailler…"

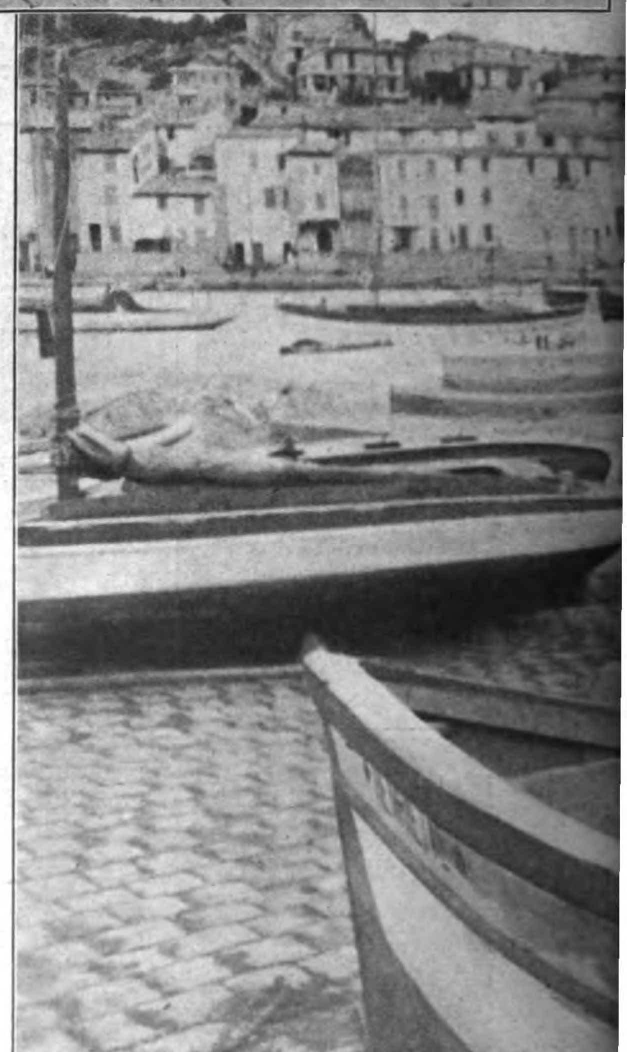


Ob ein Fisch anbeißt oder nicht — on s'en fiche (man macht sich nichts draus) und schließlich sitzt man ja auch gemütlich im Schatten.

BILDER AUS DEM SONNIGEN SÜDEN FRANKREICHS



Boule - Spiel, ein beliebtes, französisches Geschicklichkeitsspiel mit Kugeln, dem man stundenlang zuschauen kann; hier holt man sich den Unterhaltungsstoff für den Abendschoppen.



Warum sollten denn diese
Bild im Kreise: Nach den





Unserer Bilderserie aus Südfrankreich haben wir den Titel vorangestellt „Nix travailler". Für viele Soldaten des Weltkrieges, die an der Westfront kämpften, sind diese zwei drolligen Worte ein Begriff geworden, Begriff einer Gemütlichkeit, eines „Laissez aller", kommst du heute nicht, kommst du morgen, das ein Volk sich leisten kann — und gern leistet —, das anspruchslos und zugleich reich ist: Frankreich, das Land der unzähligen kleinen Rentner.

Oben: Eine Aufnahme, die man vorzugsweise in Südfrankreich — außer an unfreundlichen Tagen an jeder Straßenecke machen kann, denn der „freundliche Nachbar" ist immer zugegen und überall. Parole: ein wenig über die neuen Steuern oder den noch immer ausstehenden Zinsendienst für die russischen Eisenbahnobligationen (viele Milliarden Goldfranken der kleinen Rentner sind vor dem Kriege nach Rußland gewandert) diskutieren, und im übrigen „nix travailler".

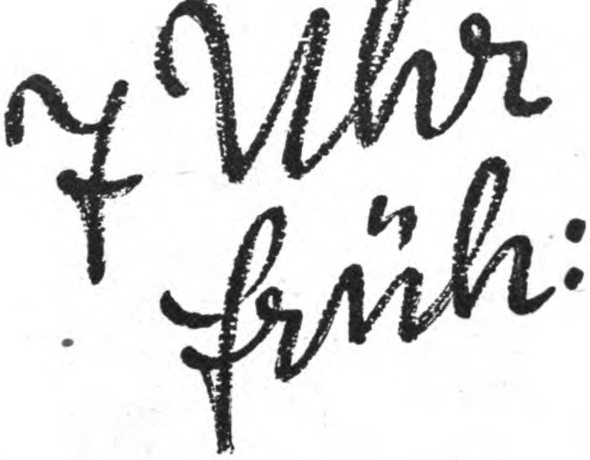


…en Schönen sich nicht auch ein Plauderstündchen gönnen?
…Anstrengungen" des Spiels der wohlverdiente Schoppen.



„Tiens!" . . . Kritische Zuschauer beim Boule-Spiel.

Aufnahmen: Alice Hess.





Sieben Uhr morgens: So kennt jeder Frühbesucher der Filmateliers Brigitte Horney. Sportwagen und die unvermeidliche Tasche.



Geübte Hände tragen zunächst einmal den Teint auf. Langeweile kommt dabei nicht auf, denn die Künstlerin weiß stets angeregt zu erzählen.



In der Garderobe angekommen, wird erst mal ein Kaffee „à la Horney" gebraut, denn in gewohnter und vertrauter Gesellschaft schmeckt die Sondermischung besser.



Das Tagewerk der Maskenbildnerin beginnt, Brigitte sitzt am Schminktisch

Sonder-Aufnahmen für den „IB."



Das unbestechliche Filmlicht bedingt eine sorgfältige Ausarbeitung der Maske; der Teint ist aufgetragen, und mit feinem Gefühl tasten die Finger über das Gesicht, um die Teintschicht gleichmäßig zu verteilen

Brigitte Horney – die erste im Atelier

Zum ersten Male hat Brigitte Horney Willy Birgel als Partner in dem neuen Ufafilm „Mitternachtswalzer". Diese beiden Künstler geben dem Film von vornherein ein ganz besonderes Gepräge. Die sympathische Künstlerin ist vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein Tag für Tag am Werk, um in diesem neuen Film ihre hohe Darstellungskunst in einer Vollendung zu zeigen, die von neuem die Reife des künstlerischen Schaffens dieser beliebten Darstellerin zeigen soll.



Brigitte Horney und Willy Birgel, ihr Partner in dem neuen Ufafilm „Mitternachtswalzer", waren noch vor wenigen Wochen in der Oase Biskra, wo die Außenaufnahmen für diesen Film gedreht wurden



Der eigenartige Reiz Brigitte Horneys wird von ihr in der Maske durch das feine Nüancieren des Mundes besonders unterstrichen. Dann ist die Maske fertig; das ganze Gesicht wird überpudert, um den Fettglanz der Schminke in einen feinen Teinthauch zu verwandeln.



Der letzte prüfende Blick in den Spiegel.
Wenige Minuten später steht die Künstlerin vor der Kamera in ihrer herben, einzigartigen Schönheit, um von neuem durch ihr großes Können zu bezaubern.



Bei den Vierlingen von Beuthen handelt es sich um zwei Zwillingspärchen, die paarweise sehr verschieden voneinander sind.
Hier sehen wir Viktoria und Edeltraut, die große Ähnlichkeit mit ihrem Vater haben, in ihrem Wesen aber der Mutter gleichen, der sie gern im Haushalt helfen; sie sind auch größer als ihre beiden Zwillingsschwestern.

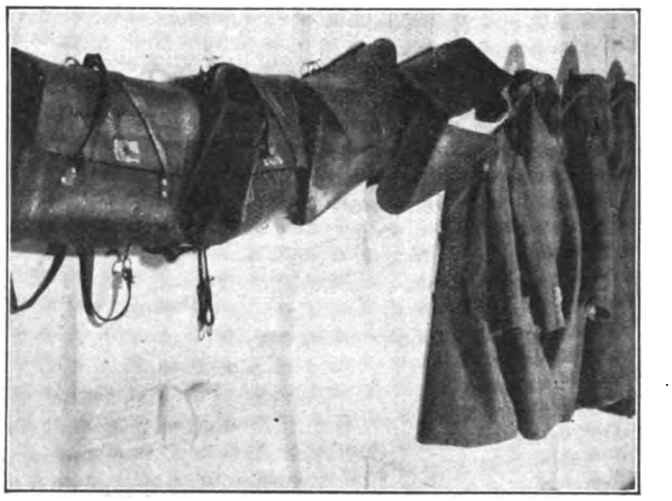


Hier sieht man die Ähnlichkeit der beiden älteren Zwillingsschwestern Viktoria und Edeltraut mit ihrem Vater, dessen regen Wissensdrang sie aber nicht geerbt haben.

Die Vierlinge von Beuthen

Die Zwillingsforschung hat sich zu einem der wichtigsten Gebiete der Erbkunde entwickelt; diese wiederum bildet die wissenschaftliche Grundlege zur Rassenpflege.

Aufnahmen: Mauritius



Oben: Schulranzen und Mäntel in Reih und Glied; ob es wohl nicht manchmal Verwechslungen gibt?



Edeltraut und Viktoria (oben) haben dunkelblondes Haar und eine frische Hautfarbe; Anneliese und Maria dagegen hellblondes Haar, helle Hautfarbe und Sommersprossen.



Die Vierlinge auf der Schulbank.
Anneliese und Maria sind geistig besonders rege, beschäftigen sich lieber mit dem Vater und stöbern gern in Märchenbüchern herum; Edeltraut und Viktoria folgen dem Unterricht nicht mit dem gleichen Interesse, helfen dagegen lieber der Mutter bei den Hausarbeiten. Bei beiden Paaren stimmt die geistige Haltung nicht mit dem Elternteil überein, dem sie ähnlich sehen.

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22, Thierschstraße 11–15, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12–2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Bern III 7205; Warschau 194121; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968; Den Haag 211846; Paris 190066; Brüssel 350797. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße; Swiss Bank Corporation, West End Branch, 11c, Regent Street, Waterloo Place, London S. W. 1. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39-41, Fernruf 20755 u. 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden.
[A B C D E F] D.A. III. Vj. 1937: über 685000 Stck. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig

DONNERSTAG, 23. DEZ. 1937
12. JAHRGANG / FOLGE 51

IB Illustrierter Beobachter

AUS DEM INHALT:
Väter beim Weihnachtseinkauf / Weihnachten beim Rundfunk / Karakul im Lande der Hereros

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22



Das Hauptgeschenk des Weihnachtsabends wird gleich in Betrieb genommen: Liesel auf Rekordfahrt um den Lichterbaum.

Aufnahme: Enno Folkerts.



Siegreicher Vormarsch der japanischen Truppen an der Nankingfront.
Von drei Seiten her rücken die japanischen Truppen, gedeckt durch Tanks, unter fortwährenden Kämpfen gegen die chinesischen Stellungen vor.

Aufnahmen: Weltbild. Müller & Sohn Atlantic-Photo. Presse-Photo



Während eines Schneesturms raste der Expreßzug Edinburgh — Glasgow in einen auf der Strecke stehenden Personenzug hinein; annähernd vierzig Tote sind bei dem Unglück zu beklagen.

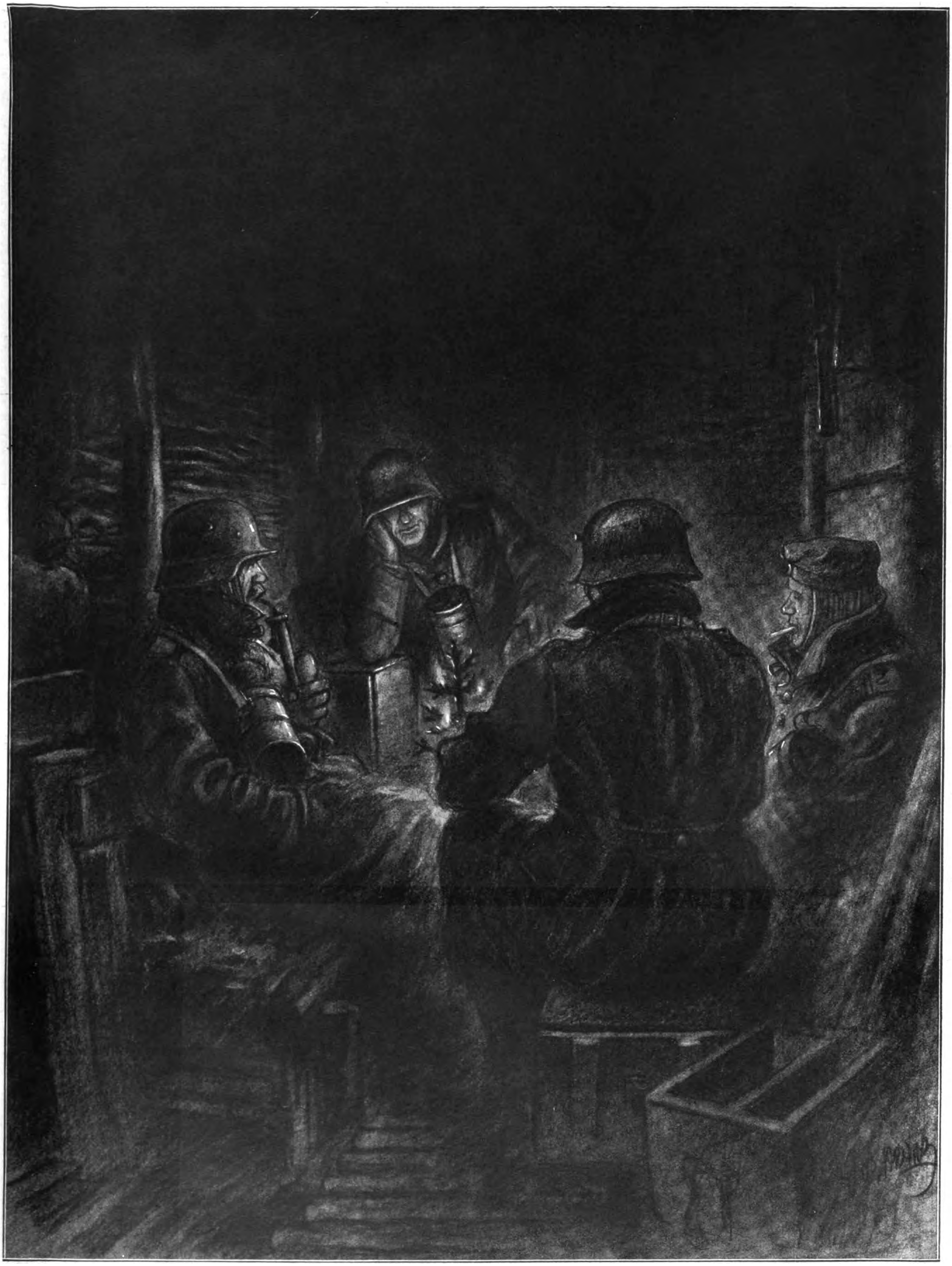


Im Zirkus Krone in München wurde der Länderringkampf im griechisch-römischen Stil ausgetragen. Unser Bild zeigt Gauleiter Adolf Wagner (links), dessen Interesse für den Berufssport bekannt ist, als Zuschauer während eines Kampfabends





Modell des Zentralflughafens Berlin-Tempelhof, wie er sich nach seiner Fertigstellung dem Beschauer darbieten wird. Durch ein Richtfest fand am 4 Dezember die großzügige Neugestaltung des Flughafens ihren ersten Abschluß.



In stiller Nacht auf heil'ger Wacht.

Weihnachten im Schützengraben vor zwanzig Jahren.

Nach einer Zeichnung von J. Lazarus.

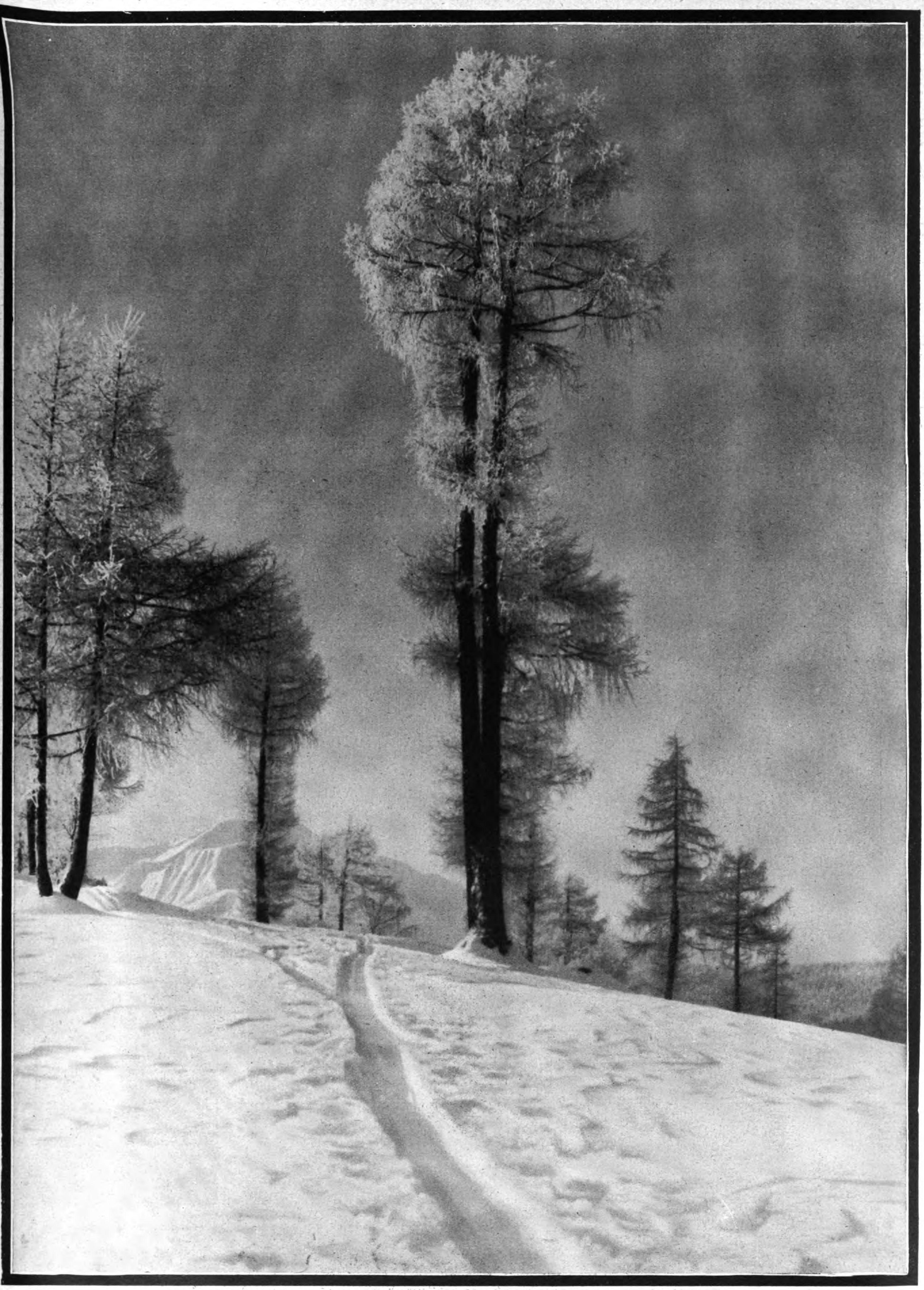


Oben: Juchhe! Skisport mit Autovorspann ohne sportliche Richtlinien; die Hauptsache, daß man vergnügt dabei ist.



Aufnahmen: Weltbild. Weltrundschau.

Links: Lust des geübten Schneeschuhläufers: Der Umsprung zwischen zwei Schußfahrten an steilem Hang. Die Schönheit der photographischen Aufnahme liegt im Spiel der Sonne, die den aufgewirbelten Schnee durchstrahlt.



Eine deutsche Schneelandschaft — die Weihnachtssehnsucht deutscher Menschen in tropischen Ländern.
Aufnahme: Weltbild.

VÄTER kaufen ein...



„Stabil sind die Dinger ja; sehen Sie doch mal bitte nach, ob Sie nicht noch einen Mitropawagen finden."



Zwei Väter, die sich wieder in ihre Kindheitstage zurückversetzt fühlen.
„Man wird doch sicherlich noch einen zweiten Tunnel und ein paar Weichen zukaufen können, und dann denk' ich mir sehr lustig, wenn . . ."



So ganz rasseecht kommen ihm die „Wauwaus" offenbar nicht vor, und einen Stammbaum haben sie auch nicht; immerhin, Rudi hat sich nun mal einen gewünscht.

Aufnahmen: Alice Heß.





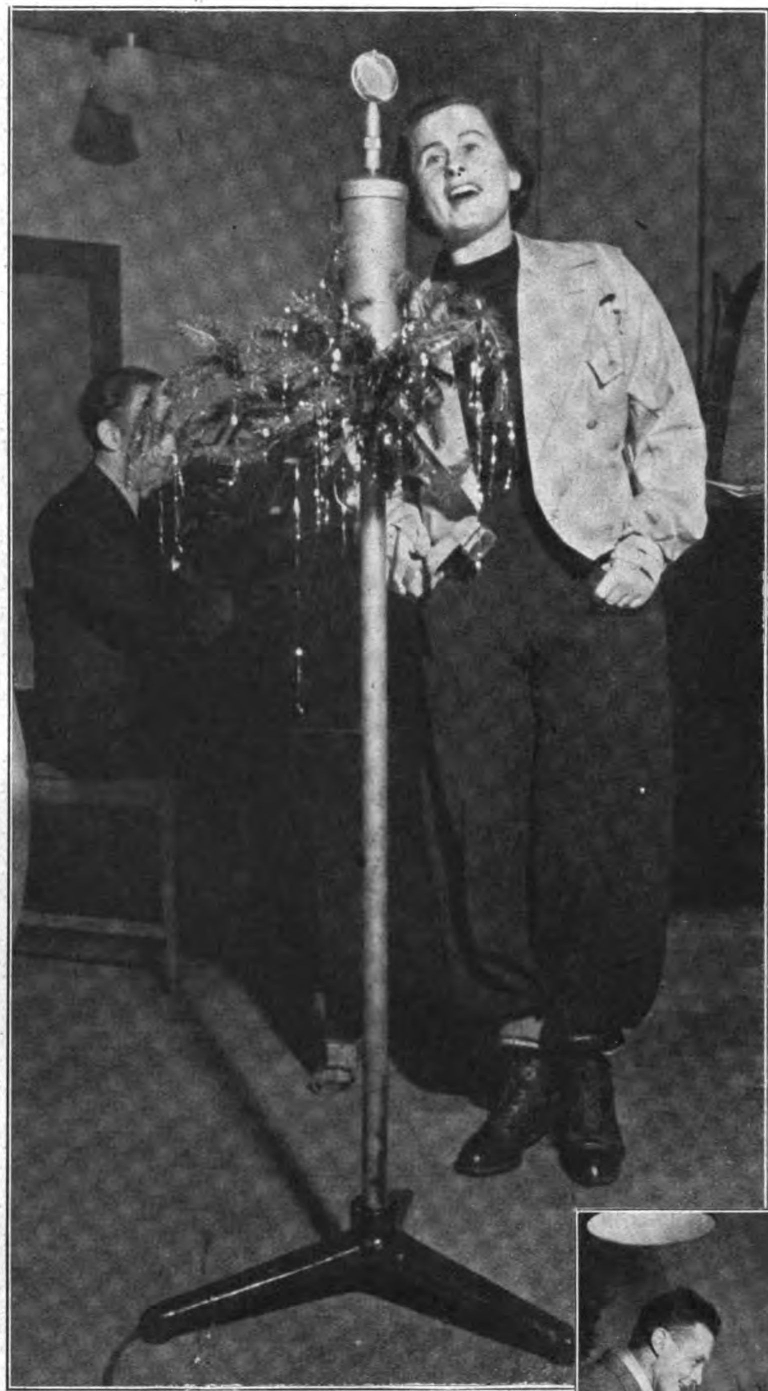
„Das ist ja ein ganz großartiges technisches Wunder;
wieviel Pferdekräfte stecken denn da eigentlich drin?"



Aller Gedanken kreisen um den kreisenden Zug.
Die beherrschte Spannung des einkaufenden Vaters ist mindestens so groß wie die der zuschauenden Knaben; vielleicht denkt er, daß man als Bub vor vierzig Jahren stundenlang hätte an dieser Stelle stehen können — wenn es so etwas damals gegeben hätte.



Früh am Morgen: Karl Ehgartner ist der Meinung, daß die Gymnastik schon mit Rücksicht auf Gansbraten und Leckereien auch während der Festtage nicht aussetzen darf; ihm brachte der Weihnachtsmann einen Hampelmann als Symbol der Gelenkigkeit.



Lilli Preisig hat die Skier schon fachmännisch gewachst; bevor sie in den bayerischen Bergen ihre Schußfahrten macht, läßt sie ihre Stimme noch einmal durch den Äther schwingen.



Der 24. Dezember im Rundfunk



Oben: Rundfunkintendant Dr. Habersbrunner meint es mit seiner großen Gemeinde so gut, daß er den Wetteransager Ketnath mit einem Laubfrosch besticht — zwegen des Weihnachtswetters.

Links: Die Rundfunksendegemeinde in weihnachtlicher Stimmung ganz privat.



Mädel aus der Rundfunkspielschau singen Weihnachtslieder und Millionen Deutsche, Menschen in der warmen Stube und Volksgenossen auf hoher See, empfinden auch durch diese Kinderstimmen die deutsche Weihnacht





Unser Bildberichterstatter hat diesmal den Münchener Rundfunk aufgesucht, um den Lesern unseres Blattes und Hörern des Rundfunks zu vermitteln, wie sich die Mitwirkenden, deren Stimme und Aufgabe für das Gemeinwohl einem vertraut geworden ist, eine Weihnachtsstimmung verschaffen.

Oben: Elise Aulinger bei einer Ludwig-Thoma-Weihnachtssendung aus Tegernsee

Rechts: Toni Nebuschka sendet zwischen 0 und 2 Uhr ein Nachtkonzert auf Industrie-Schallplatten

Aufnahmen: B. Fischer

DER JLLUSTRIERTE BEOBACHTER SETZT DIE IN SEINER LETZTEN FOLGE BEGONNENE ARTIKELREIHE UNSERER BILDBERICHTERSTATTERIN ILSE STEINHOFF AUS DEM EHEMALIGEN DEUTSCH-SÜDWEST FORT:

KARAKUL

Karakul kommt aus dem Türkischen und bezeichnet ein persisches Lamm. In Deutsch-Südwestafrika steht die Karakulzucht auch heute noch in hoher Blüte

Die wirtschaftliche Entwicklung unserer ehemaligen Kolonie Deutsch-Südwestafrika beruht neben dem Bergbau hauptsächlich auf der Viehzucht, hinter welcher der Ackerbau wegen der Trockenheit des Landes weit zurücktritt. Zwar wird man durch eine weitere Wassererschließung noch manche Fläche für den Anbau gewinnen können, in der Hauptsache wird die Kolonie aber stets Viehzuchtland bleiben. Besonders ausgiebig betrieben wird die einträgliche Karakulzucht; aus dieser Lammart werden ähnlich wie im Orient die Persianerfelle gewonnen. Bis zum dritten Monat sind die Jungtiere schwarz, während die Farbe später dunkelgrau wird



Der Segen einer guten Karakulzucht.
Farmerstochter aus Südwest mit einer Herde Karakulramme (Widder): jeder Ramm hat einen Wert von sechzig bis hundert Pfund Sterling.



Auf einer deutschen
Eine Herde Karakuls wird auf die Weide getrieben
nichts Außergewöhnliches dar; man





Deutsche Farmerstochter mit ihrem Liebling. Dieser Karakulramm stammt aus einer der besten Zuchten von Südwest; er wird mit hundert Pfund bewertet.



Oben: Eingang zu einer Karakulzuchtfarm bei Windhuk.

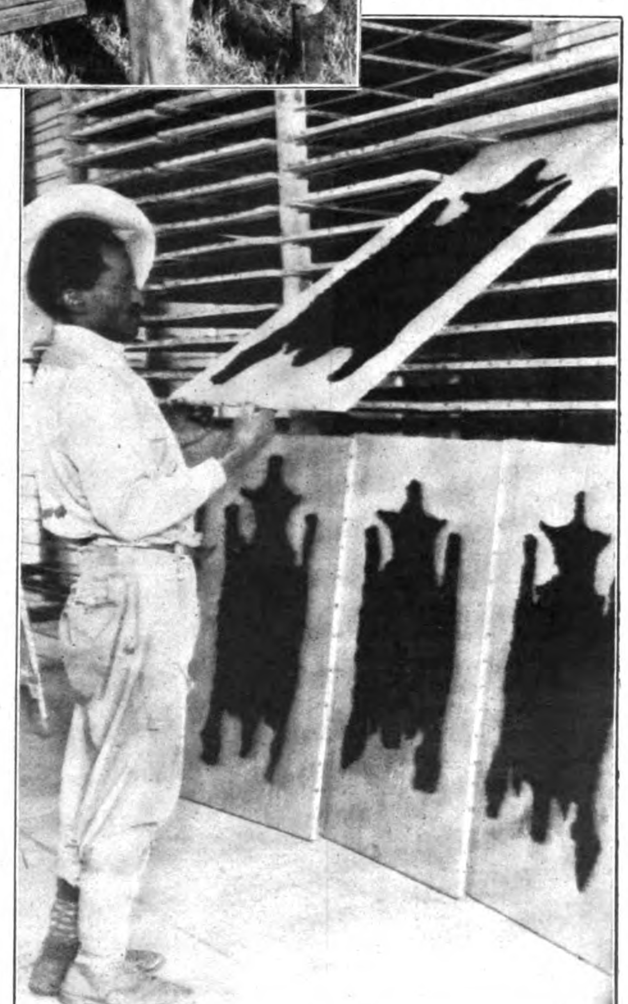
Links: Eine Ladung neugeborener Karakuls; sie werden den Abend desselben Tages nicht mehr sehen.



Karakulfarm bei Windhuk.
Die links sichtbaren Tennisplätze stellen
findet sie fast bei jeder Farm



Karakulfellchen
werden gewaschen und hierauf ...



... bis zum Versand
in den Trockenraum gehängt.

Aufnahmen: Jlse Steinhoff.

Carl August Freiherr von Gablenz:

D-ANOY bezwingt den Pamir

Ein abenteuerlicher deutscher Forschungsflug

(4. Fortsetzung.)

Rührend nahm die freundliche Bevölkerung Anteil an unserem Schicksal. Sie lief während des ganzen Marsches hinter uns her und versuchte, den Soldaten mit flehenden Gebärden klarzumachen, daß wir friedliche Menschen seien. Aber rücksichtslos wurde sie mit Peitschenhieben und brutalen Kolbenstößen zurückgetrieben.

Trotz unserer ungemütlichen Lage und der schmerzenden Fesselung war der Ritt nach Lob hinein nicht uninteressant. Schon nach kurzer Zeit kamen wir auf die große, von schönen Pappeln gesäumte Karawanenstraße, die für Kraftwagen gut passierbar ist. An ihr entlang zieht sich eine Telegraphen- oder Telephonleitung. Beiderseits folgen ihr tiefe, wassergefüllte Gräben, die ein Teil der kunstvollen Bewässerungsanlage sind, der die fleißige Bevölkerung den reichen Ertrag ihrer Felder und Gärten verdankt. Auch die Straße selbst wird in bestimmten Abständen von diesen offenen, teils gefülten teils leeren Bewässerungsgräben gekreuzt.

Nach einer Weile kam uns der Polizeihauptmann des nächsten Orts, der Leiter der Polizeistation Lob, auf seinem Pferde entgegen. Er übernahm nun die Führung des Transports und ließ als erstes unsere Fesseln lockern. Sie uns ganz abzunehmen, wagte er wohl mit Rücksicht auf die Anwesenheit der Soldaten nicht.

Allmählich näherten wir uns Lob Basar. Einzeln stehende Häuser schlossen sich zu einer Straße zusammen. Die Fenster der aus Lehm aufgeführten Bauten gehen auf den innen liegenden Hof. Die Hauptstraße selbst ist von einem Balkengerüst überdacht, das von einer Häuserzeile zur anderen reicht. Darüber liegen die schattenspendenden Strohmatten.

Die Bevölkerung zeigte reges Interesse an diesem ungewöhnlichen Transport, der jetzt durch die Hauptstraße zog. Ehrerbietig mußten sich die Männer von ihren Sitzen erheben, um dem Polizeihauptmann die schuldige Achtung zu zollen. Die Frauen hatten von der Straße zu verschwinden, oder sich nach mohammedanischer Sitte abzuwenden.

Vor dem Gefängnis hielt der ganze Zug. Auf Befehl des Hauptmanns wurden wir losgebunden. Der Hauptmann selbst hob beide Hände in Brusthöhe und spreizte die Daumen empor. Wir wußten, das bedeutet im Chinesischen „gut". Dann ergriff er Untucht und mich an der Hand und führte uns in das Haus hinein. Auch das wußten wir: wenn man jemand an den Händen führt, dann heißt es: „Wir sind Freunde!" Uns sollte diese Freundschaft schon recht sein, aber man darf es uns nicht übelnehmen, daß wir nach der vorausgegangenen Behandlung ein wenig mißtrauisch blieben.

Die Soldaten waren draußen geblieben und dann abgerückt. Sie hatten in ihren Mützen und zum Teil auch weißen, weichen Südwestern, ihren Hausanzügen ohne Rangabzeichen und den Patronengurten um Bauch und Schultern recht abenteuerlich ausgesehen. Diesen Eindruck vermochten auch die Karabiner mit dem aufgesetzten Seitengewehr nicht zu verwischen.

Lob Basar, wohin man uns gebracht hatte, ist ein kleines Städtchen. Basar im Zusammenhang mit dem Namen bedeutet, daß hier an bestimmten Tagen auf der überdachten Hauptstraße Markt abgehalten wird. Im Winter, wenn es kalt ist — und hier kann es ganz erbärmlich kalt werden, bietet die gedeckte Straße einen gewissen Schutz für die Bevölkerung und die Marktbesucher. Die in den Verkaufsnischen hockenden Verkäufer schützen sich dann, indem sie sich eine Decke um die Schulter legen und darunter den Mangal mit glühenden Holzstücken stellen.

Allmählich wurde es Mittag. Wir waren um elfeinhalb Uhr Schanghai-Zeit, das ist nach Ortszeit etwa 9 Uhr, gelandet. Die Arbeiten am Motor hatten eineinhalb Stunden gedauert, dazu die Zeit, die unsere Gefangennahme und der Marsch nach Lob erfordert hatten ... es mußte also zwischen elf und zwölf Uhr sein.

Neugierig blickten wir uns im großen Raum um, in den uns der Hauptmann geführt hatte. Er war weißgetüncht und recht sauber. Der Lehmfußboden gut gefegt. Auch der Kang fehlte nicht. Ein großes Glasfenster führte hinaus auf einen offenen Hof, die Fenster der Seitenfront waren mit Papier bespannt. Die Tür ersetzte wie überall in China in der warmen Jahreszeit ein Vorhang.

Auf dem Schreibtisch eine Menge Akten, an der Wand die Ausrüstungsgegenstände des Hauptmanns. Ein prachtvoll gearbeitetes Lederkoppel mit kupfergetriebenen Schnallen und Schlössern, das übliche breite Schwert, der Karabiner, die Thermosflasche und — eine gute deutsche Mauserpistole.

Zur Begrüßung brachte uns der Oberboy des Polizeikommandanten, ein vierzehnjähriger, intelligenter und tüchtiger Bursche, heißes Wasser zum Waschen. Wir wuschen uns, nicht wie bei uns üblich, in einer Schüssel, sondern der Boy schüttete uns nach mohammedanischer Sitte das Wasser aus einer schönen Messingkanne in die Hände, denn niemals wird sich der Moslem in „totem", also stehendem Wasser reinigen. Zwei jüngere Boys mußten uns gleich die Füße waschen.

Dann kam der Tee. Er schmeckte herrlich, und wir erkannten, daß er nicht aus dem billigen Ziegeltee bereitet war, der aus Verpackungsgründen zu Ziegeln fest zusammengepreßt wird und dadurch einen beträchtlichen Teil seines Wohlgeschmacks und seiner Frische einbüßt.

Während wir den Tee tranken und ein wenig mit dem Schicksal haderten, weil wir viel lieber, statt hier zu sitzen, den Kampf mit Wakhan und Hindukusch aufgenommen hätten, gab uns der Hauptmann durch Zeichen zu verstehen, daß er sich telephonisch mit dem Befehlshaber in Chotan in Verbindung setzen würde, um weitere Befehle zu erbitten. Die schwierige Verständigung — wir drei waren in der Zeichensprache ebenso ungeübt wie der Polizeihauptmann — wurde auch nicht besser, als ein Offizier des in Lob liegenden Truppenteils auf der Bildfläche erschien, der ein paar Brocken Russisch konnte.

Chotan, das wußten wir von der Karte her, lag etwa dreißig Kilometer von Lob Basar entfernt. Da keine Anzeichen darauf schließen ließen, daß man in der Oase über Kraftwagen verfügte, mußten Stunden vergehen, bis der



Turkestanische Hausfrauen in Kaschgar kaufen einem Gemüsehändler die auf einem Esel verladenen Waren ab.

Aufnahme: Mauritius

Befehlshaber oder einer seiner Bevollmächtigten in Lob eintreffen konnte. Es blieb uns darum nichts anderes übrig, als uns weiter in Geduld zu fassen.

Eine Abwechslung in das Warten brachte ein vorzügliches Mittagessen. Es gab eine Schüssel mit Huhn, eine Schüssel mit Ente und eine dritte, die mit Hammelfleisch gefüllt war. Selbstverständlich bekamen wir keine Teller und mußten uns mit Stäbchen die Fleischstücke und den Reis einverleiben.

Nach dem Essen bedeutete man uns, wir sollten nach den Aufregungen, die uns dieser Tag gebracht hatte, erst einmal schlafen. So legten wir uns auf den Kang. Der liebenswürdige Hauptmann stellte uns nicht nur seine eigenen Decken zur Verfügung, sondern ließ uns noch weitere bringen. Besonders unserem armen Kirchhoff, den die Erkältung und das Fieber seiner Widerstandskraft beraubt hatten, tat das Liegen gut.

Ihm war auch der Ritt nach Lob nicht gut bekommen. Fest gebunden und von den Soldaten schlecht gehalten, hatte er sich auf dem sehr hoch gehenden Sattel böse durchgeritten. Erschöpft schlief er als einziger von uns schnell sehr fest ein.

Bis dahin waren nur sehr wenig Fliegen in dem Raum gewesen, auch sprengten die Boys ständig Wasser auf den Fußboden und hielten dadurch die Luft frisch und angenehm. Da sich aber doch einige der unverschämten Fliegentiere ins Zimmer verirrt hatten, mußten zwei Boys die ganze Zeit über mit sehr hübsch aus Roßschweifen zurechtgemachten Fliegenwedeln darüber wachen, daß unsere Ruhe nicht gestört wurde.

Das erste Verhör.

Plötzlich stürzte der Polizeihauptmann herein und scheuchte uns von unserem Lager auf, indem er uns bedeutete, daß der General aus Chotan höchstpersönlich eingetroffen sei. Der General kam. Es war Ma Si Ling, der Kommandeur der Garnison Chotan. Sein aufgeschwemmtes Gesicht drückte Brutalität und Verschlagenheit aus. Hinter ihm strömte eine Reihe von Offizieren und ein Teil der ihn begleitenden Leibwache in den Raum. Im Augenblick war das recht große Zimmer überfüllt. Aber es reichte nicht aus, die gesamte Leibwache aufzunehmen. Damit auch die Draußenstehenden an dem interessanten Schauspiel, das sich nun entwickeln sollte, teilnehmen konnten, wurden die Fenster geöffnet.

Als Dolmetscher hatte der General einen Hindustani, einen Inder, mitgebracht, der nach seiner eigenen Erklärung nur Indisch und Chinesisch sprach. Die drei Worte, die er außerdem noch in Englisch zu radebrechen vermochte, genügten jedoch, uns mit Hilfe der unbezahlbaren Zeichensprache klarzumachen, daß der Befehlshaber unsere Pässe zu sehen wünschte, um festzustellen, ob wir chinesische Visen und eine ordnungsgemäße Erlaubnis für unseren Flug besäßen.

Diese Papiere befanden sich aber in unserem Flugzeug, denn man hatte uns keine Zeit gelassen, etwas von unseren Sachen an uns zu nehmen. Außerdem war es möglich, daß die Maschine inzwischen von den ja wie Raben stehlenden Soldaten völlig ausgeplündert worden war, hatten wir doch beim Abreiten bemerkt, daß die Soldateska nicht nur in die Kabine geklettert, sondern auch auf den Tragflächen der Ju herumgetrampelt war.

Zu meiner Freude gelang es mir, vom General die Erlaubnis zu erwirken, zur Maschine zurückreiten zu dürfen. So konnte ich doch wenigstens feststellen, wie weit die Plünderung gegangen war und welche Schäden unser Vogel bei dem feigen Feuerüberfall davongetragen hatte.

In Begleitung des Polizeihauptmanns und dreier weiterer Polizisten ritt ich nun ungefesselt den gleichen Weg zurück, den ich schon als Gefesselter kennengelernt hatte. Jetzt machte der Ritt allerdings mehr Freude, denn von dem zuvorkommenden Hauptmann war mir dessen bestes Pferd zur Verfügung gestellt worden.

Das Flugzeug war inzwischen von anderen Soldaten als denen, die uns so unfreundlich zum Abbruch des Starts gezwungen hatten, gegen die immer noch neugierig herumstehende Menge abgesperrt worden. Gemeinsam mit dem Polizeioffizier betrat ich die Kabine, in der sich mir ein wüstes und wenig Hoffnung erweckendes Bild bot. Alle unsere Koffer, die im rückwärtigen Teil des Rumpfes verstaut gewesen waren, hatte man geöffnet. Der Inhalt war wirr herumgeworfen und in der ganzen Kabine verteilt worden.



Verkehr auf einer der von Chotan ausstrahlenden Oasen-Straßen

Aufnahme: Mauritius

Schon auf den ersten Blick mußte ich feststellen, daß viel von unseren Sachen fehlte. Auch die herrlichen Früchte, die uns die Bevölkerung zum Geschenk gemacht hatte, waren verschwunden.

Besonders unangenehm war, daß sich auch unsere Pässe und die übrigen Papiere, die ich schon bei der Landung zurechtgelegt hatte, nirgendwo auffinden ließen. Erst nach langem Suchen fand ich zwar die Pässe, nicht aber die Flugerlaubnis. Ein Blick in meine Aktentasche, die verschlossen gewesen und gewaltsam geöffnet worden war, ließ mich erkennen, daß der Sack Silbergeld, den wir mit uns geführt hatten, auch schon einen Liebhaber gefunden hatte. Außer den Dokumenten packte ich rasch ein wenig Nachtzeug für uns drei zusammen, und zurück ging es wieder nach Lob.

Im Zimmer des Polizeihauptmanns fand ich nur Untucht und Kirchhoff vor. Der dicke General und seine Leibwache waren verschwunden. Ich berichtete kurz, wie ich die D-ANOY vorgefunden hatte, und ließ mir von den beiden Kameraden erzählen, was sie selbst in der Zwischenzeit erlebt hatten. Kirchhoff hatte seinen Humor wiedergefunden und sah als richtiger „Sunny Boy" — diesen Spitznamen hatte man ihm auf dem Südatlantik seiner immer guten Laune und seines frischen Humors wegen verliehen — durch eine rosenrote Brille in die für uns nicht ganz klare Zukunft.

„Der General", so sagte er, „habe unmißverständlich zu verstehen gegeben, daß er uns, falls unsere Pässe in Ordnung wären, gleich in Freiheit setzen würde. Schon morgen früh könnten wir dann unseren so jäh unterbrochenen Flug fortsetzen." Ich selbst und auch der gute Untucht beurteilten die Lage mit größerer Skepsis.

„Wenn wir Glück haben", so meinte ich, „dann feiere ich meinen Geburtstag Mitte Oktober in Berlin!" Kaki lächelte ungläubig. Aber ich sollte recht behalten.

Schon kehrte der General in Begleitung seines schreibkundigsten Offiziers zurück, mit dem wir später noch in Chotan häufig zu tun hatten. Dieser sah unsere Pässe ein und erklärte seinem Vorgesetzten, daß die Visen nicht zu beanstanden seien. Der Befehlshaber gab uns daraufhin zu verstehen, daß „so große Leute wie wir" nicht in dem kleinen Lob Basar übernachten könnten. Wir müßten, so bedeutete er uns, ihm als seine Gäste nach Chotan folgen, um dort die Nacht zu verbringen. Da wir — nach Kirchhoffs Zustand zu urteilen — nicht gewohnt wären, zu reiten, würden wir den Weg nach Chotan im Wagen zurücklegen.

Das paßte ganz und gar nicht in unsere Pläne. Wenn ich auch nicht davon überzeugt war, daß man uns schon morgen den Weiterflug gestatten würde, so wollte ich doch die Hoffnung, am nächsten Tage starten zu dürfen, noch nicht ganz aufgeben. Jedenfalls erschien es uns zweckmäßiger, in der Nähe unseres Flugzeuges und unter der Obhut des freundlichen Polizeioffiziers die Entwicklung der Ereignisse in Lob abzuwarten.

Schmerzensfahrt nach Chotan

Doch unser Sträuben half uns nichts. Zum Abschied ließ uns der Hauptmann noch einmal Tee reichen, und bald fuhren vor der Polizeistation die beiden angekündigten Wagen vor. Es waren zweirädrige ungefederte Karren, wie sie in China seit Jahrtausenden benützt werden, mit hohen Rädern und einem Verdeck, vor die drei Pferde geschirrt waren. Die hohen Holzräder hatten in Abständen riesige Nägel mit großen, halbrunden Köpfen. Es waren also richtige „Geländereifen", leider aber ohne die guten federnden Eigenschaften des Pneus. Kirchhoff und ich bestiegen den ersten, während Untucht im zweiten Platz nahm.

Der Polizeihauptmann brachte uns höflich an die Wagen. Wir verabschiedeten uns herzlich von ihm, dankten ihm für seine Gastfreundschaft und die gute Behandlung und brachten unser Bedauern darüber zum Ausdruck, daß wir die Nacht nicht als seine Gäste verbringen könnten. Besonders traurig waren wir, daß er nicht mit uns nach Chotan kam, denn wir hatten bereits festgestellt, daß mit der Polizei besser auszukommen war als mit dem Militär. Wie er bei unserem Eintritt in sein Haus uns durch Daumenspreizen gezeigt hatte, daß er uns als Freunde betrachtete, so deuteten wir ihm nun an, daß wir als gute Freunde von ihm schieden.

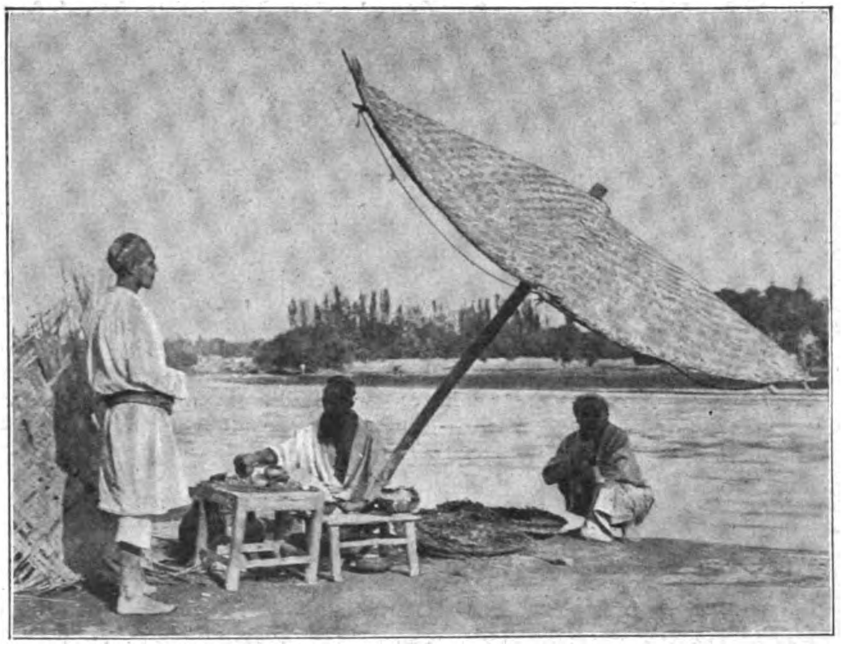
Unsere Eskorte bestand aus einem Teil der Leibwache des Generals. Wie der Befehlshaber selbst, ritten die Soldaten gute mongolische Pferde. Graugrüne, blusenähnliche Röcke, Stiefelhosen aus dem gleichen Stoff, dazu weiche, hohe Stiefel oder Wickelgamaschen und die bekannten kleinen Filzschuhe bildeten ihre Montur. Sie waren alle — Mannschaft, Offiziere und General — bis an die Zähne bewaffnet. Außer dem Henkerschwert besaß jeder Mann einen Karabiner und die lange deutsche Mauserpistole. Dazu kamen mindestens drei Patronengürtel.

Wir machten es uns in unserem Karren bequem, das heißt, wir hockten uns neben dem Kutscher, einen turkestanischen Bauersmann, auf den harten Boden des ungefederten Gefährts. Hinten drauf schwang sich ein Soldat. Dann saß die Eskorte auf, und eine Fahrt begann, an die wir uns nur mit Schrecken erinnern.

Die Kutscher schlugen auf die Pferde ein, deren vordere vom Sattel aus gefahren wurden, der allerdings fehlte. Rumpelnd setzte sich der Zug in Bewegung. Aber bald schon genügte den begleitenden Soldaten das Tempo, das die Kutscher einschlugen, nicht mehr. Kurzerhand warfen die Leibwachenleute die Bauern von den Karren, ergriffen selbst die Peitschen, und nun hub eine wilde Jagd an, die keiner von uns noch einmal erleben möchte. Ob die armen Kutscher sich beim Hinuntergeworfenwerden etwas taten und wie sie in der Nacht nach Chotan kamen, um dort Karren und Pferde wieder in Empfang zu nehmen, darum scherten sich die Herren Leibgardisten den Teufel. Selbstverständlich hatten die Bauern für unseren Transport auch keinen Lohn zu erwarten.

Ein Stück weit folgten wir der Straße, die wir bereits kannten. Es war inzwischen Spätnachmittag geworden. Die Gräben, die sich reitend leicht passieren lassen, wurden jetzt zu einer sehr schmerzhaften Angelegenheit. Zwar sind sie gerade so breit, daß ein hohes Karrenrad genau hineinpaßt, aber für die Insassen ist es alles andere als angenehm, auf dem Holzboden der ungefederten Karre sitzend, im Trab rücksichtslos durchgeschüttelt zu werden.

Kirchhoff, dessen Kräfte nicht ausreichten, sich ordentlich festzuhalten, büßte auf dieser Reise einen Zahn ein, und Untucht erlitt eine Prellung am rechten Arm, die ihn noch Wochen später daran hindern sollte, uns beim Durchdrehen der Motoren zu helfen. Trotz dieser körperlichen Tortur und der Ungewißheit unseres Schicksals war diese Fahrt dennoch die eindrucksvollste unseres Lebens.



Fliegender Obst- und Lebensmittelhändler am Flußufer bei Chotan.

Aufnahme: Mauritius

Wir erlebten die ganze Fruchtbarkeit der Oase, sahen die prangenden Weinfelder, wundervolle Obstbäume, gut bewässerte Reis-, Mais- und Gerstefelder. Die große, mit Pappeln gesäumte Straße führte dann und wann durch kleine Ortschaften, in denen lebhaftes Treiben der fleißigen Bevölkerung herrschte. Bisweilen auch begegneten wir außerhalb der Dörfer schwerbeladenen Eselskarawanen.

Langsam brach die Dämmerung herein. Da es selbst in der Oase Chotan etwas Ähnliches wie eine Verkehrsordnung geben muß, wurden unsere Karren mit offenen Kerzen beleuchtet, die ein Soldat halten mußte. Für diesen armen Mann war es nicht ganz leicht, das Licht vor dem Ausgehen zu bewahren, und Kaki und ich bewunderten unseren „Leuchter“, der mit stoischer Ruhe eine ganze Schachtel Streichhölzer verbrauchte, um das beim Schuckeln und Stoßen immer wieder verlöschende Licht stets aufs neue wieder anzuzünden.

Die harte und schmerzliche Fahrt wurde oft unterbrochen, wenn eines der Vorderpferde die Stränge in Unordnung gebracht hatte. Bei diesen Aufenthalten bot uns die Leibwache Melonenscheiben, anderes Obst und auch Zigaretten an.

Eindrucksvoll, aber fremdartig erklang der Gesang, mit dem sich, als es dunkel geworden war, die Soldaten die Zeit vertrieben. Im höchsten Diskant, sehr an türkische Gesänge erinnernd, wiederholten sie immer eine Folge von nur sechs Tönen in scharfem, einprägsamem Rhythmus.

(Fortsetzung folgt.)

Das Geheimnis des „Schreitenden Apollon“

Roman von Edmund Finke

(5. Fortsetzung.)

VIII. Kapitel: Mr. Patchull verschwindet

7. Juni.

Die Ausforschungsergebnisse des Detektivsergeanten Culroß bei den Troughtons in Boston und ihrem Agenten in London, der die Vermietung des Landhauses in Skegneß übernommen und betrieben hatte, waren bedeutungslos. Die Troughtons wußten gar nichts und waren wütend, daß ihr Haus der Schauplatz eines Mordes geworden war. Sie sprachen davon, Schadenersatzansprüche gegen ihren Londoner Agenten geltend zu machen. Culroß tröstete sie mit dem Bemerken, daß er viel eher glaube, der Mord werde ihnen nützlich sein und einen wahren Ansturm von Mietern hervorrufen. „Ich sage Ihnen, Skegneß wird heuer einen Sommer haben wie noch nie. Sie können die Miete ruhig um zehn Guineen erhöhen.“

Der Londoner Agent gab eine genaue Personenbeschreibung Trickles ab, der sich Boulesteyn genannt und die Miete für einen Monat im voraus erlegt hatte.

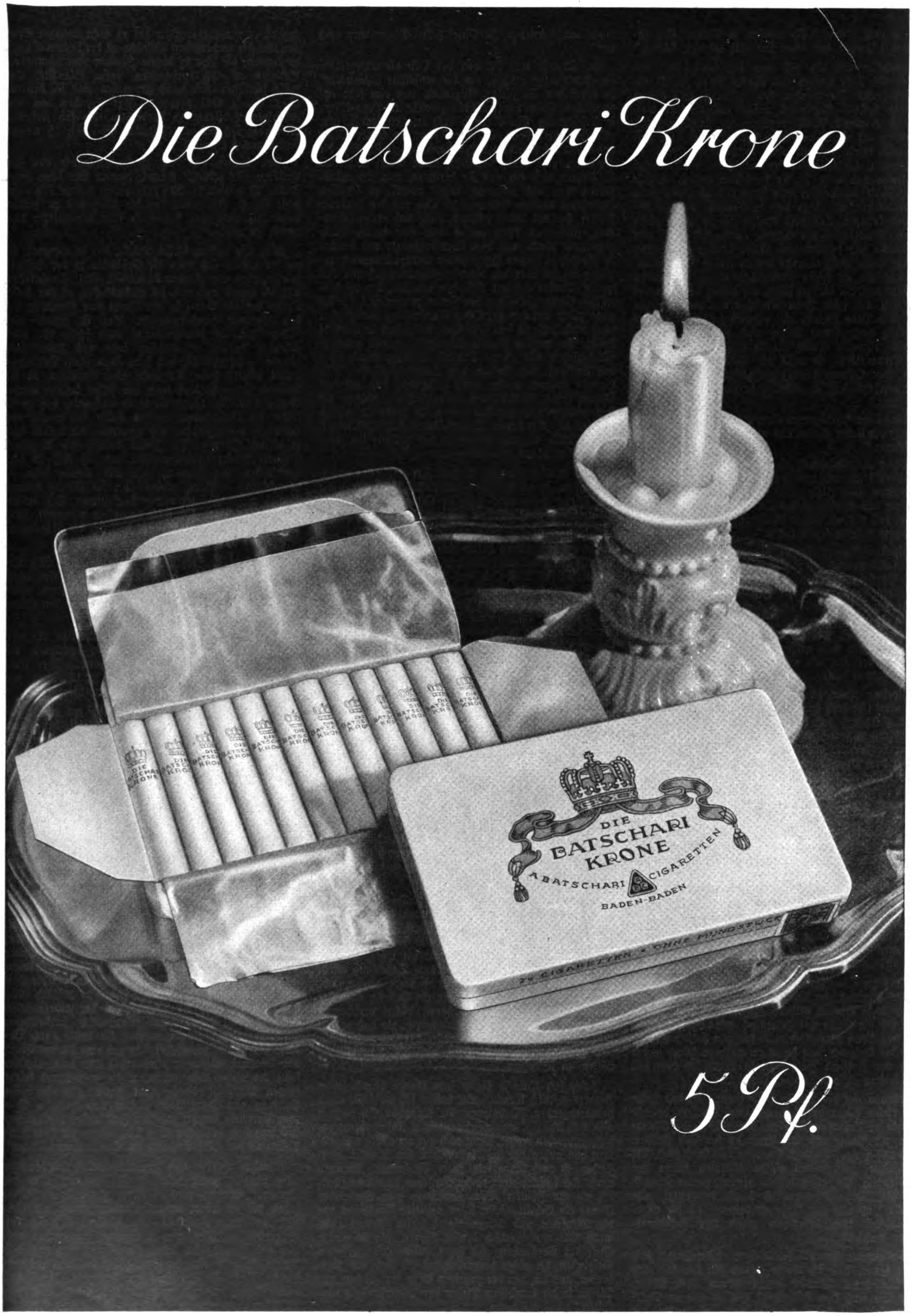
Auch die Arbeit der Fotoabteilung und des Finger-Print-Büros ergab nichts Wesentliches. Die Spuren der Beteiligten, Trickles, Joans und der beiden Stones, fanden sich, wie zu erwarten war, massenhaft vor. Das Küchenfenster war infolge der Aussagen Mrs. Stones sehr genau untersucht worden. Die grüne Lackfarbe der Läden und des Rahmens wiesen wohl verschiedene frische Kratzer auf, aber es ergab sich, daß das Fenster überhaupt sehr schlecht schloß, und die Kratzer mußten nicht unbedingt durch das Einsteigen eines Fremden hervorgerufen worden sein.

Paine und Borden waren den ganzen Sonntag über an der Arbeit, mußten sich aber schließlich eingestehen, daß an gegenständlichen Spuren und Fingerzeigen nichts Brauchbares vorhanden war. Einige Wollfasern, die im Holz des Fensterbretts hängengeblieben waren, konnten geradesogut von den Staubtüchern Mrs. Stones herrühren wie vom Anzug des unbekannten Mörders. Blaßgraue Baumwolle, ein paar Härchen brauner Schafwolle! Sie bewiesen nichts. Mr. Stone konnte sich gelegentlich aufs Fensterbrett gesetzt haben, oder ein Lieferant, der von Skegneß heraufkam, hatte sich dort ein paar Minuten ausgeruht. Paine wollte gar nicht erst wissen, wieviel hunderttausend Meter brauner und grauer Woll- und Baumwollstoffe alljährlich in England verbraucht werden, obgleich er vom Statistischen Amt sicherlich eine annähernd genaue Auskunft hätte einholen können.

Einzig die von Skegneß mitgenommene Teekanne aus braunglaciertem Steingut gab ihr Geheimnis preis. Im untern, bauchigen Teil des Schnabels, der, wie schon erwähnt, vom übrigen Hohlraum der Kanne nicht durch eine siebartig durchlochte Wand abgetrennt war, fanden die Chemiker geringfügige Spuren einer leimigen Gelatinemasse vor, so daß der Rückschluß nahelag, daß das in einer Gelatinekapsel befindliche Gift dort eingeklebt worden war und Joan Laroche ihr Leben einzig und allein dem Umstand verdankte, daß es sich um ein hochwertiges, nicht sofort in heißem Wasser lösliches Gelatine gehandelt hatte.

„Wenn sie lieber dunklen, starken Tee tränke, hätte Colonel Brooks zwei Leichen vorgefunden“, meinte Paine nachdenklich. „Sie trinken Ihren Tee viel zu dunkel, Inspektor, und werden auch noch einmal daran glauben müssen.“

„Reden Sie keinen Unsinn, Paine. Sie wissen, daß mir ein Glas Bier lieber ist als sämtliche Tees der Welt. Der Teufel soll mich holen, ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können, weil wir diese Laroche samt ihrem Anbeter laufen gelassen haben. Wenn's um ein hübsches Mädel geht, haben Sie etwas von der Milde klösterlicher Patriarchen an sich, Paine. Sie


Die Batschari Krone
DIE BATSCHARI KRONE
A. BATSCHARI CIGARETTEN
BADEN-BADEN
OHNE MUNDSTÜCK
5 Pf.

sind zu jung, um objektiv urteilen zu können. Ein anmutiges Lärvchen, und schon sind Sie erledigt, Mann."

„Verlassen Sie sich auf mein logisches Urteil, Inspektor. Ich habe Crispin und Madge Dean zur Strecke gebracht, und Sie werden sich erinnern, daß diesem Pärchen sachlich überhaupt nichts nachzuweisen war, weil sie geradezu Verkörperungen der Intelligenz des Bösen waren, jener verbrecherischen Bosheit, die einfach und direkt handelt, ohne komplizierte Teufeleien auszuhecken, die schließlich unübersehbare Weiterungen zur Folge haben — ja, sie handelten einfach, präzise und geschickt, als Crispin seine Frau und die Dean ihren Mann umbrachte; nichts war vorhanden, wo wir anknüpfen konnten. Und doch brachte ich sie durch einen bloßen Wortzauber zur Strecke, indem ich die Toten beschimpfte und dadurch eine fiktive Lösung vortäuschte, die der Stolz Crispins nicht dulden wollte oder konnte. Ich traf ihn an seiner schwächsten Stelle. Er wurde geradezu toll, als ich ihm sagte, wir hätten herausgefunden, daß ihn seine Frau mit Herrn Dean betrogen habe. Die Dean stimmte ein, dadurch zerstörten sie ihre sorgfältig konstruierten Alibis, und wir hängten uns an diese schwache Stelle, bis sie umfielen. Die Waffe des Kriminalisten ist nicht die Gewalt, sondern der Geist. Das Schwert beweist gar nichts, der Geist alles Vorausgesetzt, daß er nichts anderem als der Wahrheit dient."

„Sie hätten Prediger an einer Sonntagsschule werden sollen, mein lieber Paine, und nicht technischer Dezernent des Yards."

„Schon gut, Inspektor, ich weiß, Sie wünschen Ihren Standpunkt zu wahren, daß nur die kriminalistische Kleinarbeit zum Ziele führt. Überlassen Sie mir den logischen und psychologischen Teil der Untersuchung. Sie wissen, daß wir mit diesem Kräfteparallelogramm bisher ganz gute Erfolge erzielt haben."

Inspektor Borden seufzte. Er verbarg unter seiner rauhen Schale und gelegentlichen Sticheleien eine besondere Vorliebe für seinen jungen Gehilfen, den ihm Hauptinspektor Crane seiner Zeit zugeteilt hatte, damit Paine den praktischen Dienst erlerne, um sodann wieder in sein Spezialressort zurückzukehren. Inzwischen hatte es sich gezeigt, daß Paine der geborene Kriminalist war und dem Yard weit größere Dienste erwies, wenn er im CID. verblieb, als wenn man ihn in ein Laboratorium gesteckt hätte.

Inspektor Donovan hatte Miß Laroche schon um halb neun Uhr früh aus ihrer Pension abgeholt und sich dabei überzeugt, daß der Bewachungs- und Beobachtungsdienst entsprechend funktionierte. Ein Detektivkonstabler beobachtete das Haus vom Draycott Place, ein zweiter vom Bray Place aus, und unweit davon war ein Motorradfahrer mit einer starken Maschine postiert, die es mit jedem Wagen aufnehmen konnte. Die erste Frage Donovans war, ob alle Gäste der Pension Juniper anwesend seien, was Joan bejahen zu dürfen glaubte „Mr. Henstridge hätte sicherlich ein Wort gesagt, wenn jemand abgereist oder fortgezogen wäre Gesehen habe ich die Leute nicht, denn ich legte mich gestern abends sofort nieder, und heute sind wiederum sie noch nicht aufgestanden Frühstück wird erst um halb zehn serviert."

„Nein", sagte Joan, als Donovan sie fragte, ob er sie zu einem kurzen, kleinen Frühstück einladen dürfe, „nein, danke, ich habe ein Glas Milch getrunken und ein Butterbrot gegessen. Tee werde ich in meinem ganzen Leben nicht mehr anrühren."

Sie fuhren langsam Kings Road bis zur Putnay Bridge hinunter, da Joan sich deutlich erinnerte, mit Trickle diese Strecke entlang gefahren zu sein. Trickle hatte sich die Sache gar zu einfach gemacht. Die Folge war, daß Joan schon nach einer knappen halben Stunde Inspektor Donovan das Haus am Bishops Place in der Nähe von Fulham Palace zeigen konnte, in dem das Sanatorium „Psyche" untergebracht war.

Donovan rief die nächste Polizeistation an und stellte auch dieses Haus unter Bewachung. Sodann benachrichtigte er Inspektor Borden, der eine halbe Stunde später mit Paine und Dr. Crew an der Ecke Fulham Road und Palace Road zu Donovan und Joan stieß. Als die beiden Polizeiautos einige Minuten später vor Dr. Knavish' Privatsanatorium hielten, waren Knavish und Miß Orb angelegentlich damit beschäftigt, eine tobende Patientin zur Ruhe zu bringen, die die ungeheuerlichsten Beschuldigungen gegen ihre Gefängniswärter ausstieß.

„Sie elender Lump!" schrie Mrs Coplestone, „Sie wissen genau, daß ich ebenso gesund bin wie Sie und das Mädel da. Wieviel bezahlt Ihnen mein Mann, damit Sie mich hier festhalten? Hat er Sie an Onkel Johns Erbschaft beteiligt? Bei Gott, ich wollte, der Alte hätte mir nie die 5000 Pfund vermacht, um die es geht. Und ich unglückliche Gans habe Edward eine Vollmacht ausgeschrieben. Zu Hilfe! Hilfe! Sie bringen mich um!"

Dr. Knavish ließ sich von der Orb die altbewährte Injektionsspritze reichen, um die auffässige „Patientin" zu beruhigen. In diesem Augenblick trat eine sehr unangenehme Folge der schalldicht gepolsterten Doppeltüren in Erscheinung. Ehe Knavish noch erfassen konnte, was geschehen war, stand Dr. Crew schon an seiner Seite, nahm ihm die Spritze aus der Hand, beugte sich über die Patientin, eine nette, rundliche, kleine Dame von etwa 35 Jahren, ließ sich von ihr berichten, was ihr widerfahren war, und versprach, sofort Abhilfe zu schaffen. Inzwischen drängte Donovan die Orb und den sauberen Doktor, der mit seiner spitzigen Nase und einem schwachen, fliehenden Kinn aussah wie eine in die Falle gegangene Ratte, aus dem Krankenzimmer und brachte sie hinüber in den weißgekachelten Ordinationsraum, wo Paine bereits über den Krankengeschichten saß und Inspektor Borden sich am Telephon bemühte, den psychiatrischen Sachverständigen des Yards zu erreichen, der sich zwar zuerst auf den herrlichen Junisonntag berief, aber dann doch seufzend sein sofortiges Erscheinen in Aussicht stellte. Am meisten staunte Knavish über das peinliche Wiedersehen mit „Frau Trickle", weniger jedoch über den Umstand, daß sie von den Kriminalpolizisten Miß Laroche genannt wurde, denn er schätzte, daß gut drei Viertel seiner Patientinnen unter falschem Namen bei ihm untergebracht gewesen waren. Er nickte ihr zynisch lächelnd zu. „Sie haben sich verhältnismäßig rasch erholt, Mrs. Trickle, obzwar, wie ich in der Zeitung las, vorgestern Ihr Mann ermordet wurde . "

„Das ist Miß Laroche, Doktor. Für Sie wäre es am günstigsten, es würde sich herausstellen, daß Sie selbst mit Ihrem Hirn nicht ganz in Ordnung sind", sagte Paine lässig, „wie wäre es mit moral insanity?"

Inspektor Borden schob die Melone ins Genick und stelzte um den Mann herum wie ein Terrier, der zum Angriff auf eine Ratte übergeht. Paine aber winkte ab und nahm sich Miß Orb vor. Der kurze Hinweis, daß sie als Kronzeugin auf weitgehendste Rücksicht rechnen könne, genügte, um einen Redestrom zu entfesseln, der die sorgfältig aufgebauten Dämme und Wehren des Dr. Knavish wild in Trümmer brach und das Gutachten des psychiatrischen Sachverständigen eigentlich so gut wie überflüssig machte. Dr. Knavish hatte anscheinend von der Orb nichts anderes erwartet. Er nahm ihre Anschuldigungen überaus gleichmütig hin. Trotz seinen verbrecherischen Neigungen war er doch soweit Psychologe, um zu wissen, daß das Personal nur so lange zu ihm halten würde, als er die Fiktion eines Nervensanatoriums aufrechterhalten konnte, und daß die Leute sich auf seine Kosten zu retten versuchen mußten, sobald sich herausstellte, daß dahinter nichts als Schwindel, Verrat und Freiheitsberaubung steckte, die an den unglücklichen Patientinnen zu verschiedenen betrügerischen Zwecken begangen wurden. Zumeist um Ehegatten oder Anverwandten beträchtliche vermögensrechtliche Vorteile zu verschaffen, oder die Mitwisserinnen dieser oder jener Gemeinheit zeitweilig zu beseitigen oder doch wenigstens mit dem Stigma einer geistigen Störung zu behaften und auf diese Weise unschädlich zu machen

Während Miß Orb auspackte, rauchte Knavish eine seiner schwarzen Chilkoot-Zigarren und betrachtete die Pflegerin ruhig und seltsam interessiert, als sähe er sie heute — privat — zum ersten Male. Er dachte flüchtig daran, daß es vielleicht besser gewesen wäre, sie auch persönlich an sich zu fesseln. Die gute Bezahlung allein machte es nicht aus. Er stellte sich die harte, gierige Orb, deren Blütezeit längst vorbei war, als Geliebte vor. Der Gedanke bereitete ihm Mißbehagen. Lieber verschwand er für ein paar Jahre in Wandsworth, als daß er mit dem Bewußtsein beladen sein wollte, der Orb intime Anlässe gegeben zu haben, die sie — vielleicht — verpflichtet hätten, zu schweigen

Paine sah Knavish hinter dem blauen Rauch seiner Zigarre spöttisch lächeln. „Sie halten sich wohl für einen hervorragenden Psychologen, Dr. Knavish? Sie wußten also, daß Ihr . . . menschenfreundliches Unternehmen zusammenbrechen mußte, wenn auch nur ein einziges Sandkorn von außen her ins Rollen kam. Ein Zyniker, mein Lieber, ist noch lange kein guter Psychologe. Niemand macht sich leichter einer verbrecherischen Handlung schuldig als ein Zyniker. Vom Zynismus zum Verbrechen ist nur ein Schritt. Beide setzen negative Vorzeichen vor die Menschen und Dinge. Unter dieser Wurzel ruht, wenn Sie mathematisch denken können, die imaginäre Welt des Verbrechens mit ihren tollen, unbegreiflichen Gespinsten, die nichts hervorbringen als Tod und Verderben, und die, von der positiven Seite her gesehen, nur Weiser in die dunkelsten Tiefen der Menschenseele darstellen."

„Schön gesagt, Mr. . . . Für einen Polizisten allerhand. Ich begreife, daß es Ihnen Spaß macht, mir gegenüber großzutun. Mir hat es nicht weniger Spaß gemacht, die verborgenen Wünsche all der braven Bürger zu erraten, die hier in diesem Zimmer ihre schmutzigen Anliegen an mich vorbrachten. Lassen Sie Miß Orb ruhig schwätzen. Sie weiß gar nichts, und ich bestreite alles. Es ist nicht verboten, über Ersuchen von Angehörigen Patienten zu beobachten, die sich freiwillig hierherbegeben haben. Gestatten Sie, daß ich meinen Rechtsanwalt anrufe."

„Das können Sie vom Zentralgefängnis aus tun Erklären Sie zunächst einmal, warum Sie diese junge Dame, Miß Laroche, hier festgehalten haben! Ich empfehle Ihnen, sich genau an die Wahrheit zu halten, wenn Sie nicht Lust haben, in eine Mordaffäre verwickelt zu werden "

„Ach, Sie meinen diesen Trickle, der in Skegneß ermordet wurde. Ich habe die Geschichte in der Zeitung gelesen, aber Sie glauben doch selbst nicht, Verehrtester, daß ich damit auch nur im entferntesten zu tun habe. Trickle hat die Dame in der Nacht von Samstag auf den Sonntag hierhergebracht. Das ist gerade eine Woche her. Er benachrichtigte mich schon ein paar Stunden vorher — zwischen sechs und sieben Uhr abends — telephonisch, daß seine Frau einen Tobsuchtsanfall erlitten habe. Er wolle aber abwarten, ob ihr Zustand sich doch noch von selber bessern werde. Gegen zehn Uhr telephonierte er nochmals, daß er sie leider ins Sanatorium schaffen müsse. Ich wurde von auswärts herbeigerufen und erwartete die beiden hier in diesem Zimmer. Die Dame befand sich in einem Zustand starker Benommenheit, und ich ließ sie hier ausschlafen. Am Montag holte Mr. Trickle seine — vorgebliche — Frau wieder ab. Sie können daraus absolut nichts Gesetzwidriges konstruieren. Ich möchte den Richter sehen, der mich daraufhin verurteilt. Miß Laroche wird Ihnen bestätigen, daß sich die Angelegenheit so und nicht anders verhalten hat "

„Es besteht der begründete Verdacht, daß Miß Laroche betäubt wurde, bevor Trickle sie hierherbrachte. Sie können sich Ihre Lage wesentlich erleichtern, wenn Sie uns sagen, ob Sie Symptome einer Vergiftung feststellen konnten."

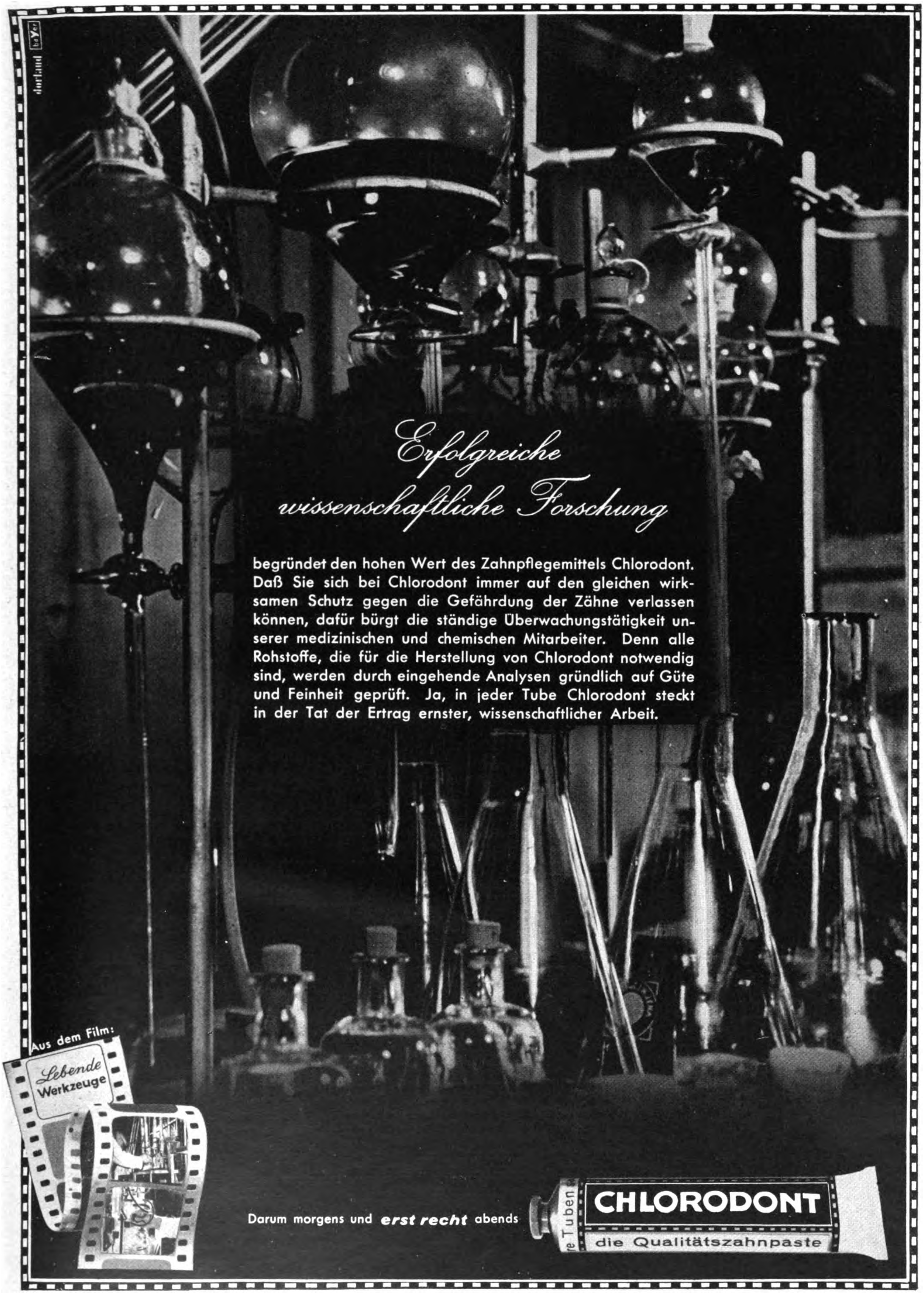
Dr. Knavish unterdrückte eine leichtfertige Regung, die evidente Scopolaminvergiftung zu erwähnen, die er damals an Joan diagnostiziert hatte. Aber seine verbrecherischen Instinkte rieten ihm zu schweigen, um die Geschichte nicht noch mehr zu komplizieren.

„Ich sagte Ihnen schon, daß es sich um einen Betäubungszustand handelte. Was Mr. Trickle der Dame eingegeben hat, weiß ich nicht. Er hat sich darüber nicht weiter ausgesprochen. Es konnte ebensogut Veronal wie Pantopon oder Scopolamin gewesen sein. Meine ärztliche Pflicht schrieb mir vor, die Dame zur Ruhe zu bringen und ausschlafen zu lassen. Das habe ich getan Die anderen Patientinnen stehen unter Beobachtung. Die meisten waren für die kommende Woche zur Entlassung vorgemerkt, sobald ihre Angehörigen sie nach Hause nehmen wollten. Sie werden vielleicht wissen, daß es nicht gebräuchlich ist, Kranke aus einem Nervensanatorium allein nach Hause gehen zu lassen. Ich sehe der Untersuchung durch Ihren Sachverständigen mit Ruhe entgegen."

Unten fuhr ein drittes Auto vor, und Sir Albert Garrard, der psychiatrische Sachverständige des Yards, betrachtete wütend die nette, glatte Fassade des Sanatoriums „Psyche", das ihn um den schönen Frühlingssonntag bringen sollte. Inspektor Donovan, der die weitere Untersuchung führte, ließ, soweit es möglich war, durch Dr. Knavish die Angehörigen der widerrechtlich festgehaltenen Patientinnen telephonisch herbeirufen; wo Hindernisse vorlagen, wurden die Leute durch Beamte des Yards vorgeführt. Es gab eine Menge Elend und Jammer. Donovan blieb ruhig und hart, obgleich keine der vielen Untersuchungen, die er während seiner langen Dienstzeit durchgeführt hatte, eine derartige Häufung von Gemeinheit, Roheit und trivialer Gier zum Vorschein brachte wie der Fall dieses bestechlichen und ungetreuen Arztes Der Tag endete mit drei Verhaftungen und fünf Anzeigen an die Staatsanwaltschaft.

Inspektor Borden und Harry Lytton Paine brachten Miß Laroche gegen halb elf Uhr vormittags in die Draycott Avenue zurück Mrs. Henstridges Mieter saßen wie an jedem andern Sonntagmorgen um diese Zeit noch beim Frühstück. Mr. Pollard ließ sich von Yelverston berichten, was in Skegneß vorgefallen war, und gab unverhohlen seiner Entrüstung Ausdruck, daß Trickle Joan in eine derart abscheuliche Lage gebracht hatte „Recht ist ihm geschehen, sage ich, ein Mensch wie er, der imstande war, sich an einem wehrlosen Mädchen zu vergreifen, hat kein anderes Los verdient."

„Sachte, Mr Pollard. Ihre Entrüstung in Ehren! Aber ich glaube nicht, daß sich Mr. Trickle an Joan



Nr. 14 der Chlorodont-Serie 1937

. . . ich meine, Miß Laroche . . . vergriffen hat. Er hat sie aus undurchsichtigen Gründen bewogen, ihn nach Skegneß zu begleiten Sonst aber hat er sich, wie Miß Laroche erzählt, bis auf einen verunglückten Heiratsantrag zurückhaltend und anständig benommen. Sie beklagte sich mit keinem Wort über ihren Chef."

Pollard war sprachlos Der kleine, unscheinbare Mann schien vor sittlicher Entrüstung zu wachsen; die strohblonde Perücke, deren Haare alt und verstaubt aussahen, geriet unter einigen heftigen Handbewegungen in Unordnung; die blaßblauen, verschlafenen Augen hinter der runden Stahldrahtbrille blitzten, und es verschob sich sogar die schwarze, breite Ansteckkrawatte über der Hemdbrust, die nebst einem altmodischen Stehkragen Pollard zu einem vollendeten Spießbürger aus viktorianischen Vorkriegszeiten machte

„Einen Heiratsantrag, sagen Sie?! Welch grenzenlose Unverschämtheit, seiner eigenen Privatsekretärin — sozusagen im Dienste — einen Heiratsantrag zu machen Eine Geschmacklosigkeit sondergleichen! Mr Trickle war kein Gentleman."

Mrs. Junifer Henstridge versuchte, Pollard zu besänftigen. Ihr mütterlicher Busen wogte und ihre hohe Stimme klang süß und ölig wie die einer alten Schmierenkomödiantin, die es nicht lassen kann, realen Ereignissen unangemessene Dramentexte zu unterlegen „Ach, das arme Herzchen, warum sollte ihr ein kühner, feuriger Mann in guter Position keinen Heiratsantrag machen?"

„Erstens war Trickle weder feurig noch kühn, und zweitens möchte ich nicht darauf schwören, daß seine Position erstklassig war." Pollards Stimme klang ironisch.

„Drittens", setzte Yelverston hinzu, „werde ich Miß Laroche heiraten, und kein anderer."

Pollard starrte ihn erstaunt an. „Sie? Hm, Sie scheinen Glück zu haben, Mr. Yelverston. Ihre Nebenbuhler sinken dahin wie Ähren unter der Sense."

Mrs. Holcroft mischte sich ein. „Nebenbuhler? Wieso sprechen Sie in der Mehrzahl, Mr. Pollard? Hat unser lieber Yelverston außer Trickle noch einen zweiten Nebenbuhler umgelegt? Als Kriminalreporter macht man eine gute Schule durch." Sie lachte laut und ungeniert, als hielte sie ihre anzügliche Bemerkung für einen guten Witz. Ihr genußsüchtiger Mund war noch immer hübsch. Aber die grauen Augen verloren niemals den charakteristischen Ausdruck kühler Berechnung und vorsichtigen Mißtrauens. Sie war trotz ihrer 35 Jahre noch immer begehrenswert, aber Yelverston mochte sie nicht; wenn er an sie dachte, umgrenzte er ihr Wesen mit dem diskreten Wort „unmöglich".

„Ihre Scherze, Madam, sind wie immer gewagt Aber, sagen Sie mir doch, wo Mr. Patchull bleibt Ich habe ihn weder gestern noch heute gesehen."

Auch Pollard sah Mrs. Henstridge fragend über seine Brille an. Die Inhaberin der Pension Junifer wand sich unter den Blicken ihrer Gäste wie eine getretene Kreuzotter, und einen Augenblick lang sah es aus, als wollte sie zustechen. Yelverston wenigstens konnte sich des seltsamen Eindrucks nicht erwehren, als hätte sie seine Frage nach Patchull, eine Frage, die doch sicherlich zu erwarten gewesen war, tödlich beleidigt. Ein kurzes Schweigen folgte, das ebenso undurchdringlich war wie das ganze geheime und dunkle Spiel, in das Yelverston sich zwangsläufig verwickelt fühlte Aber gleich darauf hörte er die ölige, gewöhnliche Stimme der Henstridge antworten, daß Mr. Patchull gestern abends plötzlich abgereist sei.

„Und das sagen Sie uns erst jetzt?" brummte Pollard, obgleich jedermann wußte, daß er an Patchull niemals ein besonderes Interesse genommen hatte.

Aus dem Vorhaus klang plötzlich das dreimalige schrille Läuten der Türglocke ins Zimmer herein. Yelverston erhob sich rasch. „Miß Laroche kommt nach Hause."

Die blonde Mrs. Holcroft mit ihrem dauergewellten Lockenhaupte sah ihn spöttisch von der Seite an. „Sie können sich darauf verlassen, daß sie nicht allein kommt Sie wird ein paar dämliche Polizisten mitbringen, die Sie genau ausfragen werden, was Sie mit den beiden Nebenbuhlern gemacht haben, mein Junge."

(Fortsetzung folgt.)

Tausch mit Koján

Eine fröhliche Weihnachtsgeschichte von E. O. Dingler

Mußte der Koján mit seinen Rattenfallen und Bastmatten ausgerechnet auf der „Kalten Herberge" hängen bleiben. Mußte ihm das Zipperlein auch gerade im höchsten, weltverlassensten Schwarzwaldwinkel in die alten Knochen fahren, daß er fluchend wie ein Ungar, der er übrigens tatsächlich war, auf der Ofenbank lag und den Verdienst von zehn Sommern in Speck, der ihm zu fett, und Kaffee, der ihm zu dünn war, dahinschwinmen sah. „Mußte der Koján . . ." Was half es, daß es auch die dicke Theresia noch so oft stöhnte, weil der struppige Fallenhändler gerade jetzt zu Weihnachten ein höchst unerwünschter Hausgast war, was half es: der Koján konnte sich auf dreißig Jahre regelmäßige Einkehr in der „Kalten Herberge" berufen, und draußen lag ein Schnee, in den man nicht einmal einen Heidenmenschen hinauszujagen wagte.

Der einzige, der gegen Kojáns Gesellschaft nichts Wesentliches einzuwenden hatte, war Alois, der Hirtenbub . . . Wenn ein wandernder Fallenhändler aus Felegyháza heutzutage auf dem Schwarzwald auch eine ziemliche Rarität ist, Hirtenbuben gibt es noch da oben, und zwar mehr als Öldrucke unter Glas und automatische Kühlschränke zum Beispiel Was wären sie auch, die Schwarzwaldbauern, ohne Hirtenbuben. Da konnten sie sich im Sommer selbst zu ihren Buntschedigen auf die Matten setzen und im Winter höchst eigenhändig ihr Anfeuerholz herbeischleppen, statt wie die Fürsten auf die Hasenjagd zu gehen. Also, Hirtenbuben müssen sein, und der Alois war einer, wie er auf der „Kalten Herberge" gerade gebraucht wurde, obgleich die Theresia eine ältliche Wittib war und nie auf die Hasenjagd ging.

Was nun ein richtiger Hüterjunge ist, muß übrigens immer für den Hof und gegen die Schule sein. Lehrer und Bauern im Schwarzwald liegen sich deshalb heute noch wie vor hundert und zweihundert Jahren ständig wegen der Hirtenbuben in den Haaren Auch das muß sein.

Zur Zeit, als Koján seine unfreiwillige Winterrast auf der „Kalten Herberge" hielt und bereits zwei Dutzend Fallen und gute zehn Bund storchenbemalten Bast in klares Kirschwasser umgesetzt hatte, geschah es, daß das Kreisschulamt in Sachen des Hüterjungen Alois Winterhalter vom Hochberg wieder einmal ein Machtwort gesprochen hatte und den Alois mit schlimmen Sommeraussichten in die Weihnachtsferien entließ. Zweimal Austreiben und zwischendurch vier Stunden Schule, bei einem Weg von einer Stunde hin und einer zurück. Das war eine Rechnung, die nicht aufging. Und wenn es vorläufig auch mit dem Austreiben noch seine gute Weile hatte, der Alois trug schon jetzt seine rechten Bubensorgen für die kommende Zeit mit sich herum.

Nun war da der Koján. Wankte und wich nicht und sagte: „Nach Weihnachten, Frau! Aber jetzt ist Bein wie Holz!" Worauf die Theresia nicht etwa eine bittersüße Miene machte, sondern sehr eine wütende, und dem Koján, weil es schon neun Uhr war, das Licht vor der Nase ausdrehte

Tags darauf hatte Alois die Eingebung seines Lebens: Der Koján hatte ein vollbepacktes Fahrrad mitgebracht. Hinten Bürsten, in der Mitte die Storchbemalten und vorne Rattenfallen. Was tat ein alter Ungar mit einem Fahrrad, wenn seine Beine „wie Holz" sind? Für ihn aber, den Alois, wäre ein Fahrrad die leibhaftige Erlösung aus allen Kümmernissen. Man stelle sich aber auch vor: eine Stunde langweiligen, trödelnden Schulmarsch gegen fünf Minuten blitzsaubere, flitzende Talfahrt! Der Alois beschloß, mit Koján in Unterhandlungen einzutreten.

Das spielte sich zunächst so ab, daß Alois dem Alten zwei Tage lang mit viel Freundlichkeit um den Bart ging: auf die Theresia schimpfte, ihm die krummen Stiefel richtete, einen Brief nach Felegyháza verfassen half und aus einem alten Kalender von 1912 alle Märkte im Januar herausschrieb. Koján sagte: „Danke, schöner, junger Herr!" Womit dem Alois wenig gedient war.

Blieb also nichts übrig, als mit dem Koján wegen des Fahrrads wie um eine fünfmonatige Kälbin zu handeln, worin ein Schwarzwälder Hirtenbub vom Zuhören ja einige Erfahrung hat. Aber siehe da, Koján war sofort bereit, einen Tausch zu machen. Er erwies sich überhaupt plötzlich als merkwürdig wohlauf, da von diesem Geschäft die Rede war, und jetzt war es der Alois, der allen Grund hatte, so viel auffälliger Bereitwilligkeit gegenüber mißtrauisch zu sein

Nicht, daß das Fahrrad ein Schwindel gewesen wäre Was kann an einem Fahrrad schon Schwindel sein, überhaupt wenn es ein dreizehnjähriger Hirtenjunge vorher daraufhin mit Luchsaugen untersucht hat Und gestohlen war es auch nicht. Stehlen tat der Koján nicht. Nein, was den Alois schreckte, war der Preis, den der Alte verlangte.

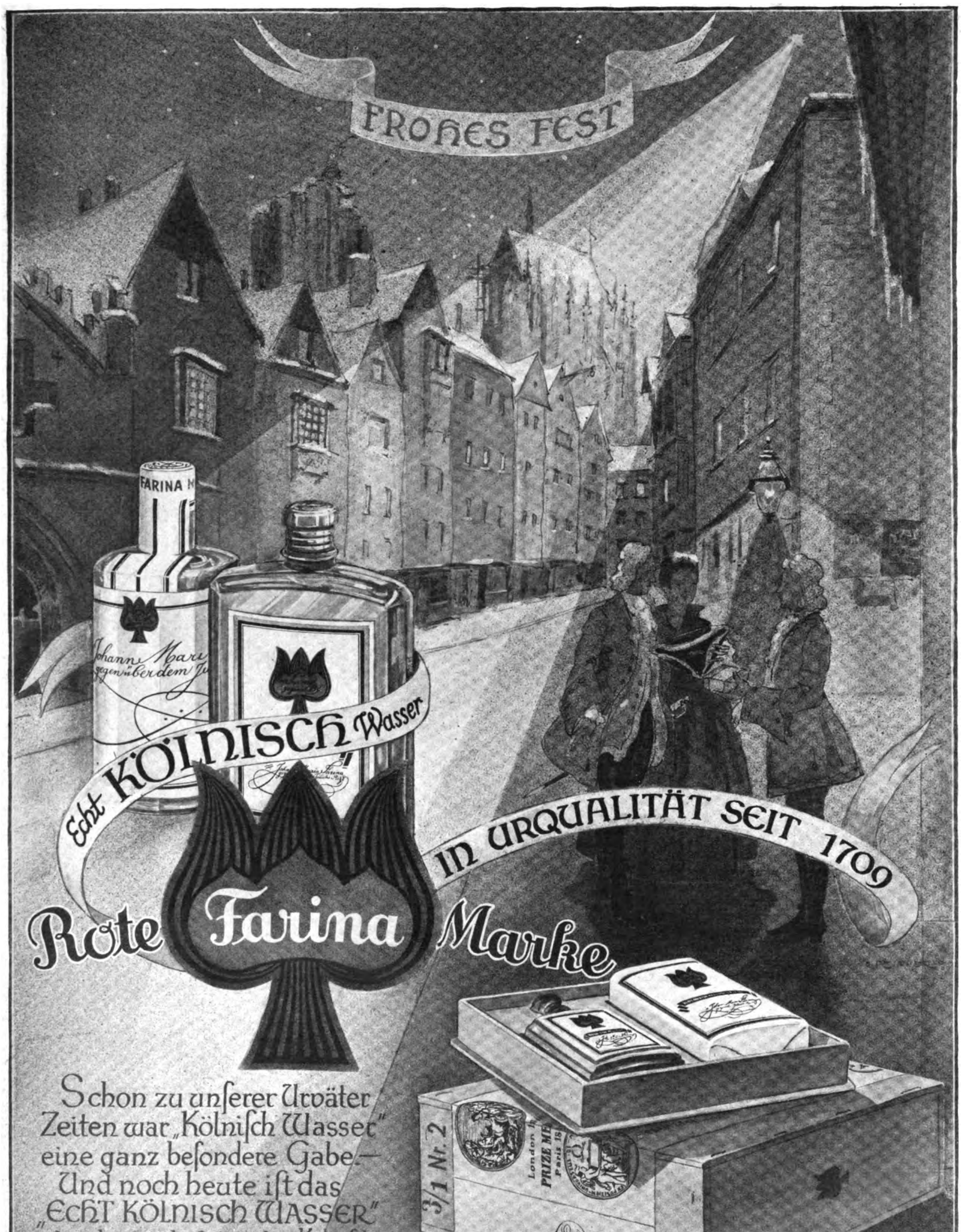
Wer kennt nicht die Weltwunder von Uhren, die einmal vor hundert und mehr Jahren im Schwarzwald zusammengebastelt wurden? Uhren, nach denen sich der Mond richten könnte, und es sicher auch tut, Uhren, die den Donnerstag anzeigen, den 29. Februar, den heiligen Sebastian und alle Sonnenfinsternisse, Uhren, die nicht für Geld zu haben sind, sondern nur für besondere Beweise von Kindesliebe oder ein auskömmliches Leibgeding, was im Schwarzwald dasselbe ist. Nicht ganz eine solche, aber eine ziemlich ähnliche Wundermaschine von Taschenuhr besaß der Alois, und gegen die war der Koján bereit, sein Fahrrad zu tauschen.

Schwerer Konflikt, wie man zugeben wird! Der heilige Sebastian und die Donnerstage stehen schließlich auf jedem Kalender, dazu brauchte der Alois keine Uhr. Erfuhr sein Bruder aber, der Toni, der schon immer hinter ihr her war, daß die Uhr vom Großvater Winterhalter weg war, gab es ein heilloses Theater. Die Theresia war kein rechter „Bur", sonst hätte sie den Alois im Sommer von der Schule freigekriegt und jetzt nicht klein beigegeben, wo der Kreisschulrat den Zettel geschickt hat Mit einem Wort: der Koján hatte das Fahrrad, und der Alois brauchte es. Nicht ganz unbedingt. Aber schließlich war ja die Aussicht auf ein sieben Kilometer langes sausendes Bergabwärtsfahren schon für sich allein eine Bubenversuchung . . .

Am nächsten Mittag kam der Tausch zustande, sechs Stunden später bereute ihn der Alois so sehr, daß er im Bett heulte, und tags darauf war Weihnachten, Heiliger Abend.

Was wollten sie mit dem Koján machen auf der „Kalten Herberge" wenn nun schon mal Christabend war! Draußen schrie der Vorwind jämmerlich gegen das Haus. So holten sie ihn eben in Gottesnamen aus seiner kalten Stube herunter, wohin er sich verkrochen hatte — aber nur, um sich den Bart zu schneiden, wie sich später herausstellte. Die Theresia schenkte ihm Filzpantoffeln und lud ihn zu Glühwein und frommen Liedern ein. Den Glühwein trank der Koján, die Lieder kannte er nicht aber er sang sie trotzdem mit, und dann war die Feier aus und der Koján war tief enttäuscht

Nur der Alois, den übrigens drei Paar rote Socken und eine zweireihige Handharmonika längst nicht über



Jetzt zu ermäßigten Preisen

den Verlust seiner Wunderuhr hatten hinwegtrösten können, erfuhr den Grund dieser Enttäuschung: Der Koján hatte Spanferkelbraten gerochen und gehofft, eingeladen zu werden. Deshalb hatte er sich den Bart geschnitten, deshalb hatte er fromme Lieder gesungen. Nun war die Theresia ins Bett gegangen, und von Spanferkelessen war nie die Rede gewesen

In der Röhre brieten Äpfel. Am Baum hatte Theresia den beiden zurückgebliebenen „Mannslütt" zwei Kerzen brennen lassen, Licht genug, unerfüllten Wünschen nachzusinnen.

Ob der Koján das alte Fahrrad nicht lieber wieder haben wolle? meinte der Alois trübselig. Lieber laufe ich noch einen Sommer zwei Stunden weit in die Schule. Seine Uhr sei fünfhundert Mark wert, und das Fahrrad höchstens zehn. Der Alte tat, als höre er es nicht, und er erkundigte sich seinerseits, ob der Alois nichts von einem Spanferkelbraten wisse. Nein, davon wußten Hirtenbuben gewöhnlich nichts, was abends in der Küche gebrotzelt wurde. Aber plötzlich erinnerte sich der Alois. Aus merkwürdigen Quellen erleuchtet, konnte er mit einem Mal sogar geradezu orgiastische Schilderungen verborgen gehaltener kulinarischer Genüsse geben: Spanferkel, natürlich! Apfelgefüllte, goldgelbe, knusperige Spanferkel!

„Auch Kastanien?" fragte der Koján begehrlich.

„Selbstverständlich!" sagte der Alois, obgleich er nicht einmal wußte, wie Kastanien überhaupt aussahen.

Das dauerte bis gegen zehn. Als die beiden Kerzenflammen am Baum fast am Einschlafen waren, und der Kater Gabriel gerade seinen ersten Rundgang antrat, machte Alois endlich den entscheidenden Vorstoß: Er wolle noch einmal mit dem Koján tauschen. Diesmal seine Uhr gegen Spanferkelbraten! Ein ganzes, fettes, rundes Ferkel und einen neuen Milchhafen Glühwein für seine alte Nickeluhr

Der Koján sagte nicht ja und nicht nein, sondern trank. Dabei wuchs sein Hunger schneller nach als sein festlich geschnittener Bart, aber soviel der Alois den Braten lobte, den er durch tausend verschlossene Türen heranzuschleppen und sogar zuzubereiten sich erbot, der Alte rückte die Uhr nicht heraus. Mit frommen Liedern war der Koján nicht weich zu machen, auch am heutigen Christabend nicht, das wußte der Alois, sonst hätte er ihm längst noch eins vorgesungen. Blieb also nur, den Widerstand mit List zu brechen.

Alois verschwand für fünf Minuten und kehrte schließlich mit einer dampfenden Kupferpfanne und einem gewaltigen Brocken Brot unterm Arm zurück, setzte sich diesmal aber nicht an den Grüngekachelten, sondern abseits ins Dunkle und fing an zu schmausen.

„Hast du das Ferkel?" fragte der Koján und näherte sich auf nicht mehr ganz festen Füßen. Der Alois hatte es. Wenigstens zeigte er mit kauenden Backen auf die verdeckte Pfanne, machte aber gleichzeitig eine unmißverständliche Bewegung nach Kojáns Westentasche.

Als der Kater Gabriel von seiner nächtlichen Exkursion zurückkam, fand er den Hirtenbub von der „Kalten Herberge" und den Koján aus Felegyháza in bester Eintracht friedlich nebeneinander auf der Ofenbank schlafen.

Der Koján war satt, das hörte man seinem Schnarchen an, der Alois zufrieden; denn die Uhr vom Großvater Winterhalter tickte wieder in seinem eigenen Sack.

Daß der Theresia aber am nächsten Morgen zwei Schlegel ihres ohnedies reichlich zähen Geißenbratens fehlten, das verschmerzte sie gern, als ihr der Alois berichtete, daß ihm dieser Ferkeltausch mit Koján per Saldo ein Fahrrad eingetragen. Sie legte sogar später, als den Koján wieder der Wandertrieb überkam, aus Eigenem noch etwas zu festem Schuhzeug zu. Womit der alte Fallenhändler dann den Versuch, einen Schwarzwälder Hirtenbub gerade um die Weihnachtszeit über die Löffel zu barbieren, wenigstens nicht allzu teuer bezahlt hatte.

JUSTUS EHRHARDT:

Kraftwerk Donjestroj

Die Turbinen gaben noch einen dumpfen, erstickenden Ton von sich, dann blieben sie stehen. Im ganzen Werk erlosch sofort das Licht. In einer tauben, riesengroßen Finsternis lastete die Stille über Maschinensälen, Treppen und Fluren.

„Ach, du meine Güte!" ächzte der Mann an der Schalttafel. „Das hat auch gerade noch gefehlt!" Eine andere Stimme gab eine röchelnde, stotternde Antwort: „Sicher das Eis . . . der Fluß . . . Kurzschluß . . ."

„Ja, Kurzschluß, aber im Gehirn, mein lieber Herr Genosse Wersssiloff. Jetzt können wir uns auf einiges gefaßt machen!"

Durch die Scheiben kam die knackende Kälte. Aber die Gänge hasteten Schritte, ein schmaler, gelber Lichtschein flatterte in der Tür, die heisere Stimme des Ingenieurs Petrowitsch kam hinterher: „Herr Enderle!" und noch einmal leiser und verzweifelt: „Herr Enderle!"

Petrowitsch hob die Lampe, die Gesichter sahen sich bestürzt und bleich an Wersssiloff ächzte: „Das ist wieder Sa . . ."

„Pst!" hielt ihm der Ingenieur entsetzt den Mund zu, und Enderle knurrte gereizt: „Schnauze!" Aber auf deutsch, und das verstand keiner. „Los, wir wollen erst mal die Notbeleuchtung in Gang bringen!"

Zehn Minuten später glühten ein paar dünne Lichter auf. In allen Ecken standen dumpf und stumm die Arbeiter. Keiner wußte, was geschehen war. Eines Tages hatte das Licht zum erstenmal gebrannt, eines Tages war es erloschen: Sabotage! Zwei Ingenieure wurden von der GPU. abgeholt. Das Licht brannte wieder. Die Turbinen sausten, dann geschah es zum zweitenmal: Sabotage! Und jetzt in zwei Monaten zum drittenmal.

Sie fanden den Fehler nicht, auch nicht nach drei Stunden.

Es mußte also nach Donjestroj telephoniert werden, und morgen früh würde dann der Kommissar kommen und ein paar Leute mit Pistolen oder Gewehren . . .

„Geht nach Hause, Leute, es hat keinen Zweck mehr!" winkte Enderle ab. Man mußte den Tag abwarten, man kam hier nicht weiter, überall stand das Wort: Nitschewo! wie eine feste Mauer. Das sollte das letztemal sein, daß er sich freiwillig in dieses unheimliche, verhexte Land begab. Sein Vertrag lautete auf sechs Monate, also mußte er mit seinem Kameraden Hofmeister noch zwei Monate bleiben.

Er stapfte durch den Schnee und die Finsternis. Ganz in der Ferne murrten die dicken Eisschollen auf dem Strom; morgen oder wann umklammerte die Kälte auch die treibenden Schollen, und dann hieß es vielleicht wieder: Sabotage! Ein unschuldiger Schuldiger wurde verhaftet. Wie lange konnte man das noch aushalten?

Die Wärme ihrer winzigen Hütte überfiel ihn wie eine Erlösung. Sein Kamerad Franz Hofmeister lag auf dem niedrigen Bett und lächelte verklärt zur Decke.

„Hörst du denn nichts?" knurrte ihn Enderle statt eines Grußes an „Ob du nichts hörst?"

Aber Franz lächelte weiter. „Natürlich höre ich was. Sogar die Heimat. Königsberg. Na, was sagst du nun? Jetzt habe ich's endlich geschafft."

Enderle hob den Kopf. Aus dem winzigen Kästchen auf dem Stuhl kamen verwehte ferne Klänge. Draußen heulte manchmal der eisige Wind über die Einsamkeit, da drüben stand das Kraftwerk still, weil irgend etwas in der Anlage passiert war Morgen geschah vielleicht noch ein größeres Unglück, aber hier in der Hütte kam aus einem zusammengebastelten Radiogerät die Stimme der Heimat.

„Weihnachtslieder!" Franz sagte es mit rauher Stimme, und Karl Enderle mußte eigentlich etwas ganz anderes sagen, aber das Wort wollte nicht heraus, er mußte nur immer horchen und dann ein paarmal schlucken

„Morgen, Kinder, wird's was geben . . ., morgen werden wir uns freu'n . . .", sang Franz das Kinderlied ganz leise mit, aber da riß es Karl Enderle nach vorn: „Jawoll, morgen wird's was geben, aber Dunst und Stunk, verlaß dich drauf!"

„Ruhig, Menschenskind, quatsch doch nicht immer dazwischen!" fauchte Franz und horchte in den Apparat hinein.

„Welch ein Jubel, welch ein Leben wird in unserem Hause sein . . ., einmal werden wir noch wach . . ., heißa, dann ist Weihnachtstag!" sangen die Kinderstimmen.

„Hörst du denn nicht, daß das Werk stillsteht?" Karl wischte die grenzenlose Verlassenheit mit harter Stimme aus. Der andere schnaufte ein paarmal, aber dann sprang er mit einem Ruck vom Bett, riß die Tür auf und horchte hinaus; sonst konnte man das Stampfen und Surren der Maschinen bis hierher hören, jetzt heulte und jaulte nur der Wind, man hörte die Stille, das Unglück

Enderle berichtete kurz und zornig, dann saßen die beiden still vor dem Apparat und überlegten. Morgen hieß es wieder: Sabotage! Schuldige wurden gesucht, und Unschuldige gefunden. Dazwischen sang und mahnte die Heimat Kinderstimmen. Musik und dann die kleine zuversichtliche Geschichte eines Dichters. Alles andere versank daneben.

Am nächsten Morgen polterten harte Fäuste gegen die Türe. Wersssiloff schrie durch den Spalt, der Kommissar Wassin sei mit der Kommission im Werk. Enderle und Hofmeister dürften ihre Wohnung nicht verlassen, sie sollten hier vernommen werden . . . „Wenn ich die Wahrheit sagen soll", flüsterte er leise hinterher, „es sieht böse aus!"

„Dann ist also heute Weihnachten!" Enderle wischte sich über das Gesicht, und am Nachmittag konnte Franz auch wirklich wieder den deutschen Sender auffangen

„Als ob du das nicht schon alle Tage gewußt hättest!" knurrte Franz. „Es ist kalt, hol Holz 'rein! Wir frieren sonst noch in unserem Palast!"

Kinderstimmen sangen wieder, und es war wirklich jetzt besser, daß jeder einen Augenblick allein sein konnte. Als Karl später mit einer Last Holz zurückkam, hatte Franz den Raum mit drei roten Kerzen, Zweigen und buntem Papier festlich verwandelt. Dazwischen lagen ein paar kleine Geschenke

„Wenn du ein einziges Wort dagegen sagst, hau ich dir eine 'runter", knurrte Franz und starrte mit abgewendetem Gesicht in den Kerzenschein. Bim bam . . . bim bam . . . Die Glocken läuteten. „Das ist der Kölner Dom . . . Und das Freiburger Münster . . . Danzig . . ." Sie sangen in der Heimat ein Weihnachtslied. Mit geschlossenen Augen horchten die beiden auf den Gesang, sie konnten nicht wissen, daß einer eingetreten war und wie ein schwarzer Schatten an der Tür lehnte.

Auf und ab schwoll das Singen, und Karl Enderle sah ganz deutlich den Lichterbaum seiner Kinderzeit vor sich . . .

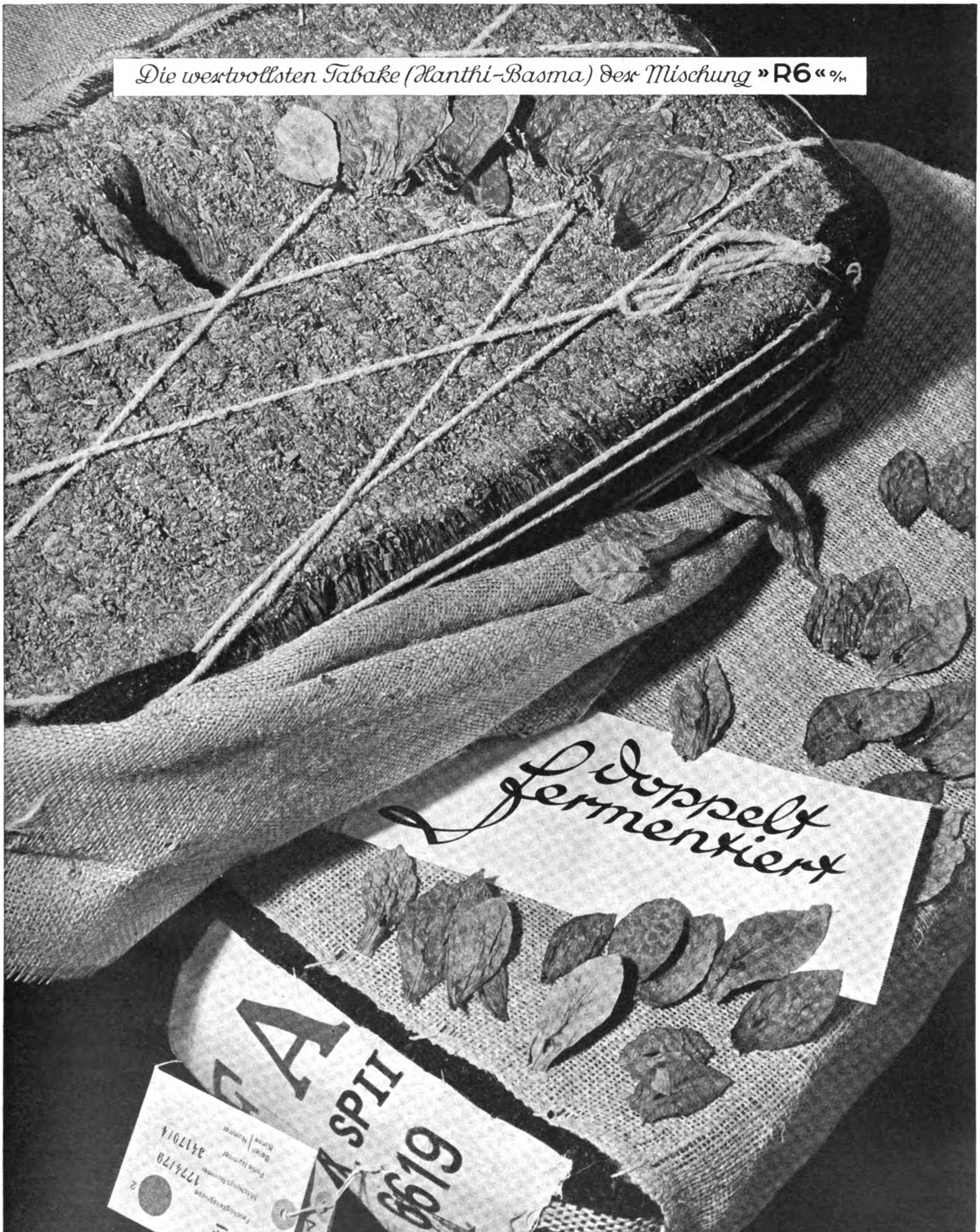
Jemand sagte grob und laut: „Ich habe die Vernehmung der Genossen Enderle und Hofmeister durchzuführen!"

Die kalte, ernüchternde Stimme riß Hofmeister in furchtbarem Zorn hoch. „Wir sind nicht zu sprechen Suchen Sie sich gefälligst eine andere Stunde dafür aus! Und Ihre Genossen sind wir schon gar nicht, verstanden!"

„Kommissar Wassin . . .", verzog der Fremde den Mund. Seine buschigen Brauen hoben sich gelangweilt. „Die Kommission hat ermittelt, daß die Stilllegung des Kraftwerkes nur ein Akt verbrecherischer . . ."

„. . . Sabotage ist!" ergänzte Hofmeister grimmig. „Die Platte kennen wir schon. Aber heute sind wir nicht mehr in der Verfassung, sie uns anzuhören!"

(Schluß auf Seite 1992)


Die wertvollsten Tabake (Xanthi-Basma) der Mischung »R6«
doppelt fermentiert

HUMOR

Der Chef sagt zum neueingetretenen Reisenden:

„Herr Braun, morgen gehen Sie auf die Tour! Sie fahren von Berlin nach Hamburg, von Hamburg nach Bremen, von Bremen nach Hannover, von Hannover nach Dortmund, Essen, Elberfeld, Köln — von Köln nach Frankfurt und München, von München nach Leipzig, Dresden und von da nach Berlin. Zu der ganzen Reise dürfen Sie — wenn Sie ein tüchtiger Reisender sind — höchstens zehn Tage brauchen!"

Braun sagt zu, fährt los und erscheint pünktlich nach zehn Tagen wieder vor seinem Chef. Freudestrahlend begrüßt ihn dieser: „Sie sind wirklich ein tüchtiger Mensch Und wo sind die Abschlüsse?"

„Abschlüsse? Ich bin froh, daß ich die Anschlüsse erreicht habe!"

*

„Wo werden Sie denn nun hinziehen, Frau Schwatz, da Sie Ihre beiden Töchter verheiratet haben?"

„Ich weiß noch nicht, meine Schwiegersöhne streiten sich, ob nach Köln oder nach Stettin!"

„Zu solchen Schwiegersöhnen können Sie sich aber wirklich gratulieren!"

„Wieso? Der Kölner will mich in Stettin haben und der Stettiner in Köln!"

*

„Wie lebt denn eigentlich jetzt Ihre Großtante, die Witwe Grämlich?"

„Ach, sehr zurückgezogen. Das einzige Vergnügen, das sie sich noch gönnt, ist hin und wieder eine Beerdigung!"

*

„Meine Tochter Lisbeth konnte gestern nicht zur Schule kommen Meine Frau liegt nämlich in den Wochen und Fräulein werden ja wissen, wie das ist. A. Schmidt."

*

Unsere Lina war auf dem Ball und kam freudestrahlend zurück mit der Nachricht, sie habe sich dort verlobt. Auf unsere Frage, wer und was denn ihr Auserkorener sei, erwiderte sie: „Na das weiß ich nich, da mag man doch nich jleich nach fragen!"

*

„Was wünschen Sie zu speisen?"

„Ich möchte erst mal ein Glas Bier, ich erwarte noch eine Dame."

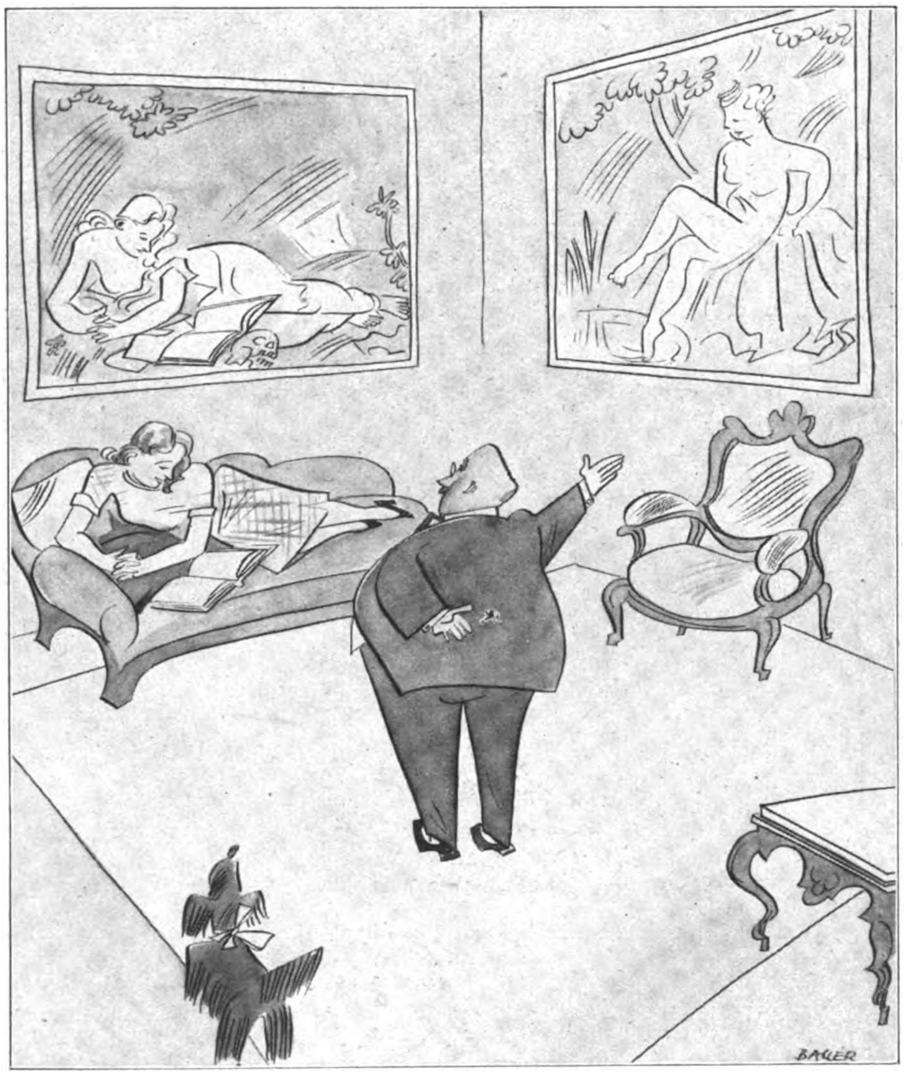
„Hell oder dunkel?"

„Das geht Sie doch nichts an!"

Krüger war krank gewesen und wünschte etwas zu essen. Die Pflegerin gab ihm einen Löffel voll Nährsalz

„Das ist zu wenig!"

„Sie dürfen nicht mehr bekommen!" — „Nun gut", sagte Krüger, „jetzt möchte ich etwas lesen. Vielleicht bringen Sie mir eine Briefmarke!"



„Na, da kann man ja noch von Glück sagen, daß sich meine Tochter nicht unter dem anderen Bild beschäftigt, wir bekommen nämlich gleich Besuch."

„Sie sagten mir doch, daß Schildkröten dreihundert Jahre alt werden! Meine ist aber am selben Tage gestorben, an dem ich sie bei Ihnen gekauft habe!"

„Das war aber Pech, mein Herr! Da müssen die dreihundert Jahre gerade um gewesen sein!"

*

Lehrer: „Huber, Sie sind ein ganz gewissenloser, fauler Mensch. Dazu noch bodenlos dumm! Wenn ich Ihren Vater sehe, sage ich ihm dasselbe!"

Schulstunde in der Untertertia. Der Lehrer weiht die Jungens in die Urbegriffe des Eherechtes ein „Wenn Mann und Frau heiraten, dann schließen sie einen Ehebund!"

Schußlich war den Ausführungen des Lehrers nicht gefolgt. Plötzlich rief ihn die messerscharfe Stimme des Vortragenden: „Sie passen wieder nicht auf! Stehen Sie auf! Was schließen Mann und Frau, wenn sie heiraten?"

„Türen und Fenster, Herr Professor!"

*

„In den Fremdwörtern soll sich einer zurechtfinden! Jeder spricht sie anders aus. Meine Schwester sagt ‚Antipathie', mein Vetter, der Buchhändler, sagt ‚Anthologie', mein Neffe, der Mediziner, sagt ‚Anatomie' und mein Schwager, der Jurist sagt ‚Autonomie'."

„Ja, erlauben Sie mal, zwischen diesen Dingen besteht doch keine Analogie!"

„Nu sehn Sie, Sie sagen wieder: ‚Analogie'. Jeder spricht's anders aus!"

*

Der Missionar von Mwumpo hatte es sich in den Kopf gesetzt, Mikiba, den Kannibalenpriester, zu bekehren. Aber das ging nicht so leicht. Da kam eines Tages dem Missionar ein glänzender Gedanke Vor Jahren hatte ihn ein Skorpion in die Hand gestochen, und der Arm mußte amputiert werden, so daß er seither einen künstlichen trug Das beschloß er auszunützen, und als Mikiba wieder einmal kam, sagte er zu ihm: „So will ich denn vor deinen Augen ein Wunder tun!" Sprachs, nahm seinen künstlichen Arm ab, schwang ihn dreimal durch die Luft und schob ihn hierauf wieder in den Ärmel „Nun?" fragte er den Kannibalenpriester stolz und siegesgewiß, „kann dir dein Gott auch diese Macht verleihen?"

Aber Mikiba sagte nichts als: „Und nun der andere Arm!"

*

„Mama, hast du eben Lärm gehört?"

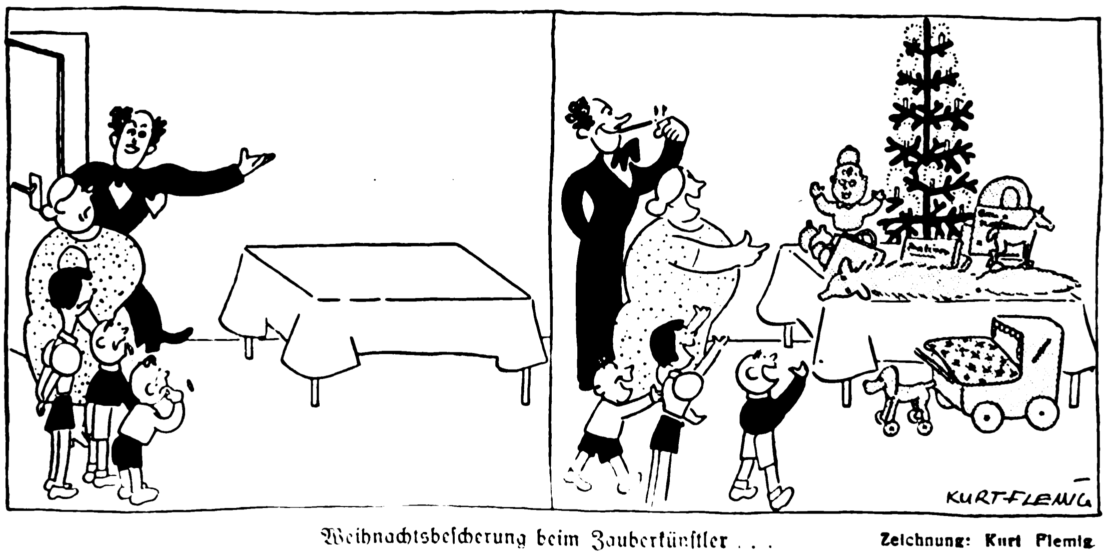
„Ja Fritzchen. Ich hoffe, Papa ist nicht von der Leiter gefallen!"

„Nein, er hängt noch an der Lampe!"

*

„Wie werden denn die Fischnetze gemacht?" fragte eine junge Dame in einem Badeort einen alten Fischer

„Ganz einfach, Fräuleinchen, man bindet eine Menge kleiner Löcher mit Bindfaden aneinander."



Weihnachtsbescherung beim Zauberkünstler . . . Zeichnung: Kurt Flemig

O diese Schotten . . .

„Warum ist denn die eine Seite deines Anzugs so zerknittert, während die andere Seite wie neu aussieht?"

„Ich will zum Photographen gehen und eine Profilaufnahme machen lassen — da habe ich nur die eine Seite aufbügeln lassen!"

*

Ein Schotte traf seinen Freund. „Warum bist du so traurig, Jimmy?"

„Unser Fußballklub, der seit 46 Jahren besteht, wurde heute aufgelöst!"

„Warum?"

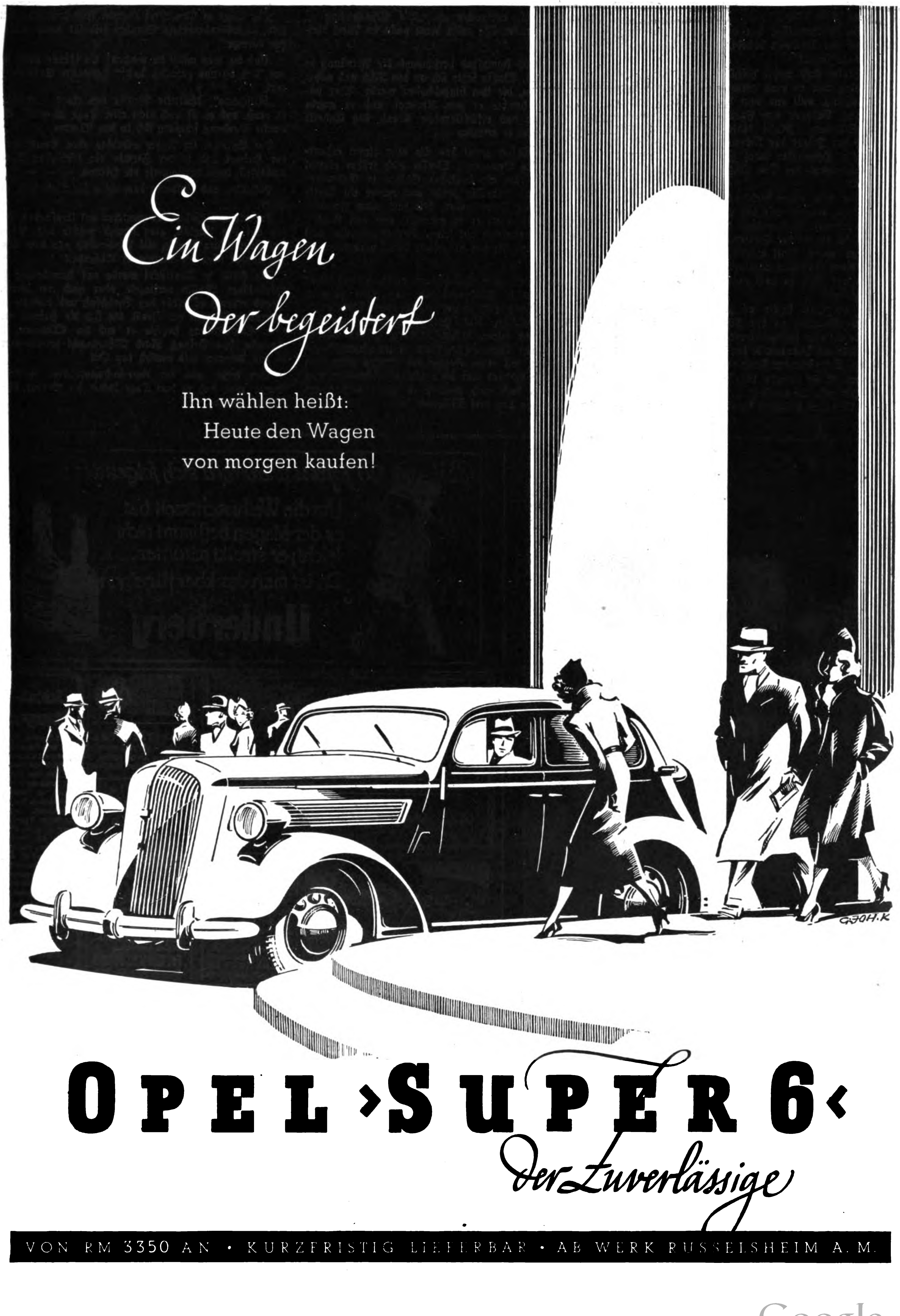
„Wir haben den Ball verloren."

*

„Haben Sie gehört, daß McGregor beim Angeln ins Wasser gefallen und ertrunken ist?"

„War er denn wirklich tot?"

„Sehr tot sogar! Als sie ihn 'rauszogen, haben sie seine Taschen durchsucht und er hat sich nicht gerührt!"


Ein Wagen der begeistert
Ihn wählen heißt:
Heute den Wagen
von morgen kaufen!
G.JOH.K
OPEL ›SUPER 6‹
der Zuverlässige
VON RM 3350 AN • KURZFRISTIG LIEFERBAR • AB WERK RÜSSELSHEIM A. M.

(Schluß zu Seite 1988)

„Der Distriktskommissar hat eure Verhaftung angeordnet, weil der Verdacht besteht, daß ihr die Urheber der Sabotage kennt!"

Eine eiskalte Luft wehte plötzlich in der Hütte, mit einem Schlag war es ernst geworden. Da redete einer von Verhaftung, und aus dem Apparat wehte immer noch Gesang. Männer und Frauen sangen mit hellen festlichen Stimmen. Musik tönte dazwischen. Rastlos drehte sich der Zeiger der kleinen Uhr. Das Feuer im Ofen knackte. Hofmeister warf Holz in die Glut und bereitete schweigend den Tee. Dieser Abend gehörte noch der Heimat.

Hofmeister holte einen Brief aus der Tasche. „Willst du mal hören, was sie aus der Heimat geschrieben haben?" Es las vor: Weihnachten müßten sie ja nun alle feiern. Es sei ein milder Winter zu Hause. Jeden Tag frage Hans, wann Vati endlich käme, und Elisabeth habe sich einen Kalender angelegt, an dem sie die Tage abstreiche, jetzt seien es noch genau einundsechzig Tage bis zur Rückkehr ...

Mitten im Satz stockte er plötzlich. Einundsechzig Tage? Der Schatten an der Tür bewegte sich. „Lies weiter!" befahl eine sonderbar veränderte Stimme. Hofmeister fühlte ein Brennen in der Kehle, er konnte nicht weiterlesen. Der Schatten stand und horchte.

Spät am Abend wurde die Tür noch einmal aufgerissen. „Genosse Kommissar ..." Drei oder vier uniformierte Gestalten drängten herein, aber Dimitri Wassin winkte fast erschrocken ab „Die Vernehmung ist noch nicht beendet. Ihr müßt heute nacht im Werk bleiben. Morgen ..."

Klirrend und stampfend verschwand die Abteilung in der Finsternis. Wassin setzte sich an den Tisch und nahm die Tasse Tee, die ihm hingeschoben wurde. Aber immer wieder horchte er zum Apparat, und es wurde der seltsamste und erschütterndste Abend, den Enderle und Hofmeister je erlebten

Ganz allmählich geriet das Eis über einem erstarrten Herzen in Bewegung. Wassin hieß früher einmal Bendix und kam als deutscher Soldat in Gefangenschaft, er blieb freiwillig zurück und wurde ein Werkzeug der neuen Gewalthaber. Bis zum roten Kommissar der GPU hatte er es gebracht, und nun standen die beiden Landsleute auf seiner Verhaftungsliste, weil ja irgendjemand für das stillgelegte Werk verantwortlich sein mußte.

Enderle mußte von Deutschland erzählen, von einer kleinen Stadt in Süddeutschland, von alten Mauern und einer Burg und immer wieder von Weinbergen und den Wäldern. Und Hofmeister sprach von den Menschen, von seinen beiden Kindern Sicher würden sie gerade jetzt Weihnachten feiern unter einem Baum voll Lichtern, mit roten Äpfeln und bunten glitzernden Kugeln. Die Heimat war viele tausend Kilometer weit entfernt und doch auch zugleich in dieser verschneiten Hütte zwischen den drei Männern

„Ihr müßt in Donjestroj morgen früh den Zug nehmen, in achtundzwanzig Stunden seid ihr dann jenseits der Grenze."

„Und du, was willst du machen? Es kommt doch heraus, daß du uns geholfen hast!" stammelte Enderle erregt.

„Nitschewo", schüttelte Wassin den Kopf „Rußland ist groß, und es ist noch nicht aller Tage Abend!" Eine dunkle Drohung schwang sich in den Worten.

Der Sprecher im Radio wünschte allen Deutschen in der Heimat und in der Fremde ein fröhliches Weihnachtsfest, dann verstummte die Heimat. — — —

Polizisten und Soldaten bewachten die Bahnhöfe und Züge.

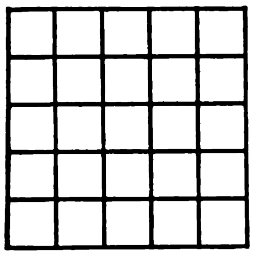
Enderle und Hofmeister warteten mit klopfenden Herzen auf das Unglück, aber immer wischte das Papier des Kommissars Wassin alle Hindernisse aus dem Weg Sie kamen über die Grenze in Sicherheit.

Die Hütte in Donjestroj wurde auf Anordnung des Kommissars Wassin versiegelt, aber noch am gleichen Abend erbrach er selber den Verschluß und bastelte mit zitternden Fingern am Gerät, bis sich die Heimat meldete. Stundenlang horchte er auf die Stimmen, die Sprache, den Gesang. Nach Mitternacht zertrümmerte er den Apparat und verließ den Ort

Das letzte, was der Untersuchungsrichter feststellen konnte war, daß er drei Tage später die Grenze überschritten hatte.

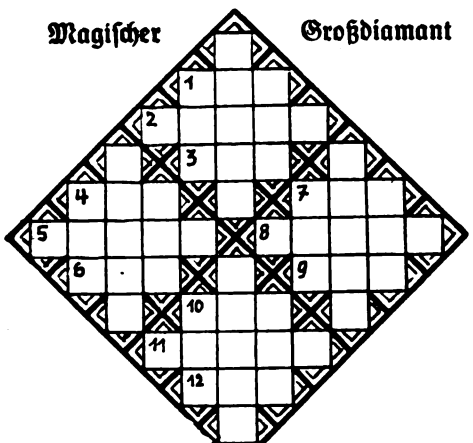
RÄTSEL

Magisches Quadrat



Die Buchstaben: a d d e e e e e e e e e e i i l l n n p p r r r r sind so in die Felder zu setzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1 Monat, 2 Fluß in Pommern, 3. Ankerplatz, 4. Asiate, 5. Inhaltslosigkeit.

Magischer Großdiamant



1. englische Insel, 2. Verkaufsraum, 3. ungebraucht, 4. deutscher Kurort, 5. deutscher Seehafen, 6. Gewässer, 7. Wild, 8. Niederschlag, 9. Futtermittel, 10. Senkblei, 11. Solbad in Hessen-Nassau, 12 Fluß zum Mittelmeer.

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Erwiderung — Gesinnung — Handel — Moslem — Abend — Gaslicht — erregt — Schimmer — Scherif — Ronde — Filmwart — Staatsjugend — Hengst — Tataren — Markscheide — Erhoerung — Ahnung — Landzunge — Urkunde — Luftschutz — Albert — Eidechse — Stigma — Batist — sind je 3, aus dem letzten Wort 4 Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch von Walter Groß ergeben.

Silbenrätsel

Aus den Silben: al — baum — che — di — di — di — die — do — do — en — er — furt — ge — gen — i — il — ka — kal — kus — kut — lau — le — le — les — li — li — mach — man — man — ne — neu — neu — ni — nib — nis — nois — nor — öl — ot — ra — ra — sa — sa — sta — süd — syn — ta — te — te — tow — trep — vi — wa — wa — wed sind 17 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen einen Sinnspruch ergeben. (ch = 1 Buchstabe.) — 1. Deutscher Seeheld, 2. Strom in Hinterindien, 3. spanischer Geiger, 4. Rechtsbeistand, 5. Stadt in Thüringen, 6 Gliedstaat von Australien, 7. Nebenfluß des Mississippi, 8. Stadt in Polen, 9. Stadt in Pommern, 10. Saiteninstrument, 11. Stern im Pegasus, 12. Wollstoff, 13. Sohn des Odysseus, 14 Stadt in Indien, 15. Tropenpflanze, 16. Insel im Großen Ozean, 17. französische Landschaft

1 .... 10 ....

2 .... 11 ....

3 .... 12 ....

4 .... 13 ....

5 .... 14 ....

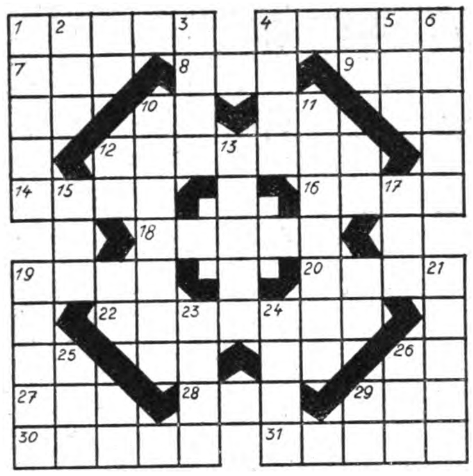
6 .... 15 ....

7 .... 16 ....

8 .... 17 ....

9 ....

Kreuzworträtsel

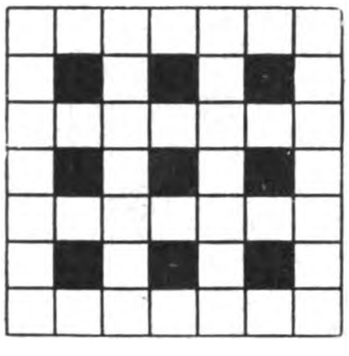


Waagrecht: 1. bekannter Varietékomiker, 4. Vogelnest, 7 Wärmegrad, 8. Nebenfluß der Wolga, 9. Bucht, 12. Stadt in Italien, 14. Arbeitsmaschine, 16 Geschäftsviertel der Großstadt, 18 alkohol. Getränk, 19. deutscher Strom, 20. Zahl, 22. Handfeuerwaffe, 27. Zeitmesser, 28. Regal, 29. Besitz, 30. ostindische Münze, 31. Maske. — **Senkrecht:** 1. österreich. Komponist †, 2. arab. Titel, 3. Getreide, 4. Körperteil, 5. Schwein, 6. Feldherr aus dem 30jähr. Krieg, 10. Stadt in Indien, 11. engl. Schriftsteller †, 13. Westgotenkönig, 15. Fahrzeug, 17. Laut, 19. Parfum, 21 Teil eines Musikinstrumentes, 23 Stahlfach, 24. Badeort in Oberösterreich, 24 Nachtvogel, 26. Schiffsseite. ch = 1 Buchstabe.

Silbenkreuz

1	2
3	4
5	6

1—2 Form, 1—3 ausgestorbener Riesenvogel, 1—4 Faulendes, 2—5 Flußmündung, 3—2 Stand, 3—4 Blutgefäß, 3—5 Reinigungsmittel, 5—2 Rüge, 5—6 ostindische Nahrungspflanze, 6—2 Sportgerät.

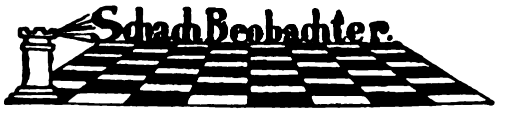


Viereck

Die Buchstaben: a a a a b b e e e g g i i i i k k l l n n n n n n r r r r s s t t u u w w w z z werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. zuständige Stelle. 2 Stadt in Litauen. 3. Alpenpaß in Tirol. 4 Prunkbauanlage in Dresden.

Lösungen der Rätsel aus Folge 50:

Kreuzwort-Silbenrätsel: Waagrecht 1. Puebla, 3. Kate 4. Nama, 6 Maia, 7. Zement, 8. Lotos, 9. Lido, 10. Toni, 11 Niger, 12. Enb., 14. Nauen, 15. Kanoe. — Senkrecht 1 Pute. 2 Lana 3 Katalonien, 5 Mazedonien, 13. Defa. 14. Naue ✱ **Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 1. Magistrat. 6. Hagebutte 10 Fasan 11 Raabe, 13. Tannhaeuser, 16 Liebestrank 21. Remus, 24 Tenta, 26 Samojeden, 27. Oldenburg. — Senkrecht 2 Aras, 3. Iden, 4. Thur. 5. Asta 6. Hama, 7. Garn. 8 tabu. 9. Ebbe. 12 Lasso, 14. nie, 15 Spa, 17 Ines 18. Baum, 19 Ried. 20. nein, 22 Maul. 23 Sole, 24 derb, 25 near. ✱ **Pyramidenrätsel:** 1. e, 2. er. 3 Erg, 4 Eger, 5 Serge, 6. Gerste, 7 Geister. ✱ **Kreuzwort-Silbenrätsel** Waagrecht: 1. Kabire, 3. Name, 4 Heli, 6 Hera, 7 Denker 10. Zebra, 12. Silo, 14. Alba, 16 Lila, 17 Luten. — Senkrecht. 1. Kameraden, 2. Rebe 3 Nabe. 5. Limone, 8. Kerze, 9 Montreal, 11. Brasilien 13. Lola, 15 Ball ✱ **Schachtelrätsel.** 1 Midas, 2. Assel, 3 Volk, 4 Kai, 5. Ai, 6. Kalle, 7. Leim, 8. mein, 9 Tram 10. Amu, 11 Uwe, 12 Weg, 13. Tor, 14. Roda, 15. As, 16 Real, 17 Alu, 18. laichen — Das Volk allein traegt das Reich ✱ **Magische Silbenfigur:** 1. Savanarola, 2. Navarra, 3 Aurorafalter. ✱ **Magische Figur:** 1. Stendal, 2. Geselle, 3 Reval, 4. Ablatus, 5. Wallung ✱ **Silbenrätsel:** 1. Eltern 2 Uhu, 3 Eden, 4. Romulus, 5. Orplid, 6. Pari, 7. Fehde 8. Egede, 9. Rimini. 10 Gdingen, 11. Edinburgh, 12. Wanze. 13. Altai, 14 Nougat. — Euer Opfer gewann uns die Einheit. ✱ **Magische Silbentreppe:** 1. Falle, 2. Legende. 3. Dementi, 4. Tirana, 5. Navarra, 6. Rakete, 7 Tenor.



Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

25. Wettkampfpartie
um die Weltmeisterschaft

Weiß: Dr. Euwe	Schwarz: Dr. Aljechin		
1. d2—d4	Sg8—f6	21. e3—e4	Dd5—b3
2. c2—c4	e7—e6	22. Dc2—e2	Db3—b5
3. Sb1—c3	Lf8—b4[1])	23. De2—f3	Db5×c5
4. e2—e3[2])	0—0[3])	24. Sg3—f5	Tb8—b1†
5. Sg1—e2[4])	d7—d5	25. Df3—f4	Sf6×e4
6. a2—a3	Lb4—e7[5])	26. h2—h4[11])	Tf8—e8
7. c4×d5	e6×d5	27. Tf1—e1	Dc5—c3
8. Se2—g3	c7—c5	28. Te1—d1	Se4—d2
9. d4×c5[6])	Le7×c5	29. Td1×d2	Tb1×c1†
10. b2—b4	d5—d4[7])	30. Kg1—h2	Dc3—c7
11 b4×c5	d4×c3	31. Td4—d6	Tc1—c5
12. Dd1—c2[8])	Dd8—a5	32. g2—g3†[12])	Te8—f8[13])
13 Ta1—b1	Lc8—d7	33. g3—g4	f7—f6
14. Tb1—b3[9])	Ld7—a4	34. Kh2—h3	h7—h5
15. Dc2×c3	Da5—d8†	35. Df4—d2	h5×g4†
16. Lf1—c4[10])	Sb8—a6	36. Kh3×g4	Dc7—f7
17. Lc4×a6	b7×a6	37. h4—h5	Tc5×f5†
18. 0—0	La4×b3	38. Kg4×f5	Df7×h5†
19. Dc3×b3	Ta8—b8	39. Kf5—f4	Dh5—h4†
20. Db3—c2	Dd8—d5	40. Kf4—f3	Dh4—h3†[14]

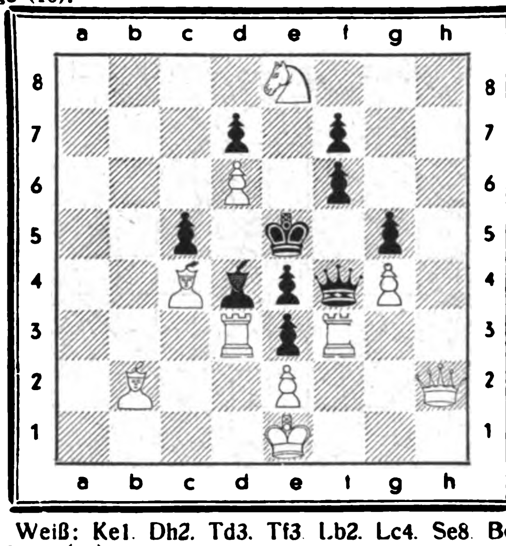
[1] Aljechin verteidigt wiederum halbindisch (Nimzo-Indisch).
[2] Ein neuer Versuch eine Aufstellung, die in Holland gerne gespielt wird In mehreren Partien zog Euwe 4. Sf3. Aljechin dagegen in der 20 Partie 4. Dd1—c2.
[3] Üblich ist hier 4. . . . d7—d5; 5. Ld3, c7—c5!
[4] Ein unnatürlicher Zug. Das Pferdchen gehört in seinen Stall auf das Feld f3.
[5] Die Tempopreisgabe kann sich Schwarz ungestraft leisten, da der Lf1 an der Entwicklung gehindert ist
[6] Besser als die Aufhebung der Spannung in der Mitte scheint 9. Ld3 zu sein mit der Folge 9. . . . c5×d4; 10. e3×d4. Sc6; 11. 0—0.
[7] Eine merkwürdige und scharfe Entgegnung.
[8] Damentausch (?) würde nur die schwarzen Figuren entwickeln.
[9] Ein Fehlzug, der infolge der kommenden Mattdrohung die Qualität kostet Es sollte 14 Tb4 geschehen.
[10] Der Turm kann wegen der Mattdrohung Dd1‡ nicht wegziehen
[11] Schwarz drohte g7—g5!
[12] Weiß stellt eine niedliche Falle.
[13] Falls Schwarz mit dem naheliegenden 32. . . . T×f5 in die Falle gegangen wäre, hätte Weiß mit 33 Te6 (!) die Qualität zurückgewonnen und Ausgleich erzielt.
[14] In dieser Stellung wurde die Partie abgebrochen. Euwe gab auf, denn es könnte folgen 41. Ke4. Te8†; 42. Kd5, Db3†; 43 Kd4 D×a3!

Damit hat Aljechin mit 15½:9½ Punkten die Weltmeisterschaft wieder zurückgewonnen.

Aufgabe (Urdruck)

Der deutsche Weihnachtsbaum
Von Otto Reinartz München-Gladbach

Schwarz: Ke5. Df4. Ld4. Bc5. d7. e3. e4 f6 f7 g5 (10).



Weiß: Ke1. Dh2. Td3. Tf3. Lb2. Lc4. Se8. Bd6. e2. g4 (10).

Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

HUMOR DER ANDEREN

Eine junge hübsche Dame meldet sich bei dem Oberarzt einer Klinik für die Stelle einer Krankenschwester.

Oberarzt: „Haben Sie Erfahrungen auf diesem Gebiet?"

Dame: „Ja."

Oberarzt: „Woher?"

Dame: „Aus meiner Familie."

Oberarzt: (mitleidig lächelnd): „Mein liebes Fräulein, das ist doch wohl recht wenig!"

Dame: „Wenig? Zwei meiner Brüder spielen Fußball; einer konstruiert Flugzeuge und fliegt sie selber; meine Mutter ist Skiläuferin und mein Vater Autofahrer!" (The Argonaut.)

*

Redner (bei der Einweihung der neuen Feuerspritze): „Möge sie den alten Jungfern unseres Städtchens gleichen: Stets bereit und nie gerufen!" (Answers.)

*

Chef: „Ich brauche in meinem Geschäft Leute mit Verstand, junger Mann."

„Oh, das habe ich gleich gemerkt, als ich bei Ihnen eingetreten war." (Philadelphia Bulletin.)

*

Der Fremde, der die Barbierstube betreten hatte, war aus Amerika. Als er im Stuhl saß, sprach er sich gründlich über seine Eindrücke in Europa aus. „Die Leute verstehen hier nicht, sich geschäftlich zu spezialisieren", sagte er. „Jeder muß sich auf einen Zweig der Betätigung werfen und diesen vollständig beherrschen." — Der Barbier hatte ihm währenddessen das Gesicht eingeseift und setzte sich nun in eine Ecke, um die Zeitung zu lesen. Nach ein paar Minuten fragte der Amerikaner verwundert: „Nanu! Wann wollen Sie denn anfangen, mich zu rasieren?" — „Oh!", erwiderte der Barbier, „wir seifen hier nur ein. Zum Rasieren müssen Sie eine Straße weiter gehen." Tit Bits.



Weihnachtsessen im Golf von Biscaya. (Punch.)

Wärter: „In Ihrer Abwesenheit war Frau Murphy hier, Herr Direktor. Sie wollte ihren Mann abholen. Aber er weigerte sich, mitzugehen."

Direktor: „Ich sage ja immer, der Mann ist gar nicht verrückt." (Puck.)

*

Kitty: „Wenn mein Vater etwas gibt so ist es immer etwas Kostspieliges."

James: „Das habe ich gemerkt, als er dich mir gab." (Tit Bits.)

*

„Sie glauben gar nicht, wie zartfühlend mein Mann ist! Er bringt es nicht fertig, die Kinder zu schlagen."

„Oh, meiner ist noch viel zartfühlender Er bringt es nicht einmal fertig, den Teppich zu klopfen." (Answers.)

*

Erster Anwalt: „Sie haben meine Zeugen so bös mitgenommen, Herr Kollege, daß ich jetzt auch einmal Ihre Zeugen ohne Handschuh anfassen werde"

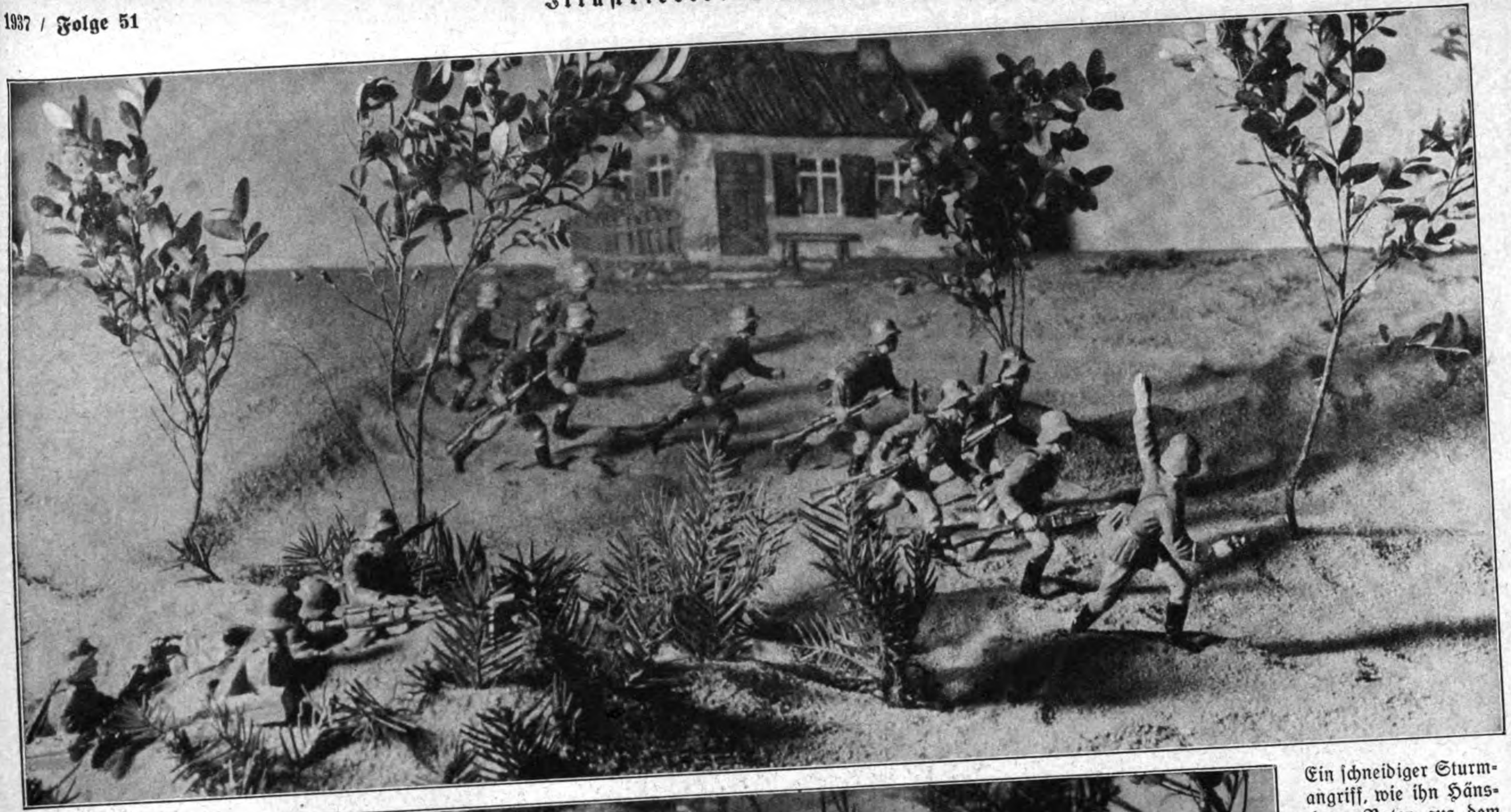
Zweiter Anwalt: „Das bei den Ihrigen zu tun, würde ich mich hüten." (Answers.)

*

Richter: Sie sagen, Ihr Mann sei ein ganz ausnehmend grausamer Mensch Können Sie mir nicht einen spezifischen Akt seiner Grausamkeit angeben?

Klägerin: Gewiß! Wenn er mir zum Beispiel etwas zu sagen hat, so tut er es stets vom Büro aus. Er läßt mich an den Apparat rufen und hängt ab, ehe ich noch ein Wort erwidern kann New York Globe


50 CIGARETTEN
SPÄTLESE O/M
Die neue 50 Stück Packung
zu 2.– R.M.
Ein Schmuckstück für den Gabentisch
Sonnen-gereift!
4 ₰
10 SPÄTLESE O/M 10
SPÄTLESE



Ein schneidiger Sturmangriff, wie ihn Hänschens Vater aus dem Bewegungskrieg noch in Erinnerung hat. Die in jeder Stellung gut modellierten Soldaten bieten die Möglichkeit zu lehrreichen Bildern nach der Wirklichkeit

Armeen auf dem Tisch und unter dem Weihnachtsbaum



Links: Auf dem Wege zum Laufgraben, der in die vorderste Stellung führt

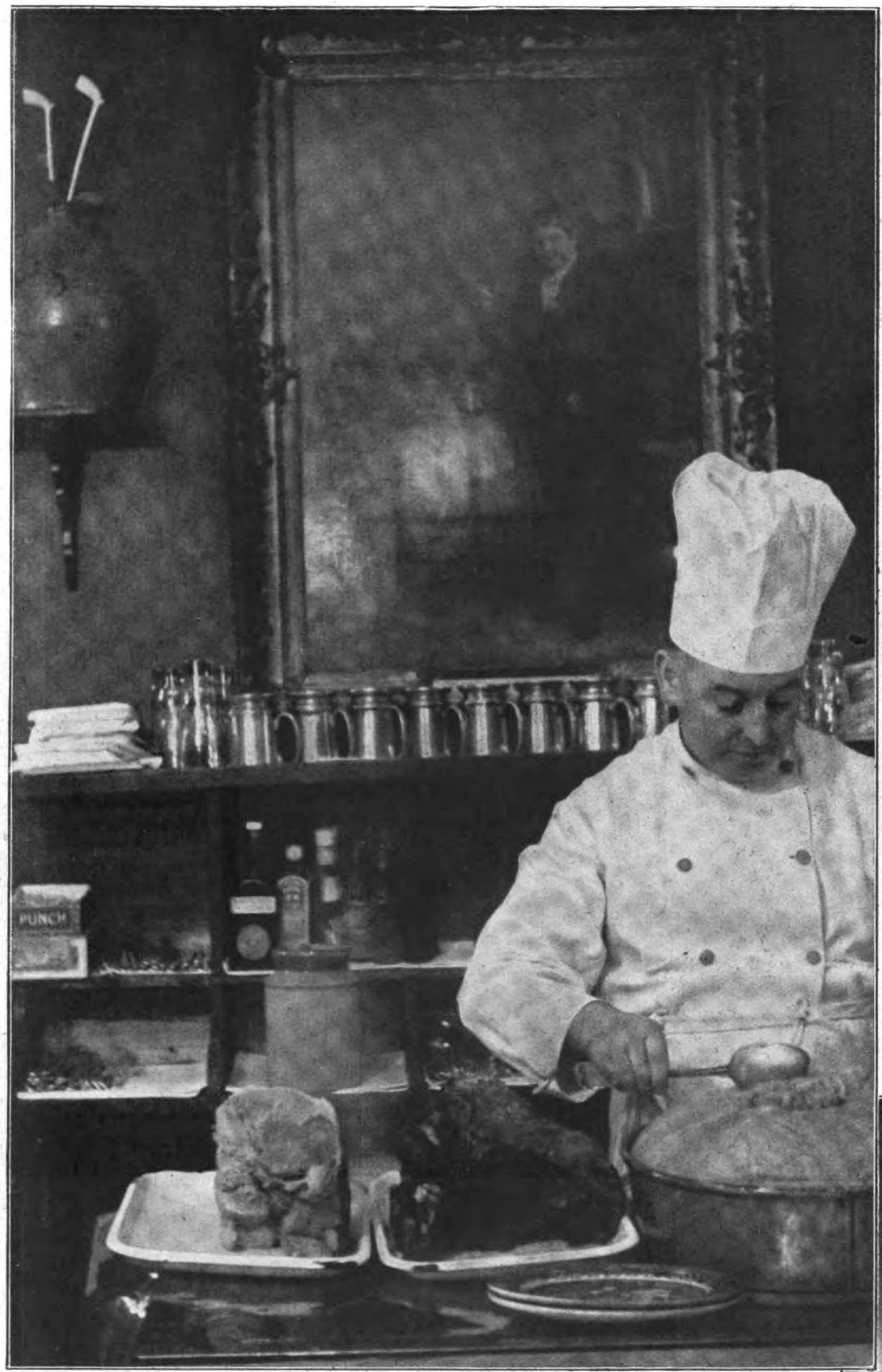




Oben: Ein Flakgeschütz in voller Tätigkeit während eines feindlichen Fliegerangriffs.

Rechts: „Vorläufige Zielrichtung die rote Mauer auf dem Hügel halblinks. Erstes Geschütz: Feuer!“ Die Massesoldaten exerzieren ebenso richtig wie die echten

Aufnahmen: Alice Heß.



Das alte Gasthaus ist nicht allein wegen seiner Tradition berühmt, sondern auch wegen der charakteristischen englischen Speisen. Der Koch schneidet hier den Pudding, eine Spezialität des „Cheese“.

Im ältesten Gasthaus Londons:

Der alte Cheshire Käse (The olde Cheshire Cheese) nennt sich das älteste Gasthaus Londons, eine alte Taverne in der Nähe der Fleet Street, wo schon Shakespeare, Ben Jonson und viele andere berühmte Elisabethianer als Gäste verkehrt haben sollen.



Der Eingang zum „Alten Cheshire Käse“, dessen Gästebuch die berühmtesten Namen aufweist und wo schon Karl II. zusammen mit dem berühmten Schauspieler Nell Gwynne Lammkoteletts gegessen hat.



Am Kamin in der Bar, wo auch Charles Dickens gern seinen „Drink“ einnahm.



Im Weinkeller, einer früheren Crypta des Whitefriars-Klosters.



Heute noch raucht man hier die lange Tonpfeife.

Aufnahmen: Erika Schulz.

Preis: 20 Pfennig
Österreich 40 Groschen
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig

IB Illustrierter Beobachter

12. JAHRGANG / DIENSTAG, 28. DEZEMBER 1937

VERLAG FRANZ EHER NACHF. GMBH MÜNCHEN 22

Sonderheft: General Ludendorff



9. IV. 1865 — **ERICH LUDENDORFF** — 20. XII. 1937

Aufruf des Führers an das deutsche Volk

Deutsche!

Mit dem Tode des Generals Ludendorff ist eine geschichtliche Erscheinung von uns gegangen. Mit seinem Namen verbindet sich für alle kommenden Zeiten der größte Heldenkampf des deutschen Volkes.

Vereinsamt, inmitten einer ebenso schwachen wie wurzellosen politischen Umgebung versuchte dieser Mann im großen Kriege an der Seite des Feldmarschalls die Widerstandskraft der Nation zu unvergleichlichen Leistungen emporzureißen, um damit den Deutschen und ihrem Reiche die Freiheit zu erhalten.

Nachdem charakterlose Gesinnung und jammervolle Schwäche seinen Sturz herbeigeführt hatten, brach Deutschland zusammen und fiel bis zur Schmach von Versailles. In diesen Jahren der tiefsten Erniedrigung verband sich der Feldherr des Weltkrieges Ludendorff mit den Kämpfern zur inneren und äußeren Wiederaufrichtung der Nation. Für diese Freiheit rang und stritt er nun seitdem auf seine Weise.

Der so großen und ausschließlichen Zielsetzung entsprach die fanatische Hingabe dieses Mannes. Seine Liebe und seine Gebete gehörten unserem Volk, sein Haß seinen Feinden.

Wie bei allen kompromißlosen Kämpfern dieser Erde wird auch bei ihm der Eindruck seiner Persönlichkeit der Nachwelt bewußter werden als vielen Zeitgenossen der Gegenwart. In seiner Erscheinung erhält die Ruhmeshalle unserer Geschichte einen neuen Zeugen der Größe der deutschen Nation.

Die Todesnachricht

München, den 20. Dezember

Heute vormittags 9.25 Uhr, wurde vom Josephinum die Nachricht vom Ableben General Ludendorffs ausgegeben. Die Meldung, für die Professor Kielleuthner und Dr. Forell zeichneten, hat folgenden Wortlaut.

Heute Montag, den 20. Dezember, 8.20 Uhr, verschied der Feldherr General Ludendorff schmerzlos und ruhig. Das Bewußtsein blieb bis in die letzten Stunden erhalten. Bei der durch die lange Krankheit nur noch geringen Widerstandskraft war es unmöglich, dem schnell eintretenden Kräfteverfall und der zunehmenden Kreislaufschwäche wirksam zu begegnen.

Der Reichskriegsminister an die deutsche Wehrmacht!

Der erste Generalquartiermeister im Weltkrieg, General Ludendorff, ist zur großen Armee abberufen worden.

Ein großer Deutscher und ein großer Soldat ist von uns gegangen. Sein Leben war ein leidenschaftlicher Kampf für Deutschland. Dieser Kampf galt in der Vorkriegszeit der Stärkung unserer Wehrkraft, im Kriege dem Sieg der Waffen, später der Freiheit und der Einheit der Nation.

Als Wehrschöpfer, Organisator und als mitverantwortlicher Feldherr hatte er wesentlich Anteil am inneren und äußeren Aufbau der besten Armee der Weltgeschichte. Mit Hindenburg führte er dieses Heer zu Siegen von klassischer Größe. In den letzten schweren Jahren des Krieges war er die Seele, der Wille aller ehrliebenden Deutschen. Auch in der Niederlage hielt er die eigene und die Waffenehre der Armee rein. Vor Lüttich aber und beim Marsch zur Feldherrnhalle am 9. November 1923 vereinten sich Gedanke und Tat, Haltung und persönlicher Einsatz zu heldenhaftem Vorbild.

Solange es deutsche Soldaten gibt, wird General Ludendorff fortleben als eine der größten Gestalten preußisch-deutschen Soldatentums.

Die Wehrmacht des Dritten Reiches hält ihm die Treue. An seiner Bahre senken sich unsere Fahnen in stolzer Trauer, in Dankbarkeit und Ehrfurcht.

Der Reichskriegsminister und Oberbefehlshaber der Wehrmacht.

gez. v. Blomberg, Generalfeldmarschall.

Das Beileid des Führers

Berlin, 20. Dezember

Der Führer hat an Frau Ludendorff folgendes Beileidstelegramm gerichtet:

„Zu dem schweren Verlust, der Sie durch den Tod Ihres Herrn Gemahls getroffen hat, spreche ich Eurer Exzellenz meine herzliche Anteilnahme aus. Mit dem großen Soldaten und Feldherrn Ludendorff verliert das deutsche Volk einen seiner besten und treuesten Söhne, dessen Arbeit in Krieg und Frieden nur dem Wohle Deutschlands galt. Sein Name wird in der deutschen Geschichte ewig weiterleben. — Ich selbst und die nationalsozialistische Bewegung werden ihm immer dankbar dafür bleiben, daß er in der Zeit größter nationaler Not sich unter Einsatz seiner Person mit denen verband, die zum Kampf für eine bessere deutsche Zukunft eintraten.

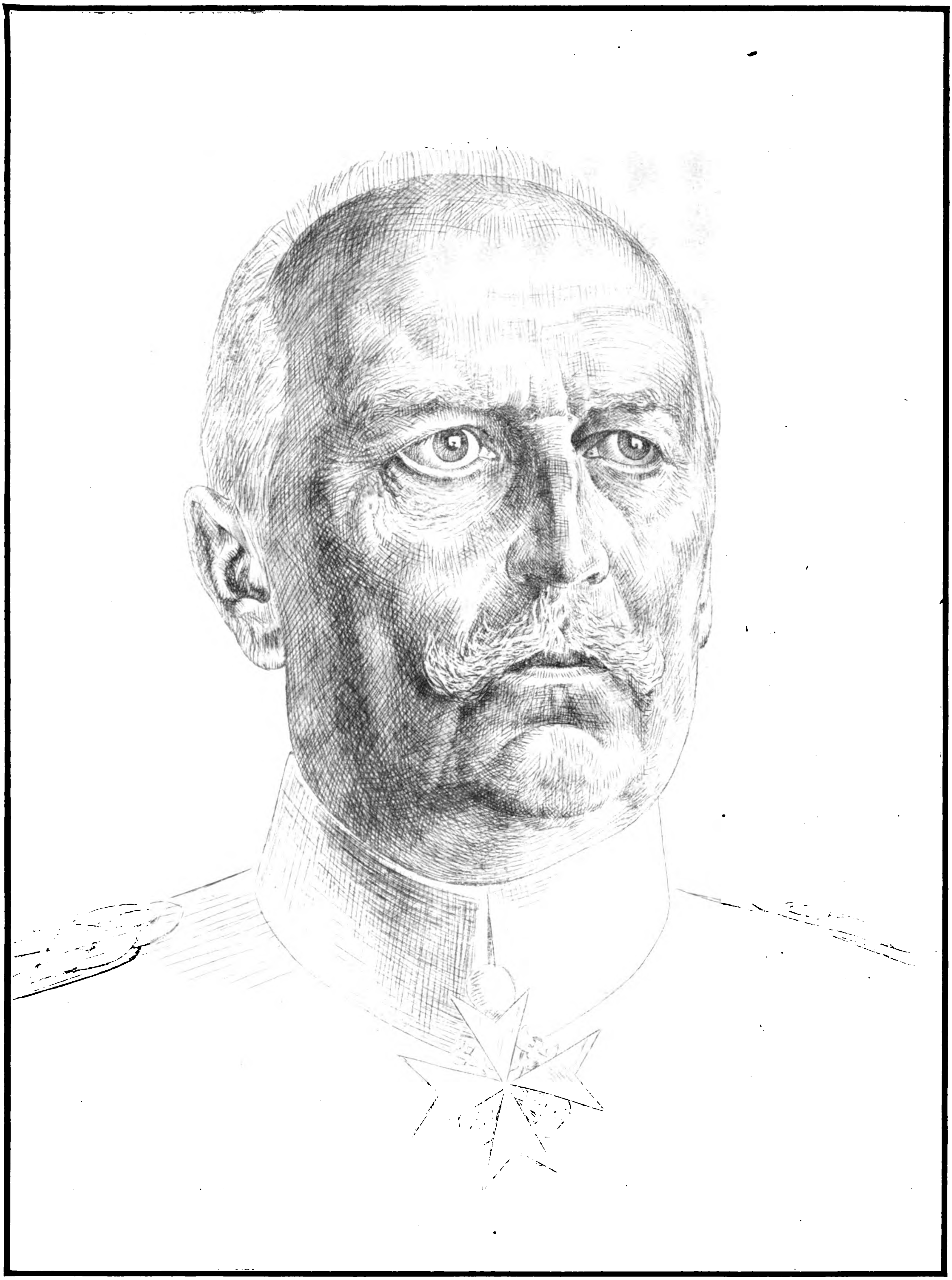
(gez.) Adolf Hitler."

Das Beileid der Wehrmacht

Berlin, 20. Dezember

Der Reichskriegsminister Generalfeldmarschall von Blomberg sandte an Frau Ludendorff folgendes Beileidstelegramm:

„Tief ergriffen durch die Nachricht vom Ableben Ihres Gemahls, spreche ich Ihnen meine aufrichtige und herzliche Teilnahme aus. Mit mir steht die Wehrmacht in tiefer und stolzer Trauer an der Bahre eines Soldaten und deutschen Mannes, der für alle Zeiten zu den großen Gestalten der Geschichte gehört. v. Blomberg."



Ludendorff.

Nach einer Radierung von Rob. Jak. Bock.



Kinderbildnis Erich Ludendorffs.



Als preußischer Kadett 1881.



Leutnant der Marine-Infanterie



Major im Generalstab 1905.



1914: Als Generalmajor unter Hindenburg . .



. . zum Generalleutnant ernannt.

DAS ANTLITZ DES FELDHERRN IN ACHT LEBENSALTERN



Ludendorff beim Hitler-Prozeß 1924.



Der Feldherr an seinem 72. Geburtstag.

Aufnahmen: Scherl (6). Heinrich Hoffmann (1). Presse-Bild (1).



Ludendorff an seinem Arbeitstisch im Hauptquartier in Lötzen 1915.
Unbeirrt von ängstlicher Schätzung arbeitete der deutsche Feldherr seine kühnen Pläne aus, die auch von seinen Gegnern als Meisterwerke der Strategie anerkannt werden mußten.



Ludendorff im April 1918 an der Westfront.



Ludendorff mit seinen Stabsoffizieren bei einer Besichtigung.

Aufnahmen: Ludendorff-Bildarchiv.



Hindenburg (Mitte) und Ludendorff (links) auf dem Kriegsschauplatz im Osten.
Die unvergleichlichen Siege dieser genialen militärischen Führung bei Tannenberg, an den Masurischen Seen und in der Winterschlacht in Masuren sicherten den deutschen Osten gegen den Einbruch der feindlichen Heermassen.
Aufnahme: Reiß.



General Ludendorff als Erster Generalquartiermeister bei seiner Ankunft in Charleville.
Am 29. August 1916 erhielt Ludendorff unter Beförderung zum General der Infanterie die Stellung eines Ersten Generalquartiermeisters beim Chef des Generalstabes des Feldheeres (Hindenburg), einen Posten, der damals besonders für ihn geschaffen worden ist.
Aufnahme: Atlantic.



Hindenburg und Ludendorff auf dem östlichen Kriegsschauplatz.

Aufnahme: Haeckel.



Aus den Tagen größten deutschen Waffenruhms.
Ludendorff und Hindenburg auf dem Kriegsschauplatz im Osten Am 21. August 1914 wurde Ludendorff, der als Oberquartiermeister der 2. Armee entscheidend bei Lüttich eingegriffen hatte, Chef des Generalstabes der 8. Armee unter Hindenburg, wodurch sein maßgeblicher Einfluß auf die Kriegsführung im Osten einsetzte



Im Westen:
Der Erste Generalquartiermeister General Ludendorff mit Offizieren der Operationsabteilung im Großen Hauptquartier in Charleville 1916



Im Osten:
Hindenburg und Ludendorff als Gastgeber mit Skoropadskij, dem Hetman der Ukraine (Mitte).

Aufnahmen Reiß (2) Haeckel (1)







Das Arbeitszimmer Ludendorffs in Tutzing.
Nach seinem Ausscheiden aus dem Heeresdienst durfte der Feldherr erleben, wie durch den Willen des Nationalsozialismus der Versailler Schandpakt Punkt für Punkt zerrissen wurde; die rettende Tat des Führers ist ihm ein Lichtblick geworden für die Zukunft des Reiches.



Die wiedererstandene Wehrmacht paradiert vor Erich Ludendorff an seinem 70. Geburtstag.
Generalfeldmarschall von Blomberg schreitet mit Ludendorff, der nach einem Ausspruch v. Blombergs „die Welt wie Atlas auf seinen Schultern getragen hat", die Front der Ehrenkompanie ab.
Aufnahmen: Berger, Associated Press.

Erich Ludendorff der Deutsche und der Feldherr

Nun ruhen die sterblichen Überreste des großen Feldherrn in der deutschen Erde, für deren Schutz er die Gaben seines gewaltigen Geistes ein langes, leiderprobtes Leben hindurch mit unerschütterlicher Pflichttreue eingesetzt hat.

Der Hingang dieses großen Kämpfers hat in allen Staaten der Kulturwelt ritterliche Kundgebungen der Anerkennung und des Mitgefühls ausgelöst, die bewiesen, daß unter dem Schutt des Alltags immer noch die Ehrfurcht vor dem wahrhaft Großen glimmt. Wenn in dieser Atempause des Weltgetriebes auch nicht alle Schwierigkeiten gerecht abgewogen wurden, die sich dem Sinnen und Handeln des großen Feldherrn entgegengestemmt haben, so waren sich doch alle berufenen Wortführer der Weltmeinung darüber einig, daß dieser geniale Sohn des deutschen Volkes im Lebenskampfe des Deutschen Reiches bisher unerhörte Leistungen in der Führung und Organisation aufgewiesen hat.

Tiefer sittlicher Ernst und eine stählerne Willenskraft waren die Kennzeichen dieses Soldatenlebens, das am 9. April 1865 auf dem Gute Krußewnia im heute polnischen Teile der Provinz Posen begann. Nicht allzulange währte die unbeschwerte Kinderzeit auf dem väterlichen Gutshofe in einem besonders harmonischen Familienkreise. Mit zehn Jahren trat Erich Ludendorff in das preußische Kadettenkorps ein, um es im Jahre 1882 als neubeförderter Leutnant wieder zu verlassen.

Wir wissen es aus den eigenen Schilderungen Ludendorffs, daß er die Jahre seiner militärischen Werdezeit, die nach einer Leutnantszeit im Infanterieregiment Nr. 57 in Wesel als erste Auszeichnung zum Seebataillon und nach dreijähriger Dienstzeit von dort ins Leib-Grenadierregiment Nr. 8 nach Frankfurt a. d. Oder führte, daß er auch diese Jahre nicht in unbekümmerter Daseinsfreude verbrachte, sondern in herber, auf ein großes Ziel zusammengefaßter Männlichkeit. Es konnte nicht ausbleiben, daß seine Vorgesetzten auf diese durch einen unbeugsamen und mitunter unbequemen Willen verstärkte Begabung aufmerksam wurden.

So eröffnete sich Ludendorff sehr bald die Generalstabslaufbahn, die nach dem erfolgreichen Besuche der Kriegsakademie im Jahre 1895 mit der Kommandierung zum Großen Generalstabe einsetzte. Er wurde der Schüler des genialen Generalstabschefs Graf Schlieffen, dessen Verdienste der „JB." in einem Aufsatze zum 25. Todestage des Feldmarschalls am 4. Januar 1938 würdigen wird. Der „Schlieffenplan" hat den Namen des damaligen Generalstabschefs nachträglich weltberühmt gemacht, obwohl er im Jahre 1914 nicht in dem Umfange durchgeführt wurde, wie ihn Schlieffen durchdacht und in Wort und Schrift seinen Mitarbeitern ans Herz gelegt hatte. Im Jahre 1906 trat ein Wechsel in der Leitung des Großen Generalstabes ein. Der Neffe des großen Moltke übernahm das Erbe, dem er sich in den Tagen der Entscheidung im Jahre 1914 nicht gewachsen erweisen sollte.

Nachdem Ludendorff im Jahre 1907 zum Chef der Operationsobteilung des Großen Generalstabes aufgestiegen war, konnte es seiner Aufmerksamkeit nicht entgehen, daß die für eine erfolgreiche Durchführung des Schlieffenplanes erforderlichen Kräfte nicht zur Verfügung standen. Das zweite Reich hatte sich nach der Verabschiedung Bismarcks immer halt- und zielloser erwiesen. Ein von reichsfeindlichen Elementen immer stärker durchsetzter Reichstag verstand es, die wechselnden Reichsregierungen einzuschüchtern und die Bewilligung lebenswichtiger Vorlagen zum Gegenstande parteipolitischer Geschäfte herabzuwürdigen. Obwohl die außenpolitische Lage des Reiches immer bedrohlicher wurde, unterließ man es, die Allgemeine Wehrpflicht restlos durchzuführen. Die Zahl der unausgebildeten Wehrfähigen ging in die Millionen, weil die reichsfeindlichen Parteien die erforderlichen Friedensstämme nicht bewilligten. Die Angst der verantwortlichen Minister vor dem Parlament ging schließlich so weit, daß sie selbst ihre mangelhaften Wehrvorlagen damit begründeten, es sei nicht genügend Ausbildungspersonal vorhanden, um die Wehrpflicht voll auszuschöpfen.

Ludendorff war wohl in der Lage, die Gefahren zu erkennen, die dem deutschen Volke aus der Pflichtvergessenheit seiner Regierung und des Parlaments erwuchsen, aber er hatte nicht die Macht, dem Übel zu steuern. Der Kriegsminister und der Chef des Großen Generalstabes wären die berufenen Persönlichkeiten gewesen, das Volk und die Regierung über die gefahrdrohende Lage aufzuklären. Sie haben dem immerwährenden Drängen Ludendorffs in dieser Frage nur teilweise nachgegeben. Was an Heeresverstärkungen erfolgte, war nur Stückwerk; nur ein Bruchteil der von Schlieffen und Ludendorff für erforderlich gehaltenen Wehrverstärkungen an Personal und Material wurde nach endlosem parlamentarischem Schacher bewilligt. Den billigen Triumph der Reichsregierung mußte Ludendorff mit dem Rufe eines unbequemen Mahners bezahlen, für den man sich nach einem „Strafposten bei der Truppe und in der Provinz" umzusehen begann.

Die Tätigkeit eines Regimentskommandeurs gilt mit Recht als eine der schönsten militärischen Stellungen. Für Ludendorff wäre die Ernennung zum Kommandeur des Füsilierregiments Nr. 39 in Düsseldorf zweifellos eine hochwillkommene Unterbrechung des Generalstabsdienstes gewesen, wenn er nicht im Jahre 1913 mit dem bitteren Gefühle aus seiner bisherigen Stellung hätte ausscheiden müssen, daß sein pflichtgemäßes Drängen auf eine genügende Rüstung des deutschen Volkes von seinen Vorgesetzten als unbequem und aufdringlich aufgefaßt wurde. Er war sich der ungünstigen Lage des Deutschen Reiches voll bewußt und konnte als langjähriger Bearbeiter der Operations- und Aufmarschfragen am besten beurteilen, wie mangelhaft das Reich gerüstet sei. So nahm er denn neben der persönlichen Verbitterung auch noch die Sorge mit in seine neue Stellung, daß nach seinem Ausscheiden aus dem Großen Generalstabe die Wehrvorlagen alljährlich lässiger betrieben werden würden, auf daß die Gemütsruhe gewisser hoher Herren nicht durch unbequeme Mahner gestört werde. Es ging Ludendorff nicht um seine persönliche Laufbahn; es ging ihm um das deutsche Vaterland, um das sich der Ring der Feinde und Neider immer enger schloß und dessen führende Schichten sich, durch einen falschen wirtschaftlichen Glanz geblendet, in sorgloser Sicherheit wiegten.

In den Jahren seiner Generalstabstätigkeit hat Ludendorff zuerst die Kräfte kennengelernt, deren Umtriebe ihm in den Jahren der Entscheidung den Endsieg aus den Händen winden sollten. Ultramontanismus und Marxismus aller Schattierungen im trauten Verein mit dem jüdischen Liberalismus hielten den Dolch zum Stoße bereit! Er rang schon in den Jahren 1907 bis 1913 mit den reichsfeindlichen Strömungen um den Schutz des deutschen Bodens, ohne es zu wissen, daß er selbst das höchste und letzte Opfer amtlicher Gleichgültigkeit und wehrfeindlicher Quertreibereien werden sollte.

Nur kurze Zeit konnte sich Ludendorff seiner neuen Tätigkeit widmen. Die seinem stetigen Drängen zu verdankende „große" Wehrvorlage von 1913 konnte sich noch kaum auswirken, als das Völkerringen begann. Seine Mobilmachungseinteilung lautete auf die Stelle eines Oberquartiermeisters der 2. Armee (von Bülow). Es war dies keineswegs eine Verwendung, die seiner militärischen Begabung entsprach. Noch grollte das Mißbehagen über den unbequemen Untergebenen in dieser auf die Versorgung der kämpfenden Truppe gerichteten Einteilung nach. Wie es Ludendorff verstand, beim Angriff auf Lüttich, den er selbst im Schlieffenschen Geiste während seiner Generalstabsjahre so oft durchgespielt hatte, aus der Rolle des interessierten militärischen Zuschauers in die entscheidende und zielsichere Führung einer Brigade einzutreten, ist weltbekannt. Von jetzt ab spielt sich das Handeln des großen Feldherrn im vollen Rampenlicht der Weltgeschichte ab. Aber nicht genügend werden, vor allem im Auslande, die Widerstände beachtet, die sich der vollen Entfaltung seiner Feldherrntugenden entgegenstellten.

Die russische Mobilmachung war 1914 weit schneller gediehen, als man es deutscherseits bisher in Rechnung gestellt hatte. So nahm der Russeneinfall größere Ausmaße an, als man erwarten konnte. Die Lage im Osten wurde immer bedrohlicher. Da entsann man sich im Großen Hauptquartier des unbequemen Mahners, der bei und in Lüttich auch noch sein persönliches Heldentum bewiesen hatte. Am 22. August 1914

wurde Ludendorff zum Chef des Stabes beim Armee-Oberkommando VIII berufen; damit begann die an Erfolgen beispiellose Laufbahn des Feldherrn an der Seite des Feldmarschalls von Hindenburg, die im Osten mit den Namen Tannenberg, Masuren und den Feldzügen in Litauen und Polen für alle Zeiten verknüpft ist.

Obwohl der Verlauf des Krieges im Osten einen deutlichen Fingerzeig gab, daß ein gütiges Geschick dem deutschen Volke einen Führer geschenkt habe, der fähig sei, trotz der bisher begangenen Fehler und Mißgriffe einen ehrenvollen Frieden ohne Gebietsverluste zu erkämpfen, fiel die Wahl des Kaisers auf Hindenburg und Ludendorff erst am 29. August 1916. Trotz dieses späten Zeitpunktes wäre möglicherweise noch ein guter Enderfolg zu verzeichnen gewesen, wenn sich nicht neue und gänzlich aus dem militärischen Rahmen fallende Aufgaben der Pflichtenkreise der neuen Obersten Heeresleitung hinzugesellt hätten. Das Versagen der immer mehr von den reichsfeindlichen Parteien bedrängten Reichsregierung führte ein steigendes Nachlassen der moralischen Widerstandskraft im Reiche herbei. Das liberalistische Wirtschaftssystem hatte es vor dem Kriege verstanden, jede staatliche Überwachung auszuschließen und damit die Ernährungsgrundlage des eingekreisten Volkes aufs schwerste erschüttert. Zur körperlichen Schwächung der nichtkämpfenden Volksteile kam nun auch noch die ungehemmte Hetze marxistischer Agitatoren, die in den vom Zentrum beherrschten Reichsteilen auffallend wenig Widerstand fand, indes die schwache Regierung glaubte, durch Nachgeben die Sozialdemokraten „bei der Stange halten zu können"!

Mit dem Eifer, mit dem Ludendorff neben seinen strategischen Aufgaben auch die Organisation des Gebiets „Ober-Ost" in die Hand genommen hatte, ging der General nach seiner Ernennung zum Ersten Generalquartiermeister der Obersten Heeresleitung daran, auch die Heimat in die Abwehrfront einzugliedern. War ihm doch durch die Berufung am 29. August 1916 auf seinen Wunsch die volle Mitverantwortlichkeit für die militärische Kriegführung zugestanden worden. Nur allzugerne schoben nunmehr die politischen Behörden der neuen OHL. alle unpopulären Maßnahmen zu, die mit der sich erstmals abzeichnenden Einführung des totalen Krieges verknüpft waren. Die Reichstagsparteien verstanden es zudem, das Hilfsdienstgesetz nahezu bis zur Wirkungslosigkeit zu verwässern. Nirgends zeigte sich die Titanenkraft Ludendorffs mehr als in der Inangriffnahme immer neuer Aufgaben, ohne daß er sich dadurch von seinen militärischen Aufgaben ablenken ließ. Eine andere Natur wäre angesichts der passiven Resistenz der Reichsbehörden und der hemmungslosen Quertreibereien der reichsfeindlichen Parteien vorzeitig zusammengebrochen.

Im Frühjahr 1918 glaubte Ludendorff, den entscheidenden Schlag in Frankreich führen zu können. Was an Kräften im ausgezehrten Deutschland noch vorhanden war (mit Ausnahme nur allzu vieler „unabkömmlicher" Wehrfähiger!), war erfaßt und organisiert. Die große Schlacht in Frankreich machte die ganze Entente erzittern. Der Sieg lag greifbar nahe. Aber die Kraft der deutschen Soldaten war erschöpft. Feindliche Proviantmagazine, die beim siegreichen Vordringen der deutschen Truppen in die Hände der Stürmenden fielen, verlockten die Hungernden zu einer kurzen Rast, die aber lang genug war, dem weichenden Gegner Gelegenheit zu einem Gegenstoße zu geben. So brachten örtliche Rückschläge, die bei einem intakten Heere leicht überwunden werden können, den Mißerfolg und damit das unglückselige Ende des Krieges. Das liberalistische Wirtschaftssystem mit seiner mangelnden Vorsorge für die Ernährung in Kriegszeiten hat durch die Schwächung des deutschen Volkes alle Feldherrnkunst zuschanden werden lassen. Man kann nicht nachdrücklich genug auf diese Tatsache hinweisen. Die ehrenden Nachrufe, die in diesen Tagen dem toten Feldherrn vornehmlich in den ehemals feindlichen Ländern gewidmet wurden, tragen dieser Tatsache Rechnung. Denn sie heben ausnahmslos das Führergenie und Organisationstalent Ludendorffs hervor, das nur zu oft die Ententemächte um den Erfolg ihrer Waffen zittern ließ.

So konnte auch Ludendorff erhobenen Hauptes die Anfeindungen ertragen, die ihm nach seiner Entlassung reichlich zuteil wurden. Es ist hier nicht der Ort, auf die Vorgänge bei seiner Entlassung näher einzugehen. Wir beschränken uns lediglich darauf, die Sätze aus einem Vortrage anzuführen, den Ludendorff im Jahre 1926 vor einem größeren Zuhörerkreise über „Die Revolution von oben" gehalten hat: „Als ich sagte: ‚Euer Majestät, ich muß gehen', antwortete der Kaiser: Sie tun mir einen Gefallen, wenn Sie gehen, denn ich muß mir mit Hilfe der Sozialdemokratie ein neues Reich aufbauen!'" Angesichts dieser befremdlichen Tatsache durfte sich der Feldherr seinerseits berechtigt fühlen, an dem Neuaufbau des Vaterlandes mitzuarbeiten, das in erster Linie vom Marxismus zugrunde gerichtet worden ist. Mit tiefer Erschütterung aber mußte er wahrnehmen, daß der Kaiser trotz der Erfahrungen einer dreißigjährigen Regierungszeit noch des Glaubens sein konnte, der Marxismus sei einer aufbauenden Tätigkeit willens und fähig.

Ludendorff steht an der Schwelle zweier deutscher Geschichtsepochen. Er wuchs im Glanze der ersten Jahre des zweiten Reiches auf. Die Reichsschöpfung Bismarcks galt allgemein als die höchste Machtentfaltung, deren das in Staaten, Stände und Parteien zerrissene deutsche Volk fähig sei. Sein Werdegang als Königlich Preußischer Offizier enthob ihn aller politischen Sorgen und Gedanken. Eine Änderung des politischen Systems wäre undiskutierbar gewesen. Das Reich schien in seiner Gliederung für alle Zeiten gegründet. Und doch: im Großen Generalstab stieß Ludendorff auf die ersten Spuren der Zersetzung. Angesichts einer drohenden, auf Deutschlands Aufstieg neidischen Umwelt versackte immer mehr der Wille zur Selbstbehauptung. Es fehlten die Männer, die dem Reiche das gaben, was ihm die wehrfeindlichen Parteien vorenthielten. Kein zweiter Bismarck stand auf, der die Wehrhaftmachung des Reiches auch gegen den Willen des Parlaments durchgesetzt hätte, wie es Bismarck in Preußen getan hatte, um erst nach dem Kriege von 1866 den Dank des engeren Vaterlandes dafür zu ernten. Der Aufmarschplan Schlieffens sah die restlose Ausschöpfung der militärischen Kraft Deutschlands vor, auf daß mit kurzen, wuchtigen Schlägen das drohende Unheil des Zweifrontenkrieges abgewendet werden könne. Und statt einer, mit der wachsenden Bevölkerungszahl immer mächtiger werdenden Zahl von Bataillonen wuchs alljährlich die Zahl der unausgebildeten Wehrfähigen an, mit deren flüchtiger Ausbildung im Jahre 1914 die wertvollsten Wochen des Bewegungskrieges verschwendet werden mußten.

Lange vor der überwiegenden Mehrzahl seiner Altersgenossen hat Ludendorff in seinem Wirkungskreise das gefährliche Treiben der Reichsverderber erkannt. Aber es fehlte ihm noch das große Erlebnis, das ihn befähigte, sich von Vorurteilen frei zu machen, die in seiner Umgebung gang und gäbe waren. Zudem fühlte er in sich die innere Berufung zu leitender Stelle im Falle des unvermeidlichen Entscheidungskrieges, den siegreich zu bestehen der große Moltke und Graf Schlieffen zu ihrer Lebensaufgabe gemacht hatten. Die große Tragödie des verlorenen Krieges konnte den rastlos schaffenden Geist Ludendorffs nicht schwächen. Er empfand mit Recht, daß es sich hier um anderes handele als um eine verlorene militärische Partie; er hatte keine Veranlassung, sich lebend zu begraben, wie der für seine Person ritterliche und ehrenvolle General Benedek es nach dem verlorenen Kriege von 1866 tun zu müssen glaubte. Nein, der Weltkrieg ist nicht militärisch verloren worden! Ein System, eine Generation hat ihn verloren, und so suchte und fand Ludendorff Anschluß an diejenigen Kräfte, die soldatisch ehrenvoll und politisch unbelastet an nichts anderes dachten, als dem deutschen Volke die artgemäßen Grundlagen seines Seins wiederzugeben.

„Wie bei allen kompromißlosen Kämpfern dieser Erde wird auch bei ihm der Eindruck seiner Persönlichkeit der Nachwelt bewußter werden als vielen Zeitgenossen der Gegenwart." Diese Worte aus dem Aufrufe des Führers an das deutsche Volk gelten als Richtschnur für die Einstellung jedes einzelnen Volksgenossen zur kraftvollen Persönlichkeit Ludendorffs. Ein Feldherr und ein Deutscher, ein Sieger und ein Sucher wird er noch viele deutsche Geschlechter durch die Rätsel seiner offenen Seele überraschen.

Egbert von Xylander.

Die Soldaten der Welt über den Feldherrn Ludendorff

„Eine meiner vornehmsten Aufgaben, nachdem ich den hohen Wert des Generals Ludendorff bald erkannt hatte, sah ich darin, den geistvollen Gedankengängen, der nahezu übermenschlichen Arbeitskraft und dem nie ermattenden Arbeitswillen meines Chefs so viel als möglich freie Bahn zu lassen und sie ihm, wenn nötig, zu schaffen.

... Ich hatte dem General Ludendorff die Treue des Kampfgenossen zu halten, wie sie uns in deutscher Volksgeschichte von Jugend an gelehrt wird, die Kampfestreue, an der unser ethisches Denken so reich ist. Und wahrlich, seine Arbeit und sein Wollen, wie seine ganze sonstige Persönlichkeit waren dieser Treue wert. Mögen andere darüber urteilen, wie sie wollen! Auch für ihn wird wie für so viele unserer Großen und Größten erst später die Zeit kommen, in der das Volk in seiner Gesamtheit bewundernd zu ihm aufblicken wird. Mein Wunsch aber ist es, daß unser Vaterland in gleich schwerem Geschick aufs neue einen solchen Mann finden möge, einen Mann, kraftvoll in sich geschlossen, freilich auch eckig und kantig, aber geschaffen für ein gigantisches Werk wie kaum ein zweiter in der Geschichte.

... Die gewaltige Arbeit meines Generalstabschefs setzte unsere Gedanken und Pläne auf das Räderwerk unserer Armeeführung um und später auf das der gesamten Obersten Heeresleitung, nachdem diese uns anvertraut worden war. Sein Einfluß belebte alle, niemand konnte sich ihm entziehen, es sei denn auf die Gefahr hin, aus der einheitlichen Bahn geschleudert zu werden."

Generalfeldmarschall v. Hindenburg
(„Aus meinem Leben")

„Diese Operationen angelegt und sie mit eiserner Willenskraft und immer neuen Aushilfen zum Erfolg geführt zu haben, würde allein schon ausreichen, den Namen Ludendorff unter die der bedeutendsten Feldherren aufzunehmen."

v. Schäfer in seiner Ludendorff-Biographie über den Herbstfeldzug 1914 in Polen.

„Ich weiß keinen anderen Mann, zu dem ich so unbegrenztes Vertrauen hätte wie zu Ihnen Vielleicht retten Sie im Osten noch die Lage."

Generaloberst von Moltke an Ludendorff (1914).

„Möge Seine Majestät den General Ludendorff nehmen, vielleicht kann er noch retten, was zu retten ist. Er ist keine bequeme Persönlichkeit, aber darauf kommt es doch weiß Gott nicht an"

Generaloberst von Moltke an den Kaiser (Frühjahr 1915).

„Sein Stemmen gegen den russischen Einfall in Ostpreußen mit Mitteln, die vollkommen unzureichend zu sein schienen, sein Stützen der wankenden Österreicher, sein Zurücktreiben der russischen Heere quer durch Polen und hinter die Pripetsümpfe und, als er nach Westen kam, seine Organisation dessen was wir die Hindenburglinie nennen, seine Leitung des Rückzuges auf diese gewaltige Verteidigungsstellung, sein System der Verteidigungstaktik in der Schlacht bei Passchendaele und endlich sein Entwurf der großen Märzoffensive 1918, die weit mehr erreicht, als die Alliierten im Westen in fast vier Jahren mit überlegenen Kräften vollbringen konnten, das alles erreicht eine Höhe, die kein anderer militärischer Führer des großen Krieges aufzuweisen vermag."

Major-General Sir F. Maurice (England).

„Was Ludendorff organisatorisch und wehrwirtschaftlich in kurzer Zeit geleistet hat, ist verblüffend."

Marschall Haig (England).

„Aber der Generalquartiermeister General Ludendorff vom deutschen Generalstab beherrschte nicht allein die militärische, sondern auch die politische Bühne ..."

Winston Churchill, Erster Lord der englischen Admiralität und Kriegsminister.

„Wieder, immer wieder hat er das Vaterland gerettet, und wenn das Vaterland doch schließlich zum Ruin gekommen ist, so geschah es einfach, weil sein Ratschlag nicht befolgt wurde. Wenn er stolz auf sich ist, so ist er noch stolzer auf sein Land.

Wenn die Leiter der Regierung nicht imstande waren, die moralische Gesundung des Volkes zu erhalten, die eine Vorbedingung des Sieges ist, so geschah dies, weil sie den Weg nicht wünschten.

In Ludendorff ist alles zusammenhängend; er ist aus einem einzigen Block gemacht. Er ist mehr ein Monolith als ein Mensch. Da der Erfolg Deutschlands sein einziges Ziel ist, so ist diesem alles untergeordnet.

‚Deutschland, Deutschland über alles!' faßt in einem einzigen Satz die ihn beherrschenden Gedanken zusammen Es ist ihm nie in den Sinn gekommen, daß der Glaube aus dem deutschen Volk gewichen ist Er glaubt, daß der Glaube nur schlummert und auf ein herrliches Erwachen und auch auf den Klang einer göttlichen Stimme wartet Er ist Prophet geworden und hat seinem Volke Gebote gegeben Wenn nötig, muß der Deutsche noch einmal dem Tod entgegengehen, um alles Verlorene wiederzugewinnen. Nehmen wir uns in acht, daß die Stimme des alten Generalquartiermeisters nicht zu früh ein getreues Echo finde."

General Buat im Vorwort zur französischen Ausgabe von Ludendorffs „Meine Kriegserinnerungen".

„General Ludendorff war unbestreitbar ein großer Feldherr, kühn in der Planung, tatkräftig in der Ausführung. Seine sehr seltenen Talente haben sich auf strategischem Gebiet ebenso gezeigt wie auf taktischem Gebiet Sie haben sich in der Kombination und Leitung schwerer und schneller Manöver offen erwiesen Als alter Soldat will ich mich vor der sterblichen Hülle dieses tapferen Gegners verbeugen, ohne die blutigen Opfer und die ungeheuren Schmerzen meines Landes zu vergessen Ich bitte den Gott der Armeen, die Seele dieses Kriegers aufzunehmen, der während des großen Krieges einer der größten Soldaten war."

General Castelneau (Frankreich).

„Der General Ludendorff ist ohne Zweifel der größte Feldherr, der jemals gelebt hat Er war der Offizier, der unseren Generalstab schon lange vor dem Kriege mehr interessierte als jeder andere deutsche Offizier, obgleich er erst Oberst war. Sein Name war wohlbekannt. Man hat sich in Frankreich darüber gewundert, daß der General Ludendorff 1914 nicht den deutschen Aufmarsch leitete."

„Ein guter Franzose und Major im Generalstabe", (der seinen Namen nicht nennen wollte).

„Das ungeheure Werk seines Lebens wird einst in Ruhe von der Geschichte beurteilt werden. Noch sind die Leidenschaften der Zeitgenossen zu lebhaft, um die Stille des Erwägens zu ermöglichen. Aber man darf an die Makellosigkeit und Sauberkeit dieses Mannes glauben und man darf hinzufügen, daß er einer der größten Feldherren aller Zeiten gewesen ist, denn in ihm verbanden sich mit dem Intellekt und dem Können eine persönliche Energie, die von einer ungeheuren Urteilskraft und einem organischen Willen beseelt war, wie ihn nur wenige Feldherren jemals besessen haben."

General de Bono (Italien).

„Ludendorffs blinder, hartnäckiger Glaube, den der verlorene Krieg, der schimpfliche Friede und die bolschewistische Revolution nicht zum Erlöschen bringen konnten, habe seine gerechte Belohnung erfahren. Bevor sein irdisches Leben zu Ende ging, hat Ludendorff die Wiedergeburt seines deutschen Vaterlandes erschauen können."

General Goli (Italien).

„Vor dem toten Körper des großen Soldaten und des großen Bürgers präsentiert das dem deutschen befreundete italienische Volk die Waffen, da er die Verkörperung der höchsten Pflichten darstellt, die er zur Verteidigung des Wohlstandes und der Größe des Vaterlandes durchführte, und zwar mit einem Ideal der Absichten und der Taten, durch die zur Führung der Geschichte bestimmte Männer sich über die Massen erheben und ihnen Achtung auferlegen auch in den Stunden unvermeidlicher Fehler."

General Baldini (Italien).

„Obgleich man sehr wenig von den persönlichen Eigenschaften der beiden Männer (Hindenburg und Ludendorff) wußte, gewann doch allmählich in unserer Armee die Meinung an Boden, daß die geistige Führung und Initiative dem General Ludendorff gehöre. Ihm schrieb man alle Pläne zu. Ganz besonders war dies der Fall mit der großen und erfolgreichen Umklammerung des Sommers 1915. Höchstwahrscheinlich lag der Ursprung dieser Meinung in den Mitteilungen der ausländischen Presse, die in Ludendorff gewöhnlich die Triebfeder des Stabsorganismus erblickte. Es ist dabei interessant zu bemerken, daß das Gerücht, das sich im Frühling 1915 bei uns verbreitete, Ludendorff sei zum Korpskommandanten ernannt worden, bei vielen sehr freudig begrüßt worden war."

General A A. Noskoff, Chef des Generalstabes der 3. russischen Armee.

„Ludendorff war der große Taktiker. Ein gut Teil seiner Taktik ist von den Alliierten studiert worden."

General Bullard (USA.).

„Ludendorffs hervorragendste Leistungen waren die Ausarbeitung von Methoden zur Einnahme der belgischen Forts sowie seine Strategie bei dem großen Angriff von 1918, als er fast schon den Erfolg auf seiner Seite hatte."

General Howland (USA.).

„Ludendorff wird in der Geschichte einen hervorragenden Platz einnehmen als einer der fähigsten deutschen Befehlshaber, der fast gegen die gesamte Welt kämpfte."

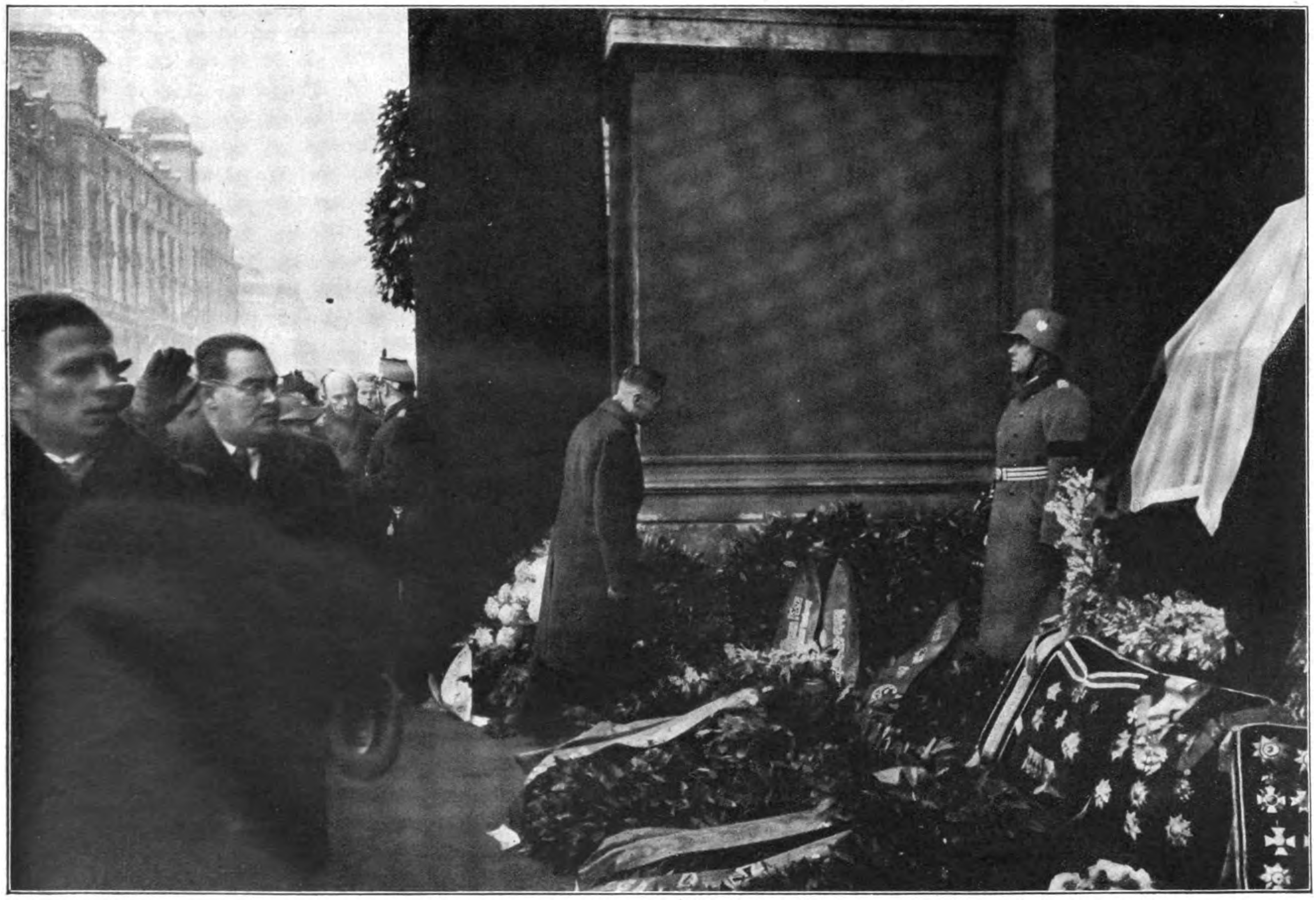
General Fries (USA.).



Der tote Feldherr im Fahnensaal des Generalkommandos.

Vor seiner letzten Fahrt lag der Feldherr im Fahnensaal des Münchener Generalkommandos VII aufgebahrt, an einer Stätte, die seit je Heimat des Soldatentums und der Soldatenführung ist.

Aufnahmen: Fischer.



Ein Volk pilgert zu seinem toten Feldherrn.

Vor der Überführung zur Feldherrnhalle wurde der Sarg mit dem toten General auf einem Podest im mittleren Torbogen des Siegestores aufgestellt; Stunden um Stunden defilierte die Menge vorüber, und überreicher Blumenschmuck häufte sich am Sarge.



Die Überführung vom Siegestor zur Feldherrnhalle.

Der Führer, von Generalfeldmarschall v. Blomberg, Generaloberst Göring und dem Vertreter des Generaloberst v. Fritsch, General der Infanterie v. Bock, begrüßt, ist mit seiner Begleitung am Siegestor eingetroffen. Unter präsentiertem Gewehr der Ehrenkompanie und dumpfem Trommelwirbel wurde kurz darauf der Sarg auf die Lafette gehoben.

Aufnahmen: B Fischer.



Der Weg vom Siegestor zur Feldherrnhalle.

Voran die Ehrenkompanie mit den Fahnen des Füsilier-Regiments 39 („General Ludendorff") hat sich der Trauerzug zur Feldherrnhalle in Bewegung gesetzt. Ergriffen von dem geschichtlichen Augenblick der Stunde grüßt das deutsche Volk stumm den Führer und den toten General.



Tausende von Armen recken sich auf zum letzten Gruß.

Der Lafette mit dem Sarge gingen vier Offiziere mit den Ordenskissen voran. Als erster folgte hinter dem Sarge ganz allein der Führer; hinter ihm schritten Generalfeldmarschall v. Blomberg, Generaloberst Göring und General der Infanterie v. Bock, gefolgt von der übrigen Generalität.

Aufnahmen: Fritz Boegner.



Des Führers letzte Worte.

„General Ludendorff, im Namen des geeinten deutschen Volkes lege ich in tiefer Dankbarkeit diesen Kranz vor Dir nieder."



Die Beileidsbezeigung des Führers.

Nach den letzten Worten, die der Führer im Namen der Nation dem großen deutschen Sohn und Soldaten nachgerufen hat, spricht er der Frau und den Verwandten Ludendorffs sein Beileid aus.

Aufnahmen: B. Fischer



Die Wehrmacht nimmt Abschied.

Generalfeldmarschall v. Blomberg, der in einem Nachruf noch einmal das Bild des großen Feldherrn zeichnete, vor dem Katafalk. Nach ihm legten die Oberbeiehlshaber der drei Wehrmachtteile Kränze am Sarge des Toten nieder.



Nach dem Staatsakt an der Feldherrnhalle.

Neben dem Mahnmal an der Feldherrnhalle, wo Ludendorff am 9. November 1923 an der Seite des Führers durch den Kugelregen hindurchschritt, wurde der Sarg mit dem heimgegangenen Feldherrn auf die Ehrenlafette getragen.





Bei offenem Wasser Kahnführer, während der Winterszeit Schlittenfahrer
Sorgfältig wickelt der Schlittenfahrer seinem Fahrgast, einer schönen Spreewälderin, die Füße ein; er selbst kann seine Jacke sehr gut entbehren, weil ihm bei der Fahrt kaum frieren wird.

Schlittenkufen über Spreewald-

Zur Zeit des strengen Frostes sind die Hunderte von kleinen und großen Kanälen des Spreewaldes mit einer dicken Eisdecke überzogen und nun treten an die Stelle der Kähne Schlitten und Schlittschuhe.



Selbstverständlich muß auch die Feuerwehr im Schlittschuhlaufen und Schlittenfahren ausgebildet sein.

Fast jeder Deutsche kennt die herrliche Landschaft des sommerlichen Spreewalds, unzählige Tausende besuchen dann dieses schöne Stückchen deutscher Erde, fahren auf schmalen Nachen durch die verschlungenen Kanäle und erfreuen sich an den hübschen Trachten der Spreewälderinnen Nicht so bekannt ist aber, daß der Spreewald im Winter seinen Besuchern ebenfalls ganz eigenartige Reize bietet Wenn die Wiesen unter dichtem Schnee liegen, und die Kanäle zugefroren sind, dann stehen in den kleinen Kanalhäfen Hunderte von kleinen Schlitten bereit, um die Besucher einzeln über die spiegelblank gefegten Eisbahnen zu fahren Die Schlittenfahrer — im Sommer sind sie Kahnführer — tragen selbst Schlittschuhe und schieben den kleinen Schlitten mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit über die Eisflächen Allerdings sind die Schlitten im winterlichen Spreewald nicht nur zum Vergnügen da; die Bevölkerung muß sich ihrer bedienen als notwendiges und einzig mögliches Transportmittel.



Die ersten Schrittchen auf dem Eis.
Schon von klein auf lernen die Kinder im Spreewald das Schlittschuhlaufen. Die ältere Schwester hat es übernommen, dem Nästhäkchen die ersten Schritte auf Schlittschuhen beizubringen, denn auch die Mädchen und Frauen besorgen ihre Einkäufe auf Schlittschuhen.

Aufnahmen: Weltbild.



Ein wichtiger Augenblick im Leben der kleinen Spreewälderin.
Zum ersten Male bekommt die kleine Spreewälderin Schlittschuhe unter die Füßchen, und dann wird ihr die große Schwester die ersten Schritte auf dem Eis beibringen. Ohne ein paar Purzelbäumchen wird es anfänglich wohl nicht abgehen, aber später, wenn man es den Großen gleichtun kann, ist die Freude auch um so größer.

Kanälen





So werden die frischen Backwaren ausgetragen ...



... und die Bierbrauer brauchen keine Sorge haben, daß die Empfänger etwa reklamieren könnten, das Bier sei nicht tief genug gekühlt.

Links: Spreewälder Bauer fährt seine Tochter über das Eis.

DER „JLLUSTRIERTE BEOBACHTER" SETZT DIE IN SEINER LETZTEN FOLGE BEGONNENE ARTIKELREIHE UNSERER BILDBERICHTERSTATTERIN ILSE STEINHOFF AUS DEM EHEMALIGEN DEUTSCH-SÜDWEST FORT:

SCHWARZE „DAMEN"
IM LANDE DER HEREROS

EIN BILDBERICHT AUS DER WERFT, DER STADT DER EINGEBORENEN VON WINDHUK IN SÜDWESTAFRIKA

Aufnahmen: Ilse Steinhoff.

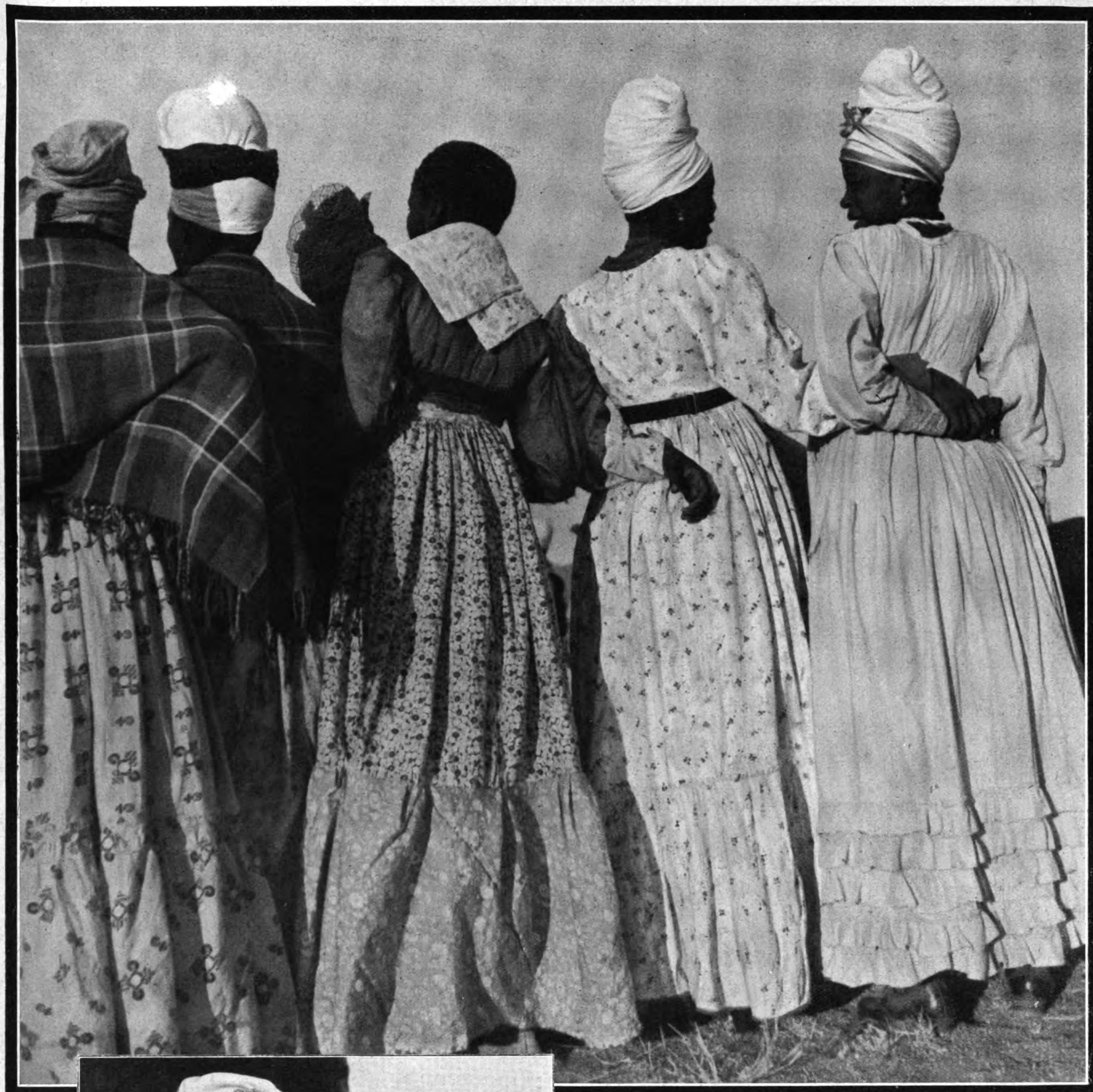


Moderne Technik — nach alter Überlieferung auf dem Kopf getragen.

Die Hererofrauen sprechen fast alle Deutsch und gelten als ehrlich und fleißig. Ihr Fleiß artet aber niemals zur Hast aus, denn es ist unter der Würde einer echten Hererofrau, einen schnellen Schritt zu tun.



Ein Mädchen aus der Windhuker Werft (der Stadt der Eingeborenen) in der üblichen alten Tracht.





Oben: Die Hererofrauen tragen auch heute noch die alte Tracht, die vor sechzig Jahren von den Missionaren eingeführt wurde. Besonders kunstvoll ist der hohe Turban gewickelt, den jede Frau als Zeichen ihrer „Volljährigkeit“ trägt.

Links: Junge Hererofrau mit ihrem Kind, die auf einer deutschen Farm beschäftigt ist.

Rechts: Die Windhuker Werft ist eine Stadt aus Wellblech; selbst Brunnen sind völlig unromantisch aus Wellblech gebaut.



DER „JLLUSTRIERTE BEOBACHTER" SETZT DIE IN SEINER LETZTEN FOLGE BEGONNENE ARTIKELREIHE UNSERER BILDBERICHTERSTATTERIN ILSE STEINHOFF AUS DEM EHEMALIGEN DEUTSCH-SÜDWEST FORT:

SCHWARZE „DAMEN"
IM LANDE DER HEREROS

EIN BILDBERICHT AUS DER WERFT, DER STADT DER EINGEBORENEN VON WINDHUK IN SÜDWESTAFRIKA

Aufnahmen: Ilse Steinhoff.

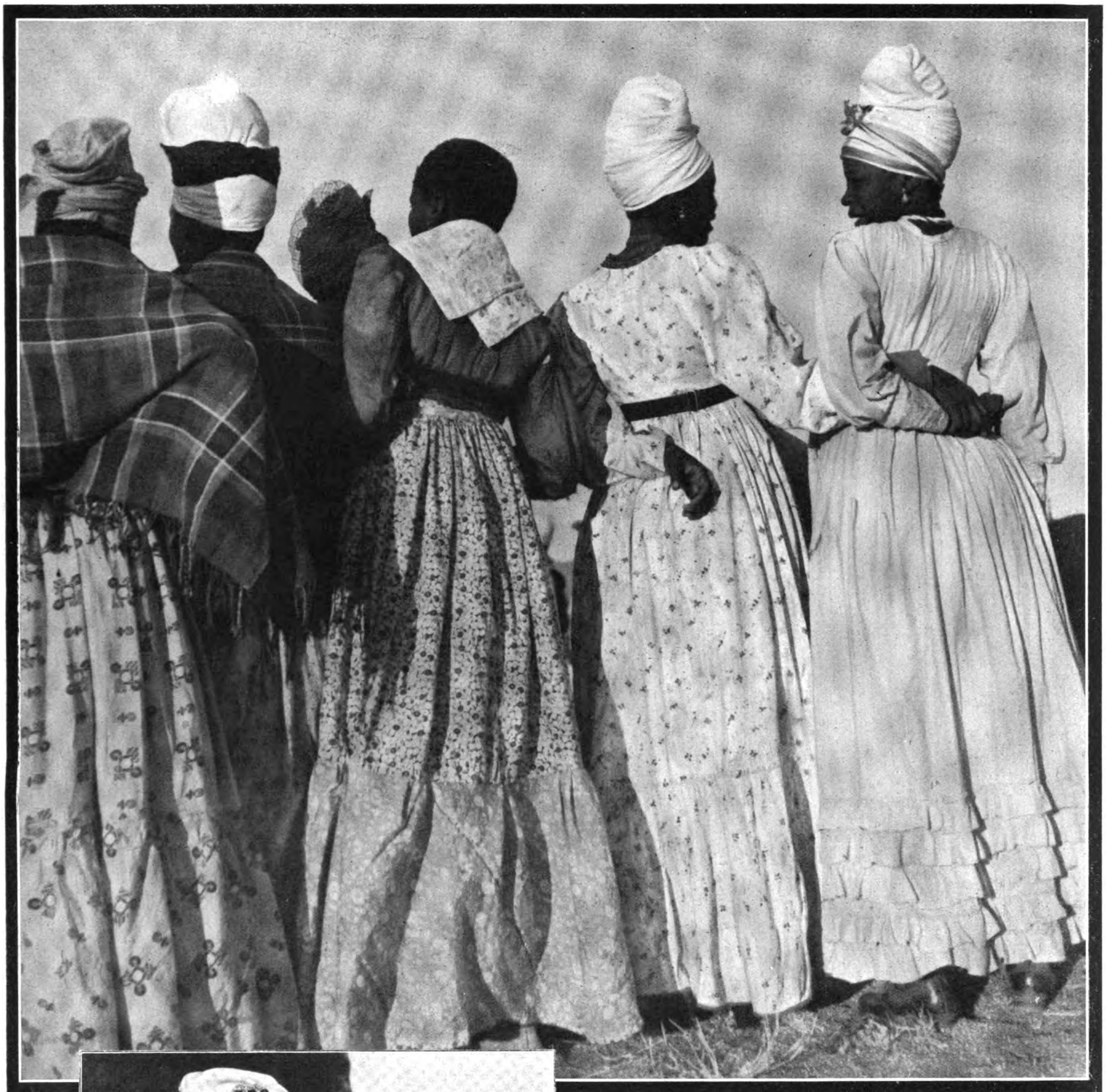


Moderne Technik — nach alter Überlieferung auf dem Kopf getragen.

Die Hererofrauen sprechen fast alle Deutsch und gelten als ehrlich und fleißig. Ihr Fleiß artet aber niemals zur Hast aus, denn es ist unter der Würde einer echten Hererofrau, einen schnellen Schritt zu tun.



Ein Mädchen aus der Windhuker Werft (der Stadt der Eingeborenen) in der üblichen alten Tracht.





Oben: Die Hererofrauen tragen auch heute noch die alte Tracht, die vor sechzig Jahren von den Missionaren eingeführt wurde. Besonders kunstvoll ist der hohe Turban gewickelt, den jede Frau als Zeichen ihrer „Volljährigkeit" trägt.

Links:

Junge Hererofrau mit ihrem Kind, die auf einer deutschen Farm beschäftigt ist.

Rechts: Die Windhuker Werft ist eine Stadt aus Wellblech; selbst Brunnen sind völlig unromantisch aus Wellblech gebaut.



Carl August Freiherr von Gablenz:

D-ANOY bezwingt den Pamir

Ein abenteuerlicher deutscher Forschungsflug

(5. Fortsetzung.)

In den Ortschaften, die wir jetzt passierten, war es schon stiller geworden. Traurig brannten die Ölfunzeln, mit denen die Ortsbevölkerung auf die Straße treten mußte, um unserem Zuge zu leuchten. Da und dort glommen die offenen Feuer, an denen sich die Einwohner ihre Abendmahlzeit bereiteten. Nur dann und wann blitzte der scharfe Strahl von den großen elektrischen Taschenlampen unserer Eskorte auf, die zur Ausrüstung eines jeden chinesischen Soldaten gehören.

Plötzlich hielt unsere Karawane. Waren wir schon am Ziel? Das konnte nicht gut stimmen. Eine Menge Menschen kam uns entgegen, und wir entnahmen ihren Gesten, daß sie uns beim Passieren eines Flusses, der die Straße sperrte, behilflich sein sollten. Schon beim Überschreiten eines Nebenarmes mußten sich unsere Pferde, deren jedes von einem Eingeborenen geführt wurde, anstrengen, den Karren ans andere Ufer zu bekommen.

Im eigentlichen Fluß, dem Yurung-kasch-darja, war die Strömung reißend. Das Wasser stand so hoch, daß es durch die Fugen des Holzbodens in unsere Karren eindrang und wir sehr zu unserem Mißvergnügen im Nassen saßen. Zwei unserer Pferde verloren sogar den Grund und mußten schwimmen. Aber dank der Geschicklichkeit unserer aus dem vor Chotan liegenden Ort Yurungkasch stammenden Helfer erreichten wir gut das jenseitige Ufer.

Damit waren wir beinahe am Ziel unserer Fahrt. Noch hatten wir ein großes Feld — es war, wie wir später feststellen konnten, der Exerzierplatz der Garnison Chotan — zu überqueren, und folgten dann einer uns endlos lang dünkenden Straße, die durch die völlig tote Stadt führte. Plötzlich hielt unsere Karawane vor einem großen Wall mit einem Riesentor, der die Straße sperrte.



Eine kauflustige Menge im Bazar von Chotan.

Aufnahme: Mauritius.

In der Zitadelle.

Lärmend öffnet die Torwache. Wir fahren hinein in die Festung Es geht durch den ersten Hof, dann durch einen zweiten. Schließlich wird in der Halle vor dem dritten gehalten. Zwei weißgekleidete mongolische Offiziere erscheinen zu unserer Begrüßung und führen uns um die hier, wie überall in China, vorhanden: Geistertür herum in einen großen Raum.

Der Boden ist mit schönen Teppichen dick belegt Auch die Wände sind teppichbehangen Die Decke wird von unzähligen Papierfähnchen in den Farben fast aller Nationen der Welt geschmückt. Für die Beleuchtung des riesigen Zimmers, in dessen Ecken sich drei teppichbelegte Pritschen befinden, sorgen zwei Petroleumlampen und vier Wachskerzen. Außerdem finden wir zwei Tische und vier bequeme Armsessel vor, die auch gut als Liegestühle zu benutzen sind.

Auf den Tischen stehen Schalen mit allerlei Obst, mit Süßigkeiten, Mandeln, Nüssen und Rosinen, den Requisiten jedes fernöstlichen Empfangs. Auch Papyros fehlen nicht. Man scheint uns doch wohl als „große" Leute behandeln zu wollen.

Einer der beiden Offiziere versucht, russisch mit uns zu sprechen. Aber da unsere Kenntnisse dieser Sprache nicht bedeutend sind, gibt er es bald auf und bedient sich wieder der Zeichensprache. Wir begreifen, daß wir in diesem Zimmer nun den Ablauf der Ereignisse abwarten müssen. Unser Schicksal liegt in der Hand des Herrn Generals

Die Offiziere denken nicht daran, sich zurückzuziehen. Wir sind hundemüde; außerdem warten wir vergeblich darauf, daß man uns ein Abendessen bringt.

Wir sind müde und zerschlagen. Erst der Flug, dann unsere Gefangennahme mit der Fesselung und der Ritt nach Lob Basar, schließlich auch die harte Karrenreise wirken sich aus Ohne auf die Anwesenden Rücksicht zu nehmen, wirft sich Kirchhoff als erster auf eine Pritsche und schläft sofort völlig erschöpft ein. Ich folge bald seinem Beispiel. Untucht bleibt wach.

Nach einer Weile schrecke ich auf Untucht radebrecht mit einem alten Chinesen Englisch. Ich schlafe wieder ein, ohne zu bemerken, daß zwei Soldaten ihre Lagerstatt auf den Liegestühlen in unserem Zimmer aufgeschlagen haben.

Es sind unsere Boys und Wächter zugleich. Der Feldwebel Tso aus Samarkand und der Unteroffizier Emir Tso lernten wir als einen sehr gescheiten, geschickten und anständigen Soldaten kennen, der außer Turkmenisch auch Chinesisch und Russisch sprach Er war sauber und ehrlich — eine durchaus erfreuliche Erscheinung. Was man von Herrn Emir nicht in jeder Hinsicht behaupten kann. Den Mangel an Klugheit und Zuverlässigkeit ersetzte dieser durch eine beträchtliche Portion Frechheit

Schon beim ersten Dämmern weckt uns der laute Gesang vieler Soldatenstimmen. Es ist dieselbe Melodie und der gleiche Rhythmus, die uns bei der Fahrt durch das Dunkel so fremdartig und interessant in den Ohren geklungen.

Als erster morgendlicher Ohrenschmaus nach einer ohne richtiges Zubeck verbrachten Nacht erschien er uns schon weniger erfreulich, und später, als wir diesen Singsang immer wieder vernehmen mußten, begannen wir sogar, ihn zu hassen.

Wir erheben uns von unseren Pritschen, als Kulis erscheinen, um das Zimmer zu fegen. Die tüchtigen Burschen wirbeln dabei eine Unmenge Staub auf, und statt nun das, was sie mit soviel Aufwand glücklich zu einem kleinen Berg zusammengekehrt haben, auf eine Schaufel zu nehmen, wird der Dreck schön portionsweise in den Händen nach draußen getragen.

Jetzt bringt ein Boy — jeder Chargierte hat mindestens deren zwei, die wiederum die Kulis schikanieren — die Waschschüssel von Hauptmann Fung, einem der beiden Offiziere, die uns empfangen hatten, dessen Seife und heißes Wasser. Wir drei rasierten uns zum letztenmal für viele Wochen und beginnen, den Tagesablauf zu erleben, der, von geringen Zufälligkeiten abgesehen, für die nächsten Wochen unsere Lebenseinteilung bestimmen soll.

Gleich morgens erhalten wir Tee. Nichts dazu. Da das Frühstück bekanntlich die schönste Tageszeit ist. sind wir über diese chinesische Sitte nicht besonders erfreut. Hier im Fernen Osten ißt man nur zweimal am Tage: gegen zehn Uhr vormittags und am Nachmittag gegen vier Uhr

Um zehn kommt auch die erste Mahlzeit. Sie ist reich-

DER KÖLNER MUMMENSCHANZ

Da das Alter, wie wir wissen,
Nicht für Torheit helfen kann,
Wär es ein gesundner Bissen
Einem heitern alten Mann,

Daß am Rhein, dem vielbeschwommnen,
Mummenschar sich zum Gefecht
Rüstet gegen angekommnen
Feind, zu sichern altes Recht.

Auch dem Weisen fügt behäglich
Sich die Torheit wohl zur Hand;
Und so ist es gar verträglich,
Wenn er sich mit euch verband.



Fanfaren proklamieren Prinz Karneval

Der Rosenmontagszug kommt



Selbst ERASMUS ging den Spuren
Der MORIA scherzend nach,
ULRICH HUTTEN mit OBSKUREN
Derbe Lanzenkiele brach.

Löblich wird ein tolles Streben,
Wenn es kurz ist und mit Sinn;
Heiterkeit zum Erdeleben
Sei dem flüchtigen Rausch Gewinn.

Häufet nur an diesem Tage
Kluger Torheit Vollgewicht,
Daß mit uns die Nachwelt sage:
Jahre sind der Lieb und Pflicht.

Johann Wolfgang von Goethe
im Jahre 1825
an das „Festordnende Comitee"
des Kölner Karnevals.

lich und besteht aus fünf Schüsseln. Neben erfreulich viel guten Gemüsen gibt es kleine Nebenschüsseln mit schmackhaften Lauchen in Sojasoße. Alles andere ist mit Hammeltalg gekocht und reichlich fett. Schweinefleisch kommt natürlich nicht auf den Tisch, denn unsere „Gastgeber" sind ja Mohammedaner. Auch mit dem Reis ist es seltsamerweise schwach bestellt.

Die Stäbchen, mit denen wir uns die Speisen einverleiben, werden uns bald vertraut. Mit ein wenig Geduld kommt man schnell hinter das Geheimnis dieser uns ungewohnten Art der Nahrungsaufnahme. Nur sind die Geräusche beim Genuß mehr oder minder flüssiger Speisen kräftiger, als wenn man sich eines Löffels bedient. Aber der gute „Ton" hat in anderen Breiten eben einen anderen „Klang"

Nach diesem Lunch läßt uns der General in seine Wohnung bitten. Sie liegt im vierten, dem innersten Hof. Dort finden wir in wildem Durcheinander alles das ausgebreitet, was in unserem Flugzeug nicht fest eingebaut war. Außer den Ersatzteilen und dem Werkzeug, die man offenbar bei der Maschine gelassen hatte, liegt alles bunt durcheinandergewürfelt, was die Reise nach Chotan überstanden und nicht unterwegs schon einen Abnehmer gefunden hatte.

Beim Sortieren stellen wir fest, daß von Untuchts Sachen am wenigsten vorhanden ist. Ihm fehlt sogar die weiße Lufthansa-Messejacke mit dem Eisernen Kreuz und dem Flugzeugführerabzeichen. Mir selbst ist am wenigsten gestohlen worden. Ich kann an Ro-Un also etwas Wäsche abgeben.

Die Leibwache packt den ganzen Kram etwas zusammen und bringt ihn in unser Zimmer. Wir hoffen, vorläufig keine Sorge um den Rest unseres Besitzes hegen zu brauchen.

Das Wichtigste für uns ist und bleibt die Frage: hat die D-ANOY den Feuerüberfall und die Plünderung so überstanden, daß sie flugfähig geblieben ist? Das müssen wir feststellen und wenden unsere ganzen Überredungskünste in Zeichensprache dazu auf, vom General die Erlaubnis zu erwirken, zum Flugzeug zu dürfen. Es dauert lange, ehe sich der Kommandant zu einer Entscheidung entschließt.

Gut, Untucht und Kirchhoff sollen nach Lob gebracht werden. Ich jedoch werde zur Rolle einer Art von Geisel bestimmt

Wir drei haben verabredet, fest dabei zu bleiben, daß unser Flugzeug nur von einer dreiköpfigen Besatzung geflogen werden könne Damit wollten wir von vornherein die Möglichkeit ausschließen, uns etwa zu trennen.

Zu unserer Überraschung erscheint der General selbst mit einem russischen Lastkraftwagen, den ein russischer Chauffeur fährt, um Untucht und Kirchhoff zur Fahrt nach Lob abzuholen. Er überläßt den besten Sitz neben dem Fahrer Ro-Un und schwingt sich selbst zu seiner Leibwache hinten auf den Kasten.

Mit gemischten Gefühlen sehe ich die Kameraden abfahren. In unserem Zimmer komme ich mir vor wie ein Affe im Zoologischen Garten, denn schier unendlich ist der Strom der Offiziere, Boys und Kulis, die sich ein Vergnügen daraus machen, den interessanten weißen Flieger zu besichtigen.

Als ich mir meinen Sessel in den kühleren Vorraum hinausstellen lasse — selbst darf ich das nicht tun, um mein „Gesicht" nicht zu verlieren —, wird es noch schlimmer. Ungeniert betrachtet man den seltsamen Europäer und scheut sich auch nicht, sich durch Befühlen von der Güte meines Anzugstoffes zu überzeugen

Ich bin ein vorsichtiger Mann und bedenke alle Möglichkeiten. So hatte ich mir für einen etwa notwendigen längeren Aufenthalt neben verschiedenen englischen und französischen Zeitschriften auch zwei Bände von Rankes „Englischer Geschichte des 17. Jahrhunderts" mitgenommen, um einen unfreiwilligen Erholungsurlaub nicht ganz ungenutzt verstreichen lassen zu müssen.

Aber am ersten Tage komme ich beim besten Willen nicht zum Lesen. In mir wächst nur ein großes und tiefes Mitgefühl für jene armen Viecher, die wir zwecks Belehrung in unsere Tiergärten einsperren.

Wir sind keine Gäste, wir sind Gefangene. Hätte ich das vorher noch nicht gemerkt, so wäre es mir jetzt mit aller Deutlichkeit klar geworden Keinen Schritt darf ich allein und ohne Begleitung gehen.

Selbst zu dem verschwiegenen Ort, der in stattlicher Größe an der Nordostecke der Zitadelle liegt — direkt an der Mauer —, recht sauber und „à turka" eingerichtet ist, begleitete mich ein Wächterboy. Da mich mein Magen plagte und sich dieses Übel als Folge des ungewohnten Essens zu einer richtigen Dysenterie ausgewachsen hatte, muß ich den Boy oft bemühen. Ich tue das nicht ungern, denn der Weg durch die Zitadelle ist ebenso interessant wie der Blick, den man durch die Maueröffnungen auf die Stadt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Das Geheimnis des „Schreitenden Apollon"

Roman von Edmund Finke

(6. Fortsetzung.)

Ich, Madam, habe schon gestern Gelegenheit gehabt, mich zu verantworten. Heute kommen Sie an die Reihe. Machen Sie's gut, meine liebe Frau Holcroft. Mit den Leuten von Scotland Yard ist nicht zu spaßen." Mrs Sabina Holcroft konstatierte zum erstenmal ein anzügliches Lächeln in dem sonst so angenehmen Gesicht Yelverstons, das trotz der Fältchen in den Augenwinkeln noch immer das eines großen Jungen geblieben war.

Joan Laroche öffnete die Tür. Hinter Ihr traten Inspektor Borden und H. L. Paine ein. Mrs. Junifer Henstridge erhob sich mit Würde, um die ungebetenen Gäste nach ihren Wünschen zu fragen. Aber Borden lächelte ihr verstohlen einen sehr intimen Gruß zu, der ihr sehr rasch den Umstand zum Bewußtsein brachte, daß ihre Vergangenheit in den Annalen New Scotland Yards keineswegs vollständig in Vergessenheit geraten war. Paine überflog rasch die Runde um den Frühstückstisch, und seine Stimme klang scharf und unangenehm, als er fragte, wohin der fehlende Herr geraten sei. „Mr. Patchull", stellte er fest. Er hatte sich von Joan eine sehr ausführliche Personenbeschreibung der Pensionsgäste geben lassen.

Mrs. Henstridge mußte zum zweitenmal berichten, daß Mr. Patchull gestern das Haus verlassen hatte, um ins Geschäft zu gehen, und daß er nachmittags angerufen hatte, er müsse mit dem Abendzug London verlassen, weil in der Pariser Filiale der „Globe" Verschiedenes zu erledigen sei, was infolge Trickles Nachlässigkeit in Unordnung geraten war

Paine lief ins Vorhaus, winkte Joan, ihm zu folgen, und ließ sich mit Scotland Yard verbinden. „Funkdepesche an die Pariser Sureté! Geben Sie das Signalement für einen gewissen Ormond Patchull, erster Buchhalter der ‚Globe'-Versicherungs-Gesellschaft, durch. Ordentlicher Wohnsitz: London, Chelsea 4 Draycott Avenue, Pension Junifer. Die junge Dame, die hier neben mir steht, wird Ihnen die Personenbeschreibung diktieren. Der Mann ist angeblich nach Paris gefahren, um einige dienstliche Angelegenheiten mit der Pariser Filiale der ‚Globe' in Ordnung zu bringen. Geben Sie das nachfolgende Signalement an alle Polizeistationen Englands und alle ausländischen Polizeidirektionen durch Der Mann ist, wenn er stellig gemacht wird, sofort zu verhaften. Mordsache Reginald Trickle. Lassen Sie sich von Hauptinspektor Crane einen Haftbefehl ausstellen. So, und jetzt los, Miß Laroche, diktieren Sie langsam und genau die Personenbeschreibung Patchulls in den Hörer!"

Die Junisonne schien hell durch das große Südfenster der Hall. Paine fühlte ein leises, melancholisches Bedauern in seinem Herzen Platz greifen, daß dieses bezaubernde junge Mädchen schon in festen Händen war. Ihr rotbraunes Haar schimmerte wie reines Kupfer in der Sonne, und über der schönen, geradezu klassischen Nase waren ein paar Sommersprossen verstreut wie Goldstaub auf rosigem Samt. Paine sah, daß sie sich ihrer großen Verantwortung voll bewußt war, und er dachte mit Bedauern an sein kahles Dienstzimmer, dem eine Sekretärin wie Joan sicherlich eine ganz unwiderstehliche Anziehungskraft verliehen hätte, eine weit größere Anziehungskraft, als der alte Borden mit seinem grauen Seehundsbart je auf ihn ausüben konnte. Eine Waise, dachte Paine, und überdeutlich erinnerte er sich wieder einmal des schönen Spruches über dem Haupttor New Scotland Yards, daß die Polizei in erster Linie über das Wohl und Wehe der Armen und all der Witwen und Waisen der Achtmillionenstadt zu wachen habe

Miß Laroche suchte sich jedes Details zu entsinnen. Paine fand es im Grunde genommen sonderbar, daß sie nicht einen Augenblick daran zweifelte, daß Patchull ein Verbrecher war. „Etwas älter als Fünfzig; ein dicker, jovialer, stets sehr geschäftiger Mann. Immer in Unruhe. Eine Eigenschaft, die bei dicken Leuten besonders auffällig wirkt. Elastisch wie ein Gummiball. Bartlos. Ein dickes, rotes Vollmondgesicht. Falsche Zähne. Er lacht oft; dann sieht man deutlich, daß sie falsch sind. Dicke, kurze Finger und ganz kurze Nägel. Ringe? Ja Einen Siegelring mit grünem Stein Schüttere, blondgraue Haare, durch die die Kopfhaut rötlich durchschimmert. Dummschlaue, hellblaue Glotzaugen. Trägt meist dunkle Anzüge. Dunkel, sagt er, macht schlanker. Weiche Hüte. Schwarz, ja. Er trägt den Hut immer weit aus der Stirne geschoben, weil er schwitzt, wie er es einmal ganz ungeniert erklärte Nein, weiter weiß ich nichts. Koffer? Warten Sie. Ich glaube, er hatte einen Kupeekoffer aus gelbem Schweinsleder im Büro stehen . . ."

Paine nahm Joan den Hörer aus der Hand und versprach dem Telegraphisten des Fahndungsdienstes, daß er ihm binnen 15 Minuten Nachricht zukommen lassen werde, ob Patchull größeres Gepäck mit sich geführt habe. Da Mrs Henstridge beschwor, daß Patchull nicht einmal eine Handtasche von zu Hause mitgenommen hatte, lag die Annahme nahe, daß er den von Joan Laroche erwähnten Kupeekoffer schon vor längerer Zeit für den Fall einer plötzlichen Abreise vorbereitet haben mußte.


REEMTSMA
SORTE
»R6« o/M
doppelt fermentiert
4₰

Paine nahm sich nun die Insassen der Pension Junifer einzeln vor, und Borden rief einen der auf der Straße postierten Detektivsergeanten ins Haus, um die Gesellschaft im Speisezimmer zu beaufsichtigen und eine Verständigung der Zeugen untereinander vor und nach der Einvernahme unmöglich zu machen, wenn er sich auch sagen mußte, daß die Leute, falls sie etwas zu verbergen hatten, längst konforme Zeugenaussagen vereinbart haben konnten.

Borden fühlte zuerst einmal der dicken Henstridge auf den Zahn. „Nett, daß wir uns nach so vielen Jahren doch noch einmal wiedersehen. Damals hieß sie die Juno von Greenwich, Paine, und war ein Teufelsweib, dem die Polizisten vom Straßendienst in weitem Bogen aus dem Wege gingen, seitdem sie mal 'nen Bobby beschuldigt hatte, daß er ihrer weiblichen Ehre nahegetreten sei. Was macht diese Ehre, Juno? Halten Sie noch immer die Standarte mit dem Lilienbanner hoch?"

„Ich bin eine ehrsame Bürgerin, Inspektor, und möchte nicht, daß Sie in diesen längst verflossenen Tönen mit mir reden. Sie sehen, ich habe mich hinaufgearbeitet, und das hier ist ein anständiges Haus, in dem niemand nich von Greenwich und den alten Zeiten weiß. Lauter vornehme Herren und Damen, Inspektor. Mr. Pollard, zum Beispiel, ist Konservator am Museum . . "

„An welchem Museum?"

„Viktoria- und Albert-Museum. Der weiß mehr als viele Professoren und all die Zeitungsleute, wie Herr Yelverston einer ist. Fragen Sie den, wo er am Donnerstag und Freitag gewesen ist. Hier war er nich, das kann ich Ihn' sagen. Wenn der nicht seine Finger mit im Spiel gehabt hat, will ich 'nen Besen fressen. Sogar die ‚Times' hat den Mann unter den Verdächtigen erwähnt. Just den lassen Sie frei herumlaufen und mich möcht'n Se an Greenwich erinnern. Pfui Deibel, sag' ich, 'ne arme Witwe verschimpfier'n, das könn' Se. Mehr nich."

Borden lachte, daß sein grauer Schnauzbart zitterte. „Juno, wie sie leibt und lebt. Immer die Alte Sagen Sie mal, waren die andern — außer Yelverston — zu Hause?"

„Gewiß waren se das, und Sie könn' ja bei der ‚Globe' und im Museum nachfragen, ob se tagsüber im Dienste waren . . ."

„Danke für den guten Ratschlag. Sie wissen genau, wie ein sicheres Alibi ausschaut, Juno"

Paine mischte sich ungeduldig ins Gespräch. „Mrs. Henstridge, es handelt sich um einen Mord. Erzählen Sie, bitte, genau, was sich seit Samstag mittag hier ereignet hat."

„Das kann ich tun. Sie werden sehen, daß nicht viel los war." Sie zog ein blaurot kariertes Schnupftuch aus ihrer großen, kofferähnlichen Handtasche, die sie den ganzen Tag mit sich herumschleppte, und schneuzte umständlich die rötlich angelaufene Nase. Dann legte sie los. „Samstag, spät abends, hat mich einer angerufen, daß Miß Laroche auf der Straße in Ohnmacht fiel. Aber er sagte gleich, 's is nich viel passiert, Sie brauchen keine Angst zu haben, das Mächen wird bald wieder daheim sein. So was kann jedem von uns zustoßen und so hatt' ich denn auch wirklich keine Sorge um Joan"

„Erkannten Sie die Stimme am Telephon?"

„Wenn Sie meinen, ob ich die Stimme wiedererkannt habe, muß ich nein sagen; denn wiedererkennen kann man nur das, was man schon gesehen oder gehört hat. Aber er nannte sich Trickle, und soviel wußt' ich natürlich, daß das Joans Chef war. Ich dachte mir noch, da is sie in guten Händen, und hängte ab Na, und gestern is sie ja wieder nach Hause gekommen, unser Mäuschen; 'n bißchen zerzaust, wie man sagt, aber doch soweit in Ordnung . . ."

Der Ton „gutmütigen" Hohnes in der Stimme der Henstridge entging Paine keineswegs. „Haben Sie einen gewissen Monkwell gekannt?"

„Hm. Ja. Den Namen hab' ich doch schon mal gehört oder gelesen. Monkwell, is das nich der junge Mann, der seit vorigen Samstag verschwunden ist? Ich glaube, ich hab' den Namen im Radio gehört"

„Wußten Sie, Mrs. Henstridge, daß Monkwell Miß Laroche nach Hampstead Heath begleitet hat?"

„Ich werd' Ihn' was sagen, Herr Detektiv. Ich betreibe 'n Boardinghaus, eine Pension, wie man so sagt, und was meine Gäste außer Haus tun, das geht mich nichts an. So hab' ich's immer gehalten, und so werde ich's halten bis ans Ende meiner Tage."

„In Greenwich waren Sie noch viel weitherziger, meine Liebe", spöttelte Borden, „das Alter hat Ihnen wohl ein bißchen Mäßigung auferlegt?"

Mrs. Henstridges Busen wogte empört. „Was sagen Sie da, Inspektor? Ich, alt? Ich bin 45, daß Sie's nur wissen, und ich könnte heute noch heiraten, wenn ich wollte. Aber ich will nicht Ich hab' von einem Mann genug."

„Er starb in Dartmoor, wenn ich nicht irre."

„Lassen Sie die Vergangenheit ruhen, Inspektor. Er hat gebüßt, und Sie haben kein Recht, sich darüber lustig zu machen."

„Schon gut. Warum heiraten Sie nicht Herrn Pollard oder Patchull? Die würden, was das Alter anbelangt, nicht schlecht zu Ihnen passen."

Mrs. Henstridges Züge nahmen einen starren, maskenhaften Ausdruck an Das munter flackernde Licht in ihren Augen erlosch und ihre Worte klangen ernster als bisher. „Pollard? Wo denken Sie hin! Der würde mich nicht heiraten, und wenn ich zehnmal mehr besäße als dieses Haus und meine kleinen Ersparnisse." Ihr Gesicht verfinsterte sich und sie warf Borden einen bitterbösen Blick zu. „Mr. Pollard ist ein Gentleman, Inspektor. Mit dem werden Sie nicht so unverschämt umspringen wie mit einer armen, alten Witwe."

„Alt? Ich dachte, Sie wären erst 45?"

Paine unterbrach das Geplänkel „Und Mr. Patchull?"

„Dieses Faß? Ich würde ihn nicht heiraten, selbst . . ." sie keuchte vor Wut, „selbst wenn er Diamantfelder in Südafrika besäße. Patchull? Buchhalter? Der Kerl ist seit drei Monaten mit der Miete im Rückstand Der Teufel soll ihn holen"

Paine verhielt sich diesem Zornausbruch gegenüber sehr mißtrauisch. Wer früher einmal ein Logierhaus in Greenwich besaß, der hatte sicherlich die Praktiken nicht vergessen, mit denen man biedere Polizisten hinters Licht führt. Mrs. Henstridge war nicht die Frau, die sich drei Monatsmieten samt Kostgeld schuldig bleiben ließ, ohne zu wissen, warum. Andernfalls wäre Mr. Patchull schon vor zwei Monaten auf der Straße gelegen — wenn überhaupt etwas Wahres daran war. Die Antworten der Frau ließen an Klarheit nichts zu wünschen übrig, und doch konnte sich Paine des Eindrucks nicht erwehren, als ob das alles nur Geflunker wäre. Hinter den gewöhnlichen, faustdicken Wahrheiten verbargen sich feingesponnene Lügen, die sozusagen nur negativ in Erscheinung traten; irrationale Lügen, die nur durch Gedankenarbeit rational gemacht werden konnten. Skegneß, das Sanatorium des Dr. Knavish die Pension Junifer, das alles waren nur Fakten, Sachen, Objekte, die Schatten warfen, aber das Geheimnis ihrer Dynamik für sich behielten. Das Motiv fehlte, die Bedeutung, und selbstverständlich auch der Täter An und für sich sah die Sache weit weniger kompliziert aus als andere Kriminalfälle, die gleichwohl leichter zu lösen gewesen waren, weil von Anbeginn an das Motiv klar auf der Hand lag. Hier schwieg jemand. Hier deckte einer den anderen, und Paine wußte nicht einmal, wer wen deckte, wer es bewußt tat und wer nicht

Paine schickte die Henstridge ins Nebenzimmer und rief Mrs Holcroft zum Verhör. Sie gab an, gar nichts zu wissen Auch die Personalien waren so gut wie belanglos. Sie war geschieden und lebte von den Zinsen einer größeren Abfindungssumme. Paine notierte den Namen der Bank Die betreffenden Erkundigungen ergaben nichts Auffälliges. Und doch fanden sowohl Borden als auch Paine, daß Mrs Holcroft weitaus unsympathischer wirkte als die alte Henstridge. Aber Sympathien und Antipathien spielen im kriminalistischen Untersuchungsverfahren nur eine sehr untergeordnete Rolle.

Schließlich blieb, abgesehen von Yelverston, nur noch Mr. Pollard übrig, der im Speisezimmer ungeduldig auf und ab ging und sich anschickte, Paine und Borden eine vorwurfsvolle Rede über die verhinderte Heiligung des Sonntags zu halten. Paine beruhigte ihn, und Pollard gab ohne Zögern seine bescheidenen Personalien ab. Er war 52 Jahre alt, sah aber trotz der strohblonden Perücke älter aus, da er sich schlecht hielt und geschmackloser gekleidet war, als Paine es bei einem Beamten in öffentlicher Stellung je für möglich gehalten hätte Er trug einen großkarierten Anzug aus schwarz-weiß gemustertem Pepitastoff, weiße Pikeeweste und einen Stehkragen samt angesteckter Schmetterlingskrawatte. Das Hemd war ihm um zwei Nummern zu groß und klaffte zwischen Halsleiste und Kragen; selbst seine Redeweise klang komisch und veraltet, und Inspektor Borden kribbelte es in den Fingern, den kleinen, stämmigen Menschen an den gewaltigen Henkelohren zu nehmen und vorerst ins Dampfbad, sodann in eine Plättstube und schließlich zu einem anständigen Schneider zu führen, um ihn neu einkleiden zu lassen Aber Borden mußte sich damit begnügen, schiefe Blicke auf den komischen Pollard zu werfen, denn die Eigenheiten und Extravaganzen närrischer alter Junggesellen gehen die Polizei nichts an, und es lag nicht im Interesse des Dienstes, die Eitelkeiten eines Zeugen zu verletzen, der sich klar und gebildet ausdrücken und vielleicht wertvolle Fingerzeige geben konnte

Paine blickte Herrn Pollard eine Minute lang kritisch an und fragte sich, wie hoch Mr. Pollards Einkommen bemessen sein könne. Er brachte es nicht übers Herz, diese Frage zu unterdrücken. Pollard blinzelte belustigt hinter seiner Brille hervor und gab ohne weiteres zu, daß er rund 1000 Pfund Sterling jährlich verdiene. „Mein Einkommen setzt sich aus meinem Gehalt als Konservator und den Honoraren für Kunstexpertisen zusammen. Ich darf wohl sagen, daß ich — nach dreißigjähriger Tätigkeit am Viktoria- und Albert-Museum — als einer der ersten Kunstkenner Londons bekannt bin."

Paine stellte fest, daß Herr Pollard, wie alle klein gewachsenen, häßlichen Leute, auf seine geistigen, wahrscheinlich auch auf seine seelischen und sittlichen Qualitäten eitel war.

„Wie interessant, Mr. Pollard! Ein herrlicher Beruf! Wie schön, sein ganzes Leben unter Kunstgegenständen, Bildern und dergleichen verbringen zu können! Sie haben doch sicherlich ein Spezialgebiet?"

„Gewiß. Für mich kommen nur die alten Mittelmeerkulturen in Betracht. Alles, was nachher folgte, ist nichts; Bruch, Schutt, jämmerliche Nachahmung."

„Ansichtssache, Mr. Pollard. Auch ich beschäftige mich in meinen Mußestunden ein wenig mit Kunst. In bescheidenen Ausmaßen Der Laie hat es da viel schwerer als der Fachmann. Aber ich halte es lieber mit der nordischen Kunst, vor allem mit unserer eigenen . . ."

„Ich verstehe. Der Laie ist vor allem auf die Kunstschätze der Heimat angewiesen. Besuchen Sie mich einmal in meinem Museum, Mr. . . äh, Paine. Ich werde Ihnen mit Vergnügen als Cicero dienen."

„Gerne, Mr. Pollard. Vielen Dank. Ich werde die Gelegenheit mit Freuden benützen. Aber wir wollen uns jetzt — leider, ich würde viel lieber über Kunst sprechen — zunächst einmal mit den Ereignissen der letzten Woche beschäftigen, von denen bedauerlicherweise Miß Laroche so schwer betroffen wurde. Sie haben ihren Vater gekannt?"

„Ja. Ich habe den alten Laroche gekannt; zufällig kennengelernt; ein netter, gebildeter Gentleman! Künstler. Hatte aber wenig Glück mit seinen Werken. Er starb, wenn ich mich recht erinnere, 1922 — oder war es später? Ich weiß es nicht mehr genau. Als Miß Laroche vor einigen Monaten ihre Stellung bei Larby verlor, konnte ich ihr ein bißchen behilflich sein. Sie ist ein entzückendes Mädchen, nicht wie die vielen dummen Gänse von heute, die nicht mal ein ionisches Kapitell von 'nem korinthischen unterscheiden können. Sie tat mir leid und ich half ihr gern. Schade, daß ich nicht mehr für sie tun konnte, als sie hier unterzubringen und Patchull zu ersuchen, sie in der ‚Globe' zu empfehlen."

„Haben Sie Trickle gekannt, Mr Pollard?"

„Flüchtig, flüchtig, Mr. . . . äh, Paine. Gelegentlich einiger Expertisen, die ich für die Gesellschaft durchführte. Aber er schien mir nicht der richtige Mann für diesen Posten zu sein. Besaß nicht den nötigen Ernst. Machte mir, und wie ich hinten herum erfahren habe, auch andern Experten unsolide Vorschläge."

„Wie das? Er mußte sich doch sagen . . ."

„Er sagte sich gar nichts", wehrte Herr Pollard ungeduldig ab, „Trickle war dumm und kurzsichtig. Manchmal deutete er an, daß ihm eine höhere, ein andermal, daß ihm eine niedrigere Schätzung willkommen wäre. Warum er das tat, habe ich selbst nicht verstanden. Ich behandelte ihn wie Luft. Sah ihn nicht mal an. Hielt ihn von Anfang an für eine Null."

Paine blickte den kleinen Konservator, der sich für einen großen Kunstsachverständigen hielt, nachdenklich an. „Einmal höher, ein andermal niedriger? Sonderbar! Eine niedrigere Schätzung läge vielleicht im Interesse der Versicherungs-Gesellschaft . . ?"

„Sie irren. Derartige Schätzungen werden nur sehr selten durchgeführt, um eine Sammlung normal gegen Diebstahl und Feuer zu versichern. Meist treten sie im Gefolge von Verkaufs- und Versteigerungsabsichten auf, um den zeitgemäßen Verkaufswert eines Kunstgegenstandes kennenzulernen, der beinahe immer erheblich vom Liebhaberwert abweicht. Außer bei ganz großen Objekten. Eine solide Versicherungs-Gesellschaft versichert nur auf den normalen Verkaufswert eines Gegenstandes. Wenn also Trickle niedrigere Schätzungen haben wollte, dürfte er selbst als Käufer oder Bieter bei der betreffenden Versteigerung aufgetreten sein. Wünschte er höhere, bestand wahrscheinlich die Absicht, den Gegenstand einem für vorgemerkten Liebhaber anzuhängen, und Trickle ließ sich am Gewinn beteiligen. Ich sage nicht, daß es so gewesen sein muß: immerhin ist es möglich, daß Trickle derlei Absichten hegte. Ich bin ein alter Hase und mich führt man so leicht nicht hinters Licht.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Beispiel:

Was sagt uns der Ballkalender?

München: 19. 1.: Einzug des Prinzen Karneval. — 22. 1.: Filmball. — 27. 1.: Holländerball. — 29. 1.: Faschingsball der Meisterschule für Mode. — Aufgalopp. — 1. 2.: „Die Studentenmühle", Ball der Münchner Hochschulen. — 2. 2.: Chrysanthemenball. — 5. 2.: Ball der Bayerischen Staatstheater. — 7. 2.: „Auf Safari". — 12. 2.: Pressefest „Alt-München". — 13., 16. 2.: Vorstadthochzeit im Arzberger Keller. — 15. 2.: 1. Gauklerfest im Löwenbräukeller. — 19. 2.: Festball des Deutschen Jagdmuseums im Deutschen Theater. — 2. Gauklerfest im Löwenbräukeller. — 2. Ball der Kammerspiele im Schauspielhaus im Regina. — 24. 2.: DDAC-Ball „Autlerkirta" im Löwenbräukeller. — 25. 2.: „Das glückhafte Schiff." — 26. 2.: Ball der Stadt München im Deutschen Theater. — 27. 2.: Großer Faschingszug. — 28. 2.: Venezianische Nacht im Deutschen Theater. — Großes Fest des Deutschen Künstlerverbandes „Aufbau" in der Schwabinger Brauerei. — „Das glückhafte Schiff" — 2. Fest im Cherubin.

*

Köln am Rhein: 24. 2.: Weiberfastnacht in den Gassen und Kneipen der Altstadt. — „Fest in Rot" (Künstlerball). — 25. 2.: „Die lustige Witwe" (Opernfestvorstellung zu Ehren seiner Tollität des Prinzen Karneval). — 26. 2.: Tag der großen Maskenbälle. — 27. 2.: Tag der Fremdenprunksitzungen. — 28. 2.: Der Rosenmontagszug unter dem Motto: „Die Welt im Narrenspiegel." Im Gürzenich: Der Rosenmontagsball des Korps „Kölsche Funke rut-wieß vun 1823". — 1. 3.: Der traditionelle „Dienstagsball" in allen Sälen des Gürzenich. — 2. 3.: Aschermittwoch: Fischessen und Kehraus.

*

Düsseldorf: 8. 1.: Pressefest und Karnevalsauftakt in der Tonhalle. — 15. 1.: Karnevalsauftakt in „Oberbayern". — 26. und 30. 1., 2., 3., 5., 6., 9., 11., 13., 16., 20., 23. 2.: Damensitzungen. — 29. 1. und 17. 2.: Kostümball. — 29. 1., 12., 19. 2., 1. 3.: Prunk- und Fremdensitzungen. — 14. 2.: Prinzenkürung. — 26. 2.: Maskenfest „Die Nacht der Amazonen" — Kostümball im „Malkasten". — „Fedefe", Fest der Feste. — 27. 2.: Närrische Parade auf dem Hindenburgwall. — Karnevalstreiben in der Tonhalle. — Festessen. — Fedefe, Fest der Feste in der Rheinterrasse. — Kostümfeste. — 28. 2.: Rosenmontagszug. — Rosenmontagsredoute. — Kostümball im „Malkasten". — Fedefe, Fest der Feste in der Rheinterrasse. — 1. 3.: Närrische Kappenfahrt. — Karnevalsausklang in der Rheinterrasse. — 2. 3.: Fischessen.

*

Mainz: 10., 15., 28. 1.: Herrensitzungen. — 22. 1.: Vorstellung des Prinzenpaares in der Narhalla (Stadthalle). — 29. 1., 5., 19. 2.: Maskenbälle. — 13., 16., 29. 1., 4., 5., 6. 2.: Damensitzungen. — 12. 2.: Jubiläumssitzung. — 20. 2.: Fremdensitzung. — 23. 2.: Kindermaskenfest. — 24. 2.: Festsitzung. — 25. 2.: Fackelzug. — 25., 26. 2.: Theatervorstellungen. — 26. 2.: Einzug der närrischen Rekruten der Mainzer Garden. — 27. 2.: Prunk-Fremdensitzung in der Narhalla (Stadthalle). — 28. 2.: Rosenmontagsball. — 1. 3.: Dienstagsball. — Theatervorstellung.

*

Berlin: 8. 1.: Bühnenball der Reichstheaterkammer. — 14. 1.: Ball der Wirtschaftshochschule Berlin. — 15. 1.: Kolonialball. — 16. 1.: Ball des Vereins der Rheinländer. — 21. 1.: Gesellschaftsabend mit Tanz der Vereinig. Carl Schurz e. V. 22. 1.: Ball der Volksbühne. — 23. 1.: Ball der Friseur-Innung. — 28. 1.: „Farbige Nacht," früher Reimann-Ball. — 29. 1.: Ball der Alten Pankgrafschaft. — 1. 2.: Artistik-Ball. — 4. 2.: „Weltrummel." — „Die bunte Laterne." — 5. 2.: Presseball 1938. — 12. 2. Fest der Polizei. 13. 2.: Misdroy-Ball. — 18. 2.: Medizinerball. 19. 2.: Filmball. — Berliner Böse-Buben-Ball. 25. 2.: „Farbige Nacht", früherer Reimannball. 26. 2.: Ball des Schnauferl-Clubs. — 28. 2.: „Weltrummel." — 1. 3.: Kostümball des Vereins der Rheinländer. — „Alaaf"-Fastnachtsdienstag-Maskenball. — Traditioneller Fastnachtsball. — 5. 3.: Havelball. — 6. 3.: Ball anläßlich des 50-jährigen Jubiläums des Verbandes deutscher Eisenwarenhändler. — 11. 3.: Ball d. Sudetendeutschen Kulturgesellschaft. — 12. 3.: Ball der Reichstheaterkammer, Fachschaft Bühne. — Trachtenfest des Vereins Berliner Kegler. — 13. 3.: Schinkelfest.

*

Hamburg: 29. 1.: Kolonialfest. — 12. 2.: Presseball. — Anfang März: Künstlerfest. — 19. 3.: Filmball. — Ende März: Kostümfest „Schiff ahoi".

*

Alles ist gut vorbereitet!

55 Betriebe, vornehmlich in Thüringen, Sachsen, Württemberg, Bayern und Westfalen, stellen Karnevalsartikel her. 1750 Betriebsarbeiter und 2500 Heimarbeiter schaffen 8000 verschiedene Karnevals- und Festartikel im Werte von jährlich 7800000 RM. Mehr als $^2/_3$ davon gehen in alle Welt. In Nizza, Paris, Mailand, Venedig, Budapest und in all den anderen Fastnachtsmetropolen von Europa sowie von Amerika, Afrika, Australien und Asien sind deutsche Karnevalsartikel bekannt und beliebt.

*

Die Kurve der Lebensfreude steigt

Während im Jahre 1931 nur 4,81 Mill. Flaschen Schaumwein verkauft wurden, betrug der Umsatz im Jahre 1935 schon 12,22 Mill. Flaschen und 1936 bereits 14,49 Mill. Flaschen. 1937 werden es voraussichtlich 18 Mill. Flaschen sein.

*

Deutscher Schaumwein in aller Welt!

1935 gingen 254323 Flaschen Schaumwein im Werte von 596000 RM ins Ausland. Im Jahre 1936 waren es bereits 258709 Flaschen im Werte von 682000 RM. Für 1937 werden diese Zahlen erneut übertroffen werden. Hauptabnehmer sind Großbritannien und die Vereinigten Staaten von Amerika.

*

Doppelt so groß wie vor dem Kriege

Der deutsche Weinverbrauch kann ebenfalls eine sehr günstige Aufwärtsentwicklung verzeichnen. Während 1933 auf den Kopf der Bevölkerung 3,6 Liter kamen, stieg die Zahl von 1935 zu 1936 von 6,2 auf 6,7 Liter pro Kopf und erreichte damit das Doppelte des Verbrauchs von 1913 (3,4 Liter). Der deutsche Weinbau beschäftigt 200000 Winzerfamilien. Interessanterweise nimmt er mit rund 640 Millionen Rebstöcken nur 0,3% der landwirtschaftlich genutzten Fläche Deutschlands ein. Das ist noch nicht einmal soviel wie die Fläche von Groß-Berlin!

*

Ist der Deutsche der größte Biertrinker der Welt?

Der Deutsche trinkt gern Bier. Der Bierverbrauch je Kopf der Bevölkerung betrug im Jahre 1936/37 58,7 Liter. Dennoch steht nicht der Deutsche, sondern der Belgier und Engländer an der Spitze der Biertrinker der Welt. In Belgien kommen 180 Liter und in Großbritannien 75 Liter auf den Kopf der Bevölkerung.

*

Wenn Prinz Karneval regiert

sitzt der Geldbeutel locker. Zusätzlich verdienen u. a.: Gaststätten, Friseure, Perückenmacher, Photographen, die kosmetische Industrie, die gesamte Textil- und Bekleidungswirtschaft, die Schuh- und Leder-Industrie, die Kunstblumen-Industrie, die Hersteller von Bohnerwachs und Schuhkrem, die Schokoladen-, Zigarren-, Zigaretten- und Tabak-Industrie, die Schallplatten- und Glühlampen-Hersteller sowie die Fremdenverkehrswirtschaft einschließlich der Verkehrsunternehmen.

*

Diese Nachrichten sind ein kleiner Ausschnitt aus dem Material, das die Ala bei ihrer täglichen Arbeit verwendet. Das Aufgabenfeld der Ala ist die Werbung. Und dazu gehören heute gründliche Marktkenntnisse.

Jedem, der Werbung betreibt oder betreiben möchte, kann die Ala helfen. Ob Sie gelegentlich eine Anzeige aufgeben oder ob Sie einen Werbefeldzug durchführen wollen, wir beraten Sie objektiv, schnell und erfolgsicher. Die zahlreichen Erfolgskontrollen, die wir durchführen, ermöglichen es uns, das Werbemittel zu nennen, das für Sie am zweckmäßigsten ist. Wir sagen Ihnen, wie es eingesetzt werden muß, damit es den erhofften Nutzen bringt.

Als Werbungsmittler schaffen wir den Werbeplan und die Kostenanschläge, übernehmen die Auftragserteilung, überwachen die Abwicklung, besorgen die Kontrolle und die gesamte Abrechnung. Selbst wenn die Ala für Sie mit Hunderten von Auftragnehmern in der ganzen Welt verhandeln und abrechnen muß, Sie brauchen sich nur mit einem Kostenanschag, einer Bestätigung und einer Rechnung zu befassen.

Wichtig aber ist: Ihre Zusammenarbeit mit der Ala verursacht Ihnen keinerlei Kosten! Ganz gleich, ob Sie in Tages- oder Wochenzeitungen werben, in Unterhaltungsblättern oder Fachzeitschriften, an Litfaß-Säulen oder Verkehrsmitteln, durch Filme oder Diapositive, ob im Inland oder im Auslande — wir vermitteln Ihre Aufträge vollkommen kostenlos zu den Originalpreisen der Verleger und Pächter. Die Ala kann für Sie kostenlos arbeiten, weil wir unsere Vergütung von den Auftragnehmern erhalten. (Portozuschläge werden nur bei bestimmten Gelegenheits- und Auslandsanzeigen erhoben.)

Die Ala spart Ihnen Zeit, weil sie Ihnen Arbeit abnimmt. Und die Ala spart Ihnen Geld, weil sie die Kosten dieser Arbeit selbst trägt.

Die Ala ist der größte Werbungsmittler Deutschlands geworden, weil wir die Sache unserer Kunden zu unserer eigenen machen.

ALA

Anzeigen-Aktiengesellschaft

Berlin W 35, Bremen, Breslau 1, Chemnitz, Dortmund, Dresden-A. 1, Essen-Ruhr 1, Frankfurt a. M., Hamburg 1, Hannover M, Kassel, Kiel, Köln 1, Königsberg i. Pr., Leipzig C 1, Lübeck, Mannheim, München 2 M, Nürnberg 1, Stettin 1, Stuttgart

SILVESTER —AHOI!

Mag es nun Silvester sein in einer sogenannten Hamburger Hafenschänke auf der Paseo de Julio in „Buenos“ oder auf der Nanking Road in Schanghai oder in Sankt Pauli selbst: fast überall ist es die gleiche, gemütliche, von sprudelnder Lustigkeit überlagerte Stimmung, die alle erfaßt und der sich niemand entziehen kann. Konzentrierter Frohsinn zwischen Alligatoren, Positionslampen, Seesternen und Viermastern in Flaschen — in einem angeräucherten Raum, den selbst geübte Stauerleute nicht besser ausnützen könnten: „proppenfull!“



Ein heiteres Duett tritt auf.
„Ein Tröpflein netzte mein Gesicht
Von ihrer Wang' — ‚O weine nicht!'
Das Mägdlein sprach: ‚Ach Fritze,
Ich wein' ja nicht — ich schwitze!'"

Aufnahmen: B. Fischer.



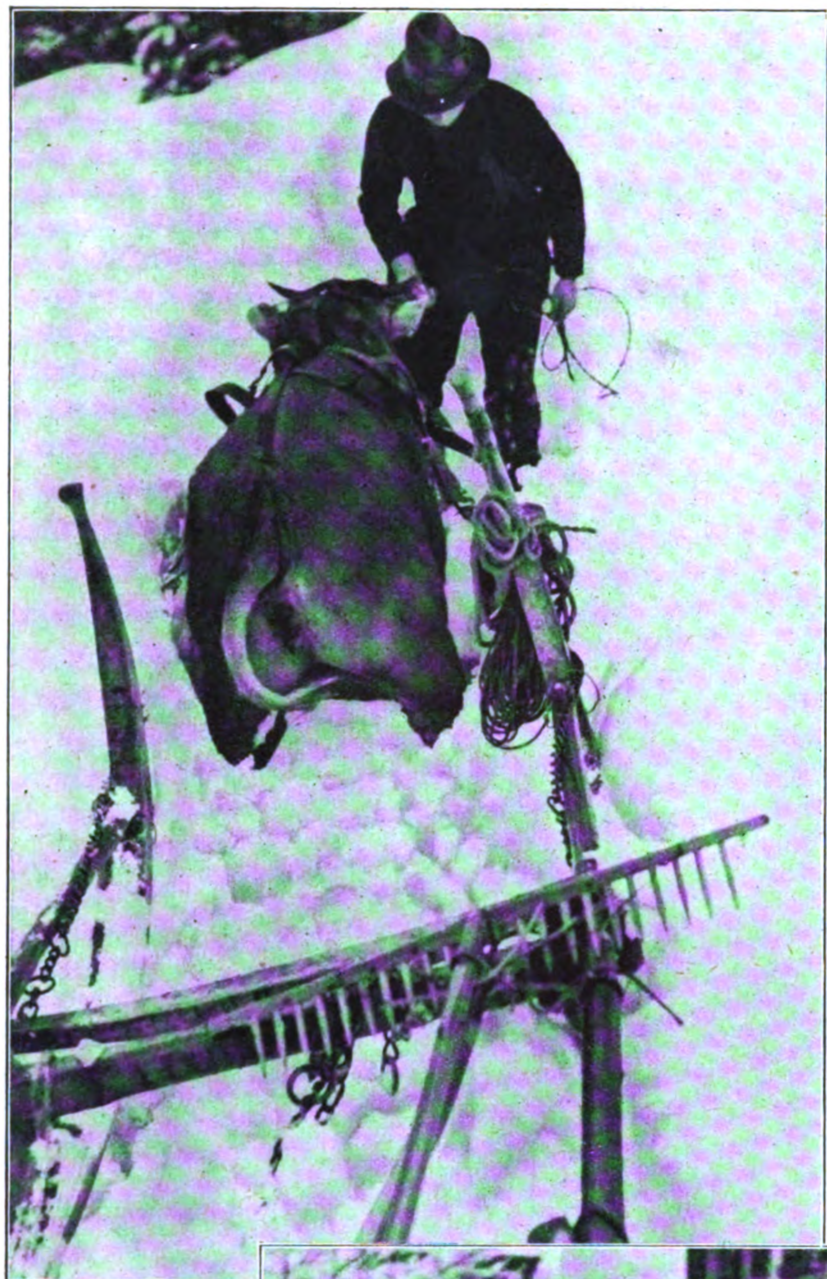
„Leichtmatrosen", die mit geübtem Auge „Voll"-Matrosen nach der Anzahl der eingenommenen Grogs haargenau peilen können, warten auf das letzte Glasen im alten Jahr.



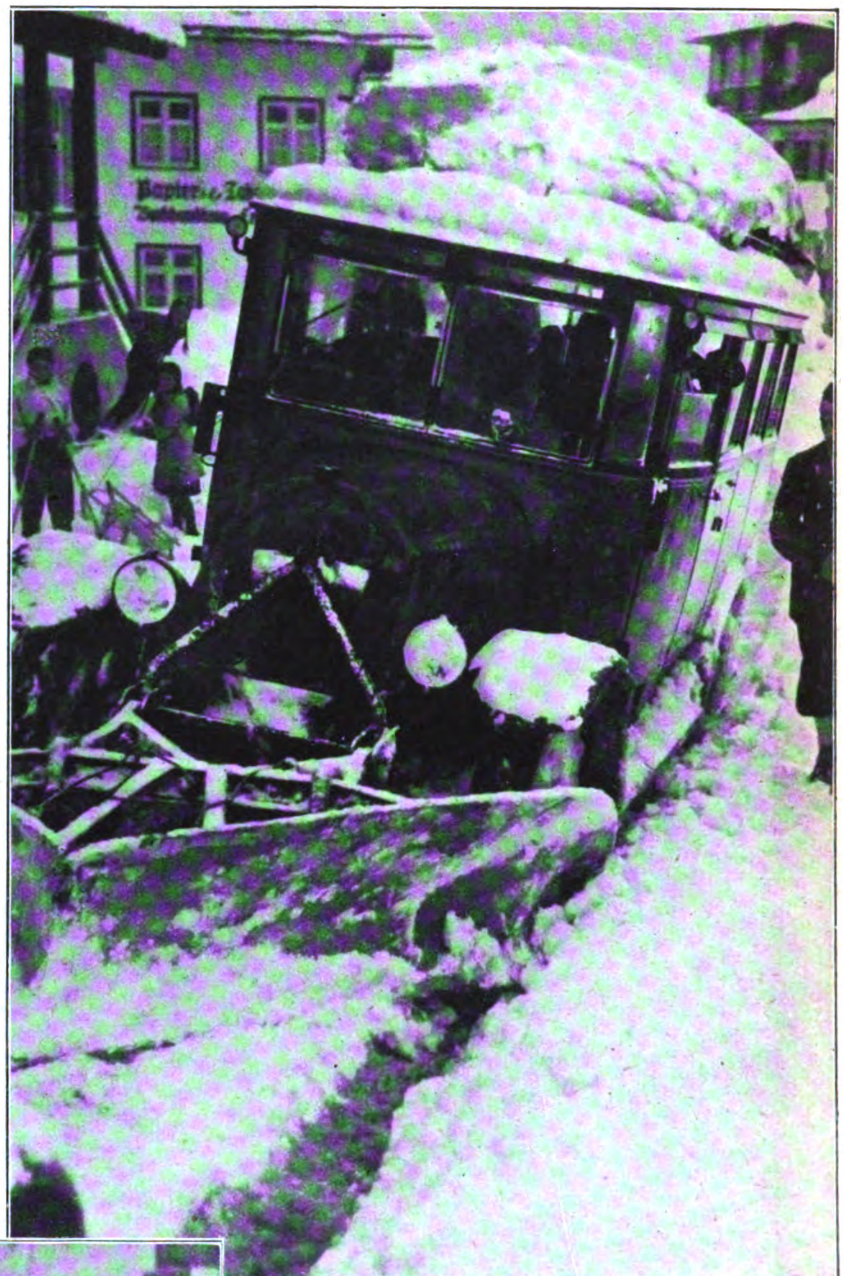
Links: „Wat wullt du mit din Waterkopp . . ."



„Prost Neujahr!!!" Luftschlangen fliegen durch die Luft, die Stimmung hat ihren Höhepunkt erreicht.



Das vor den Schlitten gespannte Tier versinkt im meterhohen Schnee und muß sich noch mühsamer vorwärtsarbeiten als sein Herr.



Der Kraftwagenführer hat es nicht leicht; mit vorgekuppeltem Schneepflug muß der Omnibus sich mühsam seinen Weg bahnen.

Aufnahmen: Engel.



Ein Auto, über das sich zentnerweise der Schnee gelegt hat. Im Walsertal ist es schon vorgekommen, daß Autofahrer ihren Wagen auf dem Parkplatz buchstäblich ausschaufeln mußten.

Schnee im Walsertal



Rechts: Dienstmann im Walsertal. Was würde der Mann wohl ohne Skier anfangen!

Verlag: **Franz Eher Nachf., GmbH.,** München 22, Thierschstr. 11–15, Fernspr. 20647 u. 22131, zwisch. 12–2 Uhr 22134. Drahtanschr.: Eherverlag München. Bezug in Oesterreich durch jede Postanstalt zum Preise von monatl. 2.25 Sch., vierteljährlich 6.15 Sch., Einzelnummer d. Illustr. Beob. 40 Groschen. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Bern III 7205; Warschau 194121; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968; Den Haag 211846; Paris 190066; Brüssel 350797. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank u. Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße; Swiss Bank Corporation, West End Branch, 11c, Regent Street, Waterloo Place, London S. W. 1. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag; Schriftleitung München 13, Schellingstraße 39–41, Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. III Vj. 1937: über 685000 Stck. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3. Für Herausgabe und Schriftleitung in Österreich verantwortlich: Dr. Walter Richter, Wien I.,
[A B C D E F] Eßlinggasse 5